Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Allgemeine deutsche Real-Encyclopaedie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexicon) ; in zehn Baenden

Bd.: 8

Leipzig 1822

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Polym.57(8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11112623-1

Real-Encyclopädie

oder

Converſations-Lexicon.

Fünfte Original-Auflage.

(Dritter Abdruck.)

Achter Band.

R bis Seer.

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Die Titel ſind ſo zu falzen, daß der Schmutztitel vor und nicht nach dem Haupttitel zu ſtehen komme. — Nach dem letzteren folgt bei jedem Bande das Königl. Würtemb. Privilegium. Wegen des friſchen und engeu Drucks iſt beim Binden alle Vorſicht anzuwenden, daß ſolcher nicht abſchwärze.

Anzeige.

Von der fünften Original-Auflage dieſes Werks ſind fünf verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in Med. F. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra-fein Berliner Med. Druckp. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)

No. 5. supra-fein engl. Vel. Pap. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man beliebe noch Folgendes zu bemerken:

1) daß einzelne Theile nur zur Ergänzung abgelaſſen werden, und außerdem das Werk nur im Ganzen verkauft wird;

2) daß Privat-Perſonen, welche ſich direkt an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Expl. zuſammen nehmen, das ſiebente frei erhalten, oder daß ſie ⅙tel des Betrags in Abzug bringen können;

3) daß für die Beſitzer der vier erſten Auflagen das Neue dieſer fünften in beſonderen Supplementen geſammelt worden, die in vier Abtheilungen (jede von 30 Bogen) ausgegeben ſind. Alle vier Abtheilungen dieſer Supplemente (124 Bogen zuſammen), die nicht getrennt werden, koſten im Pränumerationspreiſe auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Allgemeine deutſche

Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände.

(Converſations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Achter Band.

R bis Seer.

Fünfte Original-Auflage.

(Dritter Abdruck.)

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.
Calderon.

Mit Königl. Würtembergiſchen Privilegien.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1822.

Kreisbibliothek Regensburg

Königl. Würtembergiſches Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf eines Nachdrucks dieſer Neuen Auflage.

Se. Königl. Majeſtät der König Wilhelm von Würtemberg haben dem Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Altenburg das Privilegium zu verwilligen geruht: daß innerhalb des Zeitraums von Sechs Jahren, von dem untergeſetzten Tage an, die von ihm zu veranſtaltende vierte verbeſſerte Auflage des in ſeinem Verlage herauskommenden Converſations-Lexicons oder encyclopädiſchen Handwörterbuchs für gebildete Stände, ſo wie jede weitere Auflage dieſes Werks, welche er entweder unverändert nach jener vierten oder mit neuen Zuſätzen und Veränderungen innerhalb des bemerkten Zeitraums herausgeben wird, in den Königlich Würtembergiſchen Staaten nicht nachgedruckt und etwa davon im Auslande veranſtaltete Nachdrücke im Königreich Würtemberg nicht verkauft werden dürfen. Alle diejenigen, welche dieſem Privilegium zuwider handeln würden, ſollen mit den in der Königl. General-Verordnung vom 25ſten Februar 1815,

betreffend die Privilegien gegen den Büchernach- druck, gegen die Uebertreter ſolcher Privilegien be- ſtimmten Strafen belegt, und zu dem daſelbſt be- ſtimmten Schadenerſatz angehalten werden.

Gegeben Stuttgart im Königlichen Ober-Cen- ſur-Collegium, den 14ten Januar 1817.

(L. S.) v. Menoth.

Jäger.

Literariſche Anzeigen.

Im Verlage des Herausgebers dieſes Lexicons ſind erſchienen, und in allen deutſchen Buchhandlungen zu den dabei bemerkten Preiſen zu erhalten:

I.

Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée, du retour et du règne de Napoléon en 1815. Par M. Fleury de Chaboulon. 2 Vol. gr. 8. 1820. London, Murray (Leipzic, Brockhaus en comm.) 4 Thl. (7 Fl. 12 Xr.)

Während immer noch die Sehnſucht des Publicums nach den Commentarien, welche der Verbannte auf Helena über ſeine Feldzüge ſelbſt abfaßt, unbefriedigt bleibt, erſcheint zum Glück wenigſtens eine Schrift, in welcher ein ſehr anziehendes Capitel ſeinen ganzen Beifall erhielt, das er ſogar für ſeine eigenen Commentarien benutzen wollte. Mit dem ernſten Ausrufe: „Die Wahrheit, nichts als die Wahrheit!" ſoll nämlich das Buch ſeines Ex-Secretairs Fleury de Chaboulon, das jetzt ſo viel Aufſehen macht, beehrt worden ſein, als der Ex-Kaiſer darin den Abſchnitt geleſen hatte, welcher von den Conferenzen handelt, die auf der Inſel Elba Statt gefunden und die Buonaparte'n bewogen haben, wieder nach Frankreich zurückzukehren. Durch eine ſo energiſche Billigung erhielt alſo wenigſtens dieſer Abſchnitt das Siegel der Authenticität, und dadurch entſtände zugleich für die übrigen Mittheilungen Fleury's eine ſehr günſtige Vermuthung.

Die Fleury'ſchen Memoiren ſind nun ſchon ſeit zwei Monaten im Publicum; noch hat ſich keine Stimme erhoben, welche den Ex-Secretair Buonaparte's und ſeines Cabinets (der überdies noch mit den Titeln: Requetenmeiſter, Staatsrath, Baron, Officier der Ehrenlegion, Ritter des Ordens der Vereinigung geſchmückt iſt,) der Charlatanerie zeiht, und ihm die Fähigkeit, uns mehr zu ſagen, als wir bereits wiſſen, abſpricht. Da eine Larve ihm ſehr bald abgeriſſen werden würde, wenn er eine trüge, ſo empfiehlt ein ſo langes Schweigen der Literatur-Spione das Buch ebenfalls ſehr.

Der übrige Inhalt der Memoiren iſt von nicht viel minderer Wichtigkeit, und lehrt manchen der Hauptrollen-Spieler im Inter-

regnum der hundert Tage noch beſſer kennen, als man ihn bisher kannte. Als z. B. Buonaparte bemüht war, das Gewebe der Intriguen Fouché's zu zerſtören, ſandte er Fleury nach Baſel, um mit dem, vom Fürſten Metternich dahin abgeſchickten geheimen Agenten zu conferiren. Dies geſchah in einer Periode, als die verbündeten Monarchen ziemlich bereitwillig waren, ſich mit einer bloßen Abdankung Buonaparte's zu Gunſten ſeines Sohnes zu begnügen, und dieſen als Napoleon II. anzuerkennen. Bei dieſer Gelegenheit bekam Fleury über Fouché's Machinationen eine Menge Aufſchlüſſe, die er uns mittheilt und durch die er ſehr intereſſirt, ſobald die Zweifel an ſeine Glaubwürdigkeit beſeitigt ſind.

Auch in Betreff der Schlacht bei Waterloo weiß er manches Neue. Er gibt die Gründe an, durch welche Napoleon bewogen ward, ſich von der Armee zu entfernen, und ſeine Angabe weicht von allen früheren, durch welche dieſe unkluge oder allzukluge Entfernung hat erklärt werden ſollen, ganz ab. Mit vieler Umſtändlichkeit verbreitet er ſich über die Handlungsweiſe der proviſoriſchen Regierung und ihre Beweggründe dazu. Er verſichert, daß auf ihren Befehl Buonaparte in Malmaiſon bleiben mußte und dort gefangen gehalten ward. Mithin wäre die ſo verbreitete, den Helden ſehr lächerlich machende, Erzählung, in Unentſchloſſenheit und Träumereien verſunken habe er in Malmaiſon vegetirt, und als ein Mann, der durch das Unglück den Kopf und das Herz verloren, ſich mit der Hoffnung genährt, daß man ihn zur Armee zurückrufen werde, ganz falſch.

Die Verhandlungen der damaligen franzöſiſchen Regierung mit dem Lord Wellington und den übrigen Feldherrn der Verbündeten, welche endlich die Capitulation von Paris zur Folge hatten, werden von Fleury beleuchtet, und ſeine Behauptung unterſtützt er hier mit einigen Documenten, die noch nirgends gedruckt waren.

II.

Für häusliche Erbauung von Dr. Friedrich August Koethe. Erſter Band. gr. 8. 1821. Auf gutem weißen Papier 2 Thl. 8 Gr. Auf beſſerm Pap. 2 Thlr. 16 Gr. Auf ganz feinem franz. Pap. 3 Thl.

Wie groß auch die Menge älterer und neuer Erbauungsbücher ſein mag, ſo dürfte doch das hier angekündigte frommen und prüfenden Leſern nicht unnütz ſcheinen. Der Verfaſſer hat das bibliſche Chriſtenthum rein, faßlich und erweckend, als Gottes Wort, zur Befeſtigung des Glaubens und Förderung ächter Lebensweisheit darzuſtellen geſucht, und den Zweck, eine einfache und klare, dabei wahrhaft erbauliche Erörterung aller Grundwahrheiten des Chriſtenglaubens zu geben, nirgend aus den Augen verloren. Ueberall auf die heilige Schrift gegründet, keinem feindſeligen Parteigeiſte huldigend, frei von unchriſtlicher Polemik, aber feſthaltend an dem Wort der Wahrheit, die Bedürfniſſe und Meinungen unſerer Zeit berückſichtigend, Glauben und Liebe, als Eine unzertrennliche Offenbarung Gottes im Menſchen ver-

kündigend, iſt dieſer erſte Band ſchon ein Ganzes, wird aber im zweiten, welcher an die Feſtfeier der evangeliſchen Kirche ſich anſchließen ſoll, dem Plane gemäß, zu einem chriſtlichen Handbuche ſich weiter entwickeln. Das Werk iſt anſtändig mit ganz neuen ſehr gefälligen und auch für ſchwache Augen bequemen Lettern, nicht zu eng und doch mit möglichſter Raumerſparniß gedruckt.

III.

Ueber Preußens Geldhaushalt und neues Steuerſyſtem. Von J. F. Benzenberg. gr. 8. 1820. XVI. und 454 S. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 3 Xr.)

Der Preußiſche Staat bietet das ſeltene Schauſpiel eines Menſchenvereins dar, der ſich langſam und mit Beſonnenheit alle neueren Inſtitutionen der Zeit angeeignet, ſo wie ſolches ſeine Geſetzgebung ſeit einem Jahrzehend beurkundet. Die Geſetze über die Aufhebung der Steuerfreiheit, über die Aufhebung der Klöſter und geiſtlichen Corporationen, über die Aufhebung der Zünfte, über die Aufhebung des Gutsnexus und über die Aufhebung der Trennung von Stadt und Land durch die Aufhebung des Acciſeſyſtems, die in gemeſſener Ordnung auf einander gefolgt ſind, ſind eben ſo viele Beweiſe, daß die Regierung den Geiſt ihres Jahrhunderts im Ganzen wohl begriffen hat. — Indeß iſt der Geiſt der neuern Geſetzgebung vielfach verkannt worden und beſonders haben die Finanzgeſetze das Unglück gehabt, nicht verſtanden zu werden. Man muß dieſes aus den unvernünftigen Reden ſchließen, die darüber und dagegen ſind geführt worden, beſonders in den weſtlichen Provinzen. Die Beſtimmung des vorliegenden Werks iſt, um als Grundlage zu einem vernünftigen Geſpräche und zu einem geſunden Urtheile über den Geldhaushalt und das Steuerweſen des Preußiſchen Staates zu dienen. Um alles Schwankende zu vermeiden, iſt der Verfaſſer gleich von Anfang von dem Grundſatze ausgegangen, daß man bei einem Geſpräche übers Steuerweſen blos über genaue Zahlen reden müſſe, und damit man dieſes könne, müſſe man alle ſammeln und zuſammenſtellen, die bis jetzt bekannt gemacht worden. Dann müſſe man ſich ferner darüber vereinigen, daß man auf die Redeform des Superlativs völlig Verzicht thun wolle, und die Dinge und die Zahlen eben nehmen, wie ſie ſich gerade finden. Im erſten Abſchnitte handelt er von der Staatsausgabe, indem er die verſchiedenen Artikel, die das Budget beſtimmen, zuſammenſtellt und einer Unterſuchung unterwirft. Im zweiten Abſchnitt wird die Einnahme dargeſtellt, ſo wie ſie am 1. Januar 1817, alſo am Ende des alten Steuerſyſtems, war; dann wie am 1. Januar 1820 angegeben wurde, alſo am Anfange des neuen. Man überſieht in dieſen Tabellen mit einem Blick, wie viel jede der zehn verſchiedenen Provinzen getragen und wie viel jede Steuer ſowohl in jeder Provinz als auch in der ganzen Monarchie eingebracht hat. Im dritten Abſchnitt werden die verſchiedenen Steuern einzeln unterſucht und ihre Vortheile und Nachtheile gegen einander abgewogen — ſowohl in Hinſicht der Hebungskoſten als auch der Controlle und der Contrebande. Im vierten Abſchnitte werden in zehn verſchiedenen Abhandlungen diejenigen Puncte des Steuerweſens, auf die es bei einer Entſcheidung für dieſes oder

jenes Syſtem ankommt, beſonders unterſucht. Hierhin gehört z. B. die Frage, ob es möglich ſei, daß man das innere Verbrauchſteuerſyſtem ſo ordne, daß man die Zolllinien an der Landesgrenze entbehren und eine allgemeine Zolllinie auf die Grenze von Deutſchland legen könne. Es iſt hier von den Bemühungen des Handelsvereins die Rede, ſo wie auch ein Brief an Prof. Liſt mitgetheilt wird, in welchem die Schwierigkeiten zuſammengeſtellt werden, die ſich einem ſolchen Unternehmen nothwendigerweiſe entgegenſtellen müſſen.

IV.

Das Leben L. N. M. Carnots. Aus den beſten gedruckten, ſo wie aus handſchriftlichen Nachrichten dargeſtellt von Wilhelm Körte. Mit einem Anhange, enthaltend die ungedruckten Poeſien Carnot's. 8. 1820. 2 Thlr. 6 Gr. (4 Fl. 3 Xr.) in farbigem Umſchlage.

Das treue Bild eines wahrhaften Republikaners im ſchönſten und weiteſten Sinne, als deſſen Auge nur auf Wohl und Ruhm des Vaterlandes, und auf den Adel der Freiheit gerichtet iſt; deſſen leitender Compaß in allen politiſchen Stürmen allezeit der Grundſatz war: daß ohne Bürgertugend keine Volkstugend ſei, ohne dieſe aber die Freiheit nur Verbrechen gebäre. — In dieſem Leben wird die Lehre klar, daß Freiheit die Geſundheit der Seele iſt, und daß alſo nur der ihrer genießen kann, in Monarchien wie in Republiken, welcher eines tugendlichen und gerechten Lebens fähig iſt. Dieſes Leben iſt geſchrieben frei und unverholen, wie die Gegenwart vor allen fordert, und gemäß dem Grundſatze Friedrich's, des großen Königs: daß man ſterbliche Menſchen weniger fürchten und ehren muß, denn die unſterbliche Wahrheit.

V.

Handbuch der Philoſophie und der philoſophiſchen Literatur. Von W. T. Krug, der Philoſophie Prof. in Leipzig. Zwei Bände. gr. 8. 1820. Preis 3 Thlr. 16 Gr.

Dieſes Handbuch ſoll nach der Abſicht des Verfaſſers die Mitte halten zwiſchen einem bloßen Compendium und einem ausführlichen Lehrgebäude. Daher ſind auch in demſelben überall die literariſchen Hülfsmittel nachgewieſen, durch welche man ſich weiter belehren kann, wenn man deſſen bedarf. Welcher denkende Kopf aber bedürfte nicht der Anregung und Befruchtung ſeiner Denkkraft durch ſolche Hülfsmittel, wenn er gleich ſonſt ſeinen eignen Gang im Philoſophiren geht! Ebendarum hat auch der Verfaſſer, bei der großen Mannigfaltigkeit philoſophiſcher Anſichten und Syſteme, mit ſtrenger Unparteilichkeit die vornehmſten Schriften aller Partheien angeführt, indem nichts die Denkkraft ſo ſehr anregt und übt, als die Erwägung entgegengeſetzter Behauptungen nach ihren Gründen und Folgen. In Anſehung des übrigen Inhalts dieſes Handbuchs aber iſt der Verfaſſer, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur ſeiner eigenen Ueberzeugung gefolgt. Denn fremde Meinungen neben der ſeinigen dulden, heißt nicht auf eigene Ueberzeu-

gung Verzicht leiſten. Vielmehr kann auf dem Gebiete der Philoſophie, wie jeder andern Wiſſenſchaft, die Freiheit der Meinungen nur dadurch beſtehen, daß jeder die ſeinige mit den möglichſt ſtärkſten Gründen geltend zu machen ſucht.

VI.

Volksſagen und Mährchen der Deutſchen und Ausländer. Herausgegeben von Lothar. 8. 1820. geh. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

Der in neueren Zeiten wieder erwachte, anerkennungswerthe Sinn für dieſe, man darf ſagen, echt poetiſchen Ausflüſſe des Volksgeiſtes, hat bereits mehrere ehrenwerthe Gelehrte bewogen, durch Sammlungen jene Sagen und Mährchen früherer Tage, woran die Völkerſchaften Weſt-Europa's ſo vorzüglich reich ſind, und die oft einen tiefen Sinn haben, vor dem Untergange zu retten, mit dem auch ſie, wie ſo vieles Andere durch die immer ſtärker werdende Vermiſchung des eigenthümlichen Volksgepräges und Lebens, bedroht wurden. Was in dieſer Hinſicht die Gebrüder Grimm u. a. jetzt, was der treffliche Muſäus früher geleiſtet haben, iſt bekannt; ihnen an ſchließt ſich in dem unter oben angegebenem Titel erſchienenen Werke der Herausgeber deſſelben, (Pſeudonym Lothar), der auf circa 300 Octavſeiten mehr als 100, größtentheils heut zu Tage nur ſehr wenig noch bekannte, Sagen und Mährchen, aus der Vorzeit Deutſchland's, der Niederlande, Scandinavien's und Britannien's, Italien's, Frankreich's, Spanien's, Rußland's und Polen's ſammelte, und kurz und ohne weitere erzählende Ausſchmückung, (wie z. B. Muſäus in ſeinen Volksmährchen), gab, dadurch Dichtern und Erzählern eine reiche Quelle eröffnend zu mancher liebreichen Romanze und erzählenden Darſtellung. Vieles ſchöpfte der Herausgeber, (laut Vorrede), aus mündlichen Mittheilungen, Anderes aus brieflichen Mittheilungen entfernter, zum Theil ausländiſcher Freunde, (von woher ihm noch Mehreres zugeſagt iſt), noch Anderes aus alten, ſelten gewordenen Werken. Dann, wenn das von auswärts Verſprochene eingegangen, der Fleiß des Verfaſſers, ſo weit ſein eigener Kreis geht, noch Unbekanntes wieder aufgefunden, wird eine Fortſetzung des hier Begonnenen gegeben werden, der zugleich eine detaillirte Nachweiſung der Quellen des hier Aufgeſtellten beigefügt ſein ſoll, was um ſo willkommener ſein muß, da dem nach Unterricht begierigen Leſer dadurch der Werth des ganzen bedeutend erhöht wird.

Einige der hier gegebenen Sagen ſind ſchon von Verſchiedenen zu weitern dichteriſchen Darſtellungen benutzt worden. So liegt z. B. unverkennbar die alte italieniſche Sage von „der Geliebten aus dem Grabe," (S. 224.) Göthe's herrlicher Dichtung, „die Braut von Korinth," zum Grunde; alſo, daß dieſes Werk für den aufmerkſamen Leſer auch dadurch noch ein Intereſſe gewinnt, indem es nachweiſt, wo und wie dieſer oder jener Dichter und Erzähler ſchöpfte und bearbeitete.

Um zu zeigen, wie einfach und gleichſam naiv der Herausgeber das Aufgefundene hier wiedergibt, ſagt der Beurtheiler dieſes Werks im Literariſchen Wochenblatte, heben wir das „Mährchen vom

Rieſenmädchen," aus, das, wenig bekannt mehr, ſelbſt in dem Theile des deutſchen Vaterlandes, wo es entſtand, eben durch ſeine naive Unbefangenheit, ſeinen Urſprung und das Volk unter welchem es zuerſt in Umlauf kam, charakteriſirt. „Auf der Halbinſel Jasmund liegt ein runder Berg. Er hat 170 Schritte im Umfange und 16 Ellen Höhe, er iſt der Dubberworth genannt."

„Ein junges Rieſenmädchen Dubberwortchen mit Namen, war ſo groß, daß ſie aus den Gipfeln der Bäume die Früchte in den Mund pflücken konnte. Einmal, als ſie ganz allein war, ſagte ſie zu ſich ſelbſt was ſoll ich nun ſpielen, meine Brüderchen ſitzen auf ihren Kreidepfeilern dort am Strande (das nordöſtliche Vorgebirge Jasmund's iſt ein Kreidefelſen, Stubbenkammer genannt, deſſen weiße, hin und wieder mit Geſträuch bewachſene, ſenkrechte Wände, ſich ungefähr 400 Fuß über die Meeresfläche erheben, und von wo aus, beſonders bei aufgehender Sonne, ein wahrhaft großer Blick iſt. Die höchſte Spitze dieſes Vorgebirgs heißt der Königsſtuhl. Der Gipfel iſt zum Theil mit Waldungen bedeckt), der Eine auf ſeinem wunderlichen Stuhle, wo er ſich wie ein König brüſtet, der Andere auf dem Hengſt oder auf dem Sattel. Da will ich mir lieber eine Brücke nach Rügen machen, damit ich über das Wäſſerchen gehen kann, ohne mir meine Pantöffelchen zu benetzen; und nahm eine Schürze voll Sand und eilte damit an's Ufer. Aber die Schürze hatte ein Loch. Als ſie daher hinter Sagard kam, (ein Städtchen auf Jasmund), da lief ein kleiner Theil der Ladung aus, und bildete einen runden Berg, der noch heut zu Tage ſteht und Dubberworth heißt. Ach, ſagte das Hünenmädchen, nun wird die Mutter ſchelten, hielt die Hand unter und lief ſo ſchnell ſie konnte. Die Mutter ſchaute über den Wald und rief dem Töchterchen zu: „Unartig Kind, was treibſt Du? Komm nur, Du ſollſt die Ruthe haben!" Da erſchrak die Tochter, ließ die Schürze vollends gleiten und aller Sand ward umher verſchüttet, und bildete die dürren Hügel bei Litzow."

VII.

Die Conſtitutionen der europäiſchen Staaten ſeit den letzten 25 Jahren. In 4 Theilen. Erſter Theil. gr. 8. 1817. 2 Thlr. Zweiter Theil. gr. 8. 1817. 2 Thlr. 12 Gr. Dritter Theil. gr. 8. 1820. 2 Thlr. 12 Gr.

Wir heben aus dem Lit. Wochenblatte Band VI, No. 50. nachfolgende Beurtheilung dieſes Werkes aus:

So wie bei allen Organiſationen der Erde ein inneres und ein äußeres Leben unterſchieden werden muß; ſo auch bei den beſtehenden Völkern, Reichen und Staaten. Nun gab es bereits im achtzehnten Jahrhunderte eine ſehr intereſſante und für die Vorbereitung auf den höhern Staatsdienſt höchſt wichtige, Wiſſenſchaft, das practiſche europäiſche Völkerrecht, in welchem die rechtlichen Bedingungen des äußern Nebeneinanderbeſtehens der europäiſchen Staaten, ſo wie die auf feierlichen Verträgen, auf der Völkerſitte, dem Herkommen und der Analogie beruhenden Formen und Verhältniſſe der europäiſchen Reiche und Staaten, in ihrer Wechſelwirkung auf einander, ſyſtematiſch entwickelt wurden. Für die Grundlage dieſer

Wiſſenſchaft gab es treffliche Sammlungen von Verträgen, Friedensſchlüſſen u. ſ. w. von du Mont, Rouſſet, Schmauß, Wenck, Hertzberg, Martens, Koch, Schöll u. a.; und um den ſyſtematiſchen Abriß derſelben halten ſich Moſer, Günther, Achenwall, Köhler, Martens, Saalfeld, Schmalz, Schmelzing, Klüber u. a. in älterer und neuerer Zeit, bleibende Verdienſte erworben.

Allein neben dieſer Wiſſenſchaft, welche das öffentliche Recht in dem äußern Leben der europäiſchen Völker, Reiche und Staaten lehrte, fehlte es völlig an der ſyſtematiſchen Darſtellung der rechtlichen Grundbedingungen des innern practiſchen Lebens dieſer Völker, Reiche und Staaten; es fehlte an der wiſſenſchaftlichen Entwickelung des practiſchen europäiſchen Staatsrechts. Zu entſchuldigen und zu erklären war dieſer Mangel bis zum Jahre 1789, weil bis zu dieſem unermeßlich wichtigen Wendepunct der europäiſchen Staatengeſchichte nur Großbritannien eine vertragsmäßig zwiſchen Regenten und Volk abgeſchloſſene, repräſentative, und auf ſchriftlichen Urkunden beruhende Verfaſſung hatte, auf deren Eigenthümlichkeit und Vorzüge zuerſt das Werk von Montesquieu das übrige Europa aufmerkſam machte.

Seit dem Jahre 1789 aber, wo die erſte Nationalverſammlung Frankreich's die Grundlage einer ſchriftlichen Verfaſſung für das, aus den Trümmern des veralteten Lehnsſyſtems wiedergeborene, und zu einem kräftigen inneren Volksleben erwachende, Reich ausſprach, und unter dem mächtigen Drange wunderbarer politiſcher Verhältniſſe allmählig die Hälfte der Geſammtbevölkerung unſeres Erdtheils für die neue Geſtaltung des innern Volkslebens in ihren Reichen und Staaten ſchriftliche Verfaſſungen erhielt, iſt nicht nur die Wiſſenſchaft des „practiſchen europäiſchen Staatsrechts," als der ſyſtematiſchen Darſtellung des öffentlichen Characters des innern politiſchen Lebens aller zu einer neuen Verfaſſung erhobenen Reiche und Staaten, möglich, ſondern auch für den Staatsmann eben ſo nothwendig geworden, wie nur irgend die Kenntniß des römiſchen, longobardiſchen und canoniſchen Rechts. Mag man immer getheilter Meinung über die Güte oder Mangelhaftigkeit der neuern, ſeit 30 Jahren in's öffentliche Völkerleben getretenen, Conſtitutionen ſein; mag immer das Reactionsſyſtem — das in der Geſchichte nie gefehlt hat, wo es eine wohlthätige Fortbildung der Menſchheit zum Beſſern gab, man denke nur an die Einführung des Chriſtenthums, an das Zeitalter der Kirchenverbeſſerung; — ſeine Macht und Hinterliſt gegen das, in neuen Verfaſſungen für die mündig gewordenen Völker angebrochene, Licht eines neuen kräftigen Lebens richten: ſo viel wenigſtens iſt entſchieden, daß man die neuen, ſeit 30 Jahren in Europa zum politiſchen Daſein gelangten, Conſtitutionen kennen, und nach ihrem Charakter, nach ihrer Verſchiedenheit von einander, und nach ihren unermeßlichen Einflüſſen auf die Wiedergeburt des innern Volkslebens verſtehen und würdigen lernen muß, wenn man als Laie richtig über die Haltung der europäiſchen Reiche und Staaten in ihrem Innern, und über ihre Stellung gegen einander urtheilen, und als Staats- oder Geſchäftsmann mit Umſicht, Kraft und Klugheit die innern und äußern Verhältniſſe ſeines eignen Staates leiten will. Denn das verkündigt wohl der Geiſt der Zeit laut und nachdrücklich: daß man

fortan bei'm Studiren und Vorbereiten auf den Staatsdienſt nicht mehr mit dem Juſtinian, mit den päpſtlichen Decretalen, und mit einem Gundlingiſchen, ſogenannten juriſtiſchen, Naturrechte ausreicht, wenn man gleich noch die nächſten 20 Jahre damit durch die herkömmlichen juriſtiſchen Examina durchkommen ſollte, bis in die Köpfe der meiſten Examinatoren ein anderes Licht und eine andere Kenntniß kommt; und daß alle die Staatsmänner, ſelbſt bei rechtlichem Willen, nur das Gepräge einſeitiger und mangelhafter Kenntniſſe tragen müſſen, welche nicht das neu entſtehende öffentliche europäiſche Staatsrecht aus den Quellen ſelbſt ſtudiren, das öffentliche Recht ihres eigenen Staates damit vergleichen, und in den Beziehungen und Wechſelwirkungen ihres Staates mit den übrigen zu einem andern politiſchen Leben wiedergebornen Reichen und Staaten darnach handeln.

Welcher diplomatiſche Agent will und kann wohl fortan mit Frankreich, Niederland, Spanien, Schweden, Baiern, Würtemberg, Baden, Darmſtadt u. a. einen Vertrag unterhandeln und abſchließen, ohne die Bedingungen des innern Staatslebens und des öffentlichen Rechts dieſer Staaten in ihren neuen Verfaſſungen zu kennen und zu durchſchauen. Welcher Statiſtiker oder Diplomat mag wohl die politiſche Kraft dieſer neugeſtalteten Reiche und Staaten ſicher berechnen können, wenn er nicht die, aus den neuen Verfaſſungen hervorgehende, intenſive Kraft dieſer Völker in Anſchlag bringt? Denn darauf beruht eben der Unterſchied zwiſchen den conſtitutionellen und nicht conſtitutionellen Reichen und Staaten, daß in den letzten das Volk ſich in der Form des Reiches verliert, und ein ſolches Reich, nach der Sitte des achtzehnten Jahrhunderts, „als Maſchine" behandelt werden kann, während in den erſten das Volk im Mittelpuncte des politiſchen Lebens ſteht, ſein Recht förmlich durch's Geſetz ausgeſprochen und geſichert, und ſein Fortſchritt zur politiſchen Mündigkeit durch den heiligen Verfaſſungsvertrag bedingt iſt.

Soll aber dieſes öffentliche europäiſche Staatsrecht in die Reihe der politiſchen Wiſſenſchaften treten, und auf gleiche Linie mit dem bereits früher ausgebildeten, practiſchen europäiſchen Völkerrechte geſtellt werden; ſo muß der ſyſtematiſchen Darſtellung deſſelben eine Urkundenſammlung aller neuen Conſtitutionen in Europa ſeit 1789 vorausgehen, die in keiner Büchersammlung irgend eines europäiſchen Staatsmannes, er gehöre zum alten oder zum neuen politiſchen Syſteme, fehlen darf, ſo wie eine ſolche Urkundenſammlung fortan in der Bibliothek eines jeden Juriſten gefunden werden muß, der nicht im Schlendrian des 17. und 18. Jahrhunderts untergegangen iſt, und eine Ahnung von den mächtigen Veränderungen in allen Bedingungen des innern Staatslebens innerhalb des geſammten europäiſchen Staatenſyſtems errungen hat.

Eine ſolche Sammlung hat aber begonnen, und iſt bereits bis zum dritten Theil vorgerückt, der in der letzten Oſtermeſſe erſchien. Sie führt den Titel:

„Die Conſtitutionen der europäiſchen Staaten ſeit den letzten 25 Jahren. Erſter Theil. Leipzig, 1817. 506 S. 8. — Zweiter Theil, 1817. 534 S. — Dritter Theil. 1820. 578 S.

Wir beſchränken uns bei der Anzeige dieſes Werkes darauf, zu bemerken, daß der erſte Theil mit der nordamerikaniſchen Conſtitution vom J. 1787 anhebt, weil dieſe ſich rückwärts auf

die großbritaniſche ſtützte, und vorwärts der erſten franzöſiſchen Conſtitution in vielfachen Beziehungen zum Vorbilde diente; und daß ſämmtlichen, in dieſen drei Theilen enthaltenen, Conſtitutionen geſchichtlich-politiſche Einleitungen vorausgeſchickt ſind, welche in kurzen Umriſſen die Verhältniſſe ſchildern, unter welchen die neuen Conſtitutionen bei jedem Reiche und Staate in's Leben traten, und welchen politiſchen Charakter, (ob repräſentativ oder ſtändiſch, monarchiſch oder republikaniſch u. ſ. w.) ſie an ſich tragen. Es genügt zur weitern Verbreitnng dieſes Werkes in den Kreiſen der Staats- und Geſchäftsmänner und der Juriſten, anzugeben, welche Conſtitutionen bereits in dieſen drei Theilen vollſtändig erſchienen, und mit den erwähnten Einleitungen ausgeſtattet worden ſind.

Im erſten Theile finden ſich, außer der bereits genannten nordamerikaniſchen vom Jahre 1787, die ſechs Conſtitutionen Frankreichs, vom 3. Sept. 1791, (mit einem conſtitutionellen Könige;) vom 24. Junius 1793, (die demokratiſche;) vom 23. September 1795, (die mit dem Directorium;) vom 13. December 1799, (die conſulariſche, mit den Veränderungen derſelben in den organiſchen Senatusconſultis vom Auguſt 1802 und 18. Mai 1804;) vom 6. April 1814, (die vom Senate, nach Napoleons Thronentſagung, unter Talleyrand's Vorſitze, gegebene, und Ludwig XVIII. vorgelegte;) vom 4. Junius 1814, (die Charte Ludwigs XVIII.) mit Napoleons Zuſatzartikeln vom 22. April 1815. — Dann folgen die Conſtitutionen der Niederlande, vom 22. April 1798; vom 16. October 1801; vom 15. März 1805, mit dem Staatsvertrage vom 24. Mai 1806 und dem conſtitutionellen Geſetze vom 10. Junius 1806, wodurch Louis Napoleon König von Holland ward. Im zweiten Theile ſchließt ſich die neueſte Conſtitution des Königreichs der Niederlande, (die oraniſche,) vom 14. Auguſt 1815 daran an.

Außer dieſer enthält der zweite Theil die drei polniſchen Conſtitutionen, vom 3. Mai 1791, (unter Stanislaus Auguſtus Poniatowsky;) vom 22. Julius 1807 (die des Herzogthums Warſchau, welche der König von Sachſen, als Regent des Herzogthums, unterzeichnete;) und vom 27. November 1815, (welche Alexander I. gab;) — und die Conſtitution der freien Stadt Cracau vom 3. Mai 1815.

Dann folgt Deutſchland. Zuerſt die Confoderationsacte des Rheinbundes vom 12. Julius 1806, und die deutſche Bundesacte, vom 8. Junius 1815. Dann von den einzelnen Staaten Deutſchlands: die Ständeverfaſſung in Tyrol vom 24. Mai 1816; das Decret des Königs von Preußen vom 22. Mai 1815; die Conſtitution des ehemaligen Königreichs Weſtphalen vom 15. November 1807, nebſt Ergänzungsſtatut; die Conſtitution Baierns vom 1. Mai 1808, nebſt 6 organiſchen Decreten; die Vorbereitungen in Würtemberg, (unter dem Könige Friedrich I.,) und in Baden (unter dem Großherzoge Carl Friedrich,) ſo wie im Churſtaate Heſſen, zu neuen Conſtitutionen; die Conſtitution des Großherzogthums Frankfurt vom 16. Auguſt 1810 (von Dalberg gegeben;) die Conſtitution des Herzogthums Anhalt-Cöthen vom 28. December 1810; die des Fürſtenthums Waldeck vom 28. Januar 1814; des Herzogthums Naſſau vom 2. September 1814; das Decret des Herzogs von Sachſen-Coburg vom 16. März 1816, zur neuen Geſtaltung der landſtändiſchen Verfaſſung; die weimariſche Conſtitution vom 5. Mai 1816;

die neue landſtändiſche Verfaſſung in Schwarzburg-Rudolſtadt vom 8. Januar 1816; und die neuen Verfaſſungen der Stadt Frankfurt am Main, vom 10. October 1806 und 18. Julius 1816. — Noch ſind in dieſem Theil aufgenommen: die neue Conſtitution Schwedens vom 7. Junius 1809, und Norwegens vom 4. November 1814.

Der dritte Theil beginnt mit Spanien. Von dieſem Reiche werden die Conſtitution Joſeph Napoleons, vom 6. Julius 1808, und die Conſtitution der Cortes, vom 19. März 1812 mitgetheilt, welche Ferdinand der VII. am 7. März 1820 annahm. — Dann folgt die neue Conſtitution Baierns vom 26. Mai 1818, mit den wichtigſten dazu gehörenden Edicten, der Freiheit der Preſſe u. ſ. w.; der würtembergiſche Verfaſſungsentwurf vom 3. März 1817, und die Verfaſſungsurkunde vom 25. September 1819, mit mehrern dazu gehörenden organiſchen Geſetzen; die Verfaſſung Badens vom 22. Auguſt 1818; der Landesvertrag im Fürſtenthum Waldeck, vom 19. April 1816: die Verfaſſung von Sachſen-Hildburghauſen vom 27. November 1817; die Verordnung des Fürſten von Lippe Schaumburg, vom 15. Januar 1816 in Betreff der neuen Einrichtung der landſtändiſchen Verfaſſung; die Verfaſſungsurkunde in Lippe-Detmold, vom 8. Junius 1819, (gegeben von der trefflichen Fürſtin Pauline, deren Einführung aber bis jetzt durch den Widerſpruch der Stände verhindert ward;) die Verfaſſung des Fürſtenthums Lichtenſtein vom 9. November 1818.

Darauf wird des Zuſtandes der Verfaſſung in den übrigen deutſchen Staaten, und im Königreiche Gallizien gedacht. Dann folgen die conſtitutionellen Statuten in Italien ſeit 1797, von welchen aber, ſeit den Veränderungan im Jahre 1814, viele wieder erloſchen ſind. Doch haben ſie Werth als Denkmähler der Geſchichte, und dienen vielleicht für die Zukunft als Grundlagen neuer Verfaſſungen. Es finden ſich hier die Conſtitution Genuas vom 26. Junius 1802; der italieniſchen Republik vom 28. Januar 1802; die conſtitutionellen Statuten, vom 27. März 1805 und 5. Junius 1805, nachdem Napoleon König von Italien geworden war; die (öſterreichiſche) Conſtitution des lombardiſch-venetianiſchen Königreiches vom 24. April 1815; die Conſtitution des (damaligen) Freiſtaates Lucca vom 26. December 1801, und das conſtitutionelle Statut vom 23. Junius 1805; — die Grundzüge der Verfaſſung der (damaligen) römiſchen Republik, vom 20. März 1798, (welche der Herausgeber noch nicht in extenso erhalten konnte;) die Conſtitution Neapels, (von Joſeph Napoleon gegeben,) vom 20. Junius 1808; die ſicilianiſche Verfaſſung, (vom Lord Bentink vorgelegt,) vom Jahr 1812; und Ferdinands IV. Conſtitutionsentwurf für Sicilien vom 16. Mai 1815. Den Beſchluß machen die joniſchen Inſeln.

Für den nächſten vierten Theil ſind die in dem helvetiſchen Staatenbunde ſeit 1798 eingeführten Verfaſſungen, ſo wie die neuen des Herzogthums Braunſchweig-Wolfenbüttel, des Großherzogthums Heſſen u. a. verſprochen. — Nach dieſer Ueberſicht bedarf es wohl über die Reichhaltigkeit und politiſche Wichtigkeit dieſes Werkes, weiter keines Wortes!

R.

R, der achtzehnte Buchſtabe des deutſchen Abc, und der vierte der ſogenannten Halblauter oder fließenden Buchſtaben. Er gehört zu den Zungenbuchſtaben und wird mit einer zitternden Bewegung der Zungenſpitze gegen den Gaumen ausgeſprochen.

Raab, Hauptſtadt der ungariſchen Geſpannſchaft gleiches Namens, am Einfluß der Raab in die Donau. Sie liegt angenehm, iſt wohlgebaut, und hat 1600 Häuſer, ein Schloß, 6 Kirchen, mehrere Vorſtädte und 10 500 Einwohner, welche Weinbau, Seiden- und noch beträchtlichere Tuchweberei treiben. Raab iſt der Sitz eines Biſchofes und einer königlichen Akademie; auch iſt hier ein katholiſches Archigymnaſium und ein evangeliſch-lutheriſches Gymnaſium. Jährlich werden hier ſtark beſuchte Jahrmärkte gehalten. Im Jahre 1809 fiel hier eine Schlacht zwiſchen der ungariſchen Inſurrections-Armee und den Franzoſen unter Eugen vor, zum Vortheil der letztern.

Rabanus oder Rhabanus Maurus ſ. Maurus.

Rabat, Disconto, Sconto (a. d. Ital.), in der Kaufmannsſprache ein Abzug an Gelde, den der Käufer bei gewiſſen Waaren genießt, wenn er baar oder in kurzer Friſt bezahlt. Die Berechnung des Rabats iſt in den verſchiedenen Handelsplätzen verſchieden. In Hamburg und Amſterdam wird er auf hundert gerechnet, d. h. z. B. für 106⅔ Thaler Waare wird 100 Thlr bezahlt. In Leipzig und in italieniſchen Handelsplätzen rechnet man ihn dagegen in Hundert und zahlt alſo da für 100 Thlr. Waaren nur 93⅓ Thlr.

Rabbaniten, oder Rabbiniten, auch Talmudiſten, ſind die Juden, welche neben dem alten Teſtament den Talmud (ſ. d. Art.) als ſymboliſch anerkennen, im Gegenſatz den Karaiten oder Karäer, die ihn verwerfen. Die deutſchen und polniſchen Juden ſind durchaus Rabbaniten.

Rabbi (hebr., wörtlich Lehrer, Meiſter), bezeichnet einen Lehrer des jüdiſchen Geſetzes, insbeſondre auch den Oberſten oder Vorſteher einer jüdiſchen Schule (Synagoge). Man nennt die Rabbinen auch Rabbiner, und ihre Lehren Rabbinismus.

Rabiniſche Sprache und Literatur. Als die Rabbinen von den Arabern aus Babylon, dem damaligen Sitze der jüdiſchen Gelehrſamkeit, vertrieben, ſich in Europa und vornehmlich in Spanien niederließen, und zu Granada, Toledo, Barcelona, Cordova, Sevilla und Saragoſſa Schulen gründeten, fühlten ſie ſich bald durch die gelehrten und gründlichen Forſchungen der Araber über die arabiſche Sprache aufgefodert, auch ihre Sprache, die aus dem Althebräiſchen in einen verdorbnen chaldäiſchen Dialekt ausgeartet war, kritiſch zu bearbeiten und in ihrer Reinheit möglichſt wieder herzuſtellen. Sie ſuchten daher den bibliſchen Hebraismus wieder zur Schriftſprache zu machen, waren aber nicht im Stande weder aus der Grammatik alle chaldäiſche Formen auszuſcheiden, da ſie den Maßſtab

dafür bereits verloren hatten, noch ſich auf die eigentlichen Bedeutungen der Wörter zu beſchränken, da ſie zur Bezeichnung ſo vieler neuen Begriffe nicht mehr hinreichten. So entſtand eine neuere hebräiſche Schriftſprache, welche von den Rabbinen in Spanien, Portugal, Italien und Deutſchland geſchrieben, und deßhalb die rabbiniſche genannt wurde. Für ihre Erlernung ſind eigne Grammatiken und Wörterbücher und andre Hülfsmittel (von Cellarius, Reland, von der Hardt, Tychſen, Buxtorf u. A.) ausgearbeitet worden, und allerdings belohnt der Reichthum der rabbiniſchen Literatur, den man unter andern aus den Überſichten eines Buxtorf, Bartoloccius und Wolf kennen lernt, ein ſolches Studium. Wir begnügen uns, nur einige Schriftſteller aus der blühendſten Periode des Mittelalters aufzuführen. Als Grammatiker machten ſich Aben Eſra, David Kimchi (geſt. um 1282), vornehmlich aber Elias Levita; durch ein (mehrmals gedrucktes) talmudiſches Wörterbuch Nathan Ben Jechiel (1100) und durch ein hebräiſches, welches lange in claſſiſchem Anſehen geſtanden, David Kimchi berühmt. Der erſte, der nach den Forſchungen eines Aben Eſra, Maimonides (geb. 1139, ſ. Maimon), Salomo Jarchi und David Kimchi eine größere kritiſche Arbeit, nämlich eine Reviſion des Pentateuchs, wobei die Maſora ſeine Richtſchnur war, vornahm, war zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Meyer Hallevi (Haramah) aus Toledo; ihm folgte der Rabbine Menachem de Lonzano (deſſen Or Torah mit dem Scheto Jadoth Venedig 1618 gedruckt worden), und dieſem Salomo Norzi, deſſen Arbeit an Umfang und Gründlichkeit alle früheren übertraf. Unter den Auslegern des A. T. ſind die bemerkenswertheſten der ſprachgelehrte aber dunkle Aben Eſra, der dunkle und an Sprachkenntniſſen arme Salomo Jarchi (um 1180), Joſeph Kimchi (um 1160), einer der gelehrteſten Juden, und ſein Sohn, der oft genannte David Kimchi; Levi Ben Gerſon (vor 1370) und Iſaac Arbarbanel (vor 1508). Maimonides ſuchte dem Inhalt ſeiner heiligen Nationalſchriften durch philoſophiſch-theologiſches Raiſonnement zu Hülfe zu kommen; unter den vielen Commentatoren waren Raſchi und er die vorzüglichſten. Zur Vertheidigung ihres Glaubens ſchrieben der genante Levi Ben Gerſon und Lipman aus Mühlhauſen (1399). Um die Erdkunde der mittlern Zeit haben ſich durch ihre Reiſebeſchreibungen verdient gemacht Moſes Petachia aus Regensburg (vor 1187), Benjamin von Tudela (ſeit 1160), und Perizol aus Avignon (um 1550). Auch die Mathematik, Aſtronomie, Philoſophie und Medicin wurden von den Juden, vornehmlich auf den Schulen der Araber in Spanien, mit großem Eifer ſtudirt und bearbeitet; da aber von ihren wiſſenſchaftlichen Werken wenig gedruckt iſt, ſo müſſen wir uns begnügen, den oft genannten Maimonides anzuführen, der als Philoſoph Ariſtoteliſche und Platoniſche Philoſophie mit der Cabbala und dem Talmud vermiſcht, in ſeinen mediciniſchen Werken aber (Aphorismi und De regimine sanitatis) ſich als einen Anhänger Galens zeigt. M.

Rabelais (François), berühmt als humoriſtiſch ſatiriſcher Schriftſteller, Verfaſſer des Gargantua und Pantagruel, wurde zu Chinon um das Jahr 1483 geboren, wo ſein Vater ein Gaſtwirth, nach Andern ein Apotheker war. Zu Fontenay-le-Comte (Fantenay-le-Peuple) trat er in den Franciscanerorden. Aber der Mangel an wahrer Gelehrſamkeit, den er hier bei den frommen Vätern fand, verleidete ihm bald ſeinen Aufenthalt, um ſo mehr, da Neid und Verfolgungsſucht ſich gegen ihn waffneten, die

er auch durch manche Spötterei reizte. Als er endlich einmal im jugendlichen Übermuth einen Trupp tanzender Bauern mit ihren Muſikern betrunken machte, letztern die Inſtrumente wegnahm und ſie als Zeichen ſeiner Heldenthat in der Kirche aufhing, wurde er zu langem Gefängniß verurtheilt, aus dem ihn kaum die Entſchloſſenheit ſeiner Freunde befreien konnte. Bei Clemens VII. bat Rabelais nun um Erlaubniß, in einen andern Orden treten zu dürfen, erhielt ſie, und begab ſich in ein Benedictinerkloſter (um 1523). Aber auch hier blieb er nicht lange, ſondern ging als Weltprieſter nach Montpellier, ſeine mediciniſchen Studien fortzuſetzen, erhielt daſelbſt den Doctorhut, und lehrte und übte die Medicin. Reue oder Furcht ließ ihn bei Paul III. um Abſolution wegen Verlaſſung des Kloſters anhalten, die der Papſt ihm auch gewährte. Eine Zeit lang lebte er nun als Kanonikus zu Saint Maures des Foſſes, wohin ihn ſein Beſchützer, der Cardinal Jean du Bellay, gebracht; endlich wurde er von dieſem als Pfarrer nach Meudon verſetzt. Er ſtarb 1553 zu Paris. So ſehr ſich auch Voltaire gegen Rabelais Gargantua und Pantagruel erklärt, worin Rabelais den Geſchmack ſeiner Zeitgenoſſen an abenteuerlichen Wunderſcenen und die Unwiſſenheit der Mönche mit ſcharfer Lauge wäſcht, ſo hat dieſes Werk dennoch mannichfaltigen Werth und die darin vorkommenden Übertreibungen des Niedrigkomiſchen muß man mehr dem Geiſte der Zeit, in welcher Rabelais lebte, als ſeinem Geſchmacke zurechnen, in dem er freilich weit hinter Cervantes geblieben iſt. Rabelais gehört zu den erſten, welche ihrer noch rauhen und übeltönenden Mutterſprache Geſchmeidigkeit und Ausbildung gaben. Boileau nannte ihn la raison en masque, und Rouſſeau le gentil maitre françois. Unter den ältern Ausgaben ſeiner Werke iſt die von Le Duchat mit K. von Picart die beſte (Amſt. 1741. 3 Vol.); die neueſte Paris 1798; ſie iſt in 3 Bänden mit 78 Kupferſtichen, und in verſchiednen Formaten. Johann Fiſchart (ſ. d. Art.) lieferte 1552 eine freie deutſche Bearbeitung des Gargantua und Pantagruel, welche mehrmals aufgelegt worden, 1785—87 aber unglücklich umgearbeitet von Eckſtein (D. Sander in Kopenhagen) erſchienen iſt.

Rabener (Gottlieb Wilhelm), der bekannte Satiriker, wurde am 17. September 1714 zu Wachau bei Leipzig geboren. Sein Vater war Beſitzer dieſes Dorfs und Anwald beim Oberhofgericht in Leipzig. 1728 bezog Rabener die Landſchule zu Meißen, und ſechs Jahre ſpäter die Univerſität zu Leipzig, wo er mit Gärtner und Gellert, die zugleich mit ihm ſtudirten, ein enges Freundſchaftsbündniß ſchloß. 1741 wurde er Steuerreviſor des Leipziger Kreiſes, 1753 Oberſteuerſecretär in Dresden. Beim Schluß des ſiebenjährigen Kriegs ward er zum Steuerrath ernannt; welches Amt er aber nur acht Jahre bekleidete, da er den 22. März 1771 am Schlage ſein Leben endete. Rabener war achtungswürdig als Menſch und als Gelehrter. In ſeinen Satiren erlaubte er ſich nie Perſönlichkeiten, da ſeinen laut geäußerten Grundſätzen nach der Satiriker zwar die Thorheiten züchtigen, nie aber hämiſche Seitenblicke thun, noch weniger ſeinen Witz an heiligen, oder durch alte Sitte ehrwürdig gewordnen Dingen auslaſſen darf. In der von Schwabe 1741 herausgegebenen Monatsſchrift: Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, trat Rabener zuerſt als Satiriker auf. In der Folge bereicherte er durch ſeine Theilnahme die durch Gärtner, Cramer, A. Schlegel, Ebert, Zachariä und Gellert berühmt gewordnen Bremer Beiträge. Die in beiden Zeitſchriften enthal-

tenen Aufſätze von Rabener füllen die erſten zwei Bände ſeiner Schriften. Der dritte erſchien 1752, betitelt: Satiriſche Briefe; 1755 der vierte, in welchem ſich neben mehrerm Andern, Anton Panſa's v. Manche Abhandlung von den Sprichwörtern und das Mährchen vom erſten April findet. Durch die Belagerung von Dresden (1760) gingen mehrere von Rabener zum Druck beſtimmte Papiere verloren. Nach ſeinem Tode erſchienen die von ihm geſammelten freundſchaftlichen Briefe, nebſt einer kurzen Biographie des Verfaſſers von Chriſtian Felix Weiße (1772). Rabeners reicher und echter Witz, ſein feiner Beobachtungsgeiſt, ſeine heitere Laune, ſeine leichte und anziehende Darſtellungsgabe und die correcte Eleganz ſeiner Schreibart erheben ihn über die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen; und wenn er deſſen ungeachtet gegenwärtig weniger geleſen wird, ſo liegt wohl der Grund darin, daß manches jetzt nothwendig veraltet und unpaſſend erſcheinen muß, was damals treffend und anziehend war. Seine ſämmtlichen Schriften ſind ins Franzöſiſche und Holländiſche, Einiges davon ins Engliſche, Däniſche und Schwediſche überſetzt worden.

Rabuliſten (Rechtsverdreher, Zungendreſcher, Ränkemacher), werden beſonders die Juriſten genannt, die ihre oberflächlichen Geſetzkenntniſſe dazu anwenden, das Recht in Unrecht zu drehen, und durch Wortklaubereien den Gang einer Rechtsangelegenheit zu verzögern, wenn ſie auch in der Hauptſache nichts zu ändern vermögen; von dem ſchlecht lat. rabula.

Rabutin (Roger, Graf von Buſſi), wurde 1618 zu Epiry geboren, und war ein Enkel des Grafen François von Buſſi-Rabutin, der ſich durch ſeinen Commentaire sur les faits des guerres en la Gaulebelgique entre Henri II et l'Empereur Charles V. bekannt machte. Frühzeitig diente er im Regimente ſeines Vaters mit Ruhm, und erhielt anſehnliche militäriſche Stellen. 1665 wurde er Mitglied der franzöſiſchen Akademie, und bald erſchien nun ſeine Histoire amoureuse des Gaules, ein Werk, welches die Galanterien zweier am Hofe ſehr angeſehener Damen der Welt bekannt machte. So großen Beifall dieſe Schrift im Publicum ſowohl durch ihren zierlichen Styl, als durch ihren Witz fand, ſo verderblich ward ſie ihrem Verfaſſer. Ludwig XIV., der Rabutin ohnedies abgeneigt war, ließ ihn zuerſt in die Baſtille ſetzen, dann auf ſeine Güter verweiſen. Aus dieſem ihm langweiligen Exil ſchrieb Rabutin eine Menge Briefe an den König, welche aber ohne Wirkung blieben. Aus Verdruß, und um nicht in der Welt vergeſſen zu werden, machte er nun auf Boileau's Epiſtel über den Rheinübergang Ludwigs XIV. ſatiriſche Bemerkungen, bat aber Boileau durch einige Freunde wieder um Verzeihung, als dieſer ſich anſchickte, ihn dafür zu züchtigen. Nach 17jähriger Verweiſung erhielt Rabutin endlich die Erlaubniß in die Hauptſtadt zurückkehren zu dürfen; da ihn aber Ludwig fortwährend geringſchätzig behandelte, ſo ging er bald wieder in ſeine Einſamkeit nach Chazen zurück, wo er ſich fortan aufhielt. Zu den ſeltſamen Einfällen, mit deren Ausführung er ſich hier beſchäftigte, gehört die Einrichtung einer Gemähldegallerie, beſtehend aus Bildniſſen von Zeitgenoſſinnen, die er mit ſatiriſchen Inſchriften verſah. (Millin, in ſeiner Reiſe in die mittäglichen Departements von Frankreich, giebt über dieſe ſonderbare Sammlung Aufſchluß.) Er ſtarb 1693 zu Autun in einem Alter von 75 Jahren. Iſt auch ſeinen Schriften, beſonders ſeinen Memoiren, Geiſt, Witz und eleganter Styl nicht abzuſprechen, ſo war doch Rabutin als Menſch nicht achtungswerth, da er von ſei-

nen Talenten keinen würdigen Gebrauch machte, und Eitelkeit die Triebfeder aller ſeiner Handlungen war.

Racan (Honorat de Bueil, Marquis de), geboren 1589 von einer adeligen Familie in Touraine, wurde in ſeiner Jugend als Page bei dem König von Frankreich angeſtellt. Durch den Umgang mit Malherbe erlangte er Liebe und Kenntniß der Poeſie, und machte ſich beſonders durch ſeine Hirtengedichte (Bergeries de Racan, Paris 1635, 8.) bekannt. Sie gehörten unter den ältern Gedichten dieſer Art, vor Segrais Zeit, zu den beſten, und ſelbſt Boileau rühmte ſie, und behauptete, daß Racan mehr Genie als Malherbe, deſſen Nachahmer er nur zu oft war, beſäße. Nachdem Racan längere Zeit Kriegsdienſte geleiſtet hatte, verheirathete er ſich, und widmete ſich ganz den Muſen. Eine Lebensbeſchreibung Malherbe's, mehrere Briefe und jene Hirtengedichte ſind die vorzüglichſten Producte ſeines Fleißes. Eine der neueſten Ausgaben ſeiner Schriften ſind die Oeuvres de Racan, welche zu Paris 1784 in 2 Duodezbänden herausgekommen ſind.

Racen der Menſchen, ſ. Menſch.

Racen der Thiere ſind Verſchiedenheiten einer Thierart, welche von klimatiſchen Verhältniſſen, Lebensweiſe, Abſtammungen abhängen und ſich gleichbleibend fortpflanzen. Da blos das, was unausbleiblich an- und fortartet, den Racenunterſchied bildet, ſo kann bei den Thieren nur das Eigenthümliche der Geſtalt als ſolcher angenommen werden. Dieſe charakteriſtiſche Geſtalt iſt ein in ihren Zeugungen ſich fortpflanzendes ſicheres Kennzeichen der verſchiedenen Racen, das nur durch Vermiſchung mit andern Racen nach und nach ſich verliert und in andre Formen übergeht. — Stärker als auf den Menſchen, der auch hierin freier und erhabner über äußere Motive daſteht, als das Thier, wirkt auf die Thiere der Einfluß des Klima's und der Lebensweiſe; und wenn der Menſch in fremden Zonen durch viele Zeugungen hindurch die Kennzeichen ſeiner Stammrace bewahrt, ſo ſchwinden dieſe oft ſchon in der dritten und vierten, ja ſelbſt in der zweiten und erſten Zeugung beim Thiere faſt gänzlich. Aber auch bei Nichtveränderung des Aufenthalts und der angewöhnten Lebensweiſe zeigt ſich ein auffallender Gegenſatz der menſchlichen und thieriſchen Körperbeſchaffenheit in Hinſicht auf Vererbung ihrer Art auf ihre Nachkommen. Stets nämlich erbt das Kind die Hautfarbe ſeiner Ältern, nicht immer gerade ihre körperliche Geſtalt und Bildung; das junge Thier dagegen trägt immer die eigenthümlichen Körperformen ſeiner Erzeuger, nur manchmal ihre Farbe davon. Bei dem Thier alſo prädominirt völlig die Geſtalt des Körpers; beim Menſchen, in welchem eine höhere Intelligenz eintritt, verliert der Körper ſein entſcheidendes Übergewicht, und die weniger ſubſtantielle Farbe iſt es, die ihn nothwendig an ſeine Stammrace bindet. In der Zahl der Racen ſtimmen die Naturforſcher nicht überein; Kant nahm 4 an.

Racine (Jean). Dieſer große und gewiſſermaßen vorzüglichſte franzöſiſche Tragiker wurde zu Ferté-Milon geboren und erhielt ſeine Erziehung in der Abtei Port-Royal des Champs. Schon hier zeigte ſich ſeine Liebe zu den Werken alter dramatiſcher Dichtkunſt, und zum Theil die Richtung, die ſein Geiſt einſt nehmen würde. Unter den griechiſchen Tragikern war Euripides ſein Liebling, den er mit ſolchem Heißhunger las, daß er alle Freiſtunden bei und mit ihm zubrachte. Aus der Abtei Port-Royal kam Racine in das Collegium Harcour, wo er ſeine Studien voll-

endete. Seine ſchriftſtelleriſche Laufbahn begann er mit einer, auf die Vermählung Ludwigs XIV. gedichteten Ode: La Nymphe de la Seine. Von Colbert unterſtützt, erwarb dieſes erſte Product ſeiner Muſe ihm vom Hofe ein Jahrgeld von 600 Livres und ein Geſchenk von 100 Louisd'or. Von nun an in Paris lebend, widmete ſich Racine ganz der Dichtkunſt, und fing an, ſein bedeutendes dramatiſches Talent zu entwickeln. 1664 erſchien ſein erſtes Trauerſpiel: La Thebaïde ou les frères ennemis, und erhielt, obgleich noch weit entfernt von der Vollkommenheit ſeiner ſpätern Werke, damals doch vielen Beifall. Er hatte in demſelben ſich noch Corneille zum Vorbild genommen; bei den folgenden ging er mehr den eignen Weg. Sein Alexander (1666), den Corneille nicht günſtig beurtheilte, fand faſt allgemeinen Beifall in Paris, noch mehr Andromache (1668). Von jetzt an wurde Racine von ſeinen Landsleuten faſt durchgängig dem früher für unerreichbar gehaltenen Corneille vorgezogen, wozu hauptſächlich ſeine leichtere und wohlklingende Verſification, und die in ſeinen mehr als in Corneille's Stücken hervorſtechende Schilderung zärtlicher Liebe beitrug, die aber freilich faſt ganz den Stempel ſeiner Zeit und Umgebung trägt. Kurz nach Erſcheinung der Andromache war es, als Racine von dem bekannten Demaret de St. Sarlins, der Dichter und Seher war, oder zu ſein ſich einbildete, mit allen andern Theaterdichtern als ein ruchloſer Seelenvergifter aufgeführt wurde. Dieſe ſonderbare Art von Beſchuldigung veranlaßte Racine zu Abfaſſung einiger Briefe, in denen er ſich mit Feinheit und Geiſt gegen Demaret und die Geiſtlichen überhaupt vernehmen ließ, die er aber auf Boileau's Rath wieder zurücknahm; wiewohl er nicht verhindern konnte, daß ſie im Publicum bekannt, und von den Jeſuiten mit beſonderm Lobe aufgenommen wurden, da ſie gegen andre Ordensgeiſtliche gerichtet waren. So ſehr beſonders Andromache gefiel, ſo entging doch Racine nicht einer oft ungerechten oder abgeſchmackten Kritik, wie das Beiſpiel des Marſchalls Crequi und des Grafen von Olonne zeigt, die, traurig genug! an dem letztgenannten Stücke hauptſächlich zu tadeln fanden, daß es zu romantiſch ſei. Beide fertigte Racine mit einem Epigramm ab. Einen ſchwerern Kampf hatte er aber mit St. Evremont zu beſtehen, der zu damaliger Zeit, man könnte ſagen, das Amt eines Obergeſchmacksrichters in Frankreich eben nicht zu ſeinem Ruhm verwaltete. Berenice, Britannicus, Bajazeth, Mithridat, Iphigenia, Phädra, Athalie ſind die übrigen Stücke, welche Racine's Ruhm dauernd begründeten. Nebſt Boileau wurde Racine von Ludwig XIV. aufgefodert, die Geſchichte ſeiner Regierung zu ſchreiben; doch kam er darin nicht ſonderlich weit, und als in der Folge mißverſtandene Frömmigkeit den ſonſt ſo eifrigen Dramatiker von ſeiner Bahn abzog, auf die ihn nur das Verlangen der Frau von Maintenon zurückführte, verirrte ſich Racine ſo weit, eine Eſther zu ſchreiben, obgleich dieſes Stück gerade bei ſeinem Erſcheinen an dem damals in Frömmelei verſunkenen Hofe mit ganz außerordentlichem Beifall gegeben wurde. So ſchön und ſonnenhell im Strahle der Hofgunſt Racine's Leben bisher dahin gefloſſen war, ſo ſehr trübte es ſich gegen das Ende; und der gleichſam nur in der Hofluft und Gnade ſeines Königs lebende Dichter ſtarb, man kann ſagen, am gebrochenen Herzen, da dieſes ſein Element ihm entzogen wurde. Dieſes Schickſal zog ihm ein Auftrag der Maintenon zu, die ihn angetrieben, die Laſten des unter der Eitelkeit und Verſchwendung des vierzehnten Ludwigs ſeufzenden Volkes in einer Abhandlung zu ſchildern, die natürlicher

Weiſe nicht verfehlen konnte, den Unwillen eines Königs zu reizen, der nur an Weihrauch gewöhnt war. Racine ſtarb den 22. April 1699. Mit Übergehung ſeiner übrigen weniger ausgezeichneten Schriften, wollen wir hier nur anführen, was Racine mit Recht hohen Ruhm und Unſterblichkeit erwarb, und ihm die Anerkennung der Ausländer verſchaffte, wenn dieſe gleich nicht in das ausſchließende Lob einſtimmen können, das ſein Volk, in dieſem Punct beſonders eng begrenzt, ihm zollt. Keiner ſeiner Landsleute hat wie er die franzöſiſche Sprache ſo in der Gewalt gehabt; und die Anmuth und der Wohlklang ſeiner Verſe laſſen den Kritiker oft die andern, mehr in dem Weſen der franzöſiſchen *Dramaturgie* überhaupt, als in Racine begründeten Fehler überſehen. Es gehört überhaupt nicht wenige Kenntniß der tragiſchen Bühne der Franzoſen und der ſie beengenden Regeln dazu, um das, was Racine leiſtete, gehörig zu würdigen; denn wenn gleich das Trauerſpiel eine der glänzendſten Seiten in der poetiſchen Literatur der Franzoſen iſt, ſo kann doch nicht verhehlt werden, daß dieſelbe gegen die dramatiſchen Erzeugniſſe anderer neuern Völker gehalten, gar manche Schattenſeite bietet. Durch die in Wahrheit falſch verſtandenen und erklärten ſogenannten Ariſtoteliſchen *drei Einheiten* iſt dem franzöſiſchen Trauerſpiel gleichſam ein Reifrock oder ſpaniſcher Mantel angethan worden, in dem es, mit Steifheit ſich bewegend, in den Augen aller Unbefangnen eine Kälte erhält, von der ſelbſt das entſchiedene Dichtertalent eines Racine, Corneille u. A. es nicht hat heilen können. Wir begnügen uns anzudeuten, welchen Einfluß jene Feſſeln auf die Stücke Racine's hatten. Da unter andern verkehrten Meinungen auch die in Frankreich herrſchend geworden war, daß die eigne Nationalgeſchichte ſowohl, als die Geſchichte anderer gleichzeitigen Völker keinen würdigen Stoff für die Tragödie biete, ſo war der franzöſiſche Tragiker genöthigt, den Stoff zu ſeinen Werken aus der römiſchen, griechiſchen und anderer uralten Zeit zu holen. Da aber ferner die franzöſiſche Sitte foderte, daß alles mit möglichſter Galanterie und Abgeſchliffenheit vorgeſtellt werde, ſo entſtand hieraus die uns mit Recht abgeſchmackt vorkommende Sonderbarkeit, daß die griechiſchen und römiſchen Heroen in ziemlich geſchraubten Phraſen und Wendungen ſprachen, wodurch ſie eher den Anti-Chambremenſchen Ludwigs XIV. als den Sieger am Granikus und die Zerſtörer von Troja vernehmen ließen. Was dieſe uns auffallende und widerſtrebende Unnatur noch vermehrte, war, daß der Regelzwang der franzöſiſchen Bühne alle freiere Lyrik, ja ſelbſt den Anſtrich der Romantik, verpönte, und die dadurch entſtehende Lücke in dem aus der Mythologie und Heroengeſchichte genommenen Stoffe durch ein geſchrobenes, ſpitzfindig philoſophirendes Raiſonnement zu erſetzen ſuchte, welches natürlich zur Erkältung des Ganzen nicht wenig beitragen mußte; ſo wie die ängſtliche Beobachtung einer höfiſch zierlichen Anſtändigkeit nicht ſelten zu den merkwürdigſten Veränderungen des gegebenen Stoffes Veranlaſſung gab. Der ſchöne Weg, den Corneille in ſeinem *Cid* eingeſchlagen, wurde zu früh von den Franzoſen verlaſſen, und nur zu oft zeigt die Bahn, welche ſich die franzöſiſche Tragödie brach, den mühſeligen Kampf, den der Dichter den auf einem höfiſch zugeſchnittenen Kothurn einherwandeln ſoll, zu beſtehen hat, mit der hiſtoriſchen Proſa. Merkwürdig iſt hierbei noch, daß die franzöſiſche Dramaturgie, die ihren Dichtern verbot, des Mittelalters ſchöne, von Liebe und Romantik erfüllte Stoffe zu bearbeiten, ihnen geſtattete, der Muſelmänner ſinnlich rohes Leben zum Vorwurf zu nehmen, das dann aber ebenfalls franzöſirt wurde, und

in noch ſeltſamern Geſtalten als die Heroenzeit der Griechen zum Vorſchein kam. Welchen in der That komiſchen Anblick die Helden des Alterthums auf der franzöſiſchen Bühne damals müſſen gewährt haben, erhellt ſchon daraus, daß ſie in der zu jener Zeit üblichen Hoftracht erſchienen und ſich überhaupt ſo benahmen, daß wahrhaft mit Recht Schiller ſie, perſiflirend, mit den alten Nürnberger Gemählden von Königen und Kaiſern vergleicht, die mit Krone und Scepter ſich ins Bette legen. (Vgl. Franz. Literatur.) Dieſes Alles kann nicht dazu dienen, Racine's gewiß der höchſten Anerkennung werthes Verdienſt herabzuſetzen, ſondern muß es im Gegentheil erhöhen, wenn man bedenkt, was er unter ſolchen Verhältniſſen dennoch leiſtete. Wie ſchon bemerkt, war er unübertrefflich in wohlklingender Verſification und in Anmuth des Ausdrucks, und benutzte mit großer Kunſt den engen Spielraum, der dem franzöſiſchen Tragiker freigelaſſen war, zu Steigerung des Gefühls und der Handlung; auch verdienen ſeine zarten Schilderungen der Liebe meiſterhaft genannt zu werden. Eben ſo iſt weder vor, noch nach ihm die Sehnſucht eines durch widerſprechende Leidenſchaften krankhaft bewegten Gemüths treffender geſchildert worden, als von ihm. Wenn in der Thebaide und in dem Alexander die Anſchmiegung an ſein Vorbild, Corneille, noch ſehr ſichtbar iſt, ſo tritt er dagegen in eigner, freier Dichterkraft in der Andromache auf, die mit allen ihren Schwächen und Inconſequenzen dennoch bezeugt, was in ihm wohnte. Als am meiſten hiſtoriſch richtige Schilderung verdient ſein Britannicus genannt zu werden, ſo wie Bajazeth am meiſten dagegen verſtößt, ein Stück, welches unter die weniger gelungnen des Dichters zu rechnen iſt. Ein gleiches Urtheil würde ſeinen Mithridat treffen, wären nicht einige Scenen und Geſtalten dieſes Trauerſpiels ſehr vollendet zu nennen. Seine Phädra iſt uns Deutſchen durch die Überſetzung und Bearbeitung Schillers näher gerückt worden, als des Dichters andre Stücke, doch bekennen wir, daß ſowohl dieſe deutſche Phädra als die urſprüngliche von Racine das nicht ganz gewährt, was von einem ſolchen Stoff zu erwarten erlaubt iſt; was noch mehr von ſeiner Iphigenia gilt, in welcher die griechiſche Heldenzeit noch geputzter und moderniſirter erſcheint, als in dem erſt genannten. In der Athalie hat Racine den ganzen Umfang ſeiner Dichterkunſt dargelegt, und gerade dieſes Stück war es, welches die wenigſt günſtige Aufnahme in Frankreich gefunden hat. Sein ſchon erwähntes Trauerſpiel Eſther verdient neben den bisher genannten keinen Platz, ſondern zeigt nur, wie auch ein reicher und ſchöner Geiſt ſich verirren kann. F. G.

Racine (Louis), des Vorherigen Sohn, zu Paris 1692 geboren. Obgleich Boileau dem jüngern Racine, der ſeinen Vater früh verlor, die Beſchäftigung mit der Dichtkunſt ganz widerrieth, ſo konnte dieſer dennoch ſich nicht enthalten, mit den Muſen Umgang zu pflegen, und ſchrieb ein Gedicht: de la Grâce, das, wenn auch nicht durch hohen Dichterſchwung, doch durch einen leichten und zierlichen Versbau ſich vortheilhaft auszeichnet. Den anfangs erwählten geiſtlichen Stand verließ der jüngere Racine, gerade ſo wie ſein Vater, ſpäterhin, und erhielt auf Verwendung ſeines Gönners, des Cardinals Fleury, eine Stelle bei der Finanzverwaltung. Außer jenem Gedicht ſchrieb Racine noch ein anders an die Religion und mehrere Oden. Erſteres wurde von J. J. Rouſſeau mit verdientem Lobe erhoben. Eine Lebensbeſchreibung ſeines Vaters und ziemlich weitſchweifige Bemerkungen über deſſen Dramen, und eine Überſetzung von Mil-

tons verlornem Paradieſe ſind die übrigen ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe Racine's, der 1763 nach mehrjähriger tiefer Trauer um den Verluſt eines hoffnungsvollen Sohnes, welcher in der 1755 zu Cadiz Statt gehabten Überſchwemmung umgekommen war, ſtarb. Ein ſehr lobenswerther Zug in L. Racine's Charakter war Beſcheidenheit und hohe Verehrung für ſeinen Vater. Man erzählt von ihm, er habe ſich einſt mahlen laſſen, mit dem Finger auf die aufgeſchlagene Stelle aus der Phädra zeigend: Moi, fils inconnu d'un si glorieux père.

Racknitz (Joſeph Friedrich, Freiherr zu). Der vormalige Hofmarſchall des Churprinzen Friedrich Chriſtian von Sachſen, Gallus Maximilian, Freiherr zu Racknitz, war einer der würdigſten Männer, mit mannichfachen Kenntniſſen ausgerüſtet. Im J. 1744 am 3. November wurde ihm ein Sohn Joſeph Friedrich, geboren, deſſen Erziehung er aber nur zum Theil vollenden konnte, da er bereits im J. 1758 ſtarb. Seine Gattin aber, eine geborne Gräfin Flemming, eine der trefflichſten Frauen der damaligen Zeit, pflegte den ſchönen Keim ferner, der in dem hoffnungsvollen Knaben lag, und unter ihrer Leitung wuchs derſelbe zum Jüngling herauf. Welche ſchöne Anlagen ſich unter der Hand einer ſolchen Mutter entfalten konnten, läßt unter andern der Umſtand vermuthen, daß Friedrich der Einzige ſelbſt dieſe treffliche Frau ehrte und achtete, in traulichem Briefwechſel mit ihr ſtand, und noch im ſiebenjährigen Kriege, aus früherer Achtung, dem Landgute, auf dem die Familie damals lebte, beſondern Schutz angedeihen ließ. — Joſeph Friedrich, Freiherr zu Racknitz, trat nun in ſeinem 17. Jahre in Militärdienſte, und wohnte den Feldzügen von 1761 und 1762 in der ſächſiſchen Armee bei. Nach dem Hubertsburger Frieden ward er als Premierlieutenant bei der damaligen churfürſtlichen Leibgrenadiergarde angeſtellt, und 1768 zum churfürſtlich ſächſiſchen Kammerjunker ernannt. Mehr und inniger nunmehr den Muſen vertraut geworden, verließ er im Jahr 1769 die Kriegsdienſte, wurde 1774 Kammerherr, und 1790 Hausmarſchall am churf. ſächſ. Hofe. Der Verluſt ſeiner theuern Mutter machte jedoch eben auch dies Jahr zu einem der traurigſten ſeines Lebens. — Sein Landesherr gab ihm fortdauernde Beweiſe ſeiner Zufriedenheit und Achtung, und ſo ernannte er ihn ſpäter zum Hofmarſchall, indem er ihm dabei das Directorium über die muſikaliſche Capelle und die beiden königlichen Theater übertrug, beförderte ihn ſodann zum Oberküchenmeiſter, und endlich 1809 zum erſten Hofmarſchall, einer der angeſehenſten Stellen, zu welcher den Mann von Kenntniſſen Anhänglichkeit und Treue führen können. — Er verband ſich mit der zweiten Tochter des unlängſt verſtorbenen Freiherrn von Bülow, zuletzt däniſchen Geſandten am ſächſiſchen Hofe, und begründete dadurch das höchſte Glück eines thätigen, dem Vaterlande und den Wiſſenſchaften und Künſten geweihten Lebens. — Dieſe letzte Rückſicht iſt es beſonders, welche den Namen des Freiherrn zu Racknitz dieſen Blättern einverleibt, als ein nachahmungswürdiges Beiſpiel, wie Adel der Geburt mit Adel des Herzen und Ausbildung des Geiſtes ſich vereint. Seine Schriften ſind folgende: 1. Briefe über Carlsbad und die Naturproducte der Gegend, Dresden, Richter, 1780; 2. Über Kempelens Schachmaſchine, ebendaſelbſt, 1789; 3. Schreiben an einen Freund über den Baſalt, ebendaſelbſt, 1790; 4. Briefe über die Kunſt an eine Freundin, mit Kupfern, 1792, folg. 4.; 5. Darſtellung und Geſchichte des Geſchmacks der vorzüglichſten Völker, in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunſt, Leipzig, Göſchen, 1796, 4., mit vielen Kupfern; 6. Verſuch zu Beurtheilung einiger Gemählde der königlich ſächſiſchen Ge-

mähldeſammlung, Dresden 1811, mit Kupfern; 7. Skizze einer Geſchichte der Künſte, beſonders der Mahlerei in Sachſen, Dresden, 1812. Unter dieſen zeichnet ſich beſonders das Nr. 5 aufgeführte koſtbare, von großer Beleſenheit, Beurtheilung und Geſchmack zeugende, und mit trefflichen Kupfern geſchmückte Werk aus, welches als das erſte in dieſen Unterſuchungen den Namen des Verfaſſers gewiß auf die Nachwelt bringen wird. — Intereſſant waren die verſchiedenen Sammlungen, welche der Freiherr zu Racknitz noch beſaß, nachdem eine ſehr ausgezeichnete Reihe von Mineralien dem königl. Cabinet für Naturwiſſenſchaft vor einigen Jahren einverleibt wurde. Mit Vergnügen zeigte der liberale Beſitzer ſeine Inſectenſammlung, die Collection in- und ausländiſcher Hölzer, bedeutende Herbaria, und beſonders eine ſehr reiche Kupferſtichſammlung den gebildeten Einheimiſchen und Fremden vor, während ſeine vielfachen Kenntniſſe die Unterhaltung belebten. Mit jugendlichem Feuer arbeitete der edle Greis noch im Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt fort, und das Publicum hatte noch manche gemeinnützige Schrift von ihm zu hoffen, als er 1818 ſtarb. Wr.

Radcliff (Miß Anna), eine in England vielgeleſene Schriftſtellerin, deren abenteuerliche Romane durch Überſetzungen auch bei uns bekannt geworden ſind. Wahrſcheinlich haben Caglioſtro's Gaukeleien in Paris den wilden Flug ihres Hippogryphen veranlaßt. Ihre Erzählungen wollen durch ſchauerliche wunderbare Ereigniſſe und Geſtalten blos die Phantaſie beſchäftigen, und dadurch ein ſpurlos vorübergehendes Vergnügen gewähren. Da es ihr indeß keineswegs an Erfindungs- und Darſtellungsgabe fehlt, ſo befriedigen ihre Romane: Die nächtliche Erſcheinung im Schloſſe Mazzini — Udolpho's Geheimniſſe — das Grab (wahrſcheinlich auch von ihr) u. a. m., allerdings wenigſtens Leſer, die ſich mit ſolcher Unterhaltung zu begnügen gewohnt ſind. — Übrigens läßt ſich ſchon vermuthen, daß ein ſo romanhafter Geiſt in einem weiblichen Körper auch im Leben manches Abenteuer gewagt haben werde. Allein ſowohl der Zweck dieſer Blätter, als auch die ihrem Geſchlecht ſchuldige Delicateſſe verbieten uns, ausführliche biographiſche Nachrichten von dieſer Schriftſtellerin zu geben. — dt.

Radegaſt, Redegaſt, Riedegaſt, eine alte nordiſche Gottheit, die beſonders bei den Obotriten (heutigen Meklenburgern) verehrt wurde. Mit einem Vogel auf dem Haupte, einem Ochſenkopf auf der Bruſt, Schild und Speer in der Hand, wurde er gewöhnlich abgebildet.

Radiren, ſ. Kupferſtecherkunſt.

Radius (Halbmeſſer), ſ. Diameter.

Radzivil, ein ſehr altes polniſches Geſchlecht, welches ſeinen Urſprung von Narimund, Großherzog von Litthauen, herleitet, und 1515 vom Kaiſer Maximilian I. in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurde. Es beſitzt in dem Königreiche Polen, und beſonders im ehemaligen Großherzogthume Litthauen, bedeutende Herzog- und Fürſtenthümer, als Slutzk, Nieswiecs, Birze, Dulimki, Klezk, Olyka, Kopyl u. ſ. w. und theilt ſich in vier Linien, von denen die der Ordinaten zu Klezk, und der zu Birze die bekannteſten ſind. Fürſt Michael VI. aus der Klezkiſchen Linie, der mehrere Würden im ehemaligen Großherzogthume Litthauen bekleidete, iſt Beſitzer des Majorats von Klezk, zu Nieborow, fünf Poſten von Warſchau. Ihm folgt ſein älteſter Sohn, Ludwig Nicolas, geb. 1772. Sein zweiter Sohn, Fürſt Anton Heinrich (geb. 13. Juni 1775), vermählte ſich (1796) mit der Prinzeſſin Luiſe, einzigen Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, und wurde im J. 1815 von dem König zum

Statthalter des Großherzogthums Poſen, und ſpäter zum Mitgliede des k. preuß. Staatsraths ernannt. Er beſitzt die Majorate Rieswicz und Olyca, reſidirt zu Poſen, und hat 4 Söhne und 2 Töchter.

Raffiniren heißt, in der Chemie, das Feinmachen, Reinigen, Läutern gewiſſer Subſtanzen. Jedoch wird dieſer Ausdruck nicht bei allen ſolchen chemiſchen Prozeſſen gebraucht, ſondern hauptſächlich nur bei Läuterung des Zuckers (daher Raffinade), des Kampfers und des Tinkels oder rothen Borar. Eine nähere Angabe der bei dem Zucker nöthigen Procedur des Läuterns findet ſich unter dem Artikel Zucker.

Raggion (Ragione) bedeutet unter andern auch eine Handelsgeſellſchaft, ſo viel als Firma (ſ. d. Art.).

Ragoczy, ſ. Rakotzi.

Raguſa, ein ehemaliger kleiner Freiſtaat ſlawiſchen Urſprungs am adriatiſchen Meere, der, im ſechsten Jahrhundert bereits ſich gegründet und unter allen Stürmen der Zeit ſich erhalten hatte, bis in unſern Tagen durch die von Frankreich ausgehenden gewaltigen Erſchütterungen auch er ſein Ende erreichte. Die Religion der Bewohner des kleinen, größtentheils gebirgigen Gebiets längs des adriatiſchen Meeres (welches auch mehrere Inſeln und überhaupt 30 Q. M. mit 60,000 Einw. begriff) iſt die römiſch katholiſche, ihre Sprache ein Gemiſch von Slawoniſch und Italieniſch. Ihre Regierungsverfaſſung, an deren Spitze ein Rector ſtand, war ariſtokratiſch, und nach dem Muſter der vormaligen venetianiſchen eingerichtet. Vor ihrem Umſturz ſtand die Republik ſeit 1360 unter dem Schutz des türkiſchen Kaiſers; jetzt gehört ſie, nachdem ſie von 1806 bis 1814 eine franzöſiſch illyriſche Provinz geweſen war, zu dem öſterreichiſchen Staat, und bildet einen Kreis des Königreiches Dalmatien. — Die Stadt Raguſa, jetzt die Hauptſtadt dieſes Kreiſes, vormalige Hauptſtadt der Republik, und die erſte Pflegerin der ſlawiſchen Literatur, iſt befeſtigt, und liegt am Fuße eines hohen, kahlen, ſteilen Berges, auf einer Halbinſel des adriatiſchen Meeres. Sie hat breite, regelmäßige Straßen, einen prächtigen Palaſt, vormals die Reſidenz des Rectors, 1200 Häuſer und 8000, ſonſt 40,000 Einw., welche, außer einigen Fabriken in Seide und Tuch, Schiffbau und Handel betreiben. Der Hafen, welcher der Stadt unmittelbar zugehört, iſt klein, aber deſto ſchöner und geräumiger iſt der nördlich gelegene Hafen von Gravoſa. Die Stadt erhält ihr Waſſer durch eine Waſſerleitung.

Rah, Raa, wird bei Seeſchiffen die am Maſte querlaufende Stange genannt, an der das Segel befeſtigt iſt. Nach Verſchiedenheit der Segel wird ſie Fock-Rah, Beſan-Rah u. ſ. w. genannt; gewöhnlich wird mit dieſem Wort aber nur die Stange des großen Hauptſegels am Hauptmaſte bezeichnet.

Raitzen, Rätzen, oder eigentlicher Raſcier, ſind ein Volk ſlawiſchen Stammes, das in Servien und Illyrien ſeine Wohnplätze hatte, gegenwärtig aber ſich auch in Slawonien, Niederungarn, Siebenbürgen, der Moldau und Wallachei ausgebreitet hat. Im neunten Jahrhundert wird ihrer ſchon als eines kleinen Volksſtammes gedacht. Leopold I. nahm viele Raitzen in ſeine ungariſchen Staaten auf, wo ſie bis dahin wüſte Ländereien anbauten. Viele von ihnen ſind zur katholiſchen Kirche übergetreten und werden jetzt Unirte genannt; die, welche dem griechiſchen Ritual treu geblieben ſind, nennen ſich Altgläubige und ſtehen in Religionsangelegenheiten unter dem Metropoliten zu Carlowitz. Fälſchlich werden daher die Raitzen mitunter Griechen genannt, mit denen ſie nur zum Theil die Religion gemein haben, durchaus aber nicht ſtammverwandt ſind.

Rajah heißen die Stammfürſten der Hindus, die vor der Eroberung der Mongolen, und zum Theil auch noch, doch jetzt größtentheils von den Europäern abhängig die einzelnen Länder Hindoſtans regieren. Sie ſind aus der Kaſte der Zſchettri's (ſ. d. Art. Caſte und Hindoſtan). Auf den oſtindiſchen Inſeln, beſonders im Innern derſelben, wo die Waffen fremder Eroberer noch nicht haben eindringen können, finden ſich noch viele völlig unabhängige indiſche Stammfürſten oder Rajahs.

Rakauiſcher Katechismus ſ. Socinianer.

Rakete iſt in der Feuerwerkskunſt ein von Papier gedrehter hohler Cylinder, welcher über einem Dorn mit Pulver vollgeſchlagen wird. Sie wird an einem langen Stab befeſtigt, und ſteigt, perpendiculär aufgehängt und entzündet ſenkrecht, oft mehrere 1000 Fuß hoch in die Luft. Die Congreviſchen, von ihrem Erfinder (ſ. d. Art. Congreve) ſogenannten Raketen beſtehen aus einer blechernen, auf dieſelbe Art, wie die gewöhnlichen, mit Pulver voll geſchlagenen Büchſe, die ebenfalls an einem Stocke befeſtigt iſt, jedoch nicht ſenkrecht ſteigt, ſondern horizontal auf ein Geſtell in eine Rinne gelegt und entzündet, ſich in derſelben Richtung fortbewegt. Bis hierher gleicht ſie der gewöhnlichen Rakete. Vorn befindet ſich aber eine eiſerne, mit mehreren Löchern und einer Spitze verſehene Kugel, welche mit einer Maſſe, die dem gewöhnlichen Brandſatz ähnlich zu ſein ſcheint, gefüllt iſt. Dieſe ſprüht, ſobald ſie entzündet iſt, Feuer um ſich, das ſich überall anhängt, nicht zu löſchen iſt und bis auf den Knochen brennt. Iſt dieſe Maſſe erſchöpft, ſo ſpringt die Kugel wie eine Granate. Die Engländer brauchen dieſe Raketen gegen Truppen (bei Leipzig und an der Görde) und beſonders, um belagerte Städte in Brand zu ſchießen (Kopenhagen, Wittenberg). Man hielt dieſe Erfindung anfangs für ſehr wichtig; doch hat ſich dies nicht durch die Erfahrung beſtätigt: denn dieſe Raketen weichen, durch Wind und andere Zufälligkeiten gar ſehr irre gemacht, ganz von ihrer Richtung ab, ja kehren ſelbſt oft um. Sie thun daher Truppen weit weniger Schaden als gewöhnliches Geſchütz, und belagerten Städten ſchaden ſie auch nicht mehr als Brandkugeln und mit Brandſatz gefüllte Bomben. Auch ihre Zuſammenſetzung iſt kein ſo undurchdringliches Geheimniß, als man gewöhnlich meint, denn die öſterreichiſche, ſächſiſche und andere Artillerien haben ſie ſchon nachgeahmt, ja ſogar vervollkommt. P.

Rakotzi oder Ragoczy, eine berühmte fürſtliche Familie in Siebenbürgen, die einige Zeit hindurch dieſes Fürſtenthum beherrſchte, ſich um die religiöſen und politiſchen Rechte der Siebenbürgen hochverdient, aber dem öſterreichiſchen Kaiſerhauſe oft ſehr furchtbar machte. Siegmund Ragoczy war aus jenem Geſchlechte der erſte Fürſt von Siebenbürgen (von 1606 — 1608). Sein berühmter Sohn und Nachfolger, Georg I., verband ſich im 30jährigen Kriege mit den Schweden, und errang für ſeine proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen (1645) einen Frieden, der ihnen über 90 entriſſene Kirchen und viele verlorne Freiheiten zurückgab. Er ſtarb 1659. Georgs Enkel, Franz Ragoczy, lebte im Privatſtande auf ſeinen Gütern bis 1697. Kaiſer Leopold I. ließ ihn aber, wegen angeblicher Unterhandlungen mit Ludwig XIV. von Frankreich, feſtſetzen; er entwich jedoch (1701), wurde darauf geächtet, und beſchloß aus Rache, die Ungarn von Öſterreichs Herrſchaft zu befreien. An der Spitze von 100,000 Mißvergnügten, die er zuſammengebracht hatte, machte er große Fortſchritte, weil ihm der Kaiſer wegen des ſpaniſchen Erbfolgekrieges keine zureichende Heeresmacht ent-

gegenſtellen konnte. Bald hatte er den größten Theil Ungarns und Mähren erobert, viele Feſtungen genommen, und nahte ſich mit raſchen Schritten den Thoren Wiens. Vergebens ſuchte jetzt Leopold den Frieden herzuſtellen, der unerſchütterliche Ragoczy foderte, daß Ungarn in ein Wahlreich verwandelt, alle tolerirten Religionen in ihren Freiheiten hergeſtellt, ihm die Fürſtenwürde über Siebenbürgen zuerkannt, und ihm und ſeinen Anhängern alle confiscirten Güter ihrer Väter zurückgegeben werden ſollten. Marlboroughs und Eugens Sieg über die vereinte franzöſiſch-baieriſche Armee bei Hochſtädt ſetzte den Kaiſer in Stand, dem Fürſten Ragoczy, der noch immer Siebenbürgen nicht ganz erobern konnte, eine größere Heeresmacht entgegenzuſtellen. Aber ſchon während der Rüſtung dazu ſtarb Leopold (1705) und ſein Sohn und Nachfolger, Joſeph I., bot unter Englands und Hollands Vermittelung den Mißvergnügten vergebens den Frieden an. Öſterreichiſcher Seits wurde jetzt der Kampf mit mit verſtärkter Macht fortgeſetzt. Umſonſt ſuchte Ragoczy, von ſeinem Kriegsglück verlaſſen, die Pforte für ſich zu gewinnen. Verlorne Schlachten und die Peſt rieben ſein Heer auf. Neuhäuſel und andere Feſtungen, die er inne hatte, gingen über, worauf er ſich in gütliche Unterhandlungen mit Öſterreich einließ. Seine Reiſe nach Polen, wo Peter der Große war, den er für ſich gewinnen wollte, war ohne Erfolg für ihn, und man ſetzte während ſeiner Abweſenheit in Ungarn die Friedensunterhandlungen fort, die den 29. April 1711 zu Szathaar geendigt wurden. Die verſammelten ungariſchen Stände unterzeichneten (am 1. Mai 1711) zu Karol einen Vergleich mit Öſterreich, durch welchen allen Verſchwornen gänzliche Amneſtie und Zurückgabe der eingezogenen Güter, den tolerirten Religionsparteien freie Übung des Gottesdienſtes, und der ganzen ungariſchen Nation die Herſtellung der verlornen Freiheiten und Rechte zugeſichert wurde. Ragoczy kehrte nicht nach Ungarn zurück. Er ging aus Polen nach Frankreich, und endlich nach der Türkei, wo er auf ſeinem Landgute in Rumelien (den 8. April 1735) ſtarb. Er hat Mémoires sur les revolutions de Hongrie (à la Haye 1738. 2 Vol. in 4. ou 6 Vol. in 12.) hinterlaſſen, die von vielem Geiſte zeugen. Das Testament politique et moral du prince Ragotzki ſoll nicht von ihm ſeyn. N. P.

Raleigh (Sir Walter), aus einer alten Familie, auf einem Gute bei Bodley in Devonſhire 1552 geboren. Nachdem er auf der Univerſität Oxford, die er in ſeinem 16. Jahre bezog, einige Zeit ſtudirt hatte, ging er nach London, um ſich in dem ſogenannten Midletemple der Rechtswiſſenſchaft zu widmen. Aber ſchon 1569 ging er mit den Hülfstruppen, welche die Königin Eliſabeth den Hugenotten ſandte, nach Frankreich, blieb dort fünf Jahre, und focht nachher mit den Niederländern gegen die Spanier. Nach ſeiner Zurückkunft nach London unternahm er 1579 mit ſeinem Halbbruder Humphrey Gilbert eine Entdeckungsreiſe nach Nordamerika ohne Erfolg. Als 1580 in Irland eine Empörung gegen die Engländer ausbrach, welche von den Spaniern mit einer Truppenlandung unterſtützt ward, bekam er eine Hauptmannsſtelle unter den Truppen des Grafen von Ormond, und zeichnete ſich in dieſem Kriege ſo aus, daß er ſpäterhin zum Statthalter von Cork ernannt wurde, auch zur Belohnung ſeiner Dienſte große Güter in Irland erhielt. Raleigh hatte ſich zu einem vollkommenen Weltmann ausgebildet, er beſaß viel Gewandtheit, ein ſchönes Äußeres, und jenen Anſtrich von Ritterlichkeit, der in Eliſabeths Augen ſo hohen Werth hatte. Als die Königin einmal auf einem Spaziergange durch eine moraſtige Stelle aufgehalten wurde, nahm Raleigh ſeinen

koſtbaren Mantel ab, und breitete ihn vor ihr zur Fußdecke aus. Dieſer Galanterie verdankte Raleigh, wie man ſagte, manche ſchöne Garnitur. Als er den Herzog von Anjou, der ſich um der Königin Hand beworben hatte, aber mit einer abſchläglichen Antwort und großen Ehrenbezeigungen entlaſſen worden war, nach den Niederlanden zurück begleiten mußte, war er zugleich der Überbringer wichtiger und geheimer Botſchaften an den Prinzen von Oranien. 1583 rüſtete er auf eigene Koſten ein Schiff aus, um ſeinen Halbbruder Gilbert auf deſſen letzter Reiſe nach Newfoundland zu begleiten; aber durch eine unter ſeinem Schiffsvolk ausgebrochene anſteckende Krankheit ward er genöthigt zurückzukehren. Im nächſten Jahre erhielt er ein ausgedehntes Patent zur Entdeckung und Anlegung von Colonien in den von chriſtlichen Mächten noch nicht beſetzten Ländern Nordamerika's. Raleigh war der erſte in England, der den Plan zu Anlegung von Colonien in Amerika machte; vorzüglich richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf Nordamerika. Er brachte bald am Hofe und unter den Kaufleuten eine Geſellſchaft zuſammen, mit welcher er zwei Schiffe ausrüſtete, die im April 1585 unter den Befehlen des Capitäns Barlow und Amidas nach Nordamerika ſegelten, in der Bay von Roenoque im heutigen Carolina landeten, und mit Waaren, die ſie von den dortigen Wilden eingetauſcht hatten, nach England zurückkamen. Man ſchickte im folgenden Jahre ſieben Schiffe dahin und legte eine Colonie an, aber ſie ging nach wenigen Jahren durch eigne Schuld der Coloniſten zu Grunde. Raleigh wurde 1584 zum Deputirten der Grafſchaft Devon im Parlament erwählt, und nicht lange nachher von der Königin zum Ritter ernannt. Noch einträglicher aber war ihm ein Patent, wonach ihm allein im ganzen Königreiche die Befugniß ertheilt wurde, den Kleinhändlern mit Wein Erlaubnißſcheine zu dieſem Handel zu geben. Außerdem wurden ihm mehrere große Güter in Irland geſchenkt. 1586 wurde er zum Seneſchall der Herzogthümer Cornwallis und Exeter und zum Lord-Warden (Oberaufſeher) der Zinnbergwerke ernannt; ja er ſtand ſo ſehr in Gunſt bei Eliſabeth, daß ihr erſter Liebling, der Graf von Leiceſter, dadurch beunruhigt, dem Grafen von Eſſex emporhalf, um Raleigh einen Nebenbuhler zu geben. Im J. 1587 ward Raleigh Hauptmann der königlichen Garde, und Generallieutenant von Cornwall. Als die ſpaniſche ſogenannte unüberwindliche Armada an Englands Küſten erſchien, kam er mit ſeinen eigenen Schiffen der königlichen Flotte zu Hülfe, und trug viel zu der Beſiegung des Feindes bei. Die Königin ernannte ihn nachgehends zum Mitgliede ihres Geheimenraths, und wies ihm beträchtliche Einkünfte an. Dies letztere war in Raleighs Augen keine geringe Gunſt, denn obgleich er ruhmſüchtig, prachtliebend und freigebig war, ſo war er doch auch ſehr auf ſeinen Vortheil bedacht, und verſäumte keine Gelegenheit, welche ihm zur Wahrnehmung deſſelben durch ſeine Hofverbindungen dargeboten wurde, ſo daß die Königin, durch ſeine Bitten beläſtigt, ihn einmal fragte: „Wann doch, Sir Walter, wollt Ihr aufhören, ein Bettler zu ſein?“ — „Wann Ihro Majeſtät,“ „antwortete er“ aufhören werden, eine Wohlthäterin zu ſein.“ Auch machte er ſich kein Gewiſſen, Beſtechungen anzunehmen. Selbſt Kirchengüter wußte er an ſich zu handeln, und deſſen ungeachtet blieb er bei dem Volke eben ſo beliebt, wie bei der Königin. Im J. 1592 rüſtete er in Geſellſchaft mehrerer Andern eine Flotte aus, um Panama anzugreifen, und eine ſpaniſche Flotte aufzufangen. Dieſe Expedition hatte jedoch keine andern Folgen, als die Eroberung eines reichen ſpaniſchen Schiffes. Die übertriebenen Beſchreibungen, die man damals von der Landſchaft Guiana in Südame-

rika machte, indem man ſie als eine wahre Goldgrube (Eldorado) ſchilderte, reizte auch den für alle großen Entwürfe ſehr empfänglichen Raleigh, eine Expedition dahin zu unternehmen. Er ſegelte im J. 1595 dahin, nahm die Inſel Trinidad in Beſitz, und ging den Oronoko hinauf. Als er aber die erwarteten Reichthümer nicht fand, kehrte er bald wieder zurück, beſtärkte aber durch ſeine bekannt gemachten Nachrichten den über jenes Land verbreiteten Wahn. Bei der Expedition gegen Cadiz im J. 1596 erhielt er ein Commando unter dem Grafen Eſſex, zeichnete ſich durch Tapferkeit und Klugheit aus, und ward im folgenden Jahre unter Eſſex Oberbefehl Contre-Admiral einer Flotte, welche zur Wegnahme der ſpaniſchen Weſtindienflotte beſtimmt war. Ein Angriff, den Raleigh auf die feindlichen Schiffe machte, zog ihm Eſſex Unwillen zu, und er würde ohne die Verwendung ſeiner mächtigen Freunde caſſirt worden ſein, obgleich ſein Angriff mit Sieg gekrönt war. Späterhin ward er zum Statthalter von Jerſey ernannt. Er trat als Zeuge gegen ſeinen großen Widerſacher, den Grafen Eſſex, auf, deſſen Hinrichtung er auf eine ungeziemende Weiſe zu beſchleunigen ſuchte, und aus einem Fenſter des Zeughauſes mit anſah. Jacob I. zeigte, als er den engliſchen Thron beſtieg, viel Widerwillen gegen Raleigh, weil er ihn als einen Mann betrachtete, der die königliche Gewalt beſchränken wollte. Raleigh wurde deßwegen auf eine ſehr kränkende Art zurückgeſetzt. Man beſchuldigte ihn, Antheil an einer Verſchwörung gegen den König genommen zu haben, und er wurde als Hochverräther vor Gericht geſtellt. Aber er vertheidigte ſich mit einer ſo überzeugenden Beredſamkeit, daß man ihn nicht des Todes ſchuldig finden konnte, wohl aber wurde er in den Tower gefangen geſetzt. Hier ſchrieb er ſeine Weltgeſchichte (History of the World), die nach einem großen, viel umfaſſenden Plane angelegt iſt, aber ſchon in der Mitte der römiſchen Geſchichte aufhört. Die Fortſetzung derſelben verbrannte er ſelbſt in einer Anwandlung von Unmuth über die Ungewißheit der hiſtoriſchen Beweiſe. Erſt nach zwölfjähriger Gefangenſchaft erhielt er ſeine Freiheit wieder. Um ſeinen zerrütteten Vermögensumſtänden wieder aufzuhelfen, beſchloß er eine neue Fahrt nach Guiana, wo er Goldgruben zu entdecken hoffte. Er fand viele Theilnehmer, und erhielt einen königlichen Erlaubnißbrief dazu, ohne daß Jacob das über ihn geſprochene Urtheil wegen des angeblichen Hochverraths zurücknahm. Im Juli 1617 ſegelte Raleigh, der ſein ganzes Vermögen auf dieſe Ausrüſtung verwandt hatte, mit 12 Schiffen ab. Die Spanier, von ſeiner Unternehmung benachrichtigt, hatten ſich an eben der Landſeite, welche ihm angewieſen war, niedergelaſſen und Bergwerke eröffnet. Raleigh kam krank an der Mündung des Oronoko an, und verſchiedene Umſtände machten, daß ſeine ganze Unternehmung ſcheiterte. Als er im Juli 1618 nach England zurückkam, wurde er zu Plymouth auf Befehl des Königs verhaftet. Vergebens ſuchte er nach Frankreich zu entkommen, er wurde nach dem Tower gebracht, und vor dem königlichen Geheimenrath verhört. Seine Berufung auf die ihm anſcheinend bewilligte Begnadigung ward verworfen, und man erlaubte ihm nicht einmal die Vertheidigung ſeines Betragens bei der letzten unglücklichen Unternehmung. Das Todesurtheil ward geſprochen und den folgenden Tag (29. October 1618) an ihm vollzogen. Männlich und ſtark hielt er vor ſeiner Hinrichtung eine Rede an das Volk, ließ ſich dann das Beil zeigen, unterſuchte die Schärfe deſſelben, und ſagte: es iſt eine ſcharfe Arznei, aber ein ſicheres Mittel gegen alle Übel. Als er gefragt wurde: auf welche Seite des Blocks er ſeinen Kopf hinlegen wollte, antwortete er: wenn das Herz nur

rechtſchaffen iſt, ſo iſt es einerlei, wo der Kopf liegt. So fiel Walter Raleigh im 66. Jahre ſeines Alters durch einen Urtelsſpruch, der unſtreitig ungerecht war, und nur durch Jacobs I. Charakterſchwäche erklärbar iſt. Raleigh war ein Mann von großem, unternehmenden Geiſte, der aber freilich auch viel verſchuldet hatte. Ungeachtet ſeiner außerordentlichen politiſchen Thätigkeit beſchäftigte er ſich doch viel mit den Wiſſenſchaften. Seine Schriften ſind poetiſchen, geographiſchen, politiſchen, militäriſchen, philoſophiſchen und geſchichtlichen Inhalts. Seine Poeſien, meiſtens Lieder, waren zu jener Zeit nicht ganz ohne Werth, doch hat er als Dichter nicht geglänzt. Seine Weltgeſchichte, freilich nicht vollendet und für unſere Zeiten nicht mehr brauchbar, trägt das Gepräge ſeines großen Geiſtes. Er war der erſte unter den Neuern, der es unternahm, eine pragmatiſche Geſchichte zu ſchreiben. Die neueſte Ausgabe derſelben iſt 1736 in Folio erſchienen. Von ſeinen vermiſchten Schriften (Miscellaneous Works) kam zu London 1748 eine Ausgabe in 2 Quartbänden heraus.

Rallentando, auch retardando oder lentando. Mit dieſen Wörtern wird in der Tonkunſt angezeigt, daß bei der damit bemerkten Stelle eines Tonſtückes das Zeitmaß wegen des Ausdrucks etwas verzögert werden oder ins Langſamere fallen ſoll. Der Eintritt des frühern Tempo's erfolgt entweder ohne weiteres nach einigen Tacten von ſelbſt, oder wird durch a tempo ausdrücklich angezeigt.

Ramaſan, oder Ramadan, der neunte Monat bei den Türken. Er tritt, da dies Volk, wie alle Mohammedaner, nach Mondjahren rechnet, alle Jahre um 11 Tage früher ein, ſo daß er innerhalb 33 Jahre alle Jahreszeiten durchläuft. In dieſem Monat haben die Mohammedaner ihr großer Faſten alle Tage vom Aufgang bis Niedergang der Sonne. Dieſes Ramaſan-Feſt, ſo wie das Beiram-Feſt, das unmittelbar hinter dem Ramaſan kommt (ſ. d. Art. Beiram), ſind die beiden größten Feſte der Völker Mohammedaniſcher Religion.

Ramazzini (Bernardino), einer der größten Ärzte Italiens, wurde 1633 zu Carpi geboren. Von Parma, wo er ſeine Studien vollendete, ging er nach Rom, um unter Rubei ſeine Wiſſenſchaft praktiſch zu betreiben. In der Folge lebte er einige Zeit in ſeinem Geburtsorte, wandte ſich aber nachher nach Modena, wo ihn der Herzog Franz II. als Lehrer der Arzneiwiſſenſchaft bei der neuerrichteten Akademie anſtellte. Nach achtjähriger Verwaltung dieſes Amtes folgte er einem Rufe nach Padua in gleicher Eigenſchaft, wo er ſein nützliches Leben 1714 beſchloß. Seine Verdienſte waren ſo anerkannt, daß, als er in bereits ſehr vorgerückten Jahren und ſchon ſeines Geſichts beraubt, um Entlaſſung anhielt, der Senat zu Venedig ihn dringend bat zu bleiben, indem die Republik ſchon zufrieden ſei, ihn nur zu beſitzen und die erſte Lehrerſtelle der Univerſität von ihm bekleidet zu ſehen. Seine mannichfachen hinterlaſſenen Schriften geben ein rühmliches Zeugniß ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit. Beſonders geſchätzt iſt ſein Buch über die Krankheiten der Künſtler und Handwerker.

Ramberg (Heinrich oder Johann Heinrich), einer unſerer berühmteſten Geſchichtsmahler, auch Ätzer mit der Nadel und in Aquatintamanier, geboren zu Hannover im J. 1763. Sein Vater, welcher hannöverſcher Hofrath war, ſuchte durch Unterricht in der Perſpective und Ölmahlerei, den er dem Sohn gab, die großen Anlagen deſſelben zu entwickeln. Während einer Reiſe auf dem Harz arbeitete dieſer in wenig Tagen mehr als ein Dutzend Länderzeichnun-

gen, welche die romantiſchſten Anſichten dieſes Gebirges gewähren. Sie wurden von dem hannöverſchen Miniſter zu St. James dem Könige vorgelegt; dieſer ließ dem jungen Ramberg das Reiſegeld nach London auszahlen, gab ihm eine Stelle in der Mahlerakademie, und ſorgte für ſeinen Unterhalt. Ramberg blieb 9 Jahre in London und vervollkommnete ſich unter Reynolds Leitung in ſeiner Kunſt ſo ſehr, daß er jeden verlangten Gegenſtand aus dem Kopfe zeichnen konnte. Die geſchickteſten Kupferſtecher Englands, Murphy und Bartolozzi, rechneten es ſich zur Ehre an, nach Rambergs Zeichnungen zu arbeiten. Er verfertigte religiöſe Stücke für die königliche Capelle zu St. James, Schildereien für die Boydellſche Shakſpeare-Gallerie und den Poetenſaal, wie auch den Übergang Alexanders über den Granicus für Carletonhouſe, den Palaſt des Prinzen von Wales. Georg III. ſelbſt nahm oft mit Vergnügen ſeine Schnelligkeit im Zeichnen wahr, und ſchickte ihn 1788 nach den Niederlanden und Italien. Umſonſt bemühte ſich der Fürſt Kaunitz, ihn bei ſich zu behalten, er eilte nach dem letztern Lande, knüpfte mit dem berühmten Denon eine innige Freundſchaft an, durchreiſ'te Oberitalien, und hielt ſich geraume Zeit in Rom und Neapel auf. Hierauf kehrte er nach Hannover zurück, und erhielt von dem König das Diplom als Hofmahler. Wenig Zeichner und Mahler haben ſo viel gearbeitet als er. Mehr als funfzig Kupferſtecher Englands und Deutſchlands haben der Fruchtbarkeit ſeines Pinſels nicht nachkommen können. Beſonders zeichnet ſich Ramberg in der Caricatur aus. Die Zeichnungen zu den ſämmtlichen Kupfern der Prachtausgabe von Wielands Werken ſind von ihm. Er ſelbſt ätzte für zwei Bände derſelben die Titelkupfer, das eine mit der Überſchrift: Idris. Auch hat er fünf ſehr ſchöne Blättchen zu dem Taſchenbuche: St. Schütze's abenteuerliche Wanderungen von Weimar nach Carlsbad (Leipz. 1809. Zweite Aufl.) geliefert; und man verdankt ſeinen Zeichnungen die lieblichen allegoriſchen und hiſtoriſchen Kupferſtiche zu dem bekannten Taſchenbuche: Minerva (Leipzig 1809 u. ff.). Ramberg iſt auch Mitglied der philotechniſchen Geſellſchaft in Paris. Über ſeine Werke, beſonders über ſeinen Zug Alexanders über den Granikus, hat man eine Schrift von J. C. Neumann betitelt: Über Rambergs Kunſt und Kunſtwerke. (1792. 8.) L. R.

Rameau (Jean Philippe), Dieſer berühmte franzöſiſche Muſiker und Tonſetzer wurde 1683 zu Dijon geboren, wo er auch die Anfangsgründe der Tonkunſt lernte und dieſe bei einem herumziehenden Operntheater ausübte. Als er ſpäter zu Avignon mit ſeiner Kunſt kein ſonderliches Glück machte, ging er nach Italien und bildete ſich als Meiſter auf dem Clavier aus, ſo daß er hierin bald dem berühmten Marchand an die Seite geſetzt ward. Nach ſeiner Zurückkunft erhielt er die Stelle eines Organiſten an der Domkirche zu Clermont, wo er aber nicht lange blieb, denn da er unterdeſſen Marchand hatte kennen lernen, den ſein Ruf nach Clermont gezogen hatte, ſo folgte er dieſem nach Paris und wurde ſein eifriger Schüler. Hier gab er ſein Werk über die Grundſätze der Harmonie heraus, das ſeinen Ruhm als Theoretiker in der Muſik für immer gründete. Da er gern als Operncomponiſt auftreten wollte, ſo wandte er ſich wegen eines Textes an den Abbé Pellegrin. Dieſer gab ihm denſelben nur unter einer Caution von 500 Livres, da er, ſo hoch auch Rameau als Muſikkenner geſchätzt wurde, von ihm als Componiſten nichts Vorzügliches erwartete. Als aber Pellegrin bei der erſten Probe des er-

ſten Actes ſeiner Oper (Hippolyte und Aricie) Rameau's herrliche Muſik hörte, zerriß er die Verſchreibung, feſt überzeugt, daß eine ſolche Compoſition kein Stück könne fallen laſſen. Und in der That machte dieſe Oper, die in einem damals völlig neuen und großen Styl geſetzt war, trotz der elenden Verunglimpfungen von Rameau's Neidern, ausnehmendes Glück. Von nun an wurde alles, was Rameau componirte, mit enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommen und ſogar ſeine Oper: Zoroaſter, in Dresden ins Italieniſche überſetzt und aufgeführt; eine Auszeichnung, die bis dahin noch keinem franzöſiſchen Muſikſtück widerfahren war. Zum Capellmeiſter des Königs ernannt, und in den Adelſtand erhoben, ſollte er eben den Orden des heiligen Michael empfangen, als ihn der Tod den 12. September 1764 übereilte. Sein Leichnam wurde mit vielem Pomp in der Kirche zu St. Euſtach in Paris neben Lully beigeſetzt. So groß Rameau's Verdienſte auch als Tonſetzer waren, ſo wurden ſie doch von den Verdienſten, die er ſich durch ſeine Werke über Harmonie und General-Baß erwarb, übertroffen; denn er war es, der zuerſt die Grundregeln der Harmonie gründlicher entwickelte.

Ramellies iſt ein Dorf bei Judoigne in Brabant, das durch den 1706 dabei erfochtenen Sieg des Herzogs von Marlborough und des holländiſchen Marſchalls Duwerkerk über den Churfürſten Maximilian Emanuel von Baiern und den franzöſiſchen Marſchall von Villeroy im ſpaniſchen Erbfolgekrieg Berühmtheit erhalten hat.

Ramler (Carl Wilhelm), berühmt als lyriſcher Dichter, Überſetzer und Kritiker, war den 25. Februar 1725 zu Colberg geboren, ſtudirte zu Halle, und wurde 1748 zum Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften an dem Cadettencorps in Berlin ernannt. Nachdem er dieſes Lehramt bis 1790 verwaltet hatte, legte er es nieder, und ward Mitdirector des Nationaltheaters in Berlin. Seit 1796 zog er ſich von allen Geſchäften zurück, und ſtarb den 11. April 1798. Ramler trat in einer dürren, an ausgezeichneten Dichterwerken nicht ergiebigen Zeit als Lyriker auf, und knüpfte, indem er ſeinen König verherrlichte, ſeinen Ruhm an den Ruhm des größten Königs und Helden ſeines Jahrhunderts. Horaz, der in ſeinen Oden den Auguſtus preiſ't, war das Muſter, dem er nachſtrebte und in mehreren ſeiner Oden iſt die Nachahmung nicht zu verkennen. Wir erinnern nur an die Ode auf das Auslaufen der franzöſiſchen Flotte, welcher Proteus den Untergang verkündigt (Als Galliens Pilot u. ſ. w.). In ſo fern kann man Ramler auch mit Recht den deutſchen Horaz nennen, da dieſer als Lyriker in vielen Fällen ebenfalls Nachahmer griechiſcher Vorbilder war; nur hüte man ſich, die Vergleichung zwiſchen beiden weiter ausdehnen zu wollen. An lyriſcher Kraft und lebendiger Phantaſie bleibt Ramler eben ſo weit hinter Horaz, zurück, als vielleicht dieſer hinter ſeinen Muſtern. Überhaupt fehlte Ramlern der aus eigner Kraft ſchaffende Dichtergenius; dagegen beſaß er einen feinen Geſchmack und Sinn für Correctheit. Wo er freiwillig dem höhern Pathos entſagt, und zu mildern Empfindungen herabſteigt, befindet er ſich am meiſten in ſeiner Sphäre. Überall erſcheint er als ein Muſter des ſorgfältig geglätteten und correcten Ausdrucks, wodurch er ſich um unſere Sprache bleibende Verdienſte erworben hat. Den Hexameter aber und die Horaziſchen Versmaße hat er in unſerer Sprache noch ſehr unvollkommen nachgebildet, ſo wie ihm überhaupt der Bau und das Weſen des antiken Verſes durchaus verborgen blieben; denn er ging von dem Grundſatz aus, daß jedes einſylbige Wort nach Willkür kurz und lang gebraucht werden

könne, ſo ſehr auch Ausſprache und Gehör dawider ſtreiten. Dies wird hinreichen, den Werth ſeiner Überſetzungen aus dem Horaz, Martial, Catull, der Sappiſchen Oden u. ſ. w. zu beſtimmen. Eben ſo wenig hat er ſich den Dank der Freunde Geßners dadurch erworben, daß er die Idyllen deſſelben nach ſeiner Art in Hexameter übertrug. So brachte er auch einige Fabeln Leſſings in Verſe und nahm mit den Gedichten Anderer, die er in ſeine lyriſche Blumenleſe und ſeine Fabelleſe aufnahm, manche nicht zu billigende Veränderungen vor. Daß er dem Frühlinge ſeines Freundes Kleiſt und den Gedichten Götzens ſeine Feile angedeihen ließ, iſt von Voß in Schutz genommen worden. Von ſeinen eignen Gedichten verdienen nächſt ſeinen Oden ſeine Cantaten erwähnt zu werden, von denen der *Tod Jeſu* durch Graun's Muſik noch berühmter geworden iſt. Seine proſaiſchen Werke ſind eine *kurzgefaßte Mythologie*, und eine *Schrift über allegoriſche Perſonen*, zum Gebrauch für Künſtler. Außerdem lieferte er eine Überſetzung der ehemals beliebten *Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften von Batteux*. Um die Wiedererweckung Logau's machte er ſich gemeinſchaftlich mit Leſſing verdient. Überhaupt ſtand er mit den trefflichſten Männern ſeiner Zeit, deren Achtung er mit Recht beſaß, in freundſchaftlichen Verhältniſſen, und wirkte mit ihnen gemeinſchaftlich, fern von Streitigkeiten und Parteigeiſt, zum Nutzen unſrer Literatur. Nach ſeinem Tode erſchienen ſeine Gedichte in einer vollſtändigen Sammlung unter dem Titel: C. W. Ramlers poetiſche Werke, 2 Theile, Berlin 1800, 1801. M.

Rammelsberg, ein 1820 Fuß hoher Berg des Harzgebirges, ſüdlich von der Stadt Goslar, welche an ſeinem Fuße liegt, gehört, was ſeine Oberfläche betrifft, zu dem herzoglich-braunſchweigiſchen Kreisgerichte Harzburg, aber die aus ſeinem Innern gewonnenen Erze gehören Hannover und Braunſchweig; daher wird der Rammelsberg zum Communion-Harze gerechnet. Dieſer Berg iſt vorzüglich wegen ſeiner vielen Bergwerke merkwürdig, und wird von vielen Reiſenden beſucht. Man wird nicht leicht auf einem ſo kleinen Diſtricte, als dieſer einzige Berg ausmacht, eine ſolche vielfache Ergiebigkeit finden; denn der Rammelsberg liefert Gold, Silber, Kupfer, Blei, Glötte, Schwefel, Oker, grünen und weißen Vitriol und Arſenik. Der reine Überſchuß von allen Producten beträgt auf 30 bis 40,000 Thaler. Man berechnet die jährliche Ausbeute auf 10 Mark Gold, 3600 Mark Silber, 8200 Ct. Glötte, 5600 Ct. Blei, 2500 Ct. Kupfer, 5200 Ct. Zink, 650 Ct. weißen, 20 Ct. blauen und 1600 Ct. grünen Vitriol und 2200 Ct. Schwefel. Die Maſſe des Erzlagers beſteht vorzüglich aus derbem blumigblättrigen Bleiglanz, gelben Kupferkieſen, bunten kupfrigen Schwefel- und Arſenikkieſen, ſchwarzer und brauner Blende und Eiſenerzen. Selten findet man, außer Gold und Silber, Metalle einzeln, wohl aber häufig taubes Geſtein als Einſprengung in den Erzen. Der viele natürliche Kupfer-, Eiſen- und Zink-Vitriol gewährt an einigen Orten die prächtigſten Anblicke. Sehr ſehenswerth ſind die großen Weitungen und Grotten, wo die Erze durch Feuerbrände losgearbeitet werden. Ein ſolcher Brand gewährt einen überaus fürchterlich-ſchönen Anblick. Jährlich werden auf dieſe Art über 6000 Malter Holz verbraucht. Von den 12 Gruben gehören der Stadt Goslar vier, doch muß dieſe die Erze für einen beſtimmten Preis dem Communion-Bergwerke abliefern. Die übrigen Gruben gehören der Communion gemeinſchaftlich, und zwar ſo, daß Hannover von der Ausbeute $\frac{4}{7}$ und Braunſchweig $\frac{3}{7}$ bekommt. Alle Erze werden auf ihre Koſten in

den an der Oker und Grane gelegenen Hüttenwerken verſchmolzen. Auf dem Berge ſelbſt iſt eine vortreffliche Ausſicht auf die Ebene Niederſachſens. — Die Entdeckung der Bergwerke des Rammelberges fällt in das Jahr 963 oder in die Regierungszeit Otto des Großen, welcher 974 ſtarb. Lange Zeit waren ſie zwiſchen Goslar und den Herzogen von Braunſchweig ſtreitig. Die letzteren, denen Kaiſer Friedrich II. 1235 den rammelsbergiſchen Zehnten als Reichslehn erb- und eigenthümlich ertheilte, hatten ihn 1373 für 800 Mark Silber an Goslar wieder käuflich überlaſſen. Dieſes weigerte ſich hernach wegen der großen, auf das Bergwerk verwendeten Koſten, den Zehnten zurückzugeben, bis nach langem Streit und Kriegen Herzog Heinrich der jüngere die Stadt im Jahre 1552 zu dem Vergleiche zwang, wonach die jetzige Communionherrſchaft nicht nur den Beſitz von den ehemals gewerkſchaftlichen Gruben, ſondern auch die Jurisdiction über die vier Gruben der Stadt, das Vorkaufsrecht aller Metalle, den Zehnten und den Stollenneunten erhielt.

Ramſay (Andreas Michael von), ſchottiſcher Baronet und Ritter des St. Lazarus-Ordens von Frankreich, Doctor der Univerſität Oxford, wurde 1686 zu Daire in Schottland aus einer jüngern Seitenlinie des alten Hauſes Ramſay geboren, und widmete ſich früh der Mathematik und Theologie. Im J. 1709 bekehrte ihn der berühmte Fenelon, der ihn vorzüglich liebte, zur katholiſchen Religion. Da Ramſay ſich bald ſowohl in Frankreich, als in auswärtigen Ländern als Schriftſteller mit Glück bekannt machte, ſo konnte es nicht fehlen, daß hohe Häupter auf ihn aufmerkſam wurden. Im J. 1724 rief ihn Jacob III., König von England, nach Rom, um ihm die Erziehung ſeiner Söhne anzuvertrauen; Zwiſtigkeiten am Hofe nöthigten jedoch Ramſay bald, nach Frankreich zurückzukehren. Man vertraute ihm hierauf die Erziehung des Herzogs von Chateau-Thierry, und in der Folge des Prinzen von Turenne an. Beider Erziehung beſorgte er mit dem glücklichſten Erfolg. Er ſtarb am 6. Mai d. J. 1743 zu St. Germain-en-Laye in einem Alter von 56 Jahren. Ramſay war ein Mann von ſchätzbarem Charakter; aber ſein affectirtes Weſen, die wichtige Miene, die er annahm, und das allzuwenig verſteckte Beſtreben, mit ſeinem Wiſſen in Geſellſchaft zu glänzen, gaben häufig Anlaß zu Spöttereien. Seine Werke ſind: L'Histoire de la Vie et des Ouvrages de M. de Fénélon, archevêque de Cambrai, 12.; eine Biographie, die dieſen edlen Mann und trefflichen Schriftſteller zwar liebenswürdig darſtellt, aber nicht durchaus mit der nöthigen Unparteilichkeit geſchrieben iſt. Ferner: Essai sur le Gouvernement civil, 12.; Le Psychomètre, ou Reflexion sur les différérens caractères de l'esprit, par un Mylord; Les voyages de Cyrus, 1730. 4., und 2 Bde. 8. Das letztere Werk iſt mit großer Eleganz geſchrieben, aber mit Gelehrſamkeit und Reflexionen faſt überladen. Ramſay copirte in demſelben Boſſuet und Fenelon. Außer dieſen hat man von ihm einige engliſch geſchriebene Bücher, und verſchiedene Gedichte. Sein bedeutendſtes Werk iſt aber: L'Histoire du Maréchal du Turenne, Paris 1735. 2 Bde. 4. Bei allen Vorzügen der Eleganz, Ordnung und Präciſion herrſcht jedoch auch in dieſem Werke ein affectirtes Streben nach Reflexionen und Sentenzen; der wichtigſte Vorwurf aber, den man dieſem Werke von jeher gemacht hat, iſt der, daß Ramſay mehr Turenne's kriegeriſches, als deſſen bürgerliches Leben geſchildert, ja das letztere faſt ganz vernachläſſigt hat. — Auch exiſtirt unter Ramſay's Namen ein nach

ſeinem Tode im J. 1749 zu Glasgow in engliſcher Sprache erſchienenes Werk: Philoſophiſche Principien der natürlichen und geoffenbarten Religion, in geometriſcher Ordnung entwickelt und erklärt, 2 Bde. 12. Da jedoch in dieſem Buche Meinungen und Anſichten vorgetragen ſind, die mit dem Glauben Fenelons und den Beſtimmungen der katholiſchen Kirche, welcher Ramſay ſehr anhing, durchaus nicht übereinſtimmen; ſo hat man wohl mit Recht gemuthmaßt, daß es entweder gar nicht von Ramſay geſchrieben ſei, oder wenigſtens nicht in jener Geſtalt von ihm herrühre. — Endlich ſchrieb Ramſay auch einen Discours sur le poëme épique, den man vor Fenelons Telemach findet, und in dem der Verfaſſer dem Grundſatz, welchen dieſer in ſeinem Telemach mit Glück ausführte: daß man epiſche Gedichte auch in Proſa ſchreiben könne, folgt; ein Grundſatz, den Voltaire ſo wenig billigte, daß er ihn mit der Idee verglich, ein Concert ohne Inſtrumente aufführen zu wollen. K. μ. d.

Ramſay (Doctor) als Menſch und Republikaner einer der geachtetſten Bürger der vereinigten Staaten von Nordamerika; ein glücklicher und allgemein geſchätzter Arzt. Als Schriftſteller iſt er auch in Europa berühmt durch ſeine Geſchichte der amerikaniſchen Revolution und durch ſeine Biographie Waſhingtons. Noch hat er eine Überſicht der Fortſchritte der Arzneiwiſſenſchaft und eine Geſchichte von Carolina geſchrieben. Er ward in ſeinem 66. Jahre, zu Charlestown den 8 Mai 1815 von einem Wahnſinnigen, Namens William Linne, ermordet, dem er vor einiger Zeit das Leben dadurch gerettet hatte, daß er mit einem andern Arzte bezeugte, William Linne ſei von Sinnen. Dieſer Menſch hatte nämlich in einem Anfalle von Wuth ſeinen Advocaten, den er für beſtochen hielt, erſchießen wollen, aber nur ſchwer verwundet. Der Mörder geſtand, daß er den D. Ramſay aus Rache wegen dieſes Zeugniſſes getödtet habe. Mehr über ihn ſ. in der Rev. encycl. Avr. 1820. K.

Ramsden (J.), ein berühmter Verfertiger mathematiſcher Inſtrumente. Er war im Jahr 1730 zu Halifax geboren. Sein Vater, ein Tuchfabricant, hatte ihn zu demſelben Geſchäfte beſtimmt; aber eine Reiſe, die er in ſeinem zwanzigſten Jahre nach London unternahm, änderte ſeinen Lebensplan. Hier lernte er den berühmten Optiker Dollond kennen, deſſen Tochter er heirathete. Dollond unterrichtete ihn in der Kunſt, mathematiſche Inſtrumente zu verfertigen. Zu dieſer guten Anweiſung kam Ramsdens angebornes Genie für dieſe Arbeiten hinzu, und ſo konnte es nicht fehlen, daß dieſer bald durch ſeine Kunſt berühmt wurde. Schon im Jahr 1763 arbeitete er für die größten Künſtler in England. Im Jahr 1768 eröffnete er mit dem glücklichſten Erfolg einen Laden zu Heymarket, und bald darauf zu Piccadilly, wo er ſich bis zu ſeinem Tode aufhielt. Auch blieb er als denkender Künſtler nicht dabei ſtehen, die gewöhnlichen Inſtrumente mit Geſchmack und Eleganz zu verfertigen; mehrere optiſche und ſehr viele aſtronomiſche Inſtrumente ſind durch ihn glücklich verbeſſert, mehrere ganz neue durch ſein Genie erfunden worden. Im Jahr 1786 ward er Mitglied der königlichen Geſellſchaft. Auch als Schriftſteller hat er ſich durch mehrere wichtige Abhandlungen, die man in den Philosophical Transactions findet, bekannt gemacht. Er ſtarb im Jahr 1800.

Ramus (Petrus), eigentlich Pierre de la Ramée, wurde zu Luth, einem Dorfe in der Picardie, 1515 geboren, und ſchwang ſich mit dem größten Muthe aus niedrigem Stande bis zum Lehrer der

Univerſität zu Paris empor. Er lehrte eine geläuterte Philoſophie, und trat als Gegner der noch geltenden ſcholaſtiſchen auf, außerdem hielt er rhetoriſche und philologiſche Vorleſungen, und erwarb ſich großen Ruhm, aber auch viele Feinde, durch die er bei der Bluthochzeit, den 25. Auguſt 1572, als Reformirter getödtet wurde. Er reinigte beſonders die Logik von vielen Subtilitäten, ging aber darin ſo weit, zu behaupten, ſie ſei nur eine Kunſt, geſchickt zu ſtreiten. Sein größtes Verdienſt beſtand in der Einführung einer beſſern Methode des Vortrags, wobei er ſich der tabellariſchen Form bediente, und die Nothwendigkeit guter Definitionen und Eintheilungen bemerklich machte. Seine Anhänger, die Ramiſten in Schottland, England und Deutſchland, waren ſehr zahlreich. Zu ſeinen Hauptſchriften gehören Institutiones dialecticae libr. 3. Paris 1543. 8. und Animadversiones in Dialecticam Aristotelis lib. XX. Ibid. eod. anno. 8., wovon nachher häufige Ausgaben erſchienen ſind.

Rancé (Dom. Armand Jean le Bouthillier de), zu Paris 1626 geboren, zeigte ſchon in ſeiner Jugend ausgezeichnete Anlagen für die ſchönen Wiſſenſchaften. In der Folge wurde er Chorherr an der Kirche Notre-Dame, und verließ dieſe Bahn, einzig ſich dem Studium der Theologie ergebend. Nach Vollendung ſeiner Studien überließ er ſich geraume Zeit weltlichen Zerſtreuungen und Genüſſen, beſonders einem vorherrſchenden Hange zum weiblichen Geſchlecht, als plötzlich mit ihm eine völlige Veränderung vorging. Er verließ die Hauptſtadt und den Hof, zog ſich auf ſein Gut bei Tours zurück, und fing hier das einſame beſchauliche Leben eines Mönchs an. Hiermit noch nicht zufrieden, verkaufte er bald darauf ſein Gut und ſchenkte das dafür gelöſ'te Geld, 300,000 Livres, an das Hotel de Dieu in Paris, er ſelbſt aber that Profeß in der Abtei von Parceigne 1664, und begab ſich ſodann in das Kloſter la Trappe vom Orden der Ciſterzienſer, deſſen Abt er ward. Da er auf ſein Anſuchen die Erlaubniß von Rom erhielt, die alte Strenge in ſeiner Abtei wieder herzuſtellen, ſo ſuchte er nun auch alle andere Ciſterzienſerklöſter zu derſelben zurückzuführen; ein Unternehmen, das aber nach vielen Verſuchen mißlang. Deſto mehr gründete ſie Rancé in ſeinem Kloſter, das fortan der Sitz der ſtrengſten Entſagung wurde. (Über die Einrichtung und Lebensart der Mönche von la Trappe ſ. d. Art. Trappiſten). Zu dieſem Behufe ſchrieb Rancé auch ſeine Abhandlung über die Heiligkeit und die Pflichten des Mönchsſtandes. Endlich auch müde des Regierens in den geweihten Mauern, legte Rancé ſeine Stelle nieder, und ſtarb im October 1700, noch im Tode die Regel ſeines Ordens beobachtend, auf einem Aſchenlager. Seine mannichfachen Schriften über Mönchsthum, über die Obliegenheiten der Chriſten u. ſ. w. geben Beweis von der aſcetiſchen Strenge, zu der ſein Gemüth ſich gewendet hatte. Als Veranlaſſung jener plötzlichen Veränderung, die ihn aus dem Hof- und Weltleben in die traurigſte Einſamkeit trieb, wird von Einigen folgende Begebenheit erzählt. Als er noch in Paris lebte und von einer Reiſe zurückkehrte, eilte er, ſeine Geliebte, die durch Schönheit und Galanterie berühmte Frau von Montbazon, aufzuſuchen. Er kommt durch eine Hintertreppe in ihr Zimmer, und findet ſtatt der Freundin — ihr blutiges Haupt in einer Schüſſel liegen. Sie war kurz vor ſeiner Rückkehr geſtorben, und man hatte ihr den Kopf abgelöſ't, da der für ſie verfertigte zinnerne Sarg zu kurz gerathen war. Dieſer Anblick ſoll den erſchütterndſten Eindruck auf Rancé gemacht und ſein feuriges, tieffüh-

lendes Gemüth zu einer ſo völligen Sinnesveränderung geſtimmt haben. F. G.

Rang, Rangrecht. Unter Rang verſteht man im weiteſten Sinne den Grad des äußern Vorzugs. Der Weiſe betrachtet die Menſchen nach einer höhern Ordnung. Nur Herz und Geiſt geben in ſeinem Reiche Anſprüche auf Achtung und Ehrerbietung. Etwas ganz Anderes aber iſt der aus Standesverhältniſſen entſpringende äußere Vorzug, welcher ſich beſonders bei öffentlichen Prozeſſionen, am auffallendſten aber an den Höfen, beim Eintritte in die verſchiedenen Gattungen der Zimmer und Cabinete, beim Sitzen an Tafeln u. ſ. w. äußert, und, wo er geſetzlich iſt, ein Zwangsrecht erzeugt. — Die beſſern Köpfe der ältern Juriſten haben dieſe Materie in ſatiriſchen Monographien, wie Thomaſius in ſeinem Pomum Eridos in certamine dignitatum civilium, bearbeitet. Mehr im Ganzen und ernſter iſt ſie in neuerer Zeit behandelt worden. Stößt man in Repertorien des Staatsrechts auf das Rangrecht, ſo lieſ't man daſelbſt von der Ceremonie, die unter Staatshäuptern Statt findet, ſo wie vom Range der Staatsdiener. In eignen Schriften hingegen wird unter dem Titel: Staats- und Privatrangrecht, nicht nur davon, ſondern auch von den Präcedenzverhältniſſen der niedrigſten Volksclaſſen gehandelt. Am richtigſten iſt es wohl, das Rangrecht theils dem öffentlichen Rechte, theils dem Privatrechte zuzutheilen, und das zum erſtern gehörige, und ſo weit es die Rangverhältniſſe unabhängiger Staaten zu einander ausſpricht, als einen Theil des Völkerrechts, in ſo fern es hingegen die Rangrechte der Staatsdiener unter einander darſtellt, als einen Theil des Staatsrechts (Regierungsrechts) anzuſehen. Was nun die Rangverhältniſſe unabhängiger Staaten an ſich betrifft, ſo kann von einem eigentlichen Rangrechte hier nicht die Rede ſein. Alles, was man der Analogie nach für ein ſolches ausgiebt, verſchwindet, ſobald ein Staatsoberhaupt, dem andern den herkömmlichen oder vertragsmäßigen Vorrang nicht mehr geſtattend, ſich mit Gewalt an eine höhere Stelle ſetzt. Zu blutigen Auftritten darüber kam es einſt zwiſchen dem Abte zu Fulda und dem Biſchofe zu Hildesheim, zwiſchen Genua und Venedig. Um ſolche Folgen zu vermeiden, bedienen ſich die Herrſcher und ihre Geſandten folgender Mittel: 1. Man kommt incognito zuſammen; 2. man nimmt geringere Charaktere an, und behält nur gewiſſe Feierlichkeiten bei; 3. man ſetzt ſich im Zimmer nicht nieder, ſondern geht blos auf und ab. Dies geſchah auf dem Wahltage Kaiſer Leopolds, als Königs von Ungarn, vor der Wahl mit dem Churfürſten von Mainz, ingleichen zwiſchen Kaiſer Joſeph I. und dem Churfürſten von Baiern; 4. man kommt nicht perſönlich zuſammen, ſondern ſchreibt ſich, wobei gewiſſe Mediateurs die Schriften wechſelsweiſe überreichen. Dieſen Weg ſchlugen die franzöſiſchen Mediateurs auf dem Congreſſe zu Bologna 1600 zwiſchen den engliſchen und ſpaniſchen Geſandten vor; 5. man wird einig, Rang und Stelle nach der Ordnung zu nehmen, in welcher man in das Conferenzzimmer oder in den Verſammlungsſaal tritt; 6. man ſetzt ſich an eine runde Tafel. Dies geſchah 1698 auf dem Congreſſe zu Carlowitz, wo die Geſandten des römiſchen Kaiſers, der Pforte, Rußlands, der Könige von Polen, Großbritannien und der Republik Venedig ſich in einem runden Saale becomplimentirten — in welchen für jeden Geſandten eine eigene Thüre ging, und in deſſen Mitte eine runde Tafel ſtand, nach der ein jeder aus ſeinem vor dem Saale be-

ſindlichen Zelte durch ſeine Thür auf ein Signal mit gleichen Schritten ging und ſich auf den ſeiner Thür gegenüber ſtehenden Stuhl ſetzte. Eben ſo ging der kaiſerliche, der ruſſiſche und türkiſche Geſandte 1737 auf dem Congreſſe zu Nimirow durch drei beſondere Thüren in eine Art von Scheuer. Auch wird bisweilen der Rang durchs Loos beſtimmt. Dies geſchah, als die Könige von Dänemark und Polen 1709 nach Berlin reiſ'ten. In den ältern Zeiten maßten es ſich bisweilen die Päpſte an, nicht nur öffentliche Rangſtreitigkeiten zu entſcheiden, ſondern auch allgemeine Ordnungen in dieſer Hinſicht vorzuſchreiben. Zu dieſer Anmaßung gehört die Rangordnung, welche der Ceremonienmeiſter des Papſtes Julius II. im Jahr 1504 hat bekannt machen laſſen, die aber nie allgemein anerkannt worden iſt. Sie enthält folgende Ordnung: römiſcher Kaiſer, römiſcher König, die Könige von Frankreich, Spanien, Aragonien, Portugal, Sicilien, Schottland, Ungarn, Navarra, Böhmen, Polen, Dänemark, die Republik Venedig, die Herzoge von Bretagne, Burgund, die Churfürſten von Baiern, Sachſen, Brandenburg, der Erzherzog von Öſterreich, der Herzog von Savoyen, der Großherzog von Florenz, die Herzoge von Mailand, Baiern und Lothringen. In neuerer Zeit hingegen hat man ſich eine ſolche Einmiſchung der Päpſte ganz verbeten, und den Grundſatz der natürlichen Freiheit einzuführen geſucht. Beſonders hat hierzu der unſterbliche Guſtav Adolph von Schweden gewirkt. Daß der die Menſchheit zierende Naturſinn auch die Staatshäupter der europäiſchen Nationen zu beſeelen angefangen hat, bezeugen auch hierin die neueſten Congreſſe. — Möglich hingegen, und nicht ganz unnöthig iſt das Zwangsrecht für die Rangverhältniſſe der Staatsdiener. Eine vorzügliche Quelle deſſelben ſind die mannichfaltigen Rangordnungen, welche aber dieſen Namen erſt dann verdienen, wenn ſie nach Art der Geſetze ordentlich publicirt worden ſind. Hofordnungen, die dem Hofmarſchall oder demjenigen, welcher ſeine Stelle vertritt, zur Nachachtung gegeben ſind, haben an ſich nie Geſetzeskraft, und dienen nur dazu, daß derſelbe für ſeine Perſon keiner Verantwortung ausgeſetzt wird, wenn ſich jemand durch den ihm bei Hofe angewieſenen Rang beleidigt findet. Man trifft unter dieſen Rangordnungen die elendſten Machwerke. Faſt alle ſind höchſt unvollſtändig, und enthalten die größten Abweichungen. So hat in einem Lande der Secretär Unteroffiziersrang, in einem andern werden die Amtleute dem Hofmarſchall, Kanzler, den Geheimenräthen und andern Hofämtern vorgeſetzt. Die churſächſiſche Rangordnung von 1571 hat ein Poet letzten Ranges in Reime gebracht. Sie fängt ſo an:

Der Premierminiſter ſprach,
Mir folgt der Obermarſchall nach;
Nach Generalfeldmarſchalls Gang
Kommt Cabinetsminiſter-Rang,
Die Conferenzminiſter fein
Nehmen die fünfte Claſſe ein,
Nebſt dem Obermeiſter vom Stall,
Und auch der älteſte Hofmarſchall.

Höchſt überflüſſig iſt das Rangrecht der verſchiedenen Volksclaſſen. — Das unter den matten Nachfolgern Carls des Großen ſich ſo vielfach entfaltende Mitregierungsrecht, die in den Burgfeſten nach dem Landfrieden gebildeten Kunſtvereine, und das durch den Druck des

Dorfadels erniedrigte Landvolk veranlaßten eine große Standesverſchiedenheit, in welcher die Wurzel des Vorzugs üppiger als je gedieh. Nach und nach fing man an, den dadurch begründeten Rang zu erzwingen, ſo daß ſich Herkommen und Gewohnheit darüber bildeten. Der Bürger nahm ſich den Rang vor dem Landmanne, der Kaufmann vor dem Handwerker, das Fräulein vor der bürgerlichen Ehefrau, ja ſelbſt der Schweinſchneider und Weinſchenke führten mit einander einen Rangſtreit. Die franzöſiſche Revolution und die Auflöſung des deutſchen Reichs hat die Rang- und Titelſucht geſchwächt. In Johann Chriſtian Hellbachs Handbuche des Rangrechts (Anſpach 1804) befindet ſich ein Promtuar über das beſondre Rangrecht der verſchiedenen Claſſen der Beherrſcher und einzelnen Staatsunterthanen nach alphabetiſcher Ordnung. En.

Rantzau oder Ranzau iſt eine ſehr alte und anſehnliche Familie im Däniſchen, Holſteinſchen und Meklenburgiſchen, welche durch mehrere denkwürdige Perſonen berühmt geworden iſt. Sie leitet ihre Abſtammung von Cuno, einem reichen Gutsbeſitzer im Holſteinſchen, her. Ein Urenkel deſſelben, Namens Wolf, erwarb in der alten Mark große Beſitzungen, welche das balſamer Land genannt wurden. Ein Enkel des letztern, Wiprecht II., auch als ein großer Krieger unter dem Namen des Grafen Wiprecht von Groitzſch berühmt, vertauſchte das balſamer Land mit der Grafſchaft Groitzſch im Meißniſchen; Kaiſer Heinrich IV. machte ihn 1083 zum Burggrafen von Leisnick, und belehnte ihn mit der Markgrafſchaft Lauſitz. Die von ſeinem ältern Sohne abſtammenden Burggrafen von Leisnick ſtarben 1538 aus. Der jüngere Sohn jenes Wiprechts aber, Otto I., welcher ſich in ſeinem urſprünglichen Vaterlande Holſtein niedergelaſſen hatte, bauete das Stammhaus Ranzau, und iſt der Stammvater aller noch blühenden gräflichen und adeligen Linien des Ranzauſchen Hauſes. Zu den übrigen denkwürdigen Perſonen dieſes Geſchlechts gehören beſonders Johann von Ranzau (geb. 1492), ein berühmter däniſcher Feldherr. Er machte große Reiſen, ſelbſt nach Aſien, und wurde in Jeruſalem zum Ritter geſchlagen. Als er den D. Luther in Worms ſeine Lehre ſo muthvoll und kräftig vertheidigen hörte, wurde er ganz für ihn eingenommen, und war nachher ein Hauptbeförderer der Reformation in Dänemark. Durch ſeine Klugheit verhalf er dem König Friedrich I. auf den däniſchen Thron, ſchlug den abgeſetzten König Chriſtian II., der in Norwegen eingefallen war, mehreremale, und ſtellte die Ruhe in dieſem Reiche wieder her. Kaiſer Carl V. und Franz I. von Frankreich wünſchten, als ſie mit einander Krieg führten, beiderſeits Ranzau in ihre Dienſte zu bekommen, aber er blieb ſeinem Vaterlande treu, und ſtarb 1565. — Heinrich, Graf von Ranzau, (geb. 1526, geſt. 1599), Statthalter von Holſtein, und einer der eifrigſten Beförderer der Wiſſenſchaften, belohnte die Gelehrten mit außerordentlicher Freigebigkeit, ſammelte eine vortreffliche Bibliothek, die er möglichſt gemeinnützig zu machen ſuchte, und ſchrieb mehrere Werke über Aſtronomie und Aſtrologie, Arzneikunde, Kriegskunſt u. ſ. w. — Joſias, Graf von Ranzau, Marſchall von Frankreich, Gouverneur von Dünkirchen, war erſt als General in ſchwediſchen Dienſten, 1635 kam er mit Oxenſtierna nach Paris, ward von Ludwig XIII. angeſtellt, und erwarb ſich durch ſein Feldherrntalent und ſeinen perſönlichen Muth die höchſte Bewunderung. Er ſtarb 1650 an der Waſſerſucht. Er war ein ſchöner Mann,

beſaß viel Geiſt und Beredſamkeit, und verſtand alle Hauptſprachen Europa's. Durch den Krieg ſoll er ſo verſtümmelt worden ſein, daß man ihm die Grabſchrift machte:

Du corps du grand Ranzau il n'a qu'une des parts:
L'autre moitié resta dans les plaines de Mars,
Il dispersa partout ses membres et sa gloire,
Tout abattu qu'il fut, il demeura vainqueur.
Son sang fut en cent lieux le prix de sa victoire
Et Mars ne lui laissa rien d'entier que le coeur.

Die Grafſchaft Ranzau beſteht aus dem Hofe Neu-Ranzau, dem Marktflecken Barmſtedt, noch einem Flecken und 26 Dörfern. Der Herzog Friedrich von Holſtein-Gottorp verkaufte ſie 1649 an Chriſtian von Ranzau für 200,000 Thaler. Kaiſer Ferdinand erhob den von Ranzau in den Grafenſtand, und das Amt Barmſtedt zu einer Reichsgrafſchaft, welche auch 1662 zu einem Mitſtande des niederſächſiſchen Kreiſes aufgenommen wurde. Als 1721 der Graf Chriſtian Detlev auf Anſtiften ſeines jüngern Bruders erſchoſſen, und dieſer zu ewiger Gefangenſchaft verurtheilt wurde, nahm Dänemark 1726 von der Grafſchaft Beſitz, und hielt ſich deßhalb zum wetterauiſchen Grafencollegium. Die Grafſchaft enthält 4½ Quadratmeilen, und ungefähr 8000 Menſchen lutheriſcher Religion. P. N.

Raphael, der Name einer Engels, der unter andern in der Geſchichte des Tobias vorkommt.

Raphael Sanzio oder de' Santi, der größte Mahler der neuern Kunſtperiode, oder wie eine gewiſſe Schule will, der letzte der alten Kunſtperiode, war geboren zu Urbino am Charfreitage 1483, und ſtarb zu Rom am Charfreitage, den 6. April 1520. Sein Vater, Giovanni Sanzio, ein nicht verdienſtloſer Künſtler, wurde bald, beſonders durch eine von Raphael auf die Hofwand des väterlichen Hauſes ohne fremde Beihülfe gemahlte Madonna mit dem Jeſuskind (dies Gemählde wurde ſpäter in ein Zimmer dieſes Hauſes ſammt dem Stück Wand, worauf es gemahlt war, verſetzt, und iſt noch zu ſehen) von der Unzulänglichkeit ſeiner Kräfte zur weitern Ausbildung ſeines Sohnes überzeugt, und eilte, denſelben in die Schule eines größern Meiſters zu bringen. Seine Wahl fiel auf den weit und breit bekannten Pietro (Vanucchi) Perugino, deſſen Gemählde noch immer mit Bewunderung betrachtet werden. Der alte Sanzio eilt nach Perugia, findet zwar den Pietro nicht zu Hauſe, wartet aber deſſen Rückkehr aus Rom, wo derſelbe im Vatican einige Arbeiten vollendet hatte, ab. Beide Künſtler wurden bald Freunde, und Pietro gewährt den Wunſch des dringend bittenden Vaters, den jungen Raphael unter die Zahl ſeiner Schüler aufzunehmen. Der erfreute Vater eilt ſogleich nach Urbino zurück, und bringt ſeinen Sohn nach Perugia, deſſen Talent ſich unter Leitung ſeines neuen würdigen Lehrers ſo ſchnell entwickelte, daß er bald ſeine zahlreichen Mitſchüler übertraf und in kurzem die Behandlungsart ſeines Lehrers ſo weit erreichte, daß man Beider Werke aus dieſer Periode kaum unterſcheiden kann. Hiervon zeugen ſeine erſten Arbeiten, mit denen er öffentlich auftrat: die Krönung des H. Niccolo da Tolentino, ein gekreuzigter Heiland zwiſchen zwei Engeln, ſo er für zwei Kirchen in Citta di Caſtello mahlte, eine heilige Familie, eine Verlobung der Maria, vor allen aber eine Krönung der Maria für das Kloſter S. Francesco in Perugia (war in Paris); ſämmtlich Arbeiten aus ſeinem 15. bis

18. Jahre. Während der Zeit war einem von Raphaels ehemaligen Mitſchülern, Piaturicchio, die Ausmahlung des Bücherſaals im Dom zu Siena übertragen worden. Dieſer lud den Raphael ein, nach Siena zu kommen, und ihm bei dieſer Arbeit zu helfen. Raphael nahm die Einladung an, und hatte ſchon einen großen Theil der Cartons zu dieſer Arbeit vollendet, als ein Zufall ihn davon abrief, der auf ſeine künftige Ausbildung von größtem Einfluß wurde. Raphael hatte nämlich erfahren, daß in Florenz die Cartons des Michel Angelo und Leonardo da Vinci, welche von dieſen beiden größten Künſtlern damaliger Zeit auf Veranlaſſung einer Preisaufgabe des hohen Rathes zu Florenz gefertigt worden, öffentlich ausgeſtellt waren. Er brannte vor Begierde, ſie zu ſehen, und eilte nach Florenz. Aber nicht allein dieſe Cartons, ſondern auch Florenz ſelbſt, damals der Sitz alles Schönen und Trefflichen, machten einen tiefen Eindruck auf das jugendliche Gemüth; eben ſo wohlthätigen Einfluß hatte die Bekanntſchaft ſo mancher jungen Künſtler von Bedeutung, des Ghirlandajo, A. St. Gallo ꝛc., deren Gewogenheit er ſich ſchnell erwarb. Wenn auch Raphaels Biographen nicht ausdrücklich davon reden, daß derſelbe in Florenz die Werke der frühern großen Meiſter, eines Cimabue, Maſaccio, Giotto, Verocchio, Ghiberti, fleißig ſtudirt habe, ſo wie es Michel Angelo und Leonardo da Vinci gethan, ſo iſt es doch, bei Raphaels längerem Aufenthalte in dieſer Stadt, nicht zu bezweifeln. Auch leuchtet dies aus ſeinen daſelbſt verfertigten Bildern hervor, unter denen vornehmlich eine Madonna mit dem Kind (jetzt in der Tribune zu Florenz) ſchon von Vaſari überaus gerühmt wird. Der Tod ſeiner Ältern rief Raphael ſchnell nach Hauſe, und während er in Urbino Erbſchaftsangelegenheiten in Ordnung brachte, wendete er die Stunden der Muße dazu an, mehrere Gemählde zu vollenden, z. B. zwei Madonnen, einen H. Georg, und wahrſcheinlich auch das Gegenſtück dazu, den H. Michael (noch in Paris), ferner einen betenden Chriſtus im Garten (in Paris). Raphaels Liebe zu ſeiner zweiten Vaterſtadt Perugia bewog ihn, bald dahin zurückzueilen, wo er mit offenen Armen empfangen wurde. Während ſeines zweijährigen Aufenthalts in dieſer Stadt bewährte er den erworbenen Ruf durch mehrere Gemählde: eine Madonna für die Kirche der Frati de' Servi (war in Paris), eine mater dolorosa, über welcher Raphael in einem zweiten Bilde Gott den Vater vorſtellte (jetzt im Palaſt Colonna zu Rom), und außer andern Staffeleigemählden einen Chriſtus mit Gott dem Vater, von mehrern Heiligen umgeben, für das kleine Cumaldulenſerkloſter, ſein erſtes Frescogemählde. Alle dieſe Arbeiten grenzen noch an den Styl ſeines Lehrmeiſters, und zeigen noch nicht die Größe, den Adel und das Gewaltige ſeiner ſpätern Arbeiten, zeichnen ſich aber durch Empfindung und Gemüth, beides Eigenſchaften, die der frühern Schule eigenthümlich ſind, aus. Ein großes Gemählde, das ihm von der Signora Baglioni zu mahlen übertragen worden war, fing er nicht ſogleich an, denn ſein Streben nach weiterer Ausbildung zog ihn zum zweitenmale nach Florenz. Hier ſetzte er ſeine Studien nach den obgedachten ältern Meiſtern eifrig fort; die Bekanntſchaft mit Fra Bartolomeo, den man Raphael faſt an die Seite ſetzen kann, leitete ihn zu feſtern Grundſätzen im Colorit, und ſo ſchritt Raphael unaufhaltſam vorwärts. Überhaupt ſcheint er die ganze Zeit ſeines dortigen Aufenthalts auf ſeine Bildung verwendet zu haben, wenigſtens weiß man nur von

einigen Porträts und dem Carton zu dem Bilde für Signora Baglioni, die er in Florenz gearbeitet hat. Er ging ſodann nach Perugia zurück, und fing ſogleich an dem letztgedachten Gemählde an, einer Grablegung, die ſpäter in den Palaſt Borgheſe nach Rom kam. Letzteres iſt ein wahres Wunderwerk der Compoſition, der Zeichnung und des Ausdrucks, deſſen Vortrefflichkeit von wenigen ſeiner ſpätern Arbeiten übertroffen wird. Nach Beendigung dieſes Gemähldes ſchied Raphael für immer aus Perugia, und kehrte zum drittenmale nach dem ſchönen und kunſtreichen Florenz zurück, wo er faſt vier Jahre lang blieb. Aber auch diesmal mochten Studien ſeine Hauptbeſchäftigung ſein, wenigſtens ſind nur einige, aber treffliche Arbeiten aus dieſer Zeit mit Beſtimmtheit nachzuweiſen, nämlich die herrliche Madonna, la belle Giardiniera (noch in Paris), und eine andre Madonna mit den Kirchenvätern (in Brüſſel), beides Bilder, die nicht völlig von Raphael vollendet wurden. — Der wiederholte Aufenthalt Raphaels zu Florenz iſt für ihn ſelbſt, ſo wie für die ganze neuere Epoche der Kunſt, von dem größten Einfluß geworden. Unter ſeines Vaters und Perugino's Leitung hatte Raphael das Mechaniſche der Kunſt erlernt, mit dieſen unentbehrlichen Vorkenntniſſen begabt, betrat er das Athen Italiens, und fand hier, daß Cimabue, Giotto, Fieſole und die damals noch lebenden florentiniſchen Künſtler mit ſeinem Lehrmeiſter in allen Theilen der Kunſt nicht nur wetteifern konnten, ſondern einige derſelben, Maſaccio, Fra Filippo Lippi, Mariotto Albertinelli, Ghirlandajo, und vor allen Fra Bartolomeo, durch wohlgeordnete Compoſitionen, richtige Zeichnung und lebhafte Färbung ihn übertrafen. Hatte nun Raphael ſchon die Vorzüge der größten Meiſter ſeiner Zeit in der ganzen Romagna ſich erworben, ſo eignete er ſich nun auch alle Vorzüge der florentiniſchen Schule an. Wenn aber Raphael der florentiniſchen Schule viel zu verdanken hat, ſo hat er im Gegentheil auch ſeine Ehrfurcht für ſie ſtets an den Tag gelegt. Ein auffallendes Beiſpiel dieſer Verehrung gab er unter andern, indem er zwei Figuren von Maſaccio, welche man in der Carmeliterkirche zu Florenz noch jetzt ſehen kann, in ſeinen Logen ohne die mindeſte Abänderung copirte, nämlich Adam und Eva, wie ſie der Engel aus dem Paradieſe treibt. — Unterdeſſen hatte Papſt Julius I., der Begründer des Ruhms, den ſich Rom ſpäter in den Künſten erworben hat, durch Bramante die erſte Idee zum neuen Bau der Peterskirche und zur Verſchönerung des vaticaniſchen Palaſtes ausführen laſſen; und Bramante war die Veranlaſſung zu Raphaels, im Jahre 1508 erfolgter, Berufung nach Rom. Bei ſeiner Ankunft empfing ihn der Papſt mit ausgezeichneter Güte, die Künſtler Roms aber mit der größten Achtung. Man wies Raphael ſogleich eine Frescoarbeit im zweiten Zimmer neben dem großen Saale des Conſtantin, die Stanza della Segnatura genannt, an. Raphael ſtellte hier auf einer Steinwand die Disputa oder den Streit der Kirchenväter vor. Wenn man ſeine obgedachte letzte Arbeit von größerm Umfange, die Grablegung, mit dieſem Gemählde vergleicht, ſo findet man zwiſchen beiden noch große Ähnlichkeit, die ſeine ſpätern Arbeiten nicht haben. Nur iſt die Disputa weit vollendeter, alles Leben, Bewegung, Handlung, die Gruppirung unendlich mannichfaltig, die Abwechslung in den Charakteren bewundernswürdig, jeder Strich voll Bedeutung, Seele und Geiſt. Setzen wir überhaupt für Raphaels Arbeiten mehrere Perioden feſt, wovon die erſte ſeine früheren, noch in Perugino's Manier verfertigten, die zweite aber diejenigen umfaßt, welche er nach ſeiner

lieten Tode in Urbino, Florenz u. ſ. w. vollendete; ſo bemerkt man in der Disputa den Übergang zur dritten Manier, welche in der Schule von Athen, dem zweiten Hauptgemählde in dieſem Zimmer, ſich noch beſtimmter ausſpricht. Dieſes Gemählde (dem wahrſcheinlich der Parnaß, als das dritte Hauptgemählde des Zimmers, vorhergegangen iſt) zeigt weit mehr Freiheit in der Behandlung, mehr Männliches und Kräftiges. Auch gewann Raphael erſt durch die Schule von Athen den Beifall und die Gunſt des Papſtes ſo ſehr, daß dieſer die Frescomahlereien andrer Künſtler im Vatican faſt ſämmtlich vernichten ließ, um die Zimmer durch ihn verherrlichen zu laſſen. Raphael mahlte an deren Stelle in der obgedachten Stanze die allegoriſchen Figuren der Theologie, Philoſophie, Gerechtigkeit und Dichtkunſt, ferner in den Ecken des Plafonds den Fall Adams, die Sternkunde, Apoll und Marſias und Salomo's Urtheil, ſämmtlich in Bezug auf die vier Hauptbilder des Zimmers: zuletzt aber auf der vierten Hauptwand über den Fenſtern die Klugheit, Mäßigung und Stärke, darunter den K. Juſtinian, der das römiſche Recht dem Tribonian, ingleichen Gregor X., der die Decretalen einem Conſiſtorial-Advocaten übergiebt, und unter denſelben Moſes, und eine bewaffnete allegoriſche Figur. Raphael hatte bis mit dem Jahre 1511 dieſe ſämmtlichen Arbeiten in der erſten Stanze vollendet. Ehe er die Gemählde der zweiten anfing, ſoll er nach Vaſari's Angabe mehrere, weniger bedeutende, aber vortreffliche Frescogemählde gearbeitet haben, den Eſaias in St. Auguſtin, die Propheten und Sibyllen in St. Auguſtin, die Propheten und Sibyllen in St. Maria del Pace, und ſeine bekannte Madonna da Foligno (in Paris). — Wie Raphael in dem ihm eigenthümlichen, originellen Styl mit Rieſenkraft immer ſtieg, davon iſt ſein folgendes Gemählde in den Stanzen, die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel, Beweis. Hier iſt der Styl weit ernſter, größer, kühner und gewaltiger, die Behandlung weit geiſtreicher und meiſterhafter. Dieſem folgte im Jahre 1514 unter der Regierung des neuen Papſtes, Leo X., ſein Attila, der von Rom durch Leo den Großen entfernt wird; Petri Befreiung aus dem Gefängniß; und der Plafond dieſer Stanze, Moſes im brennenden Buſch, den Bau der Arche, Iſaaks Opfer und Jacobs Traum vorſtellend. Ungefähr gleichzeitig damit ſind die Staffeleigemählde: die berühmte Madonna del Pesce (im Escorial), ſeine eben ſo ſchöne Cecilia, Ezechiels Traum, unter mehrern Madonnen die dell' Impannato (alle drei in Paris geweſen), die Kreuztragung, bekannt unter dem Namen, lo Spaſimo di Sicilia (jetzt in Madrid), Chriſtus in der Glorie von Heiligen umgeben, le cinque Santi (war ebenfalls in Paris), ſodann ſein eignes Bildniß (jetzt in München), das Porträt Leo's X. (in Paris), und andere. Um dieſelbe Zeit ſoll auch Albrecht Dürer durch Raphaels weit und breit erſchollenen Ruhm bewogen worden ſein, mit ihm ſchriftlich ein Freundſchaftbündniß zu ſchließen. Dürrer ſendete ihm mehrere ſeiner eigenhändig geätzten Kupferblätter und ſein Bildniß, und erhielt dagegen von Raphael eine Anzahl Zeichnungen von ſeiner Hand zum Geſchenk. Jene Düreriſchen Kupferblätter ſollen Raphael bewogen haben, ſeine Ideen durch Marc-Anton in Kupfer bringen zu laſſen; und um eine deſto größere Correctheit in der Zeichnung beizubehalten, ſoll Raphael die Anlagen zu den Stichen auf deſſen Platten ſelbſt gezeichnet haben; dies hat bewirkt, daß Marc-Antons Blätter jederzeit ſo hoch geachtet worden ſind. — Nun fing Raphael die dritte

Stanze im Vatican an, und zwar mit dem Incendio del Borgo, das Leo durch ſein Gebet löſcht; ein Gemählde, das durch Stärke und Wahrheit des Ausdrucks, Schönheit der Formen, Wahl der Gruppirung und Mannichfaltigkeit, ein Meiſterſtück der Kunſt geworden iſt. Ihm folgte die Krönung Carls des Großen, die Rechtfertigung Leo's III. bei Carl, und Leo's IV. Sieg über die Sarazenen bei Oſtia, an welchen Gemählden jedoch Raphaels Schüler nach ſeinen Zeichnungen viel gearbeitet haben. Jetzt bekam Raphael den Auftrag, die von Bramante unvollendet gelaſſenen Logen des vaticaniſchen Palaſtes, d. h. die Gallerien, welche die Zimmer des Palaſtes vereinigen, zu vollenden. Sein dazu gemachter Plan wurde vom Papſt genehmigt, und ihm zugleich aufgetragen, die Zeichnungen zu den Mahlereien und Stucco-Arbeiten, womit ſie verziert werden ſollten, zu fertigen. Durch Giulio Romano und andre Schüler ließ Raphael die Gemählde (deren nur vier von ſeiner Hand ſind), durch Johann von Udine aber die Stuccaturen ausführen. Und ſo wurde durch Raphael ein Cyklus von Kunſtwerken gebildet, die für ewige Zeiten ein Vorbild für alle Künſtler ſein werden, und den vaticaniſchen Palaſt zu einem Kunſtheiligthum erhoben haben. Der Papſt, entzückt von der Vortrefflichkeit dieſer Arbeiten, trug Raphael die Auszierung noch eines andern Saales im Vatican mit Bildniſſen der Heiligen und Apoſtel auf, ernannte ihn zum Oberaufſeher über alle Verſchönerungen dieſes Palaſtes, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen. Während der Zeit lieferte Raphael noch viele andre ausgezeichnete Arbeiten. So mußte er zu mehrern Palläſten, welche in Rom und andern Städten Italiens erbaut wurden, die Zeichnungen liefern; er vollendete um dieſe Zeit die **Madonna für die Kirche St. Sixt** zu Piacenza (gegenwärtig in Dresden), unſtreitig eins der Meiſterwerke ſeines Pinſels. Die Hoheit, Würde und Erhabenheit, gepaart mit Anmuth, Milde und Schönheit, welche in dieſem Bilde herrſchen, möchten wohl immer unerreicht bleiben. Arbeiten aus dieſer Periode ſind ferner Raphaels großes Gemählde des h. Michael (war in Paris), die Porträts der Beatrice von Ferrara, und ſeiner geliebten Fornarina, des Carondelet (jetzt in England), des Grafen Caſtiglione, der wunderſchönen Johanna von Aragonien (beide in Paris). — Von letzterem ſind zwei alte treffliche Copien, die man oft für Arbeiten des Künſtlers ſelbſt hält, eine beim Graf Fries in Wien, die andre beim Mahler Wocher in Baſel. Hieher gehören auch die Frescogemählde in der Farneſina, das Leben der Pſyche in zwölf Bildern und die Galatee vorſtellend, alle, außer dem letztgedachten, von ſeinen Schülern ausgeführt; ſodann die von jenen ſehr abweichenden Zeichnungen aus der Fabel der Pſyche, 38 an der Zahl; ingleichen die Madonna della Segiola (in Paris). Wahrſcheinlich ſpäter fertigte Raphael für Auguſtin Chigi die Zeichnungen zum Bau und zur Auszierung einer Capelle in St. Maria del Popolo, und für Leo X. die weltberühmten Cartons zu den Tapeten, welche in den Niederlanden für eins der Zimmer des Vaticans gewirkt wurden. Dieſe Tapeten wurden ſpäter alljährlich am Frohnleichnamsfeſte im Vatican ausgeſtellt, ſind aber in den neuſten Zeiten zerſtreut worden; ſieben von den Cartons kamen nach England in den Palaſt Hamptoncourt, von den übrigen haben ſich nur Bruchſtücke erhalten. Es iſt dieſer Verluſt um ſo mehr zu betrauern, da dieſelben den Raphaelſchen Stanzen in Hinſicht auf Compoſition, Hoheit des Charakters, Mannichfaltigkeit des Aus-

drucks, der Gruppirungen, Stellungen u. ſ. w. ſogar oft vorgezogen worden ſind. Ein Auftrag, welchen Raphael erhielt, für den Papſt die vierte Stanze, den Saal Conſtantins, in Öl auszumahlen, blieb unausgeführt; Raphael hat dazu nur einige Zeichnungen, beſonders zur Schlacht des Conſtantin und Maxentius, hinterlaſſen, die von Giulio Romano und andern Schülern, denen man in der Folge die Vollendung übertrug, benutzt worden ſind. Von ſeiner eignen Hand ſind jedoch wahrſcheinlich die Bilder der Gerechtigkeit und Freundlichkeit in dieſem Saale. Mehrere Staffeleigemählde ſcheinen auch um dieſe Periode von Raphael verfertigt worden zu ſein, unter andern Johannes in der Wüſte (von dem mehrere faſt gleich gute und einander faſt ganz ähnliche Bilder exiſtiren, nämlich in Florenz, in London, aus der Gallerie des Herzogs von Orleans, und in Wien, daher man nicht gewiß iſt, welches von dieſen das Original iſt), ferner ſeine Madonna mit dem Chriſtkinde, das von einem Engel mit Blumen beſtreut wird (war in Paris), und mehrere andre. Raphaels letztes, nicht völlig vollendetes Gemählde war die Verklärung Chriſti, welche vom Cardinal Julius von Medicis für die Hauptkirche ſeines Erzbisthums Narbonne beſtimmt war, alsdann nach Pietro Montorio kam (ebenfalls im Muſeum zu Paris). Wenn auch die Kritiker dieſem Bilde gewöhnlich vorgeworfen haben, „es enthalte zwei Hauptgegenſtände, und beſtehe eigentlich aus zwei Bildern;" ſo müſſen doch alle zugeben, daß dieſes Gemählde das vollendetſte Meiſterſtück iſt, welches die neuere chriſtliche Kunſt hervorgebracht hat. Die Compoſition iſt ſo edel, die Zeichnung ſo vollendet, der Ausdruck ſo erhaben und ernſt, es herrſcht in den Charakteren ſo große Mannichfaltigkeit, das Colorit, ſo wie es von Raphael herrührt, iſt ſo wahr und kräftig, daß man in keiner von Raphaels übrigen Arbeiten, noch weniger in Werken andrer Meiſter dieſe Vorzüge in dem Maße vereinigt findet. Der Kopf des verklärten Chriſtus, in welchem dieſe Vereinigung am meiſten bewundert wird, ſoll ſeine letzte Arbeit geweſen ſein. Von einem heftigen Fieber ergriffen, deſſen Entſtehung den Ärzten unbekannt blieb, und durch eine falſche Curmethode geſchwächt, ſtarb der trefflichſte Künſtler in der Blüthe ſeines Lebens, 47 Jahr alt, am Jahrestage ſeiner Geburt, dem Charfreitage 1520. „Unnennbar war der Schmerz, in den ganz Rom bei dieſer Nachricht verſank, grenzenlos die Trauer ſeiner Schüler. Dieſe verloren in ihm ihren Vater und Freund, deſſen wohlwollendes Herz das Band geweſen war, welches ſie Alle zu einem Streben begeiſternd vereinigte. Sein Leichnam wurde in ſeinem Studienſaale im Angeſichte ſeiner Verklärung auf einem prächtigen Katafalke öffentlich aufgeſtellt, und dann mit einer feierlichen Leichenbegleitung in die Kirche St. Maria Rotonda (ſonſt Pantheon) zur ewigen Ruhe gebracht. Dort liegen ſeine Gebeine noch jetzt, bis auf ſeinen Schädel, der ſpäterhin in die Akademie St. Luca verſetzt wurde. Sein, von Carl Maratti dort aufgeſtelltes, von Naldini gefertigtes Bruſtbild, nebſt einer Inſchrift des Cardinals Bembo,

Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Magna rerum parens et moriente mori;

bezeichnen ſeine Grabſtätte." Alle gleichzeitigen Schriftſteller ſchildern Raphael als einen höchſt gutmüthigen, zuvorkommenden, dienſtfertigen, beſcheidnen und liebenswürdigen Mann, der bei Hohen und Niedern gleich geachtet und beliebt war. Die Schönheit ſeiner Geſtalt, die eb-

le, Zutrauen erweckende Bildung ſeines Geſichts nahmen einen Jeden ſchon beim erſten Anblick für ihn ein. Er ſtarb unverheirathet, doch war er den Frauen keineswegs abhold. Noch kurz vor ſeinem Tode hatte ihm der Cardinal Bibiena den Vorſchlag gethan, ſeine Nichte zu heirathen. Raphael hatte dies auch angenommen, jedoch, wie es ſcheint, mit Widerwillen, weil er vom Papſt eine Cardinalſtelle zu erlangen hoffte. Raphaels Nachlaß fiel, ſeinem letzten Willen gemäß, an ſeine Lieblingsſchüler, Giulio Romano und Franceſco Penni. Wenn man die ungemeine Anzahl von Raphaels Gemählden (ſo ſtreng man auch in Hinſicht ihrer Authenticität ſein muß) betrachtet, ſo glaubt man kaum, daß ein volles Menſchenleben zu Vollendung derſelben hinreichend ſei. Und dennoch hat Raphael alles dies während einer kurzen Lebenszeit von 37 Jahren geleiſtet, und dadurch die Fruchtbarkeit ſeines Genies, ſo wie die Leichtigkeit, mit der er arbeitete, aufs deutlichſte bewährt. Bedenkt man überdies, daß Raphael zu einer Menge von Arbeiten, die ſeine Schüler ausführten, die Entwürfe gemacht, daß er beſonders zu den größern Gemählden, die er bearbeitete, vielfache Studien machte, (wie die vielen Skizzen zu Madonnen, zur Schule von Athen, zum Kirchenſtreit ꝛc. beweiſen) und oft erſt alle Figuren nackt zeichnete, um den Wurf der Gewänder und Falten den jedesmaligen Stellungen deſto mehr anzupaſſen; bedenkt man ferner, daß ihm die Direction des Baues der Peterskirche, die Entwerfung von Planen zu Erbauung andrer Kirchen und Paläſte, und mehrere dergleichen Nebenarbeiten übertragen wurden: ſo muß die Bewunderung ſeines Genies aufs Höchſte ſteigen. In allen einzelnen Theilen der Kunſt, der Zeichnung, dem Colorit, der Compoſition, dem Ausdruck (von denen man ſelten mehrere bei einem Künſtler vereint antrifft), war Raphael groß; in einigen derſelben unübertrefflich. Anfangs war ſeine Zeichnung, dem Geſchmack damaliger Zeit und dem erhaltenen Unterricht gemäß, etwas ſteif und trocken; ſpäter, als er die Natur und Antike fleißig ſtudirt hatte, erſchuf er ſich ein Ideal, das zwar nicht ſo erhaben war, als das Ideal der Griechen, allein eben wegen ſeiner Hinneigung zur Natur, zum Menſchlichen, das Gemüth des Menſchen in Anſpruch nimmt, dahingegen jenes mehr durch Hoheit imponirt. In ſeinem Mannesalter gewann ſeine Zeichnung immer mehr an Freiheit, und Alles wurde Leben und Bewegung in ſeinen Geſtalten. Seine Draperien ſind immer einfach, bilden vorzüglich in ſpätern Arbeiten große Maſſen, und ſind vortrefflich angeordnet, ſo daß das Nackte durch ſie nicht verdeckt wird. Beſonders ſchön ſind ſeine fliegenden Gewänder, und ihre Leichtigkeit iſt unübertrefflich. Im Colorit war Raphael früher ebenfalls trocken, bis er, durch Fra Bartolomeo belehrt, einzig die Natur zu Rathe zog. Wenn es aber auch Raphael in dieſem Theile der Kunſt nicht zu Tizians und Correggio's Höhe gebracht hat, indem ſeine Färbung immer zu ſchwer und undurchſichtig erſcheint, ſo bemerkt man doch z. B. in ſeinem h. Johannes in Florenz, und der Fornarina, ingleichen in ſeiner Verklärung, wie weit er es auch darin gebracht hat: und blos aus dieſer kann man eigentlich urtheilen, denn ſeine übrigen Werke aus ſeiner beſten Zeit ſind meiſt von ſeinen Schülern ausgeführt, höchſtens von ihm retouchirt. Die Vertheilung von Licht und Schatten verſtand Raphael ſehr wohl, aber in Hinſicht des Helldunkels hält er den Vergleich mit den obgedachten größten Coloriſten nicht aus. Die Compoſition und der Ausdruck dagegen waren es, die man gleichſam als Raphaels ausſchließendes Eigenthum betrachten muß,

und in denen er keinen würdigen Nebenbuhler gefunden hat. Raphael wählte in ſeinen Darſtellungen immer den Moment der Handlung, welcher die Gemüthsſtimmung der handelnden Perſonen am deutlichſten ausdrückte. Dabei vermied er allen unnützen Kraftaufwand und alle Überladung, ſondern ſuchte, allein mit dem darzuſtellenden Gegenſtande beſchäftigt, den handelnden Perſonen nur ſo viel Bewegung zu geben, als nöthig war. Daher kommt es, daß man bei Raphael oft ganz gerade, faſt einfältige Stellungen findet, die doch ſo ſchön an ihrem Orte ſind, und der Darſtellung des Innern ſo viel Spielraum laſſen. Die meiſten Mahler richten ihre ganze Aufmerkſamkeit auf das Componiren und Gruppiren jeder einzelnen Figur nach den Regeln der Kunſt; ſie wählen erſt ſchöne Stellungen, und betrachten dann erſt, ob ſie zu dem darzuſtellenden Gegenſtande paſſen; er dagegen überlegte erſt das Ganze der darzuſtellenden Geſchichte und den allgemeinen Charakter des Ausdrucks, ging dann zu den einzelnen Figuren, und zuletzt auf die einzelnen Theile derſelben über. So wurden ſeine Bilder ganz Gemüth und Seele, ſo erhielten ſie eine Harmonie, nach welcher viele andere Künſtler vergeblich geſtrebt haben. **Göthe** ſagt ſehr ſchön von ihm: er machte das, was alle andere **wünſchten** gemacht zu haben. Zu ſeinen ausgezeichnetſten Schülern gehören: Giulio Pipi Romano, Franz Penni il Fattore, Polidoro Caldara di Caravagio, Benvenuto Garofalo, Johann von Udine, Bartolomeo Ramenghi il Bagnacavallo. Dieſe, ſo wie ihre Schüler und ſpätern Nachahmer, bilden die von Raphael geſtiftete römiſche Schule, die ſich durch die Vorzüge, welche ihrem Begründer vorzüglich eigen waren, immer vor den andern Schulen ausgezeichnet hat, wenn ſie auch hier und da nur als ein ſchwacher Schimmer von Raphaels Vortrefflichkeit erſcheinen. Die neueſten Biographien Raphaels ſind **Braun** Raphaels Leben und Werke, Wisbaden 1815 und **Füßli** über das Leben und die Werke Raphael Sanzio's, Zürich 1815. In München, Mainz und Berlin feierten 1820 mehrere Künſtler, ſo wie die Kunſtakademie zu Berlin, ſeinen 300jährigen Todestag.

Rapport, in der Militärſprache, der Bericht, die Anzeige, Meldung; daher **Rapportiren**, berichten. Ferner die Beziehung, in welcher Dinge oder Perſonen zu einander ſtehen; in dieſem Sinne wird es beim Magnetiſmus gebraucht. (S. d. Art.)

Raſerei, ſ. **Wahnſinn**.

Raskolniken, ſ. **Roskolniken**.

Raſtadt, Raſtadter Congreß. Raſtadt, eine kleine Stadt im Großherzogthum Baden, am Fluſſe Murg, zwei Meilen von Carlsruhe, hat ungefähr 4000 Einw. und war bis 1771 Reſidenz der Markgrafen von Baden-Baden. — Merkwürdig iſt es durch zwei Friedenscongreſſe, die hier gehalten wurden. Auf dem erſten (1713) wurden öſterreichiſcher Seits durch den Prinzen Eugen von Savoyen und von Seiten Frankreichs durch den Marſchall Villars die Friedensunterhandlungen angefangen, und durch den am 6. Mai 1714 unterzeichneten Frieden der ſpaniſche Succeſſionskrieg geendigt. (S. **Friedensſchlüſſe**.) Nach dem zwiſchen Öſterreich und Frankreich (17. October 1797) zu Campo Formio geſchloſſenen Frieden ward hier am 9. December 1797 unter Preußens und Öſterreichs Mitwirkung ein Congreß zur Abſchließung eines Friedens zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reiche eröffnet. Erſteres machte aber zu hohe Forderungen, Öſterreich zog wieder eine Heeresmacht zuſammen, und die

Friedensunterhandlungen zerſchlugen ſich ohne andere Folgen, als daß hier zuerſt die Idee der nachmals vollzogenen Verweltlichung (Säcularisation) der geiſtlichen Reichsländer in Anregung gebracht wurde. Die franzöſiſchen Geſandten, Roberjot, Bonnier und Jean de Bry, reiſten, nachdem die zur Abſchließung des Friedens beauftragte Reichsdeputation ſich (23. April 1799) für ſuspendirt erklärt hatte, mit Päſſen des churmainziſchen Directorialgeſandten, Freiherrn von Albini, verſehen, den 28. April Abends ab, wurden aber ungefähr 200 Schritte weit von der Vorſtadt, auf dem Wege nach Plittersdorf, von einem ſtarken Trupp Szekler Huſaren überfallen. Roberjot und Bonnier wurden ermordet, die Papiere genommen und ihre Leichname geplündert, aber Jean de Bry, obgleich verwundet, und der Secretär Roſenſtiel entkamen zurück nach Raſtadt. Von wem dieſer Geſandtenmord angeſtiftet worden, iſt ungewiß. Erwieſen iſt aber, daß Öſterreich nicht den entfernteſten Antheil daran hatte. Der Erzherzog Carl ließ die Sache auf das ſtrengſte unterſuchen; doch ſchlug man nachmals plötzlich die ganze Unterſuchung nieder. Anfangs beſchuldigten die Franzoſen den öſterreichiſchen Hof einer Theilnahme oder Anſtiftung dieſer Schandthat; darauf ſollten ihre eignen Directoren ſie haben durch verkappte Meuchelmörder vollbringen laſſen; endlich ſollten Emigrirte die Mörder geweſen ſein. Von Dohm erſtattete darüber einen merkwürdigen Bericht.

Rataſia, ein aus Branntwein, allerlei Früchten, Kräutern und Gewürzen bereitetes ſtarkes Getränk, wovon es über hundert verſchiedne Arten mit beſondern Zunamen giebt.

Räthſel, die dunkle und bildliche Umſchreibung eines Gegenſtandes oder Begriffs, welcher durch Nachdenken aufgefunden (errathen) werden ſoll. Dieſes Spiel des Witzes und Scharfſinnes wird um ſo vollkommner ſein, je ſchärfer, treffender und ungewöhnlicher der Gegenſtand bezeichnet, und je mehr zugleich dem Nachdenken überlaſſen wird. Das Räthſel darf nur auf den einzigen Gegenſtand, der gemeint iſt, paſſen, und muß in ſo fern zwar beſtimmt, aber doch dunkel ſein. Dazu gehört, daß von den Eigenſchaften des Gegenſtandes ſo viele angegeben werden, als zu ſeiner ausſchließlichen Bezeichnung erfoderlich ſind, aber auch wieder wenig genug, um etwas zu errathen übrig zu laſſen. Das Räthſel iſt jedoch noch nicht poetiſch, ſo lange es nur das Nachdenken beſchäftigt; es wird poetiſch, wenn das Bild des Gegenſtandes auch der Einbildungskraft auf eine ideale Weiſe anſchaulich dargeſtellt wird, oder die Bezeichnungen des zu errathenden Gegenſtandes zu einem äſthetiſchen Bilde vereinigt werden. Dieſe Anſchaulichkeit poetiſcher Darſtellung wirkt gewöhnlich der Dunkelheit des Räthſels entgegen. Gewiſſe Abarten des Räthſels ſind die Charade, der Logogryph u. ſ. w. (Man ſehe dieſe Art.)

Ratihabition iſt die Form der Genehmigung einer fremden Handlung. Sie unterſcheidet ſich juriſtiſch vom Conſenſe dadurch, daß dieſer die Zuſtimmung Jemandes zu dem bloßen Wollen eines Andern enthält; jene aber nothwendig das Geſchehenſein einer Handlung vorausſetzt. Die Ratihabition kann ausdrücklich, d. h. durch Worte, oder factiſch, durch Handlungen, geſchehen. Letztere müſſen keine andre Deutung als die der Genehmigung des Ratihabirenden zulaſſen.

Rational, der Gegenſatz von Irrational. S. d. Art.

Rationalismus (Vernunftglaube). Die Nothwendigkeit der Religion durch Vernunftgründe darzuthun, war das Streben der weiſeſten Männer der alten und neuen Zeit. Timäus, Anaxa-

goras Sokrates, Cicero, Athanaſius, Philo, Bonnet, Linné, Reimarus nahmen die Beweiſe dafür aus dem regelmäßigen Gange der Natur, und folgerten daraus die Exiſtenz Gottes und die Unſterblichkeit der Seele. — Andere hingegen, wie Plato, Kant und Jacobi, drangen tiefer in die menſchliche Natur und bewieſen aus unſerm Geiſte ſelbſt den Geiſt Gottes und die vernünftige Offenbarung in ihm. Sie zeigten die unumſtößliche Foderung der Vernunft und poſtulirten dadurch einen Glauben an Gott und Unſterblichkeit. Die Geſchichte beweiſ't aber, daß dieſer vernünftige Glaube weder theoretiſch noch praktiſch auf das Menſchengeſchlecht die gehörige Wirkung zeigte und den leichten Schritt von dem ſtreng naturaliſtiſchen Theismus zum Atheismus nicht verhindern konnte. Der Theorie des bloßen Vernunftglaubens ſetzte der Freigeiſt folgende Bedenklichkeiten entgegen. Wozu ein Gott, da die Natur ſelbſt das Geſetz ausſpricht, und du als freier Menſch dir ſelbſt Geſetze giebſt? Wozu eine künftige Belohnung, da die Belohnung der Tugend in ihr ſelbſt liegt? Ich muß das Gute thun um des Guten willen, hörte man in allen Kantiſchen Hörſälen: der Menſch iſt frei, erhaben und ſich ſelbſt Geſetzgeber. Wozu noch die Gottheit außer der Natur und unſrer Vernunft ſuchen, da wir ſie in uns tragen? Was durch ſich ſelbſt beſtehen, durch ſich ſelbſt gut und gerecht ſein kann, hat nicht nöthig, außer ſich einen Grund dieſer Güte und der Gerechtigkeit zu ſuchen. So lange wir daher keine ſonnenklaren Beweiſe von ihrer Exiſtenz außer uns und der Natur haben, und uns blos mit Glauben, Ahnen und Muthmaßen abfinden müſſen, wird ihre Annahme immer unzureichend bleiben. Die Bedenklichkeiten gegen die praktiſche Wirkſamkeit der Vernunftreligion ſind folgende: Wenn ich ein moraliſches Geſetz anerkenne, ſo muß ich auch von der Möglichkeit ſeiner Erfüllung überzeugt ſein. Da mir nun die Vernunftreligion nie Gewißheit, ſondern nur Muthmaßungen geben kann, ſo fehlen ihr hiedurch die nothwendigen Triebfedern zur Moralität. Bei dem Weg zur Wolluſt, bei den Lockungen der Hab- und Ruhmſucht, und unter dem Sturme der Leidenſchaften, welche auch die weiſeſten Menſchen in Verſuchung führen, iſt der blos philoſophiſche Glaube nicht ſtark genug, zur Sittlichkeit anzutreiben. Wenn Philoſophen ſo oft in dieſem Kampfe erliegen, wie ſoll die Vernunftreligion auf ein ganzes Volk wirken? Sokrates hat gewiß das erhabenſte Syſtem derſelben aufgeſtellt, und es durch Leben und Tod bekräftigt; man hat ihn verehrt, bewundert, aber mehr wie eine ſeltene Erſcheinung auf dem Theater, denn wie einen Religions- und Sittenprediger unter den Menſchen. Sein Schüler Ariſtipp und deſſen Nachfolger Epikur haben mehr praktiſche Befolger ihrer Lehren gefunden, als dieſer Märtyrer der Vernunftreligion. Auch findet man ſowohl in den Lehren des Sokrates, als in ſeinem Leben nicht undeutliche Spuren, daß ſein Glaube an göttliche Dinge mehr erkünſtelt, als natürlich und geläufig war. Man ſieht es ihm an, daß er mehr durch die ſchreckliche Warnung des Sittenverderbniſſes, als aus dem innern göttlichen Geiſte hervorgegangen war. Er wirkte daher auch keinen göttlichen Geiſt. — Ein noch viel ſprechenderes Beiſpiel von der praktiſchen Unzuverläſſigkeit der Vernunftreligion haben wir in unſern Zeiten erlebt. Welche vergebliche Mühe gaben ſich nicht Rouſſeau, Kant, Fichte, Jacobi, Schelling und die ganze Schule der ſogenannten Theo-Philanthropen, dem reinen Vernunftgeauben praktiſchen Eingang in die Gemüther der Menſchen zu ver-

ſchaffen. — Es iſt ein großer Irrthum, welcher beſonders unſer Zeitalter auszeichnet, wenn man glaubt, daß alle Verfaſſungen und Anſtalten blos aus den Vorſchriften der reinen Vernunft, oder vielmehr des Verſtandes hervorgehen müſſen; denn dieſer Meinung widerſpricht die ganze Weltgeſchichte, ja die beſonnene Vernunft ſelbſt, indem ſie geſchichtlich nachweiſ't, daß die Zeiten der ſpeculirenden Vernunft gerade auch die Zeiten des Verfalls der Sitten und der Verfaſſungen ſeien. Der Vernunftglaube oder Rationalismus iſt nun nicht blos an und für ſich in Betrachtung zu ziehen, ſondern er muß noch beſonders im Kampfe gegen den Offenbarungsglauben (oder Supernaturalismus), in welchem er ſich ſeit der Gründung des Chriſtenthums bis auf unſere Zeiten befindet, ſorgfältiger erörtert werden, weil wir in unſern Zeiten unter dem Worte Rationalismus gewöhnlich nur den gegen den Offenbarungsglauben, und namentlich gegen das Chriſtenthum anſtrebenden Vernunftglauben zu verſtehen pflegen. Die Philoſophie, welche das Weſen der Religion zu erörtern ſtrebte, leitete dadurch zugleich nothwendig die Unterſuchung über die Fähigkeit des menſchlichen Gemüths zur Religioſität ein, und aus dieſer entſtand der Streit über Rationalismus und Offenbarungsglauben. Der Rationaliſt betrachtete die Religion als etwas Inneres, durch das Äußere nur zu Erweckendes und zu Bildendes, nicht Hervorzubringendes; der Suppernaturaliſt als etwas Äußeres, Gegebenes. In der Geſchichte dieſes Kampfes finden wir beide Theile oft im ſtrengen Gegenſatze ſich beſtreitend; von Zeit zu Zeit aber traten Vermittler auf und ſuchten beide Parteien zu vereinigen. — Obgleich der Vernunftglaube theils als reiner Gegenſatz des Offenbarungsglaubens, theils nur zum Theil mit ihm befreundet, von jeher das Eigenthum einzelner Mitglieder der chriſtlichen Kirche war, ſo kann man doch nur zwei Hauptepochen deſſelben anführen, in welchen er ein temporäres Übergewicht über den Supernaturalismus erlangt, einen großen Theil der Bekenner des Chriſtenthums für ſich gewonnen und dadurch zur vorherrſchenden Denkart in der chriſtlichen Kirche ſich erhoben hat. Im 16. Jahrhundert waren es die beiden Socine, welche ihm die Bahn zur Herrſchaft brachen, und im 18. Jahrhundert Kant. Der Socinianismus, als die früher herrſchende Form des Rationalismus, konnte nicht allgemein herrſchend werden, weil der Zeitgeiſt dazu noch nicht ſo vorbereitet war, als zu den Zeiten Kants. Ehe Kant auftrat, hatten ſchon die Engländer mit ihrem Theismus und Skepticismus, die Franzoſen aber durch ihren groben Epikuräismus und ihren bloßen Vernunftglauben ſo mächtigen und das ſittliche Leben der Deutſchen ſo entnervenden Einfluß erlangt, daß es für den ſowohl durch Geld und Genußluſt, als auch durch eingebildeten Geiſtesreichthum zum Egoismus geſteigerten und geſtimmten Zeitgeiſt nur noch eines Spediteurs bedurfte, um dieſe willkommene ausländiſche Waare in Deutſchland allgemein zu verbreiten. Die höhern Stände der preußiſchen Nation (nicht das preußiſche Volk) unter der Garantie des Hofes übernahmen in Verbindung der Berliner Gelehrten dieſen leichtfertigen Handel, nicht wähnend, daß ſie einſt ſchwer dafür büßen dürften, die erſten Verräther an dem deutſchen Glauben und dadurch an der deutſchen Treue geworden zu ſein. In dieſer Zeit bedurfte es für den gründlichen Deutſchen nur noch eines ernſten und tiefen Denkers, der dem herrſchend gewordenen Zeitgeiſte ſeine Sanction gab und dies war Kant ohne ſeinen Willen. Kant wollte die Grenzen der Vernunft erforſchen, um das Eitle der

dogmatiſchen und das Unhaltbare der ſkeptiſchen Syſteme deſto gründ-
cher nachzuweiſen. Kants Reſultate ſollten eigentlich in Beziehung auf Offenbarung zur Demuth führen; allein der egoiſtiſche Zeitgeiſt ergriff dieſe Waffe, welche im Anfange nur gegen die dogmatiſchen und ſkeptiſchen Formen der Zeitphiloſophie mit Glück geführt wurde, um alles Beſtehende vor den kritiſchen Richterſtuhl der Vernunft zu ziehen, und vor allem das der ſkeptiſchen und Epikuräiſchen Sinnesart ſo läſtige Chriſtenthum. Als man anfing, in dieſem Kampfe gegen den Offenbarungsglauben zu weit zu gehen, und die Offenbarungsgläubigen dieſe Philoſophie als Giftmiſcherin der chriſtlichen Geſellſchaft anklagten, traten Mehrere als Vermittler auf und zeigten die Übereinſtimmung derſelben mit dem Chriſtenthume, z. B. Schmid, Tieftrunk, Ammon, Stäudlin und Andere. Dieſe Bemühungen aber waren nur ängſtliche Unterhandlungen zwiſchen einer Philoſophie, die nicht nachgeben wollte, weil ſie ihren Sätzen eine allgemein geltende Gewißheit zutraute und zwiſchen einer Religion, die nicht nachgeben konnte, weil ſie auf göttlicher Auctorität beruht. Daher wurde der Kampf fortgeführt und in der neueſten Zeit, namentlich durch Reinhards Äußerung (daß man bei der Entwerfung eines ſtreng wiſſenſchaftlichen Lehrbegriffes vom Chriſtenthume entweder conſequent Supernaturaliſt oder Rationaliſt ſein müſſe, ein vermittelnder Synkretismus aber gar nicht Statt finden könne) ſehr lebhaft erneuert. Auch jetzt traten mehrere Vermittler auf. Vor Reinhards Äußerung hatte ſchon Nitzſch vorgeſchlagen: die Offenbarung als ein von Gott veranſtaltetes Bekannt- und Geltendmachen der Religion durch Thatſachen, das zunächſt auf Herz und Leben, nicht auf Wiſſenſchaft berechnet war, zu betrachten, und den Rationalismus auf den Inhalt, den Supernaturalismus auf die Art und Weiſe der Offenbarung zu beziehen. Nach der Behauptung Reinhards erſchienen folgende Vorſchläge: a) Schott behauptete, man müſſe der philoſophirenden Vernunft bei der Behandlung der Bibel einen größern Einfluß geſtatten; b) Tzſchirner ſchlug vor: den Zweck der Offenbarung in die Gründung einer Kirche zu ſetzen, den Inhalt der Offenbarung aber auf die blos durch Vernunft erkennbaren Religionswahrheiten zurückzuführen; c) Kelle gab den Rath, die Offenbarung Gottes gläubig anzunehmen, doch ſo, daß der reine Inhalt derſelben von menſchlichen Zuſätzen erſt vermittelſt der Vernunft zu ſondern ſei; d) ein Ungenannter will beide nicht als ſubordinirt, ſondern als coordinirt unter dem Begriffe Divinität vereinigen. Außer dieſen Vermittlern giebt es Mehrere, die jede Offenbarung, welche außer und nicht in dem Menſchen iſt, läugnen, dahin gehören Jacobi, Fries, Weiß und Löffler. Der letzte behauptete, die Offenbarung ſei entbehrlich und das Chriſtenthum als Religionslehre könne erſetzt werden durch die Vernunft, die, wenn ihr das Beſte gelänge, vielleicht die Data der Offenbarung in Vernunftanſchauungen verwandeln, aber den Vernunftanſchauungen, ohne Hülfe der Auctorität und insbeſondere ohne Hülfe des Glaubens an die höhere Offenbarung, nie allgemeinen Eingang in die Gemüther der Nationen, oder wenigſtens nie bleibende Herberge in denſelben würde verſchaffen können. Die Vernunft (das Geſchaffene), ſagt der Supernaturaliſt, darf nie ein Primat über die Offenbarung des Schöpfers behaupten und an ihrem Inhalte regeln und meiſtern. Sie iſt zwar die Mutter der Religion, aber es muß ihr von außen noch eine poſitive göttliche Offenbarung beikommen, um das heilige, ſchöne, all-

mächtig wirkende Gotteskind zur Welt zu bringen, und wir müſſen der göttlichen Weisheit zutrauen, daß ſie dieſes Bedürfniß einer poſitiven Offenbarung für die Menſchheit vorhergeſehen und zeitlich dafür geſorgt habe. Da uns die Vernunft über göttliche Dinge nicht ſicher ſtellen und nur Ahnungen und Glauben geben kann; ſo muß Gott, wenn er iſt, ſeine Religion auf außerordentlichen Wegen kund machen. Eine echte, wirkſame Religion muß eine poſitive, eine geoffenbarte ſein; der dadurch bewirkte Glaube wird alsdann durch ſeine göttliche Kraft eine poſitive Überzeugung. Daher finden wir auch bei allen poſitiv Gläubigen ſowohl in ihren Meinungen, als in ihrem Leben und in ihrem Tode eine Zuverſicht, eine Feſtigkeit, eine Beſtimmtheit welche noch keine Vernunftreligion hervorbringen konnte, die ſicherſten Beweiſe für die Göttlichkeit einer Offenbarung. Gegen das Leben und den Märtyrertod eines vernunftgläubigen Sokrates giebt uns die Heiligen- und Kirchengeſchichte tauſend Beiſpiele des herrlichſten Glaubenstriumphes; und wenn Sokrates in Plato's Geſprächen durch geſuchte Wendungen und weit hergeholte Inductionen ſeinen Schülern die Exiſtenz Gottes und die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele erſt mühſam darthun muß, ſo ſpricht Moſes als ein von Gott Geſandter nur mit wenigen Worten: ich bin der Herr dein Gott, du ſollſt keine fremden Götter neben mir haben; und ſogleich verläßt ein ganzes Volk ſeinen Götzen, und fällt anbetend auf die Knie. So wirkſam auf Meinung und Handlung iſt eine geoffenbarte Religion, und Gott ſollte als Vater der Liebe und das kräftigſte Mittel unſrer Erziehung nicht gegeben haben? Eine Religion beſteht nicht, wie ein philoſophiſches Syſtem, aus Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen, ſondern eben dadurch beurkundet ſie ihre Göttlichkeit, daß ſie aus Myſterien, Glaubensartikeln und Symbolen zuſammengeſetzt iſt; denn wenn Gott ſich und ſeine Religion den Menſchen offenbaren wollte, wie ſie an ſich ſind, ſo müßte er ſie alle in Götter verwandeln. Ob nun ſchon die Ideen von göttlichen Dingen über die Grenzen unſrer Vernunft gehen, ſo darf doch eine wahre Religionslehre nichts enthalten, was dieſer oder der reinen Moral offenbar widerſpricht. Wenn alſo, wie z. B. in den chriſtlichen Glaubensſymbolen, von einer Dreifaltigkeit in der göttlichen Natur, von einem Sündenfalle, von Wiedergeburt und Erlöſung des Menſchengeſchlechts, von einem Gerichte Gottes, von Himmel und Hölle geſprochen wird, ſo überſteigen dieſe Glaubensſätze freilich die Grenzen der Vernunft; allein da wir durch die Unterſuchungen und Nachforſchungen mehrerer Philoſophen, z. B. Sokrates, Plato, Leibnitz und Kant, ſelbſt in unſrer Vernunft ſchon Ahnungen davon finden, ſo können ſie doch nicht, als gegen die Vernunft ſtreitend, verworfen werden, ohne deßhalb bloße Vernunftreligion zu ſein. Nichts Äußeres können wir begreifen ohne das Innere, zumal geiſtige Erſcheinungen vermögen wir nur aus unſerm eignen geiſtigen Leben zu verſtehen. Keine Sprache verſtehen wir ohne die allgemeine Grammatik, die nur in uns ſelbſt liegt, keinen Denker ohne die allgemeine Logik; die Kunſt beſteht hier alſo darin, das Beſondre aus dem Allgemeinen zu deuten, ohne es doch in dieſes aufzulöſen. Die Möglichkeit einer Offenbarung im gewöhnlichen Sinne zugeſtanden, ſo muß doch im Menſchen ein Vermögen liegen, dieſelbe aufzufaſſen. Ja, er muß auch die Kraft haben, Religion in ſich zu erzeugen; denn noch ehe die göttliche Offenbarung in die Welt getreten war, haben die Völker ihre Religion, wenn

gleich unrein, gehabt, und noch jetzt, fern vom Lichte des Chriſtenthums, mitten im Dunkel der Wildheit, finden wir die ſchwächern oder ſtärkern Schimmer des religiöſen Glaubens. Wie man dieſe Anlage zur Religioſität auch nennen möge, natürliche Religion oder Vernunftglaube, es geziemt dem nachdenkenden, gebildeten Proteſtanten darüber ins Klare zu kommen, und die in aller Menſchenvernunft liegende Wahrheit mit der göttlichen Lehre Chriſti zu vergleichen, ob zwiſchen ihnen Widerſtreit ſei oder Übereinſtimmung. Es gilt hier das Verhältniß des Allgemeinen zum Beſondern; im Chriſtenthume erſcheint das Allgemeine und Ewige der Religion, zwar in der größten Reinheit und Vollkommenheit, aber in einer beſondern Geſtaltung. Die Kunſt der echten Schriftauslegung, ſo wie der ganzen hiſtoriſchen Theologie wird ſein, das Allgemeine im Beſondern zu finden, und dieſes aus jenem zu verſtehen; wo hie und da noch Dunkelheit bleibt, zu warten des Herrn und ſeines Lichtes. Nur wer mit den ewigen Ideen der Vernunft vertraut iſt, wird in den Geiſt des Chriſtenthums eindringen können. Der Einwurf, daß ſo das Göttliche und Ewige dem menſchlichen Urtheile unterworfen, und unter die Herrſchaft des Verſtandes geſtellt werde, beruht auf einem Mißverſtändniß. *Der Verſtand ſoll ja nicht die ewigen Wahrheiten der Religion erfinden* und *ſchaffen*, ſondern nur als nothwendig in uns liegend anerkennen. Der Glaube iſt von Gott, er iſt das geiſtige Band, das uns mit der unſichtbaren Welt verbindet, und über uns ſelbſt emporzieht. *Der Menſch kann nichts davon und nichts dazu thun*; aber er vermag nicht nur deſſen geheimen Regungen im lebendigen Gefühle zu folgen, ſondern auch ſich deſſelben in klarer Selbſtanſchauung bewußt zu werden. Dem Menſchen iſt ein inneres Auge gegeben, durch welches, wenn er die verſchiedenen Thätigkeiten und Lebensäußerungen des Gemüths verfolgt, in der Tiefe des innern Lebens den Quell entdecken wird, aus welchem jene himmliſche Flamme, die alles erwärmt und erleuchtet, hervorbricht. *Entdecken* wird er ſie, *aber nicht ergründen*. — Auch der Einwurf iſt nicht zu fürchten, daß wir durch jene Forſchungsart und Anſicht das Chriſtenthum zu einer blos menſchlichen Erſcheinung herabwürdigten, indem wir in ihm nur die ewigen Wahrheiten des Vernunftglaubens, und noch dazu in einer zeitlichen Geſtalt wiederfänden. — Allein nennen wir nicht das göttlich, was doch über allen Wandel in ewig gleicher Klarheit und Hoheit ſtrahlend, uns über unſer wandelbares zeitliches Daſein, über die vergänglichen Erſcheinungen und Beſtrebungen des Menſchenlebens emporhebt zur Erinnerung an unſer ewiges Sein, an unſere höhere Abkunft und an den heiligen Urquell aller Dinge, und was uns eben dadurch läutert, ſtärkt, beruhigt, und heiligt? Wo anders ahnen wir Gottes Werk und Spur, als wo wir, von Gedanken des Überſchwenglichen und Unergründlichen ergriffen, uns über die Schranken des endlichen Seins und der endlichen Betrachtungsart der Dinge aufſchwingen zu einer höhern Anſchauung im Glauben und in der Ahnung? Und ſo erkennen wir im Chriſtenthume eine göttliche Erſcheinung, weil wir in ihm die erhabenen ewigen Ideen des Glaubens in reinen klaren Gedanken, in begeiſterten heiligen Gefühlen, mit der Allgewalt lebendiger Überzeugung hervortreten ſehen, weil wir in ihm die Erhebung des Gemüthes, die unſtörbare Ruhe der Seele, die Kraft der Begeiſterung und Andacht finden; und wir erkennen in deſſen Gründung das Werk der göttlichen Gnade, weil es

in einer unlautern zerrütteten Welt in geiſtiger Urſchönheit und ungetrübter Klarheit, aus dem Schooße der Ewigkeit ſelbſt hervorgegangen, mit freier übermächtiger Geiſteskraft die Schranken ſeiner Zeit durchbricht, die Zügel der Weltherrſchaft ergreift, und noch jetzt über allen Wechſel der Zeit und ihrer Bildung, über die mannichfaltigen Umwandlungen der Kirche und ihrer Formen, der Geiſt des Chriſtenthums in ewiger Hoheit triumphirend da ſteht. S. den Art. Offenbarung.

Rationaliſt wird derjenige genannt, welcher in ſeinem Denken und Handeln den allgemeinen und beſondern Richtungen des Vernunftglaubens folgt; oft auch nur im Denken den Anſichten deſſelben huldigt, während er im Handeln ganz das Gegentheil beurkundet. (S. d. vorigen Art.) W. L.

Ratſchky (Joſeph Franz von), zu Wien geboren im Jahr 1757, geſtorben 1810, einer der beliebteſten Dichter Öſterreichs und Deutſchlands. Seine Gedichte empfehlen ſich beſonders durch lachenden, naiven Witz, leichte Verſification und Reinheit der Sprache. Mächtig wirkte Ratſchky, der mit Blumauer, Alxinger, Retzer und mehreren der beſten Köpfe Wiens in genauer Verbindung ſtand, durch ſeine zahlreichen Schriften auf die Bildung des Geſchmacks und auf die Aufklärung ſeiner Nation. Von ſeinen Schriften führen wir nur, außer dem Wiener Muſenalmanach, deſſen Mitherausgeber er längere Zeit war, ſein heroiſch komiſches Gedicht: Melchior Striegel (Wien 1794 und 1795 und Leipzig bei Göſchen 1799), und ſeine neuern Gedichte (Wien 1805) an. Die letztern enthalten Epiſteln, Lieder, Epigramme, Erzählungen und andre kleinere Gedichte, voll Witz und ſchalkhafter Laune.

Raub. Das Verbrechen des Raubes (rapina, robbaria, depraedatio) wird dann begangen, wann die Entwendung einer Sache durch vorausgegangne nicht abſichtlich lebensgefährliche Gewaltthätigkeit gegen den Beſitzer derſelben bezweckt und ausgeführt wird. Es beginnt alſo dieſes Verbrechen mit einer Verletzung angeborner Rechte, mit Gewaltthätigkeit gegen eine Perſon, und unterſcheidet ſich dadurch vom Diebſtahle im engern Sinne. Nur muß dieſe Gewaltthätigkeit keine abſichtlich lebensgefährliche ſein, weil ſonſt ein ſchwereres Verbrechen, der Raubmord, eintritt. Übrigens aber haben der Ort, wo er begangen, die Perſon, an der er verübt worden, eben ſo wenig Einfluß auf die Exiſtenz deſſelben, als die Art und Weiſe und der Grad der Gewalt. Bei den Römern war als eine Privatſtrafe dieſes Delicts vierfacher Erſatz üblich; nach der peinlichen Gerichtsordnung ſoll es öffentlich mit dem Schwerte beſtraft werden. — Zu einer andern Gattung von Verbrechen, nämlich zu den, welche gegen das Recht der freien Dispoſition des menſchlichen Körpers gerichtet ſind, gehört der Menſchenraub. Man verſteht darunter in den Ländern, wo das Sklaventhum aufgehoben iſt, die Verletzung der Freiheit eines Menſchen, durch widerrechtliches Wegführen deſſelben aus dem Kreiſe ſeiner freien Thätigkeit, welches in Deutſchland willkürlich beſtraft wird. Das mit der Sklaverei zuſammenhängende Plagium der Römer iſt neuerer Zeit durch die ſogenannte Seelenverkäuferei nach Amerika begangen worden. Bezweckt das Entführen die Befriedigung der Wolluſt, ſo entſteht das Verbrechen der Entführung. Über den literariſchen Raub ſ. d. Art. Plagiat und Nachdruck. Em.

Raubvögel, ſ. Vögel.

Rauch iſt der ſichtbare Dampf, der von einem ſtark erhitzten oder brennenden Körper in die Atmoſphäre aufſteigt. Er iſt ein Product der Verbrennung, d. i. eine durchs Verbrennen gebildete Zuſammenſetzung des atmoſphäriſchen Sauerſtoffs mit den Grundſtoffen des brennlichen Körpers, die aber noch nicht vollſtändig mit Sauerſtoff geſättigt ſind, weßhalb ſie nicht nur ſichtbar aufſteigen, ſondern auch noch weiter verbrennlich ſind (ſ. Verbrennen und Thermolampe). Da in den meiſten Fällen die Luft nicht ſtark genug in die innern Theile des brennenden Körpers eindringt, um alle daſelbſt aufſteigenden Dämpfe in Flamme zu verwandeln, ſo bemerken wir bei den mehrſten Flammen einen Rauch über ihrer Spitze, der, je weiter er ſich von der Flamme entfernt, ſich deſto mehr abkühlt und ausbreitet. Die öhlichten und harzichten Theile verdicken ſich bald in der Kälte und ſetzen ſich an den nächſten kalten Körper als ſchwärzender Ruß an. Die ſichtbaren Theile des Rauchs beſtehen in Kohle, die meiſt mechaniſch mit fortgeriſſen wird, auch wohl in den gebildeten Luftarten aufgelöſt ſein kann; in gebildeter Eſſigſäure; in brandigem Öl (Theer), dem zugleich mehr oder weniger brandiges Harz beigemengt ſein kann. Übrigens muß der Rauch, da er aus gewiſſen Beſtandtheilen des Brennmaterials gebildet wird, nach Beſchaffenheit des brennenden Körpers verſchieden ſein, wovon uns nicht nur die verſchiedene Farbe des Rauches, ſondern auch ſein Geruch, ſo wie die Schärfe, mit welcher er auf Augen und Reſpirationswerkzeuge wirkt, und endlich auch die chemiſche Unterſuchung der aus dem Rauche abgeſetzten Producte deutlich überzeugt. Letztere zeigt unter andern, daß der Rauch von thieriſchen Stoffen flüchtiges Laugenſalz enthält, während das Holz nebſt öhlichten und harzichten Theilen Waſſerſtoffgas und gebildete Eſſigſäure liefert, die man beim Kohlenbrennen im Großen als Sauerwaſſer auffängt und benutzt. Da um ſo mehr von dem Brennmaterial ungenutzt verloren geht, je mehr davon in Rauchgeſtalt aufſteigt, ſo hat man in den neuern Zeiten allerlei Verbeſſerungen angegeben, um vornehmlich durch Vermehrung des Luftzugs die vollſtändigere Zerſetzung des Brennmaterials zu befördern. — Daß übrigens da, wo die Luft ſo verdünnt iſt, daß ſie leichter iſt, als der Rauch, dieſer nicht aufſteigt, ſondern ſich abwärts ſenkt, wie wir dies auf hohen Bergen wahrnehmen, folgt aus den Geſetzen der Schwere.

Räuchern heißt 1. Rauch entwickeln, um die Luft zu verbeſſern, und ſchädliche Stoffe aus ihr zu entfernen. Gewöhnlich ſucht man dieſen Zweck durch das Erhitzen ſolcher Dinge zu erreichen, die in der Wärme einen angenehmen Geruch entwickeln: Räucherpulver Räucherkerzen. Der angenehme Geruch allein iſt auch wohl hinlänglich, einen übeln Geruch zu beſchwichtigen, aber nicht zu entfernen; iſt der üble zugleich ſchädlich für die Geſundheit, ſo wird ſeine Schädlichkeit durch den Wohlgeruch keineswegs aufgehoben. Friſche Luft bleibt das beſte Luftverbeſſerungsmittel, ſobald die üble Luftbeſchaffenheit nur zufällig und von einer vorübergehenden Urſach iſt. Gegen wirklich ſchädliche, anſteckende, in die Luft aufgenommene Stoffe müſſen andre Maßregeln ergriffen werden. Hier dienen vorzüglich ſaure und gewürzhafte Mittel, wie Eſſig, den man durch gelinde Wärme verdünſten läßt, oder Kampfer, Knoblauch, antiſeptiſche Kräuter, aus denen der Eſſig die kräftigen Beſtandtheile ausgezogen hat (Peſteſſig, Vinaigre à quatre voleurs), und womit man ſich zu ſchützen, Geſicht und Hände wäſcht und die Zimmer beſprengt. Beſſer noch ſind mineralſaure Räucherungen, welche man mit drei

verſchiednen Säuren, mit der des Schwefels, des Salpeters und des Kochſalzes, anſtellen kann, und deren jede ihre Vorzüge hat. Zu den Räucherungen mit Schwefelſäure nimmt man eine Vermiſchung von zwei Theilen Schwefel, denen man des beſſern Brennens wegen einen Theil Salpeter, und des Geruchs halber eben ſo viel Wachholderbeeren, etwas Myrrhen oder Weihrauch, auch wohl Kiefer- oder Tannenſproſſen zuſetzt, und läßt alles wie gewöhnliches Räucherpulver auf Kohlen verbrennen. Dieſes Räucherpulvers bedienten ſich die Ruſſen in der volhyniſchen Peſt in den ſiebziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts mit großem Nutzen, weßhalb es auch den Namen des Peſtpulvers von ihnen erhalten hat. Gemeiner Schwefel oder Schwefelfäden auf Kohlen verbrannt, haben dieſelbe Wirkung. Dieſe Art von mineralſauern Dämpfen ſcheint viele Vorzüge vor den beiden nächſtfolgenden zu beſitzen, nicht nur wegen der leichten Herbeiſchaffung des Schwefels, ſondern auch weil ſeine Dämpfe in der geringen Menge, als ſie ſchon luftreinigend wirken, von den Lungen unſchädlich ertragen werden, und nie die bedenklichen Folgen der oxydirt ſalzſauren Luft hervorbringen. Es iſt nämlich ſehr wahrſcheinlich, daß die dabei entwickelte ſchwefelige Säure ſich mit den Anſteckungsſtoffen der Luft zu einem neutralen und unſchädlichen Producte verbinde, gleichwie es dieſelbe Säure mit den Färbeſtoffen macht, denen ſie die Farbe ſo lange raubt, als ſie damit verbunden iſt, aber nicht, wie die oxydirte Salzſäure, zerſtört. Räucherungen mit Salpeterſäure werden, nach dem Engländer Smith, der ihren großen Nutzen durch viele Erfahrungen beſtätigte, folgendermaßen angeſtellt: Zu ein Porzellan-Gefäß ſchütte man einen Theil geſtoßnen Salpeters, ſetze den zehnten Theil Waſſer hinzu, rühre Alles wohl um, gieße nun vorſichtig einen Theil Vitriolöl unter beſtändigem Rühren hinzu, ſuche die erfolgte Erhitzung noch durch Ofen- oder Kohlenwärme zu unterhalten, bis die Miſchung keine Dämpfe mehr giebt. Die von Guyton Morveau empfohlenen und ſehr gerühmten Räucherungen mit oxydirter Salzſäure werden aus einem Theile ſchwarzen Braunſteins, der mit Waſſer ſo befeuchtet wird, daß dieſes nicht abläuft, und mit drei Theilen Kochſalz vermengt iſt, durch Übergießen mit zwei Theilen Vitriolöl entwickelt, wobei man das Gemenge gut umrührt. Das Waſſer iſt dabei nöthig, wie neuere Verſuche von Bucholz gelehrt haben. Der aufſteigende Dampf, welcher oxydirte Salzſäure iſt, hat nach allen Erfahrungen die Eigenſchaft, Anſteckungsſtoffe zu zerſtören, ſo wie er Farben total zerſtört; um aber dieſen Zweck zu erreichen, iſt eine ſo ſtarke Entwickelung deſſelben nöthig, daß der ganze angeſteckte Luftraum damit bis zur Undurchſichtigkeit angefüllt und lange Zeit, mit Vermeidung alles Luftzuges, darin erhalten wird. Da aber in einem ſolchen, mit oxydirter Salzſäure angefüllten Raume niemand wegen Erſtickungsgefahr reſpiriren kann, und eine minder ſtarke Anwendung nichts oder doch ſehr wenig fruchtet; ſo ſchicken ſich jene zwei erſt genannten, dem Athmen minder ſchädlichen, Räucherungen viel beſſer für Krankenſäle und Wohnzimmer, dieſe ſalzſaure Räucherung hingegen vorzüglicher für menſchenleere Räume, in denen zugleich angeſteckte Kleidungsſtücke, Geräthe und Waaren aufgehangen und geſtellt werden können, um den ihnen anhängenden Anſteckungsſtoff zu zerſtören. Übrigens ſtimmen auch die öffentlichen Nachrichten darin überein, daß die ſalzſauren Räucherungen gegen heftige anſteckende Seuchen, z. B. gegen das gelbe Fieber

in Malaga, in der Höhe derſelben wenig gefruchtet haben, dahingegen ſie gegen ſolche Krankheiten, die von Sumpfluft (gekohltem Waſſerſtoffgas) oder eingeſperrter Luft (wie die in den verſperrten Sälen, worin Seidenwürmer gezogen werden, und welche die Wärter krank macht) herkommen, ſchon in geringer Menge dienlich geweſen iſt, wie auf Walcheren und auf der Scheldeflotte. 2. Räuchern, d. i. durch Rauch dörren, wird vorzüglich beim geſalzenen Fleiſche, bei Fiſchen u. ſ. w. angewendet, um dieſe Körper gegen Fäulniß zu ſchützen und ſie als Nahrungsmittel aufbewahren zu können. Sie werden zu dem Ende dem Rauche des Holzes ausgeſetzt, deſſen Wärme nicht allein austrocknend auf ſie wirkt, ſondern deſſen übrige Beſtandtheile (die dunſtförmige Eſſigſäure, Kohlenſäure, brandiges ätheriſches Öl, verflüchtigtes Harz u. ſ. w.) das Fleiſch auch chemiſch verändern und die Anlage zur Fäulniß unterdrücken. Vorzüglich werden zu dieſem Zwecke Holzarten empfohlen, die, wie Wachholder, viel Harz und riechendes Öl verflüchtigen.

Rauchtopas nennt man den rauchgrauen Bergkryſtall, der dem Topas ähnlich ſieht. Man findet ihn unter andern in Böhmen.

Raucourt, ein Dorf unweit Lüttich, merkwürdig durch die daſelbſt 1746 gelieferte Schlacht zwiſchen den Öſterreichern und Franzoſen (ſ. d. Art. Moritz, Graf von Sachſen).

Raugraf, im Mittelalter die Bezeichnung gewiſſer gräflicher Geſchlechter. Woher dieſe jetzt erloſchene Benennung ſtammt, läßt ſich nicht mit entſcheidender Gewißheit angeben. Manche wollen in dem Beiwort Rau das alte oder verſtümmelte Ruh finden, und glauben, daß dieſe Grafen von den Kaiſern eingeſetzt worden wären, um in den Zeiten des Fauſtrechts Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten. Andre leiten es von den Landſtrichen her, die von dieſen Grafen beſeſſen wurden, und ihrer Gebirge und Waldungen wegen damals zu den rauheſten Deutſchlands gehörten. Es gab Raugrafen zu Daſſel (am ſolinger Walde) und Raugrafen am Rhein, deren Lande in der Gegend von Trier, Kreuznach und Alſey lagen. Nachdem dieſe Beſitzungen bei dem Erlöſchen der raugräflichen Würde und Stammes an die Pfalz gekommen waren, erneuerte der Churfürſt von der Pfalz, Carl Ludwig, 1667 dieſen Titel, doch ohne Land damit zu verbinden, zu Gunſten ſeiner an die linke Hand getrauten Gemahlin, Louiſe von Degenfeld, die fortan Raugräfin hieß.

Raum. Die Erklärung des Raums hat den ſcharfſinnigſten Denkern viel zu ſchaffen gemacht. In den verſchiednen darüber aufgeſtellten Hypotheſen hat man ihm die verſchiedenartigſte untergeſchoben. Bald wollte man unter Raum die unſichtbare Flüſſigkeit, den Äther, bald die Luft, die den Abſtand der Körper, z. B. der Sterne, einnimmt, verſtanden wiſſen, ja man erhob den Raum in Verwechſelung und falſcher Begreifung der Allgegenwart Gottes zur Gottheit ſelbſt und Newton nennt ihn das Senſorium der Gottheit. Leibnitz dagegen nimmt Raum als den Begriff der Verhältniſſe und der Ordnung an, in welcher körperliche Dinge zu einander ſtehen. Doch auch dieſe Erklärung iſt nicht hinreichend, weil bei allgemeinen Begriffen, als Größe, Härte, Schwere und dergl., nothwendig ein Gegenſtand gedacht werden muß, wenn jene Worte und ihre Bedeutung nicht Unſinn ſein ſollen, welches aber nicht nothwendig iſt bei dem Gedanken an Raum, der ohne weitern Gegenſtand ſehr gut beſtehen kann. Nach Kant iſt der Raum die urſprüngliche

Form des Anſchauens, die Bedingung, unter welcher dem äußern Sinn das Objective ſich darſtellt. Hieraus ergiebt ſich denn auch die Unmöglichkeit, den Raum hinwegzudenken, da derſelbe bleibt, wenn auch der Verſtand die ganze Schöpfung in Gedanken aufhebt. In der Mathematik wird der Raum als Axiom vorausgeſetzt. Die Sätze der Geometrie: „der Raum hat nur drei Dimenſionen (Höhe, Länge, Breite) und zwei Dinge können nicht einen und denſelben Raum einnehmen," ſind zwar Grundlagen dieſer Wiſſenſchaft, können aber nie erwieſen werden. Was die Unbeſchränktheit des Raums betrifft, ſo kann ſie von uns Endlichen nicht aus Erfahrung dargethan werden, da die Erfahrung blos beſchränkte Gegenſtände, die eben durch ihre Beſchränkung Object für unſre Sinne werden, erkennen kann. Räume giebt es übrigens nicht, da das, was wir darunter verſtehen, nur Theil des Einen Raumes iſt.

Raute, ſ. Rhombus.

Rautenglas, Polyeder, ein auf einer Seite eben, auf der andern vieleckig geſchliffenes Glas, durch welches ſich dem Auge der dahinter ſtehende Gegenſtand in gehöriger Entfernung ſo vielfach darſtellt, als Flächen auf der einen Seite geſchliffen ſind. Bei optiſchen Darſtellungen bedient man ſich der Polyeder zur Vervielfachung der Gegenſtände.

Ravaillac (François). Dieſer durch ſeinen, an dem guten König Heinrich IV. von Frankreich verübten Mord zu trauriger Berühmtheit gelangte Mönch wurde zu Angouleme 1578 geboren. Grober Ausſchweifungen wegen wurde er aus dem Orden der Feuillans verſtoßen, in dem er ſich anfangs durch Fleiß und gute Aufführung beliebt gemacht hatte. Bald darauf wurde er eines Mordes angeklagt, konnte aber nicht überwieſen werden, und trieb nun, um ſich zu erhalten, unter der Hand juriſtiſche Praxis, womit es ihm aber nicht glücken wollte, ſo daß er ſich endlich vom Unterricht der Bürgerkinder ſeines Geburtsorts nährte. Der Verdruß über die Beſchränkung ſeiner äußern Lage, verbunden mit einem von Natur finſtern Gemüth, ſtimmte ihn zu melancholiſchem Trübſinn, der bald in eine wilde Schwärmerei ausartete, als er anfing, ſich mit den Religionshändeln zu beſchäftigen, die ſein unglückliches Vaterland damals noch immer zerriſſen. Seine Seele, von wildem Haß gegen die neue Lehre erfüllt, gewöhnte ſich, den guten und menſchlichen Heinrich als Hauptfeind der Kirche zu betrachten, den zu vernichten ein verdienſtliches Werk wäre. Dieſe Stimmung wurde bald den Gegnern des Königs bekannt, die nicht unterließen, den noch ſchlummernden Vorſatz in ihm zu ſtärken. Zweimahl war er ſchon in Paris geweſen, in der Abſicht, das Blut ſeines Königs zu vergießen, wurde aber durch dazwiſchen kommende Umſtände daran verhindert; endlich gegen Oſtern 1610 erſchien er abermals, wahrſcheinlich von Heinrichs Feinden aufs neue in ſeinem Vorſatz beſtärkt, und am 14. Mai führte er ihn wirklich aus. Auf welche Weiſe, iſt im Art. Heinrich IV. erzählt. Er ward ergriffen, zum Tode verurtheilt und am 27. Mai das Urtheil an ihm vollſtreckt. Er ſtarb unter den unſäglichſten, länger als eine Stunde dauernden Qualen, die er eben ſo ruhig beſtand, als vorher die Tortur, und ohne weder ſonderliche Reue zu verrathen, noch die Mitſchuldigen ſeiner empörenden That zu nennen. Die fortwährenden Verwünſchungen des Volks allein ſollen ihn zu der Äußerung gebracht haben, „daß wenn er gewußt hätte, daß Heinrich

ſo geliebt würde, er den Mord nicht unternommen hätte.“ Sein Vater, der Advocat zu Angouleme war, hatte das Unglück, ſeines Sohns furchtbares Ende zu erleben.

Ravanel, war ein Gefährte Jean Cavaliers und Anführer der Camiſarden (ſ. d. Art.). Minder glücklich wie Cavalier, wurde Ravanel im Juni 1705 nebſt mehreren Unglücksbrüdern, bei Gelegenheit eines Aufſtandes in Languedoc, wobei er als Mitſchuldiger ergriffen worden war, verbrannt. Ravanel zeichnete ſich eben ſo ſehr durch ſeine Kühnheit als ſeine religiöſe Schwärmerei aus. Ein Beiſpiel von der erſtern mag hier Platz finden. Die Regierung hatte einen Preis von 1000 Thlr. und das Verſprechen der Verzeihung für denjenigen von den Aufrührern geſetzt, der Ravanels Aufenthalt entdecke, weil ſie hoffte, wenn ſie die Anführer der Camiſarden vernichte, dieſe ganze Secte, die freilich ſich mitunter der ſchauderhafteſten Verbrechen ſchuldig machte, — wenigſtens von ihren Gegnern derſelben aufs heftigſte angeklagt wurde, — zu zerſtören. Ravanel war von dieſer Maßregel unterrichtet, und begab ſich ohne Begleitung zu dem Marſchall Villars, der gerade die königlichen Truppen jener Gegend befehligte, und verlangte die Belohnung. Villars war edel genug, ſie ihm zu gewähren, und ihn ziehen zu laſſen; eine Großmuth, die des Unglücklichen Schickſal nur um ein Jahr verzögerte.

Ravelin (franz. demi-lune), ein Außenwerk, welches in der Regel vor der Courtine zwiſchen zwei Baſtionen liegt, und aus zwei Facen beſteht. Vordem nur zur Deckung der gewöhnlich in der Courtine befindlichen Thore beſtimmt, war es klein und zuerſt in halbrunder Form erbaut; jetzt werden ſie größer und mit erweiterten Kehlen gebaut, ſo daß ihre verlängerten Facen noch vor den Schulterpunct der Bollwerke fallen. Der Zweck iſt, dieſen und einen Theil der Facen gegen das feindliche Feuer zu decken, ſo daß darauf ſo lange als möglich einige Geſchütze zur Beſtreichung des Grabens thätig erhalten werden.

Ravenna, eine der älteſten und in der Geſchichte ſehr berühmte Stadt Italiens, in der Romagna gelegen. Mehrere der ſpätern weſtrömiſchen Kaiſer hatten hier ihren Sitz; nach Untergang des abendländiſchen Römerreichs war ſie Reſidenz der gothiſchen Könige, dann der Exarchen. Ravenna liegt umgeben von Sümpfen, die aber in neuern Zeiten, durch Ableitung in die Flüſſe Montone und Ronco ſowohl, als durch mehrere Bebauung der Umgegend, bedeutend vermindert worden ſind. Der ehedem an der Stadt befindliche Hafen am adriatiſchen Meere iſt durch neue Landanſetzungen und mehrere Neigung des Meers nach den illyriſchen Küſten zu jetzt ungemein verſchlechtert, und Ravenna, das ſonſt hart am Strande lag, iſt nun faſt eine Stunde weit davon entfernt. In der Gegend von Ravenna, nach Forli zu, iſt das Schlachtfeld, auf dem der berühmte franzöſiſche Feldherr, Gaſton de Foix, im Jahre 1512 über die ſpaniſchen und päpſtlichen Truppen mit ſeinem Tode einen rühmlichen Sieg erfocht. Neben den Gebeinen der Kaiſer Honorius, Conſtantinus und Valens III., und denen der Tochter des großen Theodoſius, Galla Placidia, ruhen auch die Gebeine Dante Alighieri's in Ravenna.

Ray (John), oder Wray, einer der vorzüglichſten Naturhiſtoriker, war der Sohn eines Hufſchmieds zu Black-Notley in Eſſer, und geboren 1628. Er ſtudirte zu Cambridge Theologie und war bis

1662 Prediger. 1660 erſchien ſein erſtes Werk (Catalogus plantarum circa Cantabrigiam nascentium), welches ein Verzeichniß von 626 Pflanzen war, die um Cambridge wild wachſen, und die er in ökonomiſcher, medicinischer und andrer Rückſicht beſchrieb. Eine Reiſe durch Frankreich, Holland, Deutſchland, die Schweiz und Italien gewährte ihm eine reiche Ausbeute naturhiſtoriſcher, beſonders botaniſcher Erfahrungen, ſo daß er 1670 ein Verzeichniß der Pflanzen Englands und der angrenzen Inſeln (Catalogus plantarum Angliae et insularum adjacentium) herausgab, worin er gegen 1050 Pflanzen eben ſo wie in dem obigen Werke beſchrieb. Seine Reiſebemerkungen gab er unter dem Titel: Observations topographical, moral and physiological, made on a Journey through Part of the Low Countries, Germany, Italy and France, heraus. Dies Werk iſt überaus reich an naturhiſtoriſchen und andern Erfahrungen. Jetzt ward Botanik ſein ernſtes und ſein Hauptſtudium, und 1682 gab er den vorläufigen Entwurf zu einer allgemeinen Pflanzengeſchichte (Methodus plantarum nova) heraus, dem 1688 das Werk ſelbſt unter dem Titel: Historia plantarum generalis, in 2 Foliobänden folgte, worin an 6900 Pflanzen beſchrieben werden. Dies iſt noch immer eins der vorzüglichſten botaniſchen Werke der Engländer, und überhaupt von unſchätzbarem Werthe. Außer dieſen und andern botaniſchen Schriften gab er auch eine ſyſtematiſche Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere und des Schlangengeſchlechts (Synopsis methodica Animalium quadrupedum et serpentini generis, 1693) heraus, welches ſeit Ariſtoteles Zeit das erſte Werk in dieſer Art war, und dem bald nachher zwei ähnliche, von denen das eine die Naturgeſchichte der Fiſche und Vögel, das andre diejenige der Inſecten enthielt, folgten. Auch theologiſche und andre Werke ſchrieb Ray, wodurch er ſich als einen religiöſen, aber vorurtheilsfreien Chriſten darſtellte. Er ſtarb im 77. Jahre ſeines Alters zu Notley, wo ihm ein ſchönes Denkmahl errichtet wurde.

Raynal (Guillaume Thomas François), ein berühmter franzöſiſcher Gelehrter und Schriftſteller, Mitglied der Akademien von London und Berlin, wurde 1713 zu St. Geniez in Guienne geboren, und trat frühzeitig in den Orden der Jeſuiten. Sein eifriges Streben nach ausgezeichnetem Wiſſen brachte ihn bald in Berührung mit den berühmteſten Männern ſeines Vaterlandes; doch wurden im Allgemeinen ſeine Verdienſte in Frankreich weniger als im Auslande gewürdigt. Die zweite Herausgabe ſeiner Histoire philosophique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes, zog ihm 1781 vom Parlament Landesverweiſung zu, weil darin eine große Bitterkeit gegen die Könige und Herabſetzung der Religion herrſcht, und die Sorbonne verwarf dieſes Werk als den Erguß der Verirrungen einer nichtswürdigen Seele. Raynal begab ſich nach Deutſchland und beſuchte mehrere Höfe, erhielt aber bald die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Hier brachte er einige Jahre entfernt von Paris zu, kehrte aber 1788 auch dahin zurück, und lebte in den erſten Zeiten der Revolution in ziemlich bedrängter Lage, bis nach dem Sturz der Jacobiner, denen er, troz der in ſeinen Werken gepredigten Fürſtenherabſetzung, nicht zuſagte, ſeine Verhältniſſe ſich einigermaßen beſſerten, und er wieder ernſtlich anfing, manche beſonnene ſchriftſtelleriſche Arbeit fortzuſetzen. Aber ſchon 1796 machte der Tod ſeiner Thätigkeit ein Ende. Die erwähnte Histoire philosophique etc. iſt unter ſeinen Schriften die ausgezeichnetſte, und ſo ungünſtig die zweite Auflage in Frankreich aufgenommen wurde, ſo erwarb ſie doch,

beſonders in England, ihrem Verfaſſer vielen Ruhm, weil er darin eine Menge neuer Ideen über Menſchenwerth und Menſchenrechte, freilich auch mit manchen Auswüchſen und verwerflichen Übertreibungen gepaart, darlegte. Daß er im Jahre 1783 den Stiftern der ſchweizeriſchen Freiheit auf einer Inſel im Vierwaldſtädterſee ein Denkmahl mit Beiſetzung ſeines Namens errichten ließ, wird Raynal häufig, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, als ein Beweis von Eitelkeit ausgelegt. Ein ſehr richtiges Urtheil über Raynals Werk hat ein competenter Richter, von Dohm (Materialien für Statiſtik und Staatengeſchichte 1785. B. V. S. 557 ff.), gefällt. Das Reſultat deſſelben iſt, daß Raynal ein vortrefflicher, freimüthiger, beredter, philoſophiſcher Politiker und Statiſtiker, nicht aber Geſchichtſchreiber ſei. Seine Geſchichte der Revolution in Nordamerika wurde von dem bekannten Thomas Payne widerlegt. — Zu den Widerſprüchen in Raynals Charakter gehörte es, daß er ſelbſt Actien in dem Sklavenhandel beſaß, den er doch mit hinreißender Beredſamkeit, und nicht ohne Ahnung zum Theil ſchon in Erfüllung gegangener Ereigniſſe, beſtritten hatte.

Raynouard (François Juſte Marie), einer der vorzüglichern neuern franzöſiſchen Dichter. Er iſt geboren zu Toulon, wo er eine geraume Zeit Advocat war. Nachmals ward er Mitglied des geſetzgebenden Corps. Sein erſtes Werk, wodurch er ſich als Dichter bekannt machte, war: Socrate dans le temple d'Aglaure. Dieſes Gedicht ward vom Inſtitut mit dem Preis gekrönt, und von J. Immerzeel (Haag 1804, 8.) ins Holländiſche überſetzt. Raynouards vorzüglichſtes Werk ſind jedoch die Templiers (Tempelherren), eine Tragödie in fünf Aufzügen. Sie erſchien zu einer Zeit, wo man in Frankreich vorzüglich damit beſchäftigt war, die Unſchuld dieſes Ordens zu erweiſen, und fand auch deßhalb eine gute Aufnahme. Einzelne Schönheiten indeſſen erſetzen nicht, was ihm an Klarheit der Handlung abgeht; auch kann man nicht läugnen, daß die allzuhäufige Wiederholung der Worte unſchuldig und ſterben ſowohl den Leſer, als den Zuſchauer langweilen. Dieß mögen wohl die Gründe ſein, warum das Stück in Deutſchland nicht den allgemeinen Beifall fand, der ihm in Frankreich zu Theil ward. Geſchichtlich wichtig und neben andern Werken über denſelben Gegenſtand ſehr brauchbar ſind die hiſtoriſchen Notizen über die Tempelherrn und ihren Prozeß, welche Raynouard dieſem Trauerſpiel vorangeſchickt hat, vorzüglich wegen der darin mitgetheilten Actenſtücke. Carl Friedrich Cramer hat dieſe Tragödie für die deutſche Bühne bearbeitet: Die Tempelherren, Trauerſpiel in fünf Aufzügen nach Raynouard, in Jamben, Leipzig 1806, 8. Vor dieſer Bearbeitung befindet ſich die hiſtoriſche Abhandlung ebenfalls ins Deutſche überſetzt. Im J. 1808 wurden in Berlin die Tempelherren nach einer andern Überſetzung von Levezow aufgeführt. Dieſe iſt in reimloſen Alexandrinern abgefaßt, und ſoll manche Vorzüge vor der Cramerſchen Überſetzung haben. So viel uns bekannt geworden, iſt ſie nicht im Druck erſchienen. Seit 1816 hat Raynouard eine Auswahl von Originalpoeſien der Troubadours in einem Bande herausgegeben; dieſen ſind beigefügt die Elemente der romaniſchen Sprache und eine Grammatik der Troubadourſprache. In einer langen Abhandlung wird über das Alter der romaniſchen Sprache, über Romantik, über die verſchiednen Dichtungsarten der Troubadours und die Lebensweiſe derſelben viel Intereſſantes mitgetheilt.

Rayon, der Halbmeſſer, der halbe Durchmeſſer einer Feſtung, von dem Mittelpunct bis an die Bollwerksſpitze.

Reaction, ſ. **Gegenwirkung**.

Reagentien, oder **gegenwirkende**, **rückwirkende** Mittel, werden in der **Chemie** Materien genannt, welche entweder durch die Veränderungen, die ſie ſelbſt erleiden, oder durch die Wirkungen, die ſie hervorbringen, die Gegenwart und Beſchaffenheit gewiſſer Stoffe anzeigen. Mehrere Pflanzenſäfte ſind Reagentien, denn da ſie durch manche Salze und Alkalien in ihrer Farbe verändert werden, ſo zeigen ſie das Daſein dieſer Salze oder Alkalien in andern Dingen an. So bedient man ſich zur Entdeckung der Säuern in der Chemie häufig des Veilchenſaftes, der Lackmustinctur u. dergl., deren blaue Farben durch Säuern in Roth verwandelt wird. Zu den Reagentien, die durch die Wirkung, die ſie hervorbringen, die Beſchaffenheit andrer Subſtanzen anzeigen, gehören außer vielen andern alle die Materien, deren der Chemiker ſich als Fällungsmittel bedient, z. B. das feuerbeſtändige Alkali, das aus der Salpeterſäure die aufgelöſ'te Kalkerde niederſchlägt.

Real eine ſpaniſche Silbermünze, der real de plata beträgt etwas über 3 Gr.; der real de vellon iſt eine Kupfermünze und beträgt ungefähr 1 Gr. 8 Pf.

Real. Das Reale wird dem **Verbalen** oder **Nominalen** (z. B. Realdefinition, Realinjurie), dann dem **Perſonalen**, endlich auch dem **Idealen** entgegengeſetzt. Im letztern Sinne heißt es, das von der Vorſtellung unabhängige **Seiende**; oft auch das **Wirkliche**.

Realdefinition, eine Definition, durch welche nicht blos das **Wort**, ſondern der Begriff eines Gegenſtandes nach ſeinem Urſprunge und Weſen erklärt wird.

Realgeld, **Sachgeld**, iſt diejenige **Gattung von Geld oder Vermögensmeſſer, der ein ſinnlicher Stoff, kein bloßer Begriff, zum Grunde liegt, vermittelſt welcher alſo der Werth der Güter nicht blos ideal ausgeſprochen, ſondern körperlich gemeſſen wird.** Geiſtige Dinge, bloße Begriffe, ſind ſchon darum wenig geſchickt, zum Maßſtab des verglichenen Tauſchwerths der Güter gebraucht zu werden, weil jeder Theil der Tauſchenden ſich ſelbſt und unabhängig von ſeinem Gegner einen ſolchen idealen Maßſtab bildet, und es immer äußerſt ſchwer hält, daß beide Parteien über die Größe deſſelben völlig mit einander übereinſtimmen. Soll aber der Vermögensmeſſer möglichſt vollkommen ſeinen Zweck erfüllen, nämlich den Tauſchwerth der wechſelſeitig zu gebenden und zu nehmenden Güter genau zu bezeichnen, und eben dadurch beiden Parteien die Vereinigung über den Preis der in den Tauſch gekommenen Waaren zu erleichtern; ſo muß er nothwendig ein **gemeinſchaftlicher** Maßſtab ſein. Aus dieſem Grunde haben die meiſten Nationen bei Erwählung eines Werthmeſſers körperliche Gegenſtände den unkörperlichen vorgezogen, und ſich lieber eines **realen** als **idealen** Geldes bedient. Je weniger über den verglichenen Werth eines ſinnlichen Guts Zweifel Statt findet, je leichter es daher den Nationalgliedern iſt, denſelben zu erkennen und gehörig zu würdigen; deſto paſſender und brauchbarer iſt das Gut zu einem Realgelde. Allein, wie ſehr auch ſämmtliche Nationalglieder zu **einer und derſelben Zeit** über den verglichenen Werth des zum Realgeld

gewählten Genußmittels übereinſtimmen mögen, ſo läßt ſich doch eine ſolche vollkommne Übereinſtimmung auf die Dauer keineswegs erwarten. Mit dem Maßſtabe der Güter verhält es ſich in der politiſchen Arithmetik ganz anders, als mit dem Maßſtabe der Größen in der Geometrie. In der leztern Wiſſenſchaft hat die wirkliche Länge, welche man mit der Idee des Fußes verbindet, eine beſtimmte unwandelbare Größe und der Idealmaßſtab des Fußes wird durch die Anwendung auf eine beſtimmte Länge durchaus nicht verändert, wenn man aber die Idee eines Pfennigs als des Maßſtabs für den kleinſten Vermögenstheil auf den verglichenen Werth irgend einer Waare anwendet, ſo findet man bald, daß der Werth dieſes Maßſtabs Veränderungen und Abwechslungen unterworfen iſt, wodurch er zu einem vollkommnen Vermögensmeſſer unfähig wird. Geſezt z. B., zu einem Pfennig, als dem Maßſtabe für den kleinſten Vermögenstheil, ſei der zweihundertſte Theil eines Loths Silber gewählt werden, ſo kann man durch dieſen Maßſtab das Verhältniß des verglichenen Werths von allen möglichen Genußmitteln gegen den verglichenen Werth von Silber auf das genaueſte ausdrücken und bezeichnen, ſo lange man nur vorausſetzen kann, daß jener Werth vom Silber unwandelbar bleibe; ſobald aber dieſer Werth ſich ändert, ändert ſich nothwendig auch die Größe des Maßſtabs, und es werden vermittelſt deſſelben die Güter bald nach einem größern, bald nach einem kleinern Verhältniſſe gemeſſen. Es tritt hier derſelbe Fall ein, als wenn jemand die Größe aller Längen durch die Länge ſeiner Spanne beſtimmen wollte. Die Größe der Spanne iſt nach dem Wachsthume des Körpers veränderlich, es wird alſo dieſer Menſch zwar immer im Stande ſein, das Verhältniß aller Längen gegen die jedesmalige Größe ſeiner Spanne anzugeben, unmöglich wird man jedoch dieſer Spanne den Charakter eines vollkommenen Maßſtabs beilegen können. Gleiche Bewandtniß hat es mit den zum allgemeinen Werthmeſſer (Geld) gewählten edlen Metallen. Ein Loth Silber bleibt zwar immer und ewig ein Loth Silber, d. h. in einem Lothe dieſes Metalls iſt jederzeit eine gleiche Anzahl von Silbertheilen enthalten, allein dies macht nicht den verglichenen Werth überhaupt, und eben ſo wenig den verglichenen Tauſchwerth vom Silber aus, ſondern dieſer wird vielmehr durch die größere oder geringere Menge von Waaren, die man gegen eine gewiſſe Menge dieſes Metalls einzutauſchen vermag, beſtimmt. Sobald alſo für ein Loth Silber bald mehr, bald weniger Waaren gegeben werden können, und die Urſache dieſer Verſchiedenheit im Silber ſelbſt liegt, iſt der verglichene Tauſchwerth deſſelben eine veränderliche Größe. Dasjenige Stückchen Silber, das vor der Entdeckung von Amerika als kleinſter Vermögenstheil zum Maßſtabe der Werthe ſehr paſſend war, konnte es nicht mehr ſein, als nach dieſer denkwürdigen Epoche der Tauſchwerth der edlen Metalle ſo tief herabſank, daß jenes Stückchen Silber gänzlich aufhörte, einen Vermögenstheil zu bilden, daher ward es nothwendig, ein größeres Stück dieſes Metalls zum Maßſtabe des verglichenen Werths der Güter zu erwählen, und umgekehrt kann in der Folge wieder der Fall eintreten, daß der verglichene Tauſchwerth der edlen Metalle ſo ſehr in die Höhe getrieben wird, daß das Stückchen Silber, welches gegenwärtig zur Bezeichnung des kleinſten Vermögenstheils vollkommen paſſend iſt, zu dieſem Behufe zu groß wird, und daß daher ein kleinerer Theil jenes Metalls zum Vermögensmeſſer gewählt werden muß. Sind aber ſelbſt die edeln Metalle, welche doch alle übrigen Genuß-

mittel an Brauchbarkeit zu dieſem Zweck übertreffen, unfähig, einen vollkommenen Vermögensmeſſer abzugeben, ſo läßt ſich dies noch viel weniger von andern Gütern erwarten, und man kann als Grundſatz annehmen, daß es unmöglich ſei, irgend ein Genußmittel zu entdecken, welches zu allen Zeiten und unter allen Verhältniſſen einen ſo unwandelbaren verglichenen Werth beſitze, daß es zu einem vollkommenen Vermögensmeſſer tauglich wäre. Zum Glück iſt es indeſſen nicht durchaus nothwendig, daß der verglichene Werth des Genußmittels, welches zum allgemeinen Vermögensmeſſer dienen ſoll, ganz unwandelbar, daß der Maßſtab ein vollkommener Maßſtab ſei, ſondern es reicht vielmehr ſchon hin, wenn dieſer Werth nur keinen zu großen und ſprungweiſe erfolgenden Abwechslungen unterworfen iſt; zu den Genußmitteln ſolcher Art aber gehören vorzugsweiſe die edeln Metalle. (S. Geld.)

K. M.

Realinjurie. Daß keinem Menſchen und Bürger das Recht zuſtehe, auf den Körper eines Andern eigenmächtig einzuwirken, ſpricht die Vernunft klar aus. Allein darüber iſt es ſchwerer, ſich zu vereinigen, ob eine körperliche Beleidigung an ſich zur Hervorbringung einer Generalinjurie zureicht oder nur dann, wann ſie zugleich ehrenverletzend iſt. Für das letztere ſcheint wenigſtens ein deutſches Hülfsrecht, das römiſche, zu ſprechen. Dadurch wird die Realinjurie auf doppelartige Handlungen, auf ſolche, die körper- und zugleich ehrenverletzend ſind (z. B. ein Frauenzimmer wird wider ihren Willen auf eine unanſtändige Weiſe angegriffen — es wird jemandem ein Naſenſtüber gegeben), eingeſchränkt. — Übrigens hat die Privatgenugthuung bei einer bedeutenden Körperverletzung ein weiteres Spiel als bei jeder andern Injurie, und die Strafe kann bis zur Zuchthausſtrafe ſteigen. (S. Ad. Dietr. Weber über Injurien und Schmähſchriften, Schwerin und Wismar 1793, dritte Auflage, 1803).

En.

Realismus wird, im Gegenſatze des Idealismus, dasjenige philoſophiſche Syſtem genannt, welches annimmt, daß die Dinge unabhängig von unſern Vorſtellungen und außer ihnen wirklich vorhanden ſind. Die Erklärung der Außenwelt, oder was hier darunter verſtanden wird, des wirklichen Daſeins der Dinge außer unſerm Gemüth, zerfällt in Realismus ſelbſt wieder in verſchiedne Syſteme, deren vornehmſte ſind: der Spinozismus. Es nimmt nämlich Spinoza eine einzige Realität, Urrealität, an, und lehrt: alle andre Dinge (Subſtanzen) ſeien nur Modificationen dieſes einzigen realen Weſens, das er zur Gottheit ſelbſt erwählt (ſ. den Art. Spinoza). Er iſt Materialismus, wenn er die Materie oder körperliche Subſtanz als einziges Grundprincip der Dinge betrachtet, und die Seele ſelbſt als eine materielle Subſtanz anſieht (ſ. Materialismus). Er findet ſich auch im Dualismus, der das Weſen der Dinge auf zwei völlig unvereinbare und ungleichartige Grundprincipe zurückführt, das Reale und Ideale (ſ. den Art. und Dualismus). Zu dem Realismus gehört auch Leibnitzens Monadologie, der zu Folge eine Theilung der Subſtanzen bis ins Unendliche undenkbar und alſo zuletzt ein Untheilbares (Monade) vorhanden ſein müſſe, das aber eben darum, weil es untheilbar, den Begriff der Körperlichkeit aufhebt, keine Ausdehnung hat, keiner Auflöſung fähig iſt und alſo auch durch Trennung der Theile nicht untergehen kann u. ſ. w. (ſ. d. Art. Monaden), und endlich

Kants Lehre von den Dingen an ſich, welche als negativer Realismus betrachtet werden kann. Denn wenn dieſer Philoſoph lehrt: wir würden zum Bewußtſein des Daſeins in der Zeit nicht gelangen können, wenn den Erſcheinungen außer dem vorſtellenden Gemüthe nicht etwas Wirkliches zum Grunde läge, ſo bezeichnet dieſes Etwas, obgleich nur negativ von ihm angedeutet, doch das Daſein eines Realen (ſ. d. Art. Kant), und die Unmöglichkeit des Daſeins der Dinge an ſich, oder, eines von unſern Vorſtellungen unabhängigen und verſchiedenen Grundes der Erſcheinung, iſt, nach Kant ſelbſt, unerweisbar, auch von keinem, weder ältern noch neuern, Idealiſten erwieſen worden.

Realiſt (in ſtaatsrechtlicher Hinſicht) hieß ein ſolches Mitglied der Reichsritterſchaft, welches unmittelbare Rittergüter beſaß. Wer keine ſolche Güter hatte, und Mitglied des unmittelbaren Reichsadels war, hieß Perſonaliſt.

Realiſten, die Anhänger des Realismus in der Philoſophie, namentlich eine Partei der Scholaſtiker, welche als Gegner der Nominaliſten lange Zeit hindurch kämpften, bis endlich mehrere neu aufgeſtellte Philoſopheme, unter andern das des Descartes, die Aufmerkſamkeit der Denker zu beſchäftigen anfingen. (S. d. Art. Nominaliſten und Scholaſtiker.)

Realinſtitute (oder polytechniſche Inſtitute). Schon in dem von Herder entworfenen Plane für die Einrichtung der höhern Schule zu Riga (neuerdings in ſeinem Sophron abgedruckt) findet ſich die Idee jener neuen Art von gelehrten Schulen, die mit den Gymnaſien übrigens parallel und mit ihnen verbunden, nur darin von dieſen verſchieden ſein ſollten: daß ſie, ſtatt des ausſchließendern Unterrichts in den alten Sprachen, Mathematik, Naturwiſſenſchaften, Geſchichte u. ſ. als Materiale der höhern Geiſtesbildung und Übung hervorhöben. Als eine ſehr geiſtvolle und auf einem ſelbſtſtändigen Wege gelungene Annäherung an die Herderiſche Idee läßt ſich die ſpäter in Berlin errichtete Realſchule betrachten; während auf der andern Seite das in Paris errichtete Real- oder polytechniſche Inſtitut bei aller ſeiner Einſeitigkeit jene Idee wieder auf andre Weiſe in Erinnerung bringen mußte. — Der letzteren Anſtalt, die ihre erſte Entſtehung aus der Schreckenszeit der franzöſiſchen Revolution herleitet, ſah man es freilich an, daß ſie ein Werk jener Zeit war, die auf der einen Seite alles lang beſtandene, Gute wie Schlimme, umſtürzen und zerſtören wollte, auf der andern aber ſtatt aller bisherigen Gelehrtenbildung nur jene Tauglichkeit und Fertigkeit der Zöglinge bezweckte, die dem Bedürfniß jener für Frankreich gefahrvollen kriegeriſchen Tage am angemeſſenſten, und damals, wo dem jungen Franzoſen faſt für nichts anders, als für den Krieg Zeit und Sinn geblieben ſchien, in der kürzeſt möglichen Zeit zu erwerben waren. Dennoch verdient ſie, ſo ſehr als irgend eine andre Bildungsanſtalt der neuern Zeit, Berückſichtigung. Es iſt erwieſen, daß die meiſten jener Talente, die ſeit einem Jahrzehend in Frankreich, ſowohl in den Künſten des Kriegs als des Friedens ſich auszeichneten in dem polytechniſchen Inſtitut geweckt waren und in ihm ihre eigenthümliche Richtung erhalten hatten. Jene Anſtalt genoß aber auch bis in die letzte Zeit einer vorzüglichen Vorſorge der Regierung. Eigens dazu ernannte Commiſſarien mußten jährlich alle etwas bedeutendere Städte Frankreichs bereiſen, und aus den Provinzialſchulen die ausgezeichnetſten Köpfe, beſonders aber ſolche, die

ſich für mathematiſche Studien zu eignen ſchienen, auswählen. Auf mathematiſche Vorkenntniſſe wurde auch ſchon bei der Aufnahmeprüfung vorzüglich geſehen. Außer dieſen ward von Seiten der neu Aufzunehmenden blos einige Fertigkeit des Styls in der Mutterſprache, etwas Zeichnen, und ſo viel Latein, als zum Verſtehen eines ſehr leichten lateiniſchen Schriftſtellers hinreichte, erfodert. So hatte die Anſtalt nie Mangel an Zöglingen, die ſich gerade für die Unterrichtsgegenſtände, die in ihr Hauptſache waren, meiſtens in einem vorzüglichen Grade eigneten. Die Zöglinge (ſelten unter 300 an der Zahl) waren in drei verſchiedene Claſſen vertheilt; in allen beſchränkte ſich der Unterricht auf Mathematik, Technologie, Chemie, Phyſik, Naturgeſchichte und Geſchichte. Die gewiſſe Ausſicht auf eine baldige Anſtellung, zum Theil auch die Strenge, womit der Übertrit aus einer niedern in eine höhere Claſſe beſtimmt und beſchränkt wurde, vor allem aber der günſtige Umſtand, daß die Zöglinge nicht durch äußern Zufall, ſondern durch die eigenthümliche Richtungen der Neigungen und Anlagen in die Anſtalt geführt wurden, ließen faſt durchgängig etwas Bedeutendes leiſten. — Seit ſieben Jahren wurden auch im Königreich Baiern zwei Realinſtitute, das eine zu Augsburg, das andre zu Nürnberg, errichtet, die übrigens den Gymnaſien parallel als Vorbereitungsſchulen für die Univerſität oder für die verſchiednen Zweige der Technologie und Kunſt dienen ſollten. Jene Anſtalten, die ſpäter zu einer einzigen in Nürnberg vereinigt wurden, beſtanden aus vier Claſſen, davon jede auf einen einjährigen Lehrcurs, das Ganze mithin auf einen vierjährigen berechnet war. In allen vieren wurde vorzüglich in Mathematik, Technologie, Chemie und Waarenkunde, Phyſik, Naturgeſchichte, Geographie und Geſchichte, Philoſophie, deutſcher claſſiſcher Literatur und Sprachfertigkeit, nächſtdem in neuern Sprachen, Zeichnen und Modelliren Unterricht ertheilt. Die Zöglinge beſtanden theils aus künftigen Cameraliſten, Ärzten, theils ſolchen, die ſich zum Artilleriedienſt, zum Bauweſen, Bergbau, zum Poſtweſen, zur bildenden Kunſt, zum Handel, Fabrikweſen u. ſ. w. beſtimmt hatten. Der Unterricht, unter acht Lehrer vertheilt, war für Ausländer wie für Inländer unentgeldlich. Es iſt 1816 wieder eingegangen. — Jene Realinſtitute ſtehen, als höhere Bildungsanſtalten, mit Realſchulen in Verbindung, worin ſich meiſtens die Zöglinge für das Realinſtitut bilden, die aber außerdem den höhern Bürgerſchulen einiger andern Provinzen Deutſchlands entſprechen. Jene Realſchulen, worin die Schüler meiſt nur bis zum 14. oder 15. Jahre bleiben, ſind in zwei Claſſen getheilt. In der untern wird vorzüglich in Religion, im Rechnen, Elementargeometrie, Kosmographie und Geographie, deutſcher Sprache mit allen dazu gehörigen Übungen, im Franzöſiſchen und im Zeichnen unterrichtet; in der höhern tritt an die Stelle der Kosmographie und Geographie, Phyſiographie und Geſchichte, der übrige Unterricht wird fortgeſetzt; ſo daß die Zöglinge der Realſchulen, wenn ſie ins Inſtitut übertreten, eine ziemliche Fertigkeit im Styl der Mutterſprache haben, Arithmetik bis zur Lehre von den Potenzen, Geometrie u. ſ. w. verſtehen. — Seit einiger Zeit iſt auch zu Wien eine vortreffliche Anſtalt jener Art unter dem Namen eines polytechniſchen oder Realinſtituts errichtet, die mit der in Baiern beſtehenden einen ziemlich ähnlichen Lehrplan hat. Sie iſt zunächſt zur höhern Bildungsanſtalt für alle, die ſich im Fabrikweſen, in der Technologie u. A. aus-

zeichnen wollen, beſtimmt und der Kaiſer hat jener begünſtigten Anſtalt bereits das ihm zugehörige, vortreffliche phyſikaliſche Cabinet und ein prächtiges Gebäude nebſt allem andern Material geſchenkt. (S. auch Polytechniſches Inſtitut.) R.

Realmünze, Sachmünze, iſt dasjenige Tauſch- und Werthausgleichungsmittel, welches zwar, wie jede Münze, eine nach dem allgemeinen Vermögensmeſſer (dem Gelde) berechnete Anweiſung auf die in den Tauſchverkehr kommenden Güter jeder Art enthält, aber zugleich mit dieſer Eigenſchaft die einer Waare verbindet, indem es einen ihm eigenthümlichen, unabhängigen, mit dem der Güter, worauf es eine Anweiſung giebt, übereinſtimmenden oder ihn übertreffenden Tauſchwerth beſitzt, welchen es ſelbſt dann noch behält, wenn es aufgehört hat, Anweiſung auf andere Waaren zu ſein. Zum Begriff der Realmünze iſt es daher unumgänglich nothwendig, daß der ſinnliche Stoff, welcher derſelben zum Grunde liegt, ein Gut, ein Genußmittel ſei; mit dem Beſitze einer Münze dieſer Art iſt zugleich der Beſitz eines Pfandes über den vollen Tauſchwerth derjenigen Güter verbunden, worauf die Münze eine Anweiſung enthält. Die Idealmünze iſt nichts weiter als ein bloßes, reines Tauſchmittel, kann daher auch nur in ſo fern Werth und Geltung haben, als ſie eine Güteranweiſung enthält, auf deren Realiſirung der Münzbeſitzer mit Sicherheit rechnen kann; die Realmünze leiſtet die Gewähr für die Sicherheit durch ſich ſelbſt, die Idealmünze hingegen nur durch einen Bürgen; und auf dem Vertrauen, welches man dieſem Bürgen ſchenkt, beruht allein ihre Geltung. — Nicht alle Gattungen von Genußmitteln ſind gleich fähig, zum ſinnlichen Stoff der Realmünze gebraucht zu werden, ſondern vorzüglich nur ſolche, welche unbeſchadet ihres poſitiven Werths ſich in die kleinſten Vermögenstheile trennen laſſen, und zugleich allgemeinen abſolut oder doch hohen relativ verglichenen Werth beſitzen. In der früheſten Epoche der Cultur dienten Ochſen den Athenienſern, Schafe und anders Vieh den Römern zur Münze (daher die Benennung pecunia). In Mexiko galten früherhin Kakaobohnen, Federkiele mit Goldſtaub gefüllt, dünne Stücke von Zinn als Münze. In Äthiopien und Abyſſinien vertritt Steinſalz die Stelle der Münze, in Virginien bedient man ſich dazu des Tabaks, im Reiche Siam, ſo wie in Bengalen, gebraucht man eine Art kleiner Muſcheln, welche Kauris heißen, als Münze; auf Newfoundland iſt trockner Stockfiſch, Zucker in einigen weſtindiſchen Colonien, bei den Bewohnern der Küſte von der Hudſonsbay ſind Biberfelle, und in Island Kabeljaue die gewöhnliche Münze, aber in keinem Genußmittel findet man die zu einer paſſenden Realmünze erfoderlichen Eigenſchaften in ſo hohem Grade vereinigt, als in den Metallen, beſonders den edlen, weßhalb dieſe auch von den meiſten Völkern dazu vorzugsweiſe ſind benutzt worden. (S. Münze, Metallmünze.) K. M.

Realſchulen, ſ. Realinſtitute.

Realwerth, ſ. Nominalwerth.

Reaſſecuranz iſt ſo viel als Gegen- oder Wiederverſicherung. Wenn etwas aſſecurirt iſt, und der Verſicherer von einem Dritten ſeine übernommene Verpflichtung ſich wieder verſichern läßt, ſo heißt dies Reaſſecuranz.

Reaumur (René Antoine Ferchault de), 1683 zu Rochelle geboren, war einer der größten Naturforſcher ſeiner Zeit und ſeines

Volkes, dem die Wiſſenſchaft der Naturlehre viele wichtige Entdeckungen verdankt. Im Jahr 1708 wurde er Mitglied der Akademie zu Paris, und 1709 erſchien in den Memoiren der Akademie ſeine Schrift: De la formation et de l'accroissement des coquilles des animaux, worin er den Satz aufſtellte: die Schalen der Schalthiere entſtänden aus dem Erharten eines Saftes, der aus den Poren dieſer Thiere dringe. — 1718 gab er eine Abhandlung heraus über die goldführenden Flüſſe Frankreichs, worin er zugleich zeigte, wie dieſes Metall am leichteſten aus ihnen zu gewinnen wäre. Seine vielfacher Verſuche über die Verwandlung des Eiſens in Stahl hatten manchen ſehr nützlichen Erfolg, und leiteten ihn zugleich auf die Idee, eine Methode zu erſinnen, vermöge welcher das Gußeiſen in Schmiedeeiſen umgeſchaffen werden könne, worüber er auch 1722 eine eigne Schrift herausgab. Die Verfertigung des Porzellans, ſo wie die Verſchiedenheit deſſelben, beſchäftigten ihn ſehr angelegentlich. Durch vielfache Verſuche bemühte er ſich, eine künſtliche Materie zu bereiten, die der, aus welcher das japaniſche Porzellan gemacht wird, gleichkomme, und kam dabei auf den Gedanken, aus gewöhnlicher Glasmaſſe Porzellan zu bereiten. Zwar war das gewonnene Product dem wirklichen Porzellan nicht gleich an ſchöner weißer Farbe, zu techniſchen Zwecken aber iſt es eben ſo brauchbar als jenes. Vorzüglichen Ruhm erwarb ſich Reaumur durch Anfertigung ſeines Weingeiſtthermometers. (S. Thermometer.) Im Jahre 1756 überreichte er der Akademie eine Schrift über die Kunſt und Verſchiedenheit, mit der die mannichfachen Arten der Vögel ihre Neſter bauen, auch ſtellte er Beobachtungen über die Verdauung dieſer Thiere an. Eins ſeiner größten Werke: L'Histoire naturelle des Insectes, ſechs Bände ſtark, giebt bedeutende Aufſchlüſſe über Fortpflanzung, Verwandlung und Lebensart mehrerer Thiere dieſer Gattung. Reaumur ſtarb an den Folgen eines Falles auf ſeinem Landgute Bermondiere in der Landſchaft Maine, am 17. October 1757.

Rebellion, ſ. Aufruhr.

Recenſionsweſen. Das Recenſionsweſen iſt ein literariſcher Dingſtuhl der neuern Zeit, bei welchem jeder Beiſitzer (Recenſent) einzeln ſein Urtheil über ein im Druck erſchienenes Buch öffentlich ausſpricht, ohne dadurch dem entſcheidenden Urtheile der öffentlichen Meinung, noch der Zeit vorzugreifen. Außer der klugen Umſicht und Aufſicht des Vorſitzers eines ſolchen Dingſtuhls, der die literariſchen Schöffen ernennt (der Redaction, ſ. d. Art.) und außer dem eignen literariſchen Gewiſſen der Urtheiler ſelbſt, gibt es für die Recenſir-Anſtalten keine Vorſchrift, noch Regel. Ihr Zweck iſt doppelt: ſie beurtheilen und ſie melden; doch lernt der Gelehrte manchmal mehr aus dem Meldezettel, oder dem Intelligenz-Blatte, als aus der gelehrten Anzeige des Recenſenten. Denn jenes iſt der ſtumme Richter der literariſchen Thätigkeit ſeiner Zeit überhaupt; dieſe hingegen nicht ſelten — Vexirſpiegel. Gleichwohl halten wir kritiſche Zeitſchriften für unentbehrlich. Sie ſind die wahren Prallleuchten — Reverberen — in den finſtern Straßen der Litterargeſchichte, und für die Kritik, bei Ermangelung andrer Glocken, eine Art Minarets, in welchen die Mueſſins oder die Recenſenten, als öffentliche Ausrufer, das Volk der Leſer und Wiſſenſchaftler täglich fünfmal (Halle, Leipzig, Göttingen, Jena, Heidelberg) zum Gebet rufen. Allemal bleiben Literaturzeitungen und kritiſche Blätter für die Verbreitung des wiſſenſchaftlichen Gemeinguts und für die Erweckung des

öffentlichen Sinns in der Gedankenwelt ein treffliches Hülfsmittel, und wenn das geiſtige Leben in Europa jetzt reger erwacht, vielſeitiger ausgebildet und tiefer begründet iſt, als je, ſo iſt dies größtentheils mit eine Folge des öffentlichen Urtheils in der gelehrten Republik. Mit dieſen Worten iſt der Charakter, die Bedeutung und der Werth des Recenſionsweſens ausgeſprochen. Hierzu kommt, daß zu jeder Zeit die größten Köpfe gern ihr Urtheil in ſolchen Blättern niedergelegt und manches goldne Wort, das ſonſt in keinem Buche Platz gefunden, oder mit dem Buche ſelbſt im Staube ſich vergraben hätte, darin zu Tage gefördert haben. So der unſterbliche Haller, ſo Johannes von Müller, und viele Andre; ſo ſelbſt Schiller und Göthe, einſt die erklärteſten Feinde alles Recenſionsweſens! Immerhin ſei die Recenſionsanſtalt der Kampfplatz einer Schule, wenn nur tüchtige Kämpfer ihr Syſtem verfechten! Der Leſer will ja nicht das untrügliche Urtheil der Recenſions-Anſtalt abkaufen, ſondern er will ein gedachtes Urtheil, das ihn zum Selbſtdenken reizt, klar und bündig, gleichviel ob ſcharf oder beſcheiden ausgedrückt, über ein Buch leſen, das überhaupt eines ſolchen Urtheils werth iſt; von dem Inhalte aber will er nur ſo viel erfahren, als er ſelbſt zur allgemeinen Würdigung des Buchs und der Beurtheilung braucht. Es verſteht ſich, daß Redaction und Recenſent überhaupt ihrem Geſchäfte gewachſen ſein, und daß beide, frei von perſönlicher Rückſicht, den Zweck der Wiſſenſchaft rein ins Auge faſſen müſſen. Iſt dies der Fall, ſo werden allemal die kritiſchen Zeitſchriften einer Nation als die reifſten Blüthen ihres literariſchen Geiſtes, nicht nur die Achtung der Zeitgenoſſen, ſondern auch die Aufmerkſamkeit des Auslandes und der Nachwelt verdienen. Möge auch der Recenſent ſich irren, wenn er nur ſeinen Irrthum klug und klar, geiſtvoll und ernſt, mit ſtrengem Wahrheitsſinn und feſt wie ein Republikaner, ausſpricht. Denn ſchon der große Bacon hat geſagt: Raſcher tritt das Wahre aus dem Irrthum hervor, als aus der Verworrenheit. (Citins emergit veritas ex errore quam ex confusione.) — Wie ſehr kritiſche Blätter die Wiſſenſchaft fördern, beweiſt die Literargeſchichte aller Völker, die ſich der Gedankenfreiheit und mit ihr eines geiſtigen Lebens erfreuen dürfen. Man vergl. was im Art. Nicolai (Chriſt. Friedr.) über deſſen deutſche Bibliothek geſagt iſt. Die Franzoſen, denen überhaupt das Verdienſt gebührt, die Gelehrſamkeit in die Welt, ſei es auch nur in den Salon, eingeführt zu haben, ſind die erſten geweſen, welche über Druckſchriften öffentlich und rückſichtslos urtheilten. Louis Jacob (ſt. 1670) ſoll durch ſeine Bibliographie Parisienne, die jährlich alle zu Paris erſchienenen Bücher recenſirte, den erſten Gedanken zu dem noch blühenden Journal des Savans, deſſen Stifter Denis de Sallo (ſt. 1669) war, gegeben haben. Bald darauf begannen die literariſchen Journale der Deutſchen: Thomaſius freimüthige Gedanken über allerhand Bücher, Halle und Leipzig 1688: Tenzels monatl. Unterredungen Leipzig 1689; und Otto Menkens Acta eruditorum, ſeit 1682. (S. die Überſicht der wichtigſten kritiſchen Blätter des In- und Auslandes in dem Art. Literatur-Zeitungen.) Das neueſte gelehrte kritiſche Inſtitut iſt der vom Prof. Krug und mit dem V Hefte vom Herausgeber redigirte Hermes, Leipzig 1819 und Amſterdam, 1820 jetzt VIII Hefte. Im Allgemeinen zeichnen ſich die gelehrten Blätter der Britten (Schottländer) durch ein beſtimmtes, unabhängiges, tief eindringendes Urtheil, die der Franzoſen durch treffende und klare Würdigung des Zweckmäßi-

gen; und die der Italiener durch ſcharfſinnige Zergliederung aus; doch klebt allen eine gewiſſe Einſeitigkeit an, von der faſt nur der Deutſche bei ſeiner Univerſalität und Gründlichkeit frei iſt, wenn ihn nicht etwa ein herrſchendes Syſtem einnimmt. Hier ſtehe nur noch eine Frage: Soll der Recenſent ſich nennen? Wir glauben: Nein; denn nur die Sache ſoll ihm gelten, wie dem Leſer. Das Urtheil muß ſich ſelbſt rechtfertigen. Nennt er ſich, ſo iſt ſein Urtheil, auch wenn er es nicht will, noch glaubt, befangen; dem Leſer aber iſt manchmal mit dem gelehrten Unmuth des anonymen Recenſenten mehr gedient, als mit dem höflichen Berichte eines ſich nennenden Enkomiaſten. K.

Receptirkunſt. Die Kunſt, Recepte (von ℞. Rec., Recipe, nimm, das den lateiniſchen Recepten vorausgeſetzt wird) zu ſchreiben, macht einen wichtigen, wenn auch nicht weſentlichen Theil der praktiſchen Medicin aus. — Es wird in derſelben jedoch weder die Wirkungsart der Mittel, noch die Krankheit, in der ſie nützlich ſind, ſondern blos die Art und Weiſe, dieſelben zu verſchreiben, gelehrt, und alle jene Kenntniſſe werden als bekannt vorausgeſetzt. — In ältern Zeiten umfaßte ſie die ganze heutige Pharmacie mit, weil ein jeder Arzt ſelbſt dispenſirte; daher denn auch die Bereitung der zuſammengeſetzten Arzneimittel, die jetzt in den Apotheken ſchon vorräthig ſind, hier vorgetragen wurde. — Die Recepte, Arzneiformeln (daher die Receptirkunſt auch wohl Formulare genannt wird) oder Arzneivorſchriften werden bei uns gewöhnlich in lateiniſcher Sprache abgefaßt. Dieſe Gewohnheit gewährt manche Vortheile. Es iſt zuerſt dieſe Sprache viel allgemeiner verbreitet als irgend eine andre, und lateiniſch geſchriebne Recepte können daher in Rußland ſowohl als in Italien und Portugal bereitet werden; die Terminologie derſelben iſt viel beſtimmter, als in irgend einer andern Sprache; in der deutſchen z. B. wird ja manches Kraut in jeder Provinz anders benannt; ferner iſt ſie viel kürzer als andre; und endlich iſt es in ſehr vielen Fällen höchſt unbequem für den Arzt, in manchen Fällen auch ſogar ſchädlich für den Kranken, wenn letztrer das Recept verſteht, es herrſchen Vorurtheile gegen manche Mittel, die ſehr ſchwer zu bekämpfen ſind, der Hypochondriſt grübelt im lateiniſchen Recepte ſchon, wenn er nur ein Paar Worte Latein verſteht; und oft giebt es dem Kranken Beruhigung, wenn er nur Arznei nimmt, ſie mag auch ſo wenig wirkend ſein, als ſie will. Aus dieſen Gründen halten unſre Landsleute mit Recht an dem Gebrauche feſt, die Recepte lateiniſch zu ſchreiben. — Es werden die Arzneiformeln eingetheilt in einfache und zuſammengeſetzte, in officinelle (die immer vorräthig ſind) und extemporirte oder Magiſtralformeln (die dann erſt bereitet werden, wenn ſie der Arzt vorſchreibt) und endlich in innre und äußre. In einem jeden, vorzüglich in einem zuſammengeſetzten Recepte unterſcheidet man mehrere Theile, die Baſis und das Mittel, von dem die Heilung erwartet wird, das Conſtituens und Vehikel, das der Baſis die Geſtalt giebt, die es haben ſoll, z. B. Zucker iſt Vehikel im Ölzucker, das ätheriſche Öl die Baſis. In vielen Ländern iſt es mit Recht dem Arzte befohlen, ſeinen Namen und den Tag der Verordnung beizufügen. Die Beſtimmung der Doſis der Mittel iſt ein wichtiger Gegenſtand in jedem Recepte. Sie wird entweder nach dem Apothekergewicht oder nach Maßen angegeben. Das Medicinalpfund (℔) enthält 12 Unzen oder 24 Loth Kramergewicht, die Unze (℥j) acht Drachmen oder Quentchen, die Drachme (ʒj) drei Scrupel, ein Scrupel (℈j) zwanzig Gran, der

Gran (gr. j.) iſt das kleinſte Gewicht; der halbe Theil irgend eines Gewichts wird mit ß bezeichnet. Die Maße der feſten Körper ſind Faſcikel, ſo viel man im Arme Manipel, ſo viel mit der Hand (=℥ß, wenn es ein Kraut iſt, oder ʒiij, wenn es Blüthen ſind) Pugill, ſo viel man mit den Fingern (=ʒj) faſſen kann. Manche Stoffe, z. B. Mandeln, werden wohl auch nach der Zahl beſtimmt. Es leuchtet ein, daß dieſe Beſtimmung nach Maß immer etwas unſicher iſt, daher man beſſer thut, ſich ſtatt ihrer des Gewichts zu bedienen. Bei Flüſſigkeiten iſt das Maß oder die Kanne =℔iv; ein Becherchen oder Theeſchale = ℥iij; ein großer Löffel = ℥ß; ein kleiner Löffel =ʒj; und ein Tropfen bei ſehr leichten Dingen = Gr. ß, bei ſchwereren Gr. j. — Es werden, wie bekannt, die Arzneimittel bald in feſter, bald in flüſſiger Form angewendet, und es richtet ſich die Wahl der Form theils nach der eigenthümlichen Natur des Arzneikörpers, theils nach den beſondern Zwecken, die man erreichen will, theils auch nach dem Geſchmacke und den Wünſchen des Kranken. Die einfachſte unter den feſten Formen iſt die, das Arzneimittel in Subſtanz zu geben, d. h. in dem Zuſtande, in welchem es erhalten wurde, oder nur wenig zerſchnitten. Werden die Subſtanzen aber mehr zerſtoßen, zerrieben, gemahlen, ſo entſteht die Pulverform, in welcher man viele Arzneimittel giebt, die mit allen ihren Beſtandtheilen wirken ſollen, oder von denen man eine große Menge im kleinſten Raume in den Körper bringen will. Nach dem Grade der Feinheit unterſcheidet man das gröbere (grossus), oder feinere Pulver (pulv. subtilissimus); jenes wird gewöhnlich äußerlich in Kräuterkißchen u. ſ. w. angewendet. — In Pillen (pilulae) oder kleinen Kügelchen von ein bis zwei Granen werden ſolche Arzneien verſchrieben, die ſehr häßlich ſchmecken oder riechen. — Den Pillen ähnlich iſt der Bolus, Biſſen, eigentlich eine größere Pille, die friſch bereitet und noch nicht erhärtet, wie jene, auf einmal genommen wird. — Im Munde zergehen dagegen die Leckkügelchen (trochisci), und ſind immer wohlſchmeckend; ihr Vehikel beſteht daher immer aus Zucker oder ähnlichen ſüßen Dingen. — Werden klein zerſchnittene oder pulverige Theile mit heißem zergangenen Zucker übergoſſen, gemiſcht, und dann in Tafeln von willkürlicher Größe gegoſſen, ſo entſtehen die Morſellen; wird eine ähnliche Maſſe in kleine platte Kügelchen getheilt, ſo werden die Zeltchen (rotulae) gebildet. Hierher gehört endlich noch das Pflaſter und Stuhlzäpfchen. Jenes muß leicht in der Wärme zu erweichen und klebend ſein, und wird, wie bekannt, nur auf die Haut gelegt. Das Vehikel, das ihm dieſe Eigenſchaften giebt, beſteht aus Wachs, Fett und reſinöſen Körpern. Stuhlzäpfchen (suppositorum) iſt eine kugelförmige, feſte, etwas nachgiebige Maſſe, deren Durchmeſſer ungefähr ½ Zoll beträgt, die aus Seife, Honig, Gummi, Öl mit feſtern Dingen, häufiger jedoch zu Hauſe als in der Apotheke bereitet, und von denen Gebrauch gemacht wird, um zu Ausleerungen zu reizen. — Eine eben ſo große Menge von Formeln giebt es, die Arzneikörper flüſſig zu geben; ſie ſind entweder ſchon urſprünglich flüſſig, und die einzeln Formeln erfodern dann ein bloßes Zuſammengießen einzelner Flüſſigkeiten, oder es wird aus dem feſten Körper durch Auspreſſen, Auflöſen, Abreiben, Aufgießen, Abkochen, vermittelſt des Waſſers oder einer andern Flüſſigkeit irgend eine flüſſige Form hervorgebracht. — So erhält man durch Auspreſſen friſcher Kräuter den ausgepreßten Saft (succus expressus), der ſo

häufig zu Frühlingskräutercuren gebraucht wird; die Auflöſung (solutio) durch Vermiſchung irgend eines auflösbaren feſten Körpers mit einer Flüſſigkeit. — Eine eigenthümliche Form entſteht, wenn Öl und Schleim ſich mit einander verbinden, und durch Waſſer verdünnt werden. Eine ſolche Miſchung ſieht der Milch ſehr ähnlich, und wird daher Pflanzenmilch (emulsio) genannt. Vielen Pflanzenſamen kommt die Verbindung ſchon von Natur zu, und dieſe durfen nur zerquetſcht und mit Waſſer verdünnt gerieben werden, um eine Emulſion zu geben; oder auch durch künſtliche Miſchung des Öls, Schleims und Waſſers kann eine ähnliche Form bereitet werden, die dann unechte Emulſion oder künſtliche Milch (emulsio spuria s. lac artificiale) genannt wird. — Flüchtige feſte Körper werden zerſchnitten und durch darüber gegoſſenes Waſſer in einiger Zeit die wirkſamen Beſtandtheile ausgezogen; ſo wird ein Aufguß (Infusum) bereitet; davon unterſcheidet ſich der Abſud, die Abkochung (decoctum) nur dadurch, daß das Waſſer kochen, ja ſogar einkochen muß, um die wirkſamen Beſtandtheile aufzunehmen. Auch von der Doſis erhalten manche Arzneivorſchriften in flüſſiger Form eigenthümliche Namen. Wird die Arznei tropfenweiſe genommen, ſo heißt ſie Tropfen (guttae); Tränkchen (haustus) wird ſie genannt, wenn ſie auf einmal, Trank (potio), wenn ſie auf ein= oder zweimal genommen wird; Mixtur (mixtura) iſt eine flüſſige Arznei aus mehrern Ingredienzen beſtehend, und mehrere Unzen ausmachend, die eßlöffelweiſe genommen wird. — Ptiſane (Ptisana) iſt eine ſo ſchwache flüſſige Arznei, daß ſie zum gewöhnlichen Getränk benutzt werden kann. — Andre erhalten ihren Namen vom Geſchmack, wie z. B. das Julep (Julepus oder Julapium), eine ſäuerlich angenehm ſchmeckende Mixtur bezeichnet, oder der Leckſaft (linctus, eclegma), deſſen Vehikel irgend ein Syrup, Honig oder auch Schleim ausmacht, und der angenehm=ſüß ſchmecken muß. — Noch andre endlich werden von der Gebrauchsart benannt, wie z. B. das Gurgelwaſſer (garganisma), die Einſpritzung (injectio), das Klyſtier (clisma) und die Bähung (fomentum). Zwiſchen den feſten und flüſſigen Arzneiformen ſteht die weiche in der Mitte. Dahin gehört die Latwerge (electuarium), die Salbe (unguentum), der Breiumſchlag (cataplasma), Senfumſchlag (sinapismus) u. ſ. w.

B. P.

Receß wird ein ſchriftlicher Vergleich genannt, der zwiſchen zwei oder mehreren Perſonen über eine ſtreitige Sache abgeſchloſſen wird. Beim Bergbau bezeichnet dieſes Wort die von den einzelnen Theilnehmern als Beitrag nach und nach vorgeſchoſſenen Koſten zu den Grubenbauten u. dergl. Wenn hierauf in der Folge durch Gewinnung des Minerals die Auslagekoſten oder der Receß zu alt iſt, ſo erhalten die Theilnehmer den Überſchuß, unter den Namen Ausbeute (ſ. d. Art.) nach Verhältniß ihrer Einlage heraus. Noch wird Receß= oder Quartembergeld die Abgabe genannt, die die Theilnehmer an einem Grubenbau dem Landesherrn entrichten müſſen.

Rechenkunſt, ſ. Arithmetik.

Rechenmaſchine iſt eine Erfindung der neuern Zeiten, und beſteht in einem Inſtrumente, das die zum Rechnen höchſt erfoderliche Aufmerkſamkeit erhalten, und gegen Fehler im Rechnen ſchützen ſoll. Viele Mathematiker haben ſich lange beſchäftigt, dies Inſtru=

ment theils zu erfinden, theils zu vervollkommnen, und auch Leibnitz ließ ſich letzteres ſehr angelegen ſein. Unter den zu verſchiednen Zeiten aufgeſtellten Rechenmaſchinen verdient die Grüſonſche, ſowohl durch ihre Einfachheit, als Leichtigkeit im Gebrauch vor vielen andern den Vorzug. Sie beſteht aus einer $9\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmeſſer haltenden Scheibe, um deren Mittelpunct ſich ein Weiſer dreht; concentriſche Kreisbogen umziehen in einiger Entfernung den Mittelpunct und ſind durch Halbmeſſer in neun Stücke von Kreisringen getheilt. In denen von den Kreisbogen und Halbmeſſern gebildeten Fächern ſtehen nach einem gewiſſen zum Grunde liegenden Syſtem geordnete Zahlen. Auf dem Weiſer befinden ſich die Zahlen 1, 2, 3, u. ſ. w. bis 0. Von den 9 größern Stücken der Kreisringe iſt für Addition und Subtraction Eines, für Multiplication und Diviſion die andern beſtimmt. An jedem für die Multiplication und Diviſion beſtimmten Stücke oder Tafeln befindet ſich oben rechts an der Spitze des Winkels ihre Nummer. Will man nun z. B. eine Zahl dividiren, ſo wird damit alſo verfahren: angenommen, der Diviſor wäre 7, der Dividendus 31976, ſo dreht man den Weiſer auf die Tafel, die mit 7 bezeichnet iſt, und bringt ihn bis auf die Zahl 31, als den erſten einzelnen Dividendus. Unter dieſer 31 wird man nun auf dem Weiſer den Quotienten 4, am äußerſten Rand der Tafel aber rechts nach der nämlichen Richtung zu den Reſt 3 finden. Dieſer Reſt, der im Hauptdividend folgender Zahl 9 vorgeſetzt, giebt 39 als zweiten einzelnen Dividend, und wenn man hier nun abermals ſo verfährt, wie eben gezeigt worden, ſo erhält man den Quotient 5, und den Reſt 4, woraus der Leſer ſieht, daß bei Fortſetzung dieſer Art zu verfahren man endlich den ganzen Quotienten der als Dividendus gegebenen Zahl mit 4568 finden muß, wodurch das Exempel gelöſ't iſt. Durch zwei ſpäter dieſer Maſchine zugefügte Rechenſtäbe und eine zweite Scheibe kann der Gebrauch derſelben auch auf zuſammengeſetzte, und ſogar benannte Zahlen ausgedehnt werden. Da indeß auch die umſtändlichſte Beſchreibung dieſer Rechenmaſchine den damit völlig Unbekannten nicht ganz darüber ins Klare zu ſetzen im Stande ſein würde, wenn ſie nicht durch Zeichnung erläutert wird, ſo müſſen wir den Leſer, der nähere Belehrung wünſcht, auf eine kleine Schrift verweiſen, die 1795 in Halle mit einem erklärenden Kupfer unter dem Titel: Beſchreibung und Gebrauch einer neu erfundenen Rechenmaſchine von Grüſon, erſchienen iſt.

Recht iſt das Prädicat, das einem Subjecte in ſo fern zukommt als eine Zwangsverbindlichkeit gegen daſſelbe vorhanden iſt, oder das einem Subjecte in ſo fern zukommende Merkmahl, als etwas äußerlich als von ſeiner Willkür abhängig betrachtet werden muß. Man unterſcheidet perſönliches und dingliches Recht. Jenes iſt ein Recht auf eine Leiſtung; des letztern Gegenſtand iſt eine Sache.

Rechtfertigung im kirchlichen Sinne, ſ. Verſöhnung.

Rechtfertigung im rechtlichen Sinne. Jede Darſtellung worin man ein Urtheil zu begründen ſucht, iſt eigentlich rechtfertigender Art, mithin finden ſich auch bei allen juriſtiſchen, das öffentliche oder Civilrecht angehenden Vorträgen, welche in der Form einer Deduction (ſ. d. Art.) entwickelt worden, Rechtfertigungen in dieſem Sinne vor. Die meiſten ſolcher im allgemeinen deutſchen Civilproceſſe vorkommenden Deductionen haben von ihrem eigenthümlichen Inhalte verſchiedene Benennungen, und zwei führen auch in dieſer

Hinſicht den Namen Rechtfertigung (justificatio): nämlich die nach Einwendung eines ſuspenſiven Rechtsmittels, und die nach Ausbringung eines Arreſtmandats zu bewirkenden Vorträge. Bei blos ſuspenſiven Rechtsmitteln erfolgt die Rechtfertigung ſofort auf die Einwendung, bei zugleich devolutiven hingegen erſt nach der geſchehenen Einführung (introductio) des Rechtsmittels. In beiden Fällen iſt ſie eine juridiſche Ausführung, daß in Anſehung der die Beſchwerden bildenden Puncte rechtlich anders hätte geurtheilt werden ſollen (Rechtfertigung des Materiellen), und daß man bei dem mit Beobachtung aller geſetzlichen Vorſchriften gebrauchten Rechtsmittel eine Abänderung der Beſchwerden erwarten dürfe (Rechtfertigung der Formalien). In Sachſen bedient man ſich bei dem Rechtsmittel der Läuterung anſtatt des Worts Rechtfertigung das der Fortſtellung (prosecutio). Bei Arreſten hingegen verſteht man unter Rechtfertigung den Vortrag, worin nach erlaſſenem Arreſtmandate der Impetrant die Rechtmäßigkeit der Anlegung des Arreſts und den Grund zum Arreſte darzuthun ſich bemüht. En.

Rechtgläubigkeit, ſ. Orthodoxie.

Rechtſchreibung (nach griechiſchem Kunſtausdruck Orthographie) iſt die Art und Weiſe, in irgend einer beſondern Sprache Worte oder Töne als hörbare Ausdrücke von Gedanken und Empfindungen, durch die gehörigen Schriftzeichen (Buchſtaben) regelmäßig zu veranſchaulichen oder ſichtbar darzuſtellen. Die Rechtſchreibung iſt daher wohl zu unterſcheiden von der Spachreinigkeit und Sprachrichtigkeit; Sprachreinigkeit nämlich beſteht in Vermeidung aller Sprachmengerei oder in Beobachtung der angenommenen Haupt- und Hochſprache, ſo daß dieſelbe von fremdartigen Ausdrücken und Wortfügungen, ingleichen von unedlen Landesmundarten, unverfälſcht gehalten wird. Sprachrichtigkeit aber beſteht in Befolgung der durch Sprachgebrauch und Sprachähnlichkeit beſtimmten allgemein angenommenen Sprachgeſetze. Der allgemeinſte Grundſatz der Rechtſchreibung ſollte wohl für jede Sprache ſein, möglich einfach der Rechtſprechung (Orthoepie oder Orthophonie) nachzubilden, d. h. die Buchſtaben nach dem Laut, den jeder an und für ſich darſtellt, ſo zuſammen zu ſetzen, daß keine anderen Töne, als in der Ausſprache deutlich gehört werden ſollen, und nicht anders, als ſie wirklich gehört werden ſollen, ausgedrückt werden, daß mithin die richtige Ausſprache des zu bezeichnenden Wortes rein und treu wiedergegeben werde. Allein damit ſind die Schwierigkeiten für die Ausübung bei weitem noch nicht gehoben, da die Rechtſprechung noch viel häufiger vernachläſſigt wird als die Rechtſchreibung, wie ſchon die Menge unreiner Reime bei den meiſten unſerer Dichter beweiſ't. Ja, es iſt leichter bei der Rechtſprechung ſich nach der Rechtſchreibung zu richten, indem man die Ausſprache der Rechtſchreibung ſo nahe wie möglich zu bringen ſucht, als umgekehrt: obgleich beide einander bedingen und unterſtützen. Überdieß machen von jenem Grundgeſetz einige Sprachen faſt zahlloſe und willkürliche Ausnahmen. Beſonders zeichnen ſich die Engliſche und Franzöſiſche durch eine launenhafte Unbeſtändigkeit der Schreibung und Ausſprache aus, die, was die Franzoſen betrifft, gewiſſermaßen über deren Charakterloſigkeit und Treuloſigkeit Aufſchluß giebt; denn da bei ihnen Rede (als unmittelbare Äußerung des Gedankens) und Schrift nicht übereinſtimmen: ſo iſt es ihnen auch leicht, geſchriebene Verträge zu brechen; wie überhaupt in dieſer ziſchelden und

flüſternden Schlangenſprache ſelbſt ſchon ſich die Lügenhaftigkeit und Gleißnerei und das Schlüpfrige und Verführeriſche des Franzenthums verräth. Sagt doch ſchon Papyrianus: Aliter scribere, aliter pronunciare, vecordis est Galli (anders ſchreiben, anders ausſprechen, iſt dem verrückten Gallier eigen). — Eine beſtimmte Rückſicht, die bei der Rechtſchreibung einen Fingerzeig geben kann, iſt die Wortableitung, oder die erweislich wahre, nächſte und bekannte Abſtammung. Man wende alſo in umgeendeten, abgeleiteten und zuſammengeſetzten Wörtern, ſo weit es die allgemein gebräuchliche Ausſprache und der einmal übliche Schreibgebrauch verſtatten, nur die Buchſtaben an, welche das unmittelbarſte Stammwort nebſt Ableitungs- und Umendſylben erfordert; z. B. edel nicht von Adel, ſondern von ἐσθλός; ablugſen von lugen, ſehen; einhällig von hallen, Kaiſer von Caesar, ſchlämmen von Schlamm, Häckſel und Häckerling von Hacken ꝛc. Doch muß man vorſichtig ſein, daß man nicht von ſeitenverwandten Worten eins für des andern Stammwort annehme. Mit den Strenglingen, die überall auf Wortableitung haltend, ämſig, eräugnen, Ebenteuer, (von Ameiſe, den Augen ſich darbieten, eventura), ſchreiben, wollen wir nicht zwiſten. — Der Unterſchied in der Bedeutung rechtfertigt nicht die Veränderung der gewöhnlichen Schreibart gleichlautender Wörter, weil es unmöglich iſt, eine ſolche Unterſcheidung durchzuführen, (z. B. er-blich und erb-lich), und weil oft für vermeintlich ganz verſchiedene Wörter eine gemeinſame Grundbedeutung auszuforſchen iſt, die ſich in Nebenbedeutungen zerzweigt hat, (z. B. ahnen 1) ergeiſten, eine Vorempfindung ſpüren; 2) einem etwas (übles) gedenken, um es ihm zu vergelten, daher rächen, ſtrafen, (gewöhnlich ahnden); und die Ahnen, die Geiſter der Verſtorbenen, daher Vorfahren: alles vom Lat. anima). — Auch auf Gleichform oder Wortähnlichkeit iſt bei der Rechtſchreibung Rückſicht zu nehmen. So ſcheint es richtiger, das Maß als das Maaß zu ſchreiben, weil das Imperfectum von meſſen allgemein geſchrieben wird, ich maß. Auch muß man das Allzugeſuchte und Eigene vermeiden, wie die Vertauſchung des Ph mit F, z. B. in Filoſofie. Denn der Schreibgebrauch ſetzt dem Sprachkünſtler, der das gangbare Wortgepräge verwiſchen will, eine beſtimmte Grenze, welche er nicht überſchreiten darf, ohne, ein Buchſtäbler, die Aufmerkſamkeit des Leſers von den Sachen auf die Worte zu ziehen, oder ihm wohl gar ein unſchuldiges Lächeln zu entlocken. Beſonders aber iſt Unbeſtändigkeit zu tadeln, wie, wenn man bald dieß, bald dies ſchreibt. — Über Wörter, deren Schreibart ſich nach den bisher angegebenen Rückſichten nicht beſtimmen läßt, folglich über alle Stamm- und Wurzelwörter und über alle ungewiſſe oder ſolche Ableitungen, deren nächſte Stammwörter veraltet ſind, entſcheidet der allgemeine Schreibgebrauch, zumal bei ähnlich oder gar gleich lautenden Wörtern, die beſondere Schwierigkeit haben. (z. B. iſt von ſeyn und ißt von eſſen; wieder, noch einmal, und wider, gegen; die Lehre, Gegenſtand des Lernens, und die Leere, Unerfülltheit; die Waaren, Gegenſtände des Handels, waren, von ich war; wahren 1) von wahr, entgegengeſetzt dem falſchen, 2) hüten und ſichern; bete, ruf Gott an; Bete, 1) Mangold, 2) ein verſpielter Einſatz; Beete, Abtheilungen des Gartenlandes; böte von bieten, Böte von Boot; bäte von bitten, Bette von Bett). — Allgemeine

Regeln über den Schreibgebrauch laſſen ſich nicht aufſtellen; denn es unterſcheiden ſich die beſondern (bei verſchiedenen Völkern üblichen) Sprachen in der Rechtſchreibung noch in vielen Stücken, und die Grammatik einer jeden Sprache hat darüber das Nähere anzugeben. Unſer gegenwärtiger Zweck erlaubt uns nur, uns hier auf die Deutſche Sprache einzulaſſen. Wer indeß über die Lateiniſche Rechtſchreibung Belehrung ſuchen ſollte, den verweiſen wir auf Quintilian's Anweiſung zur Rednerkunſt, Buch 1. Cap. 7., und auf die alten Grammatiker Velius Longus, Flavius Caper, Marius Victorinus, Terentius Scaurus, Agrötius. M. Aurelius Caſſiodorus, Beda Sacerdos, und auf die neuern Philologen Aldo Manuzzi, Claude Dausquier, C. S. Schurzfleiſch, H. Noris, G. Kortte, Chph. Cellarius; ferner in Hinſicht der franzöſiſchen Sprache auf das Dictionnaire d'Orthographe und auf die Werke von C. P. D. Michel und von Plasmann, die ſämmtlich in eigenen Schriften die Rechtſchreibung gedachter Sprachen abgehandelt haben. Das Deutſche und alle der deutſchen Sprache eingebürgerten Wörter, alſo auch fremde Vornamen und Wörter, wenn ſie durch den Gebrauch ſchon zu deutſchen Wörtern geſtempelt worden und alſo ins Gemein verſtändlich ſind, ſchreibe man gleichmäßig mit den eingeführten Schriftzeichen, und bezeichne jeden deutlich gehörten Laut mit Beſtimmtheit, der im Deutſchen üblichen Ausſprache gemäß; z. B. Kontur, Kontuſch, Kuliſſe, Konterfei, Luiſe, Marſchall, Maſchine, Offizier, Leutenant, Scharpie, Schaluppe, ſcharmant, Schikane, Schimäre. Werden dagegen Eigennamen und ſolche Worte aus bekannten Sprachen eingeſtreut, die noch immer als fremdſprachig betrachtet werden oder gar noch ihre fremde Geſtalt an ſich haben: ſo muß auch ihre Fremdſprachigkeit durch ihre urſprüngliche Schreibart, als das Gepräge ihres fremden Urſprungs, zu erkennen gegeben werden; z. B. Agio, giriren, Giro-Bank, Michel Angelo, Shakſpeare, Spleen, Don Quixote, Rouſſeau, Chevauxlegers, Journal, Genie, (weil man ſonſt die Abſtammung nicht erkennen würde in genial), Cicero, Circulation; aber Zirkel und Bezirk, weil ſie ſchon der Deutſchen Sprache angeähnlicht, und unter dieſer, obgleich ausgearteten, Ausſprache allgemein bekannt ſind. Eben daher werden auch die Griechiſchen Worte, deren Ausſprache in den Ziſchlaut entartet iſt, ſtatt mit K, nach Römiſcher Weiſe mit C geſchrieben, z. B. Centaur ſtatt Kentaur. Statt des é verdoppelt man lieber e zu Ende, z. B. Kanapee. — Werden fremde Worte oder Namen als ſolche angeführt, z. B. ein ave Maria, oder wie oben die Namen der Lateiniſchen und Franzöſiſchen Grammatiker, auf deren fremdſprachige Schriften wir verwieſen: ſo wäre es eine Ungereimtheit, dieſe umkleiden zu wollen. — Die Deutſche Rechtſchreibung hat im Laufe der Zeit verſchiedene Wechſel und Neuerungen erfahren, und wird, wie ſo vieles Andere, ebenfalls von der Mode beherrſcht. Veraltet iſt z. B. die Schreibart: Cron (Krone), Hertzog, Marggraf, gnedig, unterthenig, menniglich, Eyd, Böheimb (Böhmen), Ambt ſtatt Amt aus Ambacht ꝛc. Außerdem ſind auch viele einzelne Fälle ſo ſchwankend und willkürlich, daß ſie ſich nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit entſcheiden laſſen. Auch hier alſo hat man das zu befolgen, worin die bewährteſten Schriftſteller übereinſtimmen; abgeſchmackt aber

würde es ſein, ohne anderweite Gründe, das Veraltete ſich anzueignen. — Einen großen Anfangsbuchſtaben erhalten im Deutſchen nicht nur alle Anfangsworte einer Rede und eines Perioden und gewöhnlich auch jeder Zeile in einem Gedicht; ſondern auch 1) alle Eigennamen, z. B. Deutſchland, und gewöhnlich auch die davon abgeleiteten Beiwörter: das Deutſche Volk ſpricht Deutſch, ſonach auch die ſich auf Landeshoheit beziehenden Wörter: Kaiſerlich, Königlich; 2) Nennwörter, die als Hauptwörter ſtehen, d.h. vor denen man ein beſtimmendes oder unbeſtimmentes Geſchlechtswort (einen Artikel) denken kann: der Bann, die Bahn, das Mein und Dein, ein Wenn und ein Aber. Doch haben Einige in mit Lateinſcher Schrift gedruckten Gedichten auch die Hauptwörter mit kleinen Buchſtaben eingeführt; 3) die ſich auf angeredete Perſonen beziehenden Fürwörter: Sie ꝛc. Ihr ꝛc. in Briefen und dgl. auch Du ꝛc. Dein ꝛc. 4) gewöhnlich auch Ein als Zahlwort mit Nachdruck. — Die Sylben-Abtheilung richtet ſich zuerſt nach der Zuſammenſetzung der Wörter, z. B. be-ob-achten, Erb-laſſer, er-blaſſen, Erb-recht, ihr er-brecht, em-pfinden, wo p das f verſtärkt. Eine willkürliche Ausnahme macht man in fremden Wörtern, die man gewöhnlich nach der Ausſprache trennt, z. B. Sy-node, Sy-nonym, Mikros-kop, Teles-kop, A-doptirt, Po-ſtille, Pro-ſelyt, Di-ſtinction, Di-ſtrikt. Zwei durch ein ausgeſtoßenes e vereinigte Hauptlauter werden entweder zur folgenden Sylbe gezogen, z. B. Verfin-ſt'rung oder, wenn der zweite ein l iſt, getrennt. Zwei Grenzlaute (Mitlauter) zwiſchen zwei Stimmlauten (Selbſtlautern) eines abgeleiteten Wortes werden getrennt, da denn, wenn eine Sylbe auf ſ ausgeht, das Schluß s eintritt: räus-pern. Man hat ſich die Freiheit genommen, dieß auch auf fremde Wörter anzuwenden: Des-pot, Enthuſias-mus, Mi-krokos-mus. Doch bleiben zuſammengeſetzte Zeichen eines einfachen Lautes beiſammen, (ch, ph, ſch, ß, th auch ſt und kr,) und werden der Gleichform gemäß am füglichſten zur folgenden Sylbe gezogen; ck und tz aber werden wegen nur loſer Zuſammenziehung gemeiniglich der Ausſprache nach getrennt, wo dann ck in ſeiner eigentlichen Geſtalt erſcheint als kk, z. B. glük-ken, er-get-zen. Von drei oder mehr Grenzlautern wird, außer in zuſammengeſetzten Wörtern, blos der letzte zur folgenden Sylbe gezogen: Erb-ſe; doch iſt derſelbe bisweilen wiederum ein zuſammengeſetzter Buchſtabe, wie in Herb-ſte. — Die End-Sylben werden nicht der Ableitung, ſondern der Ausſprache nach vom Stammworte getrennt, ſo daß ſie deſſen letzten Hauptlauter an ſich ziehen, z. B. heili-ge Pflichten. In längern Zuſammenſetzungen, nämlich in drei- und mehrtheiligen, verknüpft man gern die vordern zuſammengeſetzten Worte mittelſt eines Bindungsſtriches: Real-Schul-Buchhandlung. Ferner ſollte man durch den Bindungsſtrich verbinden ein Deutſches mit einem fremdſprachigen zuſammengeſetztes Wort: Regiments-Arzt; 3) einen mit einem Gattungsnamen zuſammengeſetzten Eigennamen: Neu-Preußen; doch weichen Beiwörter wie Oberſächſich und Niederſächſiſch ab; 4) fremdartige Worte, die in ihrer Mutterſprache keine ſolche Zuſammenſetzung eingehen: Regiments-Chirurgus, Jaſp-Achat; 5) ſolche Worte, in denen ein und derſelbe Grenzlaut dreimal hinter einander zu ſtehen kommt: Schiff-Flotte, Knall-Luft, Still-Lager, Still-Leben,

Stamm=Mutter, Gewinn=Nummer, Irr=Rede, Bett=Tuch; (Man ſollte daher auch ſtatt Mittag und Schiffahrt ſchreiben Mitt=Tag und Schiff=Fahrt; doch iſt es auf ähnliche Weiſe eingeführt, Hoheit zu ſchreiben, ſtatt Hohheit wie Rohheit;) 6) durch Zuſammenſetzung beſtimmte Worte, wenn das beſtimmte, weil es wiederholt werden müßte, nach der erſten Beſtimmung weggelaſſen wird: Ab= und Ausſonderungen, hoch= und kleinmüthig; 7) zwei ohne und verbundene beſondere Beſtimmungen: Kaiſerinn=Königinn. Außerdem werden zuſammengeſetzte Wörter als ein einziges Wort geſchrieben. Was übrigens als Wortzuſammenſetzung angenommen werden muß, und was nicht zuſammengezogen werden darf: darüber ausführliche Anweiſung zu geben, iſt nicht dieſes Ortes. Hier nur ſo viel, daß man in zweifelhaften Fällen der Deutlichkeit wegen die Worte lieber getheilt, als zuſammengeſetzt ſchreibt. — Zu Zahlzeichen bedient man ſich im Deutſchen der Arabiſchen Ziffern 1, 2 ꝛc. die als Zähler ſchlechthin geſetzt werden und dem Worte des gezählten Gegenſtandes voranſtehen: 3 Tage, als Ordnungszahlen aber das gewöhnliche Zeichen der Abkürzung (.) erhalten, und dann auch bisweilen ihrem Hauptworte nachſtehen können: am 3. Tage d. i. am dritten Tage, S. 3. d. i. auf der dritten Seite, und in ähnlichen Fällen, wo man ſich ſonſt pedantiſch der Lateiniſchen Sprache bediente, vornehmlich bei Nachweiſungen: Band 1. Buch 1. Abſchnitt 1. (Cap. 1. §. 1.), Anmerkung 1. Fig. 1. (d. i. erſte Figur,) Nr. 1. (d. i. Nummer eins). V. 1. (d. i. erſter Vers.) In der Ordnung der Herrſchaftsfolge hat man die Römiſchen Ziffern beibehalten, welche nachgeſetzt werden: Karl XII. d. i. Karl der Zwölfte. Außerdem bedient man ſich verſchiedener Abkürzungszeichen; doch darf dieſe Nachläſſigkeit nicht überall Statt finden. Indeß werden gewiſſe häufig wiederkehrende Ausdrücke ſelten ausgeſchrieben: z. B. d. i. ꝛc. (zum Beiſpiel, das iſt, et cetera) d. h. u. ſ. w. (das heißt: und ſo weiter). — Über die Anwendung der zur leichtern Verſtändlichkeit gebräuchlichen Abtheilungszeichen ſ. den Artikel Interpunction. Die Lautdehnung oder Verlängerung des Athemzugs wird dem Deutſchen Schreibgebrauch zu Folge gewöhnlich angedeutet, entweder I) durch h hinter dem Selblauter und zwar vor den flüſſigen Buchſtaben l, m, n, r: Zahl, zahm, Zahn, Ohr. Doch wird i durch h gedehnt nur in den Fürwörtern, ihm, ihn, ihr und den davon abgeleiteten; oder II) durch Verdoppelung des Selblauters, ins Beſondere 1) das a vor k, l, r, s, t in wenigen, meiſt einſylbigen, Urworten, z. B. Kraak, (Schiff mit 3 Maſten ohne Körbe), Aal, Aar, Waare, Aas, Saat und den davon abgeleiteten; außerdem noch in Aachen; 2) das e vor l, n, r, ſt und t in wenigen Urworten und den davon abgeleiteten, z. B. in Seele, zween, Beere, Geeſt, Beet und in dem fremdſprachigen Rundeel; ingleichen in den auf einen gedehnten Stimmlaut ausgehenden Urworten oder fremdſprachigen Benennungen, Klee, Idee, und wo es die Stelle des im Franzöſiſchen ſcharf betonten e vertritt: Kaffee; 3) das o vor k, r, s, ß, und t in wenigen Urworten: Mook, (Honigkuckuk,) Moor, (Sumpf,) Moos, Schooß (gremium), Boot, und in den davon abgeleiteten Wörtern. — Tritt ein Umlaut ein, ſo drängt ſich der urſprüngliche Stimmdoppellaut in dieſen zuſammen und es bleibt derſelbe einfach, z. B. die Äſer; oder III) durch Hinzufügung eines e

bei gedehnter Ausſprache des i, z. B. nie. Da nun der Schreibgebrauch als ein Theil des Sprachgebrauchs mit dieſem gleichen Zweck hat, nämlich die leichte Verſtändlichkeit, und daher auch gleiche Rechte, das Gebiet der Sprache unumſchränkt zu beherrſchen: ſo verdient jede Sprachempörung, als unbefugter Eingriff in des Vatervolkes gemeinſames Eigenthum, worin man kein Spielzeug ſeiner Grillen ſehen darf, Mißbilligung. Aus dieſem Grunde hat auch einer der gründlichſten, fleißigſten und eifrigſten Sprachforſcher, Hr. Hofrath H. Wolke, dem Vorwurf des Unfugs nicht überall ausweichen können, da er in ſeinem Anleit zur deutſchen Geſamtſprache ꝛc. (Dresden 1812) ſich erlaubt hat, den Deutſchen Sprach-Genius entmannend, dieſer Sprache ihre Volksgebräuchlichkeit und Zeitthümlichkeit zu rauben und arge Verwirrung in derſelben zu ſtiften. Denn (anderer Wortverbildungen hier nicht zu gedenken) in ängſtlichem Ringen nach durchgängiger Gleichmäßigkeit in Beobachtung der äußerſten Sparſamkeit, der nächſten Abſtammung, des Wohllauts u. ſ. w. verwirft dieſer Gelehrte, der herrſchenden Wortſchreibweiſe, einer vermeintlichen Ausgeburt des Unverſtands, zuwider, den Gebrauch aller im Sprechen nicht deutlich hervortönenden Buchſtaben, und inſonderheit auch die Andeutung der Lautdehnung; er ſchreibt daher Al ſtatt Aal und All, Stat für Staat und Stadt, war ſtatt wahr, wären ſtatt währen, wehrt und Werth beides ohne h, her ſtatt hehr, Heer und Herr, Leere und Lehre eben ſo wie die End-Sylben in hel lere, Fiber ſtatt Fieber, ſicher ſtatt ſiecher, kränklicher, ir ſtatt ihr und irr, für ſtatt führ, bohren ohne h wie geboren, Urzeit wie Uhrzeit und eben ſo Urteil ſtatt Urtheil ꝛc. Herr Wolke würde der Anerkenntniß ſeines wirklich hohen Verdienſtes um deutſche Sprachforſchung förderlicher ſein, wenn er endlich einmal mit Cicero (im Redner §. 160.) zur Erkenntniß käme, daß man den Sprachgebrauch dem Vatervolke anheimſtellen, und dergleichen Reſultate von Sprachforſchung für ſich behalten ſolle. — Die Grenzdoppellauter bb, dd, ff, gg, ck, (ſtatt kk), ll, mm, nn, pp, rr, ſſ (am Ende einer Sylbe und vor t aber ß), tt, — tz ſtehen nur nach einem geſchärften Stimmlaut: Krabbe, Kaddig (Wachholder), Waddig (Molken), Flagge, und am Ende nur dann, wenn bei möglicher Endvermehrung der Grenzdoppellaut vor folgendem Selbſtlauter in der Ausſprache hervortönt: Griff, Blick, ſtill, Lamm, Mann, Geripp, Wirrwarr, Kuß, faßlich von faſſen, ſatt. Alſo darf wenn, ſchlaff und ſchaff Milch nicht nach Hrn. Wolke's Anleit ſo geſchrieben werden, daß es klingt wie wen, Schlaf und Schafmilch. Um verwandte Mitlauter, wie b und p, ch und g, d und t, g und k, s und ß am Ende eines Wortes oder einer Sylbe nicht zu verwechſeln, braucht man nur eine Endvermehrung anzufügen, ſo daß ſie vor einem Selblauter zu ſtehen kommen, wo dann in der Ausſprache der Unterſchied bemerklich wird, z. B. Korb, Korbes; Gezirp, Gezirpes; Sieg, Sieger; ſiech, ſiecher; Tod, Todes; Brot, Brotes; Klang, Klanges; ſchlank, ſchlankes; Reis, Reiſes; Reiß, Reißes. — Dieſen allgemeinen Bemerkungen mögen noch einige beſondre, die ohne weſentliche Ausnahmen ſind, über die einzelnen Buchſtaben folgen. Ch ſteht in der Nach-Sylbe lich und icht, als Endung eines Nebenwortes: künſt-lich, ähn-lich (d. i. eigentlich: den Ahnen etwas gleich), künſt-lich, thöricht, und in den davon abge-

leiteten Wörtern. Dt ſteht nur, wo es aus det zuſammengezogen iſt: gewandt, todt, und in Stadt. G ſteht in der Nach-Sylbe ig, als Endung eines Nebenwortes, und in der Nach-Sylbe ßig, zig (von zug) in Zahlwörtern, und in von jenen abgeleiteten: ſel-ig, drei-ßig, einzig, Sel-igkeit. J ſteht nur vor einem Selblauter: ja. K 1) zu Anfang: kein; 2) nach einem Mitlauter: Dank; 3) nach einem gezognen oder gedehnten Stimmlauter: ſpuken als Geſpenſt, blöken wie ein Schaf; 4) auch überhaupt ſtatt des Lateiniſchen c, wo daſſelbe ſeine Ausſprache wie k beibehalten hat: Akt. Ck, welches eine Verdoppelung des k iſt, ſteht nur nach einem geſchärften oder geprellten, herausgeſtoßenen Selblauter: ſpucken Speichel, blocken, an den Block ſchließen. Ph ſteht nur in einigen Namen und ſolchen Worten, die aus dem Griechiſchen ſtammen, wo es bf geſprochen wurde, welcher Laut ſich in Pfui! erhalten hat. Es wird daher nicht vollſtändig erſetzt durch f, in Phaſen, Phantaſt und Symphonie. Qu ſteht immer ſtatt kw: Qual. S ſteht nur zu Anfang, s nur am Ende einer Sylbe, aber am Ende eines Wortes nur dann, wenn bei möglicher Endvermehrung nur ein einfaches ſanftes ſ hervortönen würde. ß (in Latein. Schrift ſs) ſteht am Ende eines Wortes und vor t 1) als Grenzdoppellaut, z. B. ißt von eſſen, nicht iſt von ſein; oder wenn es ein geſchärftes ſ nach einem gedehnten Selblauter vertritt, wo es dann bei Endvermehrung beibehalten wird: das Maß, die Maße, nicht die Maſſe d. i. der Stoff. 2) In Zeitwörtern endigt ſich die dritte Perſon des beſtimmten Präſens auf ßt, es mag im Infinitiv ß oder ſſ ſtehen: genießt, praßt von genießen, praſſen. V ſteht nur vor einem Selblauter, ausgenommen vor u, und ſelten am Ende: ſo ſchreibt man ſelbſt Fließ, Flaus, wie Fell, von vellus. Y iſt griechiſchen Worten eigenthümlich; z. B. Sylbe, wo es i lautet, urſprünglich aber wahrſcheinlich ü: daher es als Mißbrauch anzuſehen iſt, ſtatt i in urdeutſchen Wörtern y zu ſetzen. Z ſteht nur 1) zu Anfang; 2) nach einem Mitlauter: Erz, wo Hr. Wolke es mit s vertauſcht, und z. B. Gans ſtatt Ganz ſchreibt; 3) nach einem gedehnten Stimmlaute: Schnauze; 4) ſtatt des Franzöſiſchen c oder des Lateiniſchen ti, dem ein anderer Selblauter folgt: Strapaze, Juſtiz, Horaziſch. tz ſteht nur nach einem geprellten Selblauter: Blitz. — Ausführlichere Belehrung gewähren folgende Werke: G. G. Beyers Unterricht in der Orthographie für Frauenzimmer und Nichtſtudirende, 8. Leipz. 788. 6 Gr. — J. C. Adelungs vollſtändige Anweiſung zur deutſchen Orthographie, nebſt einem kleinen Wörterbuche für die Ausſprache, Orthographie, Biegung und Ableitung, 2 Thle. 8. Leipz. 788. 1 Thlr. 16 Gr. — F. A. C. Göze nützliches Wörterbuch ſolcher Wörter, die in der Ausſprache faſt gleichen Ton, aber eine verſchiedene Bedeutung haben, und oft verwechſelt werden. Zur richtigern Belehrung in der Rechtſchreibung. Leipz. 8. 794. 12 Gr. — Die Kunſt zu leſen und recht ſchreiben zu lernen v. F. Olivier. Deſſau 801. — Neue Rechtſchreibung nach der Deutſchen Mundart. 8. Berlin 804. 18 Gr. — Deutſche Rechtſchreibung nach Adelungs Grundſätzen für Volksſchulen. 2te v. Aufl. 8. Dresd. 805. 12 Gr. — C. Kruſe Anweiſung zur Orthographie der deutſchen Sprache, mit Inbegriff d. aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, 3te Aufl. 8. 807. Oldenburg. 1 Thlr. — A. Link leichtfaßlicher Unterricht in der deutſchen Rechtſchreibung. 8. Linz 807. 6

Gr. — J. F. A. Krugs ausführliche Anweiſung, die hochdeutſche Sprache recht ausſprechen, leſen und recht ſchreiben zu lernen. 808, 8. — Unterricht in der deutſchen Rechtſchreibung für Lehrer und Lehrlinge niederer und mittler Schulen, nebſt einem Anhange von gleich und ähnlich-lautenden Wörtern, von G. Zimmer. Fulda 1812, 8. 138 S. 7 Gr. — Dem Fleiße und der Genauigkeit dieſes Vfs. muß man volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. — G. M. Roth Anweiſung zur Orthographie, 802, ſodann bedeutend erweitert in deſſen Anfangsgründen der deutſchen Sprachlehre und Orthographie. Zweite, vollſtändigere und verbeſſerte Aufl. Gießen, 814. XXII. 378 S. in 8. (1 Thlr.) Ber.

Rechtsgelehrter (Juriſt) heißt derjenige, welcher ſich durch ein wiſſenſchaftliches Studium die Rechtsgelahrtheit zu eigen gemacht hat. Übt dieſer ſeine Rechtskunde durch thätige Wirkſamkeit in dem bürgerlichen Leben zum Beſten Andrer aus, ſo nennt man ihn einen praktiſchen Rechtsgelehrten. Wer nur eine hiſtoriſche Kenntniß von den Geſetzen hat, wird Legulejus oder Geſetzverſtändiger, wer ſeine Rechtskenntniß blos durch Erfahrung erworben, ein Rechtsempiriker, und wer in ſeiner rechtspraktiſchen Thätigkeit nicht als ein ehrlicher Mann verfährt, ſondern die Geſetze zur Erreichung unerlaubter Zwecke verdreht und chikanirt, ein Rabuliſt genannt, welcher übrigens ſowohl ein wahrer Rechtsgelehrter als ein bloßer Empiriker oder Legulejus ſein kann. Deutſchland hat große Forſcher in einzelnen Theilen der Rechtswiſſenſchaft, allein deſto ärmlicher ſieht es darin mit den in jedem Fache des Rechts wirken ſollenden Praktikern aus. Denn die Maſſe des Poſitiven und Hiſtoriſchen iſt bei den in Deutſchland geltenden Rechten zu ungeheuer. Nur eminente Köpfe vermögen dieſe Maſſen in ihrem weiten Umfange ſo zu verarbeiten, daß ſie ſolche im Leben mit Geiſt zur Anwendung bringen, die gewöhnlichen hingegen halten ſie blos nothdürftig mit dem Gedächtniſſe feſt, und ſtolpern ſo bei der Anwendung. Am klärſten zeigt ſich dies, wenn man die Anwalte in England, wo man durch römiſche Alterthümer und Varianten wenig geängſtigt wird, mit dem deutſchen Rechtsgelehrten vergleicht. Dort iſt alles Leben und friſche Eigenthümlichkeit, hier ſchleicht alles matt und pedantiſch einher. (S. Daniel Nettelbladts Abhandlung von dem Urſprunge der Rechtsgelehrten, im zweiten St. der halliſchen Beiträge zur juriſtiſchen Gelehrtenhiſtorie, und Carl Aug. Dan. Unterholzners allgemeine Einleit. in das juriſtiſche Studium, München 1811.) En.

Rechtsmittel, remedium juris, ſ. Prozeß.

Rechtsphiloſophie, ſ. Naturrecht.

Rechtspflichten, Rechtsverbindlichkeiten, ſind diejenigen Pflichten gegen andre Menſchen, welche uns das Rechtsgeſetz auflegt. Dieſes aber iſt ein Geſetz der Vernunft für das Verhältniß freier Weſen zu einander in Hinſicht ihrer äußern Handlungen. Es verbietet jedem vernünftig ſinnlichen Weſen einen unbeſchränkten, die Freiheit Andrer ſtörenden Gebrauch von ſeiner Freiheit zu machen, und legt eben dadurch jedem eine Pflicht auf, welcher Pflicht auf der Seite des Andern, auf welchen unſre Handlungen Einfluß haben, die Foderung gegenüber ſteht, als ein freies, ſelbſtſtändiges Weſen anerkannt zu werden, und die Befugniß, ſeine Kräfte zur Verfolgung ſeiner ſelbſtgewählten Zwecke zu gebrauchen, ſo weit dadurch die Freiheit Andrer nicht aufgehoben wird (ein Recht im weitern Sinne): ſo daß dieſes Geſetz jeder gleichſam den Andern giebt. Da dieſe Foderung all-

gemein iſt, wie die Freiheit die zur Erreichung der ſittlichen Beſtimmung des Menſchen nothwendige Bedingung iſt, und da ſie auf ein äußeres Rechtsverhältniß geht, welches durch gemeinſchaftliche Kraft unter Menſchen errichtet werden ſoll; ſo kann die Erfüllung der Rechtspflicht auch durch äußern Zwang bewirkt werden, und nur durch einen gemeinſchaftlich und geſetzlich bewirkten Zwang wird eine äußere Rechtsgeſellſchaft möglich. Daher werden die Rechtspflichten auch Zwangspflichten, und in ſo fern dieſelben nicht blos durch eine innere Geſetzgebung oder das Gewiſſen, ſondern auch durch die Foderung der vernünftigen Menſchengemeinſchaft, oder durch eine äußere Geſetzgebung auferlegt werden, äußere Pflichten genannt; dahingegen die Tugendpflichten, weil ſie blos von der innern Geſinnung abhängen, und dem Gewiſſen eines jeden überlaſſen ſind, mithin auch äußern Zwang ausſchließen, innre oder Gewiſſenspflichten genannt werden. Man hat die erſtern auch häufig vollkommne genannt, weil ihre Erfüllung unter jedem Verhältniſſe und ohne Einſchränkung von jedem freien Weſen mit Zwang gefodert werden kann. Alle Rechtsverbindlichkeiten ſind urſprünglich negativ, d. h. ſie gebieten nicht beſtimmte Handlungen, ſondern die Beſchränkung unſrer Kraft beim Handeln in Rückſicht auf andre, ebenfalls freie, und ihre menſchlichen Zwecke durch Handeln verfolgende Weſen; mit andern Worten, ſie verbieten, die vernünftige Zweckthätigkeit Andrer willkürlich zu ſtören, ſo z. B. die Pflicht, ſich an des Andern Leib und Leben nicht zu vergreifen. Poſitive Rechtspflichten entſpringen erſt da, wo durch wechſelſeitige Übereinkunft oder durch Beſtimmung des bürgerlichen Geſetzes im Staate Rechte, die vorher nicht vorhanden waren, feſtgeſetzt werden. Da Rechte und Pflichten ſich immer gegenſeitig beſtimmen, ſo gehört die Lehre von den Rechtspflichten vorzüglich, aber nicht einzig, in die philoſophiſche Rechtslehre; in ſo fern nämlich rechtliche Handlungen auch innerlich geboten ſind, und eine Sanction des Gewiſſens erhalten, in ſo fern gehören die Rechtspflichten auch in die Moral. (S. Naturrecht.) T.

Rechtswiſſenſchaft, Jurisprudenz, begreift die Kenntniß der in einem Staate gültigen Rechte. Unter allen poſitiven Rechten in Europa iſt, nächſt dem engliſchen, das in den Staaten Deutſchlands gültige das weitläuftigſte, verwickeltſte und aus den verſchiedenſten Quellen zuſammengeſetzte. Da nun derjenige, der das in Deutſchland geltende Recht in einem allgemeinen Abriß überſieht, leicht die Rechte andrer Völker darnach verzeichnen kann, ſo mag hier eine Überſicht deſſelben ſtatt aller übrigen ſtehen. Die Rechtswiſſenſchaft in Deutſchland umfaßt, nach Maßgabe ihrer Erkenntnißquelle, der Lehrart, des Materials und des hiſtoriſchen Urſprungs, nicht nur: a) dasjenige Recht, welches blos durch die philoſophirende Vernunft erkannt wird (Naturrecht), ſondern auch b) dasjenige Recht, welches durch die Geſetzgebungen der deutſchen Staaten und der Corporationen in ihnen aufgeſtellt worden (poſitives deutſches Recht). Aus beiden Quellen gehen folgende theoretiſche Rechtswiſſenſchaften hervor: A. das Recht der Privaten unter ſich (Privatrecht, Civilrecht im weitern Sinne). I. Recht der Privaten in Beziehung auf ihre rechtlichen Verhältniſſe überhaupt und ohne Berückſichtigung der beſondern eine eigne Unterſuchung erfodernden Rechtsbeſtimmungen, und zwar entweder nach den Grundſätzen des in Deutſchland aufgenommnen römiſchen Rechts, wie es vom Kaiſer Juſtinian aufgeſtellt worden (Juſtinianiſch römiſches Recht, Civilrecht im engern Sinn), oder nach den urſprünglich deutſchen Rechtsgewohn-

heiten, Reichsgeſetzen und dem deutſchen Herkommen (deutſches Privatrecht), oder nach der Geſetzgebung der einzelnen deutſchen Staaten (preußiſches, ſächſiſches, baieriſches Privatrecht); II. das Recht der Privaten in Beziehung auf mehrere zu beſondern Rechtsbeſtimmungen Anlaß gebende Verhältniſſe, namentlich 1. auf das Lehnsverhältniß (Lehnrecht, jus feudale) und zwar a. nach den noch übrigen longobardiſchen Lehnrechtsgebräuchen (longobardiſches Lehnrecht); b. nach den urſprünglich deutſchen Lehnrechtsgewohnheiten (gemeines deutſches Lehnrecht); c. nach der einheimiſchen Geſetzgebung einzelner deutſchen Staaten in Lehnſachen; 2. auf das Religions- und Kirchenverhältniß (Kirchenrecht, jus canonicum), und zwar a. nach den Grundſatzen des Corporis juris canonici (jus canonicum im engern Sinne); b. nach den Grundſätzen der deutſchen katholiſchen Kirche und den darauf ſich beziehenden Reichs- und Landesgeſetzen, Concordaten u. ſ. w. (katholiſches Kirchenrecht); c. nach den Grundſätzen der Proteſtanten und den desfallſigen Landesgeſetzen (proteſtantiſches Kirchenrecht); 3. auf mehrere, wegen ihrer Wichtigkeit für den Staat und die eigenthümliche Beſchaffenheit ihres Objects, den Gegenſtand beſonderer Geſetzgebungen ausmachende Rechtsverhältniſſe der Staatsbürger. Die wichtigſten hieher gehörigen Doctrinen ſind: das Polizeirecht, Finanz- und Cameralrecht, Kriegs- und Soldatenrecht, Handlungs-, See- und Wechſelrecht, Privatrecht der Fürſten, Adels-, Bürger-, Handwerks- und Bauernrecht, Judenrecht, Jagd- und Forſtrecht, das Bergrecht; 4. auf die vom Staate angedrohte gänzliche oder partielle Beraubung der ſtaatsbürgerlichen Rechte, als Strafe ſolcher Handlungen, welche durch ein Strafgeſetz verboten ſind (Verbrechen), und auf das vom Staate vorgeſchriebne Verfahren, wie das Verbrechen und der Verbrecher erforſcht und letzterer beſtraft werden ſolle (Criminal- oder peinliches Recht), und zwar a. nach den in ganz Deutſchland angenommenen, beſonders durch die Carolina, beſtimmten Grundſätzen (gemeines Criminalrecht); b. nach den Geſetzgebungen der einzelnen deutſchen Staaten; 5. auf die vom Staat vorgeſchriebne Form, wie die Staatsbürger die unter ihnen wegen ſtreitiger Rechte entſtandenen Händel vor Gericht führen und die nöthige Entſcheidung veranlaſſen ſollen (Prozeßrecht, auch ſchlechthin Prozeß). B. Rechte des Staates in Beziehung auf ſeine Verfaſſung und Verwaltung als Staat betrachtet (Staatsrecht, jus publicum), und zwar 1. für ganz Deutſchland nach ſeiner 1806 aufgelöſ'ten Verfaſſung (deutſches Staatsrecht, jus publicum germanicum); 2. nach den ſeit Errichtung des deutſchen Bundes eingetretnen Grundſätzen (Staatsrecht der deutſchen Bundesſtaaten); 3. für die einzelnen deutſchen Staaten. C. Rechte der Völker gegen andre Völker, ſofern deßhalb durch Verträge und Herkommen poſitive Beſtimmungen vorhanden ſind (europäiſches Völkerrecht, von welchem das Geſandtſchaftsrecht, das Seerecht, das Ceremonialrecht u. ſ. w. einzelne Theile ſind). Betrachtet man das Recht aus dem Geſichtspunct der Geſchicklichkeit und Fertigkeit in der Anwendung, wobei, nach der Natur der Sache, viel Sätze und Regeln aus andern Wiſſenſchaften zu entlehnen ſind; ſo entſtehen dadurch die praktiſchen Rechtswiſſenſchaften. Dieſe enthalten A. die Anleitung zur Ausarbeitung von Acten oder — bei Staatsgeſchäften — die Anleitung zur Staats- und Kanzlei-Praxis, und — bei juriſtiſchen Privatgeſchäften — zur gerichtlichen ſowohl als zur außergerichtlichen Praxis (letztere gewöhnlich Notariatskunſt genannt); B. die Anleitung zur gehörigen Behandlung der ſchon ausgearbeiteten Acten. Dahin gehören: die Referir- und Decretirkunſt, und die Archiv- und Regiſtra-

turwiſſenſchaft. Die Hülfskenntniſſe der Rechtswiſſenſchaft zerfallen in mittelbare und unmittelbare. Zu erſtern gehören Sprachen, Geſchichte, Geographie, Statiſtik, Alterthümer, Philoſophie, beſonders Logik, Politik, Moral und Staatswiſſenſchaft, Mathematik und gerichtliche Arzneikunde; zu letztern die juriſtiſche Encyklopädie oder Methodologie, die Rechtsgeſchichte, die Literargeſchichte der Rechtskunde und die juriſtiſche Auslegungskunſt.

Rechtswohlthaten (beneficia juris), ſind gewiſſe Rechtsbehelfe, die jemand zu ſeinem Vortheil anwenden oder in Anſpruch nehmen kann. Dahin gehören das beneficium oder jus deliberandi, die Rechtswohlthat der Bedenkzeit, vermöge deren ein Erbe eine Zeit lang den Beſtand der Erbſchaft unterſuchen und überlegen kann, ob er ſie antreten will oder nicht; dieſe Zeit beträgt, wenn eine Erklärung deßfalls verlangt wird, ein Jahr, wenn aber keine verlangt wird, dreißig Jahre; das beneficium inventarii oder die Rechtswohlthat des Nachlaßverzeichniſſes, welche den Erben berechtigt, über die ihm zugefallne Verlaſſenſchaft ein gerichtliches Verzeichniß verfertigen zu laſſen, und, wenn er die Erbſchaft nach demſelben angetreten hat, nicht mehr Schulden bezahlen zu dürfen, als ſo weit die Erbmaſſe hinreicht; das beneficium legis Falcidiae, das Recht eines Teſtaments- oder Inteſtaterben, in gewiſſen Fällen und unter gewiſſen Bedingungen, von jedem Vermächtniß, Singular-Fideicommiß, und von der Schenkung einzelner Sachen oder des ganzen Vermögens auf den Todesfall ſo viel abzuziehen, daß ihm der vierte Theil der Verlaſſenſchaft (Quarta Falcidia) übrig bleibt; das beneficium restitutionis in integrum (ſ. d. Art. Restitutio etc.); das beneficium cedendarum actionum, das Recht des Bürgen, von dem Gläubiger zu fodern, daß er ihm erſt ſeine ſämmtlichen Rechte gegen den Schuldner abtrete, bevor er denſelben bezahlt; das beneficium divisionis, das Recht eines ſolidariſchen Bürgen, der für die ganze verbürgte Schuld in Anſpruch genommen wird, zu verlangen, daß ſeine Mitbürger für ihre Rata herbeigezogen werden; das beneficium ejurationis, die einem Schuldner, dem ſeine Gläubiger die Abtretung ſeiner Habe nicht verſtatten wollen, zuſtehende Rechtswohlthat, eidlich zu verſichern, daß er nichts von ſeinem Vermögen bei Seite geſchafft habe oder daß er überhaupt nichts beſitze; das beneficium excussionis, das dem Bürgen verliehene Recht, den gegen ihn klagenden Gläubiger zuvörderſt an den Hauptſchuldner zu verweiſen, um von dieſem die Bezahlung beizutreiben; das beneficium S. C. Trebelliani, das Recht des Fiduciarerben, bei der Reſtitution der Erbſchaft den vierten Theil zurückzubehalten, wenn ihm dieſer nicht ſchon ungekürzt von dem Erblaſſer hinterlaſſen worden iſt; das beneficium S. C. Vellejani, das Recht eines Frauenzimmers, welche Bürgſchaft geleiſtet hat, nicht nur eine beſtändige Exception, wenn ſie deßhalb belangt wird, entgegenzuſetzen, ſondern auch das als Bürgin ſchon Bezahlte mit der conditio indebiti zurückzufodern; das beneficium separationis, die Rechtswohlthat, welche die Geſetze ſolchen Concurs-Gläubigern, die bereits Gläubiger des Erblaſſers des gegenwärtigen Gemeinſchuldners waren, und durch deſſen Erwerbung der Erbſchaft auch ſeine Gläubiger geworden ſind, verliehen haben, vermöge deren ſolche Gläubiger die Abſonderung der Erbſchaft, ſammt dem nach dem Tode des Erblaſſers noch dazu Gekommnen, von dem Vermögen des Erben und Gemeinſchuldners fodern können, um daraus mit Ausſchließung der andern Gläubiger ihre Befriedigung zu erhalten; das beneficium competentiae (ſ. **Competenz-Recht**); das beneficium ces-

sionis bonorum (ſ. Cessio bonorum); das beneficium particularis solutionis, das Recht eines unglücklichen Schuldners, terminweiſe, nöthigenfalls nach des Richters Beſtimmung, zu bezahlen; das beneficium dationis in solutum, das Recht eines zur Execution gebrachten Schuldners, die beſten ſeiner Sachen zur Befriedigung des Gläubigers in Vorſchlag zu bringen; u. ſ. w.

Recidiv. Unter dieſem Worte verſtehen Ärzte die Rückkehr (Rückfall) einer Krankheit, die bereits gehoben war, oder es doch zu ſein ſchien. (S. den Art. Geneſung.)

Recipienten, Vorlagen, werden in der Experimentalphyſik und Chemie diejenigen Werkzeuge genannt, deren man ſich bedient, um flüſſige Materien einzuſammeln oder einzuſchließen. Solche Recipienten ſind z. B. die gläſernen cylindriſchen Gefäße, die bei Unterſuchungen der Luftarten über die Löcher des Tragegeſimſes der pneumatiſch-chemiſchen Wanne angebracht, und nachdem ſie die Gasflüſſigkeit aufgenommen, mit Waſſer oder Queckſilber geſchloſſen werden. Auch die Glasglocke an einer Luftpumpe iſt ein Recipient. Ferner benennt man alſo das Gefäß, das beim Deſtilliren mit dem Helm oder Halſe der Retorte verbunden wird und beſtimmt iſt, den Stoff aufzunehmen, der durch die Deſtillation aus dem alſo behandelten Körper gewonnen wird. Die Form des Recipienten iſt nicht beſtimmt, ſondern richtet ſich nach der Verſchiedenheit der Arbeit, zu welcher er gebraucht wird. Die Chemiker bedienen ſich faſt ausſchließend, der Durchſichtigkeit wegen, gläſerner Recipienten.

Recitativ (nicht mit Recidiv zu verwechſeln), wird in der Muſik der declamirende Vortrag einer Rede genannt, bei der das ſtreng Rhythmiſche des eigentlichen Geſanges nicht beobachtet wird. Von der Declamation unterſcheidet ſich das Recitativ dadurch, daß es in einem muſikaliſchen Ton mit Begleitung und Anſchlagung der Grundtöne auf einem oder mehreren Inſtrumenten vorgetragen wird; ſo wie es dadurch, daß es keine wirkliche Melodie hat, auch die Töne nicht viel länger aushält, als eine gute Declamation erlaubt, vom eigentlichen Geſang verſchieden iſt. In Oratorien, Cantaten und Opern bedient man ſich des Recitativs ſehr häufig, von dem es übrigens zweierlei Arten giebt: das einfache und obligate. Das einfache wird nur durch den Baß, der in einzelnen Accorden auf dem Inſtrumente angegeben wird, um die Wendungen der Harmonie zu bezeichnen, begleitet; beim obligaten accompagniren mehrere Inſtrumente in mehrfachen Sätzen und länger gehaltenen Accorden. Gemeiniglich bildet letzteres in Opern den Übergang zum eigentlichen Geſang. Bei den Franzoſen wird das Recitativ in allen Tactarten gefunden, bei uns und den Italienern nur im $\frac{4}{4}$ Tact. Verbeſſerer des Recitativs ſoll Giacomo Cariſſimi geweſen ſein, der in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts als päpſtlicher Capellmeiſter zu Rom lebte. Für das obligate Recitativ hat Vinci, und ſpäter Nicolo Porpora und Rinaldo da Capua viel gethan.

Reclama iſt der Anſpruch, wodurch Dinge, die genommen worden, zurückgefodert werden, und auf die der Eigenthümer ſeine Rechte gültig macht. Bei Häuſer- und Güterverkäufen, deßgleichen bei der Schifffahrt, wo es ſich öfters begiebt, daß Schiffe von Capern weggenommen werden, wenn ſie auch mit gültigen Päſſen verſehen waren, tritt das Reclama oder die gerichtliche Zurückfoderung häufig ein.

Recognition, ſ. d. folg. Art.

Recognoſciren, in militäriſcher Rückſicht, heißt, ſich von der Stellung des Feindes, oder der Natur irgend eines Terrains durch eigne Anſchauungen unterrichten. Um das erſtere zu erreichen, wird große Beurtheilungsfähigkeit, für das letztere aber beſonders auch genaue Kenntniß der Terrainlehre erfodert. Die Recognoſcirungen werden daher gewöhnlich Generalſtabsoffizieren übertragen. — Recognoſciren oder Recognition, im juriſtiſchen Sinne, heißt das gerichtliche von einer Streitpartei geſchehene Anerkenntniß der Richtigkeit und Identität der von der Gegenpartei zur Begründung ihrer Rechtsverfolgung angeführten Inſtrumente. Da man nun juriſtiſch alle diejenigen Beweismittel, wodurch eine Befugniß oder Verpflichtung dargethan werden kann (omne id, quod causam instruit) Inſtrumente nennt, und unter dieſem Namen auch Perſonen, z. B. Zeugen und andre nicht in geſchriebenen Documenten beſtehende Beweismittel, verſteht; ſo ergiebt es ſich von ſelbſt, daß jede Perſon und jeder andre Gegenſtand, der wider jemand als Beweismittel angeführt wird, oder über deſſen Identität und Richtigkeit ein gerichtlicher Streit obwaltet, recognoſcirt werden kann. Der Recognition iſt die Diffeſſion oder eidliche Ablängnung der Identität oder Richtigkeit der von dem Gegner für ſich angeführten Inſtrumente entgegengeſetzt. Um die Diffeſſion zu vermeiden, kann ſich der Producent (welcher ſich auf die Urkunden beruft) der Recognition durch Zeugen bedienen, wodurch dargethan wird, daß ein Inſtrument in Rückſicht der Identität und Richtigkeit dasjenige ſei, wofür es der Producent ausgebe. Zwei claſſiſche Zeugen ſind hier genügend. Die Vergleichung der Handſchrift, gleichfalls eine Art von Recognition durch Zeugen, muß durch eigentlich dazu beeidigte Kunſtverſtändige geſchehen. Übrigens ergiebt es ſich von ſelbſt, daß die Vergleichung der Handſchrift (comparatio litterarum) nur bei ſchriftlichen Inſtrumenten Statt hat.

Recollecten, ſ. Franciſcaner und Ciſterzienſer.

Reconvention, Widerklage, iſt die Klage, welche der Beklagte gegen den Kläger in demſelben Actenſtücke und Prozeſſe anſtellt, in welchem die Klage gegen ihn ſelbſt verhandelt wird. Sie wirkt eine nothwendige Prorogation des Forums.

Rectificiren heißt, eine durch Deſtillation erhaltene Flüſſigkeit durch nochmaliges Deſtilliren von den ihr noch beigemiſchten feuerbeſtändigen Theilen reinigen. Da es bei Deſtillationen oft geſchieht, daß mit dem zu erhaltenden Fluidum ſich noch fremde, nicht hinein gehörende Dinge zugleich in dem Recipienten einfinden; ſo können dieſe von dem eigentlichen Stoff nur durch nochmaliges Deſtilliren entfernt werden. Die alſo zum zweitenmal behandelte Flüſſigkeit heißt eine rectificirte, wie z. B. der Branntwein rectificirt genannt wird, wenn ihm durch wiederholte Deſtillation die wäſſerigen Theile genommen worden ſind, die bei der erſten Deſtillation in die Vorlage (den Recipienten) mit übergegangen waren.

Recurs, ſ. Regreß.

Redacteur, Redaction. Bei weitläuftigen literariſchen Unternehmungen, zu deren Ausführung mehrere Schriftſteller und Gelehrte erfodert werden, ſind ein oder mehrere Redactoren nöthig, nach Verhältniß des Umfanges und der Ausbreitung des unternommenen Werks, die an der Spitze des ganzen Unternehmens ſtehen, daſſelbe nach einem beſtimmten Plane fortführen, die verſchiednen Beiträge der Mitarbeiter annehmen, durchſehen, und ſie der in der An-

lage des Werks angenommenen Ordnung gemäß einrücken. Letztere iſt entweder eine alphabetiſche oder eine nach den beſondern Wiſſenſchaften beſtimmte, oder, wie bei belletriſtiſchen Zeitſchriften, auf Geſchmack und anmuthige Zuſammenſtellung gegründet. Kenntniſſe, Geſchmack, Beleſenheit, und beſonders Unparteilichkeit und Unbefangenheit in Hinſicht der Anſichten einzelner Schulen und Syſteme ſind Haupterforderniſſe eines guten Redacteurs, der bei ſeinem Geſchäft mit möglichſter Vorſicht verfahren muß, da auf ihm die Verantwortlichkeit zurückfällt, wenn in dem von ihm beſorgten Werke Aufſätze vorkommen, die gegen Wahrheit, Sitte, Religion, Geſetze, oder andre heilige und ehrwürdige Dinge verſtoßen. Redaction iſt ſowohl das Geſchäft der Redigirung ſelbſt als der Geſammtname der Verſteher eines ſolchen literariſchen Unternehmens, ſo wie Redacteur die Benennung des Einzelnen, der es leitet.

Rede. Im allgemeinen Sinn iſt Rede der Ausdruck der Gedanken durch Worte, im engern ein auf einen beſondern Gegenſtand ſich beziehendes Werk der Beredſamkeit. Bei jener iſt Deutlichkeit deſſen, was man ſagen will, und grammatikaliſche Richtigkeit einziges Erfoderniß. Bei dieſer wird eine vollendetere Form verlangt. Schon in der äußern Form muß ſie ſich von der Rede im gewöhnlichen Leben (dem Converſationston), durch mehr gerundeten Periodenbau, ſorgfältigere Wahl der Metaphern und Bilder, Reinheit, Numerus, und Wohlklang unterſcheiden; in Hinſicht der innern Form aber alles vermeiden, was nicht weſentlich zum Zweck der beſprochenen Sache gehört. Die Regeln einer guten Rede überhaupt vollſtändig anzugeben, dürfte unmöglich und vergeblich ſein, da der, welcher ſie zu halten hat, allein wiſſen muß, wie er ſie einzurichten habe, um den vorgeſetzten Zweck zu erreichen, und den Gegenſtand, den er beſpricht und die Zuhörer, zu denen er redet, in Erwägung ziehen muß. Folgendes läßt ſich im Allgemeinen darüber andeuten: Zu große Anhäufung der Bilder, ſo wie die Wahl zu geſuchter, wird ſtets ein guter Redner vermeiden; denn obgleich ſolche Sprach= und Gedankenwendungen, mit Geſchmack und Einſicht angebracht, eine Rede verſchönern, ſo iſt ihr zu häufiger Gebrauch doch nicht allein ermüdend, ſondern öfters auch völlig zweckwidrig. Ein gleiches findet Statt, wenn die Bilder zu ſchwülſtig, unpaſſend und unverſtändlich ſind, oder gar ins Gemeine fallen. Ein zu langer Periodenbau wird durch zu häufig eingeſchobene Sätze unverſtändlich, und daher von guten Rednern eben ſo vermieden, als ein beſtändiges Streben nach lakoniſcher Kürze, die den Gegenſtand mehr andeutet als entwickelt. (Es iſt begreiflich, daß der Redner noch mehr gehalten iſt, auf leichtfaßliche Deutlichkeit zu ſehen, als der Schriftſteller; des erſtern Worte verhallen, die des letztern aber ſtehen feſt, und können wieder überleſen werden.) Stärke und Wärme des Gefühls ſind dem Redner eben ſo unerlaßlich, als völliges Durchdringen des von ihm beſprochenen Gegenſtandes; und Menſchenkenntniß wird ihn in den Stand ſetzen, ſeinen Vortrag ſo einzurichten, daß er damit ſeinem Zwecke gemäß entweder den Verſtand ſeiner Hörer überzeugt oder ihr Gemüth ergreift. Daß außerdem ein Redner auch die Sprache, in welcher er ſpricht, mit allen ihren Feinheiten und Wendungen völlig in ſeiner Gewalt haben müſſe, bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß aber der äußere Vorzug eines guten Organs nicht wenig zur Wirkung einer Rede dazu beiträgt, wird jeder wiſſen, der Gelegenheit hatte, trefflich ausgearbeitete Reden durch ein ungünſtiges Organ vortragen

zu hören. Die Griechen und Römer ſtellen uns faſt unerreichte Muſter öffentlicher Beredſamkeit auf. Heut zu Tage, wo die öffentliche Beredſamkeit faſt blos auf Kanzelvorträge eingeſchränkt iſt, und außer England ein Staatsmann ſelten Vorträge an große Volksverſammlungen zu machen hat, iſt die Kunſt, durch das lebendige Wort die Menge zu irgend einem Entſchluß zu ſtimmen und zu begeiſtern, nicht mehr ſo weſentlich erfoderlich für den, der an der Spitze eines Staates oder einer Verwaltung ſteht, als ſie es bei den alten republikaniſchen Verfaſſungen war; doch ſind auch in den neueſten Zeiten, beſonders in England und Frankreich, Männer aufgetreten, deren eindringende Beredſamkeit ſich nicht unwürdig an die großen Muſter der griechiſchen und römiſchen Vorzeit anſchließt. Als *Kanzelredner* haben ſich berühmt gemacht: Bourdaloue, Maſſillon, Tillotſon, Sterne, Sack, Cramer, Jeruſalem, Zollikofer, Reinhard u. A. m. Unter den Rednern des Alterthums glänzen die Namen Demoſthenes, Iſokrates, Lyſias, Cicero und der jüngere Plinius.

Redekunſt iſt die Kunſt, dem ungebundenen (proſaiſchen) Vortrage der Gedanken für den Zweck der Überzeugung (oder Belehrung), Unterhaltung, Rührung, oder der Lenkung des Willens die angemeſſene Form oder Einkleidung zu geben. Der Stoff und die Form der Rede im weiteſten Sinn ſtehen in dreifacher Beziehung zum Erkenntniß-, Gefühls- und Begehrungsvermögen. Ihre Abſicht iſt mehr oder weniger auf Wahres, Schönes und Gutes gerichtet. Die Rede iſt daher entweder didaktiſch (belehrend), oder äſthetiſch (unterhaltend) oder praktiſch und pathetiſch (auf Angelegenheiten des Willens gerichtet), in wie fern ſie in vorzüglichem Grade auf den Verſtand, den Geſchmack oder den Willen berechnet iſt. Alle dieſe Zwecke können ſich ſehr oft in derſelben Rede vereinigen; jede der erwähnten vorherrſchenden Beziehungen aber wird ihr meiſtens einen eignen Charakter geben. Man unterſchied ehemals drei Gattungen der Reden: 1. die *demonſtrative* (welche ſich mit Lob und Tadel beſchäftigte und das Urtheil beſtimmte); 2. die *deliberative* (welche auf den Willen und die Neigungen durch Zurathen oder Abrathen wirkte), und 3. die *gerichtliche* (welche anklagend oder vertheidigend zu Werke ging). Nach der bei den Griechen angenommenen Unterſcheidung des Stoffs der redneriſchen Erfindung in *Lehren*, *Sitten* und *Leidenſchaften* (λογους, ἠθη und παθη) würden die Reden vorzüglich auf Belehrung, Wohlgefallen, oder Rührung ausgehen, und es ließe ſich dieſe Eintheilung mit der obigen in Verbindung bringen. In demſelben Sinne nahmen die Römer das genus dicendi tenue, mediocre und sublime. Übrigens ſind die Werke der Redekunſt entweder auf eine durch Geberdenſprache belebte und an anweſende Perſonen gerichtete Declamation, oder nur zum ſtillen eignen Leſen, oder auch zum einfachen Vorleſen oder Recitiren beſtimmt. Zu denen der erſteren Art gehören die *eigentlichen Reden*, orationes, welche eine dem durch Geberden erhöhten Vortrage angemeſſene innere Einrichtung erfodern. (S. d. vorig Art.) Zu den übrigen gehören Briefe, Abhandlungen, Aufſätze. Eine andre Eintheilung der Werke der Redekunſt iſt von ihrem Gebiet und Zweck hergenommen. Man unterſcheidet nämlich auch 1. akademiſche, 2. religiöſe (Kanzelreden), und 3. politiſche Reden. Letztere allein geben zur Ausbildung der Beredſamkeit im Großen Veranlaſſung. Die Theorie der Redekunſt, welche *Rhetorik* heißt, trägt die Regeln des proſaiſchen Styls nach den verſchiednen Zwecken der Gedankenmittheilung vor. Sie betreffen die Abfaſſung der ei-

gentlichen Reden, der hiſtoriſchen Werke, der Abhandlungen und Lehrbücher, der Geſpräche und der Briefe. Die Rhetorik handelt alſo von den Bedingungen jedes zweckmäßigen proſaiſchen Vortrags, folglich von der Sprachrichtigkeit, vom Periodenbau, von den Redefiguren u. ſ. f., kurz von allem, was zur Klarheit, Deutlichkeit Schönheit und Kraft des Ausdrucks gehört. Die Rhetorik unterſcheidet zwiſchen Beredſamkeit und Wohlredenheit. Jene bezieht ſich auf den Reichthum, das Intereſſe und die Bereitſchaft der Materien. Dieſe geht auf die ſchöne, richtige, angemeſſene Form des Vortrags. Man unterſchied bei den Alten Rhetorik von der Dialektik, in wie fern dieſe mehr auf die ſubtile Kunſt zu disputiren, und ſelbſt einen Schein von Wahrheit zu erkünſteln, ohne Rückſicht auf Vergnügen und Rührung, Bezug hatte, während die Rhetorik den gemeinfaßlichen Vortrag intereſſanter Gedanken in einer ſchönen und eindringenden Form zum Gegenſtande hat. Die Haupttheile der Rhetorik betreffen die Erfindung, die Ausführung und die Darſtellung. Dieſe letztere erfodert die Anordnung (Dispoſition). Dieſe begreift: 1. den Eingang (exordium), 2. die Erzählung (wo ſie nöthig iſt), 3. die Propoſition (Aufſtellung des Hauptſatzes) und Eintheilung, 4. den Beweis oder die Widerlegung, und 5. die Schlußrede (epilogus). Die Ausführung (elocutio) erfodert Eleganz, d. h. Reinheit, Deutlichkeit und Anmuth. Die letzte Wirkung aber hängt bei den eigentlichen Reden von dem mündlichen Vortrage (Ausſprache und Declamation) und zum Theil von der Geſticulation oder Geberdenkunſt ab. Ariſtoteles, Cicero und Quinctilian haben die Regeln der Rhetorik mit Scharfſinn entwickelt, und mehrere Neuere, z. B. Maaß, Schott u. A., haben dieſe Theorie noch mehr ausgebildet, und beſonders auf die geiſtliche Beredſamkeit angewandt. — Es iſt noch zu bemerken, in wie fern die Redekunſt zu den ſchönen Künſten gehört. Der Redner, deſſen letzter Zweck Gedankenausdruck iſt, belebt denſelben durch äſthetiſche Ideen der Einbildungskraft. Um ſeinen Gedanken Klarheit, Anmuth und Nachdruck zu geben, und ſeine Zwecke der Belehrung, Unterhaltung und Rührung beſſer zu erreichen, bedient er ſich treffender Bilder, anziehender Schilderungen, und ſucht durch die Wahl der Worte, durch die Bildung der Redeſätze und ähnliche Mittel den Eindruck zu verſtärken. Die Schönheit der Redekunſt beruht nur auf dem, was ſie mit der Dichtkunſt gemeinſchaftlich hat; ſie iſt aber keine reine äſthetiſche Kunſt, wie dieſe, ſondern ſteht in dem Verhältniſſe der Baukunſt zu den bildenden Künſten. Denn blos eine durch ſich ſelbſt gefallende Darſtellung iſt eben ſo wenig der Zweck der Redekunſt als der Baukunſt. Die Schönheit iſt hier immer der Nützlichkeit oder äußern Zweckmäßigkeit untergeordnet. So wie aber die Redekunſt ſich oft der Dichtkunſt als Mittels zu ihrem Zweck bedient, ſo dient ſie wieder der Schauſpielkunſt in dem dramatiſchen Dialog. Kant ſetzt die Dichtkunſt, welche eine bloße Unterhaltung durch ein Spiel mit Ideen der Einbildungskraft verſpricht, und doch unvermerkt ſo viel zur Bildung des Gemüths beiträgt, weit über die Redekunſt, welche mit höhern Anſprüchen auftritt, als ſie oft befriedigen kann, und vorzüglich als Überredungskunſt bei allem äſthetiſchen Werthe doch moraliſch zu verwerfen iſt. Dieſe nennt er auch Rednerkunſt, welche durch den ſchönen Schein hintergeht, und auf die Schwächen der Menſchen berechnet iſt. Sie mag in der Politik oder in der Religion angewandt werden, ſie bleibt gleich verwerflich. Zur Redekunſt als ſchöner Kunſt wird übrigens Beredſamkeit und Wohlredenheit (Eloquenz und Styl) erfodert. Die zweckmäßige Ausübung

dieſer Kunſt ſetzt voraus: 1. klare Einſicht in die Materien, reiches Gedächtniß und Scharfſinn; 2. fruchtbare Einbildungskraft, den Gedankenausdruck auch durch Beiſpiele zu beleben, 3. Gewandtheit in der Sprache, Kenntniß ihres Reichthums, der Regeln ihrer Verſtändlichkeit, ihres Wohllauts, wie auch des Anſtändigen und Schicklichen im Ausdruck. — Was übrigens die wahre, edle Beredſamkeit für eine große, bewundernswürdige Kunſt ſei, wenn ſie jetzt mit ſanfter Klarheit Licht verbreitet, jetzt die Thräne des Mitleids ins Auge lockt, jetzt die Bruſt zur Freude hebt, und jedem Affect den treffenden Ausdruck giebt, das zu ſchildern, erfodert ſelbſt einen hohen Grad dieſer Kunſt, und der große Meiſter derſelben, Cicero, liefert vielleicht am vollſtändigſten die Züge zu dieſer Schilderung. Unter den Deutſchen wird J. J. Engel, als ein Eingeweihter dieſer Kunſt, nie aufhören, Geiſt und Herz jedes Gebildeten oder Bildung Suchenden an ſich zu ziehen. Ms.

Redende Künſte nennt man gewöhnlich diejenigen, welche ſich der Rede, d. h. zum Gedankenausdruck geordneter und verbundener Worte, bedienen, Schönes und Erhabenes darzuſtellen. Sie wenden ſich mittelſt der Sprache zunächſt an den Verſtand, theilen Gedanken, in den Gedanken aber zugleich Anſchauungen und Empfindungen mit, unterſcheiden ſich aber zunächſt durch ihre Darſtellungsmittel, die willkürlichen Zeichen, die Worte, von den andern Künſten. In wie fern nun die Gedankenmittheilung nach den Regeln des Geſchmacks geſchieht, und durch äſthetiſche Ideen, d. i. durch Vorſtellungen der Einbildungskraft belebt wird, erhebt ſie ſich in das Gebiet der Kunſt. Die beiden Künſte, welche man mit dem Namen der redenden bezeichnet, ſind die Dichtkunſt und die Beredſamkeit (oder redende Kunſt im engern Sinne). Die letztere iſt immer durch Begriffe von äußern Zwecken beſchränkt, und alles Schöne kann ihr nur als Zierde, Mittel oder Nebenzweck dienen. Auch läßt ſie ſich eher nach Regeln und Beiſpielen und durch Übung erlernen, als die wahre Poeſie, welche immer einen gewiſſen Grad des ſchöpferiſchen Geiſtes vorausſetzt. Denn dieſe zeigt ſich eben dann am größten, wenn ſie den fruchtbarſten und erhabenſten Gedankenſtoff als ein bloßes Spiel der ergötzenden Unterhaltung zu behandeln ſcheint, und dem ſcheinbar geringſten mittelſt der Einbildungskraft eine tiefere Bedeutung zu geben weiß. Siehe den vorigen Art., ſo wie die Art. Poeſie und Kunſt. Ms.

Redetheile (partes orationis). Die Beſtandtheile der Sprache ſind Worte. Da nun die Sprache ein Syſtem von articulirten Lauten iſt, durch welche der Menſch als denkendes Weſen ſeine Vorſtellungen bezeichnet, ſo ſind die Denkformen auch Bedingung der Sprachformen, und es kann nicht mehr Sprachformen geben, als nothwendig ſind, um die Denkformen in der Sprache erſchöpfend auszudrücken. Dieſe nothwendigen Sprachformen nennt man Redetheile, und ſie ſind daher Gattungen von Wörtern, welche den Gattungen und Grundverhältniſſen unſrer Vorſtellungen entſprechen. Nun drückt ſich die Denkform am einfachſten in der Handlung des Urtheilens aus, deſſen Hauptbeſtandtheile Subjectbegriff, ein Prädicatbegriff und die Copula iſt. Zur Bezeichnung des Subjectbegriffs gehört das Subſtantivum, wodurch das als ſelbſtſtändig Gedachte bezeichnet wird, mittelbar das ſeine Stelle vertretende Pronomen, das Zahlwort, durch welches die Größe oder der Umfang des Subjects, und die Präpoſition, d. i. diejenige Form, durch welche das Verhältniß des ſubſtantiv gedachten angezeigt wird. Das

Prädicat wird bezeichnet unmittelbar durch das Adjectiv, Eigenſchaftswort, die Copula oder die Verbindung der Begriffe durch das einfache Zeitwort (verbum substantivum ſein), oder beide ſind in dem Zeitworte (verbum adjectivum) enthalten. Ebenfalls gehört zur Bezeichnung des Prädicats das von dem Zeitworte ſtammende Participium (ſ. d. Art.), durch welches eine Eigenſchaft (Prädicat) mit der Beſtimmung des Thuns oder Leidens, mithin der Zeit geſetzt wird; ferner das Adverbium (Beſchaffenheitswort, Umſtandswort), durch welches die in dem Adjectivo oder Verbo ausgedrückte Eigenſchaft noch näher beſtimmt wird. Man kann auch Subſtantiv, Adjectiv (beide unter der Benennung Nomen zuſammengefaßt) und Verbum als Grundbeſtandtheile der Rede, urſprüngliche Redetheile, die übrigen aber als abgeleitete oder ſecundäre betrachten, und ſie zuſammengenommen Beſtimmungswörter nennen, in ſo fern durch ſie die urſprünglichen Redetheile und Sätze ihrer Bedeutung nach begrenzt werden. Zur Verbindung der Urtheile in größere Sätze dienen die Conjunctionen (Verbindungsworte). Dieſes ſind nun die angenommenen nothwendigen Redetheile der Sprache. Sonſt rechnete man zu ihnen auch die Interjection und den Artikel; da aber letzterer nicht in allen Sprachen vorkommt, mithin keine allgemein nothwendige Form der Sprache iſt (ſ. Artikel), die Interjection aber, als unmittelbarer Laut der Empfindung auf die Denkformen und den Ausdruck der Vorſtellungen durch die Rede keine Beziehungen hat; ſo hat man beide aus der Zahl der Redetheile ausgeſtrichen. Übrigens iſt man über die Ableitung der Redetheile aus den Denkformen nicht durchaus einſtimmiger Meinung. Die Theorie derſelben macht einen Theil der allgemeinen Sprachlehre aus, und iſt in neuerer Zeit vorzüglich von Bernhardi, Vater, Reinbeck, Rothbauer und A. verſchieden bearbeitet worden. Erſterer z. B. theilt die attributiven Redeformen, d. i. die, welche zur Bezeichnung des Prädicats gehören, in Adverbium und Verbum, und nennt erſteres Merkmahl der Subſtanz im Raume, letzteres Merkmahl der Subſtanz in der Zeit. Die Anwendung der Redetheile endlich iſt in den verſchiedenen vorhandenen Sprachen verſchieden, obwohl ſie niemals den Denkformen durchaus widerſprechen kann. Dieſe verſchiedne Anwendung und Bezeichnung der Redetheile aber hängt von der verſchiedenartigen Bildung der Nationen und von der menſchlichen Freiheit ab, die ſich in Anwendung aller Formen kund thut. Sie iſt daher nur aus den empiriſchen und ſpeciellen Sprachlehren zu erlernen. T.

Redoute heißt eine geſchloſſene Schanze, ſobald ſie blos ausſpringende Winkel und keine Seitenvertheidigung hat. Meiſt baut man ſie viereckig, doch giebt es auch oft fünf= bis achteckige. Der Fehler der Redouten iſt, daß, da ihnen Seitenvertheidigung mangelt, vor jedem ausſpringenden Winkel ein Raum übrig bleibt, wo die Kugeln der Beſatzung, die man im Allgemeinen gerade aus (nicht mit rechts oder links angeſchlagen) feuernd annehmen muß, nicht hintreffen (der unbeſtrichene Winkel) und daß der ganze Graben ebenfalls dem Feuer nicht ausgeſetzt iſt (todter Winkel); der Vortheil dagegen, daß ſie eine ſelbſtſtändige Vertheidigung nach allen Seiten gewähren. Um die Beſatzung für eine Redoute oder die Größe der Redoute für eine gegebene Beſatzung zu beſtimmen, rechnet man auf jede Rotte (1 oder 2 Mann hoch) einen Schritt der Länge der Bruſtwehr, und giebt etwa ein Viertel der auf dieſe Art beſtimmten Beſatzung zur Re=

ſerve. Man braucht die Redouten, um ſich wichtiger Puncte auf Schlachtfeldern, in einer ſchwach beſetzten Gegend, vor einer Feſtung, auf die man einen Angriff befürchtet, zu verſichern, einem ſehr ausgeſetzten Poſten einen Zufluchtsort zu geben, zu verſchanzten Lagern u. d. gl. P.

Redoute, im geſellſchaftlichen Leben, ein Maskenball, gewöhnlich mit Spiel und andern Vergnügungen verbunden. In der Regel werden Redouten nur in der Faſtnachtszeit, beſonders an den Orten, wo das Carneval gefeiert wird, gehalten. In Venedig heißt Redoute (ridotto) auch der öffentliche Ort, an welchem während des Carnevals Hazardſpiele, beſonders Pharao, öffentlich geſpielt werden. Sonſt durfte hier nur ein venetianiſcher Nobile Bank machen, dem als Banquier mehrere ſonſt ungewöhnliche Freiheiten (z. B. einen Spieler abzuweiſen) geſtattet waren. An jeder Seite neben ihm ſtand eine maskirte Dame, um ihn auf ſeinen Nachtheil aufmerkſam zu machen. Auch durften die Spieler, ausgenommen die Nobili, nur maskirt zu dieſem Spiele eintreten.

Reduction, wörtlich Zurückführung, iſt in der Chemie derjenige chemiſche Prozeß, wo einem verbrannten Körper derjenige Beſtandtheil wieder entzogen wird, mit welchem er ſich während des Verbrennens zu einem Producte beſonderer Eigenſchaft vereinigt hatte. Nun iſt verbrennen (ſ. d. Art.) jede Vereinigung eines einfachen Körpers mit einem ſolchen, der das gebundene Licht des andern ausſcheidet und dabei Wärme entwickelt. Reduction alſo iſt der entgegengeſetzte Prozeß, nämlich die Entfernung jenes Körpers, der ſich während der Verbrennung mit dem brennlichen vereinigte oder die Zurückführung deſſelben in ſeine frühere Einfachheit. Metallkalke (z. B. Bleikalk oder Mennige) ſind Vereinigung von Metall und Sauerſtoff durch Verbrennung; ſollen ſie reducirt werden, ſo muß man dem Kalke den Sauerſtoff entziehen; dies geſchieht am leichteſten durch Zuſatz von Kohlenpulver und heftiges Glühen der Miſchung, wobei die Kohle mit dem Sauerſtoffe zuſammentritt, das Blei wieder Licht bindet und in ſeine vorige reguliniſche Einfachheit zurückkehrt. Dieſes Verfahren wird im Großen als Hüttenarbeit Anfriſchen oder Verfriſchen genannt. — Bei Münzen heißt Reduction die Beſtimmung des Werths einer Münze durch eine andere, Angabe einer Münzſumme in einer andern Münzſorte; aber auch die Herabſetzung des Werths einer Münze. Es.

Reeſiſcher Satz, Reeſiſche Rechnung, ſ. Kettenrechnung.

Refectorium heißt in den Klöſtern das gemeinſchaftliche Speiſezimmer der Mönche oder Nonnen.

Referiren, eigentlich zurückgeben, zurückſchieben (z. B. einen Eid); dann auch berichten, einen Bericht abſtatten, eine Nachricht geben; vortragen, einen Vortrag (Relation) aus den Acten machen, wozu die Referirkunſt Anleitung giebt.

Referendarus war bei den römiſchen Kaiſern derjenige, welcher die Bittſchriften annahm, ſie dem Kaiſer übergab und die Antworten darauf mittheilte; gegenwärtig iſt es bei einem Collegium derjenige, welcher über die eingehenden Acten den Vortrag macht und die Puncte der Berathſchlagung angiebt.

Reflexion oder Überlegung, iſt das Zurücktreten der denkenden Seele in ſich ſelbſt, um den Eindruck, den ein Gegenſtand auf ſie gemacht hat, mit Aufmerkſamkeit zu prüfen und zu beurtheilen, Aufmerkſamkeit auf äußere Dinge, beſonders wenn ſie unwillkürlich iſt,

zieht die Seele von ſich ſelbſt ab und nähert ſie dem fremden Gegenſtande; durch Reflexion aber zieht ſie ſich wieder in ſich zurück und reißt ſich gleichſam los von allem, was nicht ſie iſt. Willkürliche Aufmerkſamkeit und Überlegung ſind große Vorzüge des Menſchen vor dem Thiere. Die Aufmerkſamkeit macht den ſcharfen Beobachter und Forſcher der Außenwelt und Natur; die Überlegung den tiefen Denker oder ſpeculativen Geiſt. Kant theilt die Reflexion in logiſche und transſcendentale. Die erſte beſteht in Vergleichung der Begriffe unter einander, um die Einerleiheit oder Verſchiedenheit, den Widerſpruch oder die Übereinſtimmung zweier Vorſtellungen zu beſtimmen, und zu erfahren, ob ein Begriff analytiſch oder ſynthetiſch ſei. Die transſcendentale Reflexion vergleicht die Vorſtellungen in Rückſicht auf das Erkenntnißvermögen, vor welches ſie gehören, und unterſucht die Art und die Bedingungen, unter denen unſere Begriffe und Urtheile entſtehen, die Mitwirkung der Neigung, der Sinnlichkeit, des Verſtandes, der Vernunft, des Intereſſes, der Gewohnheit; ſie giebt, nach Kant, Reflexionsbegriffe, d. h. ſolche, durch die das Verhältniß der Dinge zu einander ſelbſt ausgedrückt wird, da jene, die logiſche Reflexion, nur Vergleichungsbegriffe gewährt, wodurch auch nur Begriffe beurtheilt werden.

Reflexion oder Zurückwerfung der Lichtſtrahlen findet ſtatt, wenn das Licht auf einen ganz oder doch in hohem Grade undurchſichtigen Körper fällt. In dieſem Fall beugt ſich der Strahl in dem Augenblicke, in welchem er die Oberfläche des Körpers erreicht, in dem Mittel, durch welches er ſeinen Weg nahm, zurück. Der Winkel, in welchem der Strahl auffällt, heißt der Einfallswinkel, der, in welchem er zurückgeht, der Zurückwerfungs oder Reflexionswinkel. Beide ſind allemal einander gleich. Je glätter eine undurchſichtige Fläche iſt, deſto regelmäßiger wirft ſie die einfallenden Strahlen zurück. Darauf gründet ſich unter andern die Wirkung der Spiegel.

Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern war ſchon im 15. Jahrhundert die Loſung Aller, die es mit Religion und Sittlichkeit redlich meinten. Kein Verlangen konnte gerechter ſein. Das Chriſtenthum, von ſeinem Stifter beſtimmt, die Menſchheit zu veredeln und zu beglücken, hatte, je weiter es ſeine Herrſchaft über die Völker verbreitete, und ihr Leben in allen Richtungen durchdrang, ſich unter den Händen ſeiner Prieſter deſto mehr von ſeiner urſprünglichen Beſtimmung entfernt. Mochte das meiſt mit glücklichen Erfolgen gekrönte Beſtreben der römiſchen Biſchöfe, in allen Reichen der Chriſtenheit allein über die Seelen herrſchen, ja auch die Händel der Könige und die Bildung des bürgerlichen Weſens leiten zu wollen, in den Verwirrungen der Jahrhunderte nach der Völkerwanderung das beſte Mittel geweſen ſein, die wilde Jugend des neuen Geſchlechts, das die alte Welt mit den Reſten ihrer Cultur niedertrat, zu zähmen; mochten chriſtliche Glaubensboten und Mönche in die Wälder Deutſchlands und zu den Barbaren des Nordens ſanftere Sitten gebracht, und die Civiliſation der bekehrten Nationen gefördert; mochte ſelbſt der in vielen Puncten für gewiſſe Zeiten wohlthätige Einfluß jener Einheit des Glaubens und Cultus, jener Abhängigkeit aller occidentaliſchen Kirchen von Rom, jener geſetzgebenden Obergewalt über die Völker, die die Conſequenz der Päpſte im Mittelalter erzwang (ſ. d. Art. Papſt), die römiſche Kirche berechtigt haben, das größte Verdienſt um die allmählige Geſtaltung des europäiſchen Geſammtlebens, um die Herrſchaft des Gei-

ſtigen in den Verfaſſungen und Sitten, ſich zuzuſchreiben: dieſe Kirche genoß die Früchte ihres Sieges mit ſo weniger Mäßigung, ihr Klerus verläugnete in Lehre und Leben ſo ſehr den Geiſt des göttlichen Meiſters, daß jene Oppoſition gegen die Willkürlichkeiten der Hierarchie, die, im Orient früh entſtanden, durch mancherlei hier unterdrückte, dort wieder auflebenden Secten ihren antipapiſtiſchen Sinn bis auf die heimlichen Verbrüderungen der Unzufriedenen im Mittelalter (ſ. d. Art. Secten) vererbt hatte, ſeit dem 13. Jahrhundert die Theilnahme der wahrhaft Chriſtlichgeſinnten um ſo ſtärker anregte, je grauſamer die päpſtliche Macht mit Feuer und Schwert zu ihrer Vernichtung geſchäftig war. Die Frage, was an den Lehren, Gebräuchen, Anſtalten und Handlungen der römiſchen Kirche wirklich chriſtlich und der menſchlichen Wohlfahrt zuträglich ſei, mußte redlichen Geiſtlichen, wie verſtändigen Laien, oft in den Sinn kommen. Der Prieſterhochmuth erbitterte die ritterlichen Fürſten, das Eingreifen der Bettelorden in alle Parochialrechte beeinträchtigte die Weltgeiſtlichen und tauſend unſchuldige Opfer der Inquiſition ſchrien um Rache. Gleichwohl beherrſchte das Anſehen des Papſtes die Meinung noch im 14. Jahrhundert mit einem Nachdrucke, der die Stimmen der Unzufriedenheit kaum laut werden ließ. Des Engländers Wiclef (ſ. d. Art.) freimüthige Schriften kamen wohl bald auf das feſte Land; — Huß (ſ. d. Art.) mit ſeinen Böhmen wurde dadurch geweckt: daß aber das 15. Jahrhundert zur Reformation noch nicht reif, und die päpſtliche Partei mächtig genug war, jede wirkliche Verbeſſerung zu hintertreiben, bewies ſowohl das Benehmen der Fürſten und Nachbarvölker bei dem Ausbruche der Huſſitiſchen Unruhen, als auch der Erfolg der Concilien zu Coſtniz und Baſel. Erſt nachdem durch die in Folge der Einwanderung gelehrter Griechen geweckten Studien der claſſiſchen Alten der Blick der Gelehrten erweitert, durch die Buchdruckerkunſt der Vorrath von Bildungsmitteln vervielfältigt, durch allgemein intereſſirende Schriften auch in den Mutterſprachen reicher Stoff zum Denken unter die Laien gebracht, und durch die neuen Univerſitäten, deren zwiſchen 1451 und 1502 allein in Deutſchland ſieben entſtanden, die Zahl der Gebildeten bedeutend vermehrt worden war, regte ſich das geiſtige Leben, das der Reformation Bahn machen ſollte, allgemeiner und kräftiger. Was ſchon die ſogenannten Myſtiker, z. B. Tauler und Geiler von Kaiſersberg in Straßburg, gewünſcht, was freiſinnige Theologen, wie Gerſon, Nicolaus Clemangis, Johann Weſſel, ernſtlich, doch mit geringem Erfolge gerathen hatten, wartete nun auf den Mann, der es zur Ehre der Wahrheit geltend und wirkſam machen ſollte. Savonarola (ſ. d. Art.) warf ſich in Florenz dazu auf, aber ein Scheiterhaufen begrub ihn und ſein Werk. Etwas wagten auch einige Könige. Carl VIII. von Frankreich veranlaßte die Sorbonne 1497 gutachtlich zu erklären, von zehn zu zehn Jahren Concilien zur Verbeſſerung der Kirche zu halten, widrigenfalls die Biſchöfe ſich ohne ihn verſammeln möchten. Maximilian I. brachte die ſtarken Beſchwerden der deutſchen Fürſten aus den Reichsabſchieden von 1500 und 1510 zur Kenntniß des römiſchen Hofes. Auf franzöſiſchen Betrieb kam 1511 gar dem Papſte Julius II. zum Trotz ein freies Concilium zu Piſa zu Stande; aber wie kühn ſich ſeine wenigen Sprecher auch geberdeten, es ſtarb doch bald an ſeiner eignen Schwäche und den Beſchlüſſen der Kirchenverſammlung im Lateran, die ihm 1512 entgegengeſetzt, in der Hand des Papſtes nur diente, ſeine Anmaßungen von neuem zu beſchönigen. Über-

haupt waren bei den bisherigen Anträgen auf Abſtellung des Verderbens der Kirche einer Seits zu oft politiſche Nebenzwecke im Spiel geweſen, andrer Seits in der Hitze des Eifers gegen einzelne Unbilden und Mißbräuche die Grundfehler der Kirchenlehre und Verfaſſung, aus denen alle andern Übel hervorgingen, zu ſehr überſehen worden, als daß mehr, denn fruchtloſe Disputationen und harte Verfolgungen der kühnen Eifrer oder ſchale politiſche Vergleichshandlungen, in denen der Papſt am Ende Recht behielt, auf dieſem Wege hätten bewerkſtelligt werden können. Tiefer wirkte Reuchlins großes Verdienſt um den Anbau der griechiſchen Sprache, und ſein für die Sache der Aufklärung höchſt wichtiger Sieg über die Obſcuranten in Cöln; umfaſſender der gebildete Geſchmack und geſunde Verſtand, der aus den Schriften des geiſtreichen Erasmus zu den bedeutendſten Männern in Staat und Kirche redete und nächſt gründlicheren gelehrten Studien auch freiere Anſichten von der Religion und ihrer thätigen Anwendung förderte; gewaltiger endlich, beſonders auf die Maſſe des Volks, das Heer von Satiren, Spottliedern, beißenden Allegorien und derben Späßen, in denen der Witz ſeit Reinecke dem Fuchs bis auf die feinen Anſpielungen dieſer beiden, zur Unternehmung entſcheidender Schritte nur nicht hinlänglich unerſchrocknen und feurigen Gelehrten ſich auf Koſten des römiſchen Unweſens und der Möncherei ausgelaſſen hatte. So öffneten ſich durch das Zuſammentreffen günſtiger Umſtände, durch das Vordringen eines neuen nach Licht und Freiheit ringenden Zeitgeiſtes allmählig die Wege, auf denen die Wahrheit Anerkennung finden ſollte. Die Mitte von Europa, ſammt dem längſt gegen Rom unwilligen Norden war geſtimmt, das Kühnſte zu hören, und verwegene Schritte zu unterſtützen, ſobald es gälte, das Joch der hierarchiſchen Vormundſchaft abzuſchütteln, der die Beſſern und Nachdenkenden ſich nun entwachſen fühlten. Noch ahnte aber niemand, woher der erſte Anſtoß kommen würde. Churfürſt Friedrich III. von Sachſen, ein weiſer Regent, doch ſonſt eifriger Katholik und beſonderer Liebhaber von Reliquien, folgte nur dem rühmlichen Beiſpiele anderer deutſchen Fürſten, da er 1502 zu Wittenberg eine Univerſität ſtiftete, wohin er unter andern Gelehrten auch Martin Luthern, einen Auguſtinermönch von Erfurt, als Lehrer der Theologie berief. Dieſer bei großem Genie mehr noch durch tiefe Religioſität und ſtarke Wahrheitsliebe als durch überlegene Gelehrſamkeit ausgezeichnete Mann kannte die heilige Schrift, und ſeit einer Reiſe nach Rom, die er 1510 in Ordensgeſchäften machte, auch die Gebrechen des päpſtlichen Hofes. Dort regierte ſeit 1513 Papſt Leo X. (ſ. d. Art.), wenig bekümmert um das Verlangen der Welt nach Verbeſſerung einer Kirche, der er vorſtand, um ihre Einkünfte zur Befriedigung ſeiner fürſtlichen Neigungen zu brauchen. Der Handel mit Ablaßzetteln hatte oft ſchon den Geldhunger ſeiner Vorfahren ſtillen müſſen. Von ihm ließ ſich daher 1516 ein ihm ſehr ähnlicher geiſtlicher Fürſt, Albrecht, Churfürſt von Mainz und Magdeburg, mit der Bedingung, die Beute zu theilen, ſolchen Handel für ſeine Sprengel auftragen, und beſtellte dazu, unter andern Commiſſarien, den im Ablaßkram ſchon geübten leipziger Dominicaner, Johann Tezel, der, von Ort zu Ort ziehend, ſein Gewerbe mit der unverſchämteſten Marktſchreierei betrieb, und die bekreuzten Zettel über die Vollmacht der päpſtlichen Bulle, die doch noch von Reue ſprach, weit hinaus als unbedingte Documente der Sündenvergebung in Zeit und Ewigkeit

anpries. Der Zulauf war nicht gering, und der Gewinn reichlich; denn das einfältige Volk hielt den alten Aberglauben noch hoch und die bequeme Art, für wenige Groſchen der ſchwerſten Sündenſchulden, deren jede ihre Taxe hatte, ledig zu werden, und los zu kommen von zeitlicher Buße und ewiger Verdammniß, gefiel der rohen Menge wohl (vergl. d. Art. Ablaß). Da Tezel ſeinen Kram im Herbſt 1517 zu Jüterbock aufſchlug, ſtrömten ihm auch aus dem nahen Wittenberg viele Käufer zu, und verbaten ſich dann mit Vorzeigung ihrer Zettel bei ihren Beichtigern jede Verpflichtung zu neuer Buße. Gegen dieſen gotteslästerlichen Unfug erhob ſich Luther erſt mit Predigen, da er neben ſeiner Profeſſur ein Pfarramt bekleidete, und dann, um nach altem Brauch die Sache im Wege einer akademiſchen Disputation beizulegen, durch 95 Theſes oder Streitſätze, die er den 31. Oct. 1517 an die Thür der Schloßkirche anſchlug. Darin erklärt er ſich ſehr ernſtlich gegen den Mißbrauch des Ablaßhandels, bezeigt neben lebhaftem Eifer für die heilige Schrift immer noch große Ehrfurcht vor dem Anſehen der Kirche und des Papſtes, und bittet am Ende um gründliche Belehrung. Dieſe Sätze wurden lateiniſch, ſeine Predigt vom Ablaß aber deutſch herausgegeben, und in wenigen Wochen durch ganz Deutſchland, erſtere bald auch unter andern Völkern der Chriſtenheit verbreitet. Überdies trug Luther ſelbſt in beweglichen, und bei aller Freimüthigkeit ſehr beſcheidenen Briefen an ſeine geiſtlichen Obern und den Papſt auf Abſtellung des Tezelſchen Unfugs und des Verderbens der Kirche überhaupt an. Außer dem wohlgeſinnten Biſchof von Brandenburg Scultetus gab ihm keiner gehörige Antwort. Dafür traten von Tezeln, in deſſen Namen Conrad Wimpina, Profeſſor der Theologie zu Frankfurt an der Oder, die Feder ergriff, von einem päpſtlichen Höfling zu Rom, dem Auguſtiner Sylveſter Prierias, und von dem aus dem Streite mit Reuchlin noch übelberüchtigten Ketzermeiſter Jacob Hochſtraaten zu Cöln abgeſchmackte Schmähſchriften voll der ausſchweifendſten Behauptungen von der Macht des Papſtes und ſeines Ablaſſes ans Licht, die aber zu armſelig, um dem Spotte der Gebildeten zu entgehen, eben ſo wie D. Ecks zu Ingolſtadt giftige Obelisken gegen Luthern, anſtatt ſeine Sätze mit Gründen zu widerlegen, das Aufſehen ſeines Unternehmens nur vermehrten. Die ſcharfen Antworten, in denen er die Blößen dieſer Kämpfer für den Ablaß aufdeckte, und die Resolutiones, die er zur Erklärung ſeiner Sätze nachfolgen ließ, brachten der Wahrheit immer neue Siege. Eine Disputation, die er bei einem Auguſtinerconvent zu Heidelberg 1518 über das Verdienſt der ſogenannten guten Werke und den Gebrauch der Ariſtoteliſchen Philoſophie hielt, gewann ihm unter den gegenwärtigen jungen Theologen mehrere Freunde, z. B. Bucer, Brenz, Schnepf, Billican, die nachher als thätige Beförderer der Reformation berühmt wurden. Die Geſpräche Luthers mit den päpſtlichen Legaten Cajetan und Miltiz, erſteres 1518 zu Augsburg, letzteres 1519 zu Altenburg, worin dieſe Herren, ſtatt ihn, wie ſie befehligt waren, zum Widerruf zu bringen, nur ihre Unfähigkeit, die römiſchen Satzungen mit Beweiſen der heiligen Schrift zu ſtützen, kund thaten, endlich das noch 1519 zu Leipzig drei Wochen lang gehaltene Schulgefecht Ecks mit Karlſtadt und Luther, in dem über freien Willen, Papſtgewalt, Ablaß und Fegefeuer hitzig geſtritten, aber nichts entſchieden wurde, erweckten, wie Luthers faſt in jedem Monate ausgehende neue Flugſchriften und

gedruckte Predigten, ſeinem Werke neben neuen Widerſachern auch eine immer allgemeinere Theilnahme. Von den Pyrenäen bis zur Weichſel, vom adriatiſchen Meere bis zum Belt wurde begierig alles geleſen, was von Luthern oder über ihn erſchien. Die ſeltne Fülle, Beſtändigkeit und Kraft ſeines deutſchen Ausdrucks, ſein ſchlagender Witz, ſeine durch ununterbrochene hiſtoriſche und exegetiſche Studien täglich zunehmende Einſicht und Gelehrſamkeit, die überzeugende Stärke ſeiner Gründe, und, was am meiſten wirkte, die Übereinſtimmung ſeiner Lehren mit den wichtigſten Bedürfniſſen und Wünſchen der Zeit, die beifälligen Urtheile eines Erasmus, Pirkheimer und anderer vortrefflichen Köpfe, der offne Beitritt von Männern, wie Melanchthon und Hutten, die gleichzeitige faſt noch kühnere Erhebung der Schweizer Zwingli und Ökolampadius gegen Ablaß und Papſtthum (vergl. d. Art. Reformirte Kirche) machte den vor 1517 noch wenig bekannten Mann nun zum Vorfechter aller helldenkenden und über den Verfall der Kirche Chriſti bekümmerten Menſchen in Europa. Als ſolcher redete und handelte er nun mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe und unverkennbarem göttlichen Beiſtande. Die in ſeinen erſten Schriften noch merkbare Scheu vor dem römiſchen Hofe warf er weg, da der Ungrund aller päpſtlichen Anmaßungen ihm klar geworden. Eine reine Erkenntniß göttlicher Dinge, eine glühende Begeiſterung, wie man ſie ſeit den Zeiten der Apoſtel nicht mehr vernommen hatte, ſprach aus ſeinen herrlichen Schriften an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation, von der Meſſe, von der babyloniſchen Gefangenſchaft und von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen, in denen er die Grundlehren des Papſtthums ſelbſt mit Waffen des göttlichen Wortes angriff, und die vergeſſene lautre Lehre des Evangeliums ins Leben hervorrief. Er that es 1520 zur ſelbigen Zeit, da Eck des Papſtes Bannbulle gegen ihn in Deutſchland verkündigte, appellirte wiederholt an ein allgemeines Concilium, und warf, weil man ſeine Schriften zu Mainz, Cöln und Löwen verbrannt hatte, dieſe Bannbulle ſammt den päpſtlichen Kanonen und Decretalen am 10. December d. J. unter großem Jubel der Studirenden zu Wittenberg öffentlich ſelbſt ins Feuer. Dieſes und das folgende Jahr 1521 iſt daher der wahre Zeitpunct des Anbruchs der deutſchen Reformation, weil darin Luther ſich förmlich von der römiſchen Kirche losriß, und mehrere der mächtigſten vom deutſchen Adel, ein Hutten, Sickingen, Schaumburg u. A. und der angeſehenſten unter den Gelehrten mit der Univerſität Wittenberg, der nun die Söhne Deutſchlands und andrer Länder ſcharenweis zuſtrömten, ſich öffentlich für ſein Unternehmen erklärten. Der ehrfurchtgebietende Eindruck ſeines perſönlichen Auftritts und ſeiner tapfern Weigerung jedes Widerrufs auf dem Reichstage zu Worms am 17. April 1521, dem Tage ſeines größten Triumphs (ſ. d. Art. Luther), gab ihm die Macht und Würde eines anerkannten Reformators; das wormſer Edict und die vom Kaiſer wider ihn proclamirte Reichsacht machten ſeine Sache zur Staatsangelegenheit. Dabei iſt nicht zu überſehen, welche Verhältniſſe und Begebenheiten noch außer den ſchon angeführten vorbereitenden und mitwirkenden Umſtänden dieſe Sache begünſtigten. Der Papſt war hauptſächlich durch Deutſchlands Ergebenheit groß geworden, mit ihm hatten es die deutſchen Fürſten in ſeinen Händeln mit dem Kaiſer meiſt gehalten, weil ſie ſelbſt auf dieſem Wege von letztrem unabhängiger wur-

den. Rom mußte ſich alſo ſchonen, und der Kaiſer ſich im Stillen freuen, wenn es mit ihnen zerfiel. Nach Maximilians I. Tode 1519 bekleidete Churfürſt Friedrich III., ohnehin der mächtigſte deutſche Fürſt, in allen Landen ſächſiſchen Rechts, das Reichsvicariat, und ſchon wegen ſeines perſönlichen Anſehens hatte er die entſcheidendſte Stimme bei der Wahl des neuen Kaiſers. Daher mußte der Papſt ſowohl als der durch ſeine kräftige Fürſprache 1520 gewählte Carl V. ihm gefällig ſein; jener, indem er die anfangs gebotene Citation Luthers nach Rom in eine Unterhandlung mit ſeinen Legaten verwandelte, dieſer, indem er die Reformation ſo lange, als es ſich nur vor dem Papſte und den katholiſchen Ständen verantworten ließ, ohne gewaltſame Gegenanſtalten ihren Gang gehen ließ. Vor den erſten Folgen der Reichsacht wurde Luther durch ſein zehnmonatliches Exil auf der Wartburg ſicher geſtellt, und das wormſer Edict konnte in Sachſen um ſo weniger Wirkung erhalten, da der Kaiſer, ſeit 1521 im Kriege mit Frankreich begriffen oder in Spanien beſchäftigt, die deutſchen Religionshändel faſt ganz aus dem Geſicht verlor, und übrigens jeder Fürſt in ſeinen Landen that, was er für Recht hielt. Daß Friedrich der Weiſe aber, obwohl er kein Anhänger der Reformation heißen wollte, doch ihren Helden ſchützte, macht ſein großes Intereſſe an dem Flor der wittenberger Univerſität, ſeine Redlichkeit, ſeine allmählig wachſende Überzeugung von der Gerechtigkeit der Unternehmungen Luthers und deſſen Freund Spalatin, der an Friedrichs Hofe alles vermittelte, ſehr erklärlich. Leo's Nachfolger, der ernſte, ſelbſt auf eine Reformation bedachte Adrian VI., erhielt auf ſeinen Antrag, die Lutheriſche Lehre auszurotten, von dem Reichstage zu Nürnberg 1522 hundert Beſchwerden der deutſchen Stände, auch der katholiſchen, gegen ſeinen Stuhl zur Antwort. Eben ſo wenig als die Züricher, deren ſchnelles Fortſchreiten zur Änderung der Religionslehren und Gebräuche bei den Regierungen der nördlichen Cantone die kräftigſte Hülfe fand, waren alſo die Wittenberger gehindert, Reformen des Gottesdienſtes (mit der Meſſe fingen ſie an) vorzunehmen, ja Luther ſelbſt mußte von der Wartburg herbeieilen, um die durch Karlſtadts (ſ. d. Art.) ſtürmiſchen Eifer erregten Unruhen ins Gleichgewicht zu bringen, während er ſeine Überſetzung des neuen Teſtaments, die Frucht ſeines Exils, der die Bücher des alten Teſtaments bald nachfolgten, und Melanchthon ſeine Locos communes, die erſte und lange die muſterhafteſte Dogmatik der evangeliſchen Lehre (1521 zum erſtenmale) herausgab, wurden in Zweibrücken, Pommern, Schleſien, in den ſächſiſchen (Leisnig war nach Wittenberg die erſte) und ſchwäbiſchen Städten ernſtliche Anſtalten zur Abſtellung der papiſtiſchen Mißbräuche gemacht. Luthers Schrift von der Ordnung des Gottesdienſtes kam, 1523 kaum erſchienen, zu Magdeburg und Elbingen gleich in Anwendung. Auch Märtyrer fehlten der aufblühenden neuen Kirche nicht; die Inquiſition in den Niederlanden verſchaffte ihr ſchon 1522 durch Hinrichtung einiger Lutheriſch geſinnten Auguſtiner dieſe Ehre. Franzöſiſche und holländiſche Überſetzungen der Bibel traten ans Licht; im Herzen Frankreichs, bei Meaux, bildete ſich eine evangeliſche Gemeinde. Umſonſt verdammt die Sorbonne Luthers Sätze; umſonſt wird 1524 auf dem Reichstage zu Nürnberg und dem Convent zu Regensburg die Vollziehung des gegen jede Religionsneuerung gerichteten wormſer Edicts beſchloſſen; umſonſt bemühen ſich die Herzoge, Georg von Sachſen (Albertiniſcher Linie) und Heinrich von

Braunſchweig, Öſterreich, Frankreich und Spanien, ſo wie die geiſtlichen Fürſten, durch Verfolgungen der Evangeliſchen in ihren Landen die Reformation zu unterdrücken: Luther legt in demſelben Jahre die Mönchskutte ab, Mönchs- und Nonnenklöſter werden leer, Geiſtliche heirathen in Sachſen und der Schweiz, um 1525 nennen ſich Johann der Beſtändige, Friedrichs Nachfolger in Churſachſen, Philipp, Landgraf von Heſſen, Albrecht von Brandenburg als Herzog ſeines ſecculariſirten Hochmeiſterthums Preußen, öffentlich evangeliſche Fürſten; ihre geſammten Lande, Liefland, ein bedeutender Theil von Ungarn und Öſterreich (Böhmen war ſchon durch die Huſſiten gewonnen), Lüneburg, Zelle, Nürnberg, Straßburg, Frankfurt am Main, Nordhauſen, Braunſchweig, Bremen nehmen die neue Lehre an, und eine Menge der würdigſten Theologen und Geiſtlichen Deutſchlands treten auf Luthers Seite, der ſelbſt mit der ehemaligen Nonne Catharina von Bora in die Ehe tritt. Schweden wurde 1527 unter Guſtav Waſa durch die Reformatoren Olaf und Lorenz Petri evangeliſch, bald folgte auch der größte Theil von Niederſachſen, und der Norden von Weſtphalen nach, Hamburg und Lübeck beſonders durch Johann Bugenhagen. Die wegen des Kaiſers Abweſenheit geſicherte Ruhe dieſer Jahre, in welchen die Verbreitung der Reformation ſo glücklich und faſt ohne allen äußern Kampf von Statten ging, ſtörten weniger die Streitigkeiten Luthers mit Erasmus und Zwingli (ſ. d. Art. Erasmus und Sacrament), als die 1528 durch des dresdner Kanzlers Otto von Pack Nachricht von einem geheimen Bündniß der katholiſchen Stände gegen die evangeliſchen erregten Beſorgniſſe eines Krieges, deſſen Ausbruch von Seiten letzterer Luthers Ermahnung zum Frieden nur mit Mühe hinderte. Inzwiſchen nöthigte dieſe Spannung die Evangeliſchen zum Zuſammenhalten und wegen einer 1529 auf dem Reichstage zu Speier gegen den ihnen nachtheiligen Abſchied gemeinſchaftlich eingelegten Proteſtation erhielten ſie den Namen Proteſtanten (ſ. d. Art. Proteſtant). So wurden ſie eine auch politiſch abgeſondert handelnde Partei (corpus evangelicorum, ſ. d. Art.), welche ſich, weil der Kaiſer nun wieder drohend in Deutſchland auftrat, zu entſcheidenden Maßregeln anſchicken mußte. Während nach den zur Organiſation des Kirchenweſens unternommenen Viſitationen mit Hülfe der Anweiſungen Melanchthons und der 1529 erſchienenen Katechismen Luthers die beßre Belehrung des Volks in Kirchen und Schulen durch treue Prediger allmählig gedieh, mußte Melanchthon nach Anleitung der von Luthern 1529 abgefaßten torgauer Artikel eine ausführlichere Darſtellung des evangeliſchen Glaubensbekenntniſſes aufſetzen, welche von den meiſt ſchon durch das torgauer Bündniß 1526, und den ſchwabacher Convent 1529 (ſ. d. Art. Schwabacher Artikel) vereinigten Fürſten, Johann, Churfürſt von Sachſen, Georg, Markgraf von Brandenburg, Ernſt, Herzog von Lüneburg, Philipp, Landgraf von Heſſen, Wolfgang, Fürſt von Anhalt, Albrecht, Graf von Mansfeld, und den Städten Nürnberg, Reutlingen, Kempten, Heilbronn, Weinsheim und Weißenburg unterſchrieben, auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 dem Kaiſer übergeben, am 25. Juni in voller Reichsverſammlung feierlich vorgeleſen, und daher augsburgiſche Confeſſion (ſ. d. Art.) genannt wurde. Der Kaiſer ließ dagegen eine katholiſcher Seits verfertigte Confutation oder Widerlegung vorleſen, wobei es ſein Bewenden haben ſollte, nahm die wider dieſe Confutation von Melanchthon aufgeſetzte

Apologie der augsburgiſchen Confeſſion nicht an, und drang auf Abſtellung der Religionsneuerungen. Gleichen Beſcheid erhielten Straßburg, Coſtnitz, Memmingen und Lindau, welche dem Kaiſer eine ähnliche Schrift, Bekenntniſſe der vier Städte oder Confessio tetrapolitana genannt, überreicht hatten. Dieſer mißliche Ausgang des Reichstags war den Evangeliſchen ein neuer Beweggrund, nur deſto treuer und feſter auf ihren Glauben und Einigkeit unter einander zu halten. Wie nun der ſchmalkaldiſche Bund der evangeliſchen Stände ſich bildete, in dem ſie bei allem Schwanken ihrer Maßregeln theils wegen der wechſelnden Politik des Kaiſers, theils den Abmahnungen ihrer Theologen vom Kriege folgend, bis 1546, wo ihr Friedensengel Luther ſtarb, einen wenig geſtörten Genuß ihrer neuen Religionsübung behaupteten, welche Veränderungen die Schlacht bei Mühlberg, des Kaiſers Interim und Churfürſt Moritzens unerwarteter ſiegreicher Feldzug gegen dieſen mit ſich brachte, wie endlich 1555 der augsburger Religionsfriede die Freiheit des evangeliſchen Gottesdienſtes in ihren Landen, und zum Theil auch für die Proteſtanten in katholiſchen Ländern ſicherte, iſt in den Artikeln Schmalkaldiſcher Bund, Interim und Religionsfriede dargeſtellt. Vereinigungspuncte für dieſe deutſchen Proteſtanten blieben ſowohl ihre zuſammentreffenden politiſchen Intereſſen, als auch der in der augsburgiſchen Confeſſion und ihrer Apologie ſeinen Grundzügen nach feſtgeſtellte Lehrbegriff, der durch die ſpäter hinzugekommenen ſchmalkaldiſchen Artikel und beiden Katechismen näher erläutert, und durch die bergiſche Concordienformel 1580 endlich abgeſchloſſen wurde. Vergl. d. Art. Symboliſche Bücher. Zu dieſem evangeliſch lutheriſchen Lehrbegriff bekannten ſich unter dem Namen augsburgiſcher Confeſſionsverwandten deutſcher Nation drei Churfürſten, Pfalz, Sachſen und Brandenburg, zwanzig Herzoge und Fürſten, worunter die ſächſiſchen Häuſer, Braunſchweig-Lüneburg Meklenburg, Holſtein-Lübeck, Baireuth, Würtemberg und Baden die vornehmſten waren, vier und zwanzig Grafen, vier Freiherren, und fünf und dreißig Reichsſtädte, im Ganzen ſechs und achtzig Reichsſtände. Das mit großer Mühe zu Stande gebrachte Eintrachtswerk derſelben fand jedoch bald heftigen Widerſpruch, nicht blos bei den Katholiſchen, ſondern auch unter den Proteſtanten. Schweden, Dänemark (ſeit 1536 proteſtantiſch), Schleswig, Pommern, Schleſien und mehrere bedeutende Reichsſtädte weigerten ſich aus politiſchen Gründen, Heſſen und die Stadt Bremen aus Neigung zum Calvinismus, die Concordienformel anzunehmen; die Pfalz ſprang wieder ab, und auch der berliner Hof wurde reformirt. Denn leider war der Streit über die Gegenwart des Leibes Chriſti im heiligen Abendmahle (ſ. d. Art.) zwiſchen den ſchweizeriſchen und franzöſiſchen Proteſtanten, unter denen nach Zwingli's Tode Calvin am meiſten galt, an einem und dem ſächſiſchen am andern Theile die Urſach einer völligen Abſonderung der reformirten Kirche (ſ. d. Art.) von der evangeliſch Lutheriſchen geworden. Die Gründe dieſer für den Fortgang der Reformation nachtheiligen Zwietracht beider Kirchen lagen ſchon in der Verſchiedenheit des Charakters ihrer Stifter. Luther, mehr gewohnt, ſyſtematiſch zu denken, und vom unbedingten Glauben an den Buchſtaben der heiligen Schrift auszugehen, hielt neue Vorſtellungen, die ſich ihm darboten, gleich an den Prüfſtein ſeines Syſtems, und duldete nichts in der Lehre, was jenem Glauben zu widerſprechen ſchien. Zwingli, weniger durch fixirte Meinungen be-

fangen, und dem eignen Urtheile mehr einräumend, war dagegen williger, Anſichten feſtzuhalten, die ihm im erſten Augenblicke vernünftig erſchienen. Er kam daher leichter in Gefahr, Irrthum als Wahrheit anzunehmen, während Luther lieber Wahrheit als Irrthum verwerfen, denn ſeinem Glauben etwas vergeben mochte. Mit ihm hielt es der Oſten und Norden, mit der freiern Verſtandesanſicht der reformirten Kirche der Weſten und Süden des weiten Gebietes von Europa, auf dem der Proteſtantismus ſich behauptete. Durch Übereinſtimmung der Lehre und des Cultus ſchloſſen ſich an die reformirte Kirche an, außer der beſſern Hälfte der Schweiz und Genf ſeit 1535, ein großer Theil der Bevölkerung, beſonders des ſüdlichen Frankreichs (ſ. d. Art. Hugonotten), England mit Beibehaltung der hierarchiſchen Würden zuerſt 1547, und nach dem papiſtiſchen Zwiſchenact unter der Königin Marie 1555—1558 für immer (ſ. d. Art. Anglicaniſche Kirche), Schottland, wo Knox 1560 die presbyterianiſche Kirchenverfaſſung nach Genfs Muſter einführte, und die Republik der vereinigten Niederlande, die mit ihrer Freiheit zugleich den Proteſtantismus erkämpfte (ſ. d. Art. Holland). In Siebenbürgen behielt die Lutheriſche Confeſſion das Übergewicht, in Ungarn drang neben ihr auch der Calvinismus ein, und in Polen, wo ſeit 1556 die Reformation zahlreiche Anhänger erhalten hatte, ſchloſſen die beiden proteſtantiſchen Parteien nebſt den mähriſchen Brüdern 1570 den Friedensvergleich (consensus) zu Sendomir, der ſie zu dem unter dem Namen der Diſſidenten (ſ. d. Art.) bekannten politiſchen Körper vereinigte. Der Verſuch des Churfürſten Gebhard von Cöln, 1582 ſein Erzſtift zu reformiren, mußte bei der Unvorſichtigkeit ſeines Verfahrens gänzlich mißlingen. Wie ſehr nun auch Lutheraner und Reformirte in dieſer Periode einander anfeindeten, die Hauptpuncte der Lehre und des Gottesdienſtes, den Geiſt und Namen wahrer Proteſtanten hatten und haben ſie doch mit einander gemein, und jeder Fortſchritt in der Verbreitung der Reformation konnte als ein Gewinn für beide Parteien betrachtet werden. Gewiß iſt es aber, daß die auch nach dem Religionsfrieden fortdauernde gegenſeitige Spannung der Katholiken und Proteſtanten die Verhältniſſe herbeigeführt hat, in denen der dreißigjährige Krieg (ſ. d. Art.) ſich entzündete und Deutſchland verwüſtete. Erſt der weſtphäliſche Friede brachte beide Theile in einen Zuſtand geſetzlicher gegenſeitiger Duldung, wovon freilich die proteſtantiſchen Unterthanen katholiſcher Fürſten nur zu oft, bisweilen auch die Katholiken in proteſtantiſchen Staaten, z. B. die Irländer, das Gegentheil erfahren mußten. (S. d. Art. Freiheit, kirchliche.) Nach dieſer kurzen, nur vermittelſt vielfältiger Verweiſungen auf andere Artikel in einen ſo engen Raum zuſammenzudrängenden Überſicht der geſchichtlichen Hauptmomente der Reformation iſt noch über das Für und Wider der Frage, „welchen Einfluß ſie auf die Religioſität und Sittlichkeit, auf die wiſſenſchaftliche und bürgerliche Ausbildung der ihr ergebnen Völker geäußert, und in wie fern ſie der Menſchheit genützt oder geſchadet habe,“ hier um ſo ausführlichere Rechenſchaft zu geben, je allgemeiner dieſer allerdings höchſt wichtige Gegenſtand neuerdings unter den Leſern dieſes Lexikons zum Geſpräch des Tages geworden iſt. Der dargeſtellte Gang der Begebenheiten zeigt, daß die Reformation ohne Verabredung und Plan entſtanden war. Die Gegenanſtalten ihrer Feinde gaben ihr erſt Zuſammenhang und Bedeutung. Die Angriffe leidenſchaftlicher und unverſtändiger Gegner,

die Ränke und Gewaltſchritte der römiſchen Curie, die lauten Stimmen des Beifalls ſeiner Nation trieben Luthers muthvolle Thätigkeit weiter, als er je zu gehen gedacht. Umſtände, deren Zuſammentreffen menſchliche Weisheit weder veranſtalten noch hindern konnte, begünſtigten ſein Unternehmen über alle Erwartung, es wuchs im Kampfe mit Widerſachern, deren Sieg kaum zweifelhaft ſchien, mit innern Störungen, die es in der Geburt zu erſticken droheten (Bauernkrieg, Wiedertäufer), zu einer Macht und Höhe heran, die ihn ſelbſt in Erſtaunen ſetzte. Nach wenigen Jahren des Fortganges der Reformation hing es nicht mehr von ihren Stiftern ab, welche Richtung ſie nehmen ſollte; ſie machte ſich ſelbſt ihren Weg, und ſicherte ſich ihr Gelingen. Wer es weiß, wie in dem Gedränge von Ereigniſſen, die die Reformation begleiteten, die große Idee einer Wiedergeburt des echten Chriſtenthums, eines heiligen Kampfes um ewige Güter vorgewaltet hat, der wird nicht anſtehen, ſie für ein Werk aus Gott zu erklären, deſſen Urſprung reine Wahrheitsliebe, deſſen Wachsthum die unverkennbarſte Probe eines himmliſchen Schutzes war. Einige Schriftſteller der neuſten Zeit, auf die auch das proteſtantiſche Deutſchland hört, haben bald nach ihrem Übertritte zur katholiſchen Kirche der neuen Mutter dadurch zu dienen geſucht, daß ſie die Reformation als Urheberin aller der Übel anklagten, die in den drei letzten Jahrhunderten über die Völker Europa's gekommen ſind. An den bürgerlichen Kriegen, die Frankreich, Holland, Deutſchland und England in dieſer Periode zerrütteten; an dem Blute der Proteſtanten, das katholiſche Regenten und Inquiſitoren mitten im Frieden vergoſſen; an den Hinderniſſen, die Parteigeiſt und Glaubenseifer ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum 18. den Fortſchritten der wiſſenſchaftlichen Cultur in den Weg legten; an der Irreligioſität und dem Unglauben der Kinder dieſes letzten Jahrhunderts; an der Schwäche Deutſchlands, dem Unglück Polens, den Greueln der franzöſiſchen Revolution, und den bis dieſen Tag ſpukenden Ideen des Jacobinismus ſoll das Werk Schuld ſein, das von Allem, was deutſcher Geiſt jemals hervorbrachte, das Größte und Rühmlichſte iſt. Allerdings hat die Reformation bei den politiſchen und wiſſenſchaftlichen Begebenheiten der Zeit, in die ihre Folgen hinabfloſſen, mächtig mitgewirkt: der religiöſe, moraliſche und bürgerliche Zuſtand der europäiſchen Völker in dieſer Periode wurde hauptſächlich von ihr und den Reactionen ihrer Gegner bedingt. Iſt es aber nicht Mißhandlung der Geſchichte, die Nachwehen alter Übel, die die Reformation vorfand, den Drang äußerer Umſtände, die Wirkung fremder Beweggründe, die man ihr beigeſellte, die Unbilden und Grauſamkeiten ihrer Widerſacher ihr ſelbſt beizumeſſen? Das Menſchengeſchlecht kann in keiner Richtung ſeines Strebens zum Vollkommneren Schritte vorwärts thun, ohne eine Zeit lang mit ſich ſelbſt zu kämpfen, und jede Verbeſſerung theuer zu erkaufen. Der den Reformatoren vorſchwebende Hauptgedanke, die urſprüngliche Freiheit des Glaubens und Gottesdienſtes von Menſchenſatzungen zurückzufodern, konnte in der Einkleidung, die ſie ihm gaben, nur zum Beſſern führen. Wo aber perſönliche Leidenſchaft und eigennützige Politik, was urſprünglich Zweck geweſen, zum Mittel ihrer Anſchläge herabwürdigten, da mußte die Entweihung des Heiligen ſich unvermeidlich durch innern Verfall und äußeres Elend rächen. Doch ſolche Ausartungen waren weder allgemein, noch bleibend; nur mehr

Aufſehen erregten ſie, als der viel weiter wirkende, nachhaltige Segen, den das gereinigte Chriſtenthum im Stillen ſchuf. Laſſen wir die Scharfſichtigen, die die Geſchichte conſtruiren, und der Menſchheit beſſer zu rathen meinen, als der, der Alles lenkt, ſich in Muthmaßungen über die Frage erſchöpfen — „welchen Gang das am Morgen des 16. Jahrhunderts aufgeregte Leben der Wiſſenſchaft und das Ringen der Könige um Univerſalherrſchaft genommen haben würde, wenn die gänzliche Unterdrückung des Proteſtantismus in ſeinem Entſtehen gelungen wäre;" — daß hauptſächlich der Einfluß ſeiner Grundſätze die durchgreifenden Verbeſſerungen bewirkte, die in der neuen Zeit faſt auf allen Gebieten des Lebens der europäiſchen Menſchheit zu Stande gekommen ſind, erweiſ't die Geſchichte durch Thatſachen, deren Zeugniß ſein Verdienſt über allen Zweifel erhebt*). — Als Kirchenlehre galt vor der Reformation ein Aggregat gelegentlich aufgekommener Beſtimmungen, worin die Summe derjenigen Dogmen, welche dem göttlichen Anſehen der Hierarchie zur Stütze dienen ſollten, nicht ohne Verfälſchung der Geſchichte mit den dialektiſchen Künſten der ſcholaſtiſchen Philoſophie feſtgeſtellt, aber, was allen Chriſten zu wiſſen nöthig iſt, theils vernachläſſigt, theils verunſtaltet, und das Evangelium Jeſu faſt nicht mehr zu erkennen war. Zwar ſollte, und ſoll auch nach der katholiſchen Anſicht unſrer Tage, was von dieſen kirchlichen Satzungen auf die Bibel nicht gegründet iſt, aus mündlichen Überlieferungen herrühren, die die Kirchenlehrer von den Apoſteln und Vätern empfangen, und Concilien oder Päpſte mit Hülfe des heiligen Geiſtes allmählig bekannt gemacht hätten (ſ. d. Art. Tradition); aber an ihren Früchten erkannte man keineswegs die Spuren des vorgegebenen göttlichen Urſprungs. Bei der Menge vertrat die Stelle der ſubjectiven Religion ein Gemiſch von Furcht und Ergötzen, ein Dienſt voll Mechanismus und Aberglauben: bald bängliche Scheu vor der überlegnen, mit allen Schrecken irdiſcher Noth und ewiger Verdammniß gerüſteten geiſtlichen Macht; bald Augenluſt an dem Schmucke der Kirchen und ihrer Prieſter, Bewunderung ihrer prachtvollen meiſt unverſtändlichen kirchlichen Schauſpiele; bald Beſchäftigung der Phantaſie mit allerlei Legenden und Wundergeſchichten; und ein nach der Schnur der Gewohnheit, wie an den Kugeln des Roſenkranzes, ablaufendes Beten; Beichten, Büßen, Faſten, Wallfahrten und Hingeben reichlicher Spenden an Geld und Geldeswerth, deſſen Trübſeligkeit und Mühe hier ein Schwank, dort eine fromme Vertröſtung erleichtern mußte. Und dieſer mit unzähligen, dem gröbſten Mißverſtande blosgeſtellten Ceremonien überladene Gottesdienſt, der, bei dem Mangel an nöthiger Belehrung der Laien, der einzige Anhalt ihrer Religioſität ſein ſollte, wurde noch dazu an den meiſten Orten von der Kleriſei ſo kalt und handwerksmäßig verrichtet, daß, wenn einzelne Fromme etwas von Theilnahme des Herzens dabei empfanden, die Kirche ſich das Verdienſt, ſolche Regungen erweckt zu haben, nur ſelten zuſchreiben durfte. Die Unwiſſenheit des gemeinen Volks verbarg ihm zwar

*) Zu Vermeidung von Mißverſtändniſſen wird hier bemerkt, daß dieſer Artikel und ein Aufſatz über die Folgen der Reformation in dem Reformationsalmanach auf das Jahr 1817, Erfurt bei Kayſer, einen und denſelben Verfaſſer hat.

die Mängel ſeines Religionszuſtandes, beſſer Unterrichtete ſahen aber bald, daß die durchgängige Beziehung der Lehre auf den Vortheil des Papſtthums und des Cultus auf die ſinnlichen Zeichen des Heiligen, faſt die ganze Andacht der Gläubigen auf Dinge lenkte, die zur chriſtlichen Gotteserkenntniß gar nicht gehören, und eine würdige Gottesverehrung keineswegs befördern. Kein Wunder, daß das Chriſtenthum in ſeiner damaligen Mißgeſtalt bei vielen der vornehmſten Laien und Geiſtlichen, deren Geſchmack ſich durch die erneuerten claſſiſchen Studien gebildet hatte, ein Gegenſtand entſchiedener Verachtung geworden war. Die italieniſchen Kirchenfürſten brauchten es nur als Mittel ihrer eigennützigen Abſichten, und ſetzten ſich dem Unternehmen einer Kirchenverbeſſerung, das ſie für vergeblich und gefährlich hielten, mit einer Hartnäckigkeit entgegen, die alle Vorſchläge zurückwies, und jeden Friedensverſuch vereitelte. Wie ſchwer es auch Luthern anfangs einging, die chriſtliche Kirche von der römiſchen zu unterſcheiden; erſt der öffentliche Bruch mit dem Papſte gab den Reformatoren das Recht, die Laſt verunſtaltender, fremdartiger Bekleidungen der Religion in Lehre und Cultus wegzuwerfen, und ein Chriſtenthum herzuſtellen, das keine Regel und Nahrung der Frömmigkeit kennt, außer der heiligen Schrift keine Foderung macht, als Glauben und Tugend, und anſtatt, wie die römiſche Kirche wollte, das Standesgeheimniß einer privilegirten Prieſterkaſte zu ſein, nun Gemeingut Aller ward. Die fruchtbaren Gedanken, daß es etwas gebe, worüber der Menſch nur Gott und ſich ſelbſt Rechenſchaft ſchuldig ſei; daß in Sachen der Religion kein menſchliches Anſehen gelten konnte, und daher jedermann ihre alleinige Quelle, die heilige Schrift, ſelbſt leſen und durch eigne vernünftige Überzeugung zum Glauben gelangen müſſe; daß nur der Glaube der Theilnehmenden und der erweisliche Nutzen für die Beſſerung den Handlungen des Gottesdienſtes Werth gebe, kurz den Commentar über die Lehre: „Gott wolle im Geiſt und in der Wahrheit angebetet ſein,“ brachten die Predigten und noch mehr die Schriften der Reformatoren in die Maſſe des Volks. Tauſende von Zöglingen der hohen Schulen, von Freunden der Philoſophie und des claſſiſchen Alterthums, von verſtändigen Bürgern und Geſchäftsleuten, von Unzufriedenen im niedern Klerus waren ſchon bereit, zur Verbreitung dieſer Grundſätze mitzuwirken, Fürſten und Adel, ja ſelbſt einige Biſchöfe fühlten die Gewalt der Wahrheit; und die Luſt zu Neuerungen erwachte in den niedern Ständen ſo ſtark, daß man an mehreren Orten auf nichts Geringeres ausging, als alle Bande zu ſprengen. Dieſe mächtige Wirkung ihrer erſten Anſprache munterte die Reformatoren auf, den zweiten Schritt zur Herſtellung der wahren Religion dadurch zu thun, daß ſie ihre Hinderniſſe auch in den kirchlichen Formen wegräumten. Dazu gehörte der Wahn einer ſacramentaliſchen Prieſterweihe, der das geiſtliche Amt über die Menſchheit erhob, einen privilegirten Stand zum Geſetzgeber des Glaubens machte, und jeden Mißbrauch der Kirchengewalt heiligte; der Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienſt, der, wie er getrieben ward, die Verehrung des unſichtbaren Gottes ſelbſt beeinträchtigte; die Transſubſtantiation in der Meſſe, nach der man den Sohn Gottes täglich durch Menſchenhände ſchaffen und opfern ließ, und die Anbetung der Hoſtie rechtfertigte; die letzte Ölung und die Seelenmeſſen, die von der Todesangſt der Sterbenden und von der Trauer um geliebte Todte wucherliche Zinſen zogen; und eine Menge anderer Ceremonien, geheiligter Poſſen und Tändeleien, die

die Andacht zerſtückelten, und die Übung der Religion zum Kinderſpiel herabwürdigten. Die Vorwürfe der Abgeſchmacktheit und Willkür, die der Gebildete ſonſt der kirchlichen Religion machen konnte, verloren auf dem Gebiete des Proteſtantismus durch die Abſtellung dieſer Mißbräuche ihren Sinn und auch ſchwächere Augen mußten ſich daran gewöhnen, den Tempel der Wahrheit ſelbſt zu ſchauen, da das ſchwerfällige Gerüſte, mit dem die vergangnen Jahrhunderte ihn verbaut hatten, nun hinweggenommen war. Von abergläubiſchen Mährchen und ſchlauen Erfindungen der Herrſchſucht richtete ſich der religiöſe Glaube nun auf einen Gegenſtand, den er feſthalten konnte, ohne den Gebrauch der Vernunft aufzugeben, da die ewige Wahrheit des Evangeliums durch Luthers treffliche Verdeutſchung und treue Überſetzungen in andere Sprachen, durch die auf ſeinen Grund gebauten Predigten und Liturgien in den Landesſprachen, durch Katechismen und faßliche Lehrbücher unverfälſcht zur allgemeinen Kenntniß kam. Zu ſeiner urſprünglichen Beſtimmung zurückgeführt, widmete das chriſtliche Lehramt bei den Proteſtanten ſich ausſchließlich der Sorge, das Wort Gottes zu erläutern und auf die Erbauung der Gemüther anzuwenden, Schulen für die verwahrloſ'te Jugend zu errichten, und die vorhandenen zu verbeſſern. Den hierarchiſchen Vorrechten entſagend, wodurch ſie vom Volke geſchieden geweſen waren, theilten die Lehrer der Religion alle ihre Erweckungsmittel und Segnungen mit den Laien. Jeder Proteſtant erhielt den Genuß des Kelchs im Abendmahle, jeder konnte die einfache Feier des Gottesdienſtes verſtehen und in die heiligen Lieder mit einſtimmen. Statt der Menge zerſtreuender Bilder und Zierrathen erfüllte die gereinigten Kirchen nun ein frommes Volk, das den Sinn der göttlichen Offenbarungen erkennen, den Troſt der göttlichen Verheißungen auf ſich anwenden, und die Würde begnadigter Kinder des Vaters im Himmel — der nicht mehr gehüllt in einen Hofſtaat fabelhafter Heiligen, ſondern dargeſtellt allein durch ſeinen Sohn, den Seelen näher kam — empfinden lernte. So gewann die Gottesverehrung, wo der Proteſtantismus Eingang fand, jene Einfalt, Wärme und Herzlichkeit wieder, die ſie unter den erſten Chriſten gehabt hatte. Sie wurde ein gemeinſchaftliches Werk und ein um ſo innigeres Band der Vereinigung mit Gott und unter einander, je kräftiger das Gefühl: „dieſen neuerworbenen Zuſtand der Religion gegen Gefahren und Angriffe von außen vertheidigen zu müſſen,“ die Flammen der Religioſität anfachte, und zur Liebe gegen die Glaubensgenoſſen ermunterte. Ganz unſtreitig ging daher aus der Reformation keine Folge unmittelbarer hervor, als dieſe von ihr verbreitete, hellere Gotteserkenntniß und reinere Frömmigkeit, welche die ſonſt der Phantaſie und den Sinnen dienende R e l i g i o n zu einem Gegenſtande gründlicher Einſicht, freier Überzeugung und tiefer Empfindung des Herzens gemacht hat. Nicht als ob dieſer wohlthätige Einfluß gleich allgemein und vollſtändig zu Tage gekommen oder in keiner Periode der weitern Entwickelung des Proteſtantismus geſtört worden wäre: die beſten Ideen, die weiſeſten Anſtalten gelangen nur nach und nach, und nie ohne Beiſatz menſchlicher Schwachheit, zur wirklichen Ausführung. Wollen wir das Zeitalter der Reformation und den Geiſt, der die erſte Generation ihrer Freunde beſeelte, richtig beurtheilen, ſo erkennen wir darin die Periode des Kampfes und der Abſonderung, wo neben dem ſtillen Wirken des neuen Lichtes doch auch ſtarke Leidenſchaften ſich gegen die

ſtets geſchäftigen Feinde und falſchen Brüder in Bewegung ſetzten und — da nun einmal der Funke der Wahrheit in den Gemüthern gezündet hatte — Viele in der Hitze ihres Eifers für die Behauptung des Errungenen lieber handeln und ſtreiten, als ruhig prüfen und planmäßig ordnen mochten. Daher auf Kanzeln und in Flugſchriften das heftige Schmähen gegen Andersdenkende, das, wohl durch die Drohungen, Gewaltthaten und Ränke der Gegenpartei genugſam herausgefodert, durch den derben Ton und kriegeriſchen Geiſt des Zeitalters entſchuldigt, aber der innern Ausbildung des Proteſtantismus immer hinderlich war. Daher die Übereilungen ſtürmiſcher Verbeſſerer, welche die Reformatoren nicht unſchädlich machen konnten, ohne von den Formen des verdrängten Aberglaubens um der Schwachen willen mehr beizubehalten, als eine folgerichtige Anwendung ihrer Grundzüge zugelaſſen hätte. Daher jene Meinungskriege der Theologen, die nicht nur das Zuſammenwirken der ſchweizeriſchen Reformatoren mit den ſächſiſchen hinderten, ſondern auch gewiſſen, minder weſentlichen Lehrſätzen eine temporäre Wichtigkeit gaben, welche in den ſpäter beſtimmten Lehrbegriff, beſonders der Lutheraner, merkliche Mißverhältniſſe und Muttermähler der Zeit ſeiner Entſtehung gebracht hat. Gerecht waren die ſtarken Erklärungen, mit denen die echten Proteſtanten ſich von allem Zuſammenhange ihres Werkes mit den Ausſchweifungen der Wiedertäufer, den Schwärmereien der Schwenkfeldianer und den Willkürlichkeiten der Socinianer losgeſagt haben. Dieſe, wohl durch die Reformation veranlaßten, aber von ihrem ſchriftmäßigen Wege abgewichenen Secten näherten ſich erſt nach vielen Verirrungen dem Geiſte des wahren Proteſtantismus in einigen Puncten, ohne ihren Grundirrthümern zu entſagen (vergl. d. Art.). Aber daß im Gedränge jener Streitigkeiten der Glaube manches evangeliſchen Theologen in Halsſtarrigkeit und Vorurtheil ausartete; daß die unſelige Sectirerei, ja die Verketzerungsſucht ſich bei einigen einſchlich; daß hauptſächlich dieſe Unart, die in den adiaphoriſtiſchen und interimiſtiſchen Händeln von Lutheriſchen Zeloten heftig angefeindeten ſogenannten Adiaphora — Altäre, Lichter, Bilder, Meßgewänder, Chorhemden, Oblaten, Privatbeichte, Exorcismus und ſelbſt die Stellung der Worte, „Vater unſer" ſtatt „Unſer Vater" — in Folge der kryptocalviniſchen Unruhen zu Parteizeichen der Lutheraner machte: dies kann hier um ſo weniger verſchwiegen bleiben, je unverhältnißmäßigeren Werth man dieſen Dingen beinahe zwei Jahrhunderte hindurch beigelegt hat. War jedoch das Streiten in Sachen der Religion überhaupt ein aus der alten Kirche geerbtes Übel, dem die Reformation nur neue Gegenſtände gab, ſo konnte es am wenigſten da unterbleiben, wo eine neue Form des Glaubens zur Gewißheit und Gültigkeit kommen ſollte. Wie viel es zur Erreichung dieſes Endzwecks beigetragen, wie heilſam es auf die genauere Beſtimmung einzelner Theile der Lehre gewirkt, welches lebhafte Intereſſe für die Religion es rege erhalten hat, wird jeder geſtehen, der nicht blos die ſchlimmen Seiten und nachtheiligen Folgen jener Händel hervorheben will. Auch unterſchied ſich ihr Gang und Charakter meiſt durch religiöſen Ernſt und gewiſſenhaften Eifer von dem frivolen Gezänke der philoſophiſchen Schulen, und nie bemächtigten ſie ſich der proteſtantiſchen Kirche in ſolchem Umfange, daß nicht unzählige Prediger mit ihren Gemeinden den Segen der Reformation ungeſtört genoſſen, und in Übungen lautrer Frömmigkeit Geiſt und Herz zum Guten geſtärkt hätten. Im-

mer blieb in den Zeiten nach der Reformation aufrichtige Religioſität der herrſchende Charakter der Proteſtanten, freilich bei beiden Parteien nicht auf gleiche Art. Denn daß die Evangeliſch-Lutheriſchen in ihrem Begriff vom Abendmahl noch Geheimniſſe ehrten, während die Reformirten alles dem Verſtande unterwarfen, brachte weſentliche Verſchiedenheiten in die Natur ihres religiöſen Sinnes. Doch fand der Leichtſinn und Unglaube, den der kalte Indifferentismus vieler katholiſchen Großen in Italien und Frankreich nährte, bei beiden Parteien nur ſelten Eingang. Sie meinten es viel zu ehrlich mit ihrem Glauben, ſie waren zu gründlich von ſeinen Wahrheiten unterrichtet und überzeugt, als daß ihnen das Heilige hätte gleichgültig werden können; ja ſie zeigten ſich bereit, wo es galt, Gut und Blut daran zu ſetzen. Und genährt wurde dieſer fromme Sinn durch die rührende Feierlichkeit der Andachtsübungen, die nicht nur die Gläubigen in der Kirche ſondern auch in der Stille des Hauſes die Familien um ihre Väter verſammelte. Das treue Gedächtniß bewahrte reiche Schätze von bibliſchen Sprüchen, von kernhaften, geiſtlichen Liedern, deren nie eine Kirche mehr und ſalbungsvollere beſaß, als die proteſtantiſche in Deutſchland und Frankreich. Sie gingen belebend von Mund zu Mund, ſie begleiteten die Bekenner des Evangeliums zu ihren Geſchäften und Unternehmungen, bei allen Abwechslungen ihres Schickſals als unzertrennliche Gefährten, ernſte Erinnerer und kräftige Tröſter; ſie thaten, nach dem eignen Geſtändniſſe der Katholiſchen, dem Papſte mehr Abbruch, als die gelehrteſten Schriften der Reformatoren. Das fleißige Leſen der Bibel, und der viel wirkenden Erbauungsbücher von Arnd und andern Asceten, erſetzte in Zeiten, wo die Polemik ſich der Kanzeln bemächtigt hatte, Unzähligen den Mangel geiſtreicher und herzlicher Predigten, und Spener fand, unter den Laien noch mehr als unter den Theologen, empfängliche Gemüther für ſeine frommen Wünſche und heilſamen Rathſchläge. Durch dieſen einflußreichen Mann gewann der religiöſe Charakter der evangeliſchen Kirche neues Leben; eine erbaulichere Methode im Predigen, und ein beſſerer Volksunterricht rief den im Dienſte des Buchſtabens der ſymboliſchen Bücher faſt erſtarrten Geiſt des Proteſtantismus wieder hervor. Wo der mit Speners Bemühungen genau zuſammenhängende Pietismus nicht in Trübſinn und Heuchelei ausartete, hegte er Keime und Anſtalten der Frömmigkeit, denen die alterthümliche Gottesfurcht, in der die Väter des jetztlebenden Geſchlechts auferzogen wurden, vorzüglich zuzuſchreiben iſt. Ja ſelbſt unſerer Zeit, der nicht ohne Grund vorgeworfen wird, „daß ſie die Bibel lieber meiſtern als brauchen wolle," fehlt es unter denen, die weniger klügeln und ſchreiben, als glauben und gehorchen, nicht an zahlreichen Beweiſen, wie wohlthätig die Folgen der Reformation für die Religioſität ihrer Freunde fortwirken. — Nicht geringeres Verdienſt hat ſie um die Sitten. — Da zu der noch keineswegs ganz überwundenen Rohheit und Völlerei früherer Jahrhunderte im 15. ſich vorzüglich unter den Geiſtlichen jede Ausſchweifung der Wolluſt und Üppigkeit geſellt hatte, griffen die Reformatoren dieſen faulen Fleck am ſtärkſten an. Indem ſie das Geſetz des blinden Gehorſams gegen den Papſt und andre Kirchenobern aufhoben, die Meinung von der Verdienſtlichkeit der ſogenannten guten Werke (willkürliche Büßungen, Faſten, Schenkungen) und den Wahn, daß äußerliche Beobachtung der kirchlichen Vorſchriften Tugend und ein Überverdienſt derſelben, womit — wie 1342 zu glau-

den verordnet worden war — die Heiligen den Schatz der Kirche bereichert hätten, auch nur möglich ſei, widerlegten; ſetzten ſie das erſtickte ſittliche Urtheil der Einzelnen wieder in freie Bewegung, und begründeten die reinern Begriffe, die die Proteſtanten, ſtatt jener mit allen Laſtern verträglichen Legalität, Heiligkeit der Geſinnung und Unſchuld des Wandels als die Aufgabe ihres Lebens betrachten lehren. Mit jenen Grundirrthümern der Kirchenmoral hingen Gebräuche zuſammen, deren anfangs vielleicht wohlgemeinte Stiftung eine den Sitten höchſt verderbliche Praxis zur Folge hatte: die Ohrenbeichte, die als ein Mittel der Herrſchaft über die Gewiſſen und über die Familiengeheimniſſe der Laien gebraucht wurde; die Pönitenzen oder Kirchenſtrafen, die man den Sündern auflegte, und den Ablaß oder die Indulgenzen, wodurch man ſie ihnen für gute Bezahlung wieder abnahm; die Wallfahrten, zu denen Scharen troſtbedürftiger Laien ſich verbanden, um dieſen Erlaß bei Gnadenbildern zu ſuchen, und ſich gemeinſchaftlichen Ausſchweifungen zu ergeben. Indem die Reformatoren dieſe Mißbräuche, die die Sündenvergebung in den Augen des Volks für Geld feil machten, gänzlich abſtellten, entriſſen ſie der Unſittlichkeit den Schutz geſetzlicher Duldung, und leiteten die Bußfertigen an, das Heil ihrer Verſöhnung mit Gott allein durch Glauben und neuen Gehorſam zu ſuchen. Und da ſie nun auch jene finſtere Ascetik — die unmenſchlichen Selbſtpeinigungen, abſtumpfende Einſamkeit, Armuth, Blöße, Schmutz, Hunger und Elend, ja ſelbſt privilegirte Bettelei und Müßiggang für gottgefällige Dienſte und Stufen zur höchſten Vollkommenheit ausgab — in ihrer Schändlichkeit darſtellten; da ſie die Klöſter öffneten, Mönche und Nonnen ihrer Gelübde entließen, und den Lehrern der Religion die Ehe erlaubten: wurden mit einem Schlage die Werkſtätten des Aberglaubens, die Hauptſitze ſtummer Sünden und verborgner Greuel, zerſtört, eine Menge verkümmerter Geſchöpfe befreit und der Menſchheit wiedergegeben, und die unheiligen Flammen einer Brunſt, die tauſend reichbegabte Naturen ſchmählich verzehrt oder ſich durch Verführung der Unſchuld geſättigt hatte, in die Schranken rechtmäßiger Neigung zurückgeführt, und in Beförderungsmittel des Familienglücks verwandelt. So haben die Reformatoren durch Aufhebung des Cölibats und der Klöſter die Natur wieder in die Rechte eingeſetzt, die ſie zu einer Pflegerin der Sittlichkeit machen. Daß ſie der Ehe die ihr aufgedrungne ſacramentaliſche Unauflöslichkeit nahmen, und für gewiſſe Fälle (ſ. d. Art. Ehe) Scheidung geſtatteten, war nur eine Maßregel zur Sicherſtellung perſönlicher, Rechte die der Würde des Eheſtandes nie nachtheilig werden konnte, hätte nicht der Leichtſinn des gegenwärtigen Geſchlechts jene urſprünglich ſehr eingeſchränkte Erlaubniß gemißbraucht. Was aber nächſt der Beſeitigung ſolcher in der alten Kirche gehegten Hinderniſſe der Moralität das Verdienſt der Reformation um die Sitten in das hellſte Licht ſtellt, iſt die Thatſache, daß ſie den genauen Zuſammenhang der Religion mit dem täglichen Leben zur Anerkennung gebracht, reinere Beweggründe des Handelns gegeben, und das ſittliche Gefühl, deſſen Werk ſie ſelbſt war, bei den proteſtantiſchen Völkern — ohnehin den ernſthafteren und gediegnern — zu einer Begeiſterung angefacht hat, die in allen Zweigen des öffentlichen und häuslichen Lebens herrliche Früchte trug. Nicht nur gingen die Reformatoren ſelbſt mit den edelſten Beiſpielen moraliſcher Würde und Pflichttreue voran, auch unter ihren Anhängern erzeugte die Kraft des Evangeliums und die Kenntniß, die jeder

Stand von von ſeinen Pflichten erhielt, jene Rechtlichkeit, Zucht und Selbſtbeherrſchung, die überall, wo der Proteſtantismus obſiegte, dem geſellſchaftlichen Leben eine beſſere Geſtalt gab. Auf Gott und den Richter im eignen Innern zurückgewieſen, erhoben ſich die vom Zwange menſchlichen Anſehens befreiten Gemüther zu der Gewiſſenhaftigkeit, welche der Grundcharakter des wahren Proteſtantismus iſt. Die Redlichkeit und der Edelſinn der evangeliſchen Fürſten beſchämte die Argliſt der römiſchen Politik. Ein Heldenmuth, der für die Sache der Wahrheit alles Irdiſche aufzuopfern wußte, eine Standhaftigkeit im Bekenntniſſe des Glaubens, eine Freudigkeit unter den härteſten Drangſalen, eine Zuverſicht und Faſſung im Tode, deren Beiſpiele die Welt mit Bewunderung ſah, zeigte ſich unter Hohen und Niedern. Im erſten Schwunge dieſes Heroismus wurden Thaten gethan und Tugenden ausgeübt, die an den Geiſt der Apoſtel und erſten chriſtlichen Märtyrer erinnerten. Die ſpaniſchen Inquiſitionsgerichte, die in den Niederlanden gegen die Evangeliſchen wütheten, ſahen ſich bewogen, von öffentlichen zu geheimen Hinrichtungen überzugehen, um dem Volke den Anblick der Seelengröße ihrer Schlachtopfer zu entziehen. Auf dieſer Höhe konnte nun freilich die ſittliche Stimmung der Proteſtanten nicht lange bleiben, ſchon manche der erſten hatten die Loſung der evangeliſchen Freiheit zum Deckmantel eines wüſten Lebens gemißbraucht, und je mehr die Zahl der Proteſtanten anwuchs, deſto häufiger gab es unwürdige Glieder in den Gemeinden. Über dem Dringen auf Rechtgläubigkeit wurde, beſonders unter Lutheriſchen — denen es überhaupt an einer wohlgeordneten Kirchenzucht fehlte — die ſittliche Bildung bisweilen vernachläſſigt, und hie und da nahm der Mißverſtand von Luthers Lehre, daß der Glaube allein ſelig mache, gar Gelegenheit zur Beſchönigung des laſterhaften Wandels. Aber ungeachtet dieſer Mängel erhielt von den heilſamen Wirkungen der Reformation für die Moralität ihrer Anhänger immer noch mehr, als der neuerdings über die Periode von der Mitte der 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts wiederholt verhängte Tadel zugeſtehen mag, Beſtand und Dauer. Den ſchnellſten Eingang hatte ſie in dem durch die Verfaſſung der Städte zu ſelbſtſtändiger Würde gelangten Bürgerſtande gefunden, an welchen die proteſtantiſche Geiſtlichkeit ſich nun durch Gemeinſchaft der Lebensweiſe, der Intereſſen und Familienbande innig anſchloß. Der von ihr ins Leben gerufene ſittliche Geiſt wurzelte tief und bleibend bei dieſer zahlreichen, vor andern blühenden Claſſe des Volks. In den Städten wurden Anſtalten zum Unterrichte der Jugend und zur Verſorgung der Armen gegründet, Sittengeſetze gegeben, und Einrichtungen zu Bewahrung geziemender Ehrbarkeit getroffen, unter deren Einfluſſe die Tugenden der Ordnungsliebe, Mäßigkeit und Sparſamkeit gediehen, der durch Abſchaffung überflüſſiger Feſttage geförderte Gewerbfleiß ſich frei und fröhlich regte, und eine öffentliche Meinung ſich ausbildete, die ſolche Strenge, Lauterkeit und Gewalt über die Seelen ſonſt nirgends erhalten hat, als unter den Proteſtanten. Offenbar gewannen hierin die Reformirten den Vorzug vor den Lutheriſchen. Die reformirte Schweiz, insbeſondre Genf, wo Calvin die Kirchenzucht angeordnet, und ein Sittengericht aus Geiſtlichen und Laien eingeſetzt hatte, gab ein in ſeiner Art einziges Beiſpiel von Reinheit der Sitten, dem die franzöſiſchen, holländiſchen und die presbyterianiſchen Gemeinden in Schottland und England nachfolgten. Wie heilſam und nachhaltig jedoch die Wir-

kung der Reformation auf den Zuſtand der Sitten ihrer Anhänger überhaupt war und noch iſt, hat bis auf die neuern Zeiten der Abſtich katholiſcher Länder von den proteſtantiſchen jedem Reiſenden gezeigt. Wenn er in jenen meiſtentheils vorherrſchende Sinnlichkeit, Rohheit, Schmutz, Trägheit, Bettelei und Unordnung im öffentlichen und häuslichen Weſen ſah, empfangen ihn in dieſen faſt überall wohleingerichtete Verfaſſungen, nützliche Anſtalten des Gemeingeiſtes, edlere Formen des Lebensgenuſſes, geſittete, nüchterne, reinliche, arbeitſame Menſchen, deren wohlgeordnetes Verhalten, deren Wirthſchaftlichkeit und häusliches Glück achtunggebietende Zeugen ihres ernſten Sinnes und ihrer moraliſchen Bildung ſind. Daß dieſe Züge eines veredelten Zuſtandes der Sitten ſich in den kleinen Gemeinden der Herrnhuter, Methodiſten und ähnlicher proteſtantiſchen Secten, welche die muſterhafte Kirchenzucht der mähriſchen Brüder angenommen haben, weit vollkommner vereinigen, als in den weitumfaſſenden Sprengeln der beiden evangeliſchen Hauptparteien, wird nicht befremden. Ob es aber nun beſſer ſei, der unbeſchränkten Freiheit, welche die evangeliſche Kirche ihren Gliedern im ſittlichen Handeln läßt, durch Maßregeln einer ſtrengern Disciplin Grenzen zu ſetzen, oder, wie bisher, von der Kraft des göttlichen Wortes allein die Früchte wahrer Beſſerung zu erwarten, wagen wir nicht zu entſcheiden. Genf behauptet nicht mehr den alten Ruhm ſeiner Moralität, die reformirte Kirche ſieht jetzt der Lutheriſchen in Hinſicht der Sitten faſt durchaus ähnlich. Den Zwang pietiſtiſcher Bußanſtalten hat die heitere Pädagogik der Neuern abgeworfen; ſelbſt die fromme Brüdergemeinde fängt an, über das Streben ihrer jüngern Glieder nach Ungebundenheit zu klagen. Ein andrer, freier, ja hier und da zügelloſer Zeitgeiſt gebietet über die Lebensordnung und Handlungsweiſe der Proteſtanten und von den Folgen der Reformation für die Sittlichkeit der ihr ergebnen Völker blieb dem heutigen Geſchlechte kaum etwas mehr als was, wie jene häuslichen und bürgerlichen Tugenden, in ihre Nationalität verwachſen, oder in den Grundſätzen ihres Lehrbegriffs aufbehalten iſt. Doch eben dieſe hauptſächlich von der Reformation bedingten Volkseigenthümlichkeiten, eben dieſe durch ſie geltend gewordenen und jetzt in der Wiſſenſchaft herrlich entwickelten reinen Grundſätze der Moral bezeugen, daß ihr Geiſt noch lebt und kräftig fortwirkt, wenn auch ihre Formen einer neuen Ordnung der Dinge weichen. — Langſamer, aber viel freier, als auf andern Gebieten des Lebens der Proteſtanten geſchehen konnte, haben die Folgen der Reformation ſich auf dem Felde der Wiſſenſchaft entwickelt. Die Beſchäftigung mit den claſſiſchen Alten war im Anfange des 16. Jahrhunderts nur ein geiſtiger Luxus weniger Vornehmen und Gelehrten, und ſie mußte es bleiben, wo der Papismus galt, der wohl dieſe Lectüre, aber unmöglich die philoſophiſchen Folgerungen und praktiſchen Anwendungen davon auf die ihm unterworfene Gegenwart dulden konnte, ohne ſich ſelbſt zu zerſtören. Leo X. verbot daher ſchon 1515 den Druck von Überſetzungen der Alten in die Landesſprachen, während er die Humaniſten ſelbſt ſchützte, und königlich belohnte. Pomponaz mochte zu Bologna die Grundloſigkeit der wichtigſten Religionslehren aus dem Geſichtspuncte der philoſophiſchen Erkenntniß lehren; man überließ es ſtreitluſtigen Mönchen, ſich mit ihm zu meſſen. Peter Aretin mochte ſeinen Witz in giftigen Spottſchriften und obſcönen Gedichten auslaſſen: Leo X. und ſeine Nachfolger überhäuften ihn dafür mit Ehre und Reichthum, und Rom

nannte dieſes Ungeheuer an Laſter und Bosheit den Göttlichen. Die Wiſſenſchaften mochten überhaupt Pflegerinnen des Unglaubens und Sittenverderbens werden, wenn nur kein Zweifel am Primat des Papſtes in Umlauf, und kein Strahl vernünftiger Einſicht unter das Volk kam. Mit der gelehrten Schwelgerei, zu der Italien die wiedererweckten Alten brauchte, ging ein planmäßiger Obſcurantismus Hand in Hand. Es fehlte wenig, daß nicht die heilige Schrift, von der kaum Einer im Klerus der größten Sprengel das Original kannte, ſelbſt in den Index der verbotenen Bücher geworfen wurde, in den ſchon alle Überſetzungen, außer der lateiniſchen Kirchenverſion, gehörten. Die Geiſtlichen, die gegen Reuchlin das Wort führen durften, wußten von keinem neuen Teſtamente in griechiſcher Sprache, und hielten das Hebräiſche gar für eine argliſtig erſonnene Hexenſprache. Die Philoſophie der Scholaſtiker folgte dem Ariſtoteles; doch nicht dem Lehrer des Alexanders ſelbſt, ſondern einem Gewebe unfruchtbarer Subtilitäten und abenteuerlicher Erörterungen, das von ſeinen Pflegern Ariſtoteliſche Weisheit, von Luthern aber mit Recht ein fauler, kalter, todter Heide genannt wurde. Hatte alſo auch das Studium der alten Sprache, der allgemeine Gebrauch der lateiniſchen, als Mittel des gelehrten Verkehrs, und die Erfindung der Buchdruckerkunſt den Anbau der Wiſſenſchaften vorbereitet, das Element, in dem ſie allein gedeihen können, und die Richtung zur Gemeinnützigkeit erhielten ſie erſt durch die Reformation. Dieſe zerbrach die Feſſeln der Vormundſchaft, die eine verfinſternde Hierarchie über die Geiſter ausübte, nahm dem Klerus das ſchlecht benutzte Monopol der Gelehrſamkeit, begründete und ſchützte die Freiheit der Gedanken und der Preſſe, weckte den Unterſuchungsgeiſt und die Wißbegierde, und öffnete der Kritik in allen Zweigen der Erkenntniß eine ſchrankenloſe Bahn, auf welcher die von ihr geſchaffene unabhängige Republik der Gelehrten ihre Geſetze fand, und ihre Eroberungen machte. Mochten unter den erſten Vordermännern derſelben ruhige Weiſe ſein, die, wie Erasmus, der alten Kirche ergeben blieben; gedient haben ſie ihr nicht, und durch ihre Grundſätze, durch ihr Streben, durch den Geiſt ihrer Werke gehörten ſie unſtreitig den Evangeliſchen an. Das Princip der Freiheit von jeder menſchlichen Autorität hatte dieſen einmal das Fundament aller wiſſenſchaftlichen Bildung in die Hände gegeben; die Schulen und Univerſitäten — die ſie verbeſſerten, ſtifteten, enge mit einander verbanden, und durch neue Zuflüſſe aus den erledigten Stiftern bereicherten — wurden Freiſtätten des Lichtes, aus denen der Gelehrtenſtand ſich eine viel größere und gründlicher gebildete Zahl neuer Glieder heranzog, als ihm ſonſt aus den Unterrichtsanſtalten der alten Kirche zugewachſen war. Die durch Aufſtellung der Bibel, als alleiniger Glaubensnorm, begründete Pflicht jedes Theologen, ihren griechiſchen und hebräiſchen Text zu verſtehen, führte die Proteſtanten von ſelbſt zur allgemeinen Beſchäftigung mit der Sprache Homers und Plato's, welche Reuchlin eben erſt den Deutſchen empfohlen hatte, und zum Anbau der orientaliſchen Literatur, von der damals nur Araber und Juden etwas wußten. Eine Menge alter Handſchriften griechiſcher und lateiniſcher Werke, die man bisher entweder gar nicht, oder doch nur einſeitig gekannt hatte, kam aus den beſtäubten Bibliotheken der aufgelöſten Klöſter zum Vorſchein, und durch den kritiſchen Fleiß meiſt proteſtantiſcher Gelehrten in den öffentlichen Gebrauch. Mit jugendlicher Kraft und Friſche entfaltete ſich ein neues Leben der Wiſſenſchaft in der

Periode, wo Melanchthon — der durch ſeine Studien nur ſelbſt weiſer und beſſer werden wollte — und der thätige, kühne Calvin die Lehrer Deutſchlands und Frankreichs waren. Auffallend hat dieſer Segen der Reformation ſich durch die Thatſache bewährt, daß vor ihrem Beginn das ſüdliche Deutſchland dem nördlichen an literariſcher Cultur überlegen geweſen, und ein halbes Jahrhundert ſpäter — wo der Proteſtantismus im Norden obgeſiegt, im Süden dagegen den Druck der Intoleranz zu tragen hatte — das umgekehrte Verhältniß eingetreten; und daß überhaupt ſeit jener Epoche das proteſtantiſche Gebiet von Europa dem katholiſchen in wahrer Geiſtesbildung weit vorausgeeilt iſt. Jene Rückſchritte zum dickſten Aberglauben, die die päpſtliche Hierarchie in ihrem Wirkungskreiſe erzwang, um die Spuren der Reformation zu verwiſchen, können dieſer nicht zum Vorwurfe gereichen. Sie hat ſie veranlaßt, in ſo fern ſie das Syſtem des Prieſterdespotismus erſchütterte; aber welcher vernünftige Grund nöthigte die Katholiſchen, ein Syſtem aufrecht zu erhalten, das nur der Herrſucht und Geldgier des römiſchen Hofes diente? Gegründeter ſind die Klagen über den Stillſtand der Aufklärung, den die unverſtändige Lutherolatrie, das Kleben am Buchſtaben der Concordienformel, und die oft kleinliche Zankluſt der Theologen in der evangeliſchen Kirche verurſachte. Das Fortſchreiten der wiſſenſchaftlichen Bildung hat der Geiſt jener ſteifen, ſtreitluſtigen Orthodoxie ohne Zweifel gehemmt. Zwar erhielt er ſich frei von den Schwärmereien der Wiedertäufer, die alle Gelehrſamkeit verwarfen; aber er gab doch der akademiſchen Studienweiſe und literariſchen Thätigkeit auf lange Zeit eine verkehrte polemiſche Richtung, er umſchloß die gelehrte Welt mit zunftartigen Schranken, verſchuldete das Eindringen eines todten Schlendrians in die von den Reformatoren aufgerichteten Volksſchulen, und brachte in die kirchlichen Ämter, ſtatt helldenkender gemeinnütziger Lehrer der Religion, häufig nur ungelenke Eiferer, von denen ſelten ein faßlicher praktiſcher Vortrag zu hören war. — Viel beſſer erfüllten die reformirten Gelehrten im 17. Jahrhundert ihre Beſtimmung. Von keiner ſo enge begrenzten Lehrform gedrückt, ungeachtet aller Ehrfurcht, die den Manen eines Zwingli, Calvin, Beza, Ökolampadius u. ſ. w. gebührte, doch an ihre Worte nicht ſtrenge gebunden, führten ſie das von dieſen großen Männern begonnene Werk ſeiner Vollendung näher; zeigten ſie ſich in ihren Nachforſchungen freier, in ihrem Eifer gemäßigter, als die Lutheriſchen. Nur die Epoche der dordrechter Synode bewies, daß es auch unter den Reformirten Andächtelei und unverſtändigen Glaubenseifer gab, und gerade das freie Holland der Schauplatz ſeiner unverzeihlichſten Äußerungen ſein mußte. Doch füllen die berühmten Namen reformirter Philologen, Exegeten, Kritiker, Philoſophen, Rechtslehrer und Hiſtoriker den bei weitem ſchönſten und reichſten Theil der Culturgeſchichte dieſes Jahrhunderts aus. Gründliche Gelehrte hatte damals zwar auch die Lutheriſche Kirche, aber an Geiſt und Geſchmack ſtanden die meiſten tief unter den Heroen der Literatur, die die reformirte zum Theil in Frankreich, mehr noch in Holland und England zählte. Erſt im 18. Jahrhundert vermochte jene ſich im Wetteifer mit dieſer zu meſſen, ja ſeit der Mitte deſſelben ſie durch ihre Verdienſte um die theologiſchen, hiſtoriſchen, philoſophiſchen und philologiſchen Wiſſenſchaften noch zu überflügeln, ſo daß man mit Recht ſagen kann, „die Ströme des Lichtes, das dem Proteſtantismus eigenthümlich iſt, machten von ſeiner

Wiege aus den Weg durch die Länder der Freiheit, um, nach beinahe zwei Jahrhunderten, mit neuem Vorrathe bereichert, zu ihr zurückzukehren, und auf deutſchem Boden neue herrlichere Schöpfungen hervorzubringen.“ Denn ganz unſtreitig ſind es ſeine Grundſätze, die in dieſem Gange ihrer Entwickelung mehrere Hauptwiſſenſchaften, wie die Kritik des Textes der heiligen Schrift, die Hermeneutik, die Exegeſe, das Studium der chriſtlichen und orientaliſchen Alterthümer, die chriſtliche Moral, das Staats-, Natur- und Völkerrecht erſt geſchaffen — andere, wie die Philoſophie (die der Proteſtantismus von den ſcholaſtiſchen Feſſeln befreite), die Philologie (der er neuen Stoff, geſundere Logik und wohlthätigen Einfluß auf die Nationalſprachen gab), die Jurisprudenz (die er aus der Dienſtbarkeit päpſtlicher Satzungen erlöſ'te, und auf die Natur und Geſchichte des Menſchen bauen lehrte), die Welt- und Kirchengeſchichte (die er reicher, unbefangner und muthiger machte), die Aſtronomie und Naturwiſſenſchaft (die er aus den Schranken geheiligter Irrthümer hervorzog, und gegen den Aberglauben ins Feld ſtellte), weſentlich verbeſſert, und mit neuem Leben beſeelt haben. Wie ſehr auch die Jeſuiten ſich anſtrengten, vergeſſen zu machen, in welchem Widerſpruch das Papſtthum mit dem Zeitgeiſte ſtand, und den wiſſenſchaftlichen Ruhm der Proteſtanten zu überbieten; zu bald ſah man es ihrer Willkür in der Behandlung der Alten, ihren Verdrehungen der Wahrheit in der Philoſophie und Geſchichte, ihrer laxen Moral und ſeichten Theologie an, daß es ihnen nicht um die Ehre Gottes, noch um die Würde der Wiſſenſchaft, ſondern lediglich um irdiſche Nebenzwecke zu thun war. Und in ihrer eignen Kirche mußte der, ohne die Reformation wohl ſchwerlich ins Leben gekommene, für Religion und Moral ungemein wichtige Janſenismus aufſtehen, um ihre Blöße aufzudecken, und dieſe gefährlichſten Gegner der Proteſtanten mit ihren eignen Waffen zu ſchlagen. Ja, ihrem ganzen Orden bereitete die Aufklärung, der ſie entgegen gearbeitet hatten, den Untergang; und während ihre Kirche an der Lücke, welche ihre Aufhebung im öffentlichen Unterrichtsweſen machte, mit Reue wahrnahm, „ſie habe ihnen zu viel vertraut,“ fiel aus den Höhen der proteſtantiſchen Gelehrtenwelt ein Blick der Liebe auf die lange vergeſſene, der frommen Bemühungen des Pietismus wenig froh gewordene Jugend der Niedern im Volke. Die Reformation äußerte nun erſt ihren umfaſſendſten Einfluß auf die Geiſtesbildung der Nationen, durch die zweckmäßige Verbeſſerung der Stadt- und Landſchulen, worin Holland und Deutſchland das meiſte thaten, durch die Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe, heller Einſichten und belebender Ideen in der Maſſe des Volkes. Kein katholiſches Land kann ſeinen Pöbel in dieſer Hinſicht mit den unterſten Ständen der proteſtantiſchen Länder vergleichen; und während dort ſelbſt der Mittelſtand in der Regel nur die nothdürftigſten Fertigkeiten für den Betrieb der Gewerbe erlangt, iſt er hier Pfleger der Literatur, und durch die geſchäftigen Hände ſeiner Zeitungsſchreiber, Journaliſten und populären Schriftſteller Regent der öffentlichen Meinung. Alſo wohl ſpät, aber deſto vollſtändiger und durchgreifender, hat die Reformation ihre heilſamen Folgen für die Ausbildung der Wiſſenſchaften, für den Fortgang der Aufklärung geäußert. — Auf die Künſte, die im Gefolge der Wiſſenſchaften erwähnt zu werden pflegen, war der Einfluß der Reformation meiſt negativ. Sie räumte die Bilder aus den Kirchen und nahm der Meſſe ihren dramatiſch-muſikaliſchen Reiz; ſie ſchwächte die ſonſt

übermächtige Phantaſie, und ſetzte die Vernunft in ihre Rechte ein; ſie lehrte den Vorzug des Guten vor dem Schönen erkennen, und eine Ehre darin finden, die ſinnlichen Mittel der Rührung zu verſchmähen, und des äußern Schmuckes zu entbehren. Ungeſtraft konnte dieſe Härte gegen die Künſte nicht bleiben, die man aus ihrer Verbindung mit der Religion riß, und des Antheils an der öffentlichen Verehrung beraubte, den der Katholicismus ihnen vergönnt hatte. Noch mehr als die Lutheriſchen, die manche Schildereien in den Kirchen ließen, und ihre Feſte nicht ohne Muſik begehen, blieben daher die Reformirten hinter den Katholiſchen in der Übung der ſchönen Künſte zurück; denn dieſe fliehen ſelbſt das Land, wo man, was eitel an ihnen iſt, nicht ſchonen mag. Doch ſchränkte ja auch die Herrſchaft des Proteſtantismus ſich faſt ganz auf einen rauheren Himmelsſtrich ein, der den bildenden Künſten nie ſo hold geweſen iſt, als der Süden; und die Denkmähler des Alterthums, die der Nordländer anſchaut, ſind nicht Muſter des Schönen, wie die Göttergeſtalten, die dem italieniſchen Boden entſtiegen. Da aber Gelehrte aus proteſtantiſchen Ländern den Römern dieſe Geſtalten erſt erklären und ihre Schönheit analyſiren mußten, zeigte ſich wenigſtens, daß der Umgang mit den claſſiſchen Alten auch dort den Sinn für das Schöne weckt, und, wenn dem Künſtler des Südens der Inſtinct des Schönen gegeben iſt, der Denker des Nordens das Verſtändniß deſſelben hat. Günſtig war dagegen der Proteſtantismus der Dichtkunſt und Beredſamkeit, da er zu heiligen Poeſien begeiſterte, die Predigt zum Haupttheile, ja zur Seele des Gottesdienſtes machte, und durch die Einführung der Landesſprachen in die Liturgie, dieſen eine Würde gab, die zur Ausbildung der Nationalliteratur der ihm ergebenen Völker bedeutend mitgewirkt hat. Auch wird Niemand den Cultus der Proteſtanten traurig und trocken nennen, der ihre Geſänge hörte, den Reiz der eignen Theilnahme kennt, und Gelegenheit hatte, zu bemerken, „daß die Gottesverehrung der Brüdergemeinde, die einfachſte unter allen, auch die rührendſte und gemüthlichſte iſt.“ Nicht weniger haben die nützlichen Künſte, in denen die Induſtrie der Gewerbe ſich verſucht, und das Leben der Reichen neue Quellen des Genuſſes und der Bequemlichkeit findet, durch die Reformation gewonnen. Sie weckte den Sinn des Ernſtes, der Genauigkeit und Ausdauer; ſie beförderte den freien Handel, den vielſeitigen Verkehr und den blühenden Wohlſtand, ohne den der Kunſtfleiß nicht gedeihen kann; und England, das nördliche Deutſchland, die Schweiz, ſelbſt jene franzöſiſchen Reformirten, die mit ihren Talenten unter den Schutz deutſcher Fürſten flüchteten, haben bewieſen, daß in dieſem Zweige der Induſtrie kein katholiſches Volk ſich mit ihnen meſſen kann. — Am ſichtbarſten, und in der Geſchichte ſchon längſt am lauteſten anerkannt, wurde unter den Folgen der Reformation ihr Einfluß auf den Staat. Unter Begünſtigung ihrer Maßregeln und Grundſätze hat er die Kirche nicht blos in ſich aufgenommen, ſondern auch, wie jetzt oft ſchmerzlich empfunden wird, völlig verſchlungen. Auf einen ſolchen Erfolg war es von den Reformatoren freilich nicht abgeſehen; ohne allen politiſchen Zweck erhielt ihr Werk erſt, durch das Streben ſeines Hauptfeindes nach weltlicher Herrſchaft, politiſche Bedeutung und Richtung. Ein großer Theil jener Mißbräuche der alten Religionsverfaſſung — worin alle Stände, ſelbſt wohldenkende Kleriker, Grund fanden, auf eine Reformation der Kirche zu dringen — rührte von den politiſchen Anmaßungen und habſüchtigen Foderungen der Päpſte her. Von ihnen ſollten nicht nur die Geiſtlichen, ſondern auch die Völker und Fürſten

abhängig ſein; ihnen mußten ſie, unter mancherlei von Jahrhundert zu Jahrhundert durch neue Erfindungen der Geldgier vermehrten Titeln, Abgaben gewähren, die die fürſtlichen Einkünfte überwogen; unter ihrem Einfluſſe ſtand ſelbſt, durch den immer weiter ausgedehnten Umfang der biſchöflichen Gerichtsbarkeit und der kirchlichen Cabinetsjuſtiz, welche die päpſtlichen Legaten zum Nachtheil der Biſchöfe ausübten, ein großer Theil der öffentlichen Rechtspflege. Die Fürſten waren daher ſehr beſchränkt, und in der Ausübung der Rechte, die die Natur des Staats ihnen zutheilt, unaufhörlich durch die Kirche gehindert, die ſich ihnen als Staat im Staate entgegenſtellte; ja es kam meiſt mehr auf die mehrere oder mindere Energie der Fürſten, als auf die höchſt unvollkommenen Verfaſſungen an, ob die Kirche im Staate oder der Staat in der Kirche ſein ſollte. (Nur Frankreichs Könige ſchwangen ſich in dieſer Hinſicht zu einer geſetzlich befeſtigten, ehrenvollen Stellung empor.) Die Regierungsgrundſätze und politiſchen Maximen verloren durch den Einfluß der römiſchen Politik ihre ſittliche Würde; Verſchlagenheit, Liſt und Gewalt hatte dieſe Schule zum Princip des Herrſchens gemacht. Die Maſſe des Volkes war unterdrückt, in den Verwaltungen herrſchte überall mehr Willkür und perſönliches Anſehen, als geſetzliche Ordnung, im Adel ein wilder gewaltthätiger Geiſt, der die übrigen Stände befehdete, und ſich nur erzwungen zur Anerkennung fremder Rechte verſtand. Kein Wunder, daß unter dieſen Umſtänden das Zauberwort der evangeliſchen Freiheit mit der bürgerlichen verwechſelt, und dem geplagten Landvolke eine Loſung zum Aufruhr wurde. Dennoch kann die Schuld, den Bauernkrieg verurſacht zu haben, eben ſo wenig als das unſinnige Auflehnen der Wiedertäufer gegen alle bürgerliche Ordnung, auf die Reformatoren fallen, die dieſe Exceſſe vielmehr nachdrücklich mißbilligten, und durch Wort und That beitrugen, ihnen zu ſteuern. Dieſe weiſen Männer gingen, wo ihre Vorſchritte in das bürgerliche Leben und die Verhältniſſe bisher gültiger Rechte eingriffen, mit einer Mäßigung zu Werke, die ihnen das Vertrauen der Fürſten und Obrigkeiten erwarb; dreiſter allerdings die Schweizer, als die Wittenberger, doch begünſtigt von republikaniſchen Formen, unter Zuſtimmung der Regierenden, und immer mit Achtung gegen erweisliches Recht. Meiſtentheils von unten auf ging man im proteſtantiſchen Deutſchland und in der Schweiz zur Kirchenverbeſſerung über; die Gemeinden, beſonders die ſtädtiſchen, handelten mit ihren Obrigkeiten erſt für ſich nach eignem Gewiſſen und gutem Rath der Reformatoren; die Fürſten genehmigten, und kamen mit der Einrichtung geſetzlicher Anſtalten nach, um den kirchlichen Zuſtand ihrer Unterthanen in Übereinſtimmung zu bringen. So gedieh die neue Ordnung der Dinge ohne Zwang, als ein Werk des Volksgeiſtes, der allgemein empfundenen Bedürfniſſe und Wünſche. In Preußen, in Schweden, Dänemark, England und andern ſpäter gewonnenen deutſchen Staaten reformirten die Fürſten eigenmächtiger, und ihre Völker fanden ſich nur allmählig in die aufgenöthigte neue Form. Wo das Regiment katholiſch blieb, ergriffen die Freunde der Wahrheit ihre Ideen als ein verſtohlnes Gut, und genoſſen des gereinigten Gottesdienſtes im Stillen als einer unſichern Gunſt des wechſelnden Glücks. Dieſe verſchiedene Entſtehungsart der Kirchenverbeſſerung hat auch einen Unterſchied in den Folgen verurſacht, der aus den Artikeln, welche von einzelnen proteſtantiſchen Staaten handeln, zu erkennen iſt. Was aber durch die Reformation im innern bürgerlichen Weſen mehr oder weniger jedes ihr zugewandten Staates verändert und bedingt

wurde, iſt hier im Allgemeinen anzudeuten. — Die Fürſten entband ſie aller der Pflichten und Beſchwerden, welche die Abhängigkeit von einer auswärtigen geiſtlichen Macht ihnen auferlegt hatte. Sie wurden alleinige Herren in ihren Ländern; ſelbſt die Deutſchen, da die Verſuche der Kaiſer, das Reich in eine Monarchie zu verwandeln, zu ihrem Vortheile ausſchlugen. Sie erwarben nun ſelbſt die biſchöflichen Rechte, die ihnen ſonſt beſchränkend gegenüber geſtanden, und die Mittel der Macht, die ſonſt der Kirche gedient hatten, kamen, ſo weit der Proteſtantismus ihren Gebrauch zuläßt, in ihre Hände. Sie vermehrten durch die Rückkehr des Klerus in die bürgerliche Geſellſchaft die Zahl ihrer Unterthanen und — durch das ihrer Aufſicht und bei den ſeculariſirten Klöſtern und Prälaturen auch ihrer freien Verfügung anheim gefallene Kirchengut; durch die Summen, die ſonſt die Habſucht Roms, die Induſtrie der Legaten, das Recht auswärtiger Erzbiſchöfe, das Terminiren der Bettelmönche, und die Verbindung der Orden mit fremden Obern aus dem Lande gezogen hatten, und nun darin blieben; durch die Ergiebigkeit des neu belebten Fleißes im Handel, Gewerbe und Ackerbau; ja auch durch den Anwachs der Bevölkerung, den die Einwanderung vertriebener Glaubensgenoſſen ihnen verſchaffte — über alle Berechnung den Umfand ihrer Staatskräfte, und den Wohlſtand ihrer Völker. Nun konnten ſie ihr Finanzweſen ordnen, die Staatswirthſchaft verbeſſern, ihre bewaffnete Macht vergrößern, und für die Vertheidigungskriege, die ihnen bevorſtanden, hinlängliche Mittel in Bereitſchaft halten. Und da die Sache der Religion, die bis zum weſtphäliſchen Frieden das Hauptintereſſe der Staatsbündniſſe und Kriege, und daher auch der Hauptgegenſtand ihrer Rüſtungen blieb oder hieß, auch die erſte Herzensangelegenheit jedes Einzelnen war, wagte der Enthuſiasmus des Volkes Gut und Blut an den Fortgang ihrer Unternehmungen. So wurden die proteſtantiſchen Fürſten groß, und Staaten von geringem Umfange erhielten ein hohes politiſches Gewicht, das ſie hauptſächlich der Reformation zu danken hatten. — Die Kirche gewann durch die Folgen ihrer Verbeſſerung — wie unter den vorhergehenden Geſichtspuncten des religiöſen, ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Lebens gezeigt worden iſt — im Geiſtigen viel; ihre zeitlichen Güter verlor ſie an die Fürſten, erhielt aber einen großen Theil derſelben zu zweckmäßigerer Anwendung wieder, da aus dem Erbe der alten Kirche die Fonds öffentlicher Bildungsanſtalten vermehrt, neuere und beſſere geſtiftet, Waiſenhäuſer und Hospitäler angelegt, Belohnungen für verdiente Gelehrte und Zuſchüſſe zum Einkommen des ſchlechtbedachten niedern Klerus ausgemittelt wurden. Der Höhere büßte freilich die ergiebigſten Pfründen ein, aber zum Theil hörte er auch auf zu ſein; und die neu eingeſetzten Ephoren und Pröpſte hatten die Reize geiſtlicher Sinecuren nie gekannt. Auf jeden Fall war dieſe Veränderung von überwiegendem Nutzen, in ſo fern dadurch das Kirchengut aus todten Händen in lebendige kam. Nur wird niemand die adeligen Capitularen in den evangeliſchen Stiftern darunter rechnen, da doch nichts, als das geringe Verdienſt ihrer eilfertigen Bekehrung und der unverantwortliche Einfluß ihrer Geburt ihnen den müßigen Genuß von Pfründen ſicherte, denen eine folgerechte Anwendung der Grundſätze des Evangeliums viel edlere Beſtimmungen gegeben haben würde. Mit dem Kirchengute kamen auch die Perſonen der Geiſtlichen unter fürſtliche Botmäßigkeit — ein Schickſal, das ihnen auf der einen Seite Vortheile der Lehrfreiheit und ſelbſtſtändigeren Bewegung in ihren Ämtern zuwendete, auf der andern aber auch ihr äußerliches Anſehen ver-

minderte, ſie von Behörden, in denen weltliche Räthe das Übergewicht haben, abhängig machte, und bei fortſchreitender Ausdehnung des Territorialſyſtems Erniedrigungen ausſetzte, welche die Prediger in einigen Staaten des Rheinbundes aus eigner Erfahrung kennen gelernt haben. Denn dieſes in der Anwendung proteſtantiſcher Principien auf die bürgerliche Geſellſchaft allerdings gegründete Syſtem der Unterordnung der Kirche unter den Staat macht dieſen zum Aufſeher über die Gleichförmigkeit des Lehrbegriffs und die Amtsführung der Geiſtlichen, zum Geſetzgeber in den Formen des Cultus und der Kirchenverfaſſung, zum Verwalter des Kirchengutes und zum Collator der Ämter. Indeß iſt der Zuſtand der proteſtantiſchen Kirchen in dieſer Hinſicht immer noch einem Proviſorium ähnlich, bei dem vieles nach dem Drange der Umſtände, oder nach örtlichem Herkommen, und daher ſehr unvollkommen geordnet, aber auch keineswegs alle Hoffnung eines rechtlicheren und regelmäßigeren Zuſtandes aufzugeben iſt. Die proteſtantiſchen Fürſten haben ſich der ihnen, vermöge des ſeit Thomaſius wiſſenſchaftlich gerechtfertigten Territorialſyſtems, zuſtehenden Rechte im Ganzen mit Mäßigung und ſelten in vollem Umfange bedient. Von dieſen ganz nur auf die Lutheriſche Kirche anwendbaren Zügen weicht das bürgerliche Verhältniß der reformirten merklich ab. Sie iſt zwar auch auf dem ihr eigenthümlichen Gebiete nicht alleinige Erbin der alten Kirche geweſen, und wo ihre Gemeinden ſich als fremde Ankömmlinge einheimiſch machten, ganz ohne Antheil an dieſer Verlaſſenſchaft geblieben; aber da ſie in republikaniſchen Staaten entſtand, kam ihre Regierung mehr in die Hände der Gemeinden als der Obrigkeiten, und ihre Geiſtlichen wurdeu abhängiger von jenen, als von dieſen. In monarchiſchen Staaten, z. B. im Preußiſchen, und ſelbſt in einigen ariſtokratiſchen Cantonen der Schweiz, hat ſie jedoch, bis auf den mehr oder weniger beſchränkten Antheil der Gemeinden am Kirchenregimente, und die in England beibehaltene Episcopalhierarchie, eine der Lutheriſchen ähnliche Verfaſſung. Überdies iſt, ungeachtet der Übereinſtimmung in den Hauptbeziehungen der proteſtantiſchen Kirche zum Staate, dieſes Verhältniß ſo mannichfaltig geſtaltet, und ſo ſehr von den politiſchen Grenzen abhängig, daß eigentlich keine der beiden herrſchenden ein äußerlich verbundenes kirchliches Ganzes ausmacht, ſondern jede in mehrere Nationalkirchen zerfällt, die ſich in gemiſchten Staaten mit den kirchlichen Anſtalten anderer Confeſſionen brüderlich vertragen müſſen, und unter einander nur durch geiſtige Bande zuſammenhängen. Im Staate iſt keine mehr als ein moraliſch-religiöſes Inſtitut, ohne bürgerliche Selbſtſtändigkeit, deſſen Diener vergeſſen müſſen, daß der veränderte Zeitgeiſt ihnen das Anſehen und den Einfluß auf die Fürſten, deſſen ſich die proteſtantiſchen Theologen des 16. und auch noch zum Theil des 17. Jahrhunderts erfreuten, genommen hat. — Das **Volk** endlich hat, in Folge des Einfluſſes der Reformation auf den Staat, williger gehorchen, und ſich zu bürgerl chem Gemeingeiſt erheben gelernt. Denn wie ſehr auch die proteſtantiſchen Fürſten und Obrigkeiten ihre Rechte erweiterten, und in einem viel vollkommneren Sinne Herren ihrer Lande wurden, als ſie es vor der Reformation waren; wie bald ſie auch die Laſt der öffentlichen Abgaben verdoppelten; wie tief ſie auch in auswärtige Verbindungen und politiſche Händel verwickelt wurden, die ſie oft genug zu gefahrvollen Kriegen nöthigten: in der Regel theilten ſie doch auch die religiöſen Geſinnungen und allgemeinen Intereſſen ihrer

Völker; ſie lernten aus dem Evangelium, deſſen wieder errungenes Licht ihren Kronen neuen Glanz gab, ihre Pflichten beſſer kennen, die Menſchenwürde der Einzelnen höher ſchätzen, und die Stimmen der öffentlichen Meinung achten, deren Tadel oder Beifall über das Gelingen ihrer Unternehmungen und über ihren Platz in der Geſchichte entſcheidet. Denn als ein Gegengewicht der Fürſtengewalt entwickelte der freie Geiſt der Reformation jene unabhängige Macht der Vernunft, die von der Proteſtation gegen menſchliches Anſehen in Sachen des Glaubens zur Unterſuchung des Urſprunges der Staatsgewalt fortſchritt; jene rückſichtsloſe Philoſophie über die menſchlichen Verhältniſſe, die die Rechte aller Stände erwog, und dem Staatsrechte ein Natur- und Völkerrecht entgegenſtellte; jene jetzt von den Verehrern der Geburtsrechte und des Papſtthums alles Unheils beſchuldigten liberalen Ideen von Menſchenrechten, die aus den Schriften der Weltweiſen in die Kreiſe der gebildeten Stände eindrangen, und ſich ihren Weg endlich bis in die Hütten bahnten. Weil das Evangelium lauter und rein gelehrt wurde, mußte nun Scham und Scheu mehr vor Ungerechtigkeiten in der öffentlichen Verwaltung ſchützen, als Verträge und Conſtitutionen: und auch die Bürger rein monarchiſcher Staaten können nicht zur Knechtſchaft herabſinken, ſo lange die allgemeine Anerkennung des göttlichen Geſetzes der Liebe die Sicherheit des Privateigenthums, die perſönliche Freiheit und die Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt von Seiten der Regenten verbürgt. Vielmehr iſt, wie die Erfahrung lehrt, das Volk nirgends menſchlicher behandelt, und in beſſerer Ordnung regiert, der Verwahrung ſeiner natürlichen Rechte gewiſſer, freier in ſeiner Thätigkeit, reicher an Gelegenheiten zu höherer Bildung und rechtlichem Erwerbe, patriotiſcher und wohlhabender, als in proteſtantiſchen Staaten; ihre Verfaſſungen mögen übrigens ſein, wie ſie wollen. Denn hier giebt es keinen Stand, der nicht das Wohl und Wehe des Vaterlandes von ganzem Herzen theilt; hier regiert ein Geiſt der Vernunftmäßigkeit, Ordnung und wahren Humanität, deſſen Erwachen, deſſen Ausbildung und immer weiter vordringende Wirkſamkeit die bürgerlichen Wohlthaten der Reformation auf alle Claſſen des Volks ausgedehnt, und das Unterpfand ſeines fortdauernden, alles veredelnden Einfluſſes in der Natur des Menſchen ſelbſt hat. — Merkwürdige neue Erſcheinungen in der innern Bildung und den äußern Verhältniſſen der europäiſchen Staaten brachte dieſe Wirkung der Reformation hervor. Die Religion, vorher nur in der Hand des Papſtes und ſeiner Kleriſei ein Hebel der Univerſalherrſchaft, wurde nun ein Princip des politiſchen Lebens. Die Trennung im Glauben ſtellte Staaten, die ſonſt an einer Laſt getragen, und ſich faſt nur über das Intereſſe ihrer Dynaſtien veruneinigt hatten, von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum weſtphäliſchen Frieden aus höhern Gründen einander gegenüber. So erhielt in Deutſchland, wo die Reformation den Beſtrebungen der Kaiſer nach Alleinherrſchaft alle Hoffnung des Gelingens abſchnitt, und das Syſtem der ſtändiſchen Territorialhoheit zur Vollendung brachte, die Nothwendigkeit, ihre religiöſe und politiſche Selbſtſtändigkeit zugleich zu ſchützen, die Fürſten beider Confeſſionen in wechſelſeitiger Aufmerkſamkeit, die, nachdem ſie ſich im dreißigjährigen Kriege gemeſſen hatten, ſowohl der Erſchlaffung als der Auflöſung des Reichs kräftig vorbeugte. Denn während ſie eiferſüchtig ihre Rechte gegen einander bewahrten, waren doch beide Theile für

die Erhaltung des Reichs ſo lange innig vereint, bis unter neuen der Religion ganz fremden Verhältniſſen das Syſtem des kurzſichtigſten und verderblichſten Egoismus in Anwendung kam. An dieſem Syſtem hatten aber die Folgen der Reformation nur in ſo fern Antheil, als ſie einer Seits Preußen an das Haus Brandenburg, und dieſes dadurch zu der einem Reichsſtande nicht angemeſſenen Größe brachte, welche es ſo trefflich zu behaupten und zu ſteigern wußte; andrer Seits lange vorher, ehe Preußen unter die europäiſchen Mächte trat, einzelne Reichsſtände in die Lage ſetzte, die Einmiſchung fremder Könige in die einheimiſchen Händel als Mittel der Selbſterhaltung brauchen zu müſſen. Dabei wurde Deutſchland — der unſchuldigſte aller Staaten, der ſich nur vertheidigen, aber nicht angreifen kann — was noch in den Kriegen Carls. V. mit Franz I. Italien geweſen war, der Mittelpunct der europäiſchen Politik und der Schauplatz, auf dem die wortführenden Mächte in ihren Kriegen an einander ſtießen, und ihre Streitigkeiten ſchlichteten; ein Schickſal, deſſen Haupturſache in dem Beharren der Kaiſer bei der alten Kirche zu ſuchen iſt. Überhaupt machte die Reformation den Verkehr und Zuſammenhang der europäiſchen Staaten lebendiger und enger. England, in deſſen Verfaſſung der Proteſtantismus ein Hauptelement, und die Stütze des Gleichgewichts zwiſchen König und Volk wurde; Schweden, wo er dem Könige ſchon 1527 das Übergewicht über Adel und Geiſtlichkeit gab; Dänemark, deſſen Könige durch ſeine Hülfe 1660 die Souveränetät erwarben, und vor allen das von ihm allein geſchaffne und erhaltene Holland trat erſt in Folge der durch die Reformation veranlaßten neuen politiſchen Reibungen in den europäiſchen Fürſtenrath, und daß dieſer ſich über die Grundſätze des Gleichgewichts verſtändigte, an denen jeder neue Verſuch zur Univerſalmonarchie bis auf Napoleons Zeitalter ſcheitern mußte, iſt ihr Verdienſt. Ja noch im 18. Jahrhundert hat die Tendenz des Proteſtantismus zur religiöſen und bürgerlichen Freiheit, aus den ihr im Staatenverein von Europa geſetzten Schranken fliehend, mächtig zu der neuen politiſchen Schöpfung mitgewirkt, die jetzt die Eiferſucht der Europäer erregt, zu der Republik der vereinigten Staaten von Nordamerika. Doch nicht blos die Völker, die die Reformation annahmen, haben den Einfluß derſelben auf ihre Schickſale gefühlt, auch die Staaten, die ſie mit aller Gewalt von ſich abzuwehren ſuchten, ſind durch merkwürdige, oft ſchmerzliche Erfahrungen überzeugt worden, daß man wider einmal emporgekommene Ideen nicht kämpfen kann, ohne zu leiden oder weſentlich verändert zu werden. Hätte Carl V. Liebe genug zu den Deutſchen und zu dem ihm wohl nicht ganz fremd gebliebenen Lichte der evangeliſchen Wahrheit gehabt, um ihr ſeine ſpaniſche Krone aufzuopfern, er würde das zu ſeiner Zeit der neuen Lehre faſt ganz ergebene Deutſchland vor den blutigen Glaubenskriegen bewahrt und zu einer unter öſterreichiſchem Scepter unüberwindlichen Monarchie erhoben haben. Da er ſich anders entſchied, mußte das katholiſche Öſterreich empfinden, was der Zorn gekränkter Liebe vermag, und ſich an ſeinen Erbſchaften und Mitgiften genügen laſſen. Doch brachten ihm ſeine Bemühungen zur Unterdrückung des Proteſtantismus den Vortheil, daß es an innerer Feſtigkeit gewann, und Böhmen und Ungarn in Erbreiche verwandeln konnte. Spanien hatte von ſeinem Kampfe gegen die neue Lehre mehr Schmach vor Europa, als Ehre in Rom, im Innern Verfall und

Rückgang. Portugal blieb faſt ganz unberührt. Frankreich, deſſen Könige nach ihrer Maxime, die Reformation auswärts als Mittel der Trennung ihrer Nachbarn zu brauchen und im Innern ihres Reichs zu unterdrücken, zugleich Freunde der evangeliſchen Fürſten und grauſame Verfolger ihrer reformirten Unterthanen wurden, büßte die Schuld ſeiner Zweideutigkeit in den Verwüſtungen bürgerlicher Kriege und durch entkräftende Auswanderungen, die zwar die königliche Gewalt zunächſt erhöhten, aber auch im Volke einen Gährungsſtoff zurückließen, welchen das Mißverhältniß der Staatsreligion mit der zunehmenden Verſtandesbildung immer weiter entwickelte, bis er in der Revolution zerſtörend zum Ausbruche kam. Noch verderblicher wurde der Widerſtand gegen den Proteſtantismus für Polen, zu deſſen Untergange die ruſſiſche Politik daſſelbe, was die franzöſiſche in Deutſchland mit ziemlich glücklichem Erfolge verſucht hatte, durch Unterſtützung der Diſſidenten und immer tiefere Einmiſchung in die innern Kämpfe endlich vollkommen durchzuſetzen wußte. Die Staaten Italiens, das nichts Evangeliſches zuließ, ſanken immer mehr zu politiſcher Unbedeutenheit herab, wozu freilich die Entdeckung des Seeweges nach Oſtindien und der Verkehr mit Amerika mehr beitrug, als die Reformation. Den Päpſten wurde ſie aber der furchtbarſte Feind, gegen den ſie ſich auch tapfer und nicht überall fruchtlos wehrten. Sie erzwangen durch ihre Gegenanſtalten in den Staaten, die ihnen ergeben blieben, zunächſt Rückſchritte zur Finſterniß und zu Ketzerverfolgungen, die ihr Anſehen aufs neue zu befeſtigen ſchienen. Durch den glücklichen Fortgang ihrer Miſſionen in Aſien und America erlangten ſie die geiſtliche Herrſchaft über Ländergebiete, welche die durch die Reformation verlorne Hälfte von Europa an Umfang übertrafen. Doch war dieſe neue Blüthe ihrer Macht nur vorübergehend, und für ihren Schatz von geringem Nutzen. Keine Miſſion konnte ihnen erſetzen, was ſie ſonſt aus Deutſchland, England und Skandinavien gezogen hatten. Einſchränkungen der vorigen Üppigkeit gebot ihnen daher die Noth, Verbeſſerungen der Sitten des Klerus die Scham. Auch die katholiſchen Fürſten wurden allmählig klüger, und ſchmälerten nicht nur die Gewalt und das Einkommen des römiſchen Hofes in ihren Staaten, ſondern wußten auch, nachdem ſeit dem weſtphäliſchen Frieden das Erſchlaffen des religiöſen Intereſſes in der Politik ſein durch die Jeſuiten erſt mühſam wieder emporgebrachtes Anſehen in der öffentlichen Meinung aufs neue geſchwächt hatte, dem heiligen Vater die Hände zu binden, indem ſie ihm andächtig die Füße küßten (ſ. d. Art. Papſt). Sein wirklicher Machtgenuß ſteht nun in traurigem Contraſt mit ſeinen alten, ſtets wiederholten Anſprüchen. Die Katholiken wollen ihm nicht mehr, wie ſonſt, gehorchen; beſonders in Deutſchland (Öſterreich und Baiern), in Frankreich, ſelbſt in Spanien ſind ſie unvermerkt auf Meinungen und Grundſätze gekommen, die die Reformation und die neuere Aufklärung ihnen mittheilte. Sie fangen an, die katholiſche wahre Kirche von der römiſchen, und die in der Bibel nicht gegründeten Lehren der letzteren als blos disciplinariſche Gegenſtände von den göttlichen Wahrheiten zu unterſcheiden, und den alten Aberglauben zu verabſcheuen. Wie ſehr auch der Myſticismus unſrer Tage katholiſches Weſen zu begünſtigen ſcheint, er iſt doch nur eine Laune oder ein poetiſches Zwiſchenſpiel, wovon der im Grunde durchaus proteſtantiſche Zeitgeiſt bald zurückkommen wird. Einmal hat die Reformation ſchlummernde Kräfte geweckt, deren muntre Thätigkeit ſich gewalt-

ſam nicht hemmen läßt. Stark durch dreihundertjährige Übung bildet der Sinn für Wahrheit, und die Liebe zur Freiheit eine Schutzwehr gegen jede Art hierarchiſcher Anmaßung. Katholicismus und Proteſtantismus ſtehen einander jetzt anders gegenüber, als im Zeitalter der Reformation. Jener hat die Kräfte der Proteſtanten kennen gelernt, dieſer weiß den Glauben redlicher und aufgeklärter Katholiken zu achten und zu ſchonen. Soll aber einer von beiden im Laufe der Zeiten fallen, ſo wird es gewiß nicht der letztere ſein.

E.

Reformirte Kirche. Daſſelbe Bedürfniß einer Reformation der Kirche, das in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts in Deutſchland Luthern erweckte, eine wirkliche Kirchenverbeſſerung zu fördern, trieb auch in der Schweiz, in den Niederlanden, in England und Frankreich mehrere ausgezeichnete Gelehrte und Geiſtliche im Weſentlichen auf daſſelbe Ziel, aber mit nationalen Eigenthümlichkeiten, hinzuarbeiten. Unter den Schweizern ragten beſonders Ulrich Zwingli und Johann Ökolampadius oder Hausſchein (ſ. d. beiden Art.) hervor. Jener hatte ſchon, da er noch Prediger zu Glarus und Einſiedeln war, durch fleißiges Leſen der heiligen Schrift eine höhere Erleuchtung gewonnen, an letzterem Ort auch ſchon gegen mehrere Mißbräuche in der Kirche geeifert, und ſetzte dies, als er nach Zürich berufen worden, wo ſchon mehrere Geiſtliche das Volk für eine mehr bibliſche Lehre empfänglich gemacht hatten, fleißig fort. Er hatte Freude an Luthers Wirken, empfahl auch deſſen Werke, las ſie aber ſelbſt nicht, um ſelbſtſtändiger zu bleiben, und nicht durch eines Menſchen Anſehen ſeine Überzeugung beſtimmen zu laſſen. Als nun im Jahre 1519 ein Geiſtesverwandter Tezels, der Franciscanermönch Bernhard Samſon, mit gleicher Unverſchämtheit den Ablaß in der Schweiz predigte, und gen Zürich kam, wohin Zwingli eben gezogen war, eiferte dieſer heftig gegen den Unfug, und der Rath von Zürich billigte ſeinen Eifer dergeſtalt, daß Samſon gar nicht in die Stadt gelaſſen ward. Selbſt ſein geiſtlicher Oberer, der Biſchof von Conſtanz und deſſen Vicar, genehmigten ſeine Predigt gegen den Ablaßkram, traten ihm aber heftig entgegen, als er bald weiter ging in den nothwendigen Reformen. Aber vergebens bemühte ſich auch ein päpſtlicher Nuncius, dieſe zu unterdrücken, und vergebens ſprachen warnend und drohend auch die Eidgenoſſen dagegen. Furchtlos, feſt entſchloſſen, auf ſeine gute Sache geſtützt, und fortdauernd durch den züricher Rath begünſtigt, ging Zwingli ſeinen Gang fort, predigte evangeliſche Lehre, und ſtellte viele Mißbräuche im Gottesdienſt ab, raſcher als Luther. Schon hatte er eigenmächtig vieles geändert, als er im Jahre 1523 einen entſcheidendern Schritt that, da er 67 deutſche Lehrſätze, in denen er ſeine Lehre ausſprach (und freilich ſchon viel weiter ging, als Luther 1517 in ſeinen Sätzen gegen den Ablaß), dem Rath von Zürich übergab, welche von letzterm mit einer Einladung zu einer Disputation, die den 29. Januar gehalten werden, und in der Zwingli ſeine Sätze vertheidigen ſollte, bekannt gemacht wurden. Nur wenige Eidgenoſſen ſendeten Abgeordnete zu dieſem Religionsgeſpräch, doch war zahlreich die Verſammlung. Zwingli's Angriffs- und Vertheidigungskampf gewann den Sieg. Der Rath und viele der zahlreich anweſenden Bürger wurden für ſeine Lehre gewonnen, und nun einer durchgreifendern Reformation noch geneigter. Mit

ungeſtümer Haſt ward nun das verhaßt gewordene Alte, Gutes und Böſes zugleich, vernichtet; es ward ganz eigentlich hier Alles neu; Vieles, was an ſich unſchuldig, vielleicht nur durch Mißbrauch entſtellt war, ſelbſt vieles Erbauliche unterlag der Neuerungsluſt. Als die Altäre, die Taufſteine, die Bilder (letztere faſt überall mit wahrer Zerſtörungswuth) aus den Kirchen verdrängt, ſelbſt die Muſik und der Orgelklang aus denſelben verwieſen waren, da erſt glaubte man die Kirchen und den Gottesdienſt recht erbaulich gemacht zu haben. Wider ſo gewaltſame Neuerungen erklärten ſich nun ſtärker die Eidgenoſſen auf dem Bundestag zu Lucern am 26. Januar 1524, droheten Zürich ſelbſt von dem Bundesrath auszuſchließen, und ließen durch Abgeordnete die Rückkehr zur alten Ordnung bringend empfehlen. Doch vertheidigte Zürich ſtandhaft und kühn die Neuerungen in der Lehre und in den Gebräuchen, und bald erklärte ſich auch vor allen übrigen Eidgenoſſen, muthig und feſt entſchloſſen, das kleine Mühlhauſen für die evangeliſche Lehre und die Abſtellung der alten Mißbräuche. Gleichzeitig hatte Wolfgang Fabricius Capito (Köſlin) in Baſel die Reformation eingeleitet, und nachdem er von dort nach Mainz berufen worden, ſeit 1523 Ökolampadius, mit Luthers Lehre vertraut, ſein Werk fortgeſetzt, eine Zeit lang von dem aus Frankreich geflüchteten Farel unterſtützt, der 1524 vom Rath zu Baſel veranlaßt, auch eine öffentliche Disputation zur Vertheidigung der evangeliſchen Lehre hielt. In demſelben Jahr waren auch in Schafhauſen die erſten Reformationsverſuche gemacht worden; ſeit 1525 ward auch Bern denſelben geneigter, und ſelbſt die eifriger katholiſchen Cantone fingen an, das Bedürfniß tiefer zu empfinden. Man vereinigte ſich endlich zu einem Religionsgeſpräch, das nach langen Verhandlungen 1526 zu Stande kam. Hier ſtand Ökolampad gegen die größere Zahl der ſtrengen Papiſten, unter denen Johann Eck hervorragte, mit Thomas Murner. Zwingli war nicht erſchienen, und die papiſtiſche Mehrzahl faßte gegen ihn ein Verdammungsurtheil, das aber ſein Wirken nicht hemmen konnte. So geringen Erfolg dieſes Religionsgeſpräch hatte, ſo entſchloß ſich doch Bern zu endlicher Ausgleichung der kirchlichen Streitigkeiten 1528, obwohl die andern Cantone und ſelbſt der Kaiſer davon abriethen, ein ähnliches zu veranſtalten. Mehrere Eidgenoſſen ließen ſich zur Theilnahme bewegen. Zahlreich war abermals die Verſammlung; zu Zwingli, Ökolampad, Conrad Pellicanus (Kürſchner), Berchthold Haller (der Reformator von Bern), Ambroſius Blerer (von Coſtnitz), Burgauer (von St. Gallen) — der aber ſelbſt, obwohl eifrig evangeliſch, Zwingli wegen deſſen Abendmahlslehre angriff — hatten ſich auch mehrere deutſche Reformatoren geſellt. Auf der andern Seite ſtanden mehrere nicht verächtliche Gegner. Aber, wie faſt immer bei ſolchen Disputationen, ward auch hier nichts ausgeglichen, und nur das gewonnen, daß man in Bern ſich nur kräftiger für die Reformation entſchied. Und immer weiter verbreitete ſich dieſelbe in den meiſten Cantonen, ſo ſehr auch Schwitz, Uri, Unterwalden, Zug und Lucern als beharrliche Papiſten widerſtrebten. Schon war ein großer Theil der Eidgenoſſen der evangeliſchen Lehre zugethan, als dieſe katholiſchen Cantone, die zur Vertheidigung der alten Lehre ein Bündniß mit dem Könige Ferdinand (des Kaiſers Carl V. Bruder) eingegangen, ſich zum offenen Kampf rüſteten. Vergebens bewirkten andere Eidgenoſſen einen

Vergleich der Streitenden. Er befriedigte keine Partei, und unabwendbar war der innere Krieg der Eidgenoſſenſchaft. Der Stoff der Zwietracht mehrte ſich; die Katholiſchen hoben alle Gemeinſchaft mit den Evangeliſchen auf, und im October des Jahres 1531 mußte Zürich, von den andern Evangeliſchen verlaſſen, allein auf dem Kampfplatze erſcheinen. Verrätherei kam dazu, und am 11. October wurden die tapfern Züricher bei Cappel geſchlagen. Zwingli ſelbſt, der bewaffnet die Fahne ſeiner treuen Anhänger geleitete, fiel im Kampf. Aber die blutige Niederlage konnte ſein Werk nicht vernichten. Die evangeliſche Schweizerkirche war gegründet; ſein Geiſt lebte in ihr fort. Er hatte ihr aber auch ſchon jene Richtung gegeben, die ſie auf Jahrhunderte von den deutſchen evangeliſchen Gemeinden trennte. Er, ein Mann von freiem und hellem Geiſte und nicht ohne Gemüth, mit dem redlichſten Wahrheitseifer erfüllt, entſchloſſen und ſtandhaft, von echter Bildung und frommem Glauben, hatte in dem ſchweren Kampfe, denn er beſtehen mußte, in ſeinem kräftigen Streben, das ihn von falſchen Auctoritäten entband, ein übergroßes Vertrauen auf ſeine eigene Erkenntnißkraft gewonnen, durch welches die Tiefe und Innigkeit ſeines Glaubens gefährdet ward. Früh ſchon hatte er unüberwindliche Zweifel gegen die papiſtiſche Abendmahlslehre, die eine Verwandlung der äußern Zeichen des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Chriſti behauptete, in ſich genährt, und war endlich dahin gekommen, zugleich mit der Verwandlungslehre die leibliche Gegenwart Chriſti im heil. Abendmahle, obwohl ſie in den klaren und einfachen Worten Chriſti enthalten iſt, gänzlich zu verwerfen. Ihm, der auch für die Glaubenswahrheiten und Geheimniſſe immer mehr die Möglichkeit des Erklärens für den rechten Prüfſtein anſah, ſchien die leichteſte und ſcheinbar einfachſte Erklärungsweiſe die beſte, nach der er auch die Wahrheit ſelbſt beſtimmte. So mußte ſich ihm die Meinung, daß Brot und Wein nur Zeichen des Leibes und Blutes Chriſti ſeien, am meiſten empfehlen, weil für den klügelnden Verſtand dadurch die meiſten Schwierigkeiten, die bei Erklärung der Einſetzungsworte ſich aufdringen, gehoben ſchienen, obwohl eben dieſe von Chriſto ſelbſt geſprochenen Einſetzungsworte bei ſeiner Erklärungsweiſe neue nicht zu beſeitigende Bedenklichkeiten an den Tag legten. In dem hitzigen Streit, in den er darüber mit Luther und mit andern Reformatoren verwickelt ward, verhärtete er ſich in ſeiner Meinung immer mehr, und überſah, daß er zugleich eine Erklärungsart geltend machte, die, auf andere Stellen der heiligen Schrift folgerecht angewendet, auch andere Glaubenslehren, ſelbſt weſentliche Grundlehren des Evangeliums, in ein falſches Licht ſtellen, oder gänzlich vernichten mußte, daß er ein Allegoriſiren einführte, welches der einfachen Schriftlehre ganz entgegen war, und den Glauben in ſeinen Grundfeſten erſchütterte. Seine Abendmahlslehre, die ſich vielen empfahl und ſcharfſinnig vertheidigt wurde, erhob noch weit mehr, als es im Lutheriſchen Lehrbegriffe der Fall war, das Erkennen über den Glauben, und machte in der reformirten Kirche dieſe Richtung, die im Fortgang der Zeit das demüthige Leben im Glauben immer mehr beengte und trübte, recht eigentlich vorherrſchend. Auf gleiche Weiſe, wie Zwingli folgert, daß, weil er den Nutzen der leiblichen Gegenwart nicht begreife, dieſe Lehre überhaupt unſtatthaft ſei; ſo ward nun überhaupt aus dieſem Standpunct über die Glaubenswahrheiten entſchieden, und die Überzeugung von denſelben vor-

nehmlich an das Erkennen gebunden. Wie nun ſelbſt das Weſen des Sacraments unter einen Geſichtspunct geſtellt war, der daſſelbe faſt auflöſte, ſo mußten überhaupt auch alle heiligen Gebräuche an ihrer Bedeutung verlieren. Der ganze Gottesdienſt, am meiſten nur auf die religiöſe Erkenntniß, viel weniger auf die Belebung des religiöſen Gefühls, auf die Erhebung über die Schranken der Erkenntniß, auf eigentliche Erbauung gerichtet, wird daher auf eine Weiſe vereinfacht, die der ſtillen Betrachtung am meiſten Raum zu geben ſchien, ohne die tiefern Anſprüche des Gemüths zu berückſichtigen. Eben durch die Verwandlung des: „das iſt mein Leib!" in ein: „das bedeutet," ward die tiefſte, innerſte Bedeutſamkeit des Sacraments und der religiöſen Gebräuche überhaupt entkräftet, und jeder Willkür der Deutung unbeſchränkter Raum gegeben. So ſtellte dem Geiſt des urſprünglichen Proteſtantismus, dem Geiſt geſetzlicher Freiheit, in der Schweizerlehre ſich ſchon früh der Geiſt der Willkür zur Seite, vorbedeutend die Verirrungen des ſpätern Proteſtantismus. — Zwingli ſprach ſeine Abendmahlslehre (nachdem er ſie bereits in einem wider ſeinen Willen bekannt gewordenen Brief vom 16. Nov. 1524 mitgetheilt hatte) öffentlich zuerſt in ſeinem Werk von der wahren und falſchen Religion (commentarius de vera et falsa religione) im Jahre 1526 aus, worin er auch ſchon ſeine Überzeugung von andern Lehren aus ähnlichen Grundſätzen entwickelte, und darauf in mehrern Streitſchriften, die er mit Luther und Andern wechſelte. Oft ſah er ſich veranlaßt, ſeine Lehre weiter zu begründen und zu befeſtigen, und mit ſeinem nie raſtenden Weiterforſchen, mit dem ihm eignen Scharfſinn und einer eindringenden Beredſamkeit gelang es ihm, ſeine Anſicht zu einem dogmatiſchen Anſehen in ſeiner Gemeinde zu erheben. Daſſelbe Dogma fand aber auch außerhalb der Schweiz ſo vielen Beifall, daß in mehrern Ländern, die von dem Papſtthum ſich abwendeten, die Schweizerlehre die herrſchende ward. Doch war es zunächſt nur die Übereinſtimmung in der Abendmahlslehre, und überhaupt in der den evangeliſchen Schweizergemeinden eigenthümlichen Richtung auf eine Verſtandesreligion, was die ſogenannten reformirten Gemeinden anderer Länder unter einander und mit den Schweizern zu einer Gemeinſchaft verband, die man die reformirte Kirche genannt hat. Denn eine wahrhafte Übereinſtimmung in der Lehre und in den kirchlichen Verhältniſſen, eine innigere Verbindung in einem Geiſt des Glaubens, auch durch gemeinſame, von Allen anerkannte Bekenntnißſchriften vermittelt, ward in dieſen Gemeinden nie ſo bewirkt, wie in der römiſchen und der evangeliſch-lutheriſchen Kirche, weßhalb auch der Ausdruck reformirte Kirche nur ſehr uneigentlich Gültigkeit haben, und eigentlich nur von reformirten Gemeinden die Rede ſein kann. Denn früh ſchon ſpalteten ſich die evangeliſchen Gemeinden, die ſich zu Zwingli's Lehre neigten, auf mannichfache Weiſe, und eine vollkommene Einigung iſt nie bewirkt worden. Zwingli ſelbſt lebte zu kurze Zeit, als daß er eine vollkommene Organiſation der evangeliſchen Schweizerkirche hätte bewirken können; Ökolampadius, der nach ihm die Stütze der neuen Gemeinde ſein ſollte, folgte in frühem Tode ihm nach. Aber ſelbſt bei ſeinem Leben hatte Zwingli unter den Seinen nie das entſcheidende und vollgültige Anſehen gehabt, das Luther bei den deutſchen Evangeliſchen beſaß, durch das er eine größere Einigkeit unter dieſen erzielt; die übrigen Schweizerreformatoren ſtanden zu Zwingli nicht

in demſelben Verhältniß, wie die deutſchen Reformatoren zu Luther, ſondern förderten ſelbſtſtändiger, aber auch eigenmächtiger, daher gleich anfangs nicht in vollkommener Übereinſtimmung, das Werk der Reformation. Bald aber trat in der Schweizerkirche ein Mann auf, der zwar ein ſehr folgenreiches Anſehen gewann, und ſelbſt für die Meinungen, in denen er von *Zwingli* abwich, viele ſchweizeriſche und franzöſiſche Evangeliſche gewann, aber theils weil er erſt, nachdem ſich ſchon vieles neu geſtaltet hatte, als Reformator auftrat, theils weil er durch ſeine Abweichung von Zwingli's Meinungen ſelbſt neuen Zwieſpalt begründete, die reformirten Gemeinden nicht zur vollkommenen Einheit führen konnte. Dieſer Mann war *Johann Calvin*, der, aus Frankreich geflüchtet (ſ. d. Art. *Calvin*), in Genf einen Zufluchtsort fand, ſchnell dort den größten Einfluß gewann, und von dort aus auch andre Zwingliſche Gemeinden umbildete. Selbſt die Abendsmahlslehre beſtimmte er etwas anders als *Zwingli*, wiewohl im Weſentlichen ähnlich; aber ſtärker hob er eine andre Lehre heraus, die von der *Gnadenwahl* und *Vorherbeſtimmung*, die er zu einer Hauptunterſcheidungslehre ſeiner Gemeinden machte, und die auf eine, ſelbſt den freudigen Glauben an *Chriſtus* kränkende Weiſe ausgebildet, nothwendig Widerſpruch erregen mußte, und neue Zwietracht in den reformirten Gemeinden erweckte, die Spaltungen mehrte. So wurden zwar, ehe er ſtarb, die kirchlichen Verhältniſſe der Schweiz feſter geſtaltet, auch *Glarus*, *Appenzell*, *Biel*, *Graubündten* und *Neuburg* den reformirten Gemeinden zugethan, dieſe aber keineswegs zu einer eigentlichen kirchlichen Gemeinſchaft verbunden. — Aber auch die verſchiedene Weiſe, wie außerhalb der *Schweiz*, insbeſondre in den *Niederlanden*, *Frankreich* und *England*, ſich die Reformation entwickelte, und die ſogenannten reformirten Gemeinden ſich bildeten, ließ eine eigentliche *Kirche* der Reformirten nicht zu Stande kommen. In allen dieſen Ländern gaben ſich die Evangeliſchen eigne, von den andern abweichende Bekenntnißſchriften; nicht Eine konnte bei Allen Anerkennung und Annahme gewinnen, und auch die innern wie die äußern kirchlichen Verhältniſſe wurden überall anders geordnet. Auch die verſchiedenen Staatsverhältniſſe der einzelnen Länder wirkten auf die Bildung der Gemeinden ſehr ungleich ein. *Zwingli* hatte ſein und der Seinigen Glaubensbekenntniß 1530 auf dem Reichstage zu *Augsburg*, wo die deutſchen Evangeliſchen ihre Confeſſion feierlichſt bekannt machten, übergeben laſſen; doch ward dieſelbe nicht zu einem allgemeinen Bekenntniß der Reformirten, und ſicherte ihnen auch nicht eine Anerkennung als kirchliche Partei von Seiten der weltlichen Gewalt. Die Schweizer aber ſuchten, um durch ein Bündniß mit den Evangeliſchen in Deutſchland gegen Gewaltthätigkeiten der Katholiſchen geſicherter zu werden, eine Ausgleichung der Streitigkeiten mit den Lutheriſchgeſinnten. Mehrere oberdeutſche Theologen, insbeſondre die Straßburger, die der Zwingliſchen Lehre ſich zuneigten, ein Bündniß mit den Lutheriſchen aber am lebhafteſten wünſchen mußten, boten alles auf, hinſichtlich der ſtreitigen Abendmahlslehre eine Erklärung zu bewirken, die beide Parteien einander nähern konnte. Sie gaben lieber das Weſentlichſte ihrer Lehre Preis, oder verſteckten ihre wahre Meinung hinter Worten, denen ſie einen andern Sinn unterlegten, um *Luther* und deſſen Freunde zu bewegen, dem erſehnten Bündniß nicht länger entgegenzuwirken. Doch

konnten ſie die ehrlichen Schweizer nicht bewegen, ſich eine andre Deutung der Worte gefallen zu laſſen, als ihr offenbarer Sinn war, und ſo blieb die ſogenannte wittenberger Concordie (ſ. d. Art. Sacrament) ohne den gewünſchten Erfolg, zumal bald nachher die Züricher ihre Überzeugung noch härter und polemiſcher ausſprachen, um jeden Verdacht einer heuchleriſchen und unſcheinbaren Übereinſtimmung mit der Lutheriſchen Lehre von ſich abzulehnen. Nachmals ward in dem Consensus Tiguriens. (v. J. 1549) zwar der Streit zwiſchen den Zürichern und den Calviniſchen Genfern beigelegt, aber auch hier keine Vereinigung in Einer Überzeugung bewirkt. So blieb innerlich und äußerlich die Lage der Schweizerkirche ſchwankend. Zwar wurden zuletzt im weſtphäliſchen Frieden (1648) die Schweizer als augsburger Confeſſionsverwandte, zugleich als kirchliche Partei anerkannt, und gewannen dadurch äußere Sicherheit; da ſie aber die augsburger Confeſſion nicht unbedingt annahmen, oder als ihr ſymboliſches Buch anerkannten, der bei weitem größte Theil der reformirten Gemeinden durchaus nur in äußerlicher Beziehung ſich als augsburger Confeſſionsverwandten betrachtete, ſo ward dadurch in keiner Hinſicht ein feſter und einiger Beſtand der reformirten Kirche bewirkt. Endlich, nach langen Kämpfen, glaubten die Schweizer den allesverwirrenden Streitigkeiten durch ein neues ſymboliſches Buch begegnen zu müſſen, und 1671 verfaßte der züricher Theolog, Johann Heinrich Heidegger, die formula consensus helvetici in ſechs und zwanzig Artikeln mit beſondrer Rückſicht auf die damaligen theologiſchen Streitigkeiten unter den reformirten Theologen. Dieſe neue Eintrachtsformel ward ſeit 1675 zwar allmählig von den reformirten Schweizercantons angenommen, aber von vielen nicht mit wahrer Überzeugung, und konnte daher ſelbſt in der Schweiz nicht vollkommene Eintracht herſtellen. Und noch weniger nahmen die nichtſchweizeriſchen Reformirten dieſelbe an, widerſprachen ihr vielmehr ſehr beſtimmt, und ſo ward durch ſie nur neue Zwietracht erweckt und genährt. — Unter ſchweren Kämpfen hatte ſich die Reformation in den Niederlanden verbreitet, wo die Mehrheit der Evangeliſchen lange Zeit lutheriſch geſinnt blieb. Aber das niederländiſche Glaubensbekenntniß vom J. 1561 neigte ſich gänzlich zur Schweizerlehre, und ward nachmals vielfältig abgeändert. Prinz Moritz von Oranien, den die Niederländer den Retter ihrer bürgerlichen Freiheit nannten, war der reformirten Lehre zugethan, und ſuchte dieſe geltend zu machen. Bald aber ward auch hier unter den Reformirten mannichfacher Streit entzündet, zumal als Jacob Arminius die Calviniſche Prädeſtinationslehre zu mildern ſuchte, und ſein Amtsgenoſſe in Leyden, Franz Gomarus (beſonders ſeit 1604) ihm heftig widerſprach. Treffliche Männer, wie Hugo Grotius und Andre, ſtimmten zwar dem Arminius bei, und nach deſſen Tode vertheidigte Simon Episcopius (Biſchop) ſeine Meinung; aber um ſo heftiger ward der Kampf, auf den auch die politiſchen Verhältniſſe verderblich einwirkten. Die Arminianer, von der im Jahr 1610 den Ständen von Holland übergebenen Bekenntnißſchrift, Remonstrantia, nun Remonſtranten (ſ. d. Art.) genannt, wurden von den Gomariſten oder Contraremonſtranten, heftig verfolgt, und die Religionsgeſpräche zu Haag und Delft konnten keine Verſöhnung bewirken. Da kam endlich 1618 die berühmte dordrechter Synode zu Stande, die nach langen Verhandlun-

gen, im Mai 1619 die Lehren der Remonſtranten verwarf, und die ſtrengere, nur etwas modificirte Prädeſtinationslehre von neuem beſtätigte. Doch waren damit die Theologen andrer Länder keineswegs einverſtanden; die Schlüſſe der Synode konnten außerhalb der Niederlande nicht zur unbedingten Anerkennung gebracht werden; die Remonſtranten (ſ. d. Art.) erhielten ſich als beſondre Partei, und ſtellten 1621 ein durch Episcopius verfaßtes, beſondres Glaubensbekenntniß auf. In Frankreich hatten die reformirten Gemeinden (ſ. Hugonotten) am meiſten ſchwere Kämpfe nach außen zu beſtehen; erſt durch das Edict von Nantes (1598) erhielten ſie Duldung im Staat. Aber obwohl ſie Calvins Lehren huldigten, erhielten ſie doch auch in ihrem innern Verhältniß keinen feſten Beſtand, und die Theologen zu Saumur bemühten ſich vergebens, durch Aufhellung der Calviniſchen Lehren eine größere Übereinſtimmung zu bewirken. Die engliſche Kirche aber, die man zu der reformirten rechnet, bildete ſich auf eine ſo eigenthümliche Weiſe, ward ſo früh ſchon durch innere Streitigkeiten verwirrt und in Parteien zerſpalten, daß auch hier eigentlich nur von Gemeinden, nicht von einer Kirche die Rede ſein kann. Das Glaubensbekenntniß von 1551, das von den urſprünglichen zwei und vierzig Artikeln 1562 auf der Synode zu London auf neun und dreißig Artikel beſchränkt ward, und keineswegs durchaus Zwingliſch oder Calviniſch war, konnte die ſtreitenden Parteien nicht vereinigen. Neben den ſogenannten Episcopalen, welche die biſchöfliche Verfaſſung vorzogen, bildeten ſich (aus Nonconformiſten) die Presbyterianer, welche die von Calvin in Genf hergeſtellte Presbyterialverfaſſung etwas modificirt eifrig vertheidigten, die Puritaner, die auf einen möglichſt vereinfachten Gottesdienſt drangen, und mehrere andre neuere Parteien, denen die Uniformitätsacte von 1689 vollkommne Duldung und Religionsfreiheit gewährte. So iſt in allen Ländern die evangeliſche Kirche, die man die reformirte nennt, ſehr verſchiedenartig geſtaltet, und es giebt weder ein äußeres noch inneres allgemeines Band, das ſie zu Einer kirchlichen Gemeinſchaft verbände. In Deutſchland ſind nach den Zeiten der Reformation die Pfalz und Brandenburg und einige kleinere Staaten von der Lutheriſchen zur reformirten Gemeinde übergetreten, ohne ſich enger mit derſelben verbinden zu können. Für die Pfalz ward der heidelberger Katechismus eine Lehrformel mit ſymboliſchem Anſehen. Die Reformirten in Brandenburg betrachten ſich als augsburger Confeſſionsverwandte, ohne darum der Zwingliſchen Abendmahlslehre zu entſagen. Oft haben ſich die Verſuche erneut, die reformirten und evangeliſch Lutheriſchen Gemeinden zu verbinden; aber immer fruchtlos. In den neueſten Zeiten iſt nicht blos ein äußerer Friede zwiſchen beiden Parteien dauerhaft geweſen, ſondern auch die Hoffnung einer endlichen Vereinigung durch den Geiſt feſter begründet worden. In den preußiſchen und einigen andern deutſchen Staaten hat ſeit 1817 die ſchon längſt vorbereitete Zuſammenſchmelzung der reformirten und evangeliſch Lutheriſchen Gemeinden zu einer evangeliſch chriſtlichen Kirche wenigſtens in der kirchlichen Form bedeutende Erfolge gehabt. Ke.

Refraction der Lichtſtrahlen, ſ. Brechung der Lichtſtrahlen.

Refugiés (Flüchtlinge) werden die durch den Verfolgungsgeiſt Ludwigs XIV. aus ihrem Vaterlande vertriebenen Fran-

zoſen genannt, die nach der 1685 erfolgten Aufhebung des Religionsedictes von Nantes, der reformirten Lehre treu, zu dem in Frankreich herrſchenden Katholicismus nicht zurücktreten wollten. (Vergl. die Art. Hugonotten, Maintenon, Ludwig XIV.) Liſt und Gewalt wurden auf das empörendſte angewendet, die Verirrten, wie man die der neuen Lehre Zugethanen zu nennen beliebte — in den Schooß der Mutterkirche zurückzuführen und alle Greuel, die früher inquiſitoriſcher Eifer über viele Länder brachte, erneuten ſich in Frankreich. Dragoner, die in die Gegenden abgeſandt wurden, wo Reformirte wohnten, ſollten durch unerträgliche Einquartierungslaſten und Bedrückungen aller Art die Schlachtopfer des Fanatismus nöthigen, ſich nach dem Willen ihrer Dränger zu fügen, und wer dennoch dieſes Elend dem Verrath an der Überzeugung vorzog, fand entweder ſeinen Tod unter den Säbeln dieſer Satelliten der Tyrannei, oder mußte, getrennt von den Seinen, in Kerkern, oder in trauriger Verweiſung jenſeit des atlantiſchen Oceans, ſein Leben hinbringen. Bei dieſem gehäuften Elend ſuchten viele der Unglücklichen, mit Hinterlaſſung alles deſſen, was dem Menſchen auf Erden lieb und theuer iſt, mit Hinterlaſſung von Vaterland, eignem Herd, Weib und Kind — in fremden Ländern Schutz und Zuflucht, vorziehend die Überzeugung ihres Glaubens allen Erdengütern. Aber auch dieſes einzige Rettungsmittel ſuchte der Despotismus ihnen abzuſchneiden. Frankreichs Grenzen waren beſetzt mit Scharen von Söldnern, und wehe dem Armen, der in ihre Hände fiel! — Dennoch gelang es über einer halben Million durch Liſt, Gewandtheit, zuweilen auch durch offene Gewalt, ihrem blutigen Vaterlande zu entfliehen, und eine neue Heimath unter fremden menſchlichern Fürſten zu finden. England, Dänemark, Holland, die Schweiz, Deutſchland, in dieſem beſonders Sachſen, Brandenburg, Heſſen, nahmen die Flüchtlinge mit redlicher Gaſtfreiheit auf, wie ein Jahrhundert ſpäter dieſelben Länder die ſchuldigen und unſchuldigen Opfer der franzöſiſchen Revolution. In mehreren dieſer Länder ertheilten die Regierungen den Ankömmlingen gleiche bürgerliche Rechte mit ihren alten Unterthanen, und die Kräfte, die ein befangener und fanatiſcher König ſeinem eignen Lande entzog, dienten nunmehr den Flor ſeiner Nachbarſtaaten zu erhöhen; denn die größte Zahl dieſer Refugiés beſtand aus Gelehrten, Kaufleuten, Fabrikanten und Handwerkern, die ihres Vaterlandes Kunſtfleiß auf den fremden Boden verpflanzten und — beſonders in den brandenburgiſchen Staaten — größtentheils die Schöpfer der Fabriken wurden, die noch jetzt einen bedeutenden Theil des innern Reichthums der preußiſchen Monarchie ausmachen, da dieſes Land vor ihrer Einwanderung von ſolchem Erwerb noch faſt ganz entblößt war. — Aber ſo vortheilhaft die Ankunft dieſer Unglücklichen in dieſer Hinſicht vielen Ländern war, ſo darf doch auch nicht überſehen werden, daß auf der andern Seite auch mancher Nachtheil daraus entſprang, der freilich erſt im Verlauf folgender Jahre ſich zeigte, um ſo mehr, da er durch die Einwanderung der durch die Revolution Vertriebenen nach ungefähr 100 Jahren verſtärkt wurde: das Verderbniß nämlich, das den deutſchen Charakter bedrohte, der nun anfing, ausländiſchen Modetand und gehaltloſer Galanterie zu fröhnen. —

Regalien (jura regalia) ſind ſolche Rechte, welche außer dem Inbegriffe der Hoheitsrechte eines Herrſchers oder der Staatsgewalt an ſich liegen und demſelben nur in Vorausſetzung eines beſondern Rechtsgrundes zuſtehen. Falſch iſt es alſo, wenn man

auch weſentliche Beſtandtheile der Staatsgewalt, wie die geſetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt, in den Begriff der Regalität zieht. Denn dieſe Gewalten ſind da, um das Eigenthum zu ſchützen und es zum gemeinen Beſten zu leiten, nicht aber um ganze Gattungen realer Objecte des Privatrechts unter der Firma der Regalität ſo in die todte Hand zu verſetzen, daß es dem Bürger nur durch Conceſſion oder unvordenkliche Verjährung möglich wird, ſie wieder für ſein Commerz zu gewinnen. Es unterſcheiden ſich alſo die Regalien von den Hoheitsrechten dadurch, daß jene Eigenthum zum Objecte haben, dieſe aber nicht, von dem andern Eigenthume des Herrſchers aber dadurch, daß er dieſes privatmäßig beſitzt, die Regalien hingegen hoheitlich ausübt. Daher können wir Schmalz nicht beiſtichten, wenn dieſer behauptet, daß aus dem Nationaleinkommen das Staatseinkommen blos durch Domänen oder Abgaben gezogen werde, und daß, ob man gleich als dritte Art die Regalien hinzuzufügen pflege, dieſe doch am Ende nur entweder zu den Domänen oder Abgaben gehörten. Die Regalien ſcheinen uns vielmehr zwiſchen beiden in der Mitte zu ſtehen, indem bei ihnen die zwei ganz verſchiedenen Rechte: Hoheit und Privateigenthum, in Einer Hand zuſammenfallen. — Ob nun gleich kein Regent ohne ſpecielle Nachweiſung aus den Landesgrundgeſetzen Objecte des Privatrechts zu den Regalien ziehen kann, ſo hat man ſich doch leider in der Vorzeit hierauf nicht beſchränkt, ſondern mit der nach dem Sturze der Feudalanarchie eingetretenen Staatsverwaltung, welche viele Staatsbedürfniſſe herbeigeführt, um den Schein der Erhöhung der Abgaben zu vermeiden, die Regalität zügellos erweitert, extendirt. Allein auch die ſchlechteſte Art, Auflagen zu erheben, iſt für das Volk weniger drückend, als ſolche Lähmungen ſeines Fleißes. — Seit der Auflöſung des deutſchen Reichsverbandes giebt es kein Regal, das nach einer rechtlichen Nothwendigkeit durch ganz Deutſchland gölte. Trifft man noch jetzt ein und daſſelbe gleichförmig in ſämmtlichen deutſchen Staaten an, ſo iſt dies blos zufällig. Die nun folgenden Regalien ſind daher blos ſolche, welche ſich in den meiſten deutſchen Staaten vorfinden. Den erſten Platz rückſichtlich der Allgemeinheit verdient wohl die Regalität der Foſſilien. Nur ſind bei den Metallen die edlen von den unedlen zu unterſcheiden, weil jene beſonders in den deutſchen Territorien regaliſch zu ſein pflegen. Das Salz, in ſo fern vom Steinſalze die Rede iſt, ſteht unter den von den Foſſilien geltenden Grundſätzen. Das Recht der Benutzung der Salzquellen hingegen beſteht für ſich; es ſollten aber nur ſolche Quellen zur Regalität gezogen werden, welche auf den Domänen und Kammergütern entdeckt worden ſind. Bei Flüſſen ſind die größern von den kleinern zu unterſcheiden. Jene nur ſind gewöhnlich ein Eigenthum des Staats, welchem dann die vielfache Benutzung derſelben durch Fiſcherei, Flöß-, Mühlenanlegung u. ſ. w. zukommt. Was die Wege betrifft, ſo wird deren Regalität ſtets nur auf Land- und Heerſtraßen bezogen. Auch kommt hierbei weniger eine Colliſion mit dem Eigenthume der Einzelnen, als mit dem des Staats vor. Das Recht der Jagd macht, wo es den Bürgern und Bauern zuſteht, viele Müßiggänger, und kann daher von der Regierung recht gut in Verwaltung genommen werden, nur muß der Ertrag davon wieder zum Beſten des Landes angewendet werden. Endlich erſtreckt ſich in vielen Staaten die Regalität auch auf manche herrenloſe Sachen, z. B. in Sachſen. Übrigens iſt es irrig, wenn man die Regalität blos auf Sachen, nicht aber auch zugleich auf Facta be-

zieht. Die realen Objecte des Privatrechts ſind ſowohl Sachen als Arbeit, und bei beiden kann die Frage nach Regalität entſtehen. Es kann daher auch von der Regalität der Gewerbe die Rede ſein. Nur muß man hiervon die Gewerbleitung, welcher ſich die Regierung aus polizeilichen Gründen unterzieht, wohl unterſcheiden. — Der Name Regal rührt aus dem longobardiſchen Königreiche her. Als nämlich König Friedrich I. im J. 1158 die Stadt Mailand erobert hatte, hielt er es der Städte und der Großen wegen für rathſam, zu beſtimmen, welche Rechte ihm als Kaiſer und König in Italien zuſtänden. Er übertrug dieſes Geſchäft, wahrſcheinlich um den Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, einigen römiſchen Rechtsgelehrten zu Bologna, welche auch bald mit Zuziehung einiger Deputirten aus den Städten ein Verzeichniß der kaiſerlichen Rechte in Italien entwarfen. So entſtanden die bekannte II. F. 56 befindliche Conſtitution, die, wenn ſie auch häufig in Deutſchland als Muſter benutzt, doch darin nie als Geſetz recipirt worden iſt. Sie beginnt mit dem Worte Regaliae — woher der Name Regal entlehnt worden iſt. (Vgl. übrigens Hoheitsrechte und Regierungsrechte.) En.

Regatta iſt eine öffentliche Luſtbarkeit in Venedig, die darin beſteht, daß eine Anzahl Boote vom Marcusplatz an einen Wettlauf auf den die Stadt durchkreuzenden Canälen halten. In jedem Boot iſt nur eine Perſon, und die, welche zuerſt das geſetzte Ziel erreichen, erhalten kleine Geldprämien. Die Menge der Zuſchauer, die in prächtig geſchmückten Gondeln dieſem Wettlauf zuſehen, und die zahlreich zu dieſem Volksfeſt ſich einſtellenden Fremden aus benachbarten Städten ſind bei der ganzen Sache das Sehenswürdigſte. 1775 gab die Republik Venedig zu Ehren der Gegenwart Kaiſer Joſephs II. ein ſolches Feſt, das eine ungeheure Menſchenmenge herbeizog.

Regel-de-Tri iſt die Anwendung der Lehre von den geometriſchen Proportionen und zeigt, wie zu drei gegebenen Sätzen der vierte gefunden wird. Die Anwendung dieſer Regel iſt ſehr ausgebreitet, indem ſo viele Dinge im bürgerlichen Leben in Verhältniß zu einander ſtehen, ſo: Preiſe der Waaren mit ihrer Menge, Arbeitslohn mit Zeitaufwand, Längen mit Breiten und Höhen. ꝛc. Manche Rechenmeiſter theilen die Regel-de-Tri in die einfache und zuſammengeſetzte, gerade und umgewandte ab. Die Geſellſchaftsrechnung, Kettenrechnung und Reductionsrechnung werden auch noch hierzu gezählt.

Regen — das Herabfallen des Waſſers aus den Wolken in Tropfgeſtalt. — Das Waſſer befindet ſich entweder ſchon tropfbarflüſſig als Dunſtbläschen in der Luft, oder elaſtiſchflüſſig in ſeine Beſtandtheile aufgelöſ't. Im erſten Falle giebt es die Erſcheinung der Wolken oder des bedeckten Himmels, im zweiten Falle iſt der Himmel heiter. Zerplatzen dieſe Dunſtbläschen, welches durch mehrere Urſachen geſchehen kann, ſo bildet das Waſſer, als tropfbarflüſſige Materie, Tropfen, welche vermöge der Schwere aus der Luft als Regen herabfallen. Befindet ſich das Waſſer in ſeine Beſtandtheile (Waſſerſtoffgas und Sauerſtoffgas) aufgelöſ't in der Luft, ſo erfolgt durch ein drittes hinzukommendes, z. B. durch die Electricität, die Vereinigung beider. Es entſtehen daher oft bei heiterm Himmel Wolken, und es erfolgt endlich der Regen. Gewöhnlich fällt der Regen aus Wolken herab, und die dunkelſten geben das meiſte Waſſer; nur ſelten iſt es, daß im Sommer bei heiterm Himmel, ſtiller Luft und großer Hitze Regentropfen fallen. Je heller die Wolken ſind, deſto ſparſamer und feiner ſind die

Regentropfen. Iſt der ganze Himmel gleichförmig bedeckt, ſo erfolgt ein Landregen; werden nur einzelne ſchwarze Wolken vom Winde nach einer Richtung hingetrieben, Strichregen. Verdichten oder vereinigen ſich die Dünſte, die eine Wolke bilden, gleichförmig und langſam von unten nach oben, ſo fallen langſam kleine Tropfen (Staubregen, Naßniedergehen); fängt die Verdichtung von oben an, ſo werden die Tropfen durch die im Fallen ſich mit ihnen im untern Theile vereinigenden Dünſte größer. Verdichtet ſich, wie bei großem Winde, oder bei einem Gewitter, eine Wolke plötzlich, ſo fallen große Tropfen, oder das Waſſer ſtürzt in Maſſe herab (Platzregen, Wolkenbruch). — Man kennt noch kein Beiſpiel, daß in unſern Gegenden der Durchmeſſer der Regentropfen bis auf ½ Zoll betragen hätte, in der Nähe des Äquators aber ſoll er bisweilen über einen Zoll betragen. Vermöge des Widerſtandes und der Bewegung der Luft fallen die Tropfen nur langſam und in ſchiefer Richtung, wodurch ihre Bewegung mehr gleichförmig, als beſchleunigt wird. Ohne den Widerſtand der Luft würden ſchon ſehr kleine Tropfen von 6000 Fuß Fallhöhe mit der Geſchwindigkeit einer Kanonenkugel die Oberfläche der Erde erreichen und ein einziger Regen würde eine große Verheerung anrichten. Die Menge des Regens hängt gewöhnlich von dem Klima, der Lage und andern Beſchaffenheiten eines Landes ab, und iſt darum ſehr ungleich. Kraft rechnet im Durchſchnitt in Petersburg jährlich nur 40, Muſchenbroek in Leyden 107, Lambert in Chur 115 und Bergmann in Abo (in Finnland) 146 Regentage. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts begannen ſorgfältigere Beobachtungen über die Menge des jährlich an verſchiednen Orten fallenden Regens (Schnee, Hagel, Thau, Reif u. dgl. mit eingerechnet). Briſſon giebt aus der Connoissance des tems eine Überſicht der von 1702 bis 1757 jährlich zu Paris gefallenen Regen- und Schneemenge und eine Tafel der jährlichen Menge des Regens von ſieben und zwanzig verſchiednen Orten und Gegenden. In Reiſebeſchreibungen findet man noch mehr angegeben. Nach Bergmann, der 30 Zoll für die mittlere Zahl des jährlich auf dem ganzen Erdboden fallenden Regens u. ſ. w. annimmt, beträgt die Menge des jährlichen Niederſchlags auf der ganzen Erdfläche 1016 geographiſche Kubikmeilen. Im Ganzen genommen muß der Niederſchlag aus der Atmoſphäre der Summe aller ihr zugeführten Ausdünſtungen gleich ſein. Nach zuverläſſigen Beobachtungen iſt die Regenmenge auf den Gipfeln der Berge geringer als am Fuß derſelben. Da ſich in der Atmoſphäre mancherlei fremdartige Materien befinden, auch leichte Körper von der Luft emporgehoben, und eine Zeit lang darin erhalten werden können; ſo iſt es wohl nicht befremdend, daß der Regen bisweilen heterogene Dinge mit ſich bringt, oder in ſeiner Farbe etwas beſondres zeigt. Daraus ſind wahrſcheinlich die übertriebenen und abenteuerlichen Erzählungen des Alterthums und der mittlern Zeit von Wunderregen entſtanden, wobei man manches für mit dem Regen herabgefallen hielt, was gar nicht aus der Atmoſphäre gekommen war. (Vergl. **Blutregen** unter dem Art. **Blutader**.) μ....ν.

Regenbogen, die ſchöne glänzende Lufterſcheinung, welche ſich zeigt, wenn die Sonne dem Zuſchauer im Rücken ſteht, und in den ihm gegenüber herabfallenden Regen ſcheint. Gewöhnlich ſieht man zwei Regenbogen zugleich, welche concentriſch ſind. Der innere iſt der Hauptregenbogen, und hat die lebhafteſten Farben; die Farben des äußern ſind ſchwächer. Bisweilen erblickt man innerhalb des Hauptregenbogens noch Stücke andrer Bogen von ſehr matten

Farben. Von innen nach außen gerechnet, folgen die Farben des Hauptregenbogens in eben der Ordnung wie im prismatiſchen Sonnenbilde — Violet, Indig, Blau, Grün, Gelb, Orange, Roth; im äußern iſt die Farbenfolge umgekehrt. Außer dieſen leicht in die Augen fallenden Hauptfarben des Regenbogens ſieht man noch eine unendliche Menge von Farben, die ſich unvermerkt in einander verlaufen. Der Halbmeſſer des Hauptregenbogens begreift 40° bis 42°, der des äußern 51° bis 54°. Da der Mittelpunct beider Bogen der Sonne gerade entgegengeſetzt iſt, ſo erſcheint ein völliger Halbkreis über dem Horizont, wenn die Sonne eben auf- oder untergeht. Regnet die Wolke nicht an allen Stellen, oder ſtehen nur einzelne unterbrochene Regenwolken am Himmel, ſo ſieht man nur einzelne Stücke des Bogens, die man Regengallen oder Waſſergallen nennt. Die Entſtehung des Regenbogens läßt ſich durch Hülfe der Mathematik aus den erwieſenen Geſetzen der Brechung der Sonnenſtrahlen, und der verſchiednen Brechbarkeit und Zerſtreuung der gefärbten Lichtſtrahlen vollkommen erklären. Will man ſich eine deutliche und ſinnliche Vorſtellung von der Bildung des Regenbogens machen, ſo laſſe man auf eine gläſerne mit Waſſer angefüllte Kugel Sonnenſtrahlen in einem gewiſſen Winkel fallen, und man erblickt auf einer weißen Wand, welche die gefärbten Lichtſtrahlen auffängt, verſchiedene gefärbte Bogen, im Kleinen einen wahren Regenbogen, weil die Sonnenſtrahlen hier auf eine ähnliche Art, wie in den Regentropfen gebrochen werden. Stellt man das Auge ſo, daß die Geſichtslinie mit den Sonnenſtrahlen einen Winkel von 42° bildet, ſo ſieht man an der untern, der Sonne abgewandten Seite der Kugel ein ſehr lebhaftes Roth; wird dieſer Winkel nach und nach um 2° verkleinert, ſo erſcheint nach und nach Gelb, Grün und Blau; wird der Winkel bis auf 51° vergrößert, ſo erſcheint Roth auf der obern, der Sonne zugekehrten Seite der Kugel, und die übrigen Farben folgen, wenn man den Winkel nach und nach um 4° vergrößert. Hieraus ergiebt ſich auch, warum bei uns in den längſten Tagen um Mittag kein Regenbogen zu ſehen iſt. — Bei ſtürmiſchem Meere, wo die Wellen ſich häufig in Tropfen zertheilen, bilden die Sonnenſtrahlen in denſelben umgekehrte Regenbogen, deren man oft 20 bis 30 zugleich ſieht. Sie haben gewöhnlich nur zwei Farben, Gelb gegen die Sonne und Blaßgrün auf der andern Seite. Des Morgens ſieht man auch oft die Regenbogenfarben in den Thautropfen auf den Wieſen, wo der Regenbogen hyperboliſch oder elliptiſch iſt. Zuweilen beobachtet man auch Regenbogen des Nachts, die durch die Brechung und Zerſtreuung der farbigen Stahlen des Mondslichts in den Regentropfen entſtehen; ſie ſind jedoch ſehr blaß, und bilden gemeiniglich nur weiße und gelbe Bogen. μ....ν.

Regenelektrometer iſt ein iſolirtes, mit einem gewöhnlichen Elektrometer (ſ. d. Art.) verſehenes Gefäß, und dient das Mehr oder Minder der Elektricität des hineinfallenden Regens anzugeben.

Regengalle, ſ. Regenbogen.

Regenmeſſer. Das Ombrometer oder der Regenmeſſer iſt ein Inſtrument, das die Menge des in einer gewiſſen Zeit gefallenen Regens beſtimmt, und aus einem oben offenen, gläſernen oder metallenen Gefäß beſteht, an deſſen unterm, enge zulaufenden Theil eine an ihrem andern Ende verſchloſſene Glasröhre angebracht iſt. Der in das Gefäß ſich ergießende Regen ſteigt nun natürlich

durch die Öffnung in die Glasröhre, und zeigt ſomit durch ſeinen höhern oder niedern Stand die Menge des gefallenen Waſſers nach Linien an, die auf der mit der Weite und Öffnung des Gefäßes in genauem Verhältniß ſtehenden Röhre angebracht ſind.

Regensburg, ehemals eine Reichsſtadt und ein Bisthum, welche zu dem baierſchen Kreiſe gehörten und 1803 durch den Reichsdeputationsreceß dem Churfürſten von Mainz zugetheilt wurden, der von da Churfürſt Erzkanzler hieß. Die Reichsſtadt wurde mit dem Bisthum vereinigt, und zu einem Fürſtenthum erhoben; die Stadt erhielt die Neutralität in den Reichskriegen, und der vormals erzbiſchöfliche Stuhl zu Mainz wurde auf die Domkirche zu Regensburg übertragen. Als 1810 der bisherige Churfürſt Erzkanzler und (1806, nach Abſchaffung der deutſchen Reichsverfaſſung) Fürſt Primas von Napoleon zum Großherzog von Frankfurt erhoben wurde, kam das Fürſtenthum und die Stadt Regensburg an Baiern, womit es noch vereinigt iſt. Jetzt iſt Regensburg die Hauptſtadt des Regenkreiſes des Königreichs Baiern und der Sitz des Generalcommiſſariats. Die Stadt, mit Mauern und Graben umgeben, liegt in einer fruchtbaren Gegend, in einem weiten Thale an der Donau, wo dieſe den Regen aufnimmt. Über die Donau führt nach dem am linken Ufer liegenden Stadt am Hof eine berühmte ſteinerne von 1135 bis 1146 erbaute Brücke, welche 15 große Bogen hat, 1091 Fuß lang und 23 breit iſt. Der Strom macht hier zwei kleine mit angenehmen Spaziergängen verſehene Inſeln, Ober- und Niederwörth, welche durch dieſe Brücke verbunden werden. Die Stadt enthält 1800 Häuſer und 21,400 Einwohner, worunter der größere Theil Katholiken ſind. Sie iſt nicht ſchön; die Straßen ſind krumm, enge und dunkel, doch reinlich; die Häuſer hoch, von Stein und nach alter Bauart. Die merkwürdigſten Gebäude ſind: das alte große Rathhaus mit ſeiner Bibliothek, in welchem ſich von 1662 bis 1806 der Reichstag verſammelte, die Domkirche, die St. Peters- und die Dreifaltigkeitskirche, das Schloß des Fürſten von Thurn und Taxis, der Ditmariſche Palaſt, das neue Theatergebäude und die vormaligen Reichsabteien St. Emmeran, Nieder- und Obermünſter. Die erſtere Abtei beſteht aus einem weitläuftigen Bezirke von Gebäuden, die eine Stadt für ſich ausmachen, und hat eine Bibliothek, eine Gemähldeſammlung und ein vortreffliches Muſeum von mathematiſch phyſikaliſchen Inſtrumenten. Überhaupt ſind hier anſehnliche Bibliotheken und Kunſtſammlungen, ein Gymnaſium und ein Lyceum für alle chriſtliche Religionen. Die Induſtrie beſteht hauptſächlich in einer Fayencefabrik, Wachsbleiche, Türkiſchgarnfärberei, einer Lichter- und Seifefabrik, erheblichen Bierbrauereien und Branntweinbrennereien. Die Einwohner treiben viel Speditions-, Salz-, Holz- und Getreidehandel und ſtarken Schiffbau. Bei der Stadt iſt das Denkmahl des berühmten Aſtronomen Kepler, der im Würtembergiſchen geboren war und hier 1630 ſtarb. Dies Denkmahl hat der erſt 1817 auch in Regensburg verſtorbene Erzbiſchof und Fürſt Primas Carl von Dalberg errichten laſſen. Durch die fünftägige Schlacht vom 19. bis 24. April in dem kurzen Kriege 1809 zwiſchen Frankreich und Öſterreich, die in der Nähe von Regensburg vorfiel, und wobei auch innerhalb der Stadt ſelbſt gekämpft wurde, litt Regensburg durch Brand und Plünderung. Am 23. April verlor die Stadt durch Brand 134 Häuſer, und der Verluſt durch Plünderung wurde auf faſt 1,500,000 Fl. geſchätzt.

Regent, Regentſchaft. Unter Regent im Allgemeinen verſteht man 1. jedes Subject, welches zur Regierung einer Geſellſchaft befugt iſt; insbeſondere 2. den Regenten eines Staates, oder denjenigen, welcher die Rechte des Staats verfaſſungsmäßig unabhängig ausübt. In noch engerm Sinne verſteht man unter einem Regenten aber dasjenige Subject, welchem wegen Abweſenheit oder Unvermögens des wirklichen Staatsoberhaupts die Ausübung der höchſten Staatsgewalt übertragen iſt, und unter Regentſchaft im letztern Sinne die Ausübung der Rechte des Staats während der Abweſenheit oder der Unfähigkeit des wirklichen Staatsoberhaupts. Das Recht zur Regentſchaft kann ſich auf Geſetz, Vertrag oder letzten Willen gründen. Geſetzlich iſt es dann, wenn es einer durch die Verfaſſung des Staats ausdrücklich beſtimmten Perſon zukommt. Conventionell hingegen, wenn durch einen Vertrag des Staatsoberhaupts oder der Nation einer Perſon die Regentſchaft übertragen wird. Durch eine letztwillige Verordnung kann ein Staatsoberhaupt nur alsdann eine Regentſchaft gültig anordnen, wenn dieſer Anordnung keine auf Geſetze gegründete Befugniß eines Dritten zur Regentſchaft entgegenſteht; daſſelbe gilt auch in Rückſicht der conventionellen oder vertragsmäßigen Regentſchaften. Wir führen noch einige Regentſchaften aus der neuern Zeit an. Traurig in ihren Folgen für Frankreich und Europa war die Regentſchaft Philipps, Herzogs von Orleans, während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. von Frankreich (von 1715 bis 1723). S. Orleans. Einflußreich auf das Schickſal von Deutſchland und Europa war die Regentſchaft Georg Friedrich Auguſts, Prinzen von Wales (ſ. Wallis, Prinz von). Ein vorübergehendes Intereſſe hatten die kurzen Regentſchaften der vormaligen Kaiſerin von Frankreich, Marie Louiſe, und der Königin von Etrurien, gleiches Namens. Deſto wohlthätiger und ruhmvoller aber war, nicht blos für ſeine, ſondern auch für andre Nationen, rückſichtlich des freien Geiſtes- und Handelsverkehrs und mancher vortrefflichen Einrichtungen, die Mitregentſchaft des Kronprinzen Friedrich von Dänemark, von 1784 an bis 1808, wo er unter dem Namen Friedrich VI. den däniſchen Thron beſtieg (ſ. Friedrich VI.) Merkwürdig iſt es übrigens, daß in den letzten zwei Jahrzehenten in Europa drei königliche Regentſchaften von den Kronprinzen wegen Geiſteszerrüttung und Wahnſinn der Staatshäupter übernommen und geführt worden, nämlich die Regentſchaft von Großbritannien, von Portugal und die ebenerwähnte von Dänemark. N. P.

Reggio, ein in Oberitalien gelegenes Herzogthum, das früher dem Herzog von Modena gehörig war, durch die Franzoſen zur cisalpiniſchen Republik, dann zum Königreich Italien geſchlagen wurde, und jetzt wieder dem Herzoge von Modena gehört. Die Hauptſtadt des Landes, gleichfalls Reggio genannt, liegt am Teſſone, in einer ſchönen fruchtbaren Gegend, und hat viele Kirchen, ein feſtes Schloß und 14,000 Einwohner, welche einige Seiden- Zeugwebereien unterhalten. Die Straßen der ziemlich hübſch gebauten Stadt ſind mit Arcaden verſehen. Unter den Gebäuden ſind die ſchöne Kirche Maria della Ghiara und das Theater beſonders bemerkenswerth. Jährlich wird hier im Mai eine berühmte Meſſe gehalten. Auch iſt dieſe Stadt der Geburtsort des großen Dichters Arioſto. Vgl. d. A. Modena. — Ein zweites Reggio, das die Hauptſtadt der zum Königreich Neapel gehörigen Provinz Calabria ulteriore I. iſt, wurde

1783 durch ein Erdbeben faſt ganz zerſtört, iſt aber nach dieſer Zeit ſchöner wieder aufgebaut. Sie liegt in einer Ebene, an der ſicilianiſchen Meerenge, Meſſina gegenüber, und hat gerade, breite Straßen, einen Seehafen und 16,500 Einwohner, welche Seidenfabriken und Öl-, Getreide- und Seidenhandel unterhalten. Vor Zeiten hieß dieſe Stadt Rhegium, und war eine der anſehnlichſten Städte Großgriechenlandes; jedoch findet man, außer eingemauerten Inſchriften, den Ruinen eines runden Tempels und einigen Säulenſtücken, faſt gar keine Überbleibſel des Alterthums.

Reggio (Herzog von), ſ. Oudinot.

Regie. Régir heißt in der franzöſiſchen Rechtswiſſenſchaft (au Palais) verwalten, administrer, und régie eine mit Verantwortlichkeit und Rechnungsablegung verbundene Verwaltung. Das Wort wird auch von der Verwaltung gewiſſer Staatseinkünfte gebraucht, und in dieſem Sinne kam es nach Deutſchland, als Friedrich II. die Acciſe in den preußiſchen Staaten auf franzöſiſchem Fuß organiſirte. (S. Friedrich II.) Bei dem Theater heißt es die Verwaltung der artiſtiſchen Angelegenheiten der Bühne, in ſo fern ſie vom Director einem ſeiner Künſtler aufgetragen iſt. Dieſer heißt Regiſſeur. Sein Amt iſt in der Regel die Sorge, daß die zur Aufführung beſtimmten Stücke ſo gut wie möglich beſetzt, eingeübt und aufgeführt werden. Wo der Director nicht ſelbſt ausübender Künſtler iſt, hängt das Heil der Kunſtpraxis hauptſächlich von der glücklichen Wahl des Regiſſeurs ab, welcher die einzelnen Kunſtkräfte und Kunſtmittel der Geſellſchaft zu einem Ganzen zuſammenbringen ſoll. Sein Amt iſt wegen der Rollenvertheilung, die häufig Neid und Cabalen unter den Mitgliedern der Geſellſchaft erregt, und wegen der Anordnungen, die er für die Proben und Darſtellungen zu treffen hat, unangenehm und beſchwerlich. Vermöge des natürlichen Egoismus pflegen dieſe Leute gewöhnlich diejenigen Rollen, welche den meiſten Beifall einzubringen verſprechen, ſich ſelbſt zuzutheilen, auch wenn ſie wenig dazu geeignet und fähigere Subjecte dafür vorhanden ſind. Bei größern Theatern giebt es deren gewöhnlich mehrere, und ſie verwalten entweder das Amt der Rollenvertheilung collegialiſch, und die Anordnung und Leitung der Proben und Vorſtellungen wöchentlich alternirend (Wöchner); oder jeder hat für eine einzelne Gattung von theatraliſchen Darſtellungen zu ſorgen (Regiſſeur der Tragödie, des Luſtſpiels, der Oper). Regie beim Theater iſt immer ein Übel, wie im Staate, wenn ſchon aus anderem Grunde. Am beſten gedeiht die Kunſt, wo der Theaterdirector die Fähigkeit und Thätigkeit beſitzt, die artiſtiſchen Angelegenheiten ſelbſt zu lenken. A. Mnr.

Regierung, Regierungsrechte. Regierung nennt man im engern Sinne die verfaſſungsmäßige Ausübung der Rechte eines Staats durch die höchſte Gewalt deſſelben. Im weitern Sinne werden auch diejenigen Collegien, welche jene Rechte im Auftrage der höchſten Staatsgewalt ausüben, Regierungen genannt. So lange die Menſchen im Stande der Rohheit und Uncultur lebten, kannten ſie keine Regierungen. Jeder war ſein eigner Regent und Beherrſcher, und übte nach Willkür das Recht des Stärkern, oder wich dem Stärkern aus. Durch ihre täglich wachſende Menge, und durch den Hang zur Geſelligkeit, ſo wie durch das Bedürfniß gegenſeitiger Hülfsleiſtung einander genähert, kamen die Menſchen wegen ihrer Rechte und An-

ſprüche in häufigere Verwickelungen, und unterwarfen ſich theils frei-willig, theils gezwungen, einzeln und in ganzen Geſellſchaften, der Oberherrſchaft und dem Schutze derer, die phyſiſche oder geiſtige Fähigkeiten und Kräfte genug beſaßen, ſie gegen fremde Bedrückungen und Angriffe zu ſichern. So bildeten ſich aus dieſen Geſellſchaften die erſten Staaten, und aus der Veranlaſſung ihrer Entſtehung laſſen ſich zwar nicht die höchſt verſchiedenen Formen der Regierungen, aber doch die Rechte derſelben entwickeln. Dieſe Regierungsrechte nun ſind entweder allgemeine oder beſondre. Die allgemeinen oder formellen ſind nebſt den aufſehenden die geſetzgebende oder anordnende, beurtheilende und ausübende oder vollſtreckende Gewalt (ſ. Hoheit). Die beſondern oder materiellen Regierungsrechte ſind 1. das Vorſtellungs- (Repräſentations-) Recht, vermöge deſſen der Regent den von ihm beherrſchten Staat vorſtellt, deſſen Verpflichtungen erfüllen muß und ſeine Befugniſſe ausüben darf; 2. die Militärgewalt (Jus armorum), wonach dem Staatsoberhaupte das Recht zuſteht, das Kriegsweſen anzuordnen, Truppen auszuheben und zu halten, Zeughäuſer, Feſtungen, Magazine anzulegen u. ſ. w.; 3. das Recht zu Beſetzung der Staatsämter und zur Beſtätigung der Staatsbeamten; 4. das Recht der Finanzen (Finanzgewalt), iſt die Befugniß des Staatsoberhaupts, über die Einkünfte des Staats in Gemäßheit der Verfaſſung und der Zwecke deſſelben zu verfügen; 5. die Juſtizgewalt oder das Recht, die Befugniſſe des Staats gegen die Glieder deſſelben, ſo wie auch dieſer gegen einander zu verfolgen, oder durch dazu angeordnete Behörden verfolgen zu laſſen; 6. die Polizeigewalt, welche das Recht enthält, in dem Staate alle Hinderniſſe der innern Sicherheit abzuwehren, und die Mittel zu Beförderung derſelben anzuordnen. Die von 1 bis 6 genannten beſondern Rechte nennt man auch innre Regierungsrechte, weil ſie das innre Staatswohl zum Zwecke haben. Die beſondern Regierungsrechte, welche die äußere Sicherheit und das äußere Wohl des Staats bezwecken, ſind 1. das Recht der Bündniſſe, vermöge deſſen der Regent mit andern Staatshäuptern Verträge zur Vertheidigung und Verfolgung der Rechte und Anſprüche ſeines Staats, ſeiner Perſon und ſeiner Würde, ſo wie auch zur Beförderung des Verkehrs ſeiner Unterthanen mit den Bürgern andrer Staaten u. ſ. w. ſchließen darf; 2. das Recht des Kriegs oder das Recht zur gewaltſamen Verfolgung und Behauptung von Rechten und Anſprüchen gegen äußere Gewalt, iſt ein weſentliches Regierungsrecht, mit dem 3. die Befugniß, Frieden zu ſchließen, verbunden iſt; 4. das Recht der Retorſion, iſt, obgleich aus der geſetzgebenden Gewalt herfließend, gleichfalls ein äußeres Regierungsrecht, indem es dem Regenten die Befugniß giebt, auswärtige, den Bürgern ſeines Staats nachtheilige Verfügungen auf eine gleich nachtheilige Weiſe gegen die Unterthanen des fremden Staats zu erwiedern. In ſo fern die Befugniß des Staatsoberhaupts zur Ausübung der Regierungsrechte weder durch die Staatsverfaſſung, noch durch Verpflichtungen gegen auswärtige Mächte beſchränkt iſt, wird der Regent unumſchränkt genannt. Auch einzelne Staatsbürger, Corporationen und Gemeinden können zur Ausübung weſentlicher Regierungsrechte befugt ſein; doch müſſen ſie im Zweifel den Rechtstitel zur Erlangung dieſer Befugniß beweiſen. — Außer den vorhergenannten weſentlichen Regierungsrechten giebt es noch andre, nicht weſentliche, blos nützliche Rechte, wel-

che der Regierung eines Staats ausſchließlich zukommen können, und in ſo fern ſie blos auf Vermehrung der Einkünfte und des Anſehens der höchſten Staatsgewalt abzwecken, der letztern die Mittel zur Behauptung ihrer Würde und zur Ausübung der weſentlichen Regierungsrechte geben. Jene außerweſentlichen Regierungsrechte ſind nach der politiſchen Verfaſſung und der phyſiſchen Beſchaffenheit der Staaten höchſt verſchieden, und werden Regalien genannt. (S. Regalien.)

Regiment iſt eine aus mehrern Bataillons oder Escadrons beſtehende Truppenabtheilung, von einem eignen Commandeur geführt. Ihre Stärke hängt zwar von der Militär-Verfaſſung jedes Staates ab, man hat aber bisher aus tactiſchen Gründen angenommen, daß ein Bataillon Infanterie nicht über 800 bis höchſtens 1200 Mann (daraus ergiebt ſich denn die Stärke des Regiments) und ein Cavallerieregiment nicht über 1000 Mann ſtark ſein ſolle.

Regiomontanus, eigentlich Johann Müller Regiomontanus, wie er ſich ſelbſt von ſeinem Geburtsorte Königsberg in Franken benannte, ein Mathematiker von den größten Verdienſten, der mit der Kenntniß ſeiner Wiſſenſchaft eine gründliche philologiſche Bildung verband. Er war im J. 1436 zu Königsberg in Franken geboren, bildete ſich ſeit 1451 unter dem berühmten Mathematiker Georg von Peurbach, und lehrte dann ſelbſt mehrere Jahre hindurch die Mathematik mit großem Beifall zu Wien. Seine Begierde, die griechiſche Sprache zu lernen, bewog ihn, im J. 1461 mit dem Cardinal Beſſarion nach Italien zu gehen. Er erreichte dort ſeinen Zweck völlig, und erwarb ſich durch ſeine ausgezeichnete Gelehrſamkeit Bewunderung. Er verfertigte viele Überſetzungen mathematiſcher und aſtronomiſcher Schriften aus dem Griechiſchen, und vollendete den von ſeinem Lehrer Peurbach angefangnen Auszug des Almageſts des Ptolemäus (Venedig 1496, Fol.), ſchrieb auch den Tractat. de doctrina triangulorum, das erſte über dieſe Materie gedruckte Buch. Hierauf lebte er einige Zeit am Hofe des ungariſchen Königs Matthias Corvinus, und ließ ſich dann 1471 zu Nürnberg nieder, wo er in genauer Verbindung mit Bernhard Walther ſtand, und eine Buchdruckerei anlegte, die wegen der vorzüglichen Correctheit der darin gedruckten Bücher berühmt wurde. Im J. 1474 wurde er vom Papſt Sixtus IV. wegen der Kalenderreform nach Rom berufen, wohin er ſich zum zweitenmal begab. Derſelbe Papſt erhob ihn auf den biſchöflichen Stuhl von Regensburg; aber ſchon im J. 1476 ward Müller der Welt entriſſen. Nach Einigen ſtarb er an der Peſt; nach Andern ermordeten ihn die Söhne des Georg von Trapezunt, da ſie den Schimpf ihres Vaters, in deſſen Überſetzungen Müller grobe Fehler aufgedeckt hatte, rächen wollten. — Müller war in Deutſchland der erſte, der ſich mit Eifer auf das Studium und die Verbeſſerung der völlig vernachläſſigten Algebra legte; der Trigonometrie gab er höhere wiſſenſchaftliche Vollkommenheit und führte den Gebrauch der Tangenten ein, nachdem er dem Halbmeſſer 10 Millionen Theile gegeben hatte, und die Mechanik verdankt ihm unendlich viel. Seine Widerlegung des Cardinals Nicolaus Cuſanus (Chryppfs), der die Quadratur des Cirkels gefunden zu haben glaubte, ſeine vielen Schriften über Waſſerleitung, Brennſpiegel, Gewicht u. a. ähnliche Gegenſtände zeigen von vielumfaſſender Gelehrſamkeit und ſeltenem Scharfſinn. Seine aſtronomiſchen Beobachtungen, Ephemerides, berechnet von 1475 bis 1506, die zuerſt zu Nürn-

berg 1474, dann zu Venedig 1476, 1484 und endlich zu Cöln 1488, 4. herauskamen, ſind ſehr genau, und erwarben ihm einen großen Ruhm. (Sie wurden von dem obengenannten Bernhard Walther, der nach Müllers Tode deſſen Papiere kaufte, fortgeſetzt, und ſind herausgegeben von Schonetus, 1544.) Eben ſo ſehr, als durch ſeine eignen Werke nützte Müller der Aſtronomie durch ſein Beiſpiel, wenigſtens wurden durch ihn mehrere Männer zum Studium derſelben angefeuert, ſo daß Nürnberg der Sitz bedeutender Aſtronomen wurde. — Von ſeinen vielen Schriften ſind die wichtigern folgende: Kalendarium, Nürnberg 1473, 4.; De reformatione Kalendarii, Venedig 1489, 4.; Tabula magna primi mobilis, Nürnberg, ohne Jahr, 4.; De cometae magnitudine longitudineque, Nürnberg 1531, 4.; De triangulis omnimodis Lib. V., Nürnberg 1533, Fol.; Tabulae directionum profectionumque in nativitatibus multum utiles, Venedig 1585, 4. Wahrſcheinlich nicht von ihm ſind die Chiromantie und die Phyſiognomie, die unter ſeinem Namen in lateiniſcher Sprache erſchien und 1549 zu Lyon ins Franzöſiſche überſetzt wurde. — Das Leben des Regiomontan hat Gaſſendi beſchrieben (ſ. Gassendi Opp. T. V.). Hiermit kann man noch vergleichen: J. G. Doppelmayers hiſtoriſche Nachrichten von den nürnbergiſchen Mathematikern und Künſtlern, Nürnberg 1730, Folg. S. 1 — 30. κ. μ. δ.

Regiſter werden bei einer Orgel die an den Seiten der Taſtatur angebrachten Schieber genannt, die dazu dienen, die Ventile der verſchiedenen Orgelpfeifen zu öffnen oder zu ſchließen (ſ. d. Art. Orgel).

Regiſterſchiffe werden die Kauffahrteiſchiffe genannt, die von den ſpaniſchen Handlungshäuſern (beſonders denen von Cadiz und Sevilla) nach dem ſpaniſchen Amerika geſendet werden, jene Länder mit europäiſchen Waaren zu verſehen. Hierzu wird eine Erlaubniß des in Madrid ſeinen Sitz habenden Raths von Indien erfodert, wofür eine Abgabe entrichtet werden muß, die einen Theil der Kroneinkünfte der Könige von Spanien ausmacht. Der Name Regiſterſchiff rührt davon her, weil ein ſolches Fahrzeug in die Regiſter des Handlungshofes zu Cadiz eingetragen (regiſtrirt) wird.

Regnard (Jean François). Dieſer dem beliebten Molière öfters zur Seite geſetzte Luſtſpieldichter wurde 1647 zu Paris von wohlhabenden Ältern geboren. Früh erwachte in ihm der Trieb, die Welt zu ſehen, bald verließ er daher ſein Vaterland, und ging nach Italien. In Bologna machte er die Bekanntſchaft einer reizenden Provençalin, die aber ſchon verheirathet war. In einem kleinen von ihm geſchriebenen Roman, Elvire (der als Kunſtwerk eben nicht beſonders hoch ſteht) ſpielt ſie unter dieſem Namen, ihr Gatte unter dem Namen de Prade die Hauptrolle. Nach einigem Aufenthalt in Italien ſchiffte er ſich mit beiden Eheleuten auf einem engliſchen Schiffe ein, um nach Marſeille zu gehen. Das Schiff wurde unterwegs von Seeräubern genommen, und die Beſatzung in Algier als Sklaven verkauft. Regnard, der als großer Schmecker in der Kochkunſt wohl erfahren war, gewann dadurch die Liebe ſeines neuen Herrn, die ſich aber bald in Haß verwandelte, als der eiferſüchtige Türke bemerkte, daß Regnard mit den Frauen des Hauſes ziemlich vertraut ward. Angeklagt bei den Gerichten ſollte Regnard jetzt zwiſchen dem Scheiterhauſen oder dem Turban wählen, als zu ſeinem Glücke das aus der Heimath verſchriebene Löſegeld ankam, und ſein türkiſcher Herr durch den Reiz des Goldes und das Zureden des fran-

zöſiſchen Conſuls bewogen, die Klage zurücknahm, und Regnard in Freiheit ſetzte. Er ging darauf mit der zugleich befreiten Provençalin (deren Gatte in Algier noch als Sklave bleiben mußte) nach Paris, wo er bald darauf die ihm ſo angenehme Nachricht von des letztern Tode erfuhr. Jetzt, glaubte er, ſtünde der Erreichung aller ſeiner Wünſche nichts mehr im Wege, und die kurze, von der Geliebten ſich bedungne Trauerfriſt war faſt verſtrichen, als plötzlich der Todtgeglaubte erſchien, den ein Paar Mönche losgekauft hatten. Aus Verdruß über dieſe getäuſchte Hoffnung verließ er von nun an Paris, und ging über Holland nach Dänemark und Schweden, wo ihn Carl XI. ſehr wohl aufnahm, und zu einer Entdeckungsreiſe nach Lappland ermunterte. Regnard unternahm ſie in Geſellſchaft zweier Landsleute, beſchiffte den bothniſchen Meerbuſen und ging über Torneo bis an die Küſte des Eismeers. Von hier kehrte er nach Stockholm zurück, reiſ'te von da über Danzig nach Polen, Ungarn und Deutſchland, und kam nach einer dreijährigen Abweſenheit wieder in Paris an, geheilt von ſeiner Liebe und ſeinem Hange zum Reiſen und zum Spiel. In der Gegend von Dourdan, wo er ſich einen Ritterſitz und die Stelle eines Lieutenant des eaux et forêts et des chasses de la forêt de Dourdan kaufte, lebte er fortan den Wiſſenſchaften und den Freuden eines muntern und geiſtreichen Umgangs mit ausgezeichneten Menſchen. Hier verfaßte er die Beſchreibung ſeiner Reiſen und den größten Theil ſeiner Luſtſpiele, von denen Voltaire ſagt: „Wem Regnard nicht gefällt, der iſt nicht werth, Molière zu bewundern." Die beſten dieſer Stücke ſind: Der Spieler, der Univerſalerbe, und die unverhoffte Rückkehr. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke erſchien 1772 zu Paris. Regnard ſtarb den 4. September 1709 (nach Andern 1710) an den Folgen des unvorſichtigen Gebrauchs einer Arznei, die er gegen eine Indigeſtion einnahm. F. G.

Regnier (François Seraphin Desmarais, oder richtiger Desmarets), einer der vorzüglichſten franzöſiſchen Schriftſteller, geboren den 13. Auguſt 1632 zu Paris, geſtorben den 6. September 1713. Er ſtudirte zu Nanterre, dann zu Montaigu im daſigen Collegium die Philoſophie, deren ſcholaſtiſche Spitzfindigkeiten ihm aber in demſelben Grade verhaßt waren, in dem ihn die ſchönen Wiſſenſchaften anzogen. Schon in dieſer Zeit überſetzte er die dem Homer gewöhnlich zugeſchriebene Batrachomyomachie ins Franzöſiſche. Da er viele Geſchwiſter hatte, ſo konnte er von ſeinem Vater wenig für ſein künftiges Fortkommen erwarten. Er ſuchte daher, nachdem er die zuletzt erwähnte Bildungsanſtalt verlaſſen hatte, die Unterſtützung und den Schutz mehrerer einflußreicher Männer, in deren Gefolge er angenehme und lehrreiche Reiſen machte. So nahm ihn der Herzog von Crequi mit nach Rom, wo er die italieniſche Sprache in der größten Vollkommenheit erlernte. Wirklich hielt die Akademie della Crusca eine ſeiner Oden für ein Werk des Petrarca, und rächte ſich, als ſie ihren Irrthum einſah, dadurch, daß ſie ihn zum Mitglied aufnahm. Gleich groß war ſeine Kenntniß der ſpaniſchen Sprache. Im 36. Jahr ſeines Alters trat er zum geiſtlichen Stande über, da Ludwig XIV. ſeine Verdienſte um den Staat durch eine Priorſtelle belohnte. Zwei Jahre darauf erwählte ihn die franzöſiſche Akademie zum Mitgliede. Ihm vorzüglich wurde die Redaction des Dictionnaire de l'Académie übertragen, woran die Akademie damals arbeitete, und als man bei dieſer Arbeit ſeinen Scharfſinn und ſeine auf Kunde der alten Sprachen ge-

gründete genaue Kenntniß der franzöſiſchen Sprache bemerkte, wählte ihn die Akademie nach Mezerais Tode im Jahre 1684 zu ihrem Secretär. Kaum hatte er dieſe Stelle angetreten, als er der Akademie in dem Streite, den ſie mit Furetiere führte, die wichtigſten Dienſte leiſtete. Alle Memoiren, die im Namen der Akademie erſchienen, waren Regniers Werk, der es endlich durch weiſe Leitung der Sache dahin brachte, daß die Regierung für die Akademie entſchied, und Furetiere aus derſelben verbannt wurde. Ungeachtet dieſer wichtigen Dienſte ſcheint Regnier dennoch bei ſeinen Collegen wenig beliebt geweſen zu ſein, da dieſe ſogar ſeine zufällige Abweſenheit benutzten, um die von ihm verfertigte Dedication und Vorrede zum Dictionnaire zu verwerfen, und eine andre unterzuſchieben. Mehrere Mitglieder der Akademie werfen ihm Hartnäckigkeit und Eigenſinn vor. Mag der wackre Mann nicht ganz frei von dieſen Fehlern geweſen ſein, ſo hat er ſie wenigſtens durch große Vorzüge wieder gut gemacht, und unläugbar iſt, daß die Akademie ihm einen großen Theil ihres damaligen Ruhms verdankt. Nicht nur das Wörterbuch der Akademie hat durch ihn ſchätzbare Beiträge erhalten, ſondern er iſt auch der Verfaſſer einer im Namen der Akademie erſchienenen Grammaire françoise, die 1676 in 2 Bänden 12. herauskam, und die zwar nicht von philoſophiſchem Geiſte zeigt, aber doch wichtige Unterſuchungen und gründliche Bemerkungen enthält. Geringer ſind Regniers Verdienſte um die Geſchichte. Seine Histoire des démêlés de la France avec la Cour de Rome, au sujet de l'affaire des Corses (1767, 4.) iſt zwar genau, und hat den Vorzug der Glaubwürdigkeit, theils weil Regnier dieſen Streit ſelbſt erlebte, theils weil er aus Original-Actenſtücken ſchöpfte; ihr mangelt aber der echte hiſtoriſche Geiſt. Zu ſeinen beſſern Arbeiten rechnen wir ſeine Überſetzungen von Cicero's Büchern de divinatione und de finibus bonorum et malorum (1710, 12.), auch ſeine italieniſche Überſetzung der Anakreontiſchen Oden (1692, 8.). Noch in ſeinem 80ſten Jahre ſammelte er ſeine Gedichte, und gab ſie unter dem Titel: Poésies Françoises, Latines, Italiennes et Espagnoles im Jahr 1708 (nachher 1716 und 1750 wieder gedruckt) heraus. Die italieniſchen und ſpaniſchen Gedichte wurden jedoch in Rom und Spanien höher geſchätzt, als die franzöſiſchen in Frankreich, wenigſtens haben franzöſiſche Kunſtrichter ihn nie für einen großen Dichter erklären wollen. Am mehrſten geleſen und geſchätzt iſt ſeine Überſetzung einer Scene aus Guarini's Paſtor Fido, welche die bekannten Verſe über den Widerſpruch der Moral und der Natur enthält, da jene die Liebe verbiete, dieſe hingegen ſie gebiete. Obgleich ihm dieſe Arbeit große Ehre erwarb, ſo gereichte ſie ihm doch ſehr zum Nachtheil, indem der König dem Überſetzer dieſer wollüſtigen Scene die Biſchofſtelle verſagte, die er ihm zugedacht hatte.

Regnier, franzöſiſcher Diviſions-General und Corps-Commandant, ward 1770 zu Lauſanne geboren, ſchwang ſich im Revolutionskriege raſch zum Brigadegeneral empor, und diente zu verſchiednen Zeiten als Chef des Generalſtabes. Bei der Expedition nach Ägypten nahm er weſentlich Antheil an der Schlacht bei den Pyramiden, belagerte El Ariſch, eroberte Boulack, und blieb auch als Mitglied des ägyptiſchen Inſtituts wiſſenſchaftlichen Forſchungen nicht fremd. Seine nach der Rückkehr herausgegebne Schrift de l'Egypte après la bataille de Heliopolis zog ihm Buonaparte's Ungnade zu, kraft welcher er denn auch in dem indeß erlangten Grade eines Diviſions-Generals blieb. Im Jahr 1809 ward ihm bei Bernadotte's Abgange nach

der Schlacht bei Wagram der Oberbefehl über das ſächſiſche Truppen-Corps übertragen. Nach dem Frieden mit Öſterreich commandirte er in Spanien, bis er im Jahre 1812 wieder den Oberbefehl über die Sachſen erhielt, die das 7. Corps der großen Armee bildeten und bekanntlich nebſt dem öſterreichiſchen Hülfs-Corps deren rechte Flanke zu decken beſtimmt waren. — Nach der Schlacht bei Lützen im Jahre 1813 übernahm er in Torgau abermals den Befehl über jene Truppen, und focht mit ihnen bei Bautzen, Groß-Beeren, Dennewitz und Leipzig, wo er, nachdem die Sachſen übergegangen, gefangen ward; nach Beendigung des Kriegs kehrte er nach Paris zurück, wo er bald darauf ſtarb. Ihn charakteriſirte eine ruhige, faſt unerſchütterliche Gelaſſenheit, und er hat überall den Ruf großer Rechtlichkeit hinterlaſſen.

Regreß, auch Recurs, Rückgang, bedeutet ſo viel als Schadloshaltung. Wenn daher bei einer von einem Andern verbürgten Schuld z. B. der Gläubiger ſich, im Fall des Nichtzahlens des Schuldners, an den Bürgen hält, ſo nimmt er an dieſen ſeinen Regreß. Gleiches iſt der Fall bei Wechſeln. Wenn der, auf den der Wechſel gezogen, nicht zahlen will, ſo nimmt der, der die Summe empfangen ſoll, an des Bezogenen Vormänner oder an den Ausſteller des Wechſels (Traſſenten) ſeinen Regreß (vergl. d. Art. Wechſel und Wechſelrecht).

Regulirte Kleriker, Chorherrn, ſ. Stift.

Reguliniſch, ſ. Metall.

Regulus, ſ. König.

Regulus (Marcus Atilius). Dieſer durch ſeine Vaterlandsliebe und Aufopferung berühmte Römer bekleidete um das J. 256 vor Chr. Geb. das Conſulat, und wurde mit ſeinem Mitconſul, Manlius Vulſo, von der Republik abgeſendet, Roms ſtolze Nebenbuhlerin, Karthago, zu bekämpfen. Trotz der wenigen Erfahrung, welche die Römer damals in Seekriegen hatten, gelang es dem Muth der Conſuln, die überlegene karthagiſche Flotte zu ſchlagen, und in Afrika zu landen. Hier verfolgte Regulus mit ſchnellen Schritten die glücklich betretne Siegesbahn, ſo daß er bald mit ſeinen Legionen vor den Mauern der puniſchen Hauptſtadt ſtand. Das erſchreckne Karthago, in ſeinem innerſten Herzen angegriffen, für jetzt der Hülfe ſeiner Flotten beraubt, zu Lande damals nicht ſonderlich ſtreitbar, bat um einen ehrenvollen Frieden. Regulus, mehr Krieger als Staatsmann, fand nicht für gut, einen ſolchen zu gewähren, ſondern mit Römerſtolz auf ſeinem Willen und ſeinem Haß gegen die Punier beharrend, verlangte knechtiſche Unterwerfung. Da glaubten die Karthager mit Recht, es ſei beſſer zu ſterben, denn ſolche Schmach zu dulden, und fuhren fort, ſich zu vertheidigen. In dieſer höchſten Bedrängniß ſandte Lacedämon ihnen Hülfe, den Xanthippus und ein kleines Heer. Zwar verſprach des griechiſchen Feldherrn Äußeres nicht viel, denn Xanthippus war klein und ungeſtaltet, aber eine Heldenſeele wohnte in der unſcheinbaren Hülle, und Rom und Regulus hatten bald Urſache, ihre unbiegſame Härte zu bereuen. Unter den Mauern Karthago's lieferte Xanthippus dem Conſul eine Schlacht; 30 000 Römer deckten mit ihren Leichen das Feld, und das entzückte Karthago ſah ſeinen harten Dränger gefangen in ſeinen Mauern. Dieſer einzige Sieg hatte die Wagſchale des Kriegs gewendet, und Karthago konnte jetzt hoffen, auf beſſere Bedingungen Friede zu ſchließen. Es ſchickte daher eine Geſandtſchaft nach Rom, dieſen anzutragen, und ließ die-

ſelbe von ſeinem Gefangnen, Regulus, begleiten, welcher ſich vorher durch feierliche Eidſchwüre hatte verbinden müſſen, nach Karthago zurückzukehren, wenn Rom die Friedensbedingungen verwürfe, die es durch ſeinen Mund dem Senate antragen wollte. Da gab Regulus ein merkwürdiges Beiſpiel von Seelenhoheit und Vaterlandsliebe. In Rom angekommen, hielt er es für ſeine Pflicht, dem Wunſche der Punier entgegen, Senat und Volk zur ſtandhaften Fortſetzung des Kriegs zu ermuntern, und ließ ſich darin weder von den Bitten und Thränen ſeiner Gattin und Kinder, noch von den Beſchwörungen des Senats und Volks, die mit jeder Aufopferung Freiheit und Leben eines ihnen ſo werthen Mitbürgers erkauſen wollten, irre machen. Die Fortſetzung des Kriegs ward alſo beſchloſſen; erſtaunt und erzürnt kehrten die karthagiſchen Geſandten in ihr Vaterland zurück; mit ihnen Regulus, gebunden durch ſeinen Eidſchwur, von deſſen heiliger und gewiſſenhafter Beobachtung in jener Zeit dieſe That ein ſchönes Beiſpiel giebt. Mehrere dramatiſche Dichter, und neuerlich Collin, haben dieſe That des Regulus behandelt. Die mehr als unedle Art, womit Karthago ſich an Regulus gerächt haben ſoll, iſt von mehrern neuern Geſchichtsforſchern bezweifelt worden, und das Stillſchweigen des Polybius über dieſen Punct iſt allerdings auffallend; doch ſei dem wie ihm wolle, ſo iſt doch das Benehmen des Regulus, welcher vorzog, ſein Loos in die Hände nicht großmüthiger Sieger zu geben, als ſein Leben durch Aufopferung des Staatswohls zu erkaufen, der hohen Achtung und Anerkennung aller Zeiten werth, und die Geſchichte erhält nur eine Schandthat weniger, wenn angenommen wird, daß die an Regulus verübte unmenſchliche Hinrichtung nur eine Erfindung des gegenſeitigen Nationalhaſſes zwiſchen Römern und Puniern iſt. Welches übrigens das Ende des Regulus geweſen, iſt unbekannt, ſo viel aber gewiß, daß Regulus durch ſeine Aufopferung für das Wohl ſeines Vaterlandes den Fehler herrlich abgebüßt hat, den er beging, als übertriebene Härte ihn von der Mäßigung entfernte, die nie dem Gemüthe des Siegers entfallen ſollte.

Rehabilitation heißt diejenige Handlung, vermöge deren einer Perſon, die durch Geſetz oder richterlichen Ausſpruch des Beſitzes von Gütern, Ämtern, Würden oder andern Gerechtſamen für unfähig erklärt iſt, dieſe Fähigkeit wieder ertheilt wird. Nur der Landesherr hat in der Regel das Rehabilitationsrecht.

Rehberg (Auguſt Wilhelm), geboren zu Hannover 1760, erhielt ſchon frühzeitig eine Bildung, welche ſeinen trefflichen Talenten ganz entſprach; denn ſchon in ſeinem neunzehnten Jahre ertheilte die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin ſeiner Abhandlung über das Weſen und die Einſchränkungen der Kräfte das Acceſſit. Er wurde 1783 fürſtlicher Regierungsſecretär zu Osnabrück, und trat nun förmlich als Schriftſteller auf, da er vorher nur meiſtens für das göttingiſche Magazin gearbeitet hatte. Schon drei Jahre nachher kehrte er als geheimer Kanzleiſecretär nach Hannover zurück, und ſchrieb hier Mehreres. Im Jahr 1790 trat er zuerſt als politiſcher Schriftſteller auf, und hat ſeit dieſer Zeit unſre Literatur in dieſer Hinſicht ſehr vortheilhaft bereichert. Er wurde 1794 Oberlicent-Inſpector in Hannover, und beſchenkte uns vorzüglich mit mehrern intereſſanten Schriften über die franzöſiſche Revolution und über den Adel, deſſen Privilegien an ihm einen eifrigen und gewandten Vertheidiger gefunden haben.

Reibzeug, ſ. Elektriſirmaſchine.

Reich hieß im Allgemeinen das deutſche Reich. Im engern Sinne verſtand man unter *Reich* den oberrheiniſchen, baierſchen, ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kreis.

Reich (deutſches) und deutſcher Bund. (Vergl. den Art. *Deutſchland*.) Das deutſche Reich entſtand durch die Theilung der fränkiſchen Monarchie im Vertrage zu Verdun vom Jahre 843. Im Jahre 924 kam Lothringen hinzu, und blieb beim deutſchen Reiche bis 1738. König Otto der Große verband 961 die eiſerne Krone des Königreichs Italien und 962 die römiſche Kaiſerkrone mit dem deutſchen Reiche, das hierauf das heilige römiſche Reich deutſcher Nation genannt wurde. Doch waren die italieniſchen Staaten (mit Ausſchluß des Herzogs von Savoyen) nicht Stände des deutſchen Reichs, ſondern ſtanden mit dem letztern in bloßer Lehnsverbindung, welche erſt in den neueſten Zeiten aufgelöſ't wurde. Böhmen ward und blieb ſeit Otto dem Großen bis zur Auflöſung des deutſchen Reichs ein Lehn deſſelben. Auf kürzere Zeit erkannten ſelbſt die Könige von Dänemark wegen Jütland (948), die Könige von Polen wegen Schleſien von Otto's III. Zeiten bis 1355, die Könige von Ungarn, als ſolche, von 1045 bis zu Heinrichs IV. unruhiger Regierung die Oberlehnsherrlichkeit des deutſchen Reichs an. In ähnlichem Verhältniſſe gegen daſſelbe ſtanden die deutſchen Ritter wegen Preußen ſeit 1230 bis 1525, und die Schwertritter wegen Liefland von 1205 bis 1556. Mit der deutſchen Krone hatte auch Conrad II. (1033) das arelatiſche Reich verbunden, welches die Franche Comté, das Delphinat Lyonnois, den weſtlichen Theil der Schweiz, die Provence und Savoyen in ſich begriff. Aber nach und nach gingen alle dieſe Länder verloren, und nach dem Jahre 1648 (wo auch die Schweiz und die vereinigten Niederlande als unabhängige Staaten vom deutſchen Reiche getrennt wurden) behielt das letztere von dem ehemaligen Königreiche Burgund nichts weiter, als Savoyen, Mömpelgard und das Bisthum Baſel. Noch mehr verlor es bis zu ſeiner gänzlichen Auflöſung durch die Kriege mit Frankreich nicht blos von ſeinen italieniſchen Lehnsſtaaten, ſondern auch in Deutſchland ſelbſt (ſ. *Friedensſchlüſſe*). Diejenigen Reichsgrundgeſetze, wodurch die Verhältniſſe des Kaiſers zu den Ständen und der letztern unter ſich beſtimmt wurden, verdankten nicht, wie in andern Staaten, der monarchiſchen Gewalt des Reichsoberhaupts, ſondern der öffentlichen Berathung des Kaiſers mit dem Reiche, d. h. den Reichsſtänden auf den Reichstagen, ihr Daſein. Außer dem Gewohnheitsrecht (Reichsherkommen) waren dergleichen grundgeſetzliche Beſtimmungen enthalten 1. in dem *ewigen Landfrieden* von 1495, wodurch alle bis dahin noch unter gewiſſen Bedingungen erlaubt geweſene Befehdungen bei Strafe der Reichsacht verboten, und Anordnungen zur Errichtung und Beſetzung eines Reichskammergerichts gemacht wurden. 2. Die *goldne Bulle* (ſ. d.) betraf die Kaiſer- und römiſche Königswahl, die Reichstage, die Rechte der Churfürſten u. ſ. w. 3. Die *Reichsabſchiede*, oder die von den Kaiſern und Ständen auf den Reichstagen gefaßten Beſchlüſſe, in ſo fern ſie weſentlich ſich auf die Reichsverfaſſung, und nicht auf blos privatrechtliche Verhältniſſe beziehen. Erſt ſeit Maximilians I. Zeiten wurden dieſe Reichsabſchiede durch den Druck bekannt gemacht. 4. Die *Wahlcapitulationen* waren Vereinbarungen zwiſchen dem Kaiſer und den Churfürſten, nach welchen der erſtere unmittelbar nach ſeiner Wahl und *vor* ſeiner Krönung verſprechen mußte, das Reich zu regieren. Die erſte eigentliche Wahl

capitulation entſtand unter Carl V., deſſen Ehrgeiz und Gewalt man dadurch beſchränken wollte. Die Churfürſten ſchrieben ſich allein das Recht zu, die Wahlcapitulation zu entwerfen; doch durften ſie nichts gegen die Reichsgeſetze einrücken. (S. Capitulation.) 5. Der paſſauiſche Religionsfriede (1552) ſicherte den Reichsſtänden und der Reichsritterſchaft augsburgiſcher Confeſſion freie Religionsübung und den Unterthanen das Recht zu, auch gegen den Willen ihrer Landesherren ihre Religion zu ändern und auszuwandern. Durch eine Clauſel dieſes Friedens (der geiſtliche Vorbehalt genannt) ward beſtimmt, daß jeder zur augsburgiſchen Confeſſion übertretende Erzbiſchof ꝛc. ſeiner Pfründe und der damit verbundenen Einkünfte verluſtig ſein ſollte. 6. Durch den weſtphäliſchen Frieden (1648) wurden nicht blos den Reichsſtänden die nach und nach erworbenen landesherrlichen Rechte beſtätigt, ſondern auch die Religionsfreiheit auf die Proteſtanten des reformirten Bekenntniſſes ausgedehnt und beſtimmt, daß gegen proteſtantiſche, zur katholiſchen Kirche übertretende Biſchöfe der geiſtliche Vorbehalt gleichfalls Statt finden ſolle. — Die Kreisverfaſſung des Reichs entſtand, um den Landfrieden zu behaupten, im J. 1500, als Maximilian I. und die Stände Deutſchland in 6 Kreiſe theilten: den fränkiſchen, baierſchen, ſchwäbiſchen, oberrheiniſchen, weſtphäliſchen und niederſächſiſchen (welche die vordern Kreiſe hießen); zu welchen (1512) noch der öſterreichiſche, burgundiſche, niederrheiniſche und der oberſächſiſche hinzugefügt wurden. Die Lauſitz, Schleſien, Böhmen, Glatz, Mömpelgard und andere ſelbſt im Umfange jener Kreiſe belegenen Länder und Diſtricte waren in jener Eintheilung nicht mit begriffen. Jeder Kreis hatte ſeinen Director und kreisausſchreibenden Fürſten, die älteſten hatten deren zwei, und entweder einen oder zwei kreisausſchreibende Fürſten. Der kreisausſchreibende Fürſt rief die Kreisverſammlungen zuſammen, in ſeinem Namen wurden die Kreisgeſchäfte expedirt, und an ihn die kaiſerl. Reſcripte erlaſſen. Außerdem hatte jeder Kreis — oft unter dem Titel eines Feldmarſchalls — einen Kriegsoberſten, der die Kriegsgeſchäfte beſorgen mußte, und andere Beamte. Späterhin wurde außer der Erhaltung des Landfriedens und der Aufſicht über das Kriegsweſen des Kreiſes den Beamten deſſelben die Präſentation der Kammergerichtsaſſeſſoren, die Vollſtreckung der reichsgerichtlichen Urtheile, die Aufſicht über das Münz- und Zollweſen, die Reichsmatricularanſchläge u. ſ. w. übertragen. In den Kreisverſammlungen galt Stimmenmehrheit, und die Beſchlüſſe derſelben mußten den Reichsgeſetzen gemäß ſein. In religiöſer Rückſicht theilte man ſie nach dem weſtphäliſchen Frieden in proteſtantiſche, katholiſche und gemiſchte ein. Zu den erſtern wurden die beiden ſächſiſchen, zu den zweiten der öſterreichiſche, burgundiſche und baierſche, und zu letztern die übrigen Kreiſe gerechnet. — Von Carl dem Großen bis auf Carl den Dicken war die Kaiſerwürde erblich. Aber von Arnulfs Zeiten an blieb Deutſchland ein Wahlreich, und man verpflichtete ſogar die Kaiſer vor ihrer Krönung zu beſchwören, ihre Würde nicht erblich zu machen. Anfangs wurden die Kaiſer durch alle ſowohl weltliche als geiſtliche Fürſten, Grafen, Edle, Städte ꝛc. erwählt. Während des Interregnums (1197 bis 1272) behaupteten aber die höchſten oder Erzbeamten des Kaiſers das ausſchließliche Wahlrecht. Durch die Churvereine von 1338, die Ludwig der Baier im ſelbigen Jahre, und Carl der IV. durch die goldne Bulle beſtätigte, gelobten die Churfürſten, ſich mit aller Macht in dieſem angemaßten Rechte

zu ſchützen. Der Churfürſt von Mainz berief die Fürſten zur Kaiſerwahl. Frankfurt am Main war durch die goldne Bulle zum Wahlort beſtimmt. Die Churfürſten konnten ſelbſt, oder durch Geſandte wählen, aber keiner ſollte ein größeres, als 200 Mann ſtarkes Gefolge mitbringen, von denen nur 50 bewaffnet ſein durften. Alle Fremde, ſelbſt Reichsfürſten und Geſandte auswärtiger Mächte, die nicht im Gefolge der Churfürſten waren, mußten während der Wahl die Stadt verlaſſen. Dann berathſchlagten die Churfürſten, und beſchloſſen die Wahlcapitulation. Mainz ſammelte die Stimmen, und gab zuerſt die ſeinige an Sachſen ab. Nach geſchehener Wahl mußte der Kaiſer die Wahlcapitulation beſchwören, oder in ſeiner Abweſenheit durch ſeine Geſandten eidlich erhärten laſſen, und nachher noch ſelbſt vor ſeiner Krönung beſchwören: dann ward er in der Kirche dem Volke vorgeſtellt, und als Kaiſer ausgerufen. Früher ward der Papſt um die Einweihung und Krönung gebeten. Aber Ludwig von Baiern verordnete 1338, daß der durch die Stimmenmehrheit Erwählte durch dieſe Wahl rechtmäßiger Kaiſer, und keine päpſtliche Krönung und Weihe nöthig ſei. Die Krönung wurde, ſo wie ſie Carl der Große eingeführt hatte, zu Aachen abwechſelnd von Churcöln und Churmainz vollzogen. Die Reichskleinodien wurden ſeit Siegmunds Zeiten zu Nürnberg verwahrt. Früher nannte man einen erwählten, aber zu Rom noch nicht gekrönten Kaiſer einen römiſchen König. Als ſpäterhin die deutſchen Kaiſer ſchon bei ihren Lebzeiten ihre Nachfolger wählen ließen, führten die letzten bis zur Gelangung zum Kaiſerthron den römiſchen Königstitel. Auch ein ſolcher römiſcher König mußte eine Wahlcapitulation unterſchreiben, durfte ſich aber während der Lebenszeit des Kaiſers nicht in die Reichsregierung miſchen. Außer den Reichserzbeamten (ſ. Churfürſt) gab es auch Reichserbbeamte, die ihre Würden von jenen zur Lehn trugen, z. B. die Erbkämmerer, Fürſten von Hohenzollern, die Reichserbtruchſeſſen, Grafen von Waldburg, und die Reichserbmarſchälle, Grafen von Pappenheim ꝛc. Auf den Fall des Abſterbens, der Minderjährigkeit oder langen Abweſenheit des Kaiſers waren durch die goldne Bulle der Churfürſt von Sachſen für Ober- und Niederſachſen und Weſtphalen, und der Churfürſt von der Pfalz in dem fränkiſchen, ſchwäbiſchen und den beiden Rheinkreiſen zu Reichsvicarien beſtimmt. Sie übten, jeder in ſeinem Vicariatsdiſtrict, alle kaiſerlichen Rechte (mit Ausſchluß der Fürſten- und Thronbelehnungen, die am Kaiſerthrone ſelbſt geſucht werden mußten) aus, hatten die Einkünfte des Reichs, die oberſte Gerichtspflege, und ſetzten jeder in ſeinem Diſtricte eine Vicariatsregierung ein, welche die Befugniſſe des Reichshofraths, deſſen Functionen mit dem Tode des Kaiſers aufhörten, verſah. Das Reichskammergericht hingegen ſetzte im Namen der Reichsverweſer ſein Amt fort. Auch konnten die Vicarien neue Reichstage berufen, und die angefangenen fortſetzen. Öſterreich und Baiern erkannten kein Reichsvicariat an. In Italien war in neuern Zeiten der Herzog von Savoyen Reichsvicarius. — Die Stände des Reichs (Reichsſtände) oder die unmittelbaren Glieder deſſelben, die auf den Reichstagen Sitz und Stimme hatten, waren entweder weltliche, nämlich die weltlichen Churfürſten, Herzoge, Fürſten, Landgrafen, Markgrafen, Burggrafen, Grafen, Freiherrn und Reichsſtädte; oder geiſtliche, zu denen die geiſtlichen Churfürſten, Erz- und Biſchöfe, Prälaten, Äbte, Äbtiſſinnen, der Hoch- und Deutſchmeiſter und der Johannitermeiſter gerechnet wurden. Nach

dem weſtphäliſchen Frieden wurden die Stände auch in proteſtantiſche und katholiſche eingetheilt (ſ. Corpus catholicorum). Zur Erlangung der Reichsſtandſchaft war der Beſitz eines Fürſtenthums, einer Graf- oder Herrſchaft, welche reichsunmittelbar war, die Einwilligung des Kaiſers und Reichs, und die Erlegung eines angemeſſenen Reichsanſchlags erfoderlich. Die unmittelbare Reichsritterſchaft — ein Corps von Edelleuten, welche blos den Kaiſer und das Reich als Oberhaupt anerkannten — gehörte nicht zu den Reichsſtänden. Ihren Urſprung und den größten Theil ihrer Unabhängigkeit verdankten ſie dem Interregnum. In neuern Zeiten war die unmittelbare Reichsritterſchaft in den fränkiſchen, ſchwäbiſchen und rheiniſchen Kreis, und dieſe Kreiſe wieder in Cantons eingetheilt. Jeder Kreis hatte einen Hauptmann, Räthe und einen Syndicus, welche die Streitſachen der Reichsritter mit ihren Unterthanen ſchlichteten. Die Appellationen gingen an die Reichsgerichte, und wenn es ein von einem Reichsſtande abhängiges Lehn betraf, an den Lehnhof deſſelben. Die Reichsritter hielten Rittertage, welche durch ihre Directoren und Hauptleute zuſammenberufen wurden. Übrigens hatte die Reichsritterſchaft als ganzes Corps und kreisweiſe das Recht, Geſandte zu ſchicken, welche Abgeordnete hießen. Mehrere von ihnen hatten landesherrliche Gewalt, die ſie aber im Zweifel beweiſen mußten. Sie beſaßen ferner die geiſtliche und weltliche Gerichtsbarkeit, das Beſchatzungsrecht ihrer Unterthanen, und was ſie an Reichsanlagen beitrugen, wurde als Dongratuit (subsidium charitativum) betrachtet. Vermöge des Einſtandsrechts konnten die nächſten Agnaten und Cognaten, in deren Ermangelung jedes Mitglied des Cantons, oder das ganze Corps der Reichsritterſchaft ſelbſt ein, an einen fremden veräußertes unmittelbares Gut in drei Jahren zurückkaufen. Ihre Rechte und Privilegien wurden jedesmal in den kaiſerlichen Wahlcapitulationen beſtätigt. — Schon von Alters her beriefen die Kaiſer jährlich zweimal ordentliche und auch außerordentliche Reichsverſammlungen (Comitien), zur gemeinſchaftlichen Berathung mit den Ständen über das Beſte des Reichs. Die Stände hatten als Reichskörper, mit dem Kaiſer die gemeinſchaftliche Ausübung aller Majeſtätsrechte, mit Ausſchluß der kaiſerlichen Reſervate. Alle von der Entſcheidung des Kaiſers und Reichs abhängenden Angelegenheiten konnten nur auf dem Reichstage verhandelt werden. Dieſer wurde ſeit 1663 fortwährend zu Regensburg gehalten. Früher erſchien der Kaiſer perſönlich auf den Reichstagen, in ſpätern Zeiten durch ſeinen Principalcommiſſarius, der ein Reichsfürſt, und durch ſeinen Concommiſſarius, der gewöhnlich ein Rechtsgelehrter war. Churmainz, als Reichserzkanzler in Deutſchland, war Director der Reichsverſammlung. Die reichsſtändiſchen Geſandten überreichten ihre Beglaubigungsſchreiben ſowohl dem Principalcommiſſarius, als dem Churfürſten von Mainz, bei welchem letztern ſich auch die auswärtigen Geſandten legitimirten. In Abweſenheit des Reichserzkanzlers verwaltete ſein Directorialgeſandter ſeine Functionen. Er legte z. B. den Ständen die Durchſicht der Reichstagspräpoſitionen und aller dazu gehörigen Actenſtücke vor, wovon ſie durch ihre Secretäre Abſchriften nehmen ließen, welches die Dictatur hieß. Hierauf kündigte der Reichserbmarſchall durch die Reichsanſage den Anfang der Berathſchlagungen an. Die Verhandlungen geſchahen in 3 Collegien, nämlich 1. dem Churfürſtencollegium. In dieſem ſammelte Churmainz die Stimmen, und gab die ſeinige an Sachſen ab; 2. dem fürſtlichen

Collegium, welches ſich in die weltliche, geiſtliche und Querbank theilte. Auf der letztern hatten die proteſtantiſchen Biſchöfe von Lübeck und Osnabrück ihren Sitz. Die Reichsgrafen und Reichsfreiherren hatten in dieſem Collegium keine Virilſtimmen, ſondern waren in die wetterauiſche, ſchwäbiſche, fränkiſche und weſtphäliſche Grafenbank, von welchen jede nur eine Stimme (votum curiatum) hatte, getheilt. Das Directorium in dieſem Collegium führten abwechſelnd der Erzbiſchof von Salzburg und der Erzherzog von Öſterreich; 3. dem reichsſtädtiſchen Collegium, getheilt in die rheiniſche und ſchwäbiſche Bank. Die Reichsſtadt, wo der Reichstag gehalten wurde, hatte das Directorium, und jede Reichsſtadt hatte eine Stimme auf dem Reichstage. Regelmäßig entſchied die Stimmenmehrheit, nicht aber in Religions- und ſolchen Sachen, welche einen einzelnen Reichsſtand betrafen (ſ. Corpus catholicorum). Jedes der drei reichsſtändiſchen Collegien faßte ſeine Beſchlüſſe beſonders. Darauf verſammelten ſich das churfürſtliche und das fürſtliche Collegium in einem Saal, wo ſie ihre Verhandlungen bis zu einem gemeinſchaftlichen Beſchluß fortſetzten. Dies hieß die Re- und Corelation. Hierzu wurde das reichsſtädtiſche Collegium nicht zugelaſſen, doch wurde ihm der Beſchluß des churfürſtlichen und fürſtlichen Collegiums mitgetheilt. Jener Beſchluß mochte nun die Beiſtimmung der Städte erhalten oder nicht, ſo wurde er dennoch unter dem Namen Reichsgutachten dem Kaiſer übergeben, und hieß, wenn er durch ein kaiſerliches Ratificationsdecret Geſetzeskraft erhielt, Reichsſchluß oder Reichsconcluſum. Den Inbegriff ſämmtlicher Beſchlüſſe eines Reichstags nannte man Reichsabſchied oder Reichsreceß. Waren der Kaiſer oder die drei Collegien uneins, ſo wurde der Gegenſtand ausgeſetzt. Falls blos die Reichsſtädte nicht einſtimmten, wurde es zwar zu Protokoll genommen, aber ohne weitere Folge, trotz der Verheißungen des weſtphäliſchen Friedens, der auch dieſen Städten auf den Reichstagen eine entſcheidende Stimme zuſicherte. Nach erfolgter Unterſchrift der Reichsbeſchlüſſe wurden dieſelben publicirt, und den Reichsgerichten zur Einregiſtrirung und Nachachtung mitgetheilt. Manche Angelegenheiten wurden auch durch ordentliche oder außerordentliche Reichsdeputationen (ſ. d. Art.) entſchieden. — Die Reichsverſammlung hatte das Recht, Geſetze zu geben, aufzunehmen und zu interpretiren, Krieg und Frieden zu beſchließen, Geſandte anzunehmen und zu ſchicken, und Bündniſſe und Verträge zu ſchließen u. ſ. w. In Rückſicht der zu unternehmenden Reichskriege, worüber die Berathſchlagung durch ein kaiſerliches Commiſſionsdecret vorgeſchlagen werden mußte, entſchied freilich Mehrheit der Stimmen; aber auch die Stände, welche in einen beſchloſſenen Reichskrieg nicht gewilligt hatten, mußten nach Maßgabe der Reichsmatrikeln ihre Contingente ſtellen. Dieſe Reichsmatrikeln waren unter Autorität des Kaiſers und des Reichs abgefaßte Verzeichniſſe der Reichsſtände und der Summen, welche jeder zu den Koſten des Reichs zu zahlen hatte. Sie verdankten ihren Urſprung den Römerzügen, welche in frühern Zeiten die Kaiſer unternahmen, um ſich vom Papſte als lombardiſche und römiſche Könige krönen zu laſſen. Alle Vaſallen des Reichs mußten ſie mit ihren Afterlehnsleuten dahin begleiten, bei Strafe ihre Lehen zu verlieren. Die Dauer dieſer Römerzüge und der dabei zu leiſtenden Kriegsdienſte war auf ſechs Wochen beſtimmt, welche man Römermonat nannte. Als man zu Siegmunds Zeiten anfing, beſoldete Heere zu halten, und als die Römerzüge abgekommen waren,

wurden für jeden Reiter, den ein Stand zu ſtellen hatte, zwölf, für jeden Fußgänger 4 Fl. feſtgeſetzt, und dieſe Gelder, welche man Römermonate nannte, wurden den Kaiſern in andern außerordentlichen Fällen und in Reichskriegen bewilligt. Das *Recht*, nach einem *Reichskriege* Frieden zu ſchließen, gebührte freilich dem geſammten Reichskörper, und ward den Ständen durch den weſtphäliſchen Frieden ausdrücklich zugeſichert; doch maßten ſich die Kaiſer dieſes Recht allein an, weßhalb in der Wahlcapitulation Carls VII. beſtimmt ward, daß die Kaiſer nur im Fall einer dringenden Nothwendigkeit und mit Zuziehung des Churfürſtencollegiums Präliminar- und Definitivtractaten für das Reich ſollten ſchließen können. In frühern Zeiten hatten die Kaiſer das Recht, ohne Zuziehung der Stände *Reichsbündniſſe* zu ſchließen; allein ſchon Maximilian I. mußte 1495 verſprechen, ſich in kein dem Reiche nachtheiliges Bündniß einzulaſſen. Carl V. verpflichtete ſich, keine Allianz ohne den Rath der Churfürſten einzugehen, und Ferdinand IV. mußte angeloben, daß er nur in höchſt eiligen Sachen blos die Churfürſten, ſonſt aber alle Stände, um ihre Meinung befragen wolle. In dem weſtphäliſchen Frieden ward den *ſämmtlichen* Ständen in Rückſicht der zu ſchließenden Reichsbündniſſe das Stimmrecht zugeſichert. Die fremden Geſandten, welche das Reich empfing, verhandelten mit demſelben durch Denkſchriften, die ſie dem mainziſchen Directorialgeſandten überreichen ließen, und die von dieſem durch die Dictatur den übrigen Ständen mitgetheilt wurden. Obgleich die Könige und Kaiſer aus dem carolingiſchen und ſächſiſchen Stamm in *kirchlicher* Rückſicht unumſchränkt regierten, Päpſte, Erzbiſchöfe und Biſchöfe ein und abſetzten und beſtätigten, und Concilien zuſammenberiefen, ſo ſchwanden doch unter der unruhigen Regierung der Heinriche dieſe alten Rechte allmählig dahin, und die Päpſte beſchränkten durch Liſt und Gewalt die kirchliche Macht der Kaiſer ſo ſehr, daß kaum der Schatten blieb. Durch den weſtphäliſchen Frieden wurde das Reich noch mehr getheilt. Es gab nun drei herrſchende Kirchen. In der katholiſchen Kirche galten die geiſtliche Gerichtsbarkeit, welche die Päpſte und Biſchöfe ſich angemaßt hatten, und die Vorſchriften des kanoniſchen Rechts. Die proteſtantiſchen Stände hingegen hoben das Diöceſanrecht und jede Art hierarchiſcher Gerichtsbarkeit auf, und ließen durch dazu eingeſetzte Conſiſtorien die geiſtlichen Angelegenheiten ihrer Unterthanen entſcheiden. Folglich wurden das Reichskammergericht und der Reichshofrath ſowohl in proteſtantiſchen, als katholiſchen Kirchenſachen incompetent. In Rückſicht der Kaiſer hatte ſchon unter Heinrich IV. der Papſt Gregor VII. das Recht der erſtern, Biſchöfe u. ſ. w. zu ernennen, in Zweifel gezogen. Endlich führte Calixtus II. Gregors Entwürfe aus, und nöthigte Heinrich V., dem Rechte zu entſagen, Biſchöfe zu ernennen und mit Ring und Stab zu inveſtiren. Doch das Recht der erſten Bitte und die Belehnung der Biſchöfe mit den Regalien durch den Scepter behielten die Kaiſer. — In Fällen, von denen das Beſte des ganzen Reichs abhing, wo alſo auch gleichförmige, polizeiliche Verordnungen nöthig wurden, gebührte dem Kaiſer und dem Reich die *polizeiliche Geſetzgebung*. Die erſte Polizeiverordnung war vom J. 1530. Übrigens hatten die Stände das Recht, in ihren Landen polizeiliche Verfügungen zu treffen, zumal da die Ungleichheit der Sitten, der Cultur und der politiſchen Verfaſſung ein beſtändiges Hinderniß einer allgemein gleichen polizeilichen Verfaſſung waren. Als der Gebrauch des ge-

münzten Geldes in Deutſchland bekannt wurde, betrachtete man das *Münzrecht* als kaiſerliches Regal. Carl der Große verbot ſogar, anderswo als in ſeinem Palaſt Münzen zu prägen. Ohne jedoch ſich um kaiſerliche Verleihungen dieſes Rechts zu bemühen, übten viele weltliche Reichsſtände daſſelbe aus, und ſchon zu Friedrichs II. Zeit muß das Münzrecht der Fürſten außer Zweifel geweſen ſein, da dieſer Kaiſer ihnen verſprach, keine Münze in ihren Landen ſchlagen zu laſſen, wodurch die ihrige an Werth verlieren könnte. Carl IV. beſtätigte den Churfürſten nicht blos das Münz-, ſondern auch das Bergwerksrecht, und durch den weſtphäliſchen Frieden wurde den ſämmtlichen Reichsſtänden, außer ihren übrigen Hoheitsrechten, auch dieſes verſichert. Doch blieb die Ausübung deſſelben den Reichsgeſetzen untergeordnet; aber nie ſind die wegen der Mißbräuche des Münzrechts gegebenen Reichsverordnungen befolgt worden (ſ. *Münzfuß*). Übrigens ſollten nach den Reichsabſchieden von 1570 und 1594 alle neugeſchlagenen Münzen auf den *Münzprobationstagen* geprüft werden, ehe ſie in Umlauf geſetzt wurden. Jene Münzprobationstage wurden entweder von allen Kreiſen, oder von einem, oder gar von einigen Kreisſtänden gehalten. — In frühern Zeiten übten die Kaiſer das ſchon im 9. Jahrh. gebräuchliche *Zollrecht*, in ſofern es nicht einem Reichsſtande verliehen war, allein aus. Unter den ſchwäbiſchen Kaiſern und während des Interregnums eigneten ſich die Stände in ihren Ländern dieſes Recht zu, welches auch den Churfürſten in der goldenen Bulle, und den ſämmtlichen Reichsſtänden der weſtphäliſche Frieden beſtätigte; nur wurde darin beſtimmt, daß alle unter Privatautorität angelegten, dem Beſten des Reichs ſchädlichen Zölle aufgehoben ſein ſollten. Früher war in Carls V. Wahlcapitulation die Einwilligung der Churfürſten zur Anlage neuer Zölle zuerſt angeordnet, und den Reichsſtänden unterſagt, dergleichen unter dem Namen von Brückengeld, Wegegeld ꝛc. einzuführen. In dem weſtphäliſchen Frieden ward Freiheit und Sicherheit des Handels und der Schifffahrt in allen Provinzen des Reichs auf den Flüſſen und in den Häfen feſtgeſetzt. Den Reichsſtänden ſtand es frei, in ihren Ländern Meſſen und Märkte anzuordnen. Die Meſſen zu Leipzig, Braunſchweig, Frankfurt am Main und Naumburg waren aber von den Kaiſern beſonders bevorrechtet. Maximilian I. führte die erſten *Poſten im Reiche* ein, und beſtellte den Franz von Taxis zum Reichsgeneralpoſtmeiſter. Lamoral von Taxis ward 1615 für ſich und ſeine männlichen Nachkommen mit dieſer Würde vom Kaiſer Matthias belehnt, und 1747 wurde das Reichsgeneralpoſtmeiſteramt zu einem männlichen fürſtlichen Thronlehen erhoben. (S. d. Art. Poſt, *Poſtweſen*.) Außer den *Reichspoſten* errichtete Ferdinand II. in ſeinen Erbſtaaten landesherrliche Poſten, und ſeinem Beiſpiele folgten, jedoch mit Widerſpruch von Taxiſcher Seite, mehrere Reichsſtände. — Die *kaiſerlichen Einkünfte* (aus Domänen und Hoheitsrechten) waren in frühern Zeiten ſehr beträchtlich, wurden aber während des Interregnums und ſpäterhin unter Rudolphs I. Nachfolgern theils durch die Anmaßungen der Reichsſtände, theils durch Schuld der Kaiſer ſelbſt ſo außerordentlich verringert, daß die letztern ſpäterhin, um ihrer Würde zu genügen, zu den Einkünften aus ihren Erbländern ihre Zuflucht nahmen. Die gewöhnliche Reſidenz des Kaiſers war die Hauptſtadt ſeiner Erbſtaaten. Unter *kaiſerlichen Reſervaten* verſtand man diejenigen Rechte, welche die Kaiſer ohne Zuziehung der Stände im ganzen Reiche ausübten, wie die Oberlehnsherrlichkeit,

die Schutz- und Schirmgerechtigkeit über die römiſche Kirche und den päpſtlichen Stuhl (früherhin auch die Beſtätigung der Papſtwahlen), das Recht, einen Mitbewerber um den päpſtlichen Thron auszuſchließen, einen Commiſſarius zu den Biſchofs- und andern geiſtlichen Wahlen im Reiche zu ſchicken, die Ausübung des Rechts der erſten Bitte in allen unmittelbaren Stiftern, und in den mittelbaren, in denen es der Kaiſer im Normaljahr 1624 gehabt hatte, das Recht der Standeserhöhungen, Wappenertheilungen, der Legitimation und Rehabilitation, die Entſcheidung von Rangſtreitigkeiten und die Ertheilung von Indulten und Anſtandsbriefen ꝛc. In ſeinem Namen wurden von den Univerſitäten die gelehrten Grade ertheilt. Durch ſeine Pfalzgrafen konnte er Doctoren, Licentiaten, Magiſter, Baccalauren, Notarien, und ſogar Dichter machen u. ſ. w. — Die erſte Art der Reichsſteuern war der gemeine Pfennig; eine Vermögensſteuer. Nach und nach trugen die Stände ſelbſt zu den Reichsbedürfniſſen bei, und vertheilten die hierzu verwandten Summen auf ihre Unterthanen, welches das Subcollecturrecht hieß. Die Römermonate waren eine andre Art von allgemeinen Steuern. Das ganze Reich mußte zu einem Römermonat 20,000 M. Infanterie und 4000 M. Cavallerie, jeder Churfürſt aber 277 M. Fußvolk und 60 Reiter ſtellen. Die Beiträge der übrigen Stände beſtimmte die Reichsmatrikel. Übrigens ſtand es den Reichsſtänden frei, Truppen oder Geld zu geben, und ſie bedienten ſich auch in dieſer Rückſicht des Subcollecturrechts. Die Einnehmer dieſer Steuern in den Legeſtädten, Augsburg, Frankfurt, Nürnberg und Leipzig, hießen Pfennigmeiſter. — Die erſten Kaiſer verwalteten die Gerichtspflege ſelbſt, oder durch die von ihnen eingeſetzten Herzoge und Grafen. Dieſe maßten ſich nach und nach, während der vielen Unruhen, welche das Reich erſchütterten, die weltliche, ſo wie die Biſchöfe ꝛc. die geiſtliche Gerichtsbarkeit an. In weltlichen Rechtsſachen behielten jedoch die Kaiſer das Recht, die Urtelsſprüche der Stände aufzuheben und zu verbeſſern. Die Streitigkeiten der Reichsſtände ließen die Kaiſer in frühern Zeiten durch ihr Hofgericht ſchlichten. Da aber daſſelbe den Befehdungen nicht Einhalt thun konnte, ſo wurde 1495 das kaiſerliche Reichskammergericht eingeführt. 1559 errichtete auch Ferdinand I. den Reichshofrath. Außer dieſen beiden höchſten Gerichtshöfen gab es noch andre Reichsgerichte, deren Jurisdiction ſich aber nur über gewiſſe Provinzen erſtreckte. Austräge waren durch Geſetz oder Vertrag beſtimmte Richter, welche in erſter Inſtanz die Streitigkeiten der Reichsunmittelbaren entſchieden. Die geſetzlichen Austräge waren 1437 vom Kaiſer Albrecht II. eingeführt, und wurden von Maximilian 1495 beſtätigt. Die Vollſtreckung der Austrägalurtheile mußte auf Befehl der höchſten Reichsgerichte geſchehen, und an die letztern wurde von den Entſcheidungen der Austräge appellirt. — In Beziehung auf Kaiſer und Reich waren die Länder der Reichsſtände theils Lehen, theils Allodien, und man theilte ſie in weltliche und geiſtliche ein. Alles, was in einem Gebiete eingeſchloſſen war, wurde im Zweifelsfalle dazu gerechnet, und wer von einer Landesherrſchaft, in deren Territorium er wohnte, eximirt zu ſein behauptete, mußte es beweiſen, oder wurde als Landſaſſe betrachtet. Unter Landesherrſchaft (Landeshoheit) der Reichsſtände verſtand man die Befugniß derſelben, in ihren Gebieten die Hoheitsrechte, ſo weit ſolche nicht durch die Reichsgeſetze oder durch Verträge beſchränkt waren, auszuüben. Jeder Reichsſtand hatte ſich nämlich nach und nach unter gün-

ſtigen Umſtänden dieſe Hoheitsrechte, welche vorher den Kaiſern gehörten, zugeeignet, und man kann für die Erwerbung und Vergrößerung derſelben vier Hauptepochen annehmen. Die erſte begreift die Zeiten der carolingiſchen Kaiſer und ihrer unmittelbaren Nachfolger, welche den Fürſten die Söhne in den Ämtern der Väter nachfolgen ließen, und ihnen manche Vorrechte bewilligten. Der zweite Zeitraum begann unter den Heinrichen, wo die Kaiſer durch die Streitigkeiten mit den Päpſten und die innern Unruhen zu ſehr beſchäftigt waren, um gegen die Anmaßungen der Stände wachſam zu ſein. Die dritte Epoche begreift das Interregnum, während deſſen die Großen in Deutſchland, ohne ein wirkliches Oberhaupt, ihre Macht und ihre Unabhängigkeit ausdehnen konnten. Aber die Landeshoheit war damals noch nicht von einer beſtimmten Form. Jeder Stand hatte diejenigen Rechte uſurpirt, die ihm die zuträglichſten ſchienen. Erſt der weſtphäliſche Friede, die letzte Hauptepoche, begründete und vollendete die reichsſtändiſche Landeshoheit, indem er ſämmtlichen Reichsſtänden alle landesherrlichen Rechte, Freiheiten und Privilegien zuſicherte. Die Landeshoheit der Reichsſtände begriff ſeitdem alle Souveränetätsrechte, welche nicht durch die Reichsgeſetze oder durch Verträge beſchränkt waren. In vielen deutſchen Staaten war die Landeshoheit durch gewiſſe den Provinzialſtänden zuſtehende Rechte beſchränkt, ſo daß die Landesherren ohne Einwilligung dieſer Stände keine Geſetze geben, keine Auflagen machen, und keine Veränderung in der Verfaſſung des Landes vornehmen durften. Indeſſen waren die Rechte der Landſtände ſich nicht in allen Staaten gleich, und mehrere der letztern hatten gar keine Landſtände. Schon lange vor dem weſtphäliſchen Frieden übten die Reichsſtände das Geſetzgebungsrecht in ihren Staaten aus. Durch jenen Frieden wurde ihnen dies Recht mit der Einſchränkung, daß ſie keine den Reichsgrundgeſetzen widerſprechenden Geſetze geben durften, beſtätigt. In privatrechtlicher Rückſicht aber konnten die Reichsſtände geſetzliche Verfügungen erlaſſen, die nicht mit den Reichsgeſetzen übereinſtimmten. Als Ausflüſſe der Geſetzgebung ſtanden die peinliche und bürgerliche Gerichtsbarkeit den Reichsſtänden gleichfalls zu. In Rückſicht der Reichsgerichte hatten ſämmtliche Churfürſten und einige andre Reichsſtände das Jus de non appellando. In die Ausübung der reichsſtändiſchen Gerichtsbarkeit durfte, außer im Fall der verweigerten Juſtiz, ſich weder der Kaiſer, noch das Reich miſchen. Übrigens hatten ſie das Recht, Privilegien zu ertheilen, das Recht der Begnadigung, der Rehabilitation u. ſ. w. Auch ſtand ihnen die Jurisdiction über ihre Gemahlinnen und Kinder, über apanagirte, in ihren Staaten wohnende Prinzen, wie auch über andre unmittelbare Reichsglieder in Rückſicht der Güter, die zu ihrem Territorium gehörten, zu. In kirchlicher Hinſicht hatten ſie das Reformationsrecht (Jus reformandi) und konnten in ihren Ländern (nach dem weſtphäliſchen Frieden) einführen und dulden, welche von den drei Religionsparteien ſie wollten. Doch durften ſie die Religionspartei, welche im Normaljahre 1624 ſich in ihren Staaten befand, nicht in ihren kirchlichen Rechten und ihrem Beſitzſtande beſchränken. Wenn ein Landesherr Religionsparteien, die ſich nach dem Normaljahr in ſeinen Ländern niedergelaſſen hatten nicht dulden wollte, ſo mußte er ihnen das Auswanderungsrecht zugeſtehen, und dazu fünf Jahre bewilligen, wenn ſie vor, drei Jahre aber, wenn ſie nach dem weſtphäliſchen Frieden ſich angeſie-

telt, oder eine andre Lehre als die des Notmaljahrs angenommen hatten. In Schleſien und den dem Hauſe Öſterreich unterworfenen Staaten richtete ſich der Religionszuſtand nicht nach dem J. 1624. Auch galten das Decretaljahr und das Reformationsrecht nicht zwiſchen Reformirten und Lutheranern. Die proteſtantiſchen Stände waren in ihren Ländern das Oberhaupt der Kirche; daher hatten ſie die Oberaufſicht und Anordnung des Cultus, das Ernennungsrecht der Kirchendiener, und jede Art geiſtlicher Gerichtsbarkeit, deren Ausübung ihren Conſiſtorien übertragen war, von denen an die Regierungen oder an den Landesherrn ſelbſt appellirt wurde. Die katholiſchen Reichsſtände hatten hinſichtlich ihrer proteſtantiſchen Unterthanen dieſelbe Gewalt; aber die geiſtlichen Angelegenheiten ihrer katholiſchen Unterthanen würden vor den Biſchöfen ꝛc. verhandelt. Viele Reichsſtände übten auch die Schutzherrlichkeit über Kirchen, Klöſter, Stifter und Abteien aus, welches Kaſtenvoigtei hieß. Vermöge der Landeshoheit hatten die Reichsſtände auch die Rechte des Kriegs, des Friedens und der Bündniſſe. Jenes Recht ſtammte aus den Zeiten der Fehden. Die Geſchichte aller Zeitalter des deutſchen Reichs giebt uns Beiſpiele von Bündniſſen der Reichsſtände unter ſich und mit Fremden, und obgleich die Kaiſer dieſes Recht wegen des Mißbrauchs zu beſchränken ſuchten, ſo wurde es doch im augsburgiſchen Vergleiche von 1555 förmlich beſtätigt. Aus dem Rechte, Bündniſſe zu ſchließen, folgte dasjenige, Geſandte zu ſchicken und anzunehmen. Von den Churfürſten und Fürſten ward daſſelbe ohne Widerſpruch ausgeübt. Die churfürſtlichen Geſandten hatten den Rang vor denen der Republiken, und nach denen der Könige. Auch durften die Churfürſten zu den Kaiſerwahlen Geſandte des erſten Ranges (Ambaſſadeurs) ſchicken. Die altfürſtlichen Häuſer machten auf gleiche Rechte, mit Ausſchluß der Kaiſerwahlen und des Vorranges, Anſpruch, und wirklich wurden auch vom kaiſerlichen Hofe Geſandte, Miniſter und Reſidenten der Reichsfürſten angenommen. Die Publiciſten beſtritten freilich den Grafen, Prälaten, Freiherren und Städten das Recht, Geſandte zu ſchicken, und wollten es nur den Bänken (Curien) zugeſtehen, weil ihre Eigenſchaft als Reichsſtände an der Bank haftete. Allein das Recht, Geſandte zu ſchicken, floß nicht aus der Reichsſtandſchaft, ſondern aus der Landeshoheit her. Die Abgeordneten der Reichsritterſchaft hießen Deputirte oder Abgeordnete, und die Publiciſten geſtanden ihr gleichfalls nur das Recht zu, als ganzes Corps oder cantonsweiſe Deputirte zu ſchicken. Übrigens genoſſen die letztern dieſelben Rechte, welche das Völkerrecht den Geſandten zugeſteht. Was die Bündniſſe der Reichsſtände betrifft, ſo durften ſie nicht gegen das Reichsoberhaupt, und eben ſo wenig gegen die Reichsverfaſſung gerichtet, oder dem Reiche nachtheilig ſein. Auch ſollte kein Reichsſtand ein Offenſivbündniß gegen ſeinen Mitſtand eingehen, außer im Fall einer Gewaltthätigkeit, deren Vergütung drei Jahre lang von dem Urheber verweigert worden war. Der weſtphäliſche Friede erlaubte dann dem Beleidigten, ſich durch die Waffen Recht zu verſchaffen. So durften auch die Reichsſtände zu ihrer Vertheidigung mit auswärtigen Mächten Bündniſſe ſchließen. Aber das Recht, fremden Mächten Hülfstruppen zu geben, welches ſie gleichfalls hatten, übten die deutſchen Landesherren nur zu oft zum Nachtheile ihrer Unterthanen aus. Die Reichsſtände durften übrigens ſo viel Truppen halten, als ſie ihren Verhältniſſen angemeſſen

fanden. Sie konnten Feſtungen, Zeughäuſer, Waffenplätze ꝛc. in ihren Ländern anlegen, und Garniſonen halten. Nicht minder hatten ſie das Retorſionsrecht, vermöge deſſen ſie die von einem Mitſtande zum Nachtheile ihrer Unterthanen gegebenen Geſetze durch eben ſo nachtheilige Verordnungen für die Unterthanen des erſtern erwidern konnten. Dies war die aus dem Rechtsgefühle eines freien Volks und aus der Verwickelung des Lehnſyſtems nach und nach hervorgegangene deutſche Reichsverfaſſung, die bis zur völligen Auflöſung des deutſchen Reichskörpers am 6. Aug. 1806 beſtand. Sie hatte, unter den vorhandenen Umſtänden, viel Vortreffliches, und muß noch jetzt der deutſchen Nation eine ehrwürdige Erinnerung bleiben. — Ganz anders hat ſich durch die zu Wien am 8. Juni 1815 geſchloſſene und am 9. Juni in das an dieſem Tage unterzeichnete Hauptinſtrument des wiener Congreſſes aufgenommene Bundesacte, ſo wie durch die Schlußacte vom 15. Mai 1820, der deutſche Bund geſtaltet. Die Zeit wird lehren, in wie fern dieſer deutſche Fürſtenbund an innerer Feſtigkeit und an Kraft, ſich gegen fremde Einwirkungen und Anfälle zu ſchützen, die vormalige Reichsverfaſſung übertreffen, oder derſelben nachſtehen wird. Hier nur ein kurzer Abriß davon. Mitglieder des Bundes ſind außer den ſouveränen Fürſten und freien Städten Deutſchlands, der Kaiſer von Öſterreich und der König von Preußen für ihre ehemals zum deutſchen Reiche gehörigen Länder, der König von Dänemark wegen Holſtein und Lauenburg, und der König der Niederlande wegen ſeines Großherzogthums Luxemburg. Der Zweck iſt die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutſchlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutſchen Staaten. Die Mitglieder des Bundes ſollen gleiche Rechte haben, und die Angelegenheiten deſſelben durch eine beſtändig dauernde Bundesverſammlung, in der alle Mitglieder durch ihre Bevollmächtigten theils einzelne, theils Geſammtſtimmen führen; nämlich Öſterreich 1 Stimme, Preußen 1, Baiern 1, Sachſen 1, Hannover 1, Würtemberg 1, Baden 1, Churheſſen 1, Großherzogthum Heſſen 1, Dänemark wegen Holſtein 1, Niederlande wegen Luxemburg 1, die großherzogl. und herzogl. ſächſiſchen Häuſer 1, Braunſchweig und Naſſau 1, Meklenburg-Schwerin und Meklenburg-Strelitz 1, Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg 1, Hohenzollern, Lichtenſtein, Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe und Waldeck 1, die freien Städte Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg 1: zuſammen 17 Stimmen. Öſterreich hat in der Bundesverſammlung den Vorſitz, jedes Bundesglied darf Vorſchläge machen, und der Vorſitzende muß ſie zur Berathſchlagung bringen. Wo es auf Abfaſſung und Änderung der Grundgeſetze des Bundes, auf die Bundesacte betreffende Beſchlüſſe, auf organiſche Bundeseinrichtungen und andere gemeinnützige Anordnungen ankommt, bildet ſich die Verſammlung zu einem Plenum, in welchem Öſterreich 4 Stimmen hat, Preußen 4, Sachſen 4, Baiern 4, Hannover 4, Würtemberg 4, Baden 3, Churheſſen 3, Großherzogthum Heſſen 3, Holſtein 3, Luxemburg 3, Braunſchweig 2, Meklenburg-Schwerin 2, Naſſau 2, jedes der fünf großherzoglich und herzoglich ſächſiſchen Häuſer 1, Meklenburg-Strelitz 1, Oldenburg 1, jedes der drei anhaltiſchen Häuſer 1, Heſſen-Homburg ſeit 1817 1, Schwarzburg-Sondershauſen 1, Schwarzburg-Rudolſtadt 1, Hohenzollern-Hechingen 1, Hohenzollern-Sigmaringen 1, Lichtenſtein 1, Waldeck 1, Reuß ältere Linie 1, Reuß jüngere Linie 1, Schaumburg-Lippe 1, Lippe 1, Lübeck 1, Frank-

furt 1, Bremen 1, Hamburg 1: alle folglich 70 Stimmen. Durch Stimmenmehrheit in der engern Verſammlung wird entſchieden, ob und in wie fern ſich ein Gegenſtand für das Plenum eignet. In der engern Verſammlung entſcheidet die abſolute Stimmenmehrheit; im Plenum aber nur eine auf zwei Drittel der Abſtimmung beruhende Mehrheit. In der engern Verſammlung kommt bei Stimmengleichheit dem Vorſitzenden die Entſcheidung zu. Wo aber die Rede von Annahme oder Abänderung der Grundgeſetze, von organiſchen Bundeseinrichtungen, von den Rechten Einzelner, und von Religionsangelegenheiten iſt, da gilt ſo wenig in der engern Verſammlung, als in dem Plenum Mehrheit der Stimmen. Die Bundesverſammlung darf ſich nicht länger als auf vier Monate vertagen, und Frankfurt am Main iſt zu ihrem Sitze beſtimmt. So lange die Bundesverſammlung mit Abfaſſung ihrer organiſchen Geſetze beſchäftigt iſt, ſoll über die Abſtimmungsordnung nichts beſtimmt werden, und die ſich zufällig fügende Ordnung weder einem Mitgliede nachtheilig ſein, noch künftig als Regel gelten. Nach Abfaſſung der organiſchen Geſetze in Rückſicht auf die auswärtigen, militäriſchen und innern Verhältniſſe des Bundes, wird die Bundesverfaſſung bei der einzuführenden Stimmenordnung ſo viel möglich die auf den Reichstagen gebräuchliche, in Gemäßheit des Reichsdeputationsſchluſſes von 1803, zur Norm nehmen, ohne daß jedoch die künftige Stimmenordnung auf den Rang der Bundesglieder einigen Einfluß haben ſoll. Alle Mitglieder des Bundes verſprechen ſowohl ganz Deutſchland als jeden einzelnen Bundesſtaat gegen jeden Angriff zu ſchützen, und garantiren ſich gegenſeitig ihre ſämmtlichen unter dem Bunde begriffenen Beſitzungen. Bei einem Bundeskriege darf kein Mitglied einſeitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, noch einſeitig Waffenſtillſtand oder Frieden ſchließen. Die Bundesglieder haben zwar das Recht der Bündniſſe, ſie verpflichten ſich aber, keine gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesſtaaten gerichteten Verbindungen einzugehen. Auch geloben ſie ſich, einander unter keinem Vorwande zu bekriegen, noch mit Gewalt ihre Streitigkeiten zu verfolgen, ſondern ſie bei der Bundesverſammlung anzubringen. Dieſe ſoll ſodann durch einen Ausſchuß die Vermittelung verſuchen, und falls dieſer Verſuch fehlſchlägt, ſoll die Bundesverſammlung durch eine Austrägalinſtanz eine richterliche Entſcheidung bewirken, welcher ſich die ſtreitenden Theile ſofort zu unterwerfen haben. Wie und durch wen aber der Ausſpruch der Austrägalinſtanz im Nichtbefolgungsfalle zur Vollſtreckung gebracht werden ſolle, wird der Bundestag in Gemäßheit der wiener Schlußacte von 1820 feſtſetzen. Diejenigen Bundesglieder, deren Beſitzungen unter 300,000 Menſchen zählen, haben ſich mit den ihnen verwandten, oder andern Bundesgliedern, mit welchen ſie eine ſolche Volkszahl ausmachen, zur Bildung eines gemeinſchaftlichen oberſten Gerichts vereinigt. In den Staaten unter 300,000 Seelen, wo ſchon jetzt dergleichen Gerichte dritter Inſtanz ſind, werden jedoch dieſe in ihrer bisherigen Eigenſchaft erhalten, wofern nur die Volkszahl, über die ſie ſich erſtrecken, nicht unter 150,000 Seelen beträgt. Die vier freien Städte haben kürzlich unter und für ſich ein ſolches oberſtes Gericht beſtellt. Bei dieſen oberſten Gerichtshöfen ſoll den ſtreitenden Parteien erlaubt ſein, auf die Verſchickung der Acten an eine auswärtige Facultät oder an einen Schöppenſtuhl, zur Abfaſſung des Endurtheils, anzutragen. In allen Bundesſtaaten wird eine landſtändiſche Verfaſſung Statt finden. In

Rückſicht der durch die Buonapartiſche Mediatiſationsacte mittelbar gemachten vormaligen Reichsſtände und Reichsangehörigen iſt beſtimmt, daß dieſe fürſtlichen und gräflichen Häuſer zu dem hohen Adel in Deutſchland gerechnet werden, und daß ſie das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bisher damit verbundenen Begriff behalten. Die Häupter dieſer Häuſer ſollen ferner die erſten Standesherren in dem Staat, zu dem ſie gehören, ſein, und ihre Familien, als die bevorrechtetſte Claſſe, beſonders in Rückſicht der Beſteurung, betrachtet werden. Es ſind ihnen überhaupt in Rückſicht ihrer Perſonen, Familien und Beſitzungen alle diejenigen Rechte und Vorzüge zugeſichert, welche aus ihrem Eigenthum und deſſen ungeſtörtem Genuß herrühren, und nicht zu der Staatsgewalt und den höhern Regierungsrechten gehören. Sie haben die unbeſchränkte Freiheit, ihren Wohnſitz in jedem zu dem Bunde gehörigen, oder mit letzterm in Frieden lebenden Staate zu nehmen. Die noch beſtehenden Familienverträge werden in Gemäßheit der frühern deutſchen Verfaſſung aufrecht erhalten, und den Vermittelbarten iſt das Recht zugeſichert, über ihre Güter und Familienverhältniſſe verbindliche Verfügungen zu treffen, welche jedoch ihrem Souverän vorgelegt, und den höchſten Landesbehörden bekannt gemacht werden müſſen. Daſſelbe, ſo wie auch das Recht der Veränderung des Wohnorts, iſt auch der ehemals unmittelbaren Reichsritterſchaft zugeſichert. Die mittelbar gewordenen vormaligen Reichsſtände haben übrigens einen privilegirten Gerichtsſtand, ſind von der Militärpflichtigkeit für ſich und ihre Familien ausgenommen, und haben in ihren Beſitzungen die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit in erſter, und wenn das Gebiet groß genug iſt, auch in zweiter Inſtanz, die Ortspolizei, die Forſtgerichtsbarkeit, die Aufſicht über Kirchen- und Schulſachen, und milde Stiftungen, nach Vorſchrift der Landesgeſetze, denen ſie, ſo wie der Militärverfaſſung und Oberaufſicht der Regierungen über jene Zuſtändigkeiten, unterworfen ſind. Den Begüterten der ehemaligen reichsunmittelbaren Ritterſchaft iſt Landſtandſchaft, Patrimonial- und Forſtgerichtsbarkeit, Ortspolizei, Kirchenpatronat und privilegirter Gerichtsſtand, nach Maßgabe der in den Bundesſtaaten beſtehenden Landesgeſetze, zugeſichert. — In den Staaten dieſes deutſchen Bundes ſoll die Verſchiedenheit der chriſtlichen Religionsparteien keinen Unterſchied in dem Genuß der bürgerlichen und politiſchen Rechte bewirken. Dem Hauſe Thurn und Taxis iſt der durch den Reichsdeputationsſchluß vom 25. Februar 1803, und durch ſpätere Vereinbarungen beſtätigte Beſitz und Genuß der Poſten in verſchiedenen Bundesſtaaten verſichert, und ſo ſind dieſem Hauſe gleichfalls ſeine Anſprüche auf Entſchädigung hinſichtlich der aufgehobenen Reichsposten vorbehalten. Die Unterthanen der Bundesſtaaten ſollen das Recht haben, Grundeigenthum außerhalb des Staats, den ſie bewohnen, zu erwerben, ohne deßhalb in dem fremden Staat mehreren Laſten unterworfen zu ſein, als deſſen eigne Unterthanen. Ferner haben ſie die Befugniß des freien Weggehens aus einem Bundesſtaat in den andern, der ſie erweislich als Unterthanen aufnehmen will, auch nach ihrem Gefallen in Civil- und Militärdienſte andrer Bundesſtaaten zu treten, wenn ſie ihrer Militärpflichtigkeit gegen den vaterländiſchen Staat genügt haben, oder davon losgeſprochen ſind. So iſt auch die Befreiung von aller Nachſteuer, wenn das Vermögen in einen andern Bundesſtaat übergeht, und mit dieſem hinſichtlich der Freizügigkeit keine beſondern Verträge beſtehen,

feſtgeſetzt. In der Bundesverſammlung ſoll nach der Bundesacte über die Einführung gleichförmiger Geſetze in Rückſicht auf Militärpflichtigkeit berathſchlagt worden. Möchte man doch auch in Betreff der privatrechtlichen Geſetzgebung, der Maße, Gewichte und Münzen eine größere Gleichförmigkeit zu bewirken ſuchen; wie viel würde dies nicht zur gegenſeitigen feſtern Anſchließung der Gemüther und zur Beförderung des innern Handels beitragen! Denn je mehr ſich die deutſche Nation als ein politiſches Ganzes in ihrem gemeinſamen Vaterlande erkennt und fühlt, deſto dauerhafter wird die Eintracht zwiſchen den Mitgliedern des Bundes, und deſto inniger wird die Eintracht zwiſchen Volk und Fürſten ſein. Nur dann wird der deutſche Bund jedem Anfalle von außen Trotz bieten, und nicht durch innere Zwiſtigkeiten und fremde Einmiſchungen, wie vormals das deutſche Reich, erſchüttert und untergraben werden. Vgl. d. Art. Deutſchland und Deutſche Bundesverſammlung. H. v. H. und K.

Reichsabſchied, ſ. Reich (deutſches).

Reichsacht war eine Strafe, welche gegen die Übertreter der deutſchen Reichsgeſetze verhängt, und in die Ober- und Unteracht getheilt wurde. Die Unteracht konnte ein Gericht in ſeinem Jurisdictionsgebiete erkennen, ſo daß der Geächtete gewöhnlich ohne weitere Förmlichkeiten von jedem angehalten und dem Richter überliefert werden konnte. Wer ſich hingegen in der Oberacht befand, durfte ungeſtraft von jedem ermordet werden, und ſeine Güter fielen, wenn es nicht mittelbare Lehen waren, die an den Lehnsherrn zurückfielen, ſo weit ſie nicht zur Entſchädigung des verletzten Theils verwandt worden, dem Reiche anheim. Das Recht der Kaiſer, in die Acht zu erklären, wurde durch ſpätere Reichsgeſetze ſehr beſchränkt, und zu einer Reichsacht wurde die Einwilligung der ſämmtlichen Reichsſtände erfodert. War das Urtheil durch den Kaiſer oder ſeine Commiſſarien genehmigt, ſo ward es publicirt, und dem Kreiſe des Geächteten die Vollſtreckung aufgetragen. Die Vergehungen des letztern ſchadeten übrigens nicht den Succeſſionsrechten ſeiner unſchuldigen Agnaten, und den Befugniſſen der mit Anwartſchaft auf ſeine Güter verſehenen Perſonen.

Reichsämter, ſ. im Art. Erz.

Reichsarmee und deutſches Bundesheer. Das den germaniſchen Völkern eigene Feudal-Syſtem führte eine dem Alterthum fremde Art von Kriegsverfaſſung im Mittelalter ein, der zu Folge der Vaſall mit ſeinen Leuten dem Lehnsherrn Kriegsdienſte leiſten mußte. Heerbann, Heribann ward es genannt, wenn der Kaiſer die Auffoderung dazu erließ. (Vergl. d. A. Lehnsweſen.) Dieſer Heerbann des Mittelalters hieß in der neuen Zeit Reichsarmee. Im J. 1521 beſtimmte die von Carl V. zu Worms publicirte Reichsmatrikel die Stärke des Reichsheeres auf 24,000 M. in Kriegszeiten; allein im J. 1681 ward das Reichsheer bis auf 40,000 M. gebracht. (S. d. A. Contingent.) Aber auch dieſes Heer, welches zum Theil immer erſt aufgeboten wurde, wenn das Reich in Krieg gerieth, war bald nicht mehr hinreichend, und wenn gleich das deutſche Reich in einigen Kriegen des vergangenen Jahrhunderts das doppelte Quantum der Reichsarmee ſtellte, ja ſogar dreimal das dreifache zuſammenzog, ſo war dies doch immer eine dem Feind nicht ſonderliche Achtung einflößende Heermaſſe, da ſie theils aus zu vielen einzelnen Theilen beſtand theils aus faſt ganz ungeübter, ungleich bewaffneter Mannſchaft zuſammengerafft war,

und dieſer Mängel wegen nur dann einiges Gewicht erhielt, wenn ſie angeſchloſſen an irgend eines größern Fürſten ſtehendes und wohlgeübtes Heer, mit und unter dieſem gebraucht wurde. Im franzöſiſchen Revolutionskriege wurde die Reichsarmee bis auf das Fünffache (200,000 M.) vermehrt, die Wirkſamkeit dieſes Heeres aber wieder dadurch faſt gänzlich vernichtet, daß auch hier zum Theil die eben angeführten Gründe der wenigen Furchtbarkeit der Reichsarmee wieder eintraten, und daß durch die Separat-Friedensſchlüſſe mehrerer deutſchen Fürſten mit Frankreich — als Preußen, Heſſen, Baden und anderer — der Maſſe des Reichsheeres große geübte Contingente entzogen wurden. Dazu kam, daß manche Reichsſtände, ſtatt Truppen zu ſchicken, ihre Leiſtungen mit Geld abmachten; auch kamen die, welche noch ihr Quantum ſtellten, manchmal damit zu ſpät, oder erſchienen wohl gar nur mit einem Theil deſſelben. Das Reichsheer commandirten zwei General-Feldmarſchälle, zwei General-Feldzeugmeiſter, zwei Generale der Cavallerie und zwei General-Feldmarſchall-Lieutenants, und von dieſen Befehlshabern mußte ſtets der Eine von der katholiſchen, der Andere von der proteſtantiſchen Confeſſion ſein. Das zur Beſtreitung der allgemeinen Koſten für die Reichsarmee erfoderliche Geld wurde aus der Reichsoperationscaſſe gezahlt, die aus den nach Römermonaten (ſ. d. A.) beſtimmten Beiträgen der einzelnen Fürſten und Stände errichtet und unterhalten ward. Die beiden ehemaligen Reichsfeſtungen, Philippsburg und Kehl, wurden ausſchließend von Truppen der Reichsarmee beſetzt. — Das deutſche Bundesheer ſoll nach dem Entwurfe vom J. 1818 300,000 M. ſtark ſein, und in 10 Armeecorps getheilt werden. Das 1., 2. und 3. Corps 94,822 M., ſtellt Öſterreich; das 4. 5. und 6. 79,234 M. Preußen; das 7., 35,600 M. Baiern; zu dem 8. ſtellen das Königreich Würtemberg 13,955 M.; Baden 10,000 M.; Großherzogthum Heſſen 6195 M.; Hohenzollern-Hechingen 145 M.; Hohenz. Sigmaringen 356 M.; Lichtenſtein 55 M. Heſſen-Homburg 200 M. und Frankfurt 479 M. Zu dem 9. Corps ſtellen das Königreich Sachſen 12,000 M.; Churheſſen 5400 M.; Naſſau 3028 M.; Luxemburg 2141 M.; Reuß ältere L. 223 M.; Reuß jüngere L. 522 M.; S. Weimar 2010 M.; S. Gotha 1857 M.; S. Coburg 800 M.; S. Meiningen 544 M.; S. Hildburghauſen 297 M.; Schwarzburg-Rudolſt. 539 M.; Schwarzb. Sondershauſen 451 M.; Anhalt-Deſſau 529 M.; A. Bernburg 370 M.; A. Cöthen 325 M. Zum 10. Corps ſtellen Hannover 13,054 M.; Braunſchweig 2096 M.; Holſtein und Lauenburg 3600 M.; Oldenburg 2178 M.; Waldeck 519 M.; Hamburg 1298 M.; Lübeck 497 M.; Bremen 485 M.; Lippe-Detmold 691 M.; Schaumb. Lippe 240 M.; Meklenburg-Schwerin 3580 M. und Meklenb. Strelitz 718 M. Bei dieſem Bundesheere iſt als Maßſtab jedes Contingents 1 vom 100 der Volksmenge angenommen. Übrigens halten die Bundesſtaaten eine Landwehr oder Reſerve. Bundesfeſtungen ſind: Mainz, Luxemburg und Landau, wozu noch Ulm und zwei andere kommen ſollen. K.

Reichscammergericht, ſ. Cammer.

Reichsdeputation war eine Auswahl von Reichsſtänden, denen vom Kaiſer und Reich gewiſſe Geſchäfte übertragen waren. Zu den ordentlichen mußten alle Churfürſten, einige Reichsfürſten, ein Prälat, zwei Reichsgrafen und die Deputirten von ſechs Reichsſtädten zuſammenkommen. Die erſte ordentliche hatte 1555,

die letzte 1655 bis 1662 Statt. Die außerordentlichen Reichsdeputationen wurden hinſichtlich der Religion in gleichmäßiger Anzahl aus den 3 Reichscollegien gewählt. Nur in dem Fall, wenn die zu verhandelnde Sache eine Religionspartei allein betraf, wurden blos aus dieſer die Deputirten ernannt. Die letzte außerordentliche Reichsdeputation war die unterm 24. Auguſt 1802 niedergeſetzte, welche die Entſchädigungs- und andere damit verwandte Sachen zu beſorgen hatte. Der von ihr erlaſſene Reichsdeputationshauptſchluß vom 25. Febr. 1803 iſt in der deutſchen Bundesacte zum Grunde gelegt.

Reichsdörfer waren dem Kaiſer und Reich unmittelbar unterworfene Dörfer; es gab deren mehrere im ſchwäbiſchen Kreiſe.

Reichsfürſten nannte man die Mitglieder des zweiten reichsſtändiſchen Collegiums, welche auf den Reichstagen Sitz und Stimme auf der Fürſtenbank hatten. Die weltlichen Reichsfürſten theilten ſich in alt- und neufürſtliche Häuſer. Die altfürſtlichen waren diejenigen, welche ſchon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts die fürſtliche Würde erlangt hatten. Die meiſten altfürſtlichen Häuſer führten höhere Titel, als Herzoge, Mark-, Pfalz- und Landgrafen, welches von den neufürſtlichen Häuſern nur bei den Herzogen von Ahremberg und von Croswarem-Looz der Fall war. Im weitern Sinne hießen auch andere Perſonen, ſelbſt Ausländer, welchen der Kaiſer, ohne daß ſie Reichsſtände waren, noch dadurch wurden, die fürſtliche Würde ertheilte, Reichsfürſten.

Reichsfuß, der 1690 angenommene leipziger Münzfuß, nach welchem die feine Mark Silber zu 12 Rthlr. oder 18 Fl. ausgemünzt werden ſoll, wurde im Jahre 1738 als allgemeiner deutſcher Reichsfuß anerkannt, um darnach den Werth der in den deutſchen Landen geprägten Münzen zu ſchätzen. (S. Münzfuß.)

Reichsgeſetze, im Gegenſatz von Provinzialgeſetzen, ſind geſetzliche Verordnungen, die in dem ganzen Umfange eines Reichs verbindende Kraft haben. Die deutſchen Reichsgeſetze theilte man ein in Reichsgeſetze im engern Sinn, welche blos privatrechtliche Verfügungen enthielten, und in Reichsgrundgeſetze oder Reichsfundamentalgeſetze, wodurch die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe des Kaiſers, der Reichsſtände, der Reichsglieder und ihrer Unterthanen beſtimmt wurden. (S. Reich, deutſches.)

Reichsglieder nannte man zur Zeit des deutſchen Reichs diejenigen dem Kaiſer und Reich unmittelbar unterworfenen Perſonen, Corporationen und Gemeinden, welche nicht Reichsſtände waren, und alſo auch nicht Sitz und Stimme auf den Reichstagen hatten. Die unmittelbare Reichsritterſchaft, mehrere Reichsdörfer, Ganerbſchaften, die italieniſchen Reichsvaſallen, mit Ausſchluß des Herzogs von Savoyen, gehörten hierher.

Reichshofrath. Schon die früheren deutſchen Kaiſer hatten an ihren Höfen ein Gericht, welches unter dem Namen Hofrath Recht ſprach. Der kaiſ. Reichshofrath zu Wien ward erſt 1559 von Ferdinand I. errichtet. Der Kaiſer ernannte dazu den Präſidenten, Vicepräſidenten und die Räthe. Die beiden erſtern mußten aus fürſtlichem, gräflichem oder freiherrlichem Stande, von Geburt Deutſche, und im Reiche angeſeſſen ſein. Die Zahl der Räthe war anfangs auf 18, nachher auf 24 beſtimmt, von denen ſeit dem weſtphäliſchen Frieden 6 Proteſtanten ſein mußten. In Sachen, wo von beiden Religionsparteien eine gleiche Stimmenzahl erfodert wurde, rechnete man eine proteſtantiſche Stimme gleich drei katho-

liſchen. Wenn alle evangeliſche Reichshofräthe übereinſtimmten, ſo galt die Mehrheit der katholiſchen Stimmen gegen ſie nicht. Stimmte aber einer von jenen den katholiſchen bei, ſo entſchied die Mehrheit der Stimmen. Dies Gericht theilte ſich in die Bank der Grafen, Freiherren und Ritter, und in die der Gelehrten, auf welcher auch die Neugeadelten ſaßen. Der Reichshofrath übte die Rechtspflege blos im Namen des Kaiſers aus, daher hörten bei der Erledigung des Kaiſerthrons ſeine Functionen auf. Übrigens hatte der Reichshofrath gleiche Jurisdiction mit dem Reichskammergericht. Ausſchließlich gehörten vor ihn alle Sachen, die auf den kaiſerlichen Reſervaten beruhten, z. B. Privilegien und Rangſtreitigkeiten der Stände, die Lehns- und Prozeßſachen der italieniſchen Reichsvaſallen u. a. m. Von dem Reichshofrathe fand der Recurs an den Reichstag Statt. Der Churfürſt von Mainz hatte das Viſitationsrecht des Reichshofraths. Bei Auflöſung des deutſchen Reichs im J. 1806 wurde auch dies Gericht aufgehoben.

Reichsinſignien, **Reichskleinodien**, ſind derjenige Schmuck, deſſen man ſich zur Krönung eines Kaiſers oder Königs bedient.

Reichsmatrikel, ſ. **Matrikel** und **Reich** (deutſches).

Reichspoſten, ſ. **Poſt** und **Reich** (deutſches).

Reichsritterſchaft, ſ. **Reich** (deutſches).

Reichsſtadt war im deutſchen Reiche eine Stadt, die unmittelbar unter dem Reiche ſtand, die Landeshoheit in ihrem Gebiete, und Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatte. Einige deutſche Städte erlangten nämlich die Reichsunmittelbarkeit durch Loskaufung von ihren Oberherren, durch kaiſerliche Verleihung, oder durch Uſurpation, beſonders zu den Zeiten des Interregnums, wo ſie ſich gegen die Bedrückungen der Großen verbündeten, und die Macht der kaiſerlichen Reichsvögte abſchüttelten. Im weſtphäliſchen Frieden wurden ihnen alle erworbenen Rechte, und ſo auch Sitz und Stimme auf den Reichs- und Kreistagen zugeſichert und beſtätigt. Die innere Verfaſſung dieſer Städte war höchſt verſchieden, und näherte ſich mehr oder weniger der demokratiſchen oder ariſtokratiſchen Form, je nachdem ſie ihre Magiſtrate allein aus der Bürgerſchaft, oder aus dieſer und den Adeligen (Patriciern), oder blos aus den letztern wählten. Sie konnten übrigens in ihrer Regierungsform alle Veränderungen vornehmen, nur nicht ſolche, die den Grundgeſetzen des Reichs widerſprachen. Die Zahl dieſer Reichsſtädte betrug noch im 18. Jahrh. auf der rheiniſchen Bank 14, und auf der ſchwäbiſchen 37, obgleich ſchon früher viele von ihnen ihre Unmittelbarkeit und Reichſtandſchaft verloren hatten. Durch den Reichsdeputationshauptſchluß vom 25. Febr. 1803 wurden die Reichsſtädte bis auf Hamburg, Augsburg, Nürnberg, Lübeck, Bremen und Frankfurt am Main, unter die Landeshoheit mehrerer Reichsſtände vertheilt, und mit deren Gebieten vereinigt. In Gemäßheit des presburger Friedens verloren am 4. Mai 1806 Augsburg, und durch die Errichtung des Rheinbundes (12. Juli 1806) auch Frankfurt und Nürnberg ihre Unmittelbarkeit. Späterhin (d. 13. Dec. 1810) wurden auch Hamburg, Lübeck und Bremen, welche noch unter dem Namen der Hanſeſtädte fortbeſtanden, ihrer politiſchen Selbſtſtändigkeit durch Buonaparte beraubt. Dieſe aber nebſt Frankfurt am Main ſind 1813 wieder hergeſtellt und als **freie** Städte in den deutſchen Bund aufgenommen worden. (S. **Deutſchland** und **Reich**, deutſches.)

Reichsſtände,
Reichsſteuern,
Reichstag,
Reichsvicarien, } ſ. Reich (deutſches).

Reiche der Natur. Die Gegenſtände der Sinnenwelt ſind von den Naturforſchern in zwei große Hauptclaſſen getheilt worden, nämlich in ſolche, die durch ihre Gattung erzeugt werden (organiſche) und in ſolche, die durch bloße äußere Anſetzung entſtehen und ſich vergrößern (unorganiſche). Da aber unter den erſtern die bedeutende Verſchiedenheit eintritt, daß es zum Theil empfindende, zum Theil nicht empfindende Geſchöpfe ſind, ſo hat man die Claſſe der organiſchen Weſen wieder in zwei Haupttheile getheilt, und ſo ſind drei große Abtheilungen entſtanden, die man Reiche der Natur nennt. Das Thierreich, unter dem die Geſchöpfe von dem Menſchen bis zum geringſten Wurm begriffen werden, iſt das erſte; das Pflanzenreich, das die ganze Pflanzenwelt enthält, das zweite. Dieſe beiden ſind die große Claſſe der organiſchen Weſen. Das dritte Reich, das Stein- oder Mineralreich, umfaßt alle unorganiſchen, und enthält wie bekannt alle die irdiſchen Körper, die kein inneres Leben haben. (Vergl. Naturgeſchichte.)

Reichardt (Johann Friedrich), ein berühmter deutſcher Componiſt und Theoretiker in der Muſik. Er war geboren zu Königsberg am 25. November 1752, und zeigte früh eine große Neigung zur Muſik, ſo daß er ſchon in ſeinem zehnten Jahre im nördlichen Deutſchland als Virtuos auf der Violine und dem Pianoforte reiſ'te. Seine Lehrer auf dieſen Inſtrumenten waren aus der Bendaiſchen und Bachiſchen Schule, deren Spuren ſeine Werke zu tragen ſcheinen. Allein Reichardt wollte nicht blos Muſiker im gewöhnlichen Sinne des Wortes ſein, ſondern ſeine Kunſtgenoſſen durch eine umfaſſendere Geiſtesbildung übertreffen. Er ſtudirte daher auf der Univerſität Königsberg unter der Leitung Kants, deſſen kurze Schilderung er in dem Taſchenbuche Urania 1812 mitgetheilt hat, in den Jahren 1769 und 1770, dann zu Leipzig von 1771 bis 1772. Er reiſ'te durch Deutſchland in den Jahren 1773 und 74, und kehrte dann nach Preußen zurück, wo er zuerſt als Secretär der königlichen Domänenkammer angeſtellt wurde. Hierauf betrat er ſeine größere muſikaliſche Laufbahn, und bekleidete unter den drei Königen von Preußen, Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und III., die Stelle eines königlichen Capellmeiſters. Friedrich der Große nämlich ließ ihn zu Ende des Jahres 1775 an Grauns Stelle als Capellmeiſter für die italieniſche Oper nach Berlin berufen. Er arbeitete für dieſelbe in der Gattung Grauns und Haſſe's, und errichtete in Berlin ein Concert, um in demſelben die hier noch nicht bekannten Hauptwerke der Italiener, eines Leo, Majo, Jomelli, Sacchini, Piccini, Berton u. A. aufzuführen. Im Jahr 1782 machte er ſeine erſte aber kurze Reiſe nach Italien. 1785 begab er ſich nach London, wo er am Hofe und in öffentlichen Concerten ſeine Compoſitionen einiger Pſalmen und italieniſcher Scenen, ſo wie der Paſſion des Metaſtaſio aufführte. Von da ging er nach Paris, wo er dieſelben Compoſitionen ebenfalls mit vielem Beifall hören ließ. Die königliche muſikaliſche Akademie daſelbſt legte ihm zwei Opern, Tamerlan von Morel, und Panthée von Berquin zur Compoſition vor. 1786 brachte der Componiſt ſeinen Tamerlan ganz, und die letztere Oper halb vollendet. Der Tod Friedrichs des Großen nöthigte ihn, ſchleunig

nach Berlin zurückzukehren, um eine groſse Trauercantate, von dem Marcheſe von Luccheſini gedichtet, zu componiren, welche auch bei dem Begräbniſſe des Königs zu Potsdam aufgeführt wurde. Sie gehört zu Reichardts berühmteſten Compoſitionen, und iſt zu Paris 1787 in Partitur erſchienen. Mit Friedrich Wilhelm II. eröffnete ſich für die Muſik in Berlin eine glänzende Periode. Das alte königliche Orcheſter wurde mit dem herrlichen Orcheſter des Prinzen von Preuſsen vereinigt. Reichardt erhielt die Direction deſſelben, und zog die gröſsten Virtuoſen nach Berlin in das Orcheſter ſeines Königs, welches dadurch bald zu einem der erſten in Deutſchland wurde. Die italieniſche Oper war das Hauptvergnügen des Hofes. Reichardt componirte für dieſelbe die Opern Andromeda, den erſten Act von Protesilao, ferner die groſsen Opern Brenno und Olimpiade in einem neuen Style, in welchem er den theatraliſchen Effect und die Wahrheit in der Declamation eines Gluck, mit der Schönheit und dem Reichthum des italieniſchen Geſanges und mit der gründlichen Arbeit der Deutſchen für ſein Orcheſter zu vereinigen ſtrebte. Auch für das Nationaltheater ſchrieb er mehrere komiſche Opern und Melodramen. Im Jahr 1790 machte er ſeine zweite Reiſe nach Italien, um die heilige Woche in Rom zuzubringen, und in Italien und Neapel Sänger und Sängerinnen aufzuſuchen. Die Strapazen dieſer Reiſe hatten ſeine feſte Conſtitution etwas geſchwächt, ſo daſs ihn bei ſeiner Rückkehr eine Krankheit befiel, welche ihn verhinderte, ſeine Oper Olimpiade, die für den Anfang des Carnevals beſtimmt war, zu vollenden. Miſsverſtändniſſe und Übelwollen erzeugten ihm bei dieſer Gelegenheit ſo vielen Verdruſs, daſs er um ſeinen Abſchied anhielt. Der König verweigerte ihm denſelben; da er aber anführte, daſs derſelbe zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit nöthig ſei, ſo erlaubte ihm jener mit Beibehaltung ſeines Gehaltes, drei Jahre auf einem Landſitze bei Halle (Giebichenſtein) zuzubringen. Deſſen ungeachtet ließ er ihn noch in demſelben Jahre zurückkommen, um bei den Feierlichkeiten der Vermählung ſeiner beiden Prinzeſſinnen mit dem Herzog von York und dem Prinzen von Oranien die Oper Olympie aufzuführen. Nach Beendigung dieſer Feierlichkeiten zog ſich Reichardt wieder auf ſeinen Landſitz zurück, und ſchlug die Compoſition einer andern italieniſchen Oper für das nächſte Carneval aus. Im Jahr 1792 machte er ſeine dritte Reiſe nach Paris, und gab nach ſeiner Zurückkunft die allgemein geleſenen vertrauten Briefe, geſchrieben auf einer Reiſe nach Frankreich im Jahr 1792 (in 2 Bänden) heraus. Dieſe Schrift brachte ihn in den Verdacht, ein Freund der franzöſiſchen Revolution zu ſein, weſshalb er von dem König ſeine völlige Entlaſſung erhielt. Er zog ſich 1794 nach Hamburg zurück, wo er ſein Journal Frankreich herausgab, und kaufte ſich in Holſtein ein Landgut. Allein noch zu Ende deſſelben Jahres wurde er zurückberufen und durch die Stelle eines königlichen Salinendirectors in Halle entſchädigt, in deſſen Nähe er ſeinen freundlichen Landſitz wieder einnahm. Als im Jahr 1797 König Friedrich Wilhelm II. ſtarb, blieb er nicht nur in dieſer Stelle, ſondern wurde auch durch ſeinen Nachfolger Friedrich Wilhelm III. von neuem für die italieniſche Oper und das Nationaltheater beſchäftigt. Am Krönungstage deſſelben führte er ſeine Compoſition von Gotters Geiſterinſel auf — eine einer beſten Hervorbringungen. Im folgenden Jahre componirte er ſeine italieniſche Oper Roſmunda, für welche ihm der König ein

Geſchenk von 1500 Thalern, und eine Erhöhung ſeiner Einkünfte von 800 Thalern bewilligte. Im Jahr 1799 wurde ſeine Oper Brenno wiederholt. Im folgenden Jahre componirte er die Oden Friedrichs des Großen zur Feier ſeines Geburtstags, ſo wie zum Jubiläum der Akademie der Wiſſenſchaften, und führte Tamerlan deutſch auf; im Jahr 1801 Kotzebue's Oper, der bezauberte Wald, für die Eröffnung des neugebauten Nationaltheaters, und mehrere Stücke zu den Kreuzfahrern deſſelben Dichters; für daſſelbe Theater die Inſtrumental- und Geſangsſtücke zu Göthe's Egmont, und deſſelben kleine Schweizeroper Jery und Bäthely. Auch machte er den erſten, nicht nach Verdienſt nachgeahmten Verſuch, die artige Gattung des Vaudeville auf das deutſche Theater zu verpflanzen. Da aber die Deutſchen an ſatiriſche und epigrammatiſche Geſänge auf dem Theater nicht gewöhnt ſind, ſo wählte er zu ſeinem Verſuche einen ſentimentalen Stoff aus der franzöſiſchen Revolution, um zugleich ſeine beliebteſten Melodien Göthiſcher und anderer Lieder hier einzuflechten, und nannte das Ganze ein Liederſpiel, dem er den Titel Liebe und Treue gab. Es wurde mit vielem Beifall aufgenommen, um ſo mehr, da hier Reichardt auch das Verdienſt des Dichters hatte. Um auch eine andere Gattung von Liedern, welche die Deutſchen beſitzen und lieben, benutzen zu können, nämlich Volkslieder und Trinklieder, ſchrieb er ein andres Liederſpiel, welchem er den Namen Juchhei gab; ein drittes, der Gattung nach dem erſten ähnlich, nannte er Kunſt und Liebe. Beide gefielen weniger. Im Jahr 1803 machte er ſeine vierte Reiſe nach Frankreich, wo er überall wohl aufgenommen und zum correſpondirenden Mitgliede des Inſtituts ernannt wurde. Nach ſeiner Rückkehr gab er wieder vertraute Briefe, geſchrieben auf einer Reiſe durch Frankreich in den Jahren 1803 und 1804, in 3 Bänden heraus, welche allgemeine Aufmerkſamkeit erregten. Als im Jahr 1806 die Franzoſen nach Halle vordrangen, verließ auch Reichardt ſeinen Wohnplatz, und hielt ſich ein ganzes Jahr in Danzig, Königsberg und Memel auf. Nach dem Frieden zu Tilſit rufte der neue König von Weſtphalen alle ſeine in den eroberten Provinzen anſäſſigen Unterthanen bei Strafe der Confiſcation ihrer Güter zurück; dadurch ſah ſich auch Reichardt, der 30 Jahre lang in dem Dienſte der Könige von Preußen geſtanden, in die Nothwendigkeit verſetzt, nach Halle zurückzukehren. Da er aber ſeine Stelle als Salinendirector eingezogen fand, wendete er ſich an die Regierung nach Caſſel und erhielt das Verſprechen, durch eine andere Stelle von gleichem Werthe entſchädigt zu werden. Er ſtellte ſich darauf in Caſſel vor, und in demſelben Augenblicke, da er von zwei Staatsräthen zum Unterpräfecten von Halle, und zum Generalſecretär der Präfectur Magdeburg vorgeſchlagen wurde, ernannte ihn der König von Weſtphalen zum Director des franzöſiſchen und deutſchen Theaters in Caſſel, mit 9000 Franken Gehalt. Dieſen Poſten bekleidete er während des Jahres 1808, und ſchrieb in demſelben mehrere Divertiſſements bei Gelegenheit der daſigen Hoffeierlichkeiten, ſo wie eine kleine franzöſiſche Oper L'heureux Naufrage. Gegen Ende dieſes Jahres machte er eine Reiſe nach Wien, um dort einige Sänger für die Opera buffa zu ſuchen, welche man mit der deutſchen Oper vereinigen wollte. Dort lud ihn die Generaldirection der Theater ein, Colins Oper Bradamante zu componiren. Da ihm aber von ſeinem Hofe eine Verlängerung ſeiner Abweſenheit nicht bewilligt wurde, ſo ließ er ſich in Unterhandlungen in Betreff eines ehrenvollen und einträglichen Platzes ein, welchen die Theaterdirection

ihm antrug. Allein bevor noch ſeine Oper, die man im Hauſe des Fürſten von Lobkowitz (eines der Directoren) aufgeführt hatte, auf das Theater gebracht wurde, brach der Krieg zwiſchen Öſterreich und Frankreich aus, und er zog ſich abermals auf ſeinen ruhigen Landſitz nach Giebichenſtein zurück. Hier ſchrieb er auch die intereſſanten und vielgeleſenen Briefe über Wien, und ſtarb den 27. Juni 1814. Wir ſchließen dieſen von ihm ſelbſt herrührenden Nachrichten über ſein Leben einige Bemerkungen über ſeinen muſikaliſchen Charakter an. Reichardts Muſik iſt nicht das Product des muſikaliſchen Genies, ſondern der Bildung und Reflexion; daher auch das in ſeiner ganzen muſikaliſchen Laufbahn vorherrſchende Streben nach Charaktermuſik und einfacher Größe, wobei ihm Gluck als ſtetes Muſter vorſchwebte, ein Streben, welches ihm manchen Triumph (z. B. in der meiſterhaften Hexenmuſik zu Makbeth, welche nicht genug bekannt geworden iſt, und in der Geiſterinſel), und in der muſikaliſchen Declamation die Meiſterſchaft erwarb; ihn aber auch eben ſo oft zu Trockenheit, Steifheit und Leere führte, wie im Brennus, den er für eine ſeiner beſten Compoſitionen hielt. Nicht ſelten gelang ihm jedoch das Schwerſte am beſten; dies zeigen ſeine Compoſitionen zu Göthe's Liedern, an deren andeutungsvoller Naivetät weit genialere Componiſten als Reichardt ſcheiterten, die er aber größtentheils mit eigenthümlicher Leichtigkeit auffaßte und in einfach ſchönen Melodien ausdrückte. Viele derſelben gewinnt man, wie Göthe's Lieder ſelbſt, erſt nach mehrmaligem Wiederholen recht lieb. In der Begleitung iſt er aber nicht immer mannichfaltig und unterhaltend genug. Bei Klopſtocks und Herders Liedern zeigt er ſich öfters nur als trocknen Declamator; auch gelangen ihm Schillers Gedichte wenig. Die meiſten ſeiner Liedercompoſitionen und Inſtrumentalſtücke hat er bis 1792, beſonders aber in den achtziger Jahren herausgegeben. Seinem praktiſchen Talent in der Muſik ſtand ſein theoretiſches ziemlich gleich, nur daß er hier weniger einſeitig war. Auch war er nicht blos Theoretiker in dem Mechaniſchen der Tonkunſt, ſondern geiſtvoller Theoretiker und Kritiker in dem hauptſächlich von Muſikern ſo ſelten betretenen Felde des Äſthetiſchen ihrer Kunſt. Dies zeigen ſeine vielen muſikaliſchen Abhandlungen, Charakteriſtiken und Kritiken, welche er ſeit den ſiebenziger Jahren einzeln, und in den von ihm herausgegebenen Schriften und Journalen, ſo wie in öffentlichen Zeitſchriften ins Publicum geſchickt hat (z. B. in ſeiner zu Berlin herausgegebenen muſikaliſchen Zeitung, 3 Theile, 1805 und 1806). Beſonders ſpricht er trefflich über muſikaliſche Behandlung der Texte. Überhaupt war Reichardt ein ſehr geiſtvoller Mann und feiner Beobachter, gewandt und witzig im Umgange, aber eben ſo eitel und ruhmredig. Dies zog ihm manche Unannehmlichkeiten zu. Seine Familie iſt durch Kunſtbildung ausgezeichnet. Seine erſte Frau, Julie Reichardt, geboren 1752 zu Berlin, war eine Tochter des berühmten Franz Benda, eine der beſten Sängerinnen der damaligen Zeit, und auch Componiſtin. Sie bildete ſeit ihrer Verbindung mit Reichardt (im Jahr 1779) ihr Talent immer vollkommner aus, ſtarb aber in der Mitte ihrer herrlichen Laufbahn 1783. Unter Reichardts Töchtern iſt Luiſe Reichardt als Liedercomponiſtin ebenfalls ausgezeichnet. Eine andere iſt die Gattin des Naturforſchers Steffens. T.

Reichenbach (Georg von), unſtreitig der erſte mechaniſche Künſtler unſerer Zeit. Er iſt am 24. Auguſt 1772 zu Mannheim geboren, wurde 1793 als Offizier, 1811 als Salinenrath im Kö-

nigreiche Baiern angeſtellt, und mit dem baierſchen Civilverdienſtorden beehrt. Ausgeſtattet mit einem Erfindungsgeiſte, der in dem großen Umkreiſe der Naturforſchung die Hülfsmittel zur Auffaſſung großer Erſcheinungen ſchnell zu ſchaffen und mit einem Umblick, der das Mangelhafte ſchon vorhandener Kunſtwerkzeuge für Beobachtungen und Verſuche leicht zu durchdringen vermag, bildete er ſeine ſeltenen Anlagen durch eine Reiſe nach England noch mehr aus. In den mechaniſch optiſchen Inſtituten, welche er in Verbindung mit dem geheimen Rath *von Utzſchneider* und *Frauenhofer* zu München und Benedictbeurn (ſ. letztern Art.) ſeit 1805 errichtet hat, werden alle zu den größten aſtronomiſchen und geodätiſchen Operationen nöthigen Inſtrumente in einer Vollkommenheit ausgeführt, gegen die, nach dem Urtheile der erſten Kenner, alles andere in dieſer Art zeither Geleiſtete weit zurückbleibt. Die großen 3füßigen Meridiankreiſe, die 12zolligen Repetitionskreiſe, die Theodoliten u. ſ. w., die aus dieſen bewundernswürdigen Werkſtätten hervorgehen, ſind in Einfachheit und Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, in Schärfe und Feinheit der Theilung, ſo wie überhaupt in der ganzen Anordnung unübertreffbar. Die großen aſtronomiſchen Fernröhre und Refractoren aus dem Frauenhoferſchen optiſchen Inſtitut zu Benedictbeurn bringen durch die Vortrefflichkeit des Flintglaſes und der ganzen Zuſammenſetzung bewundernswürdige Wirkungen hervor. Schon war ein Refractor von 7½ Zoll Öffnung und 9 Fuß Brennweite gelungen, welcher, parallaxiſch aufgeſtellt, durch ein Uhrwerk der Bewegung der Sterne folgt. Noch größere, die man mit Recht Rieſenrefractoren nennen könnte, waren in Arbeit, und man hoffte, es bald bis auf 10 und vielleicht auch auf 12 Zoll Öffnung zu bringen. Die großen Äquatoriale Reichenbachs und die Heliometer Frauenhofers befriedigen durch ihre ſinnreiche Conſtruction und Vortrefflichkeit die höchſten Erwartungen der Aſtronomen. Ein ganz eigenthümliches Inſtrument hat Reichenbach im Jahre 1812 für den Freiherrn von Zach verfertigt, welches eine tragbare Sternwarte genannt werden könnte, da es die beiden Hauptinſtrumente einer Sternwarte, ein vollkommenes Mittagsfernrohr nebſt einem Repetitionskreiſe, noch mit einem repetirenden Theodoliten zur Meſſung der Azimuthe in ſich vereinigt. — Noch hat ſich Reichenbach durch vortreffliche mechaniſche Einrichtungen in den baierſchen Salinen, ſo wie durch ſeine Erfindung eiſerner Brücken nach einer neuen Conſtruction (über die er ein beſonderes Werk geſchrieben) ausgezeichnet. — Zum Schluß mögen die Preiſe einiger Reichenbachſchen und Frauenhoferſchen Inſtrumente angezeigt werden, die verhältnißmäßig ſehr billig, und niedriger als die Preiſe der engliſchen Künſtler ſind. Ein 12zolliger *Repetitionskreis*, vollſtändig montirt, 1000 Fl. rheiniſch. Ein aſtronomiſcher *Repetitionstheodolit* 400 Fl. *Tubus* von 58 Zoll Länge, 48 Zoll Brennweite, 41 Linien Öffnung, mit Stativ, feiner Vertical-Bewegung, 2 irdiſchen, 4 aſtron. Ocularen, Sonnenglas, Kaſten 400 Fl. *Tubus* von 42 Zoll Länge, 34 Zoll Brennweite, 32 Linien Öffnung, mit Stativ, 1 irdiſchen, 2 aſtronomiſchen Ocularen, Sonnenglas, Kaſten 200 Fl. *Fernrohr* von 42 Zoll Länge, 34 Zoll Brennweite, 28 Linien Öffnung, mit 2 Röhren, 1 irdiſchen Ocular, 74 Fl. *Detto* von 25 Zoll Länge, 18 Zoll Brennweite, 17 Linien Öffnung, mit 2 Röhren, 1 irdiſchen Ocular 29 Fl. — *Theater-Perſpectiv* von Meſſing mit doppeltem Objectiv 6 Fl. 30 Kr. *Zuſammen-*

geſetztes Mikroskop mit 4 achromatiſchen Objectiven, 2 Ocularen, Apparate und Käſtchen 77 Fl. Detto mit 3 Objectiven, 1 Ocular, Apparate und Käſtchen 58 Fl. Für München hat Reichenbach neuerdings mehrere koſtbare mathematiſche Inſtrumente geliefert, welche aber, da ihre Aufſtellung einen neuen Bau erfodert, in zwei Sälen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften ihren vorläufigen Platz haben. Der Kronprinz von Baiern hat ſeine Büſte, von Kirchmayr ſchön gearbeitet, in ſeinem Pantheon großer Deutſchen aufgeſtellt. L.

Reichenbacher Convention. Dieſe zu Reichenbach in Schleſien den 27. Juli 1790 zwiſchen Öſterreich und Preußen abgeſchloſſene Convention iſt als die Grundlage oder Veranlaſſung des 1791 zu Szistova zwiſchen Öſterreich und der Pforte geſchloſſenen Friedens zu betrachten, da durch die genannte Convention Preußen das deutſche Kaiſerhaus nöthigte, den ſeit 1788 mit den Türken glücklich geführten Krieg mit einem Frieden zu enden, der der Pforte alles Verlorne wiedergab.

Reichenhall, eine kleine hübſch gebaute Stadt von beinahe 2500 Einwohnern, liegt im Iſarkreiſe des Königreichs Baiern, in einer wild romantiſchen Gegend, am linken Ufer der Sala, welche ſich nordweſtlich von Salzburg in die Salze ergießt. Ihren Namen hat ſie dem reichen Salzwerke zu danken, welches ſich hier befindet. Das Waſſer dieſes Salzwerks wird theils in Reichenhall ſelbſt geſotten, theils durch ein großes Rad von 36 Schuhen im Durchmeſſer auf ein Gebäude gebracht, und läuft dann in bleiernen Röhren drei Meilen weit nordweſtlich bis Traunſtein, einem kleinen Städtchen an der Traun, unfern des Chiemſees; hier wird es geſotten, und dadurch nicht nur die weitere Fortbringung ſehr erleichtert, ſondern auch wegen des Überfluſſes an Holz, welchen Traunſtein hat, die Koſten bedeutend vermindert. Man mußte, damit das Waſſer über die hohen Berge fließen konnte, daſſelbe immer höher heben, und hat daher auf dieſem Wege mehrere Preßwerke angelegt. In der Nähe dieſes Salzbrunnens fand man eine ſehr ſtark fließende ſüße Quelle; dieſe mußte abgeleitet werden, um dem Salzwerke nicht zu ſchaden, doch ſo, daß man es noch zum Betriebe der Räder und Preßwerke benutzen könne. Da man zugleich des überflüſſigen Salzwaſſers, welches man hier nicht verbrauchen kann, ſich entledigen wollte, ſo wurde ein unterirdiſcher Canal erbaut, welcher ſowohl jene ſüße Quelle, als auch das überflüſſige Salzwaſſer ableitet. Dieſes Werk wurde vor einigen hundert Jahren aus Kieſelquadraten aufgeführt, hier und da mit ſehr hartem Bergharze überzogen, iſt fünf Schuh breit, gewölbt und geht in einer Tiefe von zwölf Klaftern unter der Stadt, und dann noch unter Gärten und Feldern fort, bis es endlich den 4 Schuh tiefen Bach wieder ans Tageslicht bringt. Dieſer Bach läuft ſo ſchnell, daß man in einem kleinen Kahn mit angezündeten Lichtern binnen einer Viertelſtunde durch den Canal ſchiffen kann. Man ſteigt zu dieſem unterirdiſchen Canal durch einen Thurm auf einer Treppe tief, aber bequem hinunter, bis man zur Quelle der Soole kommt, deren überflüſſiges Waſſer noch 50 Schritte fließt, ehe es ſich mit der ſüßen Quelle vereinigt. Dieſer Canal hat fünf Luftlöcher, welche in der Geſtalt von Thürmen aus der Erde an die freie Luft herausgeführt ſind, und durch welche man ſich mit denen, welche den Canal beſchiffen, unterhalten kann. In neueſten Zeiten iſt noch eine

neue Soolenleitung bis Roſenheim, 14 Stunden weit, angelegt worden. In Reichenhall allein werden jährlich gegen 400,000 Centner Salz geſotten.

Reichſtadt, eine Herrſchaft in Böhmen, deren Hauptſtadt, ein Marktflecken gleiches Namens, mit einem ſchönen Schloſſe und 230 Häuſern, 12 Meilen von Prag gegen die Grenze der Oberlauſitz zu liegt. Dieſe Herrſchaft hat immer fürſtliche Perſonen zu Beſitzern gehabt. Kaiſer Franz I. ertheilte von dieſer Herrſchaft, durch Patent vom 22. Juli 1818, ſeinem Enkel, dem Prinzen Franz Joſeph Carl, Sohn der Erzherzogin Marie Luiſe, Herzogin von Parma, den Titel eines Herzogs von Reichſtadt, mit der Benennung Durchlaucht und dem Range unmittelbar nach den Prinzen des öſterreichiſchen Hauſes, verlieh ihm auch deßwegen ein beſonderes Wappen.

Reif iſt der von der Kälte erſtarrte Thau, der ſich in den früheſten Morgenſtunden beſonders an den Zweigen der Bäume, den Pflanzen und andern Dingen anzuſetzen pflegt. Dieſes Anſetzen des Reifes geſchieht nach denſelben Geſetzen, wie das der Salzkryſtalle. Girtanner in ſeinen Anfangsgründen der antiphlogiſtiſchen Chemie giebt über die Geſtaltung und Anſetzung des Reifs belehrende Aufſchlüſſe.

Reifenſtein (Joh. Friedrich), ein berühmter Kunſtkenner, ward am 22. November 1719 von rechtlichen, aber armen Ältern geboren, kam darauf in die löbenichtſche Armenſchule und ging aus derſelben 1735 auf die Univerſität zu Königsberg, auf welcher er zwar die Rechte ſtudirte, ſich aber zugleich auf die ſchönen Wiſſenſchaften legte, und nebenbei im Zeichnen und Mahlen übte. Als Hofmeiſter eines jungen Edelmanns, hielt er ſich dann ein Jahr in Berlin auf und ging 1745 auf Gottſcheds Empfehlung als Pagenhofmeiſter nach Caſſel. Hier in ſeinen Erwartungen getäuſcht, begleitete er von 1760—1762 einen Grafen Lynar nach Frankreich, der Schweiz und Italien. In Rom, wo er eine vertraute Freundſchaft mit Winckelmann ſchloß, gefiel es ihm ſo wohl, daß er daſelbſt zu bleiben beſchloß. Von nun an widmete er ſich in Geſellſchaft ſeines Freundes, der ſeiner als Mitforſchers in den römiſchen und herculaniſchen Arbeiten mehrmals in ſeinen Briefen erwähnt, dem Studium des Alterthums und der ſchönen Künſte faſt ausſchließlich. Seine ökonomiſche Lage in Rom war anfangs nicht die günſtigſte, beſſerte ſich aber, als er nicht nur von der petersburgiſchen Mahler-Akademie eine Penſion erhielt, ſondern auch bei der Anweſenheit Kaiſer Joſephs II. in Rom viele Bekanntſchaften in Wien machte. Die vielen Bekanntſchaften, welche er überhaupt nach und nach mit vornehmen Perſonen aus allen Ländern gemacht hatte, waren Urſach, daß man ihm eine Menge Commiſſionen, den Ankauf von Kunſtſachen betreffend, auftrug, welche ihm bedeutenden Gewinn verſchafften. Unter andern ſchätzte ihn beſonders der Herzog von Gotha, der ihm eine Penſion nebſt dem Hofrathstitel ertheilte. Wichtiger noch wurde ihm die Protection der Kaiſerin von Rußland, welche ihm, auf des Barons Grimm eifrigſte Fürſprache, ebenfalls eine bedeutende Penſion ausſetzte und ihn zum Hofrath ernannte. Dieſe Monarchin wünſchte die bekannten Logen (loggie) Raphaels im Vatican in genauen Copien von gleicher Größe zu beſitzen, und ertheilte Reifenſtein den Auftrag, ſie unter ſeiner Aufſicht von den vornehmſten Künſtlern in Rom verfertigen zu laſſen, wofür ſie ihm fünfhundert

Zechinen ausſetzte, welche er auch bis an ſeinen Tod behalten hat. Unter Reiffenſteins unmittelbare Bemühungen und Förderungen der Kunſt gehört, außer ſeiner Wiederauffindung der Art und Weiſe, wie man Glaspaſten von Cameen mit vielfarbigen Lagen verfertigt, auch ſeine Bemühung, die wiederentdeckte enkauſtiſche Mahlerei, eine Art Wachsmahlerei, die darin beſteht, daß man große Gegenſtände und Decorationen auf Wände auftragen kann, zu vervollkommnen. Reiffenſtein unterlag einer langwierigen Krankheit, und ſtarb am 6. October 1793. Außer Archenholz Memoiren der Königin Chriſtine, welche er noch in Caſſel aus dem franzöſiſchen Originale überſetzte, hat er mehrere kleine Aufſätze und Abhandlungen über die Mahlerei und Farbenmiſchung geſchrieben, von denen mehrere im Journal étranger, Fevr. 1757, abgedruckt ſind.

Reiger oder Reiher, ein Vogel, der ſich ſeiner Nahrung wegen, welche in Fiſchen, Fröſchen und Muſchelthieren beſteht, an Seen, Teichen und ſumpfigen Orten aufhält. Der aſchgraue Reiher iſt auf dem Kopf mit einem ſchwärzlichen Strauße geziert, deſſen ſaubere, zwei bis drei Fuß lange Federn ſehr geſchätzt werden. Die beſten kommen aus der Türkei, vornehmlich von der Inſel Candia. Doch trifft man den Vogel, der ſie giebt, inſonderheit den gemeinen Reiher, den Butorreiher und den ſilbergrauen Reiher auch in der Provence häufig an. Man gebraucht aber nicht blos die Federn, welche ſich am Kopfe des Männchens befinden (aus einem Büſchel von drei Federn beſtehend, die bei acht Zoll lang ſind und die der Vogel in der Mauſerzeit verliert), ſondern auch noch die Federn, welche man Kupe der Reiher nennt, und an dieſem Vogel hin und wieder zu finden ſind. Aus ſolchen macht man die Spitzen oder das Herz der Federbüſche zum Kopfputze für Frauenzimmer. Durch vorzügliche Länge und eine modige Farbe wird der Werth der Reiherfedern beſtimmt. Man findet ganz ſchwarze, graue, blaulichte, ganz weiße und weiße mit ſchwarzen Spitzen. Die ſchwarzen ſind in Europa die koſtbarſten; man findet ſie nur auf der Inſel Candia; die grauen ſammelt man am meiſten in Preußen; ganz weiße kommen aus der Levante über Cairo, auch aus Oſtindien.

Reihe, ſ. Progreſſion.

Reil (Johann Chriſtian), ein berühmter deutſcher Arzt, Doctor der Arzneiwiſſenſchaften, preußiſcher Geheimer-Oberbergrath, Director eines kliniſchen Inſtituts, ordentlicher Profeſſor der Arzneikunde an der Univerſität zu Berlin, und Ritter des rothen Adlerordens 3. Claſſe, war den 20. Februar 1758 zu Rauden in Oſtfriesland geboren. Sein Vater, welcher Prediger war, hatte ihn gleichfalls zum Geiſtlichen beſtimmt; aber ſchon früh ſprach ſich ſeine Neigung für die Heilkunde, um die er ſich ſo mannichfache Verdienſte erworben hat, aus, und er ging, 20 Jahr alt, von der Schule zu Norden nach Göttingen, um dieſe Wiſſenſchaft zu ſtudiren. Zu Halle, wo er nachher ſeine Studien fortſetzte, erwarb er ſich die Achtung Meckels und Goldhagens Freundſchaft in vorzüglichem Grade, und promovirte dort den 9. November 1783 als Doctor der Medicin und Chirurgie. Darauf prakticirte er bis 1787, wo er als außerordentlicher Profeſſor nach Halle berufen ward, in Oſtfriesland. 1788 ward er ordentl. Profeſſor der Therapie, im folgenden Jahre Stadtphyſikus zu Halle, und Director des kliniſchen Inſtituts. Als Vorſteher dieſer Anſtalt, und überhaupt als akademiſcher Lehrer erwarb

ſich Reil durch ſeine unermüdete und über zwanzig Jahre mit allgemeinem Beifall belohnte Thätigkeit, durch ſeinen großen Alles umfaſſenden Geiſt und ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe unſterbliche Verdienſte. Als Staatsbürger und Menſch dachte er gleich hochherzig und edel. Nach der Schlacht von Auerſtädt, da Alles vor der franzöſiſchen Zwangherrſchaft erzitterte, ſchickte Reil, keine Folgen ſcheuend, ſeinen älteſten Sohn nach Königsberg, um für ſeinen König zu ſtreiten. Das Unglück der Univerſität, zu deren Glanze er ſo viel beigetragen hatte, und die Unterjochung des deutſchen Vaterlandes machten ihn ernſt und ſtill, aber nicht muthlos. Er fürchtete ſich nicht, die Unterdrücker ſeinen Stolz und ſeine Verachtung fühlen zu laſſen, und gleiche Geſinnungen in Andern zu erregen. Um der Stadt Halle, welche durch den Krieg, durch die Vernichtung und nachmalige ſchlechte Wiederherſtellung ihrer Univerſität, und den franzöſiſchen Tyrannendruck zu verarmen anfing, eine neue Erwerbsquelle zu öffnen, ſtiftete Reil ſeine Badeanſtalt, auf die er einen bedeutenden Theil ſeines beträchtlichen Vermögens verwandte. 1810 ging er nach Berlin als Profeſſor der Arzneikunde. Der König hatte ihn ſchon früher durch den Charakter eines Oberbergraths ausgezeichnet, und beehrte ihn nachher mit dem rothen Adlerorden und dem Titel eines geheimen Oberbergraths. Viele Akademien beeiferten ſich, ihn zu ihrem Mitgliede aufzunehmen. Im Jahr 1813 übertrug ihm der König die oberſte Leitung der Lazarethe auf dem linken Elbufer. Ehe er Berlin verließ, beſuchte er den als Arzt ſo geſchätzten Profeſſor Grapengießer, der vom Typhus ergriffen war, wurde von demſelben angeſteckt, und ſtarb den 12. November 1813 in Halle, als Director der dort und zu Leipzig befindlichen Lazarethe. Sein Leichnam wurde unter zahlreichem Gefolge nach ſeinem Landhauſe unweit Giebichenſtein abgeführt, und auf dem anliegenden Berge, den er vor mehrern Jahren durch ſchöne Anpflanzungen geziert hatte, beerdigt. Reil hinterließ eine Gattin, zwei Söhne und drei Töchter. Er war groß und wohlgebaut, von edler, ſtolzer Haltung, und überaus ſprechender, bedeutungsvoller Geſichtsbildung. Als theoretiſcher, beſonders pſychiſcher Arzt, hat er ſich durch ſeine Unterſuchungen über den Bau des Gehirns, und ſeine ganz neuen phyſiologiſchen Anſichten einen bleibenden Ruhm erworben. Sein berühmtes Werk über die Erkenntniß und Cur der Fieber und mehrere andre Schriften beurkunden ſeinen großen Beobachtungsgeiſt mit philoſophiſchem Scharfſinn und einer ſchönen Gabe methodiſcher Anordnung verbunden. Das hohe Ideal eines rationellen Arztes hat er, ſo wie es ihm vorſchwebte, in ſeiner kleinen merkwürdigen Schrift über die Pepinieren dargeſtellt. Aber nicht blos als Theoretiker und Schriftſteller, auch als praktiſcher Arzt hatte Reil einen außerordentlichen Ruhm. Mit ſeltner Geſchicklichkeit ſuchte er die Individualität eines jeden Kranken zu ergründen, und auch die pſychiſchen Urſachen der phyſiſch-krankhaften Erſcheinungen zu erforſchen. Überaus ſorgſam, theilnehmend und liebevoll am Krankenbette, hielt er doch mit der größten Feſtigkeit auf die Befolgung ſeiner Vorſchriften. Beſonders glücklich war er als pſychiſcher und als Augenarzt, und viele an ſcheinbarem Wahnſinn, oder an Erblindung Leidende verdankten ihm ihre Herſtellung. Äußerſt leſenswerth und anziehend iſt die kleine Schrift: Johann Chriſtian Reil, eine Denkſchrift von Heinrich Steffens (Halle 1815).

Reim iſt die gleichklingende Endigung zweier oder mehrerer Wörter. So reimen zu und du, treu und neu, und hier beruht der Reim auf dem bloßen Vocal oder Diphthong. Folgen dem Vocal noch Conſonanten, ſo müſſen dieſe nicht nur durchaus gleich, ſondern es muß auch der Vocal von einerlei Beſchaffenheit ſein. Es reimen daher ſtumm und krumm auf einander, nicht aber ſtumm und Ruhm, denn dort iſt das u kurz und hier lang. Dagegen können Bad und hat und alle ähnlichen Wörter unbedenklich auf einander gereimt werden, weil auch die ſorgfältigſte Ausſprache dem Ohre keine Verſchiedenheit des d und t, wenn ſie am Schluſſe eines Wortes ſtehen, bemerkbar macht. Ein ſolcher einſylbiger Reim wird ein männlicher Reim genannt; erſtreckt er ſich durch zwei Sylben, ſo heißt er weiblich; erſtreckt er ſich durch drei Sylben, ſo heißt er ein gleitender (verso sdrucciolo). So ſind flüchtig und tüchtig, ſchreiten und breiten weibliche, reinigen und beſcheinigen, gießende und fließende gleitende Reime. Bei mehrſylbigen Reimen iſt die größte Sorgfalt auf die völlige Übereinſtimmung der Conſonanten zu wenden, und Reime wie Beide und Seite, neigen und reichen ſind durchaus zu verwerfen. Doch haben unſere beſten Dichter kein Bedenken getragen, ei mit eu und äu, i mit ü, e mit ö, z. B. eignen und läugnen, Beute und Weite, Hände und Ende zuſammenzureimen, wiewohl eine richtige Ausſprache, wenigſtens zwiſchen den beiden erſten Reimen, einen deutlichen Unterſchied hören läßt. Die letzte Regel, welche wir über den Reim anzuführen haben, iſt die, daß nie ein und daſſelbe Wort auf einander gereimt werden darf, es müßte denn ein beſonderer Nachdruck damit beabſichtigt werden; wohl aber kann man zwei völlig gleichklingende Wörter zum Reim wählen, wenn ſie nur von verſchiedener Beſchaffenheit ſind, z. B. die Blüthe, und er blühte, rechten (das Verbum) und den Rechten (das Subſt.) Reime, die ſich auf mehr als drei Sylben erſtrecken, ſind bei uns nicht gebräuchlich, wohl aber bei den Arabern und Perſern in ihren kurzen Oden (Gaſeln), wo der durch das ganze Gedicht hindurchgeführte Reim zuweilen vier und mehr Sylben einnimmt. Einige Sprachen, wie die engliſche, haben vermöge ihres Baues mehr Neigung zum männlichen, andere, wie die italieniſche und ſpaniſche, mehr Neigung zum weiblichen Rein; die deutſche und franzöſiſche Sprache beſitzen einen ungefähr gleichen Vorrath an männlichen und weiblichen Reimen, daher wir ſie hier gewöhnlich in einer regelmäßigen Abwechslung finden; doch giebt es in dieſen Sprachen auch Gedichte genug, die blos männliche oder blos weibliche Reime haben. — Zum Schluß fügen wir einige Bemerkungen über die Entſtehung, Bedeutung und das Weſen des Reims in der Poeſie hinzu. Die Alten kannten den Reim in der Anwendung, wie wir, nicht. Zwar finden wir namentlich bei Ovid einzelne gereimte Verſe, und es iſt nicht zu verkennen, daß dieſe Reime abſichtlich ſind; aber es ſoll durch ſie nicht der Vers ſondern der Sinn hervorgehoben werden; eine Ähnlichkeit in dem Bau der Phraſe giebt den Reim; ſchon durch das Ohr ſoll fühlbar gemacht werden, daß der Dichter durch ein Paar Verſe analoge Ideen verfolgt; nachher reimt er nicht weiter. Die lateiniſchen Poeſien des Mittelalters dagegen ſind häufiger gereimt, ſchon im achten und neunten Jahrhundert. Aber die große Vermiſchung der Araber mit den Römern begann im achten Jahrhundert, und wahrſcheinlich waren die erſten lateiniſchen Reime ſchon von ihnen entlehnt. In die nordiſchen Sprachen aber wurde der Reim durch die Gothen gebracht, welche ihn ebenfalls

aus dem Morgenlande hatten. Die älteſten Denkmähler der ſkandinaviſchen Poeſie hingegen haben den Reim nicht, ſondern die Alliteration (ſ. d. Art.), da in ihnen die Conſonanten vorherrſchen. Dies alles begründet die Meinung, daß der Reim ſich von den Arabern herſchreibt. Von ihnen empfingen ihn die Provençalen, und von dieſen, deren Poeſie einſt die herrſchende war, die übrigen Nationen. Entſtanden aber iſt der Reim urſprünglich aus dem dunkeln Gefühle, das allenthalben nach Symmetrie, Übereinſtimmung, alſo auch im Klange ſtrebt. Daher iſt auch die Diſtichenform oder die Verfolgung eines und deſſelben Reims gewiß ſeine älteſte Form. Erſt die Troubadours verſuchten allerlei künſtliche Verſchränkungsarten des Reims in dem Sonett, der Canzone u. ſ. w., und die Spanier und Italiener brachten dieſe Form zur Vollkommenheit, indem ihr richtiges Gefühl ihnen anzeigte, wie weit das Ohr im Stande ſei, den Reim feſtzuhalten, und wo er ſich verliere, wobei nicht außer Acht zu laſſen iſt, daß nicht alles das für unſre Sprache gelten kann, was in ihrer an volltönenden Vocalen reichen Sprache anwendbar und zuläſſig war. Eine ausführlichere Theorie des Reims hat St. Schütze geſchrieben. Die Reimwörterbücher, obwohl ihnen nicht aller Nutzen abzuſprechen iſt, ſind außer Gebrauch gekommen. Sonſt bediente man ſich freilich ſolcher Bücher (wie z. B. Hübners Reimwörterbuch), um den Gedanken durch den Reim zu erhalten. Ein neueres iſt Schäfers hochdeutſches Wörterbuch nach den Endſylben geordnet (nebſt einer Abhandlung über den Reim. Weißenfels und Leipzig 1800). M.

Reimarus (Hermann Samuel), geboren zu Hamburg 1694 den 22. December. Sein Vater war Nicolaus Reimarus, ein praktiſch glücklicher Lehrer am Johanneo; ſeine Mutter, eine geborne Witken. Außer ſeinem Vater waren es vorzüglich Chriſtoph Wolf, und Fabricius, welche als Lehrer ſeiner Jugend den größten Einfluß auf ihn äußerten. Vom Jahre 1714 an ſtudirte er in Jena unter Buddeus und Danz; alsdann promovirte er in Wittenberg als Magiſter legens, und wurde bald darauf Adjunctus der philoſophiſchen Facultät. Nachdem er im Jahre 1720 eine Reiſe durch Belgien und einen großen Theil Englands gemacht hatte, kehrte er nach Wittenberg zurück, um philoſophiſche und philologiſche Vorleſungen daſelbſt zu halten, und ſich wo möglich häuslich niederzulaſſen. Im Jahre 1723 wurde er aber als Rector nach Wismar berufen, wo er innerhalb vier Jahre dieſe Schule in große Aufnahme brachte. 1727 wurde ihm die Profeſſur der hebräiſchen Sprache an dem Gymnaſio zu Hamburg angetragen, welche er auch annahm und in der Folge noch mit der Profeſſur der Mathematik vereinigt zum großen Vortheil dieſer Anſtalt bis an ſein Ende bekleidete. Er war ein ſehr gründlicher, grammatiſch gebildeter Philolog, was er vorzüglich in der von Fabricius begonnenen, und von ihm völlig ausgearbeiteten und vollendeten Ausgabe der römiſchen Geſchichte des Dio Caſſius beurkundete. Geßner erklärte ihn wegen dieſer Arbeit für einen der erſten Kritiker Deutſchlands; dies hatte auch zur Folge, daß der Herr von Münchhauſen ihm nach Geßners Tode deſſen Lehrſtelle antrug; welchen Antrag er aber aus Liebe zu ſeiner Vaterſtadt ausſchlug. Er war nicht auf einzelne Fächer beſchränkt, ſondern beſaß einen großen Umfang von wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, namentlich in der Philoſophie und Naturgeſchichte, und arbeitete in jeder mit vieler Selbſtſtändigkeit. Der Hauptgrundſatz, den er als Lehrer befolgte, war: das bloße Dociren ſo viel als möglich zu vermeiden, unverzüglich den Selbſtunterricht ſeiner Schüler einzuleiten, zu

ordnen und zu befördern. Seine philoſophiſchen und naturhiſtoriſchen Kenntniſſe wandte er dazu an, in den Zeiten der Frivolität gegen das Göttliche, welche durch einige franzöſiſche Gelehrte in Deutſchland damals Raum gewann, ſeinen Mitbürgern Achtung und Ehrfurcht gegen das höchſte Weſen einzuflößen, und den Glauben an Vorſehung und eine höhere Zukunft zu befeſtigen. Sein wichtigſtes Werk, die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion in zehn Abhandlungen, auf eine begreifliche Art erklärt und gerettet, Hamburg 1754, beurkundete ſein religiöſes Streben auf eine ausgezeichnete Weiſe. Dieſes Werk entſprach ſo dem Zeitbedürfniß, daß es ſechs Auflagen nach einander erhielt. Damals wurde vorzüglich der phyſikotheologiſche Beweis als einer der gültigſten in der wichtigſten Angelegenheit der Menſchen bearbeitet und hochgeſchätzt; Linné, Bonnet, Haller, und vorzüglich Reimarus, hatten große Verdienſte um dieſe Lehre; die Arbeit des Reimarus, als die gründlichſte und ſtreng geordnete, wurde allen ähnlichen Verſuchen mit Recht vorgezogen. Später gab er heraus: Die Vernunftlehre, als eine Anweiſung zum richtigen Gebrauch der Vernunft in der Erkenntniß der Wahrheit, aus zwei ganz untrüglichen Regeln der Einſtimmung und des Widerſpruchs hergeleitet, Hamburg 1756. Eine Anwendung von den in dieſem Werke aufgeſtellten Regeln machte er gegen das Poſitive des Chriſtenthums; obgleich er ſeine Forſchungen als Fragmente nur ſeinen vertrauteſten Freunden im Manuſcripte mittheilte, und nie die Abſicht hatte, dieſelben öffentlich bekannt zu machen, ſo konnte er es doch nicht verhindern, daß Leſſing davon eine Abſchrift erhielt. Leſſing gab dieſe Fragmente heraus, unter dem Vorgeben, er habe ſie in der wolfenbüttelſchen Bibliothek, welche ſeiner Aufſicht anvertraut war, gefunden, und nannte die antichriſtliche Schrift (welche Döderlein in ſeinen Antifragmenten 1788 am kräftigſten widerlegte): Wolfenbüttelſche Fragmente eines Ungenannten. (S. Fragmente.) Geſetzt, es wäre noch nicht völlig ausgemacht (wie es doch iſt), daß Reimarus der Verfaſſer davon ſei, ſo war die Einſicht in ſeine Vernunftlehre jedem überzeugend, daß von einem Rationaliſten, wie Reimarus war, ein ſolches Werk müſſe abgefaßt worden ſein. Er ſtarb den 1. März 1768. Buſch und Klotz haben eine kurze Biographie deſſelben in lateiniſcher Sprache bekannt gemacht. W. L.

Reimarus (Johann Albert Heinrich), geboren 1729 den 11. November. Sein Vater war der eben genannte Hermann Samuel, Reimarus, ſeine Mutter die jüngere Tochter des D. Albert Fabrizius. Den erſten Unterricht erhielt er in den untern Claſſen der Johannisſchule. Im Jahr 1745 kam er auf das Gymnaſium, und genoß außer dem öffentlichen Unterricht fortwährend den Privatunterricht ſeines Vaters. Noch kurz vor ſeiner Abreiſe auf die Univerſität Göttingen 1751 änderte er ſeinen Entſchluß, gab das Studium der Juriſprudenz auf, und wählte die mediciniſchen Wiſſenſchaften. In Leyden und Edinburg bearbeitete er in den Jahren 1753 und 1754 vorzüglich die praktiſche Arzneilehre, und gab an letzterm Orte Veranlaſſung zu der nachher geſtifteten edinburgiſchen mediciniſchen Geſellſchaft. Im Jahre 1755 beſuchte er unter D. Hunters Leitung die Spitäler zu London. Auf der Rückreiſe von England nach Holland verlor er alle ſeine Schriften, Abhandlungen und Bücher. Er promovirte in Leyden, und ſchrieb: De tumore ligamentorum circa articulos, fungo articulorum dicto, 1757. Er war kein großer gelehrter, aber ein praktiſch glücklicher Arzt,

und verbreitete mit vielem Glück die Inoculation der natürlichen Blattern in Hamburg und in den umliegenden Gegenden. Für die Chirurgie machte er eine glückliche Entdeckung. Zufällig wurde durch unversehens eingeſpritzten Saft von Belladonna die Erweiterung der Pupille herbeiführt; dies brachte ihn auf den Gedanken, daß es nützlich ſein würde, vor der Operation des grauen Staars dieſes Mittel anzuwenden, weil dadurch der ganze Umfang der Linſe entdeckt wird, und die Werkzeuge darauf viel ſicherer angebracht werden können: viele Augenärzte haben bis auf die neuern Zeiten dieſen Rath mit Glück befolgt. Er war ein Feind jeder Zwangsordnung; wo irgend nur die Freiheit, die innere oder äußere, beſchränkt wurde, da nahm er ſich ihrer an. Daher ſchrieb er gegen Getreideſperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleiſchtaxen, gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewiſſen Bedingungen den Nachdruck), gegen mediciniſche Zwangsordnung, gegen Handelsverbote, gegen das Poſitive in den Vorſchriften, nach welchen der Jugendunterricht von Staats wegen geleitet werden ſollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er ſich auch keinen dogmatiſchen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einſtimmung und ihrem Widerſpruch war ihm Richterin in der Religion. Die Einſtimmung der Weltordnung war ſeine Religionslehre. — Er wurde 1796 Profeſſor der Naturgeſchichte und Naturlehre, ſuchte früher ſchon die Blitzableiter zu verbreiten, und erörterte Mehreres über den Blitz, deſſen Bahn und Wirkung auf die verſchiednen Körper. Er hinterließ einen Entwurf über die zweckmäßige Einrichtung in allen Reichen der Natur, Teleologie genannt; ſeiner Selbſtbiographie iſt er als Anhang beigefügt. In dem unglücklichen Jahre 1813 mußte er Hamburg verlaſſen, ſtarb den 6. Juni 1814 zu Ranzau, und wurde nach der Befreiung Hamburgs neben den Seinigen daſelbſt beigeſetzt. W. L.

Reinecke oder Reinicke der Fuchs. Dieſes berühmte epiſch-ſatiriſche Fabelgedicht erſchien gegen Ende des 15. Jahrhunderts in plattdeutſcher Sprache, und zwar in friſiſchem Dialekte unter dem Titel: Rynke de Vos. Es enthält, in vier Büchern und zwölf Geſängen, eine witzig ſatiriſche Beſchreibung von Hofränken und menſchlichem Treiben. Alle darin vorkommenden Charaktere ſind in die Maske von Thieren eingekleidet, und der treffende Witz und die naive Drolligkeit der geſchilderten Scenen machen dies Werk zu einer koſtbaren Urkunde altdeutſcher Laune. Über den wahren Namen des Verfaſſers dieſes Gedichts, der in der Vorrede ſich Hinrich von Alkmar nennt und vorgiebt, er habe es aus dem Franzöſiſchen überſetzt, iſt vielfach geſtritten worden, ohne etwas Gewiſſes darüber herauszubringen. Nach Rollenhagens Angabe ſoll ein gewiſſer Nicolaus Baumann Verfaſſer des Reinecke Fuchs geweſen ſein. Dieſer Baumann, früher in Dienſten des Herzogs von Jülich, trat ſpäter in die des Herzogs Magnus von Meklenburg, wo er 1526 zu Roſtock als Dr. Juris und Secretär ſtarb. Das Unrecht, das er am jülichſchen Hofe erlitten hatte, ſoll ihn zur Verfertigung dieſes ſatiriſchen Gedichts bewogen haben, das zuerſt von ihm 1522 zu Roſtock herausgegeben wurde; der Name Hinrich von Alkmar aber von ihm fingirt worden ſein, um allen Verantwortungen zu entgehen. So feſt Rollenhagen dies auch verſichert — in der Vorrede zu ſeinem Froſchmäusler — und ſo ſehr Gottſched in ſeiner Ausgabe des Reinecke Fuchs (1752) dieſe Meinung unterſtützt: ſo ſind dagegen durch andre Angaben wieder Zweifel entſtanden (na-

mentlich durch die von Eckart, in der Einleitung zu Leibnitzens Collect. Etymolog. und Büſching in ſeinen wöchentlichen Nachrichten 1774 u. m. A.), ſo daß es ungewiß geblieben iſt, ob Baumann wirklicher Verfaſſer oder blos Herausgeber war. Wie treffend übrigens der Verfaſſer des Reinecke Fuchs in ſeinem Gedichte diejenigen gezeichnet hat, gegen welche ſeine Satire gerichtet iſt, ſucht Eckart in ſeinem Commentar T. II. p. 797 darzuthun, der auch zum Theil die Perſonen namhaft macht, die unter den verſchiedenen Thiergeſtalten gemeint ſein ſollen, und ſagt, daß Jſegrimm der Wolf einen Herzog von Öſterreich, der Fuchs Reinecke aber den Herzog Reinhard von Lothringen vorſtelle. Von den mancherlei Ausgaben des Reinecke Fuchs war lange Zeit die von Gottſched die beſte, bis Göthe ſeine treffliche Bearbeitung dieſes Gedichts in hochdeutſcher Sprache und in Hexametern herausgab, welcher ſpäter eine andre hochdeutſche Ausgabe von Soltau in der Versart des Originals, d. h. in kurzen gereimten Jamben oder Knittelverſen, 1803 folgte. Eine lateiniſche Überſetzung dieſes Gedichts in ähnlichen kurzen Jamben iſt von Schoppen beſorgt; eine holländiſche proſaiſche Hiſtorie von Reynáet de Voß kam ſchon 1483 zu Delft heraus; ſie wurde 1783 vom Bibliothekar Suhl in Lübeck neu aufgelegt, und wird von einigen wenigen für das eigentliche Original gehalten. Die neueſte und beſte Ausgabe des Reinecke Fuchs in plattdeutſcher Mundart iſt die 1797 zu Eutin mit einem Gloſſarium von Bredow herausgegebene. Weniger bekannt, doch nicht ohne Werth, iſt eine von Renner, unter dem Namen Sparre, gelieferte Fortſetzung des Reinecke Fuchs, betitelt: Hennynk de Han.

Reinecke (Johann Friedrich), der große deutſche Schauſpieler, wurde um das Jahr 1745 zu Helmſtädt geboren, wo ſein Vater Advocat war. Reinecke hatte einen ältern Bruder, mit dem er von früher Jugend an in Unverträglichkeit lebte, und da er bei dieſen kindiſchen Streiten meiſt den kürzern zog, und gegen das Übelwollen des Bruders auch bei dem Vater keinen Schutz fand, ſo faßte er den verzweifelten Entſchluß, heimlich der Ältern Haus zu verlaſſen. Vierzehn Jahr war Reinecke, als er dieſen Schritt ausführte, ohne Plan, ohne Geld und ohne die mindeſte Ausſicht. Der Knabe richtete ſeinen Weg zufällig nach Hamburg. Von Hunger gequält, ſprach er einen Müller um Brot an. Den gutherzigen Mann rührte das offene Weſen des jungen Menſchen, er nahm ihn in ſeine Wohnung, gab ihm zu eſſen, und ließ, von Geſchäften gerufen, Reinecken allein im Zimmer. Da erblickt dieſer ſeines Wirthes Taſchenuhr an der Wand, und eine heftige Begierde nach dem Beſitz eines ſo köſtlichen Geräths ergreift ſeine Bruſt. Seine Ehrlichkeit beſteht einen harten Kampf, aber ſie ſiegt. Reinecke, um bei längerm Alleinſein nicht noch einmal in Verſuchung zu gerathen, verläßt heimlich, und ohne Abſchied zu nehmen, ſchnell das gaſtliche Haus. Fuhrleute, die er auf ſeinem Wege trifft, helfen ihm vollends bis Hamburg, wo er hungrig und müde ankommt. Das Brot an einem Bäckerladen reizt ſeinen Appetit; er tritt ein, und bittet den Meiſter, ihm eins zu borgen, das er zu bezahlen verſpricht, ſobald er kann. Dem ehrlichen Handwerksmann gefällt des Knaben ehrlich unſchuldiges Benehmen, er nimmt ihn in ſein Haus, bis eine Ausſicht ſich für ihn eröffnen würde. Mehrere Tage iſt Reinecke ſchon da, als der Einfall des Bäckers, ſeinen Schützling einmal mit ins Theater zu nehmen, deſſen zukünftige Laufbahn beſtimmt. Noch nie hatte Reinecke

die bunte, ideale Welt der Bretter geſehen; der Eindruck, den ſie auf ihn machte, war grenzenlos. Ihn floh der Schlaf; und ſeines Lebens höchſter Wunſch, auch in dieſer Zauberwelt aufzutreten, ſtand feſt vor ſeiner Seele. Er eilt den nächſten Morgen nach dem Hauſe, in dem ſo Wunderbares ſich begiebt: er bittet den Directeur um Aufnahme, dieſer weiſ't ihn ab; der Jüngling läßt ſich aber nicht abſchrecken: er fährt fort zu bitten und endlich wird er — als Laufburſche angenommen. Mehrere Jahre bleibt Reinecke, ſchon glücklich, daß es ihm vergönnt iſt, täglich die Scene zu ſehen, mitunter einen Aufwärter vorſtellen zu dürfen, trotz der oft harten Behandlung ſeines Herrn, in dieſer Lage, endlich erwacht ſein Selbſtgefühl, das ihm ſagt, er ſei zu etwas Beſſerem beſtimmt. Er verläßt Hamburg, ſpielt bei kleinen herumziehenden Truppen bald hier, bald da, und bildet durch eifriges Studium und Nachdenken ſein großes mimiſches Talent. Bei der Seilerſchen Geſellſchaft lernt er ſeine Gattin kennen; er kommt zum zweitenmal nach Hamburg, und ſchon fängt ſein Ruhm ſich an zu heben. Endlich bei der damaligen Bondiniſchen Geſellſchaft in Dresden und Leipzig angeſtellt, wird er der Welt als großer Schauſpieler bekannt. Die Freundſchaft des verdienſtvollen Declamators Schocher, den er in der letztgenannten Stadt kennen lernte, ward von dem bedeutendſten und beſten Erfolg für Reinecke's Spiel. Von nun an, befreit von den bisher getragenen Feſſeln eines falſchen Pathos, der ſich damals noch in ſogenannten Helden- und Staatsactionen, in Gang und Ton — oft lächerlich genug und zum Hohn der Natur und eines richtigen Geſchmacks — auf den Bühnen zu zeigen pflegte, wird Reinecke Vorbild ſeiner Collegen in hochtragiſchen Heldenrollen, und der gefeierte Liebling des Publicums, das in ihm faſt zum erſtenmal einen ohne Übertreibung und Unnatur dargeſtellten Helden erblickt. Eben ſo ward er in den Rollen launiger und zärtlicher Alten bewundert. Die ausdrucksvolle, männliche Bildung und ſeine ſonore Stimme begünſtigten ſeine trefflichen Darſtellungen des Grafen Eſſex, Otto von Wittelsbach, König Lear, des deutſchen Hausvaters, des Oberförſters Warburg ꝛc. u. a. ungemein. Reinecke ſtarb als Regiſſeur des Bondiniſchen Theaters in Dresden den 1. October 1787.

Reinhard (Franz Volkmar), der berühmte Theolog und proteſtantiſche Prediger, wurde geboren den 12. März 1753 zu Vohenſtrauß, einem Marktflecken im Herzogthum Sulzbach, wo ſein Vater, Johann Stephan Matthias Reinhard, Prediger war. Die erſte Erziehung und den erſten Unterricht erhielt er von ſeinem Vater, welcher durch das ausſchließliche Leſen der Bibel in ſeinem Sohne einen tiefen religiöſen Sinn, durch den gründlichſten Sprachunterricht eine genaue Bekanntſchaft mit der Philologie und durch frühzeitiges Gewöhnen an logiſches Denken die bewunderns-würdigſte Gewandtheit und Sicherheit im Denken und Handeln begründete. — Auf der Schule zu Regensburg war es namentlich der Conrector Töpfer, welcher durch Hülfe ſeiner echt pädagogiſchen Individualiſirung den bildendſten Einfluß auf ihn äußerte. — Im Jahr 1773 bezog er die Univerſität Wittenberg, 1777 habilitirte er ſich daſelbſt als Magister legens, und wurde 1778 Adjunctus der philoſophiſchen Facultät. Nachdem er von 1780 an als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie vorzüglich durch philologiſche und philoſophiſche Vorleſungen ſeinen Scharfſinn und ſeine Gelehrſamkeit beur-

kundet hatte, wurde ihm die ordentliche Profeſſur der Theologie anvertraut. Seine glücklichen Verſuche im Predigen, verbunden mit der ihm eigenthümlichen, gründlichen und allſeitigen Kenntniß der Theologie, veranlaßten die ſächſiſche Regierung, ihn 1792 als Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconſiſtorialaſſeſſor nach Dresden zu berufen, in welchen Ämtern er bis an ſeinen Tod, welcher den 6. September 1812 erfolgte, mit der größten Anſtrengung des Geiſtes und Körpers, mit ſeltener Uneigennützigkeit, und mit einer echt deutſchen Vaterlandsliebe ſeine Berufspflichten, ſo ſtreng und vollkommen als möglich, zu erfüllen ſtrebte. — Selten hat ein Mann das ihm verliehene Pfund ſo wuchern laſſen als Reinhard; um dieſes Urtheil zu beweiſen, iſt es nöthig, die Aufgabe ſeines Strebens zu kennen, und ihm in den verſchiedenen Richtungen ſeiner Amtsthätigkeit zu folgen. — Die harmoniſche Entwickelung und Ausbildung der drei geiſtigen Grundvermögen, des *Vorſtellungs-*, *Gefühls-* und *Beſtrebungsvermögens*, zu einer gleichmäßigen vereinigten Thätigkeit war die Hauptaufgabe ſeines raſtloſen Strebens. Das *Vorſtellungsvermögen* in den verſchiedenen Formen der Anſchauung, des Verſtandes und der Urtheilskraft war bei ihm vorherrſchend; ſein *Gedächtniß* war ſchwach, mehr Sach- als Wortgedächtniß, denn es mangelte ihm die Leichtigkeit des Memorirens. Das Gefühlsvermögen war ihm ein blos vermittelndes zwiſchen den beiden andern; daher ſtand es nebſt den übrigen Kräften der Seele ſtets unter der Herrſchaft des Vorſtellungsvermögens. — So wie jeder denkende Kopf in den Jahren ſeiner Mündigkeit durch philoſophiſches Forſchen nach Selbſtſtändigkeit ringt, ſo auch Reinhard. *Er trat auf als ſcharfſinniger Denker, als ſkeptiſcher Forſcher, und ſchied als gläubig frommer Theolog und Chriſt.* Es iſt höchſt belehrend, ſeine Bekenntniſſe über ſein früheres philoſophiſches Streben und deſſen Reſultate von ihm ſelbſt zu vernehmen. Ob er gleich die Philoſophie nicht blos als Magd der Theologie, ſondern ſelbſtſtändiger betrachtete, ſo geſtand er doch: „das Studium aller Syſteme der *philoſophirenden Vernunft* läßt ein entſchiedenes Mißtrauen gegen die Speculationen derſelben übrig, weil man an allen noch Schwächen findet. — Ich habe nie in der Philoſophie etwas für wahr gehalten, was der Sittlichkeit nachtheilig war. Sätze dieſer Art, wie ſcheinbar ſie auch vorgetragen ſein mochten, empörten mich; durch die Erziehung, welche ich erhalten, und durch den Fleiß, welchen ich auf meine Beſſerung gewendet hatte, war das moraliſche Gefühl in mir zu wirkſam geworden, als daß es unmoraliſche Behauptungen nicht ſogleich mit Unwillen verworfen hätte (man verkenne hier nicht den Schutz, den ihm die frühe rein evangeliſche Erziehung gegeben). Bei der Philoſophie fand ich nichts Feſtes, nichts Bleibendes, weder im Wiſſen, Glauben, noch Hoffen; wenn man nun nichts Sicheres hat, worauf man fußen kann, ſo kommt der Wunſch, *Gott möchte ſelbſt geredet haben*, vorzüglich um der Schwachen willen, und ſo wird man alles das durchforſchen, *was ſich als Offenbarung ankündigt*." Der Ausgang und die Frucht von Reinhards Forſchung war *ein feſter beruhigender Glaube an das reine Evangelium Jeſu*, wie es nach den Regeln einer richtig grammatiſchen Auslegung in der Schrift enthalten iſt. „Es wurde mir unwiderſprechlich gewiß (ſagt er in der Vorrede zur Moral S. XXXV.), daß das Chriſtenthum die nothwendigſten und gemeinnützigſten Wahrheiten auch gerade in der Form ent-

halte, in welcher ſie am faßlichſten, anwendbarſten und wirkſamſten ſind; ich wurde gewahr, daß ohne die Auctorität Gottes bei dem großen einer höhern Ausbildung bedürftigen Haufen nicht durchzukommen iſt, und daß es Augenblicke geben kann, wo ſie auch dem ſcharfſinnigſten Denker willkommen und nützlich ſein muß; es wurden mir ſelbſt an den Geheimniſſen des Chriſtenthums, die meiner Vernunft allerdings eine Zeit lang anſtößig geweſen waren, Seiten ſichtbar, wo ſie ſich an die Bedürfniſſe der menſchlichen Natur, wie ſie wirklich iſt, anſchloſſen, und dadurch eine große praktiſche Wichtigkeit für Beſſerung und Beruhigung erhielten." — In dieſer Periode eines mehr philoſophiſch = theologiſchen Forſchens entſtanden auch die Hauptwerke Reinhards. Erſtens, pſychologiſcher Verſuch über das Wunderbare und die Verwunderung, wovon nur der erſte Theil erſchienen iſt; den zweiten Theil, der das Wunderbare im Chriſtenthume nachweiſen ſollte, folglich auch ſeine Anſichten über die Wunder des A. und N. T. enthalten mußte, folgen zu laſſen, mochte wohl ſeine Gewiſſenhaftigkeit verhindern, zu Folge welcher er ſelbſt geſteht: es war mir Gewiſſensſache, mich in keinen Streit mit einem Buche zu verwickeln, das einem ſo großen Theile unſers Geſchlechts ein von Gott ſelbſt herrührender Unterricht iſt, deſſen göttliche Kraft ich ſo oft an meinem eignen Herzen empfunden hatte, und für das ſich mein ganzes Gefühl immer entſcheidender erklärte. — Zweitens, Verſuch über den Plan, welchen der Stifter der chriſtlichen Religion zum Beſten der Menſchheit entwarf, zuerſt anonym 1781, Wittenberg und Zerbſt, 2. Auflage 1784, 3. Auflage 1789, 4. 1798; die nach einander erfolgten Auflagen erhielten von ihm blos formelle Verbeſſerungen. Dieſe Schrift erhielt ſehr vielen Beifall, und wurde allgemein verbreitet. Er zeigte darin, daß es höchſt vernünftig ſei, Jeſum, um ſeines großen, allumfaſſenden, einzigen Entwurfes wegen, der eben deßhalb einen höhern Einfluß Gottes vorausſetze, für einen Geſandten Gottes an die Menſchheit zu halten. Abgeſehen davon, daß der Schluß aus den Vorderſätzen nicht nothwendig erfolgen muß, ſo widerſpricht auch die Geſchichte den Anſichten Reinhards, und die heilige Schrift ſchweigt gänzlich davon, daß ſich Jeſus einen ſolchen Plan entworfen habe; denn Jeſus behauptet ſtandhaft bei mehreren Gelegenheiten: es ſei nicht ſein Gedanke, nicht ſein Plan, nicht ſein Wille, den er ausführe; es ſei des Vaters Rathſchluß, des Vaters Auftrag, was er ins Werk zu ſetzen habe. — Durch dieſe Darſtellung beeinträchtigte er bei den Freunden der kritiſchen Philoſophie den Glauben an die Göttlichkeit Jeſu mehr, als er ihn gegen die Angriffe der Zeit zu vertheidigen und zu begründen ſtrebte. Es war aber pſychologiſch nothwendig, daß Reinhard das Leben und Handeln Jeſu mit der Kraft maß, welche in ihm ſelbſt die ausgebildetſte war; er als allſeitig logiſch gebildeter Kopf, im Beſitze einer ſeltenen Fertigkeit im Disponiren, mußte Jeſum einen Plan machen laſſen, um in dem Ideal ſeines eignen Strebens das Göttliche zu finden, was er Andern nachweiſen wollte. — Er entwarf auch in dieſer Zeit die beiden erſten Theile ſeines Syſtems der chriſtlichen Moral, welche er 1788, 1789 herausgab; dieſes Werk wurde in der Folge die Hauptaufgabe ſeiner literariſchen Thätigkeit, er erweiterte und beendete es in fünf Theilen, wovon die erſten Theile die 4. Auflage erlebten. Bei der Bearbeitung dieſes Werks war es ihm Hauptauf-

gabe: 1. zu zeigen, daß die chriſtliche Sittenlehre der alten heidniſchen und der Sittenlehre der Vernunft vorzuziehen ſei, und worin dieſer Vorzug beſtehe; die chriſtliche Sittenlehre alſo in dem Verhältniſſe zu den übrigen zu beleuchten; 2. nachzuweiſen, in welchem Verhältniſſe die Sittenlehre des Chriſtenthums mit der menſchlichen Natur und den Geſetzen ihrer Wirkſamkeit ſtehe. Die Erörterung beider Fragen erzeugte bei Reinhard den feſtgegründeten Glauben: die chriſtliche Moral iſt ein Werk Gottes, und konnte nur von deſſen Sohne offenbart werden. Da er die chriſtliche Sittenlehre als das große Veredlungsmittel der menſchlichen Natur vorſtellte, ſo beſchrieb er zuerſt die menſchliche Natur und ihre Fähigkeiten, um dann, nach ſcharfſinnniger Erörterung aller der Hinderniſſe, welche den Einfluß der chriſtlichen Sittenlehre auf die menſchliche Natur hemmen, die Mittel und Wege auzugeben, wie die Sittenlehre einen veredelnden Einfluß auf den Menſchen erhalten könne. Hätte er das Princip ſeiner chriſtlichen Moral aus dem Evangelio eben ſo einfach entlehnt, als es Jeſus aufgeſtellt hat, ſo würde er nicht nöthig gehabt haben, der chriſtlichen Moral ſeine Vollkommenheitstheorie als höchſtes Princip aufzudringen, und die gründliche und ſcharfſinnige Widerlegung derſelben als höchſtes Princip in der Moral, welche Stäudlin, damals noch zu ſehr im kritiſchen Formalismus befangen, in ſeinen Beiträgen zur Philoſophie und Geſchichte der Religion und Sittenlehre im 3. und 4. Bande bekannt machte, wäre überflüſſig geweſen. — In der Theologie billigte er nichts, was mit den klaren Behauptungen der Bibel ſtritt; „daß hierbei (das ſind ſeine eignen Worte) ein Vorurtheil der Jugend mitwirkte, will ich gar nicht in Abrede ſein. — Da ich die Bibel ſchon als Kind geleſen, ſie als Wort Gottes an die Menſchen geleſen, und ſie ſo zu gebrauchen nie aufgehört hatte; ſo war ſie mir ſo heilig, ihr Anſehen war mir ſo entſcheidend geworden, daß ein Satz, der ihr widerſprach, mein Religionsgefühl ſo ſehr empörte, als eine unſittliche Behauptung meinen moraliſchen Sinn." Auffallend iſt in Hinſicht ſeiner theologiſchen Bildung die Steigerung des Inhalts ſeiner Predigten; ſeine frühern Predigten ſind mehr pſychologiſch, die folgenden huldigen der Moral, die ſpätern verbinden Moral und Dogmatik, und in den letzten Jahren ſpricht er ſeine dogmatiſchen Überzeugungen, in ſo fern ſie rein evangeliſch und der Schrift nicht widerſtreitend ſind, am ſtärkſten aus. — In ſeinen Geſtändniſſen, (ſeine Predigten und ſeine Bildung zum Prediger betreffend, 1810, 5. Auflage 1811) ſprach er im neunten Briefe ſeine Überzeugung vom Rationalismus und Supernaturalismus ganz unumwunden aus; er äußerte ſelbſt in einem vertraulichen Briefe: dieſe Äußerungen werden mir die Theologen gewiß nicht verzeihen. Er behauptete darin, der Rationaliſt kann die Schrift gar nicht zulaſſen, wenn von der Begründung des Lehrbegriffs die Rede iſt. Es kommt bei dem Lehrbegriffe nicht darauf an, worein man den Inhalt der Offenbarung ſetzt, ſondern auf die Principien, von denen man ausgeht. Dieſe ſind entweder Vernunft oder Offenbarung; ein drittes giebt es nicht. Conſequent iſt nur der, der ſich ganz unbedingt zu einem von beiden bekennt, wer auf irgend eine Art beides vereinigt, wird ein inconſequenter Synkretiſt. Einige ſuchten die Vermittler zu machen, erfuhren aber das Schickſal aller Vermittler, ſie verdarben es mit beiden Parteien. Man denke an den Streit über Conſequenz und Inconſequenz, welchen einige ſächſiſche Prediger

in den Jahren 1810 bis 1812 hier und da zum Ärgerniß des Volks führten, ohne Reinharden vorzüglich in der Behauptung, es komme auf die Principien an, von welchen man bei der Begründung des Lehrbegriffs ausgehe, gründlich zu widerlegen. (S. Rationalismus.) — Er war ein Feind der Naturphiloſophie, und freute ſich über jeden Verſuch, durch welchen man ihre Herrſchaft zu verdrängen ſuchte; man ſehe die Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen (vom Hofrath Crell in Göttingen abgefaßten) Werke: Pyrrho und Philalethes 1811. — Eben ſo offen legte er in der Vorrede zur Moral ſein Glaubensbekenntniß über die kritiſche Philoſophie nieder. Obſchon in ſeinem Denken ihrer ſtreng logiſchen und dialektiſchen Form huldigend, ſchenkte er ihrem Inhalte keinen Glauben, ſondern beſtritt denſelben als ein gewaffneter Chriſt, um ſeinen den Offenbarungsglauben vermindernden Einfluß ſo viel als möglich zu verdrängen. — Am meiſten Aufſehen erregte der Inhalt der 1800 gehaltenen Reformationspredigt. Er ſprach darin von der freien Gnade Gottes mit einer ſo feſten Überzeugung, daß viele irre an ihm wurden, und ihn der Hyperorthodoxie, der Heuchelei und einer charakterloſen Hinneigung zu einer ſtillen herrnhutiſchen Hofpartei beſchuldigten. Dieſen ungerechten Vorwurf hat ihm das Decret, nach welchem dieſe Predigt im ganzen ſächſiſchen Lande und namentlich unter den Predigern verbreitet wurde, zugezogen. Der Beweggrund zur öffentlichen Bekanntmachung war kein anderer, als daß man dadurch der Religionspartei, welcher mehrere Mitglieder des Miniſteriums damals huldigten, einen großen Dienſt zu erweiſen gedachte, wenn man einen der gelehrteſten Theologen und ausgezeichnetſten proteſtantiſchen Prediger als Vertheidiger einer ihrer ſehr oft angefochtenen Hauptlehren öffentlich nennen konnte. Hätte man vorher ſeine Moral eingeſehen, ſo würde dieſes Decret wohl unterblieben ſein; denn Reinhard dachte ſich das Verhältniß der Menſchheit zur Gnade Gottes nicht blos paſſiv. In jenem bedeutungsvollen Jahre 1812, wo Tauſende ihren Glauben aufgaben, ſchrieb er folgendes merkwürdiges Bekenntniß nieder: „der Glaube, daß eine höhere Macht die Begebenheiten der Welt lenkt, und zuletzt einen erwünſchten Ausgang herbeiführt, iſt das Einzige, woran man ſich unter dieſen Umſtänden halten kann. Glücklich, daß ich ihn habe, dieſen Glauben, ſonſt weiß ich nicht, wie es mir gehen würde." Dies ſei hinreichend, ihn als einen echt evangeliſchen Theologen kennen zu lernen. Man hat ihn beſchuldigt, daß er von alle dem, was er öffentlich ſprach, nicht überzeugt geweſen ſei, ſondern ſich vielmehr nach den Umſtänden und den gebietenden Umgebungen gerichtet habe; allein dieſe Beſchuldigungen ſind grundlos, ſein ganzes Leben, ſo wie vorzüglich ſeine Wirkſamkeit und ſein bildender Einfluß als Kanzelredner iſt der ſprechendſte Beweis dagegen. Ehrwürdig und erhaben ſteht das Bild Reinhards als Theologen vor uns, betrachtet man ſein Leben im Conflicte zu ſeinen Zeitgenoſſen; während der größte Theil ſeiner Collegen in entgegengeſetzter Richtung ihr Leben verloren, und das Leben ihrer Gemeinden in Gefahr brachten, führte er ſeinen Glauben conſequent durch das Leben hindurch, und hinterließ ihn als feſtgegründeten den Seinigen zum belebenden Andenken. — Nachdem wir ihn als Philoſophen und Theologen im Allgemeinen charakteriſirt haben, bleibt uns noch übrig, ſein Handeln und Denken in der beſondern Amtsführung zu beleuchten. Als Homiletiker hat er in ſeinen Geſtändniſſen S. 54 die Aufgabe des Zwecks ſeiner Predigten ſelbſt angegeben. „Könnteſt

du" (ſo ſprach Reinhard zu ſich ſelbſt) „auf der Kanzel ſo ſprechen, daß deine Rede allezeit ein ſtreng geordnetes, in allen ſeinen Theilen feſt verknüpftes und in der natürlichſten Ordnung fortſchreitendes Ganzes wäre; könnteſt du allezeit einen intereſſanten, in einem nahen Zuſammenhange mit den wichtigſten Angelegenheiten deiner Zuhörer ſtehenden, und für das Leben fruchtbaren Stoff behandeln; könnteſt du dies ſo thun, daß du jeden Gedanken immer in die Worte kleideteſt, die ihn im ganzen Schatze der Sprache am richtigſten und treffendſten bezeichnen; könnteſt du folglich beim Lehren immer den faßlichſten, beim Beſchreiben den anſchaulichſten, beim Ermahnen den kräftigſten, beim Warnen den erſchütterndſten, beim Tröſten den beruhigendſten Ausdruck finden; könnteſt du dich der Sprache ſo bedienen, daß jede Schattirung der Begriffe, jeder Wechſel der Gefühle, jede Steigerung des Affectes durch ſie ſichtbar würde, und immer die Seite des Herzens träfe, die angeregt werden ſoll; könnteſt du endlich deiner Rede eine Fülle ohne Wortſchwall, einen Wohlklang ohne erkünſtelten Rhythmus, und einen leichten, ungehinderten, Ohr und Herz gleichſam überſtrömenden Fluß verſchaffen: ſo würde das Beredſamkeit ſein, die ſich für die Kanzel ſchickte; dein Vortrag würde deutlich für den Verſtand, behältlich für das Gedächtniß, weckend für das Gefühl, ergreifend für das Herz ſein; du würdeſt von der Religion mit der hohen Einfalt, mit der edlen Würde und mit der wohlthätigen Wärme ſprechen, mit der man von ihr ſprechen ſoll. Dieſer aus den Alten überhaupt, und vornehmlich aus dem Demoſthenes und Cicero aufgefaßte Begriff von wahrer Beredſamkeit iſt mir ſo eigen geworden, daß mir an Andern nur das gefallen kann, was mit demſelben übereinſtimmt; und daß er in der Folge auch das Ideal wurde, welches mich beim Ausarbeiten meiner eigenen Predigten leitet. — Ob die Form der Beredſamkeit, abſtrahirt aus dem griechiſchen und römiſchen Leben, in welchem ſie als natürliches nothwendiges Erzeugniß erſchien, für die Mittheilung und Belebung des evangeliſchen Lebens ſo ganz und einzig und allein geeignet war, oder ob nicht jedes Leben ſeine eigenthümliche Form der Mittheilung verlangt, dieſe Erörterung würde zu einem gegründeten Urtheile über die Zweckmäßigkeit der Form der Predigten Reinhards ſehr vorbereitend ſein. — Jeder aber kann prüfen, ob und in welchen Predigten er dieſe Aufgabe ganz oder theilweiſe gelöſ't hat. In ſeinen frühern Predigten war er weniger populär, als in den ſpätern; auch ſeine Dispoſitionen werden in den ſpätern Jahrgängen ſeiner Predigten freier als in den frühern, namentlich in den Predigten über die epiſtoliſchen Texte. Er billigte die Gebete im Anfange nicht, und wollte die Schlußgebete nur ſelten angewendet wiſſen. Die Predigten zur Schärfung des ſittlichen Gefühls, und die, wo er den Conflict der Weltbegebenheiten mit der Vorſehung am ſchärfſten zeichnet, ſind wohl die trefflichſten und gelungenſten; zu den letztern gehören namentlich ſeine Reformationspredigten. Man hat Reinhard vorgeworfen, daß er durch die überall oft zu ängſtlich beibehaltene ſtreng logiſche Form ſeinen Predigten etwas Einſeitiges gegeben, und dadurch eine allſeitige, das Herz mehr ergreifende Wirkung ſeiner Vorträge verhindert habe: Viele wundern ſich, wie dieſe Form der Vorträge ihm ſo viele Zuhörer gewonnen! — Allein man mußte Reinharden hören, um zu ſehen, welche Kraft der echtchriſtliche Glaube, er mag ſich in dieſer oder jener Form ausſprechen, auf die Menſchen

äußert. — Als Aſſeſſor des Kirchenraths ſorgte er für die Erhaltung und Fortführung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes auf den Univerſitäten und den drei ſächſiſchen Fürſtenſchulen; auch für die Begründung und beſſere Organiſation der Schullehrerſeminarien nahm er die dazu erfoderliche Einſicht und praktiſche Fertigkeit einiger wackren Prediger in Anſpruch, um dadurch nach und nach auch den niedern Volksſchulen eine beſſere Geſtalt zu geben. — Daß er die Pädagogik aus ſeinem Curſus der philoſophiſchen Wiſſenſchaften ausſchloß, iſt zu bedauern; denn dies ſcheint die Urſache geweſen zu ſein, daß er auch in ſeinem ſpätern Wirkungskreiſe dieſe Disciplin nicht ganz ſo würdigte, wie ſie es verdiente, und wie es das Zeitalter und das Nationalbedürfniß, ohne gänzliche Verabſchiedung des ſchon Erprobten, verlangte. Da er nie praktiſcher Pädagog war, ſo fehlte ihm auch eine allſeitige praktiſche Einſicht in die Kunſt zu erziehen und zu unterrichten. — Als Kirchenrath machte er ſich auch beſonders um den Cultus verdient, indem er kräftig dazu beitrug, daß eine neue Agende, neue Geſangbücher eingeführt und der allgemeinen Beichte mehr Eingang verſtattet wurde. Um das Studium der Bibel mannichfaltiger und vielſeitiger zu beleben, beſchloß er mit Zuſtimmung der oberſten Behörden, einen vierjährigen Curſus von Texten für die Sonntagspredigten einzuleiten und anzuordnen. Im erſten Jahre ſollten die evangeliſchen, im zweiten die epiſtoliſchen Perikopen gewählt werden; für den dritten Jahrgang ordnete er eine Reihe von Texten, in welchen die Geſchichte der Entſtehung und Bildung des Chriſtenthums, jedoch mit ſteter Beziehung auf die einfallenden kirchlichen Feſte, in einer klaren Überſicht dem Zuhörer vergegenwärtigt würde; dies geſchah im Jahre 1809. Für den 4. Jahrgang (1810) wählte er größtentheils einzelne kurze Verſe aus, in welchen die wichtigſten Glaubens- und Sittenlehren enthalten waren, und zwar nach einer innern nothwendigen Aufeinanderfolge. Da er jeden Jahrgang voraus bearbeitete, ſo erhielt er 1811 den Auftrag, über Texte des A. T. zu predigen, damit dann vom Jahre 1812 an die Einrichtung des vierjährigen Cyklus im ganzen Lande und in jeder Gemeinde beginnen könnte. Dieſe von ihm in dieſem Umfange zuerſt getroffene Einrichtung hat unendlich viel Gutes ſchon bewirkt, und wird noch ſegensreicher für die Belebung der Religion werden. Wir haben zwei Biographien von ihm erhalten, die erſte durch den Hofrath Böttiger, Dresden, bei Arnold 1813; die zweite vom Profeſſor Pölitz, bei Brockhaus 1815 in 2 Theilen; letztere iſt individualiſirender, und daher mehr geeignet, ſich ein treues Bild von Reinhard zu entwerfen. W. L.

Reinhard (Graf. N. N.), gegenwärtig franzöſiſcher Geſandter in Frankfurt, iſt der Sohn eines Predigers aus dem Würtembergiſchen. Er ſtudirte zu Tübingen die Theologie, und kam ſpäter als Erzieher der Kinder eines franzöſiſchen Kaufmanns nach Bordeaux, darauf nach Paris, wo er eine Stelle im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. Als eifriger Anhänger der Revolution wurde er bald befördert, war im Jahre 1796 Geſandter bei den Hanſeſtädten, ward 1797 von Hamburg zurückberufen, und als bevollmächtigter Miniſter nach Florenz geſandt. Nachdem Sieyes ins Directorium eingetreten war, berief er Reinhard zum Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, und als Talleyrand am 18. Brumaire dieſe Stelle übernahm, wurde Reinhard bevollmächtigter Miniſter bei der helvetiſchen Republik. 1802 ward er Miniſter bei

dem niederſächſiſchen Kreiſe, und ging nach Hamburg, wo er ſich mit der Tochter des berühmten Arztes Reimarus verheirathete. Buonaparte, der ihm nicht wohl wollte, ſchickte ihn ſpäterhin nach Jaſſy als bevollmächtigten Miniſter. Er wurde dann zum franzöſiſchen Baron erhoben, und Geſandter zu Caſſel am weſtphäliſchen Hofe. Nach der Rückkehr der Bourbons auf den franzöſiſchen Thron erhielt er 14 Tage lang durch Talleyrands Einfluß das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, welches jedoch bald darauf Talleyrand ſelbſt übernahm, der ihn als Director ſeiner Kanzlei behielt. Als Napoleon von Elba zurückkam, flüchtete Reinhard nach Frankfurt am Main, wo er auf kurze Zeit als franzöſiſcher Emiſſär verhaftet wurde; nachdem man aber den Irrthum eingeſehen, und ihn freigelaſſen hatte, ging er auf ſeine Güter bei Cöln. Ludwig XVIII. übertrug ihm nach dem zweiten Frieden von Paris den Geſandtſchaftsposten bei der freien Stadt Frankfurt, d. h. bei dem deutſchen Bundestage, da bei dieſem unmittelbar keine Geſandten auswärtiger Mächte angenommen werden ſollten, und ernannte ihn zum Grafen. Seine Kenntniß beider, ſowohl der franzöſiſchen als deutſchen Sprache, in welcher letztern er ſogar glückliche Dichterverſuche gemacht hat, eignen ihn für dieſen Poſten eben ſo ſehr wie ſeine vieljährigen diplomatiſchen Erfahrungen.

Reinigungseid, ſ. Eid.

Reiß (Oryza sativa, Linn.) Von dieſem bekannten Getreide giebt es nur eine einzige Gattung, welche hauptſächlich in Oſtindien, in China, Japan und andern aſiatiſchen Ländern, im nördlichen Afrika, ferner auf dem feſten Lande und den Inſeln von Amerika, und bei uns in Europa, vorzüglich in Spanien und Italien, auch in mehreren Provinzen der Türkei gebaut wird. Selbſt in Mähren beſchäftigt man ſich mit dem Anbau des Reißes. Die Verſuche aber, die man damit in Churſachſen und im Lüneburgiſchen gemacht hat, ſind fehlgeſchlagen. Es giebt zwei Hauptarten, den Berg- und den Sumpfreiß, und von dieſen wieder eine Menge Abarten. Der Sumpfreiß wird am meiſten gebauet. Er fodert einen naſſen, moraſtigen Boden. Der Bergreiß hingegen verlangt ein hochliegendes, trocknes Land. Er iſt freilich weit wohlſchmeckender und weißer, als der Sumpfreiß, aber lange nicht ſo ergiebig, und kommt daher wenig oder gar nicht in Handel. Im vierten Monate fängt der Reiß an zu reifen; ſeine Halme, welche ungefähr die Dicke einer Federſpule haben, werden mit ſcharfen Meſſern abgeſchnitten, und darauf die Ähren völlig getrocknet. Nachher breitet man ſie über der Erde auf Matten aus, um ſie durch Ochſen oder Sklaven austreten zu laſſen. Da letztere dies Geſchäft mit bloßen Füßen verrichten müſſen, ſo iſt es auch außerordentlich beſchwerlich, denn ſie verwunden ihre Fußſohlen dabei bis zum Bluten. Von den Hülſen, worin ſich der ausgetretene Reiß befindet, wird er auf Mühlen befreit. Um über das Meer geführt zu werden, und über Jahresfriſt dauern zu können, muß er in der Sonnenhitze oder an gelindem Feuer gedörrt werden: daher ſeine Härte. Unſern Reiß ziehen wir vorzüglich aus Nordamerika, wo Südcarolina allein jährlich 100,000 Tonnen (die Tonne zu 400 Pfund) verſendet. Auch bekommen wir in Deutſchland viel Reiß aus Italien. Der Arrak wird aus Reiß gebrannt. Die Wurzel dieſes Getreides treibt einen 3—4 Fuß hohen ſtarken, feſten, durch Knoten in mehrere Gelenke abgetheilten Stengel, mit langen, dicken Blättern, die denen von gemeinem Rohr

gleichen. Die Blüthen bilden anfangs eine Ähre, welche ſich, wenn der Same zu reifen beginnt, in einen lockern Büſchel ausbreitet. Linné hat dieſe Pflanze in der zweiten Ordnung der ſechsten Claſſe (Hexandria Digynia) ſeines Syſtems angeführt.

Reis=Effendi, ſ. Effendi.

Reiſebeſchreibungen, ſ. Reiſen.

Reiſen: ein Mittel ſich für die Welt zu bilden, oder wiſſenſchaftliche Erkenntniß zu befördern; daher ſind Reiſen in der Cultur=, wie in der Literärgeſchichte von großer Bedeutung. Die Alten bildeten ſich auf Reiſen zu Geſetzgebern und Weiſen; ſo Lykurg, Solon, Pythagoras. Herodot reiſ'te, um die Geſchichte zu ſtudiren. Andre Zwecke hat der Staats= und Weltmann; andere der Gelehrte, Naturforſcher, Geograph, Arzt, Literator; noch andere der Künſtler, der Kaufmann, der Landwirth, der Soldat u. ſ. w. Mit dieſen Bildungs= und wiſſenſchaftlichen Reiſen ſind die Geſchäftsreiſen nicht zu verwechſeln. Hier iſt nur von jenen die Rede. Nach dem Zwecke, den jeder ſich vorſetzt, muß er ſich auf die Reiſe genau vorbereiten. Im Allgemeinen unternehme nur der reifere, mit dem Geiſte der alten und neuen Claſſiker vertraute, in der Mathematik und Gewerbskunde, in der Staatswiſſenſchaft, in Geſchichte, Statiſtik und Geographie wohl unterrichtete und einer oder mehrerer Sprachen ganz kundige Jüngling eine Reiſe; ſie ſei ihm der Übergang aus der Studirſtube zum praktiſchen Leben, der ihn zu einer freiern, lebendigern Anſicht der Welt führt. Übrigens muß der Zweck der Reiſe vorher feſt beſtimmt, und dem Hauptzwecke müſſen alle übrige untergeordnet werden. Dann aber bemerke man nicht viel, ſondern das Weſentliche genau, und wo es angeht, mit ſpecieller Vorbereitung, nach einer örtlichen oder ſachlichen Ordnung. Über praktiſche Mittel ſ. Reichards Guide des voyageurs, 8. A. die Einleitung. Unter den wiſſenſchaftlichen Reiſen ſtehen die Entdeckungsreiſen oben an. Doch waltet in dieſen oft der Zufall. Auch Kriege, Handel, Miſſionen führen zu Entdeckungen. Zu einer abſichtlichen Entdeckungsreiſe gehören viele Vorbereitungen. Der wahre Entdecker muß einer ausdauernden Geſundheit und Körperkraft genießen, abgehärtet gegen Strapazen und Entbehrungen, die Geſchicklichkeit beſitzen, ſich überall ſeinen Lebensunterhalt ſelbſt zu verſchaffen, Muth und Beſonnenheit in Gefahren, Liebe für die Sache, Kenntniß der Hinderniſſe und ihrer Wegräumung, ein vorurtheilfreies Auge und die Fertigkeit, richtige Erfahrungen genau machen und treu mittheilen zu können: dieſe Eigenſchaften habe der Reiſende, welcher Entdeckungen bezweckt! Man leſe G. Forſter im 1. B. ſ. kl. Schriften über Cook den Entdecker. Auch erinnere man ſich an den beharrlichen Fleiß, mit welchem ſich Hornemann und Röntgen in Göttingen und London auf ihre Reiſen nach Afrika vorbereiteten! Eine Geſchichte der Entdeckungen beſitzen wir noch nicht; denn Matth. Sprengel, Adelung, Reinh. Forſter und de Broſſe haben zwar darüber mit Ordnung und Kritik geſchrieben, ſind aber nicht vollſtändig. Die Phönizier unternahmen die erſten Entdeckungsreiſen aus Handelszwecken, oder um Colonien anzulegen. Ihre Colonien thaten daſſelbe. Leider ſind die Nachrichten davon entweder ſehr dunkel (wie von der phöniziſchen Umſchiffung Afrika's), oder in Bilder gekleidet (wie die erſte Beſchiffung der Meerenge von Gibraltar), oder endlich verloren gegangen. Wir wiſſen von ihren Entdeckungen an=

ßerhalb des mittelländiſchen Meeres nur wenig. Sie fanden die Inſel Kerne (Arguin) an der Weſtküſte Afrika's, das rothe Meer, Madera und die Zinninſeln; ſie holten den Bernſtein (wahrſcheinlich nur durch Zwiſchenhandel mit den Jüten). Ihre Karavanenzüge in Aſien und Afrika gaben ihnen eine Kenntniß von Ländern, wie wir dieſelbe nicht mehr beſitzen. Die tyriſche Colonie, das mächtige Karthago, unternahm noch weitere Entdeckungsreiſen; aber ſie ſind vergeſſen, und ihre Erfolge ſind mit dem Staate ſelbſt untergegangen. Die Reiſeverſuche der Griechen hatten edlere Zwecke; nicht Blut und Gold, ſondern man wollte wirklich entdecken und das Gebiet der Wiſſenſchaft erweitern. Außer den frühern Reiſen Herodots, welcher in ſeiner Darſtellung dem Wege der Erfahrung treu folgte, und außer den faſt gleichzeitigen des Hanno und Himilko aus Karthago, kennen wir noch den Reiſebericht des Skylax aus Karyanda, welcher ungefähr in der Zeit des peloponneſiſchen Kriegs lebte. Hundert Jahre ſpäter (um 300 J. v. Chr.) ſtellte Pytheas aus Marſeille zuerſt aſtronomiſche Beobachtungen an, um die Lage der Örter genauer zu beſtimmen; er hat zwei Reiſen nach Norden hin unternommen, aber leider beſitzen wir nur einzelne Fragmente davon. Pytheas drang am weiteſten im Norden vor, bis Thule (Thual bedeutet im Iriſchen Norden), wahrſcheinlich Island, wo ihm beſonders die Seelunge (Treibeis) auffiel, und nordöſtlich bis an die Düna, von der er glaubt, ſie ſei der Tanaïs, der wie ein Canal das Nordmeer mit dem ſchwarzen Meer verbinde. Mehr durch die Nachrichten von Alexanders Heereszügen, und durch die Anſicht der Gegenſtände, welche dieſer große König ſeinem Lehrer ſchickte, als durch eigene Reiſen belehrt, erweiterte Ariſtoteles das Gebiet der Länderkunde. Darauf benutzte die ſeit Herodot geſammelten Materialien, bald nach Alexanders Tode, Eratoſthenes, welche wir freilich nur aus Strabo kennen, der 300 Jahre ſpäter (10 n. Chr.) gleichſam eine neue Auflage der Schriften des Erathoſthenes in 17 Büchern beſorgte. Aſien bis an den Indus und Ganges war ſeit Alexanders Kriegen bekannter geworden, und wurde es immer mehr durch die daſelbſt entſtandenen griechiſch-macedoniſchen Reiche. Roms Heere erſetzten, was in dieſem Zeitalter an wirklichen Entdeckungsreiſen fehlte, und die Schriftſteller benutzten die militäriſchen Berichte zur Erweiterung der frühern Länderkunde. Aſien wurde ihnen unmittelbar bekannt; aus Indien erhielten ſie Handelsnachrichten über Ägypten; Afrika eröffnete ſich ihnen von Ägypten aus an der Nordküſte hin bis zum Niger, und in Europa lernten ſie die pyrenäiſche Halbinſel, Gallien, Südbritannien, Deutſchland bis an die Elbe, Dacien und Pannonien kennen. Die Völkerzüge des 4., 5. und 6. Jahrhunderts enthüllen uns die Spuren unbekannter oder fabelhafter Ländergrenzen. Oſtrom (Conſtantinopel) kam mit vielen neuen Völkerſtämmen in Berührung, von welchen uns ſeine Schriftſteller manche gute Nachrichten hinterlaſſen haben. An die Byzantiner ſchloſſen ſich die Araber an, welche theils durch ihre Heereszüge, theils durch den Handel, theils auf dem Wege der Wiſſenſchaft ſehr viel für die nähere Kenntniß der Erde gethan haben. Einen Theil des nordöſtlichen Aſiens, Mittel- und Vorder-Aſien, Nord-Afrika und Spanien öffnete ihnen das Schwert; und ihre Handelsreiſen zur See und zu Lande gingen nach den indiſchen Inſeln, nach Tſina und in das Innere von Afrika, doch haben ſie weniger geleiſtet für die wiſſen-

ſchaftliche Bearbeitung der Erdkunde, als für die eigentliche Länder- und Völkerkunde. Was die Araber im Oſten der bekannten Erde durch ihre Eroberungen dafür wirkten, das veranlaßten im Weſten die germaniſchen Völker, als ſie aus ihren Wäldern heraustraten, und mit den gebildeten Völkern des weſtrömiſchen Reichs in nähere Berührung kamen. Im hohen Norden thaten mehr noch als die Germanen die Normänner; denn wir haben ihnen neue, wenn gleich nur zufällige, Entdeckungen zu danken. Sie fanden auf ihren Seezügen die Faröer, Island (ſchon 861), Grönland (982), deſſen Weſtküſte ſogar durch normänniſche Niederlaſſungen angebaut wurde, und zwanzig Jahre ſpäter fand der Normann Björn, durch Sturm ſüdweſtlich verſchlagen, Winland (Weinland, von den wilden Weintrauben ſo genannt), wahrſcheinlich die öſtlichſten Küſten von Canada, worauf die ganze Schilderung paßt. Damals veranſtaltete auch der große König der Angelſachſen, Alfred (ſt. 901), zwei Entdeckungsreiſen durch die Normänner Other, der von Norwegen aus um das Nordcap ins weiße Meer nach Biarmen (Permien), und Wulfſtan, der von Schleswig aus bis an den finniſchen Meerbuſen kam. Sehr viel trug endlich zur Beförderung der Reiſen das Chriſtenthum bei; nicht genug, daß Pilgrimme Wallfahrten unternahmen, daß die Kreuzfahrer das ſlaviſche Deutſchland und Aſien genauer kennen lernten; die Päpſte ſchickten ſelbſt Geſandte an die aſiatiſchen Sultane, und ſpäter an die Khane der Tatarn, um das weitre Vordringen dieſer Horden dadurch abzuwehren. Und wie viel haben nicht durch ihre Miſſionsreiſen Bonifacius für die Aufhellung Deutſchlands (77[illegible]), der heilige Otto für den ſlaviſchen Norden (1124), Ansgarius (ſt. 865) für Schweden gethan! Außer jenen Geſandtſchaften, gab es noch einzelne Reiſende, wie Joh. Mandeville aus England im J. 1327, Joh. Schildberger, ein deutſcher Kriegsknecht, der 1396 bei Nikopolis in türkiſche, und hernach in mongoliſche Gefangenſchaft gerieth und dadurch Gelegenheit erhielt, jene Völker näher kennen zu lernen. Hundert Jahre früher, um 1270, reiſ'te der Venetianer Marco Polo durch ganz Aſien bis nach Khatai (Tſina), und gleichzeitig mit Schildberger unternahmen die Brüder Zeno, zwei venetianiſche Nobili, eine Reiſe nach dem Norden. Damit ſchließt ſich das einzelne und beſchränkte Reiſen, und nun beginnt die Periode der abſichtlichen oder der wahren Entdeckungsreiſen. Bei einem Rückblick auf dieſe Darſtellung laſſen ſich folgende Perioden der Geſchichte der Reiſen aufſtellen: 1. das frühſte Zeitalter der Phönizier bis auf Herodot, 500 v. Chr.; 2. die Griechen und die Heereszüge der Römer bis 400 n. Chr.; 3. die Germanier und Normänner bis 900 n. Chr.; 4. die Araber und Mongolen bis 1400; 5. Columbus bis auf unſre Zeiten. — Nach der Erfindung des Compaſſes (zwiſchen 1250 und 1320 am wahrſcheinlichſten) erweiterte ſich die Schifffahrt, und mit ihr die Gelegenheit zu großen Seereiſen. Die Italiener, vorzüglich Venedig und Genua gaben das erſte Beiſpiel; nur leider hat ihre Handelseiferſucht uns viel davon entzogen. Ihr Handelsgewinn regte andre Völker zu gleichen Entdeckungsreiſen an. Die Portugieſen ſtanden durch ihre Kriege ſchon früher mit Afrika in Verbindung; vorzüglich belebte und leitete der Infant Don Henriquez, Herzog von Viſeo, mit Recht genannt der Seefahrer, ungeachtet er nur Andern den Weg zeigte, den ſie fanden, — auf ſeinem Schloſſe an der algarbiſchen Küſte,

den Eifer zu weitern Reiſen. Porto Santo, Madera, die Azoren wurden von 1418—1450 entdeckt; in demſelben Jahre fand man den Senegal, bald darauf Arguin (das Kerne der Alten); 1462 kam man endlich nach Guinea, und 1486 umſegelte Barthol. Diaz die Südſpitze von Afrika, die er das Vorgebirge der Stürme, ſein König Johann II. aber das der guten Hoffnung nannte. Während die Portugieſen den Weg um Afrika nach Indien durch ihren Vasco da Gama 1498 fanden, beharrte Genua auf ſeinem alten ſo beſchwerlichen als koſtſpieligen Handelswege; Spanien aber hatte mit den Mauren von Granada ſo viel zu thun, daß der geniale Colombo nirgends Gehör fand, um ſeinen Plan, einen neuen Weg nach Indien weſtlich zu ſuchen, auszuführen. Endlich unterſtützte ihn die ſpaniſche Königin Iſabella; er fuhr aus, erblickte am 12. Oct. 1492 Land und glaubte Indien gefunden zu haben, weil man ſich die Oſtküſte Aſiens bis in das atlantiſche Meer vorgerückt dachte, hatte aber die lukayſche Inſel Guanahani (San Salvador), und mit ihr Amerika entdeckt. Auf ſeiner dritten Fahrt im J. 1498 betrat er das feſte Land. Um dieſelbe Zeit kam Joh. Cabot aus Venedig, der in England lebte, nach Newfoundland und Virginien, 1500 entdeckte Cabral, durch Sturm verſchlagen, Braſilien, Baſtidas Terra firma, Cortereal Labrador und die nachmalige Hudſonsbay, Ponce de Leon Florida, und endlich drang Balbao über Darien, und erblickte das Südmeer. Dies geſchah Alles in dem Zeitraume von zwölf Jahren. Nun erſt wußte man, daß man Amerika und nicht Aſien gefunden habe, daß beide ein ungeheures Weltmeer ſcheide, in welchem man eine zweite neue Welt ahnte. Damals machte der gelehrte Florentiner Amerigo Vespucci (ſt. zu Liſſabon 1506) durch ſeine Beſchreibung Europa mit der Beſchaffenheit der entdeckten Länder bekannt. Hierauf umſchiffte im J. 1519 fgg. Fernando Magelhaens durch die nach ihm benannte Meerenge die Südſpitze von Amerika, und fand den weſtlichen Weg nach Indien. Nach und nach trat auch das Innere von Amerika aus ſeinem Dunkel hervor; Cortez und Pizarro, Almagro, Cartier und Orellana machten auf ihren Reiſen im Innern von Amerika von 1525 — 1541 die wichtigſten Entdeckungen. Vom nördlichen und öſtlichen Amerika gaben uns Franz Drake, Forbiſher, Hemskerk, Hudſon und Baffin von 1559 — 1616 genauere Kunde. Ob Aſien mit Amerika zuſammenhänge, wußte man vorher nicht; aber 1648 drang der Koſack Semen Deſchnew vom Fluſſe Kolyma aus um das Vorgebirge der Tſchuktſchen durch eine Straße (Beringſtraße) bis zur Mündung des Anadir. Was durch dieſe Reiſe ziemlich klar geworden war, erhob Capitän Bering 1726 dadurch zur Gewißheit, daß er vom Fluſſe der Kammtſchadalen durch die nach ihm benannte Straße bis zum Serdze Kamen auf der tſchuktſchiſchen Halbinſel gelangte. Mehrere nachfolgende Reiſende und auch Cook auf ſeiner dritten Reiſe, beſtätigten dies. Sie und Vancouver unterſuchten noch genauer die Weſtküſte von Amerika. Der nordamerikaniſche Freiheitskrieg enthüllte Nordamerika noch mehr, ſo wie die Miſſionarien, z. B. der Jeſuit Dobrizhofer in Paraguay, im ſüdlichen Amerika für eine beſſere Kenntniß des Landes thätig geweſen waren; am vollſtändigſten und gründlichſten that dies Alexander von Humboldt (ſ. d. A.) und mehrere Britten und Deutſche in Braſilien (ſ. d. a.). — Weniger haben die in das Innere von Afrika unternommenen Entdeckungsreiſen ihrer Abſicht entſprochen. Die Por-

tugieſen erforſchten nur die Länder, welche der Küſte nahe lagen; denn ſie beſchränkten ſich auf den Seehandel nach Indien. Vor Vasco da Gama wurde die Weſtküſte, und nach ihm die Oſtküſte unterſucht (ſeit 1497); erſt im 16. Jahrh. befuhren ſie das rothe Meer, doch kannten ſie auch Abyſſinien. (S. Damian da Goes de rebus Aethiopicis etc. (Colon. 1574.) Ägypten wurde von Pilgrimmen beſucht; aber dennoch blieb die Kenntniß Afrika's nur fragmentariſch. Die Südſpitze von Afrika wurde zwar von den Holländern näher unterſucht; aber weiter nördlich drangen erſt die Schweden, Sparmann und Thunberg, darauf Le Vaillant und endlich Lichtenſtein. Nach Abyſſinien und Nubien reiſ'te 1768—1773 James Bruce, deſſen Kunde von den Quellen des Nils Salt im J. 1809 beſtätigte. Einen umfaſſenderen Plan zur Entdeckung des inneren Afrika entwarf und befolgt bis jetzt die im J. 1788 in England entſtandene afrikaniſche Geſellſchaft. Mit vielen Koſten wurden treffliche Männer zu dieſem gefahrvollen Unternehmen ausgerüſtet; doch blieb der Erfolg weit unter der Erwartung. Ledyard, Lukas, Mungo Park, Hornemann und Andere haben, außer einigen gelegentlichen Entdeckungen, nur den öſtlichen Lauf des Nigers, wie ihn ſchon Herodot angegeben hatte, beſtimmt, und die Gegenden bis zum Königreiche Darfur erforſcht. Noch haben wir von Tombuctu, Houſſa, Waſſanah und den Kafferländern nur ſehr unvollkommene Nachrichten. Die Unterſuchung, ob der Niger ſich in dem Zaire (Congo) ausmünde, iſt noch nicht geendigt. Cap. Tuckay's Entdeckungsfahrt auf dem Zaire, 1816, verunglückte. (S. Iſis 1818, 7. H.) Wichtiger für die Länderkunde waren Burkhards, Bowdichs, Molliens und Anderer afrikaniſche Reiſen, ſo wie des Lord Valentia und Salts Reiſen nach Abyſſinien 1809 fg. — Aſien wurde zuerſt von den Portugieſen, ſpäter beſonders von Engländern und Ruſſen beſucht. Schon Vasco da Gama fand 1498 die malabariſche Küſte, und bis zum J. 1542 war faſt die ganze ſüdliche Küſte mit ihren Inſelgruppen, ja auch Japan von den Portugieſen entdeckt. Aber dennoch war nur die Küſte bekannt. Dies blieb ſo, bis in die Mitte des 18. Jahrh. die Engländer den Grund zu ihrer Herrſchaft in Indien legten, wodurch auch das Innere Aſiens dem gebildeten Europa enthüllt wurde. Doch iſt für den berühmten Alex. von Humboldt, der jetzt mit königl. preuß. Unterſtützung eine Reiſe dahin vorbereitet, noch viel zu erforſchen übrig. Im höhern Aſien unternahmen die Ruſſen bedeutende Reiſen. Im J. 1577 ward Sibirien durch den Koſackenhauptmann Jermak Timofejew und den ruſſ. Kaufmann Stroganoff entdeckt; 1639 drang Kopilow bis an die öſtlichſte Küſte Aſiens vor, und bald darauf fand man auch Kamtſchatka. Seit 1745 kamen die Kurilen die Aleuten und die Fuchsinſeln bis an die Küſte von Amerika zum Vorſchein, und im nördlichen Aſien machten auf die Veranſtaltung der ruſſiſchen Regierung Müller, Gmelin, Lepechin, Güldenſtädt, Falk, aber vor allen Pallas die wichtigſten Entdeckungsreiſen. So wie La Peyrouſe den Nordoſten näher beſtimmte, ſo erforſchten die Ruſſen durch Gärber, Reineggs, Klaproth, Parrot, Engelhardt den Kaukaſus und das kaspiſche Meer; Golowkin beſchrieb ſeinen Aufenthalt in Japan. Auch die übrigen Gegenden Aſiens wurden bekannter: Arabien durch Carſten Niebuhr, der es im Auftrage der däniſchen Regierung 1761 für die Beförderung einer beſſern Bibelerklärung beſuchte, Perſien beſonders durch J. Chardin von 1664—1677, und in der neueſten Zeit durch den

Engländer Morier; Kabul durch Elphinſtone; Syrien und Paläſtina durch Pilgrimme und Alterthumsforſcher. Aber Nordindien, Tibet, und das Innere der größern oſtindiſchen Inſeln iſt noch immer zu wenig bekannt. — In dem Südmeere ahneten ſchon die Portugieſen eine neue Welt, und der franzöſ. Rechtsgelehrte Bodinus giebt in ſeiner Anleitung zur Geſchichte 1610 ſchon fünf Welttheile — Europa, Aſien, Afrika, Amerika und Auſtralien — an. Im Jahr 1511 kamen die Portugieſen nach Neuguinea, und Magelhaens beſuchte bei ſeiner Erdumſchiffung gleichfalls das Südmeer. Doch blieben dieſe Entdeckungen, wie die eines Mendoza, Mindana und Quiros 1568 bis 1605 meiſt unbenutzt, bis die Holländer ſeit 1615 durch Le Maire, Schouten, Hertoge und Tasman Entdeckungsreiſen machen ließen, und Neuholland, Neuſeeland und die Freundſchaftsinſeln fanden. Dampierre berichtigte zwar 1698 die Entdeckungen im Südmeer, aber am genaueſten erforſchte Cook ſeit 1768 dieſe neue Welt, ſo daß einem Vancouver, La Peyrouſe, Kruſenſtern und Kotzebue d. S. nur wenig übrig blieb. Über die neueſte wiſſenſchaftliche Reiſe brittiſcher Seefahrer nach dem Nordpol im Jahr 1818 ſ. d. Art. — Bis jetzt fehlt es noch an einer kritiſchen Darſtellung der verſchiedenen Entdeckungsreiſen, von denen wir hier nur einige der bedeutendſten anführen konnten. Vielleicht möchte dies die beſte Methode des geographiſchen Studiums ſein, wenn die durch Reiſen, ſeit Moſes und Homeros, allmählig bewirkte Erweiterung der Erdkunde, in einer oro- und hydrographiſchen Zeichnung dem jugendlichen Verſtande vorgeführt würde. Für dieſen Zweck enthalten manches Gute Zeune's Anſichten der Erdkunde (Berlin 1815) und deſſen Göa, ſo wie Sprengels Geſchichte der geogr. Entdeckungen; v. Zimmermanns Schriften und Malte Bruns Geſchichte d. Erdkunde. Eben ſo fehlt uns noch eine chronologiſche Darſtellung der Reiſebeſchreibungen mit literariſchen und biographiſchen Nachrichten; denn was Stuck (in ſ. Verzeichniſſe von 40 Bogen bis z. J. 1735), Boucher de la Richarderie und Beckmann geliefert haben, iſt nicht vollſtändig. Selbſt die großen Sammlungen von Reiſebeſchreibungen, welche Ehrmann, Sprengel, Pinkerton (Lond. 1815 fgg.), Robert Kerr (Lond. 1814 fgg.) u. A. gemacht haben, ſo wie Spikers Journal der See- und Landreiſen, ſind nicht nach einem ſtreng wiſſenſchaftlichen Plane angelegt. Dieſes ſcheint mehr der Fall zu ſein bei der jetzt vom ruſſ. Etatsrath von Uwaroff in ruſſiſcher Sprache unternommenen Herausgabe einer vollſtändigen Sammlung aller gelehrten Reiſen durch das ruſſiſche Reich, an welchen Akademiker Theil gehabt haben, mit Anmerkungen und Zuſätzen des Herausgebers; wovon 2 Th. bereits erſchienen ſind. In einer kritiſchen Behandlung müßten die Autographa verſchiedener Reiſenden, wenn ſie auch ſchon gedruckt wären, zu einer genauen Recenſion des Textes, wie die verſchiedenen Manuſcripte eines alten Claſſikers, verglichen werden. Durch eine kritiſche Benutzung der Materialien haben das Studium der Erdkunde, ſeit dem erſten Keime derſelben, folgende Schriftſteller befördert. Die erſten geographiſchen Nachrichten enthalten die Moſaiſchen Urkunden; an ſie ſchließt ſich Joſua (1400 v. Ch.) an. Homeros, Heſiodos unter den frühern Griechen (1000 v. Chr.), Herodot und Ariſtoteles (444 u. 320 v. Chr.) unter den ſpätern Griechen, Hanno unter den Karthagern (440 v. Chr.), gehören zu den bekannteſten Reiſebeſchreibern. Man vgl. über ſie die neueren kritiſchen Geographen: Rennell, Goſſe in,

Mannert, Voß u. A. Polybios, Hipparchos und Artemidoros fügten dreihundert Jahre ſpäter neue Reiſebeſchreibungen hinzu; Juba, König von Mauritanien, beſchrieb Libyen im Zeitalter des Auguſtus, und Strabo (11 n. Chr.) ſammelte alles bisher erforſchte, in einem umfaſſenden Werke. Ähnliches thaten Pomponius Mela (50 J. n. Chr.) und 20 Jahre ſpäter der fleißige Plinius. Arrianus unter dem Kaiſer Hadrian ſchilderte Libyen, und Marinus aus Tyrus in Phönizien (150 n. Ch.), an ſeinen Zeitgenoſſen Ptolemäus ſich anſchließend, beſtimmte weit genauer die Lage der Örter. Wenn nach dieſen die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Geographie auch über 1000 Jahre ruhte, ſo gewann deſto mehr die Länderkunde durch treffliche Reiſebeſchreibungen, unter welchen wir nur folgende nennen: Pauſanias (170 n. Chr.), Agathemer (200 n. Chr.), Marcianus aus Heraklea (200 n. Chr.), Agathodämon; in dieſe Zeit fällt wahrſcheinlich auch die Peutingerſche Erdtafel. Was germaniſche Völkerzüge und Kreuzfahrten lehrten, das ſammelten die Kirchenväter, aus deren oft mährchenhaften Erzählungen ein ägyptiſcher Mönch, Kosmas, gewöhnlich Indopleuſtes, Indusfahrer, genannt, obgleich er ſelbſt nur bis Äthiopien kam, ſeine chriſtliche Ortbeſchreibung in zwölf Büchern (450 n. Chr.), verfaßte. Ungefähr zwei Jahrhundert ſpäter lebte der Erdbeſchreiber von Ravenna (Sprengel nennt ihn Guido, jedoch iſt dies wohl eine Verwechſelung mit ſeinem Volksnamen, denn er war ein Gothe), deſſen Geographie in fünf Büchern wir nur aus dem nachläſſigen Auszuge des Galabro kennen. Von Landkarten kommen jetzt ſchon mehrer Exemplare vor; Carls des Großen Landkarte war eine ſilberne Tafel. — An dieſe chriſtlichen Erdbeſchreiber ſchließen ſich die arabiſchen Reiſebeſchreiber an. Wahab und Abuzeid durchwanderten die öſtlichen Länder Aſiens, und haben die Schilderungen dieſer Reiſe uns hinterlaſſen (851 — 877 n. Chr.); Abu-Iſchak gab (920 nach Chr.) ſeine Reiſe von Choraſan bis Sina heraus. Maſſudi Kothbeddin aus Cairo beſchrieb 947 n. Chr. die bekannteſten Königreiche der drei Erdtheile unter dem Titel: die vergoldete Wieſe und die Gruben der Edelſteine. Im J. 980 beſchreibt Ibn Haukal vorzüglich die Mohamedaniſchen Länder. Um 1140 erſchien die Reiſe der Almagrurim (Irrenden), und 1153 trat der berühmte nubiſche Erdbeſchreiber, der Scherif Edriſi, auf. Noch gedenken wir der Reiſebeſchreibungen des Juden Benjamin aus Tudela, des Syriers Ibn al Wardi und des Perſers Hamdullah, von 1160—1240. Ruisbroeck (Rubriquis), ein Minorith aus Brabant, durchwanderte, als Geſandter Ludwigs des Heiligen an den großen Mogul, den größten Theil von Mittelaſien, und hat uns ſchriftlich die höchſt intereſſanten Reſultate ſeiner Reiſe hinterlaſſen. Marco Polo aus Venedig reiſ'te faſt 20 Jahre nach Ruisbroeck (1270) durch ganz Aſien bis nach Khatai (Tſina). 50 Jahre ſpäter ſchrieb Abulfeda, Fürſt von Hamah in Syrien, ſein geographiſches Werk: Beſchreibung des Bewohnten. Im J. 1390 machten die Brüder Zeno aus Venedig eine Reiſe nach dem Norden, welche einer ihrer Nachkommen beſchrieben hat. In dieſer Zeit erſchienen auch mehrere Landkarten vom Perſer Naſſir Eddin, von Picigno, Martino Sanudo, Andrea Bianco, Benincaſa, Roſelli, Brazl, Behaim und Ulug-Beg, einem Enkel Tamerlans in Samarkand. Die erſte Landkarte, auf welcher Amerika ſich befand, ver-

fertigten die Brüder Appiani, und bald darauf Ribero. Um dieſe Zeit (1526) lebte Leo aus Granada, welcher eine Beſchreibung Afrika's lieferte. 50 Jahre ſpäter gab der berühmte Gerhard Mercator, ein Deutſcher, ſeine Karten heraus, und jetzt geſchahen auch die Gradmeſſungen von Ferrel, Snell, Norwood, Riccioli und Picard von 1550 — 1669, die erſten in Europa, 700 Jahre ſpäter, als der arabiſche Khalif Al-Mamun in Aſien die erſte Gradmeſſung veranſtaltete. — Im Anfange des 17. Jahrhunderts machte ſich der öſterreichiſche Geſandte von Herberſtein (ſ. deſſen Leben von Adelung) um die Geographie von Rußland durch ſeine Commentarien verdient; am Ende deſſelben Jahrh. reiſte Engelbrecht Kämpfer nach Japan, und hinterließ uns ſeine noch jetzt ſehr wichtige Reiſebeſchreibung. Im Anfange des 8 Jahrh. ſind die Gradmeſſungen von Condamine und Maupertuis und die Landkarten von Sanſon und Homann vorzüglich auszuzeichnen. Jene Bemühungen der franzöſiſchen, ſchwediſchen und ſpaniſchen Mathematiker, die Grade unter verſchiedenen Breiten und Meridianen zu meſſen, wurden im 19. fortgeſetzt, und im Jahre 1818 verknüpften die brittiſchen Aſtronomen die ihrigen mit den franzöſiſchen. Dies und die geographiſche Ortsbeſtimmung, ſo wie die Triangular-Vermeſſungen verſchiedener Länder, ſeit die Caſſini in Frankreich ein Muſter aufſtellten, haben unſer Landkartenweſen ſehr verbeſſert. M. ſ. hierüber die monatl. Correſp. von Zach; die allg. geogr. Ephem. von Bertuch; die aſtron. Jahrb. v. Bohnenberger u. v. Lindenau. Überhaupt vgl. m. d. A. Geographie, wo die merkwürdigſten Geographen genannt ſind.

Reiſige, ein altdeutſches Wort, welches bewaffnete Reiter bedeutet; daher: reiſiger Knecht, d. i. gemeiner Krieger zu Pferde.

Reiske (Johann Jacob), ein Philolog von den ausgebreitetſten Kenntniſſen, ausgezeichnet durch ſeine raſtloſe Thätigkeit für die griechiſche, und beſonders für die arabiſche Literatur. Er war geb. zu Zörbig in Sachſen im Jahre 1716 (nicht 1717, wie Einige falſch angegeben haben, und er ſelbſt eine Zeit lang meinte) den 25. December, und ſtarb den 14. Auguſt 1774 zu Leipzig. Sein Vater, ein armer Lohgerber, konnte für des Sohnes Erziehung wenig thun; dieſer blieb daher bis ins 10. Jahr auf der Stadtſchule zu Zörbig, kam dann nach Zöſchen, wo er mit des Predigers Söhnen Privatunterricht genoß, und dann aufs Waiſenhaus nach Halle, wo er von 1728 — 1732 ſeine Schulſtudien vollendete. Die faſt klöſterliche Erziehung daſelbſt machte ihn, der von Natur zum Trübſinn geneigt war, nur noch finſterer. In den Schulwiſſenſchaften legte er hier jedoch einen trefflichen Grund, und ging, mit wackern Kenntniſſen ausgerüſtet, um Oſtern 1733 nach Leipzig auf die Univerſität. Niedrigen Umgang verſchmähend, zog er ſich hier faſt gänzlich von der Welt zurück, beſuchte ſogar keine Collegia, ſondern ſtudirte ohne Ordnung für ſich. Philoſophie, Mathematik und Literatur vernachläſſigte er, und widmete ſeinen ganzen Fleiß den Sprachen. Von den gewöhnlichen Fehlern der Selbſtgelehrten, einem hypochondriſchen Weſen und eigenſinnigen Beharren auf einmal gefaßten Meinungen, war er nicht frei, was ihn in ſpätern Jahren häufig in Händel verwickelte. Während er noch in Leipzig war, bemächtigte ſich ſeiner eine heftige Begierde, die arabiſche Sprache zu ſtudiren.

Was ihm Leipzig an Hülfsmitteln dazu darbot, benutzte er; aber bald genügte ihm dies nicht mehr; er beſchloß daher, nach Leyden, dem damaligen Sitze der arabiſchen Literatur, zu gehen. Nachdem er fünf Jahre in Leipzig (von 200 Thalern während der ganzen Zeit) ſtudirt hatte, trat er 1738 ohne alle Hülfsmittel ſeine Reiſe nach Holland an, von der ihm ſeine Freunde vergebens abriethen. Faſt verzweifelte er ſelbſt, dieſelbe vollenden zu können. Allein in Hamburg fand er zwei edle Gönner, den Paſtor Wolf und den Prof. H. S. Reimarus, die ihm die Erreichung des lang erſehnten Ziels möglich machten. In Leyden fand ſeine Begierde nach der arabiſchen Literatur vorzügliche Nahrung; durch Schultens ſtand ihm die Bibliothek offen, die er fleißig benutzte. Außer Schultens fand er noch an s'Graveſende und d'Orville große Gönner. Letzterer gebrauchte ihn theils zu Überſetzungen, theils, wie Burmann, zu Correction ſeiner Werke. Obgleich ihm dieſe und ähnliche Arbeiten viele Zeit raubten, ſo trieb er dennoch ſeine philologiſchen Studien mit dem größten Eifer. Da er ſich aber, nach der damaligen Einrichtung der Univerſitäten, zu einer der drei Hauptfacultäten bekennen mußte, ſo bequemte er ſich zur Medicin und trieb neben ſeinen vielen andern Arbeiten das theoretiſche Studium derſelben mit ſolchem Eifer, daß er bald darauf von der mediciniſchen Facultät gratis zum Doctor promovirt wurde. Reiske hatte ſowohl wegen ſeines Fleißes, als wegen ſeiner Gelehrſamkeit in Leyden den beſten Ruf. Es fehlte daher nicht an Anſtellungen, die ihm angeboten wurden. Er ſchlug ſie aber aus, da er noch höhere Hoffnungen hatte, die jedoch unerfüllt blieben. Er hätte in Holland glücklich ſein können, wenn er ſich nicht durch Eigenſinn und Liebe zur Unabhängigkeit die zu Feinden gemacht hätte, die ihm wohl wollten. So zerfiel er mit Schultens, da er deſſen Methode, die orientaliſchen Sprachen zu lehren, laut getadelt hatte, verlor d'Orville's Freundſchaft, weil er ſich in des alten würdigen Mannes kleine Launen nicht fügen wollte, und zog ſich ſogar einen ſehr üblen Ruf zu, da er nach Burmanns Tode, der ihn noch bei ſeinen Lebzeiten die Correctur des von ihm edirten Petronius anvertraut hatte, im Texte dieſes Schriftſtellers die willkürlichſten Änderungen, ganz den Abſichten des Herausgebers zuwider, vornahm und ſowohl dadurch als durch eine Menge überſehener Druckfehler dieſe ſchöne Ausgabe höchlich entſtellte. Ohne Freunde und Gönner und aller Ausſichten beraubt, war ihm nun Holland verhaßt geworden. Im Sommer des J. 1746 kehrte er daher nach Leipzig zurück. Hier waren der guten Ausſichten jedoch noch weniger für ihn. Er reiſ'te nach Zörbig, ſeinem Geburtsorte, und blieb dort bis zum Herbſt dieſes Jahrs. Dann kam er abermals nach Leipzig, wo er mehrere Jahre hindurch in völliger Dunkelheit lebte. Um ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, wollte er anfangen philologiſche Collegia zu leſen, und hielt mehrmals um die dazu nöthige leipziger Magiſterwürde an. Man verweigerte ſie ihm aber ſtets, unter dem Vorwande, man könne dieſelbe keinem ertheilen, der ſchon von einer andern Univerſität in einer höhern Facultät promovirt ſei. Endlich erhielt er zwar im J. 1748 durch die Gnade des Churfürſten den Titel eines Profeſſors der arabiſchen Sprache, kam aber nie dazu, ein Collegium zu Stande zu bringen. Seinen Unterhalt erwarb er ſich durch Privatunterricht, Bücherſchreiben, Corrigiren, Überſetzen und Aufſätze in einigen kritiſchen Journalen, vorzüglich den Act. Eruditorum. Indeß drückten ihn ſtets Nahrungsſorgen, da er faſt ſeinen ganzen Verdienſt zum Ankauf der trefflichſten Bücher, vorzüglich in der griechiſchen und

arabiſchen Literatur, verwendete, die Werke, die er herausgab, alle auf ſeine Koſten drucken ließ, und ſtatt Gewinnſt von ſeinen Schriften zu ziehen, ſich den größten Verluſt dadurch zuzog. Im J. 1756 machte er eine Reiſe nach Dresden, wo er ſich durch Erklärung einer arabiſchen Inſchrift den Grafen von Wackerbarth zum Freunde machte, der ihn bald darauf durch ſein Anſehen in eine wenigſtens etwas glücklichere Lage verſetzte. Denn dieſer war es vorzüglich, der Reisken im J. 1758, wo er durch den damals wüthenden Krieg in die äußerſte Dürftigkeit verſetzt war, durch ſeinen Einfluß die erledigte Rectorſtelle an der St Nicolaiſchule zu Leipzig verſchaffte. Sechzehn Jahre hindurch verwaltete Reiske dies Amt mit Treue und Gewiſſenhaftigkeit, ungeachtet ſeiner zahlreichen literariſchen Arbeiten. Im J. 1763 verheirathete er ſich mit Erneſtine Chriſtine Müller, einer Frau von ſeltenen Eigenſchaften, und einer für Weiber ganz ungewöhnlichen Gelehrſamkeit Sie war es, die ihm ſein mühevolles Leben erheiterte, ja ſogar bei der Herausgabe ſeiner Werke, vorzüglich der griechiſchen Autoren, die ſie ſelbſt las, half, die von ihm angefangenen Arbeiten noch nach ſeinem Tode fortſetzte, und ihm die Leiden der langwierigen Krankheit, die ſeine letzten Lebensjahre verbitterte, linderte. Er ſtarb 1774. — Von den zahlreichen Schriften Reiske's können hier nur die vorzüglichſten genannt werden. Bemerkenswerth iſt vorzüglich die Sammlung einiger arabiſchen Sprichwörter, die von Stecken hergenommen ſind, Leipzig 1763, 4. u. a. Schriften über die arabiſche Literatur. Seine Kenntniß des Arabiſchen wandte er vorzüglich auch auf die hebräiſche Sprache an, ging aber hierin zu weit, wie die nach ſeinem Tode herausgegebenen Conjecturae in Jobum et Proverbia Salomonis, Lips. 1779, 8. beweiſen, in welchem Buche unter vieler Spreu manche von neuern Philologen nicht genug beachtete Goldkörner zu finden ſind. Die griechiſche Literatur verdankt ihm treffliche Ausgaben des Theokrit (Wien und Leipzig 1765, 2 Bände 4.), der griechiſchen Redner (12 Bände, Leipzig 1770—1775, 8.), des Plutarch (12 Bände, Leipzig 1774—1779, 8.), des Dionyſius von Halikarnaß (6 Bände, Leipzig 1774—1777), 8.), des Maximus aus Tyrus (2 Bände, Leipzig 1774, 8.). Seine ungemeine Beleſenheit und ſeinen kritiſchen Scharfſinn hat er vorzüglich in den Animadverſiones in Graecos auctores bewieſen, die zu Leipzig 1759—1766 in 6 Bänden in 8. herauskamen, und in denen eine große Anzahl von Stellen aus den griechiſchen Claſſikern verbeſſert worden. Er hielt dieſe Anmerkungen ſelbſt für ſein beſtes Werk, obgleich ſie auch viele gewagte Conjecturen enthalten. Weniger glücklich war er als Überſetzer; der Überſetzung wenigſtens, die er von des Demoſthenes und Äſchines Reden in den Jahren 1764 u. ff. zu Lemgo in 5 Bänden herausgab, fehlt es völlig an Geſchmack und Eleganz, obgleich man ihr den Vorzug der Treue und Richtigkeit nicht abſprechen kann. — Die zahlreiche Sammlung von trefflichen, vorzüglich arabiſchen, Manuſkripten, die Reiske während ſeines ganzen Lebens mit dem größten Aufwande von Mühe und Koſten theils ſelbſt abgeſchrieben, theils an ſich gekauft hatte, erſtand nach Reiske's Tode von deſſen Witwe der große Beſchützer der Wiſſenſchaften Suhm (in Kopenhagen), und mehrere derſelben wurden ſpäter herausgegeben, wie z. B. Abulfedae Annales Moslemici arabice et latine (wovon die Herausgabe durch Adler beſorgt wurde), Kopenhagen 1789—1794, 5 Bände, 4. — Reiske hat ſein Leben ſelbſt beſchrieben, und dies mit einer ſo ſeltnen Unparteilichkeit und Offenherzigkeit im Bekennen

ſeiner Schwächen und Fehler, daß man ſich unwillkürlich zur Bewunderung des edlen Charakters und der Wahrheitsliebe dieſes Mannes hingezogen fühlt. Seine Frau hat dieſe Lebensbeſchreibung, die ſie bis zum Sterbetag ihres Mannes fortſetzte, im J. 1783 zu Leipzig herausgegeben. Mit dieſer Selbſtbiographie verdient die treffliche Vita I. I. R. von S. F. N. Morus (Leipzig 1777, 8) verglichen zu werden.

Reißblei, eine Gattung des Graphits (ſ. d.). Dieſes Mineral, von feinkörnigem Gewebe, das einen bleiartigen Strich giebt, wird zu Bleiſtiften verbraucht. (S. Bleiſtift.)

Reiter, ſpaniſcher, ſ. Spaniſcher Reiter.

Reiterei, ſ. Cavallerie.

Reitkunſt. Dieſe Kunſt beſteht in dem Inbegriff derjenigen Geſchicklichkeiten, die zur Ausübung des Reitens in der gehörigen körperlichen Haltung, und zur Angewöhnung und Abrichtung eines Pferdes zum Reitdienſte erfodert werden. Schon in den älteſten Zeiten bediente man ſich nicht nur der Pferde, ſondern auch anderer Thiere zum Reiten. Einige ſchreiben die Erfindung des Reitens dem Orus, einem Sohne des Oſiris, Andre dem Seſoſtris zu. Die Reitkunſt, als Kunſt betrachtet, hat Italien zum Vaterlande. Zu Neapel wurde die erſte Reiterakademie, wo man das Reiten lehrte, errichtet. Federico Griſani war der erſte, der in Italien von dieſer Kunſt ſchrieb. Durch ſeine Schüler kam ſie unter Heinrich VIII. nach England, wo ſich der Herzog von Newcaſtle durch ein Reitbuch bekannt machte. So ward die Reitkunſt gleichfalls, von Italien aus, durch Pignatelli's Schüler nach Frankreich verpflanzt, wo Pluvinel und La Broue zuerſt in franzöſiſcher Sprache darüber ſchrieben. Wir Deutſche haben viele vortreffliche Werke, die Reitkunſt betreffend, von Seyfert von Tennecker, Bouwinghauſen von Wallmerode, von Sind u. m. A. Hierher gehört auch de la Guerinière's Reitkunſt oder gründliche Anweiſung zur Kenntniß der Pferde ꝛc. überſetzt von Knöll, 3te verb. Aufl. Marburg 1817.

Reizbarkeit iſt die Kraft oder Eigenſchaft des thieriſchen Körpers, Bewegungen zu vollbringen, die nicht auf mechaniſche Weiſe, durch Druck, Stoß, Dehnung ꝛc. erklärt werden können, ſondern durch Reize, d. h. dynamiſch einwirkende Urſachen erregt werden. — Man hatte früher die Bewegungen des Thieres auf mechaniſche Weiſe durch die Elaſticität, und auf dynamiſche Art durch unmittelbaren Einfluß der Lebensgeiſter (oder Nerventhätigkeit) erklärt. Albrecht von Haller unterſchied von dieſen beiden die eingepflanzte Kraft der Muskeln, die Reizbarkeit oder Irritabilität; ſtellte eine Menge von Verſuchen an lebendig geöffneten oder friſch getödteten Thieren an, um zu beſtimmen, welchen Theilen des Körpers die Reizbarkeit, und welchen die Nervenkraft zukomme; ſuchte die verſchiednen Grade der Reizbarkeit an einzelnen Theilen zu erforſchen und iſt als der Schöpfer dieſer Lehre anzuſehen, die zu und nach ſeiner Zeit eine Menge Ärzte beſchäftigte, eine Menge Anhänger und Gegner fand. Vorzüglich aber beſchäftigte das Verhältniß der Reizbarkeit und Nervenkraft (Irritabilität und Senſibilität) dieſelben. Wegzuläugnen waren die Hallerſchen Erfahrungen gar nicht, ſondern nur in einzelnen Theilen zu berichtigen, zu ergänzen und weiter zu verfolgen. Einige Ärzte aber ſahen auch die Reizbarkeit, ſo wie alle andern Erſcheinungen des Organismus, als

abhängig von der Nerventhätigkeit an, und ſo entſtand die ſogenannte Nerventheorie; andre faßten Nerventhätigkeit und Reizbarkeit unter den allgemeinen Begriff der Lebenskraft zuſammen. Da denn nun aber nach und nach das Spiel mit den Kräften, die den Organen nur inhäriren, keinesweges mit ihnen eins und daſſelbe ſein ſollten, verdächtig und müßig werden mußte, ſo faßte Brown beide Begriffe der Senſibilität und Irritabilität unter den der Erregbarkeit zuſammen und ſtellte denſelben als das Princip ſeines ſo berühmt gewordenen Syſtems auf. Doch konnte ſich auf dieſer Höhe der ſo einſeitige Begriff der Reizbarkeit, der in der Erregbarkeit nur weiter ausgedehnt erſcheint, nicht erhalten, und indem in den neueſten Zeiten die Idee des Lebens über alle dieſe Begriffe geſtellt wurde, mußte auch die Reizbarkeit als eine Äußerungsart derſelben Idee erſcheinen und wurde ſo auf die ihr eigenthümlichen Phänomene beſchränkt, ohne weder die anderartigen Lebensäußerungen unter dieſelbe ſubſumiren, noch wegläugnen zu wollen. Sie führt auch in dieſer Beſchränkung noch den Namen der Irritabilität, und wird als die Grundäußerung der Idee des Lebens beſtimmt, durch welche organiſche, lebendige, d. h. freie Bewegungen möglich werden. — Bezieht die Reproduction ſich vorzugsweiſe auf den Raum, den ſie in ſeiner Miſchung zu erhalten ſucht; ſo erſcheint dieſer in den irritablen Functionen nur als Vehikel, als unumgängliche Bedingung, er wird in ſeiner Lage zwar verändert durch dieſelben, und es äußert ſich die Irritabilität ſchon mehr in zeitlichen Veränderungen des Raums des Organs. Dies iſt daher da, wo es irritable Functionen, Bewegungen vollzieht, nach einem andern Typus gebildet, als die reproductiven Organe; die längliche Faſernbildung iſt der Irritabilität eigenthümlich; es iſt dieſelbe in den Organen ganz vorzüglich ſichtbar, wo die Irritabilität am kräftigſten ſich äußert, in den Muskeln nämlich, und im Herzen. Auch in den Arterien, vorzüglich in den größern Stämmen derſelben und in den Muskelhäuten der Eingeweide, iſt dieſelbe Bildung ſichtbar, und da auch zu vermuthen, wo ſie, wie in den Venen und Lymphgefäßen (in denen auch die Bewegung nicht ſichtbar iſt), vielleicht wegen Kleinheit und der weißen Farbe nicht in die Augen fällt. Nur in einem Organe, das deſſen ungeachtet ſehr lebhafte Bewegungen äußert, in dem Uterus nämlich, hatte man ſie nicht entdeckt; hier treffen aber ganz andere Geſetze zuſammen, die die Bildung dieſes Organs abändern, und ſo eine Ausnahme nöthig machen. — Die Längenausdehnung einer jeden Faſer bringt nothwendig zwei Enden derſelben hervor, die ſich auch bei den kreisrunden nicht berühren. Dieſe beiden Enden ſtehen in Polarität gegen einander, ſo wie überhaupt das Geſetz der Polarität und die Antitheſen ſich in der Irritabilität ganz beſonders vorfinden. Wird nun durch irgend etwas Äußeres eine Faſer gereizt, d. h. in Thätigkeit geſetzt, ſo tritt eben jene Polarität hervor und äußert ſich durch abwechſelnde Zuſammenziehung und Ausdehnung der Faſern oder der Faſernbündel, die zugleich gereizt wurden. Man iſt gewohnt, die Zuſammenziehung allein als Ausdruck der Thätigkeit anzuſehen; unſere Darſtellung lehrt, daß dieſelbe ſich auch in der Ausdehnung äußere. In den mehreſten Muskeln erſcheint die Zuſammenziehung freilich als Zweck, in einigen, den Schließmuskeln, aber auch die Ausdehnung. Ein ähnlicher Gegenſatz findet ſich auch in der Anordnung der Muskeln, die ſich einander entgegenwirken, und von denen die einen

ausgedehnt werden, wenn die andern ſich zuſammenziehen. Durch dieſe abwechſelnde Ausdehnung und Zuſammenziehung werden denn alle Bewegungen hervorgebracht, die nur exiſtiren. Sie gehen ohne Unterlaß von Statten da, wo die Irritabilität in die Reproduction eingreift, die ſelbſt nie ruhen darf; ſo in den Unterleibseingeweiden, den Gefäßen und in der Reſpiration. In den ſogenannten willkürlichen Bewegungen dagegen, die ſich näher an die Senſibilität anſchließen, bedarf die Irritabilität oder Senſibilität oder beide zugleich der Ruhe und des Schlafes. — Die Reize ſelbſt, die die Äußerungen der Reizbarkeit oder Irritabilität hervorrufen, ſind ſehr mannichfaltig. Dahin gehört in den Gefäßen das Blut und andere Flüſſigkeiten, die ſich in ihnen befinden; die Flüſſigkeiten des Darmcanals ſind Reize für die Muskelhaut deſſelben, die Luft und der Inſtinct für die Muskeln der Reſpiration; der letztre oder der Wille für die gewöhnlich ſogenannten willkürlichen Muskelbewegungen. Auch manche krankhafte Reize, die bald das Organ ſelbſt unmittelbar berühren, bald durch Sympathie auf daſſelbe einwirken, bringen krankhafte Bewegungen, die Krämpfe, hervor. In allen dieſen Bewegungen iſt der Einfluß des Nervenſyſtems eben ſo conditio sine qua non, als die gehörige Ernährung der bewegenden und bewegten Organe. B. P.

Relativ iſt dem **Abſoluten** (ſ. d. Art.) entgegengeſetzt, und bezeichnet das nur *bedingungsweiſe, verhältnißweiſe beſtimmte und gültige.* Jede Größe oder beſonderes Merkmahl irdiſcher Dinge iſt für uns *relativ*. Die Größe der Erde iſt gegen viele andre Dinge bedeutend, unbedeutend aber gegen die Sonnenſyſteme, von deren Einem ſie einen kleinen Punct bildet. *Relative Begriffe* ſind ſolche, die aus der Vergleichung eines Gegenſtandes mit einem andern entſpringen.

Relegation, Verbannung, war eine bei den Römern, beſonders unter den Kaiſern, eingeführte öffentliche Strafe, und erſtreckte ſich manchmal auf die ganze Lebenszeit, manchmal nur auf gewiſſe Jahre. Ein erhöhter Grad dieſer Beſtrafungsart iſt das *Exilium*, das mit der Verbannung noch bürgerliche Verachtung einſchloß (ſ. d. Art. *Exil*). Auf unſern Akademien wird mit Relegation der Studirende beſtraft, der den Geſetzen der Univerſität entgegen handelt; doch iſt dieſe Relegation nicht an ſich, wie die bei den Römern, mit dem Verluſt ſtaatsbürgerlicher Rechte verbunden. Sonſt war ſie zuweilen cum infamia.

Relief, in der Bildhauerkunſt jedes Werk, das rundum ausgehauen iſt, frei ſteht; wie Statuen. — Beſonders aber wird mit dem Wort Relief *erhabene Arbeit* bezeichnet. (Vergl. den Art. *Basrelief*.)

Religion, Religionsgeſchichte. Es giebt keinen gebildeten Menſchen, dem der heilige Gegenſtand fremd wäre, welcher jenen Namen führt; und obwohl dieſer vielfach gedeutete *Name* erſt von den Römern ſeinen Urſprung ableitet: ſo iſt die Sache doch ſo alt als, der Menſch und ſein Verhältniß zu Gott, den ſie vorausſetzt. Wir können von ihr keine wahre Kenntniß von außen erhalten, ſondern ſie muß in uns leben und herrſchen, wenn wir von ihrer Wahrheit überzeugt ſein ſollen. Sie gründet ſich auf eine dem Menſchen eigenthümliche Anlage, welche wir die religiöſe nennen. Indem nämlich der Menſch durch die ihm verliehene Natur nicht blos in ein Verhältniß zur Gottheit geſtellt iſt, ſondern auch daſſelbe zu ahnen und zu erkennen vermag, iſt ihm die Religion durch ſeine

Anlage möglich gemacht. Es iſt ein Göttliches *in uns*, eine höhere Natur, die ihren Urſprung ahnet, und auf den vollkommenen Schöpfer hinweiſ't, eine höhere Natur, die zu der höchſten ſich erhebt und mit ihr ſich zu vereinigen ſtrebt. Und es iſt ein Göttliches *über* uns, was ſich in der Welt, als dem Abglanz ſeiner Herrlichkeit, und in der Vernunft dem Menſchen offenbart. Wo nun der Menſch im Gefühl ſeiner in der Sinnenwelt beſchränkten Natur ſich vor der höheren Macht, die über ihn waltet, demüthigt, im Gefühl der Freiheit und des Bewußtſeins aber, und durch den ihm verliehenen Gedanken ſeines Schöpfers ſich zu demſelben frei erhebt, und in der Ordnung der Dinge ſeinen geoffenbarten Willen anerkennt: da iſt die wahrhafte Religion. Religion iſt daher die *Richtung des Gemüths auf die Gottheit*, und beruht eines Theils auf der Freiheit des Menſchen, der ſich über das blos Irdiſche erhebt, und die Strahlen der Gottheit mit Bewußtſein aufnimmt, andern Theils auf der durch die verliehene Freiheit und Vernunft ſich offenbarenden Gottheit; denn die Idee Gottes — die höchſte unſerer Vernunftkenntniß, — kann nur als Offenbarung der Gottheit angeſehen werden, und iſt aus keiner andern abzuleiten. (Vgl. d. Art. *Religionsunterricht*.) Aber die religiöſe Anlage *entwickelt* ſich verſchieden, und ſo iſt auch die Religion nach der geiſtigen Verſchiedenheit der Menſchen verſchieden. Dieſe Verſchiedenheit aber zeigt ſich in der Mittheilung und Darſtellung, zu welcher das lebendige Gefühl des Höchſten den Menſchen antreibt, nämlich in den Religionslehren und Anſichten, und in dem *Religionscultus* (d. i. in denjenigen äußern Handlungen, durch welche die Gottesverehrung ſich ausſpricht). Dieſe Äußerungsmittel der Religion ſind zugleich das Band, welches die Menſchen in größern oder kleinern Maſſen zu gemeinſchaftlicher Befriedigung des religiöſen Bedürfniſſes und zur Erweckung der innern Religion verbindet, ſo wie das Zeichen, an welchem die *Bekenner* einer Religion ſich erkennen. Und hierauf beruht auch der Begriff einer *poſitiven* Religion: — Sie iſt eine durch die verſchiedene Entwickelung der religiöſen Anlage bedingte, durch eigenthümliche Anſichten über das Verhältniß der Menſchen zu Gott, und ihre Beſtimmung, ſo wie durch eigenthümliche Gebräuche und Symbole der Gottesverehrung *modificirte*, unter einer Menſchenmaſſe *herrſchende Religion*. Sie wird herrſchend durch religiöſe Tradition (wie viele heidniſche Religionen), oder durch die überwiegende Geiſteskraft und religiöſe Anſchauung großer Männer, welche Familien, Stämme, Völker, ja die Menſchheit zu gleicher Geſinnung und Verehrung mit unſichtbarer Macht fortreißen und verbinden. Sie wird es ferner, wenn ihre Ausübung vom Staate beſchützt oder geheiligt wird. Aus dem Vorigen geht zugleich hervor, daß der Begriff der *poſitiven* Religion dem der *Vernunftreligion* nicht widerſpricht, da jede wahre Religion auf Vernunft oder religiöſe Anlage gegründet iſt, und die Religion überhaupt in ihrer Äußerung *ſtets poſitiv* wird, indem die Anſichten und Handlungsweiſen der Menſchen verſchiedenen Einfluß auf ſie haben. Ja es giebt unter keinem Volke eine *natürliche*, oder *Vernunftreligion*, wenn dies eine Religion bedeutet, die ohne alle Mittheilungs- und Darſtellungsformen ſich entwickelte, wohl aber eine *natürliche Theologie* oder beſſer eine *Religionsphiloſophie*, welche das Grundweſen aller Religion und die innern und äußern Bedingungen ihrer

mannichfaltigen Entwickelung zum Gegenſtande hat. Setzt man aber die natürliche Religion der geoffenbarten entgegen, ſo vergißt man entweder, daß das Höchſte überhaupt dem Menſchen nur durch Offenbarung zugänglich iſt, oder man verſteht unter der geoffenbarten Religion eine ſolche, deren Urſprung und Verbreitung ein beſonderes Eingreifen der Gottheit in den Lauf der religiöſen Entwickelung, eine ſpecielle oder außerordentliche Offenbarung vorausſetzt, und unter natürlicher Religion nur eine ſolche (auch poſitive) Religion, deren Urſprung in der bloßen Selbſtthätigkeit des Geiſtes beruht. Die erſtere Anſicht begründet den theologiſchen Supernaturalismus, die zweite den Naturalismus oder Rationalismus (ſ. d. Art. u. d. Art. Offenbarung). Die hiſtoriſche Darſtellung aber, oder die Erzählung von der Entwickelung der religiöſen Anlage unter den Völkern, iſt die Religionsgeſchichte. Sie iſt allgemeine Religionsgeſchichte, wenn ſie die religiöſe Entwickelung der Menſchheit überhaupt, und mithin die Entſtehung und Verbreitung der wichtigſten uns bekannten Religionen zum Gegenſtande ihrer Darſtellung hat. Sie zeigt, wie die von Gott ins Daſein gerufene und erzogene Menſchheit ſich mit friſchem und unverdorbenem Gefühl des Kindes zu ihrem Schöpfer gewendet (Urreligion); darauf aber nach entſtandener Herrſchaft die Sinnlichkeit (Sündenfall) der Blick ſich in die Mannichfaltigkeit der geſchaffenen Dinge verloren und von Gott abgewendet habe (Periode des in der alten Welt herrſchenden Polytheismus, Naturalismus, Heidenthum), und wie dann ferner aus den Denkmählern jener Urreligion, die ſich in dem beſchränkten Monotheismus der Juden erhalten hatten, ſich eine neue Offenbarung erhob, welche die Kinder zum Vater zurückführte, und den Glauben an den einzigen, heiligen Gott in alle Welt verbreitete (Periode des in der neuen Zeit herrſchenden Monotheismus der chriſtlichen Religion). Sie zeigt insbeſondere, wie die hier angeführten Hauptformen der Religion durch Verſtand, Phantaſie und andere hervorſtechende Kräfte, ſo wie überhaupt durch die Lage und den Charakter der Nationen und Völker eigenthümlich geſtaltet worden. Die ſpecielle Religionsgeſchichte bildet die hiſtoriſche Darſtellung einzelner religiöſer Erſcheinungen und Thatſachen genauer aus. Zu ihr gehört z. B. die chriſtliche Kirchengeſchichte. Intoleranz und Indifferentismus ſind die Klippen, an welchen die Religionsgeſchichte gewöhnlich ſcheitert, um ſo mehr, da keine Überzeugung ſo tief in das innere Leben des Menſchen eingreift und in demſelben wurzelt, als die religiöſe. Mit der Unparteilichkeit, welche die Geſchichte überhaupt erfodert, verträgt es ſich aber vollkommen, die chriſtliche Religion als den Mittelpunct der Religionsgeſchichte hervorzuheben, da dieſelbe der aller Religionsgeſchichte zum Grunde liegenden Idee der Religion durch den reinſten Monotheismus, welcher ihr Princip iſt, am nächſten kommt, da hingegen der Moſaismus oder das Judenthum den Einzigen mehr als Stammgott mit Opfer und Ceremoniendienſt verehrt. Wer in Hinſicht jener Idee mit dem Verfaſſer dieſes Artikels übereinſtimmt, der kann die weitere Ausführung dieſer Anſicht in ſeiner Schrift: Reden über die Religion (Sulzbach 1813, 8.) finden. Über einzelne Religionen aber ſiehe die beſondern Artikel. T.

Religionseid, ſ. Eid.

Religionsfriede. Seit Maximilians I. Tode (1519) war die Freiheit Deutſchlands mehr als je gefährdet, denn den neu erwählten Kaiſer Carl V., den feurigen, ehrgeizigen neunzehnjährigen Jüngling, der außer ſeinen deutſchen Erblanden auch Spanien nebſt Navarra, die Niederlande, Neapel und ſelbſt mehrere Küſtenſtädte der Barbarei, ſo wie weitläuftige Landſtriche in Amerika beherrſchte, beſchäftigten hochfliegende Plane, ſeine Macht und Herrſchaft, wie ſie ſeit der Römer Zeiten kein Fürſt in Europa beſeſſen, noch zu vergrößern, und es mußte wohl auch ſein angelegentlichſter Wunſch ſein, über Deutſchlands innere Stärke, wiewohl er durch ſeine Geſandten die Wahlcapitulation in ſeinem Namen hatte beſchwören und unterzeichnen laſſen, uneingeſchränkt gebieten zu können. So lange aber noch ſein mächtiger Mitbewerber um die Kaiſerwürde, der hochgeprieſene König von Frankreich, Franz I., nicht gedemüthigt war, hatte Deutſchlands Freiheit von ihm noch wenig zu fürchten. Am meiſten mußte er in dieſer Zeit den Churfürſten von Sachſen ſchonen, wenn er ſeiner Großmuth auch nicht die Kaiſerkrone zu verdanken gehabt hätte; denn Friedrich der Weiſe war der mächtigſte Fürſt des Reichs, der auf die übrigen Glieder deſſelben einen entſcheidenden Einfluß beſaß. Auch durfte er den Papſt nicht vor den Kopf ſtoßen, deſſen Hülfe ihm in dem bevorſtehenden Kriege mit Frankreich nicht unwichtig ſein konnte. Aus dieſer Rückſicht erklären ſich die erſten Schritte, die Carl in Luthers Angelegenheit that; und warum er ſich zwar gegen die vor kurzem begonnene Reformation öffentlich erklärte, aber doch zu ihrer Unterdrückung keine durchdringendern Maßregeln ergriff. Als aber das franzöſiſche Heer in der unglücklichen Schlacht bei Pavia (den 24. Februar 1525) völlig geſchlagen und Franz ſelbſt gefangen worden war, da konnte der Kaiſer, dem das Glück über alles Erwarten günſtig geweſen, auch an die Erfüllung ſeiner kühnſten Wünſche in Hinſicht auf Deutſchland denken, und er verfolgte nun ſeinen lang gehegten Entwurf zwanzig Jahre hindurch mit ſtandhaftem Muthe und feſter Beharrlichkeit. Die vermeinten Religionsirrungen der damaligen Zeit ſchienen ihm die Mittel dazu von ſelbſt in die Hände zu geben. Faſt die Hälfte der Reichsſtände war der Lutheriſchen Lehre zugethan, als Kaiſer aber ſollte er für die Erhaltung der reinen Lehre Sorge tragen, dies gab ihm alſo den beſten Vorwand, dieſe Stände zu bekriegen und ſeinem Willen zu unterwerfen. Die damalige Lage der Sachen in Deutſchland ſchien ſeine Abſichten zu begünſtigen, denn durch die furchtbaren Bauernunruhen und den von dem ſchwärmeriſchen Thomas Münzer erregten Aufſtand des niedern Volks in Thüringen war die Reformation, der man beides zuſchrieb, bei den katholiſchen Fürſten noch mehr in Mißcredit gekommen, und mehrere derſelben ſchienen deßwegen Carln zu ſeinem Unternehmen willig die Hand bieten zu wollen. Doch der feurige, die Reformation begünſtigende Landgraf von Heſſen, Philipp, der die drohende Gefahr wahrnahm, brachte es durch ſeine dringenden Vorſtellungen bei dem neuen Churfürſten von Sachſen, Johann dem Beſtändigen, ſo weit, daß er mit ihm zur Vertheidigung der angenommenen Lehre den 4. Mai 1526 zu Torgau ein Bündniß ſchloß, welchem einige Monate darauf auch andre Stände des Reichs beitraten. Dadurch muthiger geworden, handelte man auf dem Reichstage zu Speier 1526 mit feſter Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit, und gab da-

durch auch andern Lutheriſchen, dem Bündniß noch nicht beigetretenen Ständen Muth, ſich freier und unbefangener zu erklären. Auch ſelbſt katholiſche Stände, welche die innere Ruhe Deutſchlands nicht gern geſtört wiſſen wollten, widerſetzten ſich der Erneuerung des zu Worms 1521 gegen Luther und ſeine Anhänger gegebenen Edicts. Überhaupt vereinigten ſich zu dieſer Zeit noch mehrere Umſtände, vornehmlich ein Einfall der Türken in das für Ferdinand, den Bruder des Kaiſers, zu hoffende Königreich Ungarn, ein neuer bevorſtehender Krieg mit Frankreich und Mißhelligkeiten mit dem Papſte, daß Carl der Lutheriſchen Partei jetzt Ruhe laſſen mußte. Größere Gefahr drohete ihr aber, als er dieſe Angelegenheiten glücklich beendigt hatte; doch legte ſie auf dem Reichstage zu Speier 1529 dem ihr ungünſtigen Reichsabſchiede eine förmliche Proteſtation ein (wovon ſie den Namen der proteſtantiſchen Partei erhielt) und ſuchte ihr Bündniß noch mehr zu befeſtigen. Nach mehrern fruchtlos deßwegen zu Rothbach, Schwabach, Schmalkalden und Nürnberg gehaltenen Verſammlungen kam endlich, im März des Jahres 1531, der ſchmalkaldiſche Bund zu Stande (ſ. d. Art.) Der Kaiſer, dem es nun klar geworden war, daß er auf die katholiſchen Reichsfürſten, wenn er ſelbſt nicht an der Bekämpfung der Proteſtanten thätigen Antheil nehmen wollte, nicht ſicher rechnen könne, und jetzt nicht in der Lage war, dieſe anzugreifen, beſonders da die Türken mit einem neuen Einfall in Ungarn drohten, ſah ſich genöthigt, die Ausführung ſeiner Abſichten noch weiter hinaus zu verſchieben. Er ließ daher mit den Proteſtanten Unterhandlungen anknüpfen, und ſo ward denn 1532 der erſte nürnberger Religionsfriede geſchloſſen, der den 23. Juli von den Proteſtanten angenommen und unterzeichnet, und den 2. Auguſt von dem Kaiſer in Regensburg beſtätigt wurde. Durch dieſen Frieden erhielten die Proteſtanten nichts, als was ſie ſchon beſaßen, und dies nicht gewiſſer, als ſie es ſchon hatten; der Kaiſer aber Alles, was er wünſchte. Denn man verpflichtete ſich gegenſeitig nur zur Enthaltung aller Feindſeligkeiten wegen Religionsſachen bis zu einem künftigen Concilium, oder, wenn dies nicht zu Stande kommen ſollte, einem aufs neue anzuſtellenden Vergleich. Dies war für den Kaiſer ungemein wichtig, der ſo die Gewißheit erhielt, daß man ihn jetzt nicht angreifen würde, für die Proteſtanten aber mußte es völlig gleichgültig ſein, weil der Kaiſer ſich damals in einer ſolchen Lage befand, daß er einen Krieg mit ihnen nicht anfangen konnte. Über die Foderungen aber, deren Bewilligung die Proteſtanten verlangt hatten, wie über die freie Ausübung ihrer Religion, nicht nur in ihrem eignen Gebiete, ſondern auch mit gewiſſen Einſchränkungen außer demſelben, über die Kirchengüter und die biſchöfliche Jurisdiction, wobei alles in dem bisherigen Zuſtande bleiben ſollte, über die Suspenſion der Prozeſſe in Glaubensſachen bei den Reichsgerichten, und über die Zulaſſung der augsburgiſchen Confeſſionsverwandten zum Kammergericht hatten ſich die Friedensvermittler des Kaiſers ziemlich zweideutig und unbeſtimmt geäußert. Zwar konnten die Proteſtanten aus den Erklärungen derſelben über die Kirchengüter und die Jurisdiction der Biſchöfe eine Genehmigung herleiten, und wegen Suspenſion der Prozeſſe in Religionsangelegenheiten bei den Reichsgerichten einige Hoffnung faſſen, in Anſehung der übrigen Puncte aber ſollte alles auf die Entſcheidung des Kaiſers ankommen, doch ſo, daß dem geſchloſſenen Frieden kein Abbruch geſchehe. Von Seiten der Proteſtanten ging man dieſen Frieden ein, weil man ſich nicht durch

Weigerung noch verhaßter machen wollte, als man ſchon war, und weil man durch ihn doch wieder einige Zeit Ruhe und Sicherheit erlangte; angreifen wollte man nun einmal den Kaiſer nicht, denn dies war von den Theologen als eine Gewiſſensſache vorgeſtellt worden. Indeſſen hatte der Kaiſer ſeinen Plan keinesweges aufgegeben, nur mußte er die Ausführung deſſelben, durch mannichfaltige Umſtände gedrängt, immer weiter hinausſchieben; daher ward der nürnberger Friede in den Jahren 1534, 1539, 1541, 1542, 1544 und 1545 wiederholt, bis alles zu einem völligen Ausbruch des Krieges gehörig vorbereitet war. Die Proteſtanten hatten während der Zeit ihren Bund auf zehn Jahre erneuert und durch Aufnahme neuer Mitglieder zu verſtärken und zu befeſtigen geſucht, da man endlich darüber einig geworden war, daß man ohne Nachtheil des nürnberger Friedens neue Mitglieder aufnehmen könne. Man zählte jetzt zwei Fürſten und elf Städte mehr in dem Bunde, und 1538 trat ſogar der König von Dänemark hinzu. Die Partei ſelbſt hatte ſich im Reich ungemein ausgebreitet und vermehrt, und mehrere katholiſche Fürſten, wie der Churfürſt von Cöln, ſchienen ſich bald öffentlich für ſie erklären und die von ihnen angenommene Lehre auch in ihren Ländern einführen zu wollen. Stärker noch machte ſie jetzt ihre innere Einigkeit in der Religionsſache ſelbſt, da nicht nur die oberländiſchen Städte, welche auf dem Reichstage zu Augsburg eine eigne Confeſſion übergeben hatten, Straßburg, Coſtanz, Lindau und Memmingen, ſich mit ihnen durch die wittenberger Concordia (1536) vereinigt hatten, ſondern derſelben auch 1538 die Schweizer beitraten. Bei dieſer glücklichen Lage der Proteſtanten hatte der Vicekanzler Held, wohl nicht ohne Vorwiſſen und Einwilligung des Kaiſers, obgleich dieſer es hernach läugnete, mehrere der mächtigſten katholiſchen Stände Deutſchlands nach mancherlei Bemühungen dahin gebracht, daß ſie den 10. Juni 1538 zu Nürnberg einen Gegenbund ſchloſſen, dem man den Namen des heiligen Bundes gab. Durch dieſe ſogenannte heilige Ligue aber und durch die neue Verbindung, in welche der Kaiſer mit dem König von Frankreich trat, ſchienen allerdings die Gefahren für die Proteſtanten ſich zu häufen, beſonders da nun auch der König von England, Heinrich VIII., ſo wie der franzöſiſche König, ſeine Abneigung, ſich mit ihnen weiter einzulaſſen, deutlich zu erkennen gab. Allein auch jetzt kam es zu keinem Kriege, da der kurz zuvor mit Frankreich geführte die kaiſerlichen Caſſen ganz erſchöpft hatte und die Türken ſchon wieder in Ungarn einzufallen drohten. Als zu dieſen Gründen, die Bekämpfung der Proteſtanten aufzuſchieben, noch mehrere hinzukamen, fügte der Kaiſer ſogar auf dem Reichstage zu Regensburg 1541 der Erneuerung des nürnbergiſchen Friedens noch eine beſondere, die Proteſtanten ſehr begünſtigende Declaration oder Auslegung einzelner Friedenspuncte hinzu. Und ſo verzögerten noch mehrmals mannichfaltige Umſtände den völligen Ausbruch des Krieges, bis endlich der ſchnelle Friede, den der Kaiſer 1544 zu Creſpy ſchloß, es mehr als je aufdeckte, womit er umgehe. Das bald darauf erfolgte Ausſchreiben des Conciliums auf den März des folgenden Jahres, wodurch der Papſt dem Kaiſer die nähere Veranlaſſung zum Friedensbruche mit den Proteſtanten gab, mußte noch deutlicher darauf führen. Der Reichstag zu Worms (1545) deckte die Abſichten des Kaiſers immer mehr auf, wiewohl er geſucht hatte, die Täuſchung eine Zeit lang fortzuerhalten und den Ausbruch des Krieges noch etwas zu verzögern. Die beharrliche Weigerung der Proteſtanten, das Concilium anzuerkennen,

und noch mehr der Antrag, den ihm zu Worms der päpſtliche Geſandte in Hinſicht auf thätige Unterſtützung gegen ſie machte, brachte ihn zu dem Entſchluſſe, mit ihrer Demüthigung den Anfang zu machen. Als nun dieſe von den Kriegsrüſtungen und den Religionsverfolgungen in den Niederlanden Nachricht bekamen, und der Kaiſer ſich auf dem Reichstage eine ganz neue Sprache erlaubte, und eine gewaltſamere Entſcheidung über einzelne Stände, wie über den vor kurzem in ſeinem Lande reformirenden Churfürſten von Cöln: da mußte jeder Zweifel über des Kaiſers Abſichten ſchwinden. Und doch zauderten ſie, verſchmähten Frankreichs und Englands Anerbieten zu ihrem Beiſtande, und eine engere Verbindung mit den Schweizern, blieben noch nach der Beſiegung des Herzogs von Braunſchweig unthätig, gaben dem Kaiſer ihre Furcht vor ihm immer mehr zu erkennen, und erneuerten nur ihr Bündniß. Doch dieſe Zaghaftigkeit, und dieſes Mißtrauen auf ihre Kräfte ſchwand, als nach der deutlichen Erklärung des Kaiſers über ſein Vorhaben die Gefahr ſelbſt nahe war. Allein die Unentſchloſſenheit und gegenſeitige Eiferſucht der Bundeshäupter (des Churfürſten von Sachſen, Johann Friedrich, und des Landgrafen von Heſſen), verſchiedene Anſichten, Mißtrauen und Unzufriedenheit unter den Bundesgliedern, endlich mancherlei unnöthige Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, die man ſich machte, ließen ſie gleich zu Anfange des Religionskrieges die günſtigſten Gelegenheiten zu einem glücklichen Ausgange deſſelben verſäumen, und führten die Vereinigung der päpſtlichen und niederländiſchen Truppen mit der kaiſerlichen Armee herbei, die nun der proteſtantiſchen überlegen ward. Die Folge davon war, daß der Kaiſer glückliche Fortſchritte machte, die Proteſtanten aber — ihn um Frieden baten, und bei der harten Antwort deſſelben muthlos zagten. Bald darauf zogen ſich der Churfürſt und der Landgraf, nachdem man ausgemacht hatte, daß einige tauſend Mann in Oberdeutſchland im Winterlager beiſammen bleiben ſollten, mit ihren Truppen in ihre Länder zurück, und überließen ſo die oberländiſchen Stände ihrem Schickſale. Doch hatte auf ihre letzten Schritte eine andere, ſich unerwartet ereignende Begebenheit den größten Einfluß. Der Herzog Moritz von Sachſen, ſelbſt Proteſtant, war plötzlich, nachdem er mit dem Kaiſer ins Geheim ein Bündniß geſchloſſen, in des Churfürſten Länder eingefallen. Der Churfürſt glühte über dieſe vermeinte Treuloſigkeit vor bittrer Rache und ſuchte daher, ſo ſchnell er konnte, ſeinem Lande zu Hülfe zu eilen, eroberte es auch wieder, und faſt des Herzogs ganzes Land dazu. Doch der Kaiſer, dem es jetzt nicht ſchwer geworden war, Oberdeutſchland ſich zu unterwerfen, erſchien im Frühlinge des nächſten Jahres (1547) in Sachſen, und den 24. April ward Johann Friedrich nach der unglücklichen Schlacht auf der lochauer Heide gefangen. Damit war der ganze Krieg geendigt, denn auch der Landgraf ward in Halle den 19. Juni durch eine unrühmliche Liſt zum Gefangenen gemacht. Nun ſah ſich der Kaiſer am Ziele ſeiner kühnſten Entwürfe, die Macht der Proteſtanten war gefallen, ihr Muth gebrochen, der feurige, unternehmende Moritz durch das ihm verliehene Churfürſtenthum mit unauflöslichen Banden, wie es ſchien, an ihn geknüpft, und ſo hatte Carl über die übrigen Reichsſtände ein entſcheidendes Übergewicht. Es lag ihm jetzt nichts mehr am Herzen, als die Errichtung eines neuen ſchwäbiſchen Bundes, wodurch er als Oberhaupt in den Stand geſetzt ward, die einzelnen Stände mehr nach ſeinem Willen zu lenken. Die erſten Unterhandlungen hierüber in Ulm waren fruchtlos, eben ſo auf dem Reichstage zu Augsburg 1548,

um ſo mehr, da er während des Reichstages die Stadt mit fremden Truppen beſetzen ließ und ſich gegen die Stände eine höchſt anmaßende Sprache erlaubte. Auf demſelben Reichstag offenbarte es ſich aber, daß es keineswegs ſeine Abſicht ſei, die Proteſtanten jetzt ganz zu unterdrücken, ſondern daß er durch ſie zuerſt noch ſeine Abſichten gegen den Papſt erreichen wolle; denn er ſuchte mit ihnen ſelbſt die Unterhandlungen einzuleiten, unter welchen Bedingungen ſie das 1546 ſchon zu Trident eröffnete und das Jahr darauf nach Bologna verlegte Concilium beſchicken könnten. Da aber der Papſt (Paul III.) es nicht nach dem Verlangen des Kaiſers wieder in Trident fortſetzen laſſen wollte, ſo legte dieſer eine förmliche Proteſtation gegen daſſelbe ein, und ließ, um den Papſt noch mehr zu kränken, nun über die Mittel berathſchlagen, wie man auch ohne Concilium die Religionsirrungen beilegen könnte. Es wurde daher von einigen von ihm dazu auserſehenen Männern ein Aufſatz entworfen, wie es in Hinſicht der Hauptpuncte des chriſtlichen Glaubens, des Gottesdienſtes und der Kirchenverbeſſerung bis zu einem künftigen Concilium einſtweilen (interim) gehalten werden ſollte. Dieſer Aufſatz heißt deßwegen das augsburgiſche Interim. (S. d. Art. Interim.) In dieſer Schrift war die religiöſe Freiheit der Proteſtanten ſehr gekränkt, die alte Lehre hingegen wie die alten Kirchengebräuche waren faſt durchgängig wieder empfohlen worden. Der Kaiſer genehmigte den Aufſatz, ohne ihn wohl eigentlich geleſen zu haben, weil er ja ſonſt die Proteſtanten nicht hätte gegen den Papſt gebrauchen können; man verſicherte ihm aber, daß ihnen nicht zu viel geſchehen ſei, und dies mußte er um ſo eher glauben, je mehr der Papſt dagegen eiferte. Der Kaiſer hatte offenbar eine falſche Maßregel ergriffen, denn durch das Interim erbitterte er die Proteſtanten nur noch mehr, und gab dadurch die nächſte Veranlaſſung, daß die Ausführung ſeines weitern Planes auf Deutſchland ſcheiterte. Nur wenige Stände nahmen es ohne Weigerung an, ſelbſt Moritz, von dem man am wenigſten Widerſtand erwartet hatte, überſchickte es erſt ſeinen Theologen, mit dem Bedeuten, es zu unterſuchen, der Wahrheit aber nichts zu vergeben, und nur in einigen unbedeutenden Puncten, wo man allenfalls nachgeben könne, nicht zu viel Bedenklichkeiten zu machen. Allein es ward alles Widerſpruchs ungeachtet publicirt, und die Annahme deſſelben an mehrern Orten mit Gewalt durchgeſetzt. Selbſt Moritz ſchien, ungeachtet einer eingegebnen Gegenſchrift, dem Beiſpiel der andern Reichsſtände folgen zu wollen, da er (nachdem man nach mehrern Verhandlungen im leipziger Interim den 22. Dec. 1548 darin übereingekommen war, in wie weit man dem Willen des Kaiſers Folge leiſten könne) Anſtalt machte, den äußern Gottesdienſt darnach umzuformen. Allein nicht nur in Sachſen, ob man hier gleich nur in den ſogenannten Mitteldingen oder Adiaphoris dem augsburger Interim folgte, ſondern überhaupt in ganz Deutſchland entſtanden die größten Unruhen, die proteſtantiſchen Prediger verließen größtentheils ihre Ämter, das Volk wurde an mehrern Orten bis zur Schwärmerei und Wuth entflammt, und mehrere proteſtantiſche ſowohl als auch katholiſche Fürſten vermochten die Einführung des Interims nicht zu erzwingen; die letztern waren überhaupt unzufrieden, daß den Proteſtanten noch ſo viel, ſelbſt die Kirchengüter, gelaſſen worden wären. Unter ſolchen Unruhen verging das Jahr 1548 und ein Theil des folgenden. Da ſtarb der Papſt und der neu erwählte, Julius III., ließ ſich bereitwillig finden, die Synode zu Trident fortzuſetzen. So konnte doch das ärgerliche Interim allmählig in Vergeſ-

ſenheit gebracht werden, und der Unwille der katholiſchen Fürſten mußte ſich legen, da ſie den Kaiſer nun wieder mit dem Papſte im Einverſtändniſſe ſahen. Die herrſchſüchtigen Plane des Kaiſers aber wurden von dem klugen Moritz bald durchſchaut, beſonders ſeitdem jener auch damit umging, ſeinem Sohne Philipp die Nachfolge in der Regierung des Reichs zu verſchaffen und das Kaiſerthum erblich zu machen. Moritz nahm ſich daher vor, ſeiner Anmaßung Grenzen zu ſetzen und Deutſchlands Freiheit zu ſichern, ſollte er auch das Opfer dafür werden; ohne noch zu erwähnen, daß er ſich vielfach gekränkt und beleidigt fühlen mußte, weil der Kaiſer auf alle ſein Bitten wegen der Befreiung ſeines Schwiegervaters, des Landgrafen, gar nicht achtete. Die Proteſtanten mußten zu dieſer Zeit ſchon wegen des Conciliums in großer Unruhe ſein, da der Papſt in ſeiner Bulle auf ſie gar keine Rückſicht nahm, ſich nach wie vor den Statthalter Chriſti nannte und nur die geiſtlichen Stände zum Concilium berief; und der Kaiſer vermochte ſie weder durch ſein Verſprechen, daß er ſein ganzes Anſehen verwenden wolle, um die Handlungen auf demſelben in einen chriſtlichen, billigen und ordentlichen Gang zu bringen, noch durch die Verſicherung eines freien Geleites und freien Zutritts, zu beruhigen; denn ſie ahneten als zu gewiß, daß er von dem Concilium nur einen neuen Vorwand ſuche, ſie und ihre Lehre völlig zu unterdrücken. Der Unwille und die Gährung der Gemüther war bei ihnen aufs Höchſte geſtiegen, doch wollten ſie das Äußerſte noch abwarten. Indeß war Moritz allein thätig. Da ihm die Vollziehung der Reichsacht über das noch widerſpenſtige Magdeburg übertragen worden war, ſo wurde es ihm leicht, eine ſtarke Armee aufzubringen, beſonders da die benachbarten Kreisſtände zu ſeiner Unterſtützung aufgeboten wurden und der größte Theil der Unkoſten aus der Reichscaſſe beſtritten werden ſollte. Auch konnte er, da Magdeburg ſehr feſt war, ohne Verdacht einer anderweitigen Abſicht zu erregen, große Zurüſtungen machen; doch ſuchte er die Ausführung ſeines Planes immer noch hinzuhalten, bis ſich der Kaiſer von Augsburg, wo er noch viele Truppen beiſammen hatte, in die Nähe des Conciliums ziehen würde. Da ſich aber die Wiedereröffnung deſſelben noch eine Zeit lang verzog, ſo ſuchte Moritz die wegen der Übergabe der Stadt eingegangenen Vergleichsunterhandlungen noch länger hinzuhalten, und ſchloß ganz in der Stille zu Locha den 5. Oct. 1551 nebſt dem jungen Landgrafen, Wilhelm von Heſſen, dem Herzog Albrecht von Meklenburg und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg mit dem Könige von Frankreich, Heinrich II., gegen den Kaiſer ein Bündniß. Nachdem er endlich den 6. Nov. mit Magdeburg wegen der Übergabe einen Vergleich geſchloſſen, ſo wußte er den Kaiſer nicht nur wegen der Nichtentlaſſung ſeines Heeres, ſondern auch wegen der mancherlei von ihm und ſeinem Vorhaben verbreiteten Gerüchte völlig zu täuſchen. Mit Anbruch des nächſten Frühlings (den 20. März 1552) brach er mit ſeinen Truppen aus Thüringen, wo ſie Winterquartiere gehalten, auf, den 25. erfolgte die allgemeine Vereinigung ſämmtlicher Bundesſoldaten bei Schweinfurt, dann ging es im reißenden Zuge vorwärts, und in der Nacht des 31. Märzes ſtanden ſie ſchon vor Augsburgs Thoren. In dem Manifeſte, das ſie auf dieſem ſchnellen Zuge ausbreiteten, gaben ſie der Welt folgende drei Gründe zu dieſem Kriege an: Tyrannei des Kaiſers wegen der Unterdrückung der evangeliſchen Lehre, Treuloſigkeit deſſelben gegen den Landgrafen und das gewaltſame Verfahren gegen die Reichsverfaſſung. Der Kaiſer, nicht gerüſtet und außerdem von mehrern Seiten Krieg

befürchtend, verſuchte durch ſeinen Bruder **Ferdinand** mit Moritz zu unterhandeln, und man kam auch endlich den 1. Mai darin überein, daß den 26. Mai zu **Paſſau** ein **Friedenscongreß** eröffnet und von dieſem Tage an ein allgemeiner Waffenſtillſtand angehen ſollte. Bis zu dieſer Zeit hoffte aber Moritz, noch mehr zu erreichen, ſchnell ging er daher auf die Truppen los, mit denen der Kaiſer am Fuße der Alpen die Päſſe beſetzt hielt, überfiel ſie den 18. bei **Reuten** und ſchlug ſie völlig, den Tag darauf eroberte er die **ehrenberger Klauſe** mit Sturm, und ſtand den 22. nur noch zwei Meilen von **Inſpruck**. Hätte er gleich nach der Eroberung der ehrenberger Klauſe dahin eilen können, ſo würde er den Kaiſer, der dort am Podagra krank lag, ſelbſt haben gefangen nehmen können. Nach dieſen ſo glücklichen Fortſchritten Moritzens konnte man wohl zu Paſſau beſſere Unterhandlungen erwarten. Moritz verlangte nichts weiter, als uneingeſchränkte Religionsfreiheit für die Proteſtanten, Loslaſſung des Landgrafen aus der Gefangenſchaft, und Abſtellung aller Beſchwerden in der zeitherigen Regierung des Reichs. Allein der Kaiſer, der im Augenblicke ſeiner Flucht dem gefangenen Churfürſten die Freiheit geſchenkt hatte, damit ſich Moritz ſeiner Befreiung nicht rühmen könne, konnte unmöglich nach einer ſo ſchimpflichen Flucht ſeiner ſo lange Zeit genährten Hoffnung auf die unumſchränkte Herrſchaft über Deutſchland entſagen. Allein er mußte endlich, wiewohl nach langem Kampf und Widerſtreben, der Nothwendigkeit nachgeben, und ſo ward denn den 31. Juli der **paſſauer Vertrag** geſchloſſen, wodurch nicht nur der Landgraf ſeine Freiheit bekam und die im ſchmalkaldiſchen Kriege Geächteten wieder zu Gnaden angenommen wurden, ſondern auch die proteſtantiſche Partei völlige Religionsfreiheit erhielt. Denn obgleich man über die beiden Hauptpuncte des Friedens, über die Abſtellung der Beſchwerden wegen der gewaltſamen Eingriffe in die beſtehende Reichsverfaſſung und über die Religionsangelegenheiten, noch auf dem in ſechs Monaten anzuſtellenden Reichstage unterhandeln wollte, ſo ſollte doch ſchon von dieſem Augenblicke an zwiſchen den evangeliſchen und katholiſchen Ständen ein völliger Friede herrſchen, und keiner von beiden Theilen wider ſein Gewiſſen und Willen auf einige Art beſchwert, ſondern ruhig und friedſam bei ſeinem Glauben gelaſſen werden. In einem beſondern **Nebenvertrag** ward noch feſtgeſetzt, daß der jetzige Friede auch dann noch bleiben ſolle, wenn es auch auf dem nächſten Reichstage zu keinem nähern Vergleich käme, daß daher das Kammergericht nicht nur allen Religionsparteien gleiches Recht ſprechen, ſondern auch zu demſelben augsburgiſche Confeſſionsverwandte laſſen ſollte. Das alles ward vom Kaiſer, vom römiſchen König, und auch von allen zu dieſen Unterhandlungen gezognen Ständen gebilligt. Von dieſem Zeitpuncte an kann man eigentlich die Bildungsgeſchichte der Lutheriſchen Partei als geſchloſſen anſehen, denn der nächſte Reichstag ſollte nur noch einiges näher beſtätigen. Allein dieſer konnte theils wegen der vom Markgrafen **Albrecht** im Reiche noch verurſachten Unruhen, theils auch wegen des franzöſiſchen Kriegs nicht ſo bald gehalten werden. Der Kaiſer benahm ſich während der Zeit höchſt zweideutig, und die Proteſtanten, welche ſchon durch den Tod des muthigen Vertheidigers ihrer Freiheit, des Churfürſten Moritz, in der Schlacht bei **Sievershauſen** (1553) beunruhigt worden waren, ſchwebten noch zwiſchen Furcht und Hoffnung. Endlich kam der Reichstag zu **Augsburg** zu Anfange des Jahres 1555 zu Stande. Die Religion war die erſte Angelegenheit, die man vornahm. Ferdinand, der im Namen ſeines

Bruders die Verhandlungen eröffnete, erklärte, daß er weder von einem allgemeinen oder Nationalconcilium, noch von einem Religionsgeſpräch viel erwarte, man ſolle lieber auf Mittel denken, wie Friede und Ruhe im Reiche bei aller Verſchiedenheit der Glaubensmeinungen erhalten werden könnte, und ſo wurde denn zur Abfaſſung eines ſolchen Friedens geſchritten. Ein Ausſchuß aus dem fürſtlichen Collegium ſowohl als aus den churfürſtlichen Geſandten arbeitete, jeder für ſich, an einem Entwurf dazu, über den man ſich auch bald verſtändigte. Es ſollte nämlich von beiden Seiten kein Reichsſtand wegen ſeiner Religion und Kirchengebräuche angefochten, ſondern bei ſeinem Glauben, Ceremonien, Hab und Gütern, Land und Leuten, Obrigkeit und Gerechtigkeit ruhig und friedlich gelaſſen werden; Religionsſtreitigkeiten ſollten nur durch chriſtliche, freundliche und friedliche Mittel und Wege ausgeglichen werden; die geiſtliche Jurisdiction ſollte über den Glauben der Proteſtanten und ihre Ceremonien keine Kraft haben; der Abzug aus einem Lande ins andre der Religion wegen geſtattet ſein, und endlich ſollte dieſer Friedſtand ſtet, feſt und unverbrüchlich gehalten werden, auch wann durch kein Mittel ein Religionsvergleich zu Stande kommen ſollte. Nur zwei Puncte waren es, welche noch einen langwierigen und hartnäckigen Streit von ſechs Monaten erzeugten. Die Proteſtanten verlangten nämlich, daß es auch den geiſtlichen Ständen freiſtehen ſolle, zur augsburgiſchen Confeſſion zu treten, die Katholiken hingegen erklärten, daß dieſe in ſo weit ausgenommen würden, daß jeder Geiſtliche, der zur proteſtantiſchen Lehre überträte, ſeines Amtes und Standes ipso jure et facto für entſetzt erklärt würde. Dieſen Punct, weil ihn die Katholiken ſich als ein Vorrecht vorbehielten, nannte man den geiſtlichen Vorbehalt, reservatum ecclesiasticum. In dem Reichsabſchiede wurde bemerkt, daß ſich hierüber die Stände nicht hätten vereinigen können, daher erklärte der römiſche König im Namen des Kaiſers, wie es in ſolchen Fällen gehalten werden ſolle. Jeder Erzbiſchof nämlich, Biſchof, Prälat oder Geiſtliche, der in Zukunft von der alten Religion abtreten würde, ſolle auch ſogleich ſein Amt abtreten und auf alle Einkünfte deſſelben, jedoch ohne Nachtheil ſeiner Ehre und Würde, Verzicht thun. Man behielt ſich aber doch von Seiten der Proteſtanten eine Reſervation vor, den Streit hierüber bei günſtiger Gelegenheit erneuern zu können. Ohne dieſen Vorbehalt würden wahrſcheinlich noch vor einem Jahrhundert die meiſten, wo nicht alle geiſtlichen Staaten die Reformation angenommen haben. Der zweite Punct betraf die Frage: ob die von Adel, Städte, Communen und Unterthanen, ſo der augsburgiſchen Confeſſion verwandt und unter katholiſchen Fürſten und Ständen geſeſſen, die Religionsfreiheit genießen ſollten. Ferdinand entſchied: daß diejenigen von Adel, Städte und Unterthanen unter katholiſcher Obrigkeit, die der augsburgiſchen Confeſſion bisher anhängig geweſen und ſolchem Glauben und Kirchenceremonien noch beipflichteten, davon nicht gedrungen, ſondern bis zur chriſtlichen Vergleichung der ſtreitigen Religion in Ruhe gelaſſen werden ſollten. Mit dieſen Beſtimmungen des römiſchen Königs über dieſe beiden ſtreitigen Puncte ward den 26. Sept. der völlig geſchloſſene Friede mit dem Reichsabſchiede publicirt. Man ſieht daraus von ſelbſt ein, daß die eigentliche Grundlage zu einem feſten dauerhaften Frieden übergangen wurde, nämlich völlige Gewiſſensfreiheit; davon hätte man ausgehen, und darnach die übrigen Verhältniſſe der Reichsverfaſſung, der Fürſten und ihrer Unterthanen beſtimmen ſollen. Man ſchloß aber noch von dieſem Frieden die reformirte Partei

aus, welche erſt im weſtphäliſchen Frieden mit der Lutheriſchen gleiche Rechte erhielt. I†n.

Religionsgeſchichte, ſ. Geſchichte und Religion.

Religionsphiloſophie. Darunter verſteht man überhaupt die philoſophiſche Nachweiſung der ewigen und allgemeinen Ideen, welche jeder beſondern Religion zum Grunde liegen müſſen, und die Erörterung der religiöſen Anlage des menſchlichen Gemüths. Es iſt eine philoſophiſche Reflexion über Religion, in ſo fern das Element der Religion als ein inneres (als Anlage) betrachtet wird. Sie unterſcheidet ſich von Religionsgeſchichte dadurch, daß letztere es mit der geſchichtlichen Entwicklung der allgemeinen Ideen und der Ausbildung der religiöſen Anlage zu thun hat. — Um in den Stand geſetzt zu ſein, jede Religionsphiloſophie richtig zu würdigen, möge uns die Erfahrung eines der größten Denker (Baco) leiten: Die Philoſophie, nur obenhin gekoſtet, führt ab von Gott, ganz erſchöpft, führt ſie zurück zu Gott. — Die Religion war vor allem Philoſophiren über ſie praktiſch wirkend vorhanden. — Die Philoſophie hat die Religion als Erſcheinung bald erklären, bald begründen wollen; oft erſchütterte dieſelbe, doch nicht minder oft wurde ſie durch den Glauben beſiegt. — In der Religionsphiloſophie herrſcht oft mehr der grübleriſche Verſtand als die beſonnene Vernunft; ſolche Philoſophie oder Reflexion war es von jeher, welche den Sectenhaß und die Verfolgung in der Religion erzeugte, während die Religion, ſelbſt dem Begriffe nach, auf Duldung hinwies, darum hat auch nie die Religion, als ſolche, Verfolgung herbeigeführt, wohl aber die Meinung über ſie oder die Religionsphiloſophie, in der weiteſten Bedeutung genommen. Während der religiöſe Glaube des Volks Gott für die Erlöſung dankte, ließen die Philoſophen den Erlöſer kreuzigen, damit ſeine Auferſtehung den Volksglauben bekräftige, und ihre Verſuche zur Beförderung der Ehre Gottes leite. Dieſer Verſuch iſt ſchon öfter ſeit der Gründung des Chriſtenthums wiederholt worden, jedoch ſtets mit gleichem Erfolge. — In beſondrer Rückſicht auf das Chriſtenthum nennt man die Religionsphiloſophie Philoſophie des Chriſtenthums. — Der Zweck der Religionsphiloſophie iſt: in Sachen des Glaubens und zwar des innigſten Glaubens, den es geben kann, die Rechte der menſchlichen Natur und ihre Grenzen zu beſtimmen. Sie ſoll das vom Kopf getrennte Herz in Einſtimmung mit einander ſetzen, und dafür ſorgen, daß die Religion nie aufhöre, Sache des Herzens zu ſein, und ſich nicht zum bloßen Wiſſen geſtalte. W. L.

Religionsſchwärmerei iſt eine Überſpannung des Gefühls und ein Ausſchweifen der Einbildungskraft in Bezug auf das religiöſe Denken und Handeln eines Menſchen. Wenn ſich der Menſch in dieſem Zuſtande mit der Wirklichkeit und der Erfahrung beſchäftigt, ſo nennt man es phyſiſch-hiſtoriſche, wenn er ſich aber Einbildungen und Ideen hingiebt, metaphyſiſch-religiöſe Schwärmerei. — In der Geſchichte der Religionsſchwärmerei findet man, daß die praktiſch-religiöſe der theoretiſch-anſchaulichen, daß das Ausſchweifen im Thun und Dichten dem Ausſchweifen im Wiſſen und Speculiren voranging. — Unwiſſenheit und Verachtung gegen ſorgfältiges Forſchen und gegen Gelehrſamkeit, verbunden mit Entnervung des Körpers, waren ſtets der Schwärmerei eigen; daher in den Zeiten der Barbarei, Unwiſſenheit und üppiger Verſchwendung und Entnervung die meiſten Schwärmer lebten. — Die Religionsſchwärmer erhielten oft in den finſterſten Jahrhunderten die Rechte des freien und eignen

Denkens; in Zeiten der Aufklärung waren ſie die größten Feinde des Fortgangs deſſelben. W. L.

Religionsunterricht. Bevor der ſpecielle methodiſche Unterricht in der Religion erörtert werden kann, iſt es nöthig, über Religion und religiöſe Erziehung im Allgemeinen zu ſprechen. — Religion iſt Glaube, Liebe, Wahrheit, Hoffnung. Hören wir unſern Luther über Religion als Glaube gedacht. Der Glaube iſt nicht menſchlicher Wahn noch Traum, was viele für Glauben halten, ſondern ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neu gebiert aus Gott, und tödtet den alten Adam, macht uns ganz andere Menſchen von Herzen, Muth, Sinn und Kräften, und bringt den heiligen Geiſt mit ſich. O es iſt ein lebendig, ſchäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß es unmöglich iſt, daß er nicht ohne Unterlaß ſollte Gutes wirken. Glaube iſt eine lebendige, erwogene Zuverſicht auf Gottes Gnade, ſo gewiß, daß er tauſendmal darüber ſtürbe. Bitte Gott, daß er den Glauben in dir wirke, ſonſt bleibeſt du wohl ewiglich ohne Glauben, du dichteſt und thuſt, was du willſt und kannſt, nicht, was du ſollſt. — So wie das eine und ewige Licht des Glaubens, kraft des Geiſtes Gottes, in dem menſchlichen Gemüthe aufgegangen iſt, wird die Dunkelheit des Bewußtſeins der Welt und Natur an ſich immer mehr vertrieben und Gott auch in ihnen geſehen und erkannt. — Wie jeder über die höchſten und heiligſten Angelegenheiten denkt, wie er an Gott glaubt, und in dieſem Glauben handelt, kurz nach ſeinem Glauben an die ewigen und überſinnlichen Dinge und je nachdem derſelbe ſchwächer oder ſtärker iſt, darnach beſtimmt ſich ſein Charakter. Was alſo Religion dem Volke und in ihm iſt, das iſt ſein weſentlicher Charakter, wodurch es ſich von andern Völkern unterſcheidet. Dies dient nicht allein zur Vergleichung der Völker des Alterthums und des Chriſtenthums, ſondern auch der Völker des Chriſtenthums unter einander. Die beiden Grundformen des Chriſtenthums, proteſtantiſche und katholiſche Religion, haben den Nationalcharakter der neuern Völker entwickelt. Seit dem Chriſtenthume giebt es außer demſelben kein tüchtiges und wahrhaftiges Volk, alle andere Familien ſind ungeſund. — Ohne den lebendigen Glauben, daß in dem Leben in Jeſu die einzige Seligkeit ſei, kann auch das geſellige Leben nicht entſtehen oder gedeihen; wo dies erloſchen iſt, kann kein kirchliches Leben Statt finden; denn es hat niemand etwas mitzutheilen. Die Liebe zu Chriſto allein iſt auch die Liebe zu unſern Brüdern, und die Seele jedes Vereins mit ihnen. — So wie der Körper auf der Erde als feſtem ſichern Grunde fußt, und das Auge nie fürchtet, von ihr abwärts in den unendlichen leeren Luftraum hineinzufallen, noch einen Beweis fodert und einen dafür bedarf, daß der Körper ſicher auf dem Boden ſtehe, ſondern wir eben dadurch, daß wir ſo furchtſam und zweifellos auf der Erde ſtehen, erſt fähig und geſchickt werden, uns mit Sicherheit aller Orten hinzubewegen, und die Welt anzuſchauen: ſo fußt der Geiſt im Glauben als ewig ſicherm Urgrunde alles Wiſſens und Erkennens, alles Handelns und Strebens, ohne je einen Beweis für denſelben zu fodern, noch eines zu bedürfen. So wie das Geſetz der Schwere den Menſchen unmittelbar, ohne daß er es weiß, noch irgend fühlt, an der Erde feſthält, ſo hält der Glaube den Geiſt feſt in einem unmittelbaren Gefühle, in Gemeinſchaft und Zuſammenhang mit Gott, und beruhend in ihm und auf ihm, geht denn dem Geiſte durch die mittelbare Verſtandesthätigkeit die ſinnliche Welt in ihrem Leben,

Werden und Sein erſt recht auf, und wird ihm verſtändlich und begreiflich. Im Glauben herrſcht das unſichtbare Geſetz des harmoniſchen Gleichgewichts der Geſammtthätigkeit des Geiſtes. — Ohne Glauben ſteht ſich der Menſch überall im Wege, und aus der augenblicklichen Einheit der Gedanken und Erkenntniſſe, aus dem momentanen Gefühle, ſelig zu ſein in der Wahrheit, ſchreckt der Zweifel, die Angſt des Begreifens, das Gemüth auf, wie das fieberhafte Zucken der Glieder das Gefühl der Geſundheit ſtört. — Der Glaube iſt der erſte unbeweisbare und eben durch ſeine Erhabenheit über alles Beweiſen gerade der ſicherſte Erklärungsgrund alles Lebens und Seins: er iſt aber nicht etwa ein ſchwärmeriſches Schauen ins Unendliche, Leere, Blaue hinein und hinaus; auch nicht blos ein ſeliges Gefühl, wo man mit dem Welrall und ſeinem Leben identificirt und um in daſſelbe hineinzuſchwimmen, ſich in Luft, Waſſer, Licht u. ſ. w. auflöſen möchte; ſondern er iſt die Uranſchauung des menſchlichen Geiſtes von Gott, vom Offenbarſein Gottes in uns ſelbſt, was, ſo wie es iſt, ganz ohne unſer Zuthun, d. h. Offenbarung iſt; ein feſtes Beſtehen und Beruhen in ihm, als dem Urgrunde Schöpfer und Erhalter unſers Seins und Denkens, ſo wie alles übrigen. Im Gemüthe des Gläubigen erhebt ſich daher nie die Frage, warum Gott ſo ſei und ſein könne, ſondern der Geiſt weidet ſich nur immer in der Anſchauung ſeiner des Unbegreiflichen, Unergründlichen und Unerkennbaren, aber wohl Kennbaren und Wahrnehmbaren, in der Anſchauung deſſen, der ſo iſt, wie er iſt. Das iſt das ſelige Geheimniß des Glaubens, daß er keinen Mangel, keine Beraubung ſeines Weſens darin fühlt, wenn er ſich von Gott und ſeinem Weſen nicht wie von einem Rechenexempel logiſch und dialektiſch Rechenſchaft geben kann; daß ihm gerade die Anerkennung und Anſchauung des Unbegreiflichen die Quelle alles Erkennens und Wiſſens wird. Der Gläubige weiß, daß durch die möglichſte Aufhellung der Natur und Geſchichte, Gott nicht begreiflicher, ſondern nur anſchaulicher in ſeiner Unbegreiflichkeit und Unergründlichkeit werden und ſein würde. — Der Glaube iſt nicht eine unendliche Öde und Leere, wohin der eine ſeine Indifferenz, der andere eine Weltſeele, oder moraliſche Weltordnung und dergleichen Geſchöpfe ſtecken könne, um ſie zu erfüllen, ſondern der Glaube iſt ein lebendiger und erfüllter, weder von Natur noch durch Reflexion, ſondern durch göttliche Offenbarung wurde er erfüllt. — So wie das ſinnliche Auge überall vermöge des Horizontes Grenze und Ende ſieht, jedoch mit jedem Schritte die Ausſicht ſich erweitert und die Grenze zurückzieht, im Grunde aber nirgends Grenze und Ende an ſich, ſondern alle Grenze nur Täuſchung iſt, ſo iſt es auch mit dem Verſtande. Er ſieht und begreift und denkt nur immer ein Endliches, ſetzt Anfang und Ende, Urſach und Wirkung, und muß auch ſo verfahren. Da nun aber, an ſich betrachtet, nirgends abſolute Grenze, Wirkung und Urſache iſt, iſt eben der Glaube die Anerkennung jenes unmittelbaren Grenzloſen, Ewigen, des lebendigen Gottes, der durch jeden Fortſchritt des Verſtandes nur immer mehr in ſeinem Glauben beſtärkt wird, indem er nur immer jede Grenze wieder zerſtört und aufgehoben ſieht, die die Vernunft ſich ſetzte oder geſetzt glaubte. — Religionsunterricht kann ohne Abweichung von der Methode, nach der man Kenntniſſe von irdiſchen Dingen mitzutheilen pflegt, nicht zweckmäßig ertheilt werden. (Vergl. Religion.) — Wie kommt der Menſch zum Glauben? Der Menſch iſt beſtimmt, im Glauben an Gott zu leben und zu han-

deln. In und mit dieſem Glauben tritt er auch in den Bund mit Gott; denn kraft dieſes Glaubens, der nur durch Gott ſelber in ihm iſt, iſt er auch in der lebendigen Gemeinſchaft mit ihm. Die Kirche Chriſti beweiſ't ſo an ihm, dem Einzelnen, ſchon ihre göttliche Kraft und Gewalt, und läßt ihn nie ganz wieder los. Aber der zarte Keim des Glaubens, der nur ſein Glaube iſt, bedarf der Pflege, der Nahrung, der Bildung und Erziehung. — Durch wen oder was anders, als ſelbſt wieder nur durch den Glauben Anderer kann dies geſchehen? Was immer ſonſt auch dem Menſchen dargeboten werden mag zur Stärkung ſeines Glaubens; er ſelbſt, dieſer heilige Geiſt des Glaubens löſcht gewaltſam Alles aus, was nicht rein wieder er ſelber iſt; nur an dem Göttlichen kann ſich das Göttliche erwecken und entzünden. Darum wird auch nun und nimmermehr etwas ausgerichtet in dieſer Sache, es ſei denn durch fleißiges Gebet zu Gott, daß er uns ſeinen Geiſt verleihe, d. h. durch eine ſtarke und unüberwindliche Frömmigkeit der Ältern und Lehrer. Es giebt Zeiten, ſo wie auch einzelne Menſchen, denen Gott die Gnade, in ihm zu leben und ſelig zu ſein, entzieht, und andere, denen er ſie gewährt, je nachdem ſie darum zu beten verſtehen, d. h. den wahren und allein ſelig machenden Glauben haben. Stark und mächtig wird der Menſch durch Gott, und unausſprechlich viel vermag er dann auch, ſelbſt die, welche ſchwächern Glaubens ſind, ſich nachzuziehen und zu gleicher Höhe emporzuheben. Dieſem Geiſte, dieſem Glauben können wir nicht widerſtehn, wo er ſo vertrauensvoll ſich ausſpricht; wo ein ſolcher Glaube lebt im Leben und in der Predigt, da wird ſich das Volk verſammeln. Der Glaube kommt aus der Predigt, die Predigt durch das Wort Gottes, d. h. wir ſind durch Erziehung und Belehrung zum Glauben gekommen und zum klaren Bewußtſein von Gott gebracht worden. Als Kinder hängen wir an den Lippen der Ältern und Lehrer, wenn ſie von Gott und ſeinem wunderbaren Weſen, von den Schickſalen und Thaten großer und frommer Menſchen, überhaupt von der heiligen Geſchichte erzählen; wir glauben und ſind freudig erſtaunt über den wundervollen Gott und ſeine frühern Offenbarungen an die Menſchheit. So mit der Muttermilch und der Liebe ſelbſt geht Gottes Wort in unſer kindliches Gemüth ein, ja ſchon um unſre Wiege klingen heilige Geſchichten, und das kaum geſchaffene Ohr wird ſchon gewöhnt, von Gott zu hören. Späterhin nun erzählen Ältern und Erzieher von eignen Wahrnehmungen Gottes, von ſeinen wunderbaren Wegen, und mit Fingern zeigen ſie dem Kinde ſeinen vorſehungsvollen Rath, und wo Andre nur das Spiel des Zufalls und das Getriebe der Naturgeſetze erblicken, ſehen ſie Gott. So wird das Kind ſchon früh gewöhnt, anfangs nur gewöhnt zu hören und zu glauben vom Allgegenwärtigen, Allerfüllenden, den es doch nicht ſieht, von dem Allmächtigen und Allweiſen, den es nirgends erblickt. Jedes Gut des Lebens wird als eine Gnadengabe aus ſeiner Hand genommen, aus der Hand, die es nicht ſchaut. In der Kirchen ſieht es die Menſchen verſammelt, alle ſind reinlich und feſtlich gekleidet; die gewöhnlichen Geſchäfte des Lebens und der Werkeltage ruhen, alle ſind vereinigt, Einem zu dienen, den ihre Augen nicht ſchauen, zu Einem zu beten, den ſie nicht ſinnlich wahrnehmen. Ja alles, was groß und herrlich ſonſt dem Kinde erſcheinen mag, König, Obrigkeit, Ältern, Lehrer, alle beugen ſich hier vor einem noch höhern Könige, der doch

immer verborgen vor ihren Augen bleibt, und ihm danken ſie hier für alles Gute, auch für das Böſe, ob ſie gleich alles ſelbſt in Mühe und Schweiß erarbeitet und ſo ſich alles ſelbſt verdient zu haben ſcheinen. So lernt der menſchliche Geiſt glauben, und ſchon ſo früh ſein *Sehen*, *Denken*, *Dichten* und *Meinen* verläugnen, lernt nicht zweifeln an dem, was er nicht ſieht, lernt zuverſichtlich wiſſen, was er hofft. So lernt der Geiſt glauben ein Ewiges und Unendliches der immer nur Eins, nur ein Zeitliches und Endliches ſchauen kann. Der Geiſt, der alles nur als entſtanden und vergehend begreift, wie er es ſieht, lernt glauben an Etwas, das da nicht entſtanden iſt, an ein Weſen und Daſein ohne vorhergehende Urſache. So verläugnet nun von Jugend an der Menſch ſeine Vernunft und lernt das für wahr halten, was ſeinem natürlichen Weſen im Denken und Dichten widerſpricht. Iſt nun irgend eine Wahrheit und Lehre, ſo iſt ſie dem Menſchen erſt wahr, weil ſie mit dem Glauben übereinſtimmt, oder aus ihm hervorgeht, ſo daß der Gläubige weiß, er würde ohne ſeinen Glauben gar nichts anders begreifen können. So hat der Geiſt einen Ruhepunct, wo er einkehrt, ſelig zu ſein in der Wahrheit, eine Heimath, wo er die Noth und Mühe des Begreifens ablegen und einen ungetrübten Blick zum Himmel erheben, eine ſelige Anſchauung des Unergründlichen, einen Zugang zum Vater haben kann. So iſt denn dem Menſchen das ganze irdiſche Leben gedeutet, und das Räthſel ſeiner Beſtimmung gelöſ't. Er weiß, von wem er iſt, was er hier iſt und ſein ſoll, und weiß, wohin er kommen wird. Vom Vater iſt er ausgegangen, was er hier iſt, iſt er durch den Sohn, und der Geiſt, der ihn in alle Wahrheit leitet, führt ihn einſt dem Vater wieder zu, wo er Alles in Allem iſt. — Das iſt aber nicht das Einzige und Wichtigſte der Erziehung, daß wir uns geiſtig ſo im Denken und Erkennen verläugnen lernen; denn Gottes Wort ſoll ja in uns nicht als eine Lehre, oder ein Wort, ſondern als Kraft ſein und wirken. *Darum gewöhnt man auch das Kind ſchon früh*, alles ſein ſelbſtiges Begehren, Verlangen und Wollen aus keinem andern Grunde aufzugeben, als weil es wider Gottes Gebot und Willen iſt. Alles Unrecht und Böſe wird daher durch den Glauben ſelbſt bekämpft, und man lehrt ſchon das Kind um Vergebung der Sünden bitten, wie man überhaupt daſſelbe *beten* lehrt. Wie unausſprechlich nahe dem Gemüthe des Kindes die Wahrheiten der Religion ſind, kann man nur dann lernen, *wenn man es die Religion als ein Gottes-Wort lehrt*. Hier kann man ſehen, was es heißt: im Munde der Unmündigen hat er ſich ein Lob zubereitet. *Was nun den Unterricht in der Religion im Allgemeinen betrifft*, ſo finden wir durch Natur und Erfahrung beſtätigt, daß die Ahnung der Religion am reinſten und unverdorbenſten da ſich zeigt, *wo keine methodiſche Begriffsentwickelung Statt haben konnte*, und daß oft das ungebildet einfache Gemüth ihr Siegel wahrhafter und unverfälſchter in ſich trage, als der zum Gipfel des Wiſſens erhobene, vielfältig unterrichtete Geiſt des methodiſch Gebildeten. Dieſe Erſcheinung zeigt uns die Tiefe der menſchlichen Natur und die Schranke des wiſſenſchaftlichen Strebens. — *Der Unterricht in der Religion erfolge weder zu früh, noch zu ſpät*. Nicht zu früh, d. h. nicht eher *förmlich*, bevor nicht die Wahrzeichen des Verſtandes eintreten: das frühe Lernen der Begriffe und der Dogmen verderbt im Kinde die Religion, ſie wird zum *Scheine*, ſtatt Herzensſache zu ſein. Nicht

zu ſpät, d. h. nicht erſt dann, wenn ſich in dem Gemüthe Zerſtreutheit und Leichtſinn, Selbſtſucht und Zweifelsgeiſt feſtgeſetzt haben; er darf nicht zu ſpät angefangen werden, weil die religiöſe Idee unter den Sorgen der Erde und die religiöſe Hoffnung unter den Widerſprüchen der Ereigniſſe verloren geht, wenn ſie in keinen guten und tiefen Boden geſenkt iſt. Gehören die religiöſen Vorſtellungen nicht zu den älteſten und herrſchendſten in uns, mit denen wir am längſten vertraut ſind, welche ſich folglich mit unſerer Geſammtbildung innigſt verſchmolzen haben; ſo nimmt ſich der bürgerliche Menſch für die Religion nicht mehr Zeit. — Die erſte religiöſe, d. h. fromme Lehre ziehe ſich das Kind ſelbſt ab — aber aus dem Leben frommer Menſchen, namentlich der Knabe von dem Vater, die Tochter von der Mutter. Ältern müſſen vor ihren Kindern in einem unaffectirt frommen Leben wandeln, und ihren Kindern als Kinder und Prieſter Gottes die Weihe zum Reiche Gottes geben. Die erſte Religionslehre werde den Kindern in der Anſchauung gegeben: eine Religion in lebendigen, ſtets gegenwärtigen Beiſpielen ſei alſo der erſte Unterricht in der Religion. Hierauf gebe man den Kindern die Erzählungen aus der alten, fernen orientaliſchen heiligen Welt der Bibel in Auszügen, füge an jede verſtandene Erzählung einen bibliſchen Spruch, in welchem die Reſultate ähnlicher Erfahrungen, welche die vorher erzählte oder geleſene Geſchichte vergegenwärtigte, kurz und deutlich ausgeſprochen ſind, damit in der Zukunft bei der Erinnerung an jene Sprüche zugleich die dafür früher angeſchauten Thatſachen zur Erklärung derſelben dienen können (die bibliſchen Geſchichten von Schmidt dürften dafür am zweckmäßigſten befunden werden, zunächſt dieſen die bibliſchen Geſchichten von Hübner mit Sprüchen und Liedern in Schwelm herausgekommen). Ehe alſo ein Spruch gelernt wird, müſſen Ältern und Lehrer mehrere wahrhafte Geſchichten zum Verſtändniß des Inhalts des Spruches vorausgeſchickt haben; dabei hüte man ſich ſorgfältig, nie Geſchichten zu erfinden oder zu erdichten, nur mit wirklichen Thatſachen befreunde man die Unſchuld. Um nun auch außer der bibliſchen Geſchichte das religiöſe Leben anderer Familien für den Unterricht in Anſpruch nehmen zu können, ſo wähle man ſolche Bücher, welche wirkliche Thatſachen aus dem religiöſen Leben der Vergangenheit und Gegenwart zu dieſem Behufe enthalten (die Sammlung von Ewald in 3 Bänden unter dem Titel: Beiſpiele des Guten, hat ſich ſehr zweckmäßig für dieſen Zweck gefunden; ſie verdient deßhalb Auszeichnung, weil der Herausgeber nur wahre Thatſachen aufgenommen hat). — Aus dieſem Gehörten bildet ſich im Kinde eine Reihe religiöſer Vorſtellungen von einer nicht blos mächtigen, ſondern auch wohlwollenden und ſtrafenden Aufſicht über das Thun der Menſchen; behaltbar ſind ſie ihm durch die Sprüche geworden, und dieſe ſind nun, da ſie durch die Geſchichte verdeutlicht worden, nicht als etwas dem Kinde Aufgedrungenes, ſondern als mit Hülfe des Lehrers ſelbſt erworbene Weisheit zu betrachten. — Nächſt dieſen Erzählungen, welche aus dem religiöſen Leben einzelner Menſchen entlehnt waren, gebe man den Kindern kräftige, kurze hiſtoriſche Skizzen von den Veranſtaltungen Gottes, die Erde dem Himmel zu nähern; zeige die immer wiederkehrende Liebe des Vaters im Contraſte zu dem Ungehorſam und dem Undanke des größten Theiles ganzer Familien wider Gott, und ſuche auch dieſe Thatſachen durch bibliſche Sprüche behaltbar zu machen. Auf dieſe Belehrungen würde ein Liederkatechismus als zweckmäßige

Erweiterung des früher eingeleiteten Spruchkatechismus folgen können. Durch dieſe Übungen iſt nun die Jugend vorbereitet genug, in der vorzuführenden Religionsgeſchichte jeden immer gewagten Verſuch einer Nation, Gott beſtimmt zu denken und zu ehren, dennoch theilnehmend, alſo ohne Spott, ernſt und andachtsvoll zu beurtheilen; man zeige in dieſer Geſchichte recht deutlich, daß der Menſch weder die wahre Erkenntniß, noch die richtige Verehrung Gottes aus eigner Kraft erlangen und begründen konnte, ſondern durch die Liebe des Vaters darin unterſtützt werden mußte; dieſe Geſchichte iſt vorzüglich dazu geeignet, den Egoismus zu bekämpfen und den Menſchen zu dankbarer Demuth zu beſtimmen. Mit alle dem, was wir bisher für die religiöſe Bildung als zweckmäßig angedeutet haben, glauben wir, iſt der Hauptgrundſatz der religiöſen Erziehung feſtgeſetzt: bewirke, daß dein Zögling Gott vor Augen und im Herzen habe, daß er ſchaue den Unſichtbaren, wie er ſich auch an ihm nicht unbezeugt gelaſſen, nicht ferne von ihm iſt, und daß er ſich hüte, in keine Sünde zu willigen, noch zu thun wider Gottes Gebot. — Von hier iſt nun der Übergang zu einer vollſtändigen Lebensgeſchichte Jeſu Chriſti geebnet; dieſe ordne man chronologiſch aus allen vier Evangeliſten, laſſe ſie die Kinder aus der Bibel ſelbſt leſen und füge dazu die praktiſch-zweckmäßigſten Erläuterungen. Es iſt nöthig zu erinnern, die Geſchichte Jeſu aus den heiligen Urkunden ſelbſt leſen zu laſſen, jede andre Quelle iſt getrübt. Mit der Lebensgeſchichte Jeſu beginnt der eigentliche poſitive Religionsunterricht, deſſen Hauptgrundſatz nur ſein kann: Das iſt das ewige Leben, daß ihr den, der allein wahrer Gott iſt, und den, den er geſandt hat, Jeſum Chriſtum, erkennet. Fragen wir welche Methode bei dieſem Unterricht zu wählen ſei, ſo kann nur die als die zweckmäßigſte betrachtet werden, welche Jeſus ſeinen Schülern ſelbſt vorgeſchrieben hat: gehet hin in alle Welt, machet alle Völker zu Jüngern meiner Lehre und verkündiget das Evangelium allen Menſchen. Taufet ſie im Namen des Vaters und des Sohnes, und des heiligen Geiſtes, und lehret ſie halten, was ich euch befohlen habe. Jeder ſoll das, was er ſelbſt geworden, wieder an Andern bewirken. Die erſten Schüler ſahen ihn leben, dulden und wirken, und hörten ihn reden. Seine Thaten waren die Belege zu dem, was er lehrte, und was er lehrte, das erläuterte ihnen den Grund ſeiner Handlungsweiſe, ihren Werth und ihren Zweck, und ſo konnten ſie nicht anders, ſie mußten nach und nach erkennen, daß er ſei Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes, der Meiſter von Gott geſandt, der Weg der Wahrheit, die da ſelig macht. Auf dieſelbe Weiſe, die ſich an ihnen ſelbſt bewährt hatte, wirkten nun auch die Jünger Jeſu auf ihre Schüler. Er und nur er war der Gegenſtand ihrer Lehren, ihre Aufgabe war das Gemählde ſeines Lebens und ſeines Charakters. Sie hatten ihn geſchaut von Angeſicht zu Angeſicht, ihre Schüler konnten ihn nur mit dem innern Auge ſchauen; war aber nur ihr Gemählde treu, ſo durften ſie verſichert ſein, daß, wer es geſchaut, ergriffen werde von ſeiner Erhabenheit, daß er ihn lieben, und in Liebe thätig ſein werde. — Nicht die Bruchſtücke von Ausſprüchen und Reden Jeſu, nicht einzelne Scenen aus ſeinem Leben machen den Leſer und Hörer bekannt und befreundet mit ihm, ſondern nur die vollſtändigſte und treuſte Darſtellung deſſelben. Wie die erſten Religionslehrer nicht einzelne Sprüche Jeſu citirten, um ihre religiöſen An-

ſichten vorzutragen, und damit zu unterſtützen, auch nicht die einzelnen Evangelien eins nach dem andern leſen ließen, ſondern das ganze Gemählde ſeines Lebens vor die Augen ihrer Schüler zu bringen wußten, in welchem jede Rede, jedes Wort erläutert wurde durch die That, welche es begleitete; ſo ſoll auch jetzt noch jeder chriſtliche Religionslehrer die große Aufgabe zu löſen ſuchen, ſeine Schüler bekannt und befreundet mit Jeſu ſelbſt zu machen. Den meiſten Kindern, welche von Jeſu nur zu plappern wiſſen, was ſie im Spruchbüchlein, Katechismus oder einer dürftigen Erzählung auswendig gelernt haben, fehlt die Erkenntniß von ihm, welche die einzige Quelle des Lebens iſt. — Bei dem praktiſchen Leſen der Lebensgeſchichte Jeſu muß der Lehrer darauf ſehen, a) daß der Schüler das Leben des Göttlichen, als vollendetes Gemählde, als ein Ganzes an- und überſchaue; b) dann ſoll ihm die Lehre deſſelben, als ein vom Leben getrenntes Ganzes klar werden; c) endlich ſoll er ſich ſelbſt Rechenſchaft geben von den Gründen der Wahrheit deſſen, was er glaubt, darum, weil er ſich von der hohen Würde Jeſu überzeugt hat, um durch dieſen Glauben das Leben zu haben in ſeinem Namen; kürzer, er ſoll zuerſt die Lebensgeſchichte Jeſu, dann die Glaubens- und Sittenlehre Jeſu erhalten, und endlich ſein eignes Glaubensbekenntniß ablegen; letzteres iſt das Werk des Schülers oder die Frucht des Gegebenen, von ihm ſelbſt aber Verarbeiteten. Dieſes Glaubensbekenntniß ſetzen die Schüler auf oder ſie wählen den kleinen Katechismus von Luther zum Dolmetſcher deſſelben, um ſo eher, weil Luther nichts aufgenommen hat (ſelbſt den Worten nach), als was die Bibel enthält, von ſeiner Weisheit hat er wohlweislich nichts hinzugefügt. Hätten die nach Luthers Katechismus herausgegebenen Katechismen, Leitfäden, Anleitungen und Lehrbücher eben ſo ehrlich nur die Schrift ſprechen laſſen, ſo würden wir ſie zu Führern im Religionsunterricht vorſchlagen; allein da dies nicht der Fall iſt, ſo ſcheint es durchaus unzweckmäßig, durch ſie die heiligen Urkunden zu verdrängen, und ſie für den Unterricht zu wählen, ohne deßhalb ſie verdammen oder ihren beſondern Werth mindern zu wollen. — Um den geſchichtlich-poſitiven Unterricht in Verbindung mit dem kirchlich-poſitiven zu ſetzen, befolge man die durch die Geſchichte angedeutete natürliche Ordnung: nach Vollendung des einleitenden geſchichtlichen Religionsunterrichts laſſe man den erſten Artikel memoriren: da, wo im neuen Teſtament Jeſus das Geſetz Gottes, durch Moſes bekannt gemacht, beſtätigt, veranlaſſe man die Kinder, das erſte Hauptſtück nach vorhergegangener Erklärung zu erlernen; da, wo Jeſus die Anleitung zum Gebet giebt, werde das dritte Hauptſtück erklärt und memorirt; der zweite Artikel nach Vollendung der Lebensgeſchichte Jeſu; der dritte nach der Ausgießung des heiligen Geiſtes; das Abendmahl und die Taufe da, wo die Geſchichte Jeſu ſie als integrirende Theile vorführt. Dieſe Hauptſtücke müſſen aber mit der Erklärung Luthers erlernt werden, weil wir bis jetzt noch nicht im Stande ſind, eine einfachere Erklärung zu geben, als er uns hinterlaſſen hat; ſeine Erklärung bedarf nur einer Verdeutlichung. Die chriſtliche Moral noch beſonders vorzutragen, iſt in dem eigentlichen Schulunterrichte überflüſſig, da die Lebensgeſchichte Jeſu die lebendigſte und individualiſirteſte Moral ſelbſt iſt. — Beim Confirmandenunterricht kann nach dieſem vorausgeſchickten geſchichtlichen Unterrichte den vorzunehmenden Vorbereitungen eine mehr ſyſtematiſche Form ſowohl in Hinſicht der Religions- als auch

Sittenlehre gegeben, und die Hauptſtücke alsdann in der Ordnung durchgegangen werden, in welcher ſie Luther in ſeinem kleinen Katechismus gegeben hat. (Zu dieſem Zwecke verdient vorzügliche Empfehlung Krugs evangeliſches Lehrbuch der chriſtlichen Religion, Zittau 1817, worin die ſyſtematiſche Form des Religionsunterrichts auf das Glaubensbekenntniß im zweiten Hauptſtücke des Katechismus gebaut und die Sittenlehre mit der Glaubenslehre auf eine Weiſe verbunden iſt, welche die gegenſeitige Durchdringung und Wechſelbeziehung beider Disciplinen beſſer, als noch in irgend einem Religionslehrbuche für die Jugend geſchehen, anſchaulich macht.) — Fragt man, ob der Unterricht in der Religion mit der Moral oder der Religion beginnen müſſe, ſo dient zur Antwort: während die Jugend hiſtoriſch mit Gott dem Vater bekannt gemacht wird, gewöhne man ſie zu einer ſtrengen religiöſen Legalität (wo Gott und die Ältern in ſeinem Auftrage den Kindern alle Handlungen und Pflichten ohne alle Erörterung befehlen), damit ſie dann, wenn ihr Herz und Sinn auf mannichfache Weiſe, und zuletzt durch Jeſus Chriſtus mit Luſt und Liebe zum Vater und ſeinem Wort erfüllt worden iſt, und ſich gleichſam aus innerer Liebe gedrungen fühlt, dem Vater zu dienen und ihn zu ehren, deſto leichter das freie liebevolle (oder das moraliſche) Handeln von ihr ergriffen, und zu ihrem Eigenthume gemacht werden könne; nur eine religiöſe Legalität, parallel gehend mit dem Unterrichte, erzieht die Jugend zur Moralität oder zur freiwilligen Ausübung des göttlichen Willens. Man hat die allein herrſchende (die andern Unterrichtsformen verdrängende) katechetiſche Unterrichtsform in der Religion getadelt, und nicht mit Unrecht. Der Tadel trifft aber nicht dieſe Unterrichtsform als ſolche an und für ſich betrachtet (denn ſie muß nicht nur beim Katechumenen- und Confirmandenunterrichte vorherrſchend ſein, ſondern auch ſchon bei dem vorhergehenden Unterrichte hie und da zur rechten Zeit angewendet werden), ſondern nur die Alleinherrſchaft derſelben vom Anfange bis zum Ende des Religionsunterrichts. Zu unſerer Zeit, wo man zu Hauſe ſelten oder gar nicht in der Bibel lieſ't, wo man auch in Schulen es verſäumt, der Jugend die Geſchichte Jeſu und ſeiner Apoſtel im Zuſammenhange zu einer evangeliſchen Ein- und Überſicht zu erheben, iſt dieſe Alleinherrſchaft der Katechetik mehr ſchädlich als nützlich. — Für unſere gelehrten Schulen iſt es höchſt nöthig, mehr Zeit auf den echt evangeliſchen poſitiven Unterricht zu verwenden, als es gewöhnlich geſchieht. Man widme dem Leſen des N. T. zum wenigſten eine gleiche ſorgfältige Aufmerkſamkeit, eine gleiche Zeitverwendung, als den heidniſchen Schriftſtellern. In unſern Tagen darf kein proteſtantiſcher Schüler das Gymnaſium verlaſſen, er mag nun Theolog, Juriſt oder Mediciner werden, der nicht das ganze N. T. in der Urſprache mit ſeinem frommen gläubigen Lehrer ſo geleſen hat, daß ihn eine echt evangeliſche Ein- und Überſicht ins fernere Leben als bleibendes Eigenthum begleite, welche allein ihn zum Proteſtanten gegen jede antievangeliſche Lehre und Handlungsweiſe erheben kann. Den Theologie Studirenden iſt ſie in unſern Tagen um ſo nöthiger, damit ſie ſelbſtſtändiger und proteſtantiſcher geſtimmt und geſinnt in die Hörſäle der Theologen treten, und um ſo richtiger beurtheilen können, wer aus Gott iſt und ſeinen Sohn zum Führer, zum Vater erwählt hat. Faſt alle, welche die Akademie beziehen, um über das Evangelium die verſchiedenſten und oft widerſprechendſten Anſichten zu hören, ermangeln einer

hiſtoriſchen Ein- und Überſicht der Urkunden des N. T. — So wie man zu den älteſten hiſtoriſchen Urkunden des Rechts zurückgeht, um das gegenwärtige geſellſchaftliche Leben der Staaten beſſer und dauerhafter zu geſtalten; ſo wird es auch nöthig ſein, zu den erſten Urkunden des Chriſtenthums zurückzukehren, wenn das religiöſe und kirchliche Leben unſrer Zeit eine dem Geiſte des Evangeliums entſprechende Geſtalt gewinnen ſoll. W. L.

Religionsvereinigung, ſ. Union.

Religioſen werden alle genannt, die ſich durch feierliche Gelübde Gott widmen, beſonders die Glieder der geiſtlichen Orden von beiden Geſchlechtern. E.

Religioſität bezeichnet den durchgreifenden moraliſchen Charakter, der in allen ſeinen Verhältniſſen gewiſſenhaft handelt, und zwar aus Liebe zu Gott, ohne dieſe Beziehung aber nennt man daſſelbe Leben Moralität. Die Religioſität verhält ſich zur Religion, wie die Moralität zur Vernunft; wie die Geſinnung der Gewiſſenhaftigkeit zum Gewiſſen, wie die Frucht zur Blüthe; religiöſes Gefühl iſt das moraliſche Gefühl auf das Ewige und Göttliche bezogen. W. L.

Reliquien (Überbleibſel). Man verſteht darunter alles und jedes, was von theuren und wichtigen Perſonen der Vorzeit den Nachkommen übrig geblieben iſt; dahin rechnet man z. B. Theile des Körpers (Knochen, Haare, Nägel), ganze Gewänder, oder nur einzelne Stücke davon, Hausgeräthe (Becher, Tiſche, Stühle, Bücher u. ſ. w.). Zu jeder Zeit erhielten ſolche Überbleibſel bei den Nachkommen einen Werth. Vorzüglich verſteht man unter dieſem Namen alle jene theuren Überreſte, welche die Kreuzzügler im 11. und 12. Jahrhunderte aus Aſien nach Europa brachten: z. B. die Schweißtücher, worin der Leichnam Chriſti gelegen haben ſoll; Stücke vom Kreuze Chriſti, von den Umgebungen des Grabes und noch andre Überreſte von Maria, Joſeph und den heiligen Männern der frühern chriſtlichen Kirche. In der erſten Zeit erhielten dieſe Gegenſtände nur einen ausgezeichneten Werth; in der Folge verſprach ſich der Aberglaube heilſame Wirkungen von dergleichen Überreſten, und dadurch ward der Grund zu einem entehrenden Betrug und Gelderwerb von Seiten des katholiſchen Klerus gelegt, und für dieſe Gegenſtände zum Vortheil der Kirchen und Klöſter eine beinahe göttliche Verehrung eingeleitet, ſo daß man einem Splitter vom Kreuze mehr Kraft zutraute, als dem Erlöſer ſelbſt. Andere leiten dieſe ſchon von der Verehrung der Märtyrer ſeit dem vierten Jahrhunderte ab, deren Überreſte an dem heiligſten Orte der Kirche aufbewahrt wurden. Die römiſche Kirche hat dieſen Aberglauben nicht nur lange genährt, ſondern auch noch auf die Überreſte ihrer kanoniſirten Heiligen ausgedehnt. — Geſammelte Fragmente aus dem wiſſenſchaftlichen, kunſtliebenden und praktiſchen Leben der Vorzeit empfiehlt man öfters auch unter dem Namen Reliquien oder Denkwürdigkeiten. W. L.

Rembrandt van Rhyn (Paul), einer der berühmteſten Mahler und Kupferätzer der niederländiſchen Schule, wurde im Jahre 1606 in einer Mühle unweit Leyden, die ſeinem Vater gehörte, geboren. Sein leidenſchaftlicher Hang zur Kunſt vereitelte den Plan ſeines Vaters, der ihn zum Gelehrten bilden wollte. Paul wurde alſo zu Jacob von Zwanenburg, einem ſonſt unbekannten Mahler, in die Schule gethan. Nach Verlauf dreier Jahre, wo er ſchon

große Fortſchritte gemacht hatte, kam er nach Amſterdam zu Peter Laſtmann, auch ſoll er ſpäter des Johann Pinas und Georg Schooten Unterricht genoſſen haben. Allein bald kehrte er nach Hauſe zurück, und arbeitete dort, die Natur als ſeine alleinige Lehrerin zu Rathe ziehend. Da ſeine Umgebungen keinesweges geeignet waren, ihn zum wahren Schönen, Hohen und Idealen hinzuleiten, da er täglich nur gemeine Natur vor ſich ſah, auch die Mängel ſeiner frühern Erziehung zu verbeſſern ſich nicht angelegen ſein ließ; ſo war es natürlich, daß er ſich nur an Darſtellungen der gemeinen Natur hielt, nur daran Geſchmack fand, jedes andere Studium aber vernachläſſigte und verachtete. Sein ganzes Leben hindurch behielt er auch dieſe Anſicht der Kunſt und ſeine Lebensart bei; er ging immer nur mit gemeinen ungebildeten Leuten aus den niedrigſten Claſſen um, und befand ſich nur in ihrer Geſellſchaft wohl, ungeachtet ſeine zahlreichen Gönner ſich oft genug bemühten, ihn an beſſere Geſellſchaft zu gewöhnen. Um das Jahr 1630 zog Rembrandt nach Amſterdam, und heirathete eine hübſche Bäuerin aus Rarep, die man oft von ihm abgebildet findet. Seine Gemählde wurden bald außerordentlich geſucht, die Geldbegier bewog ihn daher, ſeine bisherige fleißige und ausgeführte Manier zu verlaſſen, und eine flüchtige Behandlungsart anzunehmen. Er zog nun auch eine Menge Schüler deren Unterricht er ſich theuer bezahlen ließ, ihre Werke aber, von ihm ritoccirt, für ſeine eigenen verkaufte. Seine Erwerbſucht hat zu mancherlei Irrthum über ſein Leben Anlaß gegeben; denn ſo hatte er z. B. mehrere Blätter, welche er geätzt, aus Venedig datirt, um ſie verkäuflicher zu machen, und dies hat ſeine Biographen veranlaßt zu glauben, Rembrandt ſei im Jahre 1635 und 1636 wirklich in Venedig geweſen Allein er hat Amſterdam nie wieder verlaſſen, ungeachtet er immer drohte, aus Holland wegzugehen, um die Kunſtliebhaber begierig zu machen, noch etwas von ihm zu beſitzen. Schon ums Jahr 1628 legte er ſich eifrig auf die Ätzkunſt, und brachte es bald darin zu der größten Vollkommenheit. Seine radirten Blätter wurden eben ſo ſehr geſchätzt als ſeine Gemählde, und ſein niedriger Geiz ſuchte ihre Preiſe immer höher zu treiben. Er bediente ſich dabei mehrerer, auch in den neueſten Zeiten von berühmten Kupferſtechern angewendeten Kunſtgriffe. Er verkaufte z. B. halb vollendete Blätter, vollendete dann die Platte, brachte ſpäterhin, wenn dieſe abgenutzt war, einige kleine Veränderungen darin an, und verkaufte ſo dieſelben Arbeiten zum dritten und vierten mal, kaufte in Verſteigerungen oder ſonſt unter der Hand ſeine Blätter ſelbſt auf, ließ ſie von ſeinem Sohne heimlich, als wenn er ſie ſeinem Vater entwendet, wieder ausbieten, u. d. m. Auf ſolche Weiſe, und durch eine ärmliche Lebensart, hatte ſich Rembrandt ein bedeutendes Vermögen erworben, welches nach ſeinem im Jahre 1674 erfolgten Ableben ſein Sohn Titus erbte, welcher zwar von ſeinem Vater für die Kunſt erzogen worden war, allein darin nicht weit vorgeſchritten und ganz unbekannt geblieben iſt. Rembrandt war im engſten Sinne des Worts nur Mahler, d. h. er verſtand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Helldunkel, Fertigkeit des Pinſels betrifft, im höchſten Grade, wogegen er von den übrigen Erfoderniſſen eines wahren Künſtlers, von Compoſition, Gruppirung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perſpective, Draperie, überhaupt auch von Geſchmack, faſt keine Idee gehabt zu haben ſcheint. Zwar zeichnete er ſelbſt nach dem Nackten

und nach Modellen, hielt auch ſeine Schüler vom Anfang an dazu an; allein was für Modelle dies geweſen ſein mögen, kann man aus ſeinen Werken leicht abnehmen. In ſeiner Compoſition und Gruppirung folgte er allein der gemeinen Natur und ſeiner jedesmaligen Laune, ohne alle Auswahl, in der Zeichnung ſeinem Modell. Das Nackte ſuchte er in der Regel ſo viel als möglich zu verbergen, ſogar die Extremitäten, Hände und Füße, ließ er ſelten ſehen, weil er ſie nicht zu behandeln verſtand, und meiſt unförmlich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verbergen konnte, z. B. in ſeinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Darſtellungen der Bathſeba im Bad, iſt es immer ohne alle Proportion, meiſt widrig, wenigſtens gemein. Seine Drapirung iſt phantaſtiſch, ganz ohne Wahl, ja meiſt abgeſchmackt und lächerlich. Rembrandt kaufte alle ſeltſamen ausländiſchen Kleider, Waffen und ſonſtige Geräthſchaften zuſammen, und zierte damit ſeine Modelle, nach dieſen aber ſeine Gemählde damit aus. Ungeachtet der großen Fertigkeit ſeines Pinſels ſoll ihm doch die Zeichnung, ſogar bei Porträts, und die Drapirung unendliche Mühe gekoſtet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter ſind zwar ſeinen Arbeiten nicht abzuſprechen, allein man muß nur keinen edlen Ausdruck darin finden wollen. Seine Köpfe ſind ſprechend, aber meiſt Caricaturen; ſeine Marien ſind gemeine Mägde, ſein Chriſtus ein Menſch aus der niedrigſten Volksclaſſe u. ſ. w. Dahingegen iſt Rembrandts Pinſel ganz meiſterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein anderer Mahler erreicht hat, und hierin hat ſich ſein ausgezeichnetes und originelles Talent bewährt. Seine Färbung iſt eine wahre Magie; er unterſchied am beſten die zuſammenſtimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton ſetzte er ſofort an ſeine Stelle mit ſo viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erſt mit Einbuße ihrer friſchen Blüthe zu miſchen brauchte. Daher iſt alles in ſeinen Bildern voller Wärme, und ſein Helldunkel von Wahrheit ohne Gleichen. Die Lichter trug er meiſt ſo fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch ſo den Effect hebt. Überhaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in ſeinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebenſachen im Helldunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deßhalb in ſeinem ſonſt ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Öffnung angebracht, durch welche allein ſein Modell erleuchtet wurde. Dieſer einförmigen Methode iſt es denn freilich auch zuzuſchreiben, daß Rembrandts Colorit ſich überall ſehr gleicht und etwas einförmig geworden iſt. Seine Gemählde, deren es eine große Anzahl giebt, ſind faſt in allen öffentlichen und Privatſammlungen zerſtreut. Zu den ausgezeichnetſten gehören ſein Tobias und deſſen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philoſophen, Chriſtus zu Emaus, die Werkſtatt eines Tiſchlers, der Samariter, die Darſtellung im Tempel, ſein eignes und ſeiner Frau Porträt, der drohende Gefangene, und zwei Landſchaften (im pariſer Muſeum), dann Simon und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes, aber ſonſt noch vortrefflicheres Gemählde, Chriſtus unter den Kindlein (in der gräflich Schönborniſchen Sammlung zu Wien), ferner ſein Apoſtel Paulus, das Porträt ſeiner Mutter und ſein eignes (in der dortigen kaiſerlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar, Chriſtus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und ſein Porträt

(in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Feſt des Ahasverus, Ganymed, ſein eignes und das Porträt ſeiner Mutter und Tochter, ingleichen eine Landſchaft (in Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beſchneidung, eine Grablegung, er und ſeine Familie, und eine Landſchaft (in Salzdahlen). Rembrandts geäzte Blätter ſind von einer bewundernswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft mahleriſch. Sie werden ſo geſchätzt und ſo theuer bezahlt, daß eins derſelben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertguldenblatts" bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als der Name beſagt. Faſt eben ſo ſehr ſchätzt man ſeinen Bürgermeiſter Six, den Witenbogaard, den Coppenel, den Tolling, und ſeine große Kreuzabnahme. Rembrandts beſte Schüler, die man an der Art ihrer Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol, Gerard Douw, Gerbrand van Eckhout, Michel Poorter, Philipp Koning, Govaert Flink. RL.

Remedium (im Münzweſen). Der Münzfuß iſt zwar die Regel, welche von der Regierung über die Art und Weiſe feſtgeſetzt worden, wie die Metallmünze ausgeprägt werden ſoll; aber es vermögen ſelbſt die geſchickteſten Künſtler nicht, den einzelnen Münzſtücken im Schrote und Korn eine vollkommene Gleichheit zu geben, daher hat man für beide ein Höchſtes und ein Geringſtes feſtgeſetzt, bis auf welches ſie verſchieden ſein können, dies nennt man das Remedium. In der Rechtswiſſenſchaft bedeutet Remedium einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil, oder einen gerichtlichen Beſcheid, eingereicht und gebraucht wird (ſ. Prozeß). Geſchieht dies bei demſelben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, ſo heißt dies Remedium Läuterung; geſchieht es aber bei höherer rechtlicher Inſtanz, Appellation.

Remeſſe, Rimeſſe, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechſel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dgl. genannt; auch heißt ſo die von dem Acceptanten eines Wechſels ausgezahlte Summe deſſelben; daher das Remeſſenbuch ein Buch, worin Kaufleute die Wechſelbriefe, ſo wie ſie remittirt werden, eintragen, um den Werth zu gehöriger Zeit beizutreiben.

Remittent, Remittiren, ſ. Wechſel.

Remonſtranten (Arminianer). Der Stifter dieſer Religionspartei in der reformirten Kirche war Jacob Arminius, daher auch die Mitglieder dieſer Religionsgeſellſchaft Arminianer genannt wurden. Arminius hieß anfänglich Hermann, und war 1560 zu Oudewater geboren. Sein Vater, der ein Meſſerſchmid war, ſtarb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu Utrecht ſtudirt hatte, nahm ihn 1575 Rudolph Snellius mit ſich nach Marburg. Einige Zeit darauf ging er nach Rotterdam, von da nach Leyden, wo er ſechs Jahre nach einander den Unterricht des Lambertus Danäus genoß. Von Leyden ging er nach Genf, hörte Beza, und erwarb ſich zu Baſel die beſondere Achtung des Grynäus. Auf ſeiner Reiſe nach Italien fand er zu Rom die Verdorbenheit und geheimnißvolle Bosheit der päpſtlichen Regierung ſo arg, daß er ſelbſt geſtand, ſie habe alle ſeine Vorſtellungen übertroffen. Im Jahre 1583 wurde er als Prediger nach Amſterdam berufen; 1603 wurde er Profeſſor der Theologie zu Leyden, und ſtarb den 19. October 1609. Den Namen Remonſtranten erhielt dieſe Geſellſchaft von der Schrift, in welcher ſie 1610 ihre Meinung von der Gnadenwahl in fünf Ar-

tikeln abgefaßt, den Generalſtaaten von Holland übergeben, und dieſelbe remonstrantiam überſchrieben. Der Hauptgegenſtand, worüber der Streit und die Trennung der Remonſtranten von der allgemeinen reformirten Kirche entſtanden, war die Lehre von der Prädeſtination. Den Irrthum der Reformirten in dieſer Lehre ſuchten ſie an den genannten fünf Artikeln zu beſtreiten. Sie behaupteten erſtens, daß Gott zwar von Ewigkeit einen Beſchluß wegen der Menſchen Seligkeit und Verdammniß gefaßt, aber die Bedingung hinzugefügt haben, er wolle alle diejenigen ſelig machen, welche an Chriſtum glaubten, die Ungläubigen hingegen verdammen. Zweitens, daß Chriſtus für alle Menſchen geſtorben, und allen durch ſeinen Tod die Verſöhnung und Vergebung der Sünden erworben habe; es könne aber dieſelbe niemand erlangen,, es ſei denn, daß er an ihr gläube. Drittens, daß kein Menſch den ſeligmachenden Glauben aus eignen Kräften haben könne, ſondern von Gott in Chriſto durch den heiligen Geiſt wiedergeboren werden müſſe, wenn er dazu gelangen wolle. Viertens, daß man ohne die Gnade Gottes nichts Gutes zu denken, zu wollen und zu thun im Stande ſei; denn alle unſre guten Werke hätten ihren Urſprung in derſelben: deſſen ungeachtet, wenn man auf die Beſchaffenheit ihrer Wirkung ſehe, könne man nicht behaupten, daß man ſich ihr ſtets widerſetzen und ihren Einfluß verhindern könne. Fünftens, daß die Gläubigen wider Satan, Sünde, Welt und ihr eignes Fleiſch ſtreiten und den Sieg erlangen könnten durch den Beiſtand des heiligen Geiſtes. Dieſes iſt der reine und echte Inhalt der Lehre des Arminius oder der Geſellſchaft der Remonſtranten. Von dieſen frühern Remonſtranten muß man ſorgfältig die ſpätern unterſcheiden, welche bei dieſen fünf Artikeln nicht ſtehen blieben, ſondern in ihrem Kampfe gegen die allgemeine reformirte Kirche noch weiter fortſchritten. Da noch vor den Arminianiſchen Streitigkeiten mehrere Schriften des Socinus hie und da in Holland heimlich verbreitet worden waren, und namentlich bei dem größern Theile der vorzüglichſten Gelehrten, welche faſt alle Mitglieder der Remonſtranten waren, Eingang gefunden hatten; ſo war es ſehr natürlich, daß die ſpätern Remonſtranten in vielen Stücken mit den Socinianern, oder den frühern Rationaliſten übereinſtimmten, und daher des völligen Socinianismus beſchuldigt wurden. — Die Staaten von Holland gaben 1614 eine Verordnung, nach welcher beide Parteien, die Remonſtranten und Gegenremonſtranten, ſich mit einander in Liebe und Frieden vertragen ſollten. Da beide Parteien aber die Gültigkeit und Ungültigkeit eines ſolchen Decrets von Seiten der Obrigkeit in Kirchenangelegenheiten in Zweifel zogen; ſo wurde, um die dadurch entſtandenen gegenſeitigen Unruhen beizulegen, im Jahre 1618 vom 13. November bis 1619 den 9. Mai die berühmte dordrechtiſche Synode in 154 Sitzungen gehalten. Höchſt bemerkenswerth iſt der Ausſpruch dieſer Synode. Sie wies erſtlich der Vernunft in der Furcht Gottes den Platz an, der ſich für eine Magd ſchickt; ſie nahm die Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens gefangen, und erklärte mit frommer Demuth und theologiſcher Conſequenz: die Prädeſtinationslehre iſt hart, ſehr hart, aber wir können nicht helfen: feſt ſtehe der Ausſpruch der heiligen Schrift, untergehe die Meinung der widerſtrebenden Welt. — Die Reformirten oder Gegenremonſtranten gewannen durch dieſe Synode die Oberhand über die Remonſtranten, weil erſtere auf dieſer Synode Kläger und

Richter zugleich waren. Die Remonſtranten haben das willkürliche, grauſame und ungegründete Verfahren dieſer Synode ans Licht geſtellt, und bis jetzt haben die Reformirten dieſen Beſchuldigungen nicht widerſprochen. Obgleich die Arminianer ſich dem ſtrengen Urtheile der Synode (daß ihre Behauptungen Irrthümer wären) unterwerfen mußten, ſo unterließen ſie doch nicht, ihre Lehren in Schriften zu rechtfertigen. — Nach dieſer Synode ſah es in Hinſicht des Beſtandes dieſer Familie wirklich bedenklich aus, dazu kam noch, daß ſich mehrere der Remonſtranten der Theilnahme an der Verſchwörung gegen den Prinzen Moritz ſchuldig bekennen mußten. Einige Prediger aus der Gemeinde reichten aber bei dem Prinzen eine wohlgegründete und nachdrückliche Vorſtellung ein, in welcher ſie zeigten, daß die Schuld einiger Mitglieder nicht der ganzen Gemeinde zugerechnet werden könnte. Dieſe Vorſtellung hatte ihre gute Wirkung; denn der Prinz Moritz überwand nicht nur ſelbſt ſeinen gefaßten Zorn, ſondern vermochte auch ſeine Umgebungen durch ſein eignes Beiſpiel, den Remonſtranten eine mildere Behandlung angedeihen zu laſſen. Nachdem dieſer Prinz 1625 geſtorben, erhielten ſie von deſſen Bruder Heinrich, durch ein beſonders Decret die Erlaubniß, ſich in allen Orten und Städten Hollands aufzuhalten, und Kirchen und Schulen anzulegen: letzteres geſchah namentlich in Rotterdam und Amſterdam. In Amſterdam ſtifteten ſie ein Gymnaſium, um ſich ihre Lehrer ſelbſt zu bilden; dieſe Anſtalt machte ſich ſehr berühmt. Die Gemeinden zu Rotterdam und Amſterdam waren die ſtärkſten. — Sie bemühten ſich nicht, ihre Glaubensgenoſſenſchaft zu verſtärken, wer zu ihnen überging, war nicht verpflichtet, ihr Glaubensbekenntniß anzunehmen, wenn er ſich nur erklärte, er ſei dem allgemeinen chriſtlichen Glauben nach dem apoſtoliſchen Symbolo zugethan, und wolle nach Chriſti Gebot ſein Leben führen. Ihr öffentlicher Gottesdienſt war dem der Reformirten faſt durchgehends gleich, nur daß ſie in der Taufe, bei welcher die Reformirten von den Ältern des Kindes ein Bekenntniß fodern, daß ihre Lehre wahr ſei, und ſich verſprechen laſſen, das Kind darin zu erziehen, die Ältern blos ermahnten, daß ſie ihr Kind in der chriſtlichen Religion ſollen unterrichten laſſen, ohne eine beſondere Gemeinde zu nennen. Auffallend iſt es, daß ſo lange ſie gedrückt und verfolgt wurden, ihre Geſellſchaft ſehr zahlreich war; ſobald ſie aber Freiheit und Ruhe erlangt hatten, die Zahl der Mitglieder mehr ab- als zunahm. Die wichtigſten und gründlichſten Nachrichten darüber findet man in Walchs hiſtoriſcher und theologiſcher Einleitung in die Religionsſtreitigkeiten, welche außer der evangeliſch-lutheriſchen Kirche entſtanden ſind, Jena 1734, 3 Theile. W. L.

Remſcheid, ein Dorf und Kirchſpiel im Herzogthum Berg, jetzt zum düſſeldorfer Regierungsbezirk der preußiſchen Provinz Jülich-Cleve-Berg gerechnet. Das Dorf ſelbſt hat nur ungefähr 100 Häuſer, das Kirchſpiel überhaupt aber, welches 2 — 3 Stunden im Umfange hat, zählt 6000 Menſchen, hat zwiſchen 50 und 60 ſogenannte Höfe, und in denſelben ungefähr 90 Handlungsfabrikhäuſer. Ein Theil dieſer Kaufleute hat große Fabriken von Senſen, Sägen, Feilen und andern eiſernen und Plantage-Geräthſchaften, die ſelbſt zum Gebrauche der weſtindiſchen Colonien in großer Menge ausgeführt werden; und ein andrer Theil beſitzt eigene Breit-, Reck- und Stahlraffineriehämmer, mit deren Producten ein- und ausländiſche Eiſen- und Stahlfabriken verſorgt werden. Fünf und vierzig Eiſen-

hämmer ſtehen in einer Gegend von drei Stunden, um dieſen Ort, den Hauptſitz der Induſtrie in Eiſenwaaren, herum, die alle Arten von Eiſenwaaren zum Schiffbau verfertigen und außerdem 800 Artikel von Schneid= und andern Werkzeugen liefern. Vor dem Revolutionskriege wurden jährlich neun bis zehn Millionen Pfund Eiſen hier verkauft. Auf den achtzehn in und um Remſcheid fließenden Bächen kann ſchon ſeit mehreren Jahren keine neue Anlage gemacht werden. Die remſcheider Waaren gehen nach allen Gegenden der Welt, und viele Handlungshäuſer zu Remſcheid treiben auch einen höchſt bedeutenden Handel mit andern deutſchen und fremden Fabrikwaaren. Remſcheid iſt ein an Naturproducten ſehr armer, unfruchtbarer Diſtrict. Eiſen, Stahl, Holzkohlen und andere für die Fabriken erfoderliche Gegenſtände müſſen von andern Orten her geliefert werden. Die Zahl der Senſen, welche jährlich in Remſcheid verfertigt und nach Frankreich, Portugal, Spanien, Rußland, Amerika u. ſ. w. ausgeführt werden, beträgt regelmäßig auf 400,000 Stück. In den Pflanzungen der holländiſchen Colonien giebt man den remſcheider Werkzeugen vor allen andern den Vorzug, und ſie ſind auch faſt allein in Gebrauch.

Remus, ſ. Romulus.

Remuſat (Jean=Pierre Abel), Mitglied der Akademie und Profeſſor der chineſiſchen und tatariſchen Sprache am College de France, iſt 1788 zu Paris geboren. Er ſtudirte zwar Medicin, in welcher er auch 1814 die Doctorwürde annahm, folgte aber zugleich ſeiner Neigung, die orientaliſchen Sprachen, namentlich die chineſiſche, tatariſche, tibetaniſche u. ſ. w. gründlich kennen zu lernen. Sein hartnäckiger Fleiß wußte alle Hinderniſſe bei dieſen Studien zu beſiegen und ſchon 1811 erſchien ſein Essai sur la langue et la littérature chinoises, wodurch er die Aufmerkſamkeit der Kenner auf ſich zog und die Akademie zu Grenoble und Beſançon bewog, ihn zu ihrem Mitgliede aufzunehmen. Einige andere Schriften über das Chineſiſche folgten. Im J. 1814 ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Profeſſor und 1816 trat er in die Akademie der Inſchriften. Nach Visconti's Tode 1818 erſetzte er dieſen in der Redaction des Journal des Savants. Die vielen einzelnen Aufſätze, die hin und wieder (im Moniteur, im Journal des Savants, in den Fundgruben, in der Biographie universelle u. ſ. w.) von ihm erſchienen und zum Theil auch beſonders gedruckt worden ſind, müſſen wir, ſo wichtig und lehrreich ſie auch meiſt ſind, hier übergehen und uns nur auf die Anzeige ſeiner Hauptwerke beſchränken. Dieſe ſind außer dem genannten Essai ſein Plan d'un dictionnaire chinois (1814), Le Livre des récompenses et des peines, überſetzt aus dem Chineſiſchen (1817) u. ſ. w. Auch nahm er an dem 1814 erſchienenen 16. Bande der Mémoires concernant les Chinois Antheil, und machte 1820 in dem chineſiſchen Weltweiſen Laotſe einen zweiten Platon bekannt.

Renegaten, ſo viel als Religionsverläugner, werden beſonders die der chriſtlichen Kirche Abtrünnigen benannt, welche zum Koran übertreten. Häufig iſt bei den Renegaten Eigennutz die Triebfeder ihrer Handlung, ſeltener — ehedem mehr noch als jetzt — Zwang und Überredung der Bekenner des Islam bei gefangenen oder unter ihnen wohnenden Chriſten.

Reni (Guido), der anmuthigſte und gefälligſte Mahler, welchen Italien je hervorgebracht hat, wurde zu Bologna im Jahre 1575 geboren. Sein Vater, Samuel Reni, ein vorzüglicher Muſiker,

wollte ihn anfangs der Muſik widmen, wozu er Talent zeigte; allein er bemerkte bald ein noch größeres in dem Knaben ſchlummerndes Talent zur Mahlerei, und übergab ſeinen Sohn daher dem Unterricht des in Bologna damals in großem Anſehen ſtehenden niederländiſchen Mahlers, Dionyſius Calvart. Dieſer hatte daſelbſt eine Schule für junge Künſtler errichtet, aus welcher die größten Meiſter jener Zeit hervorgegangen ſind. Guido ſoll dort vorzüglich viel nach Albrecht Dürers Werken ſtudirt haben; dies wird wahrſcheinlich, wenn man manche von ſeinen frühern Arbeiten betrachtet, und darin, beſonders in den Gewändern, dann und wann eine Ähnlichkeit mit den Dürerſchen Gewändern, findet. Unterdeſſen hatten die Caracci eine Schule in Bologna gebildet, welche mit Calvarts Schule rivaliſirte, und nicht allein durch ihre Neuheit, ſondern weil ſie wirklich einen beſſern Geſchmack in der Kunſt wieder einzuführen bemüht war, jene zu verdunkeln anfing. Auch Guido verließ als Jüngling von zwanzig Jahren Calvarts Schule, und ging zu den Caracci über. Dieſen gab er bald Gelegenheit, ſein Talent und ſein Streben nach etwas Außerordentlichem zu bewundern, ja es ſoll ſogar Annibal Caracci auf den Beifall, welchen Guido ſchon durch ſeine jugendlichen Arbeiten einzuernten anfing, eiferſüchtig geworden ſein. Die Begierde Guido's, die Kunſtſchätze Roms mit eignen Augen zu ſchauen, ließ ihn nach Verlauf einiger Zeit auch dieſe Schule wieder verlaſſen, und mit zwei ſeiner Mitſchüler, dem Domenichino und Albani, nach Rom eilen. Um dieſe Zeit fing Guido an, nachdem er einige Gemählde des wegen ſeiner kräftigen affectvollen (jedoch unedlen und gemeinen) Manier damals über die Maßen bewunderten Caravagio geſehen hatte, deſſen Behandlungsart nachzuahmen. Sein Ruf verbreitete ſich binnen kurzem, und bewog den Cardinal Borgheſe, für die Kirche delle tre Fontane eine Kreuzigung des heil. Petrus von ihm mahlen zu laſſen (war im Pariſer Muſeum). Die kräftige Manier, in welcher dieſes Bild und mehrere andere aus derſelben Zeit gearbeitet ſind, und welche dem Guido nicht lange eigen blieb, erhöhte ſeinen Ruf immer mehr; und als der Cardinal die durch Morghens trefflichen Stich bekannte Aurora durch ihn hatte vollenden laſſen, wurde die Bewunderung für ihn allgemein. Paul V. ertheilte um dieſe Zeit Guido den Auftrag, eine Capelle auf Monte Cavallo mit Scenen aus dem Leben der Maria auszuſchmücken. Und da Guido auch dieſen Auftrag zur Zufriedenheit des heiligen Vaters ausgeführt hatte, und ihm überdies von demſelben die Auszierung einer andern Capelle in S. Maria Maggiore von demſelben anvertraut wurde, ſo bekam er binnen kurzem eine ſo große Menge Beſtellungen, daß er ſie alle zu vollenden nicht im Stande war. Aus dieſer Periode ſind unter andern wohl auch ſeine Fortuna (war im pariſer Muſeum), die Porträts Sixtus V. und des Cardinals Spada. Man kann drei verſchiedene Manieren für Guido's Mahlereien annehmen. Die erſte iſt die affectvollſte und begreift die Gemählde, welche der Behandlungsweiſe der Caracci und beſonders der des Caravagio ähnlich ſind. Starke Schatten, enggeſchloſſene Lichter, ein kräftiger markiger Pinſel, kurz das Hinarbeiten nach großem Effect zeichnen die in der erſten Periode gefertigten Arbeiten aus. Die zweite Manier bildet den völligen Gegenſatz der erſten, und wurde von Guido auch als Gegenſatz der Arbeiten des Caravagio, mit dem er in ſteten Zwiſtigkeiten lebte, aufgeſtellt. Sie zeichnet ſich durch helle, ſchattenloſe Färbung, durch einſchmeichelnde, gefällige, doch mit-

unter auch oberflächliche Behandlung aus, und iſt dem Guido ganz eigenthümlich. Seine obgedachte Aurora bildet ſchon den Übergang oder vielmehr Übertritt aus der erſten in die zweite Manier. Eine dritte Periode datirt ſich von der Zeit an, wo Guido anfing, eilfertig und ſchnell zu arbeiten, und mehr auf Geldverdienſt als ſeinen Ruhm bedacht war. Sie zeichnet ſich durch grünliche, graue und überhaupt unnatürliche Färbung, durch nachläſſige und flache Behandlung aus. Dieſe letzte Manier bemerkt man vorzüglich in der großen Fahne mit dem Schutzheiligen von Bologna, mehr oder minder in andern Gemählden, deren eine große Menge dieſer Periode angehören. Wir kehren zur Lebensbeſchreibung unſers Künſtlers zurück und erwähnen zunächſt, daß Guido unter der Regierung des Papſtes Urban VIII. mit deſſen Zahlmeiſter, dem Cardinal Spinola, wegen Bezahlung eines ſeiner Gemählde ſich entzweite, ſchnell Rom verließ und nach Bologna ging. Daſelbſt hatte er bereits unter andern Gemählden für das Haus Sampieri ſeinen heil. Petrus und Paulus, für die Dominicanerkirche aber den Kindermord gemahlt, und war jetzt im Begriff, die Capelle dieſes Heiligen mit Gemählden auszuzieren, als er nach Rom zurückberufen, dort mit Ehrenbezeigungen überhäuft und vom Papſte ſelbſt aufs liebreichſte empfangen wurde. Bald aber erfuhr Guido in Rom neue Unannehmlichkeiten, und da er auch in Neapel, wohin man ihn berief, wegen der Verfolgungen der dortigen Mahler gegen alle Ausländer von Verdienſt, ſich nicht ſicher glaubte, ſo kehrte er nach ſeiner Vaterſtadt zurück, und verließ dieſe nie wieder. In Bologna vollendete er jene obgedachte Capelle, mahlte zwei ſchöne Bilder für die Kirche de' Medicanti, für Genua eine Himmelfahrt der Maria, und eine Menge anderer für ſein Vaterland und das Ausland, beſonders für Rom. Darunter verdienen ausgezeichnet zu werden ſein heil. Michael für die Capuciner, ſeine Geſchichte des heil. Benedict für das Kloſter S. Michele in Bosco, Helena und Paris für den König von Spanien, Scenen aus dem Leben des Herkules, eine Verkündigung, der heil. Sebaſtian, ein Ecce Homo und einige Magdalenen (die das Muſeum zu Paris beſitzt), ein Chriſtusknabe auf dem Kreuz ſchlafend, eine Magdalene, ein Johannes der Täufer, das letzte Gemählde aus ſeiner erſten Manier (in der kaiſerlichen Gallerie zu Wien), eine Anbetung der Hirten, eine Charitas und Magdalene (in der Lichtenſteiniſchen Sammlung), eine Himmelfahrt, eins ſeiner ſchönſten Bilder (in der königl. Gallerie in München), ein Ecce Homo, ein Johannes der Evangeliſt, der heil. Bruno und eine Fortuna (in München), ein Ecce Homo, Chriſtus, welcher der Maria erſcheint, eine Madonna von Heiligen umgeben, Ninus und Semiramis, ein kleiner Bacchus und eine Venus (in der dresdner Gallerie). Schon in Rom hatte Guido eine eigene Schule errichtet, in Bologna vergrößerte er dieſelbe ſo weit, daß man die Zahl ſeiner Schüler auf zweihundert ſchätzt. Er arbeitete jetzt meiſt eilfertig, gewöhnte ſich an eine ganz praktiſche, unausgeführte und manierirte Behandlung, wurde nachläſſig, ließ manches durch ſeine Schüler ausführen, und, von ihm ritoccirt, für ſeine Arbeit verkaufen. Und alles dieſes blos, um ſeinem leidenſchaftlichen Hange zum Spiel zu fröhnen, welches ihm ungeheure Summen koſtete, ungerechnet die Zeit, die er unnützer Weiſe damit verbrachte. Guido verlor oft mehr in

einer Nacht, als ihm Monate lange Arbeit eingebracht hatte; oft ſchickte er, um nur Geld zum Spiel, oder nach großen Verluſten zum Lebensunterhalt zu bekommen, ins geheim Gemählde für geringen Preis zum Verkauf umher, die er ſonſt wohl für beträchtliche Summen nicht abgelaſſen hätte; er vollendete dann in der Eil Arbeiten, denen nur ſein Name Käufer verſchaffte. Er fiel deßhalb auch oft in die Hände böſer Gläubiger, war immer in Geldverlegenheiten, und dieſe ſtete Sorge, ſo wie ſeine Leidenſchaft ſelbſt nagten an ſeiner Geſundheit. Zuletzt drängten ihn die Gläubiger ſo heftig, daß er in eine Art Melancholie verfiel, die ſein Blut erhitzte und ihn bald durch ein bösartiges Fieber dahin raffte. Er ſtarb im Jahre 1642, und wurde in der Kirche S. Domenico in Bologna begraben. Betrachten wir in ſeinen Werken die einzelnen Erfoderniſſe der Kunſt näher, ſo finden wir zuerſt ſeine Zeichnung nicht immer richtig, ſelten kräftig und grandiös, ſeine Stellungen ohne große Wahl, bisweilen nicht einmal natürlich. Dagegen hat ſeine Zeichnung eine ihm eigenthümliche Grazie und Lieblichkeit, die mehr in der Behandlung des Ganzen als der einzelnen Theile beſteht, ja man muß auch dies eigentlich nur auf ſeine Köpfe einſchränken. Seine Gedanken ſind gewöhnlich, wohl gar gemein, die Anordnung des Ganzen ſelten gut, daher auch ſeine größern Compoſitionen weit weniger Wirkung machen, und weniger geſchätzt werden, als ſeine Werke von kleinerm Umfange, beſonders ſeine Halbfiguren, deren man eine große Anzahl findet. Der Wurf ſeiner Gewänder hat viel Schönes, und iſt meiſt wahr und leicht; nur fehlt es ihnen oft an Harmonie mit dem Ganzen, und an dem Charakter der Subſtanz, woraus ſie beſtehen. Einen hohen, würdevollen, mannichfaltigen, beſtimmten Ausdruck darf man eigentlich in ſeinen Werken nicht ſuchen; aber eine Zartheit und Sanftheit, Lieblichkeit und Grazie, die der Menge gefällt, eben weil ſie weniger tiefes Gefühl verräth und verlangt, iſt faſt allen ſeinen Werken gleich eigen. Dadurch erklärt ſich denn ſogleich, warum ihm Männergeſtalten, worin Kraft und Feſtigkeit dargeſtellt werden ſollen, ſelten und mehr in ſeiner frühern Periode gelangen. Ganz an ſeinem rechten Platze aber war Guido, wenn er jugendliche, beſonders weibliche Geſtalten bildete. In ihnen zeigt ſich ſein feines Gefühl für alles, was nur anmuthig, hold und zart genannt werden kann, vor allen aber ſpricht ſich dieſes Gefühl in den gen Himmel gerichteten Augen ſeiner Magdalenen und Madonnen aus. Sein Colorit iſt, wie ſchon oben gedacht worden, zwar ſelten wahr, ſondern fällt oft ins Gelbliche, noch häufiger aber ins Grünliche und Silbergraue, iſt aber doch meiſt angenehm und zeugt von der großen Leichtigkeit und Meiſterhaftigkeit ſeines Pinſels, von einer breiten, feſten und markigen Behandlung, welche aber freilich in Manier ausartete. Guido hatte nicht allein in Relief, ſondern auch einige Statuen gearbeitet; und eine ziemlich ſtarke Anzahl Blätter eigenhändig radiert, welche mit einer leichten zierlichen Nadel behandelt ſind und ſehr geſchätzt werden. Faſt ließe ſich behaupten, daß ſeine Zeichnung in dieſen Blättern richtiger und edler ſei, als ſelbſt in ſeinen Gemählden. Guido hat eine große Menge Schüler gezogen, welche alle mehr oder minder ſeiner Manier treu blieben; unter ihnen zeichnen ſich vorzüglich aus: Guido, Congiagi, Simone Cantarini Peſareſe, Francesco Ricchi, Andrea Sireni, Giovanni Sementi, G. Bat. Bolognini. B. C.

Rennell (James) ein berühmter Geograph, 1742 zu Chudleigh in Devonſhire geboren, wo ſeine Familie in gutem Anſehen ſtand. Er beſuchte eine benachbarte Schule und trat in einem funfzehnjährigen Alter als Midſhipman in den Seedienſt. Während des ſiebenjährigen Krieges zeichnete er ſich durch Unternehmungsgeiſt, beſonders bei der Belagerung von Pondichery, aus. Auf den Rath eines Freundes, der in dem India Houſe von Einfluß war, verließ er im Jahre 1766 den Seedienſt, und trat als Ingenieuroffizier in den Militärdienſt der Compagnie. Die erſte Arbeit, womit er vor dem Publicum erſchien, war a Chart of the Bank and Current of Cape Lagullas, wofür er zum Generalvermeſſer von Bengalen ernannt wurde. Bald darauf gab er ſeinen Atlas von Bengalen heraus, dem eine Nachricht vom Ganges und Burramputer (in den Philosophical transactions) folgte. Dieſe Schrift erwarb dem Verfaſſer einen ſolchen Ruhm, daß er einſtimmig zum Mitgliede der königlichen Geſellſchaft gewählt wurde. Um das Jahr 1782 kehrte er nach Europa zurück, und gab ſein berühmtes Memoir of a Map of Hindostan heraus. Als die aſiatiſche Geſellſchaft geſtiftet wurde, nahm Rennell den wärmſten Antheil daran, und gab mehrere ſchätzbare Beiträge, wiewohl anonym, zu ihren Schriften. Im Jahre 1798 half er dem unglücklichen Mungo Park bei der Herausgabe ſeiner Reiſe; für die afrikaniſche Geſellſchaft unternahm er mehrere Arbeiten zur Verbeſſerung der Geographie dieſes Welttheils. Das große Werk des Doctor Vincent über die Reiſe des Nearchus ſowohl als deſſen Werk über den Periplus verdanken ihm manchen wichtigen Aufſchluß. Von ſeinen eignen Werken verdienen noch angeführt zu werden: The geographical System of Herodotus explained und Observations on the Topography of the plain of Troy.

Rennes, vormals die Hauptſtadt von Bretagne, und jetzt die des Departements der Villaine und Ille. Sie liegt an dem Zuſammenfluß dieſer beiden Flüſſe, und auf dem erſtern können Barken bis an die Stadt ſchiffen. Über die Villaine ſind auch drei Brücken gebaut, von denen die ſchönſte (le Pont-neuf) die obere mit der untern Stadt verbindet. Die obere Stadt liegt an einer Anhöhe auf dem rechten Ufer der Villaine und iſt der vorzüglichſte Theil, mit ſchönen, gut gepflaſterten, breiten und geraden Straßen, großen öffentlichen Plätzen und vielen trefflichen Gebäuden. Die untere Stadt, auf dem linken Ufer der Villaine, iſt öftern Überſchwemmungen ausgeſetzt. An der Ille liegen die zwei Vorſtädte St. Martin und l'Eveque. Sie hat 4000 Häuſer, eine Domkirche, acht andere Kirchen, worunter die ſchöne Peterskirche mit der ſehenswerthen Façade, und viele anſehnliche Gebäude, als das ſchöne vormalige Parlamentshaus auf einem großen viereckigen Platze, das Rathhaus, das Arſenal. Die Zahl der Einwohner beträgt 26,000, welche theils beträchtlichen Speditions- und Productenhandel betreiben, theils nicht unwichtige Fabriken, als in Segeltuch, Kattun, Baumwolle, Leder ꝛc. und Wachsbleichen unterhalten. Die Stadt iſt der Sitz eines Biſchofs und des Generals der dreizehnten Militärdiviſion. Von wiſſenſchaftlichen Anſtalten und Kunſtſammlungen findet man hier eine Akademie mit zwei Facultäten des Rechts und der ſchönen Wiſſenſchaften, ein königliches Collegium, eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Künſte, eine öffentliche Bibliothek, ein Muſeum, ein Naturaliencabinet und einen botaniſchen Garten. Die Gegend umher iſt ſehr fruchtbar.

Renouard (Antoine-Auguſtin), einer der ausgezeichnetſten und kenntnißreichſten Buchhändler von Paris, der von mehreren Werken ſchätzbare Ausgaben beſorgt und ſelbſt verſchiedne intereſſante Schriften geliefert hat. Zu letztern gehören vornehmlich ſeine Annales de l'imprimerie des Alde, ou Histoire des trois Manuces et des leurs éditions, 1803, 2 Vol. 8., wozu 1812 noch ein Supplement gekommen, das Hauptwerk über dieſen Gegenſtand. Renouard iſt Beſitzer einer koſtbaren Bücherſammlung, deren Katalog unter dem Titel Catalogue de la bibliothèque d'un amateur, 4 Bde. 8. im J. 1819 erſchienen iſt und einen Schatz bibliographiſcher Notizen enthält.

Rens oder **Renſe**, ein im ehemaligen Erzſtift Cöln gelegenes Städtchen am Rhein, berühmt durch den nahe dabei befindlichen ſogenannten *Königsſtuhl* (ſ. d. Art.), ein rundes, auf ſieben Bogen ruhendes Gewölbe von Quadern, zu dem eine ſteinerne Treppe hinanführt und auf dem ſich ſieben Sitze befinden. Hier hielten ehedem die ſieben deutſchen Churfürſten ihre vorläufigen Berathſchlagungen über die Wahl der römiſch deutſchen Kaiſer und Könige. Der Bürgerſchaft von Rens Obliegenheit war, dies Gebäude ſtets in baulichem Stand zu halten; dafür genoſſen ſie das Marktrecht zu Coblenz.

Renten werden alle die Einkünfte genannt, die nicht eine Frucht perſönlicher Induſtrie, nicht die Belohnung für Amtsarbeiten ſind. Es gehören daher unter die Benennung von Renten die Zinſen ausgeliehener Capitale, die Pacht- und Miethgelder von Grundſtücken, Erbzinſen u. dergl., endlich auch die Leibrenten (ſ. d. Art.).

Repertoire heißt das Verzeichniß der ſämmtlichen gangbaren Stücke eines Theaters. Die Vorausbeſtimmung der Stücke, welche in einer Woche gegeben werden ſollen, heißt die *Austheilung*, wird nach Anleitung des Repertoire entworfen, und unter den Schauſpielern ausgetheilt. Daher der Name. Bei vielen Theatern wird dieſelbe auch wohl öffentlich bekannt gemacht. Das Repertoire einer Bühne beſtimmt ihren eigentlichen Rang in Bezug auf die dramatiſche Literatur. Je mehr echte dramatiſche Dichterwerke auf ihr gangbar ſind, deſto höher wird ſie von den wahrhaft Gebildeten geachtet, vorausgeſetzt, daß ſie gut aufgeführt werden. Daher iſt das Repertoire ein Gegenſtand der Theaterkritik, und es iſt verdienſtlich, daß der unter dem Namen Theodor Hell bekannte Schriftſteller, Herr Winkler in Dresden, ſeit 1815 ein *Tagebuch der deutſchen Bühnen* herausgiebt, welches die monatlichen Verzeichniſſe der Stücke enthält, die auf den Theatern von Bedeutung zur Aufführung gekommen ſind. Man erhält dadurch Kenntniß von der Beſchaffenheit des *Repertoire der deutſchen Bühne* überhaupt. Der Zuſtand deſſelben erſcheint darin nicht erbaulich für die Freunde der *claſſiſch* dramatiſchen Literatur, welche auf den meiſten Bühnen vor geſchmackloſen Producten und ſchalen Neuigkeiten wenig zum Wort kommt, mithin auch für die Bildung des Geſchmacks wenig oder gar nichts wirken kann, weil ſelbſt die mögliche Wirkung der ſeltenen guten Erſcheinungen durch den häufigeren Anblick des Abgeſchmackten und Gemeinen gehindert wird. Es wäre zu wünſchen, daß die Theaterkritik Vergleichungen nach Anleitung des gedachten Tagebuches anſtellte, und, um das Ehrgefühl der Directoren und Intendanten anzuregen, alljährlich die beiden Theater öffentlich nennte, welche reſp. die meiſten und die wenigſten Darſtellungen claſſiſcher Werke gegeben haben. A. Mnr.

Replik, ſ. Duplik.

Repnin (Fürſt Nicolai), ruſſiſch-kaiſerlicher Generallieutenant und Generaladjutant, Ritter mehrerer ruſſiſchen und fremden Orden, iſt der älteſte Sohn des Generals Fürſten Wolkonsky, Gouverneurs von Orenburg. Sein Großvater mütterlicher Seite, der durch ſeine ruhmvollen Feldzüge gegen die Türken, durch ſeine Ambaſſaden in Conſtantinopel (im J. 1775) und Warſchau berühmt gewordne Feldmarſchall Fürſt Repnin, nahm, da er keinen Sohn hatte, ſeinen Enkel an Kindes Statt an, und vererbte ihm mit ſeinem Namen ſeine beträchtlichen Güter. Die Brüder des Fürſten führen daher noch ihren väterlichen Namen Wolkonsky. — Fürſt Nicolai Repnin wurde unter den Augen ſeines Großvaters erzogen, er begleitete ihn nach Berlin, wo der Feldmarſchall als außerordentlicher Botſchafter im J. 1798 auftrat. In einer ſolchen Schule konnte der junge Fürſt, damals Huſarenoffizier, ſich nicht anders als vielſeitig vortheilhaft entwickeln. Das Vorbild und die Leitung ſeines erlauchten Großvaters äußerten auch bald den günſtigſten Einfluß auf den jungen Fürſten, der mit großem Ernſt, oft mit Strenge, zur Pünctlichkeit in Erfüllung ſeiner Dienſtpflichten angehalten wurde. Im Fache der Mathematik, Algebra, Geſchichte, Geographie und Statiſtik, in den lebenden Sprachen und allen dem Offiziere und Staatsmanne erfoderlichen Kenntniſſen zeichnete er ſich bald vorzüglich aus. — Schon jung war der Fürſt, wie der größte Theil des ruſſiſchen Adels, in den Dienſt der ruſſiſchen Leibgarden eingetreten Nach dem Tode ſeines Großvaters bewohnte er abwechſelnd Petersburg, Moskau, und bereiſte ſeine beträchtlichen Güter. In Moskau vermählte er ſich in den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts mit der älteſten Tochter des Geheimenraths, Grafen Alexei Raſumowsky, jetzt Miniſters der öffentlichen Aufklärung. Seine Gemahlin, geiſtreich, gebildet, von dem liebenswürdigſten Charakter, ſchenkte ihm mehrere Kinder, von denen jetzt noch drei, zwei Töchter und ein Sohn, am Leben ſind. — Beim Ausbruche des Kriegs 1805 verließ der Fürſt, damals Oberſter der Chevaliergarde, ſein Vaterland, um den Feldzug gegen Napoleon mitzumachen. In der Schlacht von Auſterlitz, den 2 Dec. 1805, ward er bei einem Cavallerieangriff des Garderegiments, welches er commandirte, am Kopfe verwundet, vom Feinde umringt und gefangen genommen. Da ſeine Wunde ihn aber bis zum Abſchluß des Friedens in Linz zurückhielt, wohin ſeine Gemahlin voll ſorgender Liebe geeilt war, um ihn zu pflegen, ſo erfolgte bald die Auswechslung. Die in dieſem Feldzug bewieſene Tapferkeit ward durch die ehrenvolle Auszeichnung des St. Georgenordens vierter Claſſe belohnt, nachdem ſich der Fürſt ſchon früher bei Organiſirung der Milizen in ſeinem Vaterlande die goldne Ehrenmedaille am Wladimirsbande erworben hatte. Nach hergeſtellter Geſundheit und nach Rückkehr des Friedens lebte er meiſt in Moskau in den glücklichſten Familienverhältniſſen. Im J. 1809 trat der Fürſt, der indeß zum Generalmajor vorgerückt war, in die diplomatiſche Laufbahn. Der Kaiſer Alexander ernannte ihn zum außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter am damaligen weſtphäliſchen Hofe. Von ſeiner Familie begleitet, kam er im Sommer 1809 in Caſſel an. Im folgenden Jahre wurde er zum Miniſter am königlich ſpaniſchen Hofe ernannt, und erhielt als Beweis der beſondern Zufriedenheit mit den bisher geleiſteten Dienſten den St. Annenorden erſter Claſſe. Die Reiſe ging mit einem zahlreichen Gefolge über Frankfurt nach Paris. Die göttinger Societät der Wiſſenſchaften hatte dem Fürſten kurz vorher das Diplom eines

Mitglieds überſandt, und dadurch ſeinen vielſeitigen Kenntniſſen gehuldigt. In Paris wartete der Fürſt auf ſeine Inſtructionen für den neuen madrider Poſten; ſein Aufenthalt verzögerte ſich aber aus mehrern in der eiferſüchtigen Politik des damaligen Beherrſchers Frankreichs liegenden Gründen. Die benöthigten Päſſe nach Spanien wurden ſo lange verweigert, bis an die Stelle des Fürſten nur ein Geſchäftsträger (Baron Mohrenheim) nach Madrid abging. Der Fürſt kehrte alſo 1811, von dem ſich nähernden Gewitter überzeugt, durch Deutſchland und Preußen nach St. Petersburg zurück. Kaum begann der Feldzug von 1812, ſo erhielt der Fürſt ein Cavalleriecommando im Armeecorps des Grafen Wittgenſtein, und zeichnete ſich auch hier durch Einſicht und Eifer aus. Nach der Schlacht bei Leipzig, welcher der Fürſt gleichfalls beiwohnte, vertrauten ihm die alliirten Souveräne das Generalgouvernement des Königreichs Sachſen mit ſehr ausgedehnten Vollmachten an. Im Herbſte 1814 nahm dieſe Adminiſtration ein Ende, und die königlich preußiſche trat an deren Stelle. Fürſt Repnin verließ Dresden, um ſich nach Wien zu begeben, wo er während der Congreßverhandlungen blieb. Seine häuslichen Angelegenheiten nöthigten ihn im Jahre 1815 zu einer Reiſe nach St. Petersburg; nach wenig Monaten kam er aber zu den Seinigen nach Wien zurück, um an der Seite ſeines Monarchen den Feldzug gegen den aus Elba zurückgekehrten Uſurpator mitzumachen, und theilte die Ehre, mit als Sieger in Paris einzuziehen. Im J. 1816 ward er zum Generalgouverneur von Pultawa ernannt.

Repräſentanten, Repräſentation u. ſ. w., ſ. Volksvertreter und Stände.

Repräſentationsrecht iſt das Recht, welches die Kindeskinder eines Erblaſſers berechtigt, wenn ihre Ältern geſtorben ſind, mit den noch lebenden Geſchwiſtern ihrer Ältern in gleichen Theilen zu erben, da ſie an die Stelle des in der Erbſchaftskette ausgefallenen Gliedes (ihres Vaters oder ihrer Mutter) treten, und ſo dieſelben repräſentiren.

Repreſſalien ſind Wiedervergeltungen, Feindſeligkeiten, die für Feindſeligkeiten ausgeübt werden. Wenn ein Staat ſich gegen die Unterthanen eines andern Gewaltthätigkeiten erlaubt, ſo braucht der in ſeinem Gliede beleidigte Staat Repreſſalien, wenn er an den in ſeiner Gewalt ſich befindenden Unterthanen des beleidigenden Staates Gleiches übt. In Kriegszeiten wird dieſe traurige Maßregel, die freilich manchmal nothwendig ſein mag, immer aber auf der Wagſchale der Maral und Humanität verdientermaßen verworfen werden wird, erfoderlichen Falls an den Gütern und dem Eigenthum der gegenſeitigen Unterthanen, ſeltner in unſern vorgeſchrittenen Jahrhunderten an den Perſonen derſelben ausgeübt. Im weitern Sinn iſt Retorſion mit Repreſſalien gleichbedeutend; im engern Sinne ſind beide verſchieden, und zwar ſo. Retorſion iſt überhaupt Erwiederung einer nachtheiligen Maxime oder Handlungsweiſe gegen denjenigen, der ſie zuerſt angewendet, insbeſondere bezieht ſie ſich auf Privatſachen, welche das Wohl des ganzen Volks nicht betreffen, mit einem Worte ſie iſt civiliſtiſch, und es braucht nicht bei ihr von einer eigentlichen Rechtsverletzung die Rede zu ſein, wie z. B. bei Abzugsgeldern. Die Repreſſalien im engern Sinn aber beſtehen in der Ausübung des Zwangsrechts durch Detention der einem andern Volke angehörigen Sachen oder Perſon, und ſetzen als eine Art Selbſtpfändung zum Behufe des Schadenerſatzes oder der

Genugthuung Verletzung vollkommner Verbindlichkeiten voraus. Sie ſind folglich mehr publiciſtiſch. Jene ſcheint ferner nur durch Erwiederung derſelben Handlungsweiſe, dieſe auch durch eine ſtellvertretende vollzogen zu werden.

Repriſe. Wenn ein Schiff von einem feindlichen Caper aufgebracht wird, ſo heißt es eine Priſe (es wird für gute Priſe erklärt, für Beute des Caperſchiffes). Repriſe wird es, wenn, genommen bereits von einem feindlichen Schiffe, es dieſem wieder abgejagt wird, gleichviel, ob durch ein andres gleichfalls feindliches, oder durch eins von der eignen Nation.

Reproduction, Wiedererſtattung, Wiedererſatz des Verlornen, wurde zuerſt gebraucht von der Erſcheinung am thieriſchen Körper, wobei die zerſtörten oder verletzten Theile wieder gebildet werden, und dann wohl auch Regeneration genannt. Dieſe Art der Reproduction findet ſich vorzüglich in den niedern Thierclaſſen ſehr kräftig; dem Krebſe z. B. wachſen die Scheren und Füße wieder, wenn er ſie verloren hat; in den höhern Thierclaſſen iſt die Regeneration ſo kräftig nicht, denn ganze Glieder, die verloren gehen, erzeugen ſich nie wieder, ja die nur einigermaßen zuſammengeſetzten Organe, wie Arterien, Venen, Muskeln, Knochen, Nerven, beſitzen dieſe Eigenſchaft nur in geringem Grade; iſt eins von ihnen ganz verloren gegangen, ſo bemerkt man gar keine Wiedererzeugung deſſelben; ſind aber Theile deſſelben ausgeſchnitten, oder durch Brand, Eiterung u. ſ. w. zerſtört worden, ſo erzeugt ſich in dem Zwiſchenraume eine neue Maſſe, die der urſprünglichen Structur des Organs zwar ähnlich iſt, auf ähnliche Weiſe wirkt, aber nie gänzlich identiſch wird. Daher kommt es, daß eine Spur der Verletzung für immer zurückbleibt, die Narbe genannt wird, wenn ſie auf der äußern Haut ſichtbar iſt. Auf eine ähnliche Art entſteht der Callus an gebrochnen Knochen. Vollkommen reproducirt ſich nur das Zellgewebe und das Oberhäutchen (cuticula epidermis), wo man keine Spur einer dageweſenen Verletzung bemerken kann, wenn die Wunde geheilt iſt. — In neuern Zeiten iſt der Begriff von Reproduction viel weiter ausgedehnt worden, und es erhielt dies Wort eine ganz andre Bedeutung. Man bemerkte nämlich, daß auf verſchiedne Weiſe fortwährend eine große Menge von Stoffen aus dem organiſchen Körper ausgeſondert wird, und für ihn verloren geht, und daß es dagegen viele Functionen giebt, die dieſe verloren gegangnen Theile wieder erſetzen, und ſo einer ſchnellen Aufreibung und Verzehrung des Körpers vorbeugen ſollen. Die Functionen nun, vermittelſt deren beides geſchieht, faßte man unter dem allgemeinen Begriff von Reproduction zuſammen, und das Syſtem von Organen, die auf die angegebne Weiſe wirken, wird Reproductionsſyſtem genannt. Der Begriff der Reproduction faßt daher alle die von Galen functiones naturales genannten Verrichtungen, ja auch zum Theil die functiones vitales in ſich, und wurde von den neueſten Phyſiologen zu einer der Grundfunctionen erhoben, deren man nur drei am thieriſchen Körper anerkennt, nämlich die Reproduction, Irritabilität (Beweglichkeit, ſ. Reizbarkeit), Senſibilität (Empfindlichkeit, ſ. Senſibilität). Wenn die beiden letzten ſich vorzüglich auf die Zeit beziehen, ſo geht die erſte vorzugsweiſe auf den Raum, den ſie bildet, und in ſeiner Miſchung erhält; wenn daher jene dynamiſch zu ſein ſcheinen, ſo iſt dieſe, die Reproduction, mehr chemiſch, denn durch Miſchung

nur kann etwas Materielles ſich bilden, und in der Miſchung nur beſtehen. Aber es haben die beiden andern Grundfunctionen, die Irritabilität und Senſibilität, und die einzelnen Functionen, in denen ſie ſich äußern, einen ſehr bedeutenden Einfluß auf die Reproduction, und es wird derſelbe theils durch die Bewegung der Gefäße oder eigenthümlicher Muskelfibern in den reproductiven Organen, von Seiten der Irritabilität, theils durch die Nerven, die in jedem Organe ſich befinden, von Seiten der Senſibilität vermittelt, und er iſt ſo bedeutend, daß ohne beide ſchlechterdings keine reproductive Function vor ſich gehen kann. Daher kommt es, daß nicht nach den gewöhnlichen chemiſchen Affinitätsgeſetzen die Miſchungen in dem organiſchen Körper vorzugehen ſcheinen, ſondern es muß für dieſen eigenthümliche Verwandtſchaftsgeſetze geben. Aus demſelben Grunde iſt es erklärlich, daß wir nicht im Stande ſind, auch nur einen einzigen organiſchen Theil durch chemiſche Verbindung hervorzubringen, wenn auch die nähern und entferntern Beſtandtheile unſern Chemikern noch ſo bekannt zu ſein ſcheinen. Und endlich muß es aus demſelben Einfluſſe abgeleitet werden, daß die Beſtandtheile der einzelnen Organismen und organiſchen Theile ſo wenig von einander abweichen, und doch eine ſo außerordentliche Verſchiedenheit in Hinſicht auf ihre Geſtalt, ihre Eigenſchaften und ihre Verrichtungen nicht zu verkennen iſt. Soll aber irgend etwas wieder erſetzt werden, ſo kann dies nicht geſchehen, ohne neuen Stoff dazu zu erhalten; der alte iſt zum Theil verbraucht, verändert, vermindert worden, und aus Nichts kann auch das Leben nichts machen. Daher beſteht die Reproduction in einer Aufnahme und Umwandlung von außen aufgenommener Stoffe, die unter dem Namen von Speiſe und Getränk in den Körper gebracht, und durch eine Menge reproductiver Functionen in eine gleichmäßig gemiſchte Maſſe vereinigt werden, aus welcher dann durch eine neue Umwandlung ſehr verſchiedne Theile gebildet werden. — Der Apparat von Organen, durch den dies geſchieht, iſt bei verſchiednen Thierclaſſen höchſt verſchieden, bei den niedern ſehr einfach, zuſammengeſetzter bei den höhern, bei dem Menſchen am meiſten complicirt. Die verſchiedenen Arten der Verdauung ſ. unter dem Artikel Verdauung. Schon auf die Vorverdauung äußert die Irritabilität und Senſibilität bedeutenden Einfluß; geht doch die ganze Bewegung durch die erſte vor, und wird doch auch dieſe ſogar durch die letztre vermittelt. Ja auch der Hunger, das Gefühl des Bedürfniſſes der Speiſe, iſt ja ein Act der Senſibilität, und die Aufnahme iſt bei dem freien Menſchen ſogar der Willkür anheimgeſtellt, eben ſo wie die Auswahl unter den einzelnen Speiſen und Getränken. Je mehr aber bei dieſem Acte die Senſibilität und Irritabilität, Empfindung und Bewegung, ſich vorherrſchend äußern, deſto mehr tritt die eigentliche reproductive und chemiſche Wirkungsart in den Hintergrund. Zwar geht auch im Munde ſchon eine Vermiſchung der Speiſen mit Speichel vor; aber es wird mehr eine Vermengung, als eigentliche Miſchung oder chemiſche Durchdringung, wie dies der Augenſchein klar genug zeigt. Dieſe Wirkungsweiſe erhält dann aber die Oberhand im Magen und Darmcanale, wie ſchon Spallanzani's berühmte Verſuche beweiſen, der Stücke Fleiſch, Früchte u. ſ. w. in metallene oder hölzerne Kapſeln mit durchlöcherten Seitenwänden legte, ſie von Thieren mit häutigem Magen verſchlucken ließ, und bei der Wiederherausnahme die Speiſen ſehr verändert, zum Theil verdauet fand. Die

Flüſſigkeit, die eine ſolche Auflöſung verurſacht, iſt der Magenſaft, der in großer Menge von den Magenhäuten aus den Gefäßen abgeſchieden wird, und die zermalmten Speiſen durchdringt und auflöſ't. Aus dem Magen gelangt der Chymus durch den Pylorus in den Zwölffingerdarm, um vorzüglich durch Miſchung noch bedeutendere Veränderungen zu erleiden. (S. d. Art. Galle und Verdauung.) Hier tragen der Darmſchleim und der pankreatiſche Saft, die auf ähnliche Weiſe wie der Speichel und Magenſaft wirken und zur weitern Verähnlichung das Ihrige beitragen, und die Galle vorzüglich viel zur Zerſetzung des Chymus bei, wodurch der Chylus, (Milchſaft) abgeſchieden wird. Dieſe Flüſſigkeit wird nun von den zahlloſen Enden der ſogenannten Milchgefäße, die hier auf eine bewundernswürdige Weiſe, nachdem ſie den Darm durchbohrt haben, in der Höhle des Darmcanals hervorragen, aufgeſogen und das Reſiduum bewegt ſich in dem Darmcanale immer weiter, bis es in den dritten Darm gelangt, und ſogleich in dem Anfange deſſelben, in den Blinddarm, in einen gewiſſen Grad von Fäulniß übergeht. Aller aufgeſogne Chylus geht in den Milchgefäßen zu den Gekrösdrüſen, und ſammelt ſich endlich in einem allgemeinen Behälter (cisterna oder receptaculum chyli), der in der Gegend des dritten Lendenwirbelbeines dicht hinter der Aorta zu liegen pflegt. (S. die Art. Aſſimilation und Blut.) Mit dem Blute innig vermiſcht, geht er aus dem Herzen nach den Lungen, wird daſelbſt durch die Einwirkung der Sauerſtoffgaſes der atmoſphäriſchen Luft zu dem Charakter des arteriellen Blutes erhoben, und kehrt als ſolches zum Herzen zurück, von welchem es durch die Arterien in den ganzen Körper verbreitet wird. Hier gehen neue chemiſch-organiſche Veränderungen mit demſelben vor, die ſich in zwei Claſſen vereinigen laſſen, nämlich in die Ernährung und Abſonderung. Durch die erſte werden feſte, durch die andre flüſſige Theile aus dem Blute gebildet; die erſte erhält die ſämmtlichen Organe in ihrer Textur, Structur, in ihrer Miſchung und Form, und vermittelt ſo den nie zu verkennenden Einfluß der Reproduction auf Senſibilität und Irritabilität; die andre erzeugt Flüſſigkeiten, die bald auf eine beſtimmte Weiſe in die Kette der organiſchen, vorzüglich reproductiven Verrichtungen eingreifen, bald irgend einen vorwaltenden Beſtandtheil, der in zu großer Menge ſchädlich ſein würde, ausleeren (Excretion). S. den Artikel Ernährung. — In beiden wird nicht alles Blut conſumirt, ſondern nur ein Theil deſſelben, und das übrige ſammelt ſich in den Venen an, die endlich in dem Herzen zuſammenfließen; und es bleiben auch endlich weder in den Organen die ernährenden Theile angehäuft, noch auch die abgeſonderten Flüſſigkeiten unverändert, ſondern auf beide wirken die Enden des lymphatiſchen Gefäßſyſtems auf eine ähnliche Weiſe, wie auf den Chylus, ſie ſaugen ein, bilden daraus die Lymphe, und führen ſie in das Venenblut über. Das iſt der große Kreis der reproductiven Functionen, der den Körper in ſeiner Miſchung, und alſo geſund erhält, und eine ſehr nothwendige Bedingung des Lebens ausmacht, denn es giebt nicht eine einzige Function, die den Einfluß der Reproduction nicht erführe. Auch die Senſibilität und Irritabilität müſſen es geſtatten, daß ihre eigenthümlichen Organe durch die Ernährung erhalten, durch Abſorption wieder aufgeſogen werden; ſie bedürfen nicht ſelten auch einzelner Secretionen, um ſich äußern zu können, ſo z. B. in den Sinnen. Endlich ſtehen alle einzelnen reproduc-

tiven Functionen in dynamiſcher Beziehung zur Senſibilität vorzüglich und durch dieſe auch zur Irritabilität, daher leiden dieſe beiden Functionen in Krankheiten der erſtern. Wenn irgend ein Glied in der geſchloſſenen Kette der reproductiven Functionen leidet, müſſen die andern und das ganze Syſtem mit leiden; da ferner die reproductiven Functionen auch ihrer Seits einen ſehr bedeutenden Einfluß auf die übrigen Functionen, nämlich auf die der Bewegung und Empfindung, Irritabilität und Senſibilität, haben, ſo folgt natürlich, daß auch dieſe durch die Krankheiten der erſtern afficirt werden; ja eine Menge von irritablen und ſenſiblen Krankheiten haben ihren offenbaren Urſprung in der Reproduction, z. B. die Convulſionen, Epilepſien von Würmern, viele Fieber von Unterleibsſtörungen. Eben ſo wirken aber auch die urſprünglich ſenſiblen und irritablen Krankheiten nachtheilig auf die Reproduction und bringen wieder mancherlei Störungen hervor, die als Symptome jener Krankheiten erſcheinen, wie ſich in der Abmagerung, Appetitloſigkeit, ſchlechten Verdauung, die beinahe in jedem Fieber und jeder fieberhaften Krankheit bemerkbar ſind, zeigt. Wenn daher von Krankheiten der Reproduction geſprochen wird, ſo heißt dies nichts weiter, als es leide in ihnen die Reproduction, oder eine ihrer Functionen ganz vorzüglich, dieſe ſei als die Urſache der Zufälle anzuſehen. Unter den Urſachen der Leiden der Reproduction iſt der Mangel an Speiſe und Getränk das erſte, was uns aufſtößt. Iſt er plötzlich eintretend und mangelt es irgend einem Individuum gänzlich daran, ſo entſteht der fürchterliche Hungertod nach wenigen Tagen unter nervöſen Zufällen, nicht ſelten auch von Entzündung und Desorganiſation des Magens begleitet. Fehlt es dagegen uns nach und nach an Speiſen, ſo entſtehen hectiſche Fieber und auszehrende, auch wohl organiſche Fehler der Unterleibsorgane. Viel häufiger erſcheint dagegen der Genuß zu vieler, oder nicht guter, oder für den individuellen Zuſtand nicht paſſender Speiſen als Urſache von Störungen in den Reproductionsorganen. Gegen die erſte Sünde in der Art verwahrt ſich die Natur von ſelbſt, indem das Unpaſſende für die Verdauung durch freiwilliges Erbrechen, unter einigen läſtigen aber bald vorübergehenden Symptomen, wieder ausgeworfen wird. Hat aber der Körper Kräfte genug, und übt man dieſe ſyſtematiſch, indem man zu viel eſſen lernt, und kommt noch etwa wenig Bewegung hinzu, ſo entſteht der Anſatz zu vielen Fettes (Polyſarcia genannt). Sind dagegen die Kräfte nicht ausreichend, ſo entſtehen langwierige Fehler der Unterleibsorgane, vorzüglich Störungen in den Secretionen derſelben, und es kann durch dieſe Mittelglieder ſogar ein abgezehrter Zuſtand durch zu vieles Eſſen hervorgebracht werden. Insbeſondere ſind es die vegetabiliſchen Nahrungsmittel, die gern Säure in den erſten Wegen hervorbringen und die Schleimſecretion afficiren; animale Nahrungsmittel begünſtigen dagegen mehr die Fäulniß, ſo wie ſie die Gallenſecretion vorzüglich afficiren; fette Speiſen erzeugen die ranzige Fettſäure, die ſich durch Sodbrennen, Ekel u. ſ. w. zu erkennen giebt. Außer dieſen Urſachen können auch alle andern Krankheitsurſachen, die allgemein auf den Körper wirken, ja eine Menge andrer Krankheiten ſelbſt, Veranlaſſungen zu Krankheiten der Reproduction werden. — Die Krankheiten der Reproductionsorgane ſind theils ſolche, die auch andre Organe befallen können, theils eigenthümliche. Zu den erſtern gehören vorzüglich die Entzündung und deren Ausgänge, Vereiterung, Verhärtung, Verwachſung, Ausſchwitzung, Brand. Allein auch dieſe

äußern ſich deßwegen eigenthümlich, weil ſie die Functionen des Reproductionsſyſtems abändern. In eben dieſen abgeänderten Functionen beruht auch das Weſen der eigenthümlichen Reproductionskrankheiten, die wir jetzt betrachten wollen. Im Munde aber wird das Kauen durch Fehler der Zähne, durch Entzündung und Vereiterung, Verwundung und Krebs der Zunge, durch Geſchwüre oder Anſchwellungen in irgend einem Theile des Mundes, vorzüglich auch durch Speichelfluß, endlich durch Krampf (trismus) oder Schwäche der Kaumuskeln gehindert; das Schlucken aber durch Entzündung in der Rachenhöhle, Verwachſung oder krampfhafte Verengerung der Speiſeröhre erſchwert und es müſſen daher die angegebnen Folgen der zu geringen Menge von Nahrungsmitteln entſtehen; wenn dagegen, wie im Speichelfluß, in den Aphthen und in der Mundfäule, die Secretion in dieſen Theilen krank iſt, ſo muß die Vorverdauung und deßwegen auch die eigentliche Verdauung in Hinſicht auf Miſchung leiden; daher in den genannten Krankheiten Unterleibsbeſchwerden ſo gewöhnlich ſind. — Auch in dem Magen und Darmcanal können eine Menge Störungen Statt haben und ſie wirken natürlich auf die reproductiven Functionen ganz vorzüglich ein, ſie mögen nun die Senſibilität, die Irritabilität oder die Reproduction in demſelben afficiren. (S. die Verdauungs- und Unterleibskrankheiten in den Artikeln Verdauung und Unterleib.) Sowohl durch die krankhaften Affectionen der Senſibilität und Irritabilität im Darmcanale, als auch urſprünglich durch das Leiden der ſecernirenden Organe müſſen die Secretionen abgeändert werden, und es gehen dieſelben bald in zu großer oder zu geringer Menge, bald in abnormer Miſchung von Statten. Der Magenſaft ſcheint bald zu ſauer, bald zu alkaliſch zu werden; vorzüglich aber iſt es die Galle und der Darmſchleim, die häufig krankhafte Erſcheinungen eigenthümlicher Art hervorbringen, und die bisweilen in hohem Grade entmiſcht erſcheinen. Die Fehler derſelben wirken nun nicht nur auf die Bewegung und Empfindung des Darmcanals ein, ſondern ſie müſſen auch ganz vorzüglich die Miſchung der Stoffe in dem Darmcanale abändern. Und darin kommen am Ende alle möglichen Krankheiten des Darmcanals mit einander überein, daß ſie die Miſchung des Chymus angehen; dieſer muß denn aber auf vielfache Weiſe krankhafte Zufälle hervorbringen und er theilt dieſelben dem ganzen Körper auf verſchiednen Wegen mit. Wie die Stoffe verſchieden ſind, die ſich in dem Darmcanale anhäufen, ſo ſind auch die dadurch erregten Zufälle anders. Die Würmer haben ihre eigenthümlichen Symptome; andre gewährt die Anhäufung von Schleim, Galle, Eiter, Blut u. ſ. w. — Iſt denn nun aber der Chymus aus irgend einer Urſache verändert, iſt entweder die Miſchung deſſelben fehlerhaft, und wird er zu langſam oder zu ſchnell fortbewegt, findet er ſich in zu großer oder zu geringer Menge in dem Darmcanal vor; ſo muß dies alles nachtheilig auf die Bereitung des Chylus einwirken und es kann unmöglich in einem dieſer Fälle ein guter Chylus abgeſondert werden. So kann die fernere Bearbeitung deſſelben in den Lymphgefäßen und Drüſen, durch Krankheiten dieſer Theile, ferner die Blutbereitung durch Krankheiten der Lungen fehlerhaft werden, wodurch wieder mancherlei Fehler der Ernährung und Abſonderungen entſtehen. Doch ſind die letztern nicht von dem Blute allein abzuleiten, ſondern auch hier concurriren mehrere andre Umſtände, nämlich die Herrſchaft, die das Nervenſyſtem auch auf dieſe Function unmittelbar ausübt, der ſympathiſche Einfluß andrer Orga-

ne, die eigenthümliche reproductive Thätigkeit in jedem Organe, das ernährt werden oder in dem die Abſonderung geſchehen ſoll, und endlich auch die entgegengeſetzte Thätigkeit des lymphatiſchen und venöſen Gefäßſyſtems. Iſt einer von dieſen Umſtänden krankhaft, ſo muß auch die Ernährung des betroffenen Theils oder die Secretion nicht nur überhaupt krank werden, ſondern es müſſen daraus gerade die verſchiedenartigſten Krankheiten entſtehen, z. B. die Fettſucht, die Schwindſuchten, der Scharbock, die Bleichſucht, Waſſerſucht, Skropheln, Rhachitis, u. a. m., von denen unter ihren Artikeln das Weitere nachzuſehen iſt. — Wird die Ernährung an einzelnen Organen durch örtlich einwirkende Urſachen auf irgend eine Weiſe geſtört, ſo entſtehen daher die örtlichen Fehler, die als Desorganiſationen, Afterorganiſationen bekannt, und ſo häufig und theils nach den verſchiednen leidenden Organen, theils nach den einzelnen Urſachen ſo höchſt mannichfaltig und verſchiedenartig ſind, daß ſich eine beſondre Doctrin, die pathologiſche Anatomie, das Auffinden derſelben zum eigenthümlichen Zwecke gemacht hat. — Auch die einzelnen Secretionen ſind häufig krank, und ſie kommen darin mit einander überein, daß ſie entweder in zu großer oder zu geringer Menge, oder endlich in krankhafter Miſchung von Statten gehen. In dem Ausführungsapparate einiger bilden ſich wohl auch ſteinige Concremente, die zu eigenthümlichen Krankheiten werden, z. B. in den Urinwegen, den Gallenwegen und den Ausführungsgängen der Speicheldrüſen. — Aber auch dieſe örtlichen Fehler wirken in dem geſchloſſenen Kreiſe der Functionen und Organe nach allen Seiten in jeder Richtung nachtheilig ein, und werden vorzüglich, wenn ſie edlere Organe betreffen, oft genug Urſachen großer Beſchwerden, und endlich des Todes.

Reproductive Einbildungskraft, ſ. Einbildungskraft.

Reptilien (reptilia), heißen in der Naturlehre alle diejenigen Thiere, welche ſich kriechend oder ſich ſchlängelnd (ohne Füße und Floßfedern) fortbewegen.

Repton (Humphrey), gegenwärtig der berühmteſte Gartenkünſtler im Großen (jardinier paysagiste), den die brittiſchen Inſeln aufzuweiſen haben. Er iſt das für England, was zu ſeiner Zeit Le Notre, der Schöpfer des franzöſiſchen Gartengeſchmacks unter Ludwig XIV., in Frankreich war. Repton iſt 1752 geboren und man hat eine bedeutende Anzahl Schriften über die höhere Gartenkunſt von ihm.

Republik wird gewöhnlich durch Freiſtaat überſetzt, ob es gleich Republiken gegeben hat, die nichts weniger als Freiſtaaten waren, indem ſie keine die Freiheit des Volks ſicherſtellende Verfaſſungs- und Verwaltungsform hatten, wie die ehemaligen Republiken Polen, Venedig und einige Ariſtokratien der Eidgenoſſenſchaft. Überhaupt wird die Republik der Monarchie (ſ. d.) entgegengeſetzt, in wie fern in jener Mehrere die höchſte Gewalt beſitzen und darſtellen, in dieſer nur Einer. Sind jene Mehreren die Volksgemeinde, die Volksverſammlung, wie in den alten griechiſchen Freiſtaaten und in einigen Schweizer-Cantonen, oder die Volksvertreter, wie in Frankreich zur Zeit der Conventsregierung, und in allen durch ein Wahlgeſetz geordneten Repräſentativ-Freiſtaaten: ſo heißt die Republik eine Demokratie (ſ. d.); ſind aber nur gewiſſe Geſchlechter, die Optimaten, in dem erblichen Beſitze der höchſten Gewalt: ſo heißt ſie eine Ariſtokratie (ſ. d.). Jene kann ausarten in eine Ochlokratie (ſ. d.); beide in eine Oligarchie (ſ. d.).

Repräſentativ- und Föderativ-Staaten (ſ. d.) ſtellen gewöhnlich republikaniſche und monarchiſche Formen vereinigt dar. *Reine* Republiken aber, ohne monarchiſche Einheit der Vollziehungsgewalt, fallen nur zu oft in anarchiſche Zerrüttung, als daß ihr Daſein wünſchenswerth wäre. Nehmen wir daher lieber das Wort Republik im Sinne der Alten, als die res publica, als das *Gemeinweſen des Bürgerthums*. Hiernach bedeutet es einen Staat, deſſen Verfaſſungs und Verwaltungsformen jeden Einzelnen im Staate zu der Überzeugung führen können, daß er ein *Vaterland* habe, d. h. eine unter dem Schutze des Rechts ſtehende Heimath, *in* welcher und *für* welche er als *Menſch und Bürger* zu leben und zu ſterben wünſchen muß. In dieſem Sinne kann und ſoll auch ſelbſt die uneingeſchränkte Monarchie wenigſtens eine republikaniſche *Verwaltung* haben, d. i eine ſolche, die in jedem Unterthan den rechtlich freien Bürger anerkennt und das Ganze unter das Geſetz ſtellt, jeden Einzelnen aber gleich geſetzmäßig behandelt. Von jeher haben die Völker das Bedürfniß einer ſolchen Regierung gefühlt und durch Verfaſſungsgeſetze, unter dem Schutze der monarchiſchen Gewalt, eine republikaniſche Verwaltungsform zu erlangen geſucht; auch haben wahrhaft große Herrſcher in einer volksrechtlichen Staatsverwaltung den Grund ihrer Macht und ihres Ruhms erkannt. Dagegen aber hat in keiner Monarchie die Verwaltung jenen rechtlich freien, geſetzmäßigen Charakter annehmen können, wo zwiſchen dem Throne und dem Volke eine Ariſtokratie, d. h. eine mit der oberen Verwaltung ausſchließend bevorrechtete Familien Kaſte beſtand, die eben ſo eiferſüchtig gegen das Volk als gegen den Thron nur in der Fortdauer ihrer Privilegien das Heil des Ganzen ſah, wie die Häupter der Fronde unter Ludwig XIV. und wie die Ultras der neueſten Zeit. Dieſe durch die Geſchichte ſowohl der römiſchen Republik als auch der italieniſchen Republiken des Mittelalters und der germaniſchen Feudalſtaaten beſtätigte Wahrheit rechtfertigt das Verlangen der Völker nach freiſinnigen Verfaſſungsgeſetzen, welche allein der Verwaltung des Staats den Charakter eines Gemeinweſens — einer Republik — geben, und die ariſtokratiſche Gewalt, da wo ſie (wie in der Adels- oder Pairskammer) vorhanden iſt, durch ein demokratiſches Gegengewicht (durch freigewählte Abgeordnete aus dem Volke) mäßigen können. Denn in den uneingeſchränkten Monarchien und in den Feudalſtaaten giebt es kein anderes Mittel, jenes Gemeinweſen im Staate herzuſtellen, als die Perſönlichkeit des Monarchen und die dadurch zum Theil mit bedingte Perſönlichkeit der höheren Staatsbeamten. Da nun dieſe Perſönlichkeit größtentheils das Ergebniß ihrer Erziehung und Jugendbildung iſt, ſo folgt, daß dieſe in keinem Falle ultraroyaliſtiſch, nicht einmal royaliſtiſch, noch weniger ariſtokratiſch, ſondern daß ſie *republikaniſch* ſein muß. So gab die kluge Catharina ihrem Enkel Alexander den Republikaner La Harpe zum Erzieher, ohne zu fürchten, daß der künftige Selbſtherrſcher aller Reußen dadurch falſche Anſichten von der Regierungskunſt erhalten möchte. Man erinnere ſich dagegen an die Folgen der reinroyaliſtiſchen Erziehung Carls I. von England, und der Könige von Spanien ſeit Philipps II. Zeit, ſo wie im Gegenſatze an die Erziehung eines Chatam, Bernſtorf u. A. Möchten daher doch alle Monarchen und Miniſter Republikaner ſein, dann würde man weder demokratiſche Ausſchweifungen, noch ariſtokratiſche Mißbräuche zu fürchten haben, und das unruhige Verlangen der Völker nach republikaniſcher Freiheit würde von ſelbſt erlöſchen. Was wir hier *republikaniſche Erziehung*

der Prinzen und des Adels, aus welchem gewöhnlich die höheren Stellen im Staate beſetzt werden, genannt haben, iſt in einem freigeordneten Staate, wie in England, Frankreich, den Niederlanden und Schweden, ſogar unerlaßliche Bedingung, wenn man den Thron und die Verfaſſung, d. i. den Staat, nicht muthwillig in revolutionäre Gefahr bringen will. In Deutſchland haben bisher noch die Univerſitäten durch eine mit vollen Lehrfreiheit allen künftigen Staatsbeamten gleichmäßig ertheilte Unterweiſung in Philoſophie, Geſchichte, Politik, Rechtskunde und Nationalökonomie, jenen republikaniſchen, auf das Gemeinweſen des Bürgerthums hingerichteten Sinn in unſern Fürſtenſöhnen und Edelleuten zu erwecken gewußt. Möge kein Stourdza dieſer akademiſchen, zu der bürgerlichen Bildung aller Stände ſo unentbehrlichen Lehrfreiheit hyperboräiſche Handſchellen anlegen!

Republik der ſieben Inſeln, ſ. Joniſche Inſeln.

Requetenmeiſter. Requêtes wurden in Frankreich ehemals die bei dem Parlament eingereichten Bittſchriften genannt, die durchzugehen und zur Sprache zu bringen Pflicht und Amt des Requetenmeiſters (Maître des Requêtes) war. Seit dem kaiſerlichen Decret vom 11 Jun. 1806 ſind Requetenmeiſter in unbeſtimmter Anzahl dem franzöſiſchen Staatsrathe ſowohl im ordentlichen als außerordentlichen Dienſte beigeordnet; dieſelben nehmen im Staatsrathe nach den Staatsräthen Sitz und haben die Berichtserſtattung in allen den ſtreitigen Angelegenheiten, worüber der Staatsrath ſpricht, ausgenommen diejenigen; welche die Liquidation der öffentlichen Schuld und die Nationaldomänen betreffen. Die Requetenmeiſter können an der Discuſſion aller vor den Staatsrath gebrachten Sachen Antheil nehmen und in ſtreitigen Angelegenheiten wird die Stimme des Berichterſtatters mitgezählt; übrigens ſind die Functionen derſelben mit allen andern, die ihnen vom Staatsoberhaupte übertragen werden, verträglich. — Nach dem Muſter des franzöſiſchen Staatsraths war auch dem vormaligen königl. weſtphäliſchen eine Anzahl von Requetenmeiſtern beigeordnet, welchen dieſelben Functionen oblagen wie den franzöſiſchen. — K. M.

Requiem wird in der römiſch-katholiſchen Kirche eine feierliche muſikaliſche Seelenmeſſe genannt, die zu Ehren eines Verſtorbenen gehalten wird und mit den Worten: Requiem aeternam dona eis etc. anfängt. (S. Exequien). Mozarts, Jomelli's, Winters, Neukomms Compoſitionen ſind berühmt.

Requiſition war urſprünglich jede bittende Aufforderung von Seiten öffentlicher Behörden, Civil- oder Militärbeamten zur Darbringung von Mitteln für einen das Gemeinwohl betreffenden Zweck. Gerichtliche Requiſitionen, z. B. zur Aufſuchung und Auslieferung von Verbrechern, Abhörung von Zeugen 2c., finden täglich Statt, und geſchehen entweder durch Bekanntmachungen und Aufforderungen in öffentlichen Blättern, oder durch ſchriftliche oder mündliche, an eine beſtimmte Perſon oder Behörde gerichtete Geſuche und Aufforderungen, wobei der Requirirende ſich gewöhnlich zur Gegenleiſtung ähnlicher Hülfe (ad reciproca in ſubſidium juris) verpflichtet. — Militäriſche Requiſitionen, welche die Leiſtung und Lieferung von Mitteln zur Erhaltung und Fortbringung eines Kriegsheeres zum Zweck haben, kennen wir in Deutſchland zur Genüge. Sie geſchehen übrigens wohl ſelten in einem bittenden Tone. Daß Washington während des amerikaniſchen Freiheitskrieges zuerſt Anforderungen dieſer Art mit dem Namen Requiſitionen benannte, mag

ſein. Die Sache ſelbſt war aber von jeher bekannt, und die Tataren, die Hunnen und alle ſelbſt noch ſo rohen Völker, die ſchwerlich auf ihren weiten Märſchen Magazine, Transportwagen, Schlachtvieh ꝛc. bei ſich führten, werden das Requiſitionsſyſtem in den Ländern, die ſie durchzogen, gewiß eben ſo gut ausgeübt haben, wie Waſhington und Buonaparte, und wie die Deutſchen und Ruſſen. So vortheilhaft übrigens das Requiſitionsſyſtem für das ſchnellere leichtere Fortſchreiten eines Kriegsheers iſt, ſo höchſt nachtheilig kann es werden, wenn es in Ländern angewandt wird, denen es an den Mitteln zur Befriedigung der Requiſitionen fehlt. So wurde die Befolgung jenes Syſtems anfangs ein Hauptmittel zur Ausdehnung der franzöſiſchen Macht, ſpäterhin in einem unbewohnbaren und minder fruchtbaren Lande eine Haupturſache des Unglücks der Franzoſen.

Requiſitorialen, requisitoriales sc. litterae, heißen Requiſitionsſchreiben, wodurch eine Obrigkeit eine andere um Vornehmung gerichtlicher Handlungen erſucht. (S. **Requiſition.**)

Reſcript, Reſcription. Landesherrliche Befehle in Briefform, an einen einzelnen Staatsbedienten oder an ein ganzes Collegium erlaſſen, werden **Reſcripte** genannt. **Reſcriptionen** bedeutet entweder gleichfalls Befehle, iſt alſo ſynonym mit Reſcript, oder man bezeichnete damit auch ein neueres franzöſiſches Papiergeld (Staatsobligationen), das auch den Namen **Inſcriptionen** führte.

Reſervatrechte des Kaiſers, ſ. **Reich** (deutſches).

Reservatio mentalis, **Gedankenvorbehalt**, beſteht darin, daß man den Worten, womit man etwas verſichert, verſpricht oder ſich zu etwas verpflichtet, in ſeinen Gedanken und ohne davon etwas merken zu laſſen, eine andre Bedeutung oder Auslegung giebt, als ihnen derjenige, gegen den dieſe Verſicherung, dies Verſprechen oder dieſe Verpflichtung geſchieht, ihrem natürlichen Sinn nach geben kann, in der Abſicht, dieſen zu täuſchen. Dieſer Gedankenvorbehalt, der mithin jedesmal eine abſichtliche Verletzung der Wahrheit iſt, ſtreitet wider alle Moral. Dennoch war er und iſt wahrſcheinlich noch jetzt bei den Jeſuiten im weiteſten Umfange erlaubt. In den Werken des hochwürdigen P. **Sanchez** findet ſich darüber folgende Erklärung: „Es iſt erlaubt, zweideutige Ausdrücke zu gebrauchen, und ſie anders verſtehen zu laſſen, als man ſie ſelbſt verſteht. Man kann ſchwören, etwas nicht gethan zu haben, was man doch wirklich gethan hat, wenn man nur dabei denkt, daß man es nicht an dieſem oder jenem Tage, oder vor ſeiner Geburt gethan habe. Das iſt bei vielen Gelegenheiten überaus bequem und allemal gerecht, wenn es zur Erhaltung der Geſundheit, der Ehre oder des Vermögens nöthig iſt." —

Reſerve heißt derjenige Theil eines Heeres, welcher beſtimmt iſt, das übrige Heer im Nothfall zu unterſtützen.

Reſewitz (Friedrich Gabriel). Er war 1729 geboren und genoß eine glückliche Jugend und einen trefflichen Unterricht. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn wurde er in der Folge Paſtor an der deutſchen Petrikirche zu Kopenhagen. Im Jahre 1775 kam er als Abt nach Kloſterbergen, wo er die Direction dieſer Anſtalt von 1775 bis 1797 ununterbrochen führte. Seine Schriften über die Erziehung des Bürgers, und ſeine Vorſchläge, Gedanken und Wünſche zur Verbeſſerung der öffentlichen Erziehung (welche Schrift das reichhaltigſte Magazin der gründlichſten Unterſuchungen über die wichtigſten Puncte der Erziehung und zugleich auch ſeine Nachrichten über das Innere des Pädagogiums zu Kloſterbergen von

1776 bis 1783 enthält) haben ihn als einen denkenden Pädagogen bekannt gemacht. Als praktiſcher Schulmann hatte er den Werth nicht, den man ihm als pädagogiſchen Schriftſteller zuerkennen muß. Er kam zu ungeübt als praktiſcher Pädagog zur Direction dieſer Anſtalt. Seine wohldurchdachten Plane und Vorſchriften wurden mehr ausgeſprochen, niedergeſchrieben und bekannt gemacht, als ausgeführt; er konnte ſeine Grundſätze nicht ſpeciell und individuell genug anwenden; denn er kannte das Schulleben zu wenig aus Erfahrung. Er war in der Disciplin zu liberal, verfuhr bei allen vorzunehmenden Verbeſſerungen zu ſtürmiſch. Dazu kamen ſeine ökonomiſchen Arbeiten, verbunden noch mit andern nicht dazu gehörigen, welche ihn öfters an die Ausführung des durchdachten und wohl ausgeſprochenen Plans nicht denken ließen. Er wirkte im Ganzen ſo nachtheilig auf die Anſtalt, daß nach und nach der Beſuch der Schule ſich verminderte. Dies veranlaßte von Seiten der preußiſchen Regierung zwei ſtrenge Viſitationen: bei der erſten wurde er als Abt überwieſen, zu viel von dem allgemeinen Fond für ſich verwendet zu haben, daher er ſich zu einem Erſatz von 500 Thlrn. bekennen mußte; bei der zweiten nahm man ihm die Direction der Schule ab, und ließ ihm noch bis 1805 die Verwaltung des Kloſters. Was ſeit ſeiner Direction in der Anſtalt im Unterrichte Gutes und Treffliches geſchah, war weniger ſein, als ſeiner Oberlehrer, Gurlitt und Lorenz, Verdienſt. Er gab 1779 Jugendpredigten heraus; ſie enthalten die Vorträge, welche er alle vierzehn Tage ſtatt der Predigten über die Evangelien und Epiſteln vor den Schülern hielt; er betrachtet aber darin die Religion zu kalt philoſophiſch. Er ſtarb im 77. Jahre ſeines Lebens den 29. October 1806 aus Gram über Preußens Unglück. W. L.

Reſident, ſ. Geſandte.

Reſonanz iſt der Forthall eines Klanges, hervorgebracht entweder durch das Anhalten der Schwingung einer Saite, oder durch den Rückprall, den der Ton an den Seitenwänden eines Inſtruments erhält. Der Reſonanzboden an Saiteninſtrumenten, als Clavier, Violine, Guitarre u. dergl., iſt daher von großer Wichtigkeit und Einfluß auf den Klang derſelben, und von ſeiner Güte und richtigen Bauart hängt die Güte dieſer Inſtrumente beſonders mit ab, da er es iſt, der den auf den Saiten angeſchlagenen Ton verſtärkend wiedertönt (reſonirt). Er wird gewöhnlich von Tannenholz, das völlig ausgetrocknet und glatt ſein muß, gemacht, und der kleinſte Riß oder Schaden deſſelben verändert oder verdirbt den Ton des Inſtruments. Man hat in neuern Zeiten in England den Verſuch gemacht, den Reſonanzboden bei Forte-Piano's, Flügeln und dergl. ſtatt wie bisher von Holz — da dieſes in gewünſchter Güte zu erhalten, oft ſchwer iſt, und durch die nöthige Dünne leicht ſchadhaft wird — von ſtarkem Pergament zu machen, doch hat man nicht ganz die gewünſchte Wirkung damit erreicht, und, ſo viel uns bekannt, iſt es bei dem Verſuch damit geblieben.

Reſpiration, ſ. Athmen.

Reſpecttage, Reſpittage, ſ. Discretionstage.

Reſponsgelder wurden die Beiträge der verſchiedenen Zungen oder Nationen, in die ſich bekanntlich der Malteſerorden theilte, genannt, welche die Vorſteher dieſer Zungen (Prioren) jährlich nach Malta an den Großmeiſter von den Einkünften ihrer geſammten Comthureien und Balleien abzugeben hatten. Noch nennt man

Reſponsgelder die Geldabgaben, die als Zeichen der Unterwürfigkeit an einen Oberherrn gezählt werden.

Reſponſum heißt im Allgemeinen jede ſchriftliche Antwort, welche eine öffentliche Behörde auf Anfragen von Privatperſonen als ſolchen ertheilt. Im engern, blos juriſtiſchen Sinne heißen diejenigen Decrete des Richters Reſponſa, wodurch auf den Antrag einer ſtreitenden Partei geantwortet wird. In der Regel müſſen ſie der Gegenpartei von Amts wegen in Abſchrift mitgetheilt werden. Ein Reſponſum, wodurch dem antragenden Theil zugleich etwas auferlegt wird, heißt Mandatum per Reſponſum. Durch Reſponſa kann der Richter nur über ſolche Gegenſtände abſprechen, die nicht auf das Weſen der Rechtsſache ſelbſt und deren Entſcheidung Einfluß haben, z. B. er kann durch ein Reſponſum der Partei auferlegen, ſich zum Prozeß oder auch zur Sache zu legitimiren, er kann ſie an den competenten Richter verweiſen, nicht aber kann er durch Reſponſa eine Beweisführung auferlegen, oder gar in der Sache ſelbſt entſcheiden. Letzteres muß durch ein förmliches Urtheil geſchehen. Reſponſa oder Gutachten nennt man auch diejenigen Belehrungen oder Entſcheidungen, welche von einem unter landesherrlicher Autorität dazu beſtellten Rechtscollegium, einer Facultät oder einem Schöppenſtuhl, auf geſchehene Anfragen in ſtreitigen Fällen ertheilt werden.

Reſtaurateur. Im Jahre 1765 fing ein Speiſewirth zu Paris an, mit Fleiſchbrühen, friſchen Eiern, Geflügel, Schinken u. ſ. w. zu bewirthen. Über ſeine Thür hatte er, eine bekannte bibliſche Stelle parodirend, die Inſchrift geſetzt: Venite ad me omnes, qui stomacho laboratis, et ego restaurabo vos. Seitdem iſt der Name Reſtaurateur und Reſtauration aufgekommen.

Reſtauration (von restaurare, herſtellen) iſt die Herſtellung einer Sache in den Zuſtand, den ſie urſprünglich hatte oder ihrer Beſtimmung nach haben ſoll. So reſtaurirt ſich täglich der Menſch, indem er durch Speiſe und Trank die verlornen Kräfte erſetzt. So reſtaurirt man zwar ein Gemählde oder eine Bildſäule, indem man das Verblichene auffriſcht oder das Fehlende ergänzt, wobei aber dergleichen Kunſtwerke oft mehr entſtellt als hergeſtellt werden. Künſtler, welche ſich mit ſolcher Arbeit vorzüglich abgeben, heißen daher Reſtauratoren. Es wird aber jenes Wort auch von der Wiedereinſetzung einer Perſon, beſonders eines entthronten Regenten oder einer vertriebnen regierenden Familie, in ihre vorigen Rechte gebraucht. So nennt man die Rückkehr der Bourbons auf den franzöſiſchen Thron, nachdem ſie deſſen durch die Revolution verluſtig worden waren, die Reſtauration derſelben. Da aber viele Anhänger der Bourbons meinten, dieſe politiſche Reſtauration ſei nicht vollſtändig, wenn nicht auch die alte franzöſiſche Monarchie mit allen ihren Einrichtungen, beſonders mit allen vormaligen Privilegien des Adels, hergeſtellt werde: ſo iſt daraus eine Art von Partei entſtanden, welche man politiſche Reſtaurateurs genannt hat. Dieſe Partei findet ſich nicht blos in Frankreich, wo man ſie auch Ultraroyaliſten oder ſchlechtweg Ultras nennt, ſondern auch in Deutſchland und anderwärts. Ihr Zweck iſt überhaupt Rückkehr zum Alten. Nur ſind ſie nicht darüber einig, wie weit man zurückkehren ſolle, indem Einige ſogar bis in die Zeiten des Mittelalters zurückkehren und den damals herrſchenden Feudalismus und Katholicismus wieder herſtellen möchten. Wie unmöglich dies ſei, muß jedem Unbefangenen von ſelbſt

einleuchten. Eben daher iſt es aber gekommen, daß man das Wort Reſtauration auch auf die Staatswiſſenſchaft ſelbſt bezogen und dieſe dadurch zu reſtauriren geſucht hat, daß man die neuere politiſche Theorie von urſprünglichen und unveräußerlichen Rechten der Menſchheit, von der Freiheit und Gleichheit, von der Souveränetät des Volks und vom bürgerlichen Grundvertrage gänzlich verwarf und dagegen die ältere Theorie vom göttlichen Rechte der Herrſcher auf Erden und von der Gewalt als einem ſchon an ſich gültigen Princips der Herrſchaft wieder hervorſuchte. Einen merkwürdigen Verſuch dieſer Art hat von Haller in Bern gemacht, durch ſeine Schrift: Reſtauration der Staatswiſſenſchaft oder Theorie des natürlich geſelligen Zuſtandes. Winterthur 1816, 8. Auch hat Adam Müller dieſe Theorie in ſeinen deutſchen Staatsanzeigen adoptirt. Man vergleiche aber dagegen: Die Staatswiſſenſchaft im Reſtaurationsprozeſſe der Herren von Haller, Adam Müller und Conſorten betrachtet von W. T. Krug. Leipzig 1817, 8.

Restitutio in integrum. Daß der Staat gegen das an ſich Ungültige (gegen das Null und Nichtige) Nullitätsklagen geſtatten müſſe, verſteht ſich von ſelbſt; allein die von der ſchlichten Vernunft vorgeſchriebenen Grenzen zu überſchreiten und auch der Strenge nach gültige Rechtsgeſchäfte, in ſo weit ſie jemandem zum Nachtheile (laesio) gereichen, aus ſchlüpferigen Gründen der aequitas unter dem Titel der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand durch das Richteramt reſcindiren zu laſſen, ſcheint höchſt bedenklich. Dem Germanier, welchem die Vernunft zur Heilighaltung der Verträge eine Menge Parömien in den Mund gelegt hatte, waren urſprünglich ſolche Mittel fremd. Erſt mit der Reception der fremden Rechte, vorzüglich des römiſchen, erhielt Deutſchland eine ganze Gruppe ſolcher Figuren, welchen der römiſche Antiquitätenſtyl ſo anhängt, daß ſie ohne geſchichtliches Studium jenes Rechts ſich nicht im gehörigen Lichte darſtellen. Der Grund zu dieſen Reſtitutionen liegt theils in der Perſon, wie bei Minderjährigen und bei juriſtiſchen Perſonen, theils in der Sache ſelbſt, jedoch nicht mehr ſowohl bei Zwang und Betrug, als bei der Abweſenheit, der Veräußerung zum Nachtheile der Gläubiger (actio Pauliana) und nach der Praxis auch bei der clausula generalis. Übrigens ſind von dieſen ordentlichen Wiedereinſetzungen in den vorigen Stand die bei Verſäumniſſen der Prozeßfatalien den Parteien zu Statten kommenden außerordentlichen wohl zu unterſcheiden. Auch im Staatsrechte und dem Criminalrechte kommen Reſtitutionen vor. Em.

Reſtitutionsedict, ſ. Dreißigjähriger Krieg und Ferdinand II.

Retardat. Dieſes Wort bezeichnet verſpätete Geldabgaben, Zinſen, Gefälle, Unkoſten eines verzögerten Prozeſſes u. dergl. In Bergwerksangelegenheiten heißt Retardat daher dasjenige bergrechtliche Verfahren, wodurch ein Eigner oder Theilnehmer an einem Kuxe ſeine Geldzuſchüſſe, um den Bau zu betreiben, nicht zur gehörigen Zeit einſendet und dadurch ſeines Antheils am Betrieb des Ganzen verluſtig geht.

Retardation, die Abnahme der Geſchwindigkeit eines bewegten Körpers, welche darin beſteht, daß dieſer Körper in jedem folgenden gleichen Zeittheile einen kürzern Weg zurücklegt, als in jedem vorhergehenden und endlich ganz aufhört, ſich zu bewegen. Demnach

iſt die Retardation der Gegenſatz der Beſchleunigung und kann wie dieſe gleichförmig oder ungleichförmig ſein, je nachdem die retardirende oder der Bewegung entgegen wirkende Kraft, wozu Schwere, Reibung, Widerſtand der Luft u. ſ. w. gehört, gleichmäßig wirkt oder nicht. (Vergl. Vorhalt.)

Retention. Retentionsrecht iſt das Befugniß des rechtmäßigen Beſitzers, eine dem andern zugehörige Sache dieſem ſo lange vorzuenthalten, bis er ſeiner Anſprüche wegen befriedigt iſt.

Retorſion, ſ. Repreſſalien.

Retorte iſt ein Gefäß, deſſen ſich der Chemiker bei Deſtillationen bedient und das nach dem verſchiedenen Erforderniß aus Glas, Metall, Thon u. dergl. verfertigt iſt. Die Geſtalt einer Retorte iſt eine bauchige, kugelförmige, die nach oben zu in einen Hals ſich verlängert, der gewöhnlich unter einem Winkel von 60 Grad ſich krümmt.

Retouchiren, ſ. Retuſchiren.

Retractrecht (Näherrecht, Einſprache, Näherkauf, Einſtand, Abtrieb, Beiſprache, Beiſprüche, Beſprechung, Loſung, Auslöſung, Näbergeltung, Anſtand, Zugrecht, Beſchüttung, Geltung, Anfall, Vernäherung, Vorkauf) beſteht in dem Rechte, welches einer dritten Perſon bei dem Kaufcontracte zuſteht, wonach ſie in Gemäßheit eines bei ihr Statt findenden geſetzlichen Grundes befugt iſt, in einen über ein Immobile geſchloſſenen Kauf ſo einzutreten, daß die gekaufte Sache ſelbſt nach erfolgter Übergabe gegen Erfüllung der unter dem Käufer und Verkäufer verabredeten Bedingungen an ſie (den Retrahenten) abgetreten und überlaſſen werden muß. Dieſes zu den Eigenthümlichkeiten der germaniſchen Jurisprudenz gehörige und ehedem zum Nachtheile des Verkehrs begünſtigte Recht iſt durch Herkommen eingeführt, und ſo lange in ſeiner urſprünglichen Natur beibehalten worden, bis es Landesordnungen und Staatsgeſetze durch Modificationen dem Geiſte der neuern Zeit angepaßt haben. Was nun die dabei concurrirenden Perſonen betrifft, und zwar den, welcher den Retract ausüben will, den Retrahenten, ſo muß dieſer nicht nur überhaupt den Geſetzen des Staats nach fähig ſein, ein ſolches Object käuflich an ſich zu bringen, ſondern es muß, wie bereits erwähnt, noch ein beſondrer individueller Grund in ſeiner Perſon vorhanden ſein, welcher ſtets in deſſen perſönliches Verhältniß oder den Beſitz ſeiner Güter zu ſetzen iſt. Und wenn wir erwähnten, daß ein ſolches Recht nur bei Immobilien vorkomme, ſo iſt dies dahin zu erläutern, daß es einerlei iſt, es mag die Sache wirklich unbeweglich ſein, oder nur den Rechten nach für unbeweglich gehalten werden, daher auch Kirchſtühle, Windmühlen, Apotheken, Zehnten, jährliche Zinſen und andere Gerechtigkeiten retrahirt werden können. Endlich iſt zur nähern Beſtimmung der Obliegenheiten des Retrahenten zu bemerken, daß dieſer nicht allein die Erfüllung aller Haupt- und Nebenbedingungen (Schlüſſelherde, Strickgeld u. a.), unter welchen die Sache vom Käufer erkauft werden, ſondern auch den Erſatz des auf die Sache ſelbſt gemachten nöthigen Aufwandes über ſich zu nehmen hat. — Die einzelnen Retractarten ſind ſo vielfach, daß ſie nicht leicht vollſtändig im Syſtem aufgeführt werden können. Hier mag es genügen, diejenigen, worin die Schatten des alten Sammteigenthums, deſſen Einfluß auf die Bildung dieſes Rechts nicht ganz abgeläugnet werden kann, noch am meiſten hervorſchielen, herauszuheben. 1. Retractus ex condominio (Gewerbrecht) iſt dasjenige Nä-

herrecht, welches einem Theilhaber an einer gemeinen Sache in Anſehung des Antheils, welchen bisher ein anderer Theilhaber daran hatte, und an einen dritten verkaufte, zuſteht; 2. retractus ex jure congrui (Geſpilde, Spaltungsrecht) iſt dasjenige Näherrecht, welches dem Beſitzer des einen Theils an der getheilten Sache in Anſehung des in den Händen eines andern Beſitzers geweſenen, und hierauf von demſelben an einen dritten verkauften andern Theils zuſteht; 3. retractus gentilitius (Erbloſung, Erbfreundrecht) iſt dasjenige Näherrecht, welches einem Verwandten des Verkäufers in Anſehung eines von ihren beiderſeitigen Vorfahren erworbenen, und an einen dritten veräußerten Guts zuſteht; 4. retractus ex jure incolatus (Markloſung), iſt dasjenige Näherrecht, welches einem einheimiſchen Markungsgenoſſen in Anſehung eines Grundſtücks, das aus der Markung an einen Auswärtigen veräußert worden iſt, zuſteht. — Die *Retractsklage* iſt eine dingliche, und von der auf ein perſönliches Vorkaufsrecht zu richtenden, blos gegen den Verkäufer anzuſtellenden, wohl zu unterſcheiden. Von vorzüglichem Werthe für dieſe Materie iſt die Schrift: Das Näherrecht, ſyſtematiſch entworfen von Carl Friedrich Walch, 3. Ausg., Jena 1795. En.

Retranchement, Verſchanzung (ſ. d. Art.).

Rettungskomödie. Die Theaterkritiker verſtehen darunter ein Drama ernſten Inhalts, in welchem eine *Peripetie* (ſ. d. Art.) aus Unglück in Glück die *Kataſtrophe* macht, ohne daß jedoch dieſer Glückswechſel als ein erhabener Gegenſtand auf uns wirkt, wie dieſes in der Tragödie von glücklichem Ausgange geſchieht. Es iſt eine Art der Comédie attendrissante oder larmoyante der Franzoſen, und unſeres ſogenannten *Schauſpiels*, welches weder tragiſch noch komiſch iſt, und von den Humoriſten *Rührſpiel* genannt wird. In unſerem moraliſch ſchwächlichen Zeitalter ziehen viele Gemüther dieſe dramatiſche Zwitterart dem Ernſt und der Erſchütterung der Tragödie vor, weil ſie die Kraft nicht haben, das erhabene Unglück der Hauptperſonen bis zur Möglichkeit einer ernſten und genußreichen Betrachtung zu objectiviren. Die Theaterverwaltungen geben dieſer Schwäche leider ſchon ſo weit nach, daß ſie Tragödien durch Abänderung des traurigen Ausganges in dergleichen Rührſpiele oder Rettungskomödien verwandeln. Ein Beiſpiel davon iſt ausführlich erzählt in Müllners Almanach für Privatbühnen f. d. J. 1818, im Vorwort des *Drama der Wahn*.

Rettungskunſt iſt der Inbegriff derjenigen Kenntniſſe und Veranſtaltungen, welche die Sicherung und Errettung des menſchlichen Lebens und Eigenthums *vor* möglichen, oder *aus* wirklich ſchon entſtandenen Gefahren zum Zwecke haben. Die Rettungskunſt iſt ein wichtiger Theil der Polizeiwiſſenſchaften, da ſie eben ſo viele Gegenſtände umfaßt, als es Gefahren giebt, wodurch das Leben und das Eigenthum der Staatsbürger bedroht werden. Ein vortreffliches Werk in dieſer Rückſicht iſt das Noth- und Hülfslexikon zur Behütung des menſchlichen Lebens vor allen erdenklichen Unglücksfallen ꝛc. von J. H. M. Poppe, 2 Bde mit Kupfern, Nürnberg 1811.

Retuſchiren. Dieſes Ausdrucks bedienen ſich Mahler, um damit entweder das *Aufputzen* alter verblichener Gemählde, oder das *Ausbeſſern* und Überarbeiten eines neuern, eignen oder fremden Gemähldes zu bezeichnen. Die Franzoſen bezeichnen durch Retoucher auch das *Aufſtechen* einer durch wiederholten Abdruck abgenutzten Kupferplatte. In der *Muſik* bedeutet dieſes Wort, ein

Tonſtück verzieren, durch Coloraturen ausſchmücken, was gewöhnlich durch kleine Noten bezeichnet wird.

Retz (Jean François Paul de Gondy, Cardinal von), wurde zu Montmirel 1614 geboren. Sein Vater war der General der Galeeren und Ritter der königl. Orden, Emanuel von Gondy. Gegen ſeine Neigung wurde der junge Retz zum geiſtlichen Stande beſtimmt; ſein Lehrer war der berühmte Vincent de Paule. 1643 erhielt er den Doctorhut der Sorbonne und die Stelle als Coadjutor des Erzbiſchofs von Paris. Obgleich wider Willen Geiſtlicher und mit ganzer Seele den Wunſch hegend, die militäriſche Laufbahn betreten zu dürfen, war Gondy doch klug und ehrgeizig genug, ſeine Geiſteskraft und ſein Talent in der ihm aufgedrungenen Laufbahn geltend zu machen, und der junge Mann, der nur mit höchſtem Widerwillen den Chorrock angezogen hatte, und deſſen leichtſinniges Temperament ihn zu mancher am wenigſten den geiſtlichen Stand zierenden Handlung hinriß — wie denn die Zahl ſeiner verliebten Abenteuer nicht klein war, und manche ſogenannte Ehrenſache von dem jungen Abbé mit dem Degen ausgefochten wurde — wußte bald die Herzen der Pariſer durch ſeine feurige Kanzelberedſamkeit zu gewinnen und ſich dadurch auch den oft gegen ihn zürnenden Klerus zu verſöhnen. Dieſe Gewandtheit, verbunden mit einem ſichtbaren Streben nach politiſcher Bedeutſamkeit, das nur zu oft in ein Cabaliren gegen die Hofpartei und den herrſchenden Miniſter ausartete, mußte dem Coadjutor nothwendig die Aufmerkſamkeit, aber auch den Haß des allmächtigen Richelieu, und nach deſſen Tode Mazarins, zuziehen. Die Fronde (ſ. d. Art.), als die dem Hof und Mazarin entgegenſtehende Partei, bemächtigte ſich bald des Coadjutors, als eines Mannes, der durch ſeinen überwiegenden, ſcharfen Geiſt, ſo wie durch die Liebe, die er ſich beim Volk erworben hatte, ihr eine bedeutende Verſtärkung ſein mußte; und in der That ergriff auch Retz die Sache dieſer Menſchen mit um ſo größerem Eifer, jemehr ihn ſeine Neigung zu politiſchen Händeln hinzog. Die Ränke, die den Hof bewegten, die verſchiedenen Aufſtände des Volks und der Frondeurs, die Thätlichkeiten, die endlich zum Ausbruch kamen, jedoch immer wieder beigelegt wurden, und nie von Bedeutung waren, dies alles eröffnete ihm eine weite Bahn zu Ausführung ſeiner Entwürfe, und als ſich endlich der Hof durch einen Parlamentsbeſchluß gezwungen ſah, den von Mazarin feſtgeſetzten Prinzen Condé loszugeben, Mazarin ſelbſt aus Frankreich entweichen mußte (vgl. die Art. Condé und Mazarin), da ſchien es, als ſtände Retz am Ziele, und hinge es nur von ihm ab, hinfort die Zügel der Regierung zu führen. Doch geſchah von dieſem allen nichts. Mazarin kehrte bald aus ſeinem Exil zurück, mächtiger als je, die Fronde, deren Verbindung nie ſehr feſt, und deren Theilnehmer, außer Condé und Retz, ſchwach und ſchwankend waren, löſ'te ſich auf, und bald nachdem Gondy, durch Verwendung des Hofes, nicht ohne Leitung ſeines Gegners Mazarin, den Cardinalshut empfangen hatte, brach über ihn das Wetter herein, das kurz zuvor Mazarin bedrohte. Er wurde plötzlich auf Befehl des Hofes, oder vielmehr Mazarins, in das Schloß Vincennes geſetzt, von da aber nach einer fünfvierteljährlichen Haft nach Nantes gebracht. Hier fand er Mittel zu entkommen, und irrte nun, ſtets umgeben und verfolgt von Dienern Mazarins, faſt acht Jahre in Spanien, Italien, Deutſchland, Holland und England unter wahrhaft romanhaften Schickſalen umher. An Papſt Innocenz fand er eine mäch-

tige Stütze; ſeinen Tod empfand Retz um ſo ſchmerzlicher, da der Nachfolger auf St. Peters Stuhl, Alexander VI., der ihm ſeine Erhebung mit verdankte, dem Verfolgten ſich nicht helfend erwies. Hierzu kam, daß ſein Vermögen durch frühere Verſchwendung und Freigebigkeit nicht allein ſchon aufgezehrt war, ſondern auch eine ungeheure Schuldenlaſt ihn drückte, die ſtündlich zunahm durch den Bedarf und die Koſten eines fürſtlichen Gefolges, mit welchem Retz ſich umgab, theils aus Liebe zur Pracht, theils um dadurch ſich beſſer vor den Verfolgungen ſeines Gegners zu ſchützen. Bis zu fünf Millionen Livres war dieſe Schuld bereits geſtiegen, als Retz ſich über Deutſchland nach Holland begab. Hier entließ er den Troß ſeiner Begleiter, ſtürzte ſich aber aus Verdruß über das ihn verfolgende Mißgeſchick in ein ausſchweifendes Leben. Die Anerbietungen des ſpaniſchen Hofes, ihm Freiſtatt und Unterſtützung zu gewähren, hatte Retz ausgeſchlagen, die von Carl II. von England nahm er an und begab ſich dahin. Da aber zwiſchen Carl und ihm bald Uneinigkeit eintrat, indem der Monarch nicht ſonderlich geneigt ſchien, die Rathſchläge zu befolgen, die ihm ſein Schützling ertheilte, ſo begab ſich Retz bald darauf wieder auf das feſte Land, wo unterdeß der zwiſchen Spanien und Frankreich geſchloſſene pyrenäiſche Friede auch ihm entfernte Hoffnungen aufgehen ließ. Doch war deſſen ungeachtet die Lage des Cardinals ſo bedrängt, daß er auf dem Punct ſtand, eine Schilderung ſeiner Umſtände und Darſtellung des Haſſes ſeiner Feinde drucken zu laſſen, um ſie an die höhere Geiſtlichkeit aller Länder zu vertheilen; ein Vorhaben, von dem ihn nur die Nachricht abhielt, daß ſein Feind Mazarin hart darniederliege. Dennoch bahnte ihm der bald erfolgende Tod des Miniſters nicht gleich den Rückweg nach Frankreich. Ludwig XIV. blieb eine Weile gegen die Bitten von Gondy's Freunden unbeweglich, erſt als er das feierliche Verſprechen gab, nie ſich fürder in politiſche Verbindungen einzulaſſen, durfte er den Boden des Vaterlandes wieder betreten. Von jetzt an ſchien Gondy ein ganz anderer geworden zu ſein. Mit einem demüthigen Verſprechen hatte er die Rückkehr erkauft, mit einer höfiſchen Schmeichelei erſchien er vor dem Throne. Als nämlich Ludwig XIV. zu ihm ſagte: „Cardinal, Sie haben weiße Haare bekommen," erwiederte er: „Sire, man ergraut geſchwind, wenn man die Ungnade Ew. Majeſtät trägt." Er legte gleich hierauf ſein Erzbisthum nieder, und verwaltete dagegen die Abtei St. Denis. Die Eingezogenheit, in der er von jetzt an lebte, und die große Beſchränkung ſeiner Bedürfniſſe ſetzten ihn in den Stand, ſeine ſo ungeheuer aufgelaufene Schuldenlaſt nicht nur nach und nach abzuzahlen, ſondern auch in den letzten Jahren ſeines Lebens noch genug zu haben, um ſeinen Freunden Penſionen ertheilen zu können. Von jetzt an, mit allen Parteien verſöhnt, lebte Gondy den Wiſſenſchaften, und der Mann, deſſen umfaſſender, mitunter ins Romantiſche ſtreifender Geiſt ſich in der erſten Periode ſeines Lebens nur in den mannichfachen Verſchlingungen politiſcher Parteien gefallen hatte, lebte jetzt das ruhige und zurückgezogene Leben eines Weiſen. Was Rochefaucault über ihn ſagt, wird am beſten dieſen ſonderbaren und merkwürdigen Charakter darſtellen. Der Cardinal Retz hat, ſo äußert ſich der Herzog, einen großen Geiſt, aber mehr Stolz als wahre Seelengröße. Ein außerordentliches Gedächtniß, Gewandtheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, und ein liebenswürdiges äußeres Benehmen ſind ihm eigen. Er ſcheint ehrgeizig, ohne es zu ſein, und ſeine Beſtrebungen gegen Mazarin waren weniger unternommen, dieſen zu verdrängen, als ſich ihm furchtbar und bedeutend zu machen.

In der Zeit ſeiner Gefangenſchaft hat er ſich mit Feſtigkeit und Anſtand benommen, und ſeine Freiheit verdankte er ſeiner Kühnheit. So lange Mazarin lebte, hatte er, unerſchütterlich durch alle Glückswechſel, ſeinen erzbiſchöflichen Stuhl behauptet, als ſein Feind nicht mehr war, ſtieg er freiwillig davon herab. Als Cardinal hat ſein Benehmen in den verſchiedenen Conclaven ihm die Achtung ſeiner Mitbrüder erworben Obgleich ein ziemlich vorherrſchender Hang zu Vergnügungen und Müßiggang bei ihm ſichtbar war, ſo war ſeine Thätigkeit doch auch wieder erſtaunlich, ſobald ſie durch Umſtände angeregt wurde. Die Geiſtesgegenwart, mit der er die unvorhergeſehenſten Umſtände zu erfaſſen und zu wenden verſtand, iſt bewundernswerth, und ſeine Handlungen mußten um ſo mehr das Gepräge einer gewiſſen Glätte und Abwägung an ſich tragen, da er eigentlich nie weder haßte, noch recht liebte, ob er gleich beides ſich mitunter zu zeigen bemühte. Unter den mehrern von ihm nachgelaſſenen Schriften verdienen ſeine **Mémoires** am meiſten bemerkt zu werden. Sie geben eine vollkommene und ſehr intereſſante Schilderung ſeiner Individualität. Eine Geſchichte der Verſchwörung des Grafen Fiesco in Genua, die er als 17jähriger Jüngling mit ſichtbarer Vorliebe für ſeinen Helden ſchrieb, zeigte ſchon damals die Neigung ſeines Gemüths; eine Bemerkung, die dem Cardinal Richelieu auch nicht entging, als dieſe Jugendarbeit Gondy's ihm zu Geſichte kam. In den letzten Zeiten ſeines Lebens kam er ſelten nach Paris. Er ſtarb daſelbſt bei Gelegenheit einer ſolchen kleinen Reiſe den 24. Auguſt 1679, 66 Jahre alt. Einige Jahre vor ſeinem Tode ſchickte er an Clemens X. den Cardinalshut zurück, Willens, wie er vorgab, ſich ganz von der Welt zurückzuziehen; er erhielt ihn aber zurück mit dem Befehl des heiligen Vaters, ihn zu behalten bis an ſein Ende.

Retzer (Joſ. Friedr. Freiherr von), k. k. Hofſecretär und Büchercenſor zu Wien, geb. zu Krems am 25. Jun. 1754, erhielt in der Thereſianiſchen Ritterakademie zu Wien ſeine erſte Bildung, widmete ſich darauf (1774) dem Dienſte des Staats, und zeichnete ſich durch mehrere in Taſchenbüchern u. ſ. w. erſchienene Gedichte und andere Schriften rühmlich aus. Beſonders iſt Retzer wegen ſeiner edlen Freimüthigkeit und ſeines Eifers, mit dem er Aufklärung und Literatur in ſeinem Vaterlande zu befördern ſtrebte, achtungswerth. In einem Gedichte auf die Kaiſerin Maria Thereſia foderte er (1782) von Joſeph II. Preßfreiheit, die von dem letztern auch gleich darauf bewilligt wurde. Um ſeine Vaterſtadt Krems machte er ſich i. J. 1809 durch ſeine thätige und kraftvolle Verwendung bei den franzöſiſchen Behörden ſo verdient, daß ihm auf eine ſehr ſchmeichelhafte Weiſe das Ehrenbürgerrecht ertheilt wurde. Außer eignen zahlreichen Schriften gab Retzer eine Auswahl der beſten Stücke engliſcher Dichter (Choice of the best poetical pieces of the most eminent english poets, Vienna 1783—1784, 6 Bde); ferner **Nachträge zu Sineds Liedern** (Wien 1785) und **Denis literariſchen Nachlaß** (Wien 1801, 2 Bde.) heraus. Seit kurzem nimmt er am Cenſurgeſchäft nicht mehr Theil.

Reuchlin (Johann). Mit Recht nennt der geiſtreiche Verfaſſer des deutſchen Plutarch **Reuchlin** einen jener Morgenſterne, die am deutſchen Himmel nach langer Nacht und Nebel endlich einen Morgen ankündeten. Reuchlin war zu Pforzheim den 28. Dec. 1455 von angeſehenen Ältern geboren. Auf der Schule zu **Schlettſtädt** genoß Reuchlin den Unterricht des vortrefflichen **Dringenberg**, und zeichnete ſich durch Fleiß und gute Sitten aus. Da ihm auch die

ſchöne Gabe des Geſanges von der Natur gewährt worden war und er mit Fleiß dieſes Talent ausbildete, ſo hatte er das Glück, in die Capelle des Markgrafen Carl von Baden aufgenommen und bald darauf von dieſem ſeinem Landesherrn zum Geſellſchafter und Reiſegefährten ſeines Sohnes, des nachmaligen Biſchofs Friedrich von Utrecht, ernannt zu werden. So kam Reuchlin 1473 mit dem Prinzen nach Paris, um dort, als auf der berühmteſten hohen Schule damaliger Zeit, zu ſtudiren. Hier genoß Reuchlin den Unterricht des Spartaners Gregor Hermonymos in der griechiſchen, des Franzoſen Robert Gaguin in der lateiniſchen, und des Niederländers Johann Weſſel in der hebräiſchen Sprache, und erwarb ſeinem Geiſt jene Tiefe der Kenntniſſe, die nachher im Vaterlande ſo ſchöne Früchte tragen ſollte. Zwar mußte er ſchon 1475 Paris mit ſeinem Prinzen wieder verlaſſen, doch ließ ſich dadurch Reuchlin nicht in ſeinen Studien ſtören. Er begab ſich nach Baſel, wo er das Erſtaunen ſeiner deutſchen Landsleute durch ſeine für damalige Zeit unerhörte Sprachkenntniſſe erregte, und das erſte lateiniſche Wörterbuch (unter dem Titel breviloquus), die erſte griechiſche Sprachlehre, von ihm verfaßt, in Deutſchland erſchien. Um die Doctorwürde der Rechte zu erhalten, eine Würde, die zu damaliger Zeit den Inhaber mit den ſtolzen Vorrechten des Adels begabte, ging Reuchlin abermals nach Frankreich (1478) und ſtudirte zu Orleans die Rechte, während er zu gleicher Zeit die alten Sprachen lehrte. Zu Poitiers erhielt er die juriſtiſche Doctorwürde. 1481 kehrte er nach Deutſchland zurück, und lehrte zu Tübingen mit dem allgemeinſten Beifall beides, ſowohl die Rechte als die ſchönen Wiſſenſchaften. Als aber Graf Eberhard der Bärtige von Würtemberg ſich 1487 zu einem Zuge nach Rom rüſtete, da nahm er Reuchlin, als den beſten Lateiner in ganz Deutſchland, in ſein Gefolge, der ihn nun über die Alpen begleitete. Die wiſſenſchaftlichen Schätze, die Lorenzo der Mediceer in Florenz aufgehäuft, ſo wie die von Rom, eröffneten ſich jetzt Reuchlins wißbegierigem Geiſte, der mit den erſten und berühmteſten Gelehrten Italiens in Berührung kam. Bei der Rückkehr nach Deutſchland ließ Eberhard den talentvollen Mann nicht mehr von ſich und nahm ihn ſtets auf allen ſeinen Reiſen mit. Auch der damalige Kaiſer der Deutſchen, Friedrich III., ehrte die Verdienſte Reuchlins, erhob ihn in den Reichsadelſtand 1492, gab ihm dem Titel Pfalzgraf und kaiſerlicher Rath, und ſchenkte ihm eine koſtbare hebräiſche Handſchrift des alten Teſtaments. Als nach Eberhards Tode ein unwürdiger Nachfolger Würtemberg beherrſchte, begab ſich Reuchlin an den Hof des Churfürſten Philipp von der Pfalz, wo er mehrere Jahre in Geſellſchaft dieſes wiſſenſchaftliebenden Fürſten, ſeines Kanzlers Dalberg und mehrerer anderen großen Gelehrten Deutſchlands lebte. Die heidelberger Bibliothek durch Handſchriften und Werke der in jener Zeit erfundenen Buchdruckerkunſt zu bereichern, war hier Reuchlins beſonders Streben. Zwei in dieſer Zeit von ihm verfaßte lateiniſche Luſtſpiele wurden durch junge Studirende in Heidelberg mit großem Beifall aufgeführt. Da der edle Churfürſt durch elende Verleumdung am römiſchen Hofe angeſchwärzt, ja ſogar in Bann gethan wurde, ſo begab ſich Reuchlin noch einmal nach Rom, und vertheidigte hier mit eben ſo viel Klugheit als Beredſamkeit das Recht ſeines Fürſten, der auch die Losſprechung von Alexander VI. erhielt. Reuchlin benutzte ſeinen faſt ein Jahr dauernden Aufenthalt in Rom zur Erweiterung ſeiner grie-

chiſchen und hebräiſchen Sprachkenntniſſe aufs beſte. Gern hätte ihn der dankbare Churfürſt von der Pfalz auf immer an ſeinem Hofe behalten, aber in Würtemberg war der rechtmäßige Erbe zur Regierung gelangt, und Reuchlin glaubte, deſſen Ruf nicht ablehnen zu dürfen, und kehrte dahin zurück. Hier wurde er zum Vorſitzer des ſchwäbiſchen Bundesgerichts ernannt, das von den ſchwäbiſchen Fürſten gegen die Anmaßungen des Hauſes Baiern errichtet worden war. Außer dieſem weit ausgedehnten Wirkungskreiſe arbeitete Reuchlin noch eine Überſetzung der Bußpſalmen, eine hebräiſche Sprachlehre und ein hebräiſches Wörterbuch in dieſer Zeit aus, auch berichtigte er die Bibelüberſetzung. Dadurch, daß er ſeinen Verwandten Melanchthon auf die Bahn leiten half, wo dieſer in der Folge im Verein mit Luther ſo wohlthätig wirkte, erwarb Reuchlin ſich ein neues Verdienſt um die Menſchheit, und mit Recht kann man ihn als einen Vorarbeiter der Reformation betrachten. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß in einem Zeitalter, in welchem Finſterniß und Pfaffenthum noch ſo gewaltige Herrſchaft übten, Reuchlin nicht Anfeindungen hätte ertragen müſſen. Ein getaufter Jude, Johann Pfefferkorn, und ein gewiſſer Jacob Hoogſtraten, waren die Anführer dieſer Zeloten und griffen die hebräiſche Sprachkunde an. Sie wußten den ſonſt ſo hellen und umſichtigen Kaiſer Maximilian zu bereden, daß alle hebräiſchen Schriften, das alte Teſtament ausgenommen, eitel ſchlecht und verwerflich Gut wären, und Max gab (1519) den Befehl, dieſe Schriften in allen ſeinen Landen zu verbrennen. Glücklicher Weiſe fügte er hinzu, es möge bei dieſer Execution allemal ein weltlicher Gelehrter mit zu Rath gezogen werden. Dies rettete die orientaliſche Literatur. Reuchlin trat auf und ſetzte dem Kaiſer in einer Schrift aus einander, daß dieſe Werke, ſtatt dem Chriſtenthum zu ſchaden, im Gegentheil zu ſeiner Ehre und Verherrlichung dienten, da ihr Studium gelehrte und tapfere Kämpfer erwecke, die für die Ehre der Chriſtuslehre ſtritten, und man den Feinden deſſelben durch Vertilgung dieſer Bücher nur Waffen in die Hände geben würde. Dieſe Darſtellung Reuchlins erbitterte die Gegner noch mehr. Zehn Jahre dauerte der Federkrieg, in dem eine Menge Schriften hin und her geſchrieben wurden. Auf der einen Seite ſtand Hoogſtraten und die Univerſitäten von Paris, Löwen, Erfurt und Mainz, auf der andern Reuchlin und die gelehrteſten und aufgeklärteſten Männer aller Länder. Unerſchüttert gegen die Sophismen, Schmähreden und ſelbſt die Bannſtrahlen ſeiner Gegner verfocht, Reuchlin muthvoll die gerechte Sache, und brachte ſie endlich vor den Richterſtuhl von Rom. Jetzt glauben ſeine Gegner, gewonnen zu haben; ſie eilen nach Rom, beſchwert mit Gold, um ſo die Richter zu gewinnen. Für Reuchlin ſpricht nur die Wahrheit. Da tritt endlich, als für ihn die Sache am ſchlimmſten ſteht, Maximilian auf, bereuend, daß er zu ſo widrigem Streit Veranlaſſung gegeben, und erklärt, daß Reuchlin ein wackerer, gelehrter und Gott wohlgefälliger Mann ſei, und daß der Papſt wohl thun würde, ſeinen beißigen Gegnern das Maul zu ſtopfen. Neben des Kaiſers Wort ertönt auch das der edeln Ritter Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, die ſich zugleich bereit erklären, im Fall die Zunge nicht ausreichen könne in dieſem Streit, auch ihre Schwerter zu gebrauchen. Um die damalige Zeit erſchienen auch die epistolae obscurorum virorum, wodurch Reuchlins Gegner dem Lachen Preis gegeben wurden.

Dies gab ſchnell der Sache eine andere Wendung; der vom Papſt ernannte Schiedsrichter, der Erzbiſchof von Speier, entſchied für Reuchlin. Die Rotte ſeiner Feinde mußte ſchweigen und die Koſten des Streits bezahlen; und bald zogen die um dieſe Zeit ausbrechenden Streitigkeiten in Sachſen zwiſchen Luther und Tezel die Aufmerkſamkeit der Machthaber und Gelehrten von dieſem Vorkampfe der Vernunft auf die beginnende Reformation hin. Neue Unruhe ſollte jedoch Reuchlins Tage trüben. Herzog Ulrich, ſonſt gut und brav, hatte in übereilter Hitze die Stadt Reutlingen bekriegt; ſie war Mitglied des ſchwäbiſchen Bundes, und dieſer rüſtete ſich, die Unbilde zu beſtrafen. Um nicht gegen ſeinen Landesherrn ſprechen zu müſſen, hatte Reuchlin die Stelle als Bundesrichter niedergelegt, doch wurde er von den Verbündeten gefangen. Herzog Wilhelm von Baiern, Anführer des Bundesheeres, dachte aber edel genug, ihn wieder frei zu laſſen, und ſtellte ihn als Lehrer auf der hohen Schule zu Ingolſtadt an. Den Verluſt ſeiner Habe und Bücher ſuchte ihm ſein reicher und edelmüthiger Freund, Willibald Pirkheimer, Rathsherr zu Nürnberg, zu erſetzen. Den Ruf nach Wittenberg ſchlug Reuchlin aus, und empfahl dafür Melanchthon. Als 1522 die Peſt in Ingolſtadt wüthete, begab ſich Reuchlin nach Tübingen zurück, wo er entfernt von Staatsgeſchäften aufs neue den Wiſſenſchaften lebte. Als er aber in demſelben Jahre von einer unheilbaren Gelbſucht ergriffen ward, ließ er ſich nach Stuttgart bringen, und endete da den 30. Juni 1522 ſein ſchönes, dem Vaterlande und der Folgezeit nützliches Leben. Seine für damalige Zeit vortreffliche Bibliothek ſchenkte er ſeiner Vaterſtadt Pforzheim. Die Nachwelt ehrt mit Recht in ihm einen der erſten Gelehrten, Deutſchland einen ſeiner würdigſten Söhne.

Reukauf, ſ. Reuvertrag.

Reunionskammern, ſ. Ludwigs XIV. Regierung.

Reuß (Fürſten und Grafen). Der Urſprung dieſes fürſtlichen und gräflichen Hauſes, welcher ſich ſchon in das Dunkel der früheſten Jahrhunderte verliert, iſt ſehr ungewiß. Bereits um das Jahr 1084 lebte Heinrich I., Graf von Gleitsberg oder Glitzberg, ein Nachkomme der Grafen von Luxemburg oder Lützelburg, von denen auch die Kaiſer Heinrich VII., Carl IV., Wenzel und Siegmund abſtammten. Heinrichs I. von Glitzberg Sohn war Heinreich II., der Stammvater des Geſammthauſes Reuß. Er war Beherrſcher des ganzen Vogtlandes, und wurde nach der von ihm fünf Viertelmeilen weit von Gera erbauten Stadt edler Vogt von Weida genannt. Sein Sohn, Heinrich III. (auch der Dicke oder Reiche), theilte ſein Gebiet unter ſeine vier Söhne, von denen der eine Vogt und Herr zu Weida, der zweite zu Plauen, der dritte zu Greitz und der vierte zu Gera wurde. Die greitziſche Linie erloſch ſchon 1236, die weidaiſche 1535 und die geraiſche 1550, ſo daß nur die plauenſche, welche ſich in den Enkeln ihres Stifters wieder in die ältere und die jüngere Linie theilte, übrig blieb. Die ältere bekam 1526 die Burggrafſchaft Meißen, und die mit derſelben verbundene fürſtliche Würde nebſt Sitz und Stimme auf den Reichstagen, ſtarb aber mit Heinrich VII., Burggrafen von Meißen, 1572 aus. Jene jüngere, noch unter dem Namen reuß-plauenſche fortblühende Linie ſtiftete Heinrich der Jüngere, welcher der Reuſſe (Ruſe, Ruzzo), ſo wie ſein älterer ohne Erben verſtorbene Bruder der Böhme genannt wurde. Von ihm behielt das Geſchlecht der jetzigen Fürſten

und Grafen Reuß den letztern Namen bei. Heinrich Reuß, Herr zu Plauen, Greitz und Kranichfeld, hinterließ 1535 drei Söhne welche die ältere, jüngere und mittlere Linie ſtifteten. Die mittlere erloſch 1616, die andern beiden beſtehen fort. Die ältere hatte ſich wieder in die Linien Ober-Greitz und Unter-Greitz getheilt. Unter-Greitz ſtarb aber am 17. März 1768 in männlichen Erben aus, und die obergreitziſche Linie ſuccedirte in die untergreitziſchen Lande, wurde am 15. Mai 1778 mit Beziehung auf die ehemalige burggräflich-meißniſche Fürſtenwürde in den Reichsfürſtenſtand erhoben, und erhielt durch den Reichsdeputationsabſchied von 1803 im Fürſtenrath eine eigene Stimme. Die jüngere Hauptlinie theilte ſich wieder in die geraiſche, die ſchleitziſche, von welcher die köſtritziſche ein Nebenzweig iſt, und die 1790 in den Fürſtenſtand erhobene lobenſteiniſche, von welcher die beiden Äſte zu Selbitz und zu Ebersdorf Nebenlinien waren. Als die geraiſche Linie 1802 ausſtarb, theilten ſich Lobenſtein, Ebersdorf und Schleitz in die Erbſchaft, ſo daß Lobenſtein und Ebersdorf die eine, Schleitz hingegen die andere Hälfte erhielt. Bis jetzt iſt aber Beſitz und Verwaltung noch gemeinſchaftlich. 1805 ſtarb der Fürſt von Lobenſtein ohne männliche Nachkommen, und ihm folgte die Nebenlinie zu Selbitz in dem Beſitz ſeiner Lande als Graf von Lobenſtein, ſo daß von der jüngern Hauptlinie jetzt die ſchleitziſche, ebersdorfiſche und lobenſteiniſche blühen, welche 1806 ſämmtlich in den Fürſtenſtand erhoben wurden. Erſt in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts fingen die Grafen von Reuß, nachdem ſie ſich lange Zeit blos Reuſſen Herren von Plauen genannt hatten, wieder an, den ſchon in den früheſten Jahrhunderten geführten gräflichen Titel zu brauchen. Nicht aber nahmen ſie nach dem Abgange der Burggrafen von Meißen die fürſtliche Würde an, obgleich ſie durch das vom Kaiſer Siegmund 1426 dem Burggrafen ertheilte Diplom dazu berechtigt geweſen wären. Merkwürdig iſt, daß alle männliche Perſonen des Hauſes Reuß ſchon ſeit dem elften Jahrhundert blos den Namen Heinrich führen. Früherhin unterſchied man ſie durch Bezeichnung ihres Alters oder irgend einer phyſiſchen oder moraliſchen Eigenſchaft, z. B. der Ältere, der Dicke, der Friedfertige u. ſ. w., 1668 aber wurde beſtimmt, daß man ſich durch Zahlen unterſcheiden, und zwar jede Hauptlinie für ſich zählen wollte. Keine Nebenlinie zählte für ſich, ſondern alle männliche Perſonen einer Hauptlinie werden ſo gezählt, wie ſie nach einander geboren werden. Im Jahre 1700 ſetzte man feſt, daß man bis hundert zählen wollte. Am 18. April 1807 traten die vier regierenden Fürſten zum Rheinbunde, und ſind jetzt Mitglieder des deutſchen Bundes (ſ. Reich, deutſches und deutſcher Bund), bei welchem ſie mit Hohenzollern, Lichtenſtein, Waldeck, Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe in der engern Verſammlung die ſechzehnte Stimme haben. In der weitern Verſammlung haben die beiden Hauptlinien, die ältere und jüngere, jede eine beſondere Stimme. Das Geſammthaus Reuß, welches ſich mit ſeinen Unterthanen zur lutheriſchen Religion bekennt, führt den Titel: Heinrich der ... älterer (oder jüngerer) Linie Reuß, Fürſt, Graf und Herr zu Plauen, Herr zu Greitz, Kranichfeld, Gera, Schleitz und Lobenſtein. Der älteſte regierende Herr des ganzen Hauſes Reuß führt außerdem noch den Titel: des ganzen Stammes Älteſter, und der älteſte regierende Herr der andern Linie iſt ſein Adjunct. Die reußiſchen Lande machen einen Theil des von den

Vorfahren der Fürſten und Grafen Reuß beherrſchten Vogtlandes aus, und liegen zwiſchen dem thüringer Walde und dem Erzgebirge. Durch den neuſtädter Kreis des Herzogthums Sachſen werden ſie in zwei Theile getrennt, ſo daß die Herrſchaften Greitz, Burgk, Schleitz und Lobenſtein mit dem Amte Saalburg ein Ganzes bilden, und gegen Norden und Oſten von dem Königreich und dem Herzogthum Sachſen, gegen Süden von den baierſchen Fürſtenthümern Baireuth und Bamberg und gegen Weſten von Coburg-Saalfeld und Schwarzburg-Rudolſtadt begrenzt werden. Die Herrſchaft Gera aber wird im Süden vom Königreich Sachſen, im Oſten und Weſten vom Fürſtenthum Altenburg und im Norden vom Herzogthum Sachſen umgeben. Zuſammen halten die reußiſchen Beſitzungen 28⅞ QM., und i. J. 1812 wurden 76,631 Einwohner gezählt, welche ſich zur lutheriſchen Religion bekennen. Davon gehörten 1. dem Fürſten von Reuß-Greitz 7 QM. mit 21,800 Einwohnern, 2 Städten, 1 Marktflecken und 95 Dörfern. 2. Der Antheil des Fürſten von Reuß-Schleitz enthielt 6 QM. mit 16,560 Einw., 2 Städten, 1 Marktflecken, 41 Dörfern. 3. Der Fürſt von Lobenſtein-Lobenſtein hatte ein Gebiet von 4½ QM., worin 1 Stadt, 31 Dörfer und 7493 Einwohner enthalten waren. 4. Lobenſtein-Ebersdorf hatte 3½ QM., 1 Stadt, 1 Flecken, 29 Dörfer und 7837 Einwohner. In der den drei letzten Häuſern gemeinſchaftlich gehörigen Herrſchaft Gera mit dem Amte Saalburg (7½ QM.) ſind 3 Städte, 89 Dörfer und 22,836 Einw. Dieſe Länder ſind bergig, beſonders der ſüdliche Theil, durch welchen ſich der Frankenwald (eine Fortſetzung des Thüringerwaldes) mit dem an 2300 Fuß hohen Sieglitzberg und Culm zieht, haben aber auch viele gut angebaute Thäler, worunter die zwei großen Thäler, welche die Saale und Elſter (die Hauptflüſſe dieſer Länder) durchfließen, die fruchtbarſten ſind, vortreffliche Laub- und Nadelwaldungen und Wieſen; daher hat man einen Überfluß an Wildpret und ſtarke Viehzucht. Der Getreidebau iſt für das Bedürfniß der Einwohner nicht hinreichend, und Gartenfrüchte, Obſt und Hopfen werden gleichfalls nur nothdürftig gebaut. An Mineralien hat das Land Silber, Kupfer, Blei, Eiſen, Alaun, Vitriol u. ſ. w. Die Einwohner ſind äußerſt fleißig und betriebſam, und ſie beſchäftigen ſich vorzüglich mit Wollen- und Baumwollenmanufacturen, Strumpfwirkereien, Baumwollenſpinnerei für in- und ausländiſche Manufacturen, Hut-, Porzellan- und Tabaksfabriken, mit Ledergerbereien, Alaun- und Vitriolſiedereien und Verarbeitung des Eiſens. Die Wollenmanufacturen haben ihren vornehmſten Sitz zu Gera, wo auch die ſchönſten Färbereien unterhalten werden, Greitz, Lobenſtein, Markt-Hohenleuben und Schleitz; die meiſten Baumwollenmanufacturen befinden ſich zu Hirſchberg, Ebersdorf, Zeulenroda und Markt-Hohenleuben. Mit dieſen Kunſtproducten wird ein nicht unbedeutender Handel getrieben, und der Hauptabſatz geſchieht auf den leipziger Meſſen. Von Naturproducten kann das Land blos Vieh und Holz ausführen. Für den öffentlichen Unterricht iſt gut geſorgt. Zu Greitz und Schleitz ſind lateiniſche Schulen, und zu Gera ein wohl eingerichtetes Gymnaſium. Auch ſind zu Greitz Schulmeiſter- und Predigerſeminarien. Obgleich die Fürſten ſouverän ſind, ſo ſind doch Landſtände vorhanden, welche aus der Ritterſchaft und den Städten und Pflegen der reußiſchen Lande beſtehen. Die Einkünfte von Greitz werden auf 130,000, von Schleitz auf 100,000, von Lobenſtein-Lobenſtein auf 80,000 und von Lobenſtein-Ebersdorf 80,000 Gulden geſchätzt. Von den Einkünf-

ten von Gera, welche 130,000 Gulden betragen, erhält Schleitz die Hälfte, und Lobenſtein und Ebersdorf jedes ein Viertel. Die Linie zu Greitz hat daſelbſt ein Regierungs- und Juſtizcollegium, ein Kammer-, Finanz-, Forſt- und Ökonomiedepartement. Die jüngere Linie hat ſeit 1604 eine gemeinſchaftliche Regierung, als ein erſtes Juſtizcollegium und Conſiſtorium, eine Kammercommiſſion, ein gemeinſchaftliches Amt und ein Landgericht. Dieſe Behörden haben nach dem Anfall von Gera auch die verſchiedenen Geſchäftszweige der Verwaltung dieſer Herrſchaft zu beſorgen. Außerdem hat jedes regierende Haus der jüngern Linie noch beſondere Cabinets-, Regierungs- und Kammerbeamte, ſo wie auch jeder Fürſt einen verhältnißmäßigen Kriegsſtaat erhält. Zur deutſchen Bundesarmee ſtellt die ältere Linie 223 und die jüngere 522 Mann. K. K.

Reuvertrag (pactum displicentiae) iſt derjenige Nebenvertrag, vermöge deſſen ſich einer der Contrahenten ausbedingt, von dem Hauptvertrage wieder abgehen zu dürfen. Bei dem Kaufe wird er Reukauf genannt. Dadurch behalten ſich bald der Käufer, bald der Verkäufer, bald aber auch beide das Recht vor, nach Gefallen von dem geſchloſſenen Kaufe abzugehen. Gewöhnlich wird dabei ein gewiſſes Quantum feſtgeſetzt, welches der Abgehende dem andern bezahlen muß. Zum Weſen des Reuvertrags gehört es jedoch nicht. Übrigens machen wir den deutſchen Bürger auf folgende Cautelen aufmerkſam. 1. Ob ſchon die Geſetze ſich darüber deutlich ausſprechen, daß die Reue hier das Geſchäft als Reſolutivbedingung aufhebt, ſo iſt es doch bei dieſer Bedingung noch an ſich controvers, ob die Früchte rückwärts, von der Zeit der erfolgten Übergabe, zu erſetzen ſind. Rathſam iſt es daher, darüber etwas feſtzuſetzen, wie es, wenn etwa die Aufhebung des Vertrags nach erfolgter Übergabe der Sache und zum Theil oder ganz geleiſteter Zahlung erfolgt, rückſichtlich der gegenſeitigen Berechnung der Acceſſionen gehalten werden ſoll. 2. Man ſorge dafür, daß, wenn ein beſtimmter Termin zur Reue nicht feſtgeſetzt worden iſt, dem Reuvertrage die Clauſel auf ewige Zeit inſerirt werde, weil bei einer ganz unbeſtimmt gelaſſenen Zeit nach Manchen das Recht zu pönitiren binnen ſechzig Tagen ausgeübt werden muß. En.

Reval, eine ruſſiſche ſtark befeſtigte Seeſtadt am finniſchen Meerbuſen, unter 59 Gr. 26 Min. 29 Sec. der Breite und 42 Gr. 25 Min. 30 Sec. der Länge, mit einem trefflichen Hafen für die Marine und Handlung. Sie beſteht aus der eigentlichen Stadt mit engen unregelmäßigen Gaſſen, dem Domberge und zwei weitläuftigen Vorſtädten, und hat 1700 Häuſer, davon ſich über 1000 in den Vorſtädten befinden, ſieben lutheriſche, ſechs ruſſiſche, und eine katholiſche Kirche, eine berühmte Ritterakademie, an welcher Profeſſoren angeſtellt ſind, und 13,000 Einwohner, welche einigen Seehandel treiben, indem jährlich an 100 Schiffe in den Hafen einlaufen; doch beträgt die jährliche Ausfuhr nur 600,000 Rubel. Eine Spiegel-, eine Leder- und eine Strumpffabrik, eine Stück- und Glockengießerei, auch ein Kupferhammer ſind hier. Ferner findet man eine Domkirche mit einem ſehr hohen und ſchönen Thurme, eine Börſe, ein Theater und ein Land- und Seehoſpital. In der Nähe der Stadt ſind einige hübſche Landhäuſer mit Gärten. In dem hieſigen Hafen liegt gewöhnlich eine Abtheilung der ruſſiſchen Kriegsflotte. Reval iſt die Hauptſtadt des Gouvernements Eſthland.

Reveille (aus dem Franzöſiſchen von reveiller, aufwecken) nennt man in militäriſchem Sinne den Trommelſchlag, der in Garniſonſtädten und Feſtungen bei Tagesanbruch, vor Eröffnung der Thore, Statt hat.

Reveillere-Lepeaux oder Lepaux (Louis Marie la), als Mitglied des franz. Directoriums und als Stifter der Secte der Theophilanthropen bekannt, geboren 1753, ſtudirte zu Angers die Rechte, wurde Advocat in Paris, gab dieſe Laufbahn bald auf, kehrte nach Angers zurück, wo er ſich mit dem Studium der Botanik beſchäftigte, dieſe Wiſſenſchaft lehrte und einen botaniſchen Garten anlegte. Nachher ward er Deputirter bei der Nationalverſammlung, nahm aber nach dem Fall der Girondiſten ſeine Entlaſſung, und hielt ſich während der ganzen Schreckenszeit verborgen. 1795 wurde er wieder in den Convent berufen. Er kam hierauf bei der Conſtitution des Jahres III. auf einige Tage in den Rath der Alten, und wurde dann am 31. Oct. (1795) zum Mitgliede des Directoriums gewählt. Da er keinen bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Geſchäfte hatte, ſo wünſchte er, ſich als Oberhaupt einer Religionsſecte bekannt zu machen, und warf ſich zum Beſchützer der Theophilanthropen, deren Hoherprieſter er zu werden ſuchte, auf. Nach dem 18. Fructidor, wo er Barras und Rewbels Partei ergriff, überließ er dieſen beiden die ganze Gewalt, und beſchäftigte ſich blos mit ſeiner Theophilanthropie. Im Junius 1799 ward er, ohne Widerſtand zu leiſten, aus dem Directorium geſtoßen, und lebte dann wieder ſeinen Lieblingswiſſenſchaften, beſonders der Kräuterkunde und der Erziehung ſeiner Kinder. Man ſieht ihn in Paris, wo er ſich aufhält, im Palais royal oft bei den Antiquaren verweilen und alte Bücher einhandeln. Sic transit gloria mundi.

Reventlau iſt der Name einer alten, ſehr angeſehenen gräflichen Familie in Dänemark, Schleswig und Holſtein, die ihrem Vaterlande mehrere verdiente Staatsmänner und Miniſter gegeben. Johann Ludwig, Graf Reventlau (geboren den 28. April 1751, und geſtorben den 1. März 1801) verdient in der Geſchichte unter den beſten und edelſten Männern genannt zu werden, da er auf ſeiner Baronie Brahe-Trolleburg die Bauern und Einwohner durch Aufhebung der Frohndienſte, durch andre zweckmäßige Mittel und durch ſein eignes vortreffliches Beiſpiel zu guten Menſchen und tüchtigen, wohlhabenden Landwirthen zu bilden ſuchte. Die von ihm angelegten Schul- und Armenanſtalten können nicht blos für Dänemark, ſondern auch für andre Länder zu Muſtern dienen, und werden ſein Andenken noch lange in Segen erhalten. Dieſe gräfliche Familie theilt ſich übrigens in zwei Linien, deren gemeinſchaftlicher Stammvater, Conrad von Reventlau, in Dithmarſen begütert war. Die ältere Linie beſitzt auch die bedeutende Grafſchaft Chriſtiansſäde auf Laland.

Réverbère wird ein polirter Hohlſpiegel genannt, der dazu dient, die hineinfallenden Lichtſtrahlen verſtärkt zurückzuwerfen. An den in neuern Zeiten in mehreren großen Städten eingeführten Laternen zur Straßenbeleuchtung befinden ſich ſolche Hohlſpiegel von glänzendem Metall; daher die Benennung Reverberirlaternen. Zur Reverberation in der Chemie (d. h. zum Verkalken im Flammenfeuer) bedient man ſich eines ſogenannten Reverberirofens, der ſo eingerichtet iſt, daß die Hitze des Feuers nicht nur verſtärkt aus ihm ſtrömt, ſondern auch den Kör-

pet, der zum Verkalken gebracht werden ſoll, von allen Seiten rund umgiebt.

Revers. Im gewöhnlichen Sinn eine ſchriftliche Gegenverpflichtung, ein Angelöbniß, dieſes oder jenes zu leiſten oder zu unterlaſſen, auch ein Verwahrungsſchein oder ſchriftliche Verſicherung, daß eine gewiſſe Handlung Andern nicht nachtheilig ſei, oder in vorkommenden Fällen gegen ihn wiederholt oder ſonſt gemißbraucht werden ſoll. Reversbriefe, Reverſe, Reverſalien werden die Verſicherungen genannt, in denen ein Fürſt beim Antritt ſeiner Regierung, bei Huldigung der Stände, oder ſonſt vorfallenden Gelegenheiten ſich anheiſchig macht, die Rechte, Freiheiten, Privilegien u. ſ. w. ſeiner Unterthanen nicht anzutaſten; ferner die Verſicherungsſcheine, welche Obrigkeiten ſich in Betreff ihrer Rechte und Gerichtsbarkeit einander geben. Über Revers der Münzen ſ. Münzkunde.

Revolution bedeutet eigentlich eine Um- oder Zurückwälzung (von revolvere, um- oder zurückwälzen). Es wird indeß dieſes Wort in vielfachem Sinne gebraucht. Die Aſtronomen verſtehen darunter die Bewegung eines kleinern Weltkörpers um einen größern der ihn durch das Übergewicht ſeiner Anziehungskraft beherrſcht, z. B. des Mondes um die Erde, der Erde um die Sonne. Bei dieſer Revolution geht alles ſeinen ordentlichen und geſetzmäßigen Gang. Die Geologen hingegen verſtehen darunter ſolche Kataſtrophen auf der Erde, wodurch der natürliche Lauf oder das natürliche Verhältniß der irdiſchen Dinge eine bedeutende Veränderung erleidet, z. B. wenn durch große Waſſerfluthen, Erdbeben u. dgl. die Oberfläche der Erde anders geſtaltet wird. Solche Revolutionen haben zwar auch ihren Grund in den allgemeinen Naturgeſetzen, erſcheinen aber doch in ihren Wirkungen als etwas von der gewöhnlichen Ordnung der Dinge Abweichendes, wodurch manches bisher Beſtandne aufgehoben oder zerſtört wird. Dieſe Bedeutung des Wortes hat man auch auf die moraliſche Welt übergetragen. So ſagt man von einem Menſchen, deſſen Denkart und Geſinnung ſich plötzlich ganz verändert hat, es ſei zum Guten oder zum Böſen, daß eine Revolution in ihm vorgegangen ſei. Dergleichen Revolutionen können ſich nun auch in der politiſchen Welt ereignen. Denn Völker und Staaten ſind als moraliſche Perſonen zu betrachten, die in Anſehung ihrer innern ſowohl als äußern Beſchaffenheit ſich eben ſo ſehr verändern können, als Individuen. Eine Veränderung dieſer Art alſo heißt eine politiſche Revolution oder eine Staatsumwälzung. Solche Revolutionen ſind ganz unvermeidlich, wenn ein bedeutendes Mißverhältniß zwiſchen den Kräften, von deren harmoniſchem Zuſammenwirken das politiſche Leben eines Volkes abhängt, eingetreten iſt. Sie ſind alsdann den Orkanen zu vergleichen, welche aus dem aufgehobnen Gleichgewichte der atmoſphäriſchen Luft in Anſehung der Elaſticität ihrer Theile entſpringen. Will man alſo den Revolutionen vorbeugen, ſo kann dies nur durch allmähliche und zeitgemäße Reformen geſchehen, wodurch die Verfaſſung und Verwaltung eines Staates der jedesmaligen Bildungsſtufe und den daraus hervorgehenden Bedürfniſſen des Volkes entſprechender gemacht wird. Wenn dagegen die Regierung eines Staates mit eigenſinniger Hartnäckigkeit auf dem einmal Beſtehenden beharrt, wenn ſie in keinem Puncte dem Zeitgeiſte nachgeben will, wenn ſie die ohnehin ſchon zahlreichen und läſtigen Auflagen noch vermehrt und

läſtiger macht, wenn ſie überhaupt mit herriſcher Willkür verfährt und die Zügel immer ſtraffer anzieht, während das zur Mündigkeit herangereifte Volk ſich nach einem freiern politiſchen Leben ſehnt, wenn ſie wohl gar in das innerſte und heiligſte Eigenthum des Menſchen, in das Gebiet des Gewiſſens und der Überzeugung, gewaltſame Eingriffe wagt: ſo müſſen Revolutionen erfolgen, die dann, je nachdem die Umſtände beſchaffen, in ihren Wirkungen mehr oder weniger groß und heilſam ſind. Ein kurzer Überblick der merkwürdigſten neuern Revolutionen wird das bisher geſagte beſtätigen. 1. Die Revolution von England im J. 1688. Sie wurde veranlaßt durch Jacob's II. Streben, die bereits in frühern Zeiten durch die Magna charta und die Habeas-corpus-Acte beſchränkte königliche Macht wieder unumſchränkt zu machen und ſelbſt die katholiſche Religion, deren Bekenner ſeit 1673 durch die Teſtacte von allen öffentlichen Ämtern ausgeſchloſſen waren, wieder zur herrſchenden zu erheben. Man rief daher den Statthalter der vereinigten Niederlande, Wilhelm von Oranien, Jacobs Schwiegerſohn, zu Hülfe, welcher im November 1688 in England landete, den König nöthigte, mit ſeiner Familie nach Frankreich zu fliehen, und unter dem Namen Wilhelm III. ſelbſt zum König ernannt wurde. Von dieſer Zeit an datirt ſich die freie engliſche Verfaſſung, wodurch England einen ſo hohen Wohlſtand erlangte. Denn Wilhelm beſtätigte durch die Bill of rights nicht nur die früheren Rechte des Volks, ſondern fügte denſelben noch neue hinzu. Auch wurde unter ihm die Preßfreiheit, ohne welche keine freie Verfaſſung gedeihen kann, auf immer begründet. Ein beſonders merkwürdiger Zug in dieſer Revolution iſt, daß ſie ohne alles Blutvergießen vollzogen wurde, obwohl früherhin auch in England beim Kampfe der Freiheit mit dem Despotismus Blut genug, und ſelbſt königliches, gefloſſen war. 2. Die nordamerikaniſche Revolution. Während die vorige Revolution in England ſelbſt ausbrach und dieſem nur mit dem neuen Regenten eine freiere und feſtere Verfaſſung gab, brach dieſe zweite Revolution in Englands Colonien aus und begründete hier einen neuen Staat, der vielleicht einſt dem Mutterſtaate ſelbſt die Oberherrſchaft zur See entreißen wird. Die Veranlaſſung derſelben war die gewöhnliche ſtiefmütterliche Behandlung der Colonien von Seiten des Hauptſtaates durch Beſchränkung ihres Handels und Auflegung willkürlicher Abgaben. Deßwegen vereinigten ſich, nach einigen vorausgegangenen Thätlichkeiten wegen einer den Coloniſten verhaßten Auflage auf den Thee, im J. 1774 zuerſt zwölf Colonien auf einem Generalcongreſſe zu Philadelphia, wo deren Abgeſandte alle Einfuhr engliſcher Erzeugniſſe, ſo wie alle Ausfuhr nach England verboten. Im J. 1775 trat Georgien dem Congreſſe bei und Waſhington als General en chef an die Spitze der dreizehn vereinigten Provinzen, die aber doch erſt im Jahre 1776 nach einigen glücklichen Gefechten, ſich für einen unabhängigen Freiſtaat zu erklären wagten und als ſolcher auch im J. 1783 von England ſelbſt, nach vielen theils gewonnenen theils verlornen Schlachten, anerkannt wurden. Dieſe Revolution koſtete allerdings viel Blut, wird aber unſtreitig den Erfolg haben, daß Amerika nach und nach ganz frei und ſelbſtſtändig wird, da ſich jetzt dieſelbe Revolution im ſpaniſchen Amerika wiederholt. 3. Die franzöſiſche Revolution, unſtreitig die umfaſſendſte, aber auch die blutigſte und grauſamſte von allen. Längſt hatten die Gedanken, die Sitten und die Wünſche der

gebildeten Claſſen in Frankreich einen freiern Schwung genommen, als die Regierung noch immer ihren alten despotiſchen Gang fortging, lettres de cachet ergehen, nach Belieben in die Baſtille einſperren, die Provinzen durch Generalpächter ausſaugen, den Bürger und Bauer durch Adel und Geiſtlichkeit drücken, und dabei immer fort mehr aufgehen ließ, als ſie einnahm. Da beſtimmte zunächſt die hieraus entſtandene Finanznoth die Regierung, im J. 1789 die Stände des Reichs zuſammenzurufen. Weil aber, wie gewöhnlich, Adel und Geiſtlichkeit dem dritten Stande die Hauptlaſten aufwälzen wollten, erklärten ſich die 600 Deputirten deſſelben für eine Nationalverſammlung, welcher Erklärung auch verſchiedene Deputirte der beiden andern Stände und zuletzt alle beitraten. Dieſe Verſammlung hob ſogleich das alte Lehnsſyſtem auf, proclamirte die Rechte des Menſchen und des Bürgers, und entwarf eine neue Verfaſſung, die nach dem Muſter der engliſchen zwar monarchiſch, aber geſetzlich beſchränkt ſein ſollte. Bald trat jedoch an die Stelle dieſer erſtern Conſtitution eine zweite, dritte und vierte, die insgeſammt republikaniſch waren, bis Napoleon nach und nach die Monarchie wieder herſtellte. Frankreich iſt daher zwar während dieſer Revolution durch allerlei politiſche Formen hindurchgegangen und iſt zuletzt nach Napoleons Sturze ſelbſt zu der herrſchenden Dynaſtie der Bourbons zurückgekehrt, hat aber dennoch durch die von Ludwig XVIII. gegebene Charte eine im Ganzen ſehr liberale Verfaſſung gewonnen, um die es noch von manchem Staate beneidet werden dürfte, wenn ſie erſt in volle Wirkſamkeit getreten — denn noch ſind manche weſentliche Puncte derſelben (beſonders der wegen der Preßfreiheit) ſuspendirt — und wenn Frankreich durch Beruhigung der Gemüther ſich ſelbſt wiedergegeben iſt. Dann darf Frankreich eine glückliche Zukunft hoffen, wenn es gleich dieſe Hoffnung ſehr theuer und mit vielem Blute erkauft hat. — Revolutionen ſind demnach große Übel, aber vielleicht nothwendig, um in einer verdorbenen politiſchen Sphäre die Luft zu reinigen und neues Leben zu erregen. Die Frage aber, ob Deutſchland ſeine Revolution ſchon gemacht oder noch zu beſtehen habe, getrauen wir uns nicht zu entſcheiden. Umgekehrt iſt allerdings bei uns genug. Das deutſche Reich iſt aufgelöſ't, alle geiſtliche und viele kleine weltliche Fürſten ſammt der Reichsritterſchaft ſind verſchwunden, die noch beſtehenden deutſchen Staaten ſind ſouverän geworden, haben ihren Länderbeſitz zum Theil ſehr verändert und ſich in einem Staatenbunde vereinigt, dergleichen die Welt noch nie geſehen. Dennoch iſt Deutſchland im Ganzen nicht eigentlich revolutionirt. Die Hauptſtaaten, Öſterreich, Preußen, Sachſen, Baiern, Hannover, Würtemberg, Baden, Heſſen ꝛc., beſtehen noch mit ihren alten Fürſtenhäuſern; auch die vornehmſten reichsſtädtiſchen Republiken haben ſich als republikaniſche Bundesſtädte erhalten, und ſelbſt der neue deutſche Bund iſt in vielen Stücken dem alten deutſchen Reiche ähnlich, das ja zuletzt dem Weſen nach mehr ein Staatenbund als ein Reich war. Gleichwohl iſt anderer Seits nicht zu verkennen, daß viel Gährungsſtoff in Deutſchland liegt, da man ſich überall nach ſtellvertretenden Verfaſſungen, Milderung der Auflagen, Verminderung der ſtehenden Truppen, gleicher Vertheilung der Staatslaſten u. ſ. w. ſehnt und dieſe Sehnſucht faſt nirgend Befriedigung findet. Da indeſſen der Deutſche überhaupt ruhiger und beſonnener iſt und da zu hoffen ſteht, daß die deutſchen Fürſten um ihres eignen Vortheils willen ihr gegebenes Wort löſen und den Wünſchen ihrer Völker

entgegen kommen werden; ſo dürfte vielleicht Deutſchland ſo glücklich ſein, ſich zu regeneriren, ohne eine eigentliche Revolution erlebt zu haben. D.

Revolutionstribunal. Dieſes ſchreckliche Gericht der Tyrannei und des unerhörteſten Blutdurſtes entſtand, als mitten in der Gährung der franzöſiſchen Revolution im Nationalconvente die Parteien des Berges und der Gironde mit einander ſtritten, und die erſtere die Oberhand behielt. Seiner Einrichtung und Abſicht gemäß ſollte das Revolutionstribunal alle diejenigen beſtrafen, die gegen den Gang der Revolution waren, und ſich als Anhänger des Königshauſes verdächtig machten. Es läßt ſich denken, welcher ungeheure Spielraum der Bosheit, dem Haß und dem Verfolgungsgeiſte durch Errichtung eines ſolchen Gerichtshofes freigegeben wurde, der ſich an keine Formalitäten band, immer nur das Todesurtheil ſprach, nie die wahren Puncte der Anklage, zuletzt kaum mehr die Namen der unglücklichen Schlachtopfer unterſuchte, die eine hölliſche Rotte von Angebern (an deren Spitze das Ungeheuer Fouquier-Tinville ſtand) ihm täglich zuführte. Trotz dem, daß von ſeinem erſten Entſtehen an das Revolutionstribunal faſt unaufhörlich ſeine Hände in Blut tauchte, ſchien doch bald den immer grimmiger wüthenden Jacobinern das Verfahren dieſes Gerichtshofes noch zu umſtändlich und langſam, und als im J. 1794 die Girondiſten völlig geſtürzt waren, ein Robespierre und ähnliche Ungeheuer präſidirten, da trug der Wohlfahrtsausſchuß, unzufrieden über das langſame Verfahren des Revolutionstribunales, darauf an, daß das Tribunal mit der Hinüberſpedirung der Menſchen in die andre Welt ſich hinführo mehr beeilen ſolle; ein Vorſchlag, der auch vom Convente gebilligt wurde. Von jetzt an hörte bei dieſem entſetzlichen Gerichtshof jede einzelne Anklage auf. Fouquier-Tinville und ſeine Rotten reichten täglich lange Liſten Unglücklicher ein, die des Hochverraths an der Republik beſchuldigt wurden. Ohne zu unterſuchen, ob, in wie weit, und auf welche Art die Armen dieſe Anklage verdienten, wurden ſie vor den hölliſchen Richterſtuhl geſchleppt, einer ganzen Schar immer auf einmal das angeſchuldigte Verbrechen und zugleich das Todesurtheil vorgeleſen, ihre Vertheidigung nicht gehört, ja ſelbſt nicht einmal darauf Rückſicht genommen, ob dieſe Elenden wirklich die waren, die die Anklageliſte benannte, oder ob (welches häufig der Fall war) eine bloße Namenverwechslung Statt finde, und dann zur Guillotine geführt. Wie ungeheuer die Zahl der täglich Gemordeten war, erhellt daraus, daß man im Juni 1794 ſich genöthigt ſah, die Guillotine auf einen andern Platz hinzuſchaffen, da der Boden, auf dem ſie bis dahin ſtand, von dem Blute der Erwürgten ſo naß und ſchlüpfrig geworden war, daß die Henker keinen ſichern Tritt mehr thun konnten. Außer dieſem zu Paris beſtehenden Revolutionstribunale wurden auch in den größern Städten der Provinzen ähnliche errichtet, und Nantes, Lyon, Arras, Straßburg und viele andre Städte ſahen in ihren Mauern das blutige Schauſpiel wiederholen, welches Paris täglich gab. Daß aber mit dieſer Art, die angeblichen Feinde der Republik zu morden, die Ungeheuer, die damals Frankreich beherrſchten, noch nicht zufrieden waren, iſt bekannt, und da das Beil der Guillotine ihnen immer noch zu langſam mordete, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zu den Füſilladen, Mitrailladen und ſogenannten revolutionären oder republikaniſchen Hochzeiten, wo zu Hunderten, Paar und Paar an einander gebunden, in den Wellen umkamen. Als endlich das Ungeheuer

Robeſpierre und mit ihm die Bergpartei geſtürzt wurde, da befahl der etwas menſchlicher gewordene Convent dem Revolutionstribunale mehr Mäßigung und Schonung, und im Anfang des Jahrs 1795 erntete, von demſelben Mordgerichte verdammt, dem er ſo viele Schlachtopfer zugeführt hatte, Fouquier-Tinville (vergl. d. Art.) mit einem Haufen ſeiner Helfershelfer ſeinen Lohn. Noch in demſelben Jahr wurde das Revolutionstribunal ganz aufgehoben, an deſſen Stelle eine Militärcommiſſion geſetzt, deren Wirkſamkeit aber auch bald darauf blos auf militäriſche Verbrechen eingeſchränkt wurde. Früher, als das zu Paris, hörten die in den andern Städten Frankreichs errichteten Revolutionstribunale auf.

Reynolds (Joſhuah), der berühmteſte Mahler der engliſchen Schule, und einer der berühmteſten neuern Porträtmahler, war zu Plympton in Devonſhire 1723 geboren, wo ſein Vater ein Geiſtlicher und Schullehrer war. Er hatte bis zu ſeinen Jünglingsjahren keinen andern Lehrer als ſeinen Vater; aber ſchon in ſeinem achten Jahre las er Werke über Mahlerei, und ſuchte nach den darin enthaltenen Regeln dieſe Kunſt auszuüben. Durch Richardſons Abhandlung über die Mahlerei ward nicht blos die Liebe zur Kunſt, ſondern auch die Liebe zum Ruhm in dem jungen Reynolds geweckt. Obgleich er beſtimmt war, die Arzneikunde zu ſtudiren, ſo erlaubte ihm ſein Vater doch, ſeiner Neigung zu folgen, und brachte ihn zu einem Bildnißmahler in Devonſhire, mit dem er ſpäterhin nach London zog. Dieſer Künſtler war blos Geſichtsmahler, und ließ von ſeinen Schülern die Verzierungen und Gewänder mahlen, aber er war ein guter Beurtheiler ihrer Schildereien, und trug viel zu Reynolds, Wrights, Mortimers und Anderer künſtleriſcher Bildung bei. Reynolds übertraf bald ſeinen Lehrer, und die Eiferſucht des letztern wegen eines Lobes, welches dem erſtern in Rückſicht eines Gemähldes ertheilt wurde, veranlaßte ihre Trennung. Er hielt ſich jetzt drei Jahre lang im väterlichen Hauſe auf, und mahlte einige Bildniſſe, die freilich mit Beifall aufgenommen wurden, aber für ſeine eigentliche künſtleriſche Bildung gewann er in dieſer Zeit nichts. Er nahm ſich die Gemählde des Porträtmahlers Gandy von Exeter zum Muſter; auch fand er Gelegenheit, ſich Gemählde von Guercino zu borgen, und von ihnen ſchreibt ſich Reynolds Liebe für ein ſtarkes Helldunkel her, da er, ſo wie Rembrandt, ſeine Schatten zu dunkel, ſein Licht zu hell machte. Nach ſeines Vaters Tode 1746 ließ ſich Reynolds als Porträtmahler in Plymouth nieder. Der Schiffscapitän, nachmalige Admiral Viscount Kappel, welcher eine Expedition gegen die Corſaren im mittelländiſchen Meere befehligte, nahm Reynolds mit, um ihn in Italien bei günſtiger Gelegenheit ans Land zu ſetzen. Dies geſchah. Reynolds ging von Livorno nach Rom, und ſtudirte und copirte im Vatican die Werke Raphaels und Michel Angelo's. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Italien kehrte er über Paris nach England zurück, wo er ſich 1752 in London niederließ. Viele vornehme Perſonen ließen ſich von ihm mahlen, und ſeit Cornelius und Vandyk ſah London keinen Bildnißmahler von Reynolds Verdienſten. Seine Werke zeichnen ſich freilich nicht, wie die jener Künſtler, durch Feſtigkeit und Beſtimmtheit der Umriſſe, durch Richtigkeit des Colorits, durch getreue Darſtellung der Natur und durch Vollendung aus; aber, ſo wie Vandyk, wußte er ohne Aufopferung der Ähnlichkeit ſeinen Perſonen einen heroiſchen Charakter zu geben, und ſein Pinſel veredelte die, welche er mahlte. Dieſe Kunſt erwarb ihm einen Ruf in der großen Welt, und er ließ daher 1753

auch den Preis für ein bloßes Bruſtbild in Lebensgröße von zwölf auf zwanzig Guineen ſteigen. Auf ſeinen Vorſchlag nahmen in den der Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte gehörigen Zimmern die artiſtiſchen Kunſtausſtellungen ihren Anfang. Für die 1765 geſtiftete Mahlerakademie wurde Reynolds einſtimmig zum Präſidenten erwählt, und bei dieſer Gelegenheit von dem Könige zum Ritter geſchlagen. Um 1768 ſtiftete er mit Burke, Nugent, Percy, Goldſmith und andern berühmten Männern einen literariſchen Verein, und ſein Haus wurde der Sammelplatz aller Männer, die ſich in der Hauptſtadt durch Geiſt und Talente auszeichneten. Im Jahr 1778 gab er ſeine Reden (discourses), welche er jährlich als Präſident gehalten hatte, heraus, die ſich durch Eleganz des Styls und Reichhaltigkeit philoſophiſcher und äſthetiſcher Entwickelungen auszeichnen. Burke ſoll dieſe Reden vor ihrer Herausgabe verbeſſert haben. Sie ſind auch ins Deutſche überſetzt (Reynolds akademiſche Reden, Dresden 1781). Außerdem hat Reynolds noch mehrere ſchriftſtelleriſche Werke herausgegeben, welche geſammelt unter dem Titel: the Works of Sir Joshuah Reynolds etc. to which is prefixed an account of the life of the author, London 1797, in 2 Vol. 4. erſchienen ſind. Landſchaften hat er nur eine gemahlt, und dieſe ſtellt die Ausſicht von ſeinem Landhauſe nach der Themſe dar. 1785 verfertigte er ſein liebliches Gemählde des Liebesgottes, wie er der Schönheit den Gürtel löſ't. Wenigen Werth hat ſein Herkules als Kind, welcher die Schlangen würgt, und den er für die Kaiſerin Catharina von Rußland mahlte. Der Künſtler hat hier die Stärke mit der Dicke verwechſelt, und ſein Herkules ſcheint an der Waſſerſucht zu leiden. Der Tod des Cardinals Beaufort iſt unſtreitig das ſchönſte Stück von Reynolds. 1790 ward ſein Geſicht ſchwach, und im folgenden Jahre verlor er es ganz. Auch jetzt blieb er noch ein eifriger uneigennütziger Beförderer der Künſte, und ſtarb 1792 an einer Leberkrankheit. Viele ſeiner Gemählde ſind in Kupfer geſtochen worden.

Rhabarber. Dieſe in der Medicin ſo bekannte heilbringende Wurzel wächſt urſprünglich in Aſien (China, Tibet, der Bucharei) als eine 5 bis 6 Fuß hohe Pflanze mit ſtarken ausgezackten Blättern. Die Wurzel, die oft mehrere Pfund wiegt, iſt braungelb, inwendig rothgeſtreift, und hat einen ſcharfen, ekelhaften Geſchmack. Der beſte Rhabarber wächſt auf den Gebirgen der chineſiſchen Tatarei. Da er uns über Rußland durch Karavanen zugeführt wird, ſo trägt er den Namen: ruſſiſcher. Minder gut iſt der übers Meer aus Oſtindien kommende; die ſchlechteſte Sorte endlich iſt diejenige, die durch Verpflanzung in andre Erdtheile (Europa, Amerika) gewonnen wird, und abendländiſcher heißt. Außer ſeinem mediciniſchen Nutzen zur Abführung und Stärkung der Eingeweide kann er auch beim Färben angewendet werden.

Rhabdologie iſt die Kunſt, mit Stäben zu rechnen, z. B. den Napperſchen Stäben.

Rhabdomantie wird die vorgebliche Kunſt und Gabe genannt, vermittelſt der Wünſchelruthe, oder anderer dergleichen Dinge verborgne Sachen, Schätze u. ſ. w. zu entdecken.

Rhachitis, ſ. Engliſche Krankheit.

Rhadamanthus. Was von Rhadamanth als blos hiſtoriſche oder mythologiſche Relation hier anzuführen wäre, iſt zum Theil ſehr unbedeutend, zum Theil iſt es ſchon bei den Artikeln: Minos, Creta, im Vorbeigehen erwähnt worden. Daß er der Bruder war des ältern

Minos auf Kreta, des erſten Geſetzgebers der griechiſchen Welt, der dem Spartaner Lykurg mehr als bloßes Vorbild war, der mit ſeinem Vater und der Inſel Kreta älteſtem und geprieſenſtem Ahnherrn, Zeus, in einer geheimen Grotte des Ida von Zeit zu Zeit Unterredung pflog und dann die Worte des Gottes ſeinem Volk als heiliges Geſetz vorlegte — griechiſche Anſicht jenes, allen Völkern des höhern Alterthums gemeinſchaftlichen Mythus von göttlichem Urſprung der Geſetze und der bürgerlichen Verfaſſung — daß Rhadamanth nach einer andern Sage ſelbſt den Grund legte zu der kretenſiſchen Geſetzgebung, auf welchem der Bruder Minos nur vollendend fortbaute; daß er wahrſcheinlich aus der Familie des Dorus, eines Nachkommen Deukalions, von deſſen Sohne Tektamus oder Teutamus abſtammte, welcher mit ſeinem Sohne Aſterius, dem wahrſcheinlichen Vater des Rhadamanthus und Minos, in jener Zeit allgemeiner Völkerbewegung und Strömung in Griechenland, nach Kreta einwanderte: das iſt das wichtigſte, was wir in der ſchwankenden mythiſchhiſtoriſchen Betrachung ſeiner Geſchichte zu unterſcheiden vermögen. Rhadamanthus wird übrigens noch neben Minos und Äakus, dem Ahnen des Achilles, als einer jener drei Richter der Todten aufgeführt, die am Eingange des Schattenreichs neben dem Throne des Pluto Geſetz und Recht den Todten gaben und mit ernſtem Scepter, was ſie im Leben trieben, auch im Tode noch fortſetzten. Denn es war allgemeine Anſicht der Griechen, daß auch der hingeſchiedene Schatten in dem dunkeln, düſtern Reiche des Tartarus noch ſich müht und ſtrebt, die Geſchäfte des Lebens fortzuſetzen. Doch darf man wohl nicht vergeſſen, daß unſtreitig der ganze Mythus vom Tartarus in dieſem Sinne mehr Philoſophem, als eigentliche Mythologie war. —

Rhamnuſia, Beiname der Nemeſis bei den Griechen (ſ. d. Art. Nemeſis).

Rhapſodie. Mit dieſem aus dem Griechiſchen ſtammenden Wort bezeichnet man urſprünglich eine Reihe einzelner, unter ſich jedoch wieder in Zuſammenhang ſtehender Geſänge, z. B. die des Homer (ſ. d. A.). Rhapſoden hießen bei den alten Griechen die herumwandernden Sänger, die theils die Homeriſchen Dichtungen, theils eigene dem Volk vortrugen. Ihren Namen führten ſie von dem Stabe, welchen ſie in der Hand hatten, wenn ſie ihre Geſänge declamatoriſch vortrugen. Jetzt verſteht man unter Rhapſodien auch eine Sammlung von Erzählungen, Dichtungen, Darſtellungen u. dergl., die zwar durch Einen Geiſt belebt, aber nicht nothwendig unter ſich in Verbindung ſtehen. Rhapſodiſches Wiſſen iſt ein ſolches, das aus unzuſammenhängenden Bruchſtücken beſteht, fragmentariſch iſt.

Rhätien. Dieſen Namen führten bei den Alten zwei Länder, Rhätien und Vindecilien. Später wurden beide getrennt und erhielten den Namen: das erſte und zweite Rhätien. Das erſte oder eigentliche Rhätien (Rhaetia propria) ging vom Rhein bis an die noriſchen Alpen, und von Italien bis an die Grenzen von Vindelicien, und lag ſüdlich. Es enthält die Flüſſe Rhein (Rhenus), Inn (Alnus), Etſch (Athesis) und mehrere kleinere, und umfaßt alſo das heutige Vorarlberg und Tyrol, nebſt einem Theil von Graubündten. In frühern Zeiten wohnten hier die Etrusker, welche unter ihrem Anführer Rhätus dieſe Gebirgsgegenden beſetzten, ſpäter aber, durch die wachſende Macht der Gallier vertrieben, nach Italien zogen, und dort die für die erſte Bildung Italiens ſo wichtige Rolle ſpielten. Juſtinus, Plinius und Stephan, der Byzantiner, nennen daher die Rhä-

tier ein *etruſciſches* Volk. Unter den ſpätern galliſchen Völkern, welche dieſe Gegenden beſetzten, ſind mehr durch ihren Namen als durch ihre Wichtigkeit die *Brenni* ausgezeichnet. Auch hier, wie in allen andern Provinzen, legten die Römer mehrere Colonien an, unter denen Tridentum (Trident), Belunum (Belluno), Banzanum (Botzen), Bilitio (Bellinzona), Clevenna (Cleven), Curia (Chur) die vorzüglichſten waren; jedoch haben mehrere dieſer Städte nur ihre Erweiterung und Verſchönerung den Römern zu verdanken. Die Rhätier verbanden ſich oft mit ihren galliſchen Freunden und verwüſteten das römiſche Gebiet, daher ſchickte Auguſtus ſeinen Stiefſohn *Druſus* mit einem Heere ab. Dieſer ſchlug ſie 739 nach Erbauung Roms, oder 16 J. vor Chr., unweit *Trident* in die Flucht. Da dieſer Sieg indeß nicht viel nützte, ſo unternahm Druſus, in Begleitung ſeines Bruders *Tiberius*, einen zweiten Feldzug, in welchem Tiberius die Vindelicier vom Bodenſee angriff, während Druſus zu Lande gegen die Rhätier rückte. Dadurch entſchied ſich die Unternehmung für die Römer, und beide Länder wurden römiſche Provinzen. Rhaetia transdanubiana, die Länder auf dem linken Donauufer, welche an Franken grenzten, waren den Römern wohl bekannt, aber niemals ihnen unterworfen. Vielleicht hat ſich davon noch der Name das *Rieß* erhalten, welchen man dieſen Ländern wohl beizulegen pflegt. Nach der römiſchen Herrſchaft beſetzten Alemannen und Sueven jene römiſchen Provinzen.

Rhea. Wie die ältern Gottheiten der griechiſchen Mythologie ſelbſt noch in einen gewiſſen Nebelſchleier des Daſeins eingehüllt ſind, und ihre Dichtung gerade in dem Schwankenden und Ungewiſſen der Umriſſe ihren eigentlichen Charakter findet, ſo fließen auch hier mehrere nach Zeit und Volk verſchiedene Dichtungen in *eine* zuſammen und bilden den Doppelmythus: *Rhea* und *Cybele*. Rhea iſt urſprünglich und beſonders als Titanide eigentlich *griechiſche* Dichtung; — Cybele aber, ſelbſt der Geſchichte nach, *phrygiſchen* Urſprungs. Beide floſſen, wahrſcheinlich auf Kreta, in Eins zuſammen, offenbar ihrer innern Verwandtſchaft wegen, die vielleicht auf eine höhere Identität beider in dem allererſten Quelle aller Mythologie hindeutet. Aber gleichwohl ſind ſie doch auch noch immer zwei verſchiedene Dichtungen, die nicht verwechſelt werden dürfen, in welchen die Eigenthümlichkeit jeder erhalten iſt, obſchon wir die Dichtung von der Cybele nur an der von der Rhea kennen lernen, dieſe aber ſelbſt wieder über jener zuletzt ganz verſchwindet. Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen geben wir, mit ſteter Beziehung auf den früher erläuterten Artikel *Cybele*, einen kurzen Umriß von dem Einzelnen unſers Mythus. *Rhea*, eine der merkwürdigſten Titaniden (Tochter der Gäa, Erde und des Uranos, Himmels), iſt Schweſter und Gattin Saturns, und mit ihm — denn die Dichtung der Griechen von den alten Göttern iſt doch nichts als Kosmogonie, Philoſophie über erſte Entſtehung und Bildung der Welt — Symbol des erſten Formens und Bildens aus der Nacht des Chaos heraus. Die Geſtalten ringen, aus dem Schooße des Formloſen emporzutauchen. Rhea, die *Fließende* (vom griechiſchen Zeitwort ῥεῖν, fließen), das *Bildungsreiche* und *Bildungsempfängliche*, iſt Symbol dieſes Ringens. Aber noch herrſcht zugleich die Macht des Chaos, des Formloſen. Der Rhea zur Seite ſteht Saturnus, mit der düſtern Herzloſigkeit des Abgrundes eiferſüchtig auf die neuen Bildungen und

ſie im Augenblick des Entſtehens ſogleich wieder vernichtend — darum Bild der alles verſchlingenden, ſich ſelbſt in jedem Augenblick zerſtörenden Zeit. Doch es ſoll das Univerſum endlich Geſtalt gewinnen, das Schwankende feſt werden. Die Zeit der Entſcheidung iſt gekommen. — Auf Gäa's, ihrer Mutter, Rath, die in dem frühern Götteräon, nur noch unbeſtimmter und ſchwankender, dieſelbe Ordnung und Stelle eingenommen hatte, die jetzt die Tochter beſitzt, die ſelbſt über Uranos, ihres Gatten, Eiferſucht gegen ſeine Kinder in ihren innerſten Tiefen hatte erſeufzen müſſen, auf Gäa's Rath giebt Rhea ihrem Gatten, der aus Furcht der alten Weiſſagung ſeine Kinder ſogleich nach der Geburt wieder verſchlingt, ſtatt des neugebornen Götterkindes einen Stein in den Windeln. Fortan hat das Lebendige unter der Ägide des Leb- und Bildungsloſen Zeit zur Entwickelung gewonnen. Die Bildung ſiegt über die feindliche Macht des Bildungwiderſtrebenden. Der geheimnißvolle Stein, Bild des erſten Feſten, auf welchem nun das Gebäude des Lebens ſich erheben kann, erſter Hemmungspunct im Fluſſe der Dinge, im ganzen Alterthum ſo oft erwähnt, wird in der Folge Symbol der großen Göttermutter ſelbſt. — Auf dieſe Weiſe rettet Rhea vor den Verfolgungen des Vaters drei Söhne und drei Töchter, Jupiter, Veſta, Ceres, Juno, Neptun und Pluto, den Chor der neuen, in feſter, idealiſcher Bildung ſtrahlenden Olymposbewohner. Nur hat ſie damit auch ihre eigene Herrſchaft untergraben. Wenn an Saturn die alte Weiſſagung der Erde, daß einer ſeiner Söhne ihn entthronen werde, in Erfüllung geht, ſo muß auch Rhea das Schickſal ihres Gatten theilen. Sie tritt fortan in die Reihe der alten Gottheiten zurück und iſt nur noch durch Rath und Weiſſagung wirkſam, z. B. mit Themis und andern bei der Geburt des Apoll auf Delos, bis ſie in ſpätern Zeiten durch ihre Verſchmelzung mit Cybele ein eignes, aber höchſt ſchwankendes Daſein in den Myſterien wieder erhält. — Löſ't ſich nach dieſem allen die ganze Dichtung von der Rhea am Ende in ein kosmogoniſches Philoſophem auf, ſo erſcheint die Göttin in ihren Anſtalten zur Erhaltung des künftigen Beherrſchers der Götter und Menſchen auf Kreta, im Getöſe, das ihre Prieſter, die Korybanten (Kureten), um das Weinen des Götterkindes zu verbergen, machen müſſen; — vielleicht geheime Hindeutung auf die Harmonie, unter deren Schutz die Sphären ihren erſten Gang beſchreiben, wenigſtens der Urſprung des alten Symbols der phrygiſchen Handpauke in der linken Hand der Göttin; — in allem erſcheint ſie als *Symbol der unendlichen Erzeugungskraft, der allbefruchtenden Natur, als das erhaltende, Leben und Geſtaltung gebende Princip der Welt.* Dahin deuten auch ihre Abbildungen, als Bändigerin der Löwen, die ihren Wagen ziehen, als mit einer Mauerkrone geſchmückt, als Begleiterin des Bacchus; dahin ihre Verehrung. Dieſe, einerlei mit der Verehrung der Cybele, iſt roher Naturdienſt, die tiefſte Entartung der religiöſen Anlage im Menſchen, in ſich eigenthümlich ſchauderhaft und grauſend, weil gerade die traurigſte Unreligion, Wolluſt, zur Religion, ja zum Myſterium gemacht wird. Die wildeſte, frechſte Wolluſt, jener Lingamdienſt der Indier, iſt im Dienſte der Rhea-Cybele heiliger Gebrauch. Jene Selbſtentmannung ihrer Prieſter iſt nicht Selbſtverläugnung, ſondern im Gefolge der alles befruchtenden Göttin nur das höchſte Maß

der ſich ſelbſt übertreffenden Frechheit. — Alles im Dienſt der unendlichen Zeugungskraft iſt ſelbſt, ohne Maß und Ziel, nach Genuß ringend und darin untergehend.

Rhea Sylvia lebte ungefähr 800 Jahr vor unſerer Zeitrechnung und war eine Tochter Numitors, Königs von Albanien. Obgleich Veſtalin, gebar ſie aus Mars Umarmung das Zwillingspaar Romulus und Remus, die Stifter und Erbauer des weltherrſchenden Roms.

Rhede, oder auch Reede, iſt die vor dem Hafen gelegene Gegend des Meers, die den Schiffen einen guten Ankergrund gewährt, ſo daß dieſe vor dem Winde ſo lange daſelbſt ſicher liegen, bis ſie bei eintretender Fluth in den Hafen einlaufen können. Eine geſchloſſene Rhede heißt in der Schiffsſprache eine ſolche, die von Batterien am Strande vertheidigt wird; eine offene, wo alle Schiffe ohne Unterſchied ankern können.

Rheder, Reeder, wird der genannt, der ein Schiff ausrüſtet, überhaupt die Befrachtung der Kauffahrteiſchiffe zu ſeinem Geſchäft macht. Da ſelten Einer ein ganzes Schiff auf ſeine Koſten beladet, ſo treten mehrere zuſammen, die dann Schiffsfreunde, Mitrheder genannt werden. Eines jeden Einzelnen Antheil am Schiff heißt: Schiffsparte. Dieſe Schiffsparten ſteigen öfters bis zu einem Sechzehntheil herab, ſo daß der Beſitzer eines ſolchen den ſechzehnten Theil des Gewinnſtes und Verluſtes erhält und trägt, den das Schiff macht.

Rheims, eine der älteſten Städte Frankreichs, am Fluſſe Vesle in Champagne, und zwar im jetzigen Marne-Departement, in einer ringsum mit Anhöhen umgebenen Gegend, enthält mit den Vorſtädten über 4000 Häuſer und 30 000 Einwohner. Die Stadt hat breite Straßen, eine ſchöne gothiſche Domkirche, worin die franzöſiſchen Könige gekrönt und geſalbt werden, ein Rathhaus mit einer ſehr ſchönen Façade, den ſchönen Königsplatz und einige römiſche Alterthümer, worunter ein Triumphbogen. Sie iſt der Sitz eines Erzbiſchofs, welcher Primas des Reichs iſt, und das Recht hat, die Könige in ſeiner prächtigen Kathedralkirche vor dem ehemals mit Goldblech überzogenen Hochaltare zu ſalben und zu krönen. Es befindet ſich hier ein Lyceum, welches anſtatt der durch die Revolution untergegangenen Univerſität errichtet iſt. Mit Weinen und hier verfertigten Seiden- und Wollenwaaren, Leder, Lichtern, Hüten ꝛc. wird bedeutender Handel getrieben. Auch iſt der Pfefferkuchen von Rheims berühmt. Der in dem Arrondiſſement von Rheims wachſende Champagner-Wein iſt der vorzüglichſte.

Rhein, einer von den Hauptflüſſen Deutſchlands und beſonders berühmt wegen der herrlichen Gegenden, die er beſpült und wegen der trefflichen Weine, die an ſeinen Geſtaden gewonnen werden. Er entſpringt in dem helvetiſchen Canton Graubündten aus drei Hauptquellen, welche der vordere, mittlere und hintere Rhein heißen. Der vordere quillt aus dem Gebirge Criſpalt, nordöſtlich vom Gotthard, und vereinigt ſich bei Diſſentis mit dem mittlern Rheine, welcher vom lukmanier Berge herabkommt. Dieſe vereinigten Flüſſe vermiſchen ſich bei Reichenau mit dem Hinterrhein, der im Gebirge Adula auf dem Vogelberge aus einem Gletſcher ſich ſammelt, und bis Reichenau zwanzig Stunden weit fließt. Daſelbſt erhalten dieſe drei vereinigten Rheinquellen den gemeinſchaftlichen Namen Rhein, und haben eine Breite von 230 Fuß. In der Gegend

von Chur, der Hauptſtadt Graubündtens, wird er ſchiffbar. Zwiſchen Rorſchach und Fußach ſtürzt er mit großem Geräuſche in den Bodenſee, den er zwiſchen Stiegen und Eſchenz verläßt und ſeinen Lauf nach Schafhauſen und Baſel fortſetzt, nachdem er vorher mehrere Waſſerfälle (ſ. d. Art. Rheinfall) gebildet hat. Vom Bodenſee bis Baſel, wo er ſchon eine Breite von 750 Fuß erhält, hat er ein ſehr felſenreiches Bett. Von Baſel aus wird ſein Bett von vielen Inſeln durchſchnitten, wovon jedoch der größte Theil blos aus Sand- und Kiesbänken beſteht, die häufig von einer Seite weggeriſſen und an der andern wieder angeſetzt werden. Von Breiſach herab trifft man ſchon mehrere Inſeln, die beſtaubet und ſelbſt angebaut ſind. Zwiſchen Straßburg und Germersheim iſt das Bett immer noch ſehr inſelreich, wovon aber der größte Theil mit Gebüſch bewachſen iſt. Zwiſchen Straßburg und Speier iſt der Rhein 1000 bis 1200 Fuß, bei Mainz 15 bis 1700 Fuß und bei Schenkenſchanz, wo er Deutſchlands Boden verläßt und in die Niederlande eintritt, 2150 Fuß breit. Von Straßburg nimmt der Rhein den Namen des Oberrheins an, den er bis Mainz behält; von da bis Cöln heißt er der Mittelrhein, und von Cöln bis zu ſeinen Ausflüſſen in den Niederlanden der Niederrhein. Die Tiefe des Rheins iſt verſchieden und beträgt 5 bis 28 Fuß. Ja bei Düſſeldorf iſt er 50 Fuß tief. Bei Schenkenſchanz verläßt der Rhein das deutſche Gebiet (nämlich die preußiſche Provinz Jülich-Cleve-Berg) und tritt in das Königreich der Niederlande. Er theilt ſich daſelbſt in zwei Arme, wovon der ſüdliche die Waal heißt, ⅔ ſeines Gewäſſers nimmt, ſich hernach zweimal mit der Maas vereinigt und unter dem Namen Merwe in das deutſche Meer fließt. Der nördliche Arm des Rheins hatte vormals in ſeinem Laufe nach Arnheim zu mehrere Windungen. Seit 1720 aber hat man von der Waal aus bei dem Dorfe Pannerden einen Canal gegraben, wodurch das alte Bett des Stroms nun größtentheils vertrocknet iſt. Durch dieſen pannerdenſchen Canal fließen jetzt die Gewäſſer des Rheins fort, nachdem ſie ſich unterhalb Millingen von der Waal getrennt haben. Ehe dieſer Arm des Rheins nach Arnheim kommt, theilt derſelbe ſich wieder oberhalb Weſtervoort und bildet die ſogenannte neue Yſſel. Dieſe Abtheilung des Stroms iſt eigentlich der Canal, den Druſus graben ließ, indem die Gewäſſer ſich bei Dösburg mit der alten Yſſel vereinigen und zuletzt ſich in die Zuyderſee ergießen. Von da, wo ſich der ebengenannte Druſiſche Canal von dem Rheine trennt, wendet dieſer letztere ſich nach Arnheim, und behält ſeinen Namen, bis er bei Wageningen und Rhenen vorbei iſt, wo er Lech heißt und auf Wyk bei Durſtede fließt. Von hier floß ſonſt der Rhein mit vollem Strome nach Utrecht, jetzt iſt aber nur noch ein ſehr ſchwacher Arm übrig, der krumme Rhein genannt. Weiterhin gegen Vianen über iſt ſchon vor mehreren Jahren aus dem Lech ein Canal gegraben worden, welcher nach Utrecht geht, und gewöhnlich die Vaart genannt wird. Da derſelbe mit Schleuſen verſehen iſt, ſo kommen auf demſelben die ſehr beträchtlichen Schiffe nach Utrecht und von da weiter nach Amſterdam. Unterhalb Vianen ſondert ſich ein kleiner Arm vom Lech ab, den man die Yſſel nennt, und der ſich eine Meile oberhalb Rotterdam in die Merwe ergießt. Der Lech fließt von Vianen nach Schoonhofen und geht oberhalb Crimpen op de Lek in die Maas. Wir kehren nun zu den Gewäſſern des Rheins zurück, die nach Utrecht fließen. Von dieſen geht abermals ein Arm ab, welcher die Vecht genannt wird, und ſich nach einem

achtſtündigen Laufe bei Muyden in die Zuyderſee ergießt. Der übrige Rhein fließt von Utrecht nach Leyden, wo er beinahe einem Graben ähnlich ſieht. Bei Rheinsberg vorbei kommt endlich deſſen kleines Gewäſſer, drei Stunden von Leyden, nach Katwyk op Rhin, wo derſelbe ½ Stunde davon ſich noch zu Anfange dieſes Jahrhunderts in den Sand verlor. Sonſt hatte der Rhein da einen Ausfluß in die See bei Katwyk op Zee. Nach einigen vergeblichen Verſuchen, die alte Mündung wieder zu öffnen, welche durch die entſtandenen Dünen verſchwunden war, hat man erſt ſeit wenigen Jahren die Schwierigkeiten völlig überwunden, indem man in einem Canale die in den Sand ſich verlierenden Gewäſſer des Rheins geſammelt hat. Am äußerſten Ende deſſelben befindet ſich eine Hauptſchleuſe, und ſo iſt durch Hülfe der Kunſt der Ausfluß des Rheins wieder hergeſtellt worden. So durch Theilungen geſchwächt, beſchließt dieſer Strom nach einem Laufe von 303 Stunden ſeine Reiſe, die er mit immer zunehmender Kraft durch meiſtens fruchtbare Länder anfangs von Süden gegen Nordoſten, dann, als habe er ſich anders beſonnen, gegen Norden, auf einmal wieder von Oſten gegen Weſten und endlich in nordweſtlicher Richtung unternommen hat. Er durchfließt auf ſeinem ganzen Laufe zuerſt Graubündten, und macht die Grenze zwiſchen dem vorarlbergiſchen Kreiſe nach Tyrol und dem helvetiſchen Cantone St. Gallen, ſcheidet dann, nachdem er den Bodenſee verlaſſen hat, das Großherzogthum Baden und Helvetien, von Baſel an daſſelbe Großherzogthum und die franzöſiſchen Departemente des Ober- und Niederrheins; hierauf bildet er die Grenze zwiſchen demſelben Großherzogthume und dem Rheinkreiſe des Königreichs Baiern. Nach dieſem langen Laufe durch das Großherzogthum Baden durchſtrömt er das Großherzogthum Heſſen, das Herzogthum Naſſau und zuletzt die preußiſchen Provinzen Niederrhein und Jülich-Cleve-Berg, worauf er dieſe bei Kekerdam verläßt und die Niederlande durchfließt. Die vornehmſten in denſelben ſich ergießenden Flüſſe ſind: die Aar, die Ill, Kinzig, Murg, der Neckar, der Main, die Nahe, Lahn, Moſel, Erft, Ruhr und Lippe. Viele beträchtliche Städte liegen an ſeinen Ufern. Wir nennen davon nur auf ſeinem Laufe durch Helvetien und Deutſchland: Conſtanz, Schafhauſen, Baſel, Alt-Breiſach, Speier, Mannheim, Worms, Mainz, Bingen, Coblenz, Neuwied, Bonn, Cöln, Düſſeldorf, Weſel und Emmerich. An Fiſchen iſt der Rhein ſehr reich. Man fängt darin Salmen, welche im Frühlinge im Hinaufſteigen aus der See Lachſe, hernach aber, wenn ſie ſich gegen den Herbſt wieder nach dem Meere zu wenden, Salmen genannt werden, Rheinſtöre, Neunaugen, Hechte, Karpfen oft zu 20 Pfund ſchwer ꝛc. An Federwildpret hält ſich auf den unzähligen Rheininſeln und deſſen Ufern eine Menge verſchiedener oft ſeltener Gattungen auf. Außer dieſen Producten führt der Rhein auch Gold unter ſeinem Sande, welches theils aus dem Gebirge Helvetiens, theils aus dem des Schwarzwaldes kommt. Eine vorzügliche Wichtigkeit, beſonders für das weſtliche Deutſchland, hat der Rhein durch die Schifffahrt, welche auf demſelben getrieben wird, und welche ſeine ſanfte Strömung von Baſel bis Holland, ſeine meiſtens nicht gar hohen Ufer und der Eintritt vieler andern ſchiffbaren Flüſſe begünſtigen. Wenn in alten und neuen Zeiten die Rheinſchifffahrt (eine Strecke von 280 Stunden) nicht immer von großer Bedeutung war, ſo waren die vielfältigen Waſſerzölle und die läſtigen Rechte der Stapelſtädte Mainz,

Cöln ꝛc. daran Schuld; daher ward in der wiener Congreßacte 1815 die Befreiung der Rheinſchifffahrt beſchloſſen; allein in der deßhalb niedergeſetzten Commiſſion zu Mainz konnten ſich bis jetzt die Niederlande und Preußen darüber noch nicht vereinigen. — Der Rhein wird von Chur in Graubündten an befahren; doch erſt unter Schafhauſen fängt die bequemere Schiffbarkeit des Stromes an. Allein für ſchwer beladene Schiffe beginnt die größere Rheinſchifffahrt erſt bei Speier. Von Straßburg bis Mainz gehen Schiffe, die 2000 bis 2500 Ct. laden, von Mainz bis Cöln Schiffe von 2500 bis 4000 Ct., und von Cöln bis Holland Schiffe, welche 6000 bis 9000 Ct. tragen. Außer den ſchon erwähnten Rheinfällen hält man für die Schifffahrt gefährlich: 1. das binger Loch. Bei Bingen, einer Stadt ſechs Stunden unterhalb Mainz, nähern ſich die Berge, welche den Rhein einſchließen, von beiden Seiten ſo, daß man bis an das Flußbett hinein den Zuſammenhang der Felſen gewahr werden kann. Dieſe Felſenwand, die ſich von einem Ufer zum andern erſtreckte, wurde wahrſcheinlich im Laufe von Jahrhunderten durch die Gewalt des Waſſers oder durch eine Erdrevolution zum Theil zertrümmert, und ließ nun dem Strome freie Bahn. Carl der Große ließ dieſe Öffnung erweitern, aber ſie blieb noch ſo enge, daß nur ganz kleine Fahrzeuge die Fahrt machen konnten. Erſt unter dem Churfürſten Siegismund von Mainz wurde der Weg für größere Schiffe brauchbar und minder gefährlich gemacht. Selbſt während der erſten franzöſiſchen Revolutionskriege haben franzöſiſche Ingenieurs daran gearbeitet. Ungeachtet aller dieſer Arbeiten ſieht man doch noch das gewaltſame Brechen der Wellen an den Felſen, und kann den Waſſerfall recht gut bemerken. Die einzige Durchfahrt, welche man das binger Loch nennt, iſt nur 50 Fuß breit. Bei mittlerem Waſſerſtande iſt keine Gefahr, aber bei niedrigem Waſſer erfodert die Durchfahrt die größte Vorſicht und Localkenntniß. Hier ſteht mitten im Waſſer auf einem Felſen Hatto's Thurm oder der Mäuſethurm. 2. Das wilde Gefährt bei Bacharach, iſt nur für die den Strom hinabfahrenden Schiffe gefährlich, wo der Strom im Thalweg mit fürchterlichem Gefälle des Waſſers zwiſchen Felſen und Bänken eine Art von Trichter bildet. 3. Die ſogenannte Bank von St. Goar, wo des Fluſſes Wellen an eine Gruppe theils ſichtbarer, theils verborgener Klippen anprallen, und einen Strudel bilden, der zuweilen den Schiffen, beſonders den Flößen, verderblich wird. 4. Der kleine und große Unkelſtein bei dem Städtchen Unkel, eine Gruppe von Baſaltſäulen, die theils unter dem Waſſer verborgen ſind, theils hervorragen. Die größere Gruppe, der große Unkelſtein genannt, iſt unter der franzöſiſchen Herrſchaft hinweggeräumt worden. Die kleinen Gruppen können bei hohem Waſſer von leeren Schiffen überfahren werden, für geladene Schiffe aber bleibt nur das Ausweichen übrig, welches nicht immer gelingt. Kein Strom Deutſchlands wird von Fremden ſeiner ſchönen Umgebungen wegen häufiger bereiſ't, als der Rhein. Seine Landſchaften haben jedoch einen verſchiedenen Charakter. Von Baſel bis Mainz durchfließt er ein weites Thal, auf der linken Seite von den Vogeſen und auf der rechten Seite von dem Schwarzwalde und den Bergen längs der Bergſtraße begrenzt. Von Mainz an rücken die Gebirge nahe an den Strom, anfangs nur auf dem rechten Ufer, wo ſie den Rheingau bilden; von Bingen an aber rücken die Gebirge zuſammen und verengen den Strom ſo, daß er nur eine Breite von 1100 Fuß hat.

Auf dieſer Strecke bis Königswinter bieten die Ufer mannichfaltige Felſen und Bergpartien und wild romantiſche Anſichten dar. Am Fuße der hohen Berge lagern ſich freundliche Städte und Dörfer, über ihnen erheben ſich auf allen Abſätzen der Felſen Reben und auf den ſchroffen Gipfeln thronen eine Menge alter Schlöſſer und Ritterburgen. Zuweilen öffnen ſich die den Rhein begleitenden Felſenketten und laſſen die Ausſicht in romantiſche Thäler frei, woraus kleinere und größere Flüſſe dem Rheine zuſtrömen. Dieſer Theil des Rheins von Mainz und Bingen bis Bonn wird daher am meiſten von den Reiſenden befahren, wozu die täglich von Mainz nach Cöln abgehenden Waſſerdiligencen wohlfeile und bequeme Gelegenheiten darbieten. Von Königswinter an bis zu den Niederlanden durchfließt der Rhein eine einförmige Ebene, und die ſchönen Rheingegenden hören hier auf. Zwei Handbücher enthalten alles Nöthige für eine Rheinfahrt: das eine von Lange begreift die Fahrt von Mainz bis Düſſeldorf, und das andere von Aloys Schreiber den ganzen Lauf des Rheins, nebſt Abſtechern auf die benachbarten Gegenden.

Rheinbund. In dem für Öſterreich ſo unglücklichen Kriege von 1805 hatten ſich mehrere Fürſten des ſüdlichen Deutſchlands theils freiwillig, wie Baiern, theils gezwungen, wie Würtemberg u. A., mit Buonaparte gegen das gemeinſchaftliche deutſche Reichsoberhaupt verbunden. Darauf gab der Friede von Preßburg (26. Dec. 1805), welcher dieſen Krieg endigte, zur völligen Auflöſung des deutſchen Reichskörpers die nächſte Veranlaſſung. Denn er hatte den Churfürſten von Baiern und Würtemberg die Königswürde und beiden, ſo wie Baden, die Souveränetät (obwohl unbeſchadet der deutſchen Bundesverfaſſung!) ertheilt. Bald nachher (den 27. Mai 1806) zeigte der erſte deutſche Churfürſt, der Reichskanzler, dem Reichstage an, daß er — was ganz gegen die Reichsverfaſſung war, — den Cardinal Feſch, einen Onkel Buonaparte's, zu ſeinem Coadjutor und Nachfolger ernannt habe. Endlich erklärten ſechzehn deutſche Fürſten förmlich ihre Trennung von Kaiſer und Reich, durch die am 12 Juli 1806 von den Königen von Baiern und Würtemberg, dem Churfürſten-Reichserzkanzler, dem Churfürſten von Baden, dem neuen Herzoge von Cleve und Berg (Joachim Murat), dem Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt, den Fürſten von Naſſau-Uſingen und Naſſau-Weilburg, von Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, dem Herzoge von Ahremberg, dem Fürſten von Iſenburg-Birſtein und dem Grafen von der Leyen zu Paris unterzeichnete und am 1. Aug. 1806 dem Reichstage mitgetheilte Bundesacte. Sie begründeten dieſe Losſagung auf die Mängel der deutſchen Reichsverfaſſung, und luden auch die übrigen Reichsſtände ein, ihrem Bunde beizutreten. Der franzöſiſche Geſandte Bacher fügte an demſelben Tage noch die Erklärung hinzu, daß ſein Kaiſer kein deutſches Reich weiter anerkennen werde. (S. **Deutſchland**, B. 3. S. 171.) Der Kaiſer Franz II. legte daher am 6. Auguſt ſeine Würde als Oberhaupt des deutſchen Reichs nieder, wozu, nach ſeiner Erklärung, ihn die Foderungen aus mehreren Artikeln des preßburger Friedens und die neue Vereinigung der rheiniſchen Stände, wodurch er ſein Amt als Reichsoberhaupt für **erloſchen** betrachte, veranlaßten. Nach jener Acte, welche auch im Namen des Fürſten von Lichtenſtein, ohne daß er darum wußte, mit unterzeichnet worden war,

bekam der Churf. Erzkanzler den Titel eines **Fürſt-Primas**, der Churfürſt von Baden, der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt und der Herzog von Berg erhielten den **großherzoglichen** Titel mit allen königlichen Rechten und Vorzügen, Naſſau-Uſingen erhielt die **herzogliche** und von der **Leyen** die **fürſtliche** Würde. Der franzöſiſche Kaiſer aber nannte ſich den **Protector des Rheinbundes**. Durch die Errichtung dieſes Bundes verloren ihre politiſche Selbſtſtändigkeit die Reichsſtadt Nürnberg, welche an Baiern fiel, Frankfurt, welches dem Fürſten Primas, das dem Johanniterorden gehörige Fürſtenthum Heitersheim, welches dem Großherzoge von Baden, und die Burggrafſchaft Friedberg, die dem Großherzoge von Heſſen-Darmſtadt unterworfen wurden. Ferner wurden durch **Mediatiſation** die Fürſten von Naſſau und Oranien-Fulda, von Hohenlohe, von Schwarzenberg, von Löwenſtein, von Leiningen, von Thurn und Taxis, von Salm-Reiferſcheid-Krautheim, von Wied-Neuwied und Wied-Runkel, von Öttingen, von Fugger, von Metternich, von Truchſeß, von Fürſtenberg, von Solms, der Landgraf von Heſſen-Homburg, die Herzoge von Corswarem-Looz und von Croy, viele **reichsgräfliche** und alle noch übrigen **reichsritterlichen** Familien den rheiniſchen Bundesfürſten untergeordnet. Jenen mediatiſirten Reichsſtänden und Reichsgliedern blieben nur ihre Patrimonialgüter und ihr Privateigenthum, die Gerichtsbarkeit in erſter und zweiter Inſtanz, die lehnherrlichen und Bergwerksrechte u. ſ. w., aber die weſentlichen zur Landeshoheit gehörigen Befugniſſe der Geſetzgebung, der oberſten Gerichtspflege, die Rechte des Krieges, des Friedens und der Bündniſſe, der Polizei und der Beſteuerung u. ſ. w. fielen den Bundesfürſten, denen die Vermittelbarten unterworfen wurden, zu. Der angebliche Zweck dieſes Bündniſſes ſollte Sicherung des äußern und innern Friedens ſein, Frankreich und die Mitglieder des Rheinbundes ſollten Einer für Alle und Alle für Einen ſtehen, und wenn Einer von ihnen mit Krieg bedroht oder angegriffen wäre, ſo ſollten auf die Einladung des Protectors alle übrigen Mitverbündeten ohne weitere Berathung zu den Waffen greifen, und dem Bedroheten oder Angegriffenen zu Hülfe eilen. Obgleich nach der Rheinbundesacte der damalige Kaiſer Napoleon Beſchützer der Rheinconföderation ſein ſollte, ſo ſollte es doch kein Bundesoberhaupt, dem die Regenten der einzelnen Staaten als ſolche unterworfen wären, geben. Für die Berathſchlagungen über die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten der Rheinconföderirten ſollte zu Frankfurt am Main eine Bundesverſammlung in zwei Collegien, dem **königlichen**, in dem auch die Großherzoge ihren Sitz haben ſollten, und dem **fürſtlichen**, Statt haben. Allgemeiner Präſident der Bundesverſammlung und **beſonderer** des königlichen Collegiums ſollte der Fürſt-Primas ſein. In dem fürſtlichen Collegium aber ſollte der Herzog von Naſſau den Vorſitz führen. Nach dem jedesmaligen Tode des Fürſten Primas ſollte deſſen Nachfolger von dem Beſchützer des Rheinbundes ernannt werden. Kein Mitglied des letztern ſollte anderswo als in den Staaten der Bundesgenoſſen oder der mit denſelben Verbündeten Dienſte nehmen, und ſo ſollte auch kein Mitglied des Rheinbundes ſeine Souveränetät anders als zu Gunſten eines Bundesgenoſſen veräußern dürfen. Die Streitigkeiten der Rheinbundesfürſten ſollten auf den Bundestagen entſchieden, und zur Entſcheidung der Klagen gegen die Mitglieder des Rheinbundes ſollten zwei Gerichtshöfe, einer zu München

für die ſüdlichen Gegenden, der andere zu Dresden für die nördlichen, errichtet werden. Aber ſo wenig dies, wie eine Bundesverſammlung hat jemals Statt gefunden. Endlich ſollten Katholiken und Proteſtanten in allen Bundesſtaaten gleicher bürgerlichen Rechte genießen. — So trat an die Stelle des faſt tauſendjährigen Reichs deutſcher Nation ein durch fremde Herrſchſucht geſtifteter Bund, der, ſo vorübergehend auch ſeine Erſcheinung war, doch in den ſtaatsrechtlichen Verhältniſſen der ehemaligen deutſchen Reichsſtände und ihrer Unterthanen eine gänzliche, dauernde Umwälzung bewirkte. Schon am 25. Sept. 1806 trat auch der Churfürſt von Würzburg als Großherzog dem Rheinbunde bei; dagegen faßte Preußen, um der durch ferneren Anwachs dieſer Conföderation ſich vergrößernden Macht Frankreichs Schranken zu ſetzen, leider zu ſpät, die Idee, einen ähnlichen Bund unter ſeinem Protectorat aus den nordiſchen deutſchen Fürſten zu bilden. Dieſer Entwurf wurde aber durch den Krieg von 1806 — 1807 vernichtet, und noch während dieſes Kriegs trat der Churfürſt von Sachſen, nachdem er ſich von Preußen getrennt und in ſeinem Separatfrieden mit Frankreich zu Poſen (11. Dec. 1806) den Königstitel angenommen hatte, dem Rheinbunde bei. Ihm folgten am 15. Dec. 1806 die fünf ſächſiſchen Herzoge Erneſtiniſcher Linie, und durch den am 18. April 1807 zu Warſchau unterzeichneten Tractat wurden auch die beiden Fürſten von Schwarzburg, die drei herzoglichen Linien von Anhalt, die Fürſten von Lippe Detmold und Lippe-Schaumburg und die Fürſten des Geſammthauſes Reuß zu Mitgliedern des Rheinbundes aufgenommen. Das aus den eroberten preußiſchen und andern Staaten für Hieronymus Buonaparte errichtete Königreich Weſtphalen ward durch die von dem Kaiſer der Franzoſen am 15. Nov. 1807 beſtätigte Conſtitution gleichfalls zum Rheinbundesſtaat beſtimmt; endlich wurden noch die Herzoge von Meklenburg-Strelitz (18. Febr. 1808), von Meklenburg-Schwerin (22. März 1808) und der Herzog von Oldenburg, Fürſt von Lübeck (14 Oct. 1808) als Mitglieder des rheiniſchen Bundes aufgenommen. Allein der Protector des Rheinbundes, welcher denſelben zur Sicherung des innern und äußern Friedens, und der Unabhängigkeit der Bundesgenoſſen geſtiftet hatte, dieſer Protector ſelbſt war es, der ſich zuerſt an der Sicherheit und Unabhängigkeit ſeiner rheiniſchen Bundesgenoſſen vergriff, und durch ein Decret vom 10. Dec. 1810, wodurch er die Schelde-, Maas-, Rhein-, Ems-, Weſer- und Elbmündungen mit Frankreich vereinigte, folgende Rheinbundesfürſten ihrer politiſchen Exiſtenz und der ihnen durch die Bundesacte zugeſicherten Selbſtſtändigkeit beraubte: 1. den Herz. von Oldenburg, welchem er ſein Herzogthum, 88 □M. und 153 480 Einw., nahm, und blos das Fürſtenthum Lübeck ließ; 2. den Herz. von Ahremberg, von deſſen Landen 38 □M. und 57,558 Einw. mit Frankreich, das übrige, nämlich 12 □M. und 25,000 Einw. aber mit dem Großherzogthum Berg vereinigt wurden; 3. die Länder der Fürſten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, die 30 □M. und 60,230 Menſchen enthielten, wurden gleichfalls mit Frankreich verbunden. Vom Großherzogthum Berg nahm er außerdem 89 □M. und 225,208 Einw., und vom Königreiche Weſtphalen 275 □M. und 611,581 Menſchen, um ſie mit ſeinem Reiche zu verbinden. Nachdem er den größten Theil jener Länder mit Frankreich vereinigt hatte, behielten die ſämmtlichen Bundesſtaaten noch ein Areal von 5384 □M. und 13,475,820 M. So erfüllte Buonaparte die von ihm übernommene doppelte Verbindlichkeit

der Beſchützung des Bundesgebiets gegen fremde Truppen und der Beſchützung jedes einzelnen Bundesgenoſſen gegen die übrigen! Eben ſo wenig gedachte er ſeiner bei Errichtung dieſer ſchmachvollen Conföderation ertheilten Verſicherung, daß er ſich nie eine Oberlehnsherrlichkeit über die von ihm als Souveräne anerkannten Fürſten des Rheinbundes anmaßen, noch ſich eine Einmiſchung in ihre innern Verhältniſſe erlauben wolle. Als Föderativſtaat unter dem Schutze eines übermüthigen Beſchützers, deſſen großer Gewalt, unbegrenzter Herrſchſucht und eiſernem Willen der ganze Rheinbund nichts ihn Sicherndes entgegenſetzen konnte, erſchien dieſer Bund vom Anfang an als ein Unding. Nur der Drang der Verhältniſſe konnte einige deutſche Fürſten beſtimmen, ſich dieſem Bunde anzuſchließen. Bei den übrigen waren augenblickliche Vergrößerung und Erhöhung des Ranges die Lockungen, wodurch Napoleon ſie für ſich gewann, ohne daß ſie die Dauer des Erworbenen und die Rechtmäßigkeit der Erwerbsmittel gehörig erwogen. Ein ſolches, nur aus Noth oder unedlen Beweggründen geſchloſſenes, von den meiſten Einwohnern der Bundesſtaaten mit Unwillen betrachtetes, nur von der eiſernen Fauſt eines Weltbedrückers zuſammengehaltenes Bündniß mußte bei dem erſten nicht ganz unkräftigen Angriffe von außen in ſich ſelbſt zerfallen. Dagegen ſuchten Buonaparte und die Rheinbundesgenoſſen durch die Einführung der Conſcription und durch Beſtimmung der Contingente, welche im Fall eines Krieges jeder Staat ſtellen ſollte, ſich zu ſichern. Das ganze Bundescontingent ſollte aus 119,180 M. beſtehen, dazu gab 1. Baiern 30,000 M., 2. Weſtphalen 25,000 M., 3. Königreich Sachſen 20,000 M., 4. Würtemberg 12,000 M., 5. Baden 8000 M., 6. Berg 5000 M., 7. Heſſen-Darmſtadt 4000 M., 8. Frankfurt 2800 M., 9. Würzburg 2000 M., 10. Meklenburg-Schwerin 1900 M., 11. Meklenburg-Strelitz 400 M., 12. Naſſau-Uſingen und Weilburg 1680 M., 13. Sachſen-Gotha 1100 M., 14. S. Weimar 800 M., 15. S. Coburg 400 M., 16. S. Meinungen 200 M., 17. S. Hildburghauſen 200 M., 18. Anhalt-Deſſau 350 M., 19. Anhalt-Bernburg 240 M., 20. Anhalt-Köthen 210 M., 21. Lippe-Detmold 500 M., 22. Lippe-Schaumburg 150 M., 23. und 24. Schwarzburg-Sondershauſen und Rudolſtadt zuſammen 650 M., 25. Waldeck 400 M., 26. Iſenburg 291 M., 27. Hohenzollern-Sigmaringen 197 M., 28. Hohenzollern-Hechingen 93 M., 29. Leyen 29 M., 30. Lichtenſtein 40 M., 31. die Fürſten von Reuß-Greitz, Reuß-Schleiz, Reuß-Lobenſtein-Lobenſtein, und Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf 450 M. Den Oberbefehl über dieſe Truppen führte der Beſchützer des Rheinbundes, der auch im Fall eines Krieges den Bund mit einer Armee von 200,000 Mann zu unterſtützen verſprach. Nie iſt aber die Heeresmacht des Rheinbundes zu den durch die Bundesacte bezeichneten Zwecken, ſondern blos zu den offenſiven Kriegen des Protectors verwendet worden. Das denkwürdige Jahr 1813 machte dieſer, jedem deutſchen Gemüth ſchmachvollen Conföderation ein Ende. Die jetzigen Großherzoge von Meklenburg-Schwerin und von Meklenburg-Strelitz, welche die letzten geweſen waren, die, durch ihre Lage gezwungen, ſich dem Rheinbunde angeſchloſſen hatten, waren, gleich als Preußen ſich mit Rußland gegen den corſiſchen Zwingherrn vereinigte, die erſten, welche vom Rheinbunde ſich losſagten, und die Partei des Rechts und der vaterländiſchen Freiheit ergriffen. Ihnen folgten außer verſchiednen mindermächtigen bald zwei der angeſehenſten Rheinbundesfürſten, die

Könige von Baiern und Würtemberg, durch deren Übertritt zur guten Sache der ganze Bund als aufgelöſ't zu betrachten war. Andere zögerten länger, indem theils die Lage ihrer Länder, theils andere Rückſichten und Verhältniſſe eine freie Erklärung hinderten oder doch erſchwerten. Dahin gehörte der König von Sachſen, der im Begriff war, die Sache der Verbündeten zu ergreifen, als die Folgen der lützner Schlacht ihn zu einem andern Entſchluß bewogen, ferner der Großherzog von Frankfurt, der Mitſtifter und Präſident des Bundes. Jener verlor daher die Hälfte ſeines Landes, und dieſer Alles. Gleiches Schickſal hatten der König von Weſtphalen und der Großherzog von Berg (Sohn des Exkönigs von Holland). Aus demſelben Grunde wurden durch die Beſchlüſſe des wiener Congreſſes die Länder des Fürſten von Iſenburg und des Fürſten von der Leyen, die als Rheinbundesfürſten Souveräne waren, mediatiſirt. Die ſämmtlichen übrigen Mitglieder des Rheinbundes, mit Ausſchluß des Herzogs von Ahremberg, und der Fürſten von Salm, ſind als Souveräne dem neuen deutſchen Bunde wieder beigetreten. So endigte jene Conföderation, die ein Werk franzöſiſcher Intrigue und Herrſchſucht war, und ein Flecken in unſerer vaterländiſchen Geſchichte bleiben wird.

Rheinfall. Der erſte iſt eine Stunde unter Schafhauſen, bei den beiden Laufen, wovon das eine (ein Dorf und Schloß) dicht am Rhein, auf dem Boden des helvetiſchen Cantons Zürich, und das andere, ein altes Schlößchen, gegenüber auf einer Inſel liegt. Nachdem der Strom, ungefähr 500 Schritte oberhalb, ſein Gewäſſer zwiſchen ungeheuren Felſen, die zum Theil mitten aus ſeinem Bett hervorragen, ſehr eng zuſammenziehen mußte, fängt er nun allmählig an zu ſchäumen und zu wirbeln, ſchießt dann, bei immer zunehmendem Abhange, in unzähligen Buchten, von Fels auf Fels hin, und geräth endlich an den Rand der ungeheuren Maſſe, wo ein Abgrund von beinahe 80 Fuß Höhe ſich darſtellt. Sein Sturz über dieſen Rand geſchieht mit einem in der Nähe betäubenden und bei ſtiller Nacht auf zwei Meilen weit hörbaren Getöſe, in drei Fällen, ſteil herab, wovon der auf der Südſeite, welcher zwiſchen zwei Felſenpfeilern Statt hat, der gewaltſamſte iſt. Die volle Breite der Waſſermaſſe beträgt 300 Fuß. Nicht weit vom Sturze findet ſich faſt in der Mitte des Fluſſes ein Haus, zu dem eine Zugbrücke führt. Hier überſieht man den ganzen Sturz in ſeiner Breite. Das unaufhörliche Toſen und Brauſen der herabſtürzenden großen Waſſermaſſe, und das beſtändige Zittern des Felſens, auf dem man ſteht, iſt durch kein Bild darzuſtellen. Kein Schiff kann beladen oder leer dieſen Waſſerfall paſſiren, ſondern man muß die Ladung zur Achſe durch Schafhauſen und unterhalb der Stadt wieder in Schiffe bringen. 2. Der Rheinfall unter Zurzach, bei der Mündung der Wutach. Dieſer Fall wird verurſacht durch einen quer durch der Rhein gehenden Felſendamm, in deſſen Mitte ſich eine Lücke befindet, welche bei niedrigem Waſſerſtande das Waſſer durchläßt, auch Raum genug für zwei neben einander fahrende kleine Schiffe darbietet; wenn aber im Sommer oft der Rhein hoch anſchwillt, und ſich über die zu beiden Seiten der Lücke ſtehenden Felſen ergießt, ſo entſteht ein Sturz, der alle Schiffahrt unmöglich macht. 3. Der Rheinfall bei Laufenburg, beſteht nicht in einem Waſſerfall, ſondern in einer Stromſchnelle, auf welcher die Schiffe leer und an Seilen durch Menſchen, jedoch mit Lebensgefahr, heruntergelaſſen werden. 4. Der Rheinfall bei Rheinfelden, der vierten und letzten der vormals öſterreichiſchen Waldſtätte. Er wird der

Höllhaken, auch das Gewild genannt. Die Felſen im Rheine fangen ſchon eine Stunde oberhalb Rheinfelden an, und ſtreichen bis unter die Brücke dieſer Stadt dergeſtalt fort, daß nur eine ſchmale Öffnung bleibt, wodurch die Schiffe mit der größten Behutſamkeit geführt werden müſſen. Unterhalb der Brücke hört der Fall auf, und der Strom wird ruhiger.

Rheingau, kleiner ungefähr 4 Stunden langer und 2 Stunden breiter Strich Landes, längs des Rheins, auf dem rechten Ufer, ehemals zum Erzſtift Mainz gehörig, jetzt ein Theil des Herzogthums Naſſau, iſt eine der paradieſiſchſten Gegenden Deutſchlands, berühmt durch die ſchönen abwechſelnden Partien und reizenden Ausſichten und durch die herrlichſten Rheinweine, die hier gedeihen. Der Rheingau wird durch das Rheingaugebirge (deſſen höchſte Spitze der Rabenkopf iſt), welches nur durch ein kleines Thal von dem Taunusgebirge geſchieden iſt, gebildet, und von dem hier von Oſten gegen Weſten fließenden Rheinſtrome beſpült. Er fängt bei dem Dorfe Nieder-Walluf unterhalb Mainz an und endigt ſich bei dem Dorfe Lorrich. Das ſchöne Städtchen Ellfeld iſt der Hauptort des Rheingaues. Ferner liegen Erbach, Hattenheim, Öſtrich, Mittelheim, Winkel, Johannisberg, Geißenheim, der ſchöne große Flecken Rüdesheim, Asmannshauſen, Dreieckshauſen, Niederheimbach und Lorrich darin. Am Ufer reihen ſich viele ſchöne Landhäuſer. Das Hauptproduct dieſes Diſtricts iſt der Wein. Die Lage des Rheingaues, welcher durch ſein Gebirge gegen die Nord- und Oſtwinde geſchützt, und dagegen dem Mittagsſtrahl der Sonne ausgeſetzt iſt, trägt zur Güte des Weins vorzüglich bei. In Rückſicht des Weinbaues wird der Rheingau in die obere und untere Gemarkung eingetheilt, d. h. in die Dörfer der Höhe und in die Dörfer längs des Ufers. Die geiſtigen Weine gedeihen auf den höchſten Höhen, die geſündeſten auf den mittlern. Die in der Tiefe wachſenden werden ſpät trinkbar. Die berühmteſten Weinſorten des Rheingaues ſind der ſtarke und feurige Rüdesheimer und Markebrunner, der gewürzvolle Johannisberger und Geißenheimer und der liebliche Asmannshäuſer. (S. Rheinweine.) Außer dem Weinbau hat man auch vielen Obſtbau und auf dem vom Rheinufer weit entfernten Gebirgsrücken anſehnliche Waldung. Die Bevölkerung dieſes mit ſchönen Örtern beſäeten Landſtriches beträgt ungefähr 18,000 Seelen.

Rheingrafen, eine ehemals beſtehende Würde und Titel, die mehrere gräfliche Familien trugen, die ihre Beſitzungen am Rhein hatten. (S. d. Art. Raugrafen.)

Rheiniſcher oder rheinländiſcher Fuß, ſ. Fuß.

Rheinsberg (Rhinsberg), ein Städtchen am Flüßchen Rhin und einem See, im ruppinſchen Kreiſe des zur preußiſchen Provinz Brandenburg gehörigen potsdamer Regierungsbezirkes, 12 Meilen von Berlin. Es iſt regelmäßig angelegt und hat drei große öffentliche Plätze, 200 Häuſer und 1400 Einwohner, welche hauptſächlich von Ackerbau, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei leben. Auch iſt hier eine bedeutende Fayencefabrik, welche ſchöne Waaren liefert, und gegen 70 Arbeiter beſchäftigt. Merkwürdig iſt das Schloß des Prinzen Auguſt von Preußen, mit einem ſchönen Park, in welchem ſich eine Spitzſäule zum Andenken des Prinzen Auguſt Wilhelm von Preußen und die Denkmähler einiger preußiſchen Generale befinden, die ſich im ſiebenjährigen Kriege auszeichneten. Unweit der Stadt liegt eine Glashütte, welche grünes Glas fabricirt und 14 Arbeiter unterhält. Anfangs nur ein Schloß gehörte Rheinsberg zu den drei Stammhäuſern der Herren von Bre-

dow, von ihnen kam es an das Haus Beville. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I, kaufte es 1736, und erhob es zu einer Stadt, wo der damalige Kronprinz, der nachmalige König Friedrich II., reſidiren ſollte. Verherrlicht durch Werke der Kunſt, und durch die edle Vorbereitung auf ein ruhmvolles Leben, welcher Friedrich der Einzige ſich hier widmete, wird dieſes Städtchen ſtets merkwürdig in den Annalen der preußiſchen Geſchichte bleiben. Aber es war noch nicht genug an dieſem Glanze; als Reſidenz des großen Bruders Friedrich II., des Prinzen Friedrich Heinrich von Preußen, ſollte Rheinsberg aufs neue verherrlicht werden. Das Städtchen brannte 1740 ab, der König ließ es wieder aufbauen, und ſchenkte es 1744 ſeinem als Menſchen, Weiſen und Feldherrn gleich ausgezeichneten Bruder.

Rheinsburger oder Collegianten nennt ſich eine Secte in Holland, welche aus Remonſtranten entſtand, die ſich nach der dordrechter Synode (ſ. d. Art. Remonſtranten) zu Rheinsburg bei Leyden verborgen hielten und auch, nachdem den Remonſtranten Religionsfreiheit zugeſtanden worden war, ſich mit dieſen nicht vereinigten, weil ſie in der Freiheit ihrer Meinungen von den Lehren und Gebräuchen der Reformirten noch weiter abwichen. Sie wollten keine Kirche heißen und keiner angehören, ſondern nannten ihre Geſellſchaft Collegium und ihre Gemeinden Collegien (daher und von dem Orte ihrer Entſtehung, wo ſie ſich jährlich zweimal verſammeln, ſchreibt ſich ihr Name). Da ſie die Bibel als einzige Norm des Glaubens und Lebens aufſtellten und dabei die größte Ungebundenheit, ja Verſchiedenheit in der Auslegung derſelben geſtatteten, geſellten ſich bald Separatiſten aller Art zu ihnen; um Leyden und Rotterdam erhielten ſie den meiſten Zuwachs aus Mennoniten, Socinianern und andern Überläufern der proteſtantiſchen Hauptparteien. In ihren Gemeinden ſtellten ſie keine beſtimmten Geiſtlichen, ſondern nur Älteſte, Diener und Krankenpfleger mit Vorbehalt der Aufkündigung an. Wer ſich dazu fähig fühlte, durfte in ihren Andachtsverſammlungen Vorträge halten. Taufe und Abendmahl begingen ſie, ohne die Feier der Sacramente für nothwendig zu achten. Die Uneinigkeit einiger Schriftſteller aus ihrer Mitte, die der Spinocismus zum Socinianismus geleitet hatte, verurſachte eine Spaltung unter ihnen, die die holländiſchen Collegien von den gröningiſchen trennt, jene dulden den Socinianismus, dieſe nicht. Um 1740 hatten ſie noch 18 Collegien oder Gemeinden, die vorzüglichſten zu Amſterdam, Leuwarden und Gröningen. Jetzt verliert dieſe Secte immer mehr Glieder an andre Parteien und ſcheint allmählig zu erlöſchen. E.

Rheinſchifffahrts-Octroy. Im J. 1804 ſchloß Buonaparte als Kaiſer von Frankreich mit dem Churerzkanzler, nachherigem Fürſten Primas, Dalberg, einen Vertrag über die Rheinſchifffahrt, durch den die bis dahin üblichen mannichfachen Zölle, welche die den Rhein befahrenden Fahrzeuge zu entrichten hatten, mehr vereinfacht und zuſammengezogen wurden. Dieſes Übereinkommen, das in 132 Artikeln das Rheinzollweſen behandelt, wurde Rheinſchifffahrts-Octroy genannt, und durch die dadurch einkommenden Gelder die Summen gedeckt, die dem Churerzkanzler in früher entworfenen Entſchädigungsplanen für Abtretung mehrerer Landſtriche zugeſichert worden waren.

Rheinweine. Das eigentliche Vaterland dieſer kräftigen, ſchmackhaften und geſunden deutſchen Weine iſt der Rheingau zwiſchen Mainz und Bacharach. Indeß gehören auch die hochheimer Weine, von denen der beſte auf dem Berge wächſt, der ſonſt zur Dombechanei

in Mainz gehörte, obgleich ſie nicht in dem bezeichneten Bezirk wachſen, zu den beſten Rheinweinſorten. Die Primſorten der Rheingauer Weine ſind die Weine vom erſten Range, welche um Rüdesheim und am Johannisberge wachſen. Die aus der Oberpfalz folgen ihnen im Range nach. Weniger geſucht iſt jetzt der Bacharacher; er hat einen ſüßlichen Geſchmack. Es wird daſelbſt auch ein guter rother Wein gebaut, der, wenn er einige Jahre gelegen hat, alles Herbe verliert. Nicht minder berühmt iſt der um Koſtheim, ebenfalls bei Mainz. Der Nierenſteiner gehört, ob er gleich außer dem Rheingaue wächſt, zu dem beſten Rheinweine. Im Rheingaue verdienen wegen ihres guten Weinbaues noch folgende Orte Erwähnung: Affenſtein, Hambach, Pfeffersheim, Rietberg, Wormsgau, Laubenheim, Bodenheim, Markbrun und einige andere. Vorzüglich gute Jahrgänge ſind von 1748, 1760, 1762, 1766, 1776, 1779, 1780, 1781, und noch mehr 1783 und 1811. Bleicherte nennt man ſchöne rothe Rheinweine, die theils um das Schloß Argenfels im Trierſchen, theils auch im cöllniſchen Oberſtift gewonnen werden. Lorchwein iſt ebenfalls ein guter rother Wein, der bei Lorch im Mainziſchen wächſt; desgleichen der Asmannshäuſer, der bei dem mainziſchen Dorfe dieſes Namens erzeugt wird.

Rheſus, ein thraziſcher Fürſt, der dem Priamus im trojaniſchen Kriege zu Hülfe kam. Er iſt in ſo fern vorzüglich merkwürdig, als er die berühmten Roſſe mit ſich führte, an denen Troja's Schickſal nach einer alten Sage hing. Wenn dieſe Roſſe nämlich, glänzender als der Schnee, und ſchneller als der Wind, nur einmal aus dem Xanthos tränken und in Troja Futter zu ſich nähmen, ſo ſollte dieſe Stadt unüberwindlich ſein. Darum entführten ſie Diomedes und Odyſſeus, wie Homer erzählt, mit Lebensgefahr aus dem feindlichen Lager, nachdem ſie den Rheſus ſelbſt getödtet hatten, der eben erſt vor Troja angekommen war.

Rhetoren und Grammatiker werden mit griechiſchen Kunſtausdrücken die Redekunſtverſtändigen und Sprachkundigen genannt. Von Beiden ſoll hier nach einander, aber in umgekehrter Ordnung, gehandelt werden, und zwar von den Grammatikern mit Übergehung der Einzelheiten, über die bereits der Art. Philologie einige Auskunft giebt. — 1. Grammatiker oder Philologen hießen die Sprachgelehrten bei Griechen und Römern der Vorzeit. Ihr Fach war eine ſehr vielumfaſſende Wiſſenſchaft; denn ihr Gebiet umſchließt die Geheimniſſe faſt aller Wiſſenſchaften, verbreitet ſich über alle Felder der Gelehrſamkeit, und läßt ſich auf Erörterung einer jeden Frage ein. Ihr Gegenſtand iſt der ganze Reichthum der in Schrift vorhandenen Geiſteswerke jeder Gattung. Nichts, was zu deren vollſtändigem Verſtändniß und ihrer allſeitigen Verdeutlichung dienen kann, iſt von ihrem Gebiet ausgeſchloſſen. Hauptſächlich aber beſchäftigten ſich die älteſten Grammatiker mit Erklärung und Beurtheilung älterer Dichter, die zum Unterricht der freigebornen Jugend in den atheniſchen Schulen gehörte. Anfangs hießen diejenigen, welche ſich mit Erklärung der Schriftſteller und mit Sprachkunde abgaben, Kritiker, nachmals Grammatiker. Bei den Römern hießen die Ausleger der Dichter anfänglich auch Literatoren. Ferner unterſchied man Grammatiker oder Literatoren von Grammatiſten oder Literaten, welchen keine ſo gründliche Gelehrſamkeit zugeſchrieben wurde. Grammatiſtik nämlich hatte es mehr mit Anfangsgründen und Vorkenntniſſen, Grammatik aber mit Verſtändniß und Erklärung aller Schriften zu thun. Die erſten ſprachwiſſenſchaft-

lichen Beſchäftigungen treffen wir unter den Sophiſten an, die mehr als andere Urwiſſenſchaftsforſcher ſeit Perikles Zeitalter in ihren Schulen ſich mit auf Geſchmacksbildung und auf Schärfung des Prüfungsgeiſtes abzielender Erklärung der Dichter und vor allen des Homer abgaben und ihren Scharfſinn an größtentheils ſelbſtgeſuchten Schwierigkeiten übten. Dabei lehrten ſie die Sprachgeſetze ſelbſt genauer beſtimmen und ſorgfältiger beobachten. Indeß erwarben ſich auch des Sokrates Jünger, beſonders Plato, Verdienſte um die Erklärung der Dichter. Als Urheber der Kritik und Grammatik wird Ariſtoteles genannt, welcher (oder, nach Strabo's Angabe, Kalliſthenes und Anaxarchus) eine Überarbeitung der Homeriſchen Gedichte für Alexander den Großen unternahm, und ſie von fremden Zuſätzen zu reinigen ſuchte. Doch ſoll vor ihm nicht nur ſchon Piſiſtratus Homers Geſänge, deren einzelne Theile noch in keiner gehörigen Verbindung ſtanden, in die Ordnung gebracht haben, in welcher ſie jetzt ſtehen, ſondern auch Cynäthus aus Chios, Antimachus aus Kolophon, Theagenes aus Rhegium, Steſimbrotus und Hippaſus aus Thaſos, Glauko und einige Andere der Erläuterung des Homer ihre Bemühungen gewidmet haben. Ob nun gleich ſchon bisher Einige theils auf Erklärung, theils auf Entfehlerung der alten Schriftſteller erſprießliche Bemühungen verwendet hatten, ſo würde doch die Sprachwiſſenſchaft und Kritik vornehmlich durch die alexandriniſchen Sprachforſcher ausgebildet. Seitdem nämlich Alexandrien die Heimath der Wiſſenſchaften geworden, beſchäftigte man ſich auch mit Darſtellung der Geſetze der griechiſchen Sprache, ingleichen mit Beſtimmung gewiſſer Vorſchriften für die Auslegung der Schriftſteller und für die Erklärung der Mythen und mit Beurtheilung der Lesart und der Vorzüge einzelner Stellen oder ganzer Bücher. Als das erſte Zeitalter daher wird angenommen das der alexandriniſchen Grammatiker (ſ. Alexandriniſches Zeitalter), welche nicht nur über die Claſſification oder Zünftigung der alten Schriftſteller, die als Geſchmacksmuſter gelten ſollten, entſchieden, ſondern auch einige Schriften derſelben durchſahen, durch mannichfaltige Bearbeitungen erläuterten, die Mythologie entwickelten und deuteten, Wörterbücher über einzelne oder über mehrere Schriftſteller verfertigten, die Lehrſätze der Sprachlehre zuſammenſtellten, und endlich, was das Geſchäft der höhern Kritik iſt, die Schriften ſelbſt und deren Fehler und Vorzüge würdigten. Um Bemerkungen verſchiedener Art am Rande der Bücher anzudeuten, brauchten die Grammatiker verſchiedene kritiſche Zeichen und Merkmahle. Auch wurden zu verſchiedenen Dichtern verſchiedene Zeichen beigeſetzt. Über dieſe Zeichen handelten Diogenes aus Cyzikus und Suetonius. — Unter den Grammatikern dieſes Zeitalters zeichnete ſich durch Arbeitsfleiß und durch die Menge ſeiner Schriften aus Didymus von Alexandrien zu Auguſts Zeiten. Er ſoll 4000 Bücher geſchrieben haben (woher er den Zunamen ὁ χαλκέντερος, d. i. der mit dem Sitzefleiſch bekam), und verdient einen Platz unter den eigentlichen Kritikern; nur darf man ihn nicht aus den ihm beigelegten kurzen Anmerkungen zu Homer beurtheilen. Auch werden verſchiedene Zünfte von Grammatikern erwähnt, als deren Stifter galten Zenodotus aus Epheſus zu den Zeiten Ptolemäus I. (280 v. Chr.). Ariſtophanes aus Byzanz unter Ptolemäus II. (200), Ariſtarchus aus Samothrake (170 v. Chr.), Krates aus Mallus (blühend zu Pergamus unter Ptolemäus Philometor), Kallimachus Bat-

tiades aus Cyrene (270) u. A.; ingleichen ihre Lehrfolger. Zur auszeichnenden Standestracht der Grammatiker gehörte ein Mantel. — Das zweite Zeitalter umfaßt den Zeitraum der neu-platoniſchen Philoſophen, welche dieſe Gegenſtände des Forſchens für wichtig genug hielten, um denſelben ihren Fleiß zu widmen. Die Kritiker und Grammatiker dieſes Zeitalters waren gemeiniglich mehr mit den Gedanken der Schriftſteller und mit dem Inhalt ihrer Schriften, als mit Worterklärung und mit den Sprachgeſetzen beſchäftigt. Zwar gaben ſich die ältern Grammatiker (wie die Erläuterungen des Heraklides aus Pontus über Heraklit und Demokrit zu beweiſen ſcheinen) ebenfalls mit Sacherklärung ab; doch ſcheinen ſich ihre Sacherklärungen blos geſchichtlich auf die Ausſprüche der Schriftſteller ſelbſt bezogen zu haben, und bloße Erläuterungen geweſen zu ſein, keine Erörterungen; wie der Fall mit dem jungen Epikur vermuthen läßt, welcher, da ihm im 12. oder 14. Jahre ſeines Alters ein Sprachlehrer Heſiods Theogonie erklärte, auf die Frage nach dem Urſprung des Chaos (des Wüſten und Leeren vor der Weltſchöpfung), von dieſem mit dem Rath abgefertigt wurde, ſich an die Philoſophen zu wenden. Dagegen ſahen die Grammatiker dieſes zweiten Zeitraums weit mehr auf Sacherklärung. In Allem ſchimmerte der Geiſt ihres auf Religion gegründeten urwiſſenſchaftlichen Lehrbegriffs durch. Doch hatten die Meiſten die Eigenthümlichkeit und das Weſen des griechiſchen Alterthums nicht durchſchaut. Den Anfang kann man machen mit Plutarch von Chäronea (100 n. Chr.), dem jedoch verſchiedentliche kritiſche und grammatiſche Schriften beigelegt werden, die ſeiner unwürdig ſind. — Das dritte Zeitalter endlich umfaßt die Periode der Grammatiker, die faſt alle Mönche waren und die beſonders fleißig ältere Verfaſſer ausplünderten, indem ſie entweder Wörterbücher aus verſchiedenen ältern dergleichen Schriften ſammelten, oder über die Mundarten handelten, oder aus einigen wenigen Schriftſtellern Regeln über die Reinheit des attiſchen Ausdrucks gaben, oder Bemerkungen an den Rand der Handſchriften ſetzten. Aus dieſem Zeitalter ſind ſehr viele grammatiſche Werke übrig, bei deren Würdigung in Anſehung ihres Gehalts und ihrer Brauchbarkeit nicht einzig das Talent ihrer Verfaſſer, deren Angaben überhaupt nicht viel zu trauen iſt, ſondern vielmehr die Reinheit der Quellen, aus denen ſie ſchöpften, in Anſchlag kommt. — An dieſe ſchloſſen ſich an die Griechen, welche, aus ihrem Vaterlande geflüchtet, zuerſt in Italien den Eifer zu den griechiſchen Wiſſenſchaften weckten und nährten, zu Ende des 14. und beſonders im 15. Jahrhundert. S. hierüber C. J. Jagemanns Geſchichte der freien Künſte und Wiſſenſchaften in Italien, 3. Thl. 3. B. Es giebt einige im 15. und 16. Jahrhundert gemachte Sammlungen der griechiſchen Grammatiker. Vorzüglich zu bemerken ſind Fruchthorn und Luſtgarten (bei Aldo zu Venedig 1496 Fol.) und Alexander Helladius Ährenleſe der griechiſchen Sprache. — Von den Römern war früherhin, wie griechiſche Gelehrſamkeit überhaupt, ſo auch die Sprachkunde nicht gehegt und gepflegt; vielmehr ſchien ſie den Meiſten nur ein überflüſſiger Zeitvertreib, den Vaterlandsfreunden ſogar ſittenverderblich, ſo lange nämlich der Staat immer noch roh und kriegeriſch war, und man noch kein Bedürfniß feinerer Geiſtesbildung empfand. Indeß erwachte es doch durch Bekanntſchaft mit den Griechen bald bei Mehrern, und es ließen ſelbſt die vornehmſten Männer des Staats, ein Scipio Africanus und Caj. Lälius, die

Beförderung griechiſcher Gelehrſamkeit als deren Beſchirmer ſich eifrigſt angelegen ſein. Die erſten lateiniſchen Sprachmeiſter, Livius Andronicus und Ennius (236 — 166 v. Chr.), Halb-Griechen, die ſowohl der dichteriſchen als ungebundenen Rede ſich bedienten und in beiden Sprachen Unterricht ertheilt haben ſollen, begnügten ſich mit Dolmetſchung griechiſcher Werke und mit Vorleſung eigener lateiniſchen Aufſätze. Eifer zur wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung mit der Sprache und den dazu nöthigen Hülfskenntniſſen wurde bei den Römern durch den Zufall hervorgebracht, daß der griechiſche Kritiker und Grammatiker Krates, aus Mallus, Zeitgenoſſe Ariſtarchs und Lehrer des berühmten Stoikers Panätius, bald nach dem Tode des Ennius († im 584. Jahr der Stadt) als Geſandter des Königs Attalus Philadelphus an den Senat nach Rom kam, und als ſich ſein Aufenthalt daſelbſt verzögerte, von Zeit zu Zeit Vorträge hielt, und durch ſeinen fleißigen Unterricht bei den Römern auf einmal Luſt zur Nachahmung erweckte. Übrigens behielten, da griechiſche Wiſſenſchaft herrſchendes Muſter der Nacheiferung wurde, auch die nachfolgenden Römer den Begriff nach ſeinem ganzen Umfange bei, welchen die Griechen von der Sprachwiſſenſchaft aufgebracht hatten; und ſo bildete ſich dann auch die römiſche Mundart der lateiniſchen Sprache unter dem Einfluſſe der griechiſchen zur Bücher- und Hochſprache. Hierauf wurde die Sprachkunde immer beliebter und kam zu größerem Anſehen, ſo daß ſelbſt die angeſehenſten Männer als Schriftſteller darüber auftraten, und es bald mehr, bald weniger Schulen von Bedeutung zu Rom gab, die Sprachlehrer aber ſo gut bezahlt wurden, und ein ſo hohes Schulgeld entrichtet wurde, daß Lutatius Daphnis von Marc. Scaurus für 23,333 Thlr. als Sklav gekauft und in kurzem freigelaſſen wurde, Luc. Apulejus aber, von einem ſehr reichen römiſchen Ritter um einen Jahrgehalt von 13,333 Thlr. gebungen, Vielen Unterricht gab. Ja auch bis in die Provinzen war die Sprachkunde gedrungen und es lehrten im Auslande, namentlich im einverleibten Gallien, einige der bekannteſten Lehrer, unter denen Octavius Teucer, Jachus und Oppius Chares genannt werden. Mit dem Zuwachs an Geiſteswerken in lateiniſcher Sprache ward auch die Mutterſprache, römiſche Büchergelehrſamkeit und römiſches Alterthum immer mehr ein Gegenſtand gelehrten Forſchens. Suetonius hat die älteſten lateiniſchen Grammatiker aufgeführt in einer beſondern Schrift de illustribus Grammaticis, wo man Nachrichten über Leben und Schriften derſelben findet. Die noch vorhandenen Schriften der ſpätern lateiniſchen Grammatiker ſtehen in der Sammlung des Elias Putſch (Hanau 1605. 4). Veſpaſianus und Hadrianus beſtätigten die Grammatiker in dem Vorrechte, von perſönlichen Staatsbürgerpflichten und andern Laſten frei zu ſein. Auch nahmen ſich nicht nur die Herrſcher, ſondern auch Bürger der Schulen an und unterſtützten ſie aus ihren Mitteln. So foderte Plinius der jüngere ſeine Landsleute auf, eine Schule zu errichten und erbot ſich, den dritten Theil der Koſten zu tragen. So wie in den früheſten Zeiten der Unterricht in der Grammatik und in der Tonkunſt gemeiniglich von einem und demſelben Lehrmeiſter ertheilt wurde, ſo lehrten die alten Grammatiker auch als Rhetoren die Redekunſt, und Viele haben ſich in beiden Fächern als Schriftſteller bekannt gemacht. Auch als ſich ſchon beide Wiſſenſchaften geſchieden, behielten ſich doch noch die Grammatiker den Unterricht in gewiſſen Vorkenntniſſen zur Redekunſt vor, wie in der Beantwortung

vorgelegter Fragen, in Umſchreibungen, Anreden, Charakter-Schilderungen und mehr dergleichen, was jedoch zu Suetons Zeiten ſchon abgekommen war; aber in deſſen Jugend hatte noch ein gewiſſer Princeps einen Tag um den andern grammatiſche Lehrvorträge, oder Schulreden gehalten, jene früh, dieſe Nachmittags. In frühern Zeiten waren auch wohl unmittelbar aus der Schule eines Grammatikers vortrefflich gebildete Redner hervorgegangen, die zugleich gerichtliche Händel zu führen unternahmen. — II. Rhetoren hießen die Redekunſtlehrer bei den Griechen, und eben ſo oder Profeſſoren bei den Römern der Vorzeit. So wie die Sprache an und für ſich auf Naturanlage beruht, ſo muß auch die Redekunſt ihren Natururſprung haben. Dieſer iſt zu ſuchen im Bedürfniß, welches, ſo wie ſich die Sprachfähigkeit immer mehr entwickelte, die Menſchen zu abſichtlicher Übung anregte und dadurch den erſten Antrieb zur Redekunſt gab, die anfangs freilich roh und unbehülflich ſein mußte, indem man nur nothdürftig einige kurze Gedanken zu verbinden verſuchte. Als aber mit fortſchreitender Vernunftentwickelung die Menſchen durch Übung der Rede mächtiger wurden, verlor ſich immer mehr das Schwankende in derſelben, und es konnte eine durch beſtimmte Grundſätze bedingte Redekunſt zum Daſein gelangen, welche einer Seits das Geſchäft der Sprachwerkzeuge und des Gedächtniſſes erleichterte, andrer Seits aber gemeinnützlich und ergötzlich war. Es begann aber eine Kunſt der Rede durch Beobachtung. Da man nämlich in der Rede bemerkte, bald, daß etwas dem Zweck derſelben, der Überredung, förderlich, bald, daß etwas derſelben hinderlich ſei: ſo achtete man auf jenes, um es nachzuahmen, auf dieſes, um es zu vermeiden; wobei der Erfindungsgeiſt von einer Bemerkung auf die andere geführt wurde. Aus den Bemerkungen deſſen, was am meiſten gefiel und den beabſichtigten Eindruck zu machen ſchien, bildeten ſich bei erweiterter Erfahrung und Prüfung allgemeine und umfaſſendere Kunſtgeſetze, bis man endlich das, was man wußte, auch zu lehren anfing. Zwar war auch dieſer Lehre Anfang gering, indeß gewann ſie nach und nach an Umfang und Ausbildung. Die Erfindung der Redekunſt wird, weil man im zartſinnigen Alterthum in allen Seelenvermögen und deren Äußerungen die Offenbarung von etwas Göttlichem ahnte, von den Ägyptern und Dichtern dem Thoth, Hermes oder Merkurius beigelegt; daher ihm auch die Zunge als das Mittel der Beredſamkeit geheiligt war. — Pittheus, des Theſeus Oheim, ſoll der erſte geweſen ſein, welcher dieſe Kunſt zu Trözene im Muſentempel lehrte, und eine Schrift darüber verfaßt haben; was aber von einer ſo frühen Zeit unglaublich iſt. Von denen, die einen ſpätern Urſprung annehmen, geben Einige den Empedokles (444 v. Chr.), der wohl den erſten Grund zur Rhetorik gelegt haben mag, als Erfinder derſelben an, Andere den Korax und Tiſias aus Sicilien, die, als nach einer in Sicilien entſtandenen Staatsumwälzung ſich viele Rechtsſtreitigkeiten um vormaligen Beſitz erhoben und man das Bedürfniß eines zweckmäßigen Redevortrags vor Gericht fühlte, zuerſt die Vorſchriften dieſer Kunſt ſchriftlich abfaßten. Ferner ſchreiben Einige dem Gorgias, des Empedokles Schüler, aus Leontini in Sicilien, die Erfindung der Redekunſt zu, weil er ſich zuerſt der mancherlei künſtlichen Figuren und Redebilder bediente, welche den Vortrag gleichſam mit Flitterprunk ausſchmücken und heben, und weil er zur bürgerlichen Beredſamkeit den hohen Schwung hinzuſetzte. Noch Andere endlich erkennen als Erfinder der Rhetorik Ariſtoteles an, der, wenn man auf ihr Weſen ſieht, dieſelbe zuerſt wiſſenſchaft-

lich ausbildete. Auch werden zwei rhetoriſche Zünfte (Secten) erwähnt, deren Anhänger Apollodoreer und Theodoreer hießen nach Apollodorus aus Pergamus, welcher zu Apollonia Lehrer des Kaiſers Auguſtus war, und Theodorus, welchen der Kaiſer Tiberius zu Rhodus fleißig gehört haben ſoll. Beide lehrten abweichende Anſichten. Das Ziel der griechiſchen und römiſchen Rhetorik war, alles und jedes ſo darzuſtellen, daß man dadurch den möglichen Schein der Wahrheit für ſich gewann. Obgleich die Rhetoriker die Theile ihrer Wiſſenſchaft ſehr verſchiedentlich angaben, ſo handelten ſie doch insgemein von den Erfoderniſſen eines Redners, von der Erfindung der Überredungsgründe, ihrer Anordnung und Einkleidung. Die Kunſt des Redevortrags war zur Zeit des Ariſtoteles noch nicht wiſſenſchaftlich behandelt. Es gab alſo erſt eine Anweiſung nur zur Redekunſt, aber noch nicht zur Rednerkunſt. Vor Ariſtoteles traten als Lehrer der Beredſamkeit Zeno's aus Elea Nachfolger in der Dialektik, die Sophiſten auf, die von Anmaßung, Gefallſucht, Gewinnſucht und eigennützigen Abſichten beſeelt, durch die Gewandtheit über alles, auch unvorbereitet, zierlich zu reden, die Bewunderung der Menge auf ſich zu ziehen und durch Überredungskünſte ſich Einfluß auf die Gemüther zu verſchaffen ſuchten, zu einer Zeit, wo Reichthum, Üppigkeit und Sittenverderben und der Glanz öffentlicher Beredſamkeit, die vornehmlich zu Athen, von Gemeinherrſchaft begünſtigt, zu ſchöner Blüthe emporſtrebte, zu einer ſolchen Kunſtbefliſſenheit einluden; ſeit der 84. Olympiade oder 440 vor der chriſtlichen Zeitrechnung. So wie nämlich immer und überall die Künſt, die nach innerer Naturanleitung zweckmäßige Schöpfungen hervorbringt, der Wiſſenſchaft vorangeht; ſo iſt auch die Beredſamkeit in der Ausübung frühern Urſprungs als die Lehre der Redekunſt. Denn aus den Muſterwerken der Redner, die bei den Griechen eigentlich ſelbſt Rhetoren (ῥήτορες) hießen, zogen die Lehrer der Beredſamkeit, die ſpäter ſogenannten Rhetoren, durch Vergleichung ihre Lehrſätze und Vorſchriften ab und erläuterten ſie durch aus denſelben gewählte Beiſpiele. Und zwar pflegten die älteſten Rhetoren die Erzeugniſſe aller bemerkenswerthen Redner durchzugehen und dasjenige auszuzeichnen, was ſie in einem jeden Gelungenes und Schönes gefunden hatten, was ſie aber Fehlerhaftes aufgefunden hatten, aufzuſtechen, und zu erinnern, daß man ſo etwas nicht nachahmen dürfe. Ein Beleg hierzu iſt Ariſtoteles, welcher eben ſo wie Gorgias aus vielen Rednern ohne Unterſchied, was ihn das Vortrefflichſte dünkte, auserleſen hat, ohne ſich auf eine abgeſchloſſene Zahl derſelben zu beſchränken. Allein dieſe Verfahrungsart wandelte ſich um zu den Zeiten der Ptolemäer. Da ſtanden nämlich zu Alexandrien zwei geiſtreiche und vorzüglich gelehrte Kunſtrichter auf, die alexandriniſchen Grammatiker Ariſtophanes und Ariſtarchus. Dieſe ſtellten aus der ſehr großen Menge Redner nur zehn attiſche Redner, deren Leben in einem angeblichen Werke des Plutarch beſchrieben iſt, als auserleſene Muſter der Nachahmung auf, die dann auch die ſpätern Rhetoren einzig anprieſen, zergliederten und aus denen ſie ihre Lehrbegriffe ſchöpften. So wie die Rednerkunſt älter iſt als die Rednerwiſſenſchaft, ſo wurde dagegen jene von dieſer überlebt; denn längſt war jene im Leben untergegangen, als dieſe noch immer — bis zu den Zeiten des Kaiſers Theodoſius des Großen — in ihren Anweiſungen geläuterte Vorſchriften aufſtellte. Nur 150 Jahre blühte zu Athen die Beredſamkeit in der Ausübung, und ſank wie alles Edle und Große, zugleich mit ihrer Pflegerin, der Freiheit des Staats, in deren Gefolge ſie, auch wieder

jene ſchirmend, geweſen. Sodann richtete ſie ihren Gang durch Kleinaſien, Rhodus, wohin Äſchines landesvertrieben ſie brachte, und durch andere Eilande; durch welche Wanderungen ſie aber ihre urſprüngliche Anmuth einbüßte und von den Sitten des Auslandes verfälſcht wurde. So entſtand der Unterſchied der attiſchen, aſiatiſchen und rhodiſchen Redner. Dem attiſchen Styl war eigen die harmoniſche Geſtaltung des Ganzen durch ſparſame Vertheilung des Schmuckes mit einſichtsvoller Mäßigung und Vermeidung zu ſehr abſtechender Stellen. Der aſiatiſchen Beredſamkeit war eigen Fülle in der Ausführung und Überladung mit Redeblumen in der Ausſchmückung. Auch pflegte bei den aſiatiſchen Rednern, beſonders bei denen aus Lycien und Karien, der Ton gegen den Schluß der Rede faſt geſangmäßig zu werden. Zwiſchen beiden Gattungen ſoll die rhodiſche Beredſamkeit das Mittel gehalten haben. Endlich wurde die Beredſamkeit durch griechiſche Lehrer nach Rom verpflanzt, wo ihr ein neuer Lichttag aufging, und Cicero als der größte öffentliche Redner auftrat. Aber auch hier trat, nachdem ſie den Gipfel der Vollkommenheit erreicht, der Wendepunct ein, wo ſie von ihrer Höhe merklich herabzuſinken begann. Denn da die Freimüthigkeit im Reden verſtummen mußte, ſo ward auch für nichts mehr geachtet der einzige Hebel der Staatsverwaltung, der Zauberſtab wodurch einſt Städtegründer und Geſetzgeber unſtäte und rohe Völkerhorden zum Bunde bürgerlichen Lebens vereint, für die Zwecke der Menſchheit gewonnen und entwildert hatten; durch deſſen Allgewalt einſt Kriegeswuth erſtickt, Empörung gedämpft, wodurch die Unſchuld auf dem Hochgericht und in Ketten gerettet, und das allgemeine Wohl gefördert worden war. Es würde zu weit führen, wenn wir den geſchichtlichen Faden länger abwinden und ſämmtliche Rhetoren der Reihe nach muſtern wollten. Wir verweiſen daher der Kürze wegen auf von Blankenburgs literariſche Zuſätze zu Sulzers Theorie der ſchönen Künſte, 2. Bd. S. 535 bis 559. Art. Redekunſt, wo die Rhetoren aufgezählt werden; und über die zur Geſchichte der Beredſamkeit und Redekunſt gehörige Literatur, auf Ch. G. v. Murr Bibliotheca rhetorica in deſſen Journal zur Kunſt und Literatur, 10. Thl. S. 93 ff. Unſere Abſicht iſt hier nur, noch einige Hauptzüge zuſammenzudrängen, zu einem Bilde vom Weſen und Wirken eines Rhetors oder Sophiſten, in ſo fern ſich ein ſolcher als Rhetor ankündigt. Denn die ältern Sophiſten erwarben ſich um die kunſtmäßige Bearbeitung der Beredſamkeit unverkennbare Verdienſte durch Errichtung von Rednerſchulen, und es gab eine Zeit, wo nur die Sophiſten öffentlich die Beredſamkeit lehrten und theils durch Unterricht darüber und durch Übungen, theils auch als Redekünſtler oder Prunkredner (von den Lateinern genannt declamatores) durch redneriſche Vorträge und eigenes Beiſpiel die Jugend zum Wetteifer nach dem Ruhm der Beredſamkeit aufmunterten. Zur Auszeichnung der Sophiſten gehörte ein purpurfarbner Mantel, der gewiſſermaßen ihre Amtskleidung war. Es durfte aber zu Athen ehedem niemand, zumal kein Fremder, ſich dieſen Mantel zulegen, ohne Zuerkennung der Sophiſteninnung und ohne die Weihe nach ſophiſtiſchem Gebrauch erhalten zu haben: und in der Folge erließen auch römiſche Kaiſer einſchränkende Geſetze gegen die Lehrfreiheit von unberufenen Redelehrern und gegen unbefugte Ausübung der Prunkredekunſt.“ Es hat jene Weihe Ähnlichkeit mit den neuern Doctor-Promotionen. Zu dieſer Feierlichkeit gehörte

außer andern geheimen Gebräuchen, daß man in ein öffentliches Bad geführt wurde, wie heut zu Tage, obgleich in einem andern Sinne ein Prüfling ins Schwitzbad. Nach dem Bade nahm der ſo Getaufte den Mantel an, kraft des Anſehens der damaligen Vorſteher der Beredſamkeit zu Athen, welchen er für dieſe Erlaubniß beträchtliche Promotionsgebühren zu entrichten hatte. Mit dem Mantel zugleich erhielt der Eingeweihte Würde und Ehrennamen eines Sophiſten; nämlich zu den Zeiten, wo dieſes kein Schimpfname war. Die, welche auf dieſe Weiſe den Rang eines Rhetors erworben hatten, gaben ſich dafür aus die Redekunſt zu lehren, und ſtellten zu dieſem Zwecke mit ihren Schülern mannichfaltige Übungen im mündlichen Vortrag an; und zwar zuvörderſt in der Abwechſelung und Reichhaltigkeit des Ausdrucks, in bald gedrängter, bald ausführlicher Erzählung (die lateiniſchen auch im Überſetzen aus dem Griechiſchen), hauptſächlich in Preisreden, die in Übertreibung des Lobes beſtanden, wo dann Gefallſucht leicht zu Überſchreitung des Schicklichen und zu Überladung mit Redeſchwulſt verleitete, oder auch in Reden zu Herabwürdidung berühmter Männer, in Verſuchen, das Nützliche und Nothwendige oder auch das Nachtheilige und Entbehrliche gewiſſer Einrichtungen fürs gemeine Leben zu zeigen, mährchenhafte Sagen zu bewahrheiten oder geſchichtliche Thatſachen als unglaubhaft darzuſtellen. Seiner Hauptabſicht nach beſtand aber der rhetoriſche Unterricht in Anweiſung zu Führung von Rechtshändeln, weil bei dieſen alles durch Reden vor Gericht ausgemacht wurde. Man ſann ſich daher bedenkliche Rechtsfälle aus, für und wider welche ſich dann gleichſam ein Spiegelgefecht erhob. Dabei kam es hauptſächlich auf folgende Fragen an: was für eine Gattung der Behandlung die ſchicklichſte ſei, worauf als Hauptentſcheidungsgrund man zu ſehen habe und was etwa für Angriffe und Einwürfe des Gegners zu erwarten ſeien. — Diejenigen ſowohl, welche in Rednerſchulen dergleichen Übungsreden über erdichtete Fälle hielten, als auch deren Zuhörer hießen **Scholaſtiker**. Endlich kam dieſer Name in Verachtung. Die rhetoriſche Kunſtanweiſung der Sophiſten beſtand meiſtens in Kniffen, wie man den Gegner theils durch gewiſſe Blendwerke eines geſchminkten und einnehmenden Vortrags, theils durch argliſtige Vernünfteleien und Spitzfindigkeiten bethören und berücken könne. Dafür bedungen ſie ſich einen gar anſehnlichen Ehrenſold aus, der in der Regel vorausbezahlt wurde. Wir beſtätigen dies durch einen charakteriſtiſches Beiſpiel. **Protagoras** aus Abdera (nach Andern von Tejus), der an vielen Orten herumziehend, beſonders aber zu Athen, mit vielem Beifall und Gewinn lehrte, war der erſte, welcher ausdrücklich zu lehren verſprach, durch Redekunſt gewinnen Unrecht gleich dem Recht, wiewohl er in dieſer Geſchicklichkeit noch von ſeinem Schüler **Euathius** übertroffen wurde, welcher dieſelbe um 10 000 Drachmen (gegen 2139 Thlr.) von ihm erlernt haben ſoll. Doch bezahlte er nur die Hälfte des bedungenen Lohns im voraus; die andere Hälfte aber wollte er vertragsmäßig an dem Tage bezahlen, wo er den erſten Prozeß gewinnen würde. Nachdem derſelbe ziemlich lange den Unterricht des Protagoras benutzt und auch in der Beredſamkeit es weit genug gebracht hatte, und deſſen ungeachtet die Führung keines Rechtshandels unternahm, ſo daß es den Anſchein gewann, als wolle er ſeinen Lehrer um den rückſtändigen Lohn kürzen, faßte dieſer den vermeintlich ſchlauen Plan, ſeinen Schüler um den bedungnen Lohn zu verklagen. Als er, um den Prozeß einzuleiten, ſich mit ihm vor Ge-

richt geſtellt hatte, hub er alſo an: „Wiſſe, thörichter Jüngling! daß du mir in beiden Fällen das, was ich verlange, zu geben verbindlich biſt, das Urtel mag für oder wider dich ausfallen; denn im erſtern Falle biſt du mir es kraft des Urtelsſpruches ſchuldig, weil ich gewonnen habe; im andern Falle aber vertragsmäßig, weil du gewonnen haſt.“ Hierauf entgegnete Euathius: „Deinem doppelgehörnten Angriff hätt' ich ausweichen können, wenn ich die Führung meiner Sache nicht ſelbſt übernommen hätte; aber es macht mir mehr Spaß, wenn ich dich auch in der Beweisführung abtrumpfen kann. Wiſſe daher auch du, altkluger Lehrer! daß in keinem von beiden Fällen du, was du verlangſt, von mir erhalten wirſt; denn entweder wird die richterliche Entſcheidung zu meinen Gunſten ausfallen und dann bin ich dir nichts ſchuldig, weil das Recht mir zuerkannt iſt; oder es wird die Entſcheidung wider mich ausfallen und dann bin ich dir wieder nichts ſchuldig, weil ich nicht vertraggemäß gewonnen habe.“ Die Richter verſchoben in der Verlegenheit die Entſcheidung auf ewige Zeiten. Noch beſſer verſtand ſich des Protagoras Schüler Prodicus auf die Beutelſchneiderei. Dieſer nahm von jedem ſeiner Jünger 2250 Thlr. und für eine Prunkrede von jedem ſeiner Zuhörer 11 Thlr. 6 Gr. Ingleichen ſoll, wie Ariſtophanes in den Wolken anführt, Hyperbolus für den Unterricht in den Rechts-Ausflüchten ſammt der hohlen Beſchwatzungskunſt 1350 Thlr. in Golde bezahlt haben. Doch wie änderten ſich die Zeiten auch hierin! Die lateiniſchen und griechiſchen Rhetoren erhielten zuerſt einen 3333 Thlr. betragenden Jahrgehalt vom Kaiſer Veſpaſianus; und nachher ertheilte Antoninus der Fromme in allen Landen ſeines Reiches den Rhetoren Ämter und einen Gehalt von 2000 Thlr. Die Rhetoren würden nämlich von jener Zeit an wahrſcheinlich deßhalb beſoldet, weil ſchon ſeit einiger Zeit die filzigen Ältern der Schuljugend ihnen den ſauerverdienten Lohn ſchmälerten. Denn vertrauten jene, im beſſern Falle, ja einem der angeſehenſten Rhetoren, z. B. dem Quintilianus (ſ. d. Art.), ihre Lieblinge an; ſo glaubten ſie, daß dieſer mit einem Schulgelde von höchſtens hundert Gulden für das ganze Jahr überflüſſig bezahlt ſei, wovon der überbringende Sklav noch etwas abzwackte. Die Rhetoren hatten entweder irgend wo eine bleibende Stätte, oder ſie waren unſtät. Man hielt es nämlich für einträglich und rühmlich, nach dem Vorgang der alten Barden auf ſeine Kunſt zu reiſen und ſie in vielen Städten und Gegenden zur Schau auszuſtellen. So trieben es die erſten Sophiſten, von denen die Kunſt der neuerfundnen Beredſamkeit zum größten Anſehen gebracht wurde, Protagoras, Gorgias, Prodikus, Hippias aus Elis, Thraſymachus u. A., die, wo ſie ihre Ankunft ankündigten, daſelbſt die Jünglinge den einheimiſchen Lehrern, deren Unterricht jene unentgeltlich haben konnten, abſpenſtig machten. Zuerſt durchzog Prodikus von Julis auf dem Eiland Ceos, blühend um das 86ſte olympiſche Schaltjahr, mit zur Bewunderung ausgearbeiteten Prunkreden die Städte und ſetzte Aller Gemüther durch den Zauber der Rede in Erſtaunen. Viele wurden zur Nachahmung durch Ruhmſucht angetrieben, um durch die Kunſt übertriebener Beredſamkeit Bewunderung auf ſich zu ziehen. Sie beeiferten ſich, ihre Reden mit den ausgeſuchteſten Bildern zu verzieren und überall die feinſten Wendungen anzubringen. Mit dergleichen Prunkreden durchzog Theopompus alle Städte Griechenlands und Dio der Goldmund (Χρυσόστομος) wetteiferte an vielen Orten in Italien und Aſien als Prunkredner um den Vor-

rang. Auch Apollinius von Tyana ſammelte in allen Städten, die er durchzog, Zuhörer um ſich. Dagegen wurden minder kunſtfertige Redekünſtler blos durch Gewinnſucht von Ort zu Ort gelockt, wo ſie durch die unverſchämteſte Marktſchreierei und Großſprecherei mit Kunſtgeſchicklichkeit, dergleichen noch unerhört ſei, leichtgläubige Thoren um ſich ſammelten. (Mehr über die Prunkredner ſ. im Art. von den Sophiſten.) Bisweilen trugen auch die, welche öffentlich Rednerverſuche anſtellten, fremde Reden vor, z. B. Äſchines zu Rhodus eine Rede des Demoſthenes. Noch ein Geſchäft der Rhetoren finde hier Erwähnung, nämlich, daß ſie auch Reden für Andere ſchrieben. Antiphon war der erſte, der zu Anderer Gebrauch gerichtliche Reden verfaßte. Mit einer Rede des Lyſias errang Iphikrates ſehr oft über ſeine Gegner den Vortheil. Anytus bewirkte, durch eine für Lohn beſtellte Rede des Sophiſten Polykrates zur Anklage ausgerüſtet, die Verurtheilung des Sokrates, der es verſchmäht hatte, eine ihm von Lyſias angebotene Rede zu gebrauchen. Dinarchus bereicherte ſich durch Verfertigung beſtellter Reden; denn man trieb damit einen einträglichen Erwerb, und Manche ſtanden damit ſo in Ruf, daß ſie vollauf zu thun hatten. Endlich verfiel dies Wuchergewerbe in verdiente Verachtung und viele große Männer ſcheuten ſich, Reden ſchriftlich zu hinterlaſſen, weil ſie ſich des Schimpfnamens Sophiſt ſchämten. B—r.

Rhetorik, ſ. den vorigen Art. und die Art. Redekunſt und Redende Künſte.

Rheuma, Rheumatismus, iſt eine ſehr ſchmerzhafte Krankheit, die ſo große Ähnlichkeit mit der Gicht hat, daß ſie von mehreren Ärzten für gar nicht verſchieden von ihr gehalten worden iſt. Indeſſen läßt ſich ein Unterſchied zwiſchen beiden wohl erweiſen. (S. den Art. Arthritiſch). Man unterſcheidet einen acuten und chroniſchen Rheumatismus. Jener dauert eine kurze Zeit, wird bald in dieſem, bald in jenem Theile, dem Kopfe, der Hand, den Füßen ꝛc. empfunden und wird von dem gemeinen Mann der Fluß genannt; oder er ſetzt ſich in einem Theile feſt und kann dann leicht in den chroniſchen übergehen, wenn nicht bei Zeiten dienliche Mittel angewendet werden; bisweilen kommt auch wohl Fieber hinzu, oder er findet ſich in dem Gefolge andrer Fieber vorzüglich im Anfange ein. Dieſe Zuſammenſetzung von Fieber und Rheumatismus wird rheumatiſches Fieber genannt und von einigen Ärzten als eigenthümliche Fieberart aufgeſtellt. Es wird daſſelbe zu den leichtern, wenigſtens gefahrloſern Fiebern gerechnet, ſo lange es nicht in ein ſchlimmeres übergeht; bisweilen aber ſcheint es auch nur den Anfang oder das erſte Stadium eines Nervenfiebers auszumachen. — In manchem Frühlinge und Herbſte, oder auch im kühlen, naſſen, ſehr veränderlichen Sommer und Winter, wo die Gelegenheit zur Erkältung beſonders leicht und häufig iſt, miſchen ſich ſolche rheumatiſche Schmerzen beinahe allen acuten Krankheiten bei und man ſagt ſodann in der ärztlichen Kunſtſprache, man habe es mit einer rheumatiſchen Conſtitution zu thun. Finden ſich zu einer und derſelben Zeit ſehr viele, die an rheumatiſchen Übeln leiden; ſo ſagt man wohl auch, dieſe Krankheit herrſcht epidemiſch. — Der chroniſche Rheumatismus, der aus dem acuten bei Vernachläſſigung deſſelben und den alten fortwirkenden oder neu hinzukommenden Urſachen zu entſtehen pflegt, nähert ſich der Gicht, und man kann ſogar zugeben, daß derſelbe bisweilen in ſie übergehe. Anhaltender, heftiger, bald ein wenig nachlaſſender, aber bald wieder

in derſelben Heftigkeit zurückkehrender Schmerz, wodurch die Verrichtung des leidenden Theils nicht nur für den Augenblick geſtört, ſondern bisweilen gänzlich gehemmt wird, ohne alles Fieber oder ſonſtige Zufälle, auch ohne die in der Gicht ſo gewöhnlichen Verdauungsbeſchwerden, — dies iſt das Auszeichnende dieſes Übels, das oft Jahre lang anhält, ja wohl bisweilen, wie die Gicht, habituell wird und ſchwer wieder ganz gehoben werden kann.— Zwar ſetzt man den Rheumatismus gewöhnlich nur auf die äußern muskulöſen Organe; indeſſen hat man bisweilen bemerkt, daß durch denſelben auch einige innere Theile insbeſondere die ſeröſen Häute, die Pleura, das Peritonäum, die Hirnhäute ergriffen wurden; und es kommen ſolche Beobachtungen beim epidemiſchen Rheumatismus und der rheumatiſchen Conſtitution nicht ſelten vor; es werden dieſe Krankheiten gewöhnlich falſche Entzündungen genannt, weil ſie ſich auf eine ähnliche Weiſe wie die Entzündungen der ergriffenen Theile äußern und auch wohl in der That bisweilen in dieſelben übergehen.— Die Heilung des acuten Rheumatismus iſt bei zweckmäßigem Verhalten gewöhnlich leicht zu bewerkſtelligen. Schwerer iſt die des chroniſchen, welcher oft allen Mitteln widerſteht. Warme Bäder, vorzüglich die mineraliſchen zu Töplitz, Aachen ꝛc., die künſtlichen Geſchwüre, als die Fontanellen, die durch Seidelbaſt oder ein Haarſeil unterhaltenen, bewieſen ſich oft noch am wirkſamſten. B. P.

Rhinoceros, ſ. Nashorn.

Rhodus, heutiges Tages Rhodis, eine Inſel zwiſchen Candia und Cypern, zwei Meilen von der ſüdlichen Küſte Kleinaſiens, im mittelländiſchen Meere, iſt 40 engliſche Meilen lang und 15 breit. Die Luft iſt gut, der Boden ſehr fruchtbar, aber unbebaut. Sie war im Alterthum eine beträchtliche Seemacht. Die Seegeſetze der Rhodier galten wegen ihrer Zweckmäßigkeit an allen Küſten und in allen Gewäſſern des mittelländiſchen Meeres als Grundlage des Völkerrechts und werden noch heute zur Entſcheidung benutzt (lex Rhodia de iactu). 1309, nach dem Verluſt von Paläſtina, wählten die Johanniterritter dieſe Inſel zu ihrem Wohnſitz, und wurden deßhalb Rhodiſerritter genannt. Obgleich ſie 1480 einen Angriff der Türken glücklich abwehrten, ſo wurde doch 1522 ihr Großmeiſter Viliers von dem Sultan Soliman II. gezwungen, ihm die Inſel zu übergeben, und die Ritter ließen ſich hierauf auf der Inſel Malta nieder. Rhodus gehört noch jetzt den Türken. Sie ſteht unter dem Kapudan Paſcha, oder dem Gouverneur der Inſel des weißen Meeres, und wird von einem Paſcha regiert. Die Zahl ihrer Einwohner beträgt 37,000 Menſchen. Die Einkünfte des Sultans von der ganzen Inſel werden auf 90,000 Piaſter geſchätzt. Die Hauptſtadt, und überhaupt die einzige Stadt der Inſel heißt gleichfalls Rhodus oder Rhodis. Die Türken betrachten ſie als eine unüberwindliche Feſtung, da ſie mit einem dreifachen Wall, und einem doppelten Graben umgeben iſt. Sie wird von Türken und Juden bewohnt, denn die in den Vorſtädten wohnenden Chriſten werden nur bis Sonnenuntergang in der Stadt geduldet. Noch ſieht man übrigens die Wappen und Namen der ehemaligen Rhodiſerritter über den Thüren vieler Häuſer und eine Straße heißt noch die Ritterſtraße. Die Stadt hat einen guten Hafen, und hier ſtand wahrſcheinlich der berühmte Koloß. (S. d. Art.) Im Alterthum war dieſe Inſel ſehr berühmt wegen ihres heitern Himmels, ihrer vortrefflichen Früchte und ihrer Seemacht. Lange waren die Einwohner unab-

hängig, und Handel und Schifffahrt blühten. In den Kriegen der Römer ſpielten ſie, zum Theil als Verbündeten, eine bedeutende Rolle. Erſt Veſpaſian machte Rhodus zur Provinz. Merkwürdig ſind noch die Rhodier wegen ihrer Liebe zu den edlern Künſten und Wiſſenſchaften, weßhalb Rhodus von den Römern viel beſucht wurde.

Rhombus (Raute), heißt in der Mathematik ein geſchobenes Quadrat, das zwei ſtumpfe und zwei ſpitze Winkel hat. Durch die Diagonale wird ein Rhombus ſtets in zwei gleiche Theile getheilt, ſein Inhalt aber wie beim regelmäßigen Viereck durch Multiplicirung der Höhe und der Grundlinie gefunden. Rhomboide iſt ein länglicher Rhombus von zwei längern und zwei kürzern Seiten. Rhomboidal, rautenförmig.

Rhone, ein Hauptfluß von Frankreich. Sie entſpringt im helvetiſchen Canton Wallis aus einem Gletſcher am Furkaberge, nicht weit von dem St. Gotthardsberge und zwei ſtarke Stunden von den Quellen des Rheins. Die erſte und höchſte Quelle derſelben entſteht aus drei Bächen, die am Saßberge ſich vereinigen. Sie liegen 4266 Fuß höher als der Genferſee. Auf ihrem reißenden weſtlichen Laufe durch Wallis wird ſie durch viele Bäche und Flüßchen verſtärkt Sie durchſtrömt dann den Genferſee und tritt, als ein bereits ſchiffbarer Strom in das Gebiet von Frankreich, wo ſie ſich ſüdwärts wendet und eine Strecke die Grenze zwiſchen Frankreich und Savoyen bildet. Unterhalb La Cluſe verſchwindet der ſchon ſehr mächtige Strom faſt gänzlich dem Auge, indem er ſich mit furchtbarem Getöſe in einen Felſentrichter ergießt, der ſo eng iſt, daß die einander gegenüberſtehenden Klippen nur zwei Fuß Entfernung haben. Einige tauſend Schritt unterhalb dieſes Trichters läuft die Rhone faſt 60 Schritt weit völlig unter dem Felſen weg. Nach einem Laufe von ungefähr 90 Meilen ergießt ſie ſich durch drei Mündungen in den Meerbuſen von Lyon, einen Theil des mittelländiſchen Meeres, wo ihre Arme die 9 Quadratmeilen große Inſel Camargue bilden. Sie hat überhaupt einen heftigen und ungeſtümen Lauf, führt vielen Sand mit ſich und verändert oft ihr Bette, ſo daß die Schifffahrt auf derſelben, die beſonders von Lyon aus ſehr lebhaft iſt, dadurch ziemlich gefährlich wird. Ihre vornehmſten Nebenflüſſe ſind: die Arve, der Ain, die Saone, welche ſich bei Lyon mit ihr vereinigt, die Iſére, Drôme, Ardeche, Durance und der Gard oder Gardon. Die wichtigſten an der Rhone liegenden Städte ſind: Genf, Lyon, Vienne, Valence, Avignon, Beaucaire, Taraſcon und Arles, neun Stunden unterhalb welcher Stadt ſich ihr Lauf endigt.

Rhoneweine ſind Franzweine, die an beiden Ufern der Rhone in Provence, Dauphiné u. ſ. w. erbaut werden, und ſich durch ihre Vortrefflichkeit auszeichnen. Zu den beſten Sorten gehört der Hermitagewein, welcher zwiſchen Valence und St. Valiere wächſt, und von dem es rothen und weißen giebt; ferner der Calcernier von Chateau-neuf, la Nerthe, Cote de St. André u. A. Sie werden in erſte und zweite Sorte Hermitage, und erſte und zweite Sorte Cote-rotie unterſchieden. Wir ziehen ſie über Avignon, Cette und Montpellier.

Rhöngebirge, ein Gebirge, welches ſich von Kaltennordheim bis über Biſchofsheim, in einer Ausdehnung von fünf bis ſechs Meilen und in einer Breite von einer Meile erſtreckt. Es läuft an

der weſtlichen Seite des vormaligen Großherzogthums Würzburg hin, und gehört theils zu dem Fürſtenthum Eiſenach, theils zu dem Untermainkreiſe des Königreichs Baiern. Nördlich nähert ſich das Rhöngebirge dem thüringer Walde und ſüdlich dem Speſſart. Dieſes Gebirge bietet viele hohe Baſaltfelſen dar, und iſt wenig bewaldet; nur die Abhänge deſſelben enthalten einige Waldung. Die höchſte Spitze deſſelben iſt der 2800 Fuß hohe Kreuzberg, unweit Biſchofsheim gelegen. Zu dem Rhöngebirge gehört die ſogenannte lange Rhön, auf deren Höhe man viele Baſaltſäulen und Lavablöcke, aber wenig Wald findet. Viel Heu wird darauf gewonnen. Merkwürdig ſind die drei Torfmoore, das rothe, weiße und ſchwarze Moor. Auf dem rothen Moore, welches an 1000 Morgen faßt, ſoll vormals ein Dorf geſtanden haben, aber verſunken ſein. Noch wäſſerreicher iſt das ſchwarze Moor, das bei 500 Morgen einnimmt. Die Kälte iſt auf dieſem Gebirge im Winter groß und der Schnee meiſtens ſo hoch, daß deßhalb die Fußwege durch Stangen bezeichnet ſind. Metalle enthält dies Gebirge nicht. Oft rechnet man auch zum Rhöngebirge die im Fuldaiſchen befindlichen Vorberge, als den Dammersfeld, die Milzeburg oder das Heufuder, welche ſich durch ihre groteske Form auszeichnen, Baſaltgebirge ſind, und eine Höhe von 2500 bis 2800 Fuß erreichen.

Rhythmus iſt ein aus dem Griechiſchen (ῥυθμος, rhythmos) angenommenes Wort, deſſen Bedeutung durch den etwas unbeſtimmten Gebrauch unſicher und ſchwankend geworden iſt. Wollte man vermuthen, in jenen alten Zeiten des erſten Gebrauches ſei der eigenthümliche Sinn des Wortes am ſicherſten zu finden, ſo würde man irren. Die erſte Bezeichnung einer Sache begreift gewöhnlich einige Zufälligkeiten, die man nicht mit bezeichnen wollte, neben dem Weſentlichen, dem die Bezeichnung gilt. Die ſpätere Zeit, welche das Wort nicht erfand, ſondern empfing, iſt in dem üblichen Gebrauch befangen, und es gehört faſt ein neuer Erfinder dazu, um einem üblichen Wort ſeine wahre Bedeutung anzueignen, die nämlich welche der Erfinder bezeichnen wollte, aber, weil er das Zufällige nicht hinlänglich ſonderte, nur unvollkommen wirklich bezeichnete. Wenn man zwei verſchiedene Verſe hört, z. B.

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,

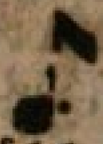
und:

Mahadöh, der Herr der Erde,

und man fragt, worin, abgeſehen vom Inhalt, ihr Unterſchied beſtehe, ſo hört man richtig antworten: im Rhythmus. Einige, das fremde Wort vermeidend, ſagen wohl: im Sylbenmaß, allein mit einer ſehr unrichtigen Übertragung. Denn Sylbenmaß iſt die Vergleichung des Zeitgehaltes einer Sylbe mit dem einer andern. Iſt im Vers das Maß einer Sylbe unrichtig, ſo widerſtreitet das Sylbenmaß dem Rhythmus, von welchem es alſo ganz verſchieden iſt. Eben ſo wenig iſt Versmaß eine hinlängliche Verdeutſchung von Rhythmus, denn Maß iſt die beſtimmte Ausdehnung oder Länge, wonach andre Längen geſchätzt und beſtimmt werden. Man könnte alſo vielmehr den Fuß (z. B. Daktylus) ein Versmaß nennen, denn nach deſſen öfterer Wiederkehr werden manche Versarten ihrer Länge nach gemeſſen und benannt, z. B. der Hexameter. Die Gelehrten haben mancherlei ſehr gründliche Definitionen von Rhythmus gegeben. So ſagt z. B. der berühmte Philolog Hermann: der Rhythmus ſei die, durch bloße Zeit dargeſtellte Form der durch

Wechſelwirkung beſtimmten Cauſalität, was ohne Zweifel ſehr deutlich ſein mag, wenn man ſchon weiß, was man bei Rhythmus zu denken hat. Iſt es mehr um Erläuterung der Sache, als um eine ſchulgerechte Definition zu thun, ſo findet man vielleicht am beſten den wahren Sinn des Wortes, indem man ähnliche Dinge damit vergleicht, von welchen man ſchon deutliche Vorſtellungen hat. Wer etwas Kenntniß von Muſik beſitzt, der weiß, was man einen muſikaliſchen Gedanken nennt. Man behält eine ſolche kurze Melodie leicht, und erkennt ſie im Tonſtück wieder, der Tonſetzer mag ſie in derſelben Harmonie oder in einer andern, in der erſten Bewegung oder in der Gegenbewegung, ja ſogar auf einem eintönigen Inſtrumente, der Pauke oder Trommel, wiederholen laſſen. Was in einem ſolchen muſikaliſchen Gedanken nicht der Harmonie angehört, ſondern ſogar in eintönigen Klängen noch den Gedanken darſtellt, ſo daß der Hörer ihn überall wiedererkennt, das iſt der Rhythmus. Denken wir uns z. B. die bekannte Melodie des wallenſteinſchen Reiterliedes, ſo iſt ihr bloßer Rhythmus, abgeſehen von dem harmoniſchen Verhältniß der Töne:

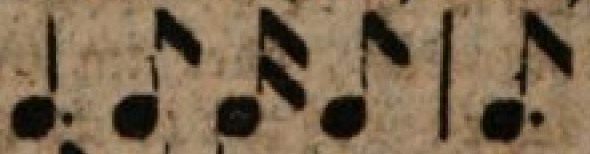
der ſich durch die üblichen Notenzeichen außer dem Linienſyſtem ſehr bequem anſchaulich machen läßt. Auf dieſelbe Art verſinnlicht ſich leicht der abgeſonderte Rhythmus aus jeder Melodie, und daß man einen Rhythmus vornehmen und aufzeichnen kann, wenn er auch nicht zuvor aus einer muſikaliſchen Melodie abgeſondert wird, zeigen die Trommelmelodien, welche bloße Rhythmen ohne Tonverhältniß ſind, und die man dennoch vernimmt und unterſcheidet. Hiermit wäre für die Verſtändlichkeit des Wortes hinlänglich geſorgt. Wer etwas tiefer in die Sachen eingehen will, der kann ſich den Rhythmus recht ſchicklich als eine Figur in der Zeit, oder eine Zeitfigur, denken. Wie man nämlich zuſammengehörige, zu einem Ganzen verbundene Theile räumlicher Anſchauungen eine Figur nennt, ſo nennt man die zu einem Ganzen verbundnen Theile, welche nicht im Raum, ſondern in der Zeit (in der Succeſſion) aufgefaßt und vernommen werden, einen Rhythmus. Vergleicht man das Auffaſſen der Figur mit dem des Rhythmus, ſo wird man ſich der Ähnlichkeit beider leicht bewußt werden, und zugeben, daß der bildliche Ausdruck: Zeitfigur, zwar weniger gewöhnlich, aber nicht weniger ſchicklich ſei, als wenn man von Tiefe und Höhe des Tones, von der Farbe, von Tonfiguren, oder andern verſchiedenen und dennoch verglichenen Dingen ſpricht. Wer die Sache noch gründlicher erörtert wünſcht, der verſteht es ohne Zweifel, durch Vorkenntniſſe vorbereitet, ohne weitere Erklärung, wenn wir ſagen: Rhythmus ſei ſinnliche Anſchauung der Einheit in einer Reihe von Momenten, oder mit wenigen Worten: Rhythmus iſt Form der Evolution, oder im Gegenſatz von Harmonie: Rhythmus iſt ſinnliche Erſcheinung der Einheit in der Succeſſion, Harmonie daſſelbe im Simultanen. Jede Erklärung ſagt daſſelbe, nur für einen verſchiedenen Geſichtspunct, aus. Am anſchaulichſten ohne Zweifel wird die Vorſtellung vom Rhythmus, durch die oben erwähnte Verzeichnung deſſelben in Noten. Man denkt das Linienſyſtem von den Noten weg und der reine Rhythmus ſteht jedermann vornehmlich und unzweideutig vor Augen. Es iſt ein Glück für uns, daß wir eine ſo leicht faßliche und brauchbare Ver-

zeichnungsweiſe der Tonrhythmen in unſerer Notirung haben. So gut hatte man es vor Alters nicht, und wir ſelbſt beſitzen dieſe Vortheile kaum ſeit ein Paar Jahrhunderten. Denn es gehört nicht wenig dazu, etwas, das der Sinn vernimmt, ſo gänzlich in Begriff aufzulöſen und auf den Verſtand überzutragen, daß es dieſer durch vollſtändige Zeichen ganz unzweideutig, wieder durch Vermittlung des Verſtandes, an den Sinn eines Andern bringen kann; und gewöhnlich führen erſt viel unvollkommene Verſuche und eben ſo viel Verirrungen zum Ziel. Kaiſer Carl d. Gr. ließ die geſchickteſten Sänger zu dem kirchlichen Gottesdienſt berufen, gleichwohl war es unmöglich, was bei uns leicht iſt, ihnen die Melodien der römiſchen Kirche durch Vorzeichnung deutlich zu machen. Sie mußten ſelbſt nach Rom, um dort zu hören. Was man ebenfalls in alten Zeiten von rhythmiſchen Verhältniſſen bezeichnete, war das, was ſich freilich zunächſt darbietet: der allgemeine Unterſchied von lang und kurz. Um das Lang zu bezeichnen, bediente man ſich des Striches (—), für die Kürze des Häkchens (◡), das weniger lang und mehr lang (z. B.  und) fühlte man wohl dunkel, allein man erhob dieſes Gefühl nicht zur Deutlichkeit und deßwegen gelangte man nicht dahin, dieſen Unterſchied der Längen und Kürzen zu bezeichnen, ſo wie wir jetzt in einem ähnlichen Falle die feinern Unterſchiede der Farben nicht mit Beſtimmtheit bezeichnen, weil uns eine feſtſtehende ſichere Scale dafür fehlt. Wie wir dieſe Farbenunterſchiede blos durch den Augenſchein auffaſſen, ſo mußten die Sänger damals die Unterſchiede unter den Längen und unter den Kürzen durch eignes Hören auffinden. In vielen Melodien trifft es nun allerdings, daß nur eine Art von Längen und nur eine Art von Kürzen darin vorkommt, und dieſe bezeichneten ſich am leichteſten mit den angenommenen Zeichen der Länge und Kürze, wie denn auch ihr Rhythmus im Geſang am wenigſten zu verfehlen war. Der Rhythmus z. B.

— ◡ — ◡ | — ◡ — ◡ | — ◡ — ◡ | — ◡ —

Frommer Stab, ach hätt' ich nimmer, mit dem Schwerte dich vertauſcht.

gehört zu dieſer Gattung. Man fand in ſolchen Rhythmen die Dauer der Länge zwei Kürzen gleich, daſſelbe Verhältniß ließ ſich auf den Rhythmus: — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | —

anwenden und, da dieſe Gattungen der Rhythmen die üblichſten waren, ſo ſetzte ſich bei den Theoretikern die Meinung als ein Grundſatz feſt: Jede Länge ſei gleich zweien Kürzen. Wo nun in einem Rhythmus eine Länge zu bezeichnen war, da bezeichnete man ſie mit dem üblichen Zeichen (—) und ſchrieb ihr in allen Fällen den Gehalt von zwei Kürzen zu. Eben ſo rechnete man von allen Kürzen ohne Unterſchied zwei auf eine Länge. Die Muſiker, welche wohl fühlten, daß die Längen in der Tonfigur  ganz andern Gehalt hatten, als in dieſer wiewohl beide metriſch auf dieſelbe Art (— ◡ ◡ | —) bezeichnet wurden, behaupteten zuweilen man müſſe zwiſchen Lang und Lang unterſcheiden, und zwiſchen Kürzen ſei auch ein Unterſchied zu machen; allein weil man damals keine Notengehaltzeichen hatte, ſondern den Gehalt der Töne aus den Sylben der Verſe ſchließen mußte, ſo glaubten ſie ihren Satz ſo zu erweiſen, daß ſie auf den verſchiedenen Zeitgehalt der Sylben

aufmerkſam machten, die wenig Conſonanten haben, z. B. Kuh, und in welchen deren viel ſich vereinigten, z. B. Strumpf. So verſahen ſie es freilich im Beweis ihrer Behauptung, und die Metriker (oder Grammatiker), die mit jenen oft darüber, nach Marius Victorinus Verſicherung, ſtritten, machten ihren Satz immer mehr geltend: jede Länge ſei gleich zweien Kürzen. Man darf ſich über dieſe Beharrlichkeit der alten Metriker nicht wundern, denn wiewohl wir jetzt, ſeit länger als einem Jahrhundert, in unſrer Notirung eine ſehr paſſende Bezeichnung für die Dauer der Zeitmomente im Rhythmus haben, ſo beharren dennoch unſre neuen Metriker ſo unverrückt auf ihren Strichen und Häkchen und auf dem Satz von der zweizeitigen Länge, als ob ſeine Erfindung wie unſre Muſiknoten gar nicht in der Welt, und Rhythmen von andern als zweizeitigen Längen noch nie erhörte Dinge wären. Betrachtet man alte Verſe nach dem Satz von der blos zweizeitigen Länge, ſo bekommt man Rhythmen zu ſehn, gegen welche unſer Gehör ſich etwas empört, z. B.

∪ – – ∪ | ∪ – ∪

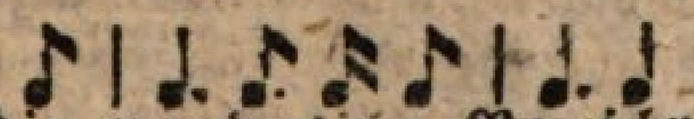
d. i. in Muſikzeichen überſetzt:

und ähnliche, noch unglaublichere. Die Metriker verwerfen aber das Gehör der Neuern als verwöhnt durch die moderne Erfindung des Tactes, welcher die ganze Muſik verderbt habe, indem er ſie eintönig und langweilig mache. Ganz anders — meinen ſie — ſei es mit der alten Muſik beſtellt geweſen. Durch ihre Tactloſigkeit habe ſie ſich in ſchöner Freiheit bewegt, und dadurch die Wunder bewirkt, welche alte Schriftſteller mit Entzücken von ihr berichten. Der gelehrte Meibom hoffte, dieſe Wunder der Tactloſigkeit wiederholen, und der neuen Welt den Effect alter Muſik zeigen zu können. Sein griechiſches Concert, das er der Königin Chriſtiana gab, that auch wirklich ungewöhnlichen Effect, wiewohl von anderer Art, als der gelehrte und übrigens ſehr verdiente Unternehmer gehofft hatte. Sieht ein Unbefangener einen ſolchen, angeblich tactloſen Vers, z. B. den eben erwähnten

∪ – – ∪ | ∪ – ∪

Im grünlaubi-gen Buchhain,

ſo fällt es ihm ſogleich auf, daß der Vers ſelbſt ganz unverkennbaren Tact habe:



und daß er nur durch die wunderliche Bezeichnung und durch das unvollkommene Hören der verſchiedenartigen Längen und Kürzen das krauſe Anſehn erhalte. Allein die Metriker glauben dieſes noch nicht, denn die Länge iſt nun einmal bei ihnen zweien Kürzen gleich, und ſo ſtreiten ſie dem Euripides ſeine Perſönlichkeit ab, weil er der Büſte nicht ähnlich ſieht, die einer aus ihrem Mittel von ihm verfertigt hat. Wenn einem unſerer Muſiker eine Stelle vorgelegt würde:

ſo würde er den Schreiber ausſchelten und die Stelle ſogleich auf dieſe Weiſe:

berichtigen, jedermann würde ihm auch hierin beiſtimmen. Wenn man nun den Sylbengehalt eines Verſes findet

– – ◡ ◡ | – ◡ – ◡ | – ◡ – ◡ ◡ | – –

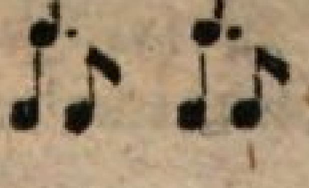
iſt es nicht natürlich, ihn eben ſo zu verſtehen, wie der Muſiker, und nicht gleich dem weniger unterrichteten Schreiber, beſonders wenn der Vers z. B.

Schön waren die goldnen Träume, freudenlos das Erwachen,

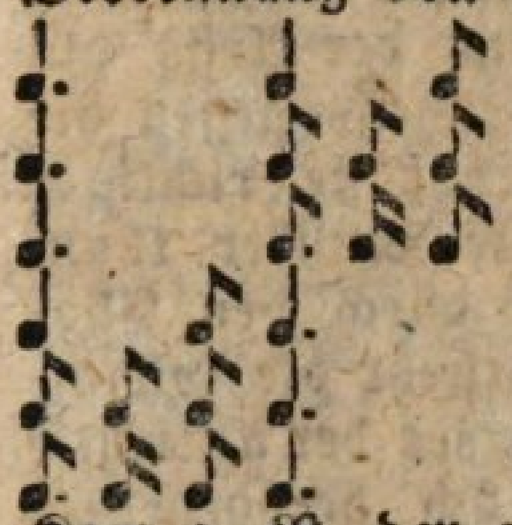
die Meinung des Muſikers rechtfertigt? Wir werden uns mithin an die beſſere Einſicht halten müſſen, welche durch die genauere Muſikbezeichnung befördert worden iſt, wenn wir über Rhythmus, ſowohl der neuern als der alten Zeit, urtheilen wollen. Die alten Verſe zeigen uns, was die Alten hörten, ihre Zeichen müſſen wir verſtehen, wie ſie von ihnen gehört, wie ſie von den Metrikern gedeutet worden. Oder wollten wir auch den ruſſiſchen Neſtor, Hektor leſen, weil ſeine Zeichen einen lateiniſchen Schriftkundigen auf die Vermuthung einer ſolchen Ausſprache leiten würden? Daß unſere Zeitmeſſung übrigens nicht neuere Einrichtung ſei, ſondern in der Natur ſelbſt beruhe, begreift ſich leicht, wenn man auf die Natur des rhythmiſchen Zeitmaßes, was man **Metrum** nennt, achtet. **Metrum** verwechſelt ſich allerdings leicht mit Rhythmus, und faſt alle Theorien verwechſeln es, indem ſie ſich bemühen, einen Unterſchied anzugeben, den ihre Verfaſſer nicht deutlich fühlen. Der berühmte Metriker und Philolog **Hermann** lehrt: Metrum iſt das Verhältniß der Zeitabtheilungen gegen einander, ohne allen Rhythmus. So iſt es allerdings vom Rhythmus geſondert, und nicht allein vom Rhythmus, ſondern ſogar von ſeinem eignen Begriff, denn ein **Verhältniß** der Zeitabtheilungen **gegen einander** iſt nur im Rhythmus denkbar; wie es alſo außer der Bedingung ſeiner Möglichkeit zum Metrum werden könne, gehört unter die Geheimniſſe der Wiſſenſchaft, und unter die vielen Räthſel der Hermannſchen Theorie. Wenn ein Architekt lehrte: Symmetrie beſteht in dem Verhältniſſe der Theile (z. B. eines Gebäudes) ohne alle Figur, ſo hätte er die Parallelſtelle zu jener Erklärung des Metrum geliefert. Kunſtverſtändige würden ſich darüber eben ſo verwundern, wie Männer von Gelehrſamkeit jene Erklärung des Metrum bewundern und hier hört die Parallele auf. Nimmt man die Anſicht des Rhythmus als Zeitfigur auf, ſo charakteriſirt ſich jeder Rhythmus, wie jede Figur überhaupt, durch den Umriß und durch das Verhältniß der Theile unter einander. Umriß iſt bei der Raumfigur die Grenze, welche ſie vom übrigen Raum abſondert, bei dem Rhythmus die Grenze, welche ihn von der Zeitreihe abſondert, alſo ſein Anfang und Ende. Verhältniß der Theile in der Raumfigur wird durch ein innres, aus der Figur ſelbſt entlehntes Maß (z. B. Model) beſtimmt, eben ſo bei der Zeitfigur, und dieſes innere, aus dem Rhythmus ſelbſt entlehnte Maß ſeiner Theile iſt das **Metrum**, welches alſo nicht, wie jene Grunddefinition der wiſſenſchaftlichen Metrik will, ohne allen Rhythmus, ſondern gerade umgekehrt, blos im Rhythmus ſtatt findet. Ein einzelner Klang gibt noch keinen Rhythmus, ſo wenig als ein Punct eine Figur ausmacht. Zwei Klänge können einen Rhythmus geben, wenn ſie ſo vernommen werden, daß ſie zuſammenzugehören ſcheinen, als ob der eine den andern hervorgebracht hätte. Die Muſik erläutert dieſes beſſer und geſchwinder als eine ausführliche Ableitung. Den hervorbringenden Theil nämlich nennen die Muſiker den **guten** Tacttheil und den hervorgebrachten den **ſchlechten**. Jenen nennen die Metriker (der Muſikſprache entgegen) **Arſis** und dieſen **Theſis**. Die Arſis bezeichnet man mit

einem Accent ('), wo es nöthig iſt. Das Zeitverhältniß der Arſis zu der Theſis wird nun durch das Metrum beſtimmt. Iſt die Theſis der Arſis an Zeitgehalt gleich (𝅗𝅥 𝅗𝅥), ſo entſteht ein *gleiches* Metrum (gerader Tact); iſt hingegen die Theſis der Arſis ungleich, und alſo kleiner (denn ein Größeres könnte nicht aus dem Kleinern hervorgegangen ſcheinen), z. B. 𝅗𝅥 ♩, ſo entſteht das *ungleiche* Metrum (ungerader Tact). Wer die Anſichten tiefer aufzufaſſen liebt, der denke ſich das Hervorgehen der Theſis aus der Arſis als das Setzen eines Gegenſatzes. Der Charakter der Theſis gegen die Arſis iſt auch in der That antithetiſch, und man nennt ſie richtiger Antitheſis und die Arſis Theſis, welches letztere die Muſiker thun. Die Antitheſis iſt aber der Theſis gleich, und nur durch den Charakter der Abhängigkeit von ihr verſchieden. So entſteht die Gleichheit des Metrums. Läßt aber die thetiſche Kraft außer der Antitheſe noch eine neue Theſis ohne weitere Antitheſe aus ſich hervorgehen, ſo vereinigt ſich in dieſem dritten Erzeugniß thetiſcher und antithetiſcher Charakter. Es iſt antithetiſch in Beziehung auf die erſte Theſis (Arſis) und thetiſch (arſiſch) in Beziehung auf die ihm unmittelbar vorhergehende Antitheſe. Anſchaulicher wird vielleicht die Sache hierdurch: man denke ſich die gewöhnliche Anſicht eines ungeraden Tactes: 𝅗𝅥 ♩ Die Viertelsnote iſt hier die Antitheſis der halben; nun löſe man aber dieſe in Viertel auf, (♩ ♩ ♩): ſo iſt die zweite Note Antitheſis der erſten, und die dritte zeigt den erwähnten doppelten Charakter in ihrer doppelten Beziehung. Dieſes Hervorbringen der dritten Note zeigt, warum nur die Zahl *drei* den ungeraden Tact ausfüllt, nicht eine andere der ungeraden Zahlen. Denn wollte man fünf entſtehen laſſen, ſo würden ſich dieſe fünf in zwei Reihen theilen, wo die Zwei und die Drei, alſo die beiden erſten Verhältniſſe wiederkehrten. Im geraden Metrum iſt Arſis und Theſis ſich gleich. Man kann dieſe beiden rhythmiſchen Beſtandtheile *Hauptmomente* nennen. Jedes dieſer Hauptmomente kann ſich nun nochmals in Satz und Gegenſatz zerlegen:

und wir nennen dieſe rhythmiſchen Beſtandtheile *Momente zweiter Ordnung*. Da die Hauptmomente ſich gleich ſind, und die Momente zweiter Ordnung ebenfalls unter ſich, ſo findet unter Momenten derſelben Ordnung kein Unterſchied der Länge und Kürze Statt. Erſt, wenn Momente beider Ordnungen vermiſcht werden (𝅗𝅥 ♩ ♩), bemerkt man dieſen Unterſchied. Rhythmen, welche ſich in Momenten *derſelben* Ordnung bewegen, unterſcheiden alſo ihre Arſis und Theſis nicht nach Länge und Kürze, ſondern blos durch den *Accent*, der auf das gute Tacttheil (Arſis) fällt. Man nennt ſie daher *accentuirte* Rhythmen, dahin gehören z. B. unſre Kirchenchoräle. Rhythmen hingegen, welche ſich in Momenten verſchiedener Ordnung bewegen, unterſcheiden ihre Momente zugleich nach Längen und Kürzen (nach *Quantität*). Dieſe heißen deswegen *quantitirende* Rhythmen, und zu dieſen gehört der größte Theil der alten Verſe. Die beiden Hauptmomente des geraden Metrums können ſich auch ungleich zerlegen:

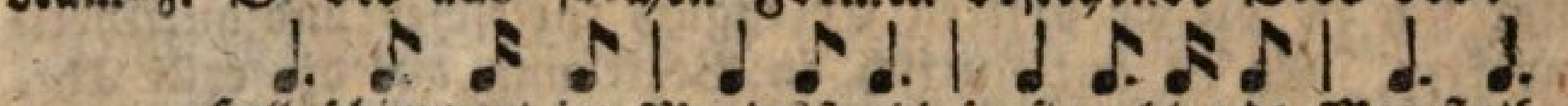


und ſo entſteht ein gemiſchtes Metrum (der Sechsachteltact). Daß dieſe Zerlegung auch in lauter Achtel geſchehen könne, begreift ſich leicht, und eben ſo, daß das erſte Achtel durch ſtärkere Markirung leicht in ein punctirtes (♪. ♬ ♪) übergeht. Miſchen ſich nun beide Ordnungen der Momente, ſo entſtehen mancherlei Formen des Rhythmus, welche hier zu bemerken ſind, wegen ihrer ſonderbaren Verkennung von den Metrikern:



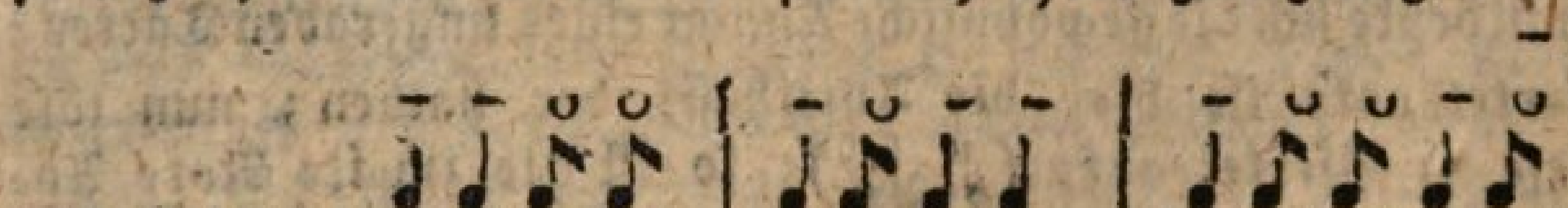
die bacchiſche Form, bei den Metrikern – – ◡
die erſte päoniſche Form . . . . – ◡ ◡ ◡
die ioniſche Form . . . . – – ◡ ◡
die kretiſche Form . . . – ◡ –
die vierte päoniſche Form . . . . ◡ ◡ ◡ –
die choriambiſche Form . . . . – ◡ ◡ –

Kam z. B. der aus ſolchen Formen beſtehende Vers vor:



Hell ſchimmert im Mondesſtrahl ſanft wallende Meerfluth,

ſo bezeichnen die Metriker ſie nach ihrer zweizeitigen Länge ſo:



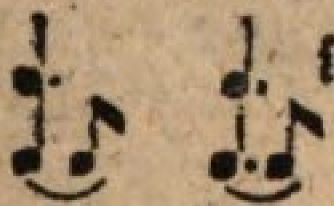
und behaupten, die Alten haben ſie auf dieſe Art vernommen, denn die Großmutter werde nicht von der Enkelin tanzen gelernt haben. Dieſer gelehrten Behauptungen wegen war es nothwendig, zu zeigen, daß die Formen, nach welchen wir Rhythmen meſſen, nicht der neuen Muſik angehören, ſondern im Weſen alles Rhythmus gegründet ſeien, daß mithin — um bei dem beliebten Gleichniß zu bleiben — Großmutter und Enkelin dieſelbe Lehrerin hatten: die Natur. Das ungerade Metrum hat drei Hauptmomente: (♩ ♩ ♩), welche, in zwei Untermomente zerlegt, das moloſſiſche Metrum geben, in der Muſik den Dreivierteltact. In drei Momente zweiter Ordnung zerlegt bildet es ein Metrum, welches wir das tripodiſche nennen, und das dem Neunachteltact gleich iſt. Zieht man die beiden erſten Momente zuſammen, (𝅗𝅥 ♪), ſo entſteht das trochäiſche Metrum, oder der Dreiachteltact. Welches Maß irgend einem Rhythmus eigenthümlich ſei, kann natürlich nicht eher beſtimmt vernommen werden, als bis in ſeinem Verlauf die Hauptarſis zurückgekehrt iſt. Die Hauptarſis aber kann ſich erſt nach mehrmaliger regelmäßiger Rückkehr als Hauptarſis bewähren, denn die Arſis, welche wiederkehrend vernommen wird, könnte auch den Momenten ſpäterer Ordnung angehören. Die Hauptarſis kehrt nach einer gewiſſen Zahl von Hauptmomenten zurück, und die Regel, nach welcher ſie wiederkehrt, heißt in der Muſik der Tact. Es zeigt ſich alſo, daß der Tact ebenfalls in dem Weſen des Metrums gegründet, und keinesweges, wie die gelehrten Metriker meinen, eine Erfindung neuerer Zeit iſt, um mehrere Stimmen ohne Verwirrung zugleich hören laſſen zu können. Vermuthlich iſt der abwechſelnde Gebrauch beider Füße beim Gehen auch eine Erfindung neuer Zeit, um ohne Verwirrung mehrere Soldaten neben einander marſchiren laſſen zu können. Die Abtheilung von einer Hauptarſis zu der andern, nennt man in der Muſik bekanntlich einen Tact, wir nennen ſie im Allgemeinen eine metriſche Periode. Wie

eine Melodie durch mehrere Tacte gehen kann, ſo kann ein Rhythmus, z. B. ein Vers, durch mehrere Perioden gehn, z B.

´– ∪ – ∪ | ´– ∪ – ∪ | ´– ∪ – ´– ∪ –

Ar- mes Herz, von na-men-lo-ſer Küm-mer-niß pei-ni-get,

und ſo wird alſo die metriſche Periode zum Versmaß (ſ. d. Art). Die Abtheilung von einer Unterarſis bis zu der andern nennt man in der Metrik einen Fuß, wenigſtens iſt dieſes der urſprüngliche reine Begriff davon. Anſchaulicher erklärt man ſich den metriſchen Fuß als die Form, nicht der ganzen Periode, ſondern eines einzelnen Hauptmomentes derſelben. So hat die Periode des gemiſchten Metrums in der trochäiſchen Form zwei Füße:


in metriſcher Bezeichnung ´–, –
. . . . . –∪, –∪

1 2

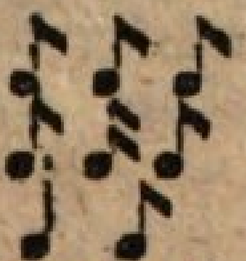
und heißt deswegen Dipodie (Doppelfuß). Die Periode des tripodiſchen Metrums hat oft drei Füße:

in metriſcher Bezeichnung –, –, –,
. . . . –∪, –∪∪ | –∪

1 2 3

und heißt deswegen Tripodie. Urſprünglich, wie geſagt, war dieſes die wahre Bedeutung des Wortes Fuß, und in dieſem Sinne gibt es nur folgende Füße:

Pyrrhichius, metriſch bezeichnet ´∪ ∪


Tribrachys . . . ´∪ ∪ ∪
Daktylus . . . – ∪ ∪
Trochäus . . . – ∪

welche als wahres Maß der Periode und als Formen dieſes Maßes gelten können. Das unaufgelöſ'te Moment (♩.) kann man nur uneigentlich zu den Füßen rechnen und eben ſo folgende:

Spondeus, metriſch bezeichnet ´– –

Moloſſus . . . . ´– – –
Daktylus (der ſchwere) . ´– ∪ ∪

welche die ganze Periode in Hauptmomenten erfüllen. Allein dieſe wahre eigenthümliche Bedeutung des metriſchen Fußes, wiewohl ſie noch jetzt die eigentlich metriſch anwendbare iſt, ward ſchon ſeit langen Zeiten durch eine Nebenanſicht des Fußes verdunkelt und hierdurch Verwirrung in eine, an ſich ganz klare Sache gebracht. Man beachtete nämlich die Zuſammenſetzung der Füße aus kurzen und langen Sylben mehr, als den Gebrauch des Fußes zum Maß, und erweiterte nun die Zahl der Füße faſt in das Unbeſtimmte, indem man alle möglichen Zuſammenſetzungen verzeichnete und nach beſondern Namen unterſchied. Man ſetzte dieſe Verzeichnungen bis zu ſechs

und noch mehr Sylben fort, und wer nur einigermaßen ſelbſt die gemeinfaßlichen Schriften von Klopſtock, Voß und Andern über dieſe Gegenſtände beurtheilen will, muß ſich wenigſtens bis zu den vierſylbigen Füßen mit dieſen Zuſammenſetzungen bekannt machen. Zweiſylbige Füße ſind vier:

∪ ∪ Pyrrhichius.
– – Spondeus.
– ∪ Trochäus.
∪ – Jambus.

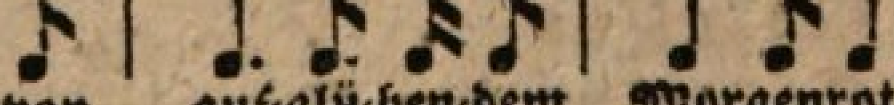
Dreiſylbige Füße ſind acht:

∪ ∪ ∪ Tribrachys.
– – – Moloß.
– – ∪ Bacchius.
∪ – – Antibacchius.
– ∪ – Kretikus.
∪ ∪ – Anapäſt.
∪ – ∪ Amphibrachys.
– ∪ ∪ Daktylus.

Vierſylbige Füße ſind ſechzehn:

– – – – Diſpondeus.
∪ ∪ ∪ – Proceleusmatikus.
∪ – – – erſter
– ∪ – – zweiter
– – ∪ – dritter
– – – ∪ vierter
} Epitritus.
– ∪ ∪ ∪ erſter
∪ – ∪ ∪ zweiter
∪ ∪ – ∪ dritter
∪ ∪ ∪ – vierter
} Päon.
– – ∪ ∪ ſinkender
∪ ∪ – – ſteigender
} Joniker.
– ∪ ∪ – Choriamb.
∪ – – ∪ Antiſpaſt.
– ∪ – ∪ Ditrochäus.
∪ – ∪ – Dijambus.

Die größte Verwirrung entſtand nun daher, daß man dieſe, nach einer ganz verſchiedenen Anſicht zuſammengeſetzten Füße, der urſprünglichen Bedeutung nach, auch als Versmaße brauchen wollte. So zerriß man die Rhythmen zur Unkennbarkeit durch Abtheilung und falſchen Sylbengehalt. Der Rhythmus z. B.



von auf-glü-hen-dem Morgenroth,

über deſſen Geſang kein Zweifel entſtehen kann, theilen die gelehrten Metriker ſo:

∪ – – ∪ | ∪ – ∪ –

und jede Länge iſt ihnen zweizeitig, wodurch ſie die Wundermelodie

erhalten, von welcher das Alterthum ſich entzückt gefühlt haben ſoll. Ueberhaupt iſt es merkwürdig, daß die Gelehrten einſtimmig von der Bewunderung wiederhallen, mit welcher das Alterthum die damaligen Rhythmen gehört habe, gleichwohl ſind eben dieſe Gelehrten über nichts uneiniger, als über dieſe Rhythmen ſelbſt, die jeder an-

ders aufſtellt, alle aber ſo, daß, wie ſie ſelbſt bekennen, unſer verwöhntes Ohr die Schönheiten nicht vernimmt. Es wäre einer Unterſuchung werth, wie man von der Schönheit einer Melodie entzückt werden kann, deren Geſang der einen Claſſe der Hörer unvernehmlich, und von der andern unternommen iſt. Dieſe zuſammengeſetzten Füße haben in Beziehung auf Rhythmus wenig Sinn und wenig Brauchbarkeit. Läßt man aber dieſe Beziehung ganz weg, und betrachtet dieſe Art Füße als *proſodiſche* Compoſitionen, ſo bekommen ſie ihre wahre, ihre eigenthümliche Bedeutung. Der proſodiſche Gehalt einer Sylbe nämlich iſt von dem metriſchen durchaus zu unterſcheiden. Der metriſche Gehalt einer Sylbe iſt genau beſtimmt durch ihre Stelle im Rhythmus. Die Sylbe *Schön* z. B. iſt im Rhythmus

Schönglü - hen - der Morgen - ſtrahl

dreizeitig: bei

Schön erglüht der goldne Morgen

iſt ſie zweizeitig, und in

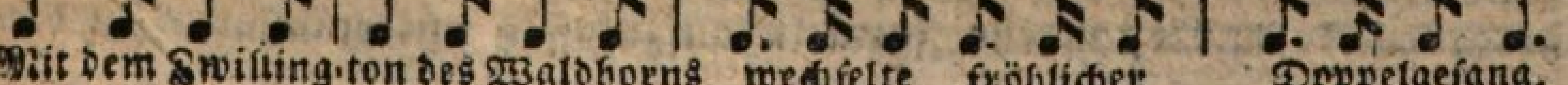
Schön, wie des Morgens er - glü - hen - de Pracht

iſt ſie unvollkommen. Anders iſt es mit dem proſodiſchen Gehalt. Dieſer zeigt kein beſtimmtes Maß einer Sylbe, er betrachtet die Sylbe außer dem Rhythmus und ohne Verhältniß. So beſtimmt er blos Länge und Kürze im Allgemeinen. Die Sylbe *Schön* z. B. iſt proſodiſch nur lang überhaupt: wie lang, beſtimmt nicht die Proſodie, ſondern das Metrum. Dieſe zuſammengeſetzten Füße kann man alſo als proſodiſche Wortformen (*Wortfüße*) betrachten, welche durch die rhythmiſche Bedeutung ihrer Sylben zu *Wortrhythmen* werden. Dabei geſchieht es nicht ſelten, daß die proſodiſche Form eines Wortes einem andern Namen haben kann als deſſen metriſche; ſo iſt z. B. die proſodiſche Form des Wortes: fortwanderten, joniſch (– – ∪ ∪), am Schluß des iambiſchen Verſes hingegen:

∪ – ∪ – | ∪ – ∪ – | ∪ – ∪ –

Aus theurer Heimath Vaterhaus fortwanderten,

iſt die metriſche Form die iambiſche $\binom{- \;\cup}{\cup - \cup -}$. Die geſchickte Stellung der Wortfüße in einem Vers iſt eine der Hauptbedingungen zu deſſen Schönheit, und man kann die Wortfüße nicht unſchicklich den Notenfiguren vergleichen, welche der Componiſt in einem Bogenſtrich verbunden haben will. Schon vor alten Zeiten haben die Theoretiker rhythmiſche Verſe von metriſchen unterſcheiden wollen. Indeſſen blieben ihre Erklärungen dunkel, was gewöhnlich der Fall iſt, wenn man von dunkeln Gefühlen redet, denen kein reeller Gegenſtand entſpricht. Es iſt unmöglich, einige zuſammenhängende Sylben zu ſprechen, ohne einen Rhythmus hören zu laſſen, jedes mehrſylbige Wort iſt ein Rhythmus, jede Proſa beſteht alſo aus rhythmiſchen Sätzen, deren jeder ſein Metrum hat. Der Unterſchied des Verſes iſt nur dieſer, daß die rhythmiſchen Sätze im Verſe durch ein und daſſelbe Metrum verbunden ſind. z. B. im Vers:



Mit dem Zwillington des Waldhorns wechſelte fröhlicher Doppelgeſang.

ſind die Rhythmen durch das fortgehende gemiſchte Metrum verbunden; im proſaiſchen Satz:

Zwei Waldhörner wurden abwechſelnd von zwei Singſtimmen unterbrochen; ſind ebenfalls Rhythmen, aber kein ununterbrochen gleichförmiges Metrum, welches ſie verbindet, und darum iſt der Satz kein Vers. So kann eine Declamation höchſt wohllautend ſein, aber ſo lange ſie, nach Gebühr, nicht aus der declamatoriſchen Scale in die harmoniſche Scale tritt, iſt ſie kein Geſang. Wenn im Verſe das Metrum wechſelt, ſo kann es wenigſtens nicht eher geſchehen, als bis der Vers das nun geendete Metrum fixirt hatte, im proſaiſchen Styl hingegen ſoll das Metrum nie ſo lange gleichförmig fortgehen, daß es ſich fixiren könnte. Welcher reeller Begriff kann nun wohl jenen ſogenannten rhythmiſchen Verſen zum Grunde liegen, deren Schatten neuerlich wieder zur Rettung mancher Theorien heraufbeſchworen werden? Das einzige Reelle dabei iſt die Unbekanntſchaft der Theoretiker mit dem Geſang der von ihnen als rhythmiſch proclamirten Verſe. So ſollten vor einiger Zeit die Galliamben dergleichen geſetzloſe Rhythmen ſein, weil aus ihrer krauſen metriſchen Bezeichnung:

– – ◡ | ◡ – | ◡ – | – ◡ ◡ | – ◡ ◡ | ◡ ◡ –

kein Metrum und kein Geſang zu vernehmen war, wovon indeſſen, wer den galliambiſchen Vers

Ein ſtrö-men-der Quell von Wohllaut in be-geiſternder Melo-die,

hört, keins von beiden vermißt. Auf ähnliche Art werden ſich alle ſogenannten rhythmiſchen Verſe entweder in ein bekanntes Metrum, oder in Proſa auflöſen. Will man accentirte Verſe unter rhythmiſchen verſtehn, ſo hat die Sache Sinn, allein der accentirte Vers hat Metrum, wie jeder, nur nicht durch Quantität, ſondern durch Accent beſtimmt. Hat man ſich von dem wahren Weſen des Rhythmus überzeugt, ſo ſieht man leicht, daß die alten Metriker, oder wie man ſie auch nennt, Grammatiker, einen falſchen Weg einſchlugen, indem ſie Rhythmen und Verſe durch Füße meſſen wollten, welche nicht durch Zerfällung rhythmiſcher Momente, ſondern durch Sylbenzuſammenſetzungen entſtanden waren. Unter dieſen Grammatikern waren vorzüglich berühmt der Grieche Hephäſtion, und unter den Lateinern Marius Victorinus, Diomedes, Priſcian, andrer Schriftſteller, wie Dionyſius, Ariſtides, Quintilianus, nicht zu erwähnen, welche durch andre Schriften ebenfalls bekannt ſind. Nach manchen Vorarbeiten, beſonders der Engländer Bentley und Dawes, erwarb ſich der ſchon erwähnte leipziger Philolog Herman das Verdienſt, mehrere Irrthümer jener Grammatiker aufzudecken und die Metrik wiſſenſchaftlich zu behandeln. Seine vorzüglichſten Werke ſind: De Metris, Leipzig 1796, Handbuch der Metrik, Leipzig 1799 und Elementa doctrinae metricae, Leipzig, 1816. Er wollte ein Grundgeſetz des Rhythmus aufſtellen und in den Verſen der alten Dichter nachweiſen, dieſe aber nach jenem Geſetz aus ihrer Verderbtheit wieder herſtellen. Allein ſo rühmenswerth auch ſein Fleiß hierbei iſt, ſo wenig gelang es ihm, in das wahre Weſen des Rhythmus einzudringen, weil er durch das Vorurtheil, die neue Muſik ſei von der alten weſentlich verſchieden und durch die Einführung des Tactes verderbt, von dem wahren Weg abgeleitet wurde. Seine Bücher zeigen, zu welchen unbegreiflichen Irrthümern man ſich verirrt, wenn man Dinge, die vor Allem mit dem Sinn ergriffen ſein wollen, durch hergebrachte unverſtandene Formeln aufzufaſſen unternimmt. Zu die-

ſen hergebrachten Formeln gehört vorzüglich der Satz von der blos zweideutigen Länge. Seit einigen Jahren iſt die, oben im Weſentlichen auszugsweis gegebene Theorie des Rhythmus bekannt worden, nach welcher der Tact, wie in der neuen Muſik, ſo auch in den alten Versrhythmen, als nothwendig und unzweifelhaft vorhanden nachgewieſen wird. Die Hauptſchriften darüber ſind: Ueber Rhythmus und Metrum, von A. Apel (in der Allgemeinen muſikal. Zeitung 1807 und 1808.) und: Metrik von demſelben Verfaſſer, Leipzig 1814. Dem hier aufgeſtellten Begriff des Rhythmus als einer Zeitfigur widerſpricht es nicht, daß man die Worte: Rhythmus und Eurhythmie auch von Eigenſchaften der Dinge braucht, welche im Raume ſich zeigen. Einige, z. B. Hermann in ſeiner Metrik, meinen, man verſtehe dann unter Rhythmus ein regelmäßiges Verhältniß überhaupt, allein wer auf den Ausdruck ſeiner Gedanken aufmerkſam iſt, wird Symmetrie mit Eurhythmie nicht verwechſeln, beiden liegt zwar Regelmäßigkeit zum Grunde, jedoch in verſchiedner Beziehung. In einer ſchönen Pflanzengeſtalt kann man Eurhythmie bewundern, ohne eben Symmetrie zu bemerken, eben ſo können Verzierungen ſymmetriſch angebracht ſein, ohne daß man verſucht wird, von Eurhythmie zu ſprechen. Wer die Natur zu beobachten, und auf die Bedeutung ihrer Erſcheinung zu merken gewohnt iſt, der findet oft den Charakter einer zeitlichen Erſcheinung durch eine Gattung von Geſtalten ausgedrückt, ſo daß in der Zeit gleichſam das Wort, und im Raum der körperliche Gegenſtand dazu ſich zu finden ſcheint. Es iſt unmöglich, hier dieſen Satz anders auszuführen, als in ſeiner unmittelbaren Beziehung auf Rhythmus. Der Charakter des Rhythmus iſt das Entſtehen der Theſis aus der Arſis, überhaupt alſo das Werden, die Evolution, welche im Rhythmus als beſchloſſen vom Anfang bis zum Ende ſinnlich erſcheint. Ein ſinnliches Bild der Evolution im Raume kann alſo ein räumlicher Rhythmus genannt werden, das, was man auch Eurythmie nennt. In der Natur iſt es beſonders die Pflanze, welche dieſes räumliche Bild der Evolution zeigt, wie denn überhaupt die Zeit in der ganzen Vegetation ihr räumliches Gegenbild, und in der Cauſalität ihren entſprechenden Begriff findet. Den ſinnlichen Ausdruck der Geſetzlichkeit im Raum, auf Rhythmus oder Evolution bezogen, nennen wir daher Eurhythmie, ſo wie wir unter Symmetrie den ſinnlichen Ausdruck der Geſetzlichkeit in Beziehung auf Harmonie verſtehn. Im ſymmetriſchen Verhältniſſe werden die Gegenſätze als von einander unabhängig, und nur von einer gemeinſchaftlichen Theſis (Einheit) abhängig gedacht, daher ſtehn ſie unter ſich nicht in dem einſeitigen Abhängigkeitsverhältniß der Cauſalität, ſondern in dem, die Abhängigkeit durch Gegenſeitigkeit derſelben compenſirenden Verhältniß der Wechſelwirkung. Im Verhältniß der Eurhythmie hingegen wird der Gegenſatz von ſeiner Theſis als abhängig gedacht, und ſteht alſo unter ihm in dem Abhängigkeitsverhältniſſe der Cauſalität ohne poſitive Zurückwirkung. Hermann, der den Begriff des Rhythmus durch das Geſetz der Wechſelwirkung beſtimmen wollte, zeigte, daß ihm Kants Lehre von den Categorien, durch welche er ſeine Theorie zu begründen ſuchte, ihrem Geiſt nach unbekannt war, und ſchon dieſer Mißgriff in den erſten Elementen hätte ſeine Theorie umgeſtoßen, wenn überhaupt die philoſophiſchen und mathematiſchen Propyläen vor ſeinem Gebäude mehr zum Eingang, als zur Verzierung gedient hätten. Was in der

Muſik Harmonie und Rhythmus iſt, das zeigt ſich alſo im Raum als Symmetrie und Eurythmie. Erinnert man ſich, daß die erſte Dimenſion des Raumes (Länge: Linie) ebenfalls der Zeit und der Succeſſion angehört; die zweite hingegen (Breite: Fläche) dem Raume, alſo dem Zugleichſein (die dritte gehört nicht dem Sinne, ſondern der Reflexion), ſo begreift ſich, daß bei Längenverhältniſſen (z. B. Höhen, Säulen) von Eurhythmie, bei Breitenverhältniſſen hingegen von Symmetrie die Rede iſt. Will man nun ſagen: Eurhythmie ſei der im Raume fixirte Rhythmus, Symmetrie die zur Geſtalt gewordene Harmonie, ſo ſagt man etwas noch weniger Fremdartiges, als wenn man von Aufklärung eines dunkeln Gegenſtandes ſpricht, wo nicht blos die Zeit in den Raum, ſondern gar ein ſinnlicher Gegenſtand, Licht in einen intellectuellen eingreift, und wer ſich an den Ausdruck ſtößt, Architectur ſei die Muſik des Raumes (weil ſie die Harmonie und die Rhythmen des Raumes ordnet), der hüte ſich wenigſtens, wenn er conſequent bleiben will, jenen Ausdruck eine froſtige Metapher zu nennen, ſonſt vereinigt er in ſeinem Tadel zwei in noch entfernteren Sphären liegende Begriffe. Al.

Rialtobrücke, ſ. Venedig.

Riccoboni (Lodovico), zu Modena aus gutem Geſchlecht 1677 geboren, hatte früh ſchon eine beſondere Neigung und Vorliebe für das Theater. Was er damals vorfand, war urſprünglich und volksthümlich, wenn auch ein mehrſeitig gebildeter Geſchmack es roh und geſchmacklos zu nennen verſucht ward. Die künſtliche Poeſie vermochte auch hier, wie überall, nichts, als das eigene, volksthümliche Leben, wie es durch ſeine Verhältniſſe nach innen und außen ſich entwickelt und geſtaltet hatte, zurückzuſpiegeln, wie verhältnißmäßig zu andern beſchränkt es auch immer in ſeiner Eigenthümlichkeit ausfallen mochte. Jene Eigenthümlichkeit nun des italieniſchen Theaters beſtand damals aus Entwürfen, wie die zu unſern echten Marionettenſpielen bis in die Hälfte des vorigen Jahrhunderts, aus improviſirten Poſſen, ſtereotypiſchen Lazzi, d. i. mimiſchen Epiſoden, welche die Haupthandlung heben und gleichſam durch Widerſpruch reizen ſollten, aus robe generiche, d. i. mimiſch-rhetoriſchen Gemeinplätzen, und dies alles früher ſchon von geiſtreichen und witzigen Schauſpielern, um der Schauluſt des Volks zu entſprechen, um eine mangelnde dramatiſche Literatur einigermaßen zu erſetzen, erfunden und überlieferungsmäßig fortgepflanzt, je mehr es der Unbildung und Rohheit ſpäterer Schauſpieler Vorſchub that. Da es nun noch dazu mit den atellaniſchen Fabeln der Römer vermuthlich ſehr verwandt war, ſo konnten nur allmählig, ſo wie die Nation vielſeitiger wurde und eine beſtimmter ausgeſprochene Richtung nahm, Verſuche der künſtlichen Poeſie Platz gewinnen. Geſelligkeit, die Aufgabe der modernen Zeit, nachdem das antike öffentliche und Staatsleben untergegangen war, blieb auch hier der Mittelpunct, von welchem alles ausging, und um welchen alles ſpielte. Das Theater wurde eine Schicklichkeits- und Anſtandsbühne und Schule, das Widerſpiel derſelben ſeine komiſche Seite. Die Arioſtos, Taſſos, Rucellais, Alamannis, Cintios, Macchiavellis und Andere hatten lange bereits griechiſche und römiſche Lebensform, oder doch ihre eigenen Anſichten davon dramatiſch ſich entwickeln laſſen, oder auch das Leben ihrer Zeit unter jenen Maßſtab geſtellt; Andere hatten ein arkadiſches Idyllenleben vorgeführt — aber ſie waren wie vergeſſen. Das Derbſinnliche, Unreine Unzüchtige, was zum Theil auch noch in jenem ziemlich laut wurde,

ſtach gar ſehr ab gegen die höfiſche Feinheit und geregelte Zierlichkeit der benachbarten Franzoſen. Es klang auch wohl noch zuweilen etwas Idylliſches, oder auch Heroiſches aus der früheren Mythenzeit hinein; aber auch dies mußte immer mehr und mehr weichen. Geſelligkeit, Sitte, Schicklichkeit, Ton wurde und blieb die nähere Aufgabe des Drama, welche Mittelglieder es auch hatte durchgehen müſſen. So war denn auch zu Riccobonis Zeit die Geſellſchaft eines gewiſſen Franceſco Calderoni, der ſich nach damaligem Brauch den Namen Silvio beilegte, die Bewahrerin jener Anſtands- und Schicklichkeitsbühne, auf welcher ſich ein junger Römer, Pietro Cotta, zubenamt Celio, ausbildete. Dieſer übernahm, als Calderoni in Dienſten des Churfürſten von Bayern mit ſeiner Geſellſchaft Italien verließ, eine Geſellſchaft, und brachte, obwohl mit manchem Widerſpruch, Guarinis treuen Schäfer, Taſſos Aminta und franzöſiſche Tragödien auf ſein Repertoir. Als aber auch er endlich ſich zur Ruhe begab, gingen mehrere Schauſpieler den damals zweiundzwanzigjährigen talentvollen Riccoboni an, die Geſellſchaft zu übernehmen. Er that es, und ging mit beharrlichem Eifer, ja noch kühner, wie es ſcheint, auf dem von Celio betretenen Wege fort. Dabei ging ihm der gelehrte Alterthumsforſcher Scipione Maffei mit gutem Rath zur Hand, und ſo wurden die nach dem Vorbild der Alten ausgebreiteten Tragödien italieniſcher Dramatiker auf die Bühne gebracht, z. B. Triſſinos Sophonisbe, Manfredis Semiramis, der Sophokleiſche Oedipus von Orſato Giuſtiniano, die Iphigenia auf Tauris von Rucellai, Torrismondo von Taſſo, Cleopatra von Delfino und andre der frühern Zeit. Aber auch bis zu den hierdurch entſtandenen Erzeugniſſen ſeiner Zeit ging er herauf, und gab die Iphigenia auf Tauris und die Rahel, beide von Martelli, die Merope von Maffei, alles mit ungemeinem Beifall. Kurz, in zehn Jahren hatte er in der Lombardei und in Venedig das Theater auf eine ſeltne Höhe erhoben, zumal da er die Klugheit hatte, auch dem eigenthümlichen verwilderten, oder roheren Volksgeſchmack durch Aufführung damals gangbarer Poſſen nicht alle Nahrung zu entziehen, noch ihn gegen ſich aufzureizen. Hatten aber jene Strebungen hauptſächlich der Tragödie gegolten, ſo verſuchte er nun auch mit allmählichen Umbildungen der beibehaltenen vier komiſchen Nationalmasken die geſunkene, oder vielmehr noch nicht erhobene Komödie hinaufzuläutern. Natürlich diente ihm auch hier das franzöſiſche Theater zum Vorbild, da ja eben das italieniſche noch nichts dieſer Art, wenn auch anderes hatte. Er arbeitete die franzöſiſchen Stücke mit Rückſicht auf die Forderungen des volksthümlichen Geſchmacks um, machte aus mehreren Komödien Eine, ließ einzelne Auftritte wörtlich beibehalten, andere improviſiren, gab auch manche Komödien vollſtändig überſetzt und hatte, ſchon weil er die Neugier in Anſpruch nahm, ſtets volle Häuſer. Dieſe Beſchäftigung reizte ihn denn nach und nach, mit eignen Erzeugniſſen, wie der eiferſüchtigen Frau, aufzutreten. Ja er wurde ſo kühn, den Arlechino zu verbannen, zu welchem Ende er die Scolaſtica des Arioſt mit einigen Abänderungen wählte und auf das Theater zu Venedig brachte. Aber dieſer Verſuch ſchien doch, dem Erfolg nach, übereilt; denn unter lautem Murren des Publicums konnten nur vier Acte aufgeführt werden, zu nicht geringem Verdruß des redlichen, eifrigen Mannes. Willkommen war ihm daher die Gelegenheit, die ſich ihm durch einen italieniſchen Fürſten bot, eine Schauſpielergeſellſchaft für den Herzog von Orleans in Paris zu errichten,

und ſein minder empfängliches Vaterland zu verlaſſen. Am 18. Mai 1716 trat er mit ſeiner Geſellſchaft auf dem Theater Hotel de Bourgogne auf. Er und ſeine Familie, von ſeinen beiden Frauen beſonders die zweite, Elena Baletti, und ſpäter ſein Sohn Franz, genoſſen durch die Feinheit, Gewandtheit und Lebendigkeit ihrer Darſtellungen allgemeinen Beifall. Sein erſter Aufenthalt in Paris dauerte zwölf Jahre bis zum Monat März 1729. In dieſen zwölf Jahren war Riccoboni unermüdet. In Geſellſchaft mit Domenique und Romagneſi, auch ſeinem Sohne, bearbeitete er ſelbſt ſeinen Anſichten und Zwecken gemäße Comödien. Es waren meiſt bloße erſte Entwürfe, die auch deshalb canevas hießen, dem Stoffe nach zum Theil altitaliſche dramatiſche Ueberſetzungen, deren weitere Ausführung und eigentlich mimiſche Behandlung und Belebung den Schauſpielern, wie in der ſogenannten comedia dell' arte, vorbehalten geweſen zu ſein ſcheint. Sie ſind nicht eigens gedruckt, aber durch den Mercure bekannt gemacht. Außer dem immer unter mancherlei Geſtalten mit mancherlei Schickſalen wiederkehrenden und durchleuchtenden Arlecchino, der ſich doch nicht ganz bannen ließ, waren es auch meiſt in das Burleske gezogene Charakterſchilderungen, wie: die eiferſüchtige Frau, der Freigebige wider Willen, der franzöſirte Italiener, der Betrüger wider Willen, der unzeitig Aufrichtige, der parteiiſche Vater, der Spieler, der Argwöhniſche, der Nachläſſige u. ſ. w. Leſſing hat in ſeiner theatraliſchen Bibliothek mehrere mitgetheilt. Dazu ſchrieb Riccoboni auch eine Geſchichte des italieniſchen Theaters vom Verfall der lateiniſchen Komödie an, mit einem Verzeichniß der von 1500 bis 1660 gedruckten italieniſchen Tragödien und Komödien. Seine hiſtoriſch-kritiſchen Bemerkungen über die verſchiedenen Theater Europas enthalten, wie es von einem ſo fleißigen und gebildeten Schauſpieler zu erwarten war, viel eingeſtreute gute Bemerkungen und theoretiſche Winke über ſeine Kunſt. Auch ſechs Kapitel über die Darſtellungskunſt gab er in ſeiner Mutterſprache heraus, ſo wie ſein Sohn ſpäter l'Art du Théâtre. Er machte ſich alſo gewiß um die Bühne ſehr verdient. Im Jahre 1729 bat er um ſeine Entlaſſung, die er mit einem Jahrgehalt von 1000 Livres erhielt, und lebte hierauf in Parma. Aber wenn ihn vielleicht die dieſem Geſchäft eignen Verdrießlichkeiten vom Theater entfernt hatten, ſo zog ihn ſeine Liebe dazu doch noch ſtärker zurück, und ſo ging er nach ungefähr zwei Jahren wieder nach Paris, mit allgemeinem Beifall, wie er ihn früher genoſſen, empfangen. Im Jahre 1736 machte er mit ſeiner Familie wieder einen kleinen Ausflug in die Provinz, wir wiſſen nicht, ob um etwa Gaſtrollen zu geben, oder zur Erholung und zum Vergnügen. Im März 1737 kam er wieder nach Paris. Wie lange ſie dort geblieben, iſt nicht ganz auszumitteln. Der Sohn verließ im Jahre 1750 das Theater gänzlich, und lebte 1753 in Italien im Schooße ſeiner Familie. — Erwägt man die gleichzeitigen und ſpätern Strebungen bis auf unſere Zeiten herauf im Verhältniß zu der Theilnahme des Publicums, ſo ſieht man wohl, daß Riccoboni nach manchen Schwankungen, welche aus ſeiner Eigenthümlichkeit im Streit mit der Volksthümlichkeit hervorgingen, durch den Gang der Zeit doch eine Richtung einſchlug, welche wieder durch manches Auf und Ab hindurch die herrſchende geblieben iſt. Freilich aber zeigt der durchgängige Geſchmack an dieſen flachen Sittengemählden, an dem rührenden Drama und dem bürgerlichen Trauerſpiele, daß auch hier

wie vielleicht im übrigen Europa, die eigentliche Poeſie ganz vorüber iſt, und nur in einzelnen Gemüthern nachklingt. Wa.

Richard I., König von England, war ein Sohn Heinrichs II. und Eleonorens von Poitou. Wegen ſeiner Tapferkeit und Kühnheit erhielt Richard den Beinamen Löwenherz. Bald nach ſeiner Thronbeſteigung (1189) vereinigte er ſich mit König Philipp von Frankreich zu einem Kreuzzuge gegen Saladin. Ehe Richard noch das gelobte Land erreichte, führte er noch manche That aus; er befreite ſeine Schweſter Mathilde aus der Gefangenſchaft des Königs Tancred von Sicilien, und eroberte die Inſel Cypern, deren König, Iſaac Comnenus, in ſilberne Feſſeln geſchlagen wurde. Hierauf in Paläſtina angelangt, bewährte er ſeinen Heldenmuth durch die Eroberung von Ptolemais in Syrien, und manche ritterliche That. Da aber bald Uneinigkeit zwiſchen ihm und Philipp ausbrach, und hier wie immer, ſich die Nationaleiferſucht der Engländer und Franzoſen zeigte, ſo begab ſich Richard auf den Heimweg (1192). Durch Sturm an die Küſte von Dalmatien verſchlagen, wurde er hier von ſeinem perſönlichen Feinde, dem Herzog Leopold von Oeſterreich, gefangen genommen, und an Kaiſer Heinrich VI. ausgeliefert, der Richard ſo lange feſt hielt, bis er ſich mit 100,000 Mark Silbers löſte. (Vergl. d. Art. Blondel) Bei ſeiner Zurückkehr nach England fand er ſeinen Bruder Johann auf dem Thron, den er jedoch wieder verdrängte, worauf er ſich gegen Frankreich rüſtete, welches die Normandie angegriffen hatte. In der Schlacht bei Giſors beſiegte er die Franzoſen, wurde aber bald darauf bei der Belagerung von Limoſin durch einen Pfeilſchuß verwundet und ſtarb (1199). Die ritterlichen Thaten und Abenteuer dieſes Königs haben Dichtern und Romanziers reichen Stoff zu vielen Erzählungen und Liedern gegeben. Sein in Deutſchland ihm widerfahrendes Mißgeſchick hatte er ſich durch Stolz und Uebermuth gegen die Deutſchen in Paläſtina und durch die Unterſtützung der Unruhen in Sicilien gegen Heinrich VI. zugezogen. Seiner Verordnung nach wurde ſein Leichnam zu Fontevraut, zu Füßen des Sarges ſeines Vaters, beigeſetzt, um dadurch ſeine Reue über das pflichtwidrige Betragen anzuzeigen, das er ſich bei Lebzeiten gegen ihn erlaubt hatte; jedoch wurden ſeine Eingeweide, gleichfalls auf ſeinen Befehl, zu Charonne, ſein Herz zu Rouen beerdigt, weil, wie er ſagte, die Bewohner des erſten Orts durch ihre Treuloſigkeit nichts beſſers von ihm verdienten, die des letztern aber durch ihre Anhänglichkeit ſein Herz ſich auf immer erworben hatten.

Richard II., König von England, Sohn des ſchwarzen Prinzen und Enkel Eduards III., geboren 1366, beſtieg (1377) in ſeinem 11. Jahre bei dem Tode ſeines Großvaters den Thron zur allgemeinen Zufriedenheit des engliſchen Volks, welches das Andenken des heldenmüthigen Vaters des jungen Königs verehrte, und von ihm ſelbſt ähnliche Tugenden erwartete. Die oberſte Staatsgewalt war damals in den Händen der drei Oheime des jungen Königs, nämlich Johannes von Gaunt, Herzogs von Lancaſter, Edmunds, Grafen von Cambridge, nachmaligen Herzogs von York, und des Thomas von Woodſtock, nachherigen Herzogs von Glouceſter. Die frühern Jahre der Minderjährigkeit Richards II. verfloſſen unter Kriegen mit Frankreich und Schottland, deren Folge ein fürchterlicher innerer Aufruhr war, welcher durch die zum öffentlichen Dienſt erforderlichen Auflagen veranlaßt wurde, wobei der junge, erſt fünfzehnjährige

König eine außerordentliche, und ſeinem Alter nicht zu erwartende Entſchloſſenheit zeigte. Indeſſen wurden, als gewöhnliche Folge von Empörungen, die begangenen Gewaltthaten ein Entſchuldigungsgrund für die Aufhebung gerechter und vernünftiger Bewilligungen, und der Zuſtand des Volks wurde durch die gegen daſſelbe verhängten Strafen noch ſchlimmer als vorher. So ſehr das Verfahren des Königs bei dieſen Ereigniſſen von Klugheit zeugen mochte, ſo wenig entſprach er im reifern Alter den erregten Erwartungen. Eine vernachläſſigte Erziehung und ausſchweifende Geſellſchaften wirkten ſehr nachtheilig auf ihn, zumal da ein ſchwacher Verſtand und ein lenkſames Gemüth ihn den Verführungen ſeiner Lieblinge Preis gaben. In ſeinem ſechzehnten Jahre verheirathete er ſich mit Anna, Tochter Kaiſer Carl IV. Ein Krieg mit Frankreich und Schottland, und die ehrgeizigen Entwürfe des Herzogs von Lancaſter beunruhigten mehrere nachfolgend Jahre von Richards Regierung. Als der Waffenſtillſtand mit den beiden feindlichen Königreichen verfloſſen war, ging Richard mit einer großen Armee nach Schottland, und verwüſtete ohne Widerſtand die Gegenden um Edinburg und Perth. Unterdeſſen machte eine ſchottiſche Armee einen verheerenden Einfall in England, und wechſelſeitig Verwüſtungen waren die einzige Frucht dieſer Feldzüge. In England ſelbſt entſtand ein heftiger Kampf gegen den König und ſeine übermüthigen Günſtlinge. Das Parlament nahm Antheil daran gegen den König, und beraubte dieſen eine Zeit lang ſeines Anſehens und ſeiner Macht. Doch behielt Richard II. zuletzt die Oberhand, vertrieb ſeinen mächtigſten Gegner, den Herzog von Glouceſter, mit deſſen Anhängern, und beſetzte die von ihnen verwalteten Stellen mit andern Perſonen. Zugleich machte er eine allgemeine Amneſtie und die Erlaſſung aller durch das letzte Parlament gemachten Auflagen bekannt. Einige Jahre ſpäter bildete ſich unter dem Herzog von Lancaſter eine der Glouceſterſchen entgegengeſetzte Partei, mit welcher Richard ſehr klüglich auf dem beſten Fuße lebte. Der Krieg mit Frankreich ward nachläſſig und von häufigen Waffenſtillſtänden unterbrochen geführt; dagegen beſuchte der König an der Spitze eines Kriegsheers 1394 Irland, um die Angelegenheiten dieſes Landes auf einen feſten Stand zu ſetzen. Er ließ ſich von den erſten Großen jener Inſel huldigen, und kehrte darauf nach England, wo ſein Onkel, der Herzog von York, die Regentſchaft führte, zurück. Da ſeine Gemahlin geſtorben war, heirathete er die Tochter Carls VI. von Frankreich, Iſabelle, und ſchloß mit dieſem Reiche einen 15 jährigen Waffenſtillſtand. Richard hatte ſich durch ſeinen Privatcharakter und ſeine Lebensart bei dem Volke verächtlich gemacht, denn er war nachläſſig, verbrachte ſeine Zeit bei Gaſtmählern und Vergnügungen, ſchenkte Leuten gemeinen Standes ſeine Vertraulichkeit und vergaß ganz ſeines königlichen Ranges. Seine Lieblinge ſpendeten Aemter und Würden aus, und er war Nichts. Der unruhige Herzog von Glouceſter machte ſich dies zu Nutze, entflammte durch lauten Tadel, beſonders der franzöſiſchen Heirath und des langen Waffenſtillſtandes, die Gemüther des Volks. Die Entwürfe des Herzogs fürchtend, ließ der König auf den Rath ſeiner Günſtlinge den Herzog und zwei von deſſen Vertrauten, die Grafen von Arundel und von Warwick, gefangen nehmen. Der Graf von Arundel wurde des Hochverraths ſchuldig erkannt, und 1397 hingerichtet, der Graf von Warwick und ſein Bruder, der Erzbiſchof von Canterbury, wurden gleichfalls ſchuldig befunden, zu ewiger Verbannung verurtheilt, und der Herzog von Glouceſter ward nach Calais ins Gefängniß ge-

ſchickt, wo er bald nachher eines grauſamen Todes ſtarb. Ein Streit zwiſchen den Herzogen von Hereford und Norfolk wegen verächtlicher Reden, die der letztere von Richard geführt haben ſollte, wurde die Veranlaſſung von Richards gänzlichem Fall. Die beiden Herzoge forderten ſich, mit Bewilligung des Königs, zum Zweikampfe, aber Richard nahm ſeine Erlaubniß zurück, verbannte die beiden Streitenden, und zwar Norfolk auf Lebenszeit, und Hereford auf ſechs Jahre. Johann von Gaunt, Herzog von Lancaſter, deſſen Sohn und Erbe der Herzog von Hereford war, ſtarb 1399. Richards Begierde, die großen Güter deſſelben einzuziehn, veranlaßte den Herzog von Hereford, während der König gerade einen Feldzug in Irland unternommen hatte, von Frankreich aus in Yorkſhire zu landen. Es verbanden ſich mit ihm die Grafen von Northumberland, Weſtmoreland und Andere, und er forderte nun an der Spitze von 60,000 Mann das Herzogthum Lancaſter. Der Regent des Königreichs, der Herzog von York, ſchlug ſich, ſtatt Widerſtand zu leiſten, zu Herefords Partei. Der König, hievon benachrichtigt, landete in England, ſah ſich aber bald faſt von Allen verlaſſen. Zu einer Zuſammenkunft mit Heinrich von Hereford eingeladen, ward er auf dem Wege dahin von bewaffneten Leuten überfallen, und nach Flint Caſtle gebracht. Von dort führte ihn Hereford nach London, wo niemand ſich des unglücklichen Richards annahm. Seine Entthronung war beſchloſſen, und ihr voraus ging die erzwungene Entſagung ſeiner Krone. Fünfunddreißig Anklageartikel waren gegen ihn aufgeſetzt, von denen viele übertrieben, falſch und läppiſch waren, obgleich andre wirkliche Beſchuldigungen von Grauſamkeit und übler Regierung enthielten. Der einzige, der für Richard ſprach, war der Biſchof von Carlisle; doch der edle Mann mußte dafür im Gefängniß büßen, und Richard wurde (30. September 1399) feierlich entſetzt. Heinrich trat ſodann auf, verlangte die Krone, die ihm zugeſtanden ward, und erklärte, das Leben des unglücklichen Fürſten, den er des Thrones beraubt hatte, zu ſchonen. Hierauf ward Richard nach Pamfort in Schottland zu ſicherer Verwahrung geſchickt; allein das gewöhnliche Schickſal der in ältern Zeiten entſetzten Könige erwartete ihn. Man hat keine gewiſſe Kunde von der Art ſeines Todes, aber nach der gemeinen Meinung ward er von ſeinen Wächtern mit Hellebarden erſtochen. Wahrſcheinlicher iſt es jedoch, daß man ihn hatte verhungern laſſen, denn als man ſeine Leiche zur Schau ausſtellte, waren keine Spuren einer Gewaltthat an ihm bemerkbar. Er ſtarb ohne Nachkommen im 34. Jahr ſeines Alters, und im 23. ſeiner Regierung. N. P.

Richard III., König von England, geboren 1450, war der jüngere Sohn Richards, Herzogs von York, der im Streite mit dem Hauſe Lancaſter um die Thronfolge (Streit der rothen und weißen Roſe — ſ. d. Art. Großbritannien) in der Schlacht bei Wackefield blieb. Als Richards älterer Bruder, Eduard IV., den engliſchen Thron beſtieg, (1471) wurde er zum Herzoge von Glouceſter ernannt. Während der Unruhen in der frühern Regierung Eduards hing er feſt an ihm, und diente ihm mit großer Treue und vielem Muth. Er theilte die wilde Gemüthsart ſeines Geſchlechts, und man beſchuldigt ihn, Theil an der Ermordung des entthronten Königs Heinrich VI. und ſeines eignen Bruders, des Herzogs von Clarence, gehabt zu haben. Nach mehreren ruhmvollen Kriegsthaten in Schottland ward Richard bei Eduards IV. Tode 1483 zum Protector von England ernannt. Er ließ ſogleich ſeinen Neffen, den jungen Eduard V., zum Könige erklären,

und ſchwur ihm den Eid der Treue. Die Nation wurde gerade jezt durch zwei groſze Factionen getheilt, von welchen die eine aus den Anhängern der Witwe Eduards IV. unter Leitung ihres Bruders, des Graven Rivers, und ihrer Söhne erſter Ehe, des Marquis von Dorſet und des Lords Richard Grey, beſtand. An der Spitze der andern befanden ſich der Herzog von Buckingham und Lord Haſtings. Beiden ſchmeichelte der Herzog von Glouceſter, ſo lange er die geheimen Plane ſeiner Ehrſucht verfolgte. Sein Vorſatz war, ſich von allen, welche durch Bande des Bluts mit dem jungen Könige verbunden waren, zu befreien, und deshalb ließ er die Anhänger der Königin unvermuthet gefangen nehmen, und ohne Verhör hinrichten. Auch Lord Haſtings wurde bald nachher auf gleiche Art hingerichtet. Nach dieſem kühnen und blutigen Anfange war der Protector dem Ziele ſeiner Wünſche nahe. Der nächſte Schritt hiezu war die Erklärung, daß Eduards IV. Kinder unehlich wären. Da nun hiedurch, wenn es auch bewieſen war, die Kinder von Richards ältern Bruder, dem Herzoge von Clarence, ihrer vorzüglichern Rechte zum Thron nicht beraubt werden konnten, ſo machte er einen Angriff auf die Ehre ſeiner eignen Mutter, gab vor, daß ſie Eduard IV. und den Herzog von Clarence mit Andern gezeugt hätte, und ihrem Gemahl blos bei Richards Erzeugung treu geweſen wäre. Dieſe Beſchuldigungen wurden ſogar auf der Kanzel vorgetragen, und der Herzog von Buckingham hielt nachher eine Rede vor dem Stadtrath und den Bürgern von London, rühmte ihnen die Anſprüche und Tugenden des Protectors, und fragte ſie: ob ſie den Herzog von Glouceſter zum Könige wählen wollten? Niemand antwortete, und Buckingham wiederholte voll Verdruß ſeine Frage nochmals. Da riefen zulezt einige beſtochene Stimmen: Gott ſegne den König Richard. Dies wurde als allgemeine Volksſtimme angenommen. Buckingham und der Lordmayor gingen zum Protector, und boten ihm die Krone an. Erſt ſtellte er ſich erſchrocken und beſorgt, dann ſchüzte er ſeine Anhänglichkeit an ſeinen Neffen und ſeine Abneigung, eine ſolche Laſt auf ſich zu nehmen, vor, ſchloß endlich mit der Annahme des Dargebotenen, und ward den 27. Juni 1483 als Richard III. zum Könige erklärt. Der junge abgeſezte König, Eduard V., und ſein Bruder, der Herzog von York, wurden nachher auf Richards Befehl im Tower umgebracht. Richard fing ſeine Regierung mit Belohnungen derer an, die er zu ſeinen Werkzeugen gebraucht hatte, und mit Bemühungen, ſich die Volksgunſt zu erwerben. Mit einem glänzenden Gefolge beſuchte er mehrere Städte des Reichs, ließ ſich zu York noch einmal krönen, und ernannte hier ſeinen einzigen Sohn zum Prinzen von Wales. Aber die ganze Nation war voll Abſcheu gegen ſeine Tyrannei, und bald wurden Entwürfe gemacht, ihn wieder von dem Throne, deſſen er ſich angemaßt hatte, zu ſtürzen. Sein vorzüglichſter Gegner war Heinrich, Graf von Richmond, nachmals König Heinrich VII.) aus dem Hauſe Lancaſter; er wurde jedoch genöthiget, aus England zu entfliehen. Eine Verſchwörung, welche der Herzog von Buckingham, durch deſſen Hülfe Richard die Krone erlangt hatte, gegen dieſen unternahm, endigte bald durch Buckinghams Gefangennehmung und Hinrichtung. Eine gleichzeitige Landung des Grafen Richmond an der engliſchen Küſte mißlang ebenfalls. Hiedurch ſchien nun Richard mehr auf dem Throne befeſtigt, und er benuzte ſeinen Vortheil, indem er ein Parlament zuſammenrief, in welchem mehrere heilſame Geſetze gegeben, die Nachkommenſchaft Eduards IV. für unehlich erklärt, und Richarden nebſt ſeinen Nachkommen die Krone be-

ſtätigt ward. Zugleich unterhandelte er mit dem Hofe von Bretagne wegen Auslieferung des Grafen von Richmond; aber dieſer entging der Gefahr durch die Flucht in das Gebiet des franzöſiſchen Königs. Der Tod ſeines Sohnes, des Prinzen von Wales, war mitten in ſeinem Glück ein harter Schlag für ihn. Seine Gemahlin folgte ihrem Sohne bald, und der allgemeine Unwille gegen Richard ſchrieb dieſen Todesfall einer Vergiftung zu. Um die Heirath zwiſchen Eliſabeth, der älteſten Tochter ſeines Bruders Eduard, und dem Grafen von Richmond zu verhindern, entſchloß er ſich, ſelbſt dieſe Prinzeſſin zu heirathen. Ihn an dieſer Verbindung zu hindern, eilte der Graf Richmond aus Frankreich mit einem kleinen Heere nach England, fand hier mächtigen Beiſtand, und erhielt bei Bosworth (d. 23. Auguſt 1485) einen vollſtändigen Sieg über den König. Richard ſtürzte im Gefechte voll Verzweiflung ſich gegen ſeinen Mitbewerber, erſchlug den Fähndrich deſſelben, und wollte Richmond ſelbſt anfallen, als er der Menge der Angreifenden unterlag. Mit dem Tode ihres Heerführers waren ſeine Truppen gänzlich geſchlagen. Sein Leichnam wurde entkleidet auf dem Felde gefunden, und nach Leiceſter gebracht, wo er begraben wurde. So fiel dieſer gehaßte Fürſt im 35. Lebensjahre, nachdem er zwei Jahre und zwei Monate den Thron, den er durch eine Menge Verbrechen erworben, nur mit vieler Mühe und Sorgen behauptet hatte. Er beſaß Muth, Beredſamkeit und Talente, welche einen rechtmäßigen König geziert hätten; aber dieſe Eigenſchaften wurden durch Grauſamkeit, Verſtellung, Treuloſigkeit, und durch eine verderbliche, unbegrenzte Ehrſucht befleckt. Sein Körper war klein, mißgeſtaltet, von abſchreckendem Äußern; aber vielleicht hat auch der Unwille gegen ſeine Gemüthsart ſeine körperlichen Fehler vergrößert. Sein Andenken lebt in den Sagen des Volks als dasjenige des abſcheulichſten Tyrannen, der je auf dem engliſchen Throne ſaß.

Richardſon (Samuel) war der Sohn eines Pächters in der Grafſchaft Derby, und wurde 1689 geboren. Da ſeine beſchränkten Vermögensumſtände ihm nicht erlaubten zu ſtudiren, ſo widmete er ſich der Buchdruckerkunſt, um dadurch ſeinen Hang zur Lectüre zu befriedigen. Er iſt der Schöpfer einer Art *moraliſcher Romane*, die in ſeinem Vaterlande ſowohl, als im Auslande bald großes Aufſehen erregten, und ihrem Verfaſſer ein bedeutendes Einkommen verſchafften. Durch letzteres ſah ſich Richardſon in Stand geſetzt, ſelbſt eine anſehnliche Druckerei zu errichten, und durch die Herausgabe und den Druck mehrerer periodiſchen Schriften ſich nach und nach ein anſehnliches Vermögen zu erwerben. Die vorzüglichſten ſeiner Werke: *Pamela*, *Clariſſa* und *Grandiſon*, ſind mehrfach ins Deutſche und Franzöſiſche überſetzt worden, und wenn die Kritik an dieſen Romanen mit Recht eine zu große Breite tadelt, ſo darf ſie doch auch nicht unterlaſſen, mit wohlverdientem und rühmlichem Lobe der darin enthaltenen Menſchenkenntniß, und höchſt richtigen Charakter- und Situationszeichnung zu gedenken. Unter den mehrern deutſchen Überſetzungen, die Richardſons Werke erlebt haben, gehört die der vollendetſten, der *Clariſſa* von *Koſegarten* in acht Bänden, zu den beſten; unter dem Heer von Nachahmungen, die gewöhnlich nach dem Erſcheinen irgend eines bedeutenden Werks in der ſchönen Literatur ans Licht zu treten pflegen, verdient die von Muſäus unter dem Titel: *Grandiſon der Zweite*, am meiſten Erwähnung. Richardſon ſtarb 1761 am Schlage, und hinterließ

den Ruf eines rechtſchaffenen, wohlthätigen und arbeitſamen Mannes.

Richelieu (Armand du Pleſſis, Cardinal, Herzog von), einer der größten Staatsmänner Frankreichs, wurde 1584 zu Paris geboren, und erhielt im 22. Jahre das Bisthum Luçon. Sein Vaterland war durch Heinrich IV. und deſſen Miniſter Sully aus langer Verwirrung endlich wieder zu Ruhe, Wohlſtand und Ordnung gekommen. Nach Heinrichs Ermordung 1610 ward ſein noch unmündiger Sohn, Ludwig XIII., König, und deſſen Mutter, Maria von Medicis, Vormünderin. Bei dieſer wußte Richelieu ſich bald ſo in Gunſt zu ſetzen, daß ſie ihn 1616 zum Großalmoſenier und Staatsſecretär erhob. Allein die Verwirrungen, die ſich Maria zu Schulden kommen ließ, ihr Anneigen an das öſterreichiſche Haus, und der Einfluß Concinis (Marſchall d'Ancre) erbitterten die Großen und das Volk ſo, daß der König die Fremden dem öffentlichen Haſſe Preis gab. Der Marſchall d'Ancre wurde ermordet, ſeine Frau, Galigai, enthauptet, und die Königin nach Blois verwieſen (1617). Auch die von Richelieu 1619 geſtiftete Verſöhnung zwiſchen Maria Medicis und ihrem Sohne Ludwig XIII. dauerte nicht lange, da ſich Maria in Verbindungen gegen den Günſtling des Königs, den Connetable Luines und einige Große (1620) einließ. Richelieu, der zwiſchen die ſtreitenden Parteien hingeſtellt, von keiner eigentlich geliebt, von beiden aber als höchſt brauchbar betrachtet wurde, hatte einen ſchweren Stand, und es war die ganze Klugheit eines Kopfes, wie des ſeinigen, erforderlich, um in ſo mißlicher Lage nicht allein ſich halten, ſondern auch ſteigen zu können. Als durch ſeine Vermittelung die Verſöhnung zwiſchen Mutter und Sohn erfolgt war, führte Maria Richelieu, der durch ihre Verwendung 1623 Cardinal geworden war, nachdem der Connetable Luines ſchon 1621 geſtorben, und der bisherige Miniſter Marquis von Vieuville geſtürzt war, 1624 in den Staatsrath ein, und bald ſtand Richelieu an der Spitze der Verwaltung. Jetzt glaubte der Premierminiſter, die bisher getragene Maske gegen die Königin, die er gleichſam nur als das Mittel zu ſeiner Erhaltung betrachtete, abnehmen zu können, und zu ſpät bereute Maria von Medicis den Schutz, den ſie ihm hatte angedeihen laſſen. Das Anſchließen dieſer Fürſtin an das Syſtem der Häuſer Habsburg war dem Intereſſe Frankreichs ganz entgegen. Faſt alle Könige von Frankreich, auch Heinrich IV., hatten den Grundſatz eines ſteten Entgegenſtrebens wider jenen mächtigen Herrſcherſtamm befolgt. Richelieu war daher kaum zu ſeinem hohen Poſten gelangt, als er in der innern und äußern Verwaltung des Reichs unerſchütterlich folgerecht den Plan zu befolgen anfing, die Macht der franzöſiſchen Könige durch völlige Unterdrückung der Vorrechte der Vaſallen im Innern und durch Untergrabung der Macht des Hauſes Habsburg, jenſeit der Pyrenäen ſowohl als in Deutſchland, zu unumſchränkter Höhe zu erheben. Ludwig XIII. erkannte die Kraft ſeines Miniſters, und begünſtigte dieſen Plan, während er ſelbſt mit ſtetem Widerwillen den Mann betrachtete, den er gern vernichtet hätte, wenn er ohne ihn hätte regieren können. Der erſte Schritt, den Richelieu that, war, die Königin vom Hofe zu entfernen. Er brachte mit Hülfe ſeines Rathgebers, des Capuziners Joſeph, den König dahin, daß die Königin Mutter 1631 nach Compiegne verwieſen, ihre Anhänger aber theils ihrer Stellen beraubt, theils in die Baſtille geſetzt wurden. Dieſe und die faſt gänzliche Vernichtung der Vorrechte des Parla-

ments und der Geiſtlichkeit erbitterten nicht minder Hohe als Niedre gegen die deſpotiſche Verwaltung des Cardinals, und der Unwille brach in mannichfache Empörungen und Verſchwörungen aus, die aber, durch die energiſchen und klugberechneten Maßregeln des Cardinals nicht nur immer wieder gedämpft wurden, ſondern ſelbſt zur Beförderung ſeines Plans mit halfen, und nach und nach die Macht des Königs zu einer völlig uneingeſchränkten machten. Insbeſondre war die Partei der Reformirten (Hugenotten) in Frankreich ſeit lange ein der königlichen Gewalt mächtig widerſtrebender Körper geweſen, und die blutigen Auftritte unter mehreren vorübergehenden Regierungen waren ſämmtlich aus dem Kampfe dieſer für bürgerliche und Gewiſſensfreiheit ſtreitenden Menge gegen die herrſchende weltliche und kirchliche Macht entſtanden. Zwar hatte Heinrichs IV. Weisheit und Milde die erbitterten Gemüther vereint, aber zu kurz war des guten Königs Regierung, um den unter der Aſche fortglimmenden Funken ganz zu erſticken. Nur zu oft war der Kampf um Religionsfreiheit für die Großen, und ſelbſt für die Prinzen des königlichen Hauſes das Schiboleth ehrgeiziger oder anderer politiſcher Abſichten geweſen, und die eine oder andre Partei des Reichs, Katholiken ſowohl als Reformirte, waren immer, je nachdem ſie ergriffen wurden, eine mächtige Gegenſtrebe gegen den Despotismus der Herrſcher. Richelieu ſuchte daher die minder mächtige, nur geduldete, durch die größere Partei völlig zu unterdrücken, und dadurch denen, die ſeinen Abſichten ſich widerſetzen konnten, die Hauptſtütze zu rauben. Durch das Edict von Nantes war den Hugonotten eine faſt gleiche Freiheit mit den andern Unterthanen des Königreichs geſichert worden; es gab ganze Diſtricte, in denen ſie faſt ausſchließend herrſchten, und die Waffenmacht, die ſie beſaßen, war hinreichend, den Thron zu erſchüttern, wenn ſie gegen ihn erhoben wurde. Sie hatte ihren Mittelpunct in Rochelle; Richelieu ſäumte daher nicht, jedes Mittel anzuwenden, dieſe Stadt ihnen zu entreißen. In der ſo berühmten Belagerung von Rochelle commandirte Richelieu ſelbſt die Armee. Angriff ſowohl als Vertheidigung dieſes Platzes werden als ein Muſter von Kriegskunſt, Tapferkeit und Beharrlichkeit in der Geſchichte betrachtet. Von England unterſtützt, das der belagerten Seeſtadt immer neue Hülfsquellen eröffnete, widerſtand Rochelle lange Zeit den Bemühungen des Cardinals, und ſchon verſchwand die Hoffnung, es zu erobern, als Richelieu durch einen ins Meer hinausgebauten Damm den Bewohnern der Stadt die Hülfe von der Seeſeite abſchnitt, und endlich durch Hunger ſie zwang, ſich zu ergeben (1629). Bald nach dem Fall von Rochelle unterdrückten die Waffen der königlichen Partei, geleitet durch Richelieu, den Aufſtand, den die Herzoge von Orleans und Montmorency, als Anhänger der verbannten Königin, erregten; Montmorency endete auf dem Schaffot, obgleich alle Großen des Reichs, und ſelbſt die königliche Familie ſich für ihn verwendeten. Nicht minder glücklich unterdrückte Richelieu die Unternehmungen der Herzoge von Lothringen, Guiſe, Bouillon und mehrerer anderen, und ſelbſt die, denen der König im Geheim wohlwollte, und die er ſogar unterſtützte, mußten vor der Macht des allgewaltigen Miniſters ſich beugen, und mitunter mit dem Leben das Unterfangen büßen, ſich ihm widerſetzt zu haben, wie das Beiſpiel von Cinqmars zeigt, der kurz vor Richelieu's Tode (1642) eine Verſchwörung anzettelte, von der man nicht ohne Grund glaubt, daß Ludwig XIII. ſie begünſtigt habe. Indem der Miniſter auf ſolche

Art die Macht ſeines Königs — der, ſonderbar genug, ihn inniglich haßte, und doch nicht entbehren konnte, ja gleichſam vor ſeinem Diener in ſteter Furcht lebte — im Innern des Reichs aufs Höchſte hob, war er auch bemüht, ſie außerhalb auszubreiten. Dazu gab ihm der dreißigjährige Krieg Gelegenheit. Der Mann, der in Frankreich die Proteſtanten aufs bitterſte verfolgte, gebrauchte alle Künſte der Politik und ſelbſt die Macht der Waffen zu ihrem Schutz in Deutſchland, blos um das ſo gefürchtete Haus Öſterreich zu demüthigen. Von ihm empfing der ſchwediſche König, der Vertheidiger der bedrohten Gewiſſensfreiheit in Deutſchland, jene Art von Unterſtützung ſo lange, als er ſelbſt nicht gefährlich für Frankreich daſtand: als aber die glänzenden Siege Guſtav Adolphs den Cardinal in ihm eine noch gefährlichere Macht als die des Hauſes Habsburg fürchten ließen, da entzog er dem nordiſchen König mitten im Laufe ſeiner Siege die Unterſtützung. Der von ihm unternommene Krieg gegen Spanien, der bis 1659 fortdauerte, ſetzte Frankreich in den Beſitz von Catalonien und Rouſſillon, und die Losreißung Portugals von Spanien war mit ſein Werk. Aber nicht allein in Deutſchland und der pyrenäiſchen Halbinſel, auch in Italien ſuchte Richelieu die Macht des Hauſes Öſterreich zu ſchwächen, und das Herzogthum Mantua kam durch ihn an den Herzog von Nevers. Faſſen wir den Charakter Richelieu's ins Auge, ſo wird daraus hervorgehen, daß er eben ſo verwerflich als Menſch war, wie er als Staatsmann für ſein Land groß da ſteht, und, während man ihm den Ruhm nicht verſagen kann, die monarchiſche Macht Frankreichs auf den höchſten Gipfel gebracht zu haben, ſieht man ſich genöthigt, den eiteln, ſtolzen, unverſöhnlich rachſüchtigen, und ſehr oft ohne alles moraliſche Gefühl handelnden Mann zu verabſcheuen, und nicht vermag der Schutz und die Aufmunterung, die er den Künſten und Wiſſenſchaften mitunter angedeihen ließ, z. B. die Stiftung der Académie Française 1635 und die Anlegung des Jardin des plantes, ſo wie die Machtvergrößerung ſeines Landes und Königs, das aufzuwiegen, was als Menſch er verſchuldete. Richelieu ſtarb am 4. Dec. 1642. Seine größte Feindin, die Königin Maria, war wenige Monate vor ihm zu Cöln in unwürdiger Dürftigkeit geſtorben. Er hatte zu ſeinem Nachfolger im Miniſterium Mazarin vorgeſchlagen. Kaum ein halbes Jahr nach Richelieu's Tode trat auch Ludwig XIII. von der Bühne, und unter ſeines Nachfolgers langer Regierung entwickelten ſich erſt alle Keime, die Richelieu geſät hatte.

Richelieu (Louis François Armand du Pleſſis, Herzog von), Marſchall von Frankreich, Mitglied der franz. Akademie und der Akademie der Wiſſenſchaften, wurde zu Paris den 13. März 1696 (zu früh, im 7. Monate der Schwangerſchaft) geboren. Durch ſeine ſchöne Geſtalt, durch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, und durch ſeine witzigen Einfälle wußte er ſich bei Hofe, beſonders bei der Herzogin von Bourgogne (ſeit 1711, ſehr einzuſchmeicheln. Indeſſen wurden doch ſeine Kindereien, wie man ſeine Thorheiten und vielleicht auch die der Herzogin nannte, von boshaften Leuten übel gedeutet, und das liebenswürdige Kind, ſo hieß der Herzog von Richelieu bei ſeinem Hofnamen, ward in die Baſtille geſetzt. Nach ſeiner Befreiung wurde er Adjutant des Marſchalls von Villars. Dieſem gefielen Richelieu's einnehmende Lebhaftigkeit, ſeine freien kecken Manieren, und eine gewiſſe großſprecheriſche Kühnheit, Eigenſchaften, welche Villars ſelbſt beſaß. Nach dem Tode Ludwigs XIV. kam Richelieu an den Hof des Herzog

Regenten, wo er an den Vergnügungen deſſelben Theil nahm. Wegen eines Duells mit einem Grafen von Gacé, worin er noch dazu verwundet ward, wurde er nach der Baſtille gebracht Kaum war er wieder frei, ſo mußte er abermals dahin zurück, weil er beſchuldigt ward, an den Planen des ſpaniſchen Geſandten Dellamare gegen den Regenten Theil genommen zu haben. Um ihn aus dieſer dritten Gefangenſchaft zu befreien, vereinigten ſich zwei Prinzeſſinnen, die ſonſt Nebenbuhlerinnen waren, nämlich Mademoiſelle de Charolois und Mademoiſelle de Valois, die Tochter des Herzogs von Orleans. Indeſſen hinterließ dieſe letzte Gefangenſchaft einen tiefen Eindruck auf Richelieu's Gemüth; er gab ſeine Vergnügungen und kleinen Intriguen zwar nicht auf, aber er bemühte ſich doch von jetzt an, auch in größern Verhältniſſen ſich zu zeigen. In ſeinem 24. Jahre ernannte ihn die franzöſiſche Akademie zu ihrem Mitgliede. Er hatte damals noch nichts weiter als Liebesbriefchen geſchrieben, und verſtand keine Sylbe von Orthographie. Fontenelle, Campiſtron und Destouches machten ihm jeder eine Antrittsrede, woraus er ſich das Beſte ausſuchte, und ſich damit hören ließ Dagegen zeichnete er ſich bei der Belagerung von Philippsburg (1734) und in der Schlacht von Fontenoy (1745) durch Muth und Geiſtesgegenwart deſto mehr aus. Wegen der Vermählung des Dauphins mit der Prinzeſſin von Sachſen wurde er 1746 zum Ambaſſadeur an dem dresdener Hofe ernannt, wo er einen außerordentlichen Aufwand machte. Nichts glich aber wohl der verſchwenderiſchen Pracht ſeines Einzugs als Geſandter in Wien, wo er nicht blos ſeine, ſondern auch die Pferde ſeines Gefolges mit Silber ſo beſchlagen ließ, daß dieſe Hufeiſen während des Zuges in der Kaiſerſtadt abfallen mußten, um dem Volke zu Theil zu werden. Eben ſo prachtliebend und verſchwenderiſch betrug er ſich nachmals als Gouverneur zu Bordeaux. Als Bevollmächtigter und General zu Genua erwarb er ſich bei der Regierung dieſes Staats eine ſo hohe Achtung, daß ihm ſogar eine Bildſäule in dem Saal des Senats errichtet wurde. — Im J. 1756 ward er zum Marſchall erhoben und befehligte die Belagerung von Mahon, welches von den Engländern beſetzt war. Er zeigte hier viel Muth, kriegeriſche Einſicht, ein feines abgeſchliffenes Betragen gegen die feindlichen Befehlshaber, und große Sorgfalt für das Wohl ſeiner Gefangenen. Nach der Eroberung von Mahon, den 28. Juni 1756, erhielt Richelieu den Oberbefehl über die Franzoſen in Deutſchland. Er hatte ſich aber den Unwillen der Marquiſe von Pompadour zugezogen; denn als dieſe ihm ihre Tochter zur Gemahlin für ſeinen Sohn vorſchlug, antwortete ihr der Herzog, dieſe Verbindung würde ihm überaus viel Ehre machen, weil aber ſein Sohn mit dem kaiſerlichen Hofe verwandt wäre, ſo glaubte er, nicht darein willigen zu dürfen. Der Abſchluß einer anſcheinend vortheilhaften, aber im Grunde nachtheiligen Convention für Frankreich mit den combinirten Hülfstruppen des Königs von Preußen, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Cumberland (Kloſter Seven d. 8. Sept. 1757), gab den Hauptvorwand zu ſeiner Zurückberufung. Der nachmals von ihm erbaute Pavillon von Hannover war ein Denkmahl der Bedrückungen und Gelderpreſſungen, die er ſich in jenem Lande erlaubt hatte. Auch ſeinen Soldaten erlaubte er nach franzöſiſcher Sitte, in Deutſchland Plünderungen und Untugenden aller Art. Eines der größten Verdienſte Richelieu's mag es immer ſein, daß er Ludwig XV. eine Verfolgung der Proteſtanten, die der Miniſter Saint Florentin angerathen hatte, widerrieth. Übrigens war das ganze Leben dieſes Höflings wie der Anfang deſſelben, eine

Kinderei, ohne ein feſtes Streben nach einem andern Ziel, als zu gefallen und zu genießen. Durch ſein Beiſpiel wurde die Sittenloſigkeit in Paris und ganz Frankreich befördert, da er zu ſeiner Zeit der Tonangeber war. Bis in ſein höchſtes Alter verſtand und übte er die Kunſt, Weiber zu verführen, und ſie liebten ihn dennoch, wenn ſie ſich auch von ihm betrogen ſahen. Unter der Regierung Ludwigs XVI. ſtand er freilich in keinem bedeutenden Anſehen, aber ſein hohes Alter und ſein Witz ſchützten ihn doch immer vor der Verachtung. Er verheirathete ſich dreimal, zuerſt 1713 mit einer Herzogin Noailles, das zweitemal (1734) mit einer Prinzeſſin von Lothringen-Guiſe, und zuletzt in ſeinem 84. Jahre mit einer Frau von Roth. Die Mémoires du Maréchal de Richelieu ſind unter ſeiner Aufſicht von Soulavie zuſammengetragen. Mit Voltaire ſtand er in einem vertrauten Briefwechſel. Er beſaß die Tapferkeit, das Glück und die Talente eines großen Generals, den Geiſt, die Gewandtheit und Menſchenkenntniß eines großen Staatsmannes, aber mit allen dieſen und manchen andern liebenswürdigen Eigenſchaften konnte und wollte Richelieu nichts weiter als ein gewöhnlicher Höfling ſein. Bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens beſtrebte er ſich dem ſchönen Geſchlechte zu gefallen. Als eine Dame zwei Tage vor ſeinem Tode ihm ſagte: ſein Geſicht wäre noch recht hübſch, antwortete er ihr: daß ſie ſein Geſicht für ihren Spiegel hielte. Er ſtarb den 8. Auguſt 1788, im 93. Jahre ſeines Alters. N. P.

Richelieu (Armand Dupleſſis, Herzog von), Enkel des Marſchalls dieſes Namens und Sohn des Herzogs von Fronſac, emigrirte zu Anfang der Revolution ſehr jung aus Frankreich. Er hieß damals Herzog von Chinon, ging nach Rußland und wurde von Catharina wohl aufgenommen. In ruſſiſche Kriegsdienſte getreten machte er unter Suwarow ſeinen erſten Feldzug, zeichnete ſich 1790 bei der Belagerung und dem Sturm von Ismail aus und wurde ſchnell zu dem Range eines General-Lieutenants erhoben. 1792 ging er als Abgeordneter der ausgewanderten franzöſiſchen Prinzen nach Berlin und Wien, dann machte er mehrere Feldzüge gegen ſein Vaterland unter dem Emigranten-Corps mit, das gegen die Republikaner focht, kehrte aber am Ende nach Rußland zurück, wo er von Paul manches zu leiden hatte, aber nachher von Alexander ſehr ausgezeichnet wurde. 1801 kam er nach Paris, um zu bewirken, daß er von der Emigrantenliſte geſtrichen würde. Buonaparte wollte ſein Geſuch unter der Bedingung zugeſtehen, daß er die ruſſiſchen Dienſte verließe. Richelieu verweigerte dies und reiſ'te nach Rußland zurück, wo er 1803 zum General-Gouverneur des Gouvernements von Odeſſa, welchen Poſten unter Catharina Potemkin bekleidet hatte, ernannt wurde. Er hat ſich auf dieſem Poſten, den er bis 1814 bekleidete, die größten Verdienſte erworben, und unter ſeiner Leitung iſt Odeſſa, das 1805 kaum 4000 Seelen zählte, zu einer der wichtigſten Handelsſtädte des ruſſiſchen Reichs emporgeſtiegen. Richelieu trennte ſich 1814 nach der erſten Reſtauration ungern von einer Stadt und Gegend, die er mit Recht als ſeine Schöpfung betrachten konnte. Er kam im Oct. 1814 nach Paris zurück, und wurde zum Pair von Frankreich und zum premier Gentilhomme de la chambre du Roi ernannt. Während der hundert Tage folgte er dem König nach Gent. Nach der zweiten Reſtauration und der Entfernung Talleyrands wurde Richelieu erſter Miniſter und erhielt zugleich die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Ihm wurde die ſchwierige Aufgabe, den Tractat vom 20. Nov. 1815 mit den auswärtigen Mächten abzu-

ſchließen; indeſſen entledigte er ſich dieſes Auftrags auf eine ſeines Charakters und ſeines Talents gleich würdige Weiſe. — Im Innern benahm er ſich mit Mäßigung und mit Anhänglichkeit an die Charte, ob er gleich den royaliſtiſchen Anſichten derſelben geneigter ſein mußte, als denen der Liberalen. Er war der königlichen Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 (wodurch die Ultra-Royaliſten-Kammer von 1815 aufgelöſ't wurde) und dem Wahlgeſetze, das den Triumph der Liberalen begründet hat, wenigſtens nicht entgegen. Um den Rückzug der verbündeten Armeen aus Frankreich zu bewirken, oder vielmehr, da dieſer von den fremden Mächten unſtreitig ſchon beſchloſſen war, die näheren Beſtimmungen deßhalb, ſo wie die rückſtändigen Zahlungen Frankreichs, gehörig zu reguliren, begab er ſich auf den Congreß zu Aachen (1818), erlangte Nachlaß und Geſtundung in Anſehung der letztern, und unterzeichnete daſelbſt den Zutritt Frankreichs zu dem großen Bunde der europäiſchen Hauptmächte, ſo wie die feierliche Erklärung dieſer aachner Quintuple-Allianz vom 15. Nov. 1818, daß forthin nur das Völkerrecht der leitende Grundſatz der Staatskunſt in der Erfüllung der Pflichten der Regenten gegen ihre Völker ſein ſolle. Deſſen ungeachtet gewann er daſelbſt andre Anſichten von der innern Verwaltung Frankreichs, und trat nach ſeiner Rückkehr ganz entſchieden auf die Seite der Ultras, für welche ſich auch der Miniſter des Innern Lainé und der Miniſter Molé erklärten. Sie beabſichtigten eine Abänderung des Wahlgeſetzes durch zwei Wahlgrade, ſo wie in der Zahl und dem Alter der Deputirten; mit einem Worte: ein die Ariſtokratie begünſtigendes Wahlgeſetz, im Geiſte der Ordonnanz vom 13. Juli 1815. Allein Decazes und Gouvion St. Cyr widerſetzten ſich im Miniſter-Conſeil jenen Vorſchlägen, und der erſtere erklärte, daß er nicht für die öffentliche Ruhe ſtehen könne, wenn man ſich im Geringſten von der Charte entferne. In Folge des darüber entſtandenen Streites verließen beide nebſt Pasquier das Conſeil. Die Ultras ſchienen geſiegt zu haben, und Richelieu dachte an die Bildung eines neuen ganz ultraroyaliſtiſchen Miniſteriums. Darüber entſtand eine allgemeine Beſtürzung. Die meiſten Staatsräthe und Directoren der einzelnen Verwaltungszweige gaben ihre Entlaſſung. Die Mehrzahl der Deputirten mißbilligten Richelieu's Plane. Das Zutrauen verſchwand und die Renten fielen ſehr bedeutend. Dies öffnete dem Könige die Augen. Decazes wurde eingeladen, das Portefeuille wieder zu übernehmen. Er that dies, und ſogleich ſtiegen die Renten. Als hierauf Decazes und Richelieu ſich über die Bildung eines neuen Miniſteriums nicht vereinigen konnten, ſo gab Richelieu ſeine Entlaſſung, und nach langem Schwanken entſchied ſich der König den 29. Dec. 1818 für die von Decazes vorgeſchlagene Bildung eines neuen Miniſteriums, das ganz im Geiſte der Conſtitutionellen zuſammengeſetzt war, und wodurch der Sieg der Liberalen über die Ultras entſchieden ſchien. An Richelieu's Stelle trat der Marquis Deſſolle, General, ehemals Chef von Moreau's Generalſtab, und Pair von Frankreich, an Lainé's Stelle kam Decazes für das Departement des Innern, mit welchem das aufgehobene Polizei-Miniſterium vereinigt wurde; de Serre (welchem die Ultras die Ernennung zum Präſidenten der Kammer der Deputirten zu entreißen gewußt hatten) trat als Siegelbewahrer und Juſtizminiſter an Pasquiers Stelle: Gouvion St. Cyr blieb Kriegsminiſter; Baron Louis wurde Finanz- und Baron Portal (ein Proteſtant) Seeminiſter. Der König entließ den Herzog von Richelieu mit den Zeichen der höchſten Achtung, und in der Pairskammer machte der

Graf de Lally-Tolendal den Vorſchlag, dem Herzoge als eine Nationalbelohnung ein Majorat von 50,000 Fr. jährl. Einkünfte aus den Domänen der Krone zu bewilligen. Daſſelbe geſchah auch in der Kammer der Deputirten, und es iſt dieſer Vorſchlag mit einigen ermäßigenden Zuſätzen durchgegangen. Richelieu, der anfangs nicht wünſchte, daß ſeinetwegen etwas zu den Laſten der Nation hinzugefügt würde, war zwar genöthigt, das Geſchenk anzunehmen, beſtimmte aber den ganzen Betrag milden Stiftungen zu Bordeaux; eine Handlung der Uneigennützigkeit, welche die rühmlichſte Auszeichnung verdient. Er machte hierauf eine Reiſe, und erhielt vom König das Oberhofamt eines Grand Veneur de France mit einer Dotation von 20,000 Fr. jährl. Doch ſchon d. 20 Febr. 1820 trat er wieder an die Spitze des Miniſteriums an Decazes Stelle, übernahm aber kein beſondres Departement. Als ſolcher hat er die bekannten Ausnahmegeſetze und das neue Wahlgeſetz unterſtützt. S. Zeitgenoſſ. H. XIX. — Richelieu iſt auch Mitglied der franzöſiſchen Akademie und ſeit dem 23. Sept. 1818 deren Präſident.

Richter (Jean Paul Friedrich), dieſer berühmte deutſche Schriftſteller iſt den 21. März 1763 zu Wunſiedel im Baireuth'ſchen geboren, ſtudirte Theologie und und lebt ſeit einer Reihe von Jahren zu Baireuth. Er iſt mit Caroline Mayer aus Berlin verheirathet und hat aus dieſer Ehe 2 Kinder. Wir wünſchten uns einen Theil des herrlichen Humors, der über dieſem wahrhaft genialen Dichter von dem erſten Blitz ſeiner geiſtigen Fulgurationen an geſchwebt hat, indem wir von ihm zu ſprechen gedenken. Denn das Gleiche wird überall am beſten vom Gleichen erkannt. Aber da uns dieſe Gabe, die man (im Vorbeigehen geſagt) ſo wenig kennt, daß man ſie an unſerm Dichter ſelbſt hin und wieder geläugnet hat, ganz abgeht, ſo glauben wir, den beſten Ausweg gefunden zu haben, wenn wir den genialen Humoriſten nöthigen, in einem freilich gar nicht in dieſer Abſicht ausgeſprochenen Worte ſelbſt den Standpunct zu beſtimmen, von welchem wir ſein Bild in dem richtigſten Lichte erblicken. Zuerſt geben wir von dem Unſrigen mit kurzen, dürren Worten ſeine äußere Lebensgeſchichte. — Wir ſind in Verlegenheit, die richtige Chronologie für ſeine Namen zu finden, aber ſehr ungeſucht können wir füglich in dieſer Hinſicht die beiden Stände, den der Erniedrigung und Erhöhung, unterſcheiden. Denn nachdem er zuerſt zu der Abbreviatur des Jean Paul, die nur einmal hinter der Vorrede zu den Teufelspapieren in J. P. F. Haſus verlängert worden war, ſich erniedrigt hatte, iſt er zuerſt im Quintus Fixlein zum völligen Gebrauch ſeines Tauf- und Familiennamens wieder erhöht worden. Mit dieſem vollſtändigen Namen war er unſtreitig bald nach dem 21. März, ſeinem Geburtstag, im J. 1763 in dem freundlichen Wunſiedel, am Fuß der herrlichen Luxburg, der Krone des Fichtelgebirges, getauft worden, der Sohn des damaligen Rectors daſelbſt, und nachmaligen Pfarrers zu Schwarzebach an der Saale. Das Gymnaſium zu Hof gab ihm 1779 eine Stelle in ſeiner oberſten Claſſe, und 1780 zog er ſchon, unter der Flagge der beſten Zeugniſſe nach Leipzig, um Theologie zu ſtudiren. Sein Sinn für die glückſeligen Inſeln der Poeſie wurde indeß ſehr bald reif; er entſagte der ernſten Theologie, und lebte eine Zeit lang, ſeinem ſüßen Hange folgend, in Schwarzebach, gleichſam brütend über den ſchönen Früchten ſeiner Zukunft. Von da wandte er ſich bald genug nach Hof, und ſandte hier ſeine zündenden Blitze in ganz Deutſch-

land aus, ſo daß er ſchon von Oſtern 1798 an als ein ſehr gefeierter Name unter den privatiſirenden Gelehrten Leipzigs glänzen, und wohl alle überglänzen konnte. Er ging von da nach Weimar, Berlin, Meinungen, Coburg u. ſ. w., wie die Paradiesvögel im Fliegen, ſo auf den Fittichen ſeiner pittoresken Wanderungen ſeine Jungen ziehend — und fixirte ſich endlich in Baireuth, vom Herzog von Sachſen - Hildburghauſen aus eigner Bewegung mit dem Titel eines Legationsraths, und vom damaligen Fürſten Primas mit einer anſehnlichen Beſoldung ausgeſtattet, welche leztere ihm nach den öffentlichen Blättern der edelmüthige König von Baiern zu gewähren ſich anheiſchig gemacht hat Hier in Baireuth, der von ihm in ſeinen Schriften nicht ſelten verherrlichten Hauptſtadt ſeines Geburtslandes, mag er in einem von dem Zauber der Liebe mit lauter Roſenketten umſponnenen Eheſtande mit einer Gattin, die mehr iſt als alle Lianen und Thienetten, die beſte Gelegenheit finden, die Probe zu machen, ob das Exempel, das er in ſeiner Levana berechnete, ein richtiges Facit giebt oder nicht. Mehr wiſſen wir nicht über ſein äußeres Leben zu ſagen, und da wir nirgends angemerkt finden, ob und welche akademiſche Lehrer unſer Autor in Leipzig gehört habe, ſo müſſen wir auch dieſe intereſſante Notiz vorenthalten, und können nicht beſtimmen, welchen hymettiſchen Honig die Biene des herrlichen Fichtelgebirges von der Heide der leipziger Ebene eingeſammelt habe. Hier iſt wenigſtens ein paſſendes Plätzchen, um die wichtigſten ſeiner Schriften zu nennen, wobei wir ſeiner zahlloſen Aufſätze in Zeitſchriften gar nicht gedenken wollen. Sein erſter humoriſtiſcher Ausflug waren die grönländiſchen Prozeſſe (Berlin 1783), dann folgte die Auswahl aus den Teufelspapieren (1788), ferner die unſichtbare Loge (1793), Hesperus (1795), Quintus Fixlein (1796 und 1800), biographiſche Beluſtigungen unter der Gehirnſchale einer Rieſin, Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke (1796), der Jubelſenior, das treffliche Campanerthal mit ſeinem ſatiriſchen Anhang (1797), Palingeneſien (1798), ſeine Briefe und bevorſtehender Lebenslauf (1799), Titan (1800 — 1805), ſeine Flegeljahre (1803 — 1805) u. ſ. w. Im Jahr 1804 trat er mit dem erſten bedeutenden Werke von philoſophiſcher Tendenz, der Vorſchule der Äſthetik (2te Aufl. 1809), auf. Zu ihm geſellte ſich (1807) die freundliche Levana, ein rechtes Buch für Mütter, und, nachdem er ſich aufs neue an dem ſchönen Stillleben ſeines Fibels erquickt, hat er, außer ſeiner Friedenspredigt, noch in Mars und Phöbus Thronwechſel im Jahr 1814 im Felde der politiſchen Zeitgeſchichte mit dem gewohnten Glücke ſich verſucht. — Über unſern trefflichen Jean Plaul iſt viel geſprochen und geſchrieben worden, und wenn wir mit dem breslauer Muſeum deutſcher Künſtler und Gelehrten anfangen, wo er im V. Stück, wenigſtens in dem vorgeſetzten Porträt, nicht getroffen iſt, wie wir aus eigner Anſicht verſichern können, ſo möchten wir eine hübſche Gallerie Schriften und Aufſätze über ihn namhaft zu machen im Stande ſein, wenn wir auch die mannichfaltigen Recenſionen ſeiner Schriften in unſern verſchiednen Literaturzeitungen mit ihrem Aprilwetter voll Sonnenſchein und Regen nicht erwähnen wollten. Wir haben verſprochen, den trefflichen Autor ſich ſelbſt Recht und Urtheil ſprechen zu laſſen, um allen Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, und ſo wählen wir die merkwürdige Stelle aus „dem Billet an meine Freunde ſtatt der Vorrede," vor

den Zettelkäſten des Quintus Fixlein S. 7, die wir mit einer andern gleichen Inhalts in Titan vertauſchen würden, wenn wir dieſen gerade bei der Hand hätten. Zu Nutz und Frommen derer, denen vielleicht gerade der arme Schulmann abgeht, ſetzen wir ſie ganz her. „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundſchaften. Der erſte, der in die Höhe geht, iſt: ſo weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäuſern und Gewitterableitern von weitem unter ſeinen Füßen nur wie ein eingeſchrumpftes Kindergärtchen liegen ſieht. — Der zweite iſt: — gerade herabzufallen ins Gärtchen, und da ſich ſo einheimiſch in eine Furche einzuniſten, daß, wenn man aus ſeinem warmen Lerchenneſt herausſieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuſer und Stangen, ſondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Neſtvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenſchirm iſt. — Der dritte endlich, den ich für den ſchwerſten und klügſten halte, iſt der, mit den beiden andern zu wechſeln.“ In dieſer Stufenleiter oder den drei gradibus comparationis der Geiſter und Charaktere weiſt ſich unſer Schriftſteller nicht undeutlich ſeine Stelle an, und wir dürfen nur zu den letzten Worten noch das ſetzen, was er S. 15 ſagt, ſo iſt es wohl außer allem Zweifel, daß es die zuletzt beſtimmte ſei. Denn hier hat er uns offenbar einmal einen Blick hinter die Gardinen ſeiner ſonſtigen ſelbſt biographiſchen Scherze thun laſſen. „Kann er (der ſiegende Diktator) ſo ſchön aus dem Wege des genialen Glücks in den des häuslichen einbeugen, ſo iſt er wenig verſchieden von mir ſelbſt, der ich jetzt (wiewohl mir die Beſcheidenheit verbieten ſollte, es merken zu laſſen), der ich jetzt, ſag' ich, mitten unter der Schöpfung dieſes Billets doch im Stande war, daran zu denken, daß wenn es fertig iſt, die gebacknen Roſen und Hollundertrauben auch fertig werden, die man für den Verfaſſer dieſes in Butter ſiedet.“ — Wir halten es für einen großen Fehler unſrer gelehrten Deutſchlande, unſrer Charakteriſtiken noch lebender Gelehrten u. ſ. w., daß man das aufgeſpannte Charakterbild, wie der Mahler das vom Liebenden beſtellte Porträt der Geliebten, mit gewiſſen gangbaren und gleichſam ſtehenden Schönheitszügen zu verſchönern gewohnt iſt, und darüber die Treue verſäumt. Wir wollen uns vor dieſer Charybdis hüten, ſollten wir auch darüber in die Scylla der allzugroßen Strenge gerathen, und ſo wünſchen wir uns für unſre wenigen Worte über jenes herrliche Wort Jean Pauls zwar durchaus gerechte, aber doch vor allem aufmerkſame Leſer. Wir haben vielfältig gehört, daß uns der wahre Humor deutſcher Kunſt und Art erſt in Jean Paul vollſtändig erſchienen ſei, und daß ſelbſt Hippel nur Vorſpiel und einleitendes Wetterleuchten zu dem humoriſtiſchen Gewitter war, das mit unſerm Autor befruchtend über dem 18. Jahrhundert aufgegangen iſt. Und wie? wenn denn gerade Humor das Mittlere zwiſchen den beiden Äußerſten wäre, daß unſer Held oben nach Ort und Stelle deutlich genug bezeichnet hat? „Unter allen Gäſten,“ ſchreibt der tolle Friedrich im Wilhelm Meiſter, „ſoll ein guter Humor der angenehmſte Gaſt ſein,“ und wenn auch der Humor, der hier gemeint wird, eine andre Species iſt, ſo gilt dies doch auch von dem herrlichen Humor unſers Autors. Der Humor iſt uns eine von den mannichfaltigen Weltanſichten, die wir aber ſehr gern zum Range jener höchſten und vornehmſten erheben möchten, deren es nach unſerm Helden vornehmlich drei giebt. Wir

fahren, obiges Bruchſtück des Billets für unſern Zweck commentirend und anwendend, fort: wenn es eine helle, ſonnenreiche Region am Parnaß giebt, in welcher wir auf den Eisgipfeln der höchſten Gletſcher um die Zeit des längſten Tags, noch ehe der Schimmer des Abendroths verglommen iſt, ſchon das Morgengold des neuen Tags wieder aufſliegt, und alles in einem reinen, klaren, ewigen Lichtäther ſchwimmt, ſo giebt es eine mittlere Region, wo Lichter und Schatten in geſchiedenen Maſſen einander gegenüber ſtehen, und ſich an einander nur ein deſto grelleres Daſein erſchaffen, bis in der unterſten Region, in den dumpſigen Thälern, endlich der mühſame Werkeltag mit ſeinen Schatten ſelbſt in den lichteſten Tag hereinfällt, und die Sonne, wo ſie erſcheint, faſt beſtändig nur im Aufgehen und Untergehen begriffen iſt. Die mittlere Region iſt uns der Humor, und wir verſtehen, dünkt uns, die Erklärung der Vorſchule der Äſthetik vom Humor, daß er die Anwendung des Endlichen aufs Unendliche, des Verſtandes auf die Idee ſei, hier am beſten. Der Humor ſchwebt wie ein ſingender Vogel zwiſchen Himmel und Erde, und wenn er das eine Auge zum Himmel wendet, ſo ruht das andre mit Wohlgefallen und nicht ohne Lüſternheit auf der Erde (die Nachtigall unterbricht ihre ſchmelzendſten Töne, um den Wurm, der unter den gefallenen Blättern rauſcht, zu haſchen). Unter ſeinem Hohlglaſe wird alles zu ſolchen beidlebigen Geſtalten und der Heitere ſteigt nach jeder Sproſſe, die ihn dem Himmel näher brachte, auf einer andern auch wieder eben ſo weit zur Erde herunter. Der Himmel iſt der Correctionswinkel der Erde, aber die Erde ſtreckt auch ihre Arme aus, um den Himmel zu umfaſſen, und ſein Bild in dem Waſſer ihrer Thränen feucht und verklärt zurückzuwerfen. Er macht das Größte zum Kleinſten, und erhebt wieder das Kleinſte zum Größten und aus dieſem ſcharfen Lichte und Schattengegenſatz, der alles durchdringt und erfüllt, erklärt ſich Inneres und Äußeres, Form und Inhalt des Humoriſtiſchen (ſeine Schlaglichter und Schlagſchatten) all ſeine Ecken und Spitzen und wunderlichen Combinationen (unter welchen ja doch die des Himmels und der Erde ſelbſt am Ende die allerwunderlichſte iſt), die Neigung deſſelben zum Satiriſchen wie zum Komiſchen u. ſ. w. — Dieſer Geiſt des Humors, unverkennbar iſt er der herrſchende Planet, unter deſſen Einfluß jede Jean-Pauliſche wiſſenſchaftliche Pflanze emporgewachſen iſt, und der Form und Inhalt, vom himmelanſtrebenden Titan bis zum „warmen Lerchenneſt“ des Firlein oder ſeines nicht unwürdigen Nachbruders Fibel beſtimmt. Unſer Autor ſtellt ſich, wie angeführt, ſelbſt dem ſiegenden Dictator an die Seite, der ſein Kriegstheater zum Haustheater umzuſtellen weiß, worauf ſeine Kinder einige gute Stücke aus dem Kinderfreund aufführen. — Wir wüßten hiernach gar nicht, wie nur die „Hundsposttage“ und „Extrablätter“ und „Haubenmuſter“ und „Appendix“ — ſo manchem Orthodoxen ein großes Ärgerniß, mit der ganzen utopiſchen Geographie von Haarhaar und Flachſenfingen u. ſ. w. fehlen konnten, und wie man dieſe Arabeskenverzierung für etwas anders als für die natürlichſte Einfaſſung des Humoriſtiſchen anſehen möchte. — Eben ſo iſt es nun ganz in der Ordnung, daß der Flug dieſes freundlichen Vogels oft aus der höchſten Höhe der Empfindſamkeit, wo in Ätherduft und Sehnen alles zu verrinnen ſchien, auf einmal in die Niedrigkeit des gemein Komiſchen herabfällt, wie der letzte Sphärenton einer Lerche auf der ſchmutzigen Scholle endet, wo ſie ſich niederläßt. — Die Anekdoten,

ſammlungen kennen wohl kaum eine echt humoriſtiſchere als jene von Thales, der, die Augen zu den Sternen gerichtet, inmitten in die Grube fällt, die ſchon längſt ſeinen Tritten entgegengeklafft hatte. — Wenn unſer Autor, eben als er ſein Billet ſchrieb, an ſeine Roſen und Hollundertrauben denken und (was noch wichtiger iſt) es nicht einmal für ſich behalten konnte, ſo iſt dies das Eigenthümliche aller Jean-Paulſchen Schriften, daß ſie im höchſten Fluge doch immer die Erde nicht aus den Augen verlieren, und ſich, wie mit vieler Behaglichkeit und Wolluſt der freundlichen Gabe der Erde zu freuen, ſo an ihren Dornen mit nicht weniger Empfindlichkeit zu ſtechen wiſſen. Daher jenes genaue Detail von allen auch den geringfügigſten Dingen des gemeinen Lebens, jener berechnende und bis ins Innerſte ſcheidende Verſtand in der Nähe eines oft gar ſehr überſchwenglichen Gefühls (jene Schweintreiber im Heidenvorhof der Vorſchule der Äſthetik), jene ausgelernte, raffinirte Sinnlichkeit neben der reinſten, kindlichſten Unſchuld und Unbefangenheit, jene vorzügliche Neigung und Fähigkeit, Stillleben und Miniaturbilder zu zeichnen, und mit niederländiſcher Genauigkeit ins kleinſte Detail auszuſpinnen, die offenbar in dem ausgedehnten und höhere Anſprüche machenden Titan, nicht ohne geſtraft zu werden, verletzt wurde. — Ein humoriſtiſcher Genius kann ſeine Fittiche über alles ausbreiten, was unter den Horizont des menſchlichen Wiſſens und Schauens gehört, und ſo möchten wir dem Humor beinahe ſo viel Prädicate geben, als die Natur in den Orphiſchen Hymnen hat, und wenigſtens ein gut Theil mehr, als ihm unſer Autor ſelbſt in ſeiner Äſthetik gegeben hat. Dieſer letztere hat wirklich auch zum Beweis unſerer Behauptung mit wahrer Polyhiſtorie in unendlichen Formen ſich verſucht, und wir mögen ihm leichter mit den Xenien den Vorwurf der Verſchwendnug machen, als mit manchen andern, die gern in ihrer Überfüllung an allem Ekel empfinden, die Wiederholung der lieblichen Perlenſchnur ſeiner Männer und Frauen in verſchiedenen Gewändern vorrücken. Es iſt merkwürdig, wie Jean Jaul in dem Gebiete der Kunſt und der Wiſſenſchaft ſeinen humoriſtiſchen Einſtand mit einer königlichen Freigebigkeit bezahlt hat, und von ſeiner Friedenspredigt bis zu ſeiner philoſophiſchen Levana und der Vorſchule der Äſthetik und ſeinen Teufelspapieren und Blumen-, Frucht- und Dornenſtücken — welch eine große Bahn auf dem Felde der Autorſchaft hat er nicht ſchon zurückgelegt! Er begann in dem herrlichen Frühling der Jugend mit dem heitern Spiele der Kunſt, und das männliche Alter ſah ihn im Gebiete der Wiſſenſchaft, ſelbſt der Politik, ſeine ſchimmernden Flügel ſchlagen, aber doch auch immer wieder zu den heitern Regionen der Kunſt zurückkehren. Seine Levana iſt ein Strauß der herrlichſten Erziehungsblumen, und (wenn wir auch zugeben, daß ſich da und dort manche Wieſen, wohl auch ſchädliche Blumen eingemiſcht haben) wenn uns überhaupt jedes philoſophiſche Werk unſers Jean Paul mehr ein muſſiviſches Stück Arbeit als ein von *einer* Idee getragenes und gebornes Ganzes iſt, ſo wird der Billige darin nichts weiter ſehen, als die natürliche Schranke des Humoriſtiſchen, und es eben nie vergeſſen, daß gerade hier der Erdgeiſt ſich nothwendig eindrängt, und die Flügel der Pſyche mit ſeinem laſtenden Staube niederzieht. — Die Natur verſucht jedesmal verſchiebne Würfe, ehe ſie den rechten trifft, und wir wollen uns freuen, es noch erlebt zu haben, daß ſie uns in J. P. einen Humoriſten gab, um den uns ſelbſt die Ausländer beneiden

müſſen. Wenn wir bedenken, wie ſein glücklicher, immer neuer Witz ſelbſt unter der Laſt der vielſeitigſten Gelehrſamkeit nicht erlahmt, ſondern gerade aus allen Fächern des menſchlichen Wiſſens ſich Honig für ſeine Zellen zu ſammeln weiß, auch zugegeben, daß manches auf dieſem Weg gefundene nur Futterbrei iſt, und nie zum hellen, durchſichtigen Honig ſich aufklären kann; ſo müſſen wir einen Genius bewundern, der nun ſchon beinahe ein Drittel Jahrhundert mit dem größten Rechte die Aufmerkſamkeit des Publicums erregt hat, und können wir anders als mit dem echt humoriſtiſchen Wunſche ſchließen, daß ihm der Himmel noch lange ſeinen Himmel auf Erden gönnen möge, ehe er ihn aus dieſem Wolken- und Sternenhimmel in das Empyreum des himmliſchen Lichts hinüberruft?

M-i-r.

Richteramt. Der Inbegriff derjenigen Perſonen, welche von der Staatsgewalt zur Ausübung der Gerichtsbarkeit niedergeſetzt ſind, bildet das Gericht: die das Gericht bildenden Individuen heißen Gerichtsperſonen. Man kann dieſe ſchicklich in Haupt- und Nebenperſonen eintheilen, je nachdem ihr Daſein entweder als weſentlich zur richterlichen Thätigkeit gedacht werden muß (Richter), oder durch daſſelbe nur die ordentliche und zweckmäßige Leitung der Geſchäfte erleichtert und befördert wird (Secretarien, Actuarien, Regiſtratoren, Copiſten, Boten u. ſ. w.). Iſt der Richter eine juriſtiſche Perſon, ſo iſt das Gericht ein Collegium, in welchem unter dem Vorſitze eines Directors die Geſchäfte des Richters nach vorheriger gemeinſchaftlichen Überlegung, und nach der Stimmenmehrheit gefaßten Beſchlüſſen, vorgenommen werden. — Da der, welcher das Richteramt ausüben will, nur in ſo fern dazu befugt iſt, als er innerhalb der Grenzen einer erhaltenen Gerichtsbarkeit waltet, und zur Ausübung des Richteramts fähig iſt; ſo müſſen im Syſtem die zwei Fragen: wie entſteht, wie weit erſtreckt ſich, wie erliſcht die Gerichtsbarkeit? und wer kann Richter ſein? unmittelbar nach einander beantwortet werden. Hier aber kann blos von den Eigenſchaften des Richters, abgeſehen von deſſen Competenz, die Rede ſein. — Das Richteramt iſt ein hoher Beruf im Staate. Auf guter ſchleuniger Rechtspflege beruht der ganze Credit, ſie iſt die erſte Bedingung aller Staatsoperationen. Eben deßwegen iſt es aber auch heilige Pflicht der Regierung, dafür zu ſorgen, daß nicht nur ein dazu gänzlich untaugliches Subject das Richteramt nicht ausübe, ſondern, daß auch jegliches dann von den Verhandlungen entfernt werde, wann entweder aus den Verhältniſſen deſſelben zu den Parteien oder aus andern Thatſachen ein beſtimmtes Intereſſe dieſes für eine ungleiche Juſtizverwaltung erhellen muß. Dadurch entſteht der Unterſchied zwiſchen einem unfähigen und blos verdächtigen Richter. Die Handlungen des erſtern ſind ſchlechthin ungültig. Dahin gehören nach der Natur der Sache und den für ganz Deutſchland geltenden Geſetzen: 1. Verſtandloſe, Taube und Stumme; 2. Blinde, aber nur, wenn ſie es bei der Übertragung des Amts ſchon waren; 3. infamirte Perſonen; 4. Weiber und 5. alle, welche noch nicht das gehörige Alter haben. Ernennt ihn der Regent ſpeciell, ſo kommt auf das Alter nichts an. Sonſt aber muß er auf jeden Fall 20, oder wenn die Parteien zuſtimmen, wenigſtens 18 Jahre alt ſein. Endlich 6. jeder in ſo fern, als er über ſeine eigne oder eine von ihm als Anwalt vertheidigte Sache zu erkennen hat. Aus dieſem Grunde ſollte man denn auch die Gerichtsbarkeit eines Juſtitiars, als eine abgetretene, in Sachen des Gerichtsherrn für incompetent halten. Allein faſt überall iſt das Gegentheil angenommen. Iſt ein Richter nicht unfähig, aber

doch der Partei verdächtig, ſo ſind ſeine Handlungen nicht ungültig, aber die Partei kann ihn verweigern. Selbſt ein Collegium kann recuſirt werden, wenn es ſich als ſolches verdächtig gemacht hat. Übrigens können die Verdachtsgründe mannichfaltig ſein. Ein Fall dieſer Art iſt, wenn der Richter in Sachen ſeiner *Angehörigen* erkennen will. — Faßt man nun die Gründe, aus welchen ſo eben unter gewiſſen Umſtänden Perſonen für zum Richteramte unfähig oder doch wenigſtens als verdächtige Richter erklärt worden ſind, zuſammen, ſo beſtehen ſie darin, daß von ihnen der Staat annimmt, ſie könnten und wollten nicht Recht ſprechen. Hieraus folgt als erſte Pflicht für den Richter, daß er ſich von allen Vorurtheilen, die ihn etwa in Hinſicht der einen oder andern Partei eingenommen haben, frei mache, jedem ohne Menſchenfurcht, ohne falſches Mitleid, gleiche Gerechtigkeit widerfahren laſſe, zugleich aber auch durch fortgeſetztes Studium ſich die beſte Überzeugung von der Sache zu verſchaffen ſtrebe. Unbeſtechbarkeit, Fleiß und Gelehrſamkeit ſind die Cardinaltugenden des Richters. Seine Gelehrſamkeit erſtreckt ſich über das Feld theoretiſcher und praktiſcher Kenntniſſe. Ohne jene ſind ſeine Entſcheidungen leer, ohne dieſe ſchief. Vorzüglich ſtudire er den Geiſt des Prozeſſes, den er befolgen ſoll. Denn wie verſchieden iſt nicht die Function des Richteramts nach der preußiſchen Gerichtsordnung von der nach dem gemeinen deutſchen Prozeß, und auch der ſächſiſche Prozeß hat in dieſer Hinſicht ſeine Eigenthümlichkeiten. Dies führt zu den beſondern Pflichten eines Richters, die ſich ſtets nur aus den Gerichtsordnungen ergeben. Eben ſo verhält es ſich aber auch mit den *Rechten* eines Richters. Dieſe laſſen ſich nicht weniger in die allgemeinen und beſondern eintheilen. Zu den allgemeinen gehört, daß, was der Richter innerhalb der Grenzen ſeines Amts und mit Beobachtung der geſetzlichen Form unternimmt, öffentlichen Glauben hat; daß die Parteien ſeinen Verfügungen gehorchen müſſen, und er nöthigenfalls ſich deßwegen Zwangsmittel bedienen kann; daß jeder, welcher ſeiner Gerichtsbarkeit untergeben iſt, ihm Achtung zolle. Und zwar entſcheidet hier kein Stand, keine Würde der Partei, kein Verhältniß, ob jemand Kläger oder Beklagter iſt, als Partei iſt jeglicher immer Privatperſon, die hier zu einem Subjecte, welches Staatshoheitsrechte ausübt, im Subordinationsverhältniß ſteht, und die Achtung nie vergeſſen darf, welche ſie jeder Staatsbehörde ſchuldig iſt. Beleidigungen, welche dem Richter in ſeinen Amtsverrichtungen zugefügt wurden, kann er ſelbſt beſtrafen, ſobald die Vorfrage, ob eine Handlung beleidigend ſei, nicht aus höhern Gründen blos von der Entſcheidung des obern Richters abhängt. En.

Richtpfennig iſt ein Gewicht, das beim Münzweſen und Probieren der Metalle gebraucht wird. Er wird aus capellirtem Silber in viereckiger Form gegoſſen. Eine Mark Silber von 8 Unzen oder 16 Loth enthält 65,536 Richtpfennigtheile oder 256 Richtpfennige.

Richtſteig. So heißt eine der älteſten Anweiſungen zum Prozeß, die im vierzehnten Jahrhundert ausgefertigt wurde. Es giebt deren zwei, nämlich: den *Richtſteig des Landrechts* und den *Richtſteig des Lehnrechts.* Als Verfaſſer dieſes Richtſteigs (deſſen Benennung wohl von *richten, weiſen, zeigen* herkommt) wird bald ein gewiſſer *Gerken*, bald *Hermann von Oesfeld* genannt. Der Richtſteig des Lehnrechts, der eine Sammlung von Geſetzen und Verordnungen *Carls* des Großen und *Friedrichs* I. über

dieſe Sache enthält, hat ſich länger bei den Richterſtühlen in Gebrauch erhalten, als der Richtſteig des Landrechts.

Ricochet, ſ. Rikoſchettſchuß.

Riedel (Friedrich Juſt), ein zu ſeiner Zeit auf die deutſche Literatur nicht unbedeutend einwirkender Schriftſteller, war 1742 zu Wiſſelbach im Erfurtſchen geboren. Nachdem er das Gymnaſium zu Weimar beſucht hatte, ſtudirte er zu Jena Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft. Er ging ſodann nach Leipzig und Halle. Meyer und Klotz, deren Bekanntſchaft er machte, gewannen ihn für die ſchönen Wiſſenſchaften und deren Theorie. Bei ſeiner Zurückkunft nach Jena wurde er Magiſter, las und ſchrieb einige Jahre hindurch mit allgemeinem Beifall. Nach Wiederherſtellung der erfurter Univerſität im J. 1768 wurde er dahin berufen. Da aber der Erfolg ſeinen Erwartungen nicht entſprach, und ſein lebhafter Geiſt ſich nach einem weitern Wirkungskreis ſehnte, folgte er gern einem Rufe, den er 1772 nach Wien als Lehrer der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften an der kaiſerlichen Kunſtakademie erhielt. Er nährte die glänzendſten Hoffnungen. Aber nur zu bald ſah er auch dieſe untergehen. Seine Sitten und ſein Betragen ſtachen zu ſehr gegen das ab, was man von ihm erwartet hatte. Überdies ſtellte man ihn der Kaiſerin als einen vollkommenen Atheiſten vor. Er wurde daher abgeſetzt, und verſank allmählig in Noth und Dürftigkeit. Seine Kraft war gebrochen; was er ſchrieb, verminderte nur ſeinen Ruhm, ſtatt ihn zu vermehren. Wenige Edle unterſtützten ihn. Später zwar bewilligte ihm Maria Thereſia eine kleine Penſion, und nach der Kaiſerin Tode nahm der Fürſt Kaunitz ihn als Vorleſer in ſeine Dienſte; aber ſeine durch früheres Studiren, nachherige Leiden, und ein wüſtes Leben zerrüttete Geſundheit ließen ihn nur kurze Zeit dieſes Glücks genießen. Seine Hypochondrie artete nach und nach in völligen Wahnſinn aus, an welchem er im St. Marcusſpital 1785 ſtarb. Von ſeinen Werken (5 Bände, Wien 1786, 87) iſt ſeine Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften das wichtigſte.

Riedinger (Johann Elias), geboren zu Ulm 1698, einer der berühmteſten Thiermahler und zugleich Kupferſtecher. Er hatte die Jagd gelernt, bekam einigen Unterricht im Zeichnen von ſeinem Vater, der ein Schreiber war, ſpäterhin auch im Mahlen von einem Mahler, Namens Reſch. Seine Thiergemählde, beſonders ſeine Jagdſtücke, ſind vortrefflich. Den Charakter der Thiere, vorzüglich der wilden und reißenden, ſtellte er mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit dar. Seine Landſchaften waren wild und romantiſch, aber ſeine menſchlichen Figuren nur ſelten geſchmackvoll. Riedinger ſtarb 1767. Die Engelbrecht'ſche Kunſthandlung in Augsburg hat ſeine Werke an ſich gekauft. Auch ſeine beiden Söhne, Johann Jacob und Martin Elias, haben ſich als Mahler und Kupferſtecher bekannt gemacht.

Rienzi, eigentlich Nicolaus Gabrini, verdient durch ſein faſt romantiſches Unternehmen, das ausgeartete Rom wieder zu ſeiner altrepublikaniſchen Verfaſſung und Sitte zurückzuführen, Erwähnung. Von geringen Ältern geboren (ſein Vater ſoll der Inhaber eines Wirthshauſes, die Mutter eine Wäſcherin geweſen ſein), wußte er im Anfang des 14. Jahrhunderts ſich bald zu einem Mann des Volks zu machen, uud auf kurze Zeit ſich ſo bedeutenden Anhang und Einfluß zu verſchaffen, daß nicht allein Rom ſeine Dictatur anerkannte, ſondern auch mehrere Fürſten ſich um ſeine Freundſchaft und Bündniß bewarben. Mit lebhaftem und umfaſſendem Geiſt ausgeſtattet, erwarb ſich Rienzi Geſchicht- und Alterthumskunde, und der Druck, unter dem

ſein Vaterland von den Großen und dem Adel gehalten wurde, erweckte in dem feurigen jungen Mann die Idee, einen Umſchwung der Dinge herbeizuführen. Als öffentlicher Notarius angeſtellt, gewann er ſich durch Rechtſchaffenheit, Uneigennützigkeit und faſt ſchwärmeriſche Beredſamkeit bald die Liebe der geringern Volksclaſſen ſo ſehr, daß man ihn zum Sprecher der Geſandtſchaft erwählte, die Roms Einwohner damals an Papſt Clemens VI. nach Avignon ſchickten, ihn zu bitten, ſeinen Sitz wieder nach Rom zu verlegen, und den Bedrückungen einiger übermächtigen Großen ein Ende zu machen. Clemens, der ſelbſt nichts mehr wünſchte, als die ſeinem eignen Anſehen läſtig fallende Anmaßung des römiſchen Adels zu beſchränken, hörte mit Vergnügen den lebhaften Vortrag Rienzi's, und ſchenkte ihm ſeine Bewunderung und Zuneigung. Mit Verſprechungen reichlich ausgeſtattet, kehrte die Geſandtſchaft zurück; da aber Clemens keine derſelben erfüllte, der Druck des Adels immer läſtiger wurde, ſo äußerte ſich die Volksſtimme immer lauter. Rienzi wußte dieſen günſtigen Moment zu benutzen: durch myſtiſche Reden und Bilder erhitzte er die Gemüther immer mehr, wobei er ſich jedoch ſehr in Acht nahm, unmittelbar den Adel anzugreifen, der in ſorgloſer Ruhe das Treiben Gabrini's als das eines närriſchen Menſchen betrachtete. Endlich glaubte dieſer, daß der Zeitpunct gekommen ſei, der zur Ausführung ſeines Unternehmens am ſchicklichſten wäre. Die Vornehmſten der adeligen Familien waren theils in ruhige Sicherheit gewiegt, theils mit ihrer zahlreichen Dienerſchaft außerhalb Roms auf ihren Gütern; da verſammelte (1346) er das ganze Volk, exaltirte es durch eine gewaltige Anrede, ließ ſich zum Volkstribun ausrufen, und vertrieb die erſchrockenen Adeligen, die ſeine Würde nicht anerkennen wollten, und auf keinen Widerſtand gefaßt waren, aus Rom. Herr der neuen Republik, die er unter Oberherrſchaft des Papſtes zu verwalten vorgab, beſchäftigte ſich Rienzi, Geſetze zu geben, ſeine Verwaltung einzurichten, und alles ſo wohl zu ordnen, daß nicht allein die Bewohner Roms mit ihrem Tribun aufs äußerſte zufrieden waren, ſondern auch Clemens VI., ja ſelbſt mehrere auswärtige Fürſten den glücklichen Emporkömmling ihres Beifalls und ihrer Freundſchaft verſicherten, einige ſogar Bündniſſe mit ihm ſchloſſen. Die Weisheit und Gerechtigkeit, mit der Rienzi dies alles betrieb, erwarb ihm auch bald im Auslande ſolchen Ruf, daß wichtige Streitſachen von mehreren entfernten Orten ihm zur Entſcheidung vorgelegt wurden, und es eine kurze Zeit ſchien, als wolle die alte Siebenhügelſtadt durch die Leitung eines einzigen Mannes ſich wieder zu ihrem alten Glanz emporſchwingen. Aber bald berauſcht von dem Glück, das aus dem Staube niedriger Abkunft zu ſolcher Höhe ihn emporgehoben, vergaß Rienzi die Mäßigung und Klugheit, mit der er ſein Werk begonnen. Statt wie bisher, den nicht unbedeutenden Anhang des Papſtes mit ſchonender Rückſicht zu beachten, fing er an, ihn zurückzuſetzen; mancherlei Bedrückungen, die er ſich gegen das Volk erlaubte, entzogen ihm deſſen Liebe, am mehrſten trug hierzu bei einer Trabantenſchar, mit der er anfing, ſich zu umgeben. Sein ſteigender Übermuth brachte die auswärtigen Höfe gegen ihn auf, ſein Stolz wiegte ihn in Sicherheit. So geſchah es, daß nach kurzer Herrſchaft die vertriebenen Adeligen ihre Kräfte ſammelten, und eine Gegenrevolution bewerkſtelligten, die mit Rienzi's Verjagung aus Rom endigte. Bei Kaiſer Carl IV. in Deutſchland ſuchte Rienzi Schutz, obgleich dieſer Fürſt ſich ihm ſtets entgegen bewieſen hatte. Durch die Vorſpiegelung, den Streit beizulegen, der zwi-

ſchen dem Kaiſer und Papſt damals herrſchte, trachtete er, ſich die Gunſt des erſtern zu erwerben; Carl ließ ſich jedoch auf nichts ein, ſondern ſchickte ihn unter Bedeckung an Clemens. Wahrſcheinlich dürfte ein ewiges Gefängniß hier ſeiner gewartet haben, hätten nicht die erneuerten Anmaßungen des Adels in Rom ſein Geſchick gewendet. Clemens VI. war geſtorben, ſein Nachfolger Innocenz VI. glaubte am beſten die Großen in Rom zu demüthigen, wenn er Rienzi gegen ſie ſchickte. Von dem Papſt unterſtützt, von einer noch immer großen Anzahl der römiſchen Einwohner willig aufgenommen, vertrieb Rienzi noch einmal die Adeligen, und wurde zum römiſchen Senator ernannt. Da er aber durch das erfahrne Mißgeſchick nicht weiſer geworden war, und durch übertriebenen Aufwand und Druck ſich die Gemüther des Volks immer mehr entfremdete, ſo dauerte dieſe neue Herrſchaft abermals nicht lange, und kurz nachdem er Rom der Oberherrſchaft des Papſtes wieder unterworfen hatte, entſtand auf Anſtiften des Adels eine neue Empörung, an die ſich diesmal das Volk anſchloß. Aus mehreren Quartieren der Stadt vertrieben, verfolgt von dem wüthenden Pöbel, der jetzt in ihm nur einen Unterdrücker ſah, floh Rienzi in Bettlertracht, wurde aber endlich eingeholt, und von der bewaffneten Menge umgeben. Da ſchien es, als wolle noch einmal ſein Geſtirn ihn beſchützen. Faſt eine Stunde lang ſprach er zu dem Haufen, der, ſtaunend zwiſchen Haß und Bewunderung, ihn umſtand, nicht wiſſend, ſolle er aufs neue ihm gehorchen, oder ihn vernichten; aber auf einmal trat ein Diener des Hauſes Colonna, der mächtigſten unter den römiſchen Patriciern und der gefährlichſten Gegner des Senators, hervor, und durchſtach den Unglücklichen, deſſen Leichnam nun eine Beute der aufgebrachten Menge wurde, die ihn auf das ſchrecklichſte zerfleiſchte und an den Galgen hing. Dies war das Ende eines Mannes (1353), den das Geſchick ſo wunderbar gehoben und begünſtigt hatte, und der, bei größerer Behutſamkeit, einen glänzendern Abgang würde genommen haben von einer Bühne, auf der, gleich einem vorübergehenden Meteor, er kurze Zeit leuchtete.

Rieſen heißen Menſchen, deren Größe die gewöhnliche weit überragt. Es iſt ein Geſetz in der Natur, daß ein jedes organiſche Weſen gewiſſe Schranken der Bildung hat, über die es nicht hinausgeht. Die gewöhnliche Statur eines Mannes in gemäßigten Klimaten iſt zwiſchen fünf und ſechs Fuß. Indeß kommen unläugbare Zeugniſſe, beſonders in England und in der Schweiz vor, daß es Menſchen von ſieben und acht Fuß gegeben habe. Wir berufen uns vorzüglich auf die Nachrichten, die Stöller in ſeinem Buch vom Wachsthum des Menſchen angeführt hat. Es gab eine Zeit, wo man wirklich im Ernſt glaubte, daß es in der alten Welt Menſchen von einer ungewöhnlichen Länge gegeben habe. Nach der heiligen Sage der Juden gab es unmittelbar vor der Sündfluth Rieſen, die die Söhne Gottes genannt werden. Und als die Iſraeliten, um das ihnen verheißene Land zu erobern, Kundſchafter hineinſandten, berichteten dieſe von den Söhnen Enak in Hebron, daß ſie lauter Koloſſe geweſen, und daß ſie ſich ſelbſt wie Heuſchrecken in ihrer Gegenwart vorgekommen ſeien. Der letzte aus dieſem Stamm, Og, König von Baſan, der von Moſes beſiegt wurde, ſoll eine Bettſtelle von neun Ellen Länge und vier Ellen Breite gehabt haben. Nahe bei Jeruſalem zeigte man noch in ſpäteren Zeiten ein Grabmahl, mit der Inſchrift: Hier liegt der Rieſe Og. In dieſem Grabe

wollte man um das Jahr 1670 einen Zahn gefunden haben, der 4½ Pf. wog. Man bot ihn dem Kaiſer Leopold für 2000 Thlr. an, allein dieſer lehnete den Kauf ab. Auch der berüchtigte Goliath wird als ein fürchterlicher Rieſe beſchrieben, und die jüdiſchen Ausleger geben ihm elf Fuß Länge. Aber die profane Geſchichte iſt noch reicher an Sagen von Rieſen. Um nur etwas anzuführen, ſo erzählt Strabo von dem Geripp des fabelhaften Antäus, welches in Mauritanien gefunden, und 60 Ellen lang geweſen ſei. Wem ſind die Giganten, die Söhne der Erde, unbekannt, die nach blutigen Kämpfen mit den ſeligen Göttern endlich unter vulkaniſche Inſeln begraben wurden und Feuer ausſpien! Plinius ſpricht von einem Rieſen-Geripp, welches, 46 Ellen lang, bei einem Erdbeben in Kreta gefunden worden. Bei der Schlacht, die Marius den Teutonen bei Aquä Sextiä 105 Jahre vor Chriſto lieferte, erſchien der König der letzteren, Teutobocus, als ein ganz außerordentlicher Rieſe. Die Gebeine dieſes Teutonenkönigs will man in Hochburgund im Jahr 1613 gefunden haben. Man entdeckte nämlich ein Grab, von Ziegelſteinen gemauert, 30 Fuß lang, 12 Fuß breit und 8 Fuß tief, worauf man noch die Inſchrift: Teutobocus rex, wollte geleſen haben. Hierin lag ein Gerippe, der Sage nach, von 25½ Fuß Länge, 10 Fuß Breite in den Schultern, und 5 Fuß Tiefe vom Bruſtbein bis zu den Rückenwirbeln. Die Schenkelknochen ſollen 4 Fuß lang geweſen ſein. Dieſe Knochen galten eine Zeit lang wirklich für die Gebeine des Teutonenkönigs. Sie wurden endlich nach England gebracht, und man weiß nicht, wo ſie weiter hingekommen ſind. Aus dem ſechzehnten Jahrhundert kommen mehrere ähnliche Nachrichten vor. So will Dalechamp das Geripp eines Rieſen von 18 Fuß, Felix Plater bei Lucern die Gebeine eines Menſchen von 19 Fuß, und Licetus in Sicilien ein Rieſengerippe von 30 Fuß gefunden haben. Allein es iſt jetzt keinem Zweifel unterworfen, daß alle dieſe Gerippe keinem menſchlichen Körper, ſondern Thieren aus der Vorwelt angehörten. Das Megatherium, der Elephant und das Paläotherium der Vorwelt waren Rieſenthiere, deren Gebeine noch häufig, beſonders in Nordamerika und Sibirien, gefunden und ehemals, aus Unkunde in der Anatomie, für menſchliche Knochen gehalten wurden. Es gab ſogar eine Zeit, als die Zergliederungskunſt ſich erſt zu bilden anfing, wo man die Natur den Ausſagen des Galen, der nur Affen ſecirt hatte, widerſprechend fand, und daher auf den Ausweg kam, zu behaupten: die Natur der Menſchen habe ſich allmählig verkleinert, und das jetzige Zwerggeſchlecht könne freilich weder die phyſiſche noch moraliſche Größe der Alten begreifen. Ein berühmter pariſer Anatom, Sylvius, ſtellte dieſen Satz allen Ernſtes gegen Veſalius auf. Auch von den Guanchen, den früheren Einwohnern der Canarien, hat ein leichtgläubiger Reiſender behauptet, daß, nach den Mumien zu ſchließen, ſie 15 Fuß lang geweſen ſeien. Damit es uns nicht an Rieſen in der jetzigen Welt fehle, hat man die Patagonier, als man ſie zuerſt kennen lernte, wie unförmliche Giganten beſchrieben. Indeß hat ſich bei näherer Unterſuchung ergeben, daß dieſe Nation allerdings eine ungewöhnliche Größe habe: denn Capitän Carteret, der mehrere Patagonier im Jahr 1766 gemeſſen, fand, daß die meiſten 6 Fuß bis 6 Fuß 5 Zoll maßen. Noch ſpätere Berichte, beſonders von Clarke und Wallis, bezeugen, daß es unter ihnen mehrere giebt, die bis 7 Fuß lang ſind. Hierdurch wird nun das höchſte Maß der menſchlichen Statur, welche wir

oben angegeben, beſtätigt. Wenn unter uns Rieſen vorkommen, ſo muß man dies immer als eine Unregelmäßigkeit betrachten, welche der Geſundheit und Stärke nachtheilig iſt. Die meiſten Rieſen haben einen matten Puls, ſind ſchwächlich, und leben in der Regel nicht lange.

Rieſenbetten werden mitunter die Grabhügel genannt, die man noch hin und wieder in Deutſchland, beſonders an den Oſtſeeküſten und auf der Inſel Rügen findet. Sie ſind gemeiniglich mit Fels- und Steinſtücken ringsum eingefaßt, und man findet oft in ihnen irdene Töpfe mit metallenen Spangen, Ringen, ſteinernen Opfermeſſern, Streitbeilen und dergleichen Dingen. Schreiber dieſes war an den pommerſchen Küſten und auf Rügen mehrmals bei Aufgrabung ſolcher Rieſenbetten gegenwärtig, die dort richtiger Hünengräber heißen, und erſtaunte über die Nettigkeit und Zierlichkeit der Arbeit der aus Feuerſtein gemachten Opfermeſſer und Streitbeile, die in manchen dieſer alten Grabhügel ſich fanden. Nicht immer finden ſich jedoch ſolche irdene Töpfe oder Urnen in den Rieſenbetten, häufig ſind ſie ganz leer, und, ſo viel uns bekannt, hat man niemals eiſerne Waffen darin gefunden; ein Umſtand, der auf das hohe Alter dieſer Grabmähler ſchließen läßt.

Rieſendamm und Rieſenweg auf der Inſel Staffa. Die merkwürdigſten Säulen ſind auf der Südweſtſeite derſelben; das ganze Ende der Inſel ruht auf Reihen von natürlichen Pfeilern, die größtentheils über funfzig Fuß hoch ſind, und in natürlichen Säulengängen ſtehen, die ſich nach dem Laufe der Buchten oder Landſpitzen richten. Sie ruhen auf einem feſten Grunde von unförmlichen Felſen. Über ihnen iſt die Lage, die an den Boden oder die Oberfläche der Inſel reicht, von ungleicher Dicke, ſo wie das Land in Hügel aufſteigt oder in Thäler abfällt. Jeder Hügel, der unten über die Säulen herabhängt, bildet einen großen Fronton. Verſchiedene davon ſind über ſechzig Fuß von der Grundfläche bis an die Spitze dick, und erhalten durch den Abfall des Hügels an den Seiten faſt die völlige Geſtalt der Frontons. Man geht längs des Ufers auf einem zweiten Rieſenwege fort, von dem jeder Stein völlig regelmäßig aus einer gewiſſen Anzahl von Seiten und Winkeln beſteht, bis man auf die Öffnung einer Höhle zukommt, die vermuthlich die prächtigſte iſt, die je von einem Reiſenden beſchrieben ward. Die Wegweiſer nennen ſie die Höhle des Fhinn oder Fhinn-mac coul, den der Überſetzer des Oſſians Fingal nennt. So findet man hier das Andenken des Helden erhalten, an deſſen Daſein, wie an der Echtheit des ganzen Gedichtes man in England ſelbſt zweifeln wollte. — (S. Fingalshöhle.)

Rieſengebirge, ein bekanntes und oft von Reiſenden beſuchtes deutſches Gebirge. Von dem ausgedehnten Gebirge nämlich, das ſich unter dem Namen der Sudeten, von der Oberlauſitz an, zwiſchen Schleſien und Böhmen, dann zwiſchen Schleſien und Mähren hinzieht, bei Jablunka mit den Karpathen zuſammenhängt, und in dieſer Ausdehnung verſchiedene Namen erhält, iſt das Rieſengebirge nur ein kleiner Theil, welches aber das höchſte Gebirge des nördlichen Deutſchlands bildet, indem es den Harz, das Erzgebirge, das Fichtelgebirge, den thüringer und den böhmer Wald an Höhe übertrifft, jedoch nicht, gleich den Alpen im ſüdlichſten Deutſchland, die Schneelinie erreicht. Das eigentliche Rieſengebirge befindet ſich vorzüglich in dem hirſchberger [illegible] zur preußiſchen Provinz Schleſien gehörigen reichenbacher Regierungsbezirkes, und erſtreckt

20*

ſich an der Oſtſeite Böhmens und der Weſtſeite Schleſiens von dem Badeorte Flinsberg bis zur Stadt Schmiedeberg, wo es ſeine höchſte Höhe zwiſchen der letztern Stadt und der böhmiſchen Stadt Hohen-elbe erreicht. Hier ragt nämlich der Seiffenberg, und als deſſen höchſter Gipfel, und zugleich als die größte Höhe im ganzen preu-ßiſchen Staate, die Schneekoppe hervor, welche 4950 Fuß über der Meeresfläche erhaben iſt. Außer dieſer höchſten Spitze hat das Rie-ſengebirge noch zwanzig bis dreißig Berge, welche zu 4000 bis 4500 Fuß hinanſteigen, und worunter das große Rad 4700 Fuß, die Sturmhaube 4540 und der Reifträger 4280 Fuß hoch iſt. Über-haupt liegt der höchſte Theil des Rieſengebirges auf der ſchleſiſchen Seite, wo der hohe lange Gebirgsrücken ſich ſteil aus der Tiefe er-hebt, während das Gebirge von böhmiſcher Seite her erſt durch meh-rere Abſtufungen zu ſeiner völligen Höhe hinanſteigt. Der eigentliche Körper des Rieſengebirges iſt Granit, der in der niedern Region überall mit mehr oder weniger fruchtbarer Dammerde bedeckt iſt. Aber je höher, deſto dünner wird dieſer Überzug, der auf den obern Höhen des Gebirges ganz in Torfmoor übergeht. Am Fuße des Ge-birges beſtehen die Waldungen meiſt aus Buchen, Birken, Ulmen, Erlen ꝛc., auf dem Abhange aus Fichten und Tannen. Aber in den höhern Regionen findet man nichts als Knieholz, und wo auch die-ſes aufhört, da erſtrecken ſich über den hohen Rücken weite Wieſen hin, voller bruchiger Stellen, Tümpel, Moräſte, Sümpfe und ſelbſt ganze Waſſeranſammlungen, welche mehreren Flüſſen, als der Elbe, Iſer, Aupe, Bober, Queis ꝛc. den Urſprung gaben. Da die Schneekoppe gewöhnlich das vornehmſte Ziel der das Rieſengebirge beſuchenden Reiſenden iſt, ſo verweilen wir hierbei etwas länger. Es giebt von Schmiedeberg aus, von wo man ſie am öfterſten be-ſteigt, verſchiedene und mannichfaltige Wege, unter denen aber vier die frequenteſten ſind. Der eine, welcher über Steinſeiffen, Krum-hübel, über die Seifenlehne und den Seifenbach nach der Hampels-baude führt, iſt darum der empfehlungswertheſte, weil von den Ge-brüdern Hampel die ſteile Seifenlehne ſeit einigen Jahren durch ange-legte Treppen und Sitze ſehr bequem zum Beſteigen gemacht worden iſt. In der Hampelsbaude (Bauden nennt man die im Rieſengebirge befindlichen einzelnen Wohnungen), welche 4140 Fuß hoch liegt, pflegen gewöhnlich die Reiſenden, um zum Sonnenaufgange die Koppe erreichen zu können, zu übernachten. Von da ſteigt man hinauf auf den Kamm des Gebirges, wo die Grenze zwiſchen Böhmen und Schleſien hinläuft, und dann gelangt man über den Koppenplan an die eigentliche Koppe, einen hohen, ſteilen, meiſtens in Wolken und Nebel eingehüllten Felſen, auf den ein ſchmaler und ſteiler Fußweg hinaufführt, und auf deſſen abgeſtumpftem Gipfel eine dem heiligen Lorenz gewidmete Capelle ſteht, deren Inneres ſeit einigen Jahren zerſtört iſt. Hier findet man die bekannten Veilchenſteine, die, wenn man ſie reibt, einen angenehmen den blauen Veilchen gleichen Geruch von ſich geben, der von dem feinen Veilchenmoos kommt, womit ſie überzogen ſind. Die Ausſicht auf dieſer Höhe iſt weit und entzückend. Öſtlich ſieht man von hier über Schleſiens Fluren bis an die Grenze des Großherzogthums Poſen und weſtlich nach Böhmen blickt man mit Schaudern in einen ſchroff hinablau-fenden 1500 Fuß tiefen Thalgrund, Rieſen- oder Teufelsgrund ge-nannt.

Riga, die befeſtigte Hauptſtadt des ruſſiſchen Gouvernements Liefland, an der Düna, über welche eine Schiffbrücke geht, liegt in einer ſandigen an ſich nicht reizenden Gegend, die aber durch viele Luſthäuſer und Gärten der Bürger belebt und angenehm gemacht wird. Sie beſteht aus der Stadt und den Vorſtädten, welche bei der Belagerung 1812 in Aſche gelegt wurden, und größer als die eigentliche Stadt waren. Jetzt ſind ſie größtentheils wieder aufgebaut worden. Riga zählt über 30,000 Einwohner, und hat viele Kirchen, ein Lyceum, ein Gymnaſium, eine Stadtbibliothek mit einem Naturaliencabinete und zahlreiche milde Stiftungen zur Unterhaltung und Verpflegung der leidenden Menſchheit. Unter den Gebäuden zeichnen ſich beſonders aus: das prächtige Rathhaus mit ſeinem zierlichen Thurme, der kaiſerliche Palaſt, das alte Schloß, die Reſidenz des Gouverneurs, das große prächtige Ritterhaus der liefländiſchen Ritterſchaft ꝛc. Die Einwohner ſind großen Theils Deutſche oder deutſche Abkömmlinge, und es herrſcht viel Reichthum, guter Ton und feine Lebensart unter denſelben. Sie betreiben Zucker-, Stärke-, Puder-, Spiegel-, Spielkarten-, Strumpf- und Nadelfabriken; wichtiger aber iſt der Handel, und Riga iſt nach St. Petersburg eine der wichtigſten Seehandelsſtädte des ruſſiſchen Reiches. Aus dem hieſigen Hafen wird der bei weitem größere Theil des ruſſiſchen Getreides ausgeführt, eben ſo wichtig iſt die Ausfuhr des Flachſes und Hanfs. Jährlich laufen in den Hafen an tauſend Schiffe aus und ein. Der Werth der Ausfuhr betrug (1815) über 24 Millionen Rubel. Zum Andenken der Jahre 1812, 13 und 14 iſt auf Koſten der Kaufmannſchaft eine eiſerne Denkſäule errichtet, deren Schwere 142,568 Pfund beträgt. Auf der einen Seite des Würfels, auf welchem ſie ruht, enthält ſie zwiſchen zwei mit Lorbeeren behängten Schwertern folgende Inſchrift: die Mächte von zwanzig Reichen und Völkern drangen mit Schwert und Feuer in Rußland ein, und fielen in Tod und Gefangenſchaft. Rußland beſiegte die Zerſtörer, zerbrach die Feſſeln von Europa. Alexander der Erſte befeſtigte durch ſeine ſiegreiche Hand und gab wieder den Königen ihre Reiche, den Völkern ihre Geſetze. — Riga hat mancherlei Schickſale gehabt. Im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts gehörte die Stadt dem deutſchen Orden; gegen das Ende deſſelben Jahrhunderts kam ſie unter polniſche Herrſchaft, 1621 eroberte ſie Schwedens großer König, Guſtav Adolph; endlich im Anfange des 18. Jahrhunderts kam ſie nach Carls XII. unglücklichem Kriege unter den ruſſiſchen Scepter, unter welchem ſie ſeitdem geblieben iſt. 1812 wurde ſie von den vereinigten Franzoſen und Preußen belagert, ohne eingenommen zu werden. 1814 litt die Stadt durch Eisgang einen ſehr bedeutenden Verluſt, indem über 400 Häuſer zu Grunde gingen.

Rigaudon iſt ein kleines Tanzſtück in ganzem oder vier Vierteltact, von lebhafter Bewegung, das gewöhnlich aus zwei Theilen beſteht. Ein Tanzmeiſter **Rigaud** ſoll Erfinder dieſes Tanzes geweſen ſein, der bei Balletten häufig angewendet wird. Bekannt iſt, daß in den gewöhnlichen franzöſiſchen Contretänzen das Pas de Rigaudon auch vorkommt.

Righini (Vincenzo), einer der erſten unter den neuern italieniſchen Componiſten. Er war zu Bologna im Jahre 1760, nach Andern 1758 geboren, und aus einer ehrbaren, aber verarmten Familie. Die ausgezeichnete Stimme, welche der Knabe beſaß, be-

wog ſeine Ältern, ihn in das Conſervatorium ſeiner Vaterſtadt, welches damals, beſonders im Geſange, vortreffliche Lehrer beſaß, aufnehmen zu laſſen. Hier wuchs ſeine Luſt an der Geſangsmuſik, ſo wie ſein Talent für dieſelbe frühzeitig ausgebildet wurde. Weil man ihn aber zu lange Sopran ſingen ließ, ſo verlor ſeine Stimme ihre Schönheit, und der Tenor, in welchen ſie überſprang, erhielt etwas Heiſeres und Dumpfes, ſo daß er als Sänger in Wien, wohin er ſich einige Zeit darauf begab, ungeachtet ſeiner vortrefflichen Schule, nur mäßigen Beifall fand. Deſto größern Beifall erhielt ſeine Geſangsmethode, ſo daß er bald einer der geſuchteſten Singmeiſter in der muſikliebenden Kaiſerſtadt war. Zum Lehrer in der Compoſition ſoll er den berühmten Pater Martini gehabt haben, wovon ſich jedoch in ſeinen Werken keine beſondere Spur zeigt. Als Componiſt hatte er außer einigen kleinen Geſängen und Concertarien nur zwei komiſche Opern bekannt werden laſſen, als ihn der letzte Churfürſt von Mainz 1788 zu ſeinem Capellmeiſter berief. Jene wurden ſehr beliebt, in dieſen (il Convito di pietra und la Vedova scaltra, beide gegen 1782 geſchrieben) erkannte man zwar den geiſtreichen Meiſter, und beſonders den trefflichen Sänger; das Ganze gefiel jedoch nicht ausgezeichnet, was auch natürlich war, da das Komiſche nie ſein Fach war, und er dafür weder Erfindung noch die gehörige Laune, Kürze und Raſchheit beſaß. Seine opera semiseria, die er zwar noch in Wien geſchrieben, aber erſt in Mainz vollendet zu haben ſcheint, il Demorgone, ovvero il Filosofo confuso, zeigt ſchon die ernſte Richtung, die ſein Geiſt genommen, die würdige Gattung, für welche er von Natur beſtimmt war, und in welcher er einem großen deutſchen Vorbild (Mozart, deſſen Werke in Wien den tiefſten Eindruck auf ihn machten) mit eigenthümlichem Talent, und mit beharrlicher Liebe und Sorgſamkeit nachſtrebte. Dieſem folgte ſeine Armida (1788) und ſeine Compoſition zu Metaſtaſio's Alcide al bivio (1789), welche von ihm damals und ſpäter in Coblenz, Wien, Leipzig ꝛc. mit vielem und verdientem Beifall aufgeführt wurde. Hier zeigt er ſich in der Gattung und Weiſe, welcher er von nun an immer treu blieb, mit größerer Meiſterſchaft. Wir laſſen einen Kunſtkenner über dieſe Art und Gattung ſprechen: „Righini's Opern, wie er ſie von der Zeit ſeiner Reife an ſchrieb, mithin A r m i d a, Alcide, Arianna, Atalanta, ſein E n e a n e l L a z i o, T i g r a n e, l a S e l v a i n c a n t a t a und G e r u s a l e m m e l i b e r a t a ſind eigentlich keine Opern, ſondern Concertmuſik. Die größern und ausgeführtern Stücke derſelben gehören zu dem Herrlichſten, was jemals von Geſang für Concerte geſchrieben worden iſt. Vor allem iſt das Terzett, Quartett, Quintett, kaum von einigen, die recht eigentliche Baßarie aber von keinem e i n z i g e n Componiſten trefflicher bearbeitet worden, als von ihm. (Er ſetzte letztere für den berühmten und damals blühenden erſten Baſſiſten des königlichen Theaters zu Berlin, Fiſcher den Vater.) Für die Bühne haben ſeine Charaktere zu wenig Beſtimmtheit, Begrenzung und Individualität, ſeine ganze Schreibart geht zu ſehr in die Breite, er mußte ſich überall, wo er etwas Gutes zu ſagen hatte, ganz ausreden; auch haben die an ſich trefflichen Ausführungen bedeutender Scenen und Situationen zu wenig Verſchiedenheit gegen einander, und überhaupt zu wenig von dem, was ſie einander unterordnen und erſt als Hauptgruppen eines theatraliſchen Ganzen vereinigen ſollte. Aber als Concertmuſik betrachtet, und von Or-

cheſtern und Sängern gut ausgeführt, gewähren ſeine Operncompoſitionen einen unbeſchreiblichen Genuß, und werden als Lieblingswerke gebildeter Kunſtfreunde und als Fundgruben für Concertdirectoren und vorzügliche Sänger noch lange beſtehen, bilden und erfreuen. Vereinigen doch ihre Hauptſtücke alles in ſich, was man von dieſer Gattung nur wünſchen kann: einen fließenden, und doch kunſtreichen, glänzenden und doch natürlichen, ſchön verflochtenen und doch ſtets klaren Geſang; meiſterhafte Behandlung der Inſtrumente — immer reich und nie überladen, immer obligat, nie zerſtreut oder die Hauptſache verdunkelnd, immer effectvoll und nie den Geſang überbietend; dabei überall Ordnung, ſchönes Verhältniß der Ideen gegen einander, und eine ſtets anſtändige, edle und großartige Harmonie, erbaut auf das ſichere Fundament bedeutender und energiſcher Bäſſe; überall auch Ausführlichkeit und Genüge, überall Benutzung der größten und natürlichſten Reize ſowohl jeder gebildeten Menſchenſtimme, als jedes gut behandelten Inſtruments." Dem Charakter nach gehören ſeine Compoſitionen mehr der deutſchen als der italieniſchen Muſik an; kein Italiener hat wie er den gediegenen Ernſt und die Harmoniefülle der Deutſchen mit dem Fluſſe der italieniſchen Melodie vermählt, keiner ſteht Mozart ſo nahe als er, keiner beſitzt dieſe Solidität und Gründlichkeit der Ausführung. Nächſtdem hat er ſich das größte Verdienſt um den Geſang in Deutſchland erworben, nicht nur durch ſeinen bis zum Ende ſeines Lebens ertheilten trefflichen Geſangsunterricht, ſondern auch durch ſeine Übungsſtücke für den Geſang, und ſeine herrlichen Liedercompoſitionen. Von der ausgezeichneten Schule Righini's zeigt ſeine berühmteſte Schülerin, die Tochter des vorhin genannten Baſſiſten, jetzt Madame Fiſcher-Vernier, ungeachtet ſie in ihrer Stimme ſehr verloren hat. Seine Solfeggien (1803) dürfen keinem unbekannt ſein, welcher ſich zu einem guten Sänger ausbilden will; ſie ſind gründlich, lehrreich und doch ſehr geſchmackvoll, ſie vereinigen das Solide der alten Meiſter mit der Anmuth und dem guten Geſchmacke unſeres Zeitalters. Seine zahlreichen Lieder, Canzonetten, Duetten &c. mit Begleitung des Pianoforte ſind durch eine ſtets ausdrucksvolle, anmuthige und geſangreiche Melodie, welche durch fließende Harmonie getragen wird, ausgezeichnet, einfach und ungeſucht, ohne trocken und flach zu ſein, und für eine von der Natur begünſtigte und gebildete Stimme ungemein anziehend. Auch in ihnen erblickt man die innigſte Verſchmelzung des deutſchen und italieniſchen Charakters, und man kann ſagen, Righini habe in ihnen die italieniſche Anmuth auf den Boden deutſcher Gemüthlichkeit, die im deutſchen Liedergeſang vorzüglich herrſcht, mit großem Glück verpflanzt, und ſei in dieſer Hinſicht unübertroffen. In den deutſchen Liedern, ſagt jener Kunſtkenner, wird man es ihm, der die Converſationsſprache ſeines zweiten Vaterlandes zwar verſtand und allenfalls ſprach, in der poetiſchen aber nie heimiſch werden konnte, nicht zu hoch anrechnen, daß er das Einzelne in ſeinen Texten oft fallen ließ, und ſich nur an das Allgemeine, an die im ganzen Gedicht herrſchende Empfindung hielt, zumal da er dieſe faſt nirgends verfehlte, und nicht ſelten meiſterlich auszudrücken wußte. Für die Kirche hat Righini nur zwei Werke geliefert: die Miſſa, welche er bei der letzten deutſchen Kaiſerkrönung als mainziſcher Capellmeiſter in Frankfurt 1790 aufführte, und 1810 das Te deum zum Geburtstage der Königin Luiſe von Preußen. Jene iſt kurz, glän-

zend und populär, wie es der Zweck erfoderte. Letzteres iſt mit allgemeinem Beifall und mit der überreichen Beſetzung (von mehr als 500 Perſonen), die der Meiſter allerdings zu glänzenden Effecten zu benutzen wußte, auf dem Schloſſe in Berlin aufgeführt worden. Doch behauptet man, daß er ſchwerlich im eigentlichen Kirchenſtyl etwas Eminentes würde geleiſtet, und ihm ſeinen Ruhm verdankt haben. Seine Direction muſikaliſcher Aufführungen war muſterhaft, ſie war ruhig, präcis und ſcharf, ohne pedantiſch, kleinlich und affectirt zu ſein. Von ſeinen Lebensumſtänden bemerken wir noch, daß Righini im Jahr 1793 Capellmeiſter des Königs von Preußen wurde, in welchem Poſten er die ſchönſten ſeiner angeführten Werke ſchrieb. Er führte übrigens in Berlin ein ſtilles, eingezogenes Leben, und hat wiſſentlich wohl niemals jemanden wehgethan. Im Jahr 1812 machte er eine Reiſe, um ſein Vaterland noch einmal wieder zu ſehen. Hier wurde er, und zwar in ſeiner Vaterſtadt, am 19. Auguſt durch die Folgen einer Operation der Tonwelt entriſſen. Mit dankbarer Trauer feierte die Capelle zu Berlin im October des genannten Jahres durch ein feierliches Requiem in der katholiſchen Kirche ſeinen Tod.

T.

Rigiberg, einer der höchſten Berge in der Schweiz. Er liegt im Canton Schweiz am Zuger See. Seine höchſte Spitze iſt 5676 Fuß, alſo 2148 Fuß höher als der Brocken, und 7024 niedriger als der Montblanc über der Meeresfläche erhaben. An ſeinem Fuße liegen 10 bis 11 Dörfer umher, und auf ſeinen Höhen ſind über 150 Sennenhütten verſtreut, wohin die Einwohner der Flecken und Dörfer am Fuße des Berges ihr Vieh zur Weide treiben. Die Anhöhen gegen den Zuger See hin ſind kalt, öde und ſteil; die ſüdlichen Anhöhen hingegen ſind nicht ſo ſteil, und man trifft auf dieſer Seite zahme Kaſtanien, und ſogar Mandeln und Feigenbäume. Rigikulm iſt der berühmteſte Gipfel des Berges, und gewährt eine der herrlichſten Ausſichten. Man leſe die Beſchreibung von Joh. Meyer, Zürich 1807. Wenn man bis zur Mitte des Rigi hinauf kommt, findet man nur kahle Weiden, kurzes ſtruppichtes Gebüſch und viel Farrenkraut. Der Name dieſes Berges ſoll von Regina montium (Königin der Berge) herkommen.

Rikoſchettſchuß iſt ein Bogenſchuß, bei welchem die Kugel nach dem erſten Aufprallen auf die Erde ſich wieder hebt, und ſo in immer kleinern und längern Bogen ihr Ziel durchläuft. Dieſe Art zu ſchießen wird bei der Artillerie ſehr häufig gebraucht, um eine große Fläche zu beſtreichen. Das Rikoſchettiren ſelbſt geſchieht nach den Regeln der Mechanik, der zu Folge ein elaſtiſcher Körper, wenn er auf eine harte Fläche trifft, unter eben dem Winkel, und mit eben der Schnelle zurückgeworfen wird, mit der er fiel, abgerechnet natürlich den Widerſtand der Luft und den Einfluß der Schwere des geworfenen Körpers. Die Pulverladung iſt bei einem ſolchen Bogen- oder Rikoſchettſchuß bedeutend ſchwächer als bei dem gewöhnlichen Kernſchuß der Kanonen, die niederſchmetternde Gewalt der Kugel daher aber auch nicht ſo groß, als bei dieſem.

Rimeſſe, ſ. Remeſſe.

Rimini (lat. Ariminium), eine ſehr alte, große, volkreiche päpſtliche Stadt, liegt am adriatiſchen Meer am Fluſſe Marecchia. Dieſer bildet an ſeiner Mündung einen Hafen, welcher aber durch den Sand und die Steine, die das Waſſer von den Bergen mit ſich führt, ganz unbrauchbar geworden und jetzt nur von Fiſcherkähnen beſucht iſt.

Das Meer hat ſich über eine halbe Meile vom ehemaligen Leuchtthurm zurückgezogen, den jetzt Gärten umgeben; nur wenig Spuren des alten Hafens ſind noch übrig. Am Thore S. Giuliano kommt man über eine herrliche, ſchön verzierte Brücke in die Stadt. Sie wurde unter den Kaiſern Auguſtus und Tiberius an dem Orte, wo ſich die beiden Conſularſtraßen, Via Flaminia und Aemilia, vereinigen, aus dem ſchönſten weißen Marmor der Apenninen erbaut und iſt unſtreitig das erhaltenſte Denkmahl dieſer Art aus dem ganzen Alterthume. Vor einem andern Thore, durch welches man Rimini verläßt, ſteht noch ein alter, zu Ehren des Auguſtus errichteter Triumphbogen. Der Dom, der auf den Ruinen eines Tempels des Kaſtor und Pollux ſteht, iſt, wie mehrere andere Kirchen, aus der Marmoreinfaſſung des alten Hafens erbaut. Die Kirche S. Franceſco, in der Mitte des 15. Jahrhunderts erbaut, zeichnet ſich durch ihre edle und prächtige Architektur vortheilhaft aus. Sie wurde von Pandolfo Malateſta geſtiftet, deſſen Familie im Mittelalter lange über Rimini geherrſcht und die Stadt mit mehreren öffentlichen Gebäuden geſchmückt hat. Auf der Piazza del Commune befindet ſich ein ſchöner Springbrunnen und die eherne Statue des Papſtes Paul V., und auf dem Marktplatze ein Piedeſtal, von welchem herab Cäſar ſein Heer nach dem Übergange über den Rubicon angeredet und entflammt haben ſoll. Neun Arcaden im Capuzinerkloſter hält man für Überreſte eines vom Conſul Publ. Sempronius erbauten Amphitheaters. Endlich verdienen die Bibliothek des Grafen Gambalonga und die vom Doctor Bianchi geſtiftete Sammlung von Inſchriften und andern merkwürdigen Alterthümern noch eine rühmliche Erwähnung. xx.

Rinde, ſ. Baum.

Rindviehzucht findet man auf der ganzen Erde verbreitet, da das Rindvieh zu den nützlichſten Hausthieren gehört, und in jedem Klima ausdauert, wo noch Gras, ſeine gewöhnliche Nahrung, wächſt. Die Rindviehzucht bezeichnet eine der erſten Stufen der Cultur, und beginnt, wenn der rohe Naturmenſch von der Fiſcherei und Jagd in den Hirtenſtand übergeht, eine Stufe auf welcher heut zu Tage noch viele Völker ſtehen. Wäre auf dem großen Continent des fünften Welttheils, in Neuſeeland z. B., eine dergleichen Thiergattung vorhanden, ſo iſt kein Zweifel, daß, da aus gleichen Urſachen gleiche Wirkung erfolgt, die Neuſeeländer längſt in das Nomadenleben übergegangen ſein würden, ſtatt daß ſie jetzt noch rohe Naturmenſchen ſind. Daß die zahmen Hausthiere von den wilden Arten abſtammen, iſt eben ſo gewiß, als ſie ſo leicht wieder in ihren natürlichen wilden Zuſtand zurücktreten, wie die großen Sennen (Steppen, große Landſtriche mit Gras bewachſen) in Südamerika beweiſen, wo ſich eine ungeheure Menge wilden Rindviehes befindet, das blos von dem zahmen Vieh abſtammt, welches nach der Entdeckung von Amerika dahin gebracht worden, und ſich jetzt in der Wildheit bei günſtigem Klima und überflüſſigem Futter ſo erſtaunlich vermehrt hat, daß es größtentheils blos um der Häute willen gejagt und getödtet wird, da das Fleiſch in ſo großer Menge nicht benutzt werden kann. Unter den wilden Racen unterſcheiden ſich beſonders der Auerochſe und der Büffel als die beiden Extreme, zwiſchen denen die andern Racen mitten inne ſtehen. Unſer zahmes Rindvieh gleicht mehr der erſten Gattung, denn ob es ſchon auch zahmes Büffel-Rindvieh giebt, ſo iſt doch dieſes von unſerm gewöhnlichen überall verbreiteten Rindvieh ſehr verſchieden, beſonders verlangt dieſe Büffelart durchaus ein

warmes Klima, wie in Ungarn und Italien iſt. Der verſtorbene ſächſiſche Miniſter, Graf Einſiedel, ließ vor 20 Jahren dergleichen Büffelvieh aus jenen Gegenden auf ſein Gut Wolkenburg kommen, wo viele Verſuche, daſſelbe einheimiſch zu machen, und vielleicht eine vorzüglichere Gattung Rindvieh durch Vermiſchung zu erzeugen, gemacht worden, der Erfolg aber nicht günſtig geweſen iſt. Die zahme Rindviehzucht, durch ſo viele Länder unter alle Himmelsſtriche verbreitet, mußte natürlich eine große mannichfaltige Verſchiedenheit der Racen erzeugen, je nachdem Futter, Klima und Lebensart der urſprünglichen Natur dieſer Thiere zuträglich war oder nicht. So iſt beinahe in jedem Lande eine beſondere Race entſtanden. In Europa beſonders hat man polniſches, ungariſches, ukrainer, moldauer, ſchweizer, tyroler, holſteiner, frieſiſches, vogtländiſches und eine Menge andrer Racen. Das in jeder Provinz von alten Zeiten her einheimiſche Rindvieh nennt man Landvieh. Wenn alſo von Landvieh geſprochen wird, ſo fragt ſich's, von welcher Provinz die Rede iſt. Da natürlich immer eine Race vor der andern Vorzüge hat, ſo ſuchen die nach Verbeſſerung ſtrebenden Landwirthe Zuchtvieh von dieſen vorzüglichern Racen zu erhalten; allein da hier größtentheils die Urſachen nicht vorhanden ſind, die dieſe Racen nach und nach erzeugt haben, ſo ſind dieſe Verſuche im Anfange oft von keinem günſtigen Erfolge. So z. B. war das ſchweizer Vieh vor vierzig Jahren diejenige Race, nach welcher ſo viele Landwirthe in Deutſchland ſtrebten. Da dieſes Rindvieh aber ſeine gewohnten ſetten Alpenweiden hier nicht vorfand, ſo war der Nutzen dieſes ſchweizer Viehes anfangs geringer und ſchlechter als der vom Landvieh, und es wurde zum Sprichwort: „Wer ſchweizer Vieh haben will, muß auch ſchweizer Futter haben.“ Da aber mehrere den Verſuch nicht ſogleich aufgaben, ſo gewöhnte ſich nach und nach das von der erſten und den folgenden Generationen gezogene Vieh immer mehr und mehr an die hier gewöhnliche Fütterung und Lebensart, und ſo iſt die davon abſtammende Race jetzt viel vorzüglicher und geſchätzter als das ehemalige Landvieh; der Beweis davon iſt, daß man überall unter den wohlhabenden Landwirthen dieſe beſſere Rindviehrace antrifft, was ſonſt der Fall nicht ſein würde. Beſonders hat ſich gezeigt, daß die Baſtardrace, welche durch Begattung der Landkühe mit ſchweizer Ochſen entſtand, in der dritten und vierten Generation bei uns die nutzbarſte Rindviehrace geworden iſt. Da nicht jeder Landwirth im Stande war, ſchweizer Kühe kommen zu laſſen, ſo konnte er doch von denjenigen, die dergleichen angeſchafft, Ochſenkälber erhalten, und damit das Landvieh veredeln. Neuerlich hat man in mehreren Gegenden die frieſiſche Rindviehrace dem ſchweizer Vieh vorgezogen, weil dieſes von noch anſehnlicherer Größe und Schönheit iſt; bis jetzt iſt aber die Acclimatiſirung damit noch nicht ſo weit vorgeſchritten, daß man einen höhern Ertrag gegen Landvieh behaupten könnte; wiewohl nach einigen Generationen und beſonders Baſtardzeugungen es derſelbe Fall wie bei dem eingeführten ſchweizer Vieh ſein wird. So findet man jetzt in den meiſten deutſchen Provinzen kaum noch einige Überbleibſel von dem alten Landviehſtamm, als etwa im Vogtlande, und alles iſt eine durchkreuzte gemiſchte Race von ſchweizer, frieſiſchem und Landvieh; daher die ſo vielfältigen Farben dieſer Viehherden, die aber unſtreitig einen höhern Ertrag als das ehemalige Landvieh gewähren, ſo daß die neuere Landesökonomie auch in dieſem Zweige beträchtliche Fortſchritte gemacht hat. — Die Rindviehzucht iſt in der

deutſchen Landwirthſchaft Mittel und Zweck zugleich; Mittel zum Betriebe des Ackerbaues, um das Gras und übrige Futter in Düngung zu verwandeln, ohne welche der Ackerbau nicht beſtehen könnte, und das ſonſt auf keine andre Weiſe in ſolche kräftige Düngung verwandelt werden kann, als wenn es, durch die Leiber der Thiere gegangen, einen chemiſchen Prozeß erlitten hat, den keine Kunſt nachzuahmen im Stande iſt. Zwar pflügt man jetzt noch Klee, Wicken und andre Futterkräuter unter, und rechnet dieſe verfaulenden Futterkräuter dem Acker als Düngung an. Das ſind ſie zwar auch, aber lange nicht in dem Maße, als wenn ſie durch den Verdauungsprozeß in Düngung verwandelt worden. Um den ſo nöthigen Dünger zu gewinnen, iſt die Stallfütterung des Rindviehes entſtanden, eine Erfindung der Deutſchen, die nach und nach von allen Nationen angenommen werden wird, die nach Verbeſſerung des Ackerbaues ſtreben. Nur da, wo der Ackerbau mit zu vielen natürlichen Hinderniſſen zu kämpfen hat, und deßhalb kaum die Koſten trägt, wie in allen hoch liegenden gebirgigen Gegenden, wo nur eine ſehr geringe Oberfläche vorhanden iſt, deſſen ungeachtet aber noch Gras zu guter Viehweide wächſt, wäre es zweckwidrig und unvortheilhaft, das Vieh nicht auf die Weide zu treiben, da dieſes Gras, worunter vorzüglich viele aromatiſche Kräuter ſind, die nur auf Bergen wachſen, ſonſt weiter nicht benutzt werden kann. Hier wird die Rindviehzucht Zweck, wie in der Schweiz und andern gebirgigen Ländern. In flachen ebenen Ländern aber, wo der größte Theil der Oberfläche zum Ackerbau benutzt werden kann, und wegen der Bevölkerung benutzt werden muß, kann die Rindviehzucht nur Mittel des Ackerbaues ſein; ſie iſt dieſem untergeordnet. Man ſieht leicht ein, daß wenn der Acker blos als Rindviehweide benutzt würde, dieſes die ſchlechteſte Benutzung deſſelben wäre, ſo wie überhaupt Weide die ſchlechteſte Benutzung der Oberfläche iſt, aus dem ſehr einfachen Grunde, weil alle Pflanzen, die unaufhörlich im Wachsthume geſtört, täglich abgebiſſen und beſchädigt werden, nur einen geringen Ertrag geben können. Eben aus dem Grunde erhält man viel mehr Futter, und kann den Viehſtamm beträchtlich vermehren, wenn die Viehweiden in Ackerland verwandelt, mit Futterkräutern bebaut oder als Wieſen benutzt werden und das Vieh im Stalle gefüttert wird. Die Stallfütterung gewährt alſo nicht nur mehrere Düngung, weil alle Excremente des Viehes zur Düngung erhalten werden und nicht auf der Weide verloren gehen, ſondern auch noch beſonders, weil bei ihr eine größere Anzahl Vieh gehalten und ausgefüttert werden kann. Die Stallfütterung unterſcheidet man in ganze und halbe. Wenn das Getreide eingeerntet iſt, bleibt noch eine Menge Gras auf dem Stoppelfelde, das ſonſt nicht benutzt werden kann; eben ſo wenn die Wieſen das letztemal gemäht ſind, bleibt noch ein großer Theil Grasſtoppeln, ſo wie junger Nachwuchs des Graſes; dieſes läßt man abweiden, und das Vieh vom Monat Auguſt bis Eintritt des Winters dahin treiben, und dieſes nennt man die halbe Stallfütterung; die ganze findet Statt, wenn das Vieh das ganze Jahr nicht auf die Weide getrieben wird. Die halbe Stallfütterung hat überall den Vorzug vor der ganzen, es geht zwar einige Düngung dabei verloren, allein man benutzt eine Menge Weidefutter, das ſonſt ganz verloren ginge, man kann alſo mehr Vieh halten, wenn man dieſe Weide benutzt, und gewinnt dadurch mehr Düngung als bei der ganzen Stallfütterung; auch iſt die Düngung nicht ganz verloren, die auf den Acker und die Wieſe fällt,

ſondern kommt dieſen doch einigermaßen zu gute. Hierzu noch den größern Nutzen von mehrerm Rindvieh genommen, das man bei der halben Stallfütterung halten kann, ſo dürfte es wohl nur wenige Ausnahmen geben, wo die ganze Stallfütterung der halben vorzuziehen wäre. Thaer, in den „Grundſätzen des rationellen Ackerbaues" im 4. Theil, S. 224 ſagt: „Die halbe Stallfütterung ſei, wobei das Vieh einen Theil des Tages zugleich weidet." Dieſes iſt irrig, denn dadurch wäre aller Unterſchied zwiſchen Weidegang und Stallfütterung aufgehoben. Ehe die Stallfütterung erfunden wurde, trieb man das Vieh ebenfalls auf die Weide, und fütterte es hernach, wenn es nach Hauſe kam, im Stalle; und ſo iſt es noch überall, wo keine Stallfütterung eingeführt iſt. Stallfütterung iſt der Weide entgegengeſetzt; ganze und halbe Stallfütterung unterſcheidet ſich aber in Anſehung der Zeit. Bei dem Weidegange wird das Vieh vom Monat April bis Eintritt des Winters ausgetrieben; bei der halben Stallfütterung wird es nur dieſe halbe Zeit, vom Monat April bis zur Ernte, wo das Stoppelgras die erſte Weide wird, nicht ausgetrieben, ſondern dieſe halbe Zeit ganz im Stalle gefüttert; bei der ganzen Stallfütterung wird das Vieh aber das ganze Jahr nicht ausgetrieben. Dieſes iſt der Unterſchied und der Begriff, den jeder Ökonom mit ganzer und halber Stallfütterung verbindet. — Bei der Rindviehzucht wird entweder das Vieh ſelbſt zugezogen, oder es werden gleich melkende Kühe gekauft. Wo man die Melkkühe ſehr hoch benutzen kann, wie in der Nähe volkreicher Städte, da iſt Verluſt bei der Zuzucht des jungen Viehes; denn wenn daſſelbe Futter, das für das junge Vieh erfoderlich iſt, in Melkkühe verfüttert wird, ſo giebt es einen viel höhern Ertrag, und ſo iſt es wieder umgekehrt auf dem Lande der entgegengeſetzte Fall. Wenn man ſtatt eines ſchlechten Viehſtammes einen beſſern anſchaffen will, ſo iſt es viel vorzüglicher, ſogleich gute veredelte Kühe zu kaufen, die, weil die Rindviehzucht überall ſo verbreitet iſt, leicht zu haben ſind. Will man hingegen den ſchlechten Viehſtamm durch gute Zuchtochſen ſelbſt veredeln, ſo ſind dazu eine Reihe von Jahren erfoderlich, indem dieſe Veredelung doch nur erſt in der zweiten, dritten Generation völlig zu Stande kommt. Im Durchſchnitt gilt eine veredelte Kuh ſo viel als zwei ſchlechte Landkühe. Die veredelte Kuh giebt eben ſo viel Nutzung und auch Düngung, als jene zwei. In der Fütterung aber liegt der Unterſchied, die veredelte Kuh verlangt etwas mehr, und beſonders beſſeres Futter; Stroh, womit man zur Noth Landkühe füttert, kann man hier nur als zum Überfluß gegeben anrechnen, ſonſt fällt der Nutzen von den veredelten Kühen ganz weg, und bleibt noch hinter dem der Landkühe zurück. Dieſes beſſere Futter erlangt man aber bei der Stallfütterung, und wer den Gang der Veredlung beobachtet hat, wird gefunden haben, daß man erſt ſeit Einführung der Stallfütterung eifrig nach der Veredlung geſtrebt hat. Bei der Stallfütterung iſt das erſte, eine Menge Futterkräuter anzubauen, die man ſonſt nicht gebaut hat, und eben dieſe Futterkräuter ſind das beſſere Futter, das zur Veredlung des Viehes unumgänglich nothwendig iſt. Unter allen am vorzüglichſten iſt der Klee, deſſen Anbau ſich überall verbreitet hat, und der in ſo großer Menge gebaut wird, daß man füglich auf drei bis vier Monate vollauf Futter für die ganze Wirthſchaft erhält. Der Anbau des Klees im Felde verdient um deßwillen den Vorzug vor andern Futterkräutern, weil derſelbe den nachfolgenden Getreidefrüchten am wenigſten nachtheilig iſt, und ſein

Ertrag einen reinen Gewinn des Brachfeldes giebt. Iſt man nun hiedurch zu mehrerem und beſſerem Futter gelangt, ſo kann die Anzahl des Viehes vermehrt und veredelt werden. So giebt mehr Futter mehr Vieh, mehr Vieh mehr Düngung, mehr Düngung mehr Ertrag des Ackerbaues. Dieſes ſind die neuern Grundſätze der Landwirthſchaft, von denen der Futterbau und die Viehzucht die Grundlage ſind, und dieſe Grundſätze ſind von großem Erfolge in der Ausführung geweſen. Man hat berechnet, daß nur allein in dem ehemaligen Churſachſen, vor den Verwüſtungen des franzöſiſchen Krieges, 70,000 Stück Rindvieh mehr gehalten worden ſind, als vor der ausgebreiteten Einführung des Kleebaues, um welchen ſich beſonders Schubert von Kleefeld ſo ungemein verdient gemacht hat. Das ſchönſte Rindvieh findet man übrigens, wo Flüſſe und Auen, und daher eine große Menge der ſchönſten Wieſen ſind, wo alſo vorzügliches Futter aller Art in größtem Überfluß vorhanden iſt. Daher ſagt man auch von vorzüglichem Vieh: es iſt Elbvieh, Odervieh, Weichſelvieh u. ſ. w. — Aus dem Angeführten erhellet, daß eine genaue Beſtimmung der Benutzung der Rindviehzucht nicht möglich iſt. So verſchieden das Futter, ſo verſchieden die Viehracen ſind, ſo verſchieden iſt auch die Benutzung; ja zwei Kühe von einerlei Race und Größe, an demſelben Orte gezogen, mit gleichem Futter gefüttert, geben nicht gleichen Ertrag; die eine Kuh legt mehr auf das Fleiſch, die andre mehr auf die Milch, die fetteſten Kühe unter der Herde ſind daher nicht diejenigen, die den größten Nutzen geben. Den größten Unterſchied in dem Geldertrage giebt jedoch eine Kuh in einer volkreichen Stadt und auf dem Lande. Bei Verpachtungen auf dem Lande wird für eine Kuh jährlich 8, 10, 12 bis 15 Thaler gerechnet, nachdem die Viehrace iſt, und hinlängliches und gutes Futter dazu gegeben wird. In großen Städten hingegen giebt dieſelbe Kuh im Durchſchnitt wöchentlich einen Thaler, jährlich alſo 40 bis 50 Thaler Ertrag, und dieſer Unterſchied liegt blos in dem verſchiedenen Preiſe und Verkaufe der Milch. In Thaers „Grundſätzen des rationellen Ackerbaues" 4. Theil, Seite 227, wird der Geldertrag von einer mittlern Kuh nach dem Preiſe der Butter beſtimmt. Es wird angenommen, die Kuh wäre 40 Wochen im Jahre melkend, gäbe im Durchſchnitt 14 Seidel Milch betrüge 3808 Seidel, 40 Seidel Milch gäben ein Pfund Butter, folglich wären 84 Pfund Butter der jährliche Ertrag. (Hier iſt ein beträchtlicher Rechnungsfehler, denn nach dieſen Vorderſätzen ſind 98 Pfund Butter das Reſultat des Ertrags.) Dann werden noch 22 Fl. für Käſe und Molkenwerk gerechnet, hingegen 20 Fl. 24 Kr. für ſämmtliche Wartungskoſten abgezogen, und hieraus der Satz aufgeſtellt: daß 67 Fl. 16 Kr. der Pachtpreis einer Kuh ſei. Ferner heißt es daſelbſt: „In Wirthſchaften jedoch, welche ſich durch ihre Weide und Kuhhaltung auszeichnen, kann der Bruttoertrag einer Kuh, ſelbſt nach Abzug der Wartungs- und aller Nebenkoſten, wohl auf 98 Fl. 25 Kr. bei oben angenommenem Butterpreiſe (das Pfund 21½ Kr.) getrieben werden." Man findet hierbei weiter nichts zu erinnern, als daß, wenn dieſes zum Maßſtabe bei Rindviehverpachtungen genommen würde, man zuverläſſig keinen Pachter finden würde. Der höchſte Ertrag einer Kuh iſt in großen, volkreichen Städten beim Verkaufe der Milch, ſo daß in dieſen Wirthſchaften die benöthigte Butter nicht ſelbſt geſchlagen, ſondern zugekauft wird. Wo der Milchverkauf wegfällt, und Butter geſchlagen wird, kann der Ertrag nie ſo hoch ſein, und da iſt keine Wirth-

ſchaft auf dem Lande bekannt, wo der Pacht einer mittlern Kuh (denn von dieſem iſt hier blos die Rede) jemals über 15 Thaler geweſen wäre; das iſt aber doch in der That ein ſehr großer Abſtand von 98 Fl. 25 Kr. — Die Fütterung einer Kuh wird allemal viel höher kommen, als der Nutzen, ſelbſt beim höchſten Ertrage, beim Milchverkauf in Städten, ſonſt würden ſich mehrere Perſonen Kühe halten, die kein Landeigenthum beſitzen, und das benöthigte Futter kaufen. Wie kommt es alſo, daß man nicht lieber das Futter verkauft? Wo die Rindviehzucht nur Mittel des Ackerbaues iſt, da iſt ſie zur Gewinnung der benöthigten Düngung unentbehrlich. Wenn dieſelbe alſo auch lange nicht den Ertrag giebt, den das Futter koſtet, ſo muß man das Fehlende auf den Ertrag des Ackerbaues rechnen. Iſt aber die Rindviehzucht der Zweck, wie in gebirgigen Gegenden, ſo wird das Vieh die ganze Zeit auf die Weide getrieben, und bedarf nur des Winterfutters, das Futter auf der Weide kann man aber nicht wie andres Futter zu Markte bringen und verkaufen, auch ſonſt weiter nicht benutzen. So giebt es auch außer der Weide in jeder Landwirthſchaft noch eine Menge Abgänge, als Überkehr und Spreu vom Getreide u. d. m., die ebenfalls keine verkäufliche Waare ſind, die man aber zur Fütterung des Rindviehes ſehr gut anwenden kann. Aus dieſen Gründen iſt der Preis der Rindviehproducte viel geringer als der Preis des Futters, was ſonſt, wie in andern Dingen, im Gleichgewichte mit einander ſtehen müßte. Mehrere Landwirthe, auch Thaer, haben den Widerſpruch, daß der Productionspreis bei der Rindviehzucht ſtets höher iſt, als der Marktpreis, mithin Milch und Butter vom Rindvieh zu produciren mehr koſtet, als wofür man ſie auf dem Markte kaufen kann, dadurch löſen wollen, daß ſie zwei verſchiedne Preiſe des Futters angenommen haben, den Marktpreis und den Productionspreis, und behaupten, man ſolle, ſtatt das Futter nach dem Marktpreiſe anzurechnen, es nach dem Productionspreiſe berechnen. Allein dies iſt im Grunde nichts geſagt, denn der Marktpreis und Productionspreis eines jeden Dinges ſetzen ſich ſtets ins Gleichgewicht, ſind alſo ein und derſelbe; der Marktpreis wird jederzeit nach dem Productionspreis ſteigen oder fallen, bis ſie im Gleichgewicht ſind. (Von außerordentlichen Fällen, Mißwachs und dergl. iſt nicht die Rede, denn ſie ſind nur vorübergehend.) Warum nun eine ſolche Verſchiedenheit? Wir wollen nicht, um dieſe ſchwierige Aufgabe zu löſen, eine neue größere aufſtellen. Der eigentliche wahre Grund liegt blos darin, daß die Rindviehzucht ein unentbehrliches Mittel zum Ackerbau iſt. Wenn ſie auch an und für ſich nichts einträgt, das Futter höher verkauft werden könnte, als Milch und Butter eintragen, ſo iſt ſie doch zu Gewinnung der Düngung unentbehrlich, und eben weil man dieſes Mittel ſo hoch als möglich treibt, ſo viel Rindvieh als möglich hält, ſo wird dadurch die Concurrenz der als nebenbei gewonnenen Rindviehproducte ſo groß, daß ihr Productionspreis über den Marktpreis zu ſtehen kommt. Wst.

Rinforzando, abbreviirt rf. oder rinf., bezeichnet in der muſikaliſchen Notenſchrift das allmählige Anwachſen, oder Verſtärken eines und deſſelben Tones, dahingegen crescendo ſich auf eine ganze Reihe oder Folge von Tönen bezieht.

Ringelgedicht, auch Rondeau, iſt eine Art lyriſchen Gedichts, das dem Sonett verwandt iſt, aber gewöhnlich aus dreizehn Zeilen beſteht, deren neunte und dreizehnte das erſte Wort, oder die Hälfte des erſten Verſes, den ſogenannten Refrain, wiederho-

len. Es kommen darin fünf männliche und acht weibliche Reime, oder umgekehrt, vor. Ms.

Ringelrennen (Carrouſſel). Die ſtrengen Verbote gegen das Fauſtrecht und die öftere Verkündigung des allgemeinen Landfriedens entwöhnten die Ritter von der Luſt des Lanzenbrechens. Das feine, welſche Weſen aus Italien und Frankreich verdrängte die ſtrenge heimiſche Sitte, und die Frauen vornehmlich achteten fremden Flitterſtaat höher, als den einfachen vaterländiſchen Schmuck. Frauenliebe hatte zu aller Zeit eine hohe Gewalt über das Leben der Männer; da die Männer aber ſahen, daß ſie nur auf dem Tanzſaal oder bei feſtlichen Gelagen von ihren Schönen erhört wurden, und den Minneſold nicht mehr in den Schranken, noch in den Wagniſſen und Gefahren der Fehden, verdienen konnten, ließen ſie in den Hallen die Waffen raſten und roſten, und die geſtrengen feſten Ritter ſind endlich verwandelt worden in ſüße, milde Schäfer. — Die Turniere gehörten zu den ſchönſten Feſten des Mittelalters, ſie verſammelten die Ritter aus allen Gauen, ein jeder war geladen, der ebenbürtig und guten Rufes war; ſo wurden ſie Schule der Tugend und Tapferkeit, und Hans Sachs ſingt davon alſo:

„Der Turnier war des Adels Schul,
„Der ſie behielt in ſtrenger Zucht.
„Ganz Deutſchland bekam daraus Frucht,
„Wann es ſtund überall deſto baß,
„Weil der Adel ſo redlich was!“

Doch hörte auf den Burgen und an den fürſtlichen Höfen mit der Kampfluſt die Schauluſt nicht auf. Weil aber ſelbſt die Päpſte, die an ritterlicher Tugend keine Freude hatten, und ihr Wort gern überall geltend machen wollten, dem, der im Turnier fiel, kein Grab in geweihter Erde geſtatteten, führte man Spiele ein, wo man nicht fürchten durfte, daß es blutig enden würde; und ſo entſtanden die Ringelrennen. — Wie man ſonſt Mann gegen Mann eine Lanze brach, ſo übte man jetzt ſeine Kraft an Bäumen und Säulen. Um dieſem Spiel noch mehr Unterhaltung zu geben, ſtellte man einen hölzernen Ritter auf, nach dieſem wurde im vollen Lauf des Pferdes mit eingelegter Lanze gerennt. Wurde die Bruſt getroffen, ſo brach die Lanze, ohne daß der hölzerne Mann wankte; wurde er aber nur von der Seite geſtreift, ſo wendete er ſich, und gab dem ungeſchickten Ritter einen Schlag mit einem hölzernen Säbel. — Ein anderes Spiel des Carrouſſel war das Ringſtechen. Über der Bahn waren an einem Querbalken ein oder mehrere Ringe loſe befeſtigt; hier galt es, dieſe Ringe mit der Lanze behend herunterzuholen, doch ſo, daß ſie nicht auf die Erde fallen durften. — Die dritte Art des Ringelrennens war die, wo man einen Kopf als Ziel für die Lanze oder das Schwert aufſtellte. Dieſe Beluſtigung verdankt ihre Entſtehung den Türkenkriegen: man wollte ſich an den furchtbaren Anblick der Muſelmänner gewöhnen, oder durch dies entehrende Spiel ſich an dem armen Feind der Chriſtenheit rächen, und freute ſich, ſie verderben zu können, ohne ſie fürchten zu müſſen. ff.

Rinnleiſten, ſoviel als Karnieß. S. Säule.

Rinteln, die Hauptſtadt des churheſſiſchen Antheils an der Grafſchaft Schauenburg, an der Weſer, welche hier die Exter aufnimmt, in einer bergigen Gegend. Sie iſt jetzt ohne Feſtungswerke und ziemlich gut gebaut, mit geraden Straßen, und hat 440 Häuſer und 2500 Einwohner, welche einigen Handel und Schifffahrt treiben. Man fin-

det hier ein Gymnaſium mit einer Bibliothek und Sammlung von mathematiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten, und eine Glashütte. Über die Weſſer führt eine Schiffbrücke. Die von dem Fürſten Ernſt III., Grafen zu Holſtein und Schauenburg 1619 zu Stadthagen geſtiftete und 1621 hieher verlegte Univerſität, bei welcher blos lutheriſche Profeſſoren der Theologie angeſtellt wurden, iſt den 10. December 1809 vom vormaligen Könige von Weſtphalen aufgehoben worden. Die Stadt iſt der Sitz eines Conſiſtoriums und einer Regierung des heſſencaſſelſchen Landesantheils von Schauenburg.

Rio Janeiro, die Hauptſtadt Braſiliens und der ganzen portugieſiſchen Monarchie, jetzt die Reſidenzſtadt des Königs der vereinigten Königreiche Portugal, Braſilien und Algarvien, liegt in der Capitania (Provinz) Rio Janeiro, an der Mündung des Fluſſes Janeiro. Wenn man von der See aus nach dieſer Hauptſtadt kommt, ſo fährt man durch eine ſchmale Öffnung, die von zwei nackten Felſen eingefaßt wird. Dies iſt der Eingang des Hafens, längs deſſelben erheben ſich Forts und Batterien. Man gelangt hier in ein weites Waſſerbecken mit einer Menge Boote, Schiffe und Inſeln bedeckt. Amphitheatraliſch ſteigen die mahleriſchen Berge in den blauen Himmel empor, an den Abhängen Kirchen und Klöſter, Feſtungswerke und ländliche Wohnungen und dazwiſchen liebliche Thäler voll Pomeranzenhaine und begrünter Buchen. So durchſchneidet man dieſe reizende Bay und erblickt endlich die Stadt San Sebaſtian de Rio Janeiro (dies iſt der vollſtändige Name) mit ihren zahlreichen Thürmen vor ſich. Die Stadt liegt auf einer ebenen, erhabenen Landzunge, ungefähr drei Viertelſtunden von dem Eingange des Hafens entfernt. Sie wird auf der Nordſeite von der Bay, auf den drei übrigen Seiten von hohen waldigen Bergen begrenzt. Eine regelmäßige Feſtung auf der einen Spitze der Landzunge und ein wohlbefeſtigtes Benedictinerkloſter auf der andern dienen zur Vertheidigung. Beide beherrſchen die Stadt und den Ankerplatz. Dieſer befindet ſich bei der Schlangeninſel, die gerade davor liegt, und gleichfalls mit einem Fort verſehen iſt. Die Bevölkerung von Rio Janeiro beträgt jetzt mit Inbegriff der Neger, jedoch mit Ausſchluß der Beſatzung, 100,000 Seelen. Faſt alle Straßen durchſchneiden ſich in rechten Winkeln, und laufen vollkommen gerade aus, ſind aber faſt alle ſchmal. Eine der breiteſten und ſchönſten iſt die Hauptſtraße, Rua de Dereito genannt, in gleicher Breite mit der Bay. Sämmtliche Straßen ſind mit Granit gepflaſtert, auch mit Erhöhungen für die Fußgänger verſehen. Die Beleuchtung iſt noch keinesweges allgemein, wird aber einigermaßen durch die Lampen vor den Marienbildern erſetzt. Die Häuſer haben in der Regel nur zwei Geſchoſſe; doch giebt es auch ſehr anſehnliche. Die häßlichen Altane von den obern Stockwerken ſind jetzt gänzlich abgeſchafft. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich die meiſten Kirchen und Klöſter, beſonders die neue prächtige Domkirche aus. Auch ſind die königliche Capelle und die Münze, die beide einen Theil des Palaſtes ausmachen, ſehenswerth. Die Marktplätze ſind mit ſchönen Springbrunnen geziert. Das Waſſer erhält die Stadt durch eine aus 80 Doppelbogen beſtehende und an einigen Stellen über 150 Fuß hohe Waſſerleitung, welche es in einer Entfernung von faſt zwei Stunden herbeiführt. Seit der Verſetzung des Hofes nach Rio Janeiro hat ſich die Indruſtrie vermehrt. Bereits beſtehen in der Nähe der Stadt Leder-, Seiden-, Steingut-, Glasfabriken ꝛc. Eben ſo befinden ſich in der Stadt mehrere Segeltuchfabriken, Baumwollenſpinnereien, Zuckerſiedereien. Am ausgedehnteſten

ſind in dieſer Hinſicht die Fabriken von groben und mittlern Baumwollenzeugen, aus welchen ſich ein großer Theil des ganzen Landes nebſt den Provinzen von Rio de la Plata verſieht. Wegen beſonderer Geſchicklichkeit ſind vorzüglich die hieſigen Steinſchneider und Juweliere berühmt. Seit 1814 iſt auch eine bedeutende Anzahl franzöſiſcher Baumeiſter, Uhrmacher, Goldſchmiede ꝛc. hier angekommen. Beſondere Aufmerkſamkeit verdient auch noch die neuangelegte Reißmühle und die große Wallfiſchthranſiederei. In jener wird der Reiß vermittelſt einer ſehr ſinnreichen Einrichtung enthülſet und ſo zur Verführung geſchickt gemacht. In dieſer werden jährlich an 150,000 Tonnen Thran aus dem Specke des Wallfiſches geſotten, und mit bedeutendem Gewinne an der ganzen Küſte verführt. Der Handel iſt ſehr wichtig. Rio Janeiro iſt für ganz Braſilien der Hauptmarkt. Der lebhafteſte Verkehr findet zwiſchen den Bergwerksgegenden und Rio Janeiro, oft in Entfernungen von drei bis vier hundert Stunden, Statt. Häufig paſſiren an einem Tage acht hundert bis tauſend Maulthiere aus und ein. Außer dieſem Handel mit dem Innern Braſiliens zu Lande findet auch ein anſehnlicher Verkehr mit den ſüdlichen und nördlichen Häfen durch Küſtenfahrer Statt. Aber auch der äußere Handel gewinnt von Jahr zu Jahr an Wichtigkeit und Umfang. In der That iſt Rio Janeiro der beſtgelegene Hafen für die ganze Welt. Er iſt ein Mittelpunct, wo der Handel von Europa und Afrika, von Amerika und Oſtindien, von China, wie von den Südſeeinſeln am bequemſten zuſammentreffen kann. Die bedeutendſten Ausfuhrartikel ſind Zucker, Rum, Baumwolle, Häute, Talg, Indigo, feine Tiſchlerhölzer, grobe Baumwollenzeuge, Gold, Diamanten, farbige Edelſteine und koſtbare Juwelierarbeit. Was das Klima anbetrifft, ſo herrſcht bei Tage, beſonders in den Sommermonaten eine ſehr große Hitze, des Nachts hingegen merkliche Kühle und Feuchtigkeit. Am empfindlichſten iſt das letztere gerade in der heißen Jahreszeit. Hier fällt der Thau Morgens und beſonders Abends häufig als feiner Staubregen herab. Daher ſind Fieber und Hautkrankheiten in Rio Janeiro nicht ſelten. Eingeborene leiden indeſſen nur wenig davon, Fremde hingegen außerordentlich. Nach einem halben oder ganzen Jahre aber werden auch dieſe davon verſchont. Lebensmittel aller Art giebt es in Überfluß. Kleidung und Hausmiethen ſind ſehr theuer, letztere beinahe ſo theuer wie in London. Schenken, Garküchen giebt es in Menge, große Wirthshäuſer nach europäiſcher Art hingegen werden noch immer vermißt. Die kirchlichen Feierlichkeiten werden mit außerordentlicher Pracht begangen. Die Bildſäulen der Heiligen ſind dann im eigentlichen Sinne mit Diamanten bedeckt. Dabei finden Abends große Feuerwerke Statt. Oft brennen dann große Kreuze in bengaliſchem Feuer. Die Umgebungen von Rio Janeiro ſind ſehr angenehm, und bieten mancherlei Spaziergänge dar. Schon die neuen Vorſtädte mit ihren Gärten und Grasplätzen ſind ſehr einladend, und gewähren eine Art ſtädtiſchen Landaufenthalt. Rio Janeiro, vorher ſchon als Handelsſtadt ſehr wichtig, erhielt in der neuern Zeit dadurch einen größern Glanz und politiſchen Werth, daß die königliche Familie von Portugal ſich dahin begab. Es war nämlich dem ehemaligen Kaiſer von Frankreich darum zu thun, den Engländern alle diejenigen Länder des Continents zu entreißen, welche unter ihrem Einfluſſe ſtanden. Nach den Principien des dadurch entſtandenen Continentalſyſtems unterlag auch Portugal dieſem Schickſal. Obgleich der Prinz-Regent Johann ſich früher dieſem Syſteme angeſchloſſen hatte, ſo ſah Napoleon dennoch ein, daß Portugal, ſo lange es unab-

hängig wäre, dem Handel mit England nie ganz würde entſagen können. Seine bekannte Conſequenz ließ ihn daher, ohne Rückſicht auf ſeine Tractaten zu nehmen, Portugal erobern, indem Junot am 30. Nov. 1807 Liſſabon beſetzte. Drei Tage vorher, am 27. Nov. Vormittags um 11 Uhr, ſchiffte ſich die königliche Familie von Portugal im Hafen von Liſſabon ein, und fuhr mit allen Schätzen, vom Hofe und von vielen Privatperſonen, beſonders Braſilianern, welche in Liſſabon gewohnt hatten, begleitet, auf acht Linienſchiffen (598 Kanonen, drei Fregatten und vier Brigs (178 Kanonen) nach Braſilien, um für die Folge ihre Reſidenz in Rio Janeiro zu nehmen. Die Vortheile, welche daraus für Braſilien überhaupt, ſonſt nur eine Colonie von Portugal, jetzt das Hauptland der Monarchie, und für Rio Janeiro beſonders entſtehen mußten, konnten kaum berechnet werden. Abgeſehen von der größern Volksmenge (Rio Janeiro hatte vorher nur 40,000 Einw.), von dem lebendigern Verkehr, welchen die Anweſenheit des Hofes dort erzeugen mußte, ſo mußte der Wohlſtand und die Bildung bedeutend gewinnen. Zölle und Monopole, ſo drückend für die Colonien der Europäer, und doch ſo allgemein eingeführt, hören nun auf, da der Regierung an der Beſchränkung des Handels von Braſilien jetzt nicht mehr gelegen ſein kann. Die Regierung braucht nun nicht mehr zu fürchten, daß ihre Colonie durch größere Handelsfreiheit reicher und mächtiger werde, und dadurch einſt auf den Gedanken der Unabhängigkeit kommen könnte; denn Braſilien iſt jetzt Hauptland und Sitz der Regierung, und ſein wachſender Reichthum muß dem Intereſſe derſelben jetzt völlig entſprechen. Wie ganz anders werden ſich jetzt nicht die politiſchen Verhältniſſe in Amerika geſtalten. Es muß Braſilien angenehm ſein, wenn Spanien, ſein gefürchteter Nachbar, ſeine Colonien hier verliert, und dieſelben in einzelne, kleinere und größere Freiſtaaten verwandelt ſieht. Mit der nordamerikaniſchen Republik tritt nun eine Monarchie, welche alle ihre Vorurtheile und frühere Mißgriffe abzulegen hier lernen wird, in die Schranken des politiſchen Weltkampfs. Und wenn auch vor der Hand Braſilien ſich feſt an England anſchließen möchte, ſo wird dieſe Macht, welche noch ſehr übermächtig in Amerika iſt, einſt vielleicht Gefahren für ihre Colonien daraus entſtehen ſehen; wenigſtens wird Nordamerika in Braſilien einen neuen Stützpunct gegen England finden. Auch die Bildung wird zunehmen; denn die Hinderniſſe derſelben fallen weg, die Beiſpiele, und noch mehr die Erfahrungen, welche das Haus Braganza in Portugal gemacht hat, werden dieſelbe gewiß befördern. Man wird wohl, wo man ſich aus Portugal nicht mehr rekrutiren kann, dem würdigen Biſchof von Fernambuck, Cotinho, folgen, und die Urbewohner Braſiliens nicht nur freier machen, ſondern ihnen auch bei ihren vielſeitigen Talenten Gelegenheit zur höheren Bildung geben, um ſo aus Coloniſten und Braſilianern nach und nach eine Nation werden zu laſſen. Selbſt Europa wird dadurch gewinnen, und hat es ſchon, indem Braſilien, ſonſt mißtrauiſch verſchloſſen, gegenwärtig reiſenden Engländern willig geöffnet worden iſt, wodurch wir bedeutende Fortſchritte in der Kenntniß dieſes Landes gethan haben. Freilich haben ſich die Zeitumſtände ſehr verändert; Napoleons Reich iſt geſtürzt, das Continentalſyſtem zerſtört, Portugal wieder befreit, und das Haus Braganza kann ſeine alte Reſidenz wieder beziehen; armes Braſilien, du ſaheſt erſt die Morgenröthe deines Glücks, und ſchon wieder ſoll dir die Nacht einer gedrückten Colonie hereinbrechen? — Jedoch ſcheint dieſer Zeitpunct noch nicht ſo nahe zu ſein, als man wohl glauben könnte,

indem nach allem Anſchein das Haus Braganza es gewiß für die Zukunft vorziehen wird, in Rio Janeiro unabhängig zu ſein, da es in Europa nur abhängig ſein könnte; überdies wird der noch immer nicht gänzlich beigelegte Streit mit Spanien, der Tadel der braſilianiſchen Regierung über die Einrichtungen der portugieſiſchen Cortes, und ſo manches andre neu entſtandene Verhältniß jenen für Rio Janeiro und Braſilien unglücklichen Zeitpunct wohl noch länger verzögern. Wst.

Ripienſtimme und Ripieniſt kommt von dem italieniſchen ripieno, die Ausfüllung. Die Ripienſtimme wird der Soloſtimme oder Principalſtimme entgegengeſetzt, in wie fern ſie blos untergeordnet und begleitend iſt. Ripieniſt heißt der Muſikus (Sänger oder Spieler) im Orcheſter, welcher nicht Solo ſpielt, ſondern blos die Stimme verſtärkt. Der Ripieniſt nimmt alſo immer eine untergeordnete Stelle ein, und muß ſich ganz nach dem Anführer oder Vorſpieler richten, ohne im Spiel ſich willkürliche Verzierungen und dergl. zu erlauben.

Ripperda (Johann Wilhelm, Baron von), ein merkwürdiger politiſcher Abenteurer, wurde in der Provinz Gröningen 1680 von adeligen Ältern geboren, und als Katholik von den Jeſuiten in Cöln erzogen, heirathete aber eine Proteſtantin und ging zur proteſtantiſchen Kirche über. Einige Zeit ſtand er im Dienſte der Generalſtaaten als Oberſter bei der Infanterie; dieſe Stelle erhielt er, als er 1715 von den Staaten zur Abſchließung eines Handlungstractats nach Spanien geſchickt worden war. Als er ſich aber bei dem Könige Philipp V. in Gunſt geſetzt hatte, trat er wieder zur katholiſchen Religion zurück, und blieb zu Madrid. Er ließ aus Holland Weber kommen, und legte auf königliche Koſten, jedoch mit großem Verluſte, eine Tuchmanufactur an. Nach dem Tode ſeiner erſten Frau verheirathete er ſich 1721 mit einer caſtiliſchen Dame von hoher Geburt, mit welcher er zwei Söhne zeugte. Er ſtieg ſchnell im Vertrauen des Königs, und wurde 1725 nach Wien geſandt, um eine Ausgleichung mit dem kaiſerlichen Hofe zu vermitteln. In eben dieſem Jahre unterzeichnete er mit den Bevollmächtigten des Kaiſers den Tractat von Laxenburg, und wurde bei ſeiner Rückkehr nach Madrid für ſeine Dienſte dadurch belohnt, daß er zum Herzog von Ripperda und zum Grand der dritten Claſſe ernannt ward. Er wurde auch zum Staatsſecretär der auswärtigen Angelegenheiten befördert. Nachher wurden ihm noch das Kriegs-, Marine- und Finanzweſen anvertraut, ſo daß er alle Macht eines Premierminiſters, nur nicht den Titel, hatte. Doch ſchon im Mai 1726 ward er aller ſeiner Würden entſetzt, und in das Schloß Segovia eingeſperrt. Dort blieb er über zwei Jahre, fand Mittel zu entkommen, und ging nach Portugal und von da nach England, wo er bis 1730 blieb. Hierauf kam er nach dem Haag, nahm die proteſtantiſche Religion wieder an, und ſchien ſeine übrigen Tage in Ruhe verleben zu wollen. Sein unruhiges, ehrſüchtiges Gemüth aber veranlaßte ihn, mit dem maroccaniſchen Geſandten in Verbindung zu treten, zu Folge deren er ſich wirklich zu Ende des J. 1731 nach Marocco, wo damals Muley Abdallah herrſchte, begab. Er wurde günſtig aufgenommen, und that dieſem Fürſten den Vorſchlag, ein Bündniß der barbariſchen Staaten gegen Spanien zu errichten, die Feſtungen dieſer Krone in Afrika wegzunehmen, und dann Spanien ſelbſt anzufallen. Er hatte Einfluß genug, die Barbaren zur Belagerung von Ceuta zu bewe-

gen, nahm, nachdem er zum Mohammedaniſchen Glauben übergetreten war, den Namen Osman an, und wurde zum Befehlshaber der zu dieſem Kriege beſtimmten Armee ernannt. Der König von Spanien, von ſeinen Unternehmungen benachrichtigt, widerrief das Patent, wodurch er Ripperda zum Grand und Herzog ernannt hatte. Dieſer flößte jedoch durch ſeine kriegeriſchen Talente den Mauren die Hoffnung eines glücklichen Ausganges ein; aber die Ankunft einer ſpaniſchen Armee in Afrika, welche Oran belagerte, zerſtörte ſeine Entwürfe. Zwar beharrte er bei der Belagerung von Ceuta, und brachte auch der Beſatzung, welche, nachdem ſie verſtärkt war, einen Ausfall gewagt hatte, eine bedeutende Niederlage bei; allein ein bald nachher von ſpaniſcher Seite erfolgter Überfall der Mauren in den Laufgräben zwang ihn, die Belagerung gänzlich aufzuheben und die Flucht zu ergreifen. Im Hemde kam er nach Tetuan, und wurde vom Hofe ſo kalt empfangen, daß er ſchon darauf bedacht war, nach einem andern Lande zu fliehen, als ſein Vorſatz entdeckt und er vor den Kaiſer gebracht wurde. Von der Grauſamkeit des fürſtlichen Barbaren durfte der unglückliche Abenteurer nichts Geringeres als den Tod erwarten. Er vertheidigte ſich indeſſen ſo gewandt und klug, daß er nach einer kurzen Gefängnißſtrafe wieder in Freiheit geſetzt wurde. Hierauf lebte er ruhig zu Marocco, und zeigte einen großen Eifer für ſeine neue Religion. Um ſich wieder in Anſehen zu bringen, entwarf er den Plan einer Vereinigung der jüdiſchen und Mohammedaniſchen Religion, die er dadurch, daß er auf einer Seite den Mohammed für den größten Propheten gelten ließ, auf der andern aber den Glauben an einen künftigen Meſſias geſtattete, zu bewirken hoffte. Er ſoll zu ſeinen wirklichen oder vorgeblichen Meinungen Viele bekehrt, und der Kaiſer von Marocco ſelbſt ſoll ſich das Vergnügen gemacht haben, dies Bekehrungsgeſchäft mit ihm gemeinſchaftlich zu betreiben. Endlich muß er aber doch in Ungnade gefallen ſein, denn er zog ſich nach Tetuan zurück, wo er von den Zinſen der Gelder lebte, die er in verſchiedenen Banken von Europa untergebracht, und wahrſcheinlich nicht durch die ehrenvollſten Mittel erworben hatte. Beſonders ſoll er durch eine falſche Münze, die er zur Zeit ſeines Anſehens zu Marocco anlegte, große Reichthümer erworben haben. Bis ans Ende ſeines Lebens behielt er den unternehmenden Geiſt, der ihn auf ſo manche Abwege geleitet hatte, und ſtarb (1737) zu Tetuan, nachdem er noch vorher den König Theodor von Neuhof, zur Erlangung der Krone von Corſica, mit bedeutenden Geldſummen unterſtützt hatte.

Riſalit, Riſalita, Vorſprung, wird in der Baukunſt der Theil eines Gebäudes genannt, der durch alle Stockwerke hindurch vor dem übrigen etwas hervortritt, und gewöhnlich mit einem Fronton oder niedrigen italieniſchen Dache bedeckt iſt. Man findet ſolche Riſalite nicht allein in der Mitte der Gebäude, ſondern auch an den Ecken oder Enden; treten ſie daſelbſt aber ſo weit hervor, daß ſie wieder zu Wohnungen benutzt werden, ſo heißen ſie alsdann Flügel.

Riß nennt man vornehmlich die Zeichnung zu einem Gebäude nach verjüngtem Maßſtabe, woraus man die Form, Anordnung und Einrichtung des Ganzen und aller Theile deſſelben ſieht und wonach ein Gebäude errichtet wird. Der Durchſchnitt oder das Profil zeigt die innern Theile eines Gebäudes, die Verbindung des Daches u. dergl. Über Aufriß und Grundriß ſ. die eignen Art.

Ritornell (Ritornello). Hiermit bezeichnet man in der Muſik die Perioden, die, während die Hauptſtimme pauſirt, von den andern Inſtrumenten geſpielt und wiederholt werden; öfter aber verſteht man darunter noch den Eingang einer Arie oder ſonſt eines Tonſtücks, der von den begleitenden Inſtrumenten geſpielt wird, ehe noch die concertirende Stimme einfällt, und der meiſt die Hauptgedanken und Sätze des nachfolgenden Stücks enthält. Dieſes Ritornell wird dann, nachdem die Singſtimme ihre Partie geendet, gewöhnlich wiederholt. Bei Opern, beſonders denen im italieniſchen Styl, ſind die Ritornells ſehr häufig, oft bis zur Ungebühr ausgedehnt, wodurch allerdings zwiſchen dem der Arie vorangehenden Recitativ und der Arie ſelbſt ein zu großer Zwiſchenraum entſteht, der oft höchſt ſtörend iſt; ſie ganz wegzulaſſen, thut dagegen auch ſelten gute Wirkung, wie dies z. B. bei mehreren Arien in dem von Himmel geſetzten Singſpiele Fanchon der Fall iſt. Die Anwendung oder Weglaſſung des Ritornells muß dem Genius des Tonſetzers überlaſſen bleiben, weil ein Eingang öfters an einem Ort von großer Wirkung iſt, der dagegen an einem andern ſchaden würde. Ein allzulanges Ritornell aber macht ſelten einen guten Effect.

Rittenhouſe (David), Aſtronom, Präſident der nordamerikaniſchen Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Kenntniſſe. Wie der treffliche Franklin, ein Zögling der Natur, aufgewachſen unter demſelben Himmel, gehoben durch eignes Talent zu nicht geringer Vollendung in Kunſt und Wiſſenſchaft. Seine Vorfahren waren Holländer. Sie ließen ſich zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Nordamerika nieder, und trieben meiſt geringes Gewerbe. Er ſelbſt war geboren am 8. April 1732 in der Provinz Pennſylvanien in der kleinen Stadt Germantown, ward von ſeinen Ältern zum Landbau beſtimmt, und genoß daher nur nothdürftigen Unterricht. Aber ſchon als Knabe verrieth er einen denkenden Geiſt und große Anlagen zur Mathematik und Mechanik. Er zeichnete als Ackerknecht mathematiſche Figuren auf ſeinen Pflug, und verfertigte bei der Feldarbeit hölzerne Uhren und künſtliches Schnitzwerk. Seine immer mehr hervortretende Neigung zu mechaniſchen Wiſſenſchaften und die Rückſicht auf ſeinen ſchwächlichen Körper vermochte endlich die Ältern, ihn zu einem Uhrmacher in die Lehre zu thun. Auf den rechten Boden verpflanzt, entwickelte ſich ſein Talent bewundernswürdig ſchnell. Bald hatte er das Handwerksmäßige ſeines Gewerbes begriffen, und dürſtete nach edlerer Nahrung. In freien Augenblicken und in den Stunden der Nacht las er mathematiſche Schriften (namentlich Newtons Principien) und drang, ohne Beihülfe, in die höhere Meßkunſt und Analyſis ein. Der Sternenhimmel und ein Buch wurden ſeine Lehrer in der Aſtronomie, die für den ernſten Jüngling einen unwiderſtehlichen Reiz hatte. Ganz nach eigner Erfahrung verfertigte er ein Orrery oder Planetarium, das die Bewunderung der Kenner erregte. Ein zweites, von ihm erbaut, wird noch jetzt in dem mathematiſch-phyſikaliſchen Cabinet der Univerſität von Pennſylvanien aufbewahrt. So ward allmählig der Werth des jungen Künſtlers bekannt, und Männer, wie Dr. Smith, der Naturhiſtoriker Barton, der Generallandmeſſer von Pennſylvanien, John Lukens, ſelbſt Dr. Benjamin Franklin wurden ſeine Freunde, und trugen zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung nicht wenig bei. Dabei bewahrte er, durch keine Regel der gewöhnlichen Schullaufbahn gebunden, die Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes, und ſchritt auf den ſelbſterprobten Wegen

des Denkens und Forſchens vorwärts, auf welchen er ſich, außer ſeinem Hauptfache, gründliche Kenntniſſe in der Philoſophie, Theologie, Phyſik, in der franzöſiſchen, holländiſchen und deutſchen Sprache erwarb. Auch ſeine dichteriſchen Anlagen und Talente für Muſik blieben nicht ganz unausgebildet. Nur nach oft wiederholten Vorſtellungen ließ er ſich endlich von ſeinen vornehmen Gönnern und Freunden überreden, aus der ländlichen Stille heraus, und auf einem größeren Schauplatze aufzutreten. Er zog im Jahre 1770 nach Philadelphia, wo er ſein Gewerbe als Uhrmacher und Verfertiger mathematiſcher Inſtrumente fortſetzte, und bald die Mitgliedſchaft der amerikaniſchen Societät der Wiſſenſchaften erhielt. Er ward im Jahre 1769 von der philoſophiſchen Geſellſchaft in Philadelphia, deren Präſident damals Franklin war, nach Norriton in der Grafſchaft Montgomery geſandt, um dort den merkwürdigen Vorübergang der Venus vor der Sonne zu beobachten. Die Reſultate davon, und andere aſtronomiſche Beſtimmungen, die er auf der ſelbſterbauten Sternwarte zu machen Gelegenheit fand, leiſteten volle Genüge, und wurden vom D. Smith (in den amerikaniſchen philoſophiſchen Transactionen Bd. 1.) umſtändlich und mit ungemeinem Beifall beſchrieben. Auch in ſeinen ferneren Beobachtungen auf der Sternwarte des Stadthauſes zu Philadelphia zeigte er ſich als einen gewandten praktiſchen Aſtronomen. Mehrmals wurde er in den nordamerikaniſchen Provinzen zur Berichtigung der politiſchen Grenzen gebraucht. Beſonders ſetzte er die Grenzen von Pennſylvanien feſt, und endete dadurch manchen langen und heftigen Streit mit den benachbarten Staaten und Landeigenthümern, wobei er eben ſo viel Uneigennützigkeit, als Friedensliebe bewies. Das Vertrauen ſeiner Mitbürger übertrug ihm 1777 die wichtige Stelle eines Schatzmeiſters von Pennſylvanien, die er zwölf Jahre hindurch mit ſeltener Gewiſſenhaftigkeit und mathematiſcher Ordnung verwaltete. Selbſt die höchſte Direction des Münzweſens in den vereinigten Staaten wurde ihm 1792 übertragen; allein ſeine zunehmende Schwäche nöthigte ihn, dies Amt nach drei Jahren niederzulegen. Im Jahre 1791 widerfuhr ihm die hohe Auszeichnung, an des verſtorbenen Franklins Stelle zum Präſidenten der nordamerikaniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften gewählt zu werden. Eine kurze, aber heftige Krankheit endete zur allgemeinen Trauer ſein verdienſtvolles Leben am 20. Juni 1796, in einem Alter von 64 Jahren.

Ritter, ſ. **Ritterweſen**.

Ritter (Joh. Wilh.) war einer der geiſtreichſten Phyſiker des neunzehnten Jahrhunderts. Ihm verdanken wir zunächſt die eigentliche Einſicht in das Weſen des Galvanismus, der vorher nur als eine geheime, ſonderbare Erſcheinung angegafft wurde. Er hat ihn zuerſt in die organiſche Welt eingeführt, und gezeigt, daß „den Lebensprozeß ein beſtändiger Galvanismus begleite,“ wodurch dem Phyſiologen mit einem Schlage das Thor einer neuen Welt weit aufgeriſſen worden. Wir halten dieſen Ausſpruch für eine Entdeckung, zu der ſich unſer Jahrhundert Glück wünſchen kann. Zu ſolch tiefer Einſicht in den Geiſt der Natur kam Ritter nur durch raſtloſes Unterſuchen ihres Leibes. Es hat wohl niemand mehr Voltaiſche Säulen erbaut, niemand mehr Fröſche getödtet, niemand mehr Stoffe und organiſche Theile in die Säule gebracht, als er. Zu ſeinen Verſuchen hat er von je einem Paar Sinnorgane eins beſtimmt aufgeopfert. So ein Auge für Lichtverſuche, ein Ohr, eine Naſen-

hälfte, die Zungenſpitze für Galvaniſche Verſuche. Nur er konnte ein Syſtem der elektriſchen Körper entwerfen. Wenn ſein Buch hierüber nicht die gewünſchte Abrundung hat, ſo muß man bedenken, daß deſſen Druck einige Jahre dauerte, während deß er unaufhaltſam weiter arbeitete. Seine Beiträge zur nähern Kenntniß des Galvanismus enthalten einen Schatz von Verſuchen und Erfahrungen, die in alle Zweige der Natur eingreifen. In Gilberts Annalen der Phyſik, in Voigts Magazin der Naturkunde hat er Wichtiges über Elektricität, Waſſerzerſetzung, Magnetismus verſchiedener Metalle über Meteore, Meteorſteine u. ſ. w. niedergelegt. Endlich ſtieg er in immer höhere Gegenden, nahm den von ihm ſogenannten Siderismus, oder das Vermögen, beſonders Metalle und Waſſer unter der Erde zu empfinden, und auf kleinere Metallmaſſen ſelbſt geiſtig zu wirken, wiſſenſchaftlich mit dem bekannten Metallfühler Campetti vor. Kaum im Begriff, uns ſeine Verſuche und Theorien über dieſen Gegenſtand, der ſo weſentlich mit dem Mesmerismus verſchwiſtert (oder vielmehr mit ihm eins) iſt, mitzutheilen, hörte ſein durch phyſikaliſche und chemiſche Verſuche halb zerſtörter Leib auf, einer nichts berückſichtigenden Lebensart zu fröhnen. — Er war geboren den 16. December 1776 zu Samitz bei Hainau in Schleſien. Er ſtudirte Medicin, lebte gegen das Ende der Neunziger in Jena, wo er ſich vorzüglich mit ſeinen Galvaniſchen Arbeiten beſchäftigte, übrigens in ziemlich kümmerlichen Umſtänden, wie ſolche Gelehrte pflegen; doch gab es eine Zeit, wo er vom Herzog von Gotha Unterſtützung erhielt. Daſelbſt blieb er bis 1805, wo er einen Ruf als Mitglied der Akademie zu München erhielt, und nun erſt hätte anfangen können, ohne Sorgen zu leben. Allein ein vorher aus Noth regellos geführtes Leben, wenn dazu noch eine unkluge Heirath mit einer ungebildeten Perſon kommt, iſt nicht wieder ins Geleis zu bringen. Noth und Verdruß wütheten daher fort mit ihrem gewöhnlichen Verſcheucher, der Übertäubung mit geiſtigen Getränken; anderer Seits nagten Verſuche Sinne und Glieder ab, tiefes Nachdenken und geniale Bücher mit ihren gewöhnlichen Begleitern, dem Unverſtand, dem Neid und der Verfolgungsſucht, ſchwächten das Nervenſyſtem ſo, daß kein Organ mehr für das andere arbeitete, und ſie aus einander fielen in einem Alter, das dem Manne das kräftigſte iſt. Er ſtarb am 23. Januar 1810 zu München. Unter den münchner Akademikern war er der fleißigſte, unter den Phyſikern von ganz Europa der tüchtigſte, unter den Lebensmenſchen der unnachahmungswürdigſte. — Möge ſeinen Kindern vergolten werden, was er der Welt geleiſtet hat, ohne den Lohn dafür empfangen zu haben! On.

Rittergüter ſind diejenigen Landgrundſtücke, welche als Lehn von dem Adel beſeſſen werden, und die vermöge der Lehnsverfaſſung nur unter das Beſitzthums eines Adeligen kommen können. In manchen Gegenden Deutſchlands, z. B. in Sachſen, giebt es unter den Rittergütern noch die Verſchiedenheit der ſchrift- und amtsſäſſigen (ſ. d. Art. Schriftſäſſig). Die Vorrechte der Rittergüter in den verſchiedenen Ländern Europa's und ſelbſt Deutſchlands ſind ſehr von einander abweichend. Über die Entſtehung ihrer Freiheiten und beſondern Rechte vergleiche den Art. Ritterweſen und Lehnsweſen.

Ritterorden, ſ. Orden (Ritter-) und Ritterweſen.

Ritterpferde. Als im Mittelalter die Ritterſchaft des Reichs und die freien Vaſallen, vermöge der Lehnsverfaſſung, gehalten waren, dem Reichsoberhaupte, oder wenn ſie Lehnleute eines Reichsvaſallen waren, dieſem Heerfolge zu leiſten, wurde die Anzahl der von ihnen zu ſtellenden Kriegsmannſchaft beſtimmt, und ſolches unter dem Ausdruck Ritterpferde begriffen. Dieſe Obliegenheit der Lehnsträger gegen die Lehnsherren blieb, als in der Folge die Einrichtung des Kriegsweſens ſich änderte; die ſonſt aber wirklich unter dem Namen Ritterpferde geſtellte Kriegshülfe wurde in eine Geldleiſtung verwandelt, die den einmal eingeführten Namen behielt, da ſie für die erſt perſönliche Leiſtung der Kriegsdienſte erhoben wurde; in Sachſen heißen ſie auch **Donativgelder.**

Ritterſchaft, ſ. d. Art. **Ritterweſen.**

Ritterſchlag war diejenige feierliche Handlung, durch welche vermittelſt eines kreuzweis geführten Schlages auf den Rücken ein Individuum zum Ritter erhoben wurde. Der, welcher dieſe Handlung verrichtete, mußte mit der ritterlichen Würde bekleidet ſein, ſo wie der, an dem ſie vollzogen wurde, das Alter von 21 Jahr haben, von edler Abkunft ſein, und durch Kriegsthaten ſich ausgezeichnet haben mußte.

Ritterſpiele, ſ. **Turniere.**

Ritterſprung (Vorritt). Unter die beſondern Rechte und Freiheiten der Oberlauſitz gehört das Recht des Vorritts, das dieſer Provinz vom Kaiſer **Ferdinand I.** im Jahr 1544 zugetheilt wurde, und das darin beſteht, daß ein adeliger Vaſall dieſes Landes, wenn er keine männlichen Leibeserben hat und daher ſein Lehn- und Rittergut auf den **Fall** kommt, er daſſelbe ohne weitere Anfrage beim Lehnsherrn und ohne deſſen Genehmigung auf ſeine weiblichen Nachkommen vererben oder veräußern dürfe. Nach dem Geſetz darf dies aber nur geſchehen, wenn der Vaſall noch ſo bei Leibeskräften iſt, daß er in voller ritterlicher Rüſtung von der Erde einen Streithengſt beſteigen, und vor den von dem Lehnsherrn abgeſchickten Commiſſarien herumreiten kann. Wenn ein ſolcher Fall eintrat, ſo wurden zu dieſem Ritterſprung oder Vorritt mancherlei Veranſtaltungen getroffen. Eine völlig neue Rüſtung wurde angefertigt, dieſe ſowohl, als das zu beſteigende Pferd vorher von den Commiſſarien gehörig geprüft und unterſucht, und darauf den folgenden Tag unter Vorausreitung von vier Trompetern das Probeſtück von dem Vaſallen abgelegt. Dieſe Ceremonie muß auf dem Schloſſe Ortenburg zu Bautzen — wo auch die dabei gebrauchten Rüſtungen aufbewahrt werden — geſchehen. Dieſer Vorritt geſchah zum erſtenmale 1626. Nach langem Zwiſchenraume machte ihn 1777 Graf **Hoym**, wodurch ſeine Tochter die Herrſchaft Ruhland erbte, und im J. 1778 ein andrer adliger Vaſall.

Ritterweſen, Ritterpoeſie, Ritterep**opöie, Ritterromane.** Ritterweſen, oder wie wohl würdiger geſagt werden ſollte, Ritterthum ſchränken wir hier auf ſeine alterthümliche Bedeutung ein, und unterſcheiden es von dem, was allerdings wohl als Fortſetzung jenes anzuſehen iſt, aber zu ihm ſich auch nur verhält, wie ſo manches Spätere zu ſeinem Frühern. Wir haben auch jetzt noch eine Ritterſchaft, noch ein Ritterthum in mancherlei Form und Geſtalt. Nicht nur über das Theater ſehen wir von Zeit zu Zeit den Geiſt des alten Ritterthums in mancherlei Miniaturbildern, zürnend ſeiner Erniedrigung, ſchreiten. Auch außerdem noch hören wir von **Ritterpferden**, die aber ſchon längſt zu todtem Metall erſtarrt ſind;

von einer Ritterſchaft, die, ſtatt dem fahrenden Kaufmann am Wege aufzulauern, friedlicher geſinnt und policirter, ſelbſt bürgerliche Nahrung und Hantierung treibt; von Burgen und Schlöſſern, die auf nichts weniger eingerichtet ſind, als vor dem Feind zu verbergen und zu verſchließen. Allein dieſe Ritterſchaft, in ihrem wunderlichen Aufzuge, mit mancher Maſche des alten Harniſches auf ihrem modernen Gewande, und ihre beſtäubten, halbzerfreſſenen Pergamente in die ſentimentale Brieftaſche eines zeitgemäßen Stutzers gepackt, näher zu bezeichnen und zu charakteriſiren, überlaſſen wir dem Diplomatiker, dem geiſtreichen neuen Staatsrechtsgelehrten und — kommen vielleicht hin und wieder nur des Contraſtes wegen darauf zurück, doch — uns verwahrend gegen die Beſchuldigung, als hätten wir hierbei die Vergleichung, die Hamlet zwiſchen dem alten und dem neuen König anſtellt, vor Augen gehabt. Wir gehen in jene ſchöne, alterthümliche Zeit, die wunderreiche Blüthenzeit der chriſtlichen Ära, zurück, wo das Leben noch nicht hinter der Kunſt zurückblieb, und die Kunſt blos die Natur zu copiren brauchte, um ihre Ideale ſchön und vollendet hinzuſtellen. — Wie die Zeiten und Länder im Geiſt und Charakter der Kunſt und Poeſie ſich abdrücken, ſo ſpiegeln ſie ſich nicht weniger im Leben, im Thun und Beſtreben der Menſchen ab, und um die edeln Geiſter einer Zeit und ihr Leben und ihre Individualität zu begreifen, muß man die geheimnißvoll bildenden Kräfte der äußern Zeitverhältniſſe kennen und genau in Anſchlag bringen. Den Schlüſſel, um den lieblichen Zauber, der das Ritterthum ſo verherrlichend umgiebt, ganz vor uns aufzuſchließen, giebt darum jene merkwürdige Zeit, die vielleicht faſt zwei Jahrhunderte nach der völligen Auflöſung der weſtrömiſchen Weltherrſchaft im 5. Jahrhundert — dem eigentlichen Schlußpunct der alten Zeit — ſich entfaltend, bis zu dem Licht, aber Kälte bringenden 16. Jahrhunderte dauerte, und unter dem Namen des Mittelalters hinlänglich bekannt iſt, verbunden mit der Rückſicht auf Charakter und Art der dabei intereſſirten Länder, um darnach die einzelnen Schattirungen im Ritterthume beſtimmen zu können. Ritterthum iſt die Blüthe, die der Baum der Menſchheit im Thun und Wirken in dieſer Zeit getragen hat, und darum die ſchönſte, bezeichnendſte Eigenthümlichkeit des Mittelalters. Denn der Geiſt eines Zeitalters wird doch vornehmlich nach dem Treiben und Thun der höher Geſtellten und Vornehmern in ihm geſchätzt, und jede Periode hat ihren repräſentirenden Adel. — In den Zeiten des Heidenthums, deſſen Tendenz zum ſinnlichen Genuß und zur irdiſchen Liebe unverkennbar iſt, konnte die Menſchheit in ihren erſten Repräſentanten keine höheren Helden aufſtellen, als die, mächtig durch die Tapferkeit ihres Arms oder die Gewandtheit des Geiſtes, nicht ohne eine gewiſſe natürliche Unſchuld, die jener Jugend der Welt eigenthümlich ſein mußte, ſich zu Herrſchern emporſchwangen, um von der Mitwelt genannt und geehrt, von Überfluß und Pracht umgeben, ein heiteres, genußreiches Leben zu führen; und, wenn der ſchönſte Kampf des Ritterthums das Grab des Heilands galt, ſo opferten ſich die edelſten und gefeiertſten Helden Griechenlands für das Brautbett des ſchönſten Weibes auf. Daher jene Rückſichtsloſigkeit, mit welcher der Sieger das Weib nur als den Gegenſtand ſeiner Lüſte betrachtete, und die Helden Homers die ſchönſte Gefangene für beſtimmt hielten, das Bett des Mächtigſten zu ſchmücken. Daher jene Ausartung des alten Gei-

ſtes in der ſpätern abgeblühten Zeit in ſinnliche Wolluſt und Ausſchweifung. Daher, daß alles geiſtige Leben, wo es öffentlich erſchien, nur in Kunſt und Poeſie ſich ausſprechen konnte, ſonſt aber in Myſterien und in den Geheimniſſen der Philoſophie ſich verbergen mußte. Wir geben es gern zu, daß das Heidenthum ein nothwendiges Product jener Jugend der Welt war, und daß ſelbſt in dieſer Sinnlichkeit der alten Welt jene Kindlichkeit, die in der ſchönſten Periode damit ſich zu verbinden wußte, ein köſtlicher, reizender Zug iſt. Aber eben ſo nothwendig war es auch, daß das Heidenthum ſolche Früchte im Leben bringen mußte, die unter dem griechiſchen Himmel am ſchönſten reifen, aber unter den nachbetenden Römern, ſelbſt da, wo ſie als Patriotismus und Selbſtaufopferung für die weltbeherrſchende Stadt erſchienen, nicht zu jener heitern Ausbildung gelangen konnten. Die faſt in Caricatur ausgeartete Weichlichkeit und Herrſchergröße Perſiens und des übrigen Morgenlandes können wir nur als Rahmen oder Arabeskenverzierungen dieſes großen Zeitgemähldes gelten laſſen. — Mit der neuen Ära, die durch das wunderbare Zuſammentreffen der durchs Chriſtenthum in geiſtiger Hinſicht ſo geheimnißvoll bewirkten Revolution und jenes völligen Umſturzes der alten Throne und Herrſchaften durch das Einſtrömen germaniſcher Völker ſtark und unverkennbar bezeichnet iſt, entwickelte ſich ein völlig neuer Charakter der Menſchheit, ein neues, völlig verſchiednes Leben, im reinen Gegenſatze zu jenem der alten Zeit, und wir wiſſen nicht, ob wir ſagen ſollen, dieſer Geiſt ſei bereits in unſern Tagen von dem ſtaatsklugen, halb innerlichen, halb äußerlichen, höchſt verſtändigen Menſchen- und Zeitgeiſt, der für die Sinnlichkeit des griechiſchen Heidenthums zu unnatürlich, und für den heiligen Enthuſiasmus des Mittelalters viel zu kalt und gemein iſt, abgelöſ't worden oder nicht. So viel iſt gewiß, daß wir im Bejahungsfalle eben nicht Urſache haben würden, uns des Tauſches zu erfreuen, indem hier augenſcheinlich alles auf Erſtorbenheit und Reife mit allen Gebrechen des hohen, ſich ſelbſt vergeſſenden Alters hindeutet. Im andern Falle müſſen wir wenigſtens bekennen, jener Geiſt der alten chriſtlichen Ära ſei für uns nicht viel beſſer als ein verlornes Paradies, und das ritterliche Thun und Weſen unſrer Zeit nur ein leeres Spiel, wo nicht gar ein castrum doloris des ſchon längſt zu den Seligen übergegangenen. — Das Chriſtenthum hatte die Myſterien aufgeſchloſſen, der Tempel der Mythologie ſtürzte zuſammen, der delphiſche Dreifuß verſtummte, und das, was vorher nur als geheime Lehre und Glaube von wenigen Eingeweihten mehr geahnet als erkannt worden war, wurde nun öffentliche Volkslehre, Volksglaube. Dies entſchied über Sinnes- und Denkart der Menſchheit in der folgenden Periode, und giebt ihr eine ideale, höhere Richtung, die freilich eben ſo oft in Überſpannung und Schwärmerei ausartete, als die Sinnlichkeit des Heidenthums in Wolluſt und Sybaritismus. Es war dem Gemüthe der Sinn für den Himmel aufgegangen. Die heilige Geſchichte ſtellt in einer Reihe der idealſten Bilder das innere Leben der Welt und Gottes, ſo zu ſagen, ſinnlicher dar. Die Zeit der Symbole und der Dichtung war vorüber; das in ſo manchen lieblichen Anklängen der alten Zeit Angedeutete war wirklich erſchienen, und der Sohn Gottes hatte ſelbſt auf Erden gewandelt, nicht wie in den Theophanien der alten Zeit nur ſymboliſch und ſinnbildlich, ſondern in wunderbarer, eigentlicher, weſentlicher Vereinigung mit einer menſchlichen

Natur, mehr um zu wirken, als um zu lehren, mehr um zu ſein, als um geahnet zu werden. Der Sinn für einen anfänglichen ſeligen Zuſtand des Menſchen, aus welchem er nur durch eine höchſt traurige Verblendung gefallen war, ging wieder auf. Was die alte Welt in der Gegenwart und in der gemeinen irdiſchen Wirklichkeit geſucht, oft künſtlich nachgebildet, und ſo ſich immer weiter von ihrem Urſprunge entfernt hatte, das ſuchte man nun da, wo es doch allein zu finden iſt, in der Zukunft und im Idealen; und wenn der Heiland das flammende Schwert des Cherubs, der das Paradies bewachte, zerbrochen hatte, ſo war die Eroberung der heiligen Stadt und des Landes, das die Füße des Göttlichen geweiht hatten, die ſchönſte Offenbarung des zur Seele der Menſchheit gewordenen Glaubens; und die Kirche ſtand da als der eigentliche Vorhof des Himmels, durch den allein der Weg in die Heimath möglich war, das ſchönſte Kleinod der Zeit und das wahre Palladium des Lebens; nicht Vorbild, ſondern wirkliche Vorhalle, durch die ſchon das Licht des Paradieſes hereinleuchtete. Dieſe neue, ideale Anſicht, die als eigentliche Erfüllung eben ſo nothwendig auf die reale der alten Welt folgen mußte, wie das Symbol ohne den Gegenſtand ſeiner Bedeutung ein leeres, trauriges Nichts iſt, konnte ſich nur langſam durch die Finſterniſſe der entfliehenden Geiſter der alten Welt hindurcharbeiten. Endlich mußte ihr das römiſche Reich, dieſe größte und kühnſte Ausgeburt des alten Geiſtes, Zeugniß geben, in der gewiß nicht ohne Wunder erfolgten Bekehrung ſeines größten Kaiſers; und nun zu einem univerſellen Daſein gelangt, wuchs ſie groß und herrlich, bis ſie in den Kreuzzügen ihren Culminationspunct erreicht hatte, und von da allmählig wieder ſank, vielleicht zur Vollendung und als Schlußſtein des Ganzen nichts weiter fodernd, als daß eine verſtändige, proſaiſche Ära lehre, die oft genug verletzte Harmonie des Himmels und der Erde in einem allgemeinen Staaten- und Geiſter-Gleichgewicht herzuſtellen, wozu in unſern Tagen Anſtalt gemacht zu werden ſcheint. — Sehen wir nun Ritterthum, wie wir oben bemerkten, als die Blüthe an, welche die That und Kraft der Menſchheit in dem Zeitalter deſſelben getrieben hat, ſo darf es uns nicht wundern, daß, was das allgemeine Element war, Glaube, Ehrfurcht gegen die Kirche, ein lebendiges Ringen nach einer unſichtbaren Welt, ein ſchöner, idealiſcher Schwung, der erſte Charakterzug des Ritterthums war. Fürſt und Unterthan, Hohe und Niedrige ergriffen mit Begierde das Wort vom Himmel. Die Kirche war das Licht, das Allgemeinmenſchliche in dieſer Zeit, und ſo konnte auch der Rittergeiſt in nichts anderm ſich vorzüglicher und bezeichnender ausſprechen, als in Ehrfurcht gegen die Kirche, in heiliger Scheu vor dieſem wunderbaren Heiligthum, dem vom Himmel gefallenen Bilde der peſſinuntiſchen Göttin, in Schutz und treuem Dienſte, der Kirche in allen Nöthen, Gefahren und Anliegen geleiſtet. Wir ſehen dies als den erſten, hervorſtechenden Zug des Ritterthums an, und wenn Geiſtliche überall das ganze Inſtitut leiteten, und Schwert und Roß des Ritters erſt weihen mußten, ſo war dies der natürlichſte Zoll, der der Kirche entrichtet werden mußte. Daß die Kirche, als ſie ausartete, nicht mehr das belebende Princip für das Ritterthum ſein konnte, wie vorher; daß überhaupt dann die Elemente, die zur ſchönſten harmoniſchen Vereinigung beſtimmt waren, aus einander gingen, und ſich feindlich

theilten, iſt bekannt; und wenn die Kirche ihre heilige Beſtimmung vergaß, ſo ſetzten die Ritter nicht weniger ihre Pflichten aus den Augen, und ſo kams zuletzt, daß Kirche und Ritterthum, durch tauſend Beziehungen geſchwiſterlich vereinigt, jetzt in dem unſeligſten Zwiſte befangen ſind, und gerade niemand die Kirche weniger ſchätzt und ehrt, als unſer Adel. — Aber um nun dem Ritterthum gerade die eigenthümliche Geſtalt zu geben, die es hatte; es gerade in der Geſtalt erſcheinen zu laſſen, in welcher es erſchien, dazu wirkten ſo viele beſondere Umſtände mit, und ſelbſt dieſe Geſtalt war nach den verſchiedenen Himmelsſtrichen und Gegenden, unter welchen das Ritterthum auftrat, höchſt verſchieden und mannichfaltig. — Das Ritterweſen, als dieſes beſondere, individuelle Zeitproduct, verdankte ſeinen Urſprung der eigenthümlichen Bildung und Weiſe germaniſcher Völker, von welchen überhaupt die äußere Form aller öffentlichen Einrichtungen in der chriſtlichen Zeit ausgegangen iſt. Vielleicht iſt der Urſprung davon ſchon in der Eigenthümlichkeit der alten germaniſchen Kriege zu ſuchen, von welcher auch das Lehnsweſen und der Erbadel ſich ableitet. Schon Hermanns Kämpfe waren mehr Ritter- als eigentliche Kriegszüge. Wen Geiſt und fröhlicher Muth trieb, der zog aus, den Schwächern zu bekämpfen. Ihm ſchloß ſich eine Schar an, die dem Ruf des Führenden folgte, und die Natur deutſcher Biederkeit und Treue mochte es nicht über ſich gewinnen, von dem, dem einmal das Wort gegeben war, ſich ſo bald loszuſagen; ſo wie es eben aus dieſer Weiſe des deutſchen Geiſtes folgt, daß jene Freien, die ſolche Ritterzüge führten, bei aller Verſchiedenheit und Abſtufung, ſich unter einander als ebenbürtig anſahen, und den Dienenden entgegenſetzten. So entſtanden bei dem tiefen Gefühl für Freundſchaft und Bundestreue, das dem Germanen Charakter war, bald überall einzelne Verhältniſſe und Verbindungen mit engern und weitern Abſtufungen, und wie die Funken des freien Geiſtes da und dort aufleuchteten, ſo bildeten ſie auch ſogleich einen Kreis um ſich, den ſie erhellten. Das alte Homeriſche Wort: Einer ſei Herr! bewährt ſich vom Anfang an in der deutſchen Nation auf eine ſehr beſtimmte Weiſe, und der Gegenſatz des herrſchenden Geiſtes und der dienenden Beſchränktheit trat wohl in keinem andern Volke ſchärfer und durchgreifender und in mannichfaltigern Geſtalten hervor. Durch die hohe, uralte Ehrfurcht für Stämme und Familien kam man bald zu dem Glauben an Erblichkeit des Geiſtes, und dieſer Glaube rechtfertigte ſich wieder in dem edeln Feuer der Nacheiferung, mit welchem der Sohn den Tugenden eines berühmten Vaters nachſtrebte, ſo daß ſich frühzeitig die Nation in Herren und Knechte mit mancherlei Schattirungen, vom Herzog bis zum freien Mann mit ſeinen Leuten herab, theilte, und ſchon Carls des Großen Kaiſerwürde war nichts anderes als der größte Ring, der die zahlloſen Ringe der Herzoge, der Grafen, der adeligen Freien u. ſ. w. zuſammenfaßte, alles Eins in dem ehrenden Namen der Ritter. Wie dieſer eigenthümliche Geiſt germaniſchen Volksthums ſich überallhin ausbreitete, wohin der Strom der großen Völkerwanderung ſich ergoß, ſo wiederholte ſich auch in Spanien, im ſüdlichen Frankreich, in Italien das nämliche, und mit dem Lehnsweſen und dem Vaſallenverhältniß fand auch der Gattungsbegriff davon, das Ritterweſen, überall Eingang. — Daß nun, was jeder weiß, der Name Ritter von Reiten herkomme, und daß man, wie pünctliche Chronikenſchreiber angemerkt, in

Deutſchland erſt in den Kriegen mit den leichtberittenen Ungarn, Avaren, beſſer mit dem Pferde bekannt worden ſei, daß die welche ihre leichtbeweglichen Feinde mit gleichen Waffen, nämlich zu Pferde, angriffen, nun Caballarie, Chevaliers, Cavaliers und zu deutſch Ritter genannt worden ſeien, das möge der Vollſtändigkeit wegen noch hier ſtehen. Lieber bemerken wir noch, daß der Ritterſtand, wie die Natur ſelbſt ihn als ein Ganzes hinlänglich ausgezeichnet hatte, das ſich in allen ſeinen Theilen, ſo verſchieden an Größe und Bedeutung und Rang ſie ſein mochten, in dem Begriff des Herrſchens gleich war, nun auch ſich ſelbſt äußerlich als ein Ganzes conſtituirte, und dazu vielleicht manches aus einer niedrigern Sphäre, z. B. den Handwerkszünften und Mönchsorden, borgte, und, früh vorbereitet, als abgeſchloſſenes Inſtitut erſt ſeit dem 11. Jahrhundert beſtand, und bis zu ſeiner Vollendung fortdauerte. Jede Seite des Menſchengeiſtes arbeitet ſich durch die herrlichen Epochen eines freien Erguſſes zu beſtimmten Formen hinan, und ſo nothwendig und unvermeidlich ihm dies iſt, ſo gewiß bereitet er ſich auch allemal in dieſen Formen ſein Grab, und über dem Abgeſchloſſenen und Fertigen wölbt ſich die Puppenhülle des Todes. So wurden jene natürlichen Scheidungen der Mündigkeit und Unmündigkeit, der Echtheit und Unechtheit, der Unbeſcholtenheit und Befleckung, die den Stand ſchändete, im Ritterthum nach und nach auf beſtimmte Formen und Geſetze zurückgebracht. Der gewöhnliche Gang der Ritterbildung fing mit dem Buben oder Pagen an, der am Hof eines andern Ritters die Anfangsgründe ritterlicher Tugenden erlernte. Im 14. Lebensjahre wurde der Bube zum Knappen, und wartete der Pferde und Waffen ſeines Meiſters, ihn ſelbſt zu Pferde begleitend, und im 21. Lebensjahre ward der Knappe gewöhnlich unter Feierlichkeiten zum Ritter geſchlagen — Der Zweikampf, dasjenige Gottesurtheil, das das ehrenvollſte und ritterlichſte ſchien, entſchied über ihre Streitigkeiten; Wappen kamen auf, die Ahnenprobe wurde auf ſehr genau beſtimmte Geſetze zurückgeführt u. ſ. w. — Hier aber müſſen wir noch einmal auf eine frühere, damals mehr im Vorbeigehen gemachte Bemerkung zurückkommen. Der Ritterſtand war der herrſchende, und darum repräſentirende Stand. Ihm gebührte alſo auch das Beſte, das die Länder trugen, und in ſeinen Schlöſſern, die mit ihren Pflegen und Beſitzungen der Ahnherr als ſeinen Antheil an der Beute, ſtatt des entehrenden Soldes, ritterlich erworben hatte, mußten Pracht, Reichthum, heiterer Lebensgenuß nicht weniger als die ſchönſten Blumen der Kunſt und Liebe zu finden ſein. So war der Ritter auf ſeinem Schloſſe unumſchränkter Herr; ſo führte er, ein Kaiſer im Kleinen, mit ſeinen Nachbarn blutige Fehden; ſo artete, vom Bewußtſein der Unbeſchränktheit zu weit verführt, mancher Ritter zum Raubritter aus, der dem fahrenden Kaufmann am Wege auflauerte und manches wehrloſe Kloſter ängſtigte, bis es mit großen Summen ſich löſ'te, — beſonders in Deutſchland, wo, der Natur der genialen Reichsverfaſſung gemäß, die Freiheit des Einzelnen noch unbeſchränkter war als in andern Ländern, und oft unter ſchwachen Kaiſern zu wahrer Zügelloſigkeit wurde. — Aber eben, weil er der Herrſchende war, ſo zog nun freilich auch der Ritter alles das in ſeinen Kreis, was ihn als den Herrn bezeichnen und ſchmücken konnte. Nicht nur die glänzendſten Waffenrüſtungen bedeckten ihn, wenn er auszog. Fern von der Arbeit der Knechte,

ergötzte ihn, wenn er auf ſeiner Burg hauſ'te, die ritterliche Luſt der Jagd; oder die genußreiche Betrachtung ſeiner blühenden, üppigen Fluren; oder ein heiteres Bankett, wo der Wein in reichen Strömen floß, und der Geſang des Minneſängers fröhlich hindurchklang. — Dann aber zog er wieder aus mit ſeinen Reiſigen, jetzt in den Kampf mit den Feinden ſeines Lehnsherrn oder den eigenen, jetzt zum feſtlichen Turniere, wo alles, was Pracht der Erde geben kann, vereinigt war, Feſte auf Feſte ſich drängten, und der Dank, aus den Händen der ſchönſten Dame empfangen, die zarteſte aber eben deßwegen köſtlichſte Belohnung des Siegers war. — So erſcheint uns der Ritterſtand als der natürliche Verweſer der irdiſchen Herrlichkeit, als der Repräſentant des glänzenden Lebensgenuſſes, der feinen Lebensart ſeiner Zeit; und wenn überall nur der Freie beſitzen und genießen ſoll, und Genuß und Heiterkeit nicht in gemeiner Weiſe, ſondern mit zartem Sinn und echt menſchlicher Bedeutung, der natürliche und unentbehrliche Schmuck des Beſitzes iſt, ſo ſehen wir im Ritter die Blume der irdiſchen Macht und Schönheit ſeiner Zeit, die ja im Kreiſe eines Volks eben ſo nothwendig iſt, wie im Reichthum der Wieſe der bunte Farbenſchmelz der Blumen. — Nehmen wir nun aber dieſe Eigenthümlichkeit des Ritterthums zu jenem Einfluß, den die durchs Chriſtenthum völlig umgekehrte Lebensanſicht auf daſſelbe äußern mußte, ſo ſehen wir ganz natürlich jene herrlichen, bedeutungsvollen Züge des Ritterthums hervorgehen, die ihm einen unwiderſtehlichen Reiz ertheilen. Hieraus erklärt ſich jene ſogenannte Chevalerie, die vielleicht aus Courtoiſie (curialis facetia, Höflichkeit) und edler Galanterie beſtand. Die irdiſche Liebe durfte im Kreiſe eines ſolchen Lebens nicht fehlen, denn ſie iſt ja das Höchſte, was die Erde bringen mag. Aber nun war es nicht mehr jene gemeine, ſinnliche Liebe des Heidenthums, nun war ſie durch die chriſtliche Anſicht ſublimirt, und ſo entſtand jene zarte Minne, wo der Ritter nur durch Treue und ſeiner Thaten gefeierte Größe des Wohlgefallens ſeiner Dame ſich zu verſichern ſtrebte; wo er Gott und ſeiner Dame ſich empfahl, wenn er ins Gefecht zog, und mit züchtiger Sitte und kindlicher Scheu von jedem unreinen Beginnen ſich zurückhielt. — Dies der eigenthümliche Geiſt der ſo weit verbreiteten Chevalerie. — Nahe hiermit hing jenes zweite Hauptgeſetz alles Ritterthums zuſammen: Schützer des ſchwächern Geſchlechts zu ſein, und die Frauen, ſelbſt unbewehrt, in dem Arm des Ritters Wehr und Waffe zu jeder Zeit finden zu laſſen, Galanterie. — Eben daher erklärt ſich auch der eigenthümliche Geiſt der Ritterabenteuer. Abenteuer ſucht überall der Held, der Mächtige, der Herrſchende. So zogen die Helden der Argo dem goldenen Vließe nach, und die des Homer kämpften vor Ilium. Aber der chriſtliche Ritter zog für das Kreuz oder für die züchtige Liebe ſeiner Dame, oder für den lieblichen Weihrauch des Ruhms, immer mit Glauben im Herzen, aus in ferne Lande. Es zog ſich durch ſeine erbittertſten Kämpfe ein Strahl von Höflichkeit und Rechtlichkeit, und er befleckte ſein Schwert, wenn er von dieſer Scheidelinie abwich, etwa im Vortheil der Waffen gegen ſeinen Feind, er zu Pferd, dieſer zu Fuß war u. ſ. w. — Endlich fällt nicht weniger hier in die Augen, wie gerade Turniere mit ihrer unendlichen Pracht und ihren feinen zarten Beſtimmungen die eigentlichen Ritterfeſte ſein mußten, und wie die einzelnen Geſetze derſelben, die eben ſo ſinnreich als unverletzlich waren,

meiſtens nur aus dieſem Geiſte des Inſtituts erklärt werden können. (S. d. Art. Turniere). — Alles dies wurde durch den romantiſchen Geiſt des Zeitalters (ſ. d. Art. Romantiſch) noch beſtimmter ausgebildet, und bekam dadurch unſtreitig jenes bunte, reiche, farbige Gewand, das im Ganzen des Ritterweſens nicht verkannt werden mag, ſo wie gerade dieſe bunte Mannichfaltigkeit der Charakter der Romantik iſt. Indeß gilt dies doch zunächſt und hauptſächlich von den romantiſchen Ländern, und z. B. in dem nordiſchen Ritterthum ſtört uns die erwähnte Mannichfaltigkeit weit weniger. — Erblicken wir hiernach im Inſtitut des Ritterthums ein groſes, bedeutendes Glied in der Kette des menſchlichen Seins und Thuns in der chriſtlichen Ära, ſo glauben wir wenigſtens keinen Hauptpunct ganz unberührt gelaſſen zu haben. Es iſt noch übrig, einiges über die Geſchichte des Ritterweſens im Allgemeinen zu bemerken, und dann in einem kurzen Anhang Andeutungen über einige Gegenſtände mitzutheilen, die nicht zum Weſen des Ritterthums gehören, aber doch aus demſelben hervorgegangen, und durch daſſelbe vielfältig beſtimmt worden ſind, Einfluß des Ritterthums auf die angrenzenden Sphären der Poeſie und Kunſt. — Wie alle Keime nicht ſogleich zu Blüthen, und alle Blüthen nicht ſogleich zu Früchten werden, ſondern der Kreis des Jahres in beſtimmten Abſtufungen vom jungen Grün des Frühlings bis zum fahlen Gelb des Herbſtes die mannichfaltigſten Zuſtände durchläuft; wie dieſelbe Pflanze im Süden anders gedeiht als im Norden, und im fruchtbaren Erdreiche üppiger emporwächſt als unter Dornen und auf Felſen; ſo ſehen wir auch das Ritterthum, von einer ſchönen kraftvollen Kindheit beginnend, eine herrliche Reife und Vollendung ſpäterhin erlangen, bis es nach durchlaufenem Ringe, wie alles Zeitliche, wieder ſeine Endſchaft erreichte, und dabei eigenthümliche Farben und Geſtaltung annehmen von den verſchiedenen Ländern und Verfaſſungen, unter und in welchen es blühte. — Ritterromane nicht nur, ſondern die Geſchichte ſelbſt führt uns in die Zeiten Carls des Groſen zurück, um die erſten blühenden Zeiten des Ritterthums, vielleicht ſein fabelhaftes Heldenzeitalter zu ſehen. In allen alten Ritterepopöien erſcheint Carl der Groſe mit ſeinen zwölf Pairs als das Haupt des Ritterweſens, und an ihn ſchließt ſich die Geſchichte des fabelhaften Arthus mit der Tafelrunde, ſo wie der eigenthümliche Fabelkreis der Amadiſſe an. Allein überall iſt es offenbar, daß man ſich noch auf fabelhaftem Boden, in der Zeit, da die Geſchichte noch ungewiß iſt, befindet — vergleichbar der Ungewißheit griechiſcher Geſchichte vor der Rückkehr der Herakliden. Aber wer mag die Rolande, die Ferragus, die Rinalde von Montalban u. ſ. w. für durchaus unhiſtoriſche Perſonen halten? oder den armen Erzbiſchof Turpin, ſei er oder ein anderer der Verfaſſer der Chronik, die ſeinen Namen trägt und die einzige Quelle für dieſen Kreis ritterlicher Poeſie aus Carls des Groſen Geſchichte iſt, beſchuldigen, nicht einmal das, was die Sage erhalten hatte, wiedergegeben zu haben? — Daſſelbe gilt von den Rittern des heiligen Graals und dem König Arthus; daſſelbe von den Amadiſſen, die, ohne an Carl den Groſen oder Arthus ſich anzuſchließen, mehr die Ritter einzelner Abenteuer als groſer Zeitbegebenheiten geweſen zu ſein ſcheinen. In der Dämmerung des Morgenroths wollen wir nicht verlangen, die Geſtalten genau unterſcheiden zu können, und ſo ſind wir zufrieden, in den Sagen von Carl dem Groſen die erſte jugendliche Regung des Ritter-

geiſtes im Kampf gegen die einbrechenden Araber, ein Vorſpiel des viel höhern Kampfes gegen die Sarazenen im heiligen Lande, in den Sagen von Arthus dieſelbe im Kampf gegen die einbrechende Übermacht des nordiſchen Heldengeiſtes, durch welchen dieſem ſeine Grenze angewieſen wurde; in den Dichtungen des Nibelungenlieds dieſelben im großen, ernſten Gemüthe des Nordländers, dem der deutſche Ritter ſich anſchließt; und in den Amadiſſen die erſten Spuren abenteuerlichen Ritterlebens in einzelnen Unternehmungen zu erblicken. — Lange mochte der Übergang von der fabelhaften Zeit, dieſem Ausdruck der Kindheit des Ritterweſens, bis zur ebnen, ſichern, beſtimmten Geſchichte der ſchönen, ausgebildeten Blüthenzeit des reifen Alters dauern. Da mochten manche Großthaten geſchehen, und die Ritterkämpfe in Deutſchland, in den Kriegen der Kaiſer, in Frankreich unter den Großen des Reichs, die bürgerlichen Kriege in Spanien mit den Mauren waren herrliche Vorübungen des viel Größern, das da kommen ſollte. Da that ſich (vom Jahre 1095 bis gegen 1270) ein Lichtquell in Oſten auf, und der Ruf des Kreuzes rief den Ritter aus Süd und Weſt und Nord zu einem würdigen Schauplatz ſeiner Thaten. Das heilige Land zu erobern, die heilige Stadt zu gewinnen, das war ja für Ritterweſen und Beſtimmung ein herrliches Ziel; und mag es immer ſcheinen, als ſei alle dieſe koſtbare Kraft an eine Chimäre verſchwendet worden, ſo war doch die Idee, welcher gehuldigt ward, die höchſte und ſchönſte. Sehen wir ja doch auch nach dem wunderbaren Willen des Verhängniſſes aller Helden, die Troja erobern halfen, die Früchte ihrer Anſtrengungen in darauf folgenden Abenteuern wieder verlieren (einer ernſten Nemeſis den unverweigerlichen Tribut bezahlend), und ſo ſcheint überall die Menſchheit hier nur beſtimmt zu ſein, die höchſte Sproſſe wohl zu erſteigen, ohne ſie jedoch behaupten zu können. Idee ſoll und muß Idee bleiben, aber nichts deſto weniger ſoll der Menſch ſein Alles an ſie wagen. — Hier in den Kreuzzügen wurden aus allen Ländern der Erde die ritterlichen Helden auf einem kleinen geweihten Plan zuſammen beſchworen, hier nahmen ſich Kaiſer und Könige das Kreuz, und ſchmachteten zum Theil, vom Unglück des Kriegs verfolgt, in Jahre langer, ſchimpflicher Gefangenſchaft; hier geſchahen Thaten, wie ſie ein Taſſo nur treu nachzubilden brauchte, um das Höchſte zu zeichnen; hier wurden im Kampf und in der Waffenruhe alle ritterlichen Tugenden, Glaube, Gehorſam, Selbſtbeherrſchung, reine Minne ꝛc. in ihrem höchſten Glanz geübt, und wenn das heitere Reich der Fabel, der Zauberei und Feerei verſchwunden war, ſo ſtand hier die klare, helle Wirklichkeit, der Kampf der ganzen chriſtlichen Ritterwelt für Glauben und das Grab des Herrn, den blöden Augen unſerer ungläubigen Zeit in Dämmerung gehüllt und unbegreiflich, dem Reiche des Wunderbaren und Unglaublichen nahe. — Hier können wir nun die Behauptung nicht zurückhalten, daß uns als die ſchönſte, ritterlichſte Blüthe der Kreuzzüge, die Ritterorden erſcheinen, gleichſam das Allerheiligſte des Ritterthums, in welchem ſich der Geiſt des Ritterweſens recht idealiſch offenbarte. Ihrer entſtanden theils vor, theils während der Kreuzzüge vier in dem heiligen Lande, unter welchen die drei frühſten, der Johanniter-, der Tempelherren- und der deutſche Orden (ſ. d. beſ. Art.) am berühmteſten wurden. Pilgernde Ritter, ſich unter feſten, ſtrengen, idealiſch-reinen Geſetzen verbindend zur Pflege kranker Glaubensbrüder, und

zum Schutze der vom Sarazenenübermuth Gedrückten; mit den Dienern der Kirche in Bruderbündniß getreten, nur Schritt vor Schritt der wachſenden Übermacht des Islams weichend, und noch im Weichen mit ungebeugtem Muthe Wunder der Tapferkeit verrichtend — der hohe Muth des kühnen, zum Herrſchen beſtimmten Ritters gemildert durch das ſanfte Licht des Glaubens, der chriſtlichen Demuth, des alles verläugnenden Gehorſams gegen des Ordens Geſetze, und nun von Kaiſern und Königen mit Liebe gepflegt, beliehen mit weiten Herrſchaften und Ländern; ja als im Oſten das Feuer des heiligen Kampfes ſchier verlöſcht war, in den kalten Norden wandernd, um das Kreuz mit dem Schwerte zu verkündigen, gewiß, dies iſt die Krone des Ritterthums, und noch jetzt ehrt die Mitwelt dieſe hohe Stiftung, indem ſie ihre Helden nicht beſſer belohnen zu können glaubt, als wenn ſie, dieſen Inſtituten nachgebildet, Orden ſtiftet und die Kreuze derſelben ihren Kämpfern als Ehrenzeichen ertheilt, ob auch die Sache vergangen iſt, doch im Namen noch das Untergegangene ehrend. — Vor den Kreuzzügen war indeß der Geiſt des Ritterweſens in den verſchiedenen Ländern höchſt einſeitig geweſen. Anders der franzöſiſche Ritter in ſeiner Leichtigkeit und Gewandtheit, in echt romantiſches Gewand ſich kleidend, oft ſo des Halts und der rechten Kraft entbehrend. Anders der ſpaniſche Ritter mit ſeinem heißen Blut und ſeiner ernſten Beharrlichkeit, oft in der Glut der Eiferſucht und Rache das Ziel überſchreitend. — Der deutſche Ritter mit ſeiner Rohheit und Ungeſchliffenheit, aber im Beſitz der ſchönſten Rittertugenden, einer feſten, unerſchütterlichen Treue, einer hohen Tapferkeit und Glaubensinnigkeit, konnte leicht ſeinen Nachbarn mehr mittheilen, als von ihnen annehmen. Wie lieblich ſchmolzen nun nicht in den Kreuzzügen dieſe einzelnen Elemente in einander, und wie theilten ſich nicht im Wechſeltauſch die Nationen gegenſeitig mit, ſo daß jeder bereichert mit den Vorzügen Aller überallhin nur das Vortreffliche und Höchſte brachte. Selbſt die hohe Cultur des Morgenlandes und die ſinnliche Verfeinerung der Sarazenen theilte ſich den chriſtlichen Rittern mit, und glättete manche rauhe Seite an ihnen ab, und geſellte zum Guten auch die gefällige Form, ſo daß die feine Sitte und Lebensart im Ritterſtande, und die ausgebildetſte Chevalerie erſt von den Kreuzzügen an datirt werden muß. Nur freilich trägt nicht nur die ſchönſte Knoſpe oft den Wurm in ſich, der das Herzblatt zernagt hat, ehe ſie ſich noch ganz aufſchließen konnte, ſondern die brennendſte Farbe der Roſe ſteht doch ſchon der bleichen Todtenfarbe des Verwelkens näher, als das ſchöne friſche Grün des jungen Blattes. Und ſo ſehen wir bald nach den Kreuzzügen das Ritterweſen ſinken, und vielleicht durch jene Verſchmelzung der Individualitäten zu einem ſchönen harmoniſchen Bild in der erſten Zeit den Grund gelegt zu jener allmählig wachſenden Gemeinheit und Plattheit im Ritterweſen, die ſchon in dem baroken Treiben der *fahrenden*, d. i. Abenteuer ſuchenden, Ritter ſich ausſprach und bald nach den Zeiten der Reformation, nicht ohne Mitwirkung des unlängſt erſt erfundenen, Muth und Tapferkeit des Arms leicht erſetzenden Schießpulvers immer weiter überhand nahm, bis jetzt wohl nur der Name des alten Ritterthums noch übrig, der Geiſt aber längſt entflohen iſt. Hehr und im Geiſt der alten Zeit, gleichſam ein trauernder Rieſenſchatten über dem Grabe des eingeſunkenen Ritterweſens, ſteht der edle *Götz von Berlichingen* mit der eiſernen Hand im 16. Jahrhundert da, und dieſe Erinnerung an ihn ſei ein würdiger Schlußſtein unſers redlich gemeinten Worts über

Ritterthum, nicht ohne nächſte Veranlaſſung des herrlichen Denkmahls, das der Dichter der Deutſchen dem großen, unbeſiegten Ritter für alle Zeiten in ſeinem herrlichen Trauerſpiele geſetzt hat. — Machen wir nun noch in einem kurzen Anhang von dem Geſagten Anwendung, um den Geiſt der Ritterpoeſie zu beſtimmen. Wo das Ganze und der Geiſt der Zeiten ſo viel gethan hat, um einen Stand zu erheben, und ihn mit dem Köſtlichſten der Erde, gleich als das geliebte Schooßkind und den Erſtgebornen auszuſtatten, da darf auch die holde Gabe der Poeſie nicht zurückbleiben, und ein Achilles ſoll auch ſeinen Homer finden, der ihn auf den Flügeln des Geſanges auf die Nachwelt trägt. Daß nun der Geiſt der Poeſie in der Periode des Ritterthums größtentheils romantiſch war, und nur im Norden einen eigenthümlichen Geiſt aus der alten Zeit mit herübergenommen hatte, glauben wir unter dem Artikel Romantiſch zu zeigen. Wir bemerken hier nur noch, daß die Troubadouren im ſüdlichen, die Trouveren im nördlichen Frankreich, und die Minſtrels (Ministriers, ministeriales, Hofleute) in England keinen würdigern Gegenſtand ihrer Lieder finden konnten, als die Thaten der Ritter, auf deren Schlöſſern ſie die gaſtlichſte Aufnahme fanden. Ja wie Ritter in allen heitern Künſten des Lebens die Palme zu erſiegen wußten, ſo nahmen ſie ſelbſt Harfe und Zither, und ſangen dazu von ihrer Minne und ihren Thaten. In der Provence entſtand ein Cur d'amour, der bei den poetiſchen Wettkämpfen der Ritter entſchied, und in Spanien ließ der Ritter, der im Kampf mit gewaltiger Rechte das Schwert zu zwingen wußte, die zarten Saiten der Liebe unter dem Fenſter der Geliebten ertönen. Hier erging ſich die Poeſie in echtromantiſchem Gewande, und liebliche Wechſelgeſänge (tensons), Schäferidyllen (pastourelles), poetiſche Geſpräche (sirventes), Sonette und dergleichen waren nur Variationen der Liebe und Ritterlichkeit athmenden Romanzen, flatternde Blüthen und Blumenſträuße am herrlichen Baume der Romantik. Ernſter und größer war die Ritterpoeſie Englands, Deutſchlands und beſonders der Nordländer. Im Nibelungenlied, der Ilias und Odyſſee des Nordens, weht ein Geiſt, geheimnißvoll, heroiſch, erhaben, grotesk, wie die Berge und Thäler des Norden ſelbſt mit ihrem unendlichen Schnee und gefahrvollen Wildbahnen. Aber immer iſt es nur Ritterthum, beſonders Ritterthaten und Abenteuer, die darin beſungen werden. — Doch eine merkwürdige Eigenthümlichkeit erhielt die Ritterpoeſie durch das Fabelhafte, Wunderbare, das die Kindheit des Ritterweſens, wie wir oben bemerkten, auszeichnete, und Poeſie that auch hier wie überall das Ihrige, um die Ungewißheit noch größer zu machen, und das Geſchichtliche noch weiter hinein in die Dämmerung des Fabelhaften und Wunderbaren zu rücken. So kamen die abenteuerlichen Dichtungen von Rieſen und Zwergen, von Feen und Zauberern und Zauberinnen in den Kreis der Ritterpoeſie, und wir mögen wohl zugeben, daß die äußere Veranlaſſung zu den Feenmährchen von den Arabern kam, aber wir behaupten deſſen ungeachtet, daß, wenn auch dies nicht geweſen wäre, die Ritterpoeſie ſich ſelbſt dieſe Dichtungen geſchaffen haben würde. Ja mögen auch Provenzalen und Spanier, und die ſüdlichen Deutſchen ihre morgenländiſchen Feenpaläſte von den Arabern entlehnt haben, ſo dünkt uns, ſind doch die Dichtungen vom Zauberer Merlin, von den Rieſen und Zauberinnen des Nordens ꝛc. gewiß unabhängig von dieſer Quelle aus dem eigenen Boden hervorgetrieben. Der Geiſt des Chriſtenthums zu dem Wunderbaren der Zeiten konnte wohl kaum für Poeſie ein anderes Reſultat geben, und gewiß, dieſe Mytho-

logie war die einzig mögliche in einer chriſtlichen Ritterpoeſie, offenbar anders unter den nordiſchen, anders unter den ſüdlichen Völkern ausgebildet. Hierdurch aber begründet ſich zugleich ein auffallender Unterſchied zwiſchen der Ritterpoeſie der frühern Jahrhunderte und der der Kreuzzüge, wobei jedoch nicht zu überſehen iſt, daß dem ſinnvollen Dichtergemüth auch der reingeſchichtliche Grund dieſer letztern nicht genügt und darum, dem Geiſt einer ſehr gläubigen Zeit angemeſſen, das ſchöne Fabelſpiel jener Mythologie auch in die poetiſchen Darſtellungen der Kreuzzüge herübergenommen wurde, wenn, wie ſich von ſelbſt verſteht, in die Epopöie der Kreuzzüge, ſo auch ſogar in den, ſeiner Natur nach nie über eine idealiſirte Wirklichkeit ſich erhebenden Roman. — Wir unterſcheiden als die beiden Hauptarme der Ritterpoeſie, Epopöie und Roman, und wir zeigen in dem Artikel Roman, daß wir Epopöie überhaupt als ſchönen, phantaſiereichen Traum des Möglichen, Roman aber als die idealiſirte Abſpiegelung des Wirklichen, jene darum vorzugsweiſe als die Dichtung von dem jugendlich aufblühenden Leben eines Zeitalters, das, wie das Kindesalter nach Göthe, immer mehr verſpricht als es hält, dieſen aber zunächſt als das dichteriſche Bild von dem Fertiggewordenen, in ſeiner Art Vollendeten anzuſehen haben. Was nun aber Ritterepopöie und Ritterroman im Allgemeinen betrifft, ſo ſtehe hier in Beziehung auf die vorhin gemachte Bemerkung die ernſtlich gemeinte Behauptung, daß alle eigentlichen Ritterromane wohl nur a potiori dieſe Benennung erhalten haben, und ſie in der That nichts weiter ſind, als früherhin in poetiſchem und ſpäter in proſaiſchem Gewande ausgeführte Epopöien, vielfältig an die Ilias und Odyſſee und die damit zuſammenhängenden cykliſchen Dichter erinnernd. Die Ritterromane ſämmtlich, einige von den Kreuzzügen ausgenommen, die feſtern Grund und Boden haben aber dafür auch der poetiſchen Bedeutung ermangeln, ſchweben auf der ſchmalen Grenze zwiſchen Fabel und Dichtung, zwiſchen Wunder und Wirklichkeit, und nehmen überall einen cykliſchen Charakter an, ſo daß in der That nur die Form entſcheidet, ob man Epopöie oder Roman anzunehmen habe. Was ſonſt Roman war, hat die neuere, fruchtbare Allerweltspoeſie in Epopöie verwandelt (man denke an Alxingers Doolin von Mainz, den Huon de Villeneuve im 13. Jahrhunderte als Roman gab), und das Merkwürdigſte dabei bleibt immer, daß noch kein Äſthetiker, von Blankenburgs Verſuch über den Roman an bis auf unſere Zeiten, im Stande geweſen iſt, dem Ritterroman ſeine rechte Stelle anzuweiſen. Dies rechtfertigt unſere Behauptung, und zerhauen wir alſo nur den Knoten und ſagen: über die jugendliche Periode des Ritterweſens floß Roman und Epopöie in Eins zuſammen; allein über die Blüthenzeit deſſelben in den Kreuzzügen ſchied ſich zwar Epos und Roman etwas genauer, indeß, wenn jenes allein in Taſſo's unſterblichem Werke die Palme erſiegte, ſo konnte der Roman, ein dichteriſches Bild der ſelbſt höchſt wundervollen Geſchichte der Kreuzzüge, doch auch hier kaum ein ſelbſtſtändiges Sein erringen, und mußte durch Fabel und Mährchen ſehr nahe an die Sphäre wie des Epos ſo der alten Romane rühren. Schwerlich haben uns die neuern, zum Glück nun vergeſſenen Ritterromane mit ihren gefüllten Humpen und klirrenden Sporen, dröhnenden Fußtritten und ſchauerlichen Vehmgerichten eine Idee von einem Ritterromane aus der Wirklichkeit gegeben, wenn wir das dem Roman Angehörige in Göthe's Götz von Berlichingen, und die wohl zu früh vergeſſenen Ritterſtücke von F. A. Müller („Richard Löwenherz, Alfonſo, Adelbert der Wilde," Heldengedicht in

12 Geſängen) ausnehmen wollen. — Wir kennen, wie geſagt, nur eine Epopöie über das herrliche Ritterthum der Kreuzzüge, die alle andern Verſuche in dieſem Felde weit hinter ſich zurückgelaſſen hat; wir meinen das ſchon gedachte befreite Jeruſalem von Torquato Taſſo; dies Meiſterſtück, das den Namen ſeines Verfaſſers ſelbſt in dem Munde des italieniſchen Volks unſterblich gemacht hat. Was es aber ſonſt von Ritterepopöien giebt, deren Zahl Legion iſt, das gehört mit ſammt den Oberons und Bliomberis und Doolins der Neuern dem zwiſchen Roman und Epopöie ſchwebenden Gefilde der Dichtung von den alten, jugendlichen Zeiten des Ritterthums an, und alle dieſe Dichtungen waren wirklich urſprünglich in poetiſchem Gewande gegeben, aber bildeten nachher, in Proſa überſetzt, die zahlloſen Scharen der Ritterromane. Hier iſt alſo die Geſchichte der Epopöie zugleich die Geſchichte des Romans, und wir bemerken, ehe wir dieſelbe berühren, daß auch in dieſer Sphäre der italieniſche Geſang in dem Meiſterſtück ſeines Arioſto, dem weitgefeierten „raſenden Roland,“ allen andern Völkern den Rang abgewonnen habe. Daß wir indeß hier die nordiſche Poeſie, die freilich auch Ritterpoeſie war, ausſchließen und übergehe, darüber wird uns manche Bemerkung in den Artikeln Romantiſch und Romanze rechtfertigen. Wir bemerkten oben, daß die Dichtungen über die frühſte Periode des Ritterweſens ſämmtlich einen cykliſchen Charakter hätten. — Der Beweis dafür wird wohl am beſten gegeben, wenn wir den Fabelkreis der alten Ritterromane ungefähr geſchichtlich zu beſtimmen ſuchen. — Nach Abzug der nordiſchen Sagen bleibt uns für den Ritterroman ein dreifacher Mythenkreis übrig, der vom König Arthus, von Carl dem Großen, und von den Amadiſſen. Wir können nicht mit Sicherheit beſtimmen, welchen wir als den erſten anzuſehen haben. Vielleicht waren ſie ſo ziemlich gleichzeitig. Aber das iſt gewiß, daß ſie drei wirklich von einander verſchiedne Fabelkreiſe darſtellen, und wohl auch jeder einem andern Volke angehört, obgleich ſie in der Folge noch wunderlicher als die Bahnen der neuentdeckten Planeten in einander verſchlungen wurden. Wir können mit Recht behaupten, daß wenigſtens die erſten beiden Cyklen ſich an etwas Hiſtoriſches anſchließen; und in dieſer Hinſicht gebührt der Dichtung vom König Arthus, der Tafelrunde und dem Seher Merlin der Vorzug des Alters. Sie verherrlicht die Thaten Arthus, eines Sohns Uterpendragons, und die ſeiner Ritter, des Lanzelot vom See, des königlichen Neffen Gawein u. A., die ſämmtlich wieder durch ihre Abenteuer beſondern Romanen den Stoff gegeben haben. Das, was vielleicht das einzige Hiſtoriſche in dieſem ganzen Mythenkreiſe iſt, kommt ungefähr darauf zurück, daß in jenem Kampf zwiſchen den Britanniern und Angelſachſen (von 455 bis 582) um den Beſitz Englands Arthus der Befehlshaber der Britannier und der letzte war, der ſiegreich das Land ſeiner Väter, das bald nach ihm den Sachſen zu Theil wurde, behauptete. Merkwürdig bleiben in dieſem Fabelcyklus die völlig eigenthümlichen Dichtungen vom Zauberer Merlin, dem Stammvater der Feen und Zauberer von einer anderen Bedeutung, als der bei den ſüdlichern Ländern, einem Sohne des Teufels von einer ſchuldloſen, chriſtlich frommen Jungfrau, und vom heiligen Graal, eigentlich dem Becher, aus welchem der Erlöſer vor ſeiner Kreuzigung trank, nachher aber, weil er in den Beſitz der Ritter von der Tafelrunde gekommen war, mit dieſer gleichbedeutend, wodurch ſich dieſe Dichtung an die bibliſche Geſchichte anknüpfte. Die älteſte Chronik von dieſem Fabelkreis datirt ſich vom Jahre 1155 in dem Roman des

Brut von Meiſter Gaſſez und ſehen wir auf den Schauplatz, auf welchem er ſpielt, und nehmen dazu die nordiſchen Farben, die dem Ganzen bei weitem den ſüdlichromantiſchen Anſtrich nicht geben, den Dichtungen aus der Provence haben, ſo werden wir nicht anſtehen, ihn als das Eigenthum der Normandie und Englands, und als den nächſten Ring nach den nordiſchen und deutſchen Sagen zu betrachten. — Der zweite Cyklus faßte die Ritterromane von Carl dem Großen und ſeinen Paladinen, ſeinen zwölf Pairs; und wenn er ſich an hiſtoriſche Data wirklich anſchließt, nämlich an Carl des Großen Geſchichte, dieſen Sichtpunct in der Geſchichte des Mittelalters, ſo hat die Dichtung nichts geſpart, was Feerei, ritterlicher Heldenmuth und Abenteuer zur Verherrlichung dieſer Zeit beitragen konnten, und durchhin leuchten einzelne hiſtoriſche Sterne, z. B. die Schlacht von Ronceval, in welcher Roland blieb, durch den lieblichen Zauber einer ſüdlichen (beſonders nach den Kreuzzügen), mit des Morgenlands üppigen, ſchwellenden Bildern bereicherten Phantaſie gehoben. Die älteſte Quelle dieſer Dichtungen iſt Turpins fabelhafte Chronik, als deren Verfaſſer der Zeitgenoſſe Carls des Großen, der Erzbiſchof zu Rheims, Turpin, angegeben wird, die aber höchſt wahrſcheinlich noch ſpäter als im 10. Jahrhundert, wohin ſie von vielen verlegt worden iſt, zuſammengeſtoppelt wurde. Allein aus dieſer Quelle ſchöpfte man erſt ſeine Ritterromane, als die Kreuzzüge ſchon beendigt worden waren, gegen das Ende des 13. Jahrhunderts, und nun folgten die ſinnreichen Romane von Bertha mit dem großen Fuß, von Ogier dem Dänen, der Rinald von Montalban, die vier Haimonskinder, Huon von Bordeaux, Doolin von Mainz, Morgante der Rieſe u. ſ. w., in welchen allen der üppige Geiſt des Orients und die mildere Feerei der Araber eine bedeutende Rolle ſpielt. Kaum darf bemerkt werden, daß Frankreich der Schauplatz dieſes Romanenkreiſes iſt, und die provenzaliſche Dichtung gerade in ihm den würdigſten Stoff fand, da Meiſter Arioſto in ſeinem raſenden Roland ihn ſo glänzend verherrlicht hat. — Noch viel fabelhafter und hiſtoriſch wohl völlig unbeſtimmbar iſt der Fabelkreis der Amadiſſe, der vielleicht den Spaniern ausſchließend gehört, und wenn ja die franzöſiſche Einbildung ſich die erſte Bearbeitung des Amadis von Gallien im 13. Jahrhundert nicht nehmen laſſen will, ſo ſind doch die folgenden Nachahmungen, der Amadis von Griechenland, der Florismart von Hirkanien, der Galaor, der Floreſtan, der Eſplandian, wohl jedem aus Cervantes Don Quixote und dem hochnothpeinlichen Halsgerichte darin erinnerlich, rein ſpaniſchen Urſprungs. In dieſem Fabelkreis iſt, wie geſagt, alles unhiſtoriſch, fabelhafte Könige in Frankreich, Schottland, Bretagne u. ſ. w. Man kann kein großes Ereigniß in der Geſchichte finden, an welches dieſe Dichtungen ſich anſchlöſſen, und faſt ſcheint hier die Romanendichtung mehr ins Individuelle, in Familiengeſchichten und Privatabenteuer herabgeſtiegen zu ſein, wo eine erdichtete politiſche Geſchichte und Verfaſſung nur als Hintergrund oder Einfaſſung diente. — Wir wollen nicht vergeſſen, daß außer dieſen Romanen die Ritterpoeſie der Spanier ihre herrlichen Romanzen vom großen Cid, ihre Guerras civiles u. ſ. w., daß Deutſchland ſeine den nordiſchen Sagen verwandten: Chriemhildens Rache, Parcival, Theuerdank u. ſ. w. hatte, die gleichſam die verbindenden Zwiſchenblüthen zwiſchen jenen großen Blumengewinden bilden. Aber wir müſſen hier ſchließen, um nicht zu weitläuftig zu werden, den gerechten Wunſch nur noch beifügend: möge in unſern

Zeiten, wo ein ernſtes Streben die Bedeutung des Nordens uns aufgeſchloſſen hat, auch die herrliche Blume des Ritterthums uns zurückgegeben werden, die in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo die Spieß- und Cramer- und Schlenkertſchen Ritterſtücke florirten, entſtellt, und darum verachtet wurde, und ſeitdem noch immer unter dem Banne dieſer gewiß unverdienten Schmach beſchloſſen liegt. M-i-r.

Rituale iſt die römiſche Kirchenagende, die die vorgeſchriebenen Ceremonien enthält, die beim katholiſchen Gottesdienſt beobachtet werden. Mehrere Mönchsorden hatten und haben noch zum Theil ihr eignes Rituale. Dann überhaupt ſoviel als Ceremoniell, und ſchriftliche Anordnung deſſelben.

Rivarol (Antoine), wurde 1757 zu Bagnols in Languedoc geboren, wo ſein Vater Gaſtwirth war. Anfänglich Soldat, änderte er bald Stand und Namen, und trat unter der Benennung: Abbé Parcieux, als Hofmeiſter auf; allein ein Verwandter der Familie Parcieux zwang ihn, dieſen angenommenen Namen wieder abzulegen. Der Zufall führte ihn endlich nach Paris; hier gab er einen verſificirten, gegen des Abts de Lille Gedicht: die Gärten, gerichteten Dialog heraus, der Kohl und die Rübe betitelt. Dieſes, nebſt noch mehrern andern kleinen Sachen, verhalf ihm zur Mitredaction an dem berühmten Mercure de France. Als die Revolution ausbrach, verließ Rivarol 1790 ſein Vaterland, und ging erſt nach Hamburg, dann nach Berlin, wo König Friedrich Wilhelm II. und Prinz Heinrich (Bruder Friedrichs II.) ihn mit beſonderer Güte aufnahmen. Nichts deſto weniger bedauerte er doch oft die Entfernung vom Vaterlande, und mehrere ſeiner an Freunde gerichteten Briefe zeigen die Sehnſucht, die er darnach empfand, die aber ungeſtillt blieb, indem er 1801 zu Berlin ſtarb. Rivarols Charakter gehörte übrigens nicht zu den ſehr lobenswerthen: Eitelkeit und Eigenliebe waren hervorſtechende Züge deſſelben, und ſeine Satire artete nur zu oft in Bosheit aus, wie unter andern die von ihm verfaßte Parodie von Athaliens Traum bezeugt; ein Werk, in welchem er mehr hämiſch als witzig die bekannteſten und berühmteſten Schriftſteller und Schriftſtellerinnen ſeiner Nation angreift. Die wichtigſten ſeiner Werke ſind: 1. eine Überſetzung von Dante's Hölle, die jedoch nur in ſehr wenigen einzelnen Theilen den großen Italiener wiedergiebt; 2. Brief an Necker, über die Wichtigkeit religiöſer Meinungen und Moral, und 3. ſein Almanach großer Männer, worin er gleichfalls mehrmals ſeiner giftig beißenden Satire freien Zügel läßt. Eine Abhandlung von ihm: Sur l'Universalité de la langue Française, welche einem franzöſiſchen Wörterbuche, wozu er den Plan entworfen hatte, zur Einleitung dienen ſollte, wurde 1784 von der berliner Akademie gekrönt.
F. G.

Rivaz (Pierre Joſeph von), geboren in Saint-Gingour im walliſer Land der ſchweizer Republik den 29. März 1711, zeigte von Jugend an viel Neigung zu Mathematik und Mechanik, aber ganz den Wünſchen des Vaters entgegen, welcher eine obrigkeitliche Stelle im walliſer Land bekleidete. Als er ſein eigener Herr geworden war, widmete er ſich dem Studium der Mathematik und Geſchichte. Seine erſten Unterſuchungen enthielten neue Ideen über die Theorie der Uhrmacherkunſt. Seit 1740 hatte er dem berühmten Phyſiker, Daniel Bernoulli, eine Uhr übergeben, die ſich ohne

fremde Beihülfe jeden Tag von ſelbſt aufzog. Dieſer Gelehrte fand den Mechanismus eben ſo ſinnreich als einfach und gründlich, und ſtellte ihm darüber ein Zeugniß vom 13. December deſſelben Jahres aus. Acht Jahre darauf kam Rivaz nach Paris, und legte der Akademie der Wiſſenſchaften nach ſeinen Grundſätzen gearbeitete Uhren vor. Der darüber erſtattete Bericht vom 16 Auguſt 1749 meldet, daß Rivaz in ſeinen Pendeluhren Alles vereinigt habe, was zur Genauigkeit der Zeiteintheilung beitragen könne. Dieſe Genauigkeit beruhte auf einer Erfindung, wodurch der Pendul mit der möglichſt geringſten Reibung geführt wurde. In einem Memoire machte er ſeine ganze Theorie öffentlich bekannt. Im J. 1752 ging er auf Bitten der Madame Danican, Eigenthümerin der Bergwerke von Pontpeau, nach Bretagne, und erfand eine ſehr einfache Maſchine zur Austrocknung des Waſſers in denſelben. Als er nach Paris zurückgekommen war, beſchäftigte er ſich mit einem Werkzeug, die Kunſt des Gravirens zu vereinfachen und abzukürzen. Dieſe Erfindung machte im J. 1758 zu Paris großes Aufſehen. Durch ſie kann man ſchnell die ſchönſten Modelle in den treueſten Umriſſen, vertieft oder im Basrelief u. ſ. f. auf dem härteſten Stoffe nachbilden. Er vereinigte ſich zu ſolchen Darſtellungen, deren Mechanismus er geheim hielt, mit dem königlichen Bildhauer Vaſſé, welcher in einem Werke den Triumph Ludwigs XV. nach der Schlacht bei Fontenoy vorſtellte, und führte dies Modell in einem Griesſteine (einer olivengrünlichen Steinart, welche viel härter als Porphyr, Agat und Jaſpis iſt, und nur mit dem Diamant geſchnitten werden kann) vollkommen aus. Zu Anfange des J. 1760 ging er in die Schweiz zurück. In Bern kam er bei der Unterſuchung der Salinen von Bex auf Ideen, die gewöhnliche Art der Salzbereitung zu vervollkommnen, und der Hof von Turin machte von ſeinen Einſichten bei den Salinen von Moutiers in Tarantaiſe Gebrauch. Hier brachte er die letztern Lebensjahre zu, und ſtarb am 6. Auguſt 1772. Neben ſeinen mathematiſchen Studien hatte er ſich beſonders der Geſchichte gewidmet. So hat er in einer nach ſeinem Tode im J. 1779 zu Paris von ſeinem Sohne herausgegebenen Schrift (Eclaircissemens sur le martyre de la légion thébéenne etc.) die Niedermetzelung der thebaniſchen Legion auf Befehl des Kaiſers Maximilian, mit dem Beifall einiger Gelehrten und der Benedictiner in ihrer Gallia Christiana, behauptet. Im Manuſcript hinterließ er eine hiſtoriſch-kritiſche Abhandlung über den Urſprung des Hauſes Savoyen. An derſelben befindet ſich auch ein Recueil des fastes vom 7. bis zum 13. Jahrhundert, als Beitrag zur Geſchichte des ehemaligen Königreichs Burgund. Ms.

Rivière (Marquis de la), Pair von Frankreich, insbeſondere dadurch berühmt, daß er ſich im Juni 1804 mit Georges und Pichegru in der Abſicht nach Paris begab, durch die Ermordung des erſten Conſuls die Regierung zu ſtürzen. Auch er wurde arretirt und zum Tode verurtheilt, durch die Verwendung Joſephinens aber begnadigt, und die Todesſtrafe in Deportation verwandelt. Früher hatte er ſich als einen der eifrigſten Anhänger der Bourbons gezeigt; er war beſtändig im innigſten Vertrauen des Grafen von Artois geweſen, hatte dieſen auf allen ſeinen Reiſen begleitet und war immer zu den wichtigſten Geſchäften gebraucht worden. Nach der Reſtauration wurde er zum Pair von Frankreich und zum Geſandten in Conſtantinopel ernannt, wo 1820 Latour-Maubourg (bisher Geſandter in Dresden) an ſeine Stelle trat.

Rizzio (David). Dieſer berühmte Vertraute der ſchottiſchen Königin Maria Stuart war der Sohn eines armen Tonkünſtlers in Turin. Von ſeinem Vater zur Muſik erzogen, zeichnete Rizzio ſich bald vortheilhaft in dieſer Kunſt aus, und begab ſich bei reifern Jahren nach Nizza, der damaligen Reſidenz des Herzogs von Savoyen. Hier aber ging es ihm bald ſo ſchlecht, daß Rizzio genöthigt war, als Bedienter bei dem Grafen Moretto, der damals vom Hofe zu Nizza als Geſandter nach Schottland geſendet wurde, Dienſte zu nehmen. Anfänglich ſchien auch in Schottland des Italieners Glück nicht zu blühen; ſein Herr, durch manche Umſtände bewogen ſich einzuſchränken, verabſchiedete ihn, empfahl ihn aber als geſchickten Tonkünſtler der muſikliebenden Königin Maria, die ihn auch in ihre Dienſte nahm und bei ihrer Capelle anſtellte. Bald gelang es dem von Natur ſchlauen und gewandten Italiener, ſich die beſondere Gewogenheit ſeiner Monarchin zu erwerben, die, wie die Feinde Mariens behaupteten, ſich bis auf die höchſte Gunſt erſtreckt haben ſoll. Doch iſt dies um ſo mehr zu bezweifeln, da Rizzio's Äußeres nichts weniger als liebenswürdig geweſen ſein ſoll. Allein ſo viel iſt gewiß, täglich ſtieg der Italiener in dem Vertrauen der Monarchin, und die Reichthümer, mit denen ſie ihn überhäufte, brachten die mißvergnügten Schotten um ſo mehr gegen den Fremdling auf, da Rizzio in ſeinem Übermuthe zuletzt ſo weit ging, daß er ſogar des äußern Anſtandes gegen die Monarchin, ſelbſt in den Verſammlungen des Hofes, vergaß. Maria hatte damals ihre Hand dem Grafen Darnley, vielleicht ſelbſt nicht ohne Rizzi'os Zuthun, geſchenkt, der durch die Wahl der Königin hoffen durfte, in ſeinem Einfluſſe nicht gefährdet zu werden. Da er aber auch gegen dieſen ſonſt ſchwachen und gutmüthigen Monarchen ſeinen Anmaßungen keine Grenzen zu ſetzen wußte, ſo erwachte endlich Darnley's Stolz und Eiferſucht, ſo daß dieſer, durch die gegen Rizzio aufgebrachten ſchottiſchen Großen immer mehr aufgereizt, den Gehaßten aus der Welt zu ſchaffen beſchloß. Mit ſchonungsloſer Barbarei war der Augenblick zur Ausführung der That gewählt, da Rizzio in Geſellſchaft einer Hofdame mit der Königin in ihrem Zimmer ſpeiſ'te. König Darnley, umgeben von einigen bewaffneten Vertrauten, unter denen ein gewiſſer Rethmin ſich befand, der für ſeine Perſon die Ausführung übernommen hatte, trat in das Zimmer; Rizzio wurde, ungeachtet die Königin ihn zu beſchützen bemüht war, herausgeriſſen und im Vorſaal niedergeſtoßen, während Darnley die vor Schreck und Zorn ganz außer ſich geſetzte Maria in ſeinen Armen feſthielt, damit ſie dem Unglücklichen nicht beiſpringen konnte. So endete dieſer im Sonnenſchein des Glücks ſchnell emporgekommene Günſtling, deſſen vor ihren Augen verübte Ermordung Marien in der Folge mit antrieb, dem unwürdigen Gemahl ein gleiches Schickſal zu bereiten.

F. G.

Robert I. König von Schottland, verdient unter den früheren Regenten dieſes Landes als tapfrer Wiederherſteller der Unabhängigkeit deſſelben bemerkt zu werden. Er ſtammte aus dem alten, berühmten Geſchlechte Bruce, und ſchon ſein Großvater hatte nach Schottlands Königskrone geſtrebt. Robert wurde 1275 geboren, wahrſcheinlich diente er in ſeiner Jugend unter dem Heere Eduards I. von England, dem ſein Vater, gleichfalls Robert Bruce genannt, ergeben war. Der Tod ſeines Vaters, wodurch er Erbe der Güter und Anſprüche deſſelben wurde, beſeelte ihn mit kühnen Entwürfen

für ſeines Vaterlandes Wohl. Er verließ den Hof Eduards I., dem Schottland unterworfen und ſeine Entwürfe ſchon verrathen waren, und ging 1305 mit dem Entſchluſſe nach Schottland, hier ſeine Pläne zu erklären. Mehrere Schriftſteller nennen den Grafen Comyn oder Cumming von Badenoch als denjenigen, der dem Könige Eduard von Roberts Planen Nachricht gab. Mag nun dies oder ſonſt etwas die Veranlaſſung zum Streit gegeben haben, kurz Robert durchbohrte mit ſeinem Dolch, bei einer Zuſammenkunft zu Dumfries im Februar 1306 den Grafen von Badenoch, der von einem Begleiter Bruce's noch völlig getödtet wurde, belagerte ſogleich das Schloß Dumfries, verhaftete die engliſchen Gerichtsperſonen, die dort verſammelt waren, behauptete ſeine Anſprüche an Schottlands Krone, und foderte alle Freunde ſeines Hauſes zu ſeinem Beiſtande auf. Er ſtand bald an der Spitze einer Heeresmacht, mit der er bis Perth vordrang; denn die Engländer flohen allenthalben vor ihm. Zu Scoon in March wurde er in Gegenwart mehrerer Biſchöfe, Edeln und Standesperſonen feierlich gekrönt. Der König von England höchlich über dieſe Begebenheiten entrüſtet, befahl allen Truppen der nördlichen Grafſchaften Englands, in Schottland einzufallen, und ſich mit den Anhängern Cummings von Badenoch zu verbinden, um dieſen an dem Rebellen (ſo nannte er Robert) zu rächen. Deßhalb ging der General Aymar von Valence, Graf von Pembroke, nach Perthſhire, wo er im Junius Bruce's Truppen bei Methren überfiel und ſo gänzlich ſchlug, daß kaum der Anführer ſelbſt entkommen konnte. Die Überbleibſel ſeines Heeres wurden von Lord Lorn, dem Neffen Cummings, völlig geworfen. Bruce mußte ſein geringes Gefolge entlaſſen, und nach einer unbewohnten hebridiſchen Inſel flüchten. Seine Familie theilte ſein unglückliches Loos. Drei ſeiner Brüder und mehrere ſeiner vornehmſten Anhänger wurden als Verräther hingerichtet. Seine Gemahlin, ſeine Tochter und zwei Schweſtern wurden gefangen und in den Kerker geworfen. Weder Freunde noch Feinde wußten von ſeinem weitern Schickſale etwas, als er plötzlich an der Spitze einer kleinen, aber äußerſt entſchloſſenen Mannſchaft auf ſeinem Gute Carrick erſchien. Hier nahm er einen engliſchen Großen gefangen, der mit dieſer Beſitzung beſchenkt worden war; aber bei der Annäherung eines Commando's engliſcher Truppen zog er ſich wieder in das Hochland zurück. Zugleich bereitete ſich Eduard zu einem Heereszuge nach Schottland, um dies Land ſich völlig zu unterwerfen, und der an ſeinem Hofe befindliche Cardinal-Legat that Robert und ſeine Anhänger feierlich in den Bann. Aber ſchon im Frühling 1307 kam der unerſchrockene Robert mit verſtärkter Macht aus ſeinen Gebirgen hervor, ſchlug den General Aymar von Valence, und belagerte den Grafen von Glouceſter in der Feſtung Ayr. Bald darauf wurde er von ſeinem gefährlichſten Feinde durch den Tod Eduards I. befreit, der ſchon an der Spitze einer großen Heeresmacht im Begriff ſtand, in Schottland einzurücken, und deſſen ſchwacher Sohn Eduard II. den Krieg gegen Schottland mit wenig Nachdruck fortſetzte. Robert hatte ſich die weſtlichen Landſchaften unterworfen; er vertraute ſie der Obhut ſeines tapfern Freundes James Douglas, und drang weiter im Norden gegen ſeine Feinde vor; aber eine lange Krankheit hinderte ſeine Fortſchritte, und er wurde von den Cummings in einer ſeiner Feſtungen belagert. Sein Bruder Eduard erhielt indeſſen mehrere Vortheile gegen den Feind. Als Robert wieder in Thätigkeit kam, ſchlug er ſeine Mi-

derſacher bei Old Meldrum, bemächtigte ſich der Feſtung Inverneß und der nördlichen Gegenden, und als er endlich auch die Stadt Perth und die Feſtung Forfar eingenommen hatte, mußte ganz Schottland, mit Ausſchluß weniger Feſtungen, ſeine Oberherrſchaft anerkennen. Im Herbſte 1310 hielt Eduard II. es für ſeinen Kriegsruhm nöthig, einen Feldzug nach Schottland zu machen, und drang, da Robert weislich eine Schlacht vermied, ohne Widerſtand bis Linlinthgow vor. Aber die Unmöglichkeit, für ſeine Armee Lebensmittel zu ſchaffen, zwang den König von England, nach Berwick zurückzugehen, wo er den Winter blieb, und im folgenden Frühlinge ſeinem unwürdigen Lieblinge Gaveſton den Oberbefehl übergab. Aber Gaveſton kehrte zurück, ohne größere Thaten vollbracht zu haben, als ſein Gebieter. Die Unruhen in England nöthigten den letztern, mit Schottland einen Waffenſtillſtand zu ſchließen. Robert benutzte dieſe Unterbrechung der Feindſeligkeiten, um ſeine Macht zu befeſtigen und ſeine innern Angelegenheiten zu ordnen. Zu Anfange des J. 1314 waren nur noch die Feſtungen Dunbar, Stirling und Berwick in den Händen der Engländer. Eduard hatte ſich nach Gaveſtons Tode mit ſeinen Reichsbaronen verſöhnt, und ſo ward beſchloſſen, an der Spitze eines Heeres, gegen welches gar kein Widerſtand möglich ſein würde, einen Angriff auf Schottland zu machen, um dieſes Land zu erobern. Wirklich kam Eduard im Juni 1314 mit einer ſo großen Armee, wie noch niemals eine von England aus Schottlands Grenzen überſchritten hatte. Er ging zuerſt nach Stirling, welches Robert belagerte, um es zu entſetzen. Das ſchottiſche Heer, viel geringer an Zahl, aber aus alten geübten Truppen beſtehend, erwartete den Feind an den Ufern des Bannock auf der Straße von Stirling. In einem Reitergefechte, welches der Schlacht vorausging, zeigte Robert ſeine Stärke, da er einem feindlichen Anführer aus dem Hauſe der Bohuns den Kopf bis auf das Kinn mit der Streitaxt ſpaltete. Dies diente den Seinigen zum glücklichen Vorzeichen der großen Schlacht von **Bannockburn**, in welcher durch Roberts weiſe Leitung die Schotten den entſcheidendſten Sieg über die Engländer erfochten, und ihre Unabhängigkeit befeſtigten. Eduard ſelbſt entkam nur mit Mühe. Die Zahl der vornehmen Gefangenen war ſo groß, daß Robert ſeine Gemahlin, ſeine Tochter, ſeine Schweſter nebſt andern hohen Perſonen, die in Eduards I. Gefangenſchaft gerathen waren, auswechſeln konnte. Der König von Schottland verfolgte ſeine Vortheile durch einen Einfall in England, wobei er die nördlichen Grafſchaften ohne Widerſtand verwüſtete. 1315 ſandte er auch ſeinen Bruder Eduard mit einer Armee nach Irland den Einwohnern zu Hülfe, um ſich von Englands Herrſchaft zu befreien. Robert folgte ihm, aber ward durch eine Hungersnoth gezwungen, ſich zurückzuziehen: ſein Bruder mußte, nachdem er geſchlagen war, gleichfalls wieder nach Schottland gehen. Englands innere Zwiſtigkeiten verhinderten einen kräftigen Verſuch, ſich wegen des Verluſtes bei Bannockburn zu rächen, und der Papſt wollte ſelbſt einen Frieden zwiſchen den beiden Königreichen vermitteln. Weil aber die päpſtlichen Legaten Roberten nicht den königlichen Titel geben wollten, ſo verwarf er mit Unwillen ihre Vermittelung, bewilligte nicht einmal einen Waffenſtillſtand, ſondern belagerte (1318) Berwick, und machte einen verheerenden Einfall bis nach Yorkſhire in England. 1323 wurde freilich ein dreizehnjähriger Waffenſtillſtand mit dieſem Reiche geſchloſſen, Robert aber nicht als rechtmäßiger König anerkannt. Nach Eduards II. Tode brach er (1327) ſelbſt den Waffenſtill-

ſtand und fiel in England ein, richtete große Verwüſtungen an, und ſchloß in dem nämlichen Jahre mit Eduard III. einen Frieden, wodurch der König von England allen Anſprüchen und Rechten auf Schottland entſagte, und die Unabhängigkeit dieſes Reichs und ſeiner Könige anerkannte. Zugleich wurde Roberts Sohn, David, mit Eduards Schweſter verlobt; aber ſchon zwei Jahre nachher (1329) ſtarb Robert 54 Jahre alt, nachdem er 24 Jahre regiert hatte. Er hinterließ einen unſterblichen Namen in der Geſchichte ſeines Vaterlandes, welches er durch Weisheit und Tapferkeit von fremdem Joche befreiet, und wieder zu einem Range unter den Nationen erhoben hatte.

Robert von Arbriſſel, ſ. Fontevraud.

Robertſon (William), der berühmte engliſche Geſchichtſchreiber, wurde zu Berwick 1721 geboren, und widmete ſich anfangs der Theologie. Sein Hang zu den Wiſſenſchaften zog bald die Aufmerkſamkeit Anderer auf ſich, und ſchon der von ihm als Jüngling gewählte Wahlſpruch: Vita sine litteris mors est, den er in alle ſeine Hefte ſchrieb, bewies ſeine Ehrfurcht für die Wiſſenſchaften. Noch ſehr jung erwarb er ſich durch ſeine, nachher im Druck erſchienenen Predigten vielen Beifall; das Feld der Geſchichte war es aber beſonders, auf dem Robertſon ſich auszeichnete, und die Unparteilichkeit und Umſicht, die in ſeinen Werken herrſcht, die feine und treffende Charakteriſtik des moraliſchen und politiſchen Zuſtandes der Nationen und die gediegene kräftige Diction weiſen ihm einen der ehrenvollſten Plätze unter den Hiſtorikern neuerer Zeit an. Seine Geſchichte Carls V. (im Original Lond. 1769, 3 Vol. 4., deutſch mit Anmerkungen von Remer 1778 und 1792—95, 3 Bde. 8.) iſt ein Werk, das die Kenntniſſe ſeines Verfaſſers ſehr ehrenvoll darthut, und den damaligen politiſchen Zuſtand von Europa mit kritiſchem Scharfſinn ſchildert. Ein gleiches Lob verdient mit Recht ſeine Geſchichte von Schottland unter der Regierung der unglücklichen Maria Stuart und ihres Sohns Jacob (im Original Lond. 1759, 2 Vol. 4. Zuſätze 1787, 8. und mehrmals). Noch hat man von ihm eine Geſchichte von Amerika (im Original Lond. 1777, 2 Vol. 4. Zuſätze 1788, 8.) und Unterſuchungen über die Geſchichte von Indien, die ſo wie ſeine andern Werke den ausgezeichnetſten und verdienteſten Beifall fanden. Robertſon ſtarb am 11. Juni 1793 als Doctor der Theologie und Principal der Univerſität Edinburg, welche letztere Stelle er 32 Jahre bekleidet hatte. 1806 erſchien eine aus dem Engliſchen überſetzte Biographie Robertſons in Frankreich von Ymbert.

Robespierre (Maximilian Joſeph), geboren zu Arras im Jahre 1759, war der Sohn eines Advocaten, der ein unordentliches Leben führte, ſein Vermögen durchbrachte und dann in der Welt herumwanderte. Man hat nun erfahren, daß er ſich in Amerika niedergelaſſen hat. Da der junge Robespierre auch ſeine Mutter verloren hatte, ſo nahm ſich der Biſchof von Arras, von Conzié, ſeiner an, und bewirkte, daß er ins Collegium Louis-le-grand zu Paris aufgenommen wurde. Auch hier noch unterſtützte er ihn ferner, indem er ihm durch den Abbé Proyart Gelder zukommen ließ; der Kanonikus Aimé gab ihm den Tiſch. Eben dieſen Geiſtlichen verfolgte Robespierre während der Revolution. Schon in ſeiner Jugend zeigte Robespierre einen verſchloſſenen Charakter, ſtudirte aber gut, und einer ſeiner Lehrer, ein enthuſiaſtiſcher Bewunderer der Römer-

größe, lobte ſeinen Hang zur Unabhängigkeit und Gleichheit. Robeſpierre ſtudirte hernach die Rechte, ward Advocat, und ließ ſich in ſeiner Vaterſtadt nieder, um zu practiciren. Hier bekam er einen ſonderbaren Prozeß unter die Hände. Die Schöffen der Stadt St. Omer hielten aus altem Wahne die Blitzableiter für ſchädlich, und wollten ſie nicht dulden. Robeſpierre ergriff die Partei dieſer Erfindung, und gewann ſeinen Prozeß (1783). Merkwürdig iſt in ſeiner Vertheidigungsſchrift das große Lob Ludwigs XVI. Im folgenden Jahre trug er zu Amiens den Preis für die beſte Beantwortung der Frage davon, woher es komme, daß die Schande der Strafe eines Verbrechers auf ſeine Familie zurückfällt. Allmählig wurde ſeine Sprache entſchiedener, er griff verſchiedene Mißbräuche an, ſein Charakter und ſein eifriger Republikanismus ſprach ſich aus. Er wurde daher zum Deputirten der Amtmannſchaft Arras bei den Generalſtaaten ernannt (1789). Während der erſten Seſſion des geſetzgebenden Corps gelang es Robespierre nicht, der Nation eine günſtige Meinung von ſich beizubringen. Zwar zog er die Aufmerkſamkeit durch mehrere Reden auf ſich, z. B. über das Erbrechen der Briefe, über die Druckfreiheit, über vorgebliche Verſchwörungen (ein Thema, über welches er beſtändig ſprach), über das Bekleiden der Stellen, über das Recht Krieg anzukündigen und Frieden zu ſchließen, u. ſ. w. Auch widerſetzte er ſich dem Grundſatze der Unverletzlichkeit der Perſon des Monarchen; dennoch behauptete er damals, die monarchiſche Regierung ſei die einzige, die einem ſo großen Staate wie Frankreich zukomme. In einem kritiſchen Werke, das zu jener Zeit unter dem Titel: Les grands hommes du jour erſchien, wird er geſchildert als ein petit homme roide et apprêté, petit esprit sec et pointu, petit caractère inquisitionnaire et acariâtre, folglich als ein blos kleinlicher Menſch, der keine Feinde, aber auch keine Bewunderer habe, und wenn er etwas Auffallendes ſagte, Andern nachredete. Sogar Mirabeau, dem er ſich gern anſchloß, ſoll ihn damals noch verkannt und wenig geachtet haben. Zu bemerken iſt es auch noch, daß er in jener Seſſion auf die Abſchaffung der Todesſtrafe drang, alſo als ein Philanthropiſt erſchien. Auch betrug er ſich im J. 1791, und zum Theil im J. 1792 noch ſehr mäßig. Man wollte ihn zum öffentlichen Ankläger beim Criminalgerichte ernennen. Robeſpierre ſchlug dieſe wichtige Stelle aus. Aber damals ſchon hatte er ſich mit Marat und Danton verbunden, nahm lebhaften Antheil an der Jacobinergeſellſchaft, und gab ein Journal unter dem Titel: Der Vertheidiger der monarchiſchen Conſtitution, heraus. Er ward nun zum Mitgliede des Convents ernannt, und hier fing ſein fürchterliches Leben eigentlich an. Sobald er im Convente ſaß, behauptete er keine Mäßigung mehr, äußerte ſich als der ärgſte Republikaner, verfolgte den König auf die wüthendſte Art, drang auf ſeine Hinrichtung, und verwarf allen Aufſchub. Es ſei, ſchrie er, ein großes Beiſpiel für die Welt, eine Handlung der Vorſehung! Nach der Hinrichtung des Königs ſchlug er vor, man ſolle die ſämmtliche königliche Familie und die Girondiſten vor das Revolutionsgericht bringen. Die Girondiſten hatten ſeine Herrſchſucht ſchon geahnet, und ihn im Convente des Anſchlages der Alleinherrſchaft beſchuldigt. Daher ruhte Robeſpierre auch nicht, bis er ſie aufs Blutgerüſt gebracht hatte. Von nun an beherrſchte er wirklich den Nationalconvent. Die pariſer Gemeinde war ihm ergeben. Es wurde unter ſeiner Leitung ein Ausſchuß für die öffentliche Wohl-

ſalt, nebſt 12 Commiſſionen errichtet, und ſomit die Schreckensregierung begründet. Anklagen und Verurtheilungen wurden in Frankreich allgemein. Robespierre's Helfershelfer errichteten Tribunäle in den Provinzen, welche, wie der Wohlfahrtsausſchuß in Paris, die unerhörteſten Grauſamkeiten und Ungerechtigkeiten verübten. Die Hebertiſten und Dantoniſten, die ihm anfangs ſehr behülflich geweſen waren, wurden ihm ſpäterhin verdächtig, und auch ſie wurden die Schlachtopfer ſeiner Blutgier. Den Nationalconvent konnte er nun mit Recht ſeine Decretsmaſchine nennen. Er herrſchte ganz unbeſchränkt, er ſprach wie der Gebieter Frankreichs, und ließ ſich als ſolchen ehren. Indeſſen merkte er, daß er allein ſtände, und um ſich dem Volke wieder zu nähern, beſchloß er, einen Schatten von Religion wieder einzuführen, worauf dann das berüchtigte Decret erſchien, worin die Republik ein höheres Weſen anerkannte. Dieſer kluge Einfall that große Wirkung, und das Feſt des höhern Weſens wurde in der That mit vieler Feierlichkeit begangen, wobei Robespierre eine Rede hielt, die ſeine eben nicht ſehr religiöſen Abſichten ziemlich deutlich angab. Man hatte ihm auch gerathen, ſich zuweilen zu Pferde zu zeigen, beſonders der Truppen wegen. Er verſuchte deßhalb reiten zu lernen, allein es wollte damit nicht gehen, da er ſich vor den Pferden ſcheute. Feig war er überhaupt in einem hohen Grade; daher auch zum Glück ſeine Tyrannei nicht lange dauerte. Da ſich ſeine Grauſamkeit über alle Parteien erſtreckte, und er ohne Unterſchied Freunde und Feinde würgte, jene, weil er neidiſch auf ſie war, und dieſe, weil er ſie fürchtete; ſo hatte er auch bald alle Parteien gegen ſich, und ſo groß auch der Schrecken war, den ſein Name und ſeine Macht einflößten, ſo war doch das Elend zu groß, und die Unterdrückung der Freiheit und Gerechtigkeit zu heftig, als daß die Seufzer und Klagen nicht hätten laut werden ſollen. Bald ward das Murren wider den Tyrannen allgemein, und der Convent, der bisher geſchwiegen hatte, war nun auch aufgeregt, und beſchloß laut zu werden. Am 27. Juli 1796 entſpann ſich zufolge eines geheimen Einverſtändniſſes zwiſchen mehreren Mitgliedern der Verſammlung eine unerwartete Verhandlung, worin das Verfahren des Wohlfahrtsausſchuſſes heftig gerügt wurde. Robespierre und ſeine beiden Collegen, Couthon und St. Juſt, waren überraſcht. Sie wollten zwar ſprechen, allein man überſchrie ſie, beſonders Tallien. Robespierre wollte die Bühne beſteigen. Sogleich erſcholl im Saale das fürchterliche Geſchrei: Herunter mit dem Tyrannen! Er ſtieß einige Drohungen aus, allein ſie wurden nicht mehr gefürchtet. Sogleich wurde ein Anklagedecret gegen ihn ausgefertigt, und er mußte ſich mit ſeinen beiden Gefährten, Couthon und St. Juſt, mit ſeinem jüngern Bruder und Lebas vor die Schranken begeben. Schon am vorigen Tage ſoll etwas von dieſer heimlichen Verabredung im Convente laut geworden ſein, und Couthon ſeinem Oberherrn gerathen haben, gleich zur Verhaftung und Hinrichtung der Verdächtigen zu ſchreiten. Dies hatte Robespierre nicht gewollt, und dies ſcheint ſeinen Untergang beſchleunigt zu haben. Übrigens konnten Verſchwörungen unter ſolch einer unausſtehlichen Tyrannei nicht fehlen. Einige Zeit vorher ward ein Mädchen, Namens Cecilia Regnault, in Robespierre's Wohnung ergriffen, die, wie man vorgab, ihn ermorden wollte, und zwei Meſſer bei ſich hatte. Robespierre hatte die Grauſamkeit, ſie mit ihrer ganzen Familie hinrichten zu laſſen. Indeſſen iſt dieſe Verſchwörung ſehr zweifelhaft, und verſtändige Leute vermu-

then, Robespierre habe den Umſtand, daß man ein unbekanntes Mädchen, die ihn aufſuchte, in ſeiner Wohnung ergriffen hatte, dazu benutzt, um ſich das Anſehen eines verfolgten Staatsmannes zu geben, und ſich dadurch zur Dictatur emporzuſchwingen. — Das Gerücht von Robespierre's Anklage im Nationalconvent verbreitete ſich in Paris, noch ehe die Sitzung zu Ende war. Die Gemeinde der Stadt, die ihm ergeben war, begab ſich aufs Rathhaus, ließ die Sturmglocke läuten, und verſammelte eine Menge Bewaffneter auf dem Greveplatze. Henriot, der die Nationalgarde befehligte, rückte mit derſelben gegen den Convent an; allein der Haß gegen den Tyrannen äußerte ſich ſo laut, daß er nichts that, um denſelben zu retten. Robespierre wurde alſo im Conventsſaale verhaftet, wobei er ausrief: Die Gauner triumphiren; die Republik iſt verloren! Man führte ihn zum luxemburger Gefängniſſe; allein hier weigerte ſich der Aufſeher aus Angſt oder Vorſicht, ihn aufzunehmen. Nun wurde er von ſeinem Anhange weggenommen und zum Rathhauſe geführt. Da die Gemeinde daſelbſt ihren Sitz hatte, ſo wurde geſchworen, man wolle ihn gegen den Convent vertheidigen. Allein unterdeſſen erklärte ihn der Convent in die Acht, und Barras bekam Befehl, ihn zu arretiren. Hier ſoll ſich Robespierre mit einem Piſtolenſchuß eine Kinnlade zerſchmettert haben. Prudhomme erzählt hingegen in dem von ihm herausgegebenen Dictionnaire historique, ein Gendarme, Namens Meda, habe ſich in dem Getümmel hinzugedrängt, und da er Robespierre in einer Ecke bemerkt habe, auf denſelben geſchoſſen. Von da wurde der nun ohnmächtige Tyrann zum Wohlfahrtsausſchuß im Conventshauſe gebracht, und hier auf einen Tiſch gelegt, und mußte in der peinlichſten Lage, die ſich nur denken läßt, bis zum andern Tage liegen bleiben. Zu den Schmerzen ſeiner Wunde und dem daraus erfolgten Fieber geſellten ſich, ihn zu quälen, die Schmähungen der Umſtehenden und die Verhöre ſeiner vorigen Collegen und Untergebenen. Am folgenden Tage, als den 28. Juli, um 4 Uhr Nachmittags wurde er mit 22 ſeiner Mitſchuldigen zum Blutgerüſte geführt. Sein Geſicht war ganz entſtellt und ſeine Augen faſt zugeſchloſſen. Da der Zug vor ſeinem Hauſe vorbeiging, ſo ließ das Volk den Karren daſelbſt ſtille halten. Ein Weib tanzte vor demſelben her, und rief: Dein Tod macht mich vor Freude trunken; herunter mit dir in die Hölle, der du von allen Gattinnen und von allen Müttern verflucht biſt! Auf dem Richtplatze riß der Henker ihm mit Gewalt die Binde ab, die ſeine Wunde bedeckte, wodurch das ſcheußliche Geſicht Robespierre's ganz ſichtbar wurde. Dieſer ſtieß einen Schrei aus. Darauf fiel ſein Haupt unter dem Beile der ſchrecklichen Maſchine, die während ſeiner Tyrannei ſo entſetzlich in Frankreich gewüthet hatte. Er war 35 Jahre alt, 5 Fuß 2 Zoll hoch, hatte immer eine bleiche Geſichtsfarbe und verloſchene Augen. In ſeinem Anzuge war er ſtets ſehr ſauber und ſogar geputzt, ein merkwürdiger Umſtand, da zu eben der Zeit Schmutz und Nachläſſigkeit im Anzuge zur Charakteriſtik eines Patrioten gehörten. Die Reizbarkeit ſeiner Nerven war ſo groß, daß ſich dieſelben oft von den Fingerſpitzen an bis zu dem Nacken krampfartig zuſammenzogen. Er hatte von Natur eine kreiſchende Stimme, deren Rauhheit er aber durch Bemühung ſehr gemildert hatte. Er declamirte gut, beſaß aber übrigens keine Beredſamkeit. Was er über Tugend, Laſter und Verſchwörungen oft vorbrachte, war eitles Geſchwätz. Ueberhaupt war er ein mittelmäßiger Redner, wenn er Zeit

hatte, ſich vorzubereiten. Extemporiren konnte er faſt gar nicht. Die Ironie war ſeine Lieblingsfigur, auch widerlegte er oft mit vieler Geſchicklichkeit die Gründe ſeiner Gegner; übrigens war ſein Ideenkreis ſehr beſchränkt. Robespierre muß weder als ein Ungeheuer ohne Talent und Charakter, noch als ein geſchickter Uſurpator angeſehen werden. Er war keins von beiden. Daß er kein ſtumpfſinniger Wütherich war, beweiſ't ſein kühnes Unternehmen, in einer eben durch Blut erkauften Republik den fürchterlichſten Despotismus einzuführen, welches ihm auch bis zu einem gewiſſen Grade gelang. „Niemand," ſagt ein Geſchichtſchreiber, der ihn gekannt hat, „hat beſſer die Kunſt verſtanden, die Geſinnung des Volks zu lenken, und ſich eine ſo außerordentliche Popularität zu erwerben. Mit Hülfe dieſer Popularität bewirkte er alle die Begebenheiten ſeiner despotiſchen Regierung, lenkte die Schritte des Municipalraths, zog den unbeſtändigen und aufrühreriſchen Pöbel an ſich, machte das Geſetz geltend, um die Tyrannei zu gründen, und verhinderte die Weiſen laut zu werden, indem er ihnen die Geſinnung der Böſen zeigte. Schon als bloßer Municipalrath ſpricht er vor den Schranken der geſetzgebenden Verſammlung, als ob er der Abgeordnete einer obern Macht ſei. Sobald er im Convente ſitzt, wird er gleich der Brennpunct der Demagogie, und zerſtört, was zum Königthum gehört. Die Royaliſten ſchickt er mit den Republikanern, deren Energie ihm Furcht einjagt, aufs nämliche Blutgerüſte. Hier zündet er den Fanatismus des gröbſten Pöbels an, dort ſchmeichelt er der Trägheit und der brutalen Unmäßigkeit mit der Ausſicht auf die Gütertheilung. Er braucht die Heberte, die Clootſe, die Chaumette, um alles zu desorganiſiren, um alles zu zerſtören, Sitten, Geſetze und Religion, und ihr Lohn iſt — Schande und Tod! Er wird plötzlich ihr Ankläger, ihr Richter, und faſt ihr Henker, erklärt ſich für den Vertheidiger des Gottesdienſtes und der Moral. Er verſammelt um ſich her die zerſtreuten Reſte der von ihm zerſtörten Parteien, und beſtimmt die gefälligen Diener ſeiner Tyrannei zur Todesſtrafe!" Man erzählt, zwei genfer Bürger hätten Nachricht von einer geheimen Unterhandlung Robespierre's mit England gehabt, und den franzöſiſchen Reſidenten zu Genf beſchworen, dieſe Verrätherei in Frankreich bekannt zu machen. Mittelſt jener Unterhandlung ſollte Robespierre als das Oberhaupt Frankreichs anerkannt werden, wofern er die Religion, den Handel, die Ruhe u. ſ. w. wieder herſtellte. Was an dieſer Ausſage wahr iſt, läßt ſich ſchwer entſcheiden. Robespierre's jüngerer Bruder hatte zwar ſeine Kühnheit nicht, war aber nicht minder zum Despotismus geneigt, half ihm ſeine Grauſamkeiten vollziehen, ward mit ihm gefangen, ſprang aus einem Fenſter des Rathhauſes hinaus, brach ein Bein, und wurde verletzt wie ſein Bruder zum Richtplatz geſchleppt.

Robinſon. Unter dieſem Titel erſchienen in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Menge Romane, welche Erzählungen ſeltſamer Abenteuer zu Waſſer und zu Lande enthielten. Zu der erſten Schrift dieſer Art gab folgende Begebenheit Veranlaſſung: Alexander Selkirk, aus Largo in Schottland, geboren um das Jahr 1680 diente von Jugend auf zur See, begleitete als Oberbootsmann den berühmten engliſchen Seefahrer Dampier nach der Südſee, gerieth mit ſeinem Schiffscapitän in Streit, und wurde 1705 auf der damals unbewohnten Inſel Juan Fernandez, hinter Chili, zurückgelaſſen, nach einem einſamen und kümmerlichen Aufenthalte von vier Jahren

und vier Monaten im Jahre 1709 vom Capitän Woodes Roger, bei deſſen Reiſe um die Welt, wieder an Bord genommen und nach zwei Jahren nach England zurückgebracht. Selkirk beſchrieb hierauf ſeine Begebenheiten und übergab die Papiere einem damaligen bekannten Schriftſteller, Daniel de Foe (ſ. d. Art. Foe) zur Durchſicht, um ſie zum Druck zu befördern. Dieſer entwendete aber daraus die Materialien zu einem Romane, und gab dem betrogenen Seefahrer ſeine Papiere zurück. Er änderte nur Zeit, Ort und Namen, verlegte die Scenen auf eine der Karaiben beim Ausfluſſe des Oronoko, nannte ſeinen Abenteurer Robinſon, ließ ihn durch Sturm und Schiffbruch dahin verſchlagen werden, verlängerte ſeinen Aufenthalt bis auf 28 Jahre, verſetzte die Geſchichte rückwärts in die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, woraus denn die bekannte und in unzähligen Robinſonaden nachgeahmte Geſchichte des Robinſon Cruſoe entſtand. Rouſſeau fand dieſes Buch beſonders empfehlenswerth für ſeinen Emil. Wirklich iſt es auch vorzüglich geſchickt, dem jugendlichen Alter die Nothwendigkeit einer frühen Gewöhnung zu Fleiß und Aufmerkſamkeit auf häusliche und bürgerliche Geſchäfte, zur Unabhängigkeit von äußerer Bequemlichkeit, zur Würdigung der wahren Güter des Lebens, zum Gebet und Vertrauen auf eine Vorſehung, zur übung des Erfindungsgeiſtes, zur Schätzung mancher unerkannten Wohlthaten des geſellſchaftlichen Lebens, und viele heilſame Erziehungsregeln anſchaulich zu machen. Nur waren Schreibart und Einkleidung zu ſehr veraltet, als daß es ohne Widerwille geleſen werden konnte. Wezel fing damals an, dieſen engliſchen Robinſon zuſammengezogen und umgearbeitet in den „zweiten Jahrgang des deſſauiſchen philantropiſchen Lehrbuchs“ theilweis einzurücken. Campe hatte zu gleicher Zeit den nämlichen Gedanken, und ließ ſich durch das Zuvorkommen Wezels nicht irre machen, ſondern kündigte ſein Vorhaben unter einem neuen Geſichtspuncte an. Beide ließen ihre Arbeiten neben einander, der eine zu Leipzig, der andere zu Hamburg erſcheinen. Aber Campe's Umſchmelzung der alten gedehnten Schreibart in einen leichten unterhaltenden Erzählungston, die Einkleidung in Geſpräche, die, beſonders für Kinder, ſo lehrreichen Bemerkungen aus dem menſchlichen Leben, der Naturgeſchichte, der Geographie, der Schifffahrt, erheben dieſes Buch nicht nur unendlich weit über das Original, ſondern machen ſelbſt der ſonſt guten, aber dem Faſſungskreiſe der Kinder weniger angemeſſenen Umarbeitung Wezels den Rang ſtreitig.

Rochambeau (Jean Baptiſte Donatien de Vimeur de), aus einer adeligen franzöſiſchen Familie, geb. den 1. Juli 1725, trat im ſechzehnten Jahre als Cornet in das Cavallerieregiment St. Simon, machte die Feldzüge in Böhmen und Bayern (1741 — 1742) unter dem Marſchall Broglio, und im Elſaß (1744) als Hauptmann einer Compagnie mit. Er wurde ſehr bald Generaladjutant des Duc d'Orleans und des Grafen Clermont, und befand ſich mit dem letztern in der Schlacht von Raucour. In ſeinem 22. Jahre war er bereits Oberſter eines Infanterieregiments, führte es in der Schlacht von Laffeld an, und erhielt zwei ſchwere Wunden. Bei der Belagerung von Maſtricht wurde ihm die Berennung dieſes Orts am linken Ufer der Maas mit 14 Grenadiercompagnien aufgetragen. Als Brigadier der Infanterie belagerte er Mahon unter dem Marſchall Richelieu (1756) und ſtieg, trotz des engliſchen Artilleriefeuers, in die Gräben. Mit 4000 Mann im Jahre 1757 ins Halberſtädtiſche beordert, nahm er

die kleine Feſtung Regenſtein ein und die preußiſche Garniſon gefangen. In der Schlacht von Crefeld führte er eine Brigade an, welche nebſt zwei andern der franzöſiſchen Armee dem Heere des Prinzen Ferdinand Widerſtand leiſtete. Die Jahre 1758, 59 und 60 waren Zeugen neuer Thaten der Tapferkeit und taktiſchen Klugheit dieſes Feldherrn. Als Oberſter des Regiments d'Auvergne zwang er, an der Spitze der Grenadiere der Armee, den General Luckner, ſich in die engen Päſſe von Saalmünſter zurückzuziehen, und drängte den Nachtrab des Prinzen Ferdinand bei dem Rückzuge deſſelben von Sachſenhauſen nach Caſſel. Er vereinigte ſich mit dem Corps von Stainville, und umringte und ſchlug durch einen vereinten Angriff eine Diviſion von 10,000 Mann, deren Anführer, Graf Ferſen, getödtet und die Artillerie erobert ward. In der Schlacht bei Kloſtercampen (1760) unterſtützte er die Bewegungen, die den glücklichen Ausgang entſchieden. In der Schlacht bei Billingshauſen (d. 15. Juli 1761) befehligte er den rechten Flügel der Armee, machte ſeinen Rückzug in Ordnung und ohne Verluſt, und wußte ſich während des ganzen Feldzugs einer an Macht überlegenen Armee furchtbar zu machen. Im J. 1780 commandirte er als Generallieutenant die Hülfstruppen, die Frankreich nach Nordamerika ſchickte, landete mit 6000 Mann bei Rhode-Island und nahm eine feſte Stellung, die der engliſche General Clinton nicht anzugreifen wagte. Nachdem er die aus Frankreich lang erwartete Verſtärkung erhalten, ſtieß er vor Newyork zum General Waſhington, beförderte die Übergabe dieſer und der Stadt Gloceſter, und nöthigte, mit der Armee der Amerikaner, 7000 Engländer unter Cornwallis das Gewehr zu ſtrecken und 22 Fahnen und 180 Kanonen auszuliefern. Dieſer Sieg entſchied die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten. Bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich ward er vom König zum Ritter des heil. Geiſt-Ordens und zum Oberbefehlshaber der Provinz Picardie ernannt. Im J. 1789 commandirte er in dem durch Volksunruhen bewegten Elſaß, ſtellte die Ruhe wieder her, und ſchützte die Städte vor den Plünderungen des Pöbels. Als Commandeur der Nordarmee ſtellte er im J. 1790 alle Befeſtigungen dieſer Grenzlinie her, und bildete zu Dünkirchen, Maubeuge und Sedan drei verſchanzte Lager, die vom Feinde reſpectirt wurden. Ludwig XVI. erhob ihn damals zum Marſchall von Frankreich. Bald darauf erklärte die Nationalverſammlung dem deutſchen Kaiſer den Krieg, ohne auf eine ſolche Unternehmung vorbereitet zu ſein. Rochambeau fand in allen ſeinen Planen Widerſpruch; man machte ihm andere, die er als völlig abgeſchmackt erkannte, aber doch anzunehmen ſich genöthigt ſah. Dumouriez, der ins Miniſterium gekommen war, fand in ſeinem Entwurf des Feldzugs Mittel, Rochambeau zu Lille zu laſſen, während er alle andre Generale in Thätigkeit ſetzte. Durchdrungen von Mißmuth legte nun Rochambeau das Commando nieder. Im J. 1804 ernannte ihn der Kaiſer Napoleon zum Mitglied der Ehrenlegion. Nach 50 Dienſtjahren zog er ſich in ſeine Heimath zurück, wo er 1804 ſtarb. Ms.

Roche Jacquelin, ſ. La Roche Jacquelin.

Roche (Maria Sophie la), geborne von Gutermann, eine der geiſtreichſten Schriftſtellerinnen der Deutſchen. Sie war am 6. Dec. 1731 zu Kaufbeuern geboren. Ihr Vater Gutermann, Edler von Gutershofen, ein ſehr gelehrter Arzt, erzog ſie mit zärtlicher Sorgfalt. Ihre frühe Leſekunſt benutzte er nur für die Bibel, wel-

che Sophie ſchon als fünfjähriges Kind zum erſtenmale durchgeleſen hatte. Sophiens Vater war von Kaufbeuern nach Augsburg als Stadtphyſikus und Decan der mediciniſchen Facultät verſetzt worden; hier fand ſie im ſiebzehnten Jahr ihres Alters Gelegenheit zu höherer wiſſenſchaftlicher Ausbildung; denn hier war es, wo ſie den Dr. Bianconi aus Bologna, damaligen Leibarzt des Fürſt-Biſchofs von Augsburg aus dem Hauſe Heſſen-Darmſtadt, kennen lernte. Dieſer, damals in einem Alter von 32 Jahren, begehrte Sophien zur Gattin. Er nahm den thätigſten Antheil an dem Geſchäfte ihrer Bildung, indem er ſie mit den beſten Dichtern ſeiner Nation und mit den Kunſtwerken Griechenlands und Roms durch die beſten Kupferſtiche bekannt machte. Nach dem Tode der Mutter wünſchte der Vater die Verbindung ſeiner Tochter mit Bianconi im nächſten Jahre vollzogen zu ſehen. Sie kam aber leider nicht zu Stande, da Bianconi, als Italiener ein eifriger Katholik, in Dresden, wo er unterdeſſen Leibarzt des churſächſiſchen Königs von Polen geworden war, zwar ſeiner künftigen Gattin ſelbſt Religionsfreiheit zuſicherte, aber feſt darauf beſtand, daß alle Kinder katholiſch werden ſollten, Sophiens harter Vater hingegen die Töchter durchaus lutheriſch haben wollte. Ziemlich offen gab ſie den Schmerz, den ſie wegen der Trennung von dieſem Manne empfand, durch den Entſchluß zu erkennen, ihr künftiges Leben in der Einſamkeit eines Kloſters zu verleben. Dieſer Entſchluß konnte jedoch, wahrſcheinlich auf Veranſtaltung ihres Vaters, nicht ausgeführt werden. — Ein ſtilles, zurückgezogenes, nur den Wiſſenſchaften und der Lectüre gewidmetes Leben wurde nun ihr Loos. Mit zwei ihrer Schweſtern und ihrem einzigen Bruder kam Sophie nach Biberach in das Haus ihres Großvaters Gutermann, Senators und Hoſpitalmeiſters daſelbſt. Nach dem Tode deſſelben führte ſie mit den genannten Geſchwiſtern ihre eigne Ökonomie eine Zeit lang und bezog dann das Haus Wielands, der damals Prediger zu St. Maria Magdalena daſelbſt war, ſpäter aber Senior des dortigen Miniſteriums wurde. Auf welche Veranlaſſung ſie in dieſes Haus kam, iſt nicht bekannt; doch kann man die ziemlich nahe Verwandtſchaft des Gutermannſchen und Wielandiſchen Hauſes als hinreichenden Grund annehmen, da Wielands Gattin und Sophiens Vater Geſchwiſterkinder waren. In dieſem Hauſe nahte eine neue Epoche für Sophiens Bildung heran. Denn hier war es, wo ſie den jungen Wieland kennen lernte. Dieſer machte ſie mit den beſten Erzeugniſſen der deutſchen Literatur bekannt. Natürlich war es, daß bei dieſen gemeinſchaftlichen Beſchäftigungen beider Herzen ſich finden mußten, ſie ſchloſſen ein ſchönes Freundſchaftsbündniß, das um ſo dauerhafter ſein mußte, da es auf gegenſeitige Liebe und Dankbarkeit, Hochachtung und Verehrung gegründet war. Sophie ſollte Wielands Gattin werden. Mit dieſem Entſchluſſe verließ ſie Wieland im Herbſte des Jahres 1750. Sehnſucht nach der Geliebten trieb ihn im Juni 1752 nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Aber hier zeigte ſich kein Nahrungszweig für ihn. Er war alſo gezwungen, ſeine Geliebte abermals zu verlaſſen und reiſte im October 1752 nach der Schweiz zu Bodmern, wo er acht Jahre lebte. Während dieſer Zeit trennten Mißverſtändniſſe aus den edelſten Beweggründen dieſe Liebe, und als Wieland im Jahre 1760 nach Biberach zurückkam, um dort die Stelle eines Raths der Stadt anzutreten, fand er das Ideal ſeiner platoniſirenden Phantaſie als die Gattin eines Andern. Ihre Liebe war getrennt, nicht ſo ihr Freundſchaftsbund, der, in der Ju-

gend geſchloſſen, noch im hohen Alter beider Freude war; er dauerte 56 Jahre hindurch. Das Schickſal hatte Sophiens Hand dem Herrn von la Roche beſtimmt, den ſie während Wielands Abweſenheit kennen lernte, und aus Verdruß, Gehorſam und Verehrung heirathete. Als er Sophien ehelichte, war er mainziſcher Hofrath und führte die Oberdirection über alle Beſitzungen der gräflich Stadionſchen Familie in Schwaben, Böhmen und Würtemberg. Er war ein edel und frei denkender Mann, und zugleich ein ausgezeichneter Geſchäftsmann, der aber vielleicht darin zu weit ging, daß er nur auf Staatsgeſchäfte Werth legte und ſich dabei, wenigſtens dem Scheine nach, gegen alles, was Empfindung hieß, auflehnte. Dennoch entſtand dadurch zwiſchen ihm und ſeiner zart fühlenden Gattin kein Mißverhältniß, ſondern ſtets herrſchte in ihrem Cirkel Eintracht und Freude, obgleich jedes ſeinen eignen Gang wählte. Sophie kam durch la Roche in die Familien des deutſchen Adels, und erhielt Gelegenheit, die Angelegenheiten der großen Welt, wie des gemeinen Mannes kennen zu lernen. Dabei ſetzte ſie ihre Studien mit ununterbrochenem Eifer fort. Nach dem Tode ſeines großen und edlen Beſchützers, des Grafen Stadion, wurde la Roche in churtrierſche Dienſte als Staatsrath nach Coblenz berufen. Während zehn Jahre, die Sophie hier an den Ufern des herrlichen Rheins verlebte, bekam ſie Gelegenheit, auch den Fürſtenſtand näher zu betrachten; hier knüpfte ſie Freundſchaftsbündniſſe mit vielen bedeutenden und vortrefflichen Menſchen. Aber das Schickſal wollte, daß ihre Familie ſich von dieſem hohen Standpuncte zurückziehen mußte. Noch liegen die Gründe hiervon im Dunkeln; ſo viel aber iſt gewiß, daß die von ihrem Gemahl verfaßten Briefe über das Mönchsweſen deſſen Sturz beförderten. Von nun an lebte Sophie mit ihrem Gatten ein ſtilles Privatleben, anfangs zu Speier, dann zu Offenbach. Hier ſtarb ihr geliebter Gatte im J. 1789. Noch größern Schmerz empfand ſie über den Tod ihres Sohnes Franz, der im J. 1791 früh dahinſtarb. Seit dem Tode beider war innere und äußere Trauer ihr eigen; nur das Glück, noch einen Sohn, Carl von l. R. (Geheimerbergrath zu Berlin) zu beſitzen, erheiterte ſie zuweilen einige Augenblicke. Am 18. Febr. des Jahres 1807 ging ſie, nach einer zehntägigen Krankheit, ein in die Wohnungen des ewigen Friedens. — Über Sophiens Charakter und Lebenswandel iſt bei allen, die ſie ſahen und näher kennen lernten, nur eine Stimme. Die ſeltenſten körperlichen und geiſtigen Vorzüge fanden ſich in ihr vereinigt. Sie war die zärtlichſte Mutter ihrer Kinder, die gefühlvollſte Gattin, und eine warme aufopfernde Menſchenfreundin. Gegen Höhere beſcheiden, aber nie kriechend, gegen Niedere leutſelig, gütig und gefällig, flößte ſie jenen Achtung und Bewunderung, dieſen mit der Bewunderung zugleich Liebe und Verehrung ein. Ihre Unterhaltung war angenehm und belehrend. Der Verluſt eines großen Theils ihres Vermögens konnte ſie nicht niederſchlagen; ſelten äußerte ſie ihren Schmerz darüber, ſo wie ſie überhaupt in Freud und Leid mäßig war; nur der Verluſt ihrer Lieben beugte ſie heftig darnieder. — Wir fügen noch einige Bemerkungen über ſie als Schriftſtellerin bei. Sie hat eine bedeutende Anzahl von Werken geſchrieben und einer Frau von ihrem Geiſte, ihrer Kenntniß und Erfahrung konnte es an Stoff zu zahlreichen, unterhaltenden und belehrenden Arbeiten nicht fehlen. Ihre Lieblingsſtudien waren Naturgeſchichte und Naturlehre, Geſchichte der Künſte, Völker- und Staatengeſchichte, ſchöne

Wiſſenſchaften, Moral und Erziehungswiſſenſchaft, die ſie ſorgfältig ſtudirte, um bei Erziehung ihrer eignen Kinder davon Gebrauch zu machen. So wie nun dieſe Wiſſenſchaften zur Ausſchmückung ihrer Werke dienten, ſo waren auch die in denſelben gezeichneten Charaktere meiſt aus ihren eigenen Lebensverhältniſſen entlehnt. Vorzüglich gelangen ihr Romane und Familiengeſchichten in Briefform, oder in der durch Joh. Timoth. Hermes in Deutſchland mit Glück eingeführten Richardſonſchen Manier. Faſt in allen ſind die Charaktere gut und mit Kenntniß des menſchlichen Herzens gehalten. Poetiſche Kraft und Fülle der Phantaſie wird man nur ſelten in ihren Schriften vermiſſen und ſich gern in die idealiſche Welt der Schriftſtellerin hineinverſetzen. Ton und Styl ſind edel, einfach, lebhaft, und eine unmittelbare Folge ihrer durch Natur, Erziehung und Lebensumſtände beſtimmten, individuellen Art zu empfinden und zu denken. — Ihre erſte Arbeit war: die Geſchichte des Fräuleins von Sternheim (1771). Sie entſtand, indem ſie ſich durch die ſchriftſtelleriſche Beſchäftigung über die Trennung von ihren Töchtern zu tröſten ſuchte. Sie that dies auf Anrathen eines ihrer würdigſten Freunde, des Predigers Brechter, den Sophie ſich nachher bei der Schilderung von wackern Geiſtlichen oft zum Muſter nahm. Wieland begleitete dies Werk mit einer Vorrede (Leip. 1771, 2 Thle. 8.). Hierauf folgten dann mehrere Werke, von denen die vorzüglichſten folgende ſind: Roſaliens Briefe, mein Schreibetiſch, Pomona, Roſalie und Cleeberg, Briefe an Lina, Briefe über Mannheim, Geſchichte der Miß Loni, Erſcheinungen am See Oneida, moraliſche Erzählungen (Speier 1785, 2 Thle.) neue Erzählungen, Fanny und Julie, Freunde und Freundinnen von zwei ſehr verſchiedenen Jahrhunderten und die Badebekanntſchaft, das ſchöne Bild der Reſignation, Liebehütten, Herbſttage, mehrere Reiſebeſchreibungen u. a. Das letzte, was ſie herausgab, führt den Titel: Meluſinens Sommerabende (1806). Richtig ahnend, ſchloß ſie mit dieſer Schrift ihr Schreibepult und überlebte ſich als Schriftſtellerin nicht. Merkwürdig iſt Wielands Vorrede zu dieſem Werke. Er, der ſie vor 35 Jahren in die Schranken der literariſchen Laufbahn durch Herausgabe ihrer Sternheim geführt hatte, begleitete ſie im J. 1806 auch wieder hinweg vom literariſchen Schauplatz. — *x. u. d.*

Rochechouart (Françoiſe Athenaïs de), eine der Geliebten Ludwigs XIV., aus einer fürſtlichen Familie, anfangs bekannt unter dem Namen Madame de Tonnay-Charante. Ihre Schönheit zeichnete ſie weniger aus, als ihre angenehme, heitere und natürliche Gemüthsart. Sie wurde an den Marquis de Monteſpan verheirathet, welcher ihr anſehnliche Partien aufopferte, aber mit Undank belohnt wurde. Die Ducheſſe de la Valliere, Geliebte Ludwigs XIV., nahm ſie in ihre Geſellſchaft auf, und der König betrachtete ſie anfangs als eine liebenswürdige Unbeſonnene. Sie ſuchte unaufhörlich dieſen Monarchen zu locken, welcher ſpöttiſch zu Madame de la Valliere ſagte: Sie möchte gern, daß ich ſie liebte; aber ich werde es nicht thun. Er täuſchte ſich und wurde bald von ihren Reizen gefeſſelt. Um damals den Verdacht der Königin, deren Ehrendame ſie war, ſchlau zu entfernen und ihr eine hohe Meinung von ihrer Tugendhaftigkeit einzuflößen, communicirte ſie alle acht Tage in ihrer Gegenwart und beſuchte die Hospitäler. In der Folge herrſchte ſie über den König gebieteriſch. Denn ſie genoß damals ſolches Vertrauen, daß ſie bei Be-

förderung der Marſchälle von Frankreich (1679) in die Taſchen des Königs griff, um die Liſte zu ſehen, und als ſie den Namen des Duc de Viconne, ihres Bruders, nicht darauf fand, in Vorwürfe ausbrach und nicht eher abließ, bis ihm der König den Marſchallsſtab verlieh. Sie liebte den König nach Launen, aber noch mehr das Geld. Ihre Phantaſien veranlaßten ihn zu großen und unnützen Ausgaben. Aber allmählig entfernten ihre herrſchſüchtigen und eigenſinnigen Launen ſie von ihm. „Sie hatte," ſagt Madame de Genlis, „Falſchheit im Charakter und Natürlichkeit im Verſtande. Frei von Empfindſamkeit, aber der Begeiſterung unterworfen, liebte ſie mit Leidenſchaft, oder ſie liebte gar nicht; Alles, was glänzte, ſchien ihr groß; Ehrenbezeigungen nahm ſie für Ruhm; ſie hatte tiefe Entwürfe und kindiſche Beweggründe; zugleich unerſättlich und leichtſinnig in ihren Wünſchen, wollte ſie herrſchen, nicht um wirklich zu leiten und zu regieren, ſondern nur um ſich ſehen zu laſſen." Mad. de Monteſpan hatte die La Vallière verdrängt, und erfuhr erſt von der Ducheſſe de Fontanges und dann von der Marquiſe de Maintenon daſſelbe Schickſal. Ludwig XIV. befahl ihr 1680 den Hof zu verlaſſen; ſie ſtarb 1707, 66 Jahr alt, zu Bourbon, wo ſie die Bäder gebrauchen wollte. In den letzten Jahren ihres Lebens ſah ſie auf den Verluſt ihrer Gunſt ſtandhaft hin. Die Religion flößte ihr Empfindungen der Reue und ſelbſt der Demuth ein. Als ihre niedrigſten Dienſtboten ihr die ſchuldige Ehrerbietung verſagten, bezeigte ſie eine Art von Freude, und empfing dieſe kleinen Demüthigungen als eine Abbüßung für ihre großen Verirrungen mit Vergnügen. Der Marquis de Monteſpan, an welchen ſie auf Verlangen ihres Beichtvaters, des Paters de la Tour, ſchrieb, wollte nichts von ihr wiſſen; indeß trauerte ſie dennoch um ſeinen Tod wie eine Witwe. Nach und nach widmete ſie ſich ganz den Armen, arbeitete für ſie mehrere Stunden des Tages an groben Stücken, und ließ die ſie umgebenden Weiber für ſie arbeiten. Ihre ehemals mit Delicateſſen und Überfluß verſehene Tafel ward einfacher; ſie vermehrte ihre Faſten und Gebete. Ihre Büßungen waren anhaltend. Ihre Hemden und Betttücher waren von grober, ungebleichter Leinwand, aber unter gewöhnlichen Hemden und Tüchern verborgen. Sie trug beſtändig Armbänder, Kniebänder, und einen Gürtel mit eiſernen Stacheln, und ihre Sprache war gleichfalls die einer Büßenden. Die Schrecken des Todes quälten ſie ſo, daß mehrere Frauen des Nachts bei ihr wachten. Sie legte ſich bei offnen Vorhängen und bei vielen brennenden Wachskerzen nieder, und hieß ihre Wächterinnen plaudern, eſſen oder ſpielen, um ſich wach zu erhalten. Mitten unter ihren Büßungen und Beängſtigungen konnte ſie doch nicht das Äußere einer Königin verläugnen, deſſen ſie ſich zur Zeit ihres Glücks angemaßt hatte. Sie hatte in ihrem Zimmer einen einzigen Armſtuhl, wo ſie die Huldigungen der Großen, der Prinzen und Prinzeſſinnen empfing, ohne ſich ſtören zu laſſen, und ohne ihnen das Geleite zu geben. Reize, die ihr eigen waren, und erhöht durch feine Höflichkeit und treffende Spiele des Witzes, milderten, was ihr Hochmuth Hartes haben konnte. Sie erhielt ihre Schönheit und Geſundheit bis zu den letzten Tagen; indeß hielt ſie ſich immer für krank, und einigemal bis zum Sterben. Dieſe Unruhe unterhielt in ihr den Geſchmack am Reiſen. Auf dieſe Reiſen nahm ſie ſieben bis acht Perſonen mit ſich, um ihr die Zeit zu vertreiben. Das letztemal, als ſie nach Bourbon ging, bezahlte ſie auf zwei Jahre die Penſionen der Mildthätigkeit, die ſie zu geben pflegte, weil ſie überzeugt war, daß ſie nicht zurückkommen würde; und ſie hatte ſich nicht

getäuſcht. Sie hatte von ihrem Gemahl einen Sohn, der unter dem Namen Duc d'Antin bekannt iſt, deſſen Nachkommenſchaft 1757 in ſeinem Enkel endigte. Ms.

Rochefoucauld. Die ſchon im 11. Jahrhundert in der Geſchichte Frankreichs vorkommende Familie der Rochefoucauld hat eine Reihe ſich in Kriegs- und Staatsdienſten, ſo wie im gelehrten und im geiſtlichen Stande auszeichnender Mitglieder aufzuweiſen. Da der beſchränkte Raum unſers Werks nicht erlaubt, ſie ſämmtlich aufzuführen, ſo begnügen wir uns zwei aus ihrer Mitte hier aufzunehmen: den durch ſeine Maximes bekannten Herzog François von La Rochefoucauld und den (1819) noch lebenden Herzog von L. R. Liancourt. I. Franz VI, Herzog von La Rochefoucauld, Prinz von Marſillac, war 1603 geboren. Durch Geiſt und Tapferkeit gleich ausgezeichnet, wurde er als eine Zierde des franzöſiſchen Hofs betrachtet. Er war mit der berühmten Herzogin von Longueville verbunden, auf deren Antrieb er ſich auch in die Streitigkeiten der Fronde miſchte, wobei er in einem Gefechte beinahe für immer das Geſicht verloren hätte. Bei dieſer Gelegenheit recitirte er die Verſe aus Ryers Alcyonée;

Pour meriter son coeur, pour plaire à ses beaux yeux,
J'ai fait la guerre aux rois, je l'aurois faite aux dieux.

Nachdem er ſich aber mit ſeiner Geliebten veruneint hatte, parodirte er dieſelben Verſe:

Pour ce coeur inconstant qu'enfin je connois mieux,
J'ai fait la guerre aux rois, j'en ai perdu les yeux.

Nach den beendigten Unruhen der Fronde dachte Rochefoucauld nur daran, ſich den ſanften Freuden der Literatur und der Geſellſchaft hinzugeben. Sein Haus wurde der Vereinigungspunct der ausgezeichnetſten Köpfe jener Zeit, und hier fanden ſich Racine, Boileau, Mad. de Sevigné, Mad. de la Fayette zuſammen. Was in dem Zeitalter Ludwigs XV. die Häuſer der Mad. Geoffrin, der Mll. Leſpinaſſe, der Mad. d'Epinay waren, das war ein Jahrhundert früher das Haus des Herzogs. Er ſtarb 1680. Man hat von ihm: Mémoires de la régence d'Anne d'Autriche, und die ihn unſterblich machenden, unzähligemal neugedruckten, und in alle Sprachen (ins Deutſche von Friedrich Schulz und Bar. v. Maltiz) überſetzten Réflexions et Maximes. Der Hauptgedanke, der ſich durch alle einzelnen Reflexionen und Grundſätze hinzieht, iſt, daß Eigenliebe die Triebfeder aller menſchlichen Handlungen ſei; aber dieſer Satz iſt auf eine höchſt geiſt- und ſinnreiche Art ſo mannichfaltig gewendet und dargeſtellt, und das Ganze wie alles Einzelne zeigt von einer ſo feinen Menſchenbeobachtung, daß man dieſe Sammlung immer mit neuem Intereſſe leſen wird, wenn man auch das Grundprincip derſelben nicht annehmen ſollte. II. Frçs. Al. Fréd. Herzog de la Rochefoucauld, Pair von Frankreich, geb. 1747, iſt beſonders mit dem Zunamen Liancourt, den er von Beſitzungen in Beauvais führt, bekannt. Seit der Reſtauration aber nennt er ſich blos mit dem Familiennamen. Als Mitglied der conſtituirenden Verſammlung zeigte La Rochefoucauld ſich beſonders Reformen, welche die innere Adminiſtration, die Finanzen und die polizeiliche Verfaſſung betrafen, geneigt. An dem wichtigen Beſchluſſe in der Nacht vom 4. Aug., wodurch das Feudalſyſtem in Frankreich aufgehoben wurde, hatte er den größten Antheil. Späterhin ſuchte er beſonders philanthropiſche Ideen in Anregung und zur Ausführung zu bringen. Er machte in dieſer Hinſicht im Namen der competirenden Ausſchüſſe viele officielle Berichte über Hospitäler, Armenweſen u. dergl. Gegenſtände. Nach dem 10. Auguſt

(1792) entfloh er nach England und ging dann nach Amerika, wo er ſich bis zum Jahr 1799 aufhielt, viele Reiſen in das Innere dieſer Länder anſtellte und ſich mit allem, was den Ackerbau, die Manufacturen, den Kunſtfleiß und die politiſchen und wohlthätigen Inſtitutionen derſelben auszeichnet, auf das genaueſte bekannt machte. (Seine Reiſen und Beobachtungen in Amerika hat er in 6 Bänden beſchrieben.) Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück, lehnte aber alle Anträge Napoleons, der ihn in ſeine Nähe ziehen wollte, ab, nahm von ihm blos die Decoration der Ehrenlegion an und beſchäftigte ſich ausſchließlich mit der Ausführung von Planen, wozu ſein langer Aufenthalt in England und Amerika ihm die Ideen gegeben hatte. Seine eignen Güter fand er zwar verkauft, nicht aber die Güter ſeiner Gemahlin, welche ſich zum Schein von ihm getrennt hatte. Auf dieſen legte er nun große Spinnereien von Baumwollengarn, ganz nach engliſcher Art, an, und erwarb ſich dadurch große Verdienſte um die franzöſiſche Induſtrie. Wir übergehen hier viele andere Entwürfe, die er aus England und Amerika nach Frankreich verpflanzte, und führen nur noch an, daß man in Frankreich ihm vorzüglich die Einführung der Jennerſchen großen Entdeckung, der Kuhpockenimpfung, verdankt.

Rochelle, eine berühmte Handels- und Seeſtadt im Departement der untern Charente in Frankreich, am atlantiſchen Meere gelegen, iſt ſtark befeſtigt und gut gebaut. Der Schloßplatz iſt einer der ſchönſten öffentlichen Plätze in Frankreich. Sie hat ſechs Kirchen, mehrere wiſſenſchaftliche Anſtalten, eine Schifffahrtsſchule, ein Naturaliencabinet, 2200 Häuſer und 17,500 Einwohner, welche außer einer Zuckerraffinerie, einer Fayence- und Glasfabrik, lebhaften Seehandel betreiben. Der Hafen, welcher durch zwei ſtarke Thürme vertheidigt wird, iſt ſicher und bequem, aber nur bei der Fluth zugänglich. In der Geſchichte der bürgerlichen Unruhen in Frankreich, herbeigeführt durch Religionsſtreitigkeiten, zu den Zeiten der Könige aus dem Hauſe der Valois, ſo wie unter den nachfolgenden Bourbons, ſpielte dieſe Stadt als Haupt- und Waffenplatz der Hugenotten eine bedeutende Rolle, bis endlich unter der Verwaltung Richelieu's (ſ. d. Art.) ſie nach einer merkwürdigen dreizehn Monate dauernden Belagerung im Jahre 1628 in die Hände der Katholiken kam, wodurch der Untergang der reformirten Partei in Frankreich entſchieden ward. Ein großer Theil der damaligen Bewohner von Rochelle flüchtete nach der Einnahme der Stadt übers Meer nach Amerika.

Rocheſter (John Wilmot, Graf von), einer der witzigſten engliſchen Satiriker und zugleich der zügelloſeſten Wüſtlinge, welche den Hof Carls II. umgaben, geb. 1648, geſtorben 1680. Sein Lehrer war ſo glücklich, die Fähigkeiten deſſelben ſchnell zu Tage zu fördern. Er verließ England, durchreiſ'te Frankreich und Italien, kam zurück, nahm Dienſte bei der Armee und führte die Waffen nicht ohne Auszeichnung. Er überließ ſich nun der entehrendſten Lebensweiſe, und ſchwächte dadurch ſeine Geſundheit ſo ſehr, daß er in der Blüthe ſeines Lebens dahin ſank. Das beſte, was er geſchrieben hat, ſind ſeine jedoch nicht muſterhaften Satiren, welche 1714 in London herauskamen; ſeine Gedichte ſind zu voll von Obſcönitäten, als daß ſie des Leſens dürften gewürdigt werden. Kurz vor ſeinem Tode ließ er den Biſchof von Salisbury, Burnet, kommen, um als reuiger Sünder erſterben zu können; ſeine Bekehrung wurde

in der Folge durch eine Schrift von demſelben Biſchofe öffentlich bekannt gemacht.

Rochlitz (Friedrich), großherzoglich ſachſen-weimarſcher Hofrath und privatiſirender Gelehrter zu Leipzig, daſelbſt geboren 1770, vortheilhaft bekannt als erzählender Schriftſteller in der Gattung des Charakteriſtiſchen und Gemüthlichen, das aus dem wirklichen Leben in ſeinen edlern Verhältniſſen gegriffen iſt. Er zeigte, wie er ſelbſt behauptet, ſchon in ſeinen Kinderjahren viel Neigung für Muſik, und der entſchiedene Hang zu dieſer Kunſt gab ſeinen Blicken in das Gebiet der Künſte und der praktiſchen Philoſophie ihr Daſein. Die bei Härtel in Leipzig erſcheinende allgemeine muſikaliſche Zeitung, welche er ſeit ihrem Beginn bis 1819 redigirt hat, verdankt ihm ihren Urſprung. Er lebt in vertrautem Umgange mit Kunſt und Poeſie, denen er noch manches freundliche Opfer bringt.

Rochow (Friedrich Eberhard von), auf Rekahn. Dieſer um die Jugendbildung ſo verdiente Mann war 1734 den 11. October zu Berlin geboren, und genoß einen Theil ſeiner Erziehung auf der Ritterakademie zu Brandenburg. Schon im 15. Jahr trat er in Kriegsdienſte, und folgte, bei der Garde angeſtellt, ſeinem König in den 7jährigen Krieg. Mit der preußiſchen Armee kam er 1759 in die Winterquartiere nach Leipzig. Ein Schuß hatte ihm in dieſem Feldzuge einen Arm gelähmt. In Leipzig lernte er Gellert kennen, und wurde von dieſem, der die Wißbegierde des jungen Kriegers ſchätzte, mit mehrern der daſigen Gelehrten bekannt gemacht. Das folgende Jahr rief Rochow wieder ins Feld; da aber eine zweite Verwundung ihn des Gebrauchs der rechten Hand völlig beraubte, ſo mußte er die Kriegsdienſte verlaſſen, und begab ſich nun auf ſeine Güter, wo er fortan dem Landleben und der Verbeſſerung des ländlichen Schulunterrichts lebte, der damals noch ſehr vernachläſſigt war. Er ſchrieb ſelbſt ein Werk: Verſuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute (Berlin 1772), in dem er eine beſſere Unterrichtsmethode aufzuſtellen ſuchte. Da das Werkchen vielen Beifall fand, ſo ſuchte er ſeine Vorſchläge nunmehr auch praktiſch anzuwenden, und ließ ſich die Verbeſſerungen der Schulen auf ſeinen Gütern aufs äußerſte angelegen ſein, welches ruhmwürdige Beginnen auch von dem beſten Erfolge gekrönt wurde. Denn nicht allein offenbarte ſich gar bald der wohlthätige Einfluß ſeines Wirkens auf die Jugend ſeiner Güter, ſondern die Nachahmung deſſelben trug auch außerhalb Früchte, ſo daß die erfolgende Landſchulenverbeſſerung in den preußiſchen und andern Staaten größtentheils mit als ſein Werk betrachtet werden kann. Als Kinderſchriftſteller zeichnet er ſich gleichfalls aus und ſein 1776 erſchienener Kinderfreund (Berlin 1776 und ff.) fand verdienten Beifall. Überhaupt war Rochow in allen ſeinen Verhältniſſen ein ſehr braver Mann und ſeine Beſtrebungen für die Aufnahme des Landbau's in den Marken ſind gleichfalls höchſt lobenswerth. Mit Gellert blieb er ſtets in der freundſchaftlichſten Beziehung, auch ſtand ſeine würdige Gattin, eine geborne von Boſe, mit Gellert, von dem ſie ſehr geſchätzt wurde, in Briefwechſel. Als warmer Anhänger ſeines Königshauſes und Bewunderer der Heldenthaten der Brandenburger, ließ Rochow bei Hakenberg unweit Fehrbellin ein Monument errichten, zum Andenken der einſt auf dieſen Feldern geſchlagenen Schlacht zwiſchen dem großen Churfürſten und den Schweden. Er ſtarb am 16. Mai 1805, betrauert von allen, die ihn kannten, und hinterließ den

Ruhm eines nützlichen und rechtſchaffenen Mannes, der ſein Leben dem Wohl der Menſchheit gewidmet hatte.

Rode (Bernhard), welcher am 14. Junius 1797 als Director der berliner Akademie der bildenden Künſte ſtarb, war 1725 zu Berlin geboren, und verrieth früh eine lebhafte Neigung zu den Wiſſenſchaften, welche aber in der Folge durch die Liebe zur Mahlerkunſt überwogen wurde. Anfangs war Müller aus Siebenbürgen, dann faſt vier Jahre hindurch der berühmte Anton Pesne ſein Lehrer. Im J. 1750 beſuchte er Paris, nutzte anderthalb Jahre Carl Vanlo's Unterricht, kam nach Berlin zurück, und trat von da ſeine Reiſe nach Italien an. Hier verlebte er zwei Jahre theils in Rom, theils in Venedig, und verfertigte ein großes Gemählde, den Alexander vorſtellend, welcher weinend den Leichnam des Darius mit ſeinem Purpurmantel bedeckt. Nach ſeiner Rückkunft nach Berlin veranlaßte ihn der Tod ſeines Vaters im Jahr 1756 zu zwei großen allegoriſchen Gemählden, welche er nebſt einem großen Altarblatte der Marienkirche zu Berlin ſchenkte. Ähnliche Geſchenke erhielten auch andre Kirchen, namentlich die Garniſonkirche vier allegoriſche Gemählde von vier im ſiebenjährigen Kriege gebliebnen Helden. Dieſe Arbeiten machten ſeinen Namen auch im Auslande bekannt, woher ihm häufige Aufträge zukamen; ſo mahlte er z. B. vier Bilder für eine griechiſche Kirche in der Ukraine. Sein raſtloſer Fleiß und ſeine Manier, welche die mühſame Vollendung aller Details verſchmähte, machten es ihm möglich, eine ſehr große Menge von Gemählden zu fertigen; die meiſten derſelben ſind von ihm ſelbſt in Kupfer radirt worden. Von dieſen Blättern giebt es ein Verzeichniß nebſt drei Beilagen, worin jedes Stück ausführlich beſchrieben iſt. Mit beſondrer Liebe mahlte er als ein wahrer Patriot die merkwürdigſten Epochen aus der brandenburgiſchen Geſchichte. Auch aus ſeines Freundes Geßner Idyllen hat er einige ſchöne Stücke gemahlt, und zu allen Fabeln Gellerts Blätter radirt. Bibliſche Gegenſtände waren ihm jedoch unter allen die liebſten. Er ſelbſt legte einen beſondern Werth auf einen Chriſtuskopf, der nach 1799 in ſeinem Hauſe war, und ihm zum Muſter für alle ſeine Chriſtusköpfe gedient hatte; eben ſo wenig war er zu bewegen geweſen, eine Auferweckung der Todten zu veräußern, ein treffliches Werk, das Rode's Meiſterſchaft als Geſchichtsmahler vollgültig beweiſ't. Unter den aufſtehenden Frommen hatte er eine Gruppe ſeiner eignen Verwandten angebracht. In der Schlöſſern zu Potsdam u. ſ. w. ſieht man mehrere von ihm ausgeführte Deckengemählde.

Röderer (P. L. Graf) hat in dem ganzen Laufe der franz. Revolution eine bedeutende Rolle geſpielt. Er war Mitglied der conſtituirenden Verſammlung, und ſo ſchwer es bei der Menge großer Talente, welche dieſelbe in ſich faßte, auch wurde, ſich in ihr bemerkbar zu machen, ſo gelang es ihm doch in einem hohen Grade. Eine große Zahl wichtiger Berichte im Finanz- und Verwaltungsfache in dieſer Verſammlung rühren von ihm her. Nach Auflöſung derſelben wurde er zum Procureur-Syndic der pariſer Gemeinde ernannt. Als ſolcher verwendete er ſich am 10. Auguſt insbeſondere dafür, die königl. Familie zu bewegen, die Tuilerien zu verlaſſen und ſich in die Nationalverſammlung zu begeben. Obgleich die Königin zu Anfang erklärte, ſie wolle ſich eher an die Wände des Palaſts annageln laſſen, als ihn verlaſſen, ſo gelang es Röderer doch am Ende, auch ſie zu bewegen, und gewiß kam er damals dadurch dem Verbrechen der Ermordung der königl. Familie zuvor, das vom Volke in ſeiner Raſerei

würde begangen worden ſein. Während der Schreckensregierung hielt er ſich verborgen. Nach dem 9. Thermidor trat er wieder hervor und nahm insbeſondere an der Redaction des Journal de Paris Theil, deſſen Miteigenthümer er wurde. Bei der Rückkehr Napoleons aus Ägypten war Röderer der Mittelsmann zwiſchen ihm und Sieyes, und an der Umwälzung des 18 Brumaire nahm er den lebhafteſten Antheil. Napoleon gebrauchte Röderer zu wichtigen Verwaltungsarbeiten, z. B. der Organiſation des Präfecturſyſtems, auch zu diplomatiſchen Verhandlungen, wie z. B. bei der Einführung der ſchweizeriſchen Vermittlungsacte. Hierauf trat Röderer in den Senat, wurde Joſeph Bonaparten als Könige von Neapel zugeordnet, und erhielt 1810 die wichtige Stelle eines Miniſter-Staatsſecretärs des Großherzogthums Berg. Bei der Reſtauration blieb Röderer ohne Anſtellung, und er lebt ſeitdem als Privatmann. Man hat von ihm eine Menge kleiner Schriften, deren Schreibart man, was die Franzoſen Marivaudage (gezierte Spitzfündigkeit) nennen, vorwirft. Daher Cheniers Vers:

Je lisois Röderer, et baillais en silence.

Rodney (George Brydges), ein berühmter engliſcher Seeheld, wurde 1718 geboren, widmete ſich ſchon früh dem Seedienſte, und zeichnete ſich durch Muth und Eifer bald ſehr vortheilhaft aus. 1751 ward er Commodore, und 1759 Admiral. In dieſem Jahre commandirte er die Unternehmung gegen Havre de Grace, welches er im Angeſicht der franzöſiſchen Flotte bombardirte. 1761 wurde er nach Martinique geſandt, das er im folgenden Jahre einnahm. Zwar hatte ihn die Regierung in Betreff ſeiner Dienſte mit dem Bathorden geſchmückt, dennoch wurde er nach Abſchluß des Friedens 1763 nicht ſonderlich belohnt, und erhielt blos die Stelle eines Gouverneurs des Invalidenhospitals zu Greenwich. Sein leidenſchaftlicher Hang zum Spiel aber hatte ſein kleines Vermögen verzehrt, und ihn in Schulden geſtürzt. Da er nicht bezahlen konnte, entzog er ſich den Verfolgungen ſeiner Gläubiger durch eine Flucht nach Frankreich. Die traurige Lage, in welcher er ſich hier befand, wurde durch die Unterſtützung des Marſchalls Biron erleichtert, der edelmüthig genug war, obgleich Rodney alle Anerbietungen, in die Dienſte der Krone Frankreich zu treten, verwarf, ſeine Schulden zu bezahlen, und ihm ſo den Rückweg ins Vaterland zu bahnen. Dem Könige von England jetzt durch den Herzog von Chatois empfohlen, erhielt er das Obercommando der weſtindiſchen Flotte, mit der er dem belagerten Gibraltar zu Hülfe eilen ſollte. Im Januar 1780 eroberte er eine bedeutende Anzahl ſpaniſcher Transportſchiffe, acht Tage hernach ſchlug er die ſpaniſche Flotte, befehligt von Don Langara, der ſelbſt gefangen wurde. Das edelmüthige Betragen, das Rodney gegen die gefangenen Spanier bewies, hatte zur Folge, daß ſeitdem auch die gefangnen Engländer ſich eines beſſern Looſes in Spanien zu erfreuen hatten. Der Sieg über Don Langara verſchaffte aber dem bedrängten Gibraltar reichen Zufluß an Proviant und Kriegsbedürfniſſen. Er eilte nach Weſtindien. Noch in demſelben Jahre (im Mai) lieferte er der franzöſiſchen Flotte unter dem Befehl des Grafen von Guichen auf der Höhe von Martinique drei Gefechte, die zwar den Ruhm der beiderſeitigen Anführer erhöhten, durch keinen Sieg aber entſcheidend waren. Bei Rhode-Island traf er noch einmal auf die franzöſiſche Flotte, griff ſie aber nicht an, da ſie eine zu vortheilhafte Stellung hatte. Sein Unternehmen im December 1780 gegen die Inſel St.

Vincent mißlang zwar, deſto glänzender fiel der Angriff auf die Inſeln St. Euſtach, Martin und Saba aus, die er im Februar 1781 eroberte, wobei 159 Kauffahrteiſchiffe, eine Convoi von 30 Schiffen und mehrere Kriegsfahrzeuge in die Hände der Engländer fielen. Auf dieſen Sieg folgte die Übergabe der holländiſchen Colonien Eſſequebo, Demerary und Barbice, ſo wie im März der Inſel St. Barthelemy. Sein glänzendſter Sieg war jedoch der im folgenden Jahr (1782) am 12. April über die franzöſiſche Flotte unter Commando des Grafen von Graſſe erfochtene auf der Höhe zwiſchen St. Domingo und den heiligen Inſeln. Die Franzoſen verloren fünf Linienſchiffe erſter Größe, darunter das Admiralſchiff Ville de Paris, und Graſſe ſelbſt wurde gefangen. Für dieſen Sieg, welcher Jamaica den Engländern rettete, ernannte ihn ſein König zum Pair und Baron des Reichs mit dem Titel: Rodney von Rodney-Stoke, das Parlament aber gewährte ihm eine lebenslängliche Penſion von 2000 Pf. Sterl. Von da an lebte Rodney in Ruhe, und ſtarb gerade, als der Krieg zwiſchen England und Frankreich aufs neue ausbrach 1792.

Rogniat (Baron), einer der erſten Ingenieuroffiziere der franz. Armee, iſt 1767 geb. und machte ſeine erſten Studien in Lyon. Der Krieg in Spanien gab ihm, der bis dahin in den untern Graden gedient hatte, insbeſondere Gelegenheit, ſeine großen Talente zu entwickeln. Er leitete mit ſeltener Geſchicklichkeit die Belagerungen von Saragoſſa, Tortoſa und Valencia. Den beiden erſtern widmete er ein eigenes Werk, das auch ins Deutſche überſetzt worden iſt. In dem Feldzuge von 1813 machte Rogniat ſich vorzüglich durch ſeine Angaben zur Befeſtigung Dresdens berühmt. Nach der Reſtauration wurde er Generalinſpecteur des franz. Ingenieurcorps und auch außerdem zu wichtigen Geſchäften gebraucht. Man hat von ihm ein als claſſiſch betrachtetes Werk: Considérations sur l'art de la guerre (1817), das mit Erläuterungen bereichert vom Major v. Decker im preuß. Generalſtab ins Deutſche überſetzt worden iſt.

Rohan-Guémené (Louis René Eduard), Cardinal, geb. den 23 September 1734, war anfangs bekannt unter dem Namen Prinz Louis, und wurde nach und nach Biſchof von Canople und Straßburg, Großalmoſenier von Frankreich, und Mitglied der franzöſiſchen Akademie. Sein Hang zum Vergnügen hielt ihn weder von den Studien noch vom Streben des Ehrgeizes zurück. Als Ambaſſadeur zu Wien zeichnete er ſich durch ſein gefälliges Benehmen und ſeine Pracht aus. Mit einer ſchönen Geſtalt und einem behenden Verſtande wurde er weniger berühmt durch ſeine Talente, als durch die berüchtigte Halsbandgeſchichte. (Abbé Géorgel, franz. Geſchäftsträger in Wien, erzählt in ſ. Mémoires (Par. 2 Vol. 1817) hierüber und über die Zeit von 1760—1806 viel Intereſſantes.) Am 15. Aug. 1785, als dem Geburtstage der Königin, ſah dieſe zwei Juweliere bei ihr eintreten, welche für ein demantenes Halsband ſechzehnhunderttauſend Livres als Preis ſich von ihr ausbaten. Sie erklärte ſogleich, daß ſie dies Halsband nie geſehen, noch zu haben gewünſcht hätte. Die Juweliere erwiederten, daß ſie es dem Cardinal übergeben hätten, der darum für ſie zu handeln beauftragt geweſen. Aufgebracht über den Mißbrauch ihres Namens, beklagte ſich die Königin bei ihrem Gemahl, und foderte Gerechtigkeit. Der Monarch fragte die Siegelbewahrer und von Breteuil um Rath, welche der Meinung waren, man ſollte den Cardinal verhaften; aber die Königin verlangte, daß er vorher verhört werde. Geſtehen Sie, ſagte ſie zu ihm, daß es ſeit vier Jahren das

erſtemal iſt, daß ich Sie ſpreche. Der Cardinal bejahte es, und erklärte, daß er durch Betrug einer gewiſſen La Mothe hintergangen ſei. Als er aus des Königs Cabinet kam, ward er verhaftet und in die Baſtille geſetzt. Auf das erſte Gerücht von dieſer Verhaftung glaubte das Publicum, der Cardinal habe dem Kaiſer Mittel zu einem plötzlichen Einfall in Lothringen an die Hand gegeben; allein es wurde bald beſſer belehrt. Der König ließ dem Gefangnen ſagen, er möchte ſelbſt über ſein Loos entſcheiden. Dieſer erklärte den Wunſch, vom Parlament gerichtet zu werden. Das Parlament ſprach den Prälaten von aller Anklage frei. Trotz dieſes Ausſpruchs konnten Ludwig und ſeine Gemahlin denjenigen nicht mit freundlichem Blicke um ſich ſehen, der ihre Namen in einer ſo verdrießlichen Sache Preis gegeben hatte. Der Cardinal wurde der Großalmoſenierswürde entſetzt und in die Abtei La Chaiſe Dieu in Auvergne, und nachher in ſein Bisthum zu Straßburg verwieſen. Im J. 1789 ward er zum Deputirten der Geiſtlichkeit des Amtes Hagenau bei den Generalſtaaten ernannt, wo er im September ſeinen Sitz nahm. Die Anführer der Volkspartei hofften, daß er aus Rache gegen den Hof die Neuerungen wider die Geiſtlichkeit begünſtigen würde; aber der Cardinal entfernte ſich von ihnen, und verließ die Verſammlung. Kurze Zeit nachher, da er als Urheber der in dem Rheindepartement entſtandenen Unruhen gerichtlich angeklagt war, zog er ſich in den in Deutſchland gelegenen Theil ſeiner Beſitzungen zurück. Er zeigte ſich hier frei von Bitterkeit und wohlthätig gegen Unglückliche, die er unterſtützte. Er ſtarb zu Ettenheim den 17. Februar 1802. Als aufgeklärter Beſchützer der Gelehrten hatte er den Abbé Le Batteux an ſich gezogen. Seine Unterhaltung war lebhaft und aufgeweckt; er ſprach über Alles mit Anmuth, und wenn ſeine Jugend durch einige Verirrungen bezeichnet war, ſo hatte das Unglück und das Alter ſeinen Geiſt zur Reife gebracht, und ſein Herz ſanft, wohlwollend und edelmüthig geſtimmt. Ms.

Rohr (ſpaniſches), iſt urſprünglich aus Indien, Spanien und Italien zu uns gekommen. In den beiden letztgenannten Ländern, vornehmlich in den feuchten Weinbergen, wird es gepflanzt, und treibt dicke, hohle und gleiche Stengel, die gegen zehn Ellen hoch werden, und Stäbe, Pfähle, Pfeifen u. dgl. abgeben. Auch die Stuhlmacher, Weber und andre Handwerker verbrauchen das Packrohr in großer Menge. Die Stockröhre werden ſtück- oder bundweiſe verkauft. Die von der erſten Größe, welche vollkommen wohl proportionirt ſind, koſten ſelbſt in Holland 50, 100 und mehr Gulden das Stück.

Roland (Rutland), ein in alten Ritterbüchern und Geſängen eine große Rolle ſpielender fabelhafter Held, angeblich Schweſterſohn Kaiſer Carls des Großen. So wie König Arthus mit ſeinen Rittern von der Tafelrunde, ſo ſpielt auch Carl mit den zwölf Paladinen in den alten Romanzen und der Ritterpoeſie eine Hauptrolle. Roland gehört zu jenen Paladinen, und ſoll bei einem Rückzug Carls aus Spanien in den Pyrenäen, in Ronceval, von den Basken erſchlagen worden ſein. Die berühmteſten Gedichte, welche die Thaten des Roland (wiewohl nicht ausſchließend, ſelbſt nicht hauptſächlich) beſingen, ſind Bojardo's Orlando inamorato und Arioſts Orlando furioso. Vgl. Lit. Woch. Bl. VI. 94.

Roland (Jean Baptiſte de la Platiere), ein in der Revolution berühmt gewordner Mann, geb. zu Villefranche bei Lyon, verließ im 19. Jahr das väterliche Haus und begab ſich nach Nantes, um dort die Handlung zu erlernen, und einmal nach Indien zu ge-

ten. Seine ſchwächliche Geſundheit erlaubte ihm jedoch nicht, ſeinen Plan auszuführen. Bei dem Manufacturweſen in Rouen angeſtellt, bereiſ'te er in kaufmänniſchen Geſchäften mehrere auswärtige Länder, und wurde bei ſeiner Zurückkunft als Aufſeher des Handels und der Fabriken in Lyon angeſtellt. Als beim Anfang der Staatsumwälzung in Frankreich die verſchiedenen Städte Deputirte zu der Nationalverſammlung ſendeten, ging er für Lyon als ſolcher nach Paris. Hier begann er bald eine größere Laufbahn. Seine Kenntniß des Handels und Verkehrs, ſo wie die Liebe, in der er beim Volk ſtand, empfahlen ihm Ludwig XVI., der damals die Stellen im Miniſterio mit talentvollen Männern zu beſetzen ſuchte. So ward Roland dem Miniſterium der innern Angelegenheiten vorgeſetzt, welchem Poſten er rühmlich vorſtand, ſich aber nicht ſcheute, durch Bitterkeit die Stimmung gegen den unglücklichen König noch immer zu verſchlimmern. Dies hatte zur Folge, daß der König ihn bald darauf aus dem Miniſterio entließ, in welches er jedoch wieder aufgenommen wurde, als Ludwig entthront ward. Sein Bemühen, die durch die Jacobiner herbeigeführte Anarchie zu unterdrücken, ſo wie die Bekanntmachung mehrerer von ihm vorgeblich in den Tuilerien gefundenen Papiere, wodurch viele ins Unglück geriethen, machte ihn aber bald ſehr verhaßt, und er wurde mit den Girondiſten zugleich geächtet. Vorher ſchon, gleich nach der Hinrichtung des Königs, hatte er ſeine Miniſterſtelle niedergelegt. Den Verfolgungen der Bergpartei zu entgehen, entfloh er nach Rouen, wo er erfuhr, daß ſeine Gattin, die ruhig in Paris geblieben war, das Schaffot beſtiegen habe (vergl. den folgenden Art.). In verzweifelndem Schmerze erſtach er ſich den 15. November 1793 mit einem Stockdegen auf der Landſtraße unweit Rouen. Man fand bei ihm einen Zettel, worin er ſich als einen Mann ſchildert, der ſein Leben dem allgemeinen Beſten gewidmet habe, und tugendhaft geſtorben ſei, wie er gelebt. Mehrere von ihm verfaßte Schriften, in das Fabrik- und Handelsweſen einſchlagend, zeugen von den Kenntniſſen ihres Verfaſſers.

Roland (Marie Jeanne Philippon), die Gattin des Vorigen, war die Tochter eines Kupferſtechers zu Paris, der zwar als Künſtler ſich auszeichnete, durch Verſchwendung aber ſeine Vermögensumſtände zerrüttete. Sie war im Jahr 1754 geboren, von ſchöner Geſtalt, und erhielt eine ausgezeichnete Erziehung. Das Studium der griechiſchen und römiſchen Geſchichte hatte ihr eine große Neigung zum Republikanismus beigebracht, und ſie fühlte ſich mächtig ergriffen, als die Staatsveränderung in ihrem Vaterlande ausbrach. Ungeachtet ſie ſchon mehrere Heirathsanträge abgelehnt hatte, ſo entſchloß ſie ſich doch endlich, den Bewerbungen Rolands nachzugeben, der durch die an ſie gerichtete Dedication ſeiner Briefe über Italien ihre Hochachtung gewonnen hatte. Sie fuhr nun gemeinſchaftlich mit ihrem Gatten fort, verſchiedne Gegenſtände des gelehrten Wiſſens zu bearbeiten. Als Roland nach Paris kam, und die Stelle eines Miniſters erhielt, eröffnete ſich für ſie die lang gewünſchte politiſche Laufbahn. Mit unermüdetem Eifer ſtand ſie ihrem Gatten in den Geſchäften ſeines Departements bei, fertigte Aufſätze, ſchrieb Adreſſen und verſammelte wöchentlich um ſich einen Cirkel von Gelehrten und Staatsmännern, von denen die wichtigſten Vorfälle der Zeit discutirt wurden. In dieſem Treiben ſcheint ſie einigermaßen die ihrem Geſchlecht gebührende Zurückhaltung vergeſſen

zu haben, denn ihre Anmaßung ging bald ſo weit, daß mehrere Staatsmänner und Generale deßwegen mit ihrem Gatten zerfielen, z. B. Dumouriez. Als endlich Roland geſtürzt wurde, fiel auch ſie als ein Opfer der Gegenpartei am 18. November 1793 unter der Guillotine im 39. Jahre ihres Alters. Der königlichen Familie, am meiſten der unglücklichen Marie Antoinete, hatte ſich Madame Roland immer ſehr abgeneigt gezeigt, und der Brief, den ſie im Namen des Convents an den Papſt ſchrieb, beweiſ't, mit wie weniger Zurückhaltung ſie ihre Anmaßungen geltend machte. Übrigens bleibt dieſer geiſtreichen Frau der Ruhm umfaſſender wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, von denen ihre vielfachen Schriften und Aufſätze ein rühmliches Zeugniß geben. Von der Anhänglichkeit ihres Gatten war ſie ſo feſt überzeugt, daß, als ſie das Schaffot beſtieg, ſie den Umſtehenden verſicherte: „ihr Gatte würde ſie nicht überleben." Der Erfolg bewährte ihr Vertrauen. Noch im Kerker, wenige Tage vor ihrem Tode, ſchrieb ſie ihr Leben nieder, ſo wie mehrere die Revolution betreffende Aufſätze. Die Standhaftigkeit, mit der ſie das Blutgerüſt beſtieg, machte ſie ſelbſt ihren Gegnern achtungswerth.

Rolandsſäulen, Rulandsſäulen, Rutlandsbilder, ſind ſteinerne, größtentheils roh und übel geformte Bildſäulen, die man hin und wieder in deutſchen Städten auf freien Plätzen, Märkten u. dergl. aufgerichtet antrifft, und die gewöhnlich einen gewappneten Mann, ein Schwert in der Hand tragend, vorſtellen. Der Sage nach ſollen die Säulen ihren Namen von dem oben erwähnten Helden Carls, Roland, tragen, dem zu Ehren ſie errichtet worden waren; doch dies iſt nur Sage, und die Deutſchen, beſonders die Sachſen, werden wohl eben nicht geſonnen geweſen ſein, einem Feldherrn ihres großen Drängers Carl Denkſäulen zu errichten, der, wenn er je exiſtirte, ſeine Thaten in Frankreich und Spanien verrichtete. Wahrſcheinlicher iſt, daß dieſe Bildſäulen, deren Entſtehung überdies noch aus ſpäterer als des großen Carl Zeit, ſich herſchreibt, mit den Weichbildern einerlei Bedeutung haben, die man an den Grenzmarken verſchiedener Städte findet. Ein ſolches Weichbild (von Weich, Wyk, d. h. Stadt oder Ort) iſt nämlich ein Zeichen der Gerichtsbarkeit, und bedeutet, daß die Stadt ihre eigne Gerichtsbarkeit und Statuten habe, und wie weit ſich ſolche örtlich erſtrecke. Hieraus erklärt ſich auch, warum jene Säulen mitunter die Reichsinſignien an ſich tragen. Der Name Rolands- oder Rutlandsſäulen rührt aber wohl von dem im Zeitenlauf mißverſtandenen Wort: Ruge, Rüge her, welches ehedem ſo viel als Gericht bedeutete, daher der Name wohl Rügelandsſäulen ſein muß, d. h. eine Säule, die einen beſondern Gerichtsbezirk bezeichnet.

Rolle (Johann Heinrich), ein als Cantatencomponiſt verdienter Tonſetzer, war zu Quedlinburg 1718 geboren. Unter der Leitung ſeines Vaters, der in der Folge Muſikdirector zu Magdeburg war, lernte er früh die Anfangsgründe der Muſik. Schon in ſeinem 13. Jahre componirte er, im 14. erhielt er die Stelle eines Organiſten an der Peterskirche in Magdeburg. 1736 ging er nach Leipzig, die Rechte zu ſtudiren. Bei ſeinem nachherigen Aufenthalt in Berlin richtete ſich ſein Geſchmack ausſchließend auf die Muſik und er trat als Kammermuſikus in königliche Dienſte. Ein bald darauf erhaltener Ruf nach Magdeburg führte ihn wieder in dieſe Stadt,

wo er in der Folge die Stelle ſeines Vaters als Muſikdirector erhielt, und im December 1785 ſtarb. Die von ihm geſchriebenen Oratorien, beſonders ſein Tod Abels, ſein Abraham auf Moria und andre Stücke erwarben ihm einen gegründeten und ehrenvollen Ruf als Kirchencomponiſt. Beſonders ſind die Chöre derſelben ausgezeichnet.

Rolle, Rollenfach. Rollen nennt man in der Schauſpielkunſt überhaupt den Antheil einer beſtimmten Perſon an der mimiſch darzuſtellenden Handlung, welcher einem einzelnen mimiſchen Künſtler zur Ausführung übertragen wird, namentlich in ſo fern er dem Künſtler ſchriftlich ausgezeichnet mitgetheilt, und ſeinem Studium überlaſſen wird; auch dieſe ſchriftliche Verzeichnung der einem Schauſpieler zur Darſtellung der Perſon eines Stücks übertragnen Reden oder Handlungen ſelbſt. Nicht leicht aber wird man von der Rolle eines Statiſten ſprechen, wie nöthig es auch iſt, ſelbſt Statiſten auf die Mitwirkung zum Ganzen vorzubereiten. Aus dem Begriffe der Rolle ergiebt ſich, daß der mimiſche Künſtler, dem eine ſolche übertragen wird, ſich nie als Ganzes, wenn auch in vielen Fällen als Hauptperſon, anſehen darf, ſondern ſich ſtets dem Ganzen unterordnen und mit demſelben in Harmonie treten muß. Dazu aber wird erfodert, daß er nicht blos ſeine Rolle im buchſtäblichen Sinne ſtudire, ſondern erſt das Ganze aufzufaſſen und ſich die Frage zu beantworten ſuche, welche Beziehung der ihm übertragene Antheil zum Ganzen habe. Die gewöhnlichen Leſe- und Theaterproben möchten dazu nicht hinreichen, oft auch ſchon zu ſpät ſein. Jeder Schauſpieler ſollte daher zuerſt das Schauſpiel überleſen, in welchem er auftritt, und ſich ſeine Rolle nach allen ihren Beziehungen vorſtellen, um hiernach das Einzelne bilden zu können. — Mehrere nicht zuſammentreffende Rollen in einem mimiſchen Werke können nur von einem ſehr gewandten Mimen, oder wenn ſie ſehr unbedeutend ſind, von einer Perſon übernommen werden. — Übrigens iſt jeder mimiſche Künſtler durch ſein Äußeres, ſein beſtimmtes Lebensalter ꝛc. für eine beſondre Gattung darzuſtellender Charaktere beſonders geeignet, und zwar ſo, daß ihm eine andre durch dieſelben Umſtände von Natur verſagt iſt: dies iſt ſein Rollenfach, auf welches er ſelbſt und die Direction ſeiner Bühne achten möge. Unzweckmäßig, und das Talent beſchränkend iſt es aber, wenn theatraliſche Directionen im Allgemeinen gewiſſe Rollenfächer feſtſetzen, und für dieſelben einzelne Schauſpieler engagiren. Beim Ausſchreiben der Rollen, in dem oben zuletzt angegebnen Sinne, giebt man die letztern Worte des Vorherſprechenden (Stichworte) zur Unterſtützung des Gedächtniſſes, gewöhnlich mit farbiger Dinte unterſtrichen, und alles was ſich auf mimiſches Spiel und Scene bezieht, im Schreiben beſonders ausgezeichnet, und von den Reden abgeſondert an. Die übrigen Erfoderniſſe einer Rolle: Reinlichkeit, Leſerlichkeit u. ſ. w. verſtehen ſich von ſelbſt. T.

Rollenhagen (Georg), wurde 1542 zu Bernau in der Churmark Brandenburg geboren, widmete ſich der Theologie, und lebte nachher als Rector der Schule zu Magdeburg, woſelbſt er auch 1609 ſtarb. Rollenhagen iſt berühmt wegen eines von ihm verfaßten komiſch-ſatiriſchen Heldengedichts, das den Titel führt: Der Froſchmäuſeler oder der Fröſche und Mäuſe wunderbare Hofhaltung; der frölichen, auch zur Weyßheit und Regimenten erzogenen Jugend zur anmuthigen,

aber ſehr nützlichen Leer (Magdeburg 1595), in dem allegoriſirend über den Zuſtand der Politik und Philoſophie, der Theologie und Moralität jener Zeit geſpottet wird. Dieſes Gedicht iſt eine Nachbildung der Batrachomyomachie (ſ. d. Art), und nähert ſich in ſeiner Anlage einem andern bekannten ſatiriſchen Heldengedicht altdeutſcher Zeit, dem Reineeck Fuchs (ſ. d. Art.). Die neueſte Ausgabe des Originalwerks iſt von 1730. In der erſten, deren Titel oben angegeben iſt, führt ſich der Verfaſſer unter folgendem ſonderbaren Namen auf: Max Hupfinsholz von Mäuſeloch, der jungen Fröſche Vorſinger und Calmäuſer. Eine Nachbildung dieſes Werks hat von Stengel geliefert, unter dem Namen: Der neue Froſchmäusler, Cöln bei Peter Hammer, 1796. Ein mit Rollenhagens Froſchmäusler verwandtes gleichzeitiges Gedicht iſt: Der Mücken- und Ameiſenkrieg, beſchrieben durch Balthaſar Schnurrn von Landſidel. Straßburg 1612. Neu herausgegeben 1805 von Büſching. F. G.

Rollin (Charles), franzöſiſcher Geſchichtſchreiber, wurde 1661 zu Paris geboren, wo ſein Vater ein Handwerksmann war, zu welchem Stande auch der junge Rollin anfangs erzogen wurde. Ein Benedictinermönch entdeckte in dem heranwachſenden Knaben Anlage zu etwas Höherem, und verſchaffte ihm durch ſeine Fürſprache Unterſtützung, ſo daß er ſtudiren konnte. Nachdem Rollin auf dem Collegium du Pleſſis unter dem damaligen Rector Gobinot ſeinen Curſus vollendet hatte, ſtudirte er drei Jahre Theologie in der Sorbonne, erhielt bald darauf die Stelle eines Lehrers der Beredſamkeit, und im Jahr 1694 das Rectorat der Univerſität zu Paris. In dieſer Stelle, die er zwei Jahre nach einander bekleidete, bewies ſich Rollin für die Aufnahme der griechiſchen Sprachkunde und des Bibelſtudiums ſehr thätig. Als hierauf der Abt Vittement ſeine Stelle als Vorſteher des Collegiums zu Beauvais niederlegte, wurde dieſelbe Rollin übertragen, der ſie bis 1712 verwaltete, in welchem Jahr er aber gezwungen war, ſie niederzulegen, da die Jeſuiten ihn der Anhänglichkeit an die Lehre des Janſenius beſchuldigten. Von jetzt an widmete ſich Rollin der Ausarbeitung ſeiner geſchichtlichen Werke, die ſeinen Ruf hauptſächlich gegründet haben. Rollin ſtarb zu Paris den 14. September 1741. In welcher Achtung er nicht allein bei ſeinen Landsleuten, ſondern auch im Auslande und bei den vornehmſten Perſonen ſeiner Zeit ſtand, beweiſ't ſein vertrauter Briefwechſel mit Friedrich II. von Preußen. Die Werke, die ihn als hiſtoriſchen Schriftſteller berühmt machten, ſind ſeine Geſchichte der alten Ägypter, Karthager, Aſſyrier und Babylonier, (Histoire ancienne etc. Paris 1730—38 13 Vol. 12.) und ſeine römiſche Geſchichte von der Gründung der Stadt bis auf die Schlacht bei Actium. Letzteres Werk iſt durch ſeinen Schüler Crevier, und ſpäter durch de Beau fortgeſetzt worden. (Amſtd. 1742 — 50, 16 Vol. 8.) Auch von Rollins alter Geſchichte iſt eine Fortſetzung unter dem Titel: Neuere Geſchichte, in Frankreich erſchienen, welche die Begebenheiten der neuern Völker mit Ausſchluß des größten Theils der europäiſchen enthält. Außer dieſen beiden Werken verdient noch eine Abhandlung Erwähnung, die er unter dem Titel: Anweiſung zum Studium der ſchönen Wiſſenſchaften, in 4 Bänden 12. ſchrieb. Baſtien gab zuletzt eine vollſtändige Sammlung aller Schriften von Rollin mit ihren Fortſetzungen von Crevier und de Beau in 60 Bänden 8. heraus.

Wenn auch Rollin nicht alle Foderungen befriedigt, die an einen claſſiſchen Geſchichtſchreiber gemacht werden können, indem er beſonders zu declamatoriſch iſt, ſo verdient er doch durch ſein mehrentheils richtiges Quellenſtudium und durch die Anmuth und Correctheit ſeines Vortrags, zu den beſten Hiſtorikern ſeiner Zeit und ſeines Volks gezählt zu werden.

Rom, Römiſches Reich, Römer. Rom, dieſe ewige Stadt, wie ſie ſo oft von Dichtern und Rednern genannt wird, an die faſt alles Große und Denkwürdige, das ſeit drittehalb Jahrtauſenden geſchehen, ſich knüpft, und die erſt mit dem Schwerte, dann mit den mächtigern Waffen des Glaubens lange Jahrhunderte hindurch den Erdkreis beherrſchte, und vor ihrer Majeſtät die Völker aller Zonen ſich beugen ſah — iſt jetzt nur das Schattenbild ihrer ehemaligen Größe und Herrlichkeit; und zwiſchen den Rieſentrümmern des alten Roms weht uns mehr als irgendwo der Gedanke an die Vergänglichkeit irdiſcher Hoheit an. — Das alte Rom lag ungefähr auf der Stelle des heutigen, in Latium, am Tiberfluſſe, unfern des Einfluſſes deſſelben ins mittelländiſche Meer. Sie thronte auf mehrern Hügeln (daher die Siebenhügelſtadt) zu beiden Seiten des Fluſſes, doch lag der Haupttheil der Stadt auf der Oſtſeite deſſelben. Hier befanden ſich zu oberſt der pinciſche Berg, und am Strome hin das Marsfeld, der capitoliniſche Berg, das Forum Romanum und der aventiniſche Berg. Eine zweite Bergreihe, öſtlich von der vorigen, bildeten von Norden gegen Süden die Berge Quirinalis, Palatinus und Cölius; eine dritte endlich der viminaliſche und esquiliniſche Berg. Jenſeit der Tiber lagen die Berge Vaticanus und Janiculus. Schon vor Roms Gründung war dieſe Gegend angebaut. Die auf dem capitoliniſchen Berge von griechiſchen Coloniſten erbaute Stadt Pallantium ſtand vielleicht noch, als Romulus und Remus eine Colonie aus Alba longa dahin führten, ſo daß ſie nur erweitert und das eigentliche Rom nicht gänzlich neu angelegt wurde. Die neue Stadt erhielt den Namen Rom, wahrſcheinlich nicht von ihrem Erbauer, der wohl erſt nach ihr Romulus benannt wurde, ſondern nach dem Fluſſe, der, wie Servius anführt, vormals Rumon hieß. Die Ableitung von dem griechiſchen ῥώμη (die Starke, Mächtige) iſt eine ſpätere Spielerei. Zwei Zeitrechnungen geben uns das Erbauungsjahr Roms an; nach der Catoniſchen fällt es in das 752., nach der Varroniſchen in das 754. Jahr vor Chr. Geb. Letztere iſt die allgemein angenommene. Die Gründung der Stadt geſchah nach etruſciſcher Sitte dadurch, daß Romulus mit einem von zwei weißen Rindern gezogenen Pflug um den palatiniſchen Berg im Viereck eine Furche zog, und nach dieſer Furche einen Erdwall rings herum aufwerfen ließ. Armſelige Hütten füllten den innern Raum. Wie aber die Stadt ſich erweiterte, die Einwohnerzahl zunahm, und Macht und Anſehen, und mit ihnen Reichthum und Luxus wuchſen, verſchönerte ſich die Bauart. Tempel, öffentliche Gebäude aller Art, Paläſte und koſtbare Privatwohnungen erhoben ſich, und verliehen Rom einen Glanz und eine Pracht, von denen es nach und nach wieder herabſank, als allmählig die Quellen ſeiner Größe verſiegten. — Wir ſetzen die erſte Periode der Stadt bis zu ihrer gänzlichen Zerſtörung durch die Gallier, oder bis zum J. 365, die zweite bis zum Ende des zweiten puniſchen Krieges oder dem J. 553, die dritte bis zur Schlacht von Actium oder dem J. 723, die vierte bis zur theil-

weiſen Abbrennung der Stadt durch Nero und ihrem regelmäßigeren Wiederaufbau oder dem J. 818, die fünfte, von allen die glänzendſte, bis zum Tode Marc Aurels oder dem J. 933 der Stadt, die ſechste bis zum Regierungsantritt Kaiſer Conſtantins des Großen oder dem Jahr der Stadt 1059, endlich die ſiebente bis zur Wiederauflebung der Künſte und Wiſſenſchaften in Europa. — Nach dieſer flüchtigen Andeutung eilen wir zur Geſchichte Roms fort, bei der wir uns aber ebenfalls auf einen kurzen Abriß beſchränken müſſen. Ihrer Natur nach zerfällt Roms Geſchichte in drei große Zeiträume: in dem erſten iſt Rom Königthum, in dem zweiten Republik, im dritten Kaiſerthum; die Unterabtheilungen werden wir in der Folge angeben. Erſter Zeitraum, von Erbauung bis zum J. 245 der Stadt Rom als Königthum. Romulus ward erſter König der neuen Stadt durch Wahl. Er nahm das etruscische Regierungszeichen an, zwölf Lictoren, die mit Beilen bewaffnete Ruthenbündel trugen. Aber ſeine und ſeiner Nachfolger Gewalt war ſo beſchränkt, daß Rom ſchon damals eigentlich ein Freiſtaat war. Es bildete ſich eine Art von Municipalverfaſſung, wahrſcheinlich nach der Verfaſſung der Mutterſtadt. Die Hauptmomente dieſer Verfaſſung ſind: die Entſtehung und innere Einrichtung des Senats; die Entſtehung und Fortbildung des Patriciats oder Erbadels; die Organiſation des Volks und die darauf gegründeten Arten der Volksverſammlungen (Comitien); die religiöſen Inſtitute; endlich die geſetzlichen Verhältniſſe des Privatlebens, der Clientel, der Ehe, und beſonders der väterlichen Gewalt. Die Reihe der römiſchen Könige iſt: Romulus, von 1—37, der die Colonie gründete und die Zahl der Bürger durch Errichtung eines Aſyls und die Vereinigung mit einem Theile der Sabiner vermehrte; Numa Pompilius (39—82), der Stifter der römiſchen Staatsreligion; Tullus Hoſtilius (82—114), der Alba beſiegte, und den Grund zu Roms Herrſchaft über Latium legte; Ancus Martius (114—138), welcher die Colonie und den Hafen von Oſtia anlegte; Tarquinius Priscus (138—176), der ſich bereits mit den verbündeten Etruskern maß; Servius Tullius (176—220), der merkwürdigſte von allen, der Rom an die Spitze des lateiniſchen Bundes ſtellte, und das Volk nach dem Vermögen in ſechs Claſſen eintheilte, worauf die wichtigen Inſtitute, der Cenſus und die Comitia centuriata, gebaut wurden; endlich der ſiebente und letzte, Tarquinius Superbus (220—245), der, nach Unumſchränktheit ſtrebend, durch ſeine Tyrannei Volk und Patricier erbitterte und vertrieben wurde, worauf man die Verfaſſung (509 v. Ch.) umgeſtaltete. (Vergl. d. Art. Romulus, Numa und Tarquinius.) Schon in dieſer Periode erkennt man in den Römern ein männlich, frei und kühn emporſtrebendes Volk. Ackerbau und Krieg waren ihre Hauptbeſchäftigungen. Einfalt der Sitten und Frugalität herrſchten im Privatleben. Zweiter Zeitraum, Rom als Freiſtaat, von 245—727 der Stadt. Erſter Abſchnitt. Die königliche Gewalt wurde zunächſt in eben der Unbeſtimmtheit, wie die Könige ſie ausgeübt hatten, zwei jährlich gewählten Conſuln übertragen. Gleich im Anfange der neuen Regierung hatte Rom einen Kampf für ſeine Freiheit mit Etruskern und Lateinern zu beſtehen. Die harten Bedrückungen der Patricier, welche alle Gewalt an ſich riſſen, empörten das Volk und hatten im Jahre Roms 261 die Einführung von Volkstribunen (tribuni plebis) zur Folge, welche ſeine Rechte und Freiheiten gegen den Adel ſchützen ſollten. Seit dem ent=

ſpann ſich ein langwieriger Streit zwiſchen den Volksvorſtehern und den Patriciern, deſſen Hauptmomente folgende waren: 1) die Tribunen uſurpiren bei dem Prozeſſe des Coriolan das Recht, einzelne Patricier vor das Gericht des Volks zu ziehen, wodurch die dem Adel ſo nachtheiligen Comitia tributa entſtehen; 2) ſie verlangen, daß die den Nachbarn entriſſenen Ländereien unter das ärmere Volk vertheilt werden, wodurch die Ackergeſetze (leges agragiae) in Anregung kommen; 3) der Tribun Publius Volero erweitert die Comitia tributa, und ſetzt die Wahl der Tribunen in denſelben durch; 4) der Tribun C. Terentius Arſa ſucht die conſulariſche Gewalt dadurch zu beſchränken, daß er auf die Abfaſſung eines beſtimmten Geſetzbuches dringt. Nach langem Widerſtande der Patricier werden im Jahre der Stadt 352 wirklich Geſandte nach Griechenland geſchickt, um die dortigen Geſetze zu copiren, und zehn Männer (Decemviri), aus den Patriciern gewählt und mit dictatoriſcher Gewalt bekleidet, erhalten die Vollmacht, daraus eine allgemeine Geſetzgebung für Rom zuſammenzutragen, welche unter dem Namen der Geſetze der zwölf Tafeln (leges duodecim tabularum) bekannt ſind. Wiewohl die neuen Geſetze die rechtlichen Verhältniſſe aller Bürger gleich beſtimmten, ſo blieb doch die Staatsverwaltung in den Händen der Ariſtokraten, die von den Plebejern durch das Verbot der Heirathen ſtreng geſchieden blieben. Daraus erhoben ſich neue Kämpfe, die zunächſt die Abſchaffung jenes Heirathsverbots zur Folge hatten; erſt nach achtzig Jahren erlangten die Plebejer auch Antheil am Conſulate. Während dieſer Unruhen entſtand das Cenſoramt. Inzwiſchen befand ſich Rom in unaufhörlichen kleinen Kriegen mit den Nachbarvölkern. Um die Bevölkerung nicht ſinken zu laſſen, nahm man die Freigelaſſenen oft auch die Beſiegten in die Zahl der Bürger auf. Der Staat ward völlig kriegeriſch; man führte den Sold bei der römiſchen Miliz ein, wodurch höhere Abgaben nöthig wurden. Durch die ſennoniſchen Gallier gerieth Rom an den Abgrund des Verderbens. Es ward erobert und eingeäſchert, im Jahre der Stadt 365. Camillus ward Roms Retter, und ſetzte den Wiederaufbau der Stadt durch. Im J. 388 wurde endlich der erſte plebejiſche Conſul gewählt, und bald nahm das Volk an allen Magiſtraturen Theil, nämlich an der Dictatur 398, an der Cenſur 403, an der Prätur 417, und an dem Prieſterthume 454. So fand am Ende dieſes Zeitraums eine völlige politiſche Gleichheit des Adels und des Bürgerſtandes Statt, die innern Unruhen ließen nach, und in gleichem Maße wuchſen die Kräfte des Staats nach außen, der jetzt die glänzende Periode ſeiner Eroberungen begann. In dieſer ganzen Zeit hatten die Sitten der Römer noch ganz die alte Einfachheit und Rohheit; eigentliche Cultur, ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften waren ihnen noch fremd, ob ſie gleich ſchon bürgerliche Künſte und Geſchicklichkeiten, Handlung, Schiffahrt und Handwerke beſaßen. Der Ackerbau war noch die Hauptquelle des Volksreichthums. Zweiter Abſchnitt. Die erſten Jahre dieſes Abſchnitts waren noch mit Unruhen zwiſchen den Plebejern und Patriciern bezeichnet. Auch ward Rom von der Peſt heimgeſucht, welches die Einführung der sceniſchen Spiele aus Etrurien veranlaßte. Über die Gallier erfochten die Römer mehrere Siege, wobei T. Manlius Torquatus (ſ. Manlius) ſich hervorthat. Zwei Geſetze beſtimmten die Zinſen zum Vortheil der Schuldner. Im J. 409 wurde ein zweiter Handelsvertrag mit Karthago geſchloſſen. Aus dem einige Jahre früher mit den Samnitern (ſ. d. Art.) geſchloſſenen Bündniß entſtand bald ein fürchterli-

cher Krieg zwiſchen beiden Nationen, welcher von 411 bis 464 dauerte, Rom den Weg zur Unterjochung Italiens bahnte, und dadurch den erſten Hauptgrundſtein zu ſeiner künftigen Macht legte. Dieſer Krieg war die wahre Heldenperiode der Römer. Er lehrte die Römer zuerſt die eigentliche Taktik, beſtimmte ihre Verhältniſſe mit den Nachbarn, den Lateinern und Etruskern, indem jene gänzlich beſiegt, dieſe aber wiederholt gedemüthigt wurden, und brachte die Römer auch mit den entferntern Lucanern, Apuliern und Umbrern in bald freundſchaftliche, bald feindſelige Berührung. In dieſer Periode bildeten ſich die Hauptideen über die politiſchen Verhältniſſe, in welche ſie beſiegte Völker mit ſich ſetzten, weiter aus. Als nach Unterjochung der Samniter die Römer ihre Macht in Unteritalien befeſtigen wollten, riefen die Tarentiner (im J. Roms 473) den epiriſchen König Pyrrhus gegen ſie zu Hülfe, welcher trotz ſeiner macedoniſchen Kriegskunſt zuletzt unterlag, und im J. Roms 479 Italien räumen mußte (ſ. Pyrrhus). Rom beherrſchte jetzt ganz Italien, da 482 auch Tarent in ſeine Gewalt gefallen war. Sein Ruhm drang ſchon bis nach Ägypten, deſſen König (481) eine Geſandtſchaft dahin ſchickte, und um ſeine Freundſchaft anſuchte. Das Hauptmittel, wodurch Rom ſeine Herrſchaft über die beſiegten Völker gründete und befeſtigte, war die Anlegung von Colonien römiſcher Bürger, die den eingenommenen Städten zugleich zur Beſatzung dienten. Jede Colonie hatte ihre eigne, der römiſchen ähnliche Verfaſſung. Dies Colonialſyſtem umfaßte allmählig ganz Italien. Zur Erleichterung der Verbindung wurden große Heerſtraßen angelegt. Die Verhältniſſe der Völker Italiens zu Rom waren mannichfach; einige hatten das volle römiſche Bürgerrecht (municipia), andere hatten das Recht der Colonien (jus coloniarum); die übrigen waren entweder Verbündete (socii) oder Unterthanen (dedititii). Letztere wurden durch abgeſchickte Präfecten regiert. Schon hielt Rom auf dem Meere eine Kriegsflotte, und errichtete das Amt der Duumviri navales, welche die Aufſicht über das Seeweſen führten. Die Gerichtsverwaltung gewann ſehr durch die Einſetzung der Prätoren, ſo wie die Polizei durch die curuliſchen Ädilen und die Triumviri capitales. Die Geiſtescultur gewann allmählig. Fabius Pictor führte die Mahlerkunſt in Rom ein, L. Papirius Curſor brachte (461) den erſten Sonnenzeiger dahin, und Sp. Carvilius ließ eine Bildſäule Jupiters gießen. Mit dem Äskulapdienſt kam die Arzneikunde nach Rom; die Werke des Appius und der Concordientempel des Camillus beweiſen die Fortſchritte der Baukunſt. Neben den ſchönſten Proben von Sittlichkeit, Mäßigkeit, Rechtſchaffenheit und Vaterlandsliebe kommen auch ſchon einzelne Beiſpiele von Luxus, Weichlichkeit und Entartung vor. Dritter Abſchnitt. In dieſem Zeitraum thut Rom den erſten Schritt zur Weltherrſchaft; es beſteht in drei Kriegen den furchtbaren Kampf mit Karthago, und vertilgt ſeine Nebenbuhlerin. Das Weſentliche davon iſt unter den Artikeln Karthago, Hannibal, Fabius, Scipio, Maſiniſſa u. ſ. w. berührt, worauf wir verweiſen. Der erſte Krieg mit Karthago wurde um den Beſitz Siciliens und die Herrſchaft des Meeres geführt, währte 23 Jahre (von 490 bis 513 der Stadt) und endigte mit der Vertreibung der Karthaginienſer aus Sicilien. Rom, durch den Sieg übermüthig gemacht, entriß ihnen 517 mitten im Frieden Sardinien. Durch ſeine Übermacht im adriatiſchen Meere demüthigte es den illyriſchen Seeräuberſtaat, und erſchien dadurch den Griechen rettend und hülfreich.

Korcyra, Apollonia und andere griechiſche Städte begaben ſich förmlich unter römiſchen Schütz, und die Achäer, Ätolier und Athener wetteiferten in Bezeigung ihrer Dankbarkeit. Während Karthago ſich in Spanien zu entſchädigen ſuchte, und von Rom zu dem Verſprechen genöthigt wurde, den Iberus nicht zu überſchreiten, führte dieſes einen neuen blutigen Krieg mit den Galliern, der mit der Gründung ſeiner Herrſchaft in Norditalien ſich endigte. Kaum war dieſer ſechsjährige Kampf beendigt, als der *zweite puniſche Krieg* ſeinen Anfang nahm. Karthago, deſſen Heere der große Hannibal anführte, griff an und verſetzte den Schauplatz des Krieges nach Italien. Er dauerte von 536 bis 543. Nach großen Siegen unterlag endlich Karthago; Rom aber ſtand, ungeachtet ſeines Menſchenverluſtes und der Verwüſtung Italiens, zu Ende des Krieges viel mächtiger da als zu Anfang; ſeine Macht in Italien war befeſtigt, große auswärtige Länder waren erobert, und die Herrſchaft auf dem Meere geſichert. Ohne daß die Form der innern Verfaſſung geändert worden, hatte der Senat eine faſt unumſchränkte Gewalt erlangt. Der Geiſt der Regierung hatte Rom zu einem nach der Weltherrſchaft ſtrebenden Staate gemacht. Sie erreichte dieſes Ziel durch die Vortrefflichkeit ihrer Heere und Feldherren, und durch die Feſtigkeit und Schlauheit ihrer Staatskunſt. Am Ende des zweiten puniſchen Krieges waren Sicilien, Sardinien, Corſica und Spanien, wenigſtens das diesſeitige, wie auch das diesſeitige Gallien, römiſche Provinzen; Karthago war ganz von Rom abhängig. Dagegen bildeten im Oſten die macedoniſchen Reiche nebſt den griechiſchen Republiken ein Staatenſyſtem, deſſen Verhältniſſe in ſich ſelbſt ſehr verwickelt, mit Rom aber erſt ſeit dem illyriſchen Kriege und Philipps Verbindung mit Hannibal entſtanden waren. Von drei Mächten vom erſten Range, Macedonien, Syrien und Ägypten, waren die beiden erſten gegen die letztere verbunden, welche aber mit Rom in gutem Vernehmen ſtand. Die Mächte vom zweiten Rang, der ätoliſche Bund, die Könige von Pergamus, die Republik Rhodus und andere kleinere, wie Athen, waren bereits ſeit dem Bündniſſe gegen Philipp (543) Verbündete Roms; der achäiſche Bund hingegen hing dem macedoniſchen Intereſſe an. Kaum war mit Karthago Frieden geſchloſſen, als ſchon der *Krieg* mit Philipp von *Macedonien* anfing. Anfangs waren die Römer unglücklich, bis T. Quinctius Flaminius durch Staatskunſt und Feldherrntalent Roms Macht im Oſten begründete. Nach der letzten entſcheidenden Schlacht bei Cynoskephalä (557) verlor Philipp ſeine Seemacht und ſeinen Einfluß auf Griechenland, deſſen Abhängigkeit von Rom gerade durch das Geſchenk der Freiheit, welches Quinctius den Griechen machte, am meiſten geſichert ward. Römiſche Geſandtſchaften, dergleichen Karthago und Numidien in Unterwürfigkeit erhielten, führten jetzt auch in Griechenland und Macedonien die Aufſicht, und miſchten ſich in die innern Angelegenheiten. Den Griechen, beſonders den trotzigen Ätoliern, wurde dies um ſo läſtiger, da das römiſche Heer noch drei Jahre bei ihnen verweilte. Der Friede mit Philipp enthielt den Keim zu einem größern Kriege mit Antiochus, indem Rom von ihm die griechiſchen Städte zurückfoderte, welche Philipp in Aſien beſeſſen und Antiochus beſetzt hatte. Der Streit begann bereits 558, als Antiochus ſich des thraziſchen Cherſones bemächtigte; er ward lebhafter durch Hannibals Flucht zu dieſem Fürſten im J. 559, und brach bald in einen förmlichen Krieg aus, da Antiochus

und Hannibal ſich nicht verſtanden, und erſterer nur halbe Maßregeln ergriff. Antiochus wurde zur See und zu Lande beſiegt, und ſah ſich nach der Schlacht bei Magneſia (564) zu einem Frieden genöthigt, der ihn aus Vorderaſien drängte und gänzlich von Rom abhängig machte. Zu gleicher Zeit dauerten die blutigen Kriege in Spanien und Oberitalien fort. Im Jahre 569 fingen die Händel mit Philipp wieder an, weil er einige kleine Eroberungen gemacht hatte; aber der Plan, den man mit ſeinem Sohne Demetrius hatte, und Philipps Tod 575 verzögerten den Ausbruch des Krieges bis 582. Der Krieg mit Perſeus von Macedonien, Philipps Sohn, regte Roms ganze Thätigkeit an, und endigte durch den Sieg des Paulus Ämilius bei Pydna mit dem gänzlichen Untergange des Reichs (ſ. Macedonien). Die Eroberung Ägyptens durch Antiochus Epiphanes hatte Rom durch ein Machtwort ſeines Geſandten Popilius gehemmt. Nach Macedoniens Eroberung verfolgte es offen ſeinen Plan zur Weltbeherrſchung, und verſchmähte dazu keine Mittel. Durch Intriguen bewirkte es, daß Ägypten getheilt wurde; es bemächtigte ſich der Vormundſchaft von Syrien, und machte es wehrlos. Jetzt ſollte nach beiſpielloſen Mißhandlungen auch Karthago vernichtet werden. Dies geſchah in dem dritten puniſchen Krieg, welcher von 604 bis 608 dauerte. Das ſtolze Karthago wurde 608 d. St. erobert. Gleichzeitig mit dieſem wurde ein neuer Krieg in Macedonien gegen Andriscus geführt, der ſich an die Spitze der Mißvergnügten geſtellt hatte, aber ſchon 606 dem Metellus unterlag. Gleich darauf nahm der achäiſche Krieg ſeinen Anfang, deſſen Zweck die Auflöſung des achäiſchen Bundes war. Mummius (ſ. d. Art.) endigte ihn mit der Zerſtörung Korinths im Jahr 608, und Griechenland und Macedonien wurden römiſche Provinzen. — So hatte ſich Rom in dem kurzen Zeitraum von 118 Jahren zur Beherrſcherin der Welt emporgeſchwungen. Seine Kriegskunſt war jetzt ſo ausgebildet, daß es ſich darin mit jedem meſſen konnte. Den Seekrieg aber verſtanden die Römer nur unvollkommen, und die Belagerungskunſt brachte erſt der jüngere Africanus zu einiger Höhe. Außer Italien beſaß Rom unter dem Namen Provinzen: das dieſſeitige und jenſeitige Spanien (beides aber noch beſtritten), Afrika (das Gebiet von Karthago), Sicilien, Sardinien, Corſica, Ligurien, das cisalpiniſche Gallien, Macedonien und Achaja. Nicht nur der Privatreichthum, ſondern auch die Staatseinkünfte ſtiegen anſehnlich. Überhaupt herrſchte in Roms Finanzſyſtem der Geiſt der ſtrengſten Ordnung. Mit dem Reichthum nahm auch die Bildung und Verfeinerung der Bürger zu. Man ſah unter ihnen die erſten Dichter auftreten, und die erſten regelmäßigen Schauſpiele geben. Noch mehr erhoben ſich die Wiſſenſchaften nach den Kriegen in Griechenland und Aſien. Lucilius ſchrieb Satiren, Fabius Pictor und Cato Annalen der römiſchen Geſchichte. Die Sprache ward ausgebildet. Man lernte Sonnen- und Mondfinſterniſſe berechnen, und führte Waſſeruhren und vollkommnere Sonnenuhren ein. In den Künſten waren die Römer noch Barbaren, wie das Beiſpiel des Mummius zeigt. Die Sitten verloren nach dem zweiten puniſchen Kriege immer mehr die alte Reinheit und Einfachheit. Man gab bei Leichenbegängniſſen grauſame Fechterſpiele, wandte ungeheure Summen auf die öffentlichen Spiele, und ſchweifte auf mancherlei Weiſe aus. Schon mußten Geſetze gegen den Aufwand gegeben werden. Die ſchändlichen Bacchanalien mußten 568 durch ein Verbot

verhindert werden. — Vierter Abſchnitt. Die Kriege in Spanien wurden mit Wuth und Heftigkeit fortgeſetzt. In dem Landmann Viriathus erhielt das mächtige Rom einen Gegner, deſſen es ſich erſt nach einem vieljährigen Kampfe durch Meuchelmord entledigen konnte. Die Celtiberer und Luſitaner waren die mächtigſten Gegner Roms. Sie waren abwechſelnd beſiegt und ſiegend. Der Geiz des Proconſuls Licinius Lucullus (603) und des Prätors Sulpicius Galba (604) war Urſach, daß unter Viriathus Anführung der Krieg mit erneuerter Wuth losbrach. Nach der Ermordung dieſes berühmten Mannes (614) wurde zwar Luſitanien unterjocht, dagegen aber nöthigten die Numantiner den Conſul Mancinus zu einem nachtheiligen Vergleich (ſ. Numantia). Zwar beendigte 621 Scipio dieſen Krieg, aber das nördliche Spanien blieb noch ununterworfen. In dem nämlichen Jahre ererbten die Römer vom Attalus das ſchöne Königreich Pergamus in Aſien, und behaupteten ſich im Beſitz deſſelben gegen den Ariſtonicus. Mit dieſer Beſitznahme endigten auf einige Zeit die auswärtigen Kriege; dagegen litt Rom an innern Unruhen, die ſich mit gewiſſen Unterbrechungen äußerten, und endlich in heftige Bürgerkriege übergingen. Die unbegrenzte Macht des Senats hatte eine höchſt gehäſſige Familienariſtokratie zur Folge, welche die Volkstribunen bekämpften, und woraus ein verderblicherer Streit zwiſchen den ariſtokratiſchen und demokratiſchen Factionen hervorging, als jener frühere zwiſchen Patriciern und Plebejern. Der Streit begann unter Sempronius Gracchus (ſ. d. Art.), der zur Erleichterung der niedrigern Volksclaſſen auf eine beſſere Vertheilung der Staatsländereien drang. Er fiel in einem Volksaufſtand, aber das durchgegangene Ackergeſetz blieb in ſeiner Kraft, und die Unruhen dauerten fort. Obgleich durch die Rückkehr des Scipio Ämilianus die Ariſtokraten eine neue Stütze erhielten, ſo kam doch den Demokraten der große Sklavenaufſtand in Sicilien (620 — 23) ſo wohl zu Statten, daß ſie nicht unterdrückt werden konnten. Die Volkstribunen ſuchten ihre Macht noch zu erweitern; ſie erlangten Sitz und Stimme im Senat, und wollten auch ihre Erneuerung geſetzmäßig machen. Es gelang, den Unruhen auf einige Zeit vorzubeugen, indem man die Häupter der Volkspartei ehrenvoll entfernte. Während deſſen wurde 626 durch M. Fulvius Flaccus die römiſche Macht im transalpiniſchen Gallien begründet, und ſchon 632 war der ſüdliche Theil deſſelben römiſche Provinz. Im J. 631 trat Cajus Gracchus als Volkstribun auf, erneuerte das Ackergeſetz noch geſchärft, und erregte noch gefährlichere Gährungen als ſein Bruder. Er wollte den Richterſtand zum Gegengewicht des Senats machen, und ſuchte ſeine Partei dadurch zu vergrößern, daß er vorſchlug, den italiſchen Völkern das römiſche Bürgerrecht zu ertheilen. Der Senat aber wußte ihn um die Gunſt des Volks zu bringen, und ſeinen Fall zu bewirken. Im Jahre 633 ward auch er in einem großen Volksaufſtande ermordet, und die Ariſtokraten benutzten ihren Sieg zu einer gänzlichen Aufhebung des Ackergeſetzes. Dagegen begannen von jetzt an Unruhen mit den italiſchen Bundesgenoſſen, welche Antheil am Bürgerrecht foderten, und nur zufällig wurde noch der Ausbruch des Krieges verhindert. Auf die Sitten hatte der Factionsgeiſt einen ſehr nachtheiligen Einfluß, dem weder die Strenge der Cenſur, noch die Aufwandsgeſetze, noch die jetzt ſchon nöthigen Geſetze gegen das Cölibat ſteuern konnten. Bei den Großen herrſchte Habſucht, im großen Haufen Zügel-

loſigkeit. Durch die übermäßige Bereicherung des öffentlichen Schatzes entſtand zunächſt ein öffentlicher Luxus, welchem bald auch Privatluxus folgte, der reichliche Mittel zu ſeiner Befriedigung in den Erpreſſungen der Statthalter und in den Geſchenken auswärtiger Fürſten fand. Die Beſtechlichkeit zeigte ſich auffallend in dem Kriege mit Jugurtha (636 — 648), der eben dadurch ſo verlängert wurde. Das Ende dieſes blutigen Krieges bahnte einem Plebejer, dem C. Marius, den Weg zu den höchſten Staatswürden, wodurch die Ariſtokratie einen empfindlichen Stoß erlitt. Ihm gelang, die Verfaſſung zu ſtürzen, da die Kriege mit den Cimbern, während in Sicilien ein neuer furchtbarerer Sklavenkrieg wüthete, ihn unentbehrlich machten. Vier Jahre hinter einander verwaltete er das Conſulat. Endlich im J. 654 brach der Sturm gegen ihn los, und nach vielen Kämpfen entfernte er ſich nach Aſien. (Vergl. Marius.) Von 656 — 663 herrſchte Ruhe; die Provinzen athmeten ein wenig auf. Aber die Macht des Ritterſtandes ward eine neue Quelle von Mißbräuchen; er hielt den Senat in Abhängigkeit, und konnte ſich leicht den nöthigen Reformen in den Provinzen widerſetzen, da er nicht nur im Beſitz der Gerichte, ſondern auch der Pachtungen der Staatseinkünfte war. Der Streit, welcher ſich zwiſchen ihm und dem Senat über die Gerichte erhob, war ſehr verderblich für den Staat. Zwar verloren die Ritter durch den Tribunen Livius Druſus dieſelben zur Hälfte, aber durch die Art, wie dies geſchah, wurde das Feuer des gefährlichen Bundesgenoſſenkrieges angeſchürt. Er trug nämlich darauf an, den Bundesgenoſſen das Bürgerrecht zu ertheilen, erregte aber dadurch ſo großes Mißvergnügen, daß er verrätheriſcher Weiſe ermordet wurde. Jetzt griffen alle Völker Italiens vom Liris bis zum adriatiſchen Meerbuſen zu den Waffen, um ſich von Rom unabhängig zu machen. Die Gefahr war groß und dringend. Die Fasces wurden dem L. Julius Cäſar und P. Rutilius Lupus anvertraut, und unter dieſen Conſuln traten die größten Feldherren der damaligen Zeit auf. Cn. Pompejus, C. Marius, Q. Cäpio, C. Perpenna, Valerius, Meſſala, Corn. Sylla, T. Didius, P. Lentulus, P. Licinius und M. Marcellus. Aber auch auf der Gegenſeite ſtanden Männer von großem Talent, und nachdem der Krieg von 653 — 656 mit abwechſelndem Glück und größter Erbitterung geführt worden, konnte Rom ihn doch nur dadurch endigen, daß es die Foderungen der Bundesgenoſſen bewilligte, wodurch es aufhörte, ausſchließend Oberhaupt des Staats zu ſein. Zu dieſer Nachgiebigkeit nöthigten des Mithridates Rüſtungen und die Zwiſtigkeiten zwiſchen Sylla und Marius. Dieſe brachen zu Anfange des erſten pontiſchen Krieges aus. (Man vergl. hierüber die Art. Marius, Mithridates und Sylla.) Der Senat hatte dem Sylla das Commando übertragen, Marius verband ſich (656) mit dem Tribunen Sulpicius, um es ihm zu entreißen. Sylla aber vertrieb ihn an der Spitze ſeines Heers aus Rom, ſtellte das Anſehen des Senats wieder her, und eilte ſeiner Beſtimmung zu, nachdem er, um populär zu ſcheinen, ſeinen Gegner Cinna zum Conſulat erhoben hatte. Die Folge davon war, daß während dieſes Kriegs, der von 656—659 dauerte, eine neue Pöbelanarchie in Rom ausbrach, die nach des Marius Tode nur noch ärger wurde. Im J. 671 kehrte der geächtete Sylla nach Rom zurück; ein ſchrecklicher Bürgerkrieg entſtand, der erſt 673 durch Sylla's Erhebung zur Dictatur beendigt wurde. Sylla ſuchte die

demokratiſche Partei zu erdrücken, und gab in dieſer Abſicht die Corneliſchen Geſetze. Des Ämilius Lepidus Verſuch, ihm entgegenzuwirken, wurde vereitelt. Wichtiger war der durch den Demokraten Sertorius in Spanien angefachte Krieg, welcher 682 mit deſſen Ermordung endigte. Zugleich brach in Italien ſelbſt der furchtbare Krieg der Gladiatoren und Sklaven, und in Aſien ein neuer gefährlicher Krieg mit Mithridates aus. Dazu kam, daß die Seeräuber mit großen Flotten die Meere beunruhigten, und Rom eine Hungersnoth drohte. Pompejus (ſ. d.) rettete den Staat, indem er die Seeräuber und dann den Mithridat beſiegte. Kleinaſien, Syrien und Kreta wurden römiſche Provinzen, Armenien, Kappadocien, der Bosporus und Judäa wurden gänzlich von Rom abhängig; die Macht der thraziſchen Völker war gebrochen. Jetzt konnte kein äußerer Feind mehr Rom gefährlich werden, aber im Innern waren wieder neue Veränderungen vorgegangen. Einige Verſuche, die Conſtitution des Sylla umzuſtoßen, waren zwar mißlungen, aber ſchon 679 ſetzte Opimius durch, daß das Tribunat nicht von höhern Ehrenſtellen ausſchloß, und daß den Rittern die Gerichte wiedergegeben wurden; und Pompejus und Craſſus vernichteten ſie während ihres Conſulats 684 faſt ganz, indem ſie die tribuniciſche Gewalt völlig wieder herſtellten. Durch dieſen Sieg der demokratiſchen Partei wurde eine Art von Oligarchie eingeführt; einzelne übermächtige Männer traten an die Spitze des Staats. Die Catilinariſche Verſchwörung (ſ. Catilina) wollte die damaligen Gewalthaber ſtürzen, und eine aus der Hefe des Volks beſtehende Faction erheben. Cicero ſchlug ſie nieder und ſtellte die innere Ruhe dadurch her. Dennoch ging der Staat unaufhaltſam ſeinem Untergange entgegen. Luxus, durch die aus Aſien gezognen ungeheuern Reichthümer erzeugt, hatte die alte Tugend verderbt. Eigennutz und Ehrſucht waren die herrſchenden Leidenſchaften der Großen. Pompejus, der jetzt aus Aſien zurückkehrte, fand in dem ſtrengen Cato einen überlegenen Gegner; er ſchlug ſich daher zur Volkspartei, um mit ihrer Hülfe ſeine Plane durchzuſetzen. Cäſars Rückkehr aus Luſitanien aber (694) gab der Sache eine andre Wendung. Dieſer bildete mit Pompejus und Craſſus das ſogenannte erſte Triumvirat, und gelangte dadurch 695 zum Conſulat, welches ihm den Weg zur Dictatur bahnte. Er ließ ſich die Provinz Gallien auf fünf Jahre ertheilen, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, Eroberungen zu machen und ein Heer zu bilden. Noch vor ſeiner Abreiſe wurden durch den Tribun Clodius die Häupter des Senats, Cato und Cicero, entfernt; aber die Triumvirn ließen durch den Tribun Milo Cicero zurückberufen, ohne dadurch die Macht des Clodius brechen zu können. Cäſar vollendete während ſeiner Verwaltung Galliens die Eroberung dieſer Provinz (von 696—704). Die Streitigkeiten, welche während ſeiner Abweſenheit zwiſchen ihm und Pompejus und Craſſus entſtanden waren, wurden 698 durch den Vergleich zu Lucca dahin beigelegt, daß Cäſar ſeine Provinz auf neue fünf Jahre behalten, Pompejus und Craſſus das folgende Conſulat, und demnächſt jener Spanien und Afrika, dieſer Syrien als Provinz bekommen ſolle. Trotz Cato's Widerſtand ging dieſer Plan durch. Als aber Craſſus gegen die Parther geblieben war, und Pompejus, ſtatt in ſeine Provinz abzugehen, als alleiniger Conſul mit faſt dictatoriſcher Gewalt an die Spitze der Republik trat, war der Bürgerkrieg unvermeidlich. (S. Cäſar und Pompejus.) Statt dem Decret des Se-

nats zu gehorchen, ging Cäſar über den Rubicon und nöthigte Pompejus zur Flucht aus Rom. Der Bürgerkrieg begann, und wurde 706 bei Pharſalus entſchieden. Jetzt ward Cäſar Dictator mit den ausgedehnteſten Vorrechten. Sein nächſtes Beſtreben war, die Partei des Pompejus gänzlich zu beſiegen und die Ordnung in dem zerrütteten Italien wieder herzuſtellen. Er fand 710 ſeinen Tod, aber ſeine Gegner konnten die Republik nicht retten. Schon 711 bildete ſich ein neues Triumvirat zwiſchen Octavius, Antonius und Lepidus, deſſen Zweck die Vertilgung der republikaniſchen Partei war. Wie ſie dieſen Zweck durch Proſcriptionen und Willkürlichkeiten aller Art verfolgten, ſich dann unter einander ſelbſt entzweiten, und aufs neue Bürgerblut floß, bis endlich die Schlacht von Actium den Octavius zum Oberhaupte des römiſchen Reichs machte, iſt unter den Artikeln Antonius und Auguſtus erzählt worden. Rom hörte auf, eine Republik zu ſein. Die Hauptveränderungen, welche in dieſem Zeitabſchnitt die römiſche Verfaſſung erfuhr, ſind ſchon in der Geſchichte deſſelben mit angeführt worden. Beſtechung und Privatintereſſe leiteten die Volksverſammlungen, in denen ſeit 622 in allen Fällen mit Täfelchen votirt wurde; Eigennutze und Ehrſucht riſſen die Staatsämter an ſich. Der Ritterſtand bildete ſich und gewann große Macht und ungeheure Reichthümer. Das Kriegswesen erweiterte Marius, aber die Kriegszucht verfiel. Die Heere fochten mehr für den Feldherrn als für den Staat. Sie ſtanden dem zu Gebote, der ſie bezahlte. Große Fortſchritte aber machten die Wiſſenſchaften. In dieſen Zeitraum gehören die Dichter M. Pacuvius, C. Lucilius, Plautus, Terentius, Lucretius und Catullus; die Hiſtoriker Calpurnius Piſo, Porc. Cato, Rutilius Rufus, Claudius Quadrigarius, vornehmlich Cäſar, Salluſtius, Cornelius Nepos, Hirtius Panſa u. A., als Redner und Philoſoph Cicero, als Grammatiker Terentius Varro, der auch über den Landbau ſchrieb. Mit dem Ende dieſer Periode begann das goldene Zeitalter der römiſchen Literatur und Kunſt. Man ahmte die Griechen mit Geſchmack und Glück nach. Nicht nur gingen die vornehmen römiſchen Jünglinge nach Griechenland, um ihre Bildung zu vollenden, ſondern auch zahlreiche griechiſche Gelehrte ſtrömten nach Rom, und beſorgten dort die Erziehung und den Unterricht. Die Sprache erreichte ihre höchſte Ausbildung, die Bühne erhielt Meiſterſtücke. Von den philoſophiſchen Secten der Griechen fanden die Schulen des Epikur und des Zeno den meiſten Beifall. Griechiſche Künſtler brachten die Künſte empor. Durch ſie wurde Rom mit prächtigen Gebäuden und Meiſterſtücken der Bildhauerkunſt angefüllt. Zur Zeit des Cäſar und Pompejus lebten zu Rom die griechiſchen Künſtler Arceſilaus, Paſiteles, Zopyrus, Kriton, Nicolaus Strongylion und der große Steinſchneider Dioscorides. Aber das Sittenverderbniß ſtieg mit dem Luxus bald ins Ungeheure; der größte Theil des Volks, beſonders der Vornehmern, war in Wolluſte und Laſter aller Art verſunken. Geſetze dagegen fruchteten wenig. Der Ackerbau und die Handwerke waren Sklaven überlaſſen, die man grauſam behandelte. Das gemeine Volk lebte trotz ſeiner Armuth im Müßiggang, und war um ſo williger, ſich von denen leiten zu laſſen, die ihm Geſchenke und Spenden zukommen ließen. Durch Geld war alles zu erreichen. Dritter Zeitraum, Rom als ungetheiltes Kaiſerthum, oder als Monarchie, unter den Cäſaren, vom Jahre der Stadt 727 bis 1148 (oder 395 nach Chr. Geb.). Wir theilen dieſen Zeitraum in fünf Ab-

ſchnitte. Erſter Abſchnitt. Octavian war 725 als Sieger nach Rom zurückgekehrt, und ſtand jetzt 43 Jahre an der Spitze des Staats. Er war Roms erſter Monarch, ohne dieſen Namen zu führen. Zufrieden mit dem Beinamen Auguſtus (ſ. d. Art.), welcher ihm 727 ertheilt wurde, herrſchte er mild und mit Beibehaltung der republikaniſchen Formen. Die Ämter, welche er in ſich vereinigte, waren: das Conſulat, die tribuniciſche Gewalt, die Imperatorſtelle und das Imperium proconſulare in allen Provinzen, endlich das Amt eines Magister morum und des Pontifex maximus. Den Schein der Uſurpation zu vermeiden, ließ er ſich die höchſte Gewalt von Zeit zu Zeit neu beſtätigen. Der Senat beſtand als Staatsrath fort. Die republikaniſchen Magiſtraturen wurden beibehalten, verloren aber ihre Wirkſamkeit, dagegen wurden die Präfecturen der Stadt und der Lebensmittel die erſten und wichtigſten Stellen, weil von ihnen die öffentliche Ruhe abhing. Es wurde eine Stammmiliz (cohortes urbanae) und eine Leibwache (cohortes praetorianae) errichtet. Die Statthalter der Provinzen wurden beſoldet und in ihrer Macht beſchränkt. Im Finanzweſen wurden Verbeſſerungen gemacht. Der Unterſchied zwiſchen der Staats- und Privatcaſſe des Kaiſers ergab ſich von ſelbſt; in der Folge wurden beide eins. Die Grenzen des Reichs wurden erweitert, vornehmlich durch die Einnahme Ägyptens 724, Pannoniens 719, Möſiens 725, Rhätiens, Vindeliciens und Noricums 739, und durch die völlige Unterwerfung des nördlichen Spaniens und weſtlichen Galliens 729. Dagegen kriegten die Römer unglücklich gegen die Deutſchen Auguſts Nachfolger war ſein Stiefſohn Tiberius (ſ. d.), welcher von 767 — 790 regierte. Unter ihm wurde durch die Judicia majestatis der Despotismus gegründet. Daran war eben ſo ſehr die Feigheit und Niederträchtigkeit des Senats, oft der tyranniſche Charakter des Fürſten Schuld, der ſich überdies von 776 bis 784 von dem Böſewicht Sejan leiten ließ. Seine Nachfolger Caligula (bis 794) und Claudius (bis 807) waren, jener ein wahnſinniger Tyrann, dieſer ein Schwächling. Unter letzterm fingen ſeit 796 die Eroberungen in Britannien an, und zu Provinzen wurden gemacht: Mauritanien 795, Lycien 796 Judäa 797, und Thrazien 800. Sein Nachfolger Nero (von 807 bis 821), ein heuchleriſcher, zur Schwelgerei und Grauſamkeit geneigter Tyrann, war der letzte Kaiſer aus dem Hauſe Auguſts. Unter ihm wurde der größte Theil von Britannien römiſche Provinz, und der Krieg in Armenien und gegen die Juden glücklich geführt. Auf Neros Tod folgten ſo heftige Stürme, daß in nicht vollen zwei Jahren drei Regenten ſich gewaltſam des Thrones bemächtigten, Galba, Otho und Vitellius, auf deren beſondere Artikel wir verweiſen. — Für die römiſche Literatur und Kunſt war dieſer Zeitraum, beſonders die Regierung Auguſts, das goldene Alter. Statt der Politik beſchäftigten ſich die Vornehmen mit den Wiſſenſchaften, beſonders den ſchönen, oder gewährten ihnen doch Schutz und Beförderung, wie Mäcen und Agrippa. Auguſt und Aſinius Pollio legten große öffentliche Bibliotheken an. In der Dichtkunſt glänzten Virgil, Ovid, Cornelius Gallus, Cornelius Severus, Tibull, Properz, Gratius Faliscus, Manilius, Horaz, Phädrus, und eine Menge von Epigrammendichtern. In der Geſchichte lieferten Livius und Dionyſius von Halicarnaß allgemein geſchätzte Werke. Die Beredſamkeit mußte ſinken, aber die Philoſophie und Mathematik fanden noch Verehrer und Bearbeiter; dahin gehört Vitruv wegen

ſeiner Baukunſt und Hygin wegen ſeines Aſtronomicons. Als Grammatiker verdient M. Verrius Flaccus erwähnt zu werden; die Geographie hatte einen Strabo, die Rechtsgelehrſamkeit einen Q. Antiſtius Labeo, C. Antejus Capito und C. Trebatius Teſta. Unter den bildenden Künſten blühten beſonders die Baukunſt, die Bildhauerkunſt und die Steinſchneidekunſt. Nach Auguſts Tode ſank die Literatur, und Schreibart und Sprache arteten aus. Doch zeichneten ſich noch aus als Dichter M. Annäus Lucanus, Valerius Flaccus, Perſius Flaccus; als Geſchichtſchreiber Vellejus Paterculus, Diodorus von Sicilien, und Valerius Maximus; als Rhetoren und Philoſophen M. und L. Annäus Seneca, als Arzt Aurelius Cornelius Celſus. Über die Reden des Cicero commentirte Asconius Pedianus, und in der Rechtsgelehrſamkeit zeichnete ſich aus Maſuvius Sabinus, M. Coccejus Nerva, Caſſius Longinus und Sempronius Proculus. Die Künſte geriethen ebenfalls in Verfall. Immer mehr nahm das Sittenverderbniß überhand durch Schwelgerei und unnatürliche Wollüſte. Ausländer und Freigelaſſene wurden die Vertrauten der Kaiſer; die Soldaten bildeten einen eignen Stand, und dienten nicht dem Staate, ſondern dem Despoten, den ſie hinwieder abhängig von ſich machten. Zweiter Abſchnitt. Nach des Vitellius Sturz beſtieg 823 Flavius Veſpaſianus den Thron. Er ſtellte das Reich her, indem er die Finanzen ordnete, für den öffentlichen Unterricht ſorgte, die Kriegszucht erneuerte, und die Judicia Majeſtatis aufhob. Unter ſeine Regierung fällt der wichtige Krieg mit dem Bataver Civilis und die gänzliche Eroberung Britanniens durch Agricola. Veſpaſian regierte bis 832, ſein trefflicher Sohn Titus bis 834, deſſen Bruder und Nachfolger Domitian, der vollendetſte Despot, bis 849. Unter ihm entſtand der Krieg mit dem Könige der Dacier, Decebalus, welcher die für Rom ſo unglücklichen Kriege mit den Marcomannen, Quaden und Jazygen von 839—843 veranlaßte. Er wurde ermordet, und nun folgten die rühmlichen Regierungen des Nerva (bis 851), Trajan (bis 870), Hadrian (bis 891), Antoninus Pius (bis 914), und Marc Aurel oder Antoninus der Philoſoph (bis 933). Nerva hob die Schreckensregierung auf, minderte die Abgaben und weckte die Induſtrie wieder; Trajan ſtellte eine möglichſt freie Verfaſſung her, und vergrößerte das Reich durch glückliche Kriege mit den Daciern, Armeniern und Parthern. Hadrian verbeſſerte vornehmlich das Innere des Reichs, und ſchärfte die Kriegszucht des Heeres. Am glücklichſten war Rom unter der friedlichen Regierung des Antoninus Pius; unter Marc Aurel beunruhigten große Unfälle und blutige Kriege mit den Catten, Parthern, und vornehmlich mit den Marcomannen das Reich, aber ſeine Weisheit wußte die Wunden zu heilen. Mit ihm endet das blühende Zeitalter Roms. Die Staatsverfaſſung hatte den Charakter einer gemäßigten, auf bürgerliche Freiheit gegründeten Monarchie. Die Staatswürden wurden zum Theil zu leeren Ehrentiteln, und dagegen eine Menge von Hofſtellen eingeführt, die immer mehr Macht an ſich riſſen. Italien ward in vier Provinzen getheilt, denen Conſularen vorſtanden. Große Veränderungen bewirkte im Gerichtsweſen das Edictum perpetuum; die kaiſerlichen Befehle verdrängten immer mehr die Senatsconſulte. Auch im Kriegsweſen fanden mehrere Veränderungen Statt, namentlich eine andre Eintheilung der Truppen. Die Literatur, beſonders die Dichtkunſt und Beredſamkeit, waren zwar im Sinken; aber die Kaiſer bemühten ſich,

durch Anlegung von Bibliotheken und Verſammlungsſälen, und durch Beſoldung von Lehrern der geiſtigen Cultur aufzuhelfen. Dichter aus dieſem Zeitraume ſind Silius Italicus, Statius Papinianus, Juvenal, Martial; Geſchichtſchreiber Tacitus, Appian, Florus, Juſtinus, Curtius, Arrian, Sueton, Plutarch; Redner Plinius der Jüngere; Philoſophen Epictet, Marc Aurel als Stoiker, und mehrere Neuplatoniker; Ärzte, Galenus und Scribonius Largus. Über die Waſſerbaukunſt ſchrieb Frontinus, über Producte der Natur und Kunſt Plinius der Ältere, über die Ökonomie Columella, über die Kriegsliſten Polyän und Frontin; in der Alterthumswiſſenſchaft machte ſich Gellius berühmt; in der Geographie Ptolemäus und durch ſein Reiſebuch nach Britannien Antonin; in der Rhetorik Quintilian. Große Rechtsgelehrte waren Salvius Julianus, Aburnus Valens, Sextus Cäcilius Africanus, Terentius Clemens, Vinidius Verus, Junius Mauricianus, und noch berühmtere juriſtiſche Schriftſteller, Sextus Pomponius, C. Veluſius Mäcianus, Q. Cervidius Scävola, Ulpius Marcellus. Dritter Abſchnitt. Von jetzt an beginnt der immer zunehmende Verfall des römiſchen Reichs. Commodus, Marc Aurels Sohn (von 933 — 945), war ein tyranniſches Ungeheuer. Von den Marcomannen erkaufte er den Frieden; in Dacien und Britannien kriegten ſeine Feldherrn glücklich. Nach ſeinem Tode erfolgten große Erſchütterungen. Pertinax regierte nur zwei Monate, und M. Didius Julianus, der das Reich meiſtbietend erſtand, nur zwei Monate, worauf das Heer in Illyrien den Septimius Severus, das Heer in Syrien den Pescennius Niger zum Kaiſer wählte. Erſterer behauptete ſich, und herrſchte bis 965. Er bekämpfte die Parther und Britanner. Caracalla (bis 970) war ein Tyrann; ihm folgte bis 971 ſein Mörder Macrinus; Heliogabalus, ein ſchamloſer Wollüſtling (bis 975); Alexander Severus (bis 988), ein trefflicher Fürſt. Nach ihm herrſchte ſein Mörder, der Thrazier Maximinus (bis 991), der den militäriſchen Despotismus aufs höchſte trieb. Während er mit Glück in Deutſchland kriegte, wählte der Senat den alten Gordian zum Kaiſer, und nach deſſen Tode den Maximus Pupienus und Clodius Balbinus. Die Prätorianer ermordeten ſie, und riefen den jungen Gordian zum Kaiſer aus, der bis 997, ſo wie M. Julius Philippus bis 1002 regierte. Dann regierten Trajanus Decius (1004 von den Gothen erſchlagen); Trebonianus Gallus (bis 1006); Ämilius Ämilianus (drei Monat); P. Licinius Valerianus (bis 1011); P. Licinius Gallianus (bis 1021), unter dem ſich faſt alle Statthalter zu Kaiſern aufwarfen, und die Deutſchen und Perſer über die Römer ſiegten; M. Aurelius Claudius (bis 1023), der die Alemannen und Gothen ſchlug; Domitius Aurelianus (bis 1028, der alle verlornen Länder wieder ans Reich brachte, die Zenobia gefangen nahm, und Dacien freiwillig räumte; M. Claudius Tacitus (bis 10[illegible]), Probus (bis 1035); ein kriegeriſcher und guter Fürſt; M. Aurelius Carus (bis 1036); M. Aurelius Numerianus (bis 1037), ein gebildeter und ſanfter Fürſt. Ihm folgte Diocletian (bis 1058), welcher den M. Valerius Maximianus zum Mitregenten erwählte; außerdem nahm er noch den C. Galerius, ſo wie Maximian den Flavius Conſtantius Chlorus zum Gehülfen an. Dieſe theilten das Reich unbeſchadet ſeiner Einheit, und

widerſtanden nicht nur den Barbaren, ſondern erweiterten noch das Reich im Oſten bis an den Tigris. Beide Kaiſer legten 1058 die Regierung nieder, worauf Galerius in den Morgenländern, Conſtantius in den Abendländern folgte. Galerius ernannte zwei Gehülfen (Cäſares), den **Flavius Severus** und **Maximinus**. Conſtantius ſtarb 1059, und hinterließ ſeine Länder ſeinem Sohne **Conſtantin**, der durch eine Reihe von Treuloſigkeiten im J. 1076 die Alleinherrſchaft gewann. In dieſem Zeitraum war zwar die Staatsverfaſſung dieſelbe geblieben, aber überall herrſchte Militärdespotismus. Der Soldat ſetzte Kaiſer ein und ab. In Rechtsſachen entſchieden die Kaiſer durch ihre Conſtitutionen. Immer mehr ſtiegen das Sittenverderbniß, die Ohnmacht des Reichs, die drückenden Abgaben, die Armuth des Volks, die Tyrannei der Regenten, der Andrang der Barbaren. Die Literatur und der Geſchmack kamen gänzlich in Verfall. Sprache und Schreibart arteten aus, und geriethen in Verderbniß. Einzelne Männer ſtudirten die Alten und nahmen ſie zu Muſtern. Unter den Dichtern ſind zu bemerken, Terentianus Maurus und Nemeſianus; unter den Geſchichtſchreibern ſind von anerkanntem Werth Dio Caſſius und Herodian; ferner ſind zu bemerken, die Verfaſſer der Kaiſergeſchichte (Scriptores Historiae Augustae) Spartianus, Capitolinus, Trebellius Pollio, Vopiscus, Lampridius und Vulcatius Gallicanus. Apulejus ſchrieb Romane, Älian Anekdoten. Redneriſche Werke verfaßten die Panegyriker der Kaiſer, Mamertinus, Nagarius, Magnus Auſonius u. A., **Latinus Drepanius**, **Eumenius** und **Pacatus**. Der Grammatiker **Latinus Solinus** lieferte einen Auszug aus Plinius Naturgeſchichte unter dem Titel Polyhiſtor. Serenus Samonicus ein Lehrgedicht über die Arzneikunde, Palladius ein Werk über den Landbau, der Grammatiker Cenſorinus ein gelehrtes chronologiſches Werk de die natali. Große Rechtsgelehrte waren Papinianus, Ulpianus, Julius Paulus und Herennius Modeſtinus. Die Kunſt erloſch ganz. Schon war die chriſtliche Religion allgemein verbreitet. **Vierter Abſchnitt. Conſtantin der Große** (bis 1090) nahm aus Politik 1064 das Chriſtenthum an, welches dadurch herrſchende Religion wurde. Der militäriſche Despotismus hörte auf. Die Reſidenz wurde nach Conſtantinopel verlegt, das Reich neu eingetheilt, Civil- und Militärgewalt getrennt. Nach Conſtantins Tode, theilten ſeine drei Söhne, Conſtantin, Conſtantius und Conſtans, das Reich, bis nach zwölfjährigen Kriegen 1106 Conſtantius das ganze Reich an ſich brachte. Er regierte zuerſt mit dem Cäſar **Conſtantius Gallus**, dann mit dem Cäſar **Julianus**, bis 1114 unter beſtändigen Kriegen mit den Barbaren. Sein Nachfolger war **Julian**, der Apoſtat oder Abtrünnige genannt (bis 1116), ein talentvoller, laſterfreier Fürſt, der aber zum Heidenthum zurücktrat. Nach ihm regierte **Jovian** bis 1117, **Valentinian I.** im Occident bis 1128, **Valens** im Orient bis 1131, unter dem die Hunnen nach Europa kamen. **Gratian** und **Valentinian II.** im Occident, erſterer bis 1136, letzterer bis 1145, dann **Theodoſius** bis 1147 im Orient, bis 1148 über das ganze Reich. Er theilte das Reich, das fortan in dem morgenländiſchen oder oſtrömiſchen und in dem abendländiſchen oder weſtrömiſchen Kaiſerthum getrennt blieb; man ſehe die Geſchichte des erſtern unter **Byzantiner**, die Geſchichte des letztern unter **Occidentaliſches Kaiſerthum**. Aus dieſem Zeitraum nennen wir noch folgende Schriftſteller: Claudian als Dichter; Ammianus Marcellinus, Aurelius Victor, Eu-

tropius und Zoſimus als Geſchichtſchreiber. Als Redner war Symmachus, als Sophiſt Themiſtius berühmt. Vegetius ſchrieb vom Kriegsweſen, und Macrobius ward ein glücklicher Nachfolger des Varro und Gellius. Victor und Sextus Rufus ſchrieben Topographien von Rom. Von jetzt an artete die römiſche Sprache durch Vermiſchung und Barbarei immer mehr aus, bis ſie endlich ganz in den romaniſchen Sprachen verſchwand, und eben ſo ſank die Geiſtescultur.

Rom, die Stadt, iſt noch jetzt, obſchon nicht mehr im Beſitze der Weltherrſchaft, und ſeit Jahrtauſenden durch mancherlei feindſelige Schickſale heimgeſucht, die herrlichſte aller Städte und verdient mit allem Rechte den Beinamen der „ewigen Stadt.“ Alles in ihr athmet Größe und Erhabenheit; die Ruinen des alten, wie die Prachtgebäude des neuen Roms, umſchwebt der Zauber heiliger Schönheit und Würde, und glänzende Erinnerungen aus allen Zeiten ſind an die Denkmahle geknüpft, die bei jedem Schritte des Wanderers ſich häufen. Das Leben der Vorzeit und der Gegenwart erſcheint nirgend in ſo verklärter Geſtalt, wie innerhalb der Mauern Roms; jenes claſſiſch in aller ſeiner nach außen gekehrten Kraftfülle, dieſes in ſeinem mehr nach innen gerichteten, beſchaulichen Treiben voll romantiſchen Reizes. Daher der tiefe, unauslöſchliche Eindruck, den Rom auf jeden ſinnigen, unbefangenen Gaſt macht; daher die Sehnſucht ſo vieler, die dort geweſen, dahin zurückzukehren. Wir begnügen uns in dieſen Blättern, deren Raum keine völlig ausgeführte Schilderung geſtattet, einen Umriß zu liefern und eine Andeutung aller Schätze der ewigen Roma, nebſt einem flüchtigen Bilde deſſen, was ſie war und jetzt iſt. Gebildeten Reiſenden iſt Fea's Descrizione (Rom 1819) zu empfehlen. — Das alte Rom war auf mehreren Hügeln gebaut, die jetzt wegen des vielen Schutts, womit die Thäler ausgefüllt ſind, kaum mehr bemerkbar ſind. Das Gebirge der Apenninen befand ſich ihm gegen Nordweſten, die Tiber, welche 190 Stadien davon ſich ins tyrrheniſche Meer ergoß, größtentheils gegen Weſten. Die niedrigen Oſtufer des Stroms gaben die Stadt häufigen Überſchwemmungen preis. Der Umfang und die Volksmenge Roms waren natürlich zu verſchiedenen Zeiten ſehr verſchieden. Wir ſprechen hier von der blühendſten Periode. Vopiscus im Leben Aurelians ſetzt den Umfang der Stadt nach ihrer letzten Erweiterung durch dieſen Kaiſer auf 50,000 Schritt (8½ Meile), wofür wir jedoch 15,000 Schritt leſen zu müſſen glauben, da Plinius den Umfang in den Zeiten vor Aurelian auf 13,000 Schritt (2¾ Meile) angiebt. Damit ſtimmen auch die Angaben neuerer Reiſenden überein. Die Bevölkerung mag damals gegen drei Millionen Menſchen betragen haben; die Zahl der Bürger war nie über 300,000. Schon Romulus hatte die Stadt mit einer Mauer, oder vielmehr einem Erdwall umgeben. Von den vier Thoren, die er anlegte, dem carmentaliſchen, pandaniſchen oder ſaturniſchen, romaniſchen und mugeniſchen, erhielt ſich nur das carmentaliſche. Dieſe Mauer lief vom palatiniſchen Berge unter dem aventiniſchen hinweg bis an die Tiber; dann füllte ein Stück derſelben den Abſtand zwiſchen der Tiber und dem capitoliniſchen Berge aus, ſchnitt auf der andern Seite den Palatinus von den Bergen Cölius, Esquilinus, Viminalis und Quirinalis ab, und endigte ſich abermals bei dem Capitol. Die zweite, die ſerviſche Mauer, war ungleich weitläuftiger, und ſchloß die genannten Berge insgeſammt von der Morgen- und Mittagsſeite ein, lief unter dem aventiniſchen Berg herum nach den

Tiber zu, ging dann über den Fluß auf die Abendſeite deſſelben, wo ſie, im Triangel bis auf die ſüdliche Spitze des Janiculus fortgeführt, dieſe von dem übrigen Berge abſchnitt, und dann in einer geraden, nach dem ſüdlichen Ende der Tiberinſel zugehenden Richtung die ganze Maſſe der Wohnungen jenſeit der Tiber umfaßte. Auf der Nordſeite der Stadt wurde größtentheils die alte Mauer des Romulus beibehalten. Wo aber an der Spitze des Quirinalis die alte Mauer geendigt hatte, da lief die ſerviſche bis ans äußerſte öſtliche Ende des Quirinalis fort, und zog ſich dann um die übrigen Berge gegen Morgen herum. Der pinciſche Hügel, das Marsfeld und der vaticaniſche Berg lagen alſo ganz außerhalb derſelben, und Rom begriff daher nur ſieben Hügel in ſich, und wurde davon die ſiebenhüglichte (septicollis) genannt. Alle dieſe Theile umſchloß auch die dritte, die aurelianiſche Mauer; indem ſie aber vom nordöſtlichen Ende des Quirinalis noch weiter nach Norden fortging, begriff ſie auch das Marsfeld von dem pinciſchen Hügel in ſich, zog ſich außerhalb des letztern bis an die Tiber, umfaßte jenſeit derſelben in einem großen Bogen den vaticaniſchen Berg, und ſchloß ſich dann an die alte bis auf die Spitze des Janiculus geführte Mauer an, ſo daß die Tiberinſel nun mit zur Stadt gehörte. Bei einem ſo großen Umfange mußte die Zahl der Thore beträchtlich ſein. Plinius zählt 37, von denen noch mehrere jetzt unter verändertem Namen beſtehen. Das alte Rom hatte mehrere Brücken, von denen einige noch gangbar ſind. Die unterſte und älteſte Brücke war der Pons sublicius, welcher vom Aventinus in das Thal unterhalb des Janiculus führte und jetzt nicht mehr vorhanden iſt. Die zweite Brücke führte vom Markte nach dem Janiculus, und hieß Pons senatorius, weil der feierliche Aufzug des Senats darüber ging, wenn die ſibylliniſchen Bücher vom Janiculus geholt werden ſollten. Sie war die erſte ſteinerne Brücke Roms, und liegt jetzt unter dem Namen der Marienbrücke in Trümmern (Ponte rotto). Auf die Tiberinſel führten zwei Brücken, die eine von der Oſt-, die andre von der Weſtſeite, jene Pons Fabricius (jetzt Ponte di quattro capi), dieſe Pons Cestius (jetzt Bartholomäusbrücke) genannt. Eine vierte Brücke, Pons Janiculensis (jetzt Ponte Sisto) führte vom Marsfelde beim Theater des Marcellus nach dem Janiculus. Von der fünften Brücke, Pons vaticanus oder triumphalis, welche vom Marsfelde nach dem Vatican führte, ſieht man noch Ruinen bei dem Heiligengeiſthospital. Die äliſche Brücke, Pons aelius, die jetzige ſchöne Engelsbrücke, führte eben dahin nach der Moles Hadriani. Außerhalb der Mauer, oberhalb des pinciſchen Hügels, lag die ſiebente Brücke, Pons Milvius (jetzt Ponte molle), von M. Ämilius Scaurus nach des Sylla Zeiten erbaut. Die Straßen Roms waren ſelbſt nach dem Wiederaufbau der Stadt unter Nero ſehr unregelmäßig; die öffentlichen Plätze, deren es eine große Menge gab, unterſchied man in areae, Vorplätze von Paläſten und Tempeln, campi, freie mit Raſen bewachſene Plätze, die theils zu Berathſchlagungen des Volks, theils zu öffentlichen Aufzügen, theils zu Waffenübungen der Jugend und zum Verbrennen der Leichen dienten, und in fora, welche gepflaſtert waren, und entweder zu Zuſammenkünften des Volks, zum Abthun mancherlei bürgerlicher Geſchäfte oder zum Verkauf verſchiedner Waaren oder zur Zierde dienten. Unter letztern waren das Forum romanum (ſ. deſſen beſondern Artikel) und das Marsfeld die vornehmſten. Die älteſte Eintheilung Roms machte Servius Tullius; er theilte es in vier Quartiere, welche er Tribus urbanae nannte; ſie hießen Tribus suburana, collina, esquilina und

palatina. Sie blieb bis auf Auguſt, welcher die Stadt in vierzehn Regionen theilte, deren Namen wir herſetzen, weil die Beſchreibung des alten Roms gewöhnlich danach abgehandelt wird: 1. Porta Capena, 2. Coeli montium, 3. Isis et Serapis oder Moneta, 4. Via sacra, nachher Templum pacis, 5. Esquilina cum colle et turri Viminali, 6. Alta semita, 7. Via lata, 8 Forum Romanum, 9. Circus Flaminius, 10. Palatium, 11. Circus maximus, 12. Piscina publica, 13. Aventinus, 14. Trans Tiberim. Wir wollen bei dem Wenigen, worauf wir uns beſchränken müſſen, dieſer Eintheilung nicht weiter folgen, ſondern uns begnügen, die merkwürdigſten öffentlichen Gebäude und Denkmähler anzuführen. Zu dieſen gehören die Tempel, Theater, Amphitheater, Circus, Naumachien, Porticus, Baſilicä, Bäder, Gärten, Triumphbogen, Ehrenſäulen, Cloaken, Waſſerleitungen, Grabmähler u. ſ. w. Wir beginnen mit den Tempeln. Von dem Capitol, der Burg und dem Haupttempel Roms, das dem Jupiter Capitolinus geheiligt war, ſo wie von dem Pantheon, iſt in eignen Artikeln geredet, weßhalb es genug iſt, ſie hier genannt zu haben. Nächſtdem waren die merkwürdigſten: der Tempel des Aeſculap, auf der dem Gotte geweihten Tiberinſel, jetzt die S. Bartholomäuskirche; der Tempel des Antoninus und der Fauſtina in der Via ſacra, jetzt die Kirche S. Lorenzo in Miranda; der koſtbare Apollotempel, welchen Auguſt mitten im Palatium von weißem Marmor erbaute, um darin die Sibylliniſchen Bücher aufzubewahren; er enthielt außer vielen Koſtbarkeiten eine ſchöne Bibliothek, und diente den Dichtern zum Verſammlungsort, welche darin ihre Werke vorlaſen; der Tempel aller Kaiſer (Templum Caesarum), der die ſämmtlichen Bildſäulen der Kaiſer enthielt, denen allen einſt ein Blitz die Köpfe abſchlug; der Tempel der Dioſcuren auf dem Forum romanum unter dem palatiniſchen Berge, der Kirche S. Maria Liberatrice gegenüber; den beiden Jünglingen zu Ehren erbaut, die in der Schlacht am See Regillus den Römern den Sieg erfechten halfen, und die man für Caſtor und Pollux hielt; der Tempel der Göttin Seja (der Saat) unter dem Palatinus, den Servius Tullius erbaute, Nero aber in ſeinen goldnen Palaſt zog, und mit durchſichtigem capadociſchen Marmor belegen ließ; der unter dem Namen Templum Dianae commune berühmte Bundestempel, den auf Servius Tullius Veranlaſſung die geſammten lateiniſchen Städte erbauten, und auf deſſen einer Säule die Bedingungen jenes Bundes eingegraben waren, gelegen auf dem aventiniſchen Berg bei der Kirche S. Priſcä; der Tempel des Janus auf der Tiberinſel bei der heutigen Sixtusbrücke, einer der ſchönſten des alten Roms; der Tempel des Flaviſchen Geſchlechts, in welchem Domitian begraben liegt, auf der heutigen Piazza Grimana noch vorhanden; der Tempel des Herkules und der Muſen, erbaut in der neunten Region vom M. Fulvius Nobilior, der hier die aus Ambracia mitgebrachten Muſen aufſtellte; der Tempel der Ehre und Tugend in der erſten Region, vom M. Marcellus erbaut, und von den Marcellern mit den Denkmählern ihres Geſchlechts verziert; der Tempel des Jupiter Stator, vom Romulus angelobt, als einſt die Seinigen ſchon zu fliehen anfingen, aber erſt nachher am Abhange des Palatinus erbaut; der Tempel des Jupiter tonans, von Auguſt mit vieler Pracht auf dem erſten Abſatz des capitoliniſchen Berges erbaut; der Tempel des Berges Lycaonius, ein ſchöner Tempel auf der Tiberinſel, von dem ſpäter die ganze Inſel Lycaonia hieß; zwei Tempel der Iſis und des Serapis; der Tempel der Juno Moneta, an der Stelle

des niedergerißnen Hauſes des Manlius auf der Burg des capitoliniſchen Berges erbaut, weil der Göttin die Erweckung der Beſatzung bei dem Überfall der Gallier zugeſchrieben wurde; der Tempel der Libertas, vom Gracchus in der 13. Region erbaut und von Aſinius Pollio wieder hergeſtellt, der in ſeinem Atrium die erſte öffentliche Bibliothek anlegte; der Tempel des Mars auf der Oſtſeite des Appiſchen Weges vor der Porta Capena in der erſten Region, in welchem der Senat den Feldherren, die um die Ehre des Triumphs anſuchten, und den feindlichen Geſandten Audienz gab, und auf deſſen Trümmern die Kirche delle Palme ſteht; der Tempel des Mars Ultor, von Auguſt mit großer Pracht erbaut, als er die von den Parthern eroberten Legionsadler zurückerhielt; der koſtbare Minerventempel, den Domitian auf dem Forum des Nerva erbaute; ein andrer Tempel derſelben Göttin, den Pompejus auf dem Marsfelde erbaute, Auguſt aber mit Erz überziehen ließ; der Tempel des Friedens, einſt der ſchönſte und reichſte Tempel Roms, von Veſpaſian auf der Via ſacra in der vierten Region erbaut, der die Schätze des jeruſalemitiſchen Tempels, eine ſchöne Bibliothek und viele andre Koſtbarkeiten enthielt, unter Commodus aber in einer Nacht abbrannte; der Tempel der Göttin Salus, den Roms erſter Mahler, Fabius Pictor, ausmahlte; der Tempel des Saturn, von dem jüngern Tarquin erbaut, der nachher die Schatzkammer und das Staatsarchiv Roms ward; der Tempel der Sonne, den Aurelian mit größtem Aufwande anlegte, und von dem noch viele Ruinen da ſind; mehrere Venustempel, und unter dieſen beſonders der prächtige Tempel der Venus Genitrix, den Cäſar der Stammmutter ſeines Geſchlechts, und der Tempel der Venus und Roma, den Hadrian nach einem ſelbſtgefertigten Riß erbauen ließ; der Tempel der Veſta, einer der wichtigſten und älteſten, von Numa an der Südſpitze des Palatinus erbaut, in welchem die Staatsheiligthümer, die Ancilien, das Palladium, das heilige Feuer aufbewahrt wurden, und viele andre. Von den eigentlichen *Paläſten* Roms führen wir blos den kaiſerlichen als den vornehmſten an. Er war von Auguſt auf dem palatiniſchen Berge erbaut, und gab der zehnten Region der Stadt den Namen. Die Hauptſeite war nach der Via ſacra gekehrt, und Eichen davor gepflanzt. Im Bezirke des Palaſtes ſelbſt lag der Tempel der Veſta und der ungleich vorzüglichere des Apollo, den Auguſt zum Haupttempel von Rom zu erheben ſuchte. Die folgenden Kaiſer erweiterten und verſchönerten dieſen Palaſt, bis Nero ihn abbrannte. Dieſer erbaute ihn wieder, aber ſo weitläuftig, daß er nicht nur den ganzen palatiniſchen Berg, ſondern auch die Ebnen zwiſchen dieſem und dem cöliſchen und esquiliniſchen Berge, ja ſelbſt einen Theil von dieſem einnahm. Dabei war er mit Edelſteinen, Gold, Silber, Statuen, Gemählden und Koſtbarkeiten aller Art ſo reich ausgeſchmückt, daß er den Namen domus aurea mit Recht führte. Die folgenden Kaiſer beraubten ihn aber nicht nur dieſer Koſtbarkeiten, ſondern Veſpaſian und Titus ließen auch viele Nebengebäude abtragen. Den Hauptpalaſt verſchönerte darauf Domitian; unter Commodus brannte ein großer Theil nieder, er wurde aber von dieſem und den folgenden Kaiſern wieder hergeſtellt. Zur Zeit Theodorichs bedurfte er neuer Reparaturen, ſpäter aber ſtürzte der ungeheure Bau unter ſeiner eignen Laſt zuſammen, und jetzt ſtehen auf ſeiner Stelle der Farneſiſche Palaſt und Garten und die Villa Spada. Unter den *Theatern* waren das Theater des Pompejus, des Cornelius Balbus und

des Marcellus die vorzüglichſten. Pompejus erbaute ſein Theater nach ſeiner Rückkehr aus Griechenland, und ſchmückte es mit den vorzüglichſten und berühmteſten griechiſchen Statuen. Eine Waſſerleitung brachte Waſſer in alle Theile deſſelben. Um es vor dem Niederreißen zu bewahren, baute er in ſeinem Bezirk einen prächtigen Tempel der Venus Victrix, und heiligte dadurch das ganze Gebäude. Es faßte 40,000 Menſchen. Erſt Caligula endigte den Bau; ſchon früher hatte Tiberius die Scene erneuert; ein gleiches that ſpäter Claudius; der Gothenkönig Theodorich ließ es wieder aufbauen. Jetzt ſieht man noch wenige Überreſte bei dem Palaſt Urſini. Das Theater des Balbus, dieſes Lieblings des Auguſt, lag auf dem Marsfelde; das Theater des Marcellus endlich ließ Auguſt ſeinem Neffen Marcellus zu Ehren erbauen; es faßte 22,000 Menſchen, und wurde von Veſpaſian erneuert. Noch ſind ſchöne Ruinen davon zu ſehen. Auch Amphitheater hatte Rom mehrere, unter denen das Amphitheater des Titus das merkwürdigſte war. Wir haben von dieſem Rieſenbau in dem eignen Artikel Coliſeum geſprochen. Eben ſo iſt von dem Circus maximus und dem Circus des Caracalla ſchon in dem Artikel Circus die Rede geweſen. Außerdem aber hatte Rom noch viele andere Circi; unter dieſen verdienen genannt zu werden: der Cicus agonalis in der neunten Region, der Circus Aurelius in den Gärten des Heliogabalus in der fünften Region, der Circus Flaminius in der neunten Region, einer der größten und anſehnlichſten, auf deſſen Ruinen jetzt die Kirche S. Caterina de' Funari und der Palaſt Maffei ſtehen; der Circus der Flora in der ſechsten Region, auf der jetzigen Piazza Grimana, wo die zügelloſen Florealien gehalten wurden; endlich der Circus des Nero, in der vierzehnten Region, in der Nähe der jetzigen Peterskirche, und der Circus des Salluſt, von dem man beim colliniſchen Thore noch Überreſte ſieht. Ohne bei den Naumachien zu verweilen, die einen eignen Artikel haben, gehen wir zu den Porticus oder Säulenhallen weiter, unter denen folgende die vornehmſten waren: der porticus Argonautarum, auch Neptuni, Agrippae oder Vipsanii genannt, den M. Vipſanius Agrippa im Jahr 729 erbaute, und mit der Geſchichte der Argonauten ausmahlen ließ. Er ſtand auf dem Marsfelde, von einem Lorbeerhain umgeben, und wahrſcheinlich rühren von ihm die Marmorſäulen her, die man noch jetzt auf der Piazza di Pietra ſieht; der prächtige Porticus der Europa auf dem Marsfelde, wahrſcheinlich von Auguſt erbaut, und mit der Geſchichte der Europa ausgemahlt; der Porticus Hecatonſtylon in der neunten Region, von ſeinen hundert Säulen ſo genannt; der Porticus der Livia in der dritten Region, den Auguſt erbauen, Nero aber niederreißen ließ; der Porticus des Metellus, von Metell, dem Macedonier, zwiſchen den von ihm erbauten Tempeln des Apollo und der Juno in der neunten Region angelegt, und mit den aus Macedonien mitgebrachten Statuen geziert; der Porticus Milliarenſis, der tauſendſäulige, von dem noch Spuren in dem Garten des Herzogs Muti zu ſehen ſind; der Porticus der Octavia, von Auguſt, und der Porticus Polä, von M. Vipſanius Agrippa erbaut; der Porticus des Pompejus, von ſeinen Säulen auch der korinthiſche genannt; Pompejus ließ ihn bei ſeinem Theater anlegen, und ſchmückte ihn mit goldgewirkten Tapeten; endlich der Porticus der Sonne (P. Solis), welchen Aurelian erbauen ließ. Unter den Baſiliken (ſ. d. Art.) war eine der ſchönſten die Ämiliſche, auf der Nordſeite des Forum romanum, von Paulus Ämilius erbaut; außerdem nennen wir die Baſilica Caji, oder Lucii auf dem Esquilin, die prachtvolle Ba-

ſilica Julia auf der Südſeite des Forum romanum von Julius Cäſar, und die Baſilica Portia, die älteſte, von Calo Cenſorinus erbaut. Die Zahl der öffentlichen Bäder, die zum Theil großen und weitläuftigen Paläſten glichen, und mit großer Pracht ausgeſtattet waren, war in Rom ungemein groß. Einige zählen 22 warme und 856 kalte Bäder, außer 880 Privatbädern. Mäcen und nach ihm Agrippa legten die erſten öffentlichen Bäder an, die aber ſpäter von denen des Caracalla und dieſe wieder von den Diocletianiſchen, deren Überreſte noch vorhanden ſind, übertroffen wurden. Auch an prächtigen Gärten war Rom reich. Den erſten Platz nahmen die Gärten des Lucullus in der neunten Region ein; nächſt dieſen waren berühmt die Gärten des Aſinius Pollio, des Julius Cäſar, des Mäcenas, des Heliogabalus und andre. Von den Triumphbogen ſind die berühmteſten der Triumphbogen des Conſtantin in der vierten Region, von dem noch Ruinen vorhanden ſind; der Triumphbogen des Druſus auf der Appiſchen Straße, aus welchem das jetzige Thor S. Sebaſtian erbaut ſein ſoll; der Triumphbogen des Gallienus, und die noch wohl erhaltenen Triumphbogen des Severus und Titus, jener auf dem Forum, dieſer im Vicus Sandalarius. Unter den Ehrenſäulen war die ſchönſte die Trajaniſche, von 118 Fuß Höhe, welche ſich erhalten hat. Statt der Bildſäule des Kaiſers, welche ſie ſonſt trug, ließ Sixtus V. die 23 Fuß hohe metallne Statue des heiligen Petrus darauf ſetzen. Die Basreliefs, womit die Säule von außen ſchneckenförmig bekleidet iſt, ſtellen die Thaten Trajans dar, und enthalten gegen dritthalbtauſend halbe und ganze Menſchenfiguren. Von innen führt eine Treppe bis zur Spitze. Außerdem iſt bekannt die Schiffſchnäbelſäule, welche Duillius zum Andenken eines Sieges über die karthaginienſiſche Flotte errichten ließ, und die wie die Antoniniſche und Aurelianiſche Ehrenſäule noch vorhanden iſt. Die Cloaken, mittelſt welcher der Unflath und das überflüſſige Waſſer aus der Stadt in die Tiber geführt wurde, gehören zu den merkwürdigſten Bauwerken des alten Roms; es ſind unterirdiſche Canäle von 10 bis 16 Fuß Tiefe und 12 bis 14 Fuß Weite, und wiewohl ihre Erbauung in die älteſten Zeiten der Stadt fällt, ſo ſind ſie doch von ſo unzerſtörbarer Feſtigkeit, daß mehrere Erſchütterungen ihnen wenig geſchadet haben, und ſie noch jetzt zum Theil unverſehrt ſind. Von den Waſſerleitungen Roms, deren man gegen zwanzig zählte, iſt unter dem Artikel Aquäduct einiges angeführt worden; eben ſo iſt von den prächtigen Grabmählern ſchon die Rede geweſen. Unter dieſen glänzten vor allen das Mauſoleum Auguſts und das Septizonium des Septimius Severus. Noch eine Menge von Denkmählern aller Art hätten wir anführen können, wenn wir auch nur bei ſolchen hätten ſtehen bleiben wollen, von denen noch Ruinen übrig ſind; immer aber würden wir dadurch kein angemeſſenes Bild der alten Völkerbeherrſcherin Roms, dieſes Mittelpuncts der alten Welt, hervorbringen, denn unermeßlich war der Reichthum dieſer Stadt auch an den prachtvollſten Privatgebäuden, und an Kunſtſchätzen, womit nicht nur die öffentlichen Plätze und Gaſſen, ſondern auch die Wohnungen und Gärten der Vornehmen geſchmückt waren, und wovon verhältnißmäßig nur wenige Überreſte durch alle Stürme der Zeit bis auf uns gekommen ſind. — Wir gehen zu einer kurzen Beſchreibung des heutigen Roms über. Rom, die Hauptſtadt des Kirchenſtaats, die Reſidenz des Papſtes, und dadurch Jahrhunderte lang die Hauptſtadt der Chriſtenheit, und noch gegenwärtig die Haupt-

ſtadt der Kunſtwelt, hat jetzt einen Umfang von 13 italieniſchen Meilen, und nach einer im J. 1816 angeſtellten Zählung 128,997 Einwohner. Sie wird von der Tiber in zwei Theile getheilt. Die Kirchen, Paläſte, Landhäuſer, Plätze, Straßen, Springbrunnen, Waſſerleitungen, Alterthümer, Ruinen, alles verkündigt in dieſer Stadt ihre alte Herrlichkeit und ihre jetzige Größe. Wir beſchränken uns darauf, die merkwürdigſten Denkmähler kurz anzuzeigen. Unter den Kirchen nimmt den erſten Platz die bewundernswürdige Peterskirche ein, vielleicht das ſchönſte Gebäude der Welt. Bramante begann den Bau; ihm folgten Sangallo und Peruzzi; aber den größten Theil der Zeichnungen lieferte Michel Angelo, der die ungeheure Kuppel darauf ſetzte, die bis zur Spitze des Kreuzes 68 Toiſen hoch iſt. Später arbeiteten mehrere andre Architekten daran; Madernt endlich vollendete die Vorderſeite und die beiden Thürme. Der ganze Bau währte über ein Jahrhundert, und koſtete 45 Millionen römiſche Thaler. Ehe man zu dieſem prächtigen Tempel gelangt, bietet ſich dem Auge der wunderſchöne Vorplatz dar, den Bernini's kreisförmiger Porticus umgiebt und ein ägyptiſcher Obelisk mit zwei herrlichen Springbrunnen ſchmückt. Beim Eintritt in die Vorhalle zeigt ſich das Moſaikbild Giotto's, la Navicella; unter dem Porticus, dem größten Thor gegenüber, das große Basrelief Bernini's, Chriſtus vorſtellend, welcher Petrus beſiehlt, ſeine Herde zu hüten, endlich die beiden Ritterſtatuen an den beiden Enden des Porticus, Conſtantin von Bernini und Carl der Große von Cornachini. Der Verein dieſer verſchiedenen Meiſterwerke macht auf das Gemüth einen unausſprechlichen Eindruck. Die Harmonie und die Verhältniſſe, welche im Innern des erhabnen Tempels herrſchen, ſind von der Art, daß, ſo ungeheuer er auch iſt, das Auge doch alle Theile ohne Verwirrung und Mühe unterſcheidet. Erſt wenn man ſie einzeln genauer unterſucht, erſtaunt man über ihre Dimenſionen, indem man alle Gegenſtände unendlich größer findet, als ſie zu Anfang geſchienen hatten. Beſonders zieht die Aufmerkſamkeit des Beobachters der ungeheure Baldachin des Hochaltars auf ſich, der von vier bronznen Säulen von 122 Fuß Höhe gehalten wird. Die Kuppel iſt das kühnſte und erſtaunlichſte Werk, das die neuere Baukunſt gewagt hat. Das Kreuz auf derſelben iſt 487 Fuß über dem Eſtrich erhaben, und folglich noch um 39 Fuß höher, als die große ägyptiſche Pyramide. Man hat auf derſelben eine der ſchönſten Ausſichten, das Auge ſchwebt über der Hauptſtadt der alten Welt und ihre Umgegenden. Die herrlichen Moſaikarbeiten, die Grabmähler, die Gemählde, die Frescobilder, die köſtlichen Marmorwerke, die vergoldeten Bronzen und Stuckarbeiten, die neue Sacriſtei, ein prächtiges, aber mit dem Ganzen nicht übereinſtimmendes Gebäude, verdienen einzeln betrachtet und bewundert zu werden. Nächſt St. Peter ſind die beiden ſchönſten Kirchen Roms die Kirche St. Johann vom Lateran und die Kirche di Santa Maria Maggiore. Erſtere, von Conſtantin dem Großen erbaut, iſt die Pfarrkirche des Papſtes; ſie geht daher im Range allen andern vor, und nennt ſich Omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput. In ihr werden die Päpſte gekrönt. Man ſieht hier mehrere Säulen von Granit, Verde Antico und vergoldeter Bronze, die zwölf Apoſtel von Rusconi und Legros; am meiſten aber bewundert man die in ihren Verhältniſſen unvergleichlich ſchöne Capelle Corſini. Die Architektur derſelben iſt von Alexander Galilei, das Altargemählde iſt eine nach einem Gemählde von Guido verfer-

tigte Moſaik, und der ſchöne Porphyrſarkophag, welchen man unter der Statue Clemens XII. ſieht, ward im Pantheon gefunden, und enthielt, wie man vermuthet, die Aſche des M. Agrippa. Das Schiff der Kirche S. Maria Maggiore wird von vierzig ioniſchen Säulen aus griechiſchem Marmor getragen, die aus einem Tempel der Juno Lucina genommen worden; die Decke ward mit dem erſten Golde aus Peru vergoldet. Man bewundert hier noch verſchiedne Moſaiken, den aus einem antiken Porphyrſarkophag beſtehenden Hochaltar, die nach Fontana's Zeichnung gebaute und bizarr verzierte Capelle Sixtus V., die mit Marmor und Edelſteinen geſchmückte Capelle Paulus V., die Capelle Sforza von Michel Angelo, und die Grabmähler Wilhelms de la Porta und Algardi's. Auf dem Platz vor der Hauptſeite erblickt man eine korinthiſche Marmorſäule, die man für ein Muſter in ihrer Art hält. Die größte Kirche in Rom nach St. Peter iſt die Basilica di S. Paola fuori delle mura, auf dem Wege nach Oſtia. Sie iſt merkwürdig wegen ihres Alters, das bis zu Theodoſius hinaufſteigt, und enthält eine Menge prächtiger Säulen, einen ſchönen Fußboden, Moſaiken, koſtbare Marmore, Inſchriften, die Bildniſſe aller Päpſte, von Petrus bis auf Pius VI., und uralte bronzne Thüren. Die St. Laurenzkirche außerhalb der Stadt beſitzt ſeltne Denkmähler des Alterthums. Die Kirche di S. Pietro in Vincola enthält die berühmte Statue Moſis, von Michel Angelo. Die St. Agneskirche auf dem Platz Navona, angefangen von Rainaldi und vollendet von Borromini, iſt eine der geſchmückteſten, beſonders mit neuern Bildhauerwerken. Man bemerkt vornehmlich ein wunderbares Relief von Algardi, welches die heilige Agnes, ihrer Gewänder beraubt, und blos von ihrem Haupthaar bedeckt, vorſtellt. Die Baſilica des heiligen Sebaſtian vor der Porta Capena enthält die Statue des tödtlich verwundeten Heiligen von Giorgetti, einem Schüler Algardi's und Bernini's Lehrer. Unter dieſer Kirche befinden ſich die Katakomben, die einſt zu Begräbniſſen dienten. In der St. Agneskirche vor der Porta Pia ſieht man unter vielen ſchönen Säulen vier porphyrne als Stützpfeiler des Hochaltars, welche für die ſchönſten Säulen Roms angeſehen werden. In einer kleinen Capelle befindet ſich eine Büſte des Erlöſers von Michel Angelo, ein wahres Meiſterſtück. In der St. Auguſtinkirche bewundert man ein ſchönes Bild von Raphael, den Propheten Jeſaias vorſtellend, und eine Himmelfahrt von Lanfranchi. Das Kloſter beſitzt eine reiche Bibliothek, bekannt unter dem Namen l'Angelica, und vermehrt durch die Bibliothek des Cardinals Paſſionei. Außerdem verdienen ihrer ſchönen Bauart und ihrer Kunſtwerke wegen ausgezeichnet zu werden: die Kirchen S. Ignaz, S. Cäcilia, S. Andrea della Valle, S. Andrea del Noviziato, das Pantheon, La Rotonda genannt, in welcher Raphael, Hannibal Caracci und Mengs begraben liegen, und viele andre, deren trockne Aufzählung wir hier um ſo mehr unterlaſſen, als alle Kirchen Roms, deren man 343 zählt, Merkwürdigkeiten der Kunſt oder des Alterthums enthalten. Unter den vielen Paläſten Roms iſt der vornehmſte der Vatican, ein ungeheures Gebäude, in welchem die koſtbarſten Denkmähler des Alterthums und die Werke der größten neuern Meiſter aufbewahrt werden. Hier befindet ſich das Muſeum Pio-Clementinum, von Clemens XIV. angelegt und Pius VI. erweitert und vermehrt, und die berühmte vaticaniſche Bibliothek, welche 70,000 Bände und

unter dieſen 40,000 Handſchriften enthält. Die von den Franzoſen entführten Schätze ſind dahin zurückgekehrt, dagegen aber die heidelberger deutſchen Handſchriften (etwa 700) vom Papſte zurückgegeben worden. Unter den Gemählden, welche dieſen Palaſt zieren, bewundert man vor allen die Frescogemählde der Stanzen und Logen, in welchen die Kunſt Raphaels den höchſten Gipfel der Vollkommenheit erreicht hat. In der Sixtiniſchen Capelle bewundert man das jüngſte Gericht von Michel Angelo. Den Palaſt von Monte Cavallo oder den quirinaliſchen Palaſt mit weitläuftigen und ſchönen Gärten haben wegen ſeiner geſunden Luft und ſchönen Ausſicht die Päpſte zu ihrer gewöhnlichen Reſidenz gewählt. Der lateraniſche Palaſt, den Sixtus V. durch den berühmten Fontana neu hatte aufbauen laſſen, iſt ſeit 1693 in ein Armenhaus verwandelt worden. Überdies ſind von öffentlichen Gebäuden auszuzeichnen: der Palaſt der apoſtoliſchen Kanzlei, der Palaſt der Conſervatoren, der St. Marcuspalaſt, das Akademiegebäude u. ſ. w. Unter den Privatpaläſten iſt der Barberiniſche der größte. Er iſt von Bernini in einem ſchönen Styl erbaut. Man ſieht hier die Magdalene des Guido, eins der ſchönſten Werke des Caravagio, die Mahlereien des großen Saals, ein Meiſterwerk Peters von Crotona, und mehrere andre koſtbare Gemählde. Unter vielen Bildhauerwerken bewunderte man ſonſt den ſchlafenden Faun, jetzt im Beſitz des Kronprinzen von Baiern, ſo wie die herrliche Gruppe der Atalante und des Meleager, eine Juno, einen kranken Satyr von Bernini, die Büſte des Cardinals Barberini von demſelben, und die Büſten des Marius, Sylla und Scipio Africanus; die Bibliothek ſoll 60,000 gedruckte Bände und 9000 Handſchriften enthalten; dabei iſt ein Cabinet von Medaillen, Bronzen und edeln Steinen. Der Palaſt Borgheſe, von Bramante erbaut, iſt weitläuftig und von ſchöner Architektur; der Säulengang des Hofes iſt prächtig. Dieſer Palaſt enthält eine zahlreiche Sammlung von Gemählden, ſeltnen Bildhauerwerken, koſtbaren Tiſchen und Geräthen von ſchöner Arbeit, aus rothem Porphyr, blumichtem Alabaſter u. ſ. w. Der obere Saal iſt unvergleichlich; die großen Landſchaften von Vernet, womit er geziert iſt, ſind von ſolcher Wahrheit, daß man beim Eintritt ſich in die freie Natur verſetzt glaubt. Der Palaſt Albani, deſſen Lage eine der angenehmſten iſt, beſitzt eine anſehnliche Bibliothek, eine große Menge von Gemählden, und eine Sammlung von Zeichnungen von Caracci, Polidoro, Lanfranchi, Spagnoletto, Cignani u. ſ. w. Der Palaſt Altieri, einer der größten in Rom, iſt von ganz einfacher Architektur, und enthält mehrere ſeltne Handſchriften, Medaillen, Gemählde u. ſ. w. und ein koſtbares Mobiliar. Im Palaſt Colonna findet man eine reiche Sammlung von Gemählden der erſten Meiſter; alle Zimmer ſind damit geziert, aber vornehmlich die Gallerie, die zu den ſchönſten von Europa gehört. In dem Garten ſieht man die Ruinen der Bäder des Conſtantin und des Tempels des Sonnengottes. Der Palaſt Aldobrandini beſitzt das ſchönſte Denkmahl der alten Mahlerkunſt, bekannt unter dem Namen der Aldobrandiniſchen Hochzeit, ein herrliches Frescogemählde, in welchem die Zeichnung bewundernswürdig iſt. Der große Palaſt Farneſe, nach der Zeichnung des Sangallo begonnen und unter der Leitung Michel Angelo's vollendet, iſt eben ſo ſehr durch ſeine Schönheit als durch ſeine Kunſtſchätze berühmt. Die Caracci und Dominichino haben in ſeiner Gallerie ſich durch ihre Fres-

coarbeiten verewigt. Den Hof zierten ſonſt der Farneſiſche Herkules, die herrliche Flora und die Urne der Cäcilia Metella; im Palaſt ſelbſt bewunderte man die herrliche Gruppe des Farneſiſchen Stieres. Als aber die Farneſiſche Erbſchaft dem Könige von Neapel zufiel, wurden jene Statuen nebſt andern Seltenheiten nach Neapel gebracht, wo ſie gegenwärtig den Palaſt der Studi ſchmücken. — Nicht weit davon liegt der Palaſt Corſini, wo die Königin Chriſtine wohnte, und 1689 ſtarb. Er enthält eine anſehnliche Bibliothek und Gallerie. Der Palaſt Giuſtiniani beſaß auch eine mit verſchiedenen ſehr geſchätzten Statuen und Bildhauerarbeiten gezierte Gallerie; ihre Hauptzierden waren die berühmte Statue der Minerva, die ſchönſte, welche von dieſer Göttin vorhanden iſt, und das Basrelief der Amalthea, welche den Jupiter ſäugt. Dieſe Schätze ſind von Napoleon durch einen Scheinkauf erworben worden, und auch in Paris geblieben. Die Gemählde ſind größtentheils in den Beſitz des Königs von Preußen gekommen. Im Palaſt Spada ſieht man die Bildſäule des Pompejus, an deren Fuß Cäſar unter den Dolchen ſeiner Mörder fiel. Noch ſind auszuzeichnen: der Palaſt Coſtaguti wegen ſeiner ſchönen Frescogemählde; Chigi, wegen ſeiner ſchönen Architektur, ſeiner Gemählde und Bibliothek; Mattei wegen ſeiner vielen Statuen, Reliefs und alten Inſchriften; der weitläuftige Palaſt Pamfili, von Borromini erbaut, wegen ſeiner herrlichen Gemählde und innern Pracht; Pamfili auf dem Platze Navona, mit einer Bibliothek und Gallerie; Roſpiglioſi auf dem Quirinal u. ſ. w. Unter den Paläſten Roms, welche den Namen Villa führen, bemerken wir die Villa Medici, auf dem Monte Pincio, wo einſt die Gärten des Lucull prangten; ſie enthielt eine Menge von Meiſterwerken aller Art, aber die Großherzoge Leopold und Ferdinand ließen die ſchönſten Stücke, unter andern die Gruppe der Niobe von Scopas, nach Florenz bringen. Dennoch bleibt dieſer Palaſt ſehr ſehenswerth. Unter dem Porticus der Villa Negroni ſind die beiden ſchönen Statuen des Sylla und Marius, ſitzend auf der Sella curulis. In dem weitläuftigen Garten, der drei Miglien im Umfange hat, ſind unter den Ruinen einiger Häuſer ſehr ſchöne Frescogemählde gefunden worden. Die Villa Mattei auf dem Monte Celio, jetzt dem Herzog von Alcudia gehörig, beſitzt außer andern Sehenswürdigkeiten eine herrliche Sammlung von Statuen. Die Villa Ludoviſi auf dem Monte Pincio, unfern der Ruinen des Circus und der Gärten des Salluſt, hat anderthalb Miglien im Umfange, und beſitzt koſtbare Kunſtdenkmähler, unter andern die Aurora von Guercino, eine alte Gruppe des Senators Papirius und ſeiner Mutter (oder vielmehr der Phädra und des Hippolyt), eine andre der Arria und des Pätus, und den Raub der Proſerpina von Bernini. Die Villa Borgheſe bei Rom hat eine herrliche, aber ungeſunde Lage. Man überſieht von ihr den größten Theil der Stadt und der Gegend bis nach Frascati und Tivoli. Sie hat einen Garten mit einem ſehr ausgedehnten Park, welcher drei Miglien im Umfange hält. Der Palaſt war in ſeinem Innern mit ſo viel Reichthum und Eleganz verziert und meublirt, daß man ihn als das erſte Gebäude von Rom, nach dem Capitol, beſonders wegen ſeiner reichen Sammlung von Statuen, anſehen konnte. Die merkwürdigſten unter dieſen waren: der kämpfende Gladiator, Silen und ein Faun, Seneca in ſchwarzem Marmor, oder vielmehr ein Sklave bei den Bädern, Camillus, der Hermaphrodit, der Cen-

aur und Cupido, zwei Faunen, welche die Flöte ſpielen, Ceres, ein Ägyptier, eine Statue des jungen Nero, die Büſten des Lucius Verus, Alexander, der Fauſtina, des Verus; verſchiedne Reliefs, unter denen eins den Curtius darſtellt, eine Urne, deren Bildwerk Bacchusfeſte vorſtellt; eine andre von den drei Grazien getragene Urne; zwei Füllhörner u. ſ. w. der größte Theil davon iſt aus Paris nicht zurückgekehrt. Die Außenſeiten ſind mit alten Reliefs bedeckt. Die Villa Pamfili vor der Porta di S. Pancrazio, auch Belrespiro genannt, hat eine angenehme Lage und ſieben Miglien im Umfange. Die Architektur iſt von Algardi, wird aber von Kennern getadelt. Im Innern ſieht man einige gute Bildhauerarbeiten. Sowohl von dieſer als von der Villa Borgheſe giebt es weitläufige Beſchreibungen. Die Villa Albani auf einer Anhöhe, welche Tivoli und die Sabina beherrſcht, iſt ein Tempel des Geſchmacks und der Pracht. Der Cardinal Alexander Albani, ein tiefer Kenner und gründlicher Beurtheiler der Schönheiten des Alterthums, hat ungeheure Summen darauf verwendet, und binnen funfzig Jahren die herrliche Sammlung zuſammengebracht, welche man hier findet. Das Gewölbe der Gallerie iſt von Mengs gemahlt, und ein Muſter von Eleganz. Wegen ihrer herrlichen Ausſicht verdienen die Villa Lante und die Villa Corſini genannt zu werden; in der Villa Doria, ſonſt Algiati, welche Raphael bewohnte, ſieht man drei Frescogemählde dieſes großen Meiſters. Die Villa Farneſe enthält die Überreſte des Palaſtes der römiſchen Kaiſer. Das Capitolium (ſ. d. Art.) beſitzt ſo viele und große Merkwürdigkeiten aller Art, daß es unmöglich iſt, ſie hier anzugeben. Wir begnügen uns anzuführen: die Reiterſtatue Marc Aurels vor dem Palaſt, die gefangenen Könige im Hofe, die Schiffsſchnäbelſäule, und im Innern die koloſſale Statue des Pyrrhus, das Grabmahl des Severus, die Centauren von Baſalt, die ſchöne Alabaſterſäule, endlich das Meiſterwerk in Moſaikarbeit, das vormals dem Cardinal Furetti gehörte: die drei Tauben auf dem Rande eines mit Waſſer angefüllten Schiffes, welche Plinius beſchreibt. Eine Hauptzierde der öffentlichen Plätze Roms ſind die Springbrunnen. Man bewundert vornehmlich die Fontaine auf der Piazza Navona; die prachtvollſte von allen; ſie wird von einem Obelisk überragt, und iſt mit vier koloſſalen Statuen geziert, welche die vier Hauptflüſſe der Welt darſtellen. Die Fontaine Pauls V. bei der Kirche di S. Pietro in Montorio iſt zwar in einem ſchlechten Geſchmack, liefert aber eine ſolche Waſſermaſſe, daß mehrere Mühlen davon getrieben werden. Die Fontaine del Termine iſt mit drei Reliefs, welche Moſes, der Waſſer aus einem Felſen ſchlägt, darſtellen, und mit einer koloſſalen Statue Moſes, und zwei ägyptiſchen Löwen aus Baſalt geziert. Die prächtige Fontaine von Trevi liefert von allen das beſte Waſſer, welches ſie durch eine alte Waſſerleitung erhält. Unter den Straßen zeichnet man die Strada felice und die Strada pia, welche ſich ſchneiden, aus; unter den Brücken die Engelsbrücke (ſonſt Pons Aelius), von 300 Fuß Länge; unter den Thoren die Porta del Popolo (ſonſt Porta Flaminia). Da von den alten Denkmählern zum Theil ſchon die Rede geweſen, ſo begnügen wir uns, die vorzüglichſten der noch vorhandenen nur namhaft zu machen. Dieſe ſind das Pantheon, das Coliſeum, die Colonna Trajana, die Colonna Antoniniana, das Amphitheater des Veſpaſian, das Mauſoleum des Hadrian (heutiges Tags die Engelsburg, ſ. d.), das Mauſoleum des Auguſtus, die Triumphbogen des Severus, Titus, Conſtantin, Janus, Nero, Druſus, die Ruinen der Tempel

des Jupiter Stator, des Jupiter Tonans, der Concordia, der Pax, des Antonin und der Fauſtina, des Sol und der Luna, des Romulus, des Romulus und Remus, der Pallas, der Fortuna Virilis, der Fortuna Muliebris, der Virtus, des Bacchus, der Veſta, der Minerva Medica, der Venus und des Cupido, die Überreſte von den Bädern des Diocletian, des Caracalla und Titus, und verſchiedner Andern; die Ruinen von dem Theater des Pompejus bei der Curia Pompeji, wo Cäſar ermordet wurde, und von dem Theater des Marcellus; die geſammten Ruinen des alten Forums, jetzt Campo Vaccino genannt; die überreſte verſchiedner alten Brücken, des großen Circus, des Circus des Caracalla, des Hauſes des Cicero, der Curia hoſtilia, der Trophäen des Marius, des Porticus des Philippus und des Octavius, des Landhauſes und Thurms des Mäcenas, der Claudianiſchen Waſſerleitung; die Grabmähler der Arunziſchen Familie, der Scipionen, der Metella (Capo di bove genannt), das Gefängniß des Jugurtha (Carcere mamertino), in welchem auch St. Peter gefangen geſeſſen; das noch ganz unverſehrt erhaltene Grabmahl des Cajus Ceſtius, in Geſtalt einer Pyramide, neben welcher die Proteſtanten begraben werden; die von Tarquin erbaute Cloaca maxima u. ſ. w. Außer den Obelisken bei der Porta del Popolo verdient der unter Pius VI. auf dem Monte Cavallo errichtete die Aufmerkſamkeit des Beſchauers. Die vornehmſten literariſchen und Kunſtſammlungen haben wir bereits genannt, noch verdient erwähnt zu werden das Muſeum Kircherianum; auch giebt es noch viele Privatſammlungen und Kloſterbibliotheken, die manches Wichtige enthalten. So große Schätze, beſonders der Kunſt, machen Rom zur Hauptſchule für Mahler, Bildhauer und Baumeiſter und zum Wallfahrtsort der Kunſtfreunde. Man ſieht daſelbſt unzählige Werkſtätten der Mahlerei und Bildnerei, welche beweiſen, deß auch noch jetzt hier die ſchönen Künſte mit Erfolg betrieben werden. Ja es ſcheint, daß das römiſche Künſtlerleben und Wirken von einem neuen, glücklichen Schwunge mehr als jemals ergriffen ſei. Für die Mahlerkunſt beſteht die eigne Akademie di San Luca. Gelehrte Inſtitute hat Rom mehrere. Das Hauptcollegium der Univerſität, welches die Päpſte Innocenz IV. 1245, Bonifaz VIII. 1303 und Clemens VI. 1311 angebaut haben, heißt della Sapienza, von ſeiner Überſchrift Initium Sapientiae timor Domini. Es iſt ein prachtvolles Gebäude, in welchem acht Profeſſoren die Theologie, ſechs die Rechte, acht die Medicin, fünf die Philoſophie, einer die ſchönen Wiſſenſchaften, und vier die hebräiſche, griechiſche, ſyriſche und arabiſche Sprache lehren. Von andern Collegien, wo wiſſenſchaftlicher und Sprachunterricht ertheilt wird, iſt beſonders merkwürdig das Collegium de propaganda fide mit ſeiner reichen Bibliothek und ſeiner ſehenswerthen Buchdruckerei, in welcher die Schriften von 30 verſchiednen alten und neuen Sprachen (von den Franzoſen geraubt, aber wieder zurückgegeben) gefunden werden; ferner das Collegium Clementinum, das Collegium Romanum und das Collegium Nazarenum, verſchiedne Anſtalten für den Unterricht in den morgenländiſchen Sprachen, das ungariſche und das deutſche Collegium u. ſ. w. Unter den Akademien und gelehrten Geſellſchaften Roms ſind die wichtigſten die Akademie der römiſchen Geſchichte, der Geographie, der Kirchengeſchichte, der römiſchen Alterthümer, der Arkadier u. ſ. w. Die beiden erſten Theater ſind das Theater Aliberti und Argentina, auf welchen heroiſche Opern mit

Ballets gegeben werden; den zweiten Rang nehmen die Theater della Valle und di Capranica ein, auf welchen man komiſche Opern, Luſtſpiele, und zuweilen Trauerſpiele giebt. Im letzten Range ſtehen La Paze und La Palla corda, wo Opere-buffe und Poſſenſpiele für das Volk gegeben werden. Aber nur kurze Zeit im Jahre ſind ſie geöffnet. Wir fügen dieſer Skizze eine Angabe der ſehenswürdigſten religiöſen und andern Feſte hinzu, bei denen in Rom ein größerer Glanz als irgendwo Statt findet. Dahin gehören die große Prozeſſion am Frohnleichnamsfeſt und die Ceremonien der heiligen Woche, in der Sixtiniſchen Capelle, namentlich die Aufführung des unſterblichen Miſerere von Leo Allegri, dann die Kreuzeserleuchtung in St. Peter, die Erleuchtung der Pauliniſchen Capelle u. ſ. w.; ferner ſind merkwürdig die Erleuchtung der ungeheuern Kuppel von St. Peter am Tage dieſes Heiligen, die große Feuerſonne oder Girandola von 4500 Raketen, welche am Jahrestage der Papſteskrönung auf der Engelsburg angebrannt wird, und wegen der Nähe des Fluſſes, in deſſen Waſſer die ungeheure Feuermaſſe ſich unzähligemal abſpiegelt, von unbeſchreiblicher Wirkung iſt. Das Carneval übergehen wir, da wir davon in einem eignen Artikel geſprochen haben, worauf wir, wie auf Göthe's meiſterhafte Schilderung deſſelben verweiſen. Wir ſchließen mit einigen vermiſchten Bemerkungen. Die Luft Roms iſt vom Julius bis zum October ſehr ungeſund; der Fremde zumal iſt gefährlichen Fiebern ausgeſetzt, denen er leicht unterliegt. Dieſe aria cattiva macht, daß während der genannten Monate ganze Quartiere der Stadt unbewohnt ſtehen; ja ſie ſcheint ſich immer mehr zu verbreiten und vollen Beſitz von der ewigen Roma nehmen zu wollen. (Vgl. d. Art. Campagna di Roma und Pontiniſche Sümpfe.) Der unter dem Namen Sirocco bekannte Südwind lähmt die Spannkraft der Muskeln, ohne jedoch weiter gefährlich zu ſein. Die Schwindſucht hat in Rom einen bösartigen Charakter, indem ſie ſich dem Geſunden nicht allein durch den Gebrauch der Kleidungsſtücke und Möbeln, ſondern auch durch die Wohnung mittheilt. Selbſt durch die Bücher kann ſie fortgepflanzt werden. Das Waſſer iſt von ſehr verſchiedner Güte. Die Fontaine von Trevi giebt das geſundeſte Waſſer; dagegen iſt das Waſſer aus den Thermen des Diocletian und aus der Fontaine des Gianicolo ſchädlich, und von allen Tiſchen verbannt. Man zählt in Rom die Stunden bis 24, wie in mehreren italieniſchen Städten. Der beſuchteſte Spaziergang iſt der Corſo. Von 22 bis 24 Uhr iſt er mit Fußgängern und Equipagen bedeckt. So viel von dem heutigen Rom, das zwar nicht mehr das alte in ſich faßt, aber dennoch den Beſchauer bei jedem Schritte mit Bewunderung und Staunen erfüllt. Alles ſpricht dort auf eigene Weiſe an; die Luft, die man athmet, der Anblick der erhabenen Trümmer, die feierliche Größe der Kirchen und Paläſte, das Andenken an die Vergangenheit, die religiöſen Gebräuche, die magiſche, faſt ſchwermüthige Ruhe in den prächtigen Villen, der Genuß der unendlichen Kunſtſchätze, — alles dies verſetzt die Seele in eine unbeſchreibliche, über das Irdiſche erhabene Stimmung. Klarer als ſonſt irgendwo erkennt ſie hier, wo die Vergänglichkeit thront, das Ewige und Unſterbliche, und gewinnt aus dieſer Erkenntniß Frieden und Befeſtigung für das ganze Leben. Wir ſchließen mit den Worten A. W. Schlegels:

Mit gleichmüthigem Sinne der Dinge Beſchluß zu erwarten,
Kein unwürdiger Ort wäre die ewige Stadt!

Roman. Indem wir dieſen wichtigen Artikel beginnen, möchten wir faſt mit dem Dichter der Griechen vor dem Anfange der großen Heerſchau, die er über Hellas Krieger vor Troja hält, zur himmliſchen Muſe beten, daß ſie uns leite durch die zahlloſen Scharen dieſer Dichtungen, und den Faden der Einheit finden laſſe, der unter dem Panier des Romans ſo verſchiedne Elemente aus Himmel und Hölle, aus Böotia und Athene, von dem caſtaliſchen Quell und aus den trüben, ſumpfigen Gewäſſern eines verbrannten Gehirns oder einer ans Gemeinſte weggeworfenen Phantaſie vereinigt. Wir kennen keine Gegend der Dichtung, die ſo vielfältig angebaut, ſo höchſt verſchiedne Früchte getragen hätte; und eine Charakteriſtik derſelben, wie ſie hier gefodert wird, kann höchſtens nur in einer Generalkarte beſtehen, in welcher des großen Umfanges wegen manches Einzelne übergangen werden muß. Doch wollen wir keineswegs den niedrigſten Maßſtab anlegen, ſondern gedenken unſre Foderungen hoch genug zu ſpannen, und ſchon dadurch die Maſſe des in dies Gebiet Gehörigen ziemlich beſchneiden zu können. — Wir bemerken vor allen Dingen, daß wir den Roman durchaus dem Gebiete der Poeſie vindiciren, Poeſie und Kunſt aber keineswegs als eine Dienerin der Laune und der ſogenannten Unterhaltung oder Zeitverkürzung angeſehen wiſſen wollen, ſondern ſie als die zweite Hälfte des idealen Lebens betrachten, ſo daß ſie mit der Wiſſenſchaft ſchweſterlich vereinigt iſt. Die Poeſie breitet den Zauber der Schönheit über das Leben aus, und ſo gewiß der geheimnißvolle Weltgeiſt die Grundzüge einer ewigen Wahrheit den Dingen aufgeprägt hat, ſo nothwendig mußte er ihm auch ein Verlangen nach Schönheit der Form und Geſtalt einpflanzen. Ein ernſter Beruf iſt der des Dichters, und nur jener frivole Geiſt, der ſo oft die Wiſſenſchaft als Handwerkszeug zu irdiſchem Erwerb erblickt, hat auch Poeſie blos als eine freundliche Gauklerin und ein geliebtes Freudenmädchen geduldet. Der Dichter iſt ſo gut ein nothwendiges Glied der Menſchheit als der Philoſoph, und beide üben den herrlichen Gottesdienſt des innern, geiſtigen Lebens, und dienen am unſichtbaren Altar des höhern, göttlichen Menſchen, der Licht und Freude in das Dunkel des Irdiſchen trägt. — Wir halten hienach jene ekelhafte Romanenlectüre, die, ohne mit Form und Inhalt es ſonderlich genau zu nehmen, nur immer nach dem neuſten greift, und keine andern Foderungen macht, als daß nur das Herz gekitzelt (gerührt, wie ſie es nennen), und mit einem Wechſel von Geſtalten überſchüttet werde, um ihn wieder zu vergeſſen, für eine Art geiſtiger Unzucht und Wolluſt, und können unſern Abſcheu gegen die ſowohl, welche für dieſen Zweck ihre Federn in Bewegung ſetzen, als gegen jene, die mit Begierde nach dieſer dargebotenen Speiſe langen, nicht ſtark genug ausſprechen. Wir haben die traurige Erfahrung erleben müſſen, daß ein Zeitalter durch ſolche Ausſchweifung ſich ſo entnerven und entkräften konnte, daß es am Ende an Vermögen fehlt, ſelbſt dies Spiel noch fortzuſetzen, und nur noch Kraft übrig geblieben iſt, die mühſamen Nachfrüchte einer Wochenſchrift, eines Tagblatts mit ſeinen Zugromanen in verjüngtem Maßſtabe und ſeinen Heldengedichten von drei bis vier Seiten zu genießen. So lange Romanenlectüre nicht ernſter genommen, ſo lange der echte Roman nicht mit Liebe **ſtudirt** wird; ſo

lange halten wir jene Romanenfluth mit ihrer wäſſerigen Unterhaltung für eine wahre Giftmiſchung, die das edelſte Blut der Menſchheit verderbt und unter allen Triebfedern zur Entnervung und Verweichlichung der Menſchheit wohl die gefährlichſte und verderblichſte iſt. — Doch wir kehren zu unſerm eigentlichen Zweck zurück. Daß der Roman dem Gebiete der *Poeſie* angehöre, wird jetzt allgemein zugegeben. Ja es iſt allgemein angenommen, daß jene romanhaften Darſtellungen wirklicher Charaktere aus der Geſchichte, wie ſie *Feßler* und Andere geliefert haben, mit Recht nur als Halbromane, und mithin als ſich ſelbſt vernichtende Verſuche anzuſehen ſeien. Denn wo die Geſchichte als ſolche ſich noch immer der Dichtung gegenüberſtellt und nicht ganz in den Äther dieſer aufgeklärt und aufgelöſ't iſt, da wird weder dieſer, noch jener Genüge geleiſtet, und ſtatt Licht herrſcht eine unerfreuliche Nebeldämmerung, in welcher weder für Wahrheit, noch für Schönheit ein reines Reſultat gewonnen werden kann. — Fragen wir nun aber, welchem Gebiete der Poeſie der Roman angehöre, ſo iſt auch darauf bald geantwortet, nämlich dem *epiſchen*. Roman gehört ſonach in die Sphäre der eigentlich erzählenden Poeſie, d. h. derjenigen Dichtungsart, welche die Begebenheiten als *geſchehen* und *vollendet* darſtellt. Und dieſes große Gebiet können wir nun in die zwei Hälften: *Heldengedicht* und *Roman* mit ihren kleinern Geſchwiſtern, dem *Mährchen*, der *Novelle*, der *Romanze*, der *erzählenden Idylle* u. ſ. w., abtheilen. Das leuchtet wohl auf den erſten Anblick ein, daß ein großer Unterſchied zwiſchen Heldengedicht und Roman iſt, daß ein Roman in Verſen oder ein Heldengedicht in Proſa Undinge ſind, und daß es alſo wohl einen tiefern Grund haben muß, warum die Dichterſprache dieſem, und die Proſa jenem unentbehrlich iſt. Aber uns däucht, wenn auch der Unterſchied zwiſchen Epik und Dramatik als völlig ins Reine gebracht anzuſehen iſt, ſo hat man doch Heldengedicht und Roman bei weitem noch nicht gehörig abgeſondert und in ihrer Verſchiedenheit dargeſtellt. Es ſeien uns darum einige Worte als Friedens- und Entſcheidungspräliminarien darüber vergönnt. — Poeſie, und insbeſondre epiſche Poeſie (auf ſie ſchränken wir uns hier ein) iſt nichts anders als der verklärende Spiegel, in welchem ſich die Menſchheit in den verſchiedenen Epochen ihrer Geſchichte abdrückt, ſo daß dadurch nicht eine eigentliche Geſchichte derſelben geliefert wird, ſondern der Dichter als Schöpfer (ποιητης) gleichſam über der Menſchheit ſteht und ihr das Ideal vorhält, das ſie anſtrebte, und hinter welchem ſie freilich in der Wirklichkeit zurückblieb. Selbſt wenn der epiſche Dichter (und es mag dies beim Heldengedicht das Gewöhnliche ſein) einen geſchichtlichen Stoff zum Grunde liegen hat, ſo iſt die Treue und Wahrheit, die von ihm gefodert wird, nicht äußere, actenmäßige, ſondern jene viel höhere, die dem Beſondern nachweiſ't, wo es im Allgemeinen eingewachſen iſt, oder vielmehr in Kraft präſtabilirter Harmonie aus dem eignen Boden das nämliche ins Leben ruft, was der Geiſt der Geſchichte vielleicht nur etwas roher und unausgearbeiteter in ſeiner Sphäre völlig unabhängig hervorgebracht hat. Es heißt ein Gedicht, ein Mährchen, ein Drama ſehr gemein anſehen, wenn man dabei fragt: iſts wahr? iſts wirklich geſchehen? Selbſt bei dem eigentlich hiſtoriſchen Stück iſt dieſes Hiſtoriſche immer nur etwas Zufälliges. Aber dagegen muß Poeſie treues Bild des menſchlichen Thuns und Treibens in den Farben und Zügen der Zeiten und Völker, welchen

ſie angehört, ſein, und, was in ihren Kreis gehört, muß, wenn es ſeine Baſis nicht in der Wirklichkeit hat, ſie doch darin haben *können*, in der herrlichen, idealiſchen Ausbildung dieſer Baſis aber die Wirklichkeit zwar überfliegen, jedoch ſo, daß jeder einzelne Zug immer noch die Farbe und Eigenthümlichkeit des Bodens trägt, dem er entwachſen iſt. Dies erklärt jene merkwürdige und wohl nicht immer gehörig beurtheilte Erfahrung, daß alle alte *Geſchichte* der Völker mit *Poeſie* zuſammenfällt, die ſpätere Geſchichte aber ſich überall beinahe feindlich derſelben gegenüberſtellt, ſo wie es den richtigſten Maßſtab für den Einfluß der Poeſie auf die Geſchichte an die Hand giebt, der wenigſtens in nichts Geringerm beſteht, als daß Poeſie jedesmal ein lebenvolles, treffendes Porträt der Menſchheit in ihren verſchiedenen Epochen, gleichſam als das Reſultat der verſchiedenen Beſtrebungen derſelben, aufſtellt. Wir ſind darum auch überzeugt, der allerrichtigſte Eintheilungsgrund für die verſchiedenen Fächer der Poeſie, ſo wenig er bisher noch jemanden in den Sinn gekommen iſt, könne nur von den verſchiedenen Beſtrebungen der Menſchheit in den verſchiedenen Perioden ihres Seins hergenommen werden. Leid thut es uns, hier dieſe Gedanken nicht weiter ausführen und ſo vor Mißdeutungen ſichern zu können. Andre Blumen trägt der Frühling, andre Blumen der Herbſt, und eine andre iſt die Idee des göttlichen Kindes im Schooße ſeiner Mutter, und eine andre die des ſterbenden Erlöſers. In der Geſchichte eines jeden Volks oder Zeitalters, das einen beſtimmten Cyklus der Cultur durchlaufen hat, ſcheiden, ſich vorzüglich zwei Hauptperioden aus: die *erſte*, von der Kindheit bis zur Blüthenhöhe, die Zeit des jugendlichen Strebens, der lebendigen Thätigkeit und Kraftäußerung, der gedrängten Ereigniſſe und Begebenheiten — die *zweite*, von dieſem höchſten Punct bis zu dem allmähligen Untergange und Ende der Periode, die Zeit des Beſitzes und Genuſſes des Errungenen, die Zeit der Ruhe, wo mehr die Kräfte und Elemente der Handlungen als die Handlungen ſelbſt zum Vorſchein kommen und ſich ausſcheiden; wo die Menſchheit im Glanz erkämpften Beſitzes und errungener Sicherheit ein heitres Leben der Kunſt und der Wiſſenſchaft, der Freude und des Vergnügens lebt und allmählig in dem verweichlichenden Strom dieſes Lebens ſelbſt zerfließt und zerfällt. Jener erſten Periode gehört, behaupten wir, das *Heldengedicht* mit der Idylle, der Romanze, dem Mährchen ꝛc. an. Dieſer letztern vindiciren wir den Roman mit der Novelle. — Von der lieblichen Kindheit frommer Unſchuld und einer tändelnden Phantaſie, wo der Menſch mit kindlichem Herzen in dem Paradies der Natürlichkeit ſinnvoll umherwandelt und ſtatt ſchon handeln zu können, wozu die Kräfte noch fehlen, erſt von künftigen Tagen wundervoll träumt, und in der Beſchränktheit kindlicher Wünſche und Ausſichten mit Blumen und Thieren ſpielt — davon geht jene erſte Hälfte einer Umlaufszeit der Menſchheit jedesmal aus. Dies Quelle und Gegenſtand des *Mährchens* und der *Idylle*. Bald nach dieſem goldnen Zeitalter kindlicher Unſchuld regte ſich Thatendurſt und öffentliche Wirkſamkeit. Der Jüngling fühlt die Kraft in ſich frei werden; das Ziel, nach welchem er ringen ſoll, iſt ihm deutlicher geworden. Kämpfe finden ſich von ſelbſt, und nun bereitet ſich allmählig fortſchreitend das *Heldenzeitalter*, mehr durch Handlungen als durch eigentlichen Charakter ausgezeichnet. Hier ſteigen die Götter vom Olymp auf die Erde nieder. Das Reich der Geiſter und Wunder thut ſich in ſeiner ganzen Größe und Herrlichkeit auf, und der Traum der Kindheit geht in eine ſchöne, groſ

Erfüllung. Dies iſt die eigentliche Fabel des Heldengedichts, und daraus laſſen ſich die Eigenthümlichkeiten deſſelben am beſten erklären. Ohne die Maſchinerie des Wunderbaren kann es gar nicht gedacht werden. Der Gang der Begebenheiten muß gedrungen und wenn auch nicht ſo raſch wie im Drama, doch viel reicher und mannichfaltiger als im Roman ſein, wenigſtens müſſen die Charaktere nicht eigentlich pſychologiſch, ſondern hiſtoriſch, nur in Thaten und Handlungen entwickelt werden. Nicht das Leben, die ſtufenweiſe Bildung der Menſchheit, denn dieſe verſchwindet ſelbſt in dieſer Epoche über dem Handeln, ſondern das Thun, das Wirken und Leiden derſelben (in dieſer Epoche die Eigenthümlichkeit derſelben) iſt ſeine Sphäre. So wird das Heldengedicht der idealiſirende Spiegel der *Heldenperiode* eines Volks; ſo erſcheint in ihm die Menſchheit in ihrer lebensvollen, herrlichen Thätigkeit, in ihrem nach dem Größten ſtrebenden Ringen; ſo kann das Heldengedicht nur in der ſchönen Sprache der Jugend und Phantaſie, der *poetiſchen*, gedacht werden. — Die Kämpfe ſind aber geendigt. Das Wetterleuchten der Jugend hat den Himmel gereinigt. Ein heiterer Tag geht auf, und die Menſchheit erlebt ihr Salomoniſches Zeitalter der Ruhe. Der Beſitz iſt geſichert; im Schutz deſſelben entfalten ſich ungeſtört die Keime und Knoſpen zu ſchönen beſtimmten Blüthen und Früchten. Hier entwickelt ſich nun erſt der Charakter der Menſchheit. Die Verhältniſſe der Stände ſcheiden ſich ab, ohne ſich feindlich gegenüberzuſtehen. Zur Ruhe gelangt, kann nun das Verwandte ſich anziehen, und eine faſt chemiſche Scheidung der Elemente zu Stande bringen. Der Verſtand wird allmählig mächtig über die Phantaſie; „die alte Schwiegermutter Weisheit beleidigt nicht ſelten das zarte Seelchen;" die Wunder hören auf; die Orakel ſchweigen; die Götter und Geiſter gehen in den Olymp zurück, weil ihr Werk auf Erden vollbracht iſt, und nun ſich ſelbſt überlaſſen werden kann; die Wirklichkeit, der kalte Ernſt einer ſtrengen Cauſalität, der höchſtens mannichmal dem Zufall ſeine Rolle überläßt, macht ſich geltend; die Poeſie darf ſich gar nicht an *das, was geſchieht* wagen, weil es ſtandhaft dem Zauber der Phantaſie widerſtrebt; ſie muß ſich ganz in ihr eignes Gebiet flüchten, und da einen eignen Garten ſich erziehen, in welchen ſie nun die Blumen der Wirklichkeit verpflanzt und zur Blüthe bringt. — Dies iſt das Gebiet des, nothwendig proſaiſchen (absit invidia verbo), Romans, und wenn hiernach der Roman durchaus keine aus der Wirklichkeit entlehnte Fabel haben darf, ſo iſt ſein Hauptgeſchäft: *Charakterzeichnung der Menſchheit*. Jetzt gilts nicht mehr die Darſtellung einer allgemein menſchlichen Begebenheit, ſondern die dichteriſche Verherrlichung der Menſchheit ſelbſt. Individuelle Bildungsgeſchichte derſelben, Leben und Schickſale eines *Einzelnen* von ſeiner Geburt bis zu ſeiner vollendeten Bildung, an und mit welchem aber der ganze Baum der Menſchheit nach ſeinen mannichfaltigen Verzweigungen in der ſchönen Stillſtandszeit ſeiner Reife und Vollendung deducirt wird, Lehrjahre des Jüngers, bis er zum Meiſter erhoben iſt, das iſt der Roman. Das Wunderbare iſt ganz aus ſeinem Gebiete verbannt, und darum haben wir gewiß nicht mit Unrecht die Ritterromane (ſ. d. Art. *Ritterweſen*) in die Region des Heldengedichts, wenigſtens *auf*, wenn nicht *über* die Grenze verwieſen. Die Darſtellung muß oft ſehr nahe an das Gebiet der Reflexion ſtreifen. Er iſt Copie des Gewordenen mit der Erklärung der Art und Weiſe, wie es *geworden* iſt, indeß das Heldengedicht Bild der *werdenden* Menſchheit iſt. In ihm müſſen alſo mit Vollſtändig-

keit alle Data zur Erklärung der einzelnen Ereigniſſe und Begebenheiten gegeben ſein. An der Stelle des Wunderbaren ſteht in ihm höchſtens Zufall. Ihm kommt darum eine gewiſſe Breite, eine Gedehntheit mit Recht zu, ſo wie er eben deßhalb von viel größerm Umfange iſt, als das Heldengedicht. Er iſt ja der Reflex der Menſchheit in der Ruhe, in dem heitern Stillſtande eines zur Vollendung und dadurch zu einem gewiſſen üppigen Reichthum des Lebens gelangten Zeitalters. — Wir erklären eben hieraus die meiſten übrigen Eigenthümlichkeiten des Romans. Wie die Menſchheit, die er copirt, ſelbſt über das poetiſche Leben hinweg iſt und alle Künſte der Proſa mit Macht hervorbrechen, bis endlich alle Poeſie in derſelben untergegangen iſt, ſo kann der Roman durchaus nur in der Sprache der Proſa gegeben ſein, und liebt wohl überhaupt vor allen jene ruhig fließende, edle, nicht ungeſchmückte, aber höchſt durchſichtige und biegſame Sprache, die wohl keiner vollendeter und unübertroffener gebraucht hat, als derjenige, dem es überhaupt vorbehalten war, im Roman die Palme zu erſiegen, dem unſterblichen Göthe in ſeinem Wilhelm Meiſter. — Eben ſo kann es nicht ſchwer ſein, von hier aus die mannichfaltigen Formen des Romans (Briefform, Dialog u. ſ. w.) zu rechtfertigen, da Freiheit der Form und der Geſtaltung das Eigenthümliche dieſer Sphäre iſt. — Wir glauben ferner hierin den beſten Schlüſſel zum richtigen Verſtändniß jenes gehaltvollen Worts, das im Wilhelm Meiſter im dritten Theil über Roman, dem Drama gegenüber, geſagt wird, und das wir uns nicht verſagen können, hieher zu ſetzen: „Im Roman ſollen vorzüglich Geſinnungen und Begebenheiten vorgeſtellt werden; im Drama Charakter und Thaten. Der Roman muß langſam gehen, und die Geſinnungen müſſen, es ſei auf welche Weiſe es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung aufhalten. Das Drama ſoll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß ſich nach dem Ende drängen und nur aufgehalten werden. Der Romanenheld muß leidend, wenigſtens nicht im hohen Grade wirkend ſein; von dem Dramatiſchen verlangt man Wirkung und That. Grandiſon, Clariſſe, Pamela, der Landprieſter von Wakefield, Tom Jones ſelbſt ſind, wo nicht leidende, doch retardirende Perſonen, und alle Begebenheiten werden gewiſſermaßen nach ihren Geſinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach ſich, alles widerſteht ihm, und er räumt und rückt die Hinderniſſe aus dem Wege, oder unterliegt ihnen.“ — Nichts iſt endlich natürlicher nach unſrer Anſicht, als daß die mannichfaltigſten Epiſoden den Roman durchkreuzen, daß ſelbſt Belehrung und tiefgehende Betrachtung den Gang der Begebenheiten unterbrechen; daß es philoſophiſche und Kunſtromane geben kann. Nehmen wir noch hinzu, daß bei dem Roman auch alle jene negativen Eigenſchaften vorkommen müſſen, die einem jeden Dichterwerk unentbehrlich ſind, wie z. B. Anlegung des Plans nicht nach menſchlichem Willen und Beſtimmungen, ſondern den geheimen Büchern des Schickſals gleichſam entwendet; Einheit des Plans, ſo daß ſich alle die mannichfaltigen Elemente zu einem ſchönen, harmoniſchen Ganzen runden; Schönheit der Phantaſie, richtig durchgeführte Individualität u. ſ. w.: ſo weiſen wir in der That dem Roman eine ſehr wichtige Stelle im Gebiet der Kunſt an, und glauben darum nicht wenig Urſache zu haben, ſtolz zu ſein, daß es unſerm Zeitalter und Volk vorbehalten war, einen Göthe hervorzubringen, nachdem die Griechen ihres Homers und die Engländer ihres Shakſpeare's ſich rüh-

men konnten. Aber freilich müſſen wir auch hier, und könnte unſer Wort doch die Gewalt eines kräftig bannenden Zaubers haben, um das profanum volgus abzuhalten, freimüthig bekennen, daß wir es für eine der ſchwerſten Aufgaben halten, einen guten Roman zu liefern. Es liegt am Tage, daß es dazu nicht genug iſt, eine Reihe abenteuerlicher Begebenheiten, zum Schrecken und zur Erſchütterung ſchwacher Nerven, erfunden zu haben, ſo wenig als eine moraliſche Erzählung in ſentimentaler Manier a la Lafontaine u. A. den Namen eines Romans verdienen. Eben ſo ruht gewiß nicht blos moraliſcher, ſondern ſelbſt poetiſcher Fluch auf jenen ſüßlichen, empfindſamen Gemälden, die mit einer gewiſſen Lüſternheit gerade die Tugend hinführen, um die aufgedeckte Scham des Laſters zuzudecken, auf jenen verunglückten, ſich ſelbſt mißverſtehenden Dichtungen, die ſtatt ein ideales Bild der Menſchheit zu geben, mit all ihrem Ringen es nur zur Darſtellung jenes Glanzes und bunten, derben Farbenſpiels bringen können, das nur dem gemeinen Troſſe behagt. Der wahre Romandichter muß nicht nur die innerſten Falten der Menſchennatur erforſcht haben, ſondern auch ein helles, lebendiges Bild von der wahren Reinheit und naturgemäßen Vollendung menſchlicher Charaktere in ihren verſchiedenen Abſtufungen vom Greiſe bis zum Kinde, und von dem Vornehmen bis zu dem Gemeinen, von dem Gemüthe wie von dem Geiſtvollen in der Seele tragen. — Wir wiſſen es wohl, daß es auch jene bunten Farbenbilder gemeiner Jahrmarktsmahler geben muß, die den Pöbel ergötzen, indeß er an den bedeutungsreichen, kunſtvollen Gemählden des göttlichen Künſtlers vorübergeht. Wir wiſſen es, daß der Geiſt des Ungeſchmacks nur zu geſchäftig iſt, und in der Gemeinheit des größten Theils der Menſchen ein allzuweites Feld findet, um mit ſeinen verſchrobenen, durch die Höllenkünſte der Abenteuerlichkeit unn Buntheit, ſo wie der verſteckten und im Gewand der Unſchuld deſto gefährlichern Lüſternheit ſo leicht anziehenden Bildern, die ſich Romane nennen (die wahren Paradieſesäpfel der verbotenen Luſt mit der verführenden Schlange), das Gift einer höchſt gefährlichen geiſtigen Selbſtbefleckung und Wolluſt auszuſtreuen. Aber wir finden für ſie in unſrer Theorie keinen Platz, und ſie ſind uns nichts weiter, als was nach den Theorien einiger Gnoſtiker das vom böſen Äon dem göttlichen Menſchen nachgebildete Schemen eines Trug- und Scheinmenſchen war. — Nichts deſto weniger geben wir die größte Mannichfaltigkeit der Romane zu, und wie zwiſchen dem Therſites und Achilles des Homers die ſchönſte Mannichfaltigkeit der Heldenindividualitäten in der Mitte liegt; wie vom Ernſt zum Scherz, vom Großen zum Kleinen die zahlloſeſten Abſtufungen führen, ſo giebt es der Prädicate unendlich viele, durch welche dem einzelnen Roman ſeine Individualität, die er als Kunſtwerk nothwendig haben muß, beſtimmt wird. Die Verhältniſſe der Menſchheit ſind überdies in der Periode, welche wir dem Roman zur Sphäre angewieſen haben, noch viel zahlreicher und mannichfaltiger als in jeder andern. Wir ſehen da die Gewerbe in der wunderlichſten Mannichfaltigkeit in ihrer den Witz nur zu leicht reizenden Beſchränktheit mit den Künſten Hand in Hand gehen. Die vornehmen Stände erheben ſich unter der Ägide des Reichthums und der übrigen Vortheile der Zeit gar bald zu einer freien, edeln Bildungsſtufe, ſo wie zu einem glänzenden, idealiſchen und dabei oft das Ziel überfliegenden Lebensgenuß empor. Die Wiſſenſchaften wandeln eine freie, lebendige Bahn, ohnejedoch, zumal wo ſie zugleich dem Amt und

dem Brote dienen, jenes Pedantiſche ganz abzulegen, das ſich ſo leicht mit ihnen verbindet. Die Liebe ſchlingt ihre Bande in wunderlichen und höchſt verſchiedenen Farben durch alle Stände hindurch — oft höchſt tragiſch, eben ſo oft komiſch und mit der heiterſten Laune. Die freie, ungeſtörte, dem Stande der Zeiten ganz angemeſſene Luſt, alles recht rein und doch erſchöpfend zu genießen, weiß den Wechſel des Stadt- und Landlebens gar gut zu ihren Zwecken zu benutzen. Die Völker der Erde reichen ſich friedlich die Hand, um gegenſeitig das Gute, das jedes hat, umzutauſchen und einzuwechſeln. Die Lieblichkeit der Reiſen in fremde Länder führt den für ſeine reinmenſchliche Bildung Bemühten in neue Situationen, ſo wie dieſe friedlichen Wanderungen der Edelſten der Zeit dem Ganzen ein eigenthümlich idealiſches Colorit mittheilen. Und ſo entſtehen denn freilich ganz natürlich die mannichfaltigen Branchen der Kunſt, der philoſophiſchen, der ſentimentalen, der humoriſtiſchen, der ſatiriſchen, der Reiſeromane rc. und wieder in jedem einzelnen wechſeln die einzelnen Farben höchſt verſchiedentlich, ſo wie es von den kleinſten Handblättern bis zu den größten Panorama's an der wunderlichſten Abwechſelung in Rückſicht der Größe und des Umfanges nicht fehlen kann. Wenn Jean Paul uns mit ſeinem Stillleben im Quintus Fixlein und Fibel in einen kleinen, engen, aber herrlichen Menſchenkreis einführt, ſo läßt uns dagegen ein Göthe die ganze höhere Menſchheit in ihrem ſchönſten Glanze und von der heiterſten Höhe aus in einem großen, lieblich edeln und ſanften Bilde überſchauen. Wenn eben dieſer uns in ſeinem Meiſterwerk deutſchen Geiſt und Leben zur ſchönſten Idealität durchgearbeitet aufſtellt, ſo können wir ſtolz ſein, von einem Deutſchen (Heinſe) die ſüdliche Glut und üppige Lebensfülle der italiſchen Menſchheit im Ardinghello in ihrer höchſten Vollendung erreicht und in den brennendſten Farben einer ſüdlichen Phantaſie ausgeprägt zu ſehen. — Um noch einiges über die Geſchichte des Romans und die wichtigſten Erſcheinungen in ſeinem Gebiete bei Deutſchen und Fremden zu bemerken, bahnen wir uns den Weg durch einige allgemeine Bemerkungen, die wir zum Theil ſchon oben angedeutet haben. Merkwürdig iſt es, daß wir bei dem herrlichen Volke der Griechen, das unſtreitig in der alten Zeit im Gebiet der Poeſie das tonangebende war, kaum eine Spur von Roman antreffen, obwohl zugleich auch ſo viel am Tage liegt, daß, zur Beſtätigung unſrer Theorie, ganz in der natürlichen Ordnung, nach welcher der Roman dem Heldengedichte folgen muß, die wenigen unbedeutenden Anklänge des Romans, die bei ihnen ja noch ſich hören ließen, zu einer Zeit ſich fanden, wo das Heldengedicht unter ihnen ſchon längſt ſeine höchſte Stufe erreicht hatte. Offenbar iſt es Ordnung des ewigen Weltgeiſtes, der überall mit ſeinen köſtlichſten Gaben nicht verſchwenderiſch umgeht, daß nicht alle Blüthen in einer Periode zur Vollendung kommen ſollten, und das griechiſche Volk hatte in ſeinem Heroenalter ein ſolch herrliches, jugendliches Leben geführt, daß es ſelbſt in die zweite Hälfte ſeiner Periode noch viel von dieſem Feuer mit hinübernahm, und darum nie zu jener ſchönen Proſa des geſetztern Alters gelangen konnte, die das eigentliche Gebiet des Romans iſt, dabei aber Urſache genug hatte, mit dem Kleinod ſeines Homers ſich zu begnügen. Wollen wir Xenophons verunglückten Gedanken einer Theorie der Prinzenerziehung in ſeiner Cyropädie wegrechnen, ſo fallen die ſogenannten mileſiſchen

Mährchen in eine Zeit, wo vom griechiſchen Volke kein Schatten mehr übrig war, und nach dem für den beſten gehaltenen dieſer Romane, dem Schäfergedicht des Longus von der Liebe des Daphnis und der Chloe, zu urtheilen (dem einzigen, den der Verf. dieſes aus eigner Anſicht kennt), ſo kann es kaum etwas Geſchmackloſeres und Erbärmlicheres geben, als dieſe Dichtungen voll fader, bis zum Ekel gemeiner ſinnlicher Liebe. — Daß bei den Römern noch weniger davon zu finden ſein werde, verſteht ſich von ſelbſt bei der völligen Unbedeutenheit dieſes Volks für Kunſt und Poeſie überhaupt, und des Apulejus goldner Eſel mag wohl nicht einmal mit dem goldnen Kalbe der Deutſchen eine Vergleichung aushalten. — Dagegen in der chriſtlichen Ära war offenbar das Verhältniß der beiden Hälften das umgekehrte, und wenn das ſchöne Heroenalter der Ritterzeiten und Kreuzzüge ſeine ehrenwerthen Epopöien und Rittergedichte und Romanzen gefunden hat, ſo ſollte doch die Menſchheit in der nachfolgenden Periode erſt jene reinmenſchliche und allgemeine Bildung erhalten, wo in dem ſchönen Elemente einer genußreichen Ruhe die Individualität menſchlicher Charaktere ſich ungehindert entfalten ſollte. Von keiner Zeit paßt doch jenes Gemählde, das wir oben entworfen haben, mehr und eigentlicher, als von der neuſten Zeit, und erſt im 18. Jahrhundert hat die Menſchheit jene Ruhe und jenen Frieden erhalten, wo der Menſch als Menſch, und nicht blos ſeine That und äußeres Schickſal Hauptſache iſt, und die Phantaſie des Dichters zu derjenigen Idealität, die das Eigenthum des Romans iſt, veranlaſſen kann. Ja wir glauben nicht mit zu großer Vorliebe für unſer Vaterland zu ſprechen, wenn wir behaupten, gerade in dem ſo idealiſch organiſirten Deutſchlande mit der ſchönen wirklich eigenthümlichen Empfänglichkeit ſeiner Bewohner für reine Ausbildung des Menſchen an ſich, ohne andre entehrende und beſchränkende Rückſichten, ſei dieſer Geiſt der Zeit in ſeiner ſchönſten Blüthe aufgegangen. Müſſen wir nicht aus dieſem allen ſchließen, daß auch wirklich unſre Zeit erſt im Stande geweſen ſei, die Blüthe des Romans zur völligen Entwickelung zu bringen, und daß dieſe Dichtung gerade die Palme war, die von uns in dem Gebiete der Poeſie errungen werden ſollte, und ſo herrlich in der unſterblichen Schöpfung unſers Göthe errungen worden iſt? — Nicht auf einmal bringt die Natur die köſtlichſte Blüthe hervor, ſondern ſie macht in der Regel verſchiedne Verſuche, bis ihr endlich der eine gelingt. So auch mit dem Roman. Wir ſetzen die Ritterromane bei Seite und geſtehen nun ſehr gern den edelmüthigen Britten die Ehre zu, den erſten nicht unbedeutenden Verſuch im Roman gemacht zu haben. Es wäre ungerecht, wenn wir hier das klare, herrliche, in ſich vollendete Meiſterwerk des großen Spaniers, Miguel de Cervantes Saavedra, vergeſſen wollten, ſeinen ſcharfſinnigen Edlen, Don Quixote von la Mancha, der in den erſten Jahren des 17. Jahrhunderts erſchien. Wir können ihm auch durchaus nicht das Charakteriſtiſche des Romans abſprechen, ſo wie das herrliche Leben, das über das Ganze ausgegoſſen iſt, die mit der Klarheit jeden Bogen des Werks hindurch Hand in Hand geht, es zu einem höchſt würdigen und in ſeiner Art wohl unübertroffenen Kunſtwerke erhebt. Indeß der objective Zweck, auf den es gerichtet und aus welchem es auch unſtreitig erſt hervorgegangen iſt, der Zweck, den Halbdichtungen der Ritterromane den Todesſtreich zu verſetzen, macht es zum Cherub, der nicht von der Thür des zugeſchloſſenen Para-

dieſes des Heldengedichts weichen darf, damit jene Mißgeburten nicht zurückkehren; und ſo konnte es freilich nicht in die eigentliche Sphäre des Romans eintreten. Indem der mannhafte Ritter zum Schutz ſeines Phantoms redlich und unermüdet Wache hält, muß er unwillkürlich den Abſichten ſeines großen Schöpfers dienen, und — eben dadurch ſeinen eignen Schützling aufs ſchmählichſte zu Grabe bringen; und er ſteht nun als die ſchöne, wunderliebliche Brücke da, auf welcher man in das Gebiet des wahren Romans eintreten kann, als der Vorläufer, der den Weg reinigt, damit das Beſſere Raum und Bequemlichkeit finde. — Auf dieſem gereinigten Wege wandelten nun zuerſt die Engländer, und auch dieſe erſt in der Mitte des 18. Jahrhunderts, von wo alſo eigentlich die Geburtszeit des Romans zu datiren iſt. Samuel Richardſon, ein Buchdrucker, trat mit ſeiner Pamela hervor; ihr folgte die ſo allgemein gefeierte Clariſſa, und zum Schluß wollte er das Höchſte in ſeinem Grandiſon erſtreben, ohne jedoch nur ſein vorhergehendes Werk erreicht zu haben. Noch ſteht er aber auf dem Standpunct einer beſchränkten, ſittlichen Lebensanſicht und über den derben Farben der moraliſchen Erzählung geht ihm die echte Treue und Wahrheit ab, und ſeine Charaktere ſind am Ende nichts als abſtracte Tugenden und Laſter. Neben dieſen Romanen, die der ernſtern Gattung angehören, erſchienen nicht ohne die Abſicht, den gefeierten Ruhm Richardſons zu beeinträchtigen, die höchſt ſinnlichen, komiſchen Familiengemählde des Wüſtlings Heinrich Fielding, ſein Tom Jones (4 Bände), Amelia (2 Bände) und Joſeph Andrews, kleine mit vieler Kenntniß des menſchlichen Herzens verfaßte Miniaturgemählde des häuslichen Lebens. Zu ihm geſellte ſich der launige, humoriſtiſche Sterne in ſeinem Life and Opinions of Tristram Shandy (9 Bände), der als Yorik in ſeinen empfindſamen Reiſen nicht weniger Beifall fand. Würdig aber erfüllte Olivier Goldſmith den Kreis der engliſchen Romandichter durch ſeinen Landprieſter zu Wakefield, in welchem ein ſchönes Leben der Darſtellung und Vorfälle, mit löblicher, beinahe idylliſcher Charakterzeichnung ſich regt, und deſſen Sphäre überhaupt nur zu klein und in der That blos Miniatur iſt, um dem Höchſten im Gebiet dieſer Dichtung ſich gleichzuſtellen. — Die Franzoſen mochten wohl die Mühe ſcheuen, ſich den Ernſt zu verſchaffen, den die höhere Romanendichtung fodert, und beſſer gefielen ihnen ihre Mille et une nuits, ihre leichtfertigen Erzählungen, ihre Mährchen der Mutter Gans, ja gewiß gab auch ihr Volk mit ſeiner glänzenden Oberfläche ohne Tiefe kaum Stoff und Gehalt zu einer ſchönen, gediegenen, ſeelenvollen Charakterzeichnung. Mußte doch ſelbſt le Sage zu ſpaniſchen Helden ſeine Zuflucht nehmen, um ſeinen Gilblas de Santillane, ſeinen Estevanille Gonzalez geben zu können. Dem Himmel ſei Dank, daß bei den Beſſern wenigſtens Voltaire's Candide, Zadig, Mikromegas u. ſ. w. wieder vergeſſen ſind. Marmontels und Florians Erzählungen ſind doch für uns nichts weiter als Bücher, aus welchen wir ein recht leichtes und gewandtes Franzöſiſch erlernen können. Rouſſeau in ſeiner Heloiſe, ſo wie in ſeinem Emil, iſt am Ende etwas ganz anders als Romandichter, iſt Philoſoph, und die Zeit, die auf die Rouſſeau'ſche Philoſophie ſchon den Staub der Vergeſſenheit geworfen hat, iſt wohl Beweis genug, daß dieſe Philoſophie wenigſtens nicht die höchſte iſt. Wir kennen die Romandichtungen der trefflichen Frau von Staël; wir ehren manches aus den Erzählungen der Frau von

Genlis. Aber ſind wir ungerecht oder einſeitig patriotiſch, wenn wir behaupten, jene vorzügliche Schriftſtellerin, die wir zuerſt nannten, verdanke doch das Beſſere ihrer Romane dem deutſchen Genius, und ihre Corinne ſei doch vollendeter und reiner als ihre Delphine? — Von Italien und Spanien (dies letztere hat, wie geſagt, ſeine Schuld durch ſeinen Cervantes auf eine Art abgetragen, wie es nur eine ſo poetiſche Nation thun mochte) konnte aus dem höhern Grund der eigentlich poetiſchen Beſtimmung dieſer Völker für den Roman nichts weiter erwartet werden, obwohl auch Italien in den Novellen ſeines Boccaccio geleiſtet hat, was man nur verlangen konnte. Aber mit edlem Stolze wenden wir uns zu unſerm Volke, dem es in ſeiner herrlichen Beſcheidenheit und bei ſeiner oft ängſtlichen Sorgfalt für innere harmoniſche Ausbildung des Reinmenſchlichen gelungen iſt, den Roman zu vollenden und in ſeiner ganzen Herrlichkeit darzuſtellen. — Das Beiſpiel und der Vorgang der Engländer in ihrem Richardſon, Fielding u. ſ. w. regte zuerſt in Deutſchland den Sinn für den beſſern Roman an. Im 17. Jahrhundert, nachdem man aus der Fluth der Ritterromane erlöſ't worden war, konnte man bei dem ohnehin ſchwachen Leben der Poeſie und der Verſchrobenheit des Geſchmacks, die durch Lohenſtein und Hofmannswaldau aufgekommen war, und faſt ſechzig Jahre herrſchte, im Roman es nicht höher bringen, als zu Volksmährchen, Schäferſpielereien und hochtrabenden, noch in dem Nebel des Wunderbaren begrabenen Heldenromanen, am Ende eine bloße Namensveränderung der Ritterromane. Wir finden auf der einen Seite die Volksbücher von Dr. Fauſt, von Till Eulenſpiegel, von der ſchönen Meluſine, vom hörnernen Siegfried, und auf der andern Zieglers aſiatiſche Baniſe, Lohenſteins Arminius u. ſ. w. Wir können dieſen Zuſtand höchſtens als chaotiſch bezeichnen, wo wenigſtens alles in der Fluth der Waſſer des Anfangs untergegangen war, damit ſich eine neue Schöpfung daraus erheben möchte. In der Mitte des 18. Jahrhunderts nun lernte man auch in Deutſchland die Richardſonſchen Romane kennen, und da begann denn die erſte Regung des ſchlummernden Funken. Freilich mußten auch hier die erſten Verſuche noch ſehr unvollkommen ausfallen, und das Licht hatte lange mit der Finſterniß zu kämpfen. Muſäus verpflanzte den Grandiſon in einer nicht unglücklichen Nachahmung auf deutſchen Grund und Boden, und in Sophiens Reiſen von Hermes muß man bei allen Schattenpartien des bändereichen Werks doch wenigſtens in vielen einzelnen Stellen die Ahnung des eigentlichen Romans anerkennen. Wenigſtens bleibt ihnen doch das Verdienſt, der erſte deutſche Originalroman zu ſein. Von da an ergoß ſich nun der Quell des Romans bei unſerm Volk in der That in vollen Strömen, und man mag über dieſe Romanenfluth ſich vielleicht damit tröſten können, daß man nicht vergißt, wo die Natur beſchloſſen hat, das Höchſte hervorzubringen, da müſſen die vorhergehenden Verſuche ins Unendliche vervielfältigt werden. Es folgten die größtentheils mit Recht vergeſſenen Familiengeſchichten von Duſch, Gottwerth Müller, Starke, Lafontaine u. A., die wir gewiß nicht ungerecht in die Reihe jener Geiſt und Gemüth entnervenden Verunſtaltungen des Romans ſetzen, die unſerm Volke eine ſo tiefe geiſtige Wunde geſchlagen haben, daß es noch immer nicht davon heilen will. Neben dieſen kam wohl manches Beſſere in Deutſchland zum Vorſchein. Wir rechnen dahin des humoriſtiſchen

von Hippel Lebensläufe in aufſteigender Linie, ſeine Kreuz- und Querzüge des Ritters A — Z., ferner die Klingerſchen Romane, die Arbeiten des Grafen von Benzel Sternau, des Verfaſſers des goldnen Kalbes, die Romane von Heinſe, von Friedrich Schlegel, Tieck, Novalis (Hardenberg), Ernſt Wagner, Anton Wall, und dem herrlichen Jean Paul (Friedrich Richter) u. A. Allein zugleich gabs auch wieder Siegwarts und von ihm abſtammende ähnliche, ſüßliche, weinerliche Liebesgeſchichten; es gab Rinaldo's und baierſche Hieſels, Weiber und Männer, wie ſie ſein ſollten, mit ihrem langen Anhange; kurz der Geiſt des Romans ſchien nach allen Richtungen hin ſich verſuchen zu wollen, bis er endlich das Rechte treffen möchte. — Vielleicht iſt es uns ſchon von manchem Leſer verübelt worden, daß wir noch nicht mit einem Worte des eine Zeit lang allgemein gefeierten Wielands gedacht haben. Wir ehren in der That die ſeltnen Verdienſte dieſes wahrhaft großen Mannes um die deutſche Poeſie. Eine innige, lebendige Kenntniß des menſchlichen Herzens und der Leidenſchaften iſt ihm durchaus nicht abzuſprechen. Aber wir wollen es auch nicht verhehlen, daß, nach unſrer Überzeugung, ein Wiedlandſcher Agathon unendlich mehr Sinnlichkeit und Lüſternheit angeregt hat, als er zu beſiegen und zu beherrſchen im Stande war, und wenn er der Zeit ein Ideal der Menſchheit vorgehalten hat, ſo war es Ideal der kunſtmäßig ausgebildeten Wollüſtigkeit eines untergehenden Zeitalters. Von Wielands Wirkſamkeit an datirt ſich unverkennbar die Weichlichkeit und franzöſiſche Wollüſtigkeit der vornehmern Stände Deutſchlands, bei der wir nicht entſcheiden wollen, wie großen Antheil Wieland an ihrem Entſtehen und ihrer Ausbreitung hatte, die uns aber gewiß in Schmach und Schande begraben hätte, wenn wir nicht durch den Poſaunenton des Kriegs wieder aufgeweckt worden wären. Wir mögen es alſo wohl leicht verantworten, wenn wir Wieland von der Concurrenz um den Preis ausſchließen. Aber deſto höhrer und herrlicher ſtrahlt noch im Silber des Alters der große Dichter, der nun faſt ein halbes Jahrhundert die Zierde des deutſchen Parnaſſes iſt. Er gab zuerſt in Werthers Leiden, in einem Miniaturgemählde (faſt nur eine Novelle), die erſte wahre Idee von einem Roman. Hier iſt ſchon Charakterſchilderung in hoher Ausbildung. Darauf folgte nun das, was wir mit inniger Überzeugung das Höchſte im Gebiete des Romans nennen, Wilhelm Meiſters Lehrjahre, in welchem der Dichter, wie jeder ſinnige Leſehr ahnete, noch ehe die geniale Selbſtbiographie es beſtimmt ausſprach, ein treues aber im eigentlichen Sinne dichteriſches Bild des Edelſten und Beſten ſeiner Zeit aufgeſtellt hat. Dies Werk umfaßt wirklich alle Stände und Alter und Verhältniſſe der Menſchheit, in das Roſenlicht der ſchönſten individuellen und naturgetreuen Ideale getaucht, und (was es uns ungemein theuer machen muß) es giebt deutſches Leben in der höchſten Vollendung, die es nur haben kann. Solche Männer, ſolche Frauen, ſolche Kinder hat kein Roman weiter aufzuweiſen und (die wahre Apotheoſe des Dichters) es ſind nicht abſtracte Tugenden und Laſter, ſondern alles iſt concret, individuell, voll Leben und Selbſtſtändigkeit — Charakterſchilderung, die Seele des Romans, und der höchſte Triumph dieſes Werks. Hätte man die Bedeutung des Lebens, das Göthe hier darſtellt, und das ſich in dem Helden, im Wilhelm Meiſter, gerade von der ſchönſten Seite individualiſirt hat begriffen; ſo würde man nicht auf

den traurigen Irrwahn gekommen ſein, der den Schluß des Werks nicht ſchließend findet; ein Irrwahn, der, wie geſagt, deutlich beweiſ't, daß man die Abſicht des Ganzen gar nicht geahnet hat; denn dies gerade kann keinen andern Schluß haben, als einen ſolchen, der noch eine unendliche Perſpective des Strebens und Sichbildens eröffnet. Um nun aber nach der Ilias auch noch eine Odyſſee zu geben, gefiel es dem Dichter, ſeine Wahlverwandtſchaften hervortreten zu laſſen, ein geglättetes Meiſterſtück! Und wenn wir im Meiſter die lieblichſte Frühlings- und Sommerblume erhalten haben, ſo ſind jene eine Herbſtblume, in ihrer Weiſe nicht weniger ſchön als dieſer. Die den Wahlverwandtſchaften ſo oft vorgerückte Unſittlichkeit wird, unſers Erachtens, dadurch widerlegt, daß es kaum eine größere und durchgreifendere Vertheidigung der Ehe geben kann, als gerade dies Buch und ſein ganzer Inhalt. Denn die Heiligkeit der Ehe kann ja ſelbſt die Bande der Natur überwältigen, und ihr werden alle Helden und Heldinnen des Stücks zum Opfer gebracht. Wir können nicht umſtändlicher über dieſe höchſten Zierden unſrer Romanliteratur ſprechen, deren Zahl durch die herrliche Selbſtbiographie, die der Verfaſſer ſinnvoll Wahrheit und Dichtung nannte, noch vermehrt worden iſt, weil uns der Raum mangelt. Wir trennen uns ungern. Doch, gilt unſre Theorie, und wir glauben ſehr feſt daran, ſo wird es keinem ſchwer fallen, unſrer Meinung zu ſein, und dann, ſind wir überzeugt, wird ein großer Theil der Mißurtheile über Göthe's Romane von ſelbſt wegfallen. Es gab eine Zeit, wo der Flug der Göthe'ſchen Dichtung noch weniger erkannt wurde als jetzt; aber es wird eine Zeit kommen, wo der Genius derſelben frei und herrlich ſich aufſchwingen, und, wie es ihm gebührt, im Gebiete der Kunſt unumſchränkt herrſchen wird. Im Ganzen indeß hat doch das Zeitalter die Größe der Göthe'ſchen Meiſterwerke, wenn auch mehr durch That als Wort, anerkannt. Ernſt Wagner hat in ſeiner gelungenſten Schrift, „Wilibalds Anſichten des Lebens," ihn vor Augen gehabt. In Tiecks Sternbalds Wanderungen iſt der Einfluß des Göthe'ſchen Originals nicht zu verkennen; und noch haben wir einen Torſo, „Florentin von Fr. Schlegel," wovon nur der erſte Theil erſchienen iſt, der wohl das Nachbild iſt, das ſeinem Vorbilde am nächſten ſteht. Möchte der geiſtreiche Dichter die Wünſche einer großen achtenswerthen Leſewelt erfüllen und das Werk vollenden, das nur ſeine Hand vollenden kann! Es wäre ſehr ſchade, wenn der kräftige Florentin kein Ziel ſeines herrlichen Strebens finden, und alſo unvollendet auf die Nachwelt kommen ſollte. — Ernſt aber und warnend ſteht die Unerreichbarkeit des vollendeten Muſters da, und ſcheint eben dadurch am meiſten mitgewirkt zu haben, daß der Schwarm der Nachäffer nicht allzugroß wurde. M-i-r.

Romana (Marquis de la), einer der berühmteſten ſpaniſchen Feldherren in dem Kriege, welchen die Spanier ſeit 1808 gegen Napoleon Buonaparte führten. Dieſer ſeine Plane gegen die Bourbons in Spanien vorbereitend, hatte ein ſpaniſches Armeecorps von 10 bis 12,000 Mann nach Deutſchland gezogen, an deſſen Spitze der General Romana ſtand. Er war wieder dem Oberbefehl des Marſchalls Bernadotte untergeordnet, und erklärte dieſem in ſeinem und ſeines ganzen Corps Namen ihre Anhänglichkeit an Joſeph Napoleon. Aber dieſe Erklärung war nur eine durch die Noth abgedrungne, durch die Umſtände gerechtfertigte Täuſchung. Voll Haß gegen die Unterdrücker

ſeines Vaterlandes trat Romana, ſeine Stellung auf der Inſel Fühnen benutzend, zu derſelben Zeit mit dem Befehlshaber der dort ſtationirten engliſchen Seemacht in geheime Unterhandlung, und verlangte engliſche Transportſchiffe, um ſich mit ſeinem ganzen Corps einzuſchiffen. Als dieſe erſchienen, ſchiffte Romana ſeine geſammte Mannſchaft mit Zurücklaſſung weniger Detaſchements, die wegen der zu weiten Entfernungen, in denen ſie geſtanden, nicht ſchnell genug hatten herbeigezogen werden können, am 9. Auguſt glücklich zu Nyborg und Svendborg ein und langte, wirkungslos von Napoleons Acht verfolgt, nach einer günſtigen Fahrt zu Corunna an. Seitdem war Romana unermüdlich beſchäftigt, die Spanier gegen ihre verhaßten Unterdrücker anzuführen. Er gab zuerſt die Idee an, die Bauern zu bewaffnen, und die unter dem Namen Guerillas ſo bekannten Banden zu organiſiren, um mit ihnen alle Heerſtraßen zu beunruhigen, und die Verbindungen der Franzoſen zu erſchweren. Sein Scharfblick erkannte, daß auf dieſe Weiſe ein leicht zu entflammendes Volk, und neue Soldaten, die an den Krieg nicht gewöhnt, ſchlecht disciplinirt und ſchlecht befehligt waren, und die gegen die kriegsgeübteſten Truppen Europa's kämpfen ſollten, mit dem beſten Erfolg benutzt werden konnten. Unläugbar hat Romana ſowohl dadurch, als durch ſeine perſönlichen Dienſte, einen wichtigen Antheil an der Behauptung der Unabhängigkeit Spaniens gehabt. Weniger in der Gunſt der Junta (die nur zu oft von Privatrückſichten geleitet wurde), als im vollen Vertrauen der Engländer, führte Romana zwar nie ein zahlreiches Armeecorps an, aber auch ſo machten ihn ſein unverſöhnlicher Franzoſenhaß und die unbegrenzte Anhänglichkeit der Seinigen furchtbar. Er war eben im Begriff, im Anfang des J. 1811 aus Portugal gegen die Franzoſen, die neue Vortheile errungen hatten, zu marſchiren, als er, von den unaufhörlichen Strapazen erſchöpft, ſtarb. Er war nicht nur ein tapfrer, umſichtiger, patriotiſcher Feldherr, ſondern auch ein ſehr gebildeter Mann, der mit einem einfachen Äußern Feinheit des Geiſtes und ausgebreitete Kenntniſſe verband. Er hatte zwei Jahre in Leipzig ſtudirt, und war mit der Literatur, namentlich der alten, mehr als oberflächlich bekannt.

Romaniſche Sprachen heißen diejenigen, welche ſich in den zum römiſchen Reiche gehörigen Ländern Europa's, wo die lateiniſche Sprache eingeführt war, zur Zeit des Verfalls und Unterganges des weſtrömiſchen Kaiſerthums in dem Munde der Landesbewohner und einwandernden Barbaren bildeten. Sie ſind ein Gemiſch der lateiniſchen Sprache und der verſchiednen Sprachen der Barbaren, jedoch erſcheint in allen das Lateiniſche als Grundlage und Haupttheil, nur nach Verſchiedenheit der Völker verſchieden geſtaltet. Dieſe Sprachen ſind die italieniſche, portugieſiſche, ſpaniſche, franzöſiſche (im Norden Langue d'Oui, im Süden Langue d'Oc) und die rhätiſche oder romaniſche im engern Sinn.

Romano (Giulio), ſ. Julius Romanus.

Romantiſch. Romantiſche Poeſie. Das Wort ſelbſt deutet offenbar auf ſüdlichen Urſprung und auf jene wunderbare Zeit hin, in welcher die neuere Geſchichte der ſüdlichen Völker ihr ſchönes idealiſches Jugendalter gelebt hat. Wie Roman den Namen erhielt von der romaniſchen Sprache (Romanzo), jener Entſtellung der lateiniſchen Sprache durch Wörter aus den Sprachen der eingewanderten Völker, die den Übergang bildete zu den neuern ſüdlichen Sprachſchweſtern, ſo iſt unſtreitig auch dieſes Wort demſelben Grunde entwachſen, wenn auch die Sache ſelbſt ſchon vorher da war. Der Name

einer Sache entſteht immer da erſt, wo der damit bezeichnete Gegenſtand zu ſeiner Blüthe gelangt; und ſo wird die Bedeutung des Romantiſchen auch am beſten durch Betrachtung jener ſchönen, wundervollen Zeit gefunden werden, in welcher im Süden von Europa mit den neuen Sprachen der Geiſt und das Weſen einer neuen Ära ſich entwickelte, und ziemlich ſchnell eine Blüthe entfaltete, die nun auch ſchon längſt wieder untergegangen iſt. Doch ehe wir uns zu dieſem Geſchäfte wenden, wollen wir einen Mißbrauch rügen, der mit dem Worte romantiſch, das überhaupt eins der Lieblings- und Modewörter unſrer Zeit iſt, getrieben wird. — Mit romanhaft wird es oft verwechſelt, und ſo ſoll und muß es denn oft im guten, größtentheils aber im ſchlimmen Sinne alles vom Gewöhnlichen abweichende, das Idealiſche, das Phantaſtiſche, Seltſame, Verſchrobene bezeichnen. So gebraucht man es von Begebenheiten und Handlungen, Charakteren, von Phyſiognomien, und meint ihnen damit nicht allemal etwas Schmeichelhaftes nachgeſagt zu haben. — Wir eignen aber dies Wort der Kunſt, zunächſt der Poeſie zu, und meinen, das damit, nach der erſten und urſprünglichſten Bedeutung, eine jener ſchönen Formen bezeichnet werde, in welchen die Kunſt zu den verſchiednen Zeiten der Geſchichte aufgetreten iſt und geblüht hat. Sind auch die Formen und beſondern Geſtalten, in welchen die Kunſt, und vornehmlich die Dichtkunſt, im Gang der Geſchichte ſich zu offenbaren pflegen, nach Völkern, Zeiten und Individuen unendlich mannichfaltig, ſo daß ſie Bäumen verglichen werden können, die alle Frühjahre ſchön und lieblich aufblühen, aber ſtets anders und bald in dieſer, bald in jener Eigenthümlichkeit: ſo dürfte es doch nicht ſchwer ſein, auch in dieſer Mannichfaltigkeit ein Geſetz der Einheit zu finden, und jene Verſchiedenheiten auf zwei oder drei Hauptarten zurückzuführen, welchen dann die einzelnen Schattirungen mehr oder weniger nahe verwandt ſind. In der Geſchichte der Kunſt (und wiederum beziehen wir uns zunächſt auf die Poeſie) ſind, dünkt uns, wenn wir uns zumal auf die europäiſche Geſchichte einſchränken, ſehr beſtimmte Anzeigen davon gegeben. Hier ſcheint der Gang der Bildung zwiſchen ſchöner Einfachheit (dem Edeln) und erhabener Mannichfaltigkeit (dem Großen) noch ein drittes, ſchöne Mannichfaltigkeit, berührt und in ſeinen Kreis mit aufgenommen zu haben. Jede dieſer drei Arten der Poeſie iſt in dem großen Tableau der Geſchichte durch einen beſondern Cyklus bezeichnet, und wenn die erſte unter den idealiſchen Griechen ihre erſte Blüthe erreichte, ſo gehört die zweite unſtreitig der erſten großen Dichtung des Nordens und der damit verwandten des alten Deutſchlands an; und die dritte hat ſich augenſcheinlich in dem ſchönen Blumengarten geoffenbart, den ſich die Poeſie in und nach dem Mittelalter in dem herrlichen Süden von Europa erzogen hatte. Dieſe letztere iſt uns romantiſche Kunſt. Schön in ihrer herrlichen Einfachheit, wie die Natur ſelbſt unter dem weiten, immer reinen Himmel Joniens, iſt die griechiſche Poeſie. Nicht das Gigantiſche, das Ungeheure iſt der vorherrſchende Charakter derſelben, ſondern das Edle, das Große, doch nur in einem ſchönen, hellen, durchſichtigen Gewande. Dagegen wie die ewigen Berge und Wälder und ſtürmiſchen Meere, und der düſtere geheimnißvolle Nebelhimmel des Nordens, ſo iſt die Poeſie deſſelben, die erſt die neuere Zeit in ihrer wahren Größe zu würdigen gelernt hat, gigantiſch, voller Rieſen und allmächtiger Helden, weithinausſchreitend über die Engen menſchlicher Niedrigkeit und ſelbſt der Form nach mit großem, ernſten, furchtbaren

Tritte einherſchreitend. Und nun, wie freundlich und doch auch wieder nicht griechiſch iſt die ſüdliche, die romantiſche Dichtung! recht eigentlich das verbindende Mittelglied zwiſchen beiden, wie die Länder, in welchen ſie blühte, ſelbſt die Brücke waren, auf welcher der Norden mit dem Lande und den Kunſtſchätzen der Griechen ſpäterhin in Berührung kam. — Ein ſchönes, liebliches, wunderlich bewegtes Gemählde thut ſich unſern Blicken auf, wenn wir im Geiſt unter dem milden, ſüdlichen Himmel der Provence in die blinkenden Schlöſſer der gewaltigen Herzoge und Grafen eintreten. Verſammelt iſt ein glänzendes Hoflager in Gärten und Hainen, die die Natur ſelbſt gemacht hat, das Turnier geendigt, die Preiſe unter die ſiegenden Ritter vertheilt von den Händen der ſchönſten Dame des Feſtes, das prächtige Mahl wird gehalten, ſüße Minne würzet den Becher und regt unnennbar Wohl und Weh wie mit Zaubergewalt im Herzen auf. — Siehe, da erſcheint der Troubadour, die lieblichklingende Harfe in der Hand, Ritter und Damen begrüßen mit ſtiller Freude den lieben Gaſt, er ſtimmt die Saiten, alles lauſcht ſeinen Tönen, und nun ſtrömen von ſeinem Munde die Thaten des großen Carls, des unbeſiegten Rolands, des Königs Arthus, der gefeierten Tafelrunde. — Wie die Frühlingsſonne zaubert ſein Lied einen bunten, duftenden Blumengarten hervor. — Feen baden ſich in kryſtallhellen Seen, Zauberſprüche ſchaffen im kalten, unwirthbaren Norden freundliche Auen und Gärten, von Drachen und Ungeheuern bewacht, aber jeden, der in ihre lockenden Labyrinthengänge eingegangen iſt, mit unauslöſchlichem Liebreiz feſthaltend in den Zauberbanden Armidens. Auch der Schooß der Erde und der Gewäſſer thut ſich auf, in ihm leuchtet eine andre geheimnißvolle Sonne, Gold und Edelgeſteine wachſen da in herrlichem Glanze. — Doch jetzt führt den Ritter ſein ſchützender Zauber ins dichteſte Schlachtgewühl, Rieſen ſtürzen vor ſeinem Schwerte, die gedrängteſten Scharen durchbricht ſein unbeſiegter Degen, er verfolgt den furchtbarſten der Feinde. Der Eifer zieht ſie in entlegene Wüſten und Wälder. — Hier Ritter dem Ritter gegenüber, erhebt ſich der ſchrecklichſte Zweikampf, den die Sonne beſchien. Schon wollen beide ermatten, und ermattend noch kämpfen, da erſcheint die Geliebte, von beiden in gleicher zauberhaften Liebe verehrt, der Haft entflohen. Ihr Anblick vereinigt die erhitzten Kämpfer in dem einen Wunſch, die Fliehende zu ereilen und feſtzuhalten, und wie reißt nun das abenteuerliche Schickſal die Suchenden ſo weit aus einander, daß ſie wohl nie wieder zuſammenkommen werden! Neue Kämpfe, neue Verwickelungen, England und Welſchland, Äthiopien und Spanien, Arabien und Deutſchland, überall hin trägt der Hippogryph der Dichtung mit Windeseile, und reich und unerſchöpflich mannichfach verſchlingen die Fäden des Gewebes ſich, wie die Blumen eines bunten Wieſenteppichs im Frühlinge, unzählbar dem Auge des Beſchauers, bis das Auge, nimmer müde des bunten Farbenſpiels, ſich gewöhnt hat, in dem ewigen Wechſel der Geſtalten ſelbſt Einheit zu finden. — Merkwürdiger Geiſt der romantiſchen Dichtung, hervorgegangen aus dem Geiſt der Zeiten und Länder, da ſie blühte. Mannichfaltigkeit, aber im Zaubergewande des Schönen, ſind unverkennbar die Züge deſſelben. — Das Abenteuerliche, das Sentimentale im guten Sinn, es iſt das Romantiſche nicht ſelbſt, aber es liegt im Kreis deſſelben; dieſes aber iſt die natürliche Rückwirkung auf den Menſchengeiſt von den Bergen, Thälern, Flüſſen, Bäumen und Blu-

men des Südens. — Wie jede Jahreszeit, ſo hat auch jede Gegend, jede Landſchaft der Erde, von der ſtillen Höhe des Olympos, von den ſchönen, einfachen Flächen Joniens, bis zu dem ewigen Eiſe der nordiſchen Wälder und den ſchneebedeckten Ebenen Sibiriens, ihr eigenthümlich Schönes, ihren äſthetiſchen Charakter voll eigenthümlichen Reizes, und dieſer Charakter hat ſich immer auch in Kunſt und Poeſie ſolcher Länder abgedrückt, ſo wie auch nur die Gewächſe, die einer Landſchaft angehören, in den Eisblumen des Winters ſich nachbilden. Aber welch eine ſchöne, liebliche, bunte Mannichfaltigkeit iſt nicht der Charakter jener ſüdlichen Gegenden Frankreichs und Spaniens, welchen die romantiſche Dichtung eigenthümlich iſt! Welch eine Üppigkeit und Fülle, die weit über die Einfachheit Griechenlands und die brennenden Flächen des untern Italiens (denn die Lombardei gehört mit in den Länderkreis des Romantiſchen) ſich erhebt, und von dem Wilden, Grotesken des Nordens mit ſeinem Schrecken und düſtern Nebeln und ewigem Schnee eben ſo weit entfernt iſt. Wenn im Norden die Flur gleichſam nichts weiter iſt als eine große Wildbahn, wo der kühne Jäger gelockt wird, mit dem Ur und dem Elen ſich zu meſſen; wenn griechiſche Landſchaft in ihrer edeln, herrlichen, alles ſchimmernden Reizes entkleideten Einfachheit von ſelbſt zur idealiſchen Lebensanſicht hinleitet, und Veranlaſſung wird, das Leben geiſtiger zu nehmen: ſo ſind die ſchönen, freundlichen Gegenden der Provence, Gasconiens (das alte Königreich Aquitanien), die reichen, mit allen Gaben der Flora und Pomona geſegneten Küſten Spaniens, ſo ſind ſelbſt manche Gegenden im ſüdlichen Deutſchland liebliche Gärten, in welchen das Leben von ſelbſt zum Spiel und Genuß wird. Eine milde, warme Luft das ganze Jahr hindurch, in den heißen Monden von der Nähe des Oceans, oder von den plätſchernden Silberbächen der nahen Gebirge abgekühlt, unter einem faſt immer heitern Himmel, die Äpfel der Hesperiden prangend in duftenden, ſchattengebenden Wäldern, die Erde, ohne viele Bearbeitung zu erfodern, im Überfluß gewährend nicht nur was der Leib bedarf, ſondern auch was ihn erquickt und ergötzt, bunte, zerſtreuende, reizende Abwechslung überall, zahllos wie die bunten Blumen der Wieſe, kann da Lebensgenuß und Lebensanſicht anders als romantiſch, d. h. ſinnlich weich, reinlich und zierlich in einem ſchönen, bunten Farbenſpiel des Genuſſes werden? — Geſang und Saitenſpiel zu dem Geläute der weidenden Herden, die zu hüten und zu warten, ſtatt Mühe, ſelbſt Spiel und Unterhaltung gewährt, Übungen in ritterlichen Kämpfen zum Scherz und im Ernſt, Minneluſt und Sinn für eine Poeſie, die ſo bunt, lieblich und ſinnlich iſt, wie die Landſchaft ſelbſt, ein faſt wollüſtiges Spielen mit Glauben und Chriſtenthum, das ſind die natürlichen Accorde aus der Menſchenwelt zu dem harmoniſchen Spiele der Natur. Das ernſte Schickſal der griechiſchen Tragödie, die düſtere, nebelige Norne und Walküre der Nordländer wird hier zur Zauberei und Feerei, die Liebe zum Minnedienſt. Die ſchönſte Blume des Lebens iſt ein Ritterthum, abenteuerlich, bunt und mannichfach im Gemiſch des Geiſtigen und Sinnlichen, und mehr ein liebliches Spiel als düſtrer, ſchneidender Ernſt. — Wir finden in jeder Poeſie romantiſche Partien. So iſt die Odyſſee, der Ilias gegenüber, mit den Abenteuern ihres Helden, mit ihrer Kirke und Kalypſo in gewiſſem Grade **romantiſch**; ſo ſind die mythologiſchen Dichtungen von den Cyklopen, den Arimaspen, den Greifen, den Hesperiden (nur mit vorherrſchendem griechiſchen Geiſte) **romantiſch**.

So fehlt es dem nordiſchen Fabelkreis gar nicht an den reizendſten romantiſchen Einzelnheiten. Aber eigenthümlicher, vorherrſchender Charakter iſt das Romantiſche in den provenzaliſchen Dichtern und in dem Mythenkreiſe der eigentlichen alten Ritterromane, der unſtreitig dem Süden von Europa eigenthümlich iſt, und von da erſt ſich weiter ausgebreitet hat. Dieſer romantiſche Geiſt herrſchte von Italiens Alpen, von Limoſiniens Rebenhügeln, über die Pyrenäen hinüber bis an die Meeresgrenzen des von den Mauren beſetzten Spaniens; Chriſt und Araber lebt in ritterlichen Spielen und Thaten, Herzog und Ritter in lauter Feſten; ein König zieht, vom Thron verſtoßen, wie zum Feſt, mit Rittern und Damen und Dichtern hinaus ins freie Feld, in den grünen Wald, wohnt unter Zelten, und vergißt unter Spiel und Geſang, unter dem herrlichen Laubdache ſchützender Bäume, den Verluſt der Krone, und kehrt nur mit Wehmuth auf den dornenvollen Königsſtuhl zurück. — Über die Geſchichte dieſer Romantik können wir uns hier nur in wenigen Andeutungen erklären, da vieles hierher Gehörige ſchon unter den Artikeln: Mittelalter, deutſche Poeſie und ähnlichen, bereits angeführt worden iſt. — Nach den Zeiten Carls des Großen, unter ſeinen ſchwachen Nachfolgern, machten ſich die Großen des Reichs immer unabhängiger. Die ſchönen burgundiſchen Königreiche entſtanden. Die Grafen von Provence, von Toulouſe galten oft mehr als der König, den ſie wohl auch befehdeten. Die Hofhaltung in der Provence war eine Zeit lang die ſorgfältigſte Pflegerin alles ritterlichen Thuns und Weſens. Ganz Frankreich, beſonders im Süden, ein buntes Blumenbeet voll der ſchönſten und mannichfaltigſten Herrſcherblumen. — Die Kreuzzüge, die gerade in jenen Ländern die meiſte Theilnahme fanden (ſelbſt das romantiſchſte Gemählde in der ganzen Geſchichte), kamen hinzu, und ſo finden wir in Frankreich die ſchönen Dichtungen von Carl dem Großen, ſeinen Pairs, ſeinen Kämpfen mit den Mauren, erfunden und ausgebildet. Wie lieblich iſt dies ſchöne Blumengewinde von Meiſter Arioſto in ſeinem raſenden Roland mit allem Reichthum und Zauber der Romantik ausgeſtattet! — In Spanien verſchaffte der Kampf der Chriſten mit den Mohren, das allmählige Aufkommen chriſtlicher Königreiche, der romantiſchen Poeſie Zunder und Nahrung. Selbſt die ganze Geſchichte dieſes Kampfes iſt, wie es das ritterliche Volk, das ihn beſtand, immer bis in die neueſte Zeit herab geweſen iſt, im höchſten Grade romantiſch. — Aber nun ging Romantik auch nach England, nach Deutſchland über. Dort (in England) wurde doch noch (aber offenbar, weil England durch die Normandie mit Frankreich ſo nahe verbunden war), der Mythus vom fabelhaften König Uterpendragon, dem Erneuerer des heiligen Graals, von Arthus, echt romantiſch ausgebildet, und gab ſelbſt der ſüdlichern Romantik ſeine Dichtung vom Zauberer Merlin ab. Aber in Deutſchland konnte, und auch dies blos im ſüdlichen, in Schwaben, durch die Minneſänger, die einem andern Klima gehörige Pflanze des Romantiſchen kaum noch zu einer echt nationellen Ausbildung gelangen. War doch Deutſchland ſchon im Beſitz einer beſondern Sprache, ſo wie einer eigenthümlichen Poeſie, der herrlichen nordiſchen. — Unſre Zeit nun gleicht in Bezug auf Poeſie einem großen Stapelplatz, einer bunten Meſſe, auf der man Griechen und Franzoſen und Engländer und Skandinavier, jeden in ſeiner eigenthümlichen Tracht und Weiſe umherwandeln ſieht. Wir haben kaum ein anderes Verdienſt um Poeſie, als daß wir das, was in dem Gange der Zeit allmählig

und periodenweis ſich entwickelte, in eine Periode vereinigt, die zerſtreuten Strahlen in einen Focus geſammelt, und ſo, ohne etwas Eigenthümliches zu beſitzen, die Geiſter der Vorwelt heraufbeſchworen haben. So ſehen wir denn neben der Griechheit, neben dem mit dröhnendem Schritte auftretenden Rieſengeiſt nordiſcher und damit gewiß verwandter echt germaniſcher Poeſie, auch die heitere, friſche, üppige Romantik lieblich verſchwiſtert mit jener umherwandeln. Daß wir auf dieſe Weiſe wohl am beſten geeignet ſind, Ariſtotelesſe nach den Homeren zu ſein, Kunſtkritiken zu machen, und den Geiſt der Waaren als kluge Kaufleute beſſer zu verſtehen, als mancher Künſtler ſelbſt, liegt am Tage. Aber möchte ſich nicht auch ſehr natürlich daraus beweiſen laſſen, daß unſre Kunſt blos liebliche Nachblüthe ſei, und wenigſtens der Originalität entbehre, wie groß auch das Haſchen nach und das Reden von Originalität unter uns ſein möge? — Wir brechen hier ab, um zur Romanze überzugehen, aber bringen erſt noch unſerm ſinnvollen L. Tieck unſern herzlichen Dank für die Reinheit und Lieblichkeit, mit welcher er die Romantik, die ſeinem Gemüthe, wie keinem in unſern Tagen, aufgegangen iſt, unter uns eingeführt hat. M-i-r.

Romanze, die eigentliche Dichtungsart der romantiſchen Poeſie, faſt gleichbedeutend mit Ballade, wie ſchon oben unter dieſem Worte bemerkt iſt. Ehe wir in das Beſondre dieſes Artikels eingehen, ſei es erlaubt, eine Art genetiſcher Eintheilung der verſchiedenen Dichtungsarten zu verſuchen, und überhaupt unſre Anſicht von Kunſt mit wenigen Zügen anzudeuten. Wenn lyriſche Poeſie auf die Darſtellung eines Zuſtandes beſchränkt iſt, epiſche und dramatiſche aber Begebenheiten, Handlungen zeichnet, ſo iſt jene erſtere nothwendig beinahe nur plaſtiſch, dieſe beiden hingegen producirend und organiſchbildend. Hieraus iſt es nun wohl leicht erklärt, aus welchem Grunde lyriſche Poeſie gerade in der Blüthenzeit, und beſonders in der erſten Epoche eines Kunſtzeitalters vor der Muſik, der ſie noch ganz nahe ſteht, wenig emporkommen kann, und erſt gegen das Ende eines Kunſtcyklus mehr Breite und Land gewinnt, wogegen faſt alle Poeſie in ihrem Beginnen epiſch-dramatiſch iſt, denn hier kann weder Muſik noch Mahlerei nach oder auch nur nahe kommen. Sagen, Mährchen, Heldengeſchichten ſind darum unter allen Völkern der Anfang, und größtentheils auch die höchſte Blüthe der Poeſie geweſen. Aber freilich nach der Individualität jedes Erdtheils, in welchem die Blume der Dichtkunſt aufblühte, hat ſich auch dies individuell und mit beſondern Eigenthümlichkeiten entwickelt. — Nehmen wir Epos hier als das Gattungswort für alle Dichtungsarten, welchen geſchichtlicher Stoff zum Grunde liegt, ſo iſt es erlaubt, epiſche Poeſie im engern Sinne, und dramatiſche als die beiden nothwendigen und allgemeinſten Arten deſſelben zu betrachten; ſie ſind nämlich entweder wirkliche Darſtellung der Begebenheit (Drama) oder Erzählung (Heldengedicht) u. ſ. w., und zwiſchen dieſen beiden Polen bewegt ſich der ganze Kreis der hiſtoriſchen Dichtung, entweder dem einen oder dem andern näher tretend, und zugleich dadurch unendliche Mannichfaltigkeit der Dichtungsarten begründend. Wir haben wohl kein Drama, das in allen ſeinen Theilen Drama wäre, und kein Heldengedicht, das nicht in einzelnen Partien ſelbſt wieder dramatiſch würde. — Das Epos (nach der engern Bedeutung) in ſeinem ruhigern, edlern, hellen Gange war dem griechiſchen Boden eigenthümlich, und Äſchylus nennte mit Recht ſeine Dramen das

Nachessen Homers. Weit dramatiſcher, größtentheils tragiſch, iſt die nordiſche Poeſie, und der glückliche Verſuch, den unſer Fouqué mit den Sigurdsſagen gemacht hat, ſie zu dramatiſiren, iſt ein Beweis für unſre Behauptung. Wie vollendet dramatiſch iſt das Nibelungenlied! und was zum Verſtändniß des göttlichen Gedichts nöthig iſt, liegt auch ſchon alles im Kreiſe deſſelben, und geht wirklich vor unſern Augen vor. — Wie nun das Romantiſche zwiſchen griechiſchem und nordiſchem Geiſte nach unſrer obigen Anſicht in der Mitte ſteht, ſo ſcheint die Romanze (um nun zu unſerm Vorhaben wieder zurückzukehren) die Frucht zu ſein, welche epiſche Poeſie in dem ſüdlichen Europa im ſchönen Zeitalter des Ritterthums allein bringen konnte und wirklich gebracht hat. — Wenn nordiſche Poeſie in einzelne große, ungeheure Sagen zuſammengeht, wenn das griechiſche Epos faſt einzig in dem großen aber einfachen Cyklus des trojaniſchen Kriegs ſich bewegt, und überall eine edle, würdige Simplicität im Rath der Olymposbewohner wie im Schlachtgewühl der Helden vor Troja offenbart: ſo iſt die romantiſche Epik in unzählige kleine Blüthen und Blumen aufgegangen, durchgängig mit lyriſchem Ausdruck, und das der Grund des unendlichen Reichthums an Romanzen. Das größte Epos des Süden bleibt immer des Ariosto herrlicher Blumengarten; aber iſt er etwas anders als eine köſtliche Perlenſchnur der lieblichſten Romanzen, ſinnvoll und künſtlich angereiht? Und ſelbſt des Taſſo göttliches Gedicht von Jeruſalems Eroberung löſ't ſich in eine Reihe ſchöner kleiner epiſchen Dichtungen auf, durch welche ſich nur der rothe Faden der Verehrung für das herzogliche Haus, das ihn beſchützte, hindurchzieht. — Dies giebt uns, glauben wir, die beſte Theorie der Romanze. Sie iſt epiſch (im weitern Sinne des Worts), aber zwiſchen dem Heldengedicht Homers und den nordiſchen Sagendramen in der Mitte liegend. Sie verhält ſich auf der einen Seite zu dem Heldengedicht, wie die Novelle zum Romane, auf der andern Seite hat ſie das Gedrängte, Raſche der dramatiſchen Darſtellung, und iſt ganz aus der Individualität der romantiſchen Bildung hervorgegangen, mit welcher ſie auch den Urſprung ihrer Benennung gemeinſchaftlich hat. Zu rein und hell, zu licht und fröhlich iſt die Romantik, als daß ſie zu dem Ernſt und dem Ungeheuern der nordiſchen Poeſie ſich erheben könnte; aber auch zu ſehr auf Genuß berechnet, zu ſinnlich, zu bunt und gaukelnd, als daß ſie die idealiſche Einfachheit und Dauer, den ruhigen, ſtillen Fluß des griechiſchen Heldengedichts ſich aneignen könnte. So entſtanden jene lieblichen Gedichtsblumen, deren Knoten ſchnell ſich knüpft, oft plötzlich in eine unerwartete Verſchlingung hineingeht, aber eben ſo ſchnell iſt er auch wieder gelöſ't und die leichte Welle des Geſangs hüpft zu einem neuen Gegenſtande über. — Unter dem Fenſter ſeiner Dame, zur ſanften, wollüſtigen Guitarre ſingt der Dichter ſein Lied; ſeine Liebe, wie ſein ganzes Leben, iſt ein lieblicher Wechſel von Weh und Luſt, von Genuß und Ruhe, ein heiliger, milder Abend um ihn, und ein kindlichlüſtern Herz in ihm, ſo wird die Klage der Liebe zum leichtbewegten, in ſanften Krümmungen hinſtrömenden Geſange von des Ritters Treue bis in den Tod, von dem Blümlein Wunderſchön, und wir haben eine Romanze in ihrer ſchönſten und natürlichſten Äußerung, aus der Claſſe der zartſten und rührendſten, eine Romanze der Liebe. — Leichtigkeit, Gedrängtheit, Mannichfaltigkeit, und über dies alles das ſchöne, ſchwellende Licht des Südens ausgebreitet, das ſind die Haupteigenſchaften der Romanze. Sie iſt Er-

zählung einer **Begebenheit** und in Form und Inhalt **romantiſch**, durch die lieblichen Reim- und Aſſonanz- und Conſonanzgewinde und die Zaubergärten abenteuerlicher Gegenſtände ſich hindurchſchlingend. In dieſes Gewand kleidet ſich hier alles, jede Empfindung die angeregt, jedes Gefühl, das ausgeſprochen werden ſoll, vom Gräßlichen bis zum ſüßen Zauberſpiel der Liebe herab. — So verſchieden jedoch das Heldengedicht, das Drama ſein kann, ſo verſchieden kann auch die Romanze ſein, komiſch, tragiſch; ſelbſt die Satire und die Ironie iſt nicht ganz davon ausgeſchloſſen, aber alles im Geiſt des Romantiſchen, ſchön in bunter Mannichfaltigkeit. — Ohne dies näher zu erörtern, da es leicht von der Theorie des Heldengedichts und des Drama's abſtrahirt werden kann, und zu weit führen möchte, indem hierin auch der Aufſchluß über den verſchiednen Geiſt der Romanze bei den verſchiednen Völkern, die ſie ausbildeten, zu ſuchen iſt, ſagen wir nur noch weniges über die Geſchichte. Spanien iſt das Hauptland der Romanze, und in dem Kampfe mit den Mohren, der Jahrhunderte lang dauerte, und ſtatt das Bild eines allgemeinen, zuſammenhängenden Streits zu gewähren, ſelbſt höchſt romantiſch an die Guerillas der neuern Zeit erinnert, und in einzelne Ritterzüge zerfällt, mochte der reichſte und ſchönſte Stoff zu zahlloſen Romanzen gegeben werden. Der einzige Alonſo de Fuentes, welch einen Reichthum herrlicher Romanzen hat er nicht geliefert! In dem alten Frankreich fehlte es nicht an ähnlichen Geſängen, wenn gleich nicht unter dem Namen der Romanze. In dem ältern und neuern England floß der Strom dieſer Dichtung ebenfalls ſehr reichlich. So bei jeder Nation aus dem Kreiſe der Romantik. Aber in der neuſten Zeit, wo allmählig die Schätze aller Nationen allen gemeinſchaftlich geworden ſind, und ſelbſt die Orangengärten des Südens im Norden aufblühen, wo der Geiſt der Poeſie höchſtens durch das ganz allgemeine Beiwort **modern** bezeichnet zu werden verdient, und ohne ein eigenthümlicher zu ſein in der Nachbildung der Dichtungsarten aller Zeiten und Länder eine gewiß nicht zu verachtende Univerſalität ſich erworben hat, in der neuſten Zeit, und zwar beſonders in derjenigen Nation, die ohne Zweifel jetzt allen übrigen die Dichterpalme entriſſen hat, in der **deutſchen**, iſt kaum eine Dichtungsart ſchöner ausgebildet und ſorgfältiger und mannichfaltiger geübt worden als die Romanze. Unübertroffen ſtehen **Schiller**, und noch höher der Stolz des deutſchen Parnaſſes, **Göthe**, in ihren Balladen und Romanzen da, obgleich nicht zu verkennen iſt, daß, wenn der erſtere eigentlich romantiſcher iſt, der letztere auch in der Behandlung dieſer Dichtungsart jene griechiſche Einfachheit und Idealität offenbart, die ſo unverkennbar der Hauptzug in dem ganzen geiſtigen Wirken dieſes großen Mannes iſt. — Und wem ſind neben den ältern Romanzen eines **Bürger**, **Stolberg**, **Maler Müller** u. A. die köſtlichen Gaben eines **Tieck**, **Fr. Schlegel**, **A. W. Schlegel** unbekannt? — worüber dann leicht die Unzahl ſchlechter Romanzen aus den Federn des neuern Dichterſchwarms vergeſſen werden mag. M-i-r.

Romanzow (Graf Nicolaus), ruſſiſcher Kanzler und vorher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, iſt der Sohn des Feldmarſchalls Peter **Romanzow**, der die Regierung **Catharinens** durch ſeine Siege über die Türken ſo glänzend verherrlichte. Früher Miniſter des Handels, hat er durch die einſichtsvollſten Maßregeln die großen Ideen **Alexanders** zur Beförderung des in- und ausländiſchen Verkehrs, namentlich in Beziehung auf Odeſſa, thätig befördert. Übrigens galt er für einen Anhänger Napoleons, und 1807, als Graf

Kotſchubey das Portefeuille des Departements der auswärtigen Angelegenheiten abgegeben hatte, wurde Graf **Romanzow** an deſſen Stelle ernannt. Er behielt dieſen Poſten, ſo lange das gute Verhältniß Rußlands mit Frankreich fortdauerte, blieb ſeitdem ohne höhere Anſtellung und lebt den Wiſſenſchaften. Auf ſeine Koſten erſcheint ſeit 1813 in Moskau ein ruſſ. Codex diplomaticus. — Sein Bruder **Michael Paul, Graf Romanzow** eröffnete ſeine diplomatiſche Laufbahn als Geſandter am berliner Hofe. 1808 begleitete er den Kaiſer Alexander zu der Zuſammenkunft in Erfurt, übernahm nach derſelben zur Einleitung des Friedens mit England eine Sendung nach Paris, wo er mehrere Noten mit dem engliſchen Cabinet im Charakter der Diplomatik jener unglücklichen und verwirrten Zeit wechſelte, und kehrte im März des nächſten Jahrs ohne Erfolg von Paris zurück. Er wurde hierauf zu den Friedensunterhandlungen mit Schweden gebraucht und ſchloß am 5. Sept. deſſelben Jahr (1809) den Frieden von Friedrichsham ab, durch welchen Rußland Finnland und die alandſchen Inſeln erwarb. Während der Feldzüge von 1813 bis 1814 blieb er in Petersburg und an der Spitze des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, die jedoch im Feldlager des Kaiſers von dieſem ſelbſt geleitet wurden. Nach der Rückkehr deſſelben gab er das Portefeuille an den Grafen Neſſelrode ab. Seitdem lebt Graf Romanzow von den öffentlichen Angelegenheiten entfernt, und widmet ſein Leben und ſeine großen Reichthümer patriotiſchen und wiſſenſchaftlichen Unternehmungen. Namentlich hat er großen Theil an der Einführung des Bell-Lancaſterſchen Unterrichts; auf ſeine Koſten wurde die Reiſe um die Welt durch Moritz von Kotzebue ausgeführt und die Beſchreibung gedruckt. Canova verfertigte für ihn 1817 eine Koloſſalſtatue des **Friedens**, in der einen Hand einen Ölzweig haltend und mit der andern ſich auf eine Säule ſtützend, welche die Inſchrift hat: Frieden zu Abo 1743; Frieden zu Rudſchuck-Kainardſi 1774; Frieden zu Friedrichsham 1809, und an den ſeltenen Umſtand erinnert, daß drei der wichtigſten Friedensſchlüſſe Rußlands von Großvater, Vater und Sohn geſchloſſen wurden.

Romberg. Aus dieſer berühmten Tonkünſtlerfamilie, welche von zwei Brüdern, **Anton** (dem ältern), Virtuoſen auf dem Fagot, und **Heinrich** Romberg, Muſikdirector zu Münſter und Virtuoſen auf der Clarinette, abſtammt, und noch 1792 zu Bonn verbunden der Tonkunſt huldigte, ſind vorzüglich **Bernhard** und **Andreas** Romberg, Bruderskinder, berühmt geworden; **Bernhard** Romberg, Sohn Antons, als der erſte jetzt lebende **Virtuos auf dem Violoncell** (geb. 1770); **Andreas**, Heinrichs Sohn, vorzüglich als **Tonſetzer** und Violiniſt. Beide theilten ihre Jugendſchickſale; beide waren Mitglieder der trefflichen churcölniſchen Hofcapelle in Bonn, als der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ſie nöthigte, mit ihrem Fürſten zu entfliehen. Beide gingen im October 1793 nach **Hamburg**, wo ſie beim Orcheſter des Schröderſchen Theaters angeſtellt wurden, und bis 1795 blieben. In dieſem Jahre traten ſie eine Kunſtreiſe über Deutſchland nach Italien an, von welcher ſie im J. 1797 nach Hamburg zurückkamen. Sie trennten ſich zuerſt, als Bernhard 1799 Hamburg zum zweitenmal verließ, und über England und Spanien nach Liſſabon reiſ'te, und dann 1801 als Profeſſor des Violoncells an dem Conſervatorium zu Paris angeſtellt wurde. Von da kam er zwar 1803 wieder nach Hamburg zurück, nahm aber im J. 1805 eine Stelle in der königlichen Capelle zu Berlin an, wo er noch jetzt ſich weſentlich aufhält. Überall ward des liebenswürdigen Bernhards geniale Leichtig-

keit auf dem Violonſtell geprieſen, und eben ſowohl die Fertigkeit ſeiner Hand, als der geſchmack= und gefühlvolle Ausdruck des Künſtlers bewundert, der keine Schwierigkeit ſcheut, aber auch keine ſucht, und überall ſein Inſtrument als ausgebildeter Meiſter mit der bewunderungswürdigſten Mannichfaltigkeit beherrſcht. Übrigens iſt er auch Componiſt, und hat ſelbſt mehreres mit ſeinem Vetter Andreas zuſammen gearbeitet. Von ſeiner Compoſition ſind mehrere Concerte, Quartetten und Duetten, und einige weniger berühmte Opern, Ulyſſes und Circe, Rittertreue ꝛc. bekannt, welche wenig Beifall gefunden haben. Andreas hat dagegen durch ſeine gründlich gearbeiteten Inſtrumentalſtücke, beſonders durch ſeine Symphonien, Quatuors und Quintetten, voll des reizendſten Melodienfluſſes und der intereſſanteſten Modulation, das muſikaliſche Publicum in Deutſchland eben ſo, wie ſein Vetter durch ſein Violoncellſpiel bezaubert. Am meiſten nähert er ſich hier dem großen Haydn. Weniger allgemeinen Beifall hat er als Geſangscomponiſt (namentlich durch die Compoſition Schillerſcher Gedichte, z. B. der Glocke, der Macht des Geſangs ꝛc., mit Begleitung des Orcheſters, und einiger Opern z. B. der Ruinen von Polnucci) erhalten; hier hört man nur zu oft den Inſtrumentalcomponiſten, und ſeine Declamation iſt mitunter ſehr fehlerhaft. Im J. 1809 überſandte ihm die Univerſität zu Kiel das Diplom eines Doctors der freien Künſte, insbeſondre der Muſik. Auch er hat ſich auf mehreren Reiſen als Violinſpieler von der gediegenſten Ausbildung bekannt gemacht, und iſt kürzlich an Spohrs Stelle als Muſikdirector nach Gotha gegangen. Außerdem iſt aus jener Familie noch ein jüngerer Bruder Bernhards Anton (geb. 1777) als braver Virtuos auf dem Fagot bekannt. Er gehört der königl. würtembergiſchen Capelle an, reiſ'te im J. 1817 und ließ ſich in Berlin und Leipzig mit großem Beifall hören. Er hat eine treffliche Höhe und Gleichheit der Töne, Zartheit, Kraft, Sicherheit und große Fertigkeit.

Romelien, Rum=Ili, das ehmalige Thrazien, jetzt eine bedeutende Statthalterſchaft des türkiſchen Reichs, der ein Beglerbeg (Fürſt der Fürſten) vorſteht, welcher zu Sophia Hof hält. Romelien iſt von hohen, ſchroffen Gebirgen (Hämus, Rhodope) durchſchnitten, und ſtößt an das ſchwarze Meer und den Archipelagus. Conſtantinopel liegt innerhalb des Bezirks von Romelien.

Römer iſt die Benennung des Rathhauſes der Stadt Frankfurt am Main. Der Name ſchreibt ſich her von den ehemaligen Beſitzern, einer Familie Römer, die 1405 das Gebäude an den Stadtmagiſtrat verkaufte, der es zum Rathhauſe einrichtete. Bedeutung erhielt in der Geſchichte der Römer dadurch, daß, als noch des alten deutſchen Reichs Verfaſſung beſtand, in ihm die Conferenzen über die Wahl der deutſchen Kaiſer und Könige gehalten wurden, und der gekrönte Kaiſer hier die Huldigung annahm, zu welchem Endzweck verſchiedne eigens dazu eingerichtete Gemächer und Säle daſelbſt befindlich ſind. (Die eigentliche feierliche Wahl am dazu feſtgeſetzten Wahltage fand in der ſogenannten Wahlcapelle in der St. Bartholomäuskirche Statt.) Hier waren auch die Bruſtbilder aller römiſchen Kaiſer aufgeſtellt. In Fabers topograph. Beſchreib. von Frankfurt a. M. findet ſich eine genaue Beſchreibung des Römers; Göthe giebt im erſten Theile ſeiner Autobiographie eine ſchöne Beſchreibung dieſes Gebäudes.

Römermonate, ſ. Reich (deutſches).

Römerzinszahl oder Indiction, ſ. Periode.

Römerzug, ſ. Reich (deutſches).

Romilly (Sir Samuel), einer der ausgezeichnetſten und größten Redner, der gründlichſten Kenner der brittiſchen Verfaſſung, ſo wie der uneigennützigſten Vertheidiger der Rechte und Freiheiten des Volks, deſſen trauriges Ende im J. 1818 in ganz England und ſelbſt im Auslande den größten Eindruck machte, war 1757 in London geboren und ſtammte aus einer franzöſiſchen Familie ab, die ſich in Folge des Edicts von Nantes in England angeſiedelt hatte. Sir Samuel erhielt die ſorgfältigſte Erziehung und widmete ſich der in England ſo ehrenvollen juriſtiſchen Laufbahn, in der er ſich bis zu ſeinem Tode in einem ſolchen Grade auszeichnete, daß ſein Einkommen in der ſpätern Zeit die Summe von 18,000 Pfund (über 100,000 Thlr.) betrug. Er war in ſeinem Privatleben insbeſondere mit dem trefflichen Marquis von Lansdown, ehemaligem Lord Shelburne, enge verbunden, lernte auch in deſſen Hauſe ſeine Gattin, die Tochter des Herrn Francis Garbett, kennen, die er in ſeinem 40. Jahre heirathete, und kam durch ihn nach Pitts Tode in das For=Grenville'ſche Miniſterium. Bald nachher wurde er ins Haus der Gemeinen gewählt. Er zeichnete ſich hier wie allenthalben aus und bei der berühmten Unterſuchung gegen Lord Melville war er einer der Commiſſarien des Unterhauſes und am Ende der Berichterſtatter der Comité. In den Verhandlungen über den Sklavenhandel machte ſich Sir Samuel vor allen andern Rednern bemerkbar. Nach For Tode verlor er ſeine Stelle im Miniſterio und nun trat er auf die Seite der Oppoſition, deren vorzüglichſter Führer er wurde. Bei der neueſten Parlamentswahl wurde er für Weſtminſter gewählt, wodurch ſein Anſehen noch höher ſtieg. Sir Samuel liebte ſeine Gattin auf das zärtlichſte und ihre immer wachſende Kränklichkeit bewog ihn, ſie nach der Inſel Wight zu bringen, wo man ſich eines beſſern Klima's erfreut. Hier aber ſtarb ſie. Sein Schmerz darüber war grenzenlos, und er machte Verfügungen, aus denen hervorgeht, daß er befürchtete, er werde ſeinem Schmerz unterliegen. Dieſe Beſorgniß traf auch ein. Er kehrte nach London zurück, fiel in tiefe Schwermuth und in einem Augenblick, wo er unbeobachtet war, ergriff er ein Meſſer, und ſchnitt ſich damit ſo gefährlich in die Gurgel, daß er nach wenigen Stunden ſeinen Geiſt aufgab (2. Nov. 1818).

Römiſche Curie iſt die gemeinſchaftliche Benennung der mit Handhabung der Gerechtſame und Oberaufſicht des Papſtes über die katholiſche Chriſtenheit beſchäftigten Regierungsbehörden zu Rom. Das einträgliche Recht der Verleihung und Beſtätigung geiſtlicher Ämter und Pfründen wird durch die Dataria verwaltet, welche die Bittſchriften der Competenten annimmt, die Beſcheide des Papſtes abfaßt, und die Einkünfte des Papſtes für Pallien, Spolien, Präbenden, Annaten u. ſ. w. beitreibt. Durch die Geſchenke, Sporteln und Gebühren, welche das Heer der Officianten bei dieſer Behörde ernähren müſſen, gehen Millionen nach Rom, von denen ein Theil der apoſtoliſchen Kammer zufließt. Davon, daß der Cardinal-Probatarius als Chef der Dataria auf die Verleihungs- und Confirmationsbullen das Datum ſchreibt, hat dieſe Behörde den Namen. Schwieriger und mannichfaltiger ſind die Geſchäfte der Rota, d. h. des Oberappellationstribunals, welches über alle die Rechtsſachen und Händel erkennt, die nach dem kanoniſchen Rechte vor den Gerichtshof des päpſtlichen Stuhls gehören. (Vergl. Rota.) Einen ſehr ausgebreiteten Einfluß hatte in gläubigern Zeiten das Amt des Card-

nal-*Großpönitentiarius* als Präſidenten der *Pönitenzaria*, welcher in Anſehung aller der Gewiſſensfälle, Gelübde, Büßungen, Faſten und verbotenen Verwandtſchaftsgrade in Eheſachen abſolvirt und diſpenſirt, bei denen der Papſt ſich das Recht der Abſolution und Diſpenſation vorbehalten hat (daher Reſervationen). Außer dieſen Behörden, deren Wirkungskreis ſich über die ganze katholiſche Chriſtenheit erſtreckt, giebt es zu Rom noch mehrere zunächſt blos mit der Regierung des Kirchenſtaats beſchäftigte Behörden, wie die *Sagra conſulta* oder das peinliche Obergericht, in dem der Cardinal Staatsſecretär präſidirt; die *Signatura di giuſtizia*, ein für Civilſachen niedergeſetztes Juſtizcollegium von zwölf ſtimmfähigen Prälaten, an deſſen Spitze der Cardinal-Prouditore oder Juſtizminiſter des Papſtes ſteht und mit dem die Signatura di grazia concurrirt; die *apoſtoliſche Kammer*, in der zwölf Prälaten unter dem Vorſitze des Cardinalkämmerlings arbeiten, das Vermögen der Kirchen und die Domänen des Papſtes verwalten und alle die Einkünfte einnehmen, welche der Papſt als Landesherr und oberſter Biſchof des Kirchenſtaats, wie auch von Kirchen und Ländereien, die außer dieſem Staate unmittelbar unter ihm ſtehen, und Lehn von ihm nehmen, erhalten muß, beziehen; und eine Menge von Gouvernatoren, Präfecten, Procuratoren u. ſ. w., in deren Händen die verſchiedenen Zweige der Staatsverwaltung ſind. Die Ausfertigung der Bullen, Beſcheide und Decrete, welche vom Papſte unmittelbar oder von dieſen Behörden erlaſſen werden, nur die Breven, welche der Cardinal-Secretär der Breven expedirt, ausgenommen, geſchieht durch die päpſtliche Kanzlei, deren Geſchäfte unter dem Vicekanzler von 12 Referendaren, welche Abbreviatores heißen, und mehreren hundert Schreibern beſorgt werden. *Alle* dieſe Stellen und Ämter werden von Klerikern verwaltet, und ſind großentheils Pfründen, die der Papſt um einen nach Verhältniß ihrer jährlichen Einkünfte beſtimmten Preis förmlich verkauft. Bei dem Tode Sixtus V. gab es 4000 verkäufliche Ämter; dieſe Zahl iſt aber ſpäterhin herabgeſetzt, und der damit getriebene Mißbrauch etwas eingeſchränkt worden. Der oberſte Staats- und Kirchenrath des Papſtes iſt das *Collegium der Cardinäle*, welche er, wenn es ihm gut dünkt, zuſammenberuft, um ſich mit ihnen über die innern und äußern Angelegenheiten ſeines Staats und der katholiſchen Kirche zu berathen. Die Sitzungen dieſes höchſten Senats, unter dem alle übrigen Regierungsbehörden zu Rom ſtehen, werden *Conſiſtorien* genannt, und ſind von dreifacher Art. *Geheimes Conſiſtorium* hält der Papſt gewöhnlich in jedem Monate zweimal, nachdem er vorher jedem beiſitzenden Cardinale Privataudienz gegeben hat. In dieſen Sitzungen werden Biſchöfe gewählt, Pallien verwilligt, kirchliche und politiſche Angelegenheiten von Wichtigkeit verhandelt, und über die Vorträge und Berichte der vom Conſiſtorium delegirten Congregationen Beſchlüſſe gefaßt; auch gehen von hier die Selig- und Heiligſprechungen aus. Verſchieden von den geheimen Conſiſtorien ſind die *halbgeheimen* dadurch, daß ihre Verhandlungen hauptſächlich auswärtige Angelegenheiten betreffen, und zur Kenntniß der fremden Geſandten kommen. Die *öffentlichen Conſiſtorien* dagegen werden ſelten gehalten, und ſind nur Ceremonialverſammlungen, in denen der Papſt Geſandtſchaften empfängt, und wichtige Beſchlüſſe, z. B. Kanoniſationen, Ordensſtiftungen u. ſ. w., feierlich proclamiren läßt. In der Regel nehmen alle zu Rom reſidirenden Cardinäle an den Conſiſtorien Theil, doch darf

keiner dabei erſcheinen, den der Papſt nicht jedesmal ausdrücklich dazu einladen läßt. Der Papſt präſidirt bei dieſen Sitzungen ſtets in eigner Perſon, und gegenwärtig ſind allemal der Cardinal-Staatsſecretär, welcher päpſtlicher Miniſter des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten iſt, und die Cardinal-Präſidenten der zur römiſchen Curie gehörigen Behörden. Gegenwärtig beſtehen 22 Congregationen der Cardinäle zu Rom, 1. heil. römiſche und allgemeine Inquiſition oder Santo officio. 2. Viſita apoſtolica. 3. Conſiſtoriale. 4. Vescovi. Regolari. 5. del Concilio (tridentino). 6. Reſidenza di Vescovi. 7. Immunita eccleſiaſtica. 8. Propaganda. 9. Indici (verbotene Bücher). 10. Sagri Riti (der heil. Gebräuche). 11. Ceremoniale. 12. Disciplina regolare (Mönchsorden). 13. Indulgenze e ſagre Reliquie. 14. Examen dei Vescovi. 15. Correzione dei libri della chieſa orientale. 16. Fabrica di S. Pietro (Erhaltung der Peterskirche). 17. Conſulta. 18. Buongoverno. 19. Loreto. 20. Waſſerbau und pontiniſche Sümpfe. 21. Economica. 22. Außerordentliche geiſtliche Angelegenheiten. Die wenigſten dieſer Behörden ſind vollſtändig beſetzt, da jetzt nur gegen 30 Cardinäle ſich wirklich in Rom aufhalten. E.

Römiſcher Kaiſer, ſ. Reich (deutſches).

Römiſch-katholiſche Kirche heißt diejenige chriſtliche Religionspartei, welche den Biſchof von Rom als ihr ſichtbares Oberhaupt anerkennt, zum Unterſchiede von der griechiſchen Kirche, die ſich auch eine katholiſche, d. h. allgemeingeltende, nennt, aber keine Befehle vom Papſte annimmt. An Anſehen und Umfang übertrifft die römiſch-katholiſche Kirche, welche, Rußland und die Türkei ausgenommen, bis zur Reformation die allein herrſchende in Europa war, noch jetzt alle übrigen. Sie hat mehr Bekenner als die proteſtantiſchen Kirchen zuſammengenommen, und ihr beſtändiges Bemühen, ſich auch auf Koſten der griechiſchen Kirche zu vergrößern, hat nach und nach beinahe zwei Millionen Anhänger des griechiſchen Ritus in Europa unter die geiſtliche Oberherrſchaft des Papſtes gebracht. Vgl. d. Art. Unirte Griechen. Nicht geringern Eifer verwendet ſie, weil nach ihrem Lehrbegriffe außer ihrem Schooße kein Heil iſt, auf die Bekehrung der Proteſtanten, welche die Hauptaufgabe der Jeſuiten war. Doch hat der Geiſt unſrer Zeit dieſem Zwecke des Papſtthums ſo kräftig entgegengewirkt, daß nicht nur die Katholiken, welche in proteſtantiſchen Ländern leben, gelernt haben, ſich der verhaßten Proſelytenmacherei zu enthalten, ſondern auch die freieren Anſichten der Proteſtanten von Religion und Kirchenthum das ſtille Bekenntniß unzähliger Katholiken geworden ſind. Dies zeigt ſich beſonders in Deutſchland, wo der Einfluß Joſephs II., das Schwanken der Episcopalverhältniſſe, die aufgeklärte Denkungsart einiger Erzbiſchöfe, und hauptſächlich der lebhaftere literariſche Verkehr unter den Katholiken ſelbſt eine Oppoſition gegen das römiſche Weſen gebildet hat, und in Frankreich, wo der Papismus durch die während der Revolution in Umlauf gekommenen politiſchen und religiöſen Meinungen einen harten Stoß erhielt. Über die Lehre, Verfaſſung und Geſchichte der römiſch-katholiſchen Kirche iſt das Nöthige in den Artikeln Katholicismus und Papſt geſagt. E.

Römiſcher König, ſ. Reich (deutſches).

Römiſche Kunſt, ſ. Baukunſt (Geſchichte der), Bildhauerkunſt (Geſchichte der), Mahlerei und Muſik (Geſchichte der).

Römiſche Literatur. Sie zerfällt in vier Epochen: 1. vom zweiten puniſchen Krieg bis auf Cicero; 2. von da an bis zum Tode Auguſtus, das ſogenannte goldne Zeitalter wiewohl ſchon einige frühere Autoren dazu gerechnet werden; 3. von da an bis zu Trajans Tode, das ſilberne Zeitalter; 4. von dieſem Zeitpuncte an bis auf Roms Überwältigung durch die Gothen, das eherne Zeitalter. Wir umfaſſen zuerſt die poetiſche Literatur der Römer, da die Poeſie, wie in allen Sprachen auch hier der Proſa voranging. Urſprünglich war die Poeſie in Rom nicht einheimiſch; ſie war eine künſtliche Pflanze, die größtentheils griechiſchen Muſtern, ſpäterhin auch der Rhetorik und der Schule ihr Daſein verdankt. Die erſten Verſuche in der Poeſie waren die Atellanen (fabulae Atellanae), urſprünglich von den Oskern entlehnte Schauſpiele, die bald in Poſſenſpiele ausarteten, welche die jungen Römer nicht in die Hände der Schauſpieler kommen ließen, ſondern ſelbſt aufführten. Sie hatten einige Ähnlichkeit mit den Satyrſpielen der Griechen. Auch die folgenden Verſuche waren mit wenigen Ausnahmen dramatiſch. Livius Andronikus, ein gefangner Grieche aus Tarent, gab zuerſt über 500 J. nach Roms Erbauung den Römern die Odyſſee, und machte ſie durch lateiniſche, aus dem Griechiſchen überſetzte oder nachgebildete Trauerſpiele und Luſtſpiele mit dem dramatiſchen Reichthume der Griechen bekannt. Ihm folgten Nävius, der auch ein hiſtoriſches Gedicht über den erſten puniſchen Krieg ſchrieb, die beiden Tragiker Pacuvius und Attius, vorzüglich aber Ennius, der erſte epiſche Dichter und Gründer der römiſchen Poeſie, den auch ſpätere Schriftſteller, beſonders Cicero und Virgil, hochſchätzten. Er ſchrieb römiſche Annalen in achtzehn Geſängen, ein epiſches Gedicht, Scipio, ſechs Bücher Satiren oder Saturen, mehrere Luſtſpiele und Trauerſpiele ꝛc., von denen, wie von den vorigen, bloße Fragmente vorhanden ſind. Ein Zeitgenoſſe des Ennius war Plautus, von welchem wir noch einundzwanzig Stücke beſitzen. Seine Stärke iſt im Niedrigkomiſchen; er hat glücklichen Witz, Laune und echtkomiſche Sprache, dabei verſchmäht er nicht die derbſten Späße. Dann Cäcilius, von welchem wir aus Titeln und Fragmenten fünfundvierzig Stücke kennen, und Terenz, ein glücklicher Nachahmer Menanders und Anderer, welcher ſich durch Wahrheit und Feinheit des Dialogs, durch eine gebildete Sprache, ſo wie durch planmäßige Anordnung ſeiner griechiſchen Charaktergemählde auszeichnet. Dieſe drei Komiker nahmen die neuere Komödie der Griechen zum Muſter (Comoediae palladiae). Dagegen brachte Afranius nebſt wenigen Andern römiſche Sitten auf das Theater (Comoediae togatae). Bald nach ihm zeigte Lucilius, ein Nachbildner der ältern griechiſchen Komödie, ein großes Talent zur Satire, deren Schöpfer er unter den Römern ward. Wir ſehen aus dem Geſagten, daß die Römer keine ausgezeichnete Schaubühne hatten, und daß ihre Dramen meiſtens Überſetzungen oder Nachbildungen griechiſcher Werke waren. Die Mimen (komiſche Monodramen) des Laberius und Syrus kennen wir zu wenig, um ihnen einen bedeutenden Rang anzuweiſen; doch werden ſie gerühmt. Auch die ſpätern Tragiker aus dem Auguſteiſchen Zeitalter, um dieſe ſogleich hier in ihrer natürlichen Ordnung aufzuführen, ein Aſinius Pollio, ein Varius mit ſeinem Thyeſtes, ein Ovid mit ſeiner Medea werden zwar geprieſen; allein die Urſachen ſind leicht zu errathen warum man glauben muß, daß die Tragödie auf römiſchem Boden nie gedeihen konnte. Wir dürfen

nur an die im Triumph aufgeführten Könige, die dann im Kerker verſchmachteten, an die Gladiatorenſpiele und Thiergefechte denken. Bei einem Volke, das hieran Gefallen fand, konnte man nie Ariſtoteliſche Reinigung der Leidenſchaften, das Ziel der attiſchen Tragödie, erwarten. Das einzige Probeſtück der tragiſchen Poeſie aus einer ſpätern Zeit iſt uns in den zehn Trauerſpielen des Annäus Seneca aufbehalten, die man aber, wohl nicht mit Unrecht, mehrern Verfaſſern zuſchreibt. Sie ſind vielmehr monſtröſe Declamationen, die, ohne alle innere Wahrheit, aus den Schulen der Rhetoren herſtammen, und mit ihrem Bombaſt nur den gröbſten Sinn beſtechen können. Lucrez, welcher unter den frühern Dichtern Roms eine ganz neue Bahn betrat, ſchuf nach dem Syſteme des Epikur ein philoſophiſches Gedicht über die Natur der Dinge in ſechs Büchern, welches er mit poetiſchen Farben reichlich geſchmückt hat. Auch er ging von dem Geiſte aus, den mehrere wiſſenſchaftliche Gedichte der Griechen athmen. Er iſt allerdings ein begeiſterter Darſteller der Natur, nicht ohne Originalität, aber auch nicht ohne Härten und Dunkelheit. In einer andern Gattung zeigte ſich Catull, nämlich im leichten Liede und in der Elegie, auch in Epigrammen. Er hat viel eigenthümliche Feinheit der Empfindung, auch glückt ihm der gefällige Scherz. Indeſſen nimmt er es, wie die meiſten erotiſchen und ſatiriſchen Dichter der Alten, mit der Sittlichkeit des Ausdrucks nicht zu genau, welches im Geiſte der damaligen Zeit und in der herrſchenden Anſicht vom zweiten Geſchlechte ſeine Erklärung findet. Weit reiner und ſanfter erſcheint Tibull, welchem wir mit Quintilian den erſten Rang unter den Elegikern zuerkennen möchten. Er behandelt die Liebe am wenigſten roh, und zeigt überhaupt wahres Gefühl, ohne geſuchte Kunſt. — Mit dem Zeitalter des Auguſtus, welches nun beginnt, offenbart ſich in der römiſchen Literatur ein neuer Geiſt, da die Freiheit der Republik gänzlich verſchwunden war. Auguſtus ſelbſt und Mäcenas unterſtützten die dichteriſchen Talente. Der erſte dieſer begünſtigten Dichter iſt Virgil, welcher in ſeiner Äneide ein eigentliches Nationalepos, die Landung des Äneas und die Gründung ſeiner Herrſchaft in Latium, aufgeſtellt hat. Wiewohl der Dichter ſein eignes Werk ſelbſt vernichten wollte, ſo iſt doch ſein Streben zum Großen nicht zu verkennen, indem er ſeinen Zeitgenoſſen eine neue Ilias nach einem hohen Vorbilde erſchaffen wollte, die freilich nicht ſo erzwungen werden konnte. Dennoch zeigt er in ſeiner Darſtellung vaterländiſches Gefühl, gebildeten Kunſtſinn und reine poetiſche Sprache. Weit gelungener in ſeiner Art iſt das Gedicht vom Landbau (Georgica). Hier hat er in der Form eines Lehrgedichts und in einer vollendeten Sprache ſeine Anſichten und Gefühle vom Landleben niedergelegt, nachdem er in einem frühern Verſuche der Eklogen oder Hirtengedichte dieſelbe Liebe zur Natur und zum Landleben ausgeſprochen hatte; wiewohl er dabei oft allegoriſirt, indem er, ſich von ſeinem Muſter, dem Theokrit, entfernend, bisweilen ſelbſt die Perſon eines Hirten annimmt. Wenn wir im Virgil den vorzüglichſten epiſchen und didaktiſchen Dichter der Römer anerkennen, ſo erſcheint Horaz als ein Liebling der lyriſchen Muſe, als ein Prieſter der Muſen ſelbſt, wiewohl man über den größern oder geringern Grad ſeiner poetiſchen Selbſtſtändigkeit bei dem Verluſte ſeiner griechiſchen Vorbilder nicht ſicher genug urtheilen kann. Doch bewegt ſich ſeine Ode oft ganz frei im Gebiete der Lebenskunſt; dann drückt er die edelſten Empfindungen, wie es einem Römer ge-

ziemt, kraftvoll aus. In manchen Oden iſt er ganz Patriot; andre ſeiner Lieder athmen die höchſte Anmuth. Eben ſo achtungswerth zeigt ſich dieſer Dichter in der Satire, einer den Römern eigenthümlichen Gattung, welche überhaupt den Charakter ihrer Literatur zu beſtimmen ſcheint. Auch in den meiſten Epoden und Epiſteln ſtellt er mit ſpielender Heiterkeit und gewandter Virtuoſität mehr das Ungereimte, als das Schändliche dar, wiewohl auch dieſes aus ſeinen Lebensgemählden nicht ausgeſchloſſen iſt. In das Auguſteiſche Zeitalter fallen noch unter den Elegikern, die wir beſitzen, Properz und Ovid. Als erſter Prieſter der griechiſchen Elegie betritt Properz den heiligen Hain des Kallimachus und Philetas, um in hellniſchen Chören italiſche Orgien zu feiern; er läßt unter der verzehrenden Gluth der Sinnlichkeit doch eine gewiſſe ernſte Hoheit hervorſtrahlen, wenn er auch in Gedanken und Ausdruck nicht ſelten gezwungen iſt. Dem Ovid läßt ſich das fruchtbarſte poetiſche Talent und die gröſte Leichtigkeit der Verſification nicht abſprechen; nur kokettirt er zu ſehr mit ſeinem Überfluß, und wird oft in ſeinen elegiſchen Klagen unmännlich. Das eigenthümlichſte ſeiner Gedichte ſind die Faſti, oder die poetiſche Beſchreibung der römiſchen Feſte und ihres Urſprunges; das mißlungenſte ſind wohl ſeine ein und zwanzig Heroiden. Ovid iſt der Schöpfer dieſer verrufenen Dichtungsart. Dieſe ſogenannten Briefe haben zu viele Einförmigkeit, und ſind zu ſehr mit verliebten Klagen angefüllt, um Würde und innere Wahrheit zu haben; ſie ſind mehr als rhetoriſche Spiele zu betrachten. Über die übrigen Werke dieſes Dichters, namentlich über ſeine Metamorphoſen und erotiſchen Poeſien ſ. d. Art. Ovid. Von den andern Dichtern, die dieſer Zeit angehören, iſt wenig zu ſagen. Einige geſchätzte Elegiker, wie Pedo Albinovanus, oder Cornelius Gallus, ſind uns faſt gänzlich verloren gegangen. Ein Gedicht über den Ätna, welches dem vom Quintilian gelobten Cornelius Severus beigelegt wird, hat wenig ſchöpferiſche Kraft, und die Lehrgedichte des Gratius Faliscus über die Jagd (Cynegeticon), ſo wie des Manilius über die Aſtronomie behaupten bei gelungenen Einzelnheiten einen größen Werth durch ihren Stoff, als durch ihre Form, die, wiewohl nicht zu ihrem Vortheil, an den Alexandrinismus der griechiſchen Poeſie erinnert. Das dritte Zeitalter nach dem Tode des Auguſtus beginnt mit dem Phädrus, einem Nachahmer des Äſop, welcher mehr ſeiner Sprache, als ſeiner Erfindung und Behandlung wegen gelobt zu werden verdient. In dem dunkeln Perſius zeigt ſich ſchon der entartete Geiſt der römiſchen Poeſie. Er ſowohl, als der ſpätere Juvenalis ſprechen ihren Unwillen über die Schlechtigkeit ihrer Zeit mit unverhaltenem Grimm aus, haben aber in ſo fern mehr moraliſchen als äſthetiſchen Werth. Wenn wir bei den Häuptern dieſer ſpätern Poeſie verweilen, bei dem Lucan, welcher durch die Beſingung des Bürgerkriegs zwiſchen Cäſar und Pompejus zum hiſtoriſchen Heldengedicht zurückkehrte, oder bei dem ſchwülſtigprunkenden Statius, welcher eine Thebaide und den Anfang einer Achilleide dichtete, um von den kleinern Gedichten zu ſchweigen, ſo finden wir einen durchgängigen Mangel an ſchöpferiſcher Phantaſie und eine Kälte, die ſich und uns vergebens mit rhetoriſchen Feuerwerken zu erwärmen ſucht. Dabei war dieſen Dichtern die eigentliche poetiſche Welt und ſelbſt der Sinn für republikaniſche Freiheit längſt untergegangen. Bei ſo überſpannten Naturen, wie die Römer waren, konnten nur Dichter, wie Statius, oder der Epigrammatiker Martialis (welchem wir übrigens Witz und Reich-

thum der Erfindung nicht abſprechen können) ihr Glück machen. Indeſſen bewährt Lucan bei allen Fehlern der Anlage und bei einer oft unwürdigen Schmeichelei bisweilen einen überraſchenden Adel der Geſinnung, Kraft des Ausdrucks und glückliche Darſtellung der Charaktere. Valerius Flaccus, welcher den Argonautenzug nach dem Vorbilde des Apollonius Rhodius beſang, zeigt mehr ein Streben, durch Gelehrſamkeit zu glänzen, als Originalität und Friſchheit des Colorits, und Silius Italicus, ein großer Verehrer Virgils, welcher den zweiten puniſchen Krieg zum heroiſchen Stoff wählte, gilt blos als hiſtoriſcher Dichter. — Mit der vierten Periode zeigte ſich der Verfall der römiſchen Poeſie immer mehr. Die vierundzwanzig Fabeln des Avienus oder Avianus ſind in einem harten geſchraubten Style; dagegen zeichnen ſich das Gedicht des Nemeſian über die Jagd, und die ſieben Eklogen des Calpurn wenigſtens durch ziemliche Reinheit und Leichtigkeit der Sprache aus. Auſon macht in ſeinen Epigrammen und ſogenannten Idyllen, beſonders in ſeinem Gedichte auf die Moſel, gleichſam die Grenzſcheide zwiſchen der alten und neuen Welt; nur Claudian erſcheint in dieſer ehernen Zeit faſt wie ein Wunder. Wenn er auch von rhetoriſchen und epigrammatiſchen Auswüchſen, von der Sucht, durch Gelehrſamkeit zu ſchimmern, nicht frei iſt, ſo ſteht er doch über ſeiner Zeit und neigt ſich oft zu einem blühenden Kunſtſtyl. Seine Gedichte haben zum Theil gelegentliche Veranlaſſungen; andre ſind kleine Epopöien, unter denen der Raub der Proſerpina und eine Gigantomachie, beide unvollendet, hervorragen. Auch zwei größere ſatiriſche Gedichte, 47 Epigramme und andre kleine Gedichte zeichnen ihn unter der Menge vortheilhaft aus. Wir ſchließen dieſe Reihe mit dem Rutilius Numantianus, welcher ſeine Seereiſe nach Gallien in elegiſchem Versmaße nicht ganz verdienſtlos beſungen hat, und mit zwei chriſtlichen Dichtern, dem Prudentius und Sedulius, in welchen wir faſt nur moderne Klänge und die erſten Keime der Kirchengeſänge finden. — In der proſaiſchen Literatur der Römer, die im Ganzen noch höher zu ſetzen iſt als die poetiſche, möchten die Beredſamkeit, die Geſchichte, die Philoſophie und die Rechtsgelehrſamkeit die Hauptfächer ſein, in welchen ſie ſich ausgezeichnet haben. Nachdem die Römer als Eroberer in die griechiſche Welt eingetreten waren, nachdem ſie den Wiſſenſchaften überhaupt mehr Schutz gewährten und ſich beſonders von der politiſchen Wichtigkeit der Redekunſt überzeugt hatten, wurden die Griechen, als Lehrer der Beredſamkeit (Rhetoren), als Lehrer der griechiſchen Sprache und Literatur überhaupt (Grammatiker) den Siegern unentbehrlich, wiewohl ſie zweimal in dieſer Periode aus Rom verbannt wurden. Bald aber kehrte man zu ihnen zurück; man verband die theoretiſche Anweiſung mit frühen Vorübungen oder Declamationen, um ſich auf öffentliche Reden vorzubereiten, da die gerichtliche Beredſamkeit immer der Brennpunct bei den freien Römern blieb. Von ihren Rednern kennen wir Viele blos dem Namen und dem Ruhme nach, welchen ihnen andre Schriftſteller ertheilen. Dahin gehören Cornelius Cethegus, Tiberius Gracchus, Cotta, Sulpicius, beſonders aber Licinius Craſſus, Antonius, Hortenſius und Cäſar ſelbſt. Das vorzüglichſte Verdienſt aber als Redner erwarb ſich Cicero, von welchem wir nicht allein in neunundfunfzig noch vorhandenen Reden die ſchönſten Muſter der Beredſamkeit beſitzen, ſondern welcher auch in gediegenen rhetoriſchen Werken als Leh-

rer auftrat, und überhaupt an der Gründung der proſaiſchen Literatur der Römer den entſchiedenſten Antheil hatte. Im Zeitalter des Auguſtus, nach dem Tode des letzten Verfechters der römiſchen Freiheit, mußte freilich die freie Beredſamkeit verſtummen; doch waren auch die Werke dieſer und der ſpätern Periode von jenem alten Geiſte mehr oder minder durchdrungen. Als den letzten Hauch der römiſchen Beredſamkeit kann man die Lobrede auf den Trajan vom jüngern Plinius annehmen, welcher ſich auch als gerichtlicher Redner zu Rom Anſehen erwarb. Die Schwäche der nun ganz darniederſinkenden Rednerkunſt kann man am beſten aus Fronto und manchen dem Plinius nachgeahmten panegyriſchen Verſuchen ſpäterer Redner, namentlich des Claudius Mamertinus, des Eumenius, Nazarius und des Pacatus Drepanius beurtheilen. Noch iſt Quintilian, ein Zeitgenoſſe jenes Plinius, als die letzte Stütze redneriſcher Bildung, theils durch Unterricht, theils durch eignes Beiſpiel, zu nennen. Wir haben noch unter ſeinem Namen 19 größere und 145 kleinere Declamationen oder Übungsreden. Größer aber iſt ſein Verdienſt als Rhetor und Grammatiker. In ſeinen 12 Büchern de instituione oratoria verbindet er mit geſchmackvoller gründlicher Anweiſung zugleich die Anführung und Charakteriſirung der beſten Muſter. Früher ſchon im blühendſten Zeitalter der römiſchen Literatur hatten, nächſt dem Cicero, Cäſar und Terentius Varro durch ihre grammatiſchen Schriften mitgewirkt, eine wiſſenſchaftliche Kenntniß der Sprache zu begründen, und ihr dadurch eine feſte Geſtalt zu geben. Varro, der gelehrteſte Sprach- und Alterthumsforſcher ſeiner Zeit, ſchrieb ein Werk über die lateiniſche Sprache, welches urſprünglich aus 24 Büchern beſtand, von welchen aber nur noch ſechs vollſtändig übrig ſind. In rhetoriſcher Hinſicht ſind noch die bürgerlichen Rechtshändel (Controversiae) und die Empfehlungsreden (Suasoriae) des Marcus Seneca zu nennen, vorzüglich aber ein ſchätzbarer Dialog über die Urſachen der geſunkenen Beredſamkeit, welcher von den Meiſten dem Quintilian zugeſchrieben wird. Spätere Grammatiker, d. h. Lehrer der Sprachkunſt und der Literatur überhaupt, von den Zeiten der Antonine an ſind Aulus Gellius, Cenſorinus, Nonius Marcellus, Pomponius Feſtus, Macrobius, Donatus, Priſcianus, Diomedus und Chariſius, die theils durch grammatiſche Belehrungen, theils durch Commentare über ältere Autoren und durch Erhaltung ſchätzbarer Fragmente aus denſelben für den Gelehrten ſehr wichtig ſind. Mit der Literatur der römiſchen Sprache und Beredſamkeit läßt ſich füglich die Literatur ihrer Geſchichtſchreibung verbinden, weil ſich dieſe mit ihr und durch ſie ausgebildet hat. Die erſten hiſtoriſchen Schriften waren blos trockene Verzeichniſſe wichtiger Vorfälle, welche durch die Annalen der Oberprieſter (Pontifices Maximi) auf einer Tafel in ihrer Wohnung, und durch Verzeichniſſe der Conſuln nebſt den merkwürdigen Vorfällen im Tempel der Moneta (libri lintei) aufbewahrt wurden. Fabius Pictor, Albinus Poſthumius, der ältere Cato, Cölius Fannius, Valerius aus Antium und einige Andre waren die erſten Geſchichtſchreiber der Römer, jedoch ohne alle hiſtoriſche Kunſt. Erſt in der herrlichſten Zeit Roms traten einige große Meiſter auf. Wer kennt nicht die Lebendigkeit, die ſchöne Einfachheit, die ganz zweckmäßige Schreibart des Julius Cäſar? Beſonders merkwürdig erſcheint er in den Nachrichten über den von ihm ſelbſt geführten galliſchen und bürgerlichen Krieg. In Salluſts Sprache findet man freilich hier und da

etwas Gezwungenes; indeſſen hat er eine große Sorgfalt auf die Erzählungen und auf die Schilderung der Charaktere verwendet, und zeigt überall Gedankenreichthum und tiefe Beurtheilungskraft, ſo daß er nicht zu ſeinem Nachtheile mit ſeinem Vorbilde, dem Thucydides, verglichen werden darf. Livius iſt, wenn wir die verloren gegangene Univerſalgeſchichte des Trogus Pompejus ausnehmen, der Hiſtoriker vom größten Umfang unter den Römern, und verdient in der Erzählung und redneriſchen Form (lactea ubertas) vollkommen genannt zu werden, wiewohl ihm Aſinius Pollio nach dem Quintilian eine gewiſſe Patavinität (das Fremdartige ſeiner Vaterſtadt) vorwarf. Seine Geſchichte ging von der Ankunft des Äneas in Italien bis auf das J. 744 nach Roms Erbauung, von welcher aber verhältnißmäßig nur wenige Bücher noch übrig ſind. Dieſen drei Muſtern der Geſchichtſchreibung zunächſt ſteht mit ſeinen Biographien vorzüglicher Feldherren Cornelius Nepos, wenigſtens durch die Reinheit des Ausdrucks. Es iſt zu beklagen, daß ein geſchichtliches Hauptwerk von ihm untergegangen iſt. — Unter dem Drucke des Despotismus entartete jetzt ſelbſt die Geſchichte, die von den Römern ſo wohl angebaut war; dies zeigt die geſchraubte declamatoriſche Sprache des Vellejus, von dem wir einen kurzen Abriß der römiſchen Geſchichte haben, in welchem er ſich die niedrigſten Schmeicheleien erlaubt hat. Noch mehr zu tadeln iſt Florus. Auch er brachte die römiſche Geſchichte in einen Auszug; doch verirrte ſich ſein ſchwülſtiger Styl oft zu weit über die Grenzen der Proſa, der unwürdigen Schmeichelei nicht zu gedenken. Valerius Maximus iſt in ſeinen Erzählungen von denkwürdigen Männern mehr Compilator und Anekdotenſammler; Sueton beſchränkte ſich bei ſeinen übrigen grammatiſchen und rhetoriſchen Arbeiten auf bloße Biographien der Kaiſer, die übrigens durch innern Gehalt anziehend ſind. Über dieſe verdorbene Zeit erhob ſich Tacitus durch echtrömiſche Geſinnung, durch Geiſtestiefe, und durch jene Kraft des Ausdrucks, welche oft nachgeahmt, aber ſelten erreicht worden iſt. Man kann mit Recht ſagen, daß in ihm der Dichter, der Philoſoph und der Geſchichtſchreiber vereinigt erſcheinen. Nach dem Trajan verſchwinden die bedeutenden Schriftſteller, da die griechiſche Literatur wieder ihre Rechte behauptete, und die römiſche Geſchichte ſelbſt von mehrern Griechen bearbeitet ward. Juſtin trägt vielleicht die Schuld, daß wir durch ſeinen Auszug die allgemeine Geſchichte des Trogus Pompejus in 44 Büchern verloren haben. Die Unkunde der römiſchen Geſchichte ſelbſt war bei den Imperatoren ſo weit gekommen, daß Eutrop nach dem Befehl des Kaiſers Valens einen kurzen Abriß der römiſchen Geſchichte entwerfen mußte. Vom Aurelius Victor iſt wenig zu ſagen, und ſo dürfen wir den Verluſt ſeines Hauptwerks vom Urſprunge des römiſchen Volks, welches nur bis auf das erſte Jahr nach Roms Erbauung geht, nicht zu ſehr bedauern. Weit höher ſteht Ammianus Marcellinus, welcher, freilich in einer barbariſchen Schreibart, dem Forſcher oft reizende Ausſichten öffnet und durch geſundes Urtheil, ſo wie durch Mannichfaltigkeit des Stoffs, den Leſer ergötzt. Deſto weniger Lob verdienen die ſechs ſogenannten Schriftſteller der Kaiſergeſchichte Scriptores historiae Augustae), der Spartianus, Capitolinus, Trebellius, Vopiscus, Gallicanus und Lampridius. — Wenn wir oben ſagten, daß ſich die Römer auch in der Philoſophie ausgezeichnet hätten, ſo iſt dieſes Lob dahin einzu-

ſchränken, daß ſie die von den Griechen gemachten Erfindungen zum Theil in einer populären Sprache verbreiteten, und daß die angeſehenſten Staatsmänner in der blühendſten Periode Roms Freunde und Verehrer der Philoſophie waren. Unter den ältern Römern müſſen auch in dieſer Hinſicht beſonders Lälius, der jüngere afrikaniſche Scipio und Lucullus rühmlich erwähnt werden. — Von der erhabenen Begeiſterung des Lucrez, wiewohl er einem feindſeligen Syſtem huldigte, von der Lebensphiloſophie des Horaz, welcher übrigens den Epikurismus eine tolle Weisheit nannte, iſt bereits an ſeinem Orte geſprochen worden; allein durch die Einführung der höhern ſittlichen Philoſophie der Griechen hat ſich Cicero auch hier ein unſterbliches Verdienſt um die Bildung ſeines Volks erworben. Er verlor ſich zwar nicht in den labyrinthiſchen Gängen der Speculation, aber er kehrte zu ihr im Glück und Unglück ſtets zurück, und ſtellte ſie in ſeiner claſſiſchen Sprache dar. Urſprünglich ein Platoniker, ging er doch oft zur Sittenlehre der Stoiker über, oder, wo ihm der zu ſtrenge Ernſt derſelben mißfiel, zum Ariſtoteles. Nur Epikur mit ſeinem Syſtem war ihm zuwider, da er deſſen Nachtheile für den Menſchen, beſonders für den Staatsbürger, vollkommen einſah. Zugleich findet man in ſeinen Werken viel Lehrreiches über die Geſchichte der alten Philoſophie, z. B. in ſeinen tusculaniſchen Unterſuchungen. Die Philoſophie, wiewohl bisweilen ſelbſt von den Kaiſern wie früher vom ältern Cato verfolgt, fand ſtets ihre Liebhaber in Rom, und faſt jede ihrer Schulen zählte Anhänger daſelbſt; allein ſie trat mehr in der mündlichen Unterhaltung, in der Schule und im Leben ſelbſt, als in Schriften hervor. Früher hatte die ältere Akademie und die Schule des Epikur die meiſten Freunde gehabt; ſpäterhin flüchteten die unterdrückten Geiſter zur Stoa, die mit ihren pomphaften Sentenzen ſelbſt auf einige Dichter einwirkte, z. B. auf den Lucan. Der Philoſoph Annäus Seneca aus dem Zeitalter des Nero, von welchem wir, außer andern Werken, zwölf philoſophiſche Schriften beſitzen, gefiel ſich vor Allen in künſtlich zugeſpitzten Sätzen und in blendenden Antitheſen; doch finden ſich bei ihm auch viele vortreffliche und ſchön ausgeſprochene Gedanken. Aus der vierten Periode der römiſchen Literatur iſt nur Apulejus zu nennen. Die bekannteſte ſeiner Schriften iſt ſeine Erzählung vom goldenen Eſel. Er war Platoniker, und ſelbſt in dem lieblich erzählten Mährchen von der Pſyche finden wir einen Wiederſchein Platoniſcher Ideen. — Der Briefſtyl ſteht mit der Beredſamkeit in Verbindung, und ſo enthält die römiſche Literatur allerdings auch einige Sammlungen muſterhafter Briefe. Die Briefe des Cicero, deren Zahl an das Ungeheure grenzt, ſind größtentheils über wirkliche Vorfälle an die größten Männer der damaligen Zeit geſchrieben, mit aller Reinheit und Eleganz, jedoch ohne Künſtelei. Sie enthalten zuverläſſige Materialien zur Geſchichte ſeiner Zeit, und ſind gleichſam die letzten Denkmahle der Republik. Die Briefe des jüngern Plinius ſind mit derſelben Feinheit und Eleganz geſchrieben, ſie machen uns ein liebenswürdiges Bild von dem Verfaſſer. Doch ſind ſie faſt zu elegant und ſcheinen weniger einer wirklichen Veranlaſſung, als einer gewiſſen Autoreitelkeit ihr Daſein zu verdanken. Die 24 Briefe des Annäus Seneca an den Lucilius beziehen ſich größtentheils auf die ſtoiſche Philoſophie; ſie ſind mehr ihres Stoffs als ihrer Form wegen merkwürdig, welche die bekannten Fehler ſeiner Schreibart nicht verläugnet. Noch ſind die

Briefe des Symmachus aus dem Ende des vierten Jahrhunderts und die des noch ſpätern Sidonius Apollinaris, der auch als Dichter nicht unbekannt iſt, zu nennen. In den erſten erkennt man einen nicht unglücklichen Nachahmer des jüngern Plinius; die letzten dagegen tragen die Schuld ihres Zeitalters, wiewohl ſie durch ihren Inhalt intereſſiren. — Mit den Dichtern berühren ſich die mythologiſchen Schriftſteller der Römer. Der römiſche Götterdienſt war dem griechiſchen zwar einigermaßen verwandt, aber keineswegs ſo völlig einerlei damit, wie Manche annehmen; aber die heroiſche Mythologie der Griechen war durch die Dichter in Rom eingeführt worden, und knüpfte ſich durch nichts an die nationalen Erinnerungen an. So ſchöpften auch die römiſchen Mythographen meiſtens aus griechiſchen Quellen, und haben daher wenig Eigenthümlichkeit. Den einheimiſchen Götterdienſt der Römer lernt man beſſer und vollſtändiger aus ihren antiquariſchen und hiſtoriſchen Schriftſtellern kennen. Hygin, deſſen Zeitalter nicht ſicher beſtimmt werden kann, hat uns eine Sammlung von 277 mythologiſchen Erzählungen gegeben, die nicht unwahrſcheinlich für Skizzen alter Trauerſpiele gehalten werden. Ein Aſtronomikon Poetikon deſſelben Schriftſtellers erläutert die dichteriſchen Sternbilder. Eben ſo ungewiß iſt das Zeitalter des Fulgentius, von welchem wir drei Bücher mythologiſcher Fabeln haben. Und ſo wäre denn auch dieſer Kreis geſchloſſen, wenn wir etwa den Albericus Philoſophus und den Lactantius Placidus aus einem ſehr ſpäten Zeitalter hinzuſetzen, welcher einen Auszug aus Ovids Metamorphoſen geliefert hat. Am ſchicklichſten läßt ſich hier noch Petron, ein Zeitgenoſſe des Nero, anführen, weil auch er durch ſein Satirikon, in welchem er das Sittenverderbniß ſeines Zeitalters mit Witz und Lebendigkeit darſtellt, und durch eigene eingewebte poetiſche Verſuche mit den Dichtern zuſammenhängt. — Auch als Mathematiker, Geographen, Ärzte und Ökonomen empfahlen ſich die Griechen den Römern. In der Mathematik hatten ſie zu einer wiſſenſchaftlichen Erdmeſſung und Sternkunde den Grund gelegt, und die Medicin gab ihrem Erfindungsgeiſte einen weiten Spielraum. In allen dieſen Gattungen, wenn man die ökonomiſchen Kenntniſſe ausnimmt, erwarben ſich die Römer kein eigenthümliches Verdienſt. Unter den mathematiſchen Schriftſtellern iſt Vitruv der Zeit wie dem Werthe nach der erſte. Er war ſelbſt Architekt, und ſo iſt ſein Werk über die Baukunſt noch immer ſehr ſchätzbar. Frontin behandelte die Waſſerleitungen, Vegetius das Kriegsweſen (da die Anwendung der Mathematik auf die Kriegskunſt bei den Römern beſonders Beifall finden mußte) und nach ihm ſchrieb Firmicus Maternus eine Matheſis in acht Büchern, die aber eigentlich Aſtrologie iſt, wie ein Werk des Julius Obſequens über die Wunderzeichen. — Als Geographen ſind Pomponius Mela und Vibius Sequeſter zu nennen. Der letzte lieferte ein nicht unintereſſantes Namensverzeichniß der Flüſſe, Seen, Berge, Wälder ꝛc. Auch Tacitus, der Beſchreiber des alte Germaniens, bleibt hier Tacitus. — Die Ärzte wurden erſt ſeit dem Cäſar und Auguſtus bei den Römern geachtet. Die acht Bücher des Celſus von der Medicin, welche nur den Theil einer großen Encyklopädie ausmachen, ſind ihres Inhalts und ihrer Schreibart wegen ſehr bedeutend. Ämilius Macer und Lulus Apulejus (von dem vorigen verſchieden) ſchrieben über die Kräfte der Kräuter. Vom Scribonius Largus und Marcellus Empiricus beſitzen wir unbedeutende

Schriften über die Arzneimittel, und vom Serenus Sammonicus, einem Günſtlinge des Kaiſers Severus, ſogar ein mediciniſches Gedicht. — Mehrere ökonomiſche Werke der Römer ſind uns verloren gegangen. Unter dem Namen des ältern Cato beſitzen wir ein Werk vom Ackerbau. Wichtiger ſind die drei Bücher des gelehrten Varro über die Landwirthſchaft, die überhaupt viel Belehrendes enthalten. Auch die Werke des Columella und Palladius über die Landwirthſchaft, die zum Theil eine dichteriſche Einkleidung gewählt haben, ſind mit Ruhm zu nennen. Der berüchtigte Schwelger Apicius, welchem man ein ſchlechtgeſchriebenes Werk über die Kochkunſt beilegt, findet hier wohl am ſchicklichſten ſeinen Platz. — Noch ſind einige Schriftſteller übrig, die man, wie jenen Varro, Polyhiſtoren nennen möchte. Außer dem Celſus ſchrieb der ältere Plinius eine Naturgeſchichte, in welcher er zugleich die Kosmographie und Geographie, die Medicin und Kunſt mit einem Aufwande von Gelehrſamkeit, doch in gezwungener Schreibart, behandelt. Er hat uns an einem Beiſpiele gezeigt, was die Römer mit ihren unermeßlichen Hülfsmitteln für die Erweiterung menſchlicher Kenntniſſe hätten leiſten können. Einen Auszug daraus machte Solinus. Endlich ſchrieb Marcianus Capella im 5. Jahrhundert in einer barbariſchen Sprache eine Art von Encyklopädie in neun Büchern unter dem Titel Satirikon (wegen ihres gemiſchten Inhalts), in welcher er mehrere Wiſſenſchaften mit ihren vornehmſten Lehrſätzen behandelt. — Bei einer Überſicht der römiſchen Literatur finden wir, daß die eigentliche Blüthe derſelben nur kurz gedauert, nämlich vom Cicero an bis auf den Tod des Trajan, daß die Proſa eine höhere Stufe erreicht hat, als die Poeſie, in welcher der Erfolg nach den Gattungen verſchieden war, und daß bei allem Guten, was man von römiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft ſagen muß, die Griechen den Römern an Zahl ſowohl als an innerer Vollendung überlegen ſind. Vielleicht hätte ihre Literatur, wenigſtens die Poeſie, einen höhern Schwung genommen, wenn ſie weniger Nachahmer geweſen und mehr in der urſprünglichen Idee von Rom einheimiſch geblieben wären. Nur in der Rechtsgelehrſamkeit behauptet die römiſche Literatur zu ihrem Ruhme einen ganz eigenthümlichen Charakter, welcher ſich auch bis in die ſpäteſten Zeiten erhalten und ſich allen gebildeten Nationen der modernen Welt mitgetheilt hat. S. d. folg. Art.

bb.

Römiſches Recht. Bei der neuen Schöpfung germaniſcher Staaten wird den Regenten derſelben gewiß das heilige Beſtreben inwohnen, ein der Menſchheit würdiges bürgerliches Recht zu ſchaffen. Ein ſolches kann blos aus einer Amalgamation reiner praktiſcher Vernunft mit Sätzen der Erfahrung hervorgehen. Die Stimme der erſtern reicht ſo weit als es möglich iſt, das Coexiſtenzialverhältniß mit Nothwendigkeit zu begründen; hier kann blos deutſche Weisheit benutzt werden, denn keiner andern Nation iſt es gelungen, die Syntheſis des Vernunftrechtlichen ſo rein zu conſtruiren, als den Philoſophen Germaniens. Die hieran zu paſſende Erfahrungskenntniß hingegen beſteht größtentheils in pſychologiſchen Wahrnehmungen über die Handlungsweiſen der Menſchen, und findet ſich in den Rechten des koloſſalen Römerreichs muſterhaft logiſch ausgebildet vor. Daher iſt das Geſetzbuch von dieſer Seite durch die Vorarbeiten der Römer zu ergänzen. Nicht alſo blos für den Geſchichtsforſcher und praktiſchen Juriſten, ſondern auch für

den Geſetzgeber, wiewohl für jeden nach ſeinem Berufe, muß das römiſche Recht ein hochwichtiger Gegenſtand ſein. 1. Der Geſchichtsforſcher durchgeht die weite Zeit des Römerreichs, er zeigt, wie das Recht unter den Königen, in der Republik und unter den Kaiſern beſchaffen war; jede Periode hat für ihn gleiches Intereſſe. a) Unter den Königen zeichnet ſich der Nationalcharakter der Römer durch Steifheit und Strenge aus, das Land derſelben war eigentlich eine einzige Stadt, der rechtliche Zuſtand höchſt particulär. Die Könige ſprachen dem Volke das Recht, und ihre Ausſprüche hatten Geſetzeskraft. b) Mit dem Beginnen der freien Republik änderte ſich die Lage der Dinge. An die Stelle der Könige traten Conſuln, aus dem Gebiete der Stadt ward ein Orbis romanus, und aus dem rohen Volk ein verfeinertes, verderbtes. Das Privatrecht der Römer erhielt hier ſein Fundament durch die zwölf Tafeln, an welche ſich das durch die Edicte der Prätoren und die Theorien der Juriſten begründete Gewohnheitsrecht anſchloß. Die Comitialgeſetze hingegen betrafen immer mehr das öffentliche Recht, und von den Zeiten des Tiberius gingen nur wenig Senatsſchlüſſe das Privatrecht an. c) Als im Römerreiche, zur Zeit, wo die Cultur den höchſten Gipfel erreicht, unter dem Namen eines Auguſtus oder Cäſar Monarchen auf lebenslang auftraten, da bildete ſich in den Conſtitutionen allmählig eine neue Rechtsquelle aus. Vorzüglich zeichnen ſich die erſten Jahrhunderte der kaiſerlichen Regierung durch die reiche Ausbeute der Juriſten aus, welche nunmehr den kräftigen Stoff des Rechts immer mehr und mehr wiſſenſchaftlich zu verarbeiten anfingen; dahingegen man in den letzten Jahrhunderten ſich mehr bemühte, die ſo faſt bis über das Maß menſchlicher Faſſung angeſchwollene Jurisprudenz zu fixiren. Der erſte Verſuch der Art geſchah durch das Citirgeſetz Valentinians III., worin beſtimmt war, welche Schriften der ältern Juriſten unter der großen Menge derſelben in den Gerichten citirt und zur Entſcheidung der vorkommenden Rechtsfälle den Geſetzen gleich gebraucht werden ſollten. Ein zweiter beſtand in Sammlungen von Conſtitutionen nach Geſtalt eines Codex. Ein dritter waren zwei im ſechsten Jahrhunderte nach Chriſtus faſt zu gleicher Zeit veranſtaltete Compilationen des praktiſchen römiſchen Rechts, die erſte die der Weſtgothen in Touleuſe (breviarium Alarici), die zweite die der Griechen in Neu-Rom oder Conſtantinopel unter Juſtinian I. Die Geſchichte des römiſchen Rechts haben geſchrieben J. A. Bach (Hist. jurisprudentiae romanae, ed. Stockmann Lpz. 1796 8.) und Hugo (Lehrbuch der Geſch. des röm. Rechts 2. Aufl. Berl. 1799, 8.). 2. Den praktiſchen Juriſten intereſſirt zunächſt die Compilation Juſtinians, welche man gewöhnlich unter dem Ausdrucke römiſches Recht im engern Sinne verſteht, und die im dreizehnten Jahrhundert die Benennung Corpus juris civilis erhielt. (S. die Art. Civilrecht und Corpus juris.) Bei der Wiedereroberung Italiens hatte Juſtinian jene Sammlungen dahin geſchickt, und ſie durch ein Edict ſowohl in den Gerichtsgebrauch als in die Hörſäle der Rechtsſchule zu Alt-Rom eingeführt, wo ſich ſolche unter der Herrſchaft der Longobarden und der fränkiſchen Könige erhielten. Als endlich im zwölften Jahrhundert die Wiſſenſchaften in Italien wieder aufzublühen begannen, erwachte auch die Liebe für dieſen Zweig alter Weisheit. Talentvolle Männer, von ihren Erläuterungen zu dunkler Stellen Gloſſatoren genannt, trugen dieſes Recht auf den neu geſtifteten Univerſitäten vor und

fanden, indem ſie die praktiſche Seite deſſelben herauszuheben wußten, viele Zuhörer, worunter auch Deutſche waren, welche, in ihr Vaterland zurückgekehrt, viel mit dazu beitrugen, daß dieſes in Theilen daſelbſt ſchon bekannte Recht von den Schöffen in ihren Weiſungen immer mehr und mehr benutzt wurde, bis endlich Kaiſer und Reich 1495 bei Errichtung des Reichskammergerichts allen Beiſitzern die Beobachtung des römiſchen Rechts zur Pflicht machten. 3. Der Geſetzgeber endlich, welchen das wirklich Geltende nicht binden darf, ſpürt in dem Schacht des römiſchen Rechts blos dem Edlen und Echten nach. Wird dieſer daher die neueſten in den Juſtinianiſchen Rechtsſammlungen enthaltenen Verordnungen der chriſtlichen Kaiſer, als etwa die Zeitbeſtimmungen oder ſonſtigen mehrmals geänderten Schranken für Uſucapion und Verjährung von Klagen und Einreden, die willkürlichen Zinsgrenzen, über welche Juſtinian ſelbſt zum Theil nicht mit ſich einig werden konnte, die nicht gleichförmigen Feſtſetzungen über Emphyteuſe, die mancherlei, oft mit ſo ausgeſponnener Ruhmredigkeit angekündigten Privilegien der Bürger, des Fiscus und einiger Teſtamente, die neuertheilten Pfandrechte beim Concurſe, die Juſtinianiſche Ordnung bei der geſetzlichen Erbfolge, die neuen Aftererbeseinſetzungen, die Verfällungen der Erbſchaft auf Erben, die allgemeinen Eide der Gefährde, die Anſtandsverträge, die Klage wegen Verletzung über die Hälfte, und manches andere dieſen ähnliche ſeinem Werke einverleiben? gewiß nicht. Wohl aber wird er die Lehren vom Eigenthume, von den Dienſtrechten, die Lehren von der Auslegung der Verträge, der Teſtamente, der Servituten, der Rechtesprüche, ſo wie von den Bedingungen und andern Nebenbeſtimmungen der Verträge und Teſtamente, die Lehre von der Ausübung der Rechte, vorzüglich des Eigenthums und der Dienſtrechte oder vom Beſitze u. ſ. w. mit wenigen Abweichungen zu dem Seinigen machen können. Denn auf dieſe hat eben ſo wenig geſetzgeberiſche Willkür als beſondere politiſche oder ſittliche Verfaſſung Einfluß gehabt. In ihnen weht der freimüthige Geiſt der Geſchlechter eines Cato, Scipio, Cicero, Julius Cäſar u. A.; ein Geiſt, den ſich die hierarchiſch-feudaliſch beherrſchten deutſchen Stämme nicht haben geben können. Nur dem Römer gelang es, von der heiligen Sphäre des Eigenthums die nachtwandelnde Polizei zu entfernen, die Freiheit des Handels und Wandels aufrecht zu erhalten. Hiermit ſind die wilden Zweige, welche ſich aus der Zeit der Barbarei in den deutſchen Rechten fortgepflanzt haben, unvereinbar. Die deutſchen Fürſten wiſſen dies. Schon iſt vom Bundestage (1. Juli 1817) die Nachſteuer durch ganz Deutſchland aufgehoben. Andere Auswüchſe wird die Bundesverſammlung und die fortſchreitende Geſetzgebung der einzelnen deutſchen Länder vernichten. Ce.

Römiſche Schule, ſ. Italieniſche Kunſt.

Römiſche Sprache. Die altlateiniſche und römiſche Sprache ſind verſchieden. Aus der erſten, deren Spuren man noch in den Geſetzen der zwölf Tafeln findet, und die bald ſo veraltet war, daß man zu Cicero's Zeiten die Geſänge der Salier (Prieſter des Mars) nicht mehr verſtand, bildete ſich nach der Einführung der zwölf Tafelgeſetze, nicht ohne Einfluß der griechiſchen Sprache, die römiſche. In Rückſicht ihrer Mundarten theilte ſie ſich in den sermo urbanus, rusticus und peregrinus. Die erſte Mundart war in Rom ſelbſt, die zweite auf dem Lande, die dritte in den

Provinzen gewöhnlich. Wenn wir noch die Origines des ältern Cato beſäßen, würden wir über die älteſten Bewohner Italiens, alſo auch über die Entſtehung der lateiniſchen Mutterſprache mit Gewißheit entſcheiden können. Jetzt ergiebt ſich aus den zerſtreuten Nachrichten der Alten nur ſo viel, daß die Önotrer, die arkadiſchen, oder vielmehr pelasgiſchen Urſprungs geweſen ſein ſollen, die Auſoner (unter dieſen die Osker und Volsker), die Sabeller oder Sabiner, die Tyrrhener (Tusker, Hetrusker), von denen die Zeichendeuterei und das Prieſterthum bei den Römern ausging, endlich die Umbrer als Hauptvölker Italiens anzunehmen ſind, denen ſich die alten Lateiner oder die ſogenannten Aboriginer anſchließen. Mit dieſen verbanden ſich die Trojaner unter dem Äneas, deren Zahl aber zu unbedeutend war, um einen entſchiedenen Einfluß auf die lateiniſche Sprache zu gewinnen, wiewohl die Herrſchaft an die Fremden kam. Wichtiger ſind in dieſer Hinſicht die griechiſchen Colonien von Achäern, Lokrern und Doriern, die im mittlern und untern Italien wohnten, und ihre Bildung, ſelbſt den bürgerlichen Gebrauch ihrer Sprache, über ihre Grenzen hinaus in Italien verbreiteten. Nothwendig mußte Vieles davon in die lateiniſche Sprache übergehen. Außer der altlateiniſchen Sprache findet man das Etruskiſche, das Oskiſche und Volskiſche erwähnt, welches wohl nur verſchiedne Dialecte geweſen ſein mögen. Das Oskiſche erhielt ſich ſpäter noch in den ſogenannten Atellanen. — Mit der Eroberung von Süditalien und Sicilien, von Macedonien und Achaja mußte die griechiſche Sprache den Römern immer bekannter, und ſo der Einfluß der griechiſchen Sprache auf die Bildung der römiſchen noch bedeutender werden. Auch finden wir in der Ableitung vieler Wörter ſowohl, als in der Wortfügung dieſer Sprache häufige Spuren griechiſcher Abkunft, und gerade die älteſten römiſchen Autoren, z. B. Plautus, Terenz, Lucrez, ſelbſt Catull, haben viele Gräcismen. bb.

Romulus, der Gründer und Stifter Roms und deſſen erſter König. Wie bei allen großen Männern des weit entlegenen Alterthums, iſt auch die Geburt und Abkunft des Stifters des Römerreichs mit dem Dunkel der Sage umgeben. Seine Mutter, Rhea Sylvia, war eine Tochter des Numitor, Königs von Alba, und eine von den Prieſterinnen der Veſta, die, der Göttin heiliges Feuer unterhaltend, in ſtrenger Keuſchheit ihre Tage verleben mußten. Sie war von ihrem Oheim Amulius, der ihren Vater des Throns beraubt hatte, zum Dienſt der Veſta beſtimmt worden, damit keine unwillkommne Nachkommenſchaft von ihr den Uſurpator des geraubten Thrones wieder verluſtig machen könne. Dennoch machte die Folge den Plan des ehrgeizigen Amulius zu Schanden. Die königliche Jungfrau vergaß des Gelübdes der Keuſchheit, und ein Zwillingsbrüderpaar war die Frucht ihrer geheimen Liebe. Um der furchtbaren Ahnung zu entgehen, die das Geſetz über die ihre Pflicht vergeſſenden Veſtalinnen ausſprach, gab Rhea Sylvia vor, der Kriegsgott Mars ſei Vater ihrer Kinder. Dieſe Liſt rettete die Mutter, ein günſtiges Geſchick ihre Kinder. Auf Amulius Befehl wurden die Zwillinge in eine wilde Gegend an den Ufern der Tiber ausgeſetzt, damit ſie eine frühe Beute des Todes würden. Hier ſoll, der Sage nach, eine Wölfin ſie gefunden und ſo lange geſäugt haben, bis der Zufall einen gutmüthigen Landmann, Fauſtulus mit Namen, herbeiführte, der die Kleinen aufnahm und erzog.

Bei ihm verlebten Romulus und Remus ihre Jugendzeit unter den Beſchäftigungen der Jagd und wohl auch des Raubes. Als in der Folge der jüngere, Remus, einſt von den Dienern des Amulius gefangen wurde, ſammelte ſein beherzter Bruder eine kleine Schaar unternehmender Gefährten, mit welcher er ſo glücklich war, (da unterdeß ſeine und ſeines Bruders vornehme Abſtammung bekannt geworden,) nicht allein ſeinen Bruder zu befreien, ſondern auch dem Amulius den unrechtmäßig beſeſſenen Thron zu entreißen, und ſeinen alten Großvater Numitor wieder einzuſetzen. Nach Vollendung dieſer That beſchloß Romulus in Verbindung mit ſeinem Bruder, ſelbſt eine Stadt zu gründen. Den Platz dazu ſollen ihm bei einem feierlichen Opfer die Götter, durch den Flug von ſieben Adlern angezeigt haben. So ward Rom im J. 752 (nach Andern 755) vor Chr. Geb. erbaut. Die Einigkeit, die bisher unter beiden Brüdern geherrſcht, endete bei dieſem Unternehmen; aus Ehrgeiz oder Jähzorn befleckte Romulus ſeine Hand mit Bruderblut, und Remus fiel unter ſeinen Streichen, nach der Angabe der mehreſten Geſchichtsforſcher; Andere laſſen den letztern vor dem Zorn des Bruders flüchten, über die Alpen gehen und den Stifter von Rheims werden. — Um ſeine Stadt zu bevölkern, reichte der kleine Haufen Getreuer, die Romulus bisher gefolgt waren, bei weitem nicht hin, und der Gründer der Jahrtauſende lang weltbeherrſchende Roma ſah ſich daher genöthigt, ſeine Stadt zu einem Aſyl für jeden heimathloſen Flüchtling zu machen. Männer wurden zwar dadurch gewonnen, an Frauen fehlte es aber bald den römiſchen Bürgern, und ihre freundlichen Bemühungen um die Töchter der Nachbarſtädte wurden von den auf den Wachsthum der neuen Stadt eiferſüchtigen Vätern der Verlangten zurückgewieſen. Da entſchloß ſich Romulus zu einem Gewaltſtreich. Er veranſtaltete ein religiöſes Volksfeſt, und lud dazu die Sabiner (vergl. d. Art.) mit ihren Frauen und Töchtern ein. Sie kamen unbeſorgt; aber mitten im Feſte wurden die Unbewaffneten überfallen, und ihnen Frauen und Mädchen entriſſen, und jeder Römer eilte, ſich mit einer Hausgenoſſin zu verſehen. Erbittert griffen die Sabiner zu den Waffen. Es kam zum Krieg zwiſchen beiden Völkerſchaften, das Flehen der Entführten, die ſich zwiſchen die ſtreitenden Parteien warfen, ſtiftete aber endlich Friede, und Rom gewann durch die Vereinigung mit dem Volke der Sabiner bedeutenden Zuwachs. Mehrere glückliche Kriege, die ſtets mit Volks- und Länderanwachs für den jungen Staat endeten, befeſtigten ſeine Fortdauer, und in dem ſieggekrönten Muth der erſten Römer verkündete ſich bereits das Glück und das Gewicht, das dieſe Stadt einſt erlangen ſollte. Romulus herrſchte als König ſtreng und gewaltig, zu ſtreng vielleicht für ſeine ſich ihm freiwillig unterworfenen Unterthanen, und ſein plötzliches Verſchwinden erregt die nicht ungegründete Vermuthung, daß er durch die Hand eines Mißvergnügten fiel. Der Sage nach ſoll er gen Himmel zu der Schaar der Götter geſtiegen ſein, nachdem er ſein Werk vollendet, die ewige Stadt gegründet hatte; und bis zur Annahme der chriſtlichen Religion verehrte das dankbare Rom in eigenen Tempeln die Gottheit ſeines Gründers. Möglich iſt auch, daß er vom Blitz erſchlagen wurde, denn ſein Verſchwinden ſoll während eines Gewitters geſchehen ſein, das heraufzog, als er ſich außerhalb der Stadt bei den Sümpfen von Caprea befand, um ſein Heer zu muſtern. Romulus hatte ungefähr 37 Jahre regiert, einige 50 gelebt, und die zwar rohen, aber für Zeit und Umſtände paſſenden Verordnungen und Geſetze, die er ſeinem Volke gab, zeugen

von ſeiner Herrſcherfähigkeit. Als Romulus ſtarb, ſoll Rom nach einer kurz zuvor von ihm veranſtalteten Zählung zwiſchen drei und vier tauſend wehrhafte Männer gehabt haben. (Vgl. d. Art. Rom.)

Rondeau, Rondo, ſ. Ringelgedicht. In der Muſik ein Tonſtück (oder Satz eines Concerts, Quartetts, einer Symphonie oder Sonate), in welchem ein Hauptthema nach mehreren Abwechſelungen der Modulation als Refrain wiederkehrt; — in der Vocalmuſik beſonders Rundgeſang.

Ronſard, eigentlich Rouſſard (Pierre de), wurde geboren zu Poiſſonniere 1524 und war der erſte franzöſiſche Odendichter von Bedeutung. In ſeiner Jugend wurde er als Page von dem Herzog von Orleans an den König Jacob von Schottland übergeben. Als er nach einigen Jahren in ſein Vaterland zurückkehrte, wurde er von ſeinem Beſchützer (Orleans) angeſtellt und folgte bald darauf dem bekannten Lazarus Baif zum Reichstage nach Speier. Durch dieſen wurde ihm auch der Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften mitgetheilt, und Ronſard ſtudirte nun eifrig die alten Dichter, und wurde bald ſelbſt von ſeinen Landsleuten als der Fürſt der Dichter anerkannt. Die Könige Heinrich II., Franz II., Carl IX. und Heinrich III. erkannten und ehrten ſein Verdienſt, und die Stadt Toulouſe ſchenkte ihm, hingeriſſen von Bewunderung, eine maſſive ſilberne Minerva von bedeutendem Gewicht, die der Dichter wieder ſeinem König Heinrich III. verehrte. Auch die ſchottiſche Maria ehrte und achtete Ronſard und beſchenkte ihn mehrmals. Als er 1585 ſtarb, begleitete ſeinen Leichnam das ganze Parlament, und der Cardinal Duperron ſprach die Leichenrede. So ſehr damals Ronſards Talent erhoben wurde, ſo ſehr iſt es von neuern franzöſiſchen Kritikern, beſonders von Malherbe, herabgeſetzt worden; aber mit Unrecht, denn ſie beachteten nicht die Zeit, in der Ronſard lebte, und die Rohheit der damaligen Sprache, mit welcher er zu kämpfen hatte. Doch hat ſeine Eitelkeit, die oft ins Lächerliche und Übertriebene fiel, nicht wenig dazu beigetragen, ſeinen Nachruhm zu ſchmälern. Man hat von ihm Oden, Hymnen und Schäfergedichte. (Oeuvres Lyon 1592, 5. Vol. 8. und mehrmals.)

Roquelaure (Gaſton Jean Baptiſte, Marquis und Herzog von), war Pair von Frankreich und Ritter mehrerer königlichen Orden. Früh in Kriegsdienſte getreten, wurde er 1642 in der Schlacht bei Honnecourt verwundet und gefangen. Nach ſeiner Auswechſelung wohnte er als Maréchal de Camp den Belagerungen von Gravelines (1644) bei. Zum Generallieutenant erhoben, ward er zum zweitenmal bei Bordeaux verwundet. König Ludwig XIV. ernannte ihn hierauf zum Herzog und vertraute ihm das Gouvernement von Guienne an. Roquelaure war ein ſehr geiſtreicher und witziger Mann, und eine Menge ſeiner oft ſcharfen Repliken und Scherze haben ſeinen Namen in Frankreich faſt berühmter gemacht, als die Dienſte, die er ſeinem König widmete. Eine Sammlung ſeiner Einfälle erſchien in der Folge unter dem Titel: Momus françois, ou les aventures du Duc de Roquelaure, aber ſie enthält ſo vieles Platte und Gemeine, daß man ihr deutlich anſieht, ſie ſei aus anderen als der vorgeblichen Quelle entſprungen. Roquelaure ſtarb 1683 zu Paris.

Roſa (Salvator), einer der berühmteſten Mahler und Kupferſtecher Italiens, zugleich auch ein geachteter ſatiriſcher Dichter, war der Sohn eines Landmeſſers, und zu Renella im Königreich Neapel 1615 geboren. Einen Theil ſeiner Jugend ſoll er unter Räubern

verlebt, und die rauhen, wilden Gegenden, die er mit ſeinen Genoſſen durchſtreifte, ſollen ihm den Stoff zu ſeinen ſchauerlich romanhaften Schilderungen gegeben haben. Doch iſt dieſes ſehr unwahrſcheinlich. Die grauenvollſten Wildniſſe, vor denen auch der muthigſte, kräftigſte Menſch unwillkürlich zurückbebt, waren ihm die willkommenſten, und er füllte ſie mit Gruppen von Schäfern und Räubern, von Soldaten und Banditen aus, wodurch ſie ſo charakteriſtiſch und anziehend wurden. Wenn auch ſeine Zeichnungen nicht immer correct waren, ſo herrſcht doch in ihnen viel Leben und eine bewundernswürdige Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit. Nicht das Liebliche und Sanfte, blos das Schauerlichwilde, das Entſetzliche ſprach ihn an, und nach ſeinen mahleriſchen Darſtellungen hätte man auf ein finſteres, melancholiſches Gemüth ſchließen müſſen. Aber Roſa war ein fröhlicher Menſch, reich an Witz und einer luſtigen ſatiriſchen Laune. Die letztere offenbarte ſich auch in zwei ſeiner Gemählde, von denen das eine die Vergänglichkeit des menſchlichen Lebens, das andere aber die Göttin des Glücks darſtellt, wie ſie ihre Gaben an Unwürdige vertheilt. Dadurch zog er ſich wichtige Feinde zu, weßhalb er ſich von Rom nach Florenz begab, wo er ſich durch mehrere Werke den Beifall des damaligen Herzogs erwarb. Er kehrte nachmals wieder nach Rom zurück, aber ſeine bittern Spöttereien über mehrere ſeiner Kunſtgenoſſen, beſonders über Bernini, vermehrten die Anzahl ſeiner Gegner, wiewohl er auch durch ſeine geſelligen Talente und manche liebenswürdigen Eigenſchaften ſich viele Freunde erwarb. Sehr übel empfand er es, als er wegen ſeines beißenden Witzes von der römiſchen Akademie ausgeſchloſſen wurde. Als dieſe Akademie nachher einen Künſtler, der nebenher Chirurgie trieb, den Zutritt verweigert hatte, behauptete er, „das ſei ſehr unrecht, denn man bedürfe durchaus eines Wundarztes, um alle die Arme und Beine, welche die Mitglieder der Akademie in ihren Gemählden verrenkt hätten, wieder einzurichten.“ Selbſt auf ſeinem Todbette verließ ihn ſeine Schalkhaftigkeit nicht. Mit ſeiner Aufwärterin hatte er bis an ſein Ende vertraut gelebt. Sein Beichtvater meinte, er müſſe ſie heirathen, wenn er anders ins Paradies kommen wolle. „Meinethalben,“ antwortete Roſa, „wenn man doch ohne Hörner nicht hineinkommen darf.“ Er ſtarb 57 Jahre alt zu Rom 1673 und erhielt ein Denkmahl in der Karthauſe. Von ſeinen Gemählden (die Landſchaften ſind den hiſtoriſchen Gemählden vorzuziehen) ſind von engliſchen Künſtlern ſehr viele in Kupfer geſtochen. Seine ſechs Satiren ſind die Muſik, die Dichtkunſt, die Mahlerei, der Krieg, die Babilonia und der Neid. Fiorillo hat die zweite nebſt einer Biographie dieſes Künſtlers (Göttingen 1785, 8.) herausgegeben.

Roſalie nennt man in der Muſik eine gewöhnliche Phraſe, oder einen kleinen Satz von wenigen Tacten, der anſtatt mit andern Gängen abzuwechſeln, unmittelbar auf eine höhere oder tiefere Stufe verſetzt wieder erſcheint. Die Wiederholung in der Octave wird nicht dahin gezählt, weil hier keine wahre Transpoſition in andere Intervalle Statt findet, und die Harmonie und der ganze Satz im Grunde derſelbe bleibt. Man darf auch mit den Roſalien nicht die contrapunctiſchen Nachahmungen verwechſeln, wobei keine Verſetzung aller, ſondern nur einer und der andern Stimme Statt hat, und die harmoniſche Form immer verändert erſcheint. Man mißbilligt die Roſalien, zu deutſch Schuſterflecke (welche in ältern Muſiken öfter vorkamen), weil ſie Armuth an Erfindung verrathen, eine unangenehme Einförmigkeit mit ſich führen, und einen auffallenden Sprung in

eine andere Tonart enthalten. Sie können nur in ſeltenen Fällen, wo etwas Komiſches oder eine Steigerung der Empfindung oder ein ſcharfer Contraſt auszudrücken iſt, erlaubt werden.

Roſamunde, ſ. Alboin.

Roſcellinus, ſ. Nominaliſten.

Röſchlaub (Andreas), ein berühmter Arzt, wurde zu Lichtenfels den 21. October 1768 geboren, erhielt den erſten wiſſenſchaftlichen Unterricht in ſeinem Geburtsorte, kam 1779 auf das Gymnaſium zu Bamberg und fing im Jahre 1787 im Herbſte an, ſich der Medicin zu widmen. Nachdem er auch die Univerſität beſucht hatte, wurde er den 15. Juli 1795 in Bamberg zum Doctor promovirt. Im J. 1796 ward er außerordentlicher, im J. 1798 eben daſelbſt ordentlicher Profeſſor der Therapie, ſo wie zweiter Lehrer am daſigen allgemeinen Krankenhauſe, und im Frühlinge 1802 ging er als ordentlicher Lehrer der Medicin, Hoſpitalarzt und Director der mediciniſch-kliniſchen Schule auf die neu errichtete Univerſität Landshut, wo er noch lebt. — Schon während ſeiner Studienjahre in Bamberg machten John Browns Elemente der Medicin einen ſo tiefen und bleibenden Eindruck auf ihn, daß er dieſe Lehre ſeit dieſer Zeit nicht nur begünſtigte und liebte, ſondern recht eigentlich in ihr lebte. Ja man kann ihn als den rüſtigſten Verfechter derſelben anſehen. Er war einer der erſten, der ſie in Hörſälen und Schriften predigte, aber freilich nicht rein, ſondern an vielen Orten modificirt darlegte. In dieſem Geiſte hielt er ſeine akademiſchen Vorträge, die ſehr häufig beſucht wurden; in dieſem Geiſte ſind auch ſeine zahlreichen Schriften geſchrieben. Der Fall der Erregungstheorie, die in wiſſenſchaftlicher Hinſicht der bei weitem über ihr ſtehenden, vielſeitigern naturphiloſophiſchen Anſicht, und im praktiſchen Wirken dem wieder auflebenden rationellen Empirismus Platz machen mußte; ferner die Streitigkeiten, in die er mit ſehr geachteten Gelehrten gerieth, und die nicht immer mit würdiger Humanität geführt wurden; ſeine Hinneigung endlich zu myſtiſchreligiöſen Anſichten, die in einer empiriſchen Doctrin ſchlechterdings keine Ausbeute geben können: alle dieſe Umſtände verdunkelten ſeinen Ruhm in der neuſten Zeit und hat ihn in der gelehrten Welt beinahe in Vergeſſenheit gebracht, als er in einer Vorrede zu Ringſeis Tentamen de doctrina Hippocratica et Browniana und einem Sendſchreiben an Dr. Marcus über den Typhus Werke verſprach, die das ganze der Medicin umfaſſen ſollen. Von ſeinen bis jetzt erſchienenen Schriften nennen wir ſeine Unterſuchungen über die Pathogenie (2 Bde. 1797 — 98, 2te unveränd. Aufl. 1800 — 1801), ſein Magazin zur Vervollkommnung der Medicin (10 Bde., 1798 — 1808), ſein Lehrbuch der Noſologie (1801) u. ſ. w. Auch hat er Browns Leben, ſo wie deſſen ſämmtliche Werke überſetzt, herausgegeben.

Roſcius (Quintus), von Geburt ein Gallier, war einer der größten Schauſpieler des alten Roms und Zeitgenoſſe des Cicero, der ihn ſeiner Freundſchaft würdigte und ſtets mit Bewunderung von ihm ſpricht. Wir haben noch eine Rede Cicero's, worin er dieſen Künſtler, der auch wegen ſeiner Sitten ausgezeichnet war, gegen Fannius vertheidigt. Nicht minder als Cicero ſchätzten ihn Sylla und Piſo, und der Senat gewährte ihm einen Jahrgehalt von 20,000 Thlr. Das entzückte Rom konnte nicht aufhören ſeine Kunſt zu bewundern, die im Tragiſchen und Komiſchen gleich groß war.

Sein Name wurde ſprichwörtlich jedem Virtuoſen beigelegt. Daß Roscius den Gebrauch der Masken auf dem Theater eingeführt habe, iſt eine falſche Meinung; er fand ſie bereits vor und bediente ſich ihrer nach dem Gebrauche der Zeit. Er ſtarb ungefähr 61 Jahre vor Chriſti Geburt.

Roscoe (William), ein berühmter engliſcher Schriftſteller, von niedriger Herkunft, verdankt ſeinem unermüdeten Fleiße und ſeinen glänzenden Talenten einen dauernden Ruhm. Nur durch Strenge konnten ſeine Ältern ihn zuerſt dahin bringen, etwas Schreiben und Rechnen zu lernen, aber deſto eifriger las er alle Dichterwerke ſeiner Nation, die ihm nur in die Hände fielen. Später als Schreiber bei einem Advocaten in Liverpool angeſtellt, legte er ſich auf das Studium der lateiniſchen Sprache, wobei er von einem zwar excentriſchen, aber tüchtigen Gelehrten, Franz Holden, unterſtützt wurde. Darauf fing er auch mit der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache an, und machte in der Kenntniß der letzteren und ihrer Literatur außerordentliche Fortſchritte. In ſeinem ſechzehnten Jahre ſchrieb er ein mahleriſches Gedicht, betitelt: Mount Pleaſant, welches von hohem Dichtertalent zeugt. Späterhin ward er wirklicher Gehülfe eines Advocaten in Liverpool, Namens Aſpinall und um dieſe Zeit entſpann ſich zwiſchen ihm und William Enfield, dem Verfaſſer der New Encyclopaedia (10 Voll. in 12. 1809 — 1811), und dem berühmten Doctor Aikin eine innige Freundſchaft. 1773 trug er hauptſächlich dazu bei, zu Liverpool eine Geſellſchaft zur Ermunterung der Mahler- und Zeichenkunſt zu errichten. Mit großem Eifer und mit vieler Beredſamkeit nahm er ſich auch der Abſchaffung des Sklavenhandels an; beſonders geſchah dies von ihm in einem ſchönen Gedichte: die Grauſamkeit in Afrika (the Wrongs in Africa, 2 parts. 1788, 8). Die franzöſiſche Revolution fand in ihm einen eben ſo warmen Freund als Bewunderer, und er ſchrieb mehrere Volksgeſänge und andere poetiſche Stücke zur Verbreitung des Freiheitsſinnes. 1797 legte er ſeine Advocatur nieder, ward nachher Banquier zu Liverpool, darauf eine kurze Zeit lang Repräſentant dieſer Stadt im Parlament, wo er mit der Foxiſchen Partei in Verbindung trat. Außer den angeführten und andern zum Theil blos ein temporäres oder örtliches Intereſſe habenden Schriften hat ſich Roscoe beſonders durch ſeine Lebensbeſchreibungen Lorenzo's von Medici und des Papſtes Leo X. (The life of Lorenzo de Medici, called the Magnificent. Liverpool 2 Vol. 1795, 4. 2nd edition 1796, 8., deutſch von K. Sprengel 1797 Berlin, und The life and Pontificate of Leo X. 4 Vol. 1805, 4., deutſch von Henke mit reichhaltigen Anmerkungen) auf die ruhmvollſte Weiſe als biographiſcher und hiſtoriſcher Schriftſteller hervorgethan.

Roscommon (Wentworth Dillon, Graf von), ein bekannter engliſcher Dichter aus einer irländiſchen Familie, geboren 1633. Er ſtudirte zu Caen, machte eine Reiſe durch Italien, um dort die Kunſtwerke des Alterthums zu ſtudiren, ward hernach als Stallmeiſter bei der damaligen Herzogin von York angeſtellt, und ſtarb den 17. Januar 1684. Er hat wenige, aber ſchätzbare Gedichte hinterlaſſen. Er iſt, wie Pope von ihm rühmt, aus dem ſonſt dichterreichen Zeitalter Carls II. der einzige, der die züchtigen Muſen liebte. Die Engländer verdanken ihm in der artiſtiſch-didaktiſchen Dichtkunſt das erſte Meiſterwerk (Essay on translating verses), worin er die Kunſt zu überſetzen in einem edeln, correcten und männlichen

Styl und auf eine eindrucksvolle Weiſe vorträgt. An der Errichtung einer engliſchen Sprachakademie wurde er durch den Tod gehindert. Die bekannteſte und neueſte Ausgabe ſeiner Werke erſchien zu Glasgow 1753 (Earl of Roscommons poetical Works, 8.).

Roſe, ein Blumengeſchlecht, welches zur fünften Ordnung der zwölften Claſſe (Icosandria Polygynia) gehört. Die Zahl der Gattungen, deren Willdenow 39 anführt, wird von Andern auf hundert und mehr angegeben; außerdem hat die Kunſt eine Menge von Spielarten erzeugt, die ſich mehr oder weniger von der Grundgattung entfernen und die Beſtimmung der einzelnen Gattungen ungemein erſchweren. Alle Gattungen bringt man unter zwei Familien, je nachdem die Früchte beinahe kugelrund oder eirund ſind. Zur erſten gehört die pimpinellblättrige Roſe, die Zimmt- oder Zuckerroſe, die ſchwefelgelbe Roſe, die gelbe Roſe, die provenzer Roſe, die weichhaarige Roſe; zur zweiten die hundertblätterige oder gemeine Gartenroſe (R. centifolia, die ſchönſte von allen, welche, da man wegen ihrer ſtarken Fülle keine Frucht von ihr erhält, durch die Wurzel vermehrt wird), die Zucker- oder Eſſigroſe, die damascener Roſe, die wohlriechende oder Weinroſe, die Moosroſe, die Biſamroſe, die weiße Roſe, die gemeine wilde Roſe (Hagebutte). Ein Prachtwerk über die Roſen iſt: Les Roses par J. P. Redouté; bekannt iſt auch Röſſigs Werk: die Roſen. Außerdem, daß die Roſe zu den ſchönſten Zierden unſerer Gärten gehört, liefert ſie das Roſenwaſſer und das Roſenöl, welches letztere zu den wohlriechendſten und koſtbarſten Eſſenzen gehört, welche wir haben. Die Roſen ſind daher ein bedeutender Handelsartikel. Mit Roſen von Provins (einer Stadt in Brie) wird in unſerm Welttheile nach fremden Ländern am ſtärkſten gehandelt. Man führt ſie nach Indien, wo ſie in manchen Gegenden mit Gold aufgewogen werden. Über die Roſe von Jericho, ſ. Jericho.

Roſe (George), ein berühmter engliſcher Staatsmann, Secretär des Parlaments, Schatzmeiſter des Seeweſens und Vicepräſident des Handlungscollegiums. Er wird als ein Beiſpiel vollendeter Thätigkeit und Rechtlichkeit gerühmt. Seine erſte Anſtellung bei der Schatzkammer erhielt er durch Lord North. Auf eine ſehr vortheilhafte Weiſe zeigte er ſich als Gelehrter im Jahre 1777, da unter ſeiner obern Leitung die Tagebücher des Oberhauſes (Journals of the House of Lords) in 31 Foliobänden erſchienen. Von dieſem Zeitpuncte an war er faſt immer in öffentlichen Staatsämtern angeſtellt, und der verſtorbene Miniſter Pitt hegte die höchſte Achtung für ihn, wogegen auch Roſe dieſem berühmten Staatsmann eifrig ergeben war. Im Jahre 1794 wurde er Teſtamentsvollzieher des Grafen von Marchmont, der ihm eine große Sammlung von Büchern, Manuſcripten und Münzen vermachte. Außer mehrern, hauptſächlich nur für ſein Vaterland Intereſſe habenden Schriften hat Roſe eine kurze Unterſuchung des Wachsthums der Einkünfte, des Handels und der Manufacturen (A brief Examination into the Increase of the Revenue, Commerce and Manufactures of Great Britain, 1799, 8., eine neue Auflage mit Zuſätzen 1806) und Bemerkungen über Foxens Geſchichte von England (Observations on the historical Work of Mr. Fox. 1799, 4.) geliefert, die auch für das Ausland Wichtigkeit haben.

Roſe (Krieg der rothen und weißen). Unter dieſer Benennung werden in der Geſchichte Englands die blutigen Kämpfe verſtanden, welche die Häuſer Lancaſter und York über achtzig Jahre hin-

durch, um den Thron führten, die zur Unterſcheidung ihrer Partei, jenes eine rothe, dieſes eine weiße Roſe im Schilde führte. Dieſe Kriege, die nicht allein die Blüthe des engliſchen Adels, ſondern auch mehr als einem halben Hundert Perſonen der königlichen Familie das Leben koſteten, greifen zu bedeutend in die Geſchichte Englands ein, um hier nicht mit wenigen Zügen angedeutet zu werden. Nach manchen, aus der Geſchichte Englands bekannten Unruhen und Kämpfen waren unter drei nach einander folgenden Eduarden, beſonders unter dem letztern derſelben, Ruhe, Ordnung und innerliche Macht gegründet worden. Die Freiheit der Bewohner Englands, ſo wie das Blühen ihres Handels ſtand in ſchönem Verhältniß mit der Macht ihrer Könige, die damals, wie bekannt, die ſchönſten Provinzen Frankreichs im Beſitz hatten; aber bald nach dem Tode des letztern Eduard, der in ſo mancher Hinſicht ruhmwürdig in der Geſchichte daſteht, gingen faſt alle dieſe für England ſo herrlichen Vortheile verloren durch den wüthenden Kampf, der zwiſchen den Yorks und Lancaſters ſich erhob und in denen das Walten der Nemeſis ſich furchtbar offenbart. Beide Häuſer waren in Eduard III. vereint, auf den Thron war aber das von York gekommen mit Richard II., Eduards Nachfolger. Als dieſer Prinz, ſchwach und ſchwankend, durch Heinrich von Bolingbroke Thron und Leben verlor, kam das Haus Lancaſter an die Regierung, und hierdurch entſpann ſich der oben erwähnte Kampf, der mit der blutgierigſten Wildheit geführt wurde. Heinrich von Lancaſter wurde von ſeinem herrſchſüchtigen Bruder Eduard VI., einem York, wieder vom Thron geſtoßen und ermordet. Ein anderer Bruder, Richard III., vertilgte, die alte Schandthat durch eine neue rächend, Eduards Nachkommen, erfreute ſich aber nicht lange des ungerechten Beſitzes, ſondern fand bald ſeinen Tod in einer Schlacht. Mit Richards II. Tode (1399) hatten dieſe Greuelſcenen ihren Anfang genommen, ſie endeten ſich erſt in etwas, als Heinrich von Richmund, nachheriger König Heinrich VII., 1485 den grauſamen Richard in der Schlacht bei Bosworth erſchlug, und es ihm, einem Lancaſter, glückte, durch eine Verbindung mit Eliſabeth von York die beiden feindlich getrennten Häuſer zu vereinen; doch zeigte ſich auch hier, daß ein tief gewurzelter Haß nicht ſo leicht ſchwindet, denn gänzlich endete der Kampf der weißen und rothen Roſe erſt unter dieſes Königs Nachfolger, Heinrich VIII., der, wie ſchon ſein Vorfahr, unter der Benennung: aus dem Hauſe Tudor, einer Seitenlinie der Lancaſter, den Thron beſaß. Wie aber auch unter den Tudors ſich bald darauf wieder der Same zu blutigen Zwiſtigkeiten entwickelte, iſt aus der Geſchichte der Nachfolger Heinrichs VIII., beſonders der unglücklichen Maria von Schottland, hinlänglich bekannt. Aber nicht allein für die Glieder jener beiden nach der Königskrone ſtrebenden Häuſer York und Lancaſter, und für die parteinehmenden Großen war dieſer Kampf der beiden Roſen höchſt traurig, ſondern auch für das Allgemeine. In der wilden, faſt ein Jahrhundert ausfüllenden Verwirrung ging der kaum erſt aufblühende Wohlſtand Englands wieder verloren, mit ihm die äußerliche Macht des Staats, und die reichen und ſchönen Beſitzungen der Krone Englands in Frankreich waren in dieſer betrübten Zeit faſt bis zur Unbedeutenheit herabgeſunken. Aber noch überwogen wurden dieſe Übel von der Sittenverwilderung, worein die Greuelſcenen dieſer Bürgerkriege die Nation geſtürzt hatten, und die ſich

nur durch die Kraft einiger folgenden Regierungen langſam wieder verwiſchen ließ.

Roſenberg. Das fürſtl. Haus Orſini von oder Urſin-Roſenberg iſt katholiſch, ſtammt aus Italien von den Orſini ab, beſitzt in Kärnthen das Oberſt-Erb-Land-Hofmeiſteramt und anſehnliche Herrſchaften, führt ſeit 1466 den Grafen- und ſeit 1790 den Reichsfürſtentitel. Dieſe Würde ging nach dem Ausſterben der ältern Linie im Jahr 1796 auf die jüngere über, haftet jedoch nur auf dem jedesmaligen Beſitzer des Majorats. Der jetzige Fürſt Orſini von Roſenberg, Franz Seraphicus (geb. 1762) iſt k. k. wirkl. geh. Rath, General der Cav. und wirkl. Hofkriegsrath ꝛc. Er hat 6 Söhne und iſt Witwer.

Roſenblüt (Hans), oder Roſenplüt, genannt der Schnepperer, d. h. der Zotendichter, oder der loſe Schwätzer, welchen Beinamen er ohne Zweifel von der ungezügelten Freiheit erhielt, womit ſich ſein Witz und Scherz, bisweilen nicht auf die feinſte Weiſe, ergoß, lebte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, war ſeines Gewerbs ein Wappenmahler, berühmter jedoch als Meiſterſänger. Die Eigenſchaften, welche ſeinen Beinamen veranlaßten, findet man vornehmlich in ſeinen Faſtnachtsſpielen, deren ſechs ganz abgedruckt, andere im Auszug mitgetheilt ſind in Gottſcheds nöthigem Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt (Leipz. 1757). Das ganze Intereſſe derſelben beruht in der kräftigen Darſtellung und den kecken Spielen des Witzes; ein eigentlich dramatiſches Intereſſe haben ſie nicht, und beſtehen nur aus locker an einander gereihten Scenen, die zu einem ſatiriſchen Reſultate hinführen. Wie weit die Frechheit der Faſtnachtsſcherze zu jener Zeit getrieben wurde, kann man bei keinem Dichter derſelben mehr kennen lernen, als bei Roſenblüt, dem man jedoch ſehr Unrecht thun würde, wenn man ihn blos danach beurtheilen wollte. Ehrbar erſcheint er in andern Poeſien, und muß überhaupt mehr nach ſeinen erzählenden Gedichten gewürdigt werden, die ihn auf einer weit höhern Stufe der Bildung als einen geiſtreichen Mann, einen kräftigen Sittenmahler und Meiſter der Sprache zeigen. Komiſche novellenartige Erzählungen gelangen ihm vorzüglich. Nur einzelne davon ſind bis jetzt in Canzlers und Meißners Quartalſchrift, dem Braguar und a. O. gedruckt erſchienen; es exiſtiren aber noch an 40 in Handſchriften und ſie verdienen wohl, daß ſie jemand ſammelte und herausgäbe.

Roſenholz (Rhodiſer Holz). Zwei Holzarten führen dieſen Namen. Die eine kommt von den Antillen, ſieht gelb und braungelb aus, riecht wie Roſen und wird zu Tiſchler- und Ebeniſtenarbeiten angewandt. Die andere kommt aus der Levante, von Rhodus und Cypern, und ſcheint die Wurzel eines Baums zu ſein. Aus dieſem Holze, welches wie Roſen riecht und bitter ſchmeckt, bereitet man das Roſenholzöl, auch braucht man es zu allerlei Wohlgerüchen.

Roſenkranz beſteht aus einer Schnur, an der eine Anzahl Kügelchen von verſchiedener Größe angereiht ſind, die zur Abzählung der Gebete dienen. In der katholiſchen Kirche iſt der Roſenkranz von Dominicus de Gusman, dem Stifter des Dominicanerordens, eingeführt, und nach dem Pater noſter und Ave Maria eingerichtet worden. Es ſind nämlich am Roſenkranz immer zehn

kleine und eine größere Kugel funfzehnmal befindlich; bei den kleinern wird ein Ave Maria, bei den größern ein Pater noſter (ſ. d. Art.) gebetet. Zu Ehren des 1571 bei Lepanto über die Türken erfochtenen Sieges ſtiftete Papſt Gregor XIII. 1573 das Roſenkranzfeſt. Aber nicht allein die chriſtliche Kirche hat den Gebrauch des Roſenkranzes, ſondern auch die aſiatiſchen Völker von der lamaiſchen Religion und die Türken bedienen ſich einer ſolchen mit Kugeln verſehenen Schnur zur Abzählung ihrer Gebete. Bei den letztern ſind die Kügelchen gewöhnlich aus heiliger Erde von Mecca oder Medina geformt.

Roſenkreuzer, der Name der Mitglieder einer geheimen Geſellſchaft, deren Daſein zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts unerwartet durch eine Menge Schriften bekannt wurde, die zum Theil die ſonderbarſten und wunderlichſten Behauptungen enthielten. Zweck des geheimen Bundes war, dem Vorgeben nach, eine allgemeine Verbeſſerung der Kirche, ſo wie Gründung einer dauernden Wohlfahrt der Staaten und der Einzelnen. Dieſe prächtigen Worte waren aber nur leerer Schall, das Aushängeſchild gleichſam, um die zu allen Zeiten leichtgläubige Menge anzulocken. Bei genauerer Unterſuchung fand ſich, daß die ſeit langen Jahren ſchon in den Köpfen der Menſchen ſpukende Manie der Auffindung des Steins der Weiſen, der alles Heil über die Erde bringen ſollte, die wenigſtens in der Folgezeit untergeſchobene chimäriſche Tendenz des Ordens war, zu deſſen Stifter man, gleichfalls fälſchlich, einen gewiſſen Chriſtian Roſenkreuz machte, der einen großen Theil ſeines Lebens unter den Brahmanen, in den Pyramiden von Ägypten, und Gott weiß wo ſonſt im Orient, zugebracht, und dort faſt göttliche Weisheit und Kunſt erlernt haben ſollte, die er dann bei ſeiner Rückkehr einigen Auserwählten wieder mitgetheilt; und ſo habe der Orden oder Bund der Roſenkreuzer ſchon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts begonnen. Der eigentliche Schöpfer oder Stifter der Roſenkreuzer dürfte Valentin Andreä (ſ. d. Art.) geweſen ſein, ein Gelehrter, der im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts im Würtembergiſchen lebte, und der wahrſcheinlich den ſchon früher von Agrippa von Nettesheim geſtifteten geheimen Bund dadurch neu beleben wollte, da ihm die zu ſeiner Zeit öfters durch leere ſcholaſtiſche Streitigkeiten herabgewürdigte Religion in Reinheit zu erhalten, wie billig, ſehr am Herzen lag, wie ſeine zahlreichen, zum Theil ſehr gehaltvollen Schriften beweiſen. Doch iſt dieſe Meinung auch nicht unbeſtritten und erwieſen. So viel iſt aber gewiß, daß der Bund der Roſenkreuzer, nachdem er, wie bereits erwähnt, durch eine Menge Schriften plötzlich allgemein bekannt wurde, bald wieder in Vergeſſenheit gerieth, und nur noch bei Charlatanen und Adepten fortdauernd eine Rolle ſpielte, die ſich dieſes Schiboleths zu mancherlei Betrügereien bedienten. In der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts fing das Weſen der geheimen Orden und des Roſenkreuzer-Bundes aufs neue an, die Köpfe vieler Menſchen einzunehmen, wozu beſonders die Aufhebung des Ordens der Jeſuiten und deren angeblich geheime Machinationen, ſo wie die myſtiſchen Betrügereien des ſogenannten Grafen Caglioſtro (vergl. d. Art.), Veranlaſſung gaben; doch verſcholl auch dies bald und gänzlich, als die Welt durch das nebulöſe Gewebe ſah und des bekannten Schröpfer trauriges Ende in Leipzig eintrat. Vgl. d. Art. Schröpfer.

Roſette (Raſchied), eine Stadt in Ägypten, mit einem Hafen nahe an den Nilmündungen. Bei den Alten hieß ſie Metelis, vielleicht auch Canopus, obgleich man das heutige Abukir, ein mittelmäßiges Dorf, meiſt für jenes alte und prächtige Canopus hält. Roſette hat 40,000 Einwohner, viele griechiſche und koptiſche Kirchen und ſehr bedeutende Linonmanufacturen. Es iſt der Stapelplatz zwiſchen Cairo und Alexandrien; denn alle Waaren, welche den Nil aufwärts gehen, müſſen hieher gebracht werden. Die Stadt hat, ſowohl durch die ſchöne Gegend, in welcher ſie liegt, als auch durch ihre vielen Gärten und geſchmackvoll gebauten Häuſer, ein ſehr heiteres Anſehen. Vorzüglich anziehend iſt der Marktplatz, auf dem meiſtens Künſtler wohnen, welche ihre Häuſer nicht nur ſchön erbaut und durch Kunſtwerke verziert haben, ſondern auch in ihren offenen Läden dem Auge manchen neuen und herrlichen Genuß bieten. Die Lebensbedürfniſſe ſind hier ſehr wohlfeil und im Überfluß zu haben; nur das Waſſer iſt ſelten und in den Sommermonaten müſſen ſich die Einwohner allein mit Ciſternenwaſſer begnügen. Zu den Merkwürdigkeiten der Gegend gehört eine Ziegenart, welche ſo lange Ohren hat, daß ſie dieſelben auf der Erde ſchleppt, obſchon von ihrer Wurzel ſie noch drei Zoll in die Höhe gerichtet ſtehen. Hiſtoriſch merkwürdig iſt Roſette beſonders in der neuern Zeit durch die Landung der Franzoſen geworden.

Roſette, Roſenſtein, ein in der ſogenannten Roſettenform geſchliffener Diamant (ſ. Diamant). Auch Korallen in Roſettenform geſchnitten, ſo wie überhaupt alle goldnen oder ſilbernen Verzierungen, welche die Form einer Roſe tragen, werden Roſetten genannt.

Roſetti (Antonio), ein berühmter Muſiker und Componiſt. Im Jahre 1750 zu Leutmeritz in Böhmen geboren, widmete ſich Roſetti, auf dringendes Verlangen ſeiner Angehörigen, aber gegen ſeine Neigung, dem geiſtlichen Stande, und erhielt, nachdem er in Prag im Seminario ſtudirt hatte, in ſeinem neunzehnten Jahre die Weihe als Weltprieſter. Seine große Vorliebe zur Muſik aber, die ſchon früh ſich bei dem Knaben offenbarte, und die auszubilden er in Prag Gelegenheit hatte, machte ihm den geiſtlichen Stand noch unerträglicher; ſein einziger Wunſch war, ganz der Tonkunſt zu leben. Durch Vermittelung der Freunde, die ſich Roſetti erworben hatte, und die ſein entſchiedenes Talent für Muſik ehrten, gelang es, ihm in Rom Diſpenſation von ſeinem Gelübde zu verſchaffen, und nun trat er, nachdem er einige Jahre auf Reiſen zugebracht und ſich ganz ſeinem Lieblingsfach gewidmet hatte, als Capellmeiſter in fürſtlich wallerſteinſche Dienſte. Im J. 1789 erhielt er an des berühmten Weſtenholz Stelle den Ruf zur Capelle nach Schwerin, die damals zu den vorzüglichſten gehörte. Er nahm den Antrag an, lebte aber nur noch einige Jahre und ſtarb daſelbſt 1792. Der große Haydn war ſein Vorbild und in mehreren ſeiner Compoſitionen, die ſich durch Anmuth und Zartheit auszeichnen, ahmt er dieſem großen Meiſter mit Glück nach. Unter die vorzüglichſten ſeiner Tonſtücke gehört ſein ſterbender Jeſus. Die Meinung, als habe Roſetti ſeinen urſprünglich deutſchen Namen Rösler aus Eitelkeit in einen italieniſchen verwandelt, iſt ungegründet und beruht auf einer Verwechſelung mit einem Muſiker Rösler, der gleichfalls ein Böhme war, und die Schwachheit hatte, ſich mitunter Roſetti zu nennen. A.

Roſinen, Weinbeeren, die entweder an der Sonne getrocknet ſind und ſüß ſchmecken, oder im Ofen gedörrt und einen etwas säuerlichen Geſchmack haben. Die erſten heißen **Zibeben**, die andern **Korinthen**. Von jenen giebt es verſchiedene Sorten. **Calabreſer Roſinen** ſind fette Beeren von ſehr gutem Geſchmack, die an dürren Fäden gereiht, in Menge von Belvedere zum Handel gebracht werden. Spanien liefert ebenfalls eine große Menge Roſinen. Die ſchönſten und meiſten erhält man aus den Weinbergen bei Velez Malaga (Muscatellerroſinen), die geringern aus Valencia; ferner aus Granada (Paſſerillas de Sol). Die Paſſerillas de Lexia ſind die in einer Lauge von Weinrebenaſche eingetauchten, welche ſtark nach dem Norden gehen. Jede Traube gleicht bei der Ankunft einem Zuckerkuchen. Trefflich ſind die **Tropfroſinen**, welche man mit Auswahl in heißer Mittagsſonne lieſ't und ſogleich in verkalkten Töpfen verkittet. Die beſten ſpaniſchen Roſinen (**Pickroſinen**, Pickzibeben oder lange Roſinen) ſehen ſchön fleiſchicht und bläulicht von Farbe aus, und haben dabei einen angenehmen, honigſüßen Geſchmack: die ſchlechtere Gattung iſt lichtgrau, und zwar von Trauben noch größer, aber nicht ſo ſchmackhaft. Von den Roſinenſorten, welche Frankreich liefert, kommen die beſten aus Languedoc und Provence, z. B. die Jubis, Piccardenroſinen, Muscatroſinen; noch andere Sorten kommen von Toulon, Aubagne, Pezenas u. ſ. w. Die Levante liefert eine Menge Zibeben. Die bekannteſten ſind die ſmyrniſchen, welche man auf der Stelle in ſchwarze Sorte und rothe Karabuno unterſcheidet. Geringer ſind die von Lipari. Die Raiſins de Damas ſind platte lange Roſinen von der Größe eines Fingergliedes, die aus Syrien, beſonders von Damascus kommen und in den Apotheken verbraucht werden.

Roskolniken, ſo viel als **Schismatiker**. Man bezeichnet in Rußland damit eine Religionsſecte, die ſich ſelbſt **Starowerzi**, d. h. Altgläubige, nennt und die vom Patriarchen **Nikon** in der ruſſiſch-griechiſchen Kirche gemachten Verbeſſerungen verwirft, und überhaupt ſich in Anſehung der Ausübung religiöſer Gebräuche von ihren Lands- und Glaubensgenoſſen merklich trennt, da ſie ſich rühmt, in ihrer Mitte die wahre Art reiner Gottesverehrung zu haben. Unter **Peter** dem Großen erlitten die Roskolniken mannichfache Verfolgung und Drangſale, doch blieben ſie — wie dies immer in ſolchen Fällen geweſen iſt — ihrem Glauben treu, den ſie oftmals mit ſchmählichem Tod beſiegeln mußten. **Catharina** II., duldſamer als ihr Vorfahr, gab den Roskolniken Religionsfreiheit. Viele Koſackenſtämme, ſo wie ein großer Theil der Bewohner Sibiriens, bekennen ſich zu dieſer Secte.

Roſoglio, **Roſoli**, ſ. **Branntwein**.

Roßbach, ein Kirchdorf und Kammergut im Amte Freiburg in der preußiſchen Provinz Sachſen, zwiſchen Merſeburg und Weißenfels, an dem Flüßchen **Geißel**, berühmt durch die Schlacht im ſiebenjährigen Kriege (5. Nov. 1757), in welcher die Preußen, 22,000 Mann ſtark, unter ihrem König **Friedrich** II. einen vollſtändigen und glänzenden Sieg über die Franzoſen unter **Soubiſe** und die Reichsarmee, zuſammen 60,000 Mann ſtark, erfochten. Soubiſe ſollte Sachſen befreien; allein Friedrich zog ihm raſch entgegen, ging den 1. Nov. auf zwei Puncten, bei Merſeburg und Weißenfels (hier hatte der Feind die Brücke abgebrannt) über die Saale, und ſtellte ſich am 5. früh in Schlachtordnung. Die Preußen ſtanden theils im

Thale, theils hinter einem Berge und Gehölz. Auf der Anhöhe ließ Friedrich mehrere hundert Zelte ſtehn, auch durfte die Reiterei nicht aufſitzen, und alle Truppen aßen zu Mittage, als ob ſie nicht an eine Schlacht dächten. Die Franzoſen, dadurch irre geführt, zogen ſich rechts, um den König von der Saale abzuſchneiden. Als ſie aber Nachmittags 3 Uhr bis auf 50 Schritt ſich genähert hatten, ließ Friedrich ſeine verſteckte Batterie mit Kartätſchen feuern, die Cavallerie unter Seydlitz einhauen und die Infanterie im Sturmſchritt vordringen. Nichts konnte dieſem unerwarteten Angriffe widerſtehen. Alles floh, am ſchnellſten die Reichsarmee, ſo daß der Herzog von Braunſchweig, der ihr gegenüber ſtand, gar nicht ins Handgemenge kam. Die Franzoſen flüchteten nach Freiburg, die Reichstruppen gegen Naumburg, aber raſch verfolgt, zerſtreuten ſie ſich in wilder Flucht durch einander, unwiſſend wohin, nach Weimar, Gotha, Erfurt, bis in den thüringer Wald. Der Sieg hatte den Preußen nicht viel über 400 Mann an Todten und Verwundeten gekoſtet. Sie machten 8000 Gefangene, darunter 200 Offiziere, und erbeuteten nebſt dem ganzen feindlichen Lager 60 Kanonen. Die Franzoſen hatten 4000 Todte und Verwundete. Die Bauern von Reichardswerben, wo eigentlich der Sieg erkämpft ward, errichteten daſelbſt als Siegesdenkmahl eine pyramidaliſche Säule, und im Jahr 1792 ließ Prinz Luis von Preußen nebſt den Göckingſchen Huſaren-Offizieren ein anderes Denkmahl von Sandſtein aufrichten; an dieſer Säule gab Feldmarſchall Möllendorf 1805 ſeinen Stabsoffizieren ein glänzendes Feſt. Als Napoleon nach der Schlacht bei Jena das Schlachtfeld bei Roßbach beſuchte, umarmte er die ſpäter geſetzte Säule, und ließ ſie nach Paris bringen. Die ältere Säule wurde von den Bauern vergraben. Nach öffentlichen Nachrichten iſt jene Säule von den Preußen im J. 1815 aus Paris abgeführt, und an ihrer alten Stelle wieder aufgerichtet worden. K.

Roßſchweif iſt ein bei den Osmanen und Tataren die Stelle der Fahnen vertretendes Kriegszeichen, das zugleich zur Bezeichnung des höhern oder niedern Grades des Armeeanführers dient, denn je erhabener der Rang des Anführers iſt, deſto mehr Roßſchweife werden vor ihm hergetragen und vor ſeinem Zelte aufgepflanzt. So hat der Kaiſer im Felde ſieben, der Großvezier fünf, die Baſſa's einen, zwei, auch drei Roßſchweife als Ehrenzeichen. Dies kriegeriſche Zeichen ſoll bei jenen Völkern dadurch in Gebrauch gekommen ſein, daß einſt in einer Schlacht, als ſie bereits alle Fahnen verloren hatten, ihr Feldherr einen Roßſchweif auf eine Lanze ſteckte, die Geſchlagenen von neuem ſammelte, und nun einen herrlichen Sieg erfocht. Der Roßſchweif der Türken beſteht aus einer Stange, an welcher ein oder mehrere Pferdeſchweife und allerlei aus Pferdehaaren geflochtene Zierrathen herabhängen. Sie iſt oben mit einem vergoldeten halben Mond geſchmückt.

Roßtrappe wird ein einzelner Felſen des Unterharzes bei dem Dorf Thal in der Grafſchaft Reinſtein genannt, an deſſen einer jäh und ſchroff ſich emporgipfelnden Spitze eine Vertiefung zu ſehen iſt, die dem Eintritt eines Pferdehufes in ziemlich großer Dimenſion gleicht. Mancherlei Sagen ſind an die Entſtehung dieſes Huftrittes geknüpft, und von Dichtern und Romantikern mehrfach behandelt worden. Die Gegend um die Roßtrappe gehört zu den ſchönſten und pittoreskeſten des ganzen Harzgebirges.

Röſſelſprung iſt ein Kunſtſtück auf dem Schachbrete, das darin beſteht, mit dem Springer in 64 Sprüngen oder Zügen die 64 Felder eines Schachbretes ſo zu berühren, daß jedes nur Einmal getroffen wird. Dieſes künſtliche und höchſt ſchwierige Spiel hat mehrere Mathematiker, unter ihnen den großen Euler, lebhaft beſchäftigt; der Reichsanzeiger der Deutſchen giebt zu Löſung dieſes Problems in den Jahrgängen 1797 und 98 mehrfache Anleitung.

Roſſini (Gioachino). Dieſer ſeit den letztern Jahren ſo geprieſene Operncomponiſt iſt um das Jahr 1790 zu Peſaro in Romagna geboren und ſang als Knabe mit ſeiner Mutter auf dem Theater zu Bologna. Zu ſeiner muſikaliſchen Ausbildung trug vorzüglich der Pater Mattei daſelbſt bei. Doch ſcheint er keine gründliche Schule gemacht, ſondern ſich mehr auf ſeine Bekanntſchaft mit den Werken der Neuern, eines Haydn, Mozart, Cherubini, Spontini, und auf ſein großes Talent für Geſang verlaſſen zu haben. Er fing ſchon früh an zu componiren. Seine erſte Arbeit war die Opera buffa: l'Italiana in Algieri, die ſich im Ganzen mehr durch rohe Maſſen als claſſiſche Gediegenheit auszeichnete. Ferner ſchrieb er eine ernſthafte Oper: Ciro in Babilon, welche theilweiſe gelobt wurde. Merkwürdig iſt, daß ſie mit der Farce: l'Inganno felice, eine und dieſelbe Ouvertüre hat. Letztere Oper hat viel brillante Muſik. Nächſtdem ſchrieb er die Opera buffa: il Turco in Italia. Weniger genannt ſind die ernſten Opern: Demetrio e Polibio, Sigismondo, Ottelo; die Opera buffa: la pietà del paragone, und die Farce: la Champiale. Das meiſte Aufſehen machte ſein Tancredi, welcher 1813 in Venedig zum erſtenmale mit glänzender Wirkung gegeben wurde. Seitdem hat der Ruf ſeines großen Talents ihm von allen italieniſchen Opernbühnen Beſtellungen verſchafft, denen er in außerordentlich kurzer Zeit, aber zum Nachtheile ſeiner Kunſt, Genüge zu leiſten weiß. Seine neueſten in Deutſchland bekannt gewordenen Opern ſind: la Gazza ladra und Eliſabetta regina d'Inhilterra. In Italien rühmt man jetzt ſeine Armida. Man findet in allen Werken dieſes Componiſten einzelne geniale Gedanken, einſchmeichelnde Melodien, Leichtigkeit und Lebendigkeit, oft eine pikante Begleitung, dabei aber auch die ärgſten Incorrectheiten, Verſtöße gegen Coſtum, Charakteriſtik und poetiſche Wahrheit, ſo wie eine nicht zu rechtfertigende Aneignung fremder Ideen. Als Concertmuſik betrachtet können die einzelnen Geſangſtücke gefallen, aber in ihrer dramatiſchen Aufeinanderfolge gewähren ſie die Empfindung eines von Süßigkeiten überſättigten Magens. Übrigens iſt in Italien der Ruf ſeiner lockern Lebensart eben ſo ausgebreitet, als ſein künſtleriſcher Ruf.

Roſt, der metalliſche, iſt im weiteſten Sinne ein jeder Metallkalk, welcher durch die Oxydation oder Calcination (ſ. letztern Art.) erzeugt wird. Es giebt demnach eben ſo gut Blei-, Zinn-, Kupferroſt u. ſ. w., als Eiſenroſt, wiewohl wir mit dem Worte Roſt ohne weitern Beiſatz gewöhnlich den letztern bezeichnen. Mit dem Metallroſt hat der Pflanzenroſt nichts als die braune Farbe des Eiſenroſtes gemein. Man nimmt ihn an den Gewächſen wahr, wo er ſich wahrſcheinlich aus zurückgebliebenen, an der Luft erhärteten und zu Staub gewordenen Pflanzenſäften erzeugt.

Roſt (Johann Chriſtoph), bekannt als Dichter und witziger Kopf, war 1717 zu Leipzig geboren, wo ſein Vater Küſter an der Thomaskirche war. Anfangs ſtudirte er die Rechte, widmete ſich aber nachher den ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften, im Jahr 1742

ging er nach Berlin, und dort gab er ſeine Schäfererzählungen heraus, in denen eine gewiſſe Leichtigkeit und Schalkhaftigkeit nicht zu verkennen ſind. In Leipzig, wohin er zurückkehrte, erſchienen von ihm die gelernte Liebe, ein Schäferdrama in einem Aufzug, und das Vorſpiel, ein ſatiriſch-epiſches Gedicht in fünf Geſängen, worin er ſchon damals ſeinen vormaligen Lehrer und Orakel Gottſched angriff. Da er indeß keine ſonderlichen Ausſichten vor ſich ſah, ging er abermals nach Berlin, ſchrieb hier die Haude- und Speneriſche politiſche Zeitung, kehrte aber ſchon nach einem Jahre nach Sachſen zurück, und trat 1744 als Secretär und Bibliothekar in die Dienſte des Grafen Brühl. Inzwiſchen hatte ſich eine allerdings weit überlegene Partei gegen Gottſched gebildet, welche die ungebührliche Vergötterung dieſes pedantiſchen Kunſtrichters durch gleich ungebührliche Angriffe und Läſterungen vergelten zu müſſen glaubte. Die Neuberin, die früher den für das Volk ſo ergötzlichen Hanswurſt auf Gottſcheds Veranſtaltung und einer ſeiner Mitwirkung jämmerlich vom Leben zum Tode gebracht hatte, war mit ihm zerfallen, und hatte ihn vom Theater herab lächerlich gemacht. Dieſe brachte jetzt Weißens komiſche Oper: Der Teufel iſt los, auf die Bühne, die Gottſcheds ganzen kunſtrichterlichen Ingrimm erregte. Bei dieſer Veranlaſſung ſchrieb (1753) Roſt ſeine bekannte Epiſtel des Teufels gegen Gottſched, unſtreitig ſein witzigſtes Werk, wiewohl wir gern geſtehen, daß auch ſie ziemlich kraftlos iſt, und von Gottſched leicht auf ihren Urheber zurückzuwenden geweſen wäre, wenn dieſem nur einiger Witz zu Gebote geſtanden hätte. Statt deſſen aber geberdete er ſich unbeholfen und lächerlich, und erleichterte dadurch nur den Triumph ſeines Gegners. Im J. 1760 wurde Roſt Oberſteuerſecretär zu Dresden, und erwarb ſich in dieſem Amte durch Fleiß, Ordnung und Redlichkeit allgemeine Achtung. Er ſtarb 1765. Außer den ſogenannten Werken beſitzen wir von ihm Briefe nebſt einer Abhandlung von deutſchen Briefen, und vermiſchte Gedichte, unter denen ſich auch ſeine berüchtigte Erzählung, die ſchöne Nacht, befindet, ein Hochzeitgedicht, das ohne ſein Vorwiſſen ins Publicum kam.

Roſtock, die größte Stadt des Großherzogthums Meklenburg-Schwerin, im warnow- oder roſtocker Diſtrict, liegt an der ſchiffbaren Warnow, welche zwei Meilen von derſelben in die Oſtſee fällt. Roſtock hat ein heiteres, freundliches Anſehen, und beſteht aus der Altſtadt, mittlern Stadt und der Neuſtadt. Die Stadt, welche viele beſondere Vorzüge genießt, z. B. eine ganz freie Verfaſſung, das Münzrecht, enthält ein Jungfrauenkloſter zum heiligen Kreuz, 9 Kirchen, darunter die Marienkirche mit den Gebeinen des Hugo Grotius ſich auszeichnet, ein Zucht- und Waiſenhaus, zwei Hoſpitäler, 2200 Häuſer und 14,800 Einwohner. Es iſt hier eine im Jahre 1419 von den Herzogen Johann und Albrecht im Verein mit dem Magiſtrat geſtiftete Univerſität, welcher die von Bützow 1760 einverleibt wurde. Sie hat vier Facultäten, jetzt mit 22 ordentlichen Profeſſoren, nämlich 4 bei der theologiſchen, 4 bei der juriſtiſchen, 4 bei der mediciniſchen und 10 bei der philoſophiſchen Facultät. Auch gehören dazu eine Bibliothek, ein botaniſcher Garten, ein Münzcabinet, ein Muſeum, ein pädagogiſch-theologiſches Seminarium und eine naturforſchende Geſellſchaft, und auf dem nahen Carlshofe befindet ſich eine Thierarzneiſchule. Außer den zahlreichen Handwerkern und Künſtlern ſind hier eine Stärke-, eine Seifen-, eine Cichorien-, 3 Tabaksfabriken und zwei Zuckerſiedereien. Die Stadt treibt einen anſehnlichen

Handel, beſonders mit Wolle, Getreide und Vieh, und hält jährlich eine Meſſe. Unter den Einwohnern zählt man daher 171 Kaufleute, 69 Branntweinbrenner und 98 Schiffer. Der Hafen der Stadt iſt an der Mündung der Warnow in die Oſtſee, bei dem Flecken Warnemünde, wo jährlich gegen 700 Schiffe aus- und einlaufen. Bemerkenswerth iſt auch, daß Roſtock der Geburtsort des berühmten Fürſten Blücher iſt, dem jetzt von dem Lande ein Denkmahl errichtet wird. Roſtock, obgleich ſchon 1161 eine wendiſche Stadt, wurde 1218 von dem Fürſten Heinrich Borwin I. zu Meklenburg mit der Stadtgerechtigkeit verſehen. Von 1257 bis 1301 war es die Reſidenz der Herren zu Roſtock, und ſeit 1323 meklenburgiſch, und zwar von 1352 bis 1471 den ſchwerinſchen Herzogen, in den folgenden Landestheilungen aber (1555 bis 1621) beiden regierenden Linien zu Schwerin und Güſtrow gemeinſchaftlich, und nach Erlöſchung der letzteren (1695) der ſchwerinſchen Linie wieder allein zugehörig.

Roſtopſchin (Fedor, Graf) General-Lieutenant der ruſſiſchen Armeen, und in dem verhängnißvollen Zeitpunct von 1812 Commandant in Moskau. Es giebt wenige Männer in der neuern Zeitgeſchichte, über welche ſo verſchieden geurtheilt worden iſt, wie Graf Roſtopſchin; und über wenige Thaten der neuern Zeit hängt zugleich ein ſolches Dunkel, wie über die, um deren willen Graf Roſtopſchin von Einigen hart angeklagt, von Andern dagegen den erſten Heroen aller Zeiten an die Seite geſetzt wurde. Nicht minder war man in Deutſchland wie in Frankreich über die Individualität des Grafen in Irrthum; und man erſtaunte nicht wenig, ihn, den man als einen Vandalen zu denken ſich gewöhnt hatte, 1817 in Carlsbad und bald darauf in Paris, wo er ſich ganz niedergelaſſen zu haben ſcheint, als einen der liebenswürdigſten, gebildetſten und geiſtreichſten Männer kennen zu lernen. — Graf Roſtopſchin, geb. 1760, ſtammt aus einer alten ruſſiſchen Familie, die ſich aber in Staatsdienſten wenig bemerkbar gemacht hat. Er widmete ſich dem Kriegsdienſt, kam als Lieutenant in die kaiſerliche Garde, und machte dann Reiſen ins Ausland. Später wurde er durch die beiden Grafen Romanzow begünſtigt. Unter Paul I. ward Roſtopſchin anfangs ſehr hervorgezogen, und mit Orden überhäuft, in der Folge aber in Ungnade entlaſſen. Unter Alexander erhielt er das Gouvernement Moskau, und auf dieſem wichtigen Poſten traf ihn der Feldzug von 1812. Auf alle Fälle hatte Roſtopſchin bedeutenden Einfluß auf den ungeheuern Erfolg in demſelben, wenn auch die Angabe der Franzoſen, daß von ihm die Verbrennung der Stadt planmäßig angeordnet worden, unwahr ſein möchte. Indeß ließ er ſein Landhaus bei Moskau abbrennen, und traf Anſtalten zur Vernichtung der in Moskau befindlichen Magazine. (Man vergl. Moskau.) Im J. 1814 begleitete er den Kaiſer Alexander zum Congreß nach Wien. Seitdem befindet er ſich auf Reiſen und hält ſich jetzt ſchon ſeit 2 Jahren in Paris auf.

Roſtra wurde im alten Rom die Rednerbühne genannt, von der herab die öffentlichen Vorträge an das römiſche Volk gehalten wurden. Der Name entſtand von den eroberten Schiffſchnäbeln, mit denen die Römer nach der erſten gewonnenen Seeſchlacht gegen die Karthager zum Triumph und Andenken dieſes kaum gehofften Sieges fortan die Rednerbühne ſchmückten, die bis dahin Suggeſtus geheißen hatte.

Roswitha, auch Hroswitha (Roswida), eigentlich, wie Seibel ſchon behauptet, Helena von Roſſow, aus einer altadeligen

Familie in der Mark Brandenburg, war Nonne des Benedictinerordens zu Gandersheim, und lebte gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, um 980. Ihre Lebensumſtände ſind wenig bekannt, deſto mehr aber ihre Schriften, welche ihr einen großen Ruf der Gelehrſamkeit, beſonders für die damaligen Zeiten, erwarben. Kaiſer Otto II. und die Äbtiſſin Gerberge von Gandersheim foderten ſie auf, die Thaten Otto des Großen zu ſchildern, und ſie that es in lateiniſchen Hexametern. Wir haben von ihr den Märtyrertod des heiligen Dionyſius und Pelagius und der heiligen Agnes in Verſen, eine Umarbeitung der Luſtſpiele des Terenz in Kloſtermanier und mehrere andere, auch hiſtoriſche Schriften (de constructione coenobii Gandershemensis, aber auch in gebundener Rede). Conrad Celtes gab zuerſt ihre Werke geſammelt zu Nürnberg 1501 heraus; die neueſte Sammlung beſorgte Heinr. Leonhard Schurzfleiſch zu Wittenberg 1705. Meibom, Buſtemann, Hamberger und beſonders Schröckh haben das Leben der Hroswitha beſchrieben.

Rota oder Ruota Romana, wird das höchſte Appellationsgericht des Papſtes über die geſammte katholiſche Chriſtenheit genannt, das nicht nur in geiſtlichen Streitſachen, ſondern auch in allem, was geiſtliche Pfründen, die über 500 Scudi eintragen, betrifft, entſcheidet, und in ſeinen Urtelsſprüchen dadurch das höchſte Gewicht erhält, daß von dem Grundſatz der Unfehlbarkeit des Papſtes ausgegangen wird. Die Rota Romana hat eine collegialiſche Verfaſſung und beſteht aus zwölf Prälaten, unter denen drei Römer, ein Deutſcher, ein Franzoſe und ein Spanier ſein müſſen. Sie führen ſämmtlich den Titel: Auditores de la Rota oder Auditoren des heil. apoſtoliſchen Palaſtes, weil ſie ihre Sitzungen wöchentlich zweimal im Palaſte des Papſtes halten. Der Name des Gerichts entſtand daher, daß der Fußboden des Gerichtsſaales mit Marmorplatten in Geſtalt von Rädern (Rota) belegt iſt; nach Andern, weil auf dem Platze, wo dieſes Tribunal zuerſt errichtet worden war, im alten Rom ein rundes öffentliches Gebäude ſtand. Mit der päpſtlichen Regierung hatte auch dieſes Gericht aufgehört; jetzt aber iſt es wieder hergeſtellt worden. (Vergl. Römiſche Curie.)

Röthelfarbe iſt ein durch Kunſt hervorgebrachter Farbenartikel, welcher aus den Kieſen, woraus man den Vitriol ausgelaugt hat, erhalten wird. Man unterwirft nämlich das nach dem Auslaugen des Vitriols erhaltene Überbleibſel dem Schlämmen, zieht hernach, wenn der Sand und andere grobe Theile ſich geſetzt haben, die im Waſſer befindliche feine Erde ab, läßt dieſelbe ſo lange ſtehen, bis ſie zu Boden geſunken iſt, trocknet ſie dann und brennt ſie im Ofen zu rother Farbe. An vielen Orten führt ſie den Namen rothe engliſche Erde. Sie dient den Ölmahlern zum Anſtreichen, den Tabaksfabricanten zum Färben der ſpaniſchen Tabake u. ſ. w. — Der Röthel oder Rothſtift iſt eine ſchwere dunkelrothe Erde, eigentlich ein rother mit Thonerde vermiſchter Eiſenkalk, der beſonders in England und bei uns um Nürnberg gegraben wird. Die gemeinere Art wird in der Medicin zum Blutſtillen, wie auch von Tiſchlern, Zimmerleuten u. dergl. zum Bezeichnen ihrer Arbeiten gebraucht. Die feine Gattung, welche ſich ſpalten läßt, wird wie das Reißblei in Holz eingefaßt oder in länglichten Stücken ſchachtelweiſe zum Handel gebracht. Mahler u. A. gebrauchen es zum Zeichnen u. ſ. w.

Rothes Meer, auch der **arabiſche Meerbuſen**, das **Schilfmeer**, und von den Türken **Meer von Mecca** genannt, iſt ein Meerbuſen des indiſchen Oceans, der gegen 300 deutſche Meilen tief in einer von Süden nach Nordweſten gehenden Richtung ſich zwiſchen Arabien und der Oſtküſte von Afrika hin erſtreckt, bis zu der Afrika und Aſien verbindenden Landenge von **Suez**, welche 15 Meilen breit iſt, das rothe Meer von dem mittelländiſchen Meer trennt, und ihren Namen von der in einer dürren, unfruchtbaren, waſſerleeren Fläche liegenden Stadt Suez hat. Das rothe Meer nimmt ungeachtet ſeiner weiten Ausdehnung (indem es der längſte Meereinſchnitt zwiſchen den Continenten der alten Welt iſt) nirgends einen Strom von Bedeutung auf, iſt überall mit ſandiger Strandküſte, mit Klippen, oft mit Wüſten umgeben, und endet auch auf gleiche Weiſe im Norden mit Wüſten. Die Schifffahrt auf demſelben iſt gefährlich und beſchwerlich. Den Eingang in das rothe Meer aus dem arabiſchen Meere, einem Theile des öſtlichen oder indiſchen Oceans, bildet die 5 Meilen breite Meerenge **Bab-el-Mandeb** (die Pforte der Gefahr). Die Inſel Perim (eine Zeit lang von den Briten beſetzt) trennt ſie in die ſchmalere arabiſche und in die breitere afrikaniſche Straße. Die arabiſche hat ein 40 bis 60 Fuß tiefes Fahrwaſſer. Auf der Straße Bab-el-Mandeb liegt das Cap el Mandeb, ein iſolirter Berggipfel von mäßiger Höhe.

Rothlauf iſt ein röthlicher Hautausſchlag an einzelnen Theilen des menſchlichen Körpers.

Rothwälſch nennt man eine Sprache, welche die europäiſchen Zigeuner, Spitzbuben und Bettler unter ſich reden, um nicht von Andern verſtanden zu werden. Sie iſt ein Gemiſch von gemeinen oberdeutſchen, jüdiſchdeutſchen und ſelbſtgemachten Wörtern, auch Verdrehungen von Wörtern, um dieſelben unkenntlich zu machen. Manche deutſche Wörter und Redensarten haben in dieſer Sprache durch den Gebrauch der Gauner eine ganz eigne Bedeutung bekommen; vorzüglich findet man viele Euphemismen darin, beſonders für diejenigen Begriffe, welche das Handwerk der Diebe, die geſtohlenen Sachen und dergleichen bezeichnen. Einen Hauptbeſtandtheil machen jedoch die Redensarten und Wörter aus, die aus dem ſogenannten **Jüdiſch-Hebräiſchen**, wie es nämlich von dem gemeinen Mann geſprochen wird, entlehnt ſind; ein ziemlich ſicherer Beweis, daß Juden die Erfinder dieſes Jargons waren. Doch ſind die meiſten Wörter ſo entſtellt, daß es ſehr ſchwer iſt, die erſte richtige Lesart und Ausſprache wieder herzuſtellen, noch ſchwerer, ſie richtig ſchriftlich aufzuzeichnen. Die Sprache heißt auch die **jeniſche Sprache** und iſt von der eigentlichen ſelbſtſtändigen **Zigeunerſprache**, mit der ſie nur einige Wörter gemein hat, ſehr verſchieden. — Die Kenntniß dieſer Sprache iſt beſonders für den praktiſchen Juriſten von der größten Wichtigkeit, um bei Verhaftung von Diebsbanden die nähern Umſtände des Diebſtahls, die Art und Weiſe, wie derſelbe geſchah und überhaupt die Ökonomie der Banden genau kennen zu lernen. Daher bemühte man ſich ſchon früh, Gerichtsperſonen Hülfsbücher zur Erlernung derſelben in die Hände zu geben. Dieſe Bücher entſtanden aus Mittheilungen eingezogner Gauner, denen man das Geheimniß ihrer Sprache entlockte. Schon im Jahre 1601 erſchien eine Grammatik der rothwälſchen Sprache, eine vollſtändigere zu Frankfurt am Main 1755, 8. Im Jahre 1791 erſchienen die von dem ehemals berüchtigten Gauner Conſtanzer Hans, der zu Sulz

am Neckar verhaftet wurde, gegebnen Notizen und Nachrichten im Druck. In den neueſten Zeiten aber iſt die Kenntniß dieſer Sprache durch die Bemühungen mehrerer aufmerkſamen Juriſten ſehr bedeutend erweitert und allgemeiner verbreitet worden. So lieferte der Amtsſchreiber Mejer im J. 1807 einen Aufſatz über Diebe und Diebesbanden, worin ſich auch ein Abſchnitt, der über dieſe Sprache handelt, befindet, entſtanden aus Bemerkungen, welche Mejer bei Einziehung des berüchtigten Brabe und ſeiner Bande machte. Dieſer Aufſatz befindet ſich in Nr. 32 des hannöverſchen Magazins, und iſt daraus abgedruckt im Allg. Anz. der Deutſchen vom Jahre 1807, Nr. 114, 118, 119 und 120. Einige Berichtigungen dazu ſtehen in Nr. 163 des Anzeigers von demſelben Jahre. Das Ausführlichſte aber, was wir bis jetzt über dieſe Sprache beſitzen, iſt in der 1812 vom Dr. Pfiſter (ehemals zu Heidelberg, jetzt zu Freiburg) herausgegebnen Actenmäßigen Geſchichte der Räuberbanden an den beiden Ufern des Mains, im Speſſart und im Odenwalde enthalten, welcher der Verfaſſer eine Sammlung und Verdolmetſchung jeniſcher Wörter angehängt hat. Da aber die in dieſem Verzeichniſſe vorkommenden, aus dem Hebräiſchen entlehnten Wörter und Benennungen oft entſtellt und unrichtig aufgefaßt waren, indem Pfiſter ſeine Beiträge von Gaunern erhielt, die nicht geborne Juden waren, ſondern es mit einer Bande zu thun hatte, die nur aus Chriſten beſtand; ſo hat ſich ein Gelehrter (der ſich Br. unterzeichnet) der Mühe unterzogen, die aus dem Hebräiſchen entlehnten, in dem genannten Verzeichniſſe befindlichen Wörter zu berichtigen. Seine Verbeſſerungen ſtehen im Allg. Anz. vom Jahre 1812, Nr. 174 und 175; einige Nachträge dazu ebend. Nr. 237. Pfiſter gab ſpäter noch einen Nachtrag zu der obenerwähnten Geſchichte der Räuberbanden heraus, in dem er S. 347 die aus wohlgemeinten Gründen im Anzeiger mitgetheilten Verbeſſerungen übel deutet, und das Beſtreben, die Wörter der rothwälſchen Sprache möglichſt richtig aufzufaſſen, für überflüſſig erklärt. Es verdient aber daſſelbe vielmehr Dank, da nicht alle Diebe die Ausſprache haben, der ſich die verdorbene Bande, welche Pfiſters Unterſuchung übergeben war, bediente, und vorzüglich da der Theil der Sprache, über welchen ſich die mitgetheilten Verbeſſerungen erſtreckten, d. h. die aus dem Jüdiſchhebräiſchen entlehnten Phraſen und Wörter nicht willkürlich erſonnen (nicht jeniſch) ſind, man alſo dieſelben auf die möglichſt urſprüngliche Richtigkeit zurückführen, und, mit allen Banden fertig zu werden, ſie ſo kennen muß, wie der eigentliche Jude, dem ſie abgeborgt ſind, ſie ſpricht. Vergl. die Erklärung des Hrn. Br. im Allgem. Anz. von 1812, Nr. 304. In dem erwähnten Nachtrage iſt Pfiſter zwar ſorgſamer geweſen; dennoch haben ſich auch in dieſen Verdrehungen der aus dem Hebräiſchen entlehnten Wörter eingeſchlichen. Dieſe Unrichtigkeiten ſind abermals verbeſſert im Allg. Anz. von 1815, Nr. 304 u. ff. Man muß übrigens bei dieſen Berichtigungen bemerken, daß ſie die aus dem Hebräiſchen entlehnten Wörter nur unverdorbener geben, nicht aber nach der ganz reinen Mundart der portugieſiſchen und italieniſchen Juden, eben ſo wenig nach der Sprache der heutigen Hebräiſch-Gelehrten; beides würde unzweckmäßig ſein; denn unſre deutſchen abendländiſchen Juden unterſcheiden ſich in ihrer Sprache von ihren morgenländiſchen Glaubensgenoſſen ſo ſehr, daß dieſe von jenen und umgekehrt gar nicht verſtanden werden; noch weniger würde das gelehrte Hebräiſche für

das Rothwälſche paſſen. — Noch einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der jeniſchen Sprache hat geliefert Chriſtenſen (Juſtizrath zu Kiel) in ſeinem Alphabetiſchen Verzeichniß einer Anzahl von Räubern, Dieben und Vagabonden mit hinzugefügten Signalements ihrer Perſon und Angabe einiger Diebsherbergen, entworfen nach den Ausſagen einer zu Kiel 1811 und 1812 eingezogenen Räuberbande, Hamburg 1814, 8. In dieſem Buche liefert derſelbe S. 34 — 54 Beiträge zum Diebs-Idiotikon, die vorzüglich darum intereſſant ſind, weil dieſe Beiträge, die aus Ausſagen von in Norddeutſchland, vorzüglich in Holſtein und Meklenburg, eingezogenen Gaunern geſchöpft ſind, beweiſen, daß jede Diebsprovinz ihren eignen Jargon habe, und der norddeutſche ſich von dem ſüddeutſchen weſentlich unterſcheide. — Zu bemerken iſt, daß in Vaters ſonſt ſo trefflichem und vollſtändigem Werke: Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörterſammlungen aller Sprachen der Erde, vom Rothwälſchen ſo wenig als vom Jüdiſchdeutſchen gehandelt wird. — Die erſte Entſtehung der Sprache anzugeben, iſt ſehr ſchwierig. Gewiß iſt, daß man ſie ſchon ſeit Carls V. Zeiten in Deutſchland kennt, wo unter andern auch die Gorbenbrüder, d. h. die abgedankten Soldaten, die als Bettler umherſtrichen, ſich ihrer bedienten. Eben ſo ſchwierig iſt die Angabe der Etymologie des Namens rothwälſch. Gottſched, der oft unglücklich in Ableitungen war, leitet ihn vom kaiſerl. Kammergericht zu Rothweil her, weil dies ſo ſchlecht deutſch geſchrieben. Weit vernünftiger iſt die Meinung Anderer, der Name ſtamme vom italieniſchen rotto, gebrochen, ſo daß es eine zerbrochene, kauderwelſche Sprache bedeute. Die richtigſte Etymologie iſt aber unſtreitig die aus der Sprache ſelbſt. In derſelben bedeutet Rot einen Bettler, und Rotbos eine Bettlerherberge; wälſch iſt ausländiſch, fremd überhaupt; rothwälſch wäre alſo ganz eigentlich eine Sprache der Bettler und Vagabunden. Die Diebe und Gauner ſelbſt pflegen ihre Sprache Kokumloſchen zu nennen, d. h. kluge Sprache, von den hebräiſchen Wörtern hanam (weiſe, klug) und laschon (die Sprache). Sonſt iſt ſie auch noch bekannt unter dem Namen Diebes- oder Gaunerſprache. *κ. μ. δ.*

Rothweil oder Rottweil, vormals eine kleine freie Reichsſtadt in Schwaben mit einem Gebiet, welches vom Herzogthum Würtemberg, der Landgrafſchaft Bar und der Grafſchaft Hohenberg begrenzt wurde. Jetzt gehört ſie zum Königreich Würtemberg, und zwar zu dem Schwarzwaldkreiſe. Sie liegt zwanzig Stunden von Stuttgart auf einer Anhöhe am Neckar, und iſt altmotiſch gebaut, und mit hohen Mauern und ſtarken Thürmen umgeben. Sie hat ein ſchönes Kaufhaus, ein anſehnliches Hospital, ein Gymnaſium, zwei Kirchen, wovon die eine mit einem ſehenswerthen gothiſchen Thurme geziert iſt, 500 Häuſer und 3100 Einwohner, welche Korn- und Viehhandel nach Helvetien treiben. Die Stadt hält anſehnliche Märkte, von welchen der Viehmarkt am meiſten beſucht wird, und war ſonſt der Sitz eines kaiſerlichen Hofgerichts. Dieſes rothweiliſche kaiſerliche Hofgericht ſoll ſchon im J. 1146 von Conrad III. gegründet ſein, der damals ſeine Reſidenz hier hatte. Es beſtand aus einem Erbhofrichter und ſieben Aſſeſſoren, die theils aus dem Adel, theils aus den Magiſtratsperſonen zu Rothweil gewählt wurden. In ſeiner Abweſenheit ließ der Erbhofrichter ſein Amt durch einen aus dem Grafen- oder Freiherrnſtande gewählten Stellvertreter

verſehen. Schon ſeit Friedrichs III. Zeit war das Erbhofrichteramt ein Erbmannlehn der Grafen von Sulz. Nach Erlöſchung des Mannsſtammes derſelben kam dieſe Würde 1687 durch Heirath an die Fürſten von Schwarzenberg, bei denen ſie bis in die neueſten Zeiten blieb. Unter dieſes Gericht gehörten der öſterreichiſche, fränkiſche, baieriſche, ſchwäbiſche Kreis, und ein Theil des niederrheiniſchen; doch waren das Erzhaus Öſterreich, die Churfürſten, Bamberg, Würzburg, Straßburg, die Pfalzgrafen, die Markgrafen von Brandenburg, die Herzoge vom Würtemberg u. a. m. von dieſer Gerichtsbarkeit ausgenommen. Die Prozeßordnung glich der des Reichskammergerichts, nur war ſie nicht mit ſo vielen Förmlichkeiten verbunden. Vor dem rothweilſchen Hofgericht konnten alle Rechtsſachen, nur nicht geiſtliche und Eheſachen, verhandelt werden, und man appellirte von demſelben an das Reichskammergericht und den Reichshofrath. 1803 wurde es vom Könige von Würtemberg aufgehoben.

Rotterdam, der größte unter den vier Diſtricten des ſüdlichen Theils der Provinz Holland, befaßt Schieland, den Krimpenerwaard, Delfland und einen Theil von Rhijnland. Die Hauptſtadt der Hoogheemraadſchap Schieland, eines der Hauptſitze holländiſcher Veen-Cultur, ſo wie des ganzen Diſtricts, iſt Rotterdam, an Handel und Wohlſtand, die zweite im Range in den ſieben nördlichen Provinzen der vereinigten Niederlande und, die neu vereinigten ſüdlichen mitgerechnet, die dritte an Volksmenge nach Amſterdam und Brüſſel. Sie enthält 6600 Häuſer, und nach der Zählung von 1796 53,000, nach dem Staatskalender von 1815 hingegen 58,552 Einwohner. Die Stadt iſt in Geſtalt eines Dreiecks erbaut, deſſen Baſis oder Südoſtſeite ſich an die Maas lehnt und vorzüglich, wenn man zu Waſſer von Dordrecht kommt, eine prachtvolle Anſicht gewährt. Sie führt ihren Namen von dem kleinen Fluſſe Rotte, der hier mittelſt einer Schleuße in die Maas fällt. Sie erhielt Stadtrechte im J. 1272 unter der Regierung des populären Floris V., ward ſchon im vierzehnten Jahrhundert dreimal, und noch dreimal gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts vergrößert. Im Jahre 1480 ward ſie durch den Häuptling der Inſel Hoekſche Waard (im Diſtrict Dordrecht), Franz van Brederode, eingenommen und eine Zeit lang gegen den Erzherzog Maximilian mannhaft vertheidigt, brannte 1563 großentheils ab, ward 1572 von den Spaniern durch Verrath eingenommen und geplündert, und erhielt 1580 durch Wilhelm I. als die erſte unter den ſogenannten kleinen Städten Sitz und Stimme in den Staaten von Holland. Seitdem hat ihr Wohlſtand beſtändig zugenommen; ſelbſt in dem nahrungsloſen Zeitraume von 1795 bis 1813 litt Rotterdam vermöge ſeiner zweckmäßigen Handelslage verhältnißmäßig weit weniger, als andere Städte der vereinigten Provinzen, obwohl nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich und der Hemmung aller Schifffahrt auf der Maas durch die franzöſiſchen Zolleinrichtungen auch ihr Wohlſtand ſehr geſchwächt ward. Erſt nach der Staatsumwälzung im November 1813, welche ſie insbeſondere durch Unterſtützung des nahen Dordrecht kräftigſt förderte, erhielten Handel und Gewerbe neues Leben. In keiner niederländiſchen Stadt haben ſich die Früchte dieſer Revolution ſchon jetzt in ſolchem Umfange entwickelt, als hier; bereits im Frühlinge 1814 war die Maas mit auswärtigen, insbeſondere brittiſchen Schiffen bedeckt, ſo daß für die inländiſchen Fahrzeuge kaum Platz vorhanden war, und ſeitdem hat der Handel der Stadt ſo weit ausgedehnte auswärtige Verbindungen,

namentlich nach Oſt- und Weſtindien angeknüpft, daß ſelbſt Amſterdam ſich noch nicht in dieſem Grade dem vorigen Wohlſtande nähert. Rotterdam iſt der Geburtsort des Wiederherſtellers wahrer Gelehrſamkeit und des guten Geſchmacks im Norden von Europa, Deſiderius Erasmus, welchem hier auf dem großen Markte anfangs ein hölzernes, in der Folge ein ſteinernes und endlich das noch vorhandene zehn Fuß hohe metallne Standbild errichtet ward. Die lateiniſchen Schulen der Stadt werden noch jetzt nach dem Namen des großen Mannes benannt. Die innere Stadt (Binnenſtad) wird durch die hohe Straße von der äußeren (Buitenſtad), an der Maas gelegen, geſchieden; die erſtere hat viele enge Gaſſen und beſteht faſt ganz aus Bürgerhäuſern, die letztere hingegen enthält viele große, prachtvolle Kaufmannshäuſer, denen ſich die ankommenden und abſegelnden Seeſchiffe in bequemen und geräumigen Ankerplätzen unmittelbar nahen und mit ſeltner Leichtigkeit ein- und ausladen können. Unter den Landungsplätzen oder Quais des trefflichen Hafens ſind die vorzüglichſten: der Wijn-, Leuven- und Nieuwe-Haven, der Blaak, die gelderſchen und ſpaniſchen Quais, das Haringvliet und der prachtvolle, ſchön bepflanzte Quai an der Maas, de Boompjes. Seeſchiffe, die höchſtens 15 Fuß tief im Waſſer gehen, nehmen die Fahrt über Briel (Brielle); gehen ſie tiefer im Waſſer, von Helvoetſluis durch das Holländſch Diep und das dortſche Kil (Fahrwaſſer). Schon in früheren Zeiten war Rotterdam der Hauptſitz des holländiſchen Handels nach England und Schottland, und regelmäßig ſegelte periodiſch eine Sloop zwiſchen hier und London; dieſer Handelszweig iſt jetzt völlig wieder hergeſtellt und man ſieht hier beſtändig eine große Anzahl Engländer. Die vorzüglichſten öffentlichen Gebäude ſind: die große St. Laurenz-Kirche, enthaltend die Gräber der niederländiſchen, größtentheils in den Kriegen gegen England und Frankreich zwiſchen 1660 und 1674 gebliebenen Seehelden: de Witte, Kortenar, Johann van Brakel, Johann de Lief, de Jan van Nes, Kornelis Matelief und Mooi Lambrechts. Außerdem giebt es hier niederdeutſche und ſchottiſche Reformirte, franzöſiſche und engliſche Biſchöfliche, presbyterianiſche, lutheriſche, katholiſche, anabaptiſtiſche und remonſtrantiſche Kirchen und Gotteshäuſer. Die Börſe iſt groß und ſchön. Bemerkenswerth iſt das Admiralitätsgebäude (Zekantoor) und der anſehnliche Schiffswerft, worauf die größten Schiffe erbaut werden können. Die beiden Hauptſpaziergänge der Stadt ſind an der Weſtſeite das ſogenannte Nieuwe Werk und an der Oſtſeite die Plantaadje (Anpflanzung), beide an der Maas. Unter den hieſigen Fabriken zeichnen ſich die Zuckerraffinerien aus. Außerdem giebt es Branntweinbrennereien, Näh- und Stecknadel-, Korkpfropfen- und Lackmusfabriken. Unter den wiſſenſchaftlichen Anſtalten: het Bataafſch Genootſchap voor proefondervindelijke Wijsbegeerte (Geſellſchaft zur Beförderung wiſſenſchaftlicher Forſchungen), eine gelehrte Geſellſchaft unter der Benennung: Verſchiedenheit und Übereinſtimmung, und ein beträchtlicher Zweig der holländiſchen Akademie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Man behauptet, daß in Rotterdam das Holländiſche am reinſten geſprochen wird.

Rotunda (Rotonda) kann überhaupt ein jedes Gebäude genannt werden, das außen und innen rund iſt. So iſt z. B. das berühmte Pantheon zu Rom eine Rotunde, deren Inneres durch eine an der Decke angebrachte Öffnung erhellt wird. Bei Tempeln, Gar-

tenſälen u. dgl. wird dieſe Form häufig angewendet, ſeltner bei Gebäuden, deren Nutzen auf das gewöhnliche Leben berechnet iſt.

Roucher (J. A.), wurde zu Montpellier 1745 geboren, und zeichnete ſich ſchon früh durch den dichteriſchen Schwung ſeiner Phantaſie aus. Beim Ausbruch der Revolution fühlte er ſich von den ausgeſprochenen Worten: Freiheit und Menſchenrechte, begeiſtert; als aber bald darauf unter der Herrſchaft des Pöbels ein gräßlicheres Syſtem der Tyrannei ſich erhob und entwickelte, als faſt je von Thronen ausgegangen war, konnte Roucher ſeinem empörten Menſchengefühl nicht widerſtehen, und lud bald durch ſein freies Benehmen den Haß der Machthaber Frankreichs auf ſich. Mehreremal entging er glücklich den Nachſtellungen ſeiner Verfolger; endlich von ihnen eingezogen, ward er zum Tode verdammt, und ſtarb unter der Guillotine im Juli 1794. Als Dichter iſt Roucher berühmt geworden durch ein Gedicht: die Monate, in zwölf Geſängen, das, wenn es gleich mehrere franzöſiſche Kritiker ziemlich hart beurtheilten, doch wegen ſeiner Zartheit der Sprache und Empfindungen Anerkennung verdient. Außer dieſem Werk ſchrieb Roucher noch eine Überſicht von Smith's Unterſuchung der Art und Urſachen der Volksreichthümer, und kleine Dichtungen und Briefe, die nach ſeinem Tode herauskamen. Unter ſeiner Verlaſſenſchaft fand ſich auch ein angefangenes Epos: Guſtav Waſa.

Roué nennt man einen Mann, der dem Leben in der großen vergnügungsſüchtigen Welt Grundſätze und Sitten geopfert hat. Der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, welcher wenig von den Menſchen hielt, und überzeugt zu ſein glaubte, daß ſelbſt die, welchen er ſeine Freundſchaft ſchenkte, nichts taugten, hatte ſeinen Tiſchgenoſſen und Lieblingen den Namen der Roués gegeben, ein Titel, mit welchem er ſelbſt andeuten wollte, daß ſie nichts beſſeres werth wären als gerädert zu werden, nicht als gemeine Verbrecher, ſondern als Höflinge, die ſich jede Handlung, zu der ſie der Taumel des Vergnügens trieb, erlaubten, beſonders wenn ihr Fürſt ſich daran beluſtigte.

Rouen, die Hauptſtadt der vormaligen Normandie, und jetzt des Departements der untern Seine, liegt in einer ſchönen mit Anhöhen begrenzten Ebene, am rechten Ufer der Seine und hat 11,000 Häuſer und 87,000 Einwohner. Zur Stadt gehören ſechs Vorſtädte, wovon St. Sever am linken Ufer der Seine gebaut und durch eine Schiffbrücke mit der Stadt verbunden iſt. Dieſe Schiffbrücke fällt und ſteigt mit der Ebbe und Fluth, obgleich ſie gepflaſtert, und ganz einer ſteinernen Brücke ähnlich iſt. Sie iſt 270 Schritte lang, und ſteht ſeit 1626. Die Stadt iſt nicht hübſch gebaut; die Häuſer ſind größtentheils von Holz, die Straßen meiſtens enge und dunkel, nur die Kaien längs der Seine ſind ſchön. Die ſehr große Domkirche, die ſchöne vormalige Abtei St. Ouen, wegen ihres hohen Thurmes merkwürdig, der Juſtizpalaſt und das Schauſpielhaus zeichnen ſich am meiſten unter den öffentlichen Gebäuden aus. Merkwürdig iſt auch die auf dem Marktplatze aux vaux befindliche Bildſäule des 1430 daſelbſt von den Engländern verbrannten Mädchens von Orleans. Rouen iſt der Sitz des Präfecten, der Departementsbehörden, des commandirenden Generals der 15. Diviſion, eines Erzbiſchofs, eines königl. Gerichtshofes, einer Handelskammer und eines Handelsgerichts, und hat viele wiſſenſchaftliche Anſtalten, als eine Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, eine Société d'émulation, ein Lyceum, eine Schiffahrtsſchule, eine Zei-

chenſchule, eine mediciniſche und Hebammenſchule, eine öffentliche Bibliothek, ein Muſeum, ein naturhiſtoriſches Cabinet und einen botaniſchen Garten. Beſonders wichtig iſt die Induſtrie, und man unterhält zahlreiche Manufacturen und Fabriken, welche Baumwollenzeuge, vorzüglich Nankin, Piké, Kattun, Shawls, Hals- und Taſchentücher, Leinwand, Papiertapeten, Spielkarten, Tuch, Wachstuch, Zucker, Horn- und Elfenbeinarbeiten, chemiſche Fabricate, vortreffliche Confituren, abgezogene Waſſer, Eiſen- und Gelbgießerarbeit, Oblaten und andere Artikel liefern. Der Handel iſt äußerſt ausgebreitet, denn mit der Fluth können ſchwerbeladene Schiffe bis an die Kaien gelangen, und von hier werden dann die Waaren auf der Seine weiter verführt; daher iſt auch der Speditionshandel ſehr anſehnlich. Auch hält die Stadt große Garn- und Twiſtmärkte.

Rouget de Lisle (Joſeph), geb. 1760, iſt der Verfaſſer und Componiſt der ſo berühmt gewordnen *Marſeiller Hymne* (l'Offrande à la liberté). Den Namen *Marſeiller* Marſch oder Hymne erhielt dieſer Marſch, weil er in Paris zuerſt (1792) durch die aus Marſeille dahin gekommenen Föderirten bekannt wurde. Die Wirkung dieſes Marſches, deſſen Muſik in der That meiſterhaft iſt, war bei den franzöſiſchen Armeen ſo außerordentlich, daß *Klopſtock* zu dem Verfaſſer ſagte, als er ihn in Hamburg ſprach: „Durch Ihr Gedicht ſind 50,000 brave Deutſche gefallen." *Rouget* war zu Anfang der Revolution Ingenieur-Offizier. Seine Hymne rettete ihn nicht vor den Verfolgungen der Terroriſten. Bei Quiberon wurde er verwundet und lebt ſeitdem von Geſchäften zurückgezogen.

Rouladen, ſ. *Paſſagen*.

Roupie, Rupie, eine oſtindiſche Münze, deren flaches Gepräge gewöhnlich in perſiſcher Sprache den Namen und Titel des Nabobs, unter dem, ſo wie das Jahr und die Provinz anzeigt, wann und wo ſie geſchlagen worden. Es giebt *Goldrupien* und *Silberrupien*; die erſtern betragen ungefähr 9 Thlr. an Werth, die ſilberne gewöhnlich 18 Gr. — 100,000 Silberrupien machen einen Lack, 100 Lack eine *Crore*.

Rouſſeau (Jean Baptiſte), einer der beſten Dichter Frankreichs, der unter den *lyriſchen* Dichtern ſeiner Nation noch immer die erſte Stelle einnimmt. Er war der Sohn eines Schuhmachers, im J. 1669 (nach Andern 1671) zu Paris geboren, und ſtarb zu Brüſſel den 17. März 1741. Obgleich von niedriger Herkunft, genoß er dennoch eine vortreffliche Erziehung. Der Unterricht des Boileau weckte in ihm früh den dichteriſchen Geiſt, der ihm zu Theil geworden war. Als Jüngling zeigte er ſich daher in kleinen poetiſchen Verſuchen, welche geiſtreich und voll von Einbildungskraft waren. Im J. 1682 ward er bei dem damals nach Dänemark abreiſenden franzöſiſchen Geſandten Bonrepeaux Page, und in der Folge wählte ihn der Marſchall von Tallard, als er nach England reiſte, zu ſeinem Secretär. In London wurde St. Evremont ſein genauer Freund. Bald darauf kam er zum Finanzdirector Rouillé, den er liebte und ſchätzte. Ihm folgte er überall, und im ruhigen Umgange mit dem Manne trieb er die Wiſſenſchaften und die Dichtkunſt eifrig, und verſchmähte mehrere ihm damals angebotene Stellen. Bis hierher war ihm das Glück günſtig geweſen; von nun an ward es ihm abhold. Es erſchien um dieſe Zeit auf der Bühne von Paris die Oper *Heſione*, und kurz darauf eine witzige Satire in Verſen gegen den Dichter. Ohne Zweifel waren dieſe Verſe von Rouſſeau; auf dieſe Stanzen (es waren fünf an der

Zahl) folgten eine Menge andrer, die an Gift und Geifer ihre Vorgänger noch übertrafen, ſo daß Paris und Verſailles damit überſchwemmt wurden. Die Tribunale, der ewigen Klagen darüber müde, ſuchten endlich den Verfaſſer der Verſe zu entdecken. Keiner zweifelte daran, daß es Rouſſeau ſei, obgleich er ſelbſt es ſtandhaft läugnete. Beſtimmtes ließ ſich indeß nicht darüber ausmachen, und Rouſſeau wäre nie durch dieſe Verſe ins Unglück geſtürzt, hätte er ſich begnügt zu läugnen, aber er ging weiter, und beſchimpfte ſeinen Charakter durch folgende Handlung bei Mit- und Nachwelt. Es lebte um dieſe Zeit ein Geometer, Namens Saurin, zu Paris. Dieſen beſchloß Rouſſeau, aus welchen Gründen, weiß man noch bis heute nicht, zu verderben. Er bediente ſich hierzu eines Schuhmacherjungens, Wilhelm Arnould, der ſich dazu gebrauchen ließ, öffentlich vor Gericht das falſche Zeugniß zu reden, er habe von Saurin dieſe Verſe bekommen, und ſie auf ſein Geheiß ausgeſtreut. Die Unſchuld dieſes Mannes kam jedoch bald an den Tag; Saurin bewies, daß Rouſſeau den Zeugen beſtochen, und am 7. April 1712 ward der Dichter durch einen öffentlich angeſchlagenen Beſchluß auf ewig aus dem franzöſiſchen Königreiche verbannt. — Rouſſeau ging nun nach der Schweiz. Hier fand er an dem Grafen du Luc, franzöſiſchem Botſchafter bei der helvetiſchen Eidgenoſſenſchaft, einen Gönner. Als aber im J. 1714 der Graf als Bevollmächtigter nach Baden reiſ'te, um dort mit dem Prinzen Eugen Frieden zu ſchließen, begleitete er dieſen nach Wien. Hier führte er drei Jahre lang ein höchſt angenehmes Leben, nach Verlauf dieſer Zeit mußte er ſchnell Wien verlaſſen, warum, iſt nicht gewiß; wahrſcheinlich jedoch, weil er an einigen Verſen Antheil hatte, die der Graf Bonneval auf eine der Mätreſſen des Prinzen gemacht hatte. Rouſſeau ging nach Brüſſel, wo er mit Voltaire, ſeinem ehemaligen beſten Freunde, den er im Collegium Ludwigs des Großen kennen gelernt hatte, in neuen Streit und Feindſchaft verwickelt wurde. Übrigens konnten die freundlichſten Verhältniſſe in Brüſſel das Verlangen nach der Hauptſtadt in ihm nicht vertilgen. Auch hatte es der Großprior von Vendome in Verbindung mit dem Grafen von Breteuil ſchon dahin gebracht, daß Rouſſeau vom Regenten, dem Herzog von Orleans, ein Zurückberufungsſchreiben erhielt. Dies befriedigte aber den Ehrgeizigen nur halb; er verlangte eine nochmalige Durchſicht ſeiner Prozeßacten, und eine öffentliche Zurückberufung. Mit Recht ward dies einem Manne verweigert, der ſich durch eine ehrloſe Handlung geſchändet hatte. Traurig über ſeinen mißlungenen Plan ging Rouſſeau nunmehr auf Reiſen, und begab ſich im J. 1721 nach London. Hier gab er 1723 die Sammlung ſeiner Werke in 2 Bdn. 4. heraus. Ein anſehnliches Vermögen, welches er ſich dadurch erwarb, lieh er der damals ſchon ſinkenden Handelscompagnie zu Oſtende. Rouſſeau kam gegen den Abend ſeines Lebens durch den Verluſt dieſer bedeutenden Summe ſo herunter, daß er nur noch von der mildthätigen Unterſtützung einiger Freunde lebte. Der Notar Boutet zu Paris und der Herzog von Aremberg, an deſſen Tafel er zu Brüſſel ſpeiſ'te, waren es vorzüglich, die ihm ſein Leben noch erträglich machten. Des Letztern Gunſt verſcherzte er jedoch ebenfalls bald. Nun war ihm Brüſſel unerträglich. Einige ſeiner Freunde ließen ihn, um ſeinen Kummer zu lindern, heimlich nach Paris kommen, aber ſchon nach drei Monaten mußte er die Hauptſtadt wieder verlaſſen, in der er abermals ſeiner Satire zum Nachtheil mächtiger Perſonen freien Lauf gelaſſen hatte. Am 3. Februar 1740 kam er

nach Brüſſel zurück, ſtarb aber im Frühlinge des folgenden Jahres. Noch in der Sterbeſtunde betheuerte er, nicht der Verfaſſer der ſchändlichen Verſe geweſen zu ſein. — Rouſſeau's Werke ſind 1. vier Bücher Oden, deren erſtes Buch Oden aus den Pſalmen enthält. In dieſer letzten Gattung iſt Rouſſeau der erſte franzöſiſche Dichter. Reinheit und Eleganz des Ausdrucks, ſo wie ein edler und ſchöner Versbau ſind darin mit trefflichen religiöſen Gedanken gepaart; wenn gleich bisweilen ein bombaſtiſches Wortgepränge den lyriſchen Schwung erſetzen muß; 2. Cantaten. In dieſer Dichtungsart, deren Schöpfer Rouſſeau iſt, glänzt er vorzüglich; die Wahl der Gegenſtände, die Gewandtheit, mit der er dieſelben behandelt, verdient eben ſo viel Lob als der edle Ausdruck. Die Cantate von der Circe ſcheint unter allen die gelungenſte zu ſein; 3. Briefe in Verſen, die am wenigſten gelungenen Werke des Dichters, wiewohl ſie zu ſeiner Zeit wegen ihrer ſatiriſchen Seitenblicke und Beziehungen allgemeines Intereſſe fanden. 4. Allegorien. Sie haben zwar die Incorrectheit nicht, die in den Briefen herrſcht, ſind aber dafür langweiliger als dieſe. Die Fiction der meiſten iſt gezwungen und höchſt unwahrſcheinlich, der Versbau iſt einförmig; 5. Epigramme, nächſt den Cantaten und Pſalmen das Beſte, wenn man die abrechnet, in denen ſich franzöſiſche Frivolität in ihrer vollen Glorie zeigt. In den übrigen herrſcht angenehmer und leichter Witz, Abwechſelung und gute Wahl der Gegenſtände; 6 verſchiedne Poeſien von geringem Werthe, unter denen jedoch manches Stück noch beſſer iſt, als 7. ſeine vier Luſtſpiele in Verſen, und 8. ſeine zwei Luſtſpiele in Proſa. Zwar iſt der Styl rein, aber die Intrigue ſo langweilig, als der Dialog, der ſich nur in wenigen Scenen auszeichnet. Auch haben dieſe Stücke bei der Aufführung nie Glück gemacht; 9. die Opern, die Rouſſeau geſchrieben, ſind völlig ſeiner unwürdig; auch hat er ſie ſelbſt unterdrückt, und nicht in die Sammlung ſeiner Werke aufgenommen; 10. eine Sammlung von Briefen in Proſa, worunter mehrere ſind, die ſeinen zweideutigen Charakter verrathen. — Zu der oben angeführten Ausgabe ſeiner Werke erſchien auf Verlangen der Subſcribenten, welche alle Werke Rouſſeau's verlangten, ein Supplément aux Oeuvres de Mr. Rousseau, Londr. 1723, 8. Zu Amſterdam kam 1726 eine etwas vermehrte Ausgabe ſeiner Werke in 3 Bdn. 8. heraus. Endlich beſorgte Seguy, in Dienſten des Fürſten von Thurn und Taxis, 1743 eine Ausgabe von Rouſſeau's Werken, 3 Bde. 4., und 4 Bde. 12. Die genannten Ausgaben enthalten nichts, als wozu ſich Rouſſeau bekannte; die Couplets, welche ihn ins Unglück ſtürzten, finden ſich nur in ſolchen Ausgaben, die gegen des Dichters Willen erſchienen ſind. Dieſe Ausgaben ſind ſelten. Einige Proben dieſer im höchſten Grade gemeinen Verſe findet man in La Harpe's Cours de littérature (herausgegeben von Auger) T. IV. p. 178 ff.

Rouſſeau (Jean Jacques), geb. d. 28. Juni 1712 zu Genf, war der jüngere Sohn eines Uhrmachers. Er kam ſchwächlich auf die Welt, und koſtete ſeiner Mutter (einer ſehr gebildeten Frau) das Leben, weßhalb er auch ſeine Geburt ſein erſtes Unglück nannte. Rouſſeau ſagt in ſeinen Confessions (die doch immer Selbſtbekenntniſſe einer eitlen Seele ſind) von ſich, daß er als ſiebenjähriger Knabe viel Religion gehabt, daß ſeine erſte Lectüre von jener Zeit an Romane geweſen wären, worauf er aber doch bald eine beſſere erhalten, und beſonders den Plutarch liebgewonnen habe; im achten Jahre

wußte er den Plutarch auswendig, und im zwölften Jahre hatte er bereits die meiſten Romane durchlaufen; doch lernte er auch den Tacitus und Grotius, welche zwiſchen den Inſtrumenten auf den Werkſtätte ſeines Vaters lagen, kennen. Zugleich wurde ſchon früh ſein muſikaliſcher Sinn geweckt. Mit dem neunten Jahre ward er einem Pfarrer auf dem Lande zur Erziehung übergeben; mit vierzehn Jahren kam er zu einem Graveur in die Lehre; denn dieſe Kunſt entſprach ſeiner Neigung; aber die despotiſche Härte ſeines Herrn verleidete ihm die Kunſt. Er entlief, irrte in Savoyen herum, und änderte aus Dürftigkeit die Religion. Man unterrichtete ihn in einem Kloſter, aus dem er aber bald entſprang; nach manchen Abenteuern kam er endlich durch die Empfehlung eines ſavoyiſchen Landpredigers zu einer Frau von Warrens in Annecy, die ihn zu ſich nahm, in Wiſſenſchaften und in der Muſik unterrichten ließ, und ihn wie ihren eignen Sohn liebte, wohl auch verzärtelte. Im 20. Jahre ging Rouſſeau nach Frankreich, mit der Hoffnung, durch ſeine Kenntniſſe in der Muſik ſich Unterhalt zu verſchaffen. In Beſançon ſang er mit Beifall in einigen Concerten; man verſprach ihm Beförderung, ſobald eine Stelle erledigt ſein würde. Inzwiſchen gab er einige Jahre lang zu Chambery in der Muſik Unterricht, und ging dann ſeines kränklichen Körpers wegen nach Montpellier. Allein die Meeresluft war ihm nicht zuträglich; er kehrte zu ſeiner Wohlthäterin zurück, und blieb bei ihr bis 1742, in welchem Jahre er die Stelle eines Secretärs bei dem franzöſiſchen Geſandten in Venedig erhielt. Nach achtzehn Monaten trennte er ſich von demſelben, ging nach Paris, gewann ſeinen Unterhalt durch Notenſchreiben, und legte ſich in müßigen Stunden auf Naturlehre und Chemie. Um dieſe Zeit bekam er einen Anfall von Steinſchmerzen, welche Krankheit ihn nie verließ. Im J. 1750 gewann er die bekannte Preisfrage der Akademie zu Dijon (ob die Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften zur Verbeſſerung der Sitten beigetragen habe?). Seine paradoxe Behauptung, daß die Wiſſenſchaften und Künſte verderblich geweſen ſeien, ward eifrig widerlegt; in Spanien miſchten ſich ſogar der Hof und die Inquiſition in dieſe Sache. In der Vorrede zu ſeinem Narziß, einem Luſtſpiele, vertheidigt er ſich gegen viele Mißverſtändniſſe. Hierauf brachte er ſeinen Devin du village auf das Theater, eine kleine Oper, wozu er die Muſik ſelbſt componirt hatte. Dies Stück fand allgemeinen Beifall, und der Verfaſſer wurde von der franzöſiſchen Nation faſt angebetet. — Als er aber 1753 ſeinen berühmten Brief über die franzöſiſche Muſik herausgab, worin er die Unvollkommenheit derſelben zeigte, gerieth alles in Aufruhr. Es erſchienen eine Menge Widerlegungen. Sänger, Sängerinnen und Virtuoſen, welche die Feder nicht führen konnten, legten ſich auf Schimpfen, und verbreiteten gegen ihn Pasquille, Geſänge und ehrenrührige Kupferſtiche. Man hing ſeinen Brief in dem Theater auf, und es wurden ſogar Leute beſtellt, welche den Verfaſſer ermorden ſollten. — Rouſſeau entfloh nach Genf. Durch ſeine Religionsveränderung hatte er ſein Bürgerrecht verloren. Jetzt nahm er öffentlich die reformirte Religion wieder an, und wurde in alle Rechte eines freien Bürgers von Genf eingeſetzt. Von da reiſ'te er nach Savoyen, und ſchrieb in Chambery ſeine Abhandlung über den Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen (sur l'inégalité parmi les hommes). Dieſe Schrift erregte noch mehr Aufſehen, als die Beantwortung der Preisfrage. Er hielt den wilden und geſitteten

Menſchen gegen einander; das Mein und Dein, Eigenthum und Reichthum, die daraus entſtehende Obermacht und Üppigkeit erklärte er für Quellen tauſendfachen Elends, und voll Ekels vor dem gleißenden Weſen der großen Welt, in der ſein Naturgefühl zum Spotte geworden, rief er ſeinen Brüdern zu: kommt in die Wälder und werdet Menſchen! Sie ſollen ſich ſelbſt überlaſſen gleich den Thieren leben; das ſei der Stand der Unſchuld und die anerſchaffene Einfalt. „Eigenthum und Verträge haben die Menſchen unglücklich gemacht; Eiſen und Korn haben die Einzelnen zwar gebildet das menſchliche Geſchlecht aber zu Grunde gerichtet.“ — Voltaire ſchrieb damals an Rouſſeau: man bekommt bei Ihrem Buche Luſt, auf allen Vieren zu kriechen; indeſſen ich ſechzigjähriger Mann bin zu alt dazu, und überlaſſe dieſe natürliche Art zu gehen Andern, die deſſen würdiger ſind, als Sie und ich. — Unterdeſſen hatte ſich in Paris der Haß gegen ihn gelegt. Auf dringende Einladung kehrte er zurück, aber nicht nach der Hauptſtadt, ſondern nach Montmorency. In dieſer glücklichen Einſamkeit ſchrieb er: a) den Geſellſchaftsvertrag, b) die neue Heloiſe c) und den Emil, Werke durch die er auf ſein Zeitalter mächtig gewirkt hat. Seine politiſchen Schriften, vorzüglich die beiden Abhandlungen über den bürgerlichen Vertrag und über die Ungleichheit unter den Menſchen, ſollen Schuld ſein an den ſpeculativen Verirrungen der franzöſiſchen Revolution. Die Schrift: du contrât social wurde für die Metaphyſiker gewiſſermaßen der Katechismus der Revolution; ſie hieß nur le Pharus de la législation; und doch war unter allen Rouſſeau'ſchen Schriften dieſe am ſeltenſten vorher geleſen und noch ſeltener verſtanden worden. Auf einmal glaubte man in ihr die Grundlagen zu einem unwandelbaren Staatsgebäude entdeckt zu haben. Rouſſeau's Andenken wurde daher auf alle mögliche Art geehrt. Am 25. Sept. 1791 veranſtaltete man zu Montmorency deßwegen ein ländliches Feſt. Am 11. Oct. 1794 wurden ſeine Gebeine feierlich im Pantheon zu Paris beigeſetzt. — Während die Weltleute und die Gelehrten für und gegen ſeinen Geſellſchaftsvertrag und ſeinen Streit über die franzöſiſche Muſik ſprachen, erſchien ſeine Julie (die neue Heloiſe), vor welcher er ganz unſchuldige Mädchen warnte; nämlich ſolche, die nie einen Roman geleſen hatten, und in deren Phantaſie kein Funke von Leidenſchaft gefallen wäre, die nur Ahnungen der Liebe trügen in ihrem lautern, für beſchränkte häusliche Freuden ſich aufbewahrenden Herzen. Julie und ihr Liebhaber am Fuße der Alpen, horchend auf die Stimme der Natur, da, wo ſie vom hohen Gipfel herabſpricht in ernſter Majeſtät, beide voll warmen Gefühls, voll der Liebe, die vom Himmel in auserwählte Seelen kommt, und bleibt und duldet, bis ſie mit ihnen dahin zurückkehrt, von wannen ſie ausging; Julie und ihr Liebhaber machten in Frankreich, wo die Liebe leichtſinnig um den Putztiſch flatterte, und in den Ländern, wo die Jungfräulichkeit noch etwas Heiliges war, einen ſehr verſchiedenen, aber gleich ſtarken Eindruck. — Endlich gab er im Jahre 1762, zunächſt für eine Mutter niedergeſchrieben, das berühmteſte Erziehungswerk der neuern Zeit heraus: Emile, ou de l'éducation. In einem Briefe an die Marſchallin von Luxemburg, vom 12. Juni 1767, giebt Rouſſeau folgende Urſache der Herausgabe ſeines Emils an. Er hatte mit einer Haushälterin, welche er ſpäterhin noch zur Frau nahm, fünf Kinder gezeugt, alle fünf aber in ein Findelhaus

geſchickt, mit ſo geringer Vorſicht zu einer Wiedererkennung, daß er nicht einmal die Tage ihrer Geburt ſich aufgezeichnet hatte. Seit mehrern Jahren empfand er deßwegen die kränkendſten Gewiſſensbiſſe, doch „ſein und der Mütter Gram deßhalb ſei fruchtlos, und der Wunſch, ſeinen Fehler wenigſtens einigermaßen zu vergüten, ſei eine der Haupturſachen ſeines über Erziehung geſchriebenen Werks." (Vergl. le Conserv. du Neuchauteau 1800). Er hatte namentlich im Emil die ſpeculativen Wahrheiten der Religion von denen abgeſondert, deren Einfluß auf unſer Leben niemand läugnen wird. „Sobald ihr mit unbefangener Seele den Schriften des Evangeliums euch nähert, werdet ihr die Majeſtät derſelben empfinden. Der, welcher es verkündigt, war gewiß kein Betrüger, und die von ihm zeugten, waren es auch nicht. In ſeiner Lehre, in ſeinem Leben iſt er mehr als Alle, die vor ihm waren, und ſein Tod iſt der Hingang eines in Menſchheit gehüllten Gottes. Zugleich aber findet ihr in eben den Schriften Dinge, welche der Vernunft widerſprechen. Könnt ihr die Schwierigkeit nicht löſen, ſo grübelt nicht, ſondern bleibt in einem heiligen Zweifel; demüthigt euch vor der höchſten Weisheit, und bittet, daß ſie euch erleuchte. Seid deſto eifriger und getreuer in Erfüllung alles deſſen, was jede redliche Seele darin für gut und wahr erkennen muß. Ein unfreiwilliger Irrthum des Verſtandes wird euch nicht auf ewig unglücklich machen; ihr werdet nach euern Thaten gerichtet." — Dies iſt der Inbegriff deſſen, was Rouſſeau zuerſt ſeine Julie auf dem Sterbebette, nachher ſeinen Vicar aus Savoyen im Emil ſagen läßt. Kaum war der Emil mit dieſem Glaubensbekenntniß erſchienen, ſo ließ das Parlament das Buch wegen der gewagten Urtheile über das Poſitive der Religion am 4. Juni 1762 verbrennen, und verurtheilte den Verfaſſer zum Gefängniß. Der Erzbiſchof von Paris verfolgt ihn mit einem Hirtenbriefe und nannte ihn einen Gottloſen, einen Verführer. Rouſſeau antwortete: „nicht er ſei der Gottloſe; die Gottloſen ſeien diejenigen, die ſich Gottes Gericht anmaßen;" zuletzt fragte er: „Ihr guten, unſchuldigen Herzen! habe ich euch verführt?" — Rouſſeau wollte nach Genf fliehen, aber ſeine Vaterſtadt nahm ihn nicht nur nicht auf, ſondern bedrohte ihn ebenfalls mit dem Gefängniſſe, und ließ das einzige Exemplar des Emils, das ſich dort vorfand, durch den Henker verbrennen. Er flüchtete nach Yverdun im berner Gebiete, und von da nach Moitiers-Travers, einem kleinen Dorfe in der Grafſchaft Neufchatel. Da er ſeit den Kinderjahren nie unter Proteſtanten gewohnt hatte, ſo war die Vereinigung mit der daſigen Gemeinde ihm deſto angenehmer. Ihm gefiel ihr einfältiger Gottesdienſt; er beſuchte fleißig die Kirche des Orts, erbaute ſich und Andre, gewann die Freundſchaft des Predigers, und die Liebe der ganzen Gemeinde. Er bat um Zulaſſung zur Communion, und dieſe ward ihm gewährt. Als die Geiſtlichen in Genf ſeinen Namen von der Kanzel herab zum Gräuel zu machen ſuchten, ſchrieb er gegen dieſe Verleumdungen und gegen das ungeſetzmäßige Verfahren des genfer Senats in ſeiner Sache, auf Anrathen ſeiner Freunde, die berüchtigten Briefe vom Berge. Unterdeſſen blieb Rouſſeau mit ganzer Seele ſeiner Gemeinde zugethan, bekannte ſich feierlich zur proteſtantiſchen Kirche, und begehrte zum zweitenmal das Abendmahl, über deſſen Verſtattung man ihm Schwierigkeiten machte. Seine Briefe vom Berge, der Brief an den Erzbiſchof von Paris und ſein Dictionnaire physique portatif

wurden in Paris den 19. März 1765 öffentlich verbrannt. Die genfer Geiſtlichen ſuchten den Prediger in Moitiers gegen ihn einzunehmen, und die Gemeinde von ihm zu entfernen; von letzterer mußte er mehrere Mißhandlungen erdulden. Er verlebte hierauf in zwei Monaten auf der Peterſinſel am Bielerſee, wie er ſelbſt ſagt, Jahrhunderte; ſeinem Botaniſiren daſelbſt verdankt man ſeinen Botaniste sans maître, und den guten Gedanken, die Jugend früh in die Botanik einzuführen. Er wurde aber auch hier nicht länger geduldet. Die Obern eines deutſchen Cantons geboten ihm, in der rauheſten Jahreszeit, ihr Land binnen kurzer Friſt zu räumen. Er bat umſonſt um eine kleine Verlängerung, umſonſt um ein Gefängniß, wo er ohne Schreibzeug, ohne irgend eine Geſellſchaft, nur ungequält dem Tode entgegenharren dürfte. Man trieb ihn fort, und überließ ihn der Gefahr, unterwegs umzukommen. Seine Freunde bewirkten ihm einen freien Geleitsbrief nach Paris, wo die Philoſophen, die es verdroß, ſo viel Herz und ſo vielen Glauben in ihm zu finden, eben ſo grauſam ſeiner ſpotteten, als die Geiſtlichen ihn verfolgt hatten. Billiger gegen ihn war der engliſche Philoſoph Hume, der ihn mit nach England nahm. Rouſſeau betrat mit Jubel den Boden der Freiheit, fiel ſeinem Retter um den Hals, und begleitete ihn nach London. In London empfing man ihn mit aller der Schwärmerei, deren jene Nation fähig iſt. Die Engländer drängten ſich, ihn zu ſehen; die Damen trugen ſein Bild an ihren Armbändern. Hume war ein guter, aber äußerſt kalter Mann, welcher Rouſſeau's Enthuſiasmus nicht begriff, und deſſen Wärme nicht erwiedern konnte. Rouſſeau wurde durch dieſe Gleichgültigkeit ſeines einzigen Freundes mißtrauiſch, einige, von leichtfertigen Engländern ausgeſtreute launige Blätter gegen den vertriebenen Weltweiſen beſtärkten dieſen Mißmuth, und ſo verzweifelnd an Rechtſchaffenheit und Freundſchaft ging er weg aus dem Lande, das er als ſeinen letzten Zufluchtsort angeſehen hatte. S. Hume's private Correspondance. Lond. 1820. Er kehrte unter einer ſtillſchweigenden Vergünſtigung 1767 nach Paris zurück, wurde anfänglich von Neugierigen überall umringt, nachher nicht mehr bemerkt; er ſonderte ſich immer mehr von der Geſellſchaft ab, ernährte ſich zum Theil von Notenſchreiben, und ſammelte Kräuter. Sein im J. 1818 erſt bekannt gewordener Brief an Linné enthält das rührende Bekenntniß ſeines Glücks im ſtillen Umgang mit der Pflanzenwelt. Im J. 1768 ließ er ſein muſikaliſches Lexikon drucken, und bald darauf erſchien ſein Pygmalion, ein Melodrama, von ihm erfunden und vortrefflich ausgeführt. Für mehrere Romanzen und Lieder ſetzte er einfache und rührende Melodien. Je älter Rouſſeau wurde, deſto mehr wuchſen ſeine Menſchenſcheu und ſein grämliches Weſen. Sehnſuchtsvoll wünſchte er in irgend einem Winkel eine Stätte zu finden, wo er ruhig ſterben könnte. Sein Wunſch ward ihm gewährt. Der Marquis Girardin bot ihm an, auf ſeinem Landhauſe Ermenonville unweit Paris zu wohnen, wohin Rouſſeau im Mai 1778 zog, aber ſchon den 2. Juli d. J., als er eben von einem Spaziergange zurückkam, plötzlich ſtarb; er war 66 Jahr alt geworden. Sein Körper wurde einbalſamirt, in einen bleiernen Sarg verſchloſſen, und innerhalb des Parks von Ermenonville, auf der ſogenannten Pappelinſel beerdigt. Über ihm iſt ein ungefähr ſechs Fuß hohes Grabmahl errichtet. — Schwärmeriſcher Enthuſiasmus für Liebe und Freiheit, Paradoxienſucht, egoiſtiſcher Starrſinn, warmer Eifer für Menſchenwohl mit düſterer Hypochondrie verbunden, waren Hauptzüge ſeines

Charakter. — Seine Werke erſchienen Paris 1764, 10 Bde. 12 und nachmals öfter. — Seit dem J. 1745 war Thereſe la Vaſſeur ſeine unzertrennliche Lebensgefährtin. Sie wußte ſich in ſeine Launen zu ſchicken, andre Vorzüge beſaß ſie nicht. Um ſie für ihre Treue zu belohnen, heirathete er ſie 1768. Schon im J. 1748 hatte ſie ihm das erſte Kind geboren, welches er, ſo wie die folgenden vier, alle ins Findelhaus ſchickte. Als man in der Revolutionszeit das Andenken Rouſſeau's ſo hoch feierte, konnte es nicht fehlen, daß man auch ſeiner hinterlaſſenen Witwe gedachte; ſie erhielt auf Barrere's Antrag am 21. Dec. 1799 von der Nationalverſammlung einen jährlichen Gnadengehalt von 1200 Livres. W. L.

Rouſſillonweine ſind im Allgemeinen die Weine aus der Provinz deſſelben Namens. Die beſten Gewächſe zum Verfahren ſind die von Baix, Tormilla, Salces, Rivesaltes, Spira, Collioure, Bagnols, Parcous, St. André und andere mehr. Die rothen Sorten ſind dick, gedeckt, von ſchöner Farbe und vornehmlich zum Verſchneiden und Verbeſſern anderer Weine brauchbar. Ein beſonderer Wein iſt der ſogenannte Grenache, der anfangs dunkelroth iſt und dem Alicantwein gleicht, mit dem Alter aber die Farbe verliert und im ſechsten, ſiebenten Jahre dem berühmten Capweine gleich wird. Unter den weißen Rouſſillonweinen iſt der Maccabeo der delicateſte und koſtbarſte.

Rowe (Eliſabeth), eine bekannte Dichterin, Tochter eines diſſentirenden Geiſtlichen, Walter Singer, zu Frome in Sommerſetſhire, war 1674 geboren. Von Kindheit auf zeigte ſie viel Hang zur Lectüre und Dichtkunſt, ſchrieb im 12. Jahre ſchon Gedichte, und übte ſich in Muſik und Mahlerei. In ihrem 22. Jahre gab ſie einen Band vermiſchte Gedichte heraus. Wegen ihrer körperlichen und geiſtigen Reize gehörte der Dichter Prior unter die Zahl ihrer Verehrer. Aber ſie weihete einen großen Theil ihrer Jugendzeit der Erfüllung der Kindespflichten gegen ihren Vater, der ihrer Pflege bedurfte, und verheirathete ſich erſt 1710 mit Thomas Rowe (ſ. unten), mit welchem ſie, obgleich er 12 bis 13 Jahre jünger war, ſehr glücklich lebte. Ihr Mann, ein Verſchwender, ſtarb jedoch ſchon 1715, und hinterließ ſie in einer ſehr drückenden Lage, die nur ihr religiöſer Sinn und ihre fromme Verzichtleiſtung lindern konnten. Sie lebte zu Frome in ſtiller Zurückgezogenheit und ſtarb 1737. Außer der oben gedachten Sammlung von Gedichten gab ſie noch die Geſchichte Joſephs und andere vermiſchte Gedichte heraus, die ſich durch einen correcten melodiſchen Versbau, eine fließende, bilderreiche Sprache und durch zärtliche und erhabene Empfindungen auszeichnen. Unter ihren proſaiſchen Schriften ſind die bekannteſten: Freundſchaft im Tode in zwanzig Briefen von Todten an Lebende (Friendship in death, in twenty letteres from the dead to the living). Sie ſind das Werk einer blühenden Einbildungskraft, und eines tief empfindenden, mit frommen Betrachtungen vertrauten Herzens, und ſind in vielen Auflagen, auch von andern religiöſen und ſittlichen Schriften der Verfaſſerin begleitet, erſchienen. Auch gab ſie in drei Theilen ihre moraliſchen und unterhaltenden Briefe in Verſen und Proſa (Letteres moral and entertaining in verse and prose) heraus. Sie ſchrieb mit Leichtigkeit, aber ohne große Sorge für die Correctheit; deſſen ungeachtet erwecken alle ihre Schriften eine hohe und günſtige Idee für die Verfaſſerin. Auch unſer Klopſtock hat die letztern mehreremale in ſeinen Gedichten, be-

ſonders unter dem Namen: „der frommen Singer" und auch ſonſt erwähnt.

Rowe (Thomas), Gatte der Vorigen, ſtammte aus einer guten Familie, und war gleichfalls der Sohn eines diſſentirenden Geiſtlichen. Er hatte eine vorzügliche Erziehung erhalten, zu Leyden ſtudirt, ſich ſehr bedeutende Kenntniſſe erworben, und würde ſich als Schriftſteller ſehr ausgezeichnet haben, wäre ſeiner Heirath nicht bald eine Zerrüttung ſeines Vermögens und ſeiner Geſundheit gefolgt. Eine zärtliche Ode an ſeine Gattin gehört zu ſeinen beſten Stücken. Geſchichte war ſein Lieblingsſtudium, und er wollte mehrere von Plutarch nicht dargeſtellte berühmte Charaktere des Alterthums bearbeiten, von denen aber nur acht nach ſeinem Tode von Chandler herausgekommen ſind. Er ſtarb 28 Jahre alt, nach einem übrigens tadelloſen Leben. Einige ſeiner dichteriſchen Arbeiten ſind unter dem Titel: Poems and translations, mit ſeiner Gattin Miscellaneous Works erſchienen.

Rowe (Nicolas), geboren 1673 in Bedfordſhire, ein vorzüglicher engliſcher Dichter aus einer alten Familie in Devonſhire. Nachdem er ſich in einem Privatinſtitut und auf der öffentlichen Schule zu Weſtminſter vortreffliche Kenntniſſe geſammelt hatte, wurde er in ſeinem 16. Jahre von ſeinem Vater zum Studium der Rechtswiſſenſchaften beſtimmt. Als er 19 Jahr alt war, ſtarb ſein Vater, und jetzt kehrte er wieder zu ſeinem Lieblingsſtudium, der Dichtkunſt, zurück. In ſeinem 25. Jahr lieferte er ſein erſtes Trauerſpiel: die ehrgeizige Stiefmutter (The ambitions Stepmother). Der Beifall, mit dem dies Stück bei ſeiner Aufführung, ungeachtet ſeiner Fehler, aufgenommen wurde, verleitete den Verfaſſer, ſich in der Folge wenig um die Regeln der dramatiſchen Kunſt zu kümmern. Dieſem erſten Verſuch folgte ſein Tamerlan (aufgeführt 1702), in welchem er durch den Tyrannen Bajazet den König Ludwig XIV. als den größten Feind der bürgerlichen und kirchlichen Freiheit, und durch Tamerlan, der von dem Dichter in den vortrefflichſten Fürſten umgewandelt war, Wilhelm III. andeuten wollte. In den Darſtellungen beider herrſchte viel Übertreibung, aber der Zweck des Stücks und die vielen erhabenen, freien Geſinnungen erwarben ihm lange außerordentlichen Beifall. 1703 erſchien ſeine ſchöne Büßende (the fair penitent), eins ſeiner vortrefflichſten Stücke, wenn auch die Intrigue von Maſſinger entlehnt iſt. Dieſen Stücken folgten mehrere, unter denen ſeine Johanne Shore gewiß eine der ſchönſten tragiſchen Dichtungen der Engländer iſt. Überdies gab er Shakſpeare's Werke nebſt einem Leben dieſes großen Dichters heraus. Rowe trat auch mit Ruhm und Achtung in das öffentliche Leben ein. Unter dem Staatsſecretariat des Herzogs von Queensbury bekleidete er die Würde eines Unterſtaatsſecretärs auf drei Jahre. Unter Anna's Regierung ward er nicht wieder angeſtellt. Georg I. ertheilte ihm bei ſeiner Thronbeſteigung mehrere einträgliche Ämter, und er ſtarb im December 1718, 45 Jahre alt. Er wurde in der Weſtminſterabtei beerdigt, und ſeine Witwe (er war zweimal verheirathet) errichtete ihm ein koſtbares Denkmahl. Rowe war übrigens ein Mann von liebenswürdigem Charakter, ausgerüſtet mit allen geſelligen Tugenden. Unter Englands Tragikern gehört er zu denen des erſten Ranges. Seine Werke, die in dramatiſchen Stücken und andern vermiſchten Gedichten beſtehen, ſind unter dem Titel: Poetical Works of Rowe, 3 Vol, London 1719, 12. mit einem beigefügten Leben erſchienen.

Außerdem hat er auch Überſetzungen ins Engliſche von den goldenen Sprüchen des Pythagoras, des erſten Buchs von Quillets Callipaedie (einem Gedichte über die Erziehung) und von Lucans Pharſalia geliefert. P. N.

Roxane, ſ. Alexander.

Roxburghe (John, Herzog von), war einer der leidenſchaftlichſten engliſchen Bücherſammler neuerer Zeit. Seine Bibliothek, bei ſeinem Ableben 9353 Werke ſtark, empfahl ſich nicht ſowohl durch planmäßige Vollſtändigkeit, als durch die erſtaunenswürdige Menge der großen Seltenheiten, welche ſie enthielt. Vorzüglich war das Fach der alten Ritterromane und der ältern engliſchen Poeſie reich beſetzt. Sie wurde im Jahr 1812 zu London verſteigert. Der von den Buchhändlern Georg und Will. Nicol gefertigte Katalog derſelben iſt ſchon ziemlich ſelten, aber nicht mit genügender bibliographiſcher Ausführlichkeit und Genauigkeit gearbeitet. Indeſſen iſt er auch ſo noch intereſſant genug, theils wegen der großen Schätze, welche die Bibliothek in ſich hielt, theils wegen der ungeheuern Preiſe, mit denen die Bücher bezahlt wurden, und welche nachher einzeln gedruckt worden ſind. Dieſe Preiſe, welche von den Engländern ſelbſt als das Maximum bibliomaniſcher Ausſchweifung betrachtet werden, und ſeitdem wieder beträchtlich gefallen ſind, machen dieſe Verſteigerung zu der merkwürdigſten, welche je gehalten worden iſt. Die erſte Ausgabe des Boccaccio (Venedig bei Valdarfer 1471, Fol. gedruckt und um 1740 für 100 Guineen erkauft) wurde vom Marquis von Blandford (jetzt Herz. von Marlborough) für 2260 Pfund St. erſtanden, das erſte von dem früheſten engliſchen Buchdrucker Caxton mit Angabe des Jahrs gedruckte und zugleich das erſte in engliſcher Sprache erſchienene Buch: Recuyell of the Historyes of Troye (1471, Fol.) für 1000 Guineen, die erſte Ausgabe des Shakſpeare (Lond. 1623, Fol.) für 100 Guineen u. ſ. w. Zum Andenken an dieſes merkwürdige bibliographiſche Ereigniß wurde der Roxburghe Clubb geſtiftet, welcher auf 31 Mitglieder beſchränkt iſt, und jährlich einmal am 17. Juni (dem Jahrestage der Verſteigerung des Boccaccio) zuſammen kommt. Jährlich muß ein Mitglied ums andre (in alphabetiſcher Ordnung) auf ſeine Koſten einen Abdruck einer ſeltnen alten Schrift, vorzüglich poetiſchen Inhalts veranſtalten, wovon nur ſo viel Exemplare abgezogen werden, als der Clubb Mitglieder zählt. Ein frohes Mahl mit bibliographiſchen Toaſts, gewürzt mit bibliographiſcher Unterhaltung, und die Vorlegung und Vertheilung der neuen Abdrücke unter die Mitglieder, machen das Feſt aus, welches im Jahr 1813 zum erſtenmal gefeiert wurde. Präſident des Clubbs iſt Lord Spencer, Vicepräſident der berühmte Bibliograph Dibdin; von den übrigen Mitgliedern nennen wir blos den Herzog von Devonſhire und Marquis von Blandford. Auf einer Reiſe, welche Dibdin im Sommer 1818 durch Frankreich machte, feierte er dieſen Tag in Paris in Geſellſchaft der erſten Bibliographen dieſer Stadt, und gab dadurch Veranlaſſung zur Stiftung eines ähnlichen Clubbs in Paris. As.

Roxolane, ſ. Soliman.

Royer Collard, ein ausgezeichneter franzöſiſcher Staatsmann, Mitglied der Deputirtenkammer von 1819, und eines der Häupter der conſtitutionellen Partei, welche man die Doctrinaires nennt. Es iſt 1770 geboren; die Revolution fand ihn auf der juriſtiſchen Laufbahn. Royer Collard umfaßte ihre Grundſätze mit Feuer, jedoch mit

Beſonnenheit. Insbeſondere widerſtand er den Anlockungen Dantons, der ihn in den revolutionären Strubel zu ziehen ſuchte. Der Schreckenszeit entging er glücklich. Dann wurde er in den Rath der Fünfhundert gewählt, jedoch am 18. Fructidor daraus entfernt. Von 1799 — 1805 gehörte er zu dem Bourbonſchen Comité, das aus Montesquiou, Becquey, dem Marquis von Clermont und ihm beſtand, und ſich damit beſchäftigte, Ludwig XVIII. in ſeinem Exil Nachrichten mitzutheilen und von ihm Befehle zu erhalten. Dies Comité löſ'te ſich 1804 auf; Royer Collard lebte nun zurückgezogen bis 1811, wo er zum Profeſſor der Geſchichte und Philoſophie an der Normalſchule berufen wurde. Bei der Reſtauration zog ihn der König ſehr hervor. Er wurde zum Director des Buchhandels und zum Staatsrath ernannt. Nach der zweiten Rückkehr Ludwigs XVIII. wurde er Präſident der Commiſſion für den öffentlichen Unterricht und Mitglied der Kammer von 1815. Er gehörte in dieſer, die faſt aus lauter Ultraroyaliſten beſtand, zur Minorität, ſtellte ſich aber den Hydes und Villeles muthig entgegen. Nach der Auflöſung derſelben wurde er aufs neue gewählt, zum Vicepräſidenten ernannt, und ſogar auf die Candidatenliſte zu der wichtigen Stelle als Präſident gebracht. Daſſelbe war bei der Kammer von 1817 der Fall. In dieſer bildete ſich, Royer Collard an der Spitze, die Partei, welche man Doctrinäres oder wohl gar Collardiſten nannte, und welche aus faſt einem Drittel der Deputirten beſtand. Sie zerfiel mit dem Miniſterium unter Richelieu im J. 1820, wegen des Wahlgeſetzes von 1817, welches Royer Collard verfaßt hatte, und jetzt mit publiciſtiſchem Scharfſinn vertheidigte. Er verlor daher ſeine Stelle als Präſident der Unterrichtscommiſſion und die eines wirklichen Staatsraths. In jener war Lainé ſein Nachfolger.

Rozier (Pilatre de), ſ. Aëroſtat.

Rubato tempo, in der Muſik, von dem italieniſchen rubare, rauben, bedeutet eine eigne Art des affectvollen Vortrags, vorzüglich langſamer Stücke, bei welchen man in der Oberſtimme der Geltung mancher Noten etwas entzieht, und ſich alſo nicht ſtreng an den Tact bindet, im Ganzen aber und in den untern Stimmen die Ordnung des Zeitmaßes genau beobachtet. Nach dem Tempo rubato werden manche Gänge beſchleunigt, manche verzögert, und der Tact wird ſo im Einzelnen etwas verzogen, ohne daß im Ganzen die Einheit darunter leidet. Das Tempo rubato ſchön und richtig vortragen, erfodert viel Übung und feines Gefühl; ohne Talent und Urtheilskraft iſt es beſſer, ſich ſtreng an den Tact zu halten.

Rubel iſt eine ruſſiſche Silbermünze, die 10 Griwen, oder 100 Kopeken enthält. Nach unſerm Gelde beträgt der Silberrubel (zum Unterſchied von dem Papierrubel) ungefähr 1 Thlr. 3 bis 4 Gr. Es giebt auch Gold- und Kupferrubel, erſtere ſind jetzt ſehr ſelten. 1654 wurden die erſten Rubel in Moskau geſchlagen.

Rubens (Peter Paul), einer der größten Mahler ſeines und aller Jahrhunderte. Sein Vater war ein adeliger Schöppe zu Antwerpen geweſen, und hatte ſich zu Cöln, wo unſer Künſtler 1577 geboren wurde, niedergelaſſen. Nach dem Tode ſeines Vaters, der ihm eine wirklich gelehrte Erziehung hatte geben laſſen, wurde Rubens Page bei einer Gräfin von Lalaing. Er verließ aber dieſe Dienſte, theils wegen der ausſchweifenden Sitten ſeiner Gebieterin, theils um

ſich ganz ſeiner Lieblingskunſt zu widmen. Otto Vernius, einer ſeiner Lehrer, liebte den edlen, hochherzigen Jüngling eben ſo ſehr wegen ſeiner Tugenden, als wegen ſeines Fleißes und ſeines bewundernswürdigen Talents, und weihete ihn in die Geheimniſſe der Kunſt ein. Bald ward Rubens größer als ſein Meiſter, und beſuchte auf des letztern Rath, mit Empfehlungen des Erzherzogs Albrecht an den Herzog Vincenz Gonzaga verſehen, Italien, um dort ſeine Studien fortzuſetzen. Der Herzog nahm ihn als Edelknaben in ſeine Dienſte, worin er acht Jahre blieb, und von Mantua aus auch Rom, Venedig und Genua beſuchte, an welchen Orten er ſich häufig längere Zeit mit dem Studium und der Ausübung ſeiner Kunſt beſchäftigte. Wohin er kam, verewigte er ſich durch ſeine ſchöpferiſche Meiſterhand. In Spanien, wohin ihn der Herzog Vincenz mit einem prächtigen Geſchenk an den König Philipp IV. geſandt hatte, mahlte er dieſen Monarchen und mehrere ſeiner Großen, ſtudirte die dortigen Kunſtſchätze und kehrte, mit Ehren und königlichen Geſchenken überhäuft, nach Mantua zurück. Benachrichtigt von der Krankheit ſeiner Mutter, eilte er von dort ſchleunig nach Antwerpen. Sie war ſchon todt, da er ankam. Vor Betrübniß darüber ſchloß er ſich in die Abtei St. Michel vier Monate lang ein, wo er durch wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Thätigkeit ſeinen Schmerz zu zerſtreuen ſuchte. Von der Rückkehr nach Mantua hielten ihn die glänzenden Verſprechungen der Erzherzoge und die Liebe zu Iſabella Brant, die 1609 ſeine Gattin ward, zurück. Er baute ſich zu Antwerpen ein prächtiges Haus, welches er ſelbſt von außen in Fresco mahlte. Die herrliche Rotunde, die er daneben aufführen ließ, ſchmückte er mit den koſtbarſten Vaſen, Büſten, Gemählden und Medaillen aus, und dieſen ganzen Schmuck verkaufte er, obgleich er ſehr große Reichthümer beſaß, an den Herzog von Buckingham für 10,000 Pfund Sterling. Für die Kathedralkirche zu Antwerpen mahlte er übrigens jenes herrliche Meiſterwerk, die Abnehmung des Heilandes vom Kreuz, und für die Jacobiten daſelbſt die vier Evangeliſten, und außer dieſen viele Werke, die ſeinem Namen die Unſterblichkeit ſichern. Von vielen Gemählden, die für die ſeinigen gelten, ließ er durch ſeine Schüler Figuren, Thiere, Landſchaften und Blumen mahlen, und vollendete ſie nachher durch ſeine Meiſterhand. Daher iſt es nur ſehr geübten Kennern möglich zu beurtheilen, was ganz Rubens Eigenthum, und was ſein und ſeiner Schüler gemeinſchaftliches Werk iſt. Selbſt von den Scenen aus dem Leben der Königin Maria von Medicis, welche dieſe Fürſtin durch ihn für eine Gallerie in ihrem Pallaſt Luxembourg mahlen ließ, verfertigte Rubens nur zwei allein, die übrigen aber, ſeiner Gewohnheit gemäß, mit fremder Beihülfe. Mit größter, faſt gleicher Geſchicklichkeit mahlte er Landſchaften, Bildniſſe, Thiere, Blumen, Früchte und Geſchichten. Nur ſelten fehlte er gegen das Coſtume und gegen die hiſtoriſche Richtigkeit; denn innigſt vertraut mit den größten Geſchichtſchreibern und Dichtern faſt aller Nationen und Zeiten, vereinte er die ſorgfältigſte Beobachtung der Natur, der alten und neuen Kunſt mit der ſcharfſichtigſten und richtigſten Beurtheilung. Vielleicht hat kein Mahler ihn in der Fertigkeit, die menſchlichen Leidenſchaften darzuſtellen, erreicht; gewiß hat ihn keiner übertroffen. Genau und mit der höchſten Feinheit und Richtigkeit bezeichnete er Alter, Geſchlecht und Stand ſeiner Figuren, und wußte jeder derſelben, es mochten Götter oder Menſchen, Helden oder Schäfer ſein, ihren eigenthümlichen Charakter zu geben.

Weniger, als in den Gemählden Raphaels, herrſcht in den ſeinigen das Sanfte und Liebliche, aber die Flamme der Begeiſterung, welche in ſeinen Darſtellungen ſich ſo kühn, kraftvoll und lebendig ausſpricht, ſetzt den Beſchauenden in Erſtaunen und Bewunderung, daher ihn einige den flanderiſchen Raphael genannt haben. Allein dies Feuer, das ihn bei ſeinen Compoſitionen begeiſterte, verbunden mit der Schnelligkeit der Ausführung ſeiner Werke, riß ihn manchmal ſo dahin, daß er mehr auf Schimmer, als auf Schönheit der Formen ſah, und zuweilen die Richtigkeit der Zeichnung der Zauberkraft ſeines Colorits aufopferte. Doch wird Rubens einer der prachtvollſten Mahler bleiben, von Wenigen erreicht, von noch weit Wenigern, und von dieſen nur in einzelnen Partien, übertroffen. Deßhalb gab man ihm mit Recht den Ehrennamen des Fürſten der niederländiſchen Schule. Daß ein ſolcher, mit allen Fächern des menſchlichen Wiſſens vertrauter, mit einem ſchönen Äußern, einer hinreißenden Beredſamkeit, einem Alles umfaſſenden Genie, den liebenswürdigſten geſelligen Talenten und Tugenden, und mit einem tief dringenden Scharfblick, durch Natur und eigne Ausbildung reichlich ausgeſtatteter Mann auf dem politiſchen Schauplatze eine bedeutende Rolle ſpielen und nützlich ſein könnte, wußte der Erzherzog Albert, und empfahl daher noch auf ſeinem Todbette ſeiner Gemahlin, der Infantin Iſabelle, ſich in wichtigen Fällen Rubens Rath zu bedienen. Wirklich ward er ſeit 1627, wo er mit Carls I. Geſandten (gleichfalls einem Mahler, Namens Nicolaus Gervier) zu Delft eine Friedensunterhandlung zwiſchen Spanien und England anknüpfen ſollte, zu mehreren politiſchen Verhandlungen gebraucht. So ſchloß er mit dem engliſchen Kanzler Cottington 1630 einen Frieden zwiſchen Spanien und England ab, wofür er von beiden Monarchen königlich belohnt wurde. Schon früher hatte ihn der König von England, der ihn als Menſchen, als Künſtler und Unterhändler in gleich hohem Grade achtete, auf eine ſehr ehrenvolle Weiſe zum Ritter geſchlagen. Rubens führte unter allen dieſen vielfachen Geſchäften ein ſehr einfaches, regelmäßiges Leben. Seine Nebenſtunden widmete er dem Umgange mit einigen geiſtreichen Freunden, die zu ihm kamen; denn er ſelbſt beſuchte blos Nothleidende, um ihnen wohl zu thun. Die übrige Zeit theilte er zwiſchen dem Studium und der Ausübung ſeiner Kunſt und den Wiſſenſchaften. Seine zweite Gattin mußte ihm oft zum Modell für Frauenköpfe dienen; aber nur dann, wenn das Bild ſeine Helena ſelbſt darſtellen ſollte, mahlte er es ſo ſchön und reizend wie ſie war. Mehrere Jahre vor ſeinem Tode konnte er wegen der Gicht und des Zitterns ſeiner Hand keine Werke von Wichtigkeit mahlen, und beſchränkte ſich deßhalb auf bloße Staffeleigemählde. Er ſtarb den 30. Mai 1640 zu Antwerpen, wo er mit großer Pracht begraben wurde.

Rübezahl, der bekannte Volksname eines Berggeiſtes, welcher der Sage nach vormals im Rieſengebirge hauſ'te, und, je nachdem ihn die Laune anwandelte, bald als wohlthätiger Freund, bald als neckender Spuk ſich den Bewohnern jener Gegend gezeigt haben ſoll. Muſäus in ſeinen Volksmährchen der Deutſchen hat zum Theil die Sagen und Erzählungen von Rübezahl, ſo wie den Urſprung des ſonderbaren Namens dieſes Berggeiſtes, mit Anmuth und heiterer Laune dem leſenden Publicum vorgeführt.

Rubicon in den Römerzeiten der Grenzfluß zwiſchen Gallien und Italien; ein römiſcher Feldherr, der ihn mit den Waffen überſchritt, kündigte ſich als Feind der Republik an. S. Cäſar (ſ. d. Art.).

Rubin, ein Edelſtein, der nach dem Diamant am höchſten in Werth gehalten wird. Die Farbe des Rubins iſt roth, von bald dunklerer, bald hellerer Schattirung. Die Feile kann ihm nichts anhaben, ſo wie er auch die größte Gewalt des Feuers unverändert aushält. Wenn der Rubin recht ſchön blutfarben iſt, und über 20 Karat im Gewicht hält, ſo verliert er den Namen Rubin und wird **Karfunkel** genannt. Man findet die Rubine beſonders in den Ländern Ava und Pegu in Oſtindien. Der **Ballasrubin** iſt lichtroth oder roſenfarben, und fällt manchmal ins Orangengelbe oder Blaue. Er iſt von allen der weichſte; man findet ihn in Schleſien, Neuſpanien und Braſilien. Der **Spinellrubin** iſt von blaßrother Farbe, und geſchliffen von ſchönem und angenehmem Glanz; er kommt aus Böhmen, Schleſien, Ungarn und Braſilien. Am wenigſten geachtet wird der **Rubicello** (**Petit Rubis**), deſſen bleichrothe, ins Gelbe fallende Farbe das Feuer nicht aushält. Er kommt aus Südamerika. Auch Sachſen liefert Rubine.

Rucellai (Giovanni), ein ausgezeichneter italieniſcher Dichter, geb. zu Florenz 1475. Sein Vater, in deſſen berühmten Gärten ſich die gebildetſten Florentiner zu verſammeln pflegten, gab ihm eine wiſſenſchaftliche Erziehung, welche der Sohn mit Eifer benutzte. Er widmete ſich dem geiſtlichen Stande und übernahm mehrere politiſche Sendungen. Die Hoffnung, von Leo X., der ſein Vetter war, und nachher von Clemens VII., der ihn zum Gouverneur der Engelsburg ernannte, den Cardinalshut zu empfangen, blieb unerfüllt. Rucellai ſtarb, von einem Fieber weggerafft, im J. 1526. Sein Gedicht über die Bienenzucht, le Api, in reimloſen Verſen, iſt als Lehrgedicht ausgezeichnet durch Zartheit und eine gewiſſe Innigkeit, womit der Verf. ſeinen Gegenſtand behandelt, wie auch durch Wohlklang und Leichtigkeit der Verſe. Seine Trauerſpiele Rosmunda und Oreste, beide dem Euripides nachgeahmt, werden zwar von den Italienern ebenfalls noch geſchätzt, indeß beſteht ihr Hauptverdienſt nur in der Sprache und Verſification.

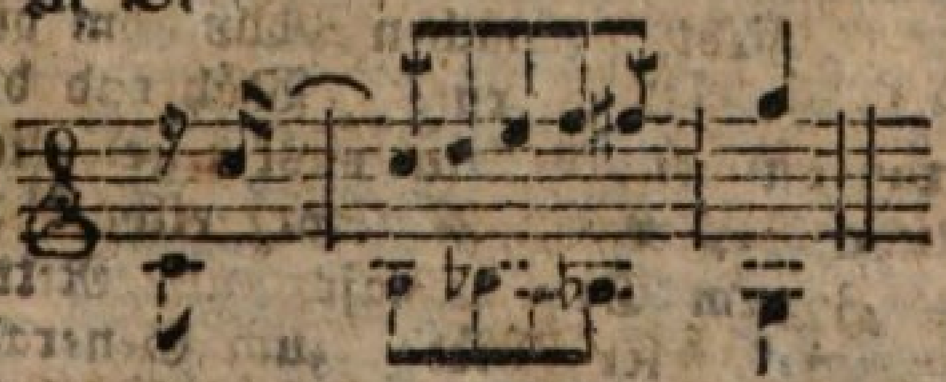
Rüchel (Ernſt Friedrich Wilhelm Philipp von), königl. preußiſcher Generallieutenant, geboren 1754 zu Zizenow in Hinterpommern, betrat in ſeinem 18. Jahre die militäriſche Laufbahn. Durch Lebhaftigkeit und Pünctlichkeit im Dienſte erregte er Aufmerkſamkeit, wußte ſich 1781 bei Friedrich dem Großen, der ihn zum Quartiermeiſterlieutenant und Hauptmann ernannte, und ſpäterhin auch bei Friedrich Wilhelm II. ſo beliebt zu machen, daß ihm dieſer 1789 die Organiſation der Militärſchulen übertrug. Während der preußiſchen Theilnahme an dem franzöſiſchen Revolutionskriege zeichnete er ſich beſonders durch perſönliche Tapferkeit ſehr vortheilhaft aus, ſo daß er ſchon im Jahre 1798 zum Generalmajor und Ritter des rothen Adlerordens, und nach dem baſeler Frieden zum Generallieutenant ernannt, und mit bedeutenden Gütern in Südpreußen beſchenkt wurde. Auch das Vertrauen Friedrich Wilhelms III. behielt Rüchel in vorzüglichem Grade. — Er ward beſchuldigt, 1806 am Tage der Schlacht von Jena ſich mit dem von ihm befehligten Corps verſpätet zu haben. Indeß bewies er auch in dieſer Schlacht, ſobald er ankam, große Bravour, und ſank nur zu bald, von einer Flinten- oder Kartätſchenkugel getroffen, vom Pferde. Er wurde von den Franzoſen gefangen, redigirte dann im Winter 1806—1807 die Königsberger Zeitung, und beſchäftigte ſich mit der Organiſation neuer Regimenter. Im Moniteur ward ſein angeblich beleidigendes Betragen

gegen franzöſiſche Kriegsgefangene, beſonders gegen den General Victor, hart gerügt. Nach dem Frieden von Tilſit erhielt Rüchel den verlangten Abſchied und eine bedeutende Penſion. Ihm ward, gewiß zu ſeinem großen Schmerz, keine Anſtellung zu Theil, als Preußen ſeine Wiederherſtellung erkämpfte, und er lebt zurückgezogen auf ſeinen Gütern in Pommern.

Rückenmark iſt die hirnähnliche Maſſe, die ſich in dem Canale der Rückenwirbelſäule befindet. Es hängt auf der untern Fläche des Schädels mit dem Gehirn, das nach einigen Phyſiologen der neuern Zeit eine höhere Entfaltung und weitere Entwickelung des Rückenmarks ſelbſt iſt, zuſammen, und erſtreckt ſich, in ſehnichte Hüllen eingeſchloſſen, durch das große Hinterhauptloch hindurchgehend, bis in die Gegend des zweiten Lendenwirbels, wo es ſich mit einem ſtumpf abgerundeten Knötchen, an welchem noch ein ſpitzigeres hängt, endigt. Neuere Unterſuchungen haben gelehrt, daß es wie das Gehirn aus einer Mark- und Rindenſubſtanz beſtehe, und daß ein kleiner Canal ſich in demſelben befinde. (S. den Art. **Vertebralſyſtem**.) — Die Verletzungen des Rückenmarks ſind deſto gefährlicher, je näher dem Kopfe ſie ſind. Am Halſe hat auch der geringſte Druck den ſchnellſten Tod zur Folge, und man ſagt dann, das Genick ſei gebrochen worden. B. P.

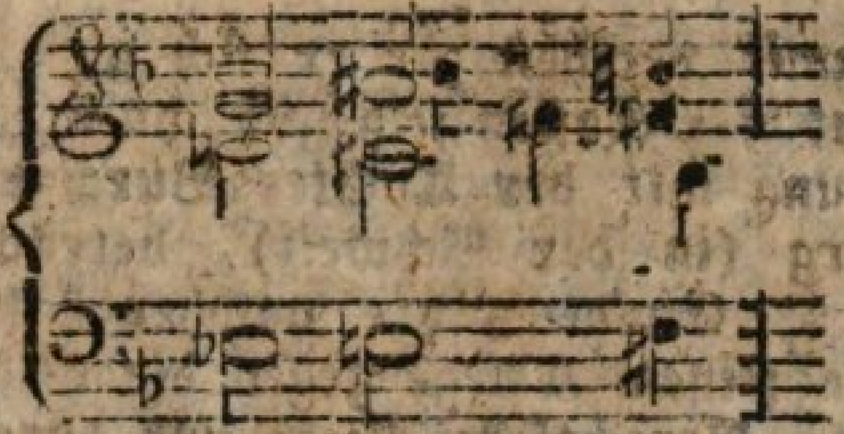
Rückläufig, in der Aſtronomie, wird die ſcheinbar rückgängige Bewegung (von Morgen gegen Abend) der Planeten und Kometen genannt. Bei den obern Planeten nehmen wir ſie zur Zeit ihrer Oppoſition mit der Sonne, bei den untern zur Zeit ihrer untern Conjunction mit derſelben wahr. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt in der Stellung dieſer Geſtirne gegen die Sonne und Erde; von der Sonne, als dem Mittelpunct ihrer Bewegung, aus geſehen, iſt dieſelbe immer rechtläufig. Nur von einigen Kometen weiß man, daß ſie nicht blos ſcheinbar, ſondern wirklich ſich rückläufig bewegen.

Rückungen oder **rückende Noten**, in der Muſik, ſind das, was man auch **ſynkopirte Noten** nennt, wenn auf den guten Tacttheil kurze Noten fallen, und der natürliche Accent dadurch gleichſam verſchoben wird. Durch Rückungen (ſagt K. P. E. Bach) wird die gewöhnliche Harmonie entweder vorausgenommen oder aufgehalten. Es giebt geſchwinde und langſame, durch ganze und durch halbe Töne, z. B.



Ms.

Rückungen, enharmoniſche, heißen diejenigen plötzlichen und unvermerkten Übergänge aus einer Tonart in eine ganz unerwartete und fremde, welche durch den ſogenannten **enharmoniſchen** Tonwechſel geſchehen, wobei Töne in doppelter Beziehung und Bedeutung vorkommen. Indem z. B. der Ton b (wie er als um einen halben Ton erniedrigtes h heißt) nachher als ais (als um einen halben Ton erhöhtes a) erſcheint, rückt die Modulation durch dieſe veränderte Beziehung ſchnell in eine andre Tonart herauf, z. B.



Ms.

Rudbeck (Olaus), ein berühmter ſchwediſcher Polyhiſtor, geboren zu Aroſen in Weſtermannland 1630. Außer der Arzneiwiſſenſchaft ſtudirte er Muſik, Mechanik, Mahlerei und Alterthümer, und erlangte ſchon als 21jähriger Jüngling durch die Entdeckung der lymphatiſchen Gefäße, durch welche die ganze Phyſiologie viel Aufklärung gewann, einen großen Ruhm. Seine über jenen Gegenſtand herausgegebene Schrift (Nova exercitatio anatomica exhibens ductus hepatis aquosos, Arosen 1653) iſt auch enthalten im zweiten Theile von Mangets Bibliotheca anatomica. Gleich nach ſeiner obigen Entdeckung gelangte der bekannte Thomas Bartholin zur richtigen Einſicht in das Geſchäft der lymphatiſchen Gefäße, und es erhob ſich zwiſchen den beiden Anatomen ein hitziger Streit über die Ehre der erſten Entdeckung, welche jedoch Rudbeck verblieb. Nachdem er von einer gelehrten Reiſe nach Holland zurückgekehrt war, lehrte er zu Upſala die Botanik, legte einen botaniſchen Garten an, und wurde hernach Profeſſor der Anatomie und zuletzt Curator der Univerſität. Er ſtarb 1702. Sein bekannteſtes Werk iſt das ſehr gelehrte, aber hypotheſenreiche und ſeltene Werk: Atland eller Manheim, Atlantica sive Manheim, vera Japheti posterorum sedes ac patria. Upsal. 1675—8, 3 Vol. fol. Was die Alten von ihrer Atlantis erzählen, das wendet Rudbeck in dieſem Werke auf Schweden an, und behauptet, von großer antiquariſcher und hiſtoriſcher Beleſenheit unterſtützt, daß Schweden die wahre Atlantis des Plato ſei, und daß Griechen, Römer, Engländer, Dänen, Deutſche und verſchiedene andere Völker aus Schweden abſtammen u. ſ. w. Durch einen 1702 zu Upſala Statt gehabten großen Brand wurden andere wichtige Werk dieſes Schriftſtellers theils vernichtet, theils ſelten gemacht. Sein Sohn (gleichfalls Olaus), geboren zu Upſala, war der Nachfolger ſeines Vaters, und ſtarb 1740. Er ſchrieb ein Werk über Lappland (Lapponia illustrata, Ups. 1701), eine Ichthyologie (Ichthyologia biblica, ibid. 1705—22) u. a. m. Ein Dichter Rudbeck (C. J. oder gleichfalls Olaus), der 1756 zu Stockholm geboren wurde und 1777 daſelbſt ſtarb, machte ſich durch zwei ſchön verſificirte hiſtoriſche komiſche Heldengedichte: die Boraſiade in vier Geſängen (Stockholm 2te Ausgabe 1783) und Neri (ebendaſ. 1784) bekannt.

Rüdesheimer, ſ. Rheinweine.

Rudolph I., der Stammvater vieler deutſchen Kaiſer, und des noch regierenden öſterreichiſchen Hauſes, der Wiederherſteller eines friedlichern Zuſtandes in Deutſchland, wurde den 1. Mai 1218 geboren. Er war der älteſte Sohn Albrechts IV., Grafen von Habsburg, deſſen Beſitzungen in der Schweiz lagen. Bei dem Heere des Kaiſers Friedrich II. zeichnete er ſich durch Muth und Geſchicklichkeit aus. Nach ſeines Vaters Tode (1240) erbte er das unbedeutende Gebiet deſſelben, und ſuchte es, nach damaliger Sitte, durch kriegeriſche Unternehmungen zu vergrößern. Zu dieſem Zweck unterhielt er ein kleines Heer, zuſammengeſetzt aus Abenteurern verſchie-

dener Völker, und damit vertheidigte er ſich gegen ſeine unruhigen Nachbarn und dehnte auf ihre Koſten ſeine Macht aus. 1245 erlangte er durch ſeine Vermählung mit der Tochter Burchards, Grafen von Homburg oder Homberg (in der Schweiz), beträchtlichen Zuwachs an Macht und Gebiet. Einige Jahre nachher half er dem Könige Ottokar von Böhmen in ſeinem Kriege gegen die heidniſchen Preußen. Durch Klugheit, Muth, Gerechtigkeitsliebe und durch den Schutz der friedlichen Bürger gegen die Raubgier der Edlen erwarb er ſich ſchon damals die Achtung der Hohen und Niedern. 1273, als er gerade den Biſchof von Baſel belagerte, erhielt er die unerwartete Nachricht, daß er einſtimmig in Frankfurt zum deutſchen Kaiſer erwählt ſei. Weder erſtaunt, noch verwundert, nahm er die Krone an und verordnete gleich, daß keine Verleihung von Reichslehen ohne Einwilligung der Churfürſten gültig ſein ſolle. Darauf foderte er, dieſer Verordnung gemäß, von Ottokar, König von Böhmen, der ſich ſeiner Wahl widerſetzt und ſich ſelbſt um die Kaiſerkrone beworben hatte, die öſterreichiſchen Lande als Reichslehen zurück. Ottokar, damals einer der mächtigſten kriegeriſchen Fürſten Europa's, weigerte ſich. Aber Rudolph eilte muthig und ſchnell mit einem Kriegsheere nach Niederbaiern, zwang den dortigen Herzog Heinrich, den Ottokar in ſein Intereſſe gezogen hatte, ſeine Partei zu ändern, und drang dann in Öſterreich bis an die Mauern Wiens vor. Ottokar, überraſcht durch die unvermuthete Gefahr, hatte zu wenig Macht, die öſterreichiſche Hauptſtadt zu ſchützen, und erſuchte ſeinen Gegner um Frieden. Dieſer ward ihm bewilligt unter den Bedingungen, daß er ſeiner Herrſchaft auf Öſterreich entſagen, Rudolphen als Kaiſer anerkennen und ihm wegen Böhmen und Mähren huldigen ſollte. Ottokar verlangte, daß der Huldigunsact insgeheim vollzogen werden ſolle. Rudolph willigte dem Anſcheine nach ein, und die Ceremonie hatte unter einem Zelte Statt; aber die Vorhänge deſſelben wurden plötzlich aufgezogen, und ſo war der König von Böhmen, vor Rudolph auf den Knieen liegend, den Blicken der umſtehenden Kriegsheere Preis gegeben. Ottokar konnte den erlittenen Verluſt nicht verſchmerzen, und brach 1277 den mit Rudolph geſchloſſenen Frieden. Dieſer Krieg drohte für den Kaiſer gefährlich zu werden. Die Reichsfürſten betrachteten den Streit als eine ihrem Intereſſe fremde Privatſache Rudolphs, und unterſtützten dieſen weit weniger als vorher; Ottokar hingegen hatte ſich durch Bündniſſe mit mächtigen Fürſten geſtärkt. Im Auguſt 1278 trafen die beiden Heere zu Weidenfeld in Öſterreich auf einander. Eine mörderiſche Schlacht begann, worin Rudolph zwar ſelbſt verwundet wurde, ſein Gegner aber das Leben verlor. Nach dieſem Siege ſchloß er mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg, dem Vormunde des jungen Königs Wenzel von Böhmen, einen Vertrag, durch welchen Öſterreich, Steiermark, Krain und die windiſche Mark ihm, dem Kaiſer, auf immer abgetreten wurden. Mit dieſen Ländern belehnte er ſeinen Sohn Albrecht, welcher der Stammvater des mächtigen, noch blühenden öſterreichiſchen Hauſes wurde. Mit den Päpſten, deren Einfluſſe Rudolph vorzüglich ſeine Wahl zum Kaiſer dankte, lebte er in fortwährendem Frieden; doch ſuchte er das kaiſerliche Anſehen, welches in Italien, ſo wie in Deutſchland, während des Interregnums ſehr geſunken war, wieder zu heben, auch ertheilte er den Staaten von Florenz und Lucca nur gegen Erlegung großer Geldſummen einige Vorrechte, ohne jedoch ihre Verbindung mit dem deutſchen Reiche dadurch aufzuheben. Durch die

Vermählung mehrerer ſeiner Töchter mit großen deutſchen und auswärtigen Fürſten hatte er ſeine Macht noch mehr befeſtigt. Kein Feind war nach Ottokars Tode mehr zu beſiegen übrig. Daher richtete Rudolph den Blick auf den troſtloſen innern Zuſtand, worein Deutſchland durch die Anarchie des Interregnums verſetzt worden war. Die Befehdungen raubſüchtiger Edelleute und Großen dauerten noch immer fort. Das Reich wurde dadurch zerrüttet, und Handel, Gewerbfleiß und das Fortſchreiten der ſittlichen und geiſtigen Cultur gehemmt. Dieſem Unfug ſuchte Rudolph mit Gewalt und Güte zu wehren; aber zur eigentlichen geſetzlichen Abſtellung der Fehden konnte er auf dem Reichstage zu Worms nichts weiter bewirken, als die Verordnung, daß jeder Befehdung eine dreitägige Ankündigung vorausgehen ſolle. Er ſelbſt reiſ'te im Reiche herum, ſchlichtete perſönlich die Streitſachen Hoher und Niederer, und ſtellte den Landfrieden wieder her, ſo daß man ihn auch das lebendige Geſetz nannte. Den Churfürſten ſicherte er ihre Rechte, unternahm nichts Wichtiges ohne ihre Zuſtimmung, die er ſich mittelſt der Willebriefe, welche nachher von ſeinen Nachfolgern beibehalten wurden, ertheilen ließ, und verordnete, daß die Einwilligung der Churfürſten auch da erfoderlich ſein ſollte, wo diejenige der andern Stände nicht nöthig ſei. Gegen die Erbauung von Feſtungen, die dem unruhigen Adel zu Raubſchlöſſern dienten, gab er ernſte Verordnungen, und zerſtörte einmal in Einem Jahre (1290) mehr als ſiebzig ſolcher Schlöſſer. 1283 unternahm er einen Krieg gegen den Grafen von Savoyen, der mehrere deutſche Reichslehen in der Schweiz ſich zugeeignet hatte, und zwang ihn zur Rückgabe und Unterwerfung. Gleich glücklich war er gegen den mächtigen Grafen von Burgund, der ſich dem deutſchen Reiche hatte entziehen wollen. Durch die Unruhen von Böhmen, wo der oben gedachte Markgraf Otto ſich der Regierung und Herrſchaft ganz bemächtigen wollte, und den König Wenzeslaus gefangen hielt, veranlaßt, eilte Rudolph mit einem Kriegsheere dahin, befreite den König, und vermählte eine ſeiner Töchter mit ihm. Noch in ſeinem 64. Jahre verheirathete er ſich ſelbſt mit einer vierzehnjährigen Prinzeſſin von Burgund. Sein Wunſch aber, ſeinen Sohn Rudolph zu ſeinem Nachfolger erwählt zu ſehen, ward ihm zu ſeiner größten Bekümmerniß nicht gewährt, und er ſtarb zu Germersheim, auf einer Reiſe nach Speier (im Julius 1291) im 76. Jahre. Wenige Fürſten haben Kaiſer Rudolph an Energie des Charakters und an bürgerlichen und kriegeriſchen Tugenden erreicht. Er war im höchſten Grade tapfer, unermüdet thätig, einfach in Sitten und Lebensweiſe, herablaſſend und geſprächig, gütig, großmüthig und durchaus gerecht. Im Anfang ſeiner Laufbahn ſcheint er freilich nicht allzugewiſſenhaft in der Wahl ſeiner Mittel geweſen zu ſein. Aber als Kaiſer war er ein Muſter der Mäßigung und Billigkeit. Er war durch die Wiederherſtellung eines friedlichern Zuſtandes der Schöpfer des neuen höhern und geiſtigern Lebens und Wirkens in Deutſchland.

P. N.

Rudolph II., deutſcher Kaiſer, Sohn Kaiſer Maximilians II., war 1552 geboren, und erhielt von den Jeſuiten in Spanien den größten Theil ſeiner Erziehung. Sein Vater verſchaffte ihm 1572 die ungariſche und 1575 die böhmiſche Krone, nebſt dem Titel eines römiſchen Königs. Nach Maximilians Tode beſtieg er den Kaiſerthron, und man hielt ihn für einen äußerſt talentvollen, kenntnißreichen und gutmüthigen Fürſten. Unglücklicher Weiſe aber leiteten

ihn ſeine Kenntniſſe und Neigungen ganz von den erhabenen Pflichten ſeines Standes ab, denn er beſchäftigte ſich faſt allein mit mechaniſchen Erfindungen, Chemie und Pferden. Auch war er furchtſam und unentſchloſſen. Und ſein Eifer für die katholiſche Religion vertrug ſich keinesweges mit den toleranten Grundſätzen ſeines Vaters. Er allein hatte die zahlreichen Länder des öſterreichiſchen Hauſes geerbt, und ſeine Brüder waren durch Penſionen abgefunden. Als er ſahe, daß die proteſtantiſche Religion in ſeinen Erbländern ſich ſehr ausbreitete, war ſeine Sorge, der katholiſchen wieder das Übergewicht zu verſchaffen, und die Maßregeln, die er zu dieſem Zweck ergriff, veranlaßten manche Empörung, und entfremdeten die Gemüther ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen von ihm. In andern Theilen des deutſchen Reichs nahm er ebenfalls bei allen Streitigkeiten der Proteſtanten und Katholiken wider die erſtern Partei; durch ſeine Einwirkung wurde auch der Erzbiſchof und Churfürſt Gebhard von Cöln, der zum Proteſtantismus übergetreten war und geheirathet hatte, abgeſetzt. Der Sultan Amurath III. brach, begünſtigt durch die Unruhen in Ungarn, den mit Rudolph geſchloſſenen Waffenſtillſtand, und machte mehrere Einfälle in Ungarn und Croatien. Freilich wurde Amurath durch die kaiſerlichen Generale zurückgeſchlagen, aber ſein Nachfolger Mahomet III. nahm die wichtige Stadt Agram in Oberungarn weg, und der Krieg in dieſem Königreiche wurde bis zu dem 1606 mit dem Sultan Achmet geſchloſſenen Frieden mit wechſelndem Glücke geführt. Rudolph, der zu Prag reſidirte, nahm an dieſen Ereigniſſen wenig Theil, und überließ ſich ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen. Seine ungariſchen Unterthanen erſuchten daher ſeinen Bruder, den Erzherzog Matthias, die Regierung zu übernehmen, und erwählten dieſen 1607 zu ihrem Könige. Matthias nahm von ſeinem Reiche Beſitz, ging mit einem Heere nach Öſterreich, und zwang ſeinen Bruder, ihm dieſes Land und Ungarn feierlich abzutreten. Bald nachher entſtanden die Erbfolgeſtreitigkeiten wegen Jülich und Cleve, die als die Veranlaſſung des völligen Ausbruches der Uneinigkeit zwiſchen den Proteſtanten und Katholiken zu betrachten ſind. Es wurden Bündniſſe geſchloſſen und Kriegsheere gerüſtet; Rudolph berief Reichstage und ſtellte ſich eifrig bemüht, dem Ausbruche zuvorzukommen. Die Proteſtanten in Böhmen, aufgebracht durch die Verletzung ihrer Freiheitsbriefe, wurden gleichfalls unruhig, und da der Erzherzog Leopold mit einer Armee nach Böhmen kam, um ſie zum Gehorſam zu bringen, riefen ſie den König Matthias zu Hülfe, welcher den Kaiſer nöthigte, ihm 1611 auch dieſe Krone zu überlaſſen. Rudolph ſtarb 1612 im 60. Jahre ſeines Alters und im 36. ſeiner Regierung. Die Prophezeiungen des berühmten, jedoch abergläubiſchen Sternkundigen Tycho de Brahe, den er nebſt ſeinem Schüler Kepler glänzend aufnahm, machten den Kaiſer ſo mißtrauiſch gegen alle ſeine Umgebungen, daß er weder zum Vergnügen, noch Geſchäfte halber ſeinen Palaſt verließ. Er war nie verheirathet und hatte nur einige natürliche Kinder. P. N.

Ruffo (Fabrizio), Cardinal, in Italien der **General-Cardinal** genannt, iſt 1744 in Neapel geboren. Früher General-Schatzmeiſter unter Pius VI., machte er ſich auf dieſem Poſten durch mancherlei verſtändige ſtaatswirthſchaftliche und ökonomiſche Einrichtungen bekannt. Jedoch erſt im J. 1799, als er den kühnen Gedanken ausführte, Neapel von den Franzoſen wieder zu erobern, machte er ganz Europa auf ſich aufmerkſam. Er landete, wie verſichert wird, zur

Ausführung dieſes kühnen Entwurfs zu Reggio in Calabrien nur mit 3 Menſchen. Bald vergrößerte ſich dieſer kleine Haufen bis auf 100. Jetzt begab er ſich auf den Weg nach Neapel, und bei ſeinem Eintreffen vor dieſer Hauptſtadt war ſein Heer bis zu 25,000 Mann angewachſen. Am 5. Juni rückte er ein. Eine Folge dieſer Einnahme war die Räumung Roms und Toscana's von Seiten der Franzoſen. Im J. 1801 war er neapolitaniſcher Geſandter beim Papſt. Nach der Wegführung des Papſts zog ihn Napoleon nach Paris, überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen und ſuchte auf alle Weiſe ihn in ſein Intereſſe zu ziehen. Da aber dieſe Bemühungen fehl ſchlugen, wurde er ins Exil nach Bagneux bei Sceaux verwieſen. In der Folge lebte er auf ſeinen Gütern im Königreich Neapel und beſchäftigte ſich mit Ackerbau und Landwirthſchaft. — Alvaro, Fürſt von Ruffo, aus dem Hauſe Scaletta, war kön. ſicil. Staatsminiſter und Geſandter am wiener Hofe bis zur Revolution im Juli 1820.

Rügen, die größte unter den zu Deutſchland gehörigen Inſeln, in der Oſtſee, von dem feſten Lande der Provinz Pommern, womit ſie in alten Zeiten vermuthlich zuſammengehangen hat, nur etwas über eine Viertelmeile entfernt, hat ſieben Meilen in die Länge und Breite und enthält auf 17 Q. M. 2 Städte, 2 Flecken, 67 Dörfer, mit 27,000 Einw. Der Canal zwiſchen dieſer Inſel und dem feſten Lande heißt das neue Tief. Das Meer bringt allenthalben in das Land hinein, und bildet eine Menge Buſen, Bodden oder Binnenwaſſer genannt und macht das Land zu Inſeln und Halbinſeln. Der große Meerbuſen zwiſchen den beiden Halbinſeln Jasmund und Wittow wird Tremper Wiek genannt. Seine weite Mündung ſteht gerade gegen Nordoſten, daher er den Schiffen, die ihm bei dunkeln Nächten oder neblichtem Wetter durch einen Sturm zu nahe kommen, oft zum Unglück gereicht. Dieſe an Naturſchönheiten reiche Inſel erhebt ſich in ihrem Innern und an ihren nördlichen Küſten, welche meiſtens ſchroffe, ſteile Kreidewände bilden. Eine der bedeutendſten Anhöhen in der Mitte der Inſel, bei der Hauptſtadt Bergen, iſt der Rugard, auf welcher die Reſidenz der alten Fürſten Rügens ſtand. Die höchſte Gegend Rügens iſt wohl die Stubbenkammer, ein Vorgebirge an der nordöſtlichen Spitze der Halbinſel Jasmund, wo das anſehnliche Kreidegebirge nach der See zu ſenkrecht abgeſchnitten iſt, und eine der ſchönſten Felſenpartien bildet, deren Anblick durch das Unermeßliche des Meeres, welches den Fuß der Kreidepfeiler beſpült, noch gehoben wird. Der höchſte Gipfel iſt 543 Fuß hoch, und etwa 600 eingehauene Stufen führen bis zu dem Strande hinab. Auf derſelben Halbinſel iſt die Stubbenitz, ein anſehnlicher Buchenwald mit dem Borgſee, einem ovalen mit einem hohen Walle umſchloſſenen Platze, der wahrſcheinlich der Ort iſt, wo nach Tacitus Erzählung die alten Rugier die Göttin Hertha verehrten. Auf der zu Rügen gehörigen Halbinſel Wittow iſt das Vorgebirge Arkona, die nördlichſte Spitze von Deutſchland, wo man noch Überreſte von dem Walle ſieht, der ehemals die ſlaviſche Feſtung Arkona umgab, den Sitz des Hauptgötzen der heidniſchen Rugier (des vierköpfigen Swantewiths). Dieſes 200 Fuß hohe Vorgebirge beſteht aus Mergel und Kreide, und man ſieht von demſelben deutlich die ſieben Meilen entfernte däniſche Kreideinſel Moen. Die Witterung auf Rügen iſt meiſtens rauh und veränderlich, die Luft oft ſehr neblicht. Den Frühling macht der trockne Oſtwind unangenehm. Der ſchönſte Theil des Jahres iſt der Herbſt. Flüſſe hat Rügen nicht, kaum einen beträcht-

lichen Bach. Der Boden iſt, einige wüſte Sandſtriche und Torfmoore abgerechnet, ſehr ergiebig. Rügen an ſich hat gute Weiden und Obſtgärten, Jasmund iſt der höchſte Diſtrict, und hat mehr Holzung, Wittow iſt eine weite Ebene mit Weizenboden und die Inſel Hiddensoe iſt mehr Heideland und für die Schafzucht vortheilhaft. Daher erzeugt die Inſel viel Getreide, ſelbſt zur Ausfuhr. Die Fiſcherei und die Viehzucht ſind gleichfalls wichtig. Holz iſt nicht hinreichend vorhanden; das Fehlende muß aus Pommern herbeigeſchafft werden. Die Einwohner Rügens ſind überhaupt ſehr fleißig, gute Schiffer und Fiſcher, und ſehr gaſtfrei. Der Adel iſt hier zahlreich, und die Inſel mit adligen Höfen wie beſäet. Rügen kam 1648 an Schweden, 1715 an Dänemark und von letzterm im Jahre 1720 wieder an Schweden. Da 1815 das ſchwediſche Pommern, wovon auch Rügen einen Beſtandtheil ausmachte, an Preußen abgetreten wurde, ſo wurde auch Rügen preußiſch, gehört jetzt zu dem Stralſunder Regierungsbezirk der Provinz Pommern, und bildet den nach der Hauptſtadt Rügens benannten bergenſchen Kreis. Außer dieſer Hauptſtadt, Bergen, einer Stadt von 2000 Einwohnern, ſind vorzüglich bemerkenswerth: der Marktflecken Sagard mit einem Geſundbrunnen und das der fürſtlichen Familie von Putbus gehörige Dorf und Schloß Putbus, mit Seebädern.

Rugendas (Georg Philipp), einer der berühmteſten deutſchen Mahler, geboren zu Augsburg den 27. November 1666, wurde von ſeinem Vater, einem Goldſchmidt, zur Kupferſtecherkunſt beſtimmt, mußte aber wegen einer Fiſtelkrankheit an der rechten Hand dieſe Kunſt aufgeben, und ward Mahler. Seine Neigung erklärte ſich beſonders für kriegeriſche Darſtellungen, die er nach Bourguignon und Andern ſtudirte. Nach eifrigem ſechsjährigen Studium und angeſtrengten Arbeiten war ſeine kranke Hand völlig unbrauchbar geworden, er hatte ſich aber nebenher mit der linken dieſelbe Fertigkeit erworben, und reiſ'te nun nach Wien, Rom und Venedig, wo er ſich lange aufhielt, und einen großen Styl aneignete. Er gehört unter die erſten **Schlachtenmahler**, ſeine Zeichnung iſt richtig, ſeine Zuſammenſetzung und Färbung ſchön, und alles, was er machte, verrieth Geiſt und Leichtigkeit der Arbeit. In den Stellungen der Pferde war er unerſchöpflich. Er mahlte und radirte ſehr viel. Auch hat man von ihm Blätter in ſchwarzer Kunſt mit radirten Umriſſen, ſie ſind meiſtens braun abgedruckt. Seine Gemählde ſind überall zerſtreut; unter ſeinen radirten Blättern aber, die mit bewundernswürdigem Fleiße gearbeitet ſind, zeichnet ſich eine Suite von ſechs großen Blättern in der Breite, die Belagerung von Augsburg vorſtellend, der er ſelbſt mit beiwohnte, vorzüglich aus. Er ſtarb in ſeiner Vaterſtadt den 10. Mai 1742.

Rugievith, Rugewith, eine von den alten Norddeutſchen verehrte kriegeriſche Gottheit, die unter mancherlei grotesken und ſcheußlichen Geſtalten von ihnen dargeſtellt ward. Die Verehrung des Rugewith ſoll unter den **Obotriten** (heutigen Meklenburgern) und auf der Inſel **Rügen** beſonders gebräuchlich geweſen ſein, in welcher letztern Gegend Rugewith dann wohl mit dem auf **Arkona** einſt hochgefeierten Götzen **Swantewith** in Eins zuſammenfällt.

Ruhe iſt der Zuſtand eines Körpers, vermöge deſſen er ſeine Lage gegen andre Gegenſtände nicht verändert, an einem und demſelben Orte beharrt, ohne Bewegung erſcheint. Die Ruhe iſt mithin nur etwas Relatives. Die Gegenſtände auf einem ſegelnden

Schiffe ſind für den Schiffer in Ruhe, wenn ſie in derſelben Lage gegen einander bleiben, obgleich ſie mit dem Schiffe zugleich in ſteter Bewegung ſind. Eben ſo erſcheint ein Haus, ein Baum, nur in Beziehung auf ſeine Umgebung als ruhend, da die Erde mit allem, was ſich darauf befindet, in ununterbrochner Bewegung iſt. Eine abſolute Ruhe kennen wir nicht. Da die Ruhe nur etwas Verneinendes, nämlich Abweſenheit der Bewegung iſt, ſo laſſen ſich keine Grade an ihr unterſcheiden; ſie iſt entweder gar nicht oder ganz vorhanden.

Ruhnkenius (David), eigentlich Ruhnken, Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit auf der Univerſität Leyden, einer der gelehrteſten Humaniſten ſeiner Zeit, beſonders ausgezeichnet durch ſeinen einfachſchönen, wahrhaft claſſiſchen lateiniſchen Styl, war den 2. Januar 1723 zu Stolpe in Hinterpommern geboren. Seine wohlhabenden Ältern, welche die glücklichen Anlagen des Knaben bemerkten, beſtimmten ihn den Studien, und ſchickten ihn zunächſt auf das Friedrichs-Collegium nach Königsberg, wo er nicht nur mit den claſſiſchen Schriftſtellern des Alterthums bekannt wurde, ſondern auch Muſik und andre ſchöne Künſte übte. In ſeinem achtzehnten Jahre bezog er die Univerſität. Nach dem Willen ſeiner Ältern ſollte er in Göttingen Theologie ſtudiren; ihm aber lagen die humaniſtiſchen Studien weit mehr am Herzen; der Theologie dagegen war er, vielleicht wegen der damals auf dem Friedrichs-Collegium herrſchenden Pietiſterei, abgeneigt geworden. Auf ſeiner Reiſe nach Göttingen kam er über Wittenberg, das an dem berühmten Literator Berger und dem gelehrten Herausgeber des Codex Theodosianus Ritter zwei Männer vom erſten Range beſaß. Dieſe feſſelten den Jüngling dergeſtalt, daß er in Wittenberg zu bleiben ſich entſchloß, ihren Unterricht benutzte und mit Eifer die Wolfiſche Philoſophie ſtudirte. Zwei Jahre hatte er in Wittenberg verlebt, als der Ruf des großen Tiberius Hemſterhuys ihn zu dem Entſchluß brachte, nach Leyden zu gehen, um dort den Unterricht dieſes großen und tiefen Kenners der griechiſchen Sprache zu benutzen. Ehe er jedoch Wittenberg verließ, ſchrieb er 1743 ſeine gründliche Magiſterdisputation de Galla Placidia, deren mündliche Vertheidigung ihm mißlang, da ihm das Talent, ſich gewandt und fließend im Lateiniſchen auszudrücken, für immer abging, weßhalb er ſeine lateiniſchen Vorträge meiſtens aus dem Hefte ablas. Hemſterhuys, der bald Gelegenheit hatte, Ruhnkens Talent und Gelehrſamkeit zu bewundern, bewies ihm die wohlwollendſte Theilnahme, und wurde bald ſein Rathgeber und Freund. Sechs Jahre wandte Ruhnken an, um unter ſeines großen Lehrers Leitung den ganzen Cyklus der humaniſtiſchen Studien noch einmal zu durchlaufen. Die erſten Früchte eines ſo weiſe und zweckmäßig geordneten Studiums gab er in zwei Epistolis criticis (1749 und 1751), von welchen die eine die Homeriſchen Hymnen, den Heſiod und die griechiſche Anthologie, die zweite den Kallimachus, Apollonius und Orpheus zum Gegenſtande hatte. Sein Wunſch war jetzt, ein angemeſſenes Lehramt auf einer holländiſchen Univerſität zu erhalten; dazu aber fehlte die Ausſicht, weßhalb Ruhnken auf Hemſterhuys Rath das bereits unter Ritter ſtudirte römiſche Recht wieder vornahm, um ſich in den Stand zu ſetzen, allenfalls auch ein akademiſches Lehramt dieſer Wiſſenſchaft bekleiden zu können. Ohne ſich jedoch dadurch von der ſteten Beſchäftigung mit der griechiſchen Literatur abziehen zu laſſen, übernahm er eine Bearbeitung des Plato.

zu dieſem Zweck verſchaffte er ſich aus der Sangermanniſchen Bibliothek zu Paris eine Abſchrift des einzigen noch vorhandenen Codex von Timäus Wörterbuch über den Plato, und gab daſſelbe nebſt einem Commentar heraus. Nicht leicht findet man ſo viele kritiſche und grammatiſche Gelehrſamkeit in einem ſo engen Raume zuſammengedrängt. Dieſes Werk reichte hin, Ruhnken eine Stelle unten den erſten Philologen ſeiner Zeit zu verſchaffen. Da er die freie und zwangloſe Lebensweiſe in Holland liebgewonnen hatte, ſo lehnte er verſchiedne ehrenvolle Anträge zu Lehrſtellen im Auslande ab, und benutzte ſeine Muße zu einer literariſchen Reiſe, auf welcher er die vorzüglichſten Bibliotheken Europa's beſuchen und benutzen wollte. Dieſe Reiſe trat er 1755 an; ſie führte ihn zunächſt nach Paris, wo er ein Jahr lang in den Schätzen der königlichen Bibliothek arbeitete, und mit raſtloſem Fleiße Handſchriften abſchrieb, auszog und verglich. Eben wollte er von da nach Spanien abreiſen, wo die Escurialbibliothek ihm eine reiche Ausbeute verſprach, als Hemſterhuys ihn zur Rückkehr nach Leyden einlud. Dieſer hatte Gelegenheit gefunden, da Alter und Kränklichkeit ihn beugten, ſich Ruhnken als Lector der griechiſchen Sprache beiſetzen zu laſſen. Dieſe Stelle trat Ruhnken auch 1757 an, und wurde, als vier Jahre darauf Oudendorp ſtarb, zum wirklichen Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit ernannt. Unter vielen ſehr geſchätzten Arbeiten, wohin ſeine Denkſchrift auf Hemſterhuys, ſeine Ausgabe des Muretus u. ſ. w. gehören, zeichnet ſich hauptſächlich ſein Vellejus Paterculus aus, ein wahres Muſter von Bearbeitung lateiniſcher Claſſiker, ſowohl was die Kritik des Textes als die grammatiſche Erklärung betrifft. Im J. 1780 gab er einen Homeriſchen Hymnus auf die Ceres heraus, welchen Matthäi in Moskau aufgefunden, und ihm abſchriftlich mitgetheilt hatte. Zu ſeiner beabſichtigten Ausgabe des Plato hatte er nur die Scholien beendigt, als der Tod am 14. Mai 1798 ſeiner Thätigkeit ein Ziel ſetzte, nachdem er ſchon ſeit einigen Jahren an Engbrüſtigkeit gelitten hatte.

Rührend im Allgemeinen iſt das, was unſer Gefühlsvermögen zu thätiger Theilnahme reizt, und leidenſchaftliche Empfindungen in uns erregt. Im engern Sinne, wenn von Werken der ſchönen Kunſt, von Begebenheiten u. ſ. w. die Rede iſt, heißt das rührend, was ernſtere Empfindungen der Wehmuth, des Mitleids, der Zärtlichkeit, der Andacht, der ſanften Freude in uns erweckt. Der Künſtler und Schriftſteller, welcher rühren will, muß ſelbſt von den Empfindungen, die er hervorbringen will, durchdrungen und ergriffen ſein. Nur durch den lebhaften Ausdruck der letztern, nicht durch bloße Schilderung und Beſchreibung derſelben, wird dieſer Zweck erreicht. Der höchſte Grad des Rührenden, der mehr die heftigern, reinen und ungemiſchten Empfindungen zum Gegenſtande hat, heißt das Pathetiſche. (S. Pathos.)

Rulhieres (Claude Carloman de), Mitglied der Akademie und Ritter des heiligen Ludwig, hat ſich durch mehrere geſchichtliche Schriften vortheilhaft ausgezeichnet. Im Gefolge des franzöſiſchen Geſandten Breteuil am petersburger Hofe, war Rulhieres Zeuge der Staatsumwälzung, die Peter III. das Leben koſtete, und Catharina auf den Thron von Rußland hob. Dieſe Begebenheit iſt von ihm zwar kurz, aber trefflich beſchrieben worden, doch dürfte Catharinens Charakter in dieſer Schilderung nicht ganz der Wahrheit gemäß gezeichnet ſein, indem das Gefühl beleidigter Eitelkeit hin und

wieder aus dem Verfaſſer ſpricht. Nachdem Rulhieres darauf in Geſellſchaft des Baron Breteuil mehrere europäiſche Höfe beſucht hatte, folgte er dem Marſchall Richelieu in ſein Gouvernement, und begann jetzt ſeine literariſche Laufbahn mit ſeiner von Voltaire ſo hoch gerühmten Epître sur les disputes. 1787 ernannte ihn die Akademie zu ihrem Mitglied; die von ihm bei dieſer Gelegenheit gehaltene Rede zeigte, daß er dieſer Auszeichnung würdig war; noch mehr bewies er dies aber durch ſein 1788 in zwei Bänden herausgegebnes Werk: über die Urſachen der Zurücknahme des Edicts von Nantes und die Lage der Proteſtanten in Frankreich ſeit Ludwig XIV. Seine Geſchichte der Unruhen und erſten Theilung von Polen, der mehrere Anekdoten über die Revolution von 1762 in Rußland angehängt ſind, erſchien erſt nach ſeinem Tode. Sie iſt mit Scharfſinn geſchrieben, und giebt über die Intriguen, die dieſem Lande den Untergang brachten, ein merkwürdiges Licht. Das von ihm in drei Geſängen verfaßte Gedicht: Les Jeux de main, das gleichfalls nach ſeinem Tode erſchien, zeigt ebenfalls von dem Geiſt des Verfaſſers, iſt aber auch ein Beweis, daß die höhere Dichterweihe ihm abging. Rulhieres ſtarb den 30. Januar 1791. Die Charakterzeichnung, die Champfort von ihm entwirft, ſtellt beide, den Zeichner ſowohl, der Rulhieres Freund war, als den Gezeichneten, nicht in das beſte, moraliſche Licht, indem ſie den Todten eines ziemlichen Überſchwanges an Eitelkeit, Verſtellungskunſt und Irrthümern beſchuldigt, dadurch aber zugleich anzeigt, daß ihr Verfaſſer, der doch ſo lange Zeit ſich deſſen vertrauten Freund nannte, ſelbſt nicht frei war von kleinlichen Leidenſchaften. Ein Bruder Rulhieres war Offizier bei der Gensdarmerie, und führte dieſes Corps am berühmten 10. Auguſt 1792 an. Seine Beſtrebungen, die Truppen dem Dienſt des Königs treu zu erhalten, ſchlugen fehl; er wurde nebſt den andern Offizieren ein Opfer der Volkswuth in den ſchrecklichen Septembertagen deſſelben Jahres. F. G.

Rum, eine Art Branntwein, der aus dem Saft des Zuckerrohrs oder den übriggebliebenen Unreinigkeiten des Zuckers verfertigt wird. Der von der Inſel Jamaika kommende iſt der beſte; die Engländer treiben mit dieſem Artikel einen bedeutenden Handel, da der Rum zwar minder ſtark als der Rack, doch noch häufiger geſucht und zum Punſch angewendet wird.

Rumelien, ſ. Romelien.

Rumford (Benjamin Tompſon, Graf von), geboren 1752 auf der kleinen Inſel Rumford. Bei dem Ausbruche des Kriegs zwiſchen England und Amerika trat er in brittiſche Dienſte, ward Major, und machte ſich durch ſeine Einſichten, beſonders durch ſeine Localkenntniſſe ſehr wichtig. Als er zu Ende des Kriegs nach London kam, ernannte der König ihn zum Ritter. Jetzt erhielt Tompſon einen Ruf vom Churfürſten von Pfalzbaiern nach München, wo er ſich durch Aufhebung der Bettelei, Anlegung von Manufacturen zu Verſorgung der Armen, Einführung der Erdäpfel und der Sparheizungen, ſo wie beſonders der ökonomiſchen, nach ihm benannten Suppen große Verdienſte erwarb. Der Churfürſt erhob ihn zum Grafen von Rumford, machte ihn zum Generallieutenant, und verlieh ihm mehrere Orden. Auch in England verbreitete er ſeine nützlichen Erfindungen, er ſchenkte als Vicepräſident der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften derſelben große Summen zu Preisverthei-

lungen für die wichtigſten Erfindungen, legte 1800 unter dem Namen königliches Inſtitut (Royal Institut) zu London eine Lehranſtalt für Ökonomen, Künſtler und Handwerker an, beſuchte im J. 1802 Frankreich, und wurde ſehr ehrenvoll von Bonaparte aufgenommen. Er hielt ſich darauf längere Zeit in Paris auf, wo er mit ſeiner zweiten Gattin, Witwe des berühmten Lavoiſier, einen Scheidungsprozeß führte, und ſtarb auf ſeinem Landhaus zu Auteuil den 21. Auguſt 1814.

Rundgeſang heißt ein zum geſelligen Geſang beſtimmtes Gedicht, in welchem einige Verſe nach jeder Strophe, entweder unverändert, oder mit einer kleinen Veränderung, oder einem Zuſatze vom ganzen Chor wiederholt werden. Entweder machen dieſe Verſe den Schluß jeder Strophe oder auch den Anfang derſelben aus, oder es ſind wieder beſondere Verſe, welche aber immer wiederkehren. Von dieſer Art iſt der Rundgeſang von Voß: Freund, ich achte nicht des Mahles u. ſ. w. Dies Gedicht gleicht dem Rondo in der Muſik, wo das Thema nach kleinem Zwiſchenſpiel immer wiederkehrt oder im Tutti wiederholt wird. Ms.

Runen, Runenſchrift. Über das Alter dieſes den nordiſchen Völkern (Germanen und Skandinaviern) eigenen Alphabets iſt von den Gelehrten verſchiedentlich geſtritten worden. Von Einigen ſind die Runen weit vor die chriſtliche Zeitrechnung hinausgerückt, von Andern wieder iſt ihre Entſtehung erſt nach Chriſti Geburt geſetzt worden. Letzteres iſt wohl das Richtige, doch dürften diejenigen in einem Irrthum begriffen ſein, welche die Schrift der Runen gänzlich aus dem römiſchen Alphabet herleiten. Die Ähnlichkeit, die einige Runbuchſtaben mit ihnen verwandten römiſchen haben, kann nichts beweiſen, da ſie nur bei *einigen* Statt findet, bei andern aber durchaus nicht nachzuweiſen iſt; auch hat das Alphabet der Runen nur ſechzehn Buchſtaben, eine Mangelhaftigkeit, die ſich ſchwerlich finden dürfte, wenn die Völker, die dieſer Schrift ſich bedienten, ſie dem reichen römiſchen A B C nachgebildet hätten. Das Beſte iſt hier (da den ſo lange in Unwiſſenheit lebenden nordiſchen Völkern eine eigne Erfindung von Buchſtabenſchrift nicht wohl zuzutrauen iſt), der von F. *Schlegel* in ſeinen Vorleſungen über *alte und neue Literatur* aufgeſtellten Hypotheſe zu folgen, nach welcher die Buchſtabenſchrift durch die bekanntlich im höchſten Alterthum ſchon die Meere und auch die Oſtſee befahrenden *Phönizier* den Anwohnern jener Küſten bekannt wurde, und daraus ſich die ihnen eignen *Runen* bildeten, deren Gebrauch von der ziemlich geſchloſſenen Prieſterkaſte bewahrt, und zu mancherlei magiſchen und vorgeblich zauberiſchen Künſten verwendet wurde. Die Ähnlichkeit mit manchen Schriftzügen der Römer kann gegen dieſe Annahme nichts beweiſen, da dieſe ja auch ihre Schrift aus derſelben öſtlichen Quelle erhielten, und daher nothwendig eine Urſtammverwandtſchaft ſich zeigen muß. Daß auch in Spanien und andern ſüdweſtlichen europäiſchen Landen ſich Überreſte von Runen und *Runenſteinen* mit (Runenſchrift bezeichnete Steine, die zu *Grabmonumenten*, *Markbezeichnungen* u. dergl. dienten) finden, iſt aus der Stammverwandtſchaft der neuern Bewohner jener Gegenden ſeit den Zeiten der Völkerwanderung mit den Einwohnern des alten Germaniens und Skandinaviens erklärlich.

Runſtäbe, Runenſtäbe, Signalſtäbe, wurden bei den heidniſchen Völkern im Norden gewiſſe aus Weidenholz verfertigte

Stäbe genannt, auf denen mancherlei, vorgeblich Zauberkraft in ſich tragende Charaktere eingeſchnitten waren, und mit welchen dann die Prieſter und andre von den Göttern begünſtigte Perſonen Wunder- und Zauberwerke verrichten zu können vorgaben (vergl. d. Art. Runen). Auch wurden dergleichen Runen oder Schriftſtäbe von den ältern Bewohnern Schwedens und Norwegens gebraucht zur Bezeichnung der Zeitfolge, und noch heutiges Tages findet ſich in jenen Landen unter den Landleuten mancher Gegend der Gebrauch, ſich bezeichneter Stäbe ſtatt der Kalender zu bedienen.

Runkelrübenzucker, ſ. Zucker.

Ruspoli. Dieſes fürſtliche Haus beſitzt die Herrſchaft Cervetro, eine Stadt im Kirchenſtaate. Der Fürſt Alexander Franz (geb. 1752) war ehemals öſterreichiſcher Ambaſſadeur am Hofe zu Neapel. Sein Bruder Barthelemy wurde 1802 vom Papſte zum Großmeiſter des Malteſer-Ordens ernannt, lehnte aber dieſe Würde ab.

Rußland. I. Ältere Geſchichte. Mit dem gemeinſchaftlichen Namen Scythen, Sarmaten, umfaßte man eine Menge nomadiſcher Stämme, welche bis an die römiſchen Grenzen reichten, und ſchon vor Cyrus die damals gebildete Welt, vorzüglich das vordre Aſien, oft beunruhigten. Sie bewohnten die von Herodot beſchriebenen Gegenden zwiſchen dem Don und Dnepr. Strabo und Tacitus nennen hier die Roxolanen, ein ſarmatiſches Volk. Die Griechen legten daſelbſt Handelscolonien an. Im zweiten Jahrh. n. Ch. zogen von der Oſtſee her in die Gegenden vom Don bis an die Donau die Gothen. Seit dem 5. Jahrh. drängten ſich hier die Hordenzüge der Alanen, Hunnen, Avaren und Bulgaren. Die Slaven, ein ſarmatiſches Volk, zogen hierauf mehr nach Weſten und Norden; die Chazaren, von den Avaren gedrängt, kamen im 6. Jahrh. unſrer Zeitrechnung in die Länder zwiſchen der Wolga und dem Don, rückten nach und nach bis an die Donau, eroberten die Krimm, und ſtanden dadurch mit den Byzantinern in genauer Verbindung (die Kaiſerin Irene war eine chazariſche Prinzeſſin). Die Petſchenegen, Stammverwandte der Chazaren, ſaßen am kaſpiſchen Meere, gingen weſtlich, drängten die Ungarn nach Pannonien, während ſie die Gegenden zwiſchen dem Don und der Aluta behaupteten. Im nördlichen Rußland wohnten die Tſchuden (Finnen und Eſthen), finniſche Völker. Alle dieſe Stämme führten ein nomadiſches Hirten- oder Jägerleben; nur ſpäter gelangten einige derſelben dadurch, daß ſie in ehemalige römiſche Provinzen rückten, oder mit den Byzantinern in Verbindung kamen, und mit dem Chriſtenthum bekannt wurden, zu einiger Bildung. Dieſe zeigte ſich am früheſten unter den ſlaviſchen Völkern, welche von der nördlichen Donau her im 5. und 6. Jahrh. die Weichſel hinab und den Dnepr hinaufzogen. Es entſtanden durch ſie im heutigen Rußland die beiden Städte Nowgorod (neue Umzäunung, novus hortus*) und Kiew, welche durch ihren Handel beſonders ſpäter zu einer bedeutenden Macht heranwuchſen. Beide Städte mußten anfangs gefährliche Kämpfe mit den Chazaren beſtehen, und noch außerdem wurde Nowgorod von den Waräs-

---

*) Die ruſſiſche Sprache braucht bekanntlich g ſtatt h (Hospodar, Gospodar).

gern*) (kühne Seeräuber, welche die Oſtſeeküſten beunruhigten) hart bedrängt. Daher ſandte Nowgorod Geſandte an die Varjager, um ihren Schutz zu erlangen, indem ſie ihnen die Herrſchaft übertrug. Alſo kamen im J. 862 (nach Neſtor jenſeits des Meeres her) die Brüder Rurik, Sineus und Truwor, die Heerführer der Varjager, mit vielen Landsleuten nach Novogorod, und ſtifteten in der Nähe 3 Fürſtenthümer. Nach dem Tode ſeiner Brüder herrſchte Rurik allein, und ſeine Landsleute verbanden ſich mit den beſiegten Slaven zu einem Volke, den Ruſſen. Dieſer neue Staat, in welchem die Varjager wahrſcheinlich die Gutsherren und Krieger waren, hatte eine militäriſche Verfaſſung, er iſt unter dem Namen Holmgard, Gardarike und Oſtrogard bekannt, und umfaßte das nördliche Rußland. Nach Ruriks Tode (879) regierte ſein Sohn Ighor unter ſeinem Vormunde Oleg (Olaf). Dieſer eroberte Kiew, und machte ſie zur Hauptſtadt. Ighors Witwe und Nachfolgerin Olga nahm in Conſtantinopel 955 das Chriſtenthum an, und brachte dadurch den griechiſchen Ritus in ihr Vaterland. Ighors Sohn Swätoslaw, ein Eroberer, blieb 972 im Kampfe gegen die Petſchenegen, an den Waſſerfällen des Dneprs. Unter Swätoslaws Söhnen vereinigte Wladimir I. aus Nowgorod, der Heilige oder der Große, das Ganze 980. Er machte bedeutende Eroberungen, heirathete die byzantiniſche Prinzeſſin Anna, ließ ſich zu Cherſon taufen 987, ſtrebte, ſeinem Volke eine höhere Bildung zu geben, und ſtarb 1015. Wladimir hatte das Reich unter ſeine zwölf Söhne getheilt; zwar ſollten nach ſlaviſcher Sitte die einzelnen Fürſtenthümer unter dem Großfürſtenthum zu Kiew vereinigt bleiben; allein da die Thronfolge noch nicht beſtimmt war, entſtanden blutige Familienkriege um den Beſitz der großfürſtlichen Würde. Doch erhielt das Chriſtenthum durch die Verbindung des Metropoliten von Kiew mit Conſtantinopel wenigſtens den Frieden mit den Byzantinern. Bald nach Wladimirs Tode wurde Chazarien erobert, und mit den Griechen getheilt, während Jaroslav ſeinen Bruder Swätopolk I. der drei ſeiner Brüder hatte tödten laſſen, vom Throne ſtürzte. Erſterer wurde Großfürſt (1016—1045), gab den

---

*) Die alten Bewohner Skandinaviens erhielten in den Ländern, welche ſie beſetzten, verſchiedene Namen: in England Dänen, in Frankreich Normänner, in Rußland Waräger, oder Varjager (fahrende Jäger, Abenteurer), die von den Tſchuden im Finniſchen Ruotſi, Ruzi, d. i. Reiſende, Fremde, Abenteurer, genannt wurden; daher Rhos, jetzt Ruſſen. Dieſe Benennung kommt ſchon vor Rurik bei den Byzantinern vor, obgleich erſt ſeit dem Anfange des IX. Jahrhunderts. Nach Neſtor iſt die Benennung Ruſſen erſt, nachdem durch Rurik die Varjager ſich unter den Slaven zur herrſchenden Kaſte erhoben hatten, allgemein gangbar geworden. Neſtor nennt den Rurik und ſeine Brüder Niemzen, d. i. Deutſche, Thunmann und Schlözer halten ſie für Skandinavier, (Normannen); Ewers ſagt ohne Grund, daß ſie Chazaren geweſen ſeien. Wahrſcheinlich kam Rurik mit ſeinem Gefolge aus Wagrien, aus dem damals bekannten Seehafen Aldeigaborg (jetzt Aldenburg oder Oldenburg. Sie waren vielleicht Frieſen oder Jüten. Der erſte Platz, den Rurik unweit Novogorod anlegte und befeſtigte, empfing von ihm den Namen Aldeigaborg, wovon noch gegenwärtig der Ladoga- (ehemals Aldoga) See den Namen hat.

Bewohnern Nowgorods ihr Stadtrecht, eine Sammlung von Geſetzen, wodurch ſie bedeutende Freiheiten erhielten, legte mehrere Städte an, und that viel für das Chriſtenthum. In der Folge wählten die Kiewer 1114 von einer entferntern Linie, Wlademir II., genannt Monomach, zum Großfürſten. Dieſer wurde vom byzantiniſchen Kaiſer Alexius Comnenus als Czar anerkannt, ließ ſich zuerſt krönen *) und vertrieb die Juden aus Rußland. Sein Sohn Jurje erbaute 1147 Moskau. Während dieſer Familienkriege war unter allen ruſſiſchen Städten Nowgorod am glücklichſten, obgleich auch hier blutige Thronveränderungen Statt fanden. Die Schwächung des Reichs wurde noch mehr durch die Nachbarvölker befördert, welche die innere Zwietracht zu feindlichen Einfällen benutzten. Am gefährlichſten wurden ſeit 1223 die Mongolen. Dieſe Eroberer hatten die Polowzer **) beſiegt; zu ſpät leiſteten die Ruſſen den Überwundenen Beiſtand. Beide verbündete Völker wurden 1225 an der Kalka geſchlagen. Doch beſetzten die Mongolen erſt nach einem 15jährigen Verheerungskriege, als der Großfürſt Jurje II. in der Schlacht bei Sita 1238 gegen den Khan Batu geblieben war, ganz Rußland. Nur Nowgorod erhielt durch Verträge ſeine Unabhängigkeit. In Hinſicht auf Bildung hatten die Ruſſen gegen andere Völker nur ſehr geringe Fortſchritte gemacht, woran die Verſchiedenheit der Nationen und die militäriſche Verfaſſung vorzüglich Schuld waren. Der Handel war meiſtens in den Händen deutſcher Kaufleute, welche mit den Miſſionärien ſeit 1200 von der Düna her nach Rußland kamen. Die Hauptſitze dieſes Handels, der nach dem Weſten durch Deutſche, und nach dem Süden durch Griechen betrieben wurde, waren Nowgorod und Kiew. Von einer gelehrten Bildung wußte man nichts; die Begebenheiten wurden in Mönchschroniken, aber in der Landesſprache aufgezeichnet, wovon ſeit Neſtor 1113 eine lange Reihe vorhanden iſt. — Außer dem Drucke, welchen die Ruſſen durch die Mongolen erlitten, mußten ſie noch mit den Liefländern, deutſchen Rittern und Schweden kämpfen, welche die Abhängigkeit der Ruſſen benutzten, um Eroberungen zu machen. Die ruſſiſchen Großfürſten durften nichts unternehmen, was dem mongoliſchen Intereſſe gefährlich ſchien, und mußten jährlich Tribut an die goldene Horde bezahlen. Dennoch führten ſie auch in dieſer Abhängigkeit mehrere glückliche Kriege. Jaroslaw eroberte Finnland, ſtarb aber in der tatariſchen Horde an Gift; ſein Sohn, Alexander, ſchlug die Schweden 1241 an der Newa, und erhielt deßhalb den Beinamen Newski (ſ. Alexander Newski). Daniel, Alexanders jüngſter Sohn, kam 14 Jahre nach des Vaters Tode (1277) zur Regierung; er wohnte bereits in Moskau, und nahm daher 1296 zuerſt den Titel eines Großfürſten von Moskau an. Er erbaute daſelbſt 1300 den Kreml. Sein Sohn Jurje führte glückliche Kriege gegen die Schweden, und erbauete Orſcheck (Schlüſſelburg). Unter Demetrius Donski, welcher den Kreml von Stein baute, wurden zwar 1360 die Tataren mehrere Male von den Ruſſen geſchlagen; allein endlich mußten dieſe dennoch unter die Zinspflichtigkeit wieder zurück-

---

*) Gewiſſe Nachrichten über die Krönung des ruſſiſchen Czars haben wir erſt vom J. 1138 unter Wſewotod II.

**) Die Polowzer waren vom Stamme der Uſen, und dieſe theilten ſich in Feldußen (Polowzer) und in Gebirgsbewohner (Kumanen.)

kehren. Glücklicher waren die Ruſſen unter Iwan I. Waſiliewicz dem Großen, welchem es in dem Kampfe v 1477—1481 gelang, Rußland von der Herrſchaft der Tataren zu befreien. Die Khane von Kaptſchak waren nämlich theils durch Theilungen, theils durch Timurs Eroberungen ſehr geſchwächt worden; früher aber hatten die litthauiſchen und ſchwediſchen Kriege Rußlands Macht zu ſehr getheilt. In dieſem Zeitraume der ruſſiſchen Geſchichte entſtanden die Koſacken. Die Polen und Litthauer hatten nämlich alles ruſſiſche Gebiet im Weſten bis Kiew erobert, und drückten die Beſiegten ſowohl durch ihre Herrſchaft, als auch durch ihren katholiſchen Religionseifer. Eben ſo wurden die Ruſſen von Oſten her durch die krimmiſchen Tataren gedrängt. Die Mißvergnügten zogen ſich daher in die menſchenleeren aber fruchtbaren Gegenden der Ukräne, und lebten hier in einer militäriſchen Verfaſſung unter Atamanen (Hettmann), denen die älteſten der verſchiedenen Stämme (Stannſchine) zugeordnet waren. Iwans I. Gemahlin Zoë*) bewirkte viel Gutes in Rußland. Iwan ſelbſt erhob die Einheit und Untheilbarkeit des Reichs zum Reichsgeſetz; er hielt die Großen des Reichs in Unterwürfigkeit, ſtellte die Grenzen des Reichs wieder her, und machte Kaſan von Rußland abhängig. Auch führte er den Gebrauch der Feuergewehre ein. War gleich die Bildung nur unbedeutend fortgeſchritten, ſo konnte doch die Regentenkraft, welche hier einen freiern Spielraum als in irgend einem andern ſlaviſchen Staate hatte, viel ausrichten. Unter Iwans Sohne Waſilei verloren die Großen noch mehr von ihrem Anſehen. Im Kriege mit den Polen eroberte er Smolensk; allein die krimmiſchen Tataren plünderten das Land, und die Bundesgenoſſen derſelben, die Polen, ſchlugen mehreremale die ruſſiſchen Heere. Kaiſer Maximilian ſuchte dieſe Streitigkeiten beizulegen, um einen heiligen Bund aller chriſtlichen Fürſten gegen die Türken zu Stande zu bringen, und ſchickte deßhalb den gelehrten Freiherrn von Herberſtein als Geſandten an den Czar. (Durch Herberſtein [ſ. d. A.] wurde damals das weſtliche Europa erſt genauer mit Rußland bekannt, vorzüglich durch ſeine berühmten Commentarios rerum moscoviticarum.) Auch der Pabſt Clemens VII. ſuchte den ruſſiſchen Großfürſten für die katholiſche Kirche zu gewinnen, und trug ihm den königlichen Titel an; allein Polen ging auf den Hauptplan nicht ein. — In Hinſicht der Beförderung der Civiliſation des halbwilden Volks übertraf Iwan Waſiliewicz II alle ſeine Vorgänger. Deutſche Handwerker, Künſtler und Gelehrte gingen über Lübeck nach Rußland, Buchdruckereien wurden angelegt, Geſetze gegeben und der Handel durch einen Vertrag 1553 mit Eliſabeth von England, indem die Engländer den Seeweg nach Archangel gefunden hatten, zuerſt gegründet. Iwan II. errichtete ein ſtehendes Heer, die Strjelzi oder Strelitzen, eroberte 1552 Kaſan, bemächtigte ſich 1554 des Königreichs Aſtrachan und der Gegenden am Kaukaſus, und faßte den Entſchluß, die Ritter aus Liefland zu verdrängen; daher griff er ſie 1558 an, und erklärte 1569, da es ihm nicht gelingen wollte, den Prinzen Magnus von Dänemark unter ſeiner Schutzhoheit zum Könige von Liefland. Seine

*) Zoë (Sophia Paläologa) war eine griechiſche Prinzeſſin, und durch ihre abenteuerlichen Schickſale bekannt. Sie wurde die Veranlaſſung, daß Rußland den doppelten Adler ins Wappen nahm.

Hoffnung wurde aber nicht erfüllt, vielmehr vereinigten ſich Polen, Schweden und Dänen gegen ihn. In dieſer Noth, wozu noch eine Verſchwörung im Innern des Reichs kam, wendete ſich Iwan an den Kaiſer Rudolph II. und an den Papſt Gregor XIII. Letzterer ſchickte einen Nuntius, Poſſewin, nach Rußland, welcher zwiſchen Iwan II. und Stephan Bathory, dem Könige von Polen, 1582 den Frieden zu Zapolcia vermittelte. Rußland trat darin ſein Recht auf Liefland an Polen ab. Am Ende von Iwans Regierung (ſtarb 1584) wurde Sibirien (um 1578) von dem Koſacken Jermak entdeckt; die Eroberung dieſes Landes aber erſt 1587, unter ſeinem Nachfolger Feodor, vollendet. Dieſer trat dagegen im Frieden 1595 Eſthland an Schweden ab. Nach Feodors, des Letzten aus Ruriks Stamme, Tode (1598) ward Rußland 20 Jahre durch innere Zerrüttung und äußere Kriege erſchüttert, wodurch viele ſchöne Früchte, welche die vorige Zeit getragen hatte, verloren gingen. Es war der Krieg der polniſchen Partei mit der Partei des falſchen Demetrius*), welcher erſt 1613 durch die Thronbeſteigung Michaels Federowitz, und hierauf durch die Friedensſchlüſſe zu Stolbowa mit Schweden 1617 und zu Divelina mit Polen 1618, beendigt wurde. Michael, ein Sohn des Metropoliten von Roſtow, Nikitiz aus dem Hauſe Romanow, ward (21. Febr. 1613) von den Ruſſen zum Czar mit unumſchränkter, erblicher Gewalt erwählt. Er hatte viele Parteien, und auch die Schweden, welche unter ihrem Anführer de la Gardie einen Einfall in Rußland gethan hatten, gegen ſich; aber er ſiegte über alle Schwierigkeiten, ſtellte zum Theil die alten Verhältniſſe Rußlands wieder her, und regierte ziemlich ruhig bis 1645. Unter ſeinem Sohne Alexius wurde der letzte falſche Demetrius 1653 enthauptet. In dieſe Zeit fällt auch der Anfang der Türkenkriege. Seit 1472 alſo nach der Zeit der mongoliſchen Herrſchaft, waren die osmaniſchen Türken Nachbarn der Ruſſen geworden, und 200 Jahre nachher entſtand 1671 der Krieg mit ihnen wegen der Ukräne, und wurde bis 1681 auch unter Fedor Alexiewicz fortgeſetzt Alexis (ſtarb 1676) und ſein Sohn Feodor III. (ſtarb 1682) erwarben ſich Verdienſte um die innere Ausbildung des Reichs. Jener errichtete einige Seiden- und Leinen-Manufacturen, und die erſten Poſten. Unter ihm hörte die Einfuhr fremden Biers und Branntweins auf. Er ließ Eiſen- und Kupfer-Bergwerke anlegen, den Schiffbau verbeſſern und die Nordküſte Aſiens beſchiffen. Er ſammelte die Uloſchenije, die jetzt noch geſetzliches Anſehen hat, und demüthigte den Stolz des Patriarchen. Feodor aber vernichtete die Anſprüche des Adels auf den erblichen Beſitz der höheren Stellen, indem er die Geſchlechtsregiſter deſſelben verbrennen ließ, und ernannte ſeinen unmündigen Halbbruder Peter, mit Vorbeigehung des blödſinnigen Iwan, zum Thronfolger. Doch ihre Schweſter Sophia brachte es durch die Strelzi dahin, daß beide zu Czaren ausgerufen wurden, und ſie ſelbſt die Regentſchaft erhielt. Allein 1689 ward ſie in ein Kloſter geſteckt, und Peter I. allein als Czar anerkannt. (S.

---

*) Der echte Demetrius, Iwans II. jüngerer Sohn und Feodors Bruder, wurde wahrſcheinlich vom Uſurpator Boris Ghodunow ermordet. Doch haben neuere Forſchungen dieſe Sage ſehr ungewiß gemacht.

Peter d. G.) Damit beginnt: II. Rußlands neuere Geſchichte: Rußland erſtreckte ſich von Archangel bis Aſow, war aber noch getrennt von der Oſtſee. Die Bewohner dieſes weiten Landſtrichs machten jedoch eine Nation aus, und fanden darin eine mächtige Stütze gegen ihre feindlichen Nachbarn; Sprache und Religion vollendeten die Einheit. Die Verfaſſung ward zur Autokratie, und die Sitten geſtalteten ſich nach und nach zur europäiſchen Bildung. Peter wurde für Rußland, was Philipp für Macedonien geweſen war; die Macedonier wurden Hellenen, die Ruſſen Europäer. Die Geſchichte ſeiner Schöpfung: — europäiſches Heerweſen; Eroberung Aſows und der Oſtſeeprovinzen; Erbauung von St. Petersburg und Kronſtadt; Umgeſtaltung des Innern u. ſ. w. — iſt in dem Art. Peter I. erzählt worden. Durch den Erwerb der Oſtſeeküſte trat Rußland wirklich in die Reihe der europäiſchen Staaten, und hielt, durch die errungene Hegemonie im Norden an die Spitze der nordiſchen Staaten geſtellt, ſpäterhin das Gleichgewicht dem weſtlichen und ſüdlichen Staatenſyſteme. Der Tag bei Pultawa (8. Juli 1709) entſchied über den Norden; Peters neue Plane waren durch ihn erreicht und Schwedens Übermacht zerſtört. Unter harten Bedingungen ſchloß das vom zwanzigjährigen Kampfe erſchöpfte Schweden den Frieden zu Nyſtadt (10. Septbr. 1721). So ging Rußland, in ſeinem Heere und in ſeiner neuen Hauptſtadt dem übrigen Europa gleichgeſtellt, aus dem Kampfe als Kaiſerthum hervor, und beſchiffte mit ſeiner ſelbſt gebauten Flotte ſiegreich die Oſtſee. Doch wurden Peters Entwürfe gegen die Pforte, Perſien und Polen erſt in der Folge ganz ausgeführt. Seine Gemahlin und Nachfolgerin, Catharina I., regierte (9. Febr. 1725 bis 17. Mai 1727) unter Menczikoffs Leitung nur auf das Innere bedacht, ohne auf die auswärtigen Verhältniſſe Rückſicht zu nehmen. Unter ihrem Nachfolger Peter II. (ſ. d. Art.), welcher ſchon am 29. Jan. 1730 ſtarb, hatten die Dolgorucki, welche den Fürſten Menczikoff ſtürzten, mit ihrer Gegenpartei ſo viel zu thun, daß ſie ſich nicht um das Ausland bekümmerten. Als Anna (ſ. d. Art.) Iwan Alexiewicz T., Peters des Großen Nichte, und ſeit 1711 Wittwe des Herzogs Friedrich von Curland, den ruſſiſchen Kaiſerthron beſtieg, verſuchten es zwar die Großen, die höchſte Gewalt zu beſchränken; doch dieſer Verſuch endigte mit ihrem Sturze und mit der Bildung eines ruſſiſchen Cabinets von Fremden. Münnich und Oſtermann, in Peters Schule gebildet, griffen nun von neuem in die auswärtige Politik ein; ſelbſt Annens Günſtling, der mächtige Biron, glaubte dadurch ſeine eigene Macht zu vermehren. Curlands Stände ſahen es daher, damit nicht Curland nach dem Ausſterben des Kettlerſchen Herzogsſtammes als polniſches Lehen mit Polen vereinigt werde, nicht ungern, daß Herzog Ernſt von Biron unter ruſſiſchem Einfluſſe 1737 das Land erhielt. (S. d. Art. Biron.) Als darauf nach Auguſts II. von Polen Tode 1733 der ſchon früher gewählte Stanislaus Leczinski, Schwiegervater Ludwigs XV., auf den polniſchen Thron erhoben ward, erklärten ſich die Ruſſen für Auguſt III. von Sachſen, weil er, ungeachtet ſeiner Anſprüche auf Curland durch die ſtändiſche Wahl des Grafen Moritz von Sachſen, als polniſches Lehen Curland dem Herzog Biron zuſicherte. Ein ruſſiſches Heer eroberte Danzig; Stanislaus (ſ. d. Art.) entfloh, und Auguſt III. beſtieg den polniſchen Thron. So hatte ſich Rußland ſeinen Einfluß auf dieſes Reich geſichert. Darauf begann der Türkenkrieg unter Münnich, dem nordiſchen Eugen.

Aſow und Oczakow wurden ſtürmend erobert; der Sieg bei Stawutſchane 1739 gab Chotſchin und die Moldau in ruſſiſche Gewalt. Aber dieſe Vortheile gingen durch die unglücklichen Feldzüge der Öſterreicher und den belgrader Frieden vom J. 1739 wieder verloren. Doch war Rußlands Überlegenheit entſchieden, ſein Heerweſen mehr vervollkommnet und das Anſehen ſeines Cabinets in Europa bedeutend erhöht. Nach Anna's Tode 1740 gelangte der kaum 2 Monat alte Iwan III., ein Enkel ihrer Schweſter, unter Birons Vormundſchaft auf den Thron, aber Biron wurde ins Exil verwieſen, und Iwan den 6. Dec. 1741, durch die Prinzeſſin Eliſabeth, jüngſte Tochter Peters des Großen, vom Throne herab ins Gefängniß geſtoßen. Eliſabeth (ſ. d. Art.) ſchien durch die Verbannung aller Fremden aus dem Reiche die alte Rohheit in Rußland wieder einführen zu wollen. Der Großkanzler Oſtermann und der Feldmarſchall Münnich wurden nebſt mehreren ausgezeichneten Männern nach Sibirien verwieſen. Dennoch äußerte gerade unter dieſer Regierung ſich zuerſt am bedeutendſten der Einfluß Rußlands auf die übrigen europäiſchen Staaten. Denn als Frankreich im öſterreichiſchen Erbfolgekriege Carl VII. von Baiern gegen den Großherzog Franz I. unterſtützte, wünſchte es, der Tochter Carls VI., der hochherzigen Maria Thereſia, ihren einzigen Verbündeten, Rußland zu entziehen, und reizte daher Schweden zu einem Kriege gegen Rußland, um die alten Provinzen wieder zu erobern. Allein die verlorene Schlacht bei Wilmanſtrand (3. Sept. 1741) und der Verluſt von ganz Finnland führten den Frieden von Abo (7. Aug. 1743) herbei. Durch den Erwerb von Nyſlot und die Grenze des Kymene-Fluſſes wurde Petersburg geſichert, und durch die Nachfolgeacte des Prinzen Adolph Friedrichs von Holſtein-Gottorp Rußlands Einfluß auf Schweden befeſtigt. Zu Gunſten deſſelben entſagte ſein Vetter Carl Peter Ulrich von Holſtein-Gottorp ſeinen Anſprüchen auf den ſchwediſchen Thron, und wurde von ſeiner Tante, der Kaiſerin Eliſabeth, 1743 zum Thronfolger im ruſſiſchen Reiche erklärt. Als hierauf der geheime Rath Leſtocq aus dem Reiche entfernt war, und Beſtuſcheff allein die auswärtigen Angelegenheiten leitete, änderte ſich auch die ruſſiſche Politik, und Öſterreichs Partei gewann ſo ſehr das Übergewicht, daß Eliſabeth 1747 mit Maria Thereſia und mit England das Bündniß erneuerte, ein Heer nach Deutſchland gegen Frankreich ſandte, und dadurch den aachener Frieden gewiſſermaßen entſchied. Im J. 1754 verband ſich Rußland noch enger mit Öſterreich gegen Preußen, und nahm daher an dem ſiebenjährigen Kriege Antheil. Im Laufe deſſelben ſah Europa zuerſt die Wirkung der neuen ruſſiſchen Militärorganiſation. Die Siege bei Großjägerndorf und Kunnersdorf, ſelbſt die verlorene Schlacht von Zorndorf zeigen, daß Rußlands Heere nicht nur den Armeen des weſtlichen Europa, ſondern ſogar Friedrichs Taktik widerſtehen konnten. Doch als Beſtuſcheff (ſ. d. A.) 1758 geſtürzt, und Eliſabeth (1762, 5. Jan.) geſtorben war, ſchloß ihr Nachfolger Peter III. (ſ. d. Art.), Friedrichs II. Freund und Verehrer, und zugleich erbitterter Feind Dänemarks, ſogleich Frieden und Bündniß mit Preußen. Indeß beſtätigte Catharina II., als ſie durch eine Revolution (9. Juli 1762), welche Petern Thron und Leben raubte, zur Kaiſerin erhoben wurde, nur den Frieden. Mit Catharina II. beginnt eine neue Geſtaltung des Nordens, ja ſelbſt ein Wechſel im europäiſchen Staatenſyſtem, welcher die Länder verheerte, die Völ-

ker zerſtückte und die Thronen erſchütterte. Rußland errang ſich in dieſer verhängnißvollen Zeit einen entſcheidenden Einfluß auf das politiſche Schickſal von Europa. Sobald Catharina die Laſt eines erſchöpfenden Krieges *) von ihrem Reiche abgewälzt hatte, widmete ſie ihre Sorgfalt der Geſetzgebung, und zog deßhalb die vorzüglichſten Männer des Auslandes zu Rathe. Schon der von der Kaiſerin ſelbſt entworfene Plan zeugte von ſeltenem Scharfblick; denn er umfaßte alle Zweige der Staatsverwaltung. Aber die Bevölkerung lag ihr zunächſt am Herzen. Deßhalb rief ſie Coloniſten, beſonders aus Deutſchland, nach Rußland. Städte, Dörfer nnd Kornmagazine wurden angelegt, und überall für das Aufkommen des Ackerbaus, ſo wie für die Vermehrung und Geſundheit der Anbauer thätig geſorgt. Nicht minder zweckmäßig wußte ſie den Gewerbfleiß und Handel bedeutend zu erheben, ſo wie durch Schulen, Penſionsanſtalten und Akademien die Bildung der niedern und höhern Stände zu befördern. Insbeſondere fiel nach Storch (Gemählde des ruſſiſchen Reichs) die glänzendſte Epoche des ruſſiſchen Bergbaus in die Regierung Catharinens. „Die Anſtellung geſchickter und ehrlicher Männer, und die Abſchaffung vieler Mißbräuche und Unterſchleife bewirkten allmählig eine Ausbeute, die das Erſtaunen der Welt erregte. Der Werth der Mineralproducte, das Salz mit eingeſchloſſen, erhob ſich bis auf 13 Millionen Rubel, und Rußland gewann ſeit 1763 bis 1797 weit über 300 Millionen an Werth.“ — So konnten natürlich die Finanzen von 30 — 60 Mill. Rubel ſteigen. Dabei überſah Catharina weder die Landmacht, welche bis auf 450,000 Mann hinanwuchs, noch die Seemacht, welche früher in Verfall gerathen, jetzt bis an 45 Linienſchiffe ſtieg. Zur höhern Vervollkommnung beider legte ſie Land- und Seecadettenſchulen an. — Im Auslande wendete Catharina zuerſt ihren Blick auf Polen, wo Rußland die innere Zerrüttung zum Vorwande nahm, um die Ruhe wieder herzuſtellen. Durch Kayſerlings ſchlaue Vorbereitung ſiegte Repnins kräftige Entſchloſſenheit, und unter dem Schutze der ruſſiſchen Waffen wurde 1764 Stanislaus Poniatowski zum Könige von Polen erwählt. Preußen mußte, ſelbſt geſchwächt und Öſterreich fürchtend, nachgeben, und ſchloß ein Bündniß mit Rußland ab. Hierauf nahm ſich Catharina der polniſchen Diſſidenten an, und die Generalconföderation unter Radzivil 1767 beförderte Catharinens Plane. Die Annahme der neuen Geſetze wurden erzwungen; aber plötzlich erzeugte die Kraft der Verzweiflung die Generalconföderation zu Bar 1768. Mit der Pforte welche Rußland den Krieg erklärte, weil ſie kein ruſſiſches Heer in Polen dulden wollte, verbunden, widerſtand Polen ſechs Jahre den Planen Catharinens. Preußen und Öſterreich ſahen ruhig zu; Erſteres bezahlte ſogar Subſidien. Die Landſiege am Pruth und Kagul (1770) und die Seeſiege bei Scio und Tſchesme würden Rußland die Ausführung ſeiner Entwürfe völlig geſichert

---

*) Da Rußland ſich in Hinſicht auf Menſchenzahl zu Holland wie 1 zu 10, zu England wie 1 zu 7, zu Preußen und Oeſterreich wie 1 zu 5 verhält, und auf 82,000 Q. M., nur 30 Mill. M. zählte, ſo mußte ein Krieg für Rußland empfindlicher als für irgend einen andern europäiſchen Staat ſein, und fortdauernde Kriege konnten zuletzt dieſes ungeheure Reich die Beute eines kühnen Eroberers werden laſſen.

haben, wenn nicht eine verwüſtende Peſt, die ſich bis nach Moskau erſtreckte, der Aufſtand eines gemeinen Koſacken Pugatſcheff, der ſich für Peter III. ausgab, und die Revolutionen in Schweden und Polen Catharinens Heeresmacht auf verſchiedenen Puncten beſchäftigt und geſchwächt hätten. Dagegen hatte zwar auf dem ſchwediſchen Reichstage von 1762 die engliſch-ruſſiſche Partei (die Mützen) über die franzöſiſche Partei (die Hüte) geſiegt; allein des Königs Adolph Friedrich Nachfolger, Guſtav III., ſchuf 1771 eine neue Conſtitution, aus welcher die Souveränetät der ſchwediſchen Krone hervorging. Unterdeſſen dauerten die Unruhen in Polen fort, und die barer Conföderation machte große Fortſchritte; da gefiel es den mächtigen Nachbarn, jene Verwirrung benutzend, Ländertheile, die ihnen bequem lagen, von Polen abzureißen. „Es war," ſagt ein geachteter Hiſtoriker, „die Frucht der Arrondirungspolitik, hervorgehend aus der zerſtückelten Lage der preußiſchen Monarchie." Und wir können hinzufügen, daß wenn Öſterreich und Preußen nicht gemeinſchaftlich die Hand boten, Rußland wohl allein gehandelt haben, und ſeinen Nachbarn dadurch noch weit gefährlicher, als das zerrüttete Polen geworden ſein würde. Es wurde alſo am 5. Auguſt 1772 der erſte Theilungstractat abgeſchloſſen, vermöge deſſen Rußland denjenigen Theil Polens erhielt, welcher zwiſchen der Dwina, dem Dnepr und Drutſch liegt. (S. Polen.) Zugleich blieb Rußlands Einfluß auf Polen durch die Errichtung des immerwährenden Rathes, durch die Garantie des Wahlreichs und durch das liberum veto für die Zukunft geſichert. Nach der Beendigung dieſes Geſchäfts ſetzte Catharina den Türkenkrieg mit erhöhter Anſtrengung fort, und auch hierin wurde ſie vom Glück begünſtigt. Denn auf den entſchloſſenen Muſtapha III. war 1774 ſein ſchwacher Bruder Abdul Hamid gefolgt. Romanzow ging über die Donau, und ſchloß den Großvezier in den Gebirgspäſſen der Bulgarei ein. Da nun Catharina ſich ihrer Anſprüche auf die Moldau und Wallachei begab, ſo wurde der Friede ſehr erleichtert, welcher am 22. Juli 1774 zu Kutſchuk Kainardge zu Stande kam. Kinburn, Aſow, ein Theil der Krimm und die Kabardei blieben in ruſſiſcher Gewalt, alle andere Eroberungen wurden wieder herausgegeben. Hierauf verbeſſerte Catharina die innere Einrichtung ihres Reichs durch die neue Eintheilung deſſelben in Gouvernements (1776), wodurch zugleich die Souveränetät der Kaiſerin ſelbſt nicht wenig befeſtigt wurde. Einige Jahre nachher, während des brittiſch-amerikaniſchen Krieges, der Rußlands Handel ſehr vortheilhaft war, bewirkte ſie 1780, auf Panins Rath, eine Verbindung der nordiſchen Mächte, des deutſchen Kaiſers, Preußens und Portugals, zu der ſogenannten bewaffneten Neutralität. Allein Panins weiſe Mäßigung wurde bald nicht mehr beachtet, da vorzüglich ſeit 1778 ein neuer Günſtling, Potemkin der Taurier (ſ. d. Art.), mehr durch Catharina und die Zeitumſtände, als durch eignen Geiſt, einen mächtigen Einfluß auf das Schickſal des Nordens gewann; er leitete die politiſchen Schritte Rußlands bis zum J. 1701, wo er ſtarb. Mit ihm entwarf Catharina den Plan, auf den Trümmern des osmaniſchen Reichs ein griechiſches Kaiſerthum zu errichten, und einem Großfürſten aus ihrem Hauſe das wiedererweckte Reich der Byzantiner zu ertheilen. Aber viele andere politiſchen Rückſichten verboten jetzt noch die Ausführung dieſer Idee, welche erſt zehn Jahre ſpäter von neuem ergriffen, jedoch nur theilweiſe ausgeführt wurde. In der Krimm

und in den Ebenen des Kuban dauerten noch ſeit 1441 die Trümmer von Dſchingiskhans ehemaligem Weltreiche fort; ſie ſtanden unter eignen Khanen und waren Schützlinge der Pforte, welche ſie ſeit 1474 als treue und mächtige Bundesgenoſſen oft gebrauchte, und ſehr auszeichnete. Dreihundert Jahre ſpäter hatte der Friede von Kainardge ſie dieſem Schutze entzogen, und im J. 1783 erfolgte die förmliche Beſetzung der kleinen Tatarei. Nun beſaß Rußland den Schlüſſel zum osmaniſchen Reiche, und wenn ruſſiſche Handelsſchiffe ſchon vorher frei die türkiſchen Gewäſſer hatten befahren dürfen, ſo ging dieſe Handelsfreiheit jetzt in eine Seeherrſchaft über. Preußen war durch die erſte polniſche Theilung gewonnen, Öſterreich durch das baierſche Tauſchproject, und ſogar durch eine Verbindung gegen die Türken an Rußland gefeſſelt; alſo konnte Catharinens Idee, die Türken aus Europa zu vertreiben und ein griechiſches Kaiſerreich in Byzanz zu ſtiften, ihrer Ausführung endlich nahe gebracht werden. Die Türken, von Potemkins diplomatiſchen Foderungen gereizt, begannen den Krieg; aber vergeblich waren 1787 ihre Verſuche zur See, die Krimm wieder zu erobern. Auf die Niederlage ihrer Flotte 1788, an den Mündungen des Dneprs, folgte die blutige Erſtürmung Oczakows. Dagegen waren die Öſterreicher unglücklich, und Joseph II. verlor bei Lugoſch (20. Sept. 1788) ſeinen Waffenruhm und die Geſundheit. Doch eroberte Prinz Coburg in Vereinigung mit den Ruſſen Choczim, und Laudon im folgenden Jahre Belgrad. Nach den ruſſiſchen Siegen bei Fokſchani und Wartineſtie wurden Gallaz, Akierman, Bender, Kilianova und endlich auch Ismacl grauſenvoll erſtürmt. Als aber Öſterreich 1790 nach der reichenbacher Convention vom Kriegsſchauplatz abgetreten, und Guſtav III. von Schweden in das ruſſiſche Finnland eingefallen war, neigte ſich Catharina zum Frieden. Die Türken ließen die für ſie glücklichen Zeitumſtände ungenützt vorüberſtreichen. Der Kampf der Schweden entſchied nichts; doch erhob er die Macht des Königs zu einer größern Unabhängigkeit; ihn endigte, nach mehrern für Schwedens Seemacht ruhmvollen Gefechten, 1790 der Friede von Werelä, ohne fremde Vermittelung. Hierauf ſchloß Öſterreich mit der Pforte den Frieden zu Sziſtowe 1791. Nur Rußland zögerte noch, weil es keine fremde Vermittelung annehmen wollte; doch endlich kam am 9. Januar 1792 der Friede zu Jaſſy zu Stande, worin blos Oczakow nebſt ſeinem Gebiet der Pforte entriſſen, und der Dnieſter die Grenze Rußlands gegen die Moldau und Beſſarabien wurde. In dieſem Kriege hatte Rußland Polen aufgefodert, es gegen die Türken zu unterſtützen, aber Preußen hatte Polen erklärt, daß es die Erfüllung der ruſſiſchen Foderung als eine Kriegserklärung anſehen werde. So entſtand in Polen eine preußiſche Partei, welche, Ignaz Potocki an der Spitze, am 3. Mai 1791 unter Preußens Schutze ihrem bedrängten Vaterlande eine neue Conſtitution gab. Dagegen bildete Felix Potocki ein Jahr darauf unter ruſſiſchem Schutze die targowitzer Conföderation zur Sicherung der alten Conſtitution. Nun drang ein ruſſiſches Heer in Polen ein, der König von Polen erklärte ſich für die targowitzer Conföderirten, und die neue Conſtitution ward geſtürzt. Preußen, mit Frankreich in einen zweifelhaften Krieg verwickelt, mußte bei erſchöpften Finanzen einen zweiten Krieg mit Rußland fürchten; es nahm daher ſein der Republik gegebenes Wort zurück, und rückte gleichfalls mit einem Heere in Polen ein. Endlich kam (ſ. Polen) zu

Grodno (17. Aug. 1793) die zweite Theilung Polens zu Stande, in welcher Rußland 4253 Q. M. (den größten Theil von Litthauen mit Wilna, von Volhynien und das noch übrige Podolien) an ſich riß. Der Republik blieb kaum der Schatten von Unabhängigkeit, indem der Unionstractat mit Rußland ſie ganz feſſelte. Dies vermochten die Polen nicht zu ertragen, und es entſtand daher 1794 unter Kosciuszko und Madalinski eine Revolution, welche, obſchon rühmvoll für Polens Nationalſinn, doch in demſelben Jahre noch mit der gänzlichen Auflöſung dieſes Reiches endigte. Zu dieſer dritten und letzten Theilung Polens wurde jetzt noch Öſterreich gezogen. Da Curland ein Lehen Polens war, ſo traf auch dieſes Herzogthum das Schickſal der Vernichtung. Der Abſchluß des Grenzvertrags zwiſchen Rußland und Preußen erfolgte d. 24. Oct. 1795; der Definitivtractat aber erſt d. 26. Jan. 1797, welchem auch Öſterreich beitrat. Der curländiſche Landtag hatte ſchon den 18. März 1795 ſeine unbedingte Unterwerfungsacte freiwillig ausgeſtellt. Mitten unter noch größern Entwürfen übereilte (den 17. Nov. 1796) der Tod die mächtige Kaiſerin. Sie hatte das Reich um 10,000 Q. M. fruchtbaren Landes vergrößert. In die franzöſiſche Revolution raſch einzugreifen, war ſie durch ihre eigenen Entwürfe und durch kluge Berechnungen abgehalten worden. Sie konnte anfangs nichts weiter für die unglücklichen Bourbons thun, als reiche Geldunterſtützung an das ſogenannte auswärtige Frankreich geben. Als aber mit den Türken der Friede hergeſtellt und die polniſche Angelegenheit beendigt war, ſchloß Catharina ein Vertheidigungsbündniß mit England, und bald darauf die Tripelallianz mit England und Öſterreich. Deſſenungeachtet blieb es nur beim Bündniß; eine thätige Mitwirkung fand die vorſichtige Catharina nicht rathſam. Allein ihr einziger Sohn und Nachfolger, Paul I. (ſ. d. A.) verband ſich, als Buonaparte den Zug nach Ägypten unternommen hatte, mit Neapel und mit der Pforte, und erneuerte ſeine Verträge mit England und Öſterreich. Hierauf erſchien Suwarow als Oberfeldherr der vereinigten Ruſſen und Öſterreicher in Italien; er ſiegte am 27. April 1799 bei Caſſano, am 17. Jul. an der Trebia und am 15. Aug. bei Novi. Italien wurde von den Franzoſen geräumt; aber die Politik zerſtörte Suwarows Siege; Suwarow mußte ſich, da in der Schweiz, nachdem kurz vorher über Korſakow erfochtenen Sieg, Maſſena ſich behauptete, über unwegſame Alpen fechtend bis nach Oberdeutſchland zurückziehen. So wie die Verhältniſſe zwiſchen Rußland und Öſterreich abgebrochen waren, ſo wurden ſie auch bald zwiſchen Rußland und England aufgelöſt; dieſen Bruch beſchleunigte beſonders die mißlungene Landung in Nordholland. England, das bei jener Landung allein gewonnen und die holländiſche Texelflotte erobert hatte, wollte ſpäterhin auch Malta behalten, auf das Paul als Ordensgroßmeiſter Anſprüche machte; daher ſeine ſteigende Erbitterung gegen England! Doch dauerte der Seekrieg fort, und das Mittelmeer war mit brittiſchen, türkiſchen und ruſſiſchen Schiffen bedeckt. Corfu wurde von der ruſſiſch-türkiſchen Flotte erobert, und unter ruſſiſcher und türkiſcher Garantie 1800 die Republik der ſieben Inſeln geſtiftet, welche bis 1807 von ruſſiſchen Truppen beſetzt blieb, wodurch Rußlands Einfluß auf das Mittelmeer ſehr bedeutend wurde. So wie Paul I. ſeinen Einfluß im Süden und Weſten (ſelbſt mit dem entfernten Portugal waren Verträge geſchloſſen worden) geltend machte, ſo verband er ſich

nun auch enger mit den nordiſchen Staaten, und erneuerte das Project einer bewaffneten Neutralität. Daraus entſtand ein neuer Seekrieg im Norden, in deſſen Folge die Schlacht von Kopenhagen (am 2. April 1801) vorfiel; doch Paul hatte ſchon neun Tage vorher das Leben verloren, und Alexander, ſein Nachfolger, erklärte ſich für England und den Frieden. Unter ſeiner Vermittelung kam, in der Folge des lüneviller Friedens, der deutſche Entſchädigungsplan ſchnell zu Stande, und er hoffte nun, ungeſtört für das innere Glück ſeines ausgedehnten Reiches ſorgen zu können. Er entwarf daher den Plan zu einer neuen Geſetzgebung, unter dem Fürſten Lapuchin und Nowoſiltzow; er gab dem dirigirenden Senate die Würde einer moraliſchen Mittelsperſon zwiſchen dem Regenten und der Nation; er hob allmählig bis 1818 die früher ſchon von ihm gemilderte Leibeigenſchaft auf, und ſchuf freie Landbauern *). Eben ſo vortrefflich wurden die Polizeianſtalten eingerichtet, beſonders die Geſundheitspolizei, wozu der Staat gegen zweitauſend Ärzte und Chirurgen beſoldet; auch führte man die Kuhpocken ein. In mehreren Gouvernements wurden engliſche Muſterökonomien und Ackerbauſchulen, beſonders auf Antrieb des Grafen Roſtopſchin **) errichtet, und viele nomadiſche Stämme, ſo wie die nogaiſchen Tataren, gingen zum Ackerbau über. Und wie viel geſchah nicht für die Wiſſenſchaften! Das kleine Boot Peters wurde in einem Jahrhundert zur weltumſegelnden Newa unter Kruſenſtern. In Charkow und Kaſan ſah man neue Univerſitäten entſtehen, und überall blühten Schulen und Akademien auf. Doch nur zu bald wurde Alexander aufs neue in den Krieg mit Frankreich hineingezogen. Zuerſt für Öſterreich 1805, bis zu der unglücklichen Schlacht bei Auſterlitz. Ihr folgte im nächſten Jahre der preußiſch-franzöſiſche Krieg. Auch hier waren die Verbündeten unglücklich, und Frankreich gab im Jahr 1807 das Geſetz im Frieden zu Tilſit. Rußland erhielt ein Stück von Polen (Bialyſtock) und trat dagegen Jever ab; es räumte Cattaro und Corfu, hob alle Verbindung mit England auf, und erklärte an das noch allein für England kämpfende Schweden den Krieg. In demſelben wurde 1809, durch den Frieden zu Friedrichshamm, Finnland und Oſtbothnien bis mit Tornea, und den Alandsinſeln, eine ruſſiſche Provinz. An dem Kriege zwiſchen Frankreich und Öſterreich im J. 1809 nahm Rußland nur geringen Antheil; indeß ging der Krieg gegen die Türken und Perſer kräftig fort. Durch den wiener Frieden erhielt Rußland ein Stück von Oſtgalizien, das aber durch den Vertrag auf dem wiener Congreſſe vom 21. April 1815 wieder zurückgegeben wurde. Als endlich Rußland gegen Frankreichs Ausdehnung bis an die Trave, wegen Oldenburg, Widerſpruch erhob, und in ſeinem Handelsſyſteme Napoleons Politik beleidigte, entſtand der neue ruſſiſch-franzöſiſche Krieg von 1812, in den bald alle Mächte Europa's verwickelt wurden. (S. d. folg. Art.) Rußland hatte in

---

*) Den erſten Schritt dazu that der edle Ritterſchafts-Hauptmann von Berg in Eſthland.

**) Deſſelben, welcher im J. 1812 bei Gelegenheit der Verbrennung Moskau's ſo vielfach genannt worden iſt (vergl. d. eignen Art. über ihn).

dieſem dreijährigen Kampfe zwar durch die ungeheuern Anſtrengungen, durch die Verwüſtung ſeiner Fluren, durch die vielen blutigen Schlachten, und durch die zerſtörenden Epidemien einen bedeutenden Verluſt erlitten; hatte aber ſeine Kräfte kennen gelernt, war dem Weſten und Süden Europa's furchtbar geworden, und hatte ſich nicht nur in der Erwerbung Polens, welches Land als Königreich ſeinem unermeßlichen Länderbezirke einverleibt wurde, gegen Weſten zu verſtärkt und befeſtigt, ſondern auch eine bedeutende Stimme im Reichsrathe Europa's erworben. Dieſe Stimme hat es ſeitdem, beſonders auf dem wiener Congreſſe und auf dem warſchauer Reichstage, nach liberalen Grundſatzen, dann für das Intereſſe Frankreichs bei der Erfüllung der Bedingungen des Vertrags vom 20. Nov. 1815, und zuletzt auf dem Congreſſe zu Aachen durch die feierliche Anerkennung des Völkerrechts in den Grundſätzen der Staatskunſt, insbeſondere aber durch die Stiftung des heiligen Bundes (ſ. d.) geltend zu machen gewußt. (Vergl. d. Art. Alexander I.) überdies hat es während jenes Kampfes mit Napoleon ſeine Kriege mit der Pforte und mit Perſien geendigt: jenen durch den Frieden von Bucharest d. 28. Mai 1812, in welchem es die Moldau bis an den Pruth, Beſſarabien und die Hauptmündungen der Donau erhielt, dieſen durch den Frieden von Tiflis vom J. 1813, der ihm, nachdem ſchon 1801 Gruſinien mit Rußland vereinigt worden war, alle Länder weſtlich vom kaspiſchen Meere zwiſchen dem Kur und Aras, an der Oſtküſte aber bis an den Golf von Balkan, nebſt der ausſchießenden Schifffahrt auf dem kaspiſchen Meere gab. — III. Geographiſch-ſtatiſtiſche Darſtellung des ruſſiſchen Reichs. Rußland erſtreckt ſich über einen großen Theil des nördlichen Europa's und Aſiens, und über bedeutende Inſelgruppen im öſtlichen und nördlichen Ocean, und umfaßt beinahe den neunten Theil der bewohnten Erde. Es grenzt im Norden an die Oſtſee, an Norwegen und an das Eismeer, im Oſten an den Ocean, im Süden an Sina, an den Aralſee, an die freie Tatarei, an das kaspiſche Meer, an Perſien und türkiſch Georgien, an das ſchwarze Meer und an die Türkei, im Weſten an Galizien, Krakau, Poſen, Preußen, die Oſtſee, Schweden und Norwegen. Es erſtreckt ſich vom 35° bis zum 227° L., und vom 40° bis zum 78° Br., und enthält ohne die Inſeln, die amerikaniſchen Beſitzungen und die am Kaukaſus neuerworbenen Länder, 343,828 Q. M. Davon kommen ungefähr 80,000 Q. M. auf den europäiſchen, und das übrige auf den aſiatiſchen Theil. — Boden. Rußland iſt großentheils eben; doch hat es ſüdlich eine wohlthätige Abwechſelung von Berg und Thal. Zwiſchen dem ſchwarzen und kaspiſchen Meere liegt der Kaukaſus, der ſich ungefähr 70 Meilen in der Länge erſtreckt, und eben ſowohl ewige Schnee- und Eisalpen, als auch brennende Naphthaquellen enthält. Südweſtlich nach Galizien hin liegen die Karpathen, und im Nordweſten die Hochebenen des Wolchonski-Waldes. Im Oſten dehnt ſich der Ural, unter dem Namen Werchoturie, zwiſchen Europa und Aſien bis ans Eismeer aus. Von ihm ziehen ſich mehrere Kettengebirge durch das aſiatiſche Rußland, unter denen die Salzberge Schooget, das Sokgebirge, das ſibiriſche Grenzgebirge, der kleine Altai, das Baikalgebirge, das Apfel- und Stanwowoi-Gebirge, welches, die ſineſiſche Grenze bildend, bis zum tſchuktſchiſchen Vorgebirge ſtreift, die vorzüglichſten ſind. Das ſüdweſtliche Rußland beſteht

aus Steppen, welche theils unbewohnt ſind, theils zahlreichen Nomaden zur Viehzucht dienen. Das Klima iſt ſehr verſchieden. Im ſüdlichen Rußland herrſchen kurze und gelinde Winter, ein zeitiger Frühling, ein heißer und langer Sommer mit ſeltnem Regen, und ein ſpäter Herbſt; im mittlern Rußland rauhere und längere Winter, beſonders im öſtlichen Theile deſſelben, und kürzere Sommer; im nördlichen Rußland friert das Queckſilber, daß man es in warmen Stuben noch hämmern kann, und die Gewäſſer ſind vom October bis Ende Mai mit Eis bedeckt. Wenn im mittlern Rußland Getreideernten dem Fleiße der Einwohner noch gelingen, ſo ſind ſie im nördlichen ſelten und unſicher. In dem arktiſchen Kreiſe Rußlands ſehen wir lange Sommertage, welchen das Eis ſich doch nicht unterwirft, und lange Winternächte, welche das Nordlicht heller beglänzt, aber eine heitere Kälte erfriſcht höher das wenige Leben, das hier nicht erſtarrt. — Gewäſſer. Vom Eismeer im Norden umfloſſen, welches hier das weiße Meer, die Buſen des Obi, Jeniſei und der Lena bildet; im Oſten vom öſtlichen Ocean, mit der Berings- oder Cooksſtraße, mit den anadyrſchen, kamtſchatkiſchen oder ochotzkiſchen Meeren begrenzt; im Süden an das ſchwarze Meer und im Nordweſten und Weſten an die Oſtſee mit dem finniſchen, bothniſchen und rigaiſchen Meerbuſen ſtoßend, hat Rußland zwei Hauptabdachungen nach Nordoſt und Nordweſt, und nach Süden. Dorthin ſtrömen die Dwina mit dem Jug und der Suchona, die Petſchora, der Ob, der Jeniſei, die Lena; im N. W. der Niemen, die Düna und die Newa; im S. fließen der Don, der Dnepr, der Kuban, die Wolga und der Ural. Rußland zählt, außer vielen Salz- und andern kleinen Seen, noch vierzehn größere, darunter das kaspiſche Meer, den Ladoga- und Onegaſee das tſchudiſche Meer, den Sackſee in der Krimm, den Aral-, Baikal- und Altinſee. Die künſtliche Waſſerverbindung wird immer mehr planmäßig erweitert. Wichtig ſind der Canal von Wiſchnei-Wolotſchok, der St. Petersburg mit Aſtrachan verbindet; daſſelbe geſchieht auch durch den neuen Canal von Nowgorod; der Canal der Bereſina, welcher die Oſtſee mit dem ſchwarzen Meere vereinigt, und der Ladogacanal, welcher die Schifffahrt auf dem ſtürmiſchen Ladogaſe vermeiden läßt. Die große ſibiriſche Waſſerverbindung erſtreckt ſich von der ſineſiſchen Mauer bis Petersburg, Archangel und Riga; daher kann man in Kolywan, Tomsk und Irkutzk alle europäiſche Waaren um billige Preiſe haben. — Producte. Rußland baut für 130 Millionen Rubel mehr Getreide als es verbraucht und benutzt dennoch erſt 162,000 Q. M. zum Ackerbau. Obſt, Wein, ſelbſt Südfrüchte und die zuckerreichen Arbuſen werden in Menge erzeugt. Eben ſo gewähren auch die Waldproducte, außer der ſtarken Conſumtion, reichliche Exporten, und gewiß würde hieraus ein noch weit bedeutenderer Nutzen hervorgehen, wenn es nicht an tüchtigen Forſtmännern fehlte; denn erſt ſeit 1804 wird dieſer Zweig der Landesökonomie wiſſenſchaftlich behandelt. Maulbeerbäume werden jährlich angepflanzt, im J. 1802 allein über eine Million. Faſt alle Arten Gartenfrüchte ſind dem Lande nicht mehr fremd. Gewinnreich ſind die Rindvieh- und Pferdezucht, die Schaf- und Bienenzucht (600,000 Pfund Wachs und Honig werden jährl. ausgeführt), Seidenbau (16,000 Pfund Seide jährl. Gewinn), Kameele, Büffel und alle Arten von wilden Thieren, ſelbſt Gem-

ſen und Steinböcke. Den Ertrag der Fiſcherei rechnet man jährl. bis auf 15 Mill. Rub. Gold erzeugen die bereſowiſchen Bergwerke, Silber die kolywaniſchen und nertſchinskiſchen Gruben, Kupfer, Eiſen, Zink, Queckſilber, Alaun und Salz (jährl. gegen 500 Mill. Pfund); auch an andern Mineralien iſt Rußland reich. Man rechnet den jährlichen Ertrag aller rohen Naturproducte über 40 Millionen Rubel. — Einwohner. Man zählt mit den neueſten Erwerbungen über 45½ Mill. Einw., welche nach den Sprachen ſich in 10 Völkerfamilien theilen: 1. Slaven (mehr als 38 Mill.), wozu die Ruſſen, Koſacken (ungefähr 600,000 waffenfähige Männer) und Polen gehören; 2. Finnen, welche ſich von der Tornea und vom Nimen bis an den Obi hin ausdehnen; 3. Tataren, vom Dnieſter bis zum Kaukaſus, meiſt unter eigener Stammverfaſſung, ohne Ackerbau und Feuergewehr; 4. Georgier und Tſcherkaſſen; 5. Samojeden; 6. Mandſchuren; 7. Mongolen, wozu die Kalmücken gehören; 8. öſtliche Völker, wozu die Tſchuktſchen, Kurilen und Aleuten gehören; 9. Juden, vorzüglich in den polniſchen Provinzen, wo ſie große Vorrechte haben; 10. Ausländer, faſt aus allen Ländern Europa's u. Aſiens, auch Indier und Zigeuner. Man zählt von der niedrigſten Stufe der Rohheit bis zur europäiſchen Civiliſation achtzig, in Sprachen, Sitten und Religion verſchiedene Völker. Nach der Reviſionsliſte vom J. 1811 waren davon in 51 ruſſ. Gouvernements der Recrutirung unterworfen 643,135 Krämer, 6,389,279 Kornbauern, 10,113,177 Privatbauern, 1,077,636 Apanagebauern, 112,453 freie Leute, zuſammen 18,335,730 M. — Manufacturen und Fabriken von Leder, Juften, Talg, Lichtern, Seife, Filz, grober Leinwand, Metallen und Matten aus Lindenbaſt, ſo wie Färbereien gab es ſchon vor Peter dem Großen; aber ſeit dieſer Zeit haben die alten nicht nur einen ſehr erhöhten Grad der Vollkommenheit erlangt, ſondern es ſind auch unzählige andere hinzugekommen. Im J. 1815 zählte man 3253 Fabrikanlagen. Die 23 verpflichteten Tuchfabriken liefern der Regierung jährlich für 700,000 Rubel Tuche, und außerdem giebt es noch 181 Privatfabriken. In 45 Officinen werden Apothekerwaaren bereitet; Branntwein, wovon jährlich 6 Mill. Eimer im Lande verbraucht werden; Salz, jährlich an 800 Mill. Pfund. Schiffbau wird in den größern Dörfern an der Wolga und in den Seeſtädten getrieben. Jene wolgaiſchen Zimmerleute machen Barken ohne alles Eiſenwerk, welche hernach in Petersburg, Aſtrachan und andern Städten als Brennholz verkauft werden. Unter den Metallarbeiten ſind die Gewehrfabriken die wichtigſten; in Tula allein werden von beinahe 6000 Arbeitern jährlich über 17,000 Flinten, 6500 Paar Piſtolen, und 16,000 Seitengewehre verfertigt. Das Manufacturcollegium in Moskau mit ſeinem Comtoir zu Petersburg betreibt alle Fabrikgeſchäfte Rußlands im Allgemeinen, und hat die Oberaufſicht darüber. — Der Handel theilt ſich in Land- und Seehandel. Der inländiſche findet weder in Zwiſchenzöllen, noch Stapelplätzen Hinderniſſe, ſondern wird durch Meere, ſchiffbare Flüſſe, Canäle, durch die lang dauernden Schlittenbahnen, und durch die großen Meſſen, vorzüglich zu Makariew, ſehr befördert. Die Ausfuhr wird aus allen Häfen und Grenzorten erlaubt, aber für die Einfuhr der erlaubten Waaren ſind nur Petersburg, Riga und Odeſſa beſtimmt. Der auswärtige Landhandel geht in Aſien nach Sina, Perſien, nach der Bucharei und den kaukaſiſchen Ländern, und in Europa nach der Türkei, nach Galizien, Preußen, Schleſien und Sachſen. So wie

am auswärtigen Landhandel vorzüglich Armenier, Bucharen und Juden Antheil haben, ſo haben im Seehandel die Engländer entſchiedenes Übergewicht. Man rechnet die jährliche Einfuhr zur See auf 28 Millionen, und die Ausfuhr auf 45 Mill. Rubel, alſo im Seehandel eine ſehr vortheilhafte Balance von 17 Mill. Rubel. An Handlungsgeſellſchaften zählt Rußland nur zwei, die amerikaniſche und die des weißen Meeres, deren Actien aber hoch im Werthe ſtehen. Das Commerzcollegium in Petersburg iſt die höchſte Inſtanz in allen Handelsangelegenheiten. Im J. 1770 wurde auch eine Bank angelegt, deren Zettel wie baares Kupfergeld im Werthe ſtehen, und zur Erleichterung des innern Handels viel beitragen. — Die Regierungsform iſt unumſchränkt monarchiſch. Das Oberhaupt des Staats heißt Kaiſer und Selbſtherrſcher (Autokrator) aller Reußen, jetzt Alexander I., geb. d. 23. Dec. 1777, regiert ſeit dem 24. März 1801. (S. d. Art.) Der Staat iſt untheilbar, der Regent darf nicht zugleich Herrſcher in einem andern Staate ſein (ſeit 1815 aber iſt er zugleich König von Polen) und muß ſich zur griechiſchen Religion bekennen. Seit 1797 iſt die Erbfolge nach dem Rechte der Erſtgeburt in weiblicher und männlicher Descendenz feſtgeſetzt. Alle Prinzen vom Geblüt heißen Großfürſten. Die höchſte Leitung aller Geſchäfte hat der Kaiſer ſelbſt, und ihn unterſtützt, wenn es dazu aufgefodert wird, das hohe Staatsconſeil für die auswärtigen Angelegenheiten; für das innere ſorgt der Senat, und aus beiden hat ſich der Kaiſer einen hohen Reichsrath als ſein Cabinet erwählt. Der Senat hat die oberrichterliche Gewalt, und nur in wenig Fällen findet von ihm Appellation an den Kaiſer Statt; ſeine Ukaſen haben mit den kaiſerlichen gleiche Wirkung, müſſen ihnen aber nicht widerſprechen. Er beſetzt die Staatsſtellen, fodert die Miniſter zur Rechenſchaft auf, und hat oberpolizeiliche Aufſicht. Er iſt in neun Departements getheilt, und beſteht aus 87 Mitgliedern, aus den Miniſtern und den Räthen des Staatsconſeils. Es giebt acht Miniſterien: auswärtige Angelegenheiten, Krieg, Marine, Juſtiz, das Innere, die Finanzen, der Handel und die Volksaufklärung. Der ganze Staat iſt in 53 Gouvernements getheilt; davon 40 in Europa, ohne das Land der doniſchen Koſacken, der Koſacken am ſchwarzen Meere, und das Königreich Polen (ſ. d.), und 13 in Aſien. Die Staatseinkünfte, welche ſehr viele Quellen haben, betragen jährlich über 120 Mill. Rubel. Die kaiſerlichen Bancozettel ſchätzte man 1815 auf 577 Mill. Rubel; ſie werden nach und nach getilgt, ſo das 1818 die im großen Buche eingeſchriebene Staatsſchuld in 50 Mill. Gulden holl. Anleihe und 215 Mill. Rubel Bankaſſignation beſtand. Die Landmacht beſtand am Ende des Jahrs 1817 aus 730,037 M. Darunter: 482,112 M. Infant. 95,196 M. Cav., 58,166 M. Artill. 5000 Koſacken, 2400 Gendarmen, 77,664 Garniſontruppen und 9495 Mann Extracorps. Die gewöhnliche Recrutirung von 1 auf 500 Köpfe giebt ungefähr 36,000 M. Obſchon Rußland viele Krepoſt (Blockhäuſer) hat, ſo fehlt es doch an Feſtungen; die bedeutendſte Feſtung iſt freilich die Beſchaffenheit des Landes ſelbſt und der Patriotismus ſeiner Bewohner gegen den ins Innere vordringenden Feind. Die Seemacht hat ihren Hauptſitz an der Oſtſee, und beſteht, außer der Scherenflotte von 200 Segeln, aus 58 größern Kriegsſchiffen, welche ihre Hauptſtation in Kronſtadt haben. Die Flotte auf dem ſchwarzen Meere beſteht aus 20 größern Kriegsſchiffen, welche zu Sebaſto-

pol liegen. Das kaspiſche Meer wird von einigen Fregatten und kleinen Kriegsbarken beherrſcht. Die ganze Flotte (346 Segel) enthält drei Escadern, mit der weißen, blauen und rothen Flagge, mit drei Admirälen, ſechs Vice- und neun Contreadmirälen, wozu man 80,000 Matroſen und Seeſoldaten rechnet. Keinem Staate in Europa koſtet die Unterhaltung ſeiner Land- und Seemacht ſo wenig, als dem ruſſiſchen. Man rechnet höchſtens 30 Mill. Rubel. — Die herrſchende Kirche iſt die griechiſche, aber alle andere Chriſten genießen gleiche Rechte, und alle andere Religionen werden geduldet. Die oberſte Leitung aller Angelegenheiten der griechiſchen Kirche hat die heilige Synode zu Petersburg, und unter ihr ſtehen 12,500 Pfarrkirchen und 425 Klöſter, alle nach der ſtrengen Regel des heiligen Baſilius. Diejenigen Ruſſen, welche ſich genau an die Lehre der alten griechiſchen Kirche halten, nennt man Roskolniken (ſ. d. Art.). Man findet nicht nur Juden und Mohammedaner (mit zwei Muftis), ſondern auch Heiden in Rußland, und zwar Lamaiten, Fetiſchanbeter und Schamanen. Außer den Bekennern der herrſchenden griechiſchen Kirche giebt es in Rußland nach den neueſten Angaben 3,500,000 Katholiken, 1,400,000 Lutheraner, 3800 Reformirte, 9000 Herrnhuter, 5000 Mennoniten, 60,000 Armenier, 3,000,000 Mohammedaner, 300,000 Lamailen, 600,000 Fetiſchdiener. — Für die wiſſenſchaftliche Bildung ſorgt die Regierung mit großer Thätigkeit; alle Zweige des Unterrichts haben zahlreiche und meiſt treffliche Anſtalten. Bibliotheken, Sammlungen und gelehrte Geſellſchaften befördern das Gedeihen. Rußland zählt ſieben Univerſitäten: Moskau, Petersburg, Kiew, Willna, Charkow, Dorpat und Kaſan, in deren Bezirke gegen 500 Lehranſtalten mit 1500 Lehrern, und faſt 34,000 Schülern, deren Unterhaltung, außer den beträchtlichen Privatbeiträgen, der Krone allein 2 Mill. Rubel koſtet. Außerdem giebt es noch mehrere Erziehungs- und Unterrichtsinſtitute, welche die Regierung gleichfalls mit beinahe zwei Millionen unterſtützt. Schulen nach Lancaſter'ſcher Lehrart wurden ſeit 1818 eingeführt, und die vom Kaiſer Alexander kaiſerlich unterſtützte petersburger Bibelgeſellſchaft zählte 1818 im ganzen ruſſiſchen Reiche 123 mit ihr verbundene Societäten. Vor 150 Jahren gab es nur zwei Buchdruckereien, jetzt über 50 in Rußland. Außerdem blüht auch die Kupferſtecherkunſt, und die ruſſiſche Jagdmuſik, ſo wie die Geſangkunſt, iſt noch immer unerreichtes Nationaleigenthum der Ruſſen. — Der Zuſtand der Einwohner, beſonders der Bauern, iſt neuerdings ſehr verbeſſert worden. Der Bürgerſtand hat auch viel Anſehen ſich erworben, und theilt ſich in fünf Claſſen. Der Adel hat zwar bedeutende Vorrechte, aber alle Stände ſind in Rückſicht des Ranges in vierzehn Claſſen getheilt; wer ſich in einer der acht erſten befindet, erhält den Adel für ſich und ſeine Familie. Dieſe Claſſen ſind nach den militäriſchen Rangſtufen geordnet. In Rußland giebt es ſechs Ritterorden; von allen iſt der Kaiſer ſelbſt Großmeiſter. Die in andern Ländern übliche Benennung von Großkreuzen und Commandeurs findet hier nicht Statt; dagegen ſind die drei ruſſiſchen Orden, welche am häufigſten ausgegeben werden, in vier Claſſen eingetheilt, die ſich durch die Art der Decoration unterſcheiden. Der Rang dieſer Orden, und die Anzahl der Mitglieder derſelben iſt hier nach dem kaiſerlichen Hofalmanach vom J. 1817 angegeben. 1. Der St. Andreasorden, der älteſte und vornehmſte in Rußland, geſtiftet von Peter I. am 30. November 1698 als militäriſcher Verdienſtorden

für die Generale, die ſich im Türkenkriege ausgezeichnet hatten. In der Folge wurde er auch an Civilperſonen und an Ausländer vertheilt. Er hat nur eine Claſſe, und beſtand im J. 1817 aus 41 fürſtlichen und 72 andern Mitgliedern. 2. Der Damenorden der heil. Catharina, geſtiftet von Peter I. den 24. Nov. 1714 ſeiner Gemahlin, der Kaiſerin Catharina, die ihn aus ſeiner mißlichen Lage am Pruth befreit hatte, zu Ehren. Er wurde anfangs auch an Männer, nachher blos an regierende Fürſtinnen, jetzt aber auch an andere Damen von hohem Range gegeben, und hat zwei Claſſen, Großkreuze und Kleinkreuze. 3. Der Alexander-Newskyorden, ein Verdienſtorden, von Peter I. ſchon 1722 geſtiftet, aber erſt nach ſeinem Tode von Catharina I. am 30. Auguſt 1725 völlig eingerichtet. Er beſteht blos aus einer Claſſe, und hat dermalen 296 Mitglieder, die alle wenigſtens Generalmajors Rang haben müſſen. 4. Der militäriſche St. Georgenorden, ein militäriſcher Verdienſtorden, geſtiftet von Catharina II. den 26. Nov. 1769 für Land- und Seeoffiziere, die ſich (beſonders im damaligen Türkenkriege) durch Tapferkeit oder kluges Benehmen ausgezeichnet. Kaiſer Alexander I. hat ihn 1801 wieder erneuert. Er beſteht aus vier Claſſen. 5. Der St. Wladimirorden, ein Verdienſtorden im weiteſten Sinne des Worts, für Militär- und Civilperſonen, Gelehrte, Künſtler und überhaupt für Alle, welche ſich durch Talente oder irgend ein Verdienſt auszeichnen, geſtiftet von Catharina II. am 22. Sept. 1782, vom Kaiſer Alexander I. erneuert und erweitert im Jahr 1801. Er beſteht aus vier Claſſen und wird auch Ausländern zu Theil. 6. Der St. Annenorden, ein Verdienſtorden für alle Stände, auch für Ausländer — geſtiftet am 3. Februar 1736 vom Herzog Carl Friedrich von Holſtein-Gottorp, und durch deſſen Sohn, den nachmaligen Kaiſer Peter III., nach Rußland gebracht. Er beſteht ebenfalls aus vier Claſſen. Ferner werden goldene Ehrendegen oder Säbel, mit oder ohne Diamanten, und mit der Aufſchrift: für Tapferkeit, ertheilt. Auf einigen derſelben iſt noch die nähere Veranlaſſung zur Verleihung angegeben. Man rechnet, daß gegen 600 Offiziere dergleichen Ehrendegen, und einige mehr als einen erhalten haben. Endlich Medaillen, theils goldne am Bande des Georgenordens, blos für Offiziere, theils ſilberne, welche für die Subalternen, und ſilberne dem Georgenorden ähnliche Kreuze, welche für Unteroffiziere, Soldaten und Matroſen beſtimmt ſind. — Der St. Johanniterorden, den Kaiſer Paul I. am 15. Jan. 1797 in Rußland herſtellte, iſt in dem kaiſerlichen Hofalmanach von 1817 nicht erwähnt.

Ruſſiſch-deutſcher Krieg von 1812 bis mit 1815. Zwiſchen Frankreich und Rußland hatte ſich, ſo ſehr auch die Zuſammenkunft der Herrſcher von beiden Ländern zu Erfurt, 1808, einen dauerhaften Frieden (zumal bei der geographiſchen Lage ihrer Staaten) zu verbürgen ſchien, ſchon ſeit 1809 gegenſeitig Kälte erzeugt. Der geringe Antheil, den das äußerſt langſam herbeimarſchirende Hülfscorps der Ruſſen an dem Kriege gegen Öſterreich nahm, zeigte deutlich, daß ſeinem Befehlshaber von Petersburg aus politiſche Umſicht empfohlen war. Zugleich ward jeder ruſſiſche Hafen den Engländern wenn ſie amerikaniſche Flagge aufſteckten, überall geöffnet, während die franzöſiſchen Waaren ſtreng verboten wurden. Dadurch fand ſich Napoleon veranlaßt, gleichſam nur um ſeinen Handelsverboten gegen England Gewicht zu geben, ſich der ganzen

deutſchen Nordſeeküſte zu bemächtigen, und den Herzog von Oldenburg, einen nahen Verwandten Alexanders, zu vertreiben. Rußland proteſtirte nachdrücklich gegen die Vertreibung des Herzogs von Oldenburg, und fünf ruſſ. Diviſionen nahmen bereits (1811) eine Stellung gegen Warſchau hin ein; dagegen ließ Napoleon die Weichſel- und Oderfeſtungen in Belagerungsſtand erklären, große Truppenmaſſen dahin marſchiren, und Schwediſch-Pommern (weil Carl XIII. von Schweden ein engeres Bündniß mit Frankreich ablehnte) in Beſitz nehmen. Mehrere andre in ihrer Art noch nie geſehene Anſtalten, die Maſſen, die ſich nach Oſten und Norden hin bewegten, mit Lebensmitteln, Krankenwagen, Brückengeräthſchaften, und tauſend andern Dingen zu verſorgen; die Reiſen ſo vieler Fürſten und Könige, ſelbſt des öſterreichiſchen Kaiſers, nach Dresden, deuteten offenbar auf ein ungeheures Beginnen, obſchon Napoleons Abreiſe von Paris, dem Moniteur zufolge, nichts als eine Muſterung der großen Weichſelarmee beabſichtigen ſollte. Vielleicht hoffte er ſelbſt noch den Rieſenkampf mit Ehren nach ſeinen Anſichten abwenden zu können; wenigſtens war deßhalb der alte, gewandte, aber redliche Graf von Narbonne in das Lager des in ſeinen Rüſtungen gleichfalls ſehr thätig geweſenen Alexanders nach Wilna abgegangen. Denn wohl mochte ihm der immer hartnäckiger werdende Menſchen und Geld verzehrende Kampf auf der pyrenäiſchen Halbinſel als Hinderniß erſcheinen; aber eines Theils berechnete er, daß ſein auf faſt eine Million ſteigendes Heer, das er durch eine neu errichtete 80,000 M. ſtarke Nationalgarde gänzlich mobil machte, dem Kampfe dort und hier gewachſen ſein könne, andern Theils verließ er ſich auf eine große Maſſe von Hülfskräften, die ihm beſonders der Rheinbund (100,000 M.) gewährte, und endlich auch auf die halb freiwillige, halb abgedrungene Allianz mit Preußen und Öſterreich, die ihm die beiden Flanken deckte, den Rückzug ſicherte und zuſammen 60,000 M. hergab. So ſetzte ſich denn eine halbe Million Krieger, als Napoleons Geſandter unverrichteter Sache nach Dresden zurückkehrte, aus Deutſchen, Italienern, Franzoſen, in der Kriegsgefangenſchaft gezwungenen Spaniern und Portugieſen, Polen ꝛc. mit mehr als 1200 Kanonen am Ende des Juni in Bewegung, um jenſeit des Riemens und der Weichſel die Ruſſen die, an Zahl ungleich ſchwächer, an Kraft und Kampfbegierde ungleich ſtärker, ſie ſtehenden Fußes erwarteten, aufzuſuchen. Dieſe nahmen in 3 Armeecorps eine Linie von Kiew, Smolenſk, nach Riga ein. Die erſte Weſtarmee, in Litthauen und Curland, ſtand unter Barclai de Tolly, dem bisherigen Kriegsminiſter, unter dem Wittgenſtein commandirte; die andre Weſtarmee commandirte der Fürſt Bagration, zwiſchen Smolenks und Kiew. Ein Verbindungscorps leitete zwiſchen beiden als drittes Corps der General Doktorow. Übrigens hatte man Waaren, Archive ſchon längſt ins Innere gebracht, Riga, Smolenſk ꝛc. befeſtigt, und an der Düna ein verſchanztes Lager angelegt. Napoleon, ſchon in der Nähe der ruſſiſchen Grenze, machte noch einen diplomatiſchen Verſuch, und ſandte den Grafen Lauriſton, der früher Geſandter in Petersburg geweſen war, zum Kaiſer Alexander; aber die Gemüther waren zu entzweit, die Spannung zu groß, und Napoleon ſagte in ſeiner gewöhnlichen Sprache: die Überwundenen nehmen den Ton des Siegers an. Das Verhängniß reißt ſie hin. Ihr Schickſal möge erfüllt werden. Den 24. Juni paſſirte die Hauptmacht ſeiner Truppen den Riemen, indeſſen die übrigen tiefer unten über

die Weichſel gingen. Die Ruſſen wurden, da der Übergang*) dicht beim Einfluß der Wilna geſchah, und auch dieſe überſchritten wurde, welche in ihrer linken Flanke floß, bis nach der Düna hin umgangen, von der zweiten Weſtarmee völlig getrennt, und entweder zu einer Hauptſchlacht mit getheilter Kraft, oder zu einem ſchleunigen Rückzug gezwungen. Sie wählten den letztern, und opferten ihre großen Maga-

*) Längs des Niemen ſtand bis Grodno die erſte ruſſiſche Weſtarmee, 6 Inf. und 2 Cav. Corps, 112,000 M. ſtark; die zweite Weſtarmee ſtand in der Gegend von Slonim, 4 Inf. und 1 Cav. Corps, 70,000 M. ſtark. Die Verbindung zwiſchen beiden machte Hettmann Platow mit 10,000 Koſacken bei Bialyſtock. Die Armee von Wolhynien unter Tormaſſow bei Luzk zählte in 2 Inf. und 1 Cav. Diviſ. etwa 20,000 M. In Curland deckte Riga der General Eſſen mit etwa 10,000 M. Eine Reſerve ward vom General Miloradowitſch in Nowgorod, eine andere vom General Oertel in Smolensk gebildet. Außerdem ſtanden 16,000 M. unter Steinheil in Finnland, welche ſpäterhin, nebſt der aus Petersburg nachkommenden 25. Inf. Diviſ. das Wittgenſteiniſche Corps verſtärkten. Erſt im Sept. vereinigte ſich die jetzt noch mit den Türken beſchäftigte 35,000 M. ſtarke Armee Kutuſows mit Tormaſſow. Ueberdies wurden bald nach dem Einbruche des Feindes Milizen in Moskau, Petersburg u. a. O. zur Ergänzung des Heers gebildet; ſolche Milizen fochten bei Borodino und in den ſpätern Treffen mit, und mehrere Diviſionen derſelben befanden ſich 1813 bei dem Heere in Deutſchland. Der *ruſſiſche* Feldzugsplan war dahin berechnet, dem entſcheidenden Schlage durch Rückzug ſo lange auszuweichen, bis der Feind von ſeinen Hülfsquellen entfernt und durch die Märſche in verheerten Landſtrichen geſchwächt, die eigene Armee aber durch das Heranziehen aller indeß ausgebildeten Streitmittel ſo bedeutend verſtärkt ſein würde, daß ihr ein in der Schlacht entſcheidendes Uebergewicht nicht fehlen könnte. Die auf beiden Flügeln detachirten Corps ſollten den vorrückenden Feind hindern, durch entſendete Truppen mehr Breite zu gewinnen, dem geſchlagenen aber zum Verderben gereichen. Auch war dabei auf das nach Abſchluß des Friedens mit der Pforte mögliche Eintreffen der Moldau-Armee gerechnet. Indeß veranlaßten örtliche oder perſönliche Verhältniſſe manchen Mißgriff in der Ausführung. *Buonaparte's* Kriegsplan war dagegen, mit ſeiner ganzen Macht die Ruſſen zur Schlacht zu zwingen, ſie nach der Niederlage aufzureiben, und raſch nach der Hauptſtadt vordringend, den Frieden vorzuſchreiben. Schwächere Seitencorps ſollten indeß ſeine Verbindungslinie mit Deutſchland decken, des Feindes Hülfsquellen ſchwächen und denſelben zu falſchen Schritten verleiten. Allein der durch das Glück verwöhnte Feldherr beging den Fehler, den Krieg in Rußland, wie in der Lombardei, ohne Magazine führen zu wollen; er überſah, daß er das gewonnene Land immer nur in verhältnißmäßig geringer Breite beherrſchte, und daher den Feind in dem Beſitze ſeiner Hülfsquellen laſſen müſſe; er verrechnete ſich endlich ganz in der Perſönlichkeit ſeines Gegners. Doch benutzte er den Hauptfehler der Ruſſen — die aus einander gedehnte Aufſtellung der beiden Weſtarmeen — vortrefflich, indem er bei *Kowno* über den Niemen und raſch auf *Wilna* vorging. Hierauf verfolgte Murat die abgeſchnittene erſte Weſtarmee, die ſich in das verſchanzte Lager bei Driſſa zurückzog. Macdonald drängte den Gen. Eſſen gegen Mitau, Oudinot aber Wittgenſtein über Wilkomirz zurück. Zwei Diviſionen unter Kamensky wurden von der 2. Weſtarmee getrennt, und zogen ſich zu dem Corps in Wolhynien.

zine auf, die ihrem rechten Flügel hatten Unterhalt ſchaffen ſollen. — Wilna, vorher Alexanders Hauptquartier, ward nun das von Napoleon, der hier (ein bedeutender Nebenzweck dieſes Krieges) Polens Wiederherſtellung organiſirte, und theils darum, theils aus dem Grunde hier weilte, weil es noch an Nachrichten von den Operationen des rechten Flügels unter Poniatowsky's, Schwarzenbergs und Regniers Commando fehlte, welche unter dem Oberbefehl des Königs von Weſtphalen ſtanden. Er hatte den Auftrag, die zweite Nordarmee der Ruſſen, von der erſten durch den Marſch nach Wilna getrennt, in dieſer Trennung zu erhalten, und jede Vereinigung weiter rückwärts zu erſchweren; was auch der Marſchall Davouſt, der ſich links in der Flanke des Königs von Weſtphalen anſchloß, ſo gut vollzog, daß das Corps des Generals Doktorow von der Bragationſchen Maſſe, wie von der Barclai de Tollyſchen Weſtarmee getrennt, und faſt ſchon umzingelt war, als ein 36ſtündiger Regen die Straßen unwegſam machte, und durch die plötzliche Kälte nach der entſetzlichen Hitze die durch Mangel aller Art entkräfteten Pferde der Franzoſen zu mehreren Tauſenden tödtete, ſo daß Doktorow mit mäßigem Verluſt entkam. Die Vorſicht, Kühnheit und die Tapferkeit des Fürſten Bagration, bei gänzlichem Mangel an militäriſchem Scharfblick von Seiten des weſtphäliſchen Königs, vereitelten ebenfalls die Plane gegen ihn; es glückte ihm ſogar, auf ſeinem Rückzug die Polen in Romanow zu überfallen, und ein Corps von 6000 M. zuſammenzuhauen, in Volhynien aber den General Tormaſſow ſtehen zu laſſen, der dem franzöſiſchen äußerſten rechten Flügel nicht allein fortwährend die Spitze bot, ſondern auch durch einen kühnen Zug in ſeine Flanke eine ganze Brigade der Sachſen in Kobryn gefangen nahm. Endlich gelang es ihm bei Mohilew, ſich mit ſeiner ganzen Macht auf den Marſchall Davouſt zu werfen, der zwar einſichtsvollen Widerſtand leiſtete, aber dennoch nicht ohne den größten Verluſt entkommen ſein würde, wenn nicht Bagration jeden Augenblick die Corps des Königs von Weſtphalen in ſeiner Flanke hätte fürchten müſſen. — Als die Kunde von dem allen in Wilna eingegangen war, eilte endlich Napoleon ſeinen Truppen nach, die bereits an der Düna ſtanden, wo ſie die Ruſſen in ihrem großen, verſchanzten Lager beobachteten, und bedeutenden Verluſt durch ihre Ausfälle erlitten hatten. Eine Schiffbrücke gewährte den Ruſſen den Vortheil, nach Willkür auf dem einen oder dem andern Ufer der Düna ihre Hauptmaſſen aufzuſtellen. Das Lager war äußerſt feſt durch die Kunſt, wie durch die Natur, da die Anhöhen des rechten Ufers das linke dominiren. Napoleon ließ es jedoch auf der Straße von Poloczk umgehen, und da die frühern Folgen ſeines trefflich berechneten Durchſchneidens der ruſſiſchen Linie noch nicht gut gemacht, d. h. die beiden ruſſiſchen Weſtarmeen noch nicht vereint waren, ſo blieb abermals den Ruſſen nichts übrig, als mit der halben Kraft aufgerieben zu werden oder das Lager zu räumen, und nach dem Dnieper hinzueilen, wo ſich Bagration anzuſchließen hoffte. Nur der Fürſt Wittgenſtein blieb ſtehen, um die Straße nach Petersburg zu decken und die Einſchließung Riga's zu hemmen. Die franzöſiſche Hauptarmee, mit Ausnahme zweier Corps unter dem Herzog von Reggio und Macdonald, die Riga blokirten, und die Straße nach Petersburg wegzunehmen ſuchten, (was eine Menge blutiger, nichts entſcheidender Kämpfe verurſachte) ging nun theils über die Düna, theils längs derſelben nach den wolgonskiſchen Höhen, die ruſſiſche Armee verfolgend, deren Nachtrab oft bedeutende Gefechte annahm, und nahm entlich vom 25.

bis 27. Juli bei und hinter Oſtrowno jeden Fußbreit Landes ſtreitig machte. Nur der immer in die Mitte hereindringende Marſchall Davouſt, der Bragations und Barclai de Tolly's Heer keilförmig aus einander hielt, zwang ſie endlich doch, wiederum das Feld zu räumen, und nach Smolensk zu ziehen. Hitze und Mangel aller Art wirkten indeſſen im franzöſiſ. Heere ſo nachtheilig, daß es eine zehntägige Raſt in dieſem ziemlich fruchtbaren Landſtriche machen mußte, während welcher ſich endlich die beiden getrennten ruſſiſchen Heere unter den Mauern von Smolensk vereinten. Dieſe gingen nun ſogleich zum Angriff über. Sie überfielen mit 12,000 M. Reiterei den General Sebaſtiani am 8. Auguſt, und warfen ihn eine halbe Stunde mit Verluſt zurück. Am 17. ſetzte ſich die Hauptmaſſe ſelbſt in Bewegung, dem franzöſiſchen Heer die Spitze zu bieten, das bereits am 10. aufgebrochen war, wo möglich eine Hauptſchlacht zu liefern. Als Napoleon ſeine Demonſtrationen, den ruſſiſchen rechten Flügel zu umgehen, vereitelt ſah, ließ er ſeinen rechten Flügel über Ortza unter Poniatowsky in Geſchwindmärſchen heraneilen, um die Ruſſen von Moskau abzuſchneiden. Dagegen eilte Bagration, dieſe Straße feſtzuhalten, und Barclai de Tolly ſuchte den Feind ſo lange ab- und aufzuhalten als möglich. Das alte, ehemals ſehr feſte Smolensk, und die ganze Stellung am Dnieper, begünſtigten dies in ſo weit, daß die Franzoſen erſt um Mitternacht, nach einem Verluſt von vielen Tauſenden, dieſes Bollwerk am 17. einnahmen, nachdem es größtentheils eine Ruine geworden war. Hätte ſich der Herzog von Abrantes während dieſer Schlacht nicht verirrt, ſo hätte er Barclai de Tolly's Heer im Rücken genommen, und die Niederlage der Ruſſen entſchieden. Das franzöſiſche Heer war nun im Beſitz der Straße nach Moskau, und bildete ein Dreieck, mit der linken Spitze vor Riga, mit der rechten am Bug, und mit der vorderſten am Dnieper, in Smolensk; links und im Rücken war es leidlich, aber äußerſt ſchlecht auf der rechten Flanke baſirt, wo die Tormaſſowſche Diviſion immer Neckereien verübte. Schon den 19. Auguſt rückte Napoleon von Smolensk den Ruſſen nach, deren Arriergarde bei Volontina dem franzöſiſchen Vortrab unter Marſchall Ney die Stirn bot. Schon war ihr der Herzog von Abrantes, der des zurückgeſchickten untauglich befundenen Hieronymus von Weſtphalen Stelle einnahm, in den Rücken gekommen, als der Kern der ruſſiſ. Hauptmacht zu ihrer Unterſtützung heraneilte; dadurch gelang es ihr, das 10 Stunden lange Defilé, wiewohl mit großem Verluſt zurückzulegen. Raſtlos ging das ruſſiſche Heer zurück, und brannte alle Städte, durch die es zog, nieder. Eben ſo raſtlos folgten die immer mehr durch Mangel und Klima leidenden Truppen Napoleons. Indeſſen mußte Barclai de Tolly das Commando dem greiſen Kutuſow abtreten, der im eben geendigten Türkenkriege neue Lorbeeren geerntet hatte. Durch Landwehrtruppen und Reſerven verſtärkt, beſchloß er, 15 Meilen von Moskau, in einer feſten Stellung, die ſo gut, als die Zeit es zuließ, verſchanzt war, den Feind zu erwarten. Am 5. September lagerten ſich die franzöſiſchen Corps gegenüber. Am 6. wurde bereits eines der Außenwerke vom ruſſiſchen Lager nach dem furchtbarſten Gemetzel genommen, und am 7. mit Aufgang der Sonne begann die blutigſte Schlacht in dieſem Kriege, wo die Einen kämpften, allen Entbehrungen und Leiden durch einen Hauptſchlag endlich ein Ziel zu ſetzen, die Andern, das Vaterland zu vertheidigen und die Hauptſtadt zu retten. Die ruſſiſche Armee ſtand zwiſchen der Moskau und dem

Kalugabach, den waldige Höhen umgaben. Eine furchtbare Schanzenreihe ſicherte ihre Fronte. In beiden Heeren hatten die Feldherren durch Reden und Ermunterungen den Geiſt der Tapferkeit erhöht. In beiden wetteiferten Gemeine und Führer; jene fielen zu Tauſenden, dieſe zahlreicher, als in andern Schlachten. Montbrun, Caulaincourt blieben auf franzöſiſcher, Bagration auf ruſſiſcher Seite. Die Ruſſen ſchätzten ihren Verluſt auf 25,000 Mann, 10,000 geſtanden die Franzoſen ein; die Zahl der Verwundeten läßt ſich nicht beſtimmen. Und dennoch war die Schlacht nicht entſchieden. Denn obſchon die Ruſſen im Centrum durch die unerſchütterliche Beharrlichkeit von Ney und dem Vicekönig durchbrochen waren, ſo blieben ſie doch rechts und links Meiſter ihres Schlachtfeldes, und konnten, ohne bedeutenden Verluſt an Geſchütz, noch weniger an Gefangenen zu erleiden, ſich nach Moskau zurückziehen, da Napoleons Heer erſt nach zwei Tagen Erholung in zwei großen Colonnen nachfolgen konnte, wovon die eine die Ruſſen in die Flanke zu nehmen beſtimmt war. Kutuſow wagte es nicht, noch eine Schlacht vor Moskaus Thoren zu liefern. Er zog ſich hindurch, und gab es den Flammen und den Franzoſen preis, die noch in der menſchenleeren Einöde mit einem Haufen Mordbrenner um den Beſitz des Kreml, und dann mit den Flammen um den Beſitz der zuſammenſtürzenden Paläſte und zerſtreuten Vorräthe der ihnen ſo nöthigen Bedürfniſſe jeder Art kämpfen mußten. Aus Beſorgniß verließ Napoleon den Kreml und bezog ein Landhaus vor Moskau. Die Stadt ward der Zerſtörung geweiht, und alle Hoffnung, die man auf ihren Beſitz gegründet hatte, war vereitelt. Kutuſow ſtellte ſich durch einen Flankenmarſch ſüdlich davon auf, und drohte, die Communication der Franzoſen mit ihrer Baſis an der Weichſel jeden Augenblick zu unterbrechen. Seine Koſacken ſtreiften nach Smolensk hin. Wereja, ſüdlich von Moskau gelegen, gleichſam ein ſchützender Poſten für die Franzoſen, ward von ihm durch Überfall am 29. Sept. erobert. Nichts konnte das franzöſiſche Heer retten, als ſchleuniger Rückmarſch oder Friede. Zum letztern machte ſich Napoleon um ſo mehr Hoffnung, da er zum erſtern zu ſtolz war. Mit jedem Tage ſtieg das Elend ſeines Heeres, zumal da die geretteten Vorräthe mehr verſchwendet als benutzt wurden, und das Fouragiren mitten unter den ruſſiſchen zuſammenlaufenden Bauern und Koſacken immer verderblicher ward. Als Kutuſow endlich von allen Seiten durch Landmilizen, deren Aufgebot Alexander im Sommer ſelbſt geleitet hatte, und Koſacken in eben dem Maße verſtärkt war, als die franzöſiſche Armee verlor (man berechnet ihren Abgang in Moskau durch Hunger, Meuchelmord, Überfälle ihrer Marodeurs ꝛc. auf 40,000 M.), legte er die bisherige Maske der Friedensunterhandlungen ſo ſchnell ab, daß er am 17. October unter dem General Benningſen ein ſtarkes Corps bei Tarutina über die dies nicht vermuthenden Franzoſen, von Sebaſtiani befehligt, herfallen ließ, und ſie mit großem Verluſt an Todten, Gefangenen und Geſchütz zurücktrieb. Nun that Napoleon aus Noth, was er vier Wochen früher freiwillig hätte thun ſollen: er räumte Moskau und ſuchte nach Smolensk zurückzukommen*). Bei

*) Napoleon gewann durch die anfängliche Richtung gegen Kaluga einen Marſch vor Kutuſow; allein nach dem unglücklichen Treffen bei Malo-Jaroslawetz (24. Oct.) blieb ſein Heer auf die große Straße nach Smolensk beſchränkt.

Malo-Jaroslawetz kam es zwiſchen einem Theile ſeines Heeres und den heranrückenden Ruſſen zu einem lebhaften Treffen, durch das die franzöſiſche Hauptmaſſe einen Tagemarſch gewann. Allein mit jedem Augenblick ward der Mangel an Cavallerie ihrer Seits immer fühlbarer, während die Ruſſen mit der ihrigen Überfälle auf Überfälle unternehmen konnten. Die franz. Colonnen mußten daher immer gedrängter marſchiren; dabei war das Land eine Wüſte, und der Mangel aller Art löſ'te bereits die Bande des Gehorſams, als nun auch der ſtrenge Winter die Wege mit Eis und Schnee bedeckte, Pferde und Menſchen zu Tauſenden vernichtete, und die Ruſſen immer zahlreicher angriffen. — Unter tauſend Opfern war Smolensk (d. 12. Nov.) erreicht. Allein umſonſt hatten alle Heerestrümmern gehofft, hier Ruhe, Nahrung, Kleider zu finden. Der Friede mit der Pforte hatte der Moldauarmee der Ruſſen unter Admiral Tſchitſchakoff erlaubt, gerade auf Napoleons Communication hinaufzugehen. Er ließ nämlich einige Streitkräfte zurück, um die Öſterreicher und Sachſen in Volhynien zu beſchäftigen, und ging mit dem übrigen Heere auf die Bereſina los, wo er ſich mit Wittgenſtein an der Düna zu vereinigen ſuchte, um ſo Napoleon gänzlich abzuſchneiden*). Alſo mußte das franz. Heer ſchon den 13. Smolensk verlaſſen, und

*) Hier konnten die beiden Flügelarmeen der Ruſſen entſcheidend eingreifen. Die von Napoleon bei Poloczk zurückgelaſſenen Truppen hatte nämlich Wittgenſtein, nachdem er durch das finnländiſche Corps verſtärkt worden war, den 18. Aug. an der Driſſa ſo geſchlagen, daß ſie über die Düna zurückgehen mußten. Doch gelang es ihnen, ſich am 30. Oct. bei Czasnicki mit dem 9. Corps zu vereinigen, und am 15. Nov. Wittgenſteins Angriff bei Smoliani zurückzuweiſen. Nun aber wandte ſich dieſer, ſtatt dem auf Nataliczi marſchirenden Gegner immer nachzudringen, gegen Baran, wodurch er das Corps von Tſchitſchakoff an der Bereſina ſeinem Schickſal überließ. Während jener Kämpfe an der Driſſa hatte die Armee von Volhynien den 27. Juli bei Kobryn eine ſächſiſche Brigade gefangen genommen, war aber den 12. Aug. von dem vereinigten öſterreichiſch-ſächſiſchen Corps bei Poddubna geſchlagen und bis Luzk hinter den Styr zurückgeworfen worden. Allein durch die Donauarmee um das Doppelte verſtärkt, nöthigte ſie jene Corps bald zum Rückzuge, worauf ihr Heerführer, Admiral Tſchitſchakoff, den Gen. Sacken mit 25,000 M. bei Brzesc zurückließ, und den 27. Oct. von da in der Richtung nach Minsk in den Rücken des franz. Hauptheeres abmarſchirte. Jene beiden Corps wollten ihn aufhalten, wurden aber ſelbſt von Sacken unabläſſig verfolgt, und als ſie dieſen d. 16. Nov. bei Wolkowisk geſchlagen und bis hinter Brzesc zurückgetrieben hatten, gelang es Tſchitſchakoff, welcher Wittgenſtein bereits durch den Oberſten Czernitſcheff von ſeinem Marſche hatte in Kenntniß ſetzen laſſen, den 16. Nov. in Minsk einzutreffen; hier raſtete er drei Tage, eroberte d. 21. Boriſſow, verlor es aber am 23. wieder, und breitete ſich am 26. dem Feinde gegenüber an der Bereſina aus; die ruſſiſche Hauptarmee war an dieſem Tage noch an den Ufern des Dniepr. Jetzt hätte Wittgenſtein ſich an Tſchitſchakoff anſchließen ſollen; allein er verfolgte am 27. die Diviſion Partonneaux vom 9. Corps, nahm ſie zwar gefangen, aber unterdeſſen bewerkſtelligte Napoleon, obwohl mit großem Verluſte, den Uebergang über die Bereſina, welchen Tſchitſchakoff nur erſchweren, nicht aufhalten konnte.

mit dem Verluſte zweier ganzen Corps, von Davouſt und Ney, bei einer Kälte von 12 — 18 Grad, ohne andre Nahrung, als die zu Tauſenden niederſtürzenden Pferde gewährten, eilen, dem nördlich und ſüdlich zuſammeneilenden Feind zuvorzukommen. Kutuſow hätte dies vielleicht vereiteln können, allein er ſtellte nach dem bei Krasnoi (ſeitwärts von Smolensk liegend) gelieferten Treffen (18. Nov.), aus jetzt noch nicht genug bekannten Urſachen, ſeine Verfolgung ein, und Napoleon war ſogar ſo glücklich, von der Düna her friſche Truppen ſich entgegenkommen zu ſehn, die beſonders die gänzlich vernichtete Cavallerie wenigſtens in etwas erſetzten; und durch dieſe unter Belluno's, Reggio's und Dombrowsky's Anführung verſtärkt, glückte es ihm, den Admiral Tſchitſchakoff über den wahren Übergangspunct über die Beresina zu täuſchen, und dieſe ſelbſt, jedoch mit Verluſt von 20,000 Menſchen und des meiſten Armeegepäcks und Geſchützes, den 28. Nov. zurückzulegen. — Aber der Weg nach Wilna, den man einſchlug, war noch ſehr weit, und die bei dem ſchrecklichſten Mangel mit jedem Tage ſteigende Kälte brachte die Unordnung, das Elend und die Verzweiflung aufs höchſte. Acht Meilen von Wilna verließ Napoleon die Trümmer ſeines Heeres, und eilte im ſtrengſten Incognito über Warſchau und Dresden nach Paris. Marſchälle, Offiziere hohen und niedern Standes folgten dem Beiſpiele des Kaiſers. Keine Compagnie hielt mehr zuſammen. Alles ſuchte nun das Leben, und wo möglich fremde Beute, oder die den Cameraden abgenommen war, zu retten. Noch in Wilna wurden die letzten Reſte überfallen, und nach dem Niemen zu getrieben, hinter dem ſie ſich dann nach allen Richtungen zerſtreuten, und die Peſt, wohin ſie kamen, mit ſich brachten. Vom ganzen Heere, das dem Niemen im Junius überſchritt, kam nichts als das kleine preußiſche Corps zurück, das ſich aber durch eine Capitulation rettete, und unter York unmittelbar an die Ruſſen anſchloß. Auf eine ähnliche Art entgingen auch die Öſterreicher und Sachſen, bis auf Warſchau zurückgedrängt, der allgemeinen Niederlage. — Die Capitulation, welche York, der preußiſche General, am 29. Dec. mit den Ruſſen abſchloß, war das Zeichen zum Erwachen des preußiſchen Volks, das ſeit fünf Jahren auf eine beiſpielloſe Art von Napoleon verhöhnt, gedemüthigt und gemißhandelt worden war. Der König ging von Potsdam nach Breslau ab, und rief ſchon am 2. Februar 1813 alle Wehr- und Waffenfähige zum Kampf für das Vaterland auf. Noch gab er den Zweck nicht an, allein ſein Volk verſtand ihn, und mit nie geſehenem Enthuſiasmus kamen aus allen Gegenden Tauſende nach den Sammelplätzen; Tauſende, zu alt zum Kampf, gaben den letzten Sparpfennig. Vergebens hatten ſich die Franzoſen durch ihre letzten Reſerven, durch in Eil zuſammengeraffte Truppen an dem Pregel, an der Weichſel, an der Oder zu halten geſucht. Die Ruſſen drangen zwar langſam, aber mit Übermacht auf allen Puncten vor, und der Vicekönig von Italien, welchem Napoleon den Oberbefehl übergeben hatte, konnte nichts thun, als mit dem möglichſt geringſten Verluſt hinter die Elbe zurückgehen. Es war den 8. März, als er nach dem letzten Gefechte über dieſelbe ſich zurückzog. So ſchrecklich auch Napoleons Verluſt an Menſchen und Geſchütz ꝛc. geweſen war, ſo bot ihm doch Frankreich in Verbindung mit dem Rheinbunde ſo große Hülfsmittel dar, daß er ungefähr um dieſelbe Zeit im Stande war, ſeine neue Armee faſt aus bloßen Recruten beſtehend, über den Rhein gehn zu laſſen. Inzwiſchen hatte ſich Alles in jedem Betracht geändert. Öſterreich war neutral, der Rheinbund ohne Kräfte und ohne Willen,

im nördlichen Deutſchland faſt allgemeiner Volksaufſtand; längs der Elbe und bis an die Weſer bedurfte es nur einiger Zeit, um das Volk zu bewaffnen, das hier wüthender als in vielen andern deutſchen Ländern war, weil es unmittelbar und ſtärker als dort von der franzöſiſchen Herrſchaft gedrückt worden war. Napoleon verkannte die Gefahr nicht, und eilte, die nöthigſten Streitkräfte nach den bedrohteſten Puncten hinzuſenden. Zum Glück für ihn waren die Preußen und Ruſſen nicht im Stande, von dem geringen Widerſtande den ſie fanden, den vollen Vortheil zu ziehn. Die Kräfte der Ruſſen waren an der Weichſel erſchöpft, die der Preußen mußten erſt organiſirt werden. Auch hatten die Feſtungen an der Oder und Weichſel, um eingeſchloſſen zu werden, viel Infanterie weggenommen. Kutuſow zeigte wenig Ernſt für Deutſchlands Befreiung, und wollte ſie nicht von Sachſen aus, ſondern an der Unterelbe verſucht wiſſen. Man verlor die Zeit durch Unterhandlungen mit Sachſens König, welcher noch zögerte, während Kutuſow krank wurde, und in Bunzlau ſtarb. So konnte der Vicekönig zeitig genug alle ſeine Kräfte unter den Wällen Magdeburgs vereinigen, und ſelbſt gegen Berlin vordringen, was zu dem an ſich nichts entſcheidenden Treffen bei Leitzkau (5. April) Anlaß gab, während Vandamme und Davouſt, zwiſchen der Weſer und Unterelbe die Volksgährung mit eiſerner Hand unterdrückten, und die Stadt Hamburg bedrohten, die ihr Joch am muthigſten abgeſchüttelt hatte, als durch den kühnen Tettenborn das ganze rechte Elbufer von den Franzoſen gereinigt worden war. Die alliirte Armee, kaum 70,000 M. ſtark, ſah jetzt eine ziemlich doppelt ſo ſtarke von Franzoſen gegen ſich. Napoleons Colonnen ſchloſſen ſich an die des Vicekönigs an, der ſüdlich längs der Saale herunter zog, und dieſe bei Wettin überſchritt, während Napoleon ſie bei Jena paſſirte. Schon am erſten Tage des Mai's drängte er auf die Elbe hin. Die Preußen und Ruſſen ſahen ſich in Gefahr, von Merſeburg aus über Leipzig von ihr abgeſchnitten zu werden, und entſchloſſen ſich zu einer Schlacht, die (2. Mai) bei Großgörſchen, unweit Lützen, gegen Mittag ihren Anfang nahm, und keinen andern Zweck hatte, als Napoleon, der nach Leipzig vordrang, mit dem linken Flügel zu umgehen, ihn von der Saale abzuſchneiden und mit dem rechten in ſeine Flanke zu fallen. Allein er hatte dieſe durch vorgeſchobene Abtheilungen in den Dörfern Großgörſchen, Kaja u. ſ. w. wohl gedeckt. So unvermuthet der Angriff war, ſo widerſtanden ihm die Franzoſen doch tapfer. Napoleons Hauptmaſſen, in große Quarrées vertheilt, wieſen theils alle Angriffe ab, theils wurden ſie bald wieder Herren der entriſſenen Vortheile. So drehte ſich im ſchrecklichen Gemetzel der Kampf in den Dörfern bis zum dunkelnden Abend, wo der Vicekönig, Napoleons Vortrab nach Leipzig bildend, ankam, um den Alliirten in die rechte Flanke zu fallen. Dies nöthigte ſie zum Rückzuge in ihre alte Stellung, die ſie am 3. Mai, von Napoleon nicht verfolgt, ohne Verluſt an Geſchütz, mit großem Verluſt an Todten und Verwundeten (gegen 15,000), der jedoch dem franzöſiſchen faſt nachſtand, nach der Oberelbe ſich zurückziehend verließen. Scharnhorſt und Blücher wurden verwundet; der Prinz von Homburg blieb. Die Franzoſen hatten Tags zuvor den Marſchall Beſſieres eingebüßt. (S. Lützen.) — Napoleon folgte den Alliirten auf dem Fuße nach, ohne aber, beim Mangel an Cavallerie, die noch zurück war, ihnen viel Abbruch thun zu können. Am 8. Mai bereits war er Herr von Sachſen und der Elbe, da Dresden geräumt, Torgau vom General Thielmann geöffnet und Wittenbergs Belagerung aufgehoben werden mußte,

Sachſens König mußte von Prag zurückkommen, und Napoleon ging nun in die Lauſitz, wo die Verbündeten, durch ein Corps von 17,000 M. unter Barclai de Tolly verſtärkt, bei Bautzen hinter der Spree in einer feſten Stellung ihn erwarteten. Aber auch Napoleon hatte von den Rheinbundsfürſten und aus Frankreich neue Kräfte an ſich gezogen, und ſo begann am 19. Mai die Einleitung zu einer zweiten Hauptſchlacht, die den 20. und 21. bei und hinter Bautzen geliefert, aber durch das Umgehen des alliirten rechten Flügels zu ihrem Nachtheil entſchieden wurde, ſo daß ſich das ganze preußiſch=ruſſiſche Heer nach Schleſien gegen Schweidnitz zurückzog, und die Franzoſen, obſchon mit vielfachem Verluſt, beſonders bei Görlitz, wo Duroc und zwei andere Generale blieben, und bei Haynau, bis Breslau vordrangen. Ein Waffenſtillſtand, der am 4. Juni durch Vermittelung des Grafen Bubna von Öſterreich in Napoleons Hauptquartier zu Stande gebracht wurde, endigte jetzt den Kampf, und erlaubte den Franzoſen, Herren der Oder bis zum Eintritt ins ſächſiſche Gebiet, und der ganzen Elbe bis zu ihrem Ausfluſſe zu bleiben; den Alliirten aber, ihre Verſtärkungen an ſich zu ziehen, die Ankunft des Kronprinzen von Schweden, der thätigen Antheil gegen Napoleon nahm, zu erwarten, Öſterreich Zeit zu verſchaffen, entweder ſeine Rüſtungen zu vollenden und Partei gegen Napoleon zu nehmen, oder einen Frieden zu vermitteln, der auf einem in Prag zu eröffnenden Congreſſe verhandelt werden ſollte. Napoleon that hier den ärgſten Mißgriff. Er hatte vom Waffenſtillſtande keinen andern Nutzen als den, daß eine Menge kühner Parteigänger, die in ſeinem Rücken herumſchwärmten, bis zum 12. Juni über die Elbe zurückkehren mußten (eine Bedingung, deren Vernachläſſigung das vornehmſte Corps derſelben, die dadurch ſo berühmt gewordene Lützowſche Freiſchar (ſ. d. Art.), durch einen ſchändlichen Überfall bei Kitzen büßte), und daß er Hamburg behaupten konnte, das von ſo vielen Freunden, Dänen, Schweden, Preußen, Ruſſen, Engländern unterſtützt, am Ende von allen verlaſſen, bereits am 2. Juni von den Franzoſen unter däniſcher Vermittelung beſetzt worden war. Der Congreß in Prag nahm ſpät ſeinen Anfang, und führte zu keinem Reſultate, weil es keinem Theile mit Ernſt darum zu thun war. Preußen und Rußland machten Bedingungen, wie ſie Nationalehre und Unabhängigkeit foderten; Öſterreichs Vermittelung war Napoleons Stolze entgegen, ſeine bisherige Neutralität galt ihm für Untreue in der vorjährigen Allianz. So ward der Congreß in dem Augenblick aufgelöſ't, wo er eigentlich erſt beginnen ſollte. Der Krieg begann mit dem 17. Auguſt fürchterlicher als vorher. Öſterreichs Theilnahme am Kriege hatte Napoleon ſchon nach der lützner Schlacht geahnt, und deßhalb den Vicekönig mit vielen Offizieren und Unteroffizieren nach Italien geſandt, um dort eine Armee zu organiſiren. Aus demſelben Grunde mußte Baiern ſeine Streitkräfte am Inn aufſtellen. An dieſe ſchloß ſich ein Corps Eliten, vorzüglich Cavallerie, die aus Spanien gekommen war. Die Hauptmaſſen aber ſtanden von Seiten Napoleons an der Oberelbe, Mittelelbe und bei Hamburg, von Seiten der Alliirten in Böhmen und in Schleſien, ohne die großen Corps, welche Berlin deckten, und die Unteroder gegen Davouſt ſicherten. Die Alliirten waren vorzüglich ſeit der Zuſammenkunft in Trachenberg (9. 10. 11. Juli), übereingekommen, Napoleons beide Flanken, insbeſondere ſeine rechte von Böhmen aus, zu umgehen, und ihm ſeine Baſis abzuſchneiden. Deßwegen zog ſich Blücher unmittelbar zurück, als Napoleons Haupt=

maſſe gegen ihn vordrang, während die Hauptarmee unter der Anführung des Fürſten Schwarzenberg in Sachſen einbrach, Dresden umzingelte, das in der Waffenſtillſtandszeit befeſtigt worden war, und es eben zu nehmen Hoffnung hatte, als Napoleons Heermaſſen aus der Lauſitz, nach den angeſtrengteſten Märſchen, anlangten, und nicht allein den Sturm der Alliirten auf Dresden (ſ. d. A.) abſchlugen, ſondern ihnen auch eine Niederlage beibrachten, welche, da ihnen die Hauptſtraßen nach Böhmen abgeſchnitten worden, und alle Nebenwege verdorben waren, die Vernichtung des ganzen Heeres herbeigeführt haben würde, wenn von dem Augenblicke an nicht Napoleons bisheriger Glücksſtern für immer hätte verbleichen ſollen. Dieſe Schlacht bei Dresden am 26. und 27. Auguſt, wo Moreau (ſ. d. A.) tödtlich verwundet ward, war ſein letzter Triumph. Die Freude darüber raubte ihm ſchon die Niederlage Vandamme's bei Culm (30. Auguſt), die gleichzeitige ſeines Heeres unter Macdonald in Schleſien, die harten Schläge bei Großbeeren (23. Auguſt), bei Belzig, und die Niederlage bei Dennewitz (5. Sept.), die Ney erlitt. Dazu kam der Mangel aller Art in dem erſchöpften Sachſen, und der Jammer in den Hospitälern, wo Tauſende an Ruhr und Fiebern ſtarben. Endlich vereinte ſich durch einige ſchnelle, gut maskirte Märſche Blücher mit dem Kronprinzen von Schweden an der Elbe, indem er ein franzöſiſches, den Übergang bei Wartenburg beobachtendes Corps unter dem Grafen Bertrand überfiel und ſich zwiſchen der Mulde und Elbe aufſtellte. Napoleon brach gleich, als er dies hörte, von Dresden (7. Oct.) dahin auf, und hoffte, beide einzeln zu erdrücken. Sie waren aber ſchon über die Mulde nach der Saale vorgegangen. Auch die große böhmiſche Armee war bereits in ſeiner rechten Flanke vorgedrungen. Ihre und Blüchers Streifparteien trafen ſchon einander in ſeinem Rücken, und der General Thielemann, der Sachſens Kriegsdienſte mit ruſſiſchen vertauſcht hatte, befreite Gefangene, nahm ganze Scharen franzöſiſcher Ausreißer, und lieferte mehrere Gefechte zwiſchen der Elſter und Saale, die faſt alle für die Franzoſen nachtheilig abliefen. Mit ihm wetteiferte von der entgegengeſetzten Seite der kühne Koſackenchef Czernitſcheff, der ſo raſch nach Caſſel vordrang, daß er das Königreich Weſtphalen für aufgelöſ't erklären konnte, ehe noch die nun folgende Hauptſchlacht entſchieden hatte. Napoleon ging, nach einigen Demonſtrationen auf dem rechten Elbufer, die Berlin zu bedrohen ſchienen, mit dem Gros ſeiner Armee nach Leipzigs Ebene, wo er mit den Garden am 14. October eintraf, als bereits Schwarzenberg eine Recognoscirung gegen den König von Neapel, der den linken Flügel Napoleons von Dresden herunter gebildet hatte, begann, die ſich in ein heftiges Reitergefecht bei Liebertwolkwitz auflöſ'te. Unterdeſſen hatte Augereau ein treffliches Reſervecorps Napoleon zugeführt; auch hatten aus Würzburg gegen 14,000 in Erfurt neu organiſirte Ausreißer ſein Heer verſtärkt, und da er wahrſcheinlich in der Meinung ſtand, durch ſeine jenſeit Wittenberg gemachten Demonſtrationen den Kronprinzen und Blücher irre geleitet und Zeit gewonnen zu haben, der großen böhmiſchen Armee allein eine Hauptſchlacht zu liefern, ſo ſäumte er nicht, dieſer in der weiten Ebene bei Leipzig, zwiſchen der Pleiße, Elſter und Parthe, entgegenzugehen. Es war den 16. October früh um 9 Uhr, als der Kampf in Süden von Leipzig entbrannte. Napoleon hatte ſeinen rechten Flügel unter Poniatowsky an die Pleiße gelehnt, alle Dörfer, von Connewitz hinauf an dieſer ge-

legen, ſtark beſetzt. Sein Centrum ſtand bei Wachau. Der linke Flügel lehnte ſich an die Höhen der Parthe. Fürſt Schwarzenberg ſuchte den rechten Flügel zu umgehen, allein alle Anſtrengungen dazu waren umſonſt, weil Napoleon im Centrum ſolche Fortſchritte machte, daß alle Reſerven, die die erſtere Beſtimmung hatten, für die Verſtärkung dieſes verwendet werden mußten. Die Schlacht wurde nach mörderiſchen Angriffen auf beiden Seiten ſo entſchieden, daß Napoleon im Centrum und linken Flügel einiges Terrain erobert hatte. Noch entſchiedener hatte der Graf Bertrand einen Verſuch der böhmiſchen Armee zurückgewieſen, ſich des Defilés von Lindenau und ſomit der ganzen Rückzugslinie Napoleons, vielleicht der Stadt Leipzig ſelbſt, zu bemächtigen. Deſto unglücklicher war der Herzog von Raguſa bei Möckern geweſen, wo er im Norden von Leipzig eine weite Linie beſetzte, und wohl wider Erwarten vom General Blücher mit dem größten Ungeſtüm angegriffen, nach hartnäckigem Widerſtand auf ſeinem linken Flügel total geſchlagen, und in Unordnung nach Gohlis zurückgetrieben ward. Napoleon unterhandelte am 17. durch den gefangen genommenen Graf Meerveldt um freien Abzug und Waffenſtillſtand. Beides fand um ſo weniger Gehör, weil die Alliirten nun über ihre Operationen gemeinſchaftlich einverſtanden ſein konnten; indem der Kronprinz von Schweden mit 30000 M. an Blüchers Seite eintraf, und der General Benningſen mit faſt eben ſo viel jeden Augenblick von Grimma her erwartet werden konnte. So ward d. 18. Oct. die furchtbarſte Hauptſchlacht bei Leipzig geliefert; die Franzoſen fochten, obſchon mehr für die Ehre und den Rückzug, der ſchon mit Tagesanbruch eingeleitet war, wie Verzweifelte. Ihr Centrum, ihr rechter Flügel ſtand von Probſtheyda nach Connewitz unerſchütterlich. Der linke, in Schönfeld an die Parthe gelehnt, ging mehr durch den Übertritt der Sachſen und Würtemberger, als durch Mangel an Tapferkeit verloren, und nur die unerklärliche Sorgloſigkeit Napoleons am 19. Oct. verwandelte den geordneten Rückzug am Ende in eine ſchreckliche Flucht und allgemeine Niederlage der Nachhut. (S. Leipzig, Schlacht bei). — Dieſe Schlacht befreite Deutſchland. Schon am 8. Oct. hatte Baiern dem Rheinbund entſagt, und ſich mit Öſterreich vereinigt. Alle deutſche Fürſten folgten dieſem Beiſpiele, mit Ausnahme des durch ſeine Gefangennehmung in Leipzig daran verhinderten Königs von Sachſen, des fliehenden Hieronymus von Weſtphalen, und des gleichfalls davon eilenden Fürſten Primas. Mit Verluſt vieler Tauſenden an Gefangenen und Maroden mußte Napoleon, überall angegriffen oder geneckt, den Rhein zu gewinnen ſuchen, und darum den ſchon bei Hanau (ſ. d.) ſtehenden Baiern und Öſterreichern ein blutiges Treffen liefern (31. Oct.) das ihm den Weg bahnte. Die Verbündeten machten am Rheine Raſt, um die Kräfte, die jetzt das freie Deutſchland aufbot, mit denen, welche England und das ſich ſelbſt befreiende Holland hergaben, und welche ihnen bereits ſelbſt zu Gebote ſtanden, zu concentriren. (Alle im J. 1814 gegen Napoleon aufgebotene Maſſen zählten 1,208,000 M.) Das Einzige, was noch an Napoleons Macht erinnerte, waren die Feſtungen an der Weichſel, Oder, Elbe ꝛc., in denen jedoch ſeine beſten Truppen von aller Hülfe abgeſchnitten, endlich dem Mangel und Elend unterlagen, oder ſich ergeben mußten. Selbſt die Dänen, durch harte Bedingungen, die ihnen England und Schweden im Frühjahr 1813 vorlegten, zu dem engſten Bunde mit Napoleon genöthigt, mußten dem Kronprinzen von Schweden im Frieden zu Kiel alles bewilligen, was ſie früher nicht freiwillig thun wollten. Als nun das J. 1814 begann,

und der Rhein vom 1. Jan. an faſt aller Orten überſchritten war, da ließ ſich bei ſolcher Übermacht leicht vorausſehen, daß Napoleon um ſo weniger in der Länge würde widerſtehen können, als er in Frankreich nur als Günſtling des Glücks geliebt, als Despot verhaßt, vom Senat und Volk nur gefürchtet war. Zwar hatte er gleich nach ſeiner Rückkunft alle Triebfedern in Bewegung geſetzt, und die Gefahr, die Frankreich drohte, faſt noch größer, als ſie war, vorgeſtellt, um die unerhörteſten Anſtrengungen, die ſchon 1811 und 1813 gemacht worden waren, noch *einmal* zu wiederholen. Allein das Schlimme bei der Sache war, daß auch die ſpaniſchen Angelegenheiten die ungünſtigſte Wendung genommen hatten; daß in der Schlacht von Vittoria 1813 das auserleſenſte Heer unter Marſchall Jourdan völlig geſchlagen, und bis an den Ebro mit Verluſt des ganzen Geſchützes von Wellington getrieben war; daß ſeitdem Soult und Suchet nur mit Mühe den Feind vom franzöſiſchen Boden ſelbſt abhielten, daß alſo auch dahin neue Streitkräfte geſendet werden mußten. Zum erſtenmale wagte es daher ſelbſt der Senat, ſchüchtern wenigſtens, Frankreichs Elend vorzuſtellen, als ein Decret Napoleons nach dem andern beinahe eine halbe Million neuer Conſcribirten von den J. 1807—1814 auszuheben, Cohorten von Nationalgarden zu errichten, und vier Reſervearmeen zu bilden befahl. Aber noch lebhafter ſprachen dagegen die Deputirten Lainé und Raynouard im geſetzgebenden Körper; und je mehr Frankreich vorher in der That erſchöpft, je unwilliger alles über den ungeheuern Menſchenverluſt geweſen war, deſto ſchwerer hielt es nun, da es der Selbſtvertheidigung galt, die Hunderttauſende, die dazu nöthig waren, aufzubringen und mit Geſchütz, Pferden und andern Bedürfniſſen zu verſehen. Die Alliirten fanden daher auch jenſeits des Rheins, von der Schweiz an bis nach Holland hinunter, das meiſt freiwillig von den Franzoſen geräumt war, unerwartet geringen Widerſtand. Faſt ohne allen Blutverluſt konnten ſie ſich des Juragebirges bemächtigen, ihren linken Flügel mit der öſterreichiſchen italieniſchen Armee, die, vom General Hiller commandirt. den Vicekönig von Tyrol aus abzuſchneiden gedroht, und bis an die Etſch zurückzugehen gezwungen hatte, in Verbindung ſetzen, und ſich aller Päſſe nach Italien, der Stadt Genf, der Übergänge über den Simplon und Bernhard bemächtigen, und bereits am 9. Jan. eine neue Linie von der Seine links, von der Maas rechts baſirt, in Elſaß, Lothringen, Zweibrücken ꝛc. mit Ausnahme der blokirten Feſtungen, beziehen. Napoleon hatte umſonſt eine Art Landſturm (*Aufſtand in Maſſe*) aufgeboten. Dieſe Maßregel, die in der Revolution Wunder that, wirkte diesmal ſehr wenig, da das Elend und der Haß gegen ihn das Gefühl der Nationalehre betäubten. Nur in wenigen Gegenden, und erſt ſpäter, als die Ausſchweifungen des nicht immer gebändigten von Nationalhaß erbitterten Feindes dazu Veranlaſſung gaben, zeigten ſich davon Spuren, die dem Ganzen keine neue Wendung zu geben vermochten. Man nahm beim weitern Vorrücken die Saar, die Moſel, die Ardennenpäſſe faſt ohne Schwertſtreich. Nirgends hatte ein franzöſiſcher Feldherr Kräfte genug, die wichtigſten Puncte gegen die Übermacht zu halten, und man hoffte in der Mitte des Februars ſicher in Paris einzurücken, als Napoleon, der es den 25 Januar verließ, und zu der mit aller Mühe an der Aube geſammelten Armee ging, vom 27. Januar an bis zum 3. Februar eine Reihe Gefechte lieferte, die mit der Schlacht bei *Brienne* am 1. Februar ein Ganzes ausmachten. Napoleon verlor dieſe Schlacht, nachdem ſein 70,000 Mann

ſtarkes Heer den verzweiflungsvollſten Widerſtand geleiſtet hatte, den er, keine Gefahr achtend, aller Orten ſelbſt leitete, und ließ 73 Kanonen, 12,000 Gefangene zurück, um ſich, wie es ſchien, über Troyes zurückzuziehen. Indeſſen veranlaßte die Eile, mit der man von dieſem erſten Siege auf Frankreichs Grund und Boden Früchte ziehen wollte, eine Trennung der Streitkräfte, und gewährte ihm nicht allein einen leidlichern Rückzug, als er ſonſt gehabt hätte, ſondern auch Vortheile, wie ſie ihm kaum die gewonnene Schlacht gewährt haben würde. Er hatte auf Wagen eine Menge Streitkräfte von der ſpaniſchen Armee bekommen, und ſich raſch von der Seine nach der Untermarne gezogen, längs welcher das Blücherſche Heer in einer langen Colonne ſorglos nach Paris hinzog. Er durchbrach es in der Mitte, und vernichtete bei Champeaubert die Colonne des Generals Olſuſieff. Ein gleiches Geſchick hätte beinahe das Corps der General York und Sacken bei Montmirail gehabt (11. Februar), und nur mit der größten Anſtrengung und großem Verluſt gelang es ihnen, ſich an Blüchers Reſerven anzuſchließen, der inzwiſchen Wrede und Schwarzenberg zu einer Diverſion auffoderte. Beide waren mit den würtembergiſchen Truppen ꝛc. jenſeit der Seine; man hatte Napoleon für geſchwächt genug gehalten, theils längs derſelben, theils längs der Marne in zwei großen Colonnen hin nach Paris rücken zu können. Zum Theil hatte dieſe Idee auch der Mangel der ohnedies unfruchtbaren Champagne empfohlen. Der große Triangel zwiſchen der Seine und Marne trennte ſie daher, denn in ihm ſtand Napoleons Heer. Um eine Diverſion zu machen, mußte man daher erſt über die Seine kommen, wo man nur zwei Übergangspuncte, bei Nogent ſtark befeſtigt, und bei Bray, ohne Brücke, aber im Angeſichte eines ſchwachen franzöſiſchen Beobachtungscorps fand. Mit vieler Anſtrengung und Umſicht gelang es Wreden am 16., Blüchers Wunſche zu entſprechen, und ihm, der nun an der Marne herunter nach Chalons zog, und dieſes zum Glück eingenommen fand, wofür der Commandant auf Napoleons Befehl das Leben verlor, Luft zu machen. Inzwiſchen hatte es auf dieſem Rückzuge mehr Verluſt an Geſchütz und Menſchen gegeben, als während des ganzen Feldzugs in dieſem Jahre Statt gefunden hatte. Napoleon hoffte gegen die große Schwarzenbergiſche Armee eben ſo große Vortheile zu erkämpfen. Wrede, mit Wittgenſteins Corps vereint, erfuhr ſeinen ganzen Ungeſtüm, und mußte wieder über die Seine zurück (17. Februar); Napoleon griff ſchon den 18. die Würtemberger bei Montereau am Zuſammenfluſſe der Yonne und Seine an, und fügte ihnen einen empfindlichen, von ihnen ſelbſt auf 3000 M. geſchätzten Verluſt an Todten und Verwundeten zu. Schwarzenberg eilte nun, bis Fontainebleau vorgedrungen, ſchneller zurück, als er hingekommen war, und ging durch Troyes über die Seine, um wieder mit Blüchern in Verbindung zu kommen. Immer gedrängt, mußte man immer weiter zurück, und die Lage der Dinge war ſo mißlich, daß im Hauptquartier der Monarchen ſelbſt bereits um ſo mehr verſchiedene Anſichten entſtanden, als während dieſer Kämpfe bereits ein Friedenscongreß in Chatillon Statt gefunden hatte, auf den der Gang dieſer Dinge nothwendig Einfluß gewinnen mußte. Aber eben in dieſer Kriſis, die Napoleon abermals ſo muthig machte, daß er ſeine Foderungen in Chatillon höher ſpannte, als zuvor ſeit der leipziger Schlacht, trat der Wendepunct ſeines Glücks ein. Zu Bar an der Aube kam es zu einem hartnäckigen, aber unentſchiedenen Treffen, und Schwar-

zenberg bewirkte ſeine Verbindung mit Blüchern. Neue Streitkräfte bedrohten das Herz von Frankreich auf der nördlichen Seite. Ein neues Corps unter General Winzingerode hatte Soiſſons mit Sturm genommen, 7000 Franzoſen daſelbſt unter dem General Puſca vernichtet, und ſich über Epernay und Chalons an der Marne gezogen, wo es, als nun Blücher Schwarzenbergen die Hand bot, dieſem den Rücken deckte. Mit ihm zugleich langte der General Bülow an, der in den Niederlanden, in der Picardie faſt alle feſten Plätze, namentlich la Fere (26. Febr.) mit einer Menge von Vorräthen, an 6 Millionen werth, durch den General Thümen genommen hatte, und durch den Herzog von Weimar, der mit 30,000 Sachſen anlangte, die nicht eroberten Plätze einſchließen laſſen konnte, um Blüchern zu verſtärken, der nun 120—130,000 Mann ſtark war. So war die Offenſive um ſo ſicherer aufs neue zu ergreifen, da auch auf dem äußerſten linken Flügel der verbündeten Heere von Genf aus die entſchiedenſten Vortheile errungen worden waren. Der Graf von Bubna hatte hier bis gegen den 25. Februar hin ebenfalls mit Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen gehabt. Marſchall Augereau, nach einigen Verſtärkungen von Spanien aus ermuthigt, hatte den gemeſſenſten Befehl von Napoleon, auf dieſer Seite vorzudringen, die linke Flanke der Alliirten hier zurückzuwerfen, und that alles, um dieſem Befehle zu entſprechen. Schon gingen alle öſterreichiſchen Bleſſirten nach Bern zurück. Genf wurde ſchon halb für verloren geachtet, aber der Fürſt von Homburg und Graf von Bianchi führten bedeutende Verſtärkungen heran, und der Marſchall Augereau verlor die bisherigen Vortheile eben ſo geſchwind wieder, als er ſie errungen hatte. — Das Treffen bei Bar an der Aube, die Vereinigung des Blücherſchen Heers mit dem Schwarzenbergiſchen ließ nun die Alliirten den Plan faſſen, zwar wiederum in zwei großen Colonnen, längs der Marne und Seine nach Paris hinaufzugehen, weil die Gegend zu verwüſtet war, um die ganze Maſſe der Streiter auf einer Straße zu nähren, aber zwiſchen beiden Colonnen durch einen Schwarm von Kaſacken unter dem Hettmann Platow die Verbindung zu unterhalten und die eigentliche Schwäche des Centrums dahinter zu verbergen. So war Napoleons Heer immer bedroht, auf beiden Flanken umfaßt und zwiſchen der Seine und Marne erdrückt zu werden. Schon rückte Blücher wieder in ſeine linke Flanke über Meaux nach Paris vor, und drohte ihm den Weg dahin abzuſchneiden. Napoleon ſah die Gefahr ein, und ſuchte ihm ſtracks ſelbſt in den Rücken zu kommen. Er traf ihn bei Laon, nachdem er ihm ſchon einen empfindlichen Verluſt bei Craon beigebracht hatte, am 7. März. Die Schlacht war lange unentſchieden. Am Abend aber warf Blücher ſeine Reſerven auf den linken Flügel, und dieſer griff ſo raſch und muthig an, daß Napoleon 46 Kanonen und die ganze Infanterie des Marmontſchen, ſorglos bereits bivouakirenden Corps verlor. Gleich nach der Schlacht von Laon ſetzte ſich nun auch die Schwarzenbergiſche Armee aufs neue in Bewegung, links nach Paris längs der Seine herunterzuziehen. Napoleon faßte jetzt einen Plan der Verzweiflung: er wollte Frankreich retten, indem er die Communication der Verbündeten mit Deutſchland abzuſchneiden drohte. Er drang zwiſchen Aisne und Marne herunter, nahm Rheims, Chalons, und Soiſſons wieder ein und warf ſich mit Ungeſtüm auf Schwarzenberg, deſſen Armee ihm aber muthig entgegenging, und bei Arcis an der Aube den 20. März auf ihn traf. Napoleon ward mit Verluſt von mehr als 30 Kanonen am 20. und 21 zurückgetrieben, und

manövrirte jetzt nach der Maas hin, als wollte er ſich da feſtſetzen. Er hoffte ohne Zweifel, daß die Alliirten in ihrem Plane irre werden und ihm Blößen geben würden. Da in ihrem Rücken noch alle Moſelfeſtungen waren, mit deren Beſatzung ſich Napoleon vereinigen konnte; da zugleich in den Vogeſen, im Elſaß, Lothringen ꝛc. Tauſende von Bürgern und Bauern ſich zuſammenrotteten, und viele einzelne Parteien, Couriere ꝛc. auffingen, ſo war ſein Plan allerdings motivirt, und für die Alliirten gefährlich genug. Dieſe waren daher auch anfangs ſehr unſchlüſſig; aber Alexanders Muth und unerwartete günſtige Vorfälle beſtimmten ſie endlich, raſch nach Paris vorzugehen, und Napoleons Märſche nur beobachten zu laſſen. Theils hatte nämlich Blüchers Heer, als Napoleon nach der Aube gegen Schwarzenberg eilte, deſſen Arriergarde, 30,000 Mann ſtark, immer vor ſich her, und am Ende der Schwarzenbergſchen Armee zugetrieben, ſo daß dieſelbe, abgeſchnitten von Napoleon, zwiſchen zwei Feuer kam, und zwiſchen Vitri und La Fere Champenoiſe am 25. März mit einem Verluſt von 8000 M. und 100 Kanonen nach Paris geworfen wurde; während das ganze Gepäck genommen, und die Diviſion Pactod noch überdies an demſelben Tage Abends gefangen oder zuſammengehauen ward; theils war der Marſchall Augereau bis nach Lyon zurückgetrieben, und dies am 20. März bereits durch Capitulation genommen worden; theils hatten ſich auch die Engländer nach einem hartnäckigen Treffen bereits am 14. März der Stadt Bordeaux bemächtigt, und den ihnen an Kräften weit nachſtehenden Marſchall Soult bis Toulouſe zurückgetrieben; theils waren endlich von Paris ſelbſt Männer im Hauptquartier eingetroffen, welche das Daſein einer antinapoleonſchen Partei und die Eroberung dieſer, der Nationalgarde allein anvertrauten Stadt ſo leicht ſchilderten, daß man muthvoll den gewagten Schritt begann, und am 30. den Trümmern des Marmont-Mortierſchen Corps am Montmartre ein Treffen lieferte, das um 10 Uhr begann, und um 3 Uhr Nachmittags mit einer Capitulation endigte, welche die Thore von Paris öffnete (31. März), übrigens für Paris äußerſt ehrenvoll und günſtig war. Der Einzug der verbündeten Monarchen war daher auch ein wahrer Triumphzug. — Damit hatte es zugleich ein Ende mit Napoleons Herrſchaft. Seine Familie hatte ſich ſchon früher geflüchtet; jetzt erklärte Alexander, er werde nie mit ihm und dieſer unterhandeln. Den 1. April ward durch Talleyrand eine proviſoriſche Regierung organiſirt, Napoleon von dieſer für abgeſetzt erklärt und darauf die Krone den Bourbons übertragen, die bereits ſeit drei Monaten durch England alle Federn in Bewegung geſetzt hatten, ihr altes Erbrecht geltend zu machen. — Als Napoleon ſah, daß die Alliirten ſich durch ſeine Märſche nicht abhalten ließen, nach Paris vorzugehen, berechnete er ſich leicht die Folgen der Eroberung dieſer Stadt, und eilte, ſeinen Plan aufgebend, in einem großen Bogen, dieſelbe zu retten. Ein Verſuch ſolcher Art mußte fehlſchlagen, wenn ſich Paris nicht vertheidigte, er kam daher nur bis Fontainebleau, als er ſchon die Nachricht ſeiner Entthronung erhielt. Es vereinigten ſich hier die Trümmer der aus Paris capitulationsmäßig abgezogenen Truppen, die ihn jedoch unter dem Herzog von Raguſa am 5. wieder verließen. Nach manchen Unterhandlungen verzichtete Napoleon auf den Thron, und bedung ſich nur den Kaiſertitel, die Inſel Elba mit völliger Souveränetät, 2 Mill. Franken ꝛc., was ihm alles bewilligt wurde. Unter ſolchen Umſtänden hatte der Krieg ſelbſt ein Ende. Schon am 9. April ward ein Waffenſtillſtand mit allen franzöſiſchen Befehlshabern geſchloſſen,

und die Rückkehr der alliirten Armee in der möglichſt kürzeſten Friſt verſprochen. Die meiſten außer den Grenzen des alten Frankreichs gelegenen Feſtungen öffneten ihre Thore, die andern innerhalb gelegenen erkannten Ludwig XVIII. gern oder ungern an. Am meiſten zögerte Davouſt in Hamburg, der erſt am 29. Mai abzog. Zugleich entſchied die Einnahme von Paris über das Schickſal von Italien. Hier hatte der Krieg theils durch des Vicekönigs treffliche Dispoſitionen, theils durch das zweideutige Benehmen Murats von Neapel, der Napoleons Partei verlaſſen, und die der Alliirten, von Öſterreich begünſtigt, ergriffen hatte, ohne etwas Ernſtliches für ſie zu thun, am wenigſten einen entſcheidenden Gang genommen. Seit dem Treffen, das der Vicekönig am Mincio dem öſterreichiſchen Feldherrn geliefert hatte, behauptete er unerſchüttert ſeine Stellung an dieſem Fluſſe mit einem Heere von höchſtens 30,000 Mann, gegen eben ſo viel Neapolitaner und 50,000 Öſterreicher. Die Nachrichten aus Paris gaben dem Gange der Dinge auch hier eine neue Wendung. Am 16. April ward ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, der den franzöſiſchen Truppen den Abzug nach Frankreich geſtattete, und die italieniſchen zu bleiben nöthigte. Ein Aufſtand in Mailand änderte die Bedingung deſſelben, in Paris das Schickſal Italiens entſcheiden zu laſſen, dahin ab, daß der Prinz Eugen ſeinen Befehl über die Truppen an den öſterreichiſchen General Bellegarde (der Hillers Stelle eingenommen hatte) abgab, und über Verona nach München reiſ'te. Der Graf Artois traf indeſſen als Stellvertreter Ludwigs XVIII. in Paris ein, und ſchloß den 23. April einen allgemeinen Waffenſtillſtand mit den verbündeten Monarchen, und einen vorläufigen Vertrag über die künftigen Friedensbedingungen. Ludwig XVIII. ſelbſt zog in Paris am 3. Mai ein. Am 5. legte Schwarzenberg den Oberbefehl nieder, und die Heere zogen nun raſch nach dem Rhein zurück, obgleich der Friede erſt am 30. Mai unterzeichnet wurde. Öſterreich bekam dadurch Mailand, Venedig ꝛc. wieder; England gab alle Colonien Frankreichs, mit Ausnahme von Tabago, Isle de France und St. Lucie, heraus; Rußland, Preußen und Öſterreich alle Gefangene ohne Entgeld, Contributionen fanden nicht Statt. England verlangte nur Erſatz für den Unterhalt ſeiner Kriegsgefangenen und Abſchaffung des Negerhandels binnen fünf Jahren. Vieles, was nicht in dieſem pariſer Frieden beſtimmt und klar war, ſollte auf einem eignen Congreſſe abgemacht werden. Im Ganzen war wegen der großen Erwartungen des allgemeinen Haſſes gegen Frankreich die Freude über dieſen Frieden ſehr gering, ob er gleich über 100 feſte Plätze und 25 Millionen Menſchen von Frankreich losgeriſſen hatte. — Inzwiſchen ſollte auch er nicht lange Europa's Ruhe ſichern. In Frankreich gelang es Ludwig XVIII. nicht, ſich die Liebe dieſes ihm ſo unbekannt gewordenen Volkes zu erwerben, ſo viel er ſich auch Mühe darum gab. Napoleon entfloh daher von Elba und beſtieg den franzöſiſchen Thron wieder. S. Napoleon.) Alle ſeine Bemühungen, die Rückkehr aus einem günſtigen Geſichtspuncte zu zeigen, die verſprochene Veränderung ſeiner Regierungsmaximen, alles ſcheiterte an der Erinnerung ſeiner Tücke, Hinterliſt und Verachtung aller Menſchen- und Völkerrechte, und ſo erging der Ruf zum Kriege wieder durch ganz Europa, diesmal nicht ſowohl gegen Frankreich als vielmehr gegen den einzigen Mann, der ſich Allen furchtbar gezeigt hatte. Gegen 770,000 Streiter zogen aus Deutſchland, Rußland, Belgien, das zu einem Königreiche mit Holland vereint war, England, Dänemark heran, ihn von dem ohne Schwertſtreich beſtiege-

nen Throne herabzuſtürzen. Napoleon war ſeiner Seits auch nicht müßig geweſen. Aus ganz Frankreich hatte er in Paris zu einem großen Maifelde im Anfang des Junius 4000 Deputirte zuſammenkommen laſſen, die einer neuen Conſtitution und ihm Treue ſchworen. Vom 20. März an hatten er, Carnot, Davouſt und mehrere Andere alles gethan, das Heer in einen achtbaren Zuſtand zu bringen. Der Enthuſiasmus der alten, aus der Gefangenſchaft inzwiſchen heimgekehrten Krieger hatte ſie dabei ſehr unterſtützt. Dies alles flößte den gegen ihn verbundenen Fürſten um ſo mehr Behutſamkeit ein, als ſie eines Theils bei ihrer erſten Erklärung (13. März) in Napoleons Erſcheinen nichts als eine Soldatenverſchwörung vermuthet hatten; andern Theils ein Sturm in Italien den öſterreichiſchen Kaiſer bedrohte, welcher mit dem in Frankreich zuſammenhing. Der König Murat von Neapel hatte nämlich mit den Bourboniſchen Höfen auf dem Congreſſe in Wien einen um ſo härtern Kampf zu beſtehen gehabt, da England gegen den vormaligen König von Neapel Verpflichtungen eingegangen war, und überdies Murats zweideutiges, das Jahr zuvor beobachtetes Betragen zu gut durchſchaute, um nicht in den gemeſſenſten Ausdrücken zu erklären, daß er nicht König bleiben könne. Nur Öſterreich, ſeinen Verpflichtungen mit ihm um ſo getreuer, je weniger es ſein Intereſſe war, im Süden Italiens einen Bourbon zum Nachbar zu haben, ſprach für ihn; allein entweder gab es doch nach, oder Murat glaubte wenigſtens von ihm verlaſſen zu werden, oder hoffte, durch die Landung Napoleons den Zeitpunct gefunden zu haben, wo er, bei der obwaltenden Gährung Italiens, ſich zum Herrſcher dieſer ganzen Halbinſel machen könne; genug Murat brach, ohne Kriegserklärung am 4. April mit ungefähr 50 bis 60,000 Mann nach Rom, und gegen die öſterreichiſche Truppenlinie auf. Die Öſterreicher kaum 12,000 Mann unter General Bianchi, zogen ſich fechtend hinter den Po, wo ſie ſich ſo lange behaupteten, bis die auf Wagen eiligſt dahin geſandten Truppen ankangten, worauf General Frimont, der ſie befehligte, ſo raſch und ſo geſchickt die Offenſive wieder ergriff, daß Murat ſchon nach 20 Tagen in der verzweifeltſten Lage war, da ſeine Truppen, von Feigheit und Muthloſigkeit gefaßt, ſich nach und nach auflöſ'ten und keinem Angriff mehr ſtanden. Immer umgangen, und von den beſten Landſtraßen abgeſchnitten, ſah er ſich zum ſteten Rückzuge auf Nebenwegen gezwungen, wo Geſchütz und Gepäck verloren gingen. Ein Verſuch, durch einen Waffenſtillſtand ſich zu retten ſcheiterte an der Feſtigkeit des öſterreichiſchen Feldherrn; ein andrer, bei Tolentino (1—3. Mai) mit den Waffen in der Hand ſeine Lage zu verbeſſern, an der Tapferkeit ſeiner Gegner, und in Folge dieſer letzten mit Verzweiflung und perſönlicher Tapferkeit gemachten vergeblichen Angriffe zerſtreute ſich ſein Heer gänzlich, ſo daß er ſelbſt eiligſt nach Frankreich floh, ſeine Gemahlin als Gefangene nach Öſterreich geführt ward, die Trümmer des Heeres aber hinter dem Volturnofluͤßchen (20. Mai), 5000 Mann ſtark, das Gewehr ſtreckten. Die halbe öſterreichiſche Armee hatte ſich ſchon früher bei den unerwartet geringen Hinderniſſen nach Oberitalien hinaufgeſchwenkt, um von da aus über die Alpen in Frankreich einrücken zu können. — Sicher hatte man in Wien nicht gehofft, ſo leichten Kaufs hier den Sieg davon zu tragen; ſicher darum den Angriff gegen Frankreich verſchoben; und da auch die am weiteſten entfernten Ruſſen erſt in der Linie am Rhein einrücken ſollten; und zwiſchen den Verbündeten ſelbſt die gegen Napoleon gepflogenen Tractaten zu Ratification in

ſo fern Zeit wegnahmen, als der Prinz Regent von England nur unter der Bedingung beitrat, daß der Kampf allein gegen Napoleon, nicht aber in der Abſicht Statt finden ſolle, um Frankreich wider ſeinen Willen die bourboniſche Regentenfamilie aufzudringen, ſo war bereits der Junius ziemlich zur Hälfte vorgerückt, ohne daß die des Ausgangs ängſtlich harrende Welt einige Anſtalt zu einem ernſtlichen Angriff geſehn hätte. Dieſer erfolgte endlich von Seiten Napoleons eben ſo ungeſtüm, als unvermuthet. Gleich nach dem Maifelde war er von Paris zu der an der nördlichen Grenze ſtehenden Armee von 150,000 Mann ausgeſuchter Truppen abgegangen, hatte die bei Laon verſammelten Garden an ſich gezogen, und brach damit gegen mehr denn 200,000 Engländer und Preußen, die unter Blüchers und Wellingtons Oberbefehl längs der Dyle und Sambre gegenüber lagen, am 15. Juni mit Tages Anbruch los. Weder Preußen noch Engländer hatten dies vermuthet. Sie mußten daher augenblicklich die Sambre räumen, und nicht ohne Verluſt, unter dem General Ziethen nach Fleurus zurückziehen. Am 16. Juni des Morgens war das ganze franzöſiſche Heer jenſeits der Sambre, und Napoleon griff die inzwiſchen geordneten, durch alle in der Nähe cantonnirenden und herbeigeeilten Truppen verſtärkten Preußen an, die ſich hinter dem Lignibach in einer ſehr feſten Stellung zwiſchen den Dörfern St. Amand und Tongrines aufgeſtellt hatten, Nachmittags wüthend an. Obgleich der alte Held Blücher alles aufbot, ſich zu halten, ſo war doch die Übermacht des Feindes ſo groß, das Heranziehen der entfernten Streitkräfte ſo unmöglich, und eine Diverſion, die Wellington auf der Straße von Brüſſel her durch ein Gefecht bei Quatrebras verſuchte, wobei der tapfre Herzog von Braunſchweig blieb, durch Ney's Kälte und unerſchütterlichen Widerſtand ſo ganz vereitelt worden, daß nach dem blutigſten Widerſtande nichts übrig blieb, als ein Rückzug, den die Dunkelheit der Nacht begünſtigte. Blücher kam hier in die größte Gefahr, Leben oder Freiheit zu verlieren. Die feindliche Cavallerie ging über ihn, der vom Pferde geſtürzt war, zweimal weg. Gleich den nächſten Tag darauf ließ Napoleon die nach Wavre ziehenden Preußen durch zwei ſeiner Armeecorps verfolgen, mit dem übrigen Heer ging er auf der Straße nach Brüſſel vor, um die Engländer eben ſo aufzureiben, wie er es in Bezug auf die Preußen gethan zu haben glaubte. Wellington hatte ſich inzwiſchen vor dem großen Walde von Soigny auf einem Plateau aufgeſtellt, das durch mehrere längliche Vorwerke, Vertiefungen ꝛc. eine natürliche Feſtung bildete. Den 18. ließ Napoleon dieſe Stellung in der Überzeugung angreifen, daß die Engländer nicht lange Widerſtand leiſten würden. Allein alle ſeine Angriffe ſcheiterten, und je mehr er ſeine Kräfte vergebens aufrieb, je mehr die Truppen den Muth verloren; deſto ſchrecklicher ſollte die Niederlage werden, als gegen Abend das am 16. geſchlagene, aber deſto kampfbegierigere Heer der Preußen von Wavre her in zwei Colonnen auf dem rechten Flügel und im Rücken des franzöſiſchen Heers durch das Defilé von St. Lambert hervorbrach. In einer Stunde war die ganze franzöſiſche Armee, da jetzt Wellington von ſeinem Plateau eine allgemeine Bewegung vorwärts machte, zerſtreut, und Napoleon ſelbſt von den Flüchtigen mit fortgeriſſen. Blücher ließ alles aufſitzen, in der mondhellen Nacht, die Geſchlagenen zu verfolgen. Alles Geſchütz und Gepäck ging verloren, kein Rückzugspunct war angegeben; ſie, die geglaubt hatten, morgen in Brüſſel zu ſein, irrten im traurigſten Zu-

ſtande an der Sambre herum. Da nirgends ein Armeecorps dem Sieger Hinderniſſe entgegenſetzte, ſo wurden die am Wege liegenden feſten Örter genommen oder umzingelt. Abgeordnete aus Paris, die um Waffenſtillſtand flehten und Napoleons Abdankung kund thaten, wurden nicht gehört; man ſchritt immer vorwärts, die erſte Betäubung benutzend. Am 27. Juni war man bereits Herr der nach Paris führenden Hauptſtraßen, und man konnte hoffen, ohne Schwertſtreich Herr der Hauptſtadt zu werden. Aber die beiden franzöſiſchen Generale, Vandamme und Grouchy, welche nach der Schlacht am 16. die Preußen verfolgt, und in dem Augenblick den General Thielemann aus Wavre vertrieben hatten, wo Napoleons Heer zerſtäubt ward, machten einen ſo ſchnellen, gewandten und beſonnenen Rückzug, daß ſie, welche von Freund und Feind für verloren geachtet waren, nach mäßigem Verluſt in dem Augenblicke unter den Mauern von Paris eintrafen, als Blücher und Wellington ankamen. Da Paris beſſer als 1814 befeſtigt war, ſo kam es allerdings darauf an, ob es ſo geſchwind genommen werden würde. Zum Unglück für die Franzoſen wurden die Befeſtigungen umgangen, und Paris kam in Gefahr, auf ſeiner ſchwächſten Seite geſtürmt zu werden. Grouchy und Vandamme konnten um ſo weniger die Spitze bieten, als täglich friſche Streitkräfte bei den Preußen und Engländern nachrückten. So kam es zu Unterhandlungen, zu einem Waffenſtillſtand, zur Räumung von Paris. (S. Paris, Einnahme von, im J. 1815.) Alle Truppen zogen hinter die Loire mit ihrem Gepäck, Geſchütz u. ſ. w., und den 6. wurde die Stadt übergeben. — So war der Krieg durch dieſe einzige, jedoch äußerſt blutige, Schlacht von Waterloo (ſ. d. Art.), wie ſie die Engländer, von la Belle Alliance, wie ſie die Preußen, von Mont St. Jean, wie ſie die Franzoſen benannten, in der Hauptſache entſchieden. Die Streitkräfte, welche die franzöſiſche Nation auf den übrigen Puncten aufgeſtellt hatte, waren zu unbedeutend, als daß ſie, da gleich nach dieſer Schlacht auf allen Seiten die Ruſſen, Baiern, Würtemberger, Öſterreicher concentriſch vordrangen, ungeachtet des tapferen Widerſtandes eines Rapp unter Straßburgs Wällen, eines Suchet vorwärts Lyon, ungeachtet des wüthenden Volksaufſtands mehrerer Gegenden im Elſaß und Lothringen, etwas andres als unnützes Blutvergießen hätten zur Folge haben können. Waffenſtillſtandesverträge machten nach und nach auch auf dieſen Puncten dem Kriege ein um ſo ſchnelleres Ende, da in Paris ſelbſt Ludwig XVIII. bereits am 9. Juli wieder ſeinen Einzug gehalten hatte. Napoleon hatte gleich nach ſeiner Zurückkunft abgedankt. Er hoffte vielleicht dadurch den Sturm zu beſchwören, und reiſ'te mit ſeiner Familie nach Rochefort ab, wo er ſich am Ende den Engländern (15. Juli) halb freiwillig, halb gezwungen überlieferte. In Paris war jetzt die Meinung der Kammern der Pairs und Repräſentanten getheilt. Republik und Napoleon II. und neue Conſtitution beſchäftigten, während die Sieger heranrückten, die Köpfe ſo lange, bis Fouché, der an die Spitze der einſtweiligen Regierung getreten war, ihre Säle ſchließen ließ, und Ludwig als König auftrat, ſo ſtark ſich auch noch in dieſen Augenblicken die Stimme des Volks in ſeinen Kammern und der Armee dagegen ausſprach. Dieſe Rückkehr hatte auf die Beendigung des kurzen, aber heißen Kampfes auch mannichfachen Einfluß. Die Fürſten hatten Ludwig als ihren Alliirten aufgenommen. Sie hatten in ihren Erklärungen nur gegen Napoleon, nicht gegen das franzöſiſche Volk

geſprochen. Je thätigern Antheil dies aber offenbar an ihm genommen hatte, je lebhafter es ſich noch an vielen Orten laut gegen die Bourbons erklärte, deſto weniger konnte jenes frühere Verſprechen gehalten werden, deſto ſchonender mußte man zugleich handeln, um die Bourbons — gegen die frühere Meinung des Prinz Regenten — wider den Willen des franzöſiſchen Volks auf dem Throne zu erhalten, zu befeſtigen. Auf der einen Seite wurde daher Frankreich von Truppen immerfort überſchwemmt, auf der andern arbeitete man mit Ludwigs Miniſtern an Ausgleichung der politiſchen Verhältniſſe, mit denen man aber bis zum 29 September ſo wenig ins Reine kam, daß ſie alle ihren Abſchied nahmen. Erſt mit den einige Tage darauf von Ludwig XVIII. neu ernannten Miniſtern wurden am 2. October die Präliminarien unterzeichnet, welche 1. Frankreichs Grenze beſtimmten, wie ſie 1790 geweſen war, jedoch davon 2. die Feſtungen Landau, Saarlouis, Philippeville, Marienburg, Verſoix, mit einem gewiſſen näher zu bezeichnenden Umkreiſe abriſſen; Hüningen zu ſchleifen geboten; 4. eine Entſchädigung von 700 Millionen Franken für die Kriegskoſten, in fünf Jahren zahlbar, feſtſetzten; 5. eine Linie von Condé über Bouchain nach Bitſch mit 150,000 Mann (auf Frankreichs Koſten) eben ſo lange den Alliirten zu beſetzen einräumten und 6. die Foderung aller Privatperſonen an Frankreich (mit Ausnahme der hamburger von Davouſt 1813 geleerten Bank) ſicherten. Erſt damit war der Krieg ſelbſt eigentlich beendigt, denn immer waren bis dahin, wenigſtens von den Preußen, Frankreichs nördliche Feſtungen ernſtlich belagert und größtentheils erobert worden. Durch eine beſondre Convention ward, halb gezwungen, halb freiwillig, die Zurücknahme aller ſeit 1792 in Paris angehäuften Kunſtwerke Italiens, Deutſchlands ꝛc. bewilligt. Über Napoleon kamen die Verbündeten dahin überein, daß er in St. Helena auf Englands Koſten als Kriegsgefangener, jedoch mit aller möglichen Erleichterung, die eine ſolche Lage zuläßt, leben ſolle. Seine Brüder und Verwandten hatten ein unglücklicheres Loos, Joſeph ganz frei in Nordamerika, Lucian, Jerome ꝛc. unter ſehr leidlicher Aufſicht in Rom, in Öſterreich, in Deutſchland; nur Murat, dem daſſelbe Geſchick angeboten ward, ging, von einem unglücklichen Wahn geleitet, ſein Reich zu erobern, und ſtarb den Tod eines Verbrechers, am 5. October zu Pizzo in Calabrien. *r.

Ruſſiſches Bad, ſ. Bäder.

Ruſſiſches Glas (Sliata), ſ. Frauenglas.

Ruſtan, der berühmte Leib-Mameluck Napoleons. Seine Abkunft wird verſchieden angegeben. Obgleich man verſichert hat, daß er ein geborner Franzoſe ſei, ſo iſt doch auch behauptet worden, daß er aus Erivan in Armenien herſtamme. Gewiß iſt, daß er in Ägypten zu einem dort errichteten Mamelucken-Corps gehörte. Er hatte Gelegenheit, Napoleon in Ägypten einen wichtigen Dienſt zu leiſten (worin er beſtanden, weiß man nicht) und gewann dadurch das unbegrenzte Vertrauen deſſelben. Ruſtan begleitete Napoleon auf ſeiner kühnen Zurückreiſe, und folgte ſeines Herrn gutem Glücksſtern. Auch als Napoleon den Thron beſtieg, hörte er nicht auf, Ruſtan ſein ganzes Vertrauen in Beziehung auf die Sicherheit ſeiner Perſon zu widmen. Ruſtan war des Nachts und auf Reiſen, auf welchen, wie auf allen Feldzügen, er ihn ſtets begleitete, immer der Nächſte um ihn. Aber nach Elba wollte er ſeinen Herrn nicht begleiten. Auch während der ſogenannten hundert Tage hörte man nichts von ihm. Als

ihm deßhalb in einem franzöſiſchen Journale Undank vorgeworfen wurde, antwortete er, daß beſondere Umſtände ihn verhindert, ſeinem Wohlthäter ins Exil zu folgen; er ſei überdies jetzt verheirathet und habe andere Pflichten. Er iſt Napoleon eben ſo wenig nach St. Helena gefolgt, ſondern lebt in der Gegend von Dreux, wo er ſich angekauft hat.

Rüſtung, ſ. Armbruſt.

Ruthe, ein Längenmaß, deſſen man ſich bedient zur Ausmeſſung von Größen und Entfernungen. In der Feldmeßkunſt iſt dieſes Maß, der Erleichterung in der Berechnung wegen, in zehn Theile getheilt, die wieder in zehn Theile zerfallen (Fuß und Zoll), weßhalb ſie Decimal- oder geometriſche Ruthe genannt wird. Im gemeinen Leben iſt eine Duodecimal- oder zwölftheilige Eintheilung der Ruthe gebräuchlich, nach welcher alſo dieſelbe Länge einer Ruthe zwölf Fuß, jeden zu zwölf Zoll u. ſ. w. enthält, daher denn der geometriſche Fuß oder Zoll ſich zum gewöhnlichen Vermeſſungsfuß oder Zoll verhält, wie 10 zu 12 oder 5 zu 6. (Ueber die Verſchiedenheit der Größe des Fußes und ſeine Eintheilung in Zolle ſ. d. Art. Fuß und Maaß.)

Rutilius, ein Name, den mehrere Römer führten. Der berühmteſte iſt Publ. Rutilius Rufus, der unter dem jüngern Scipio Africanus in dem Feldzuge gegen Numantia und in dem Jugurthiniſchen Kriege unter Metellus diente. Er zeichnete ſich als Krieger eben ſo aus, wie durch ſeine Beredſamkeit und Rechtsgelehrſamkeit, und bekleidete auch das Conſulat. Er war ein Anhänger der ſtoiſchen Philoſophie und ein Mann von ſtrenger Rechtlichkeit. Dennoch konnte er einer gehäſſigen Anklage ſeiner Feinde nicht entgehen, die ihn nöthigte, Rom zu verlaſſen. Sein Vermögen wurde confiſcirt, und er lebte fortan in Smyrna den Wiſſenſchaften. Auch als Schriftſteller zeichnete er ſich aus durch juriſtiſche Abhandlungen und hiſtoriſche Schriften. Von einem andern Rutilius Numantianus, der im 5. Jahrh. nach Chr. lebte, haben wir noch eine Reiſebeſchreibung (Itinerarium) in ſchönen lateiniſchen Hexametern.

Rutſchberge (Pariſer), eine der neueſten und beliebteſten öffentlichen Vergnügungen der Pariſer, wovon die Zeitung für die elegante Welt (1817, Nr. 252) eine ausführliche, mit einer Abbildung begleitete Beſchreibung vom Profeſſor Schütz enthält, aus der wir Folgendes mittheilen: Die Ruſſen, die bekanntlich das Wintervergnügen ihrer Eisberge im Sommer durch ſehr einfach gebaute hölzerne Rutſchbahnen zu erſetzen pflegen, veranlaßten während der Anweſenheit der ruſſiſchen Truppen in Paris zuerſt die Einführung dieſer Beluſtigungsweiſe, die hier mit aller Verſchönerung der pariſer Eleganz ausgeſtattet wurde. Bald gab es vier beſondere Gattungen von Rutſchbergen: ruſſiſche, ſchweizeriſche, engliſche und franzöſiſche. Die ſogenannten Montagnes russes in einem angenehmen Garten außerhalb der Barrière du Roule waren von allen die erſten. Von dem geſchmackvoll decorirten Belvedere eines viereckigen, etwa drei Stock hohen Thurms, zu dem auf der einen Seite eine ſehr bequeme, breite Treppe hinaufführt, fährt man auf der andern in ſehr eleganten, auf einem kleinen dreirädrigen Geſtell ruhenden Lehnſeſſel ein in gerader Linie ablaufendes Planum inclinatum pfeilſchnell hinab. Damit dieſe Wagen nicht zur Seite ausgleiten können, iſt die Vorrichtung getroffen, daß nicht nur die beiden Hinterräder, ſondern auch das ſich in der Mitte be-

ſindende Vorderrad faſt bis an die Axen in künſtlichen hölzernen Geleiſen laufen, und dieſe Sicherheit hat mehrere, beſonders kecke und wettluſtige Engländer verleitet, aufrecht ſtehend hinabzufahren. Ja auch einige Pariſer Damen und unter andern eine junge Actrice vom Theater François haben dies Wagſtück verſucht. Bei letzterer lief es aber ſo tragiſch ab, daß die Polizei dieſe Experimente durch beſondere Anſchläge ſtreng unterſagte. Die bald nachher in dem Faubourg St. Germain (für die Bewohner dieſes entfernten Theils der Hauptſtadt) errichteten Montagnes suisses (wo die Seitenwände der Anhöhe theaterartig mit Felſendecorationen verziert ſind) erhielten noch den Vorzug, daß man hier auch auf hölzernen Pferden, die auf Rädern ruhen, völlig frei und erhaben ſitzend hinabrollen kann. Alle übertrafen aber an Größe, Eleganz und Kunſt des Mechanismus die erſt im Auguſt 1817 eröffneten Montagnes françaises oder ſogenannten Promenades aëriennes, die, als eine öffentliche Vergnügungsanſtalt betrachtet, in der That ein eben ſo ſinnreich erdachtes, als koloſſal ausgeführtes und in ihrer Art ganz einziges Werk ſind. Sie ſind in dem herrlichen Garten Beaujon in den Champs Elisées erbaut, und haben außer dieſer ungleich angenehmern Lage auch noch den dreifachen Vorzug, daß man hier 1. weit länger und höher, 2. in veränderten Richtungen, nämlich in einem Halbcirkel hinab, und 3. in der Mitte des Cirkels in gerader Linie auch wieder hinauffährt, und alſo dieſe Luſtbarkeit, ohne (wie bei den andern nach jeder Herabfahrt) ein einziges mal ausſteigen zu dürfen, ſo lange als es einem beliebt, fortſetzen kann. Zu dieſem Ende iſt ein vier Stock oder an 100 Fuß hoher Thurm erbaut, auf dem ſich ein offner Pavillon befindet, von welchem man die ſchönſte Ausſicht auf Paris und deſſen Umgebungen hat. Von den beiden Seiten dieſes Pavillons laufen zwei Bahnen, in wellenförmig geſchwungenen Linien, jede für zwei neben einander in hölzernen Geleiſen fahrende Wagen und noch mit einem von Barrieren eingeſchloßnen Trottoir für Fußgänger verſehen, in einem weiten Cirkel nach unten in der Mitte zuſammen, und vereinigen ſich hier in einer diametralen Bahn, die alle vier Wagen neben einander zu dem Pavillon wieder hinaufführt, ohne daß dadurch der mindeſte Aufenthalt für die Fahrenden entſteht. Dies wird durch eine ſtarke ſtählerne Feder mit einem Haken bewirkt, welche ſich vorn an der Spitze des kleinen Fuhrwerks befindet, und womit es, durch den heftigen Impuls beim Hinabrollen ſelbſt einige Schritte wieder auf die berganlaufende Bahn hinaufgetrieben, hier ſich in eine der vielen Schnallen einhängt, die von Elle zu Elle an einem breiten, ſtarken Gurt befeſtigt ſind, welcher, in einem hohlen Geleis laufend, den Wagen auf dieſe Art wieder hinaufzieht. Im Fall der Haken aber die Schnalle nicht gleich treffen ſollte, ſind zur Vorſicht hinten am Wagen zwei eiſerne Streben angebracht, die ihn vor dem Zurückrollen ſchützen, und ihn, was indeß nur einen Augenblick dauern kann, ſo lange feſthalten, bis die Feder ſich eingehangen hat, da er dann, indem der Gurt in ſteter Bewegung iſt, ungehindert hinauffährt. Dieſer Gurt geht in Form einer Winde unter dem Geleis hinab und in demſelben wieder herauf und wird durch eine Walze, welche wieder im untern Theil des Thurmes zu ebener Erde von einem gewaltigen 25 Fuß im Diameter haltenden Rade umgedreht wird, in Bewegung geſetzt. Da Menſchen weder die Kraft noch Ausdauer haben würden, eine ſo ſchwere Laſt, wie dieſe für zwei Perſonen eingerichteten Wagen, Stunden lang eine ſo

jähe Anhöhe hinaufzuwinden, ſo wird dieſes Rad von acht daran geſpannten und beſtändig im ſtarken Schritt im Kreiſe gehenden, ſtündlich gewechſelten Pferden gedreht, und indem es wieder in ein kleineres (von fünf Fuß im Diameter), eingreift, welches die Winde nun noch fünfmal ſchneller bewegt, ſo wird dadurch die Geſchwindigkeit des Hinaufrütſchens der eines ſtarken Trotts gleich gebracht. Die Schnelligkeit des Hinabfahrens iſt vollkommen mit der des Luftballons zu vergleichen. Die ganze Spazierfahrt eines einmaligen Curſes dauert nicht länger als 18 bis 20 Secunden, in welchen man die ganze Bahn von beinahe 800 Fuß Länge hinab und 300 hinauf durchlaufen hat. Man kann alſo auf dieſe Art in weniger als einer Minute über 3000 Fuß und mithin 7 Meilen in einer einzigen Stunde füglich zurücklegen. Der ganze Flächenraum, den dieſer Circus einnimmt, beträgt an 3000 Toiſen. Die hohen von ſtarkem Gebälk und Fachwerk errichteten Gebäude, auf denen dieſe Bahnen ruhen und die durch drei über einander ſtehenden Reihen von Schwibbogen faſt das Anſehen eines römiſchen Aquäducts haben, ſind zu verſchiednen Durchgängen, Zimmern und Sälen benutzt, und in dem mittelſten befindet ſich im Erdgeſchoß eines der glänzendſten Kaffeehäuſer von ganz Paris. Innerhalb des Thurms führt eine bequeme Treppe erſt zu dem Büreau, wo man die Karten zum Fahren mit 10 Sols die Perſon für einen Curs löſt, und dann vollends zum Pavillon, wo man einſteigt, hinauf. Für die Nichtfahrenden, die zu Fuß, um ſich an der ſchönen Ausſicht zu weiden, dieſe künſtlichen Höhen beſteigen wollen, iſt ein beſondres Büreau unten am Eingange errichtet, wo die Perſon den Einlaß nur mit 5 Sols bezahlt. Der innere Raum des ganzen Circus aber iſt zu einem kleinen ſehr geſchmackvoll angelegten Garten benutzt, mit welchem das Ganze ſich nun wieder in den größern Garten befindet, der einen Ausgang nach den Champs Elisées und einen zweiten an der entgegengeſetzten Seite hat. In dieſem Garten, der ſich durch die reizendſten und mannichfaltigſten Anlagen auszeichnet, iſt auch ſonſt noch für Vergnügungen vielfacher Art geſorgt und in einem zur Seite des Circus in ſehr gefälligem Style erbauten zweiſtockigen Pavillon befindet ſich ein Reſtaurateur, der mit den erſten der Hauptſtadt wetteifert. Abends iſt der ganze Garten und der Circus erleuchtet und von einem über dem Dache des Pavillons der Berge ſehr paſſend angebrachten Leuchtthurm ſtrahlt dann über das Ganze noch ein künſtliches Sonnenfeuer herab. Das Schauſpiel der in der ewigkreiſenden Bewegung hinab- und hinauffahrenden Herren und Damen nimmt ſich bei dieſer Beleuchtung faſt feenartig aus, und eben ſo phantaſtiſch iſt der Anblick der Tauſende von Zuſchauern, für welche die ganze vor dem Circus befindliche Fläche des Gartens mit vielfachen Reihen von Stühlen beſetzt iſt. Dieſe Luftſpazierfahrten brachten Anfangs täglich im Durchſchnitt 3000 Franken ein. Dagegen koſtet aber auch die ganze Unternehmung, den Ankauf des Gartens mit einbegriffen, faſt eine Million Franken. Zum Preiſe dieſer öffentlichen Vergnügungen trat ſogar ein praktiſcher Arzt, Dr. Cotterel, mit einer eignen ſehr elegant gedruckten Schrift hervor, betitelt: Promenades aëriennes ou Montagnes françaises, considerées sous le rapport de l'agrément et de la santé, worin er dieſe Anſtalt im lächerlichſten Poſaunenton dem Publicum anpries.

Kutſcherrecht wurde ehedem ein in einigen Gegenden übliches Recht des Grundherrn oder Darleihers genannt, welches darin beſtand, daß wenn an dem beſtimmten Tage, ja ſelbſt zur Stunde, der

an ihn zu zahlende Zins nicht entrichtet war, die Summe dieſes Zinſes mit jedem Tage oder jeder Stunde um ein gewiſſes Quantum ſtieg, gleichſam fortruſchte (daher der Name), bis ſie abgetragen wurde.

Ruyſch (Friedrich), ein großer Anatom, wurde 1638 zu Haag geboren, ſtudirte Medicin und erwarb ſich bald den Ruf und Namen des größten und ausgezeichnetſten Anatomen ſeiner Zeit. Nicht allein die mancherlei wichtigen Entdeckungen, die Ruyſch im Gebiete der Zergliederungskunſt machte, ſondern noch mehr die Vervollkommnung der Erfindung, durch Ausſpritzen der Gefäße die Körper Verſtorbener nicht allein vor der Verweſung zu ſichern, ſondern ihnen auch die urſprüngliche Friſche und Anmuth zu erhalten, war es, was Ruyſch ſo beſonders auszeichnete. Als Peter I. von Rußland auf ſeiner erſten Reiſe nach Holland kam, beſuchte er auch Ruyſch, und das Cabinet anatomiſcher Präparate dieſes Gelehrten erregte die höchſte Bewunderung des Czars, der es auch in der Folge, als er das zweitemal nach Holland zurückkehrte, kaufte und dadurch ſeiner neuen Stadt (Petersburg) und den Wiſſenſchaften in Rußland einen großen Dienſt erzeugte. Ruyſch ſtarb in ſehr hohem Alter, den 22. Febr. 1731, als Mitglied der londner und pariſer Akademie. Seine hinterlaſſenen, meiſt anatomiſchen Schriften geben ein ſehr rühmliches Zeugniß von dem verdienten Ruf ihres Verfaſſers.

Ruyter (Michael Hadrian), ein berühmter Seeheld, wurde 1607 zu Vließingen in Seeland geboren, und von ſeine Ältern zum Seilerhandwerk angehalten, welches ihm durchaus nicht zuſagte. Er entlief daher und nahm Dienſte auf einem Schiffe, wo er bald Gelegenheit fand, ſein ausgezeichnetes Talent zum Seedienſt zu entwickeln, durch welches er der Stolz und Ruhm ſeines Volkes wurde. Von unten auf dienend, erſt Schiffsjunge, dann Matroſe, dann Steuermann, dann Capitän, Befehlshaber eines Geſchwaders und endlich Admiral, verdankte Ruyter nur ſeinem Talent und ſeinem Eifer die Erhebung aus niedrigem Stande, und ſein Leben iſt ein ſchöner Beweis, wie große Fähigkeiten ſich durch alle Hinderniſſe Bahn zu brechen vermögen. Auf allen ſeinen Seezügen erwarb ſich Ruyter den Ruhm eines tapfern, umſichtigen, unerſchrocknen und den Seekrieg völlig innehabenden Helden; ſein Privatleben zeigt ihn uns als einen beſcheidenen und genügſamen Mann. Als 1641 Holland Portugal gegen Spaniens furchtbare Macht unterſtützte, commandirte Ruyter bereits als Contre-Admiral die abgeſendete Hülfsmacht, und erwarb ſich den Dank und die Anerkennung des liſſaboner Hofes. Nicht minder ruhmvoll waren ſeine kurz nachher unternommenen Züge gegen die afrikaniſchen Raubſtaaten. Als im Jahr 1654 der Krieg zwiſchen Holland und England ausbrach, commandirte er unter dem berühmten holländiſchen Seehelden Tromp (ſ. d. Art.), und ſchlug mehrmals den engliſchen Anführer Askyn und deſſen weit ſtärkere Macht. Nach dem Friedensſchluß von 1665 kreuzte er aufs neue gegen die Corſaren im Mittelmeer, nahm den Türken mehrere Schiffe, machte den berüchtigten Renegaten Armand de Dias gefangen und ließ ihn hängen. Der von neuem ausbrechende Krieg mit England rief ihn zu wichtigern und größern Unternehmungen. Vorher ſchon war Ruyter durch die Dankbarkeit des Königs von Dänemark, dem er mit glücklichem Erfolge gegen die Schweden beigeſtanden hatte, nebſt ſeiner Familie in den Adelſtand erhoben worden, jetzt übertrug ihm ſein in Gefahr ſchwebendes Vaterland den Oberbefehl der holländiſchen Flotte, die der ſtolzen Übermacht Britanniens ſich entgegen-

ſetzen ſollte. Ruyter löſ'te auf die ehrenvollſte Art das große Vertrauen, das man in ſeinen Muth und in ſein Talent ſetzte. Nachdem er der brittiſchen Seemacht in den außereuropäiſchen Gewäſſern manchen herben Streich verſetzt hatte, ſchlug er 1666 ſie in drei großen Seeſchlachten in den Gewäſſern des Canals, und, obgleich bald darauf durch einen ſeiner Untergebenen in augenblickliche Verlegenheit und ſelbſt großen Verluſt geſetzt, ermannte er ſich doch ſchnell wieder, lief in die Themſe ein, und nöthigte das dadurch im Herzen angegriffene England zu einem Frieden, gleich ehrenvoll für ſein Vaterland und ihn (1667—68). Ein neuer Krieg mit England entſpann ſich aber bald, und im Verein gegen das kleine Holland traten Frankreich und Italien auf. Auch diesmal errang Ruyters Genie und Tapferkeit ſeinem Volke zur See den Sieg, und während zu Lande die Waffen der Republik höchſt unglücklich kämpften, triumphirte die holländiſche Flotte in einem entſcheidenden Siege (1673) über die verbundene engliſch-franzöſiſche. Dankbar ehrte Holland ſeines Seehelden Verdienſt. Als Beweis dafür mag wohl gelten, daß bei den politiſchen Factionen, die domals Holland ſehr theilten, und als die berühmten Gegner des Hauſes Oranien, die Brüder de Witt, geſtürzt und ermordet wurden, man Ruyter, der Freund und engverbunden mit den Brüdern war, aus dem Spiele ließ, allein ihn betrachtend als Mann des Staates. Ruyter genoß jedoch nicht lange die ehrenvollen Früchte ſeiner Anſtrengungen; abgeſendet zur Unterſtützung der Spanier in Sicilien, kämpfte er hier tapfer und ehrenvoll, wie immer, gegen eine ſehr überlegene Macht der Feinde — der Franzoſen — bis er endlich (1676) in einem Treffen, das er bei Mongibello in Sicilien den Franzoſen lieferte, durch einen Kanonenſchuß den Fuß verlor, und bald darauf in der Bay von Syrakus an dieſer Wunde ſtarb. Sein Leichnam wurde nach Amſterdam gebracht, wo ihm auf Koſten des Staates ein würdiges Denkmahl in der neuen Kirche daſelbſt errichtet wurde.

Ryſſel, ſ. Lille.

Ryswick, eine Stunde von Haag gelegen. Dieſer offene Flecken hat dadurch hiſtoriſche Bedeutenheit erhalten, daß hier 1697 unter ſchwediſcher Vermittelung der bekannte, nach dem Ort benannte Friedensſchluß zwiſchen Frankreich, dem deutſchen Kaiſer und Reiche und dem Herzog von Savoyen zu Stande kam. S. Friedensſchlüſſe.

S.

S, der neunzehnte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher mit einem Anſtoßen der Zunge vorn an die Zähne und mit einem ziſchenden Laut ausgeſprochen wird.

Saale, 1. ein Fluß in Franken, gewöhnlich die fränkiſche Saale genannt, deren Lauf ſich blos durch den Untermainkreis des Königreichs Baiern erſtreckt. Sie entſpringt in dieſem Kreiſe aus dem Saalbrunnen oberhalb der Stadt Königshofen im Grabfelde, nimmt die kleinen Flüſſe Milz, Streu, Brent, Lauer, Thulba, Schondra und Sinn auf, fließt bei Neuſtadt, Kiſſingen und Hammelburg vorbei und ergießt ſich bei Gemünd in den Main; 2. ein

Fluß in Thüringen, die thüringiſche Saale genannt, entſpringt im Obermainkreiſe des Königreichs Baiern auf dem Fichtelgebirge aus dem Saalbrunnen im mönchberger Walde, 2466 Schritte vom Marktflecken Zelle, am weſtlichen Vorſprunge des Waldſteins. Die Hauptquelle rieſelt mit einem klaren, zu jeder Jahreszeit gleichen Waſſer unter einer Buche hervor, ſtürzt ſich dann ſogleich in den verfallenen Schacht eines Bergwerkes, und fließt aus deſſen Stollen wieder hervor, um ſich mit dem Waſſer des untern Saalbrunnens, einer kleinern Quelle, zu vereinigen. Bei Zelle treibt die Saale ſchon eine Mühle. Durch viele Gewäſſer verſtärkt, bildet ſie eine Zeit lang die Grenze zwiſchen dem Obermainkreiſe und den reußiſchen Landen, drängt ſich in einem engen Thale hin, und verläßt nach einem Laufe von 8 Meilen das baierſche Gebiet. Sie durchfließt hierauf die reußiſchen Lande, den coburgiſchen Antheil an dem Fürſtenthum Altenburg, das Fürſtenthum Schwarzburg Rudolſtadt, den gothaiſchen Antheil des Fürſtenthums Altenburg, das Fürſtenthum Weimar, den merſeburger Regierungsbezirk der Provinz Sachſen, das Anhaltiſche und vereinigt ſich im magdeburger Regierungsbezirke der Provinz Sachſen, ſüdlich von Barby bei Saalhorn, mit der Elbe. Der Lauf der Saale geht von Süden nach Norden, durch ſehr angenehme und romantiſche Gegenden, beſonders von Saalfeld bis Naumburg. Erſt von Halle an iſt ſie ſchiffbar vermittelſt mehrerer Schleuſen. Jetzt ſoll ſie noch weiter hinauf bis Naumburg ſchiffbar gemacht werden, um ſo die Schifffahrt auf der von Artern bis zu ihrem Einfluſſe in die Saale ſchiffbaren Unſtrut nutzbarer zu machen, beſonders aber das Salz von Dürrenberg und Köſen zur Elbe führen zu können. Die vornehmſten Nebenflüſſe der Saale ſind: die Schwarza, Orla, Ilm, Unſtrut, weiße Elſter, Wipper und Bode. Die wichtigſten Städte an derſelben ſind: Hof, Rudolſtadt, Jena, Naumburg, Weißenfels, Merſeburg, Halle, Bernburg und Calbe.

Saame, der Stoff, welcher allen organiſchen Körpern, folglich dem Thier- und Pflanzenreiche, zur Fortpflanzung dient. Wir verweilen hier nur bei dem Pflanzenſaamen. Betrachten wir ſeine äußere Geſtalt, ſo finden wir hier die größte Mannichfaltigkeit. Es giebt kugelrunde, rundliche, eirunde, längliche, tellerförmige, nierenförmige u. ſ. w. Saamen, deren Oberfläche bald glatt und glänzend, bald rauh und mit allerlei Nebentheilen verſehen iſt. Bei dem innern Bau haben wir die äußere Schale, oder Bedeckung, ſodann den Kern und den darin eingeſchloſſenen Keim, den eigentlichen Haupttheil zu betrachten. Die äußere Bedeckung ſoll den Saamenkern ſchützen. Sie beſteht meiſt aus mehrern über einander liegenden feinen Häutchen, und iſt von verſchiedner Subſtanz. Iſt ſie holzartig und knochenhart, ſo heißt der Saame Nuß, deren Kern noch überdies mit einer dünnen und weichen Haut umgeben iſt. Bei vielen iſt die äußere Bedeckung blos pergament- oder lederartig, bei den mehrſten aber noch dünner. Der Saamenkern beſteht aus einem mehlartigen, ölicht ſchleimichten Weſen von mehr oder weniger Härte, und beſitzt die Eigenſchaft, die in der Erde befindlichen Feuchtigkeiten einzuſchlucken, wodurch er erweicht wird, anſchwillt und dem Keime zur erſten Nahrung dient. Man ſieht einkernige, zwei und vielkernige Saamen. An der Stelle, wo der Saame an der Saamenkapſel oder am Fruchtboden befeſtigt war, befindet ſich eine Narbe. Unter dieſer liegt der Keim, welcher die künftige Pflanze enthält. (Man vergl. die Art. **Befruchtung** und **Pflanzen**.)

Saavedra Faxardo, ſ. Faxardo.

Sabäer hießen bei den Alten die Bewohner des heutigen Jemen. Ihre Hauptſtadt hieß Saba.

Sabäismus (aus dem Hebräiſchen Zaba, Heer, wovon, weil Gottes Heere die Geſtirne oder Mächte des Himmels ſind, Zebaoth, Herr der Himmelsheere), wird diejenige Religion genannt, welche die Himmelskörper, inſonderheit Sonne und Mond, als Götter verehrt. Die Wahrnehmung des mächtigen Einfluſſes der Geſtirne auf die alljährlichen Veränderungen in der Natur und auf das damit zuſammenhängende Wohlſein der Menſchen erzeugte die Vorſtellung ihrer Göttlichkeit und die Beziehung zu den Geſtirnen, in der gewiſſe Thiere und Pflanzen, wie die in ihnen wirkenden Naturkräfte überhaupt, entweder durch beſtimmte Abhängigkeit ſtehen oder durch ſinnbildliche Deutung gebracht werden können, führte auch dieſe in den Kreis der Erſcheinungen ein, in denen der Sabäismus göttliches Leben und Gegenſtände des Cultus erkennt. Die aus der Anſchauung des Geſchlechtsverhältniſſes der lebendigen Geſchöpfe hervorgegangene und in den indiſchen Mythen vorwaltende Grundidee des Zeugens, Empfangens und Gebärens, welche in der ſinnlichen Vorſtellungsweiſe der Urwelt die Stelle des Begriffs von Urſach und Wirkung vertrat, wurde auf hiſtoriſchem Wege mit der religiöſen Anſicht des Sabäismus verſchmolzen, wodurch dieſer die Richtung und Ausbildung erhielt, in der er in den Göttergeſchichten der vorderaſiatiſchen Völker erſcheint. Denn Ägypten, Arabien, und beſonders die Länder, welche öſtlich der Euphrat und Tigris, weſtlich das Mittelmeer und nördlich das ſchwarze Meer begrenzt, waren nach den uns bekannten mythologiſchen Überlieferungen das Gebiet, auf dem der Sabäismus in der vorchriſtlichen Zeit herrſchte, und ſelbſt die zur Verehrung des einigen Gottes angeleiteten Hebräer zeigten oft ſtarke Neigung zu dem üppigen Naturdienſte, in den der Cultus des Sabäismus ausartete. Herodot beſchreibt uns dieſen Cultus als ein Spiel mit den ſchaffenden und erhaltenden Kräften der irdiſchen Natur, das die Einbildungskraft anziehen, und alle Sinne und ſinnlichen Triebe lebhaft beſchäftigen mußte. Wer die Religionsgeſchichte der Chaldäer, Aſſyrier, Syrer und der Völker Kleinaſiens kennt*), wird es nicht zu hart finden, daß die Propheten des alten Teſtaments die Gottesdienſte dieſer Heiden eine Hurerei nennen, die die wüſte, ſich ſelbſt zerſtörende ſinnliche Begierde mit der Natur treibt. (Vergl. die Artikel Mythen, Natur, Polytheismus.)

Sabbath, Ruhetag, heißt bei den Hebräern und jetzigen Juden der Sonnabend, weil ſie ihn zufolge der Moſaiſchen Geſetzgebung der Ruhe von Arbeiten und der Gottesverehrung widmen, wie die Chriſten den Sonntag. Ihnen folgt darin eine Secte der Wieder-

---

*) Wagner in ſeinen Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt, Görres in ſeiner Mythengeſchichte, und Creuzer in ſeiner Symbolik und Mythologie geben dazu gute Anleitung: wenn ſie und ihre Vorgänger auch lange noch nicht jede Dunkelheit auf dieſem weiten Gebiete von Sagen, Phantaſien und ſeltſamen Gebräuchen, deren Kunde wir den wohl nicht immer treuen Zeugniſſen griechiſcher Geſchichtſchreiber und chriſtlicher Kirchenväter verdanken müſſen, aufhellen konnten.

täufer, Sabbathianer genannt. Auch mochten ſich die Juden am Sabbath nicht weit von ihrem Aufenthalte entfernen (ungefähr ⅓ Stunde), daher ein Sabbatherweg.

Sabellius, ein chriſtlicher Lehrer zu Ptolemais, der ein geborner Afrikaner war, und um 250 lebte, iſt als Stifter einer Partei in der chriſtlichen Kirche merkwürdig, welche in der Lehre von der Dreieinigkeit dadurch von dem nachher geſetzlich gewordenen Kirchenglauben abwich, daß ſie den Sohn und den heiligen Geiſt nur als verſchiedene Offenbarungen oder Kraftäußerungen des einigen Gottes, aber nicht als beſondre Perſonen in der Gottheit gelten laſſen wollte. Die Trinität erſchien nach ihrer Vorſtellungsweiſe nur als eine dreifache Wirkungsart, als ein dreifaches Verhältniß Gottes zur Welt. Was der Evangeliſt Johannes das Wort (Logos) und die chriſtliche Kirche den Sohn Gottes nennt, verglich Sabellius mit einem Strahle, den die Sonne ausſendet, um zu erleuchten und zu wärmen, und meint daher, daß dieſer Logos oder Strahl der göttlichen Urkraft nur in und durch den Menſchen Jeſus thätig geweſen ſei, um das Werk der Erlöſung zu vollbringen, aber keinesweges eine von dem Leben des einigen Gottes geſonderte und verſchiedene Exiſtenz habe. Die Sabellianer wurden im vierten Jahrhunderte von der orthodoxen Kirche unterdrückt, die Anſicht des Sabellianismus aber hat immerwährend Freunde gefunden, und noch jetzt leuchtet ſie aus den Deutungen hervor, welche neuere Theologen bei dem Beſtreben, die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit aufrecht zu erhalten, und ſie doch auch der Vernunft faßlich und annehmlich zu machen, verſucht haben. E.

Sabier oder Zabier, auch Johanniſchriſten, werden die Anhänger einer religiöſen Secte genannt, welche ſich aus denjenigen Schülern des Täufers Johannes, die nicht zum Chriſtenthume übertreten wollten, gebildet hat. Sie ging kurz vor der Entſtehung der chriſtlichen Gemeinde aus dem Judenthume hervor, von dem ſie ſich trennte, und wendete ſich von den Ufern des Jordans, der ihr heilig war, nach Chuſiſtan in Perſien, wo ſie von chriſtlichen Reiſenden im 17. und 18. Jahrhunderte unweit Schuſter (dem alten Suſa) gefunden worden iſt. Das ehedem auf der Geſchichte, Lehre und Verfaſſung der Sabier ruhende Dunkel wurde gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Unterſuchungen unſrer Orientaliſten über einige Bruchſtücke der ſabiſchen Religionsſchriften noch wenig aufgeklärt. Nur ſo viel wird jetzt angenommen, daß ſie den Täufer Johannes als ihren Stifter und vorzüglichſten Propheten verehren, an einen einigen Gott und an die Sendung eines Gottmenſchen glauben, den ſie Manda di Chaie, d. h. Wort (Logos) des Lebens, und nach ihm ſich ſelbſt Mandäer nennen. Dieſer Gottmenſch ſoll von Johannes getauft worden, und kurze Zeit auf Erden ſichtbar, aber mit dem Stifter des Chriſtenthums keineswegs einerlei Perſon geweſen ſein. Jeſum erklärten die Sabier für einen bloßen Menſchen und falſchen Meſſias, obgleich das, was ſie von den Thaten und Schickſalen ihres Gottmenſchen angeben, den evangeliſchen Nachrichten von Chriſto ſehr ähnlich ſieht, und davon entlehnt zu ſein ſcheint. In ihren Anſichten von dem Verhältniſſe Gottes zur Welt und der Dämonenlehre ſind die Spuren von Einmiſchungen aus Zoroaſters Lehren und Übereinſtimmungen mit der gnoſtiſchen Äonenlehre nicht zu verkennen, wodurch es wahrſcheinlich wird, daß ſich ihr Lehrbegriff erſt während ihres Aufenthalts in Perſien entwickelt hat. Ihr

Glaube an Vorſehung und Unſterblichkeit ſchließt ſich näher an den chriſtlichen an, und das wenige, was man von ihren religiöſen Gebräuchen und ihrer kirchlichen Verfaſſung weiß, läßt vermuthen, daß ſie von den Neſtorianſchen Chriſten, mit denen ſie unter den Patriarchen derſelben zu Babylon bis 1480 in kirchlicher Vereinigung lebten, die bei ihnen noch jezt beſtehende Ordnung des Prieſterſtandes unter Biſchöfen, die Sonntagsfeier und die Verehrung des Kreuzes angenommen haben. Ihr vornehmſter Gebrauch iſt die Taufe oder heilige Abwaſchung im Namen des Logos des Lebens, die ſie nach ältern Nachrichten täglich wiederholten. Aus ihren Glaubensſchriften ſieht man zwar, daß ſie nicht ganz ohne Literatur ſind, doch giebt der finſtre Aberglaube, der ihren Prieſtern als Mittel der Herrſchaft dient, den niedrigen Stand ihrer Cultur zu erkennen. Die Verſuche, ſie dem Papſte zu unterwerfen, waren ohne bleibenden Erfolg. Sie wollen keine Chriſten ſein, aber noch mehr verabſcheuen ſie die Türken und den Islamismus überhaupt, daher ſie die blaue Farbe welche die türkiſchen Weiber zu ihren Beinkleidern zu wählen pflegen, weder an ihren Geräthen und Häuſern, noch an ihren Kleidungen dulden, und die blauen Meßgewänder und Altardecken der Katholiken viel unerträglicher fanden, als ihre Lehren. Vor den Mohamedanern, unter denen ſie leben, ohne ſich mit ihnen zu vermiſchen, unterſcheiden ſie ſich durch mildere, der chriſtlichen Lebensweiſe verwandtere Sitten. E.

Sabiner, eine alte Völkerſchaft Italiens, wahrſcheinlich Abkömmlinge der Auſonier und Verwandte der Aboriganer. Sie waren ein zahlreiches Volk, das viele Colonien angelegt hatte, und lebten in den Bergen ihres Landes, den Apenninen, vornehmlich als Hirten von der Viehzucht; und Horaz rühmt ihre alte biedere Redlichkeit, Frugalität und Einfachheit der Sitten. Ihr Land wurde gegen Abend durch die Tiber von Etrurien, gegen Mittag durch den Anio-Fluß (Teverone) von Latium, gegen Mitternacht durch den Nar-Fluß von Umbrien geſchieden; gegen Morgen wohnten die ſabiniſchen Colonien der Veſtiner und Marruciner, welche es vom Meere trennten; es begriff daher größtentheils Berggegenden des Apenninus. Der Boden war fruchtbar und reich an treflichen Weiden. Er trug Öl, Obſt und Wein; auch gab es gute Eichelmaſt.

Sabinerinnenraub, ſ. Romulus.

Sacchini (Antonio Maria Gaſparo), ein rühmlichſt bekannter italieniſcher Componiſt, geboren zu Neapel den 13. Mai 1735. In ſeiner Jugend ſtudirte er mehrere Jahre unter dem berühmten Durante in dem Conſervatorio di S. Onufrio zugleich mit Piccini, Traetta und Guglielmi. Mit beſonderm Fleiß ſpielte er die Violine, und die Gewandtheit, welche er ſich auf dieſem Inſtrumente erwarb, machte es ihm in der Folge leicht, in ſeine Begleitungen die Eleganz und Pracht zu legen, wodurch ſie ſich auszeichnen. Er hatte nicht ſo bald dieſe treffliche Muſikſchule verlaſſen, als er anfing, ſich durch ſeine Werke bekannt zu machen. Dieſe verſchafften ihm im J. 1762 ein feſtes Engagement an dem Theater zu Rom, wo er ſieben oder acht Jahre blieb; er beſuchte jedoch von hier aus von Zeit zu Zeit einige der ſchönſten Städte Italiens. Die Kenner urtheilten, daß wenn Piccini ihn im Komiſchen, er dieſen im Tragiſchen übertreffe. Im J. 1769 wurde er als Galuppi's Nachfolger nach Venedig zur Direction des Ospedaletto berufen. Abgeſehen von den Kir-

chencompoſitionen, welche er hier herausgab, bildete er in dieſem Amte auch mehrere treffliche Sängerinnen; unter dieſen die Gabrieli, Conti, Pasquali u. A. Als die Werke Sacchini's in London bekannt geworden waren, wünſchten die dortigen Muſikfreunde ihn als Theatercomponiſten zu beſitzen. Bevor er ihrer Einladung folgte, beſuchte er Deutſchland. Er ging über Stuttgart und München, wo er mit großem Beifall gehört wurde, und kam 1771 über Holland in London an. Hier componirte er für das italieniſch Theater mehrere treffliche lyriſche Tragödien, als Montezuma, Perſeus, den Cid und Andre, deren uns bekannt gewordene Bruchſtücke von der höchſten Schönheit ſind. Sein Aufenthalt in England würde auch ſeinen Vermögensumſtänden vortheilhaft geweſen ſein, wenn ſeine Leidenſchaft für die Frauen ihn nicht zu übermäßigen Ausgaben verleitet hätte, wodurch er endlich genöthigt wurde, das Land nach einigen Jahren mit Hinterlaſſung bedeutender Schulden zu verlaſſen. Gegen das Jahr 1782 ließ ihm die Adminiſtration der Oper zu Paris den Antrag machen, dorthin zu kommen, und für das Theater zu arbeiten. Man vereinigte ſich über die Bedingungen, und 1783 erſchien Renaud, worauf Chimene und Dardanus folgten. Da Sacchini zu einer Zeit auftrat, wo durch Gluck und Piccini die Franzoſen bereits an fremde Muſik waren gewöhnt worden, ſo erregte er anfangs nicht den Enthuſiasmus, den er erwartet haben mochte. Vielmehr wurden ſeine erſten Werke mit einer Art von Gleichgültigkeit aufgenommen. Nicht derſelbe Fall war es mit ſeinem Oedipe a Colone, der in jeder Hinſicht großen Beifall erntete, und noch bis jetzt eher darin geſtiegen, als geſunken iſt. Bevor er ihn aber auf die Bühne bringen konnte, hatte er mit ſo unglaublichen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß er beſchloß, Paris zu verlaſſen, und nach England zurückzukehren, wohin ſeine Gönner und Freunde nach übernommener Tilgung ſeiner Schulden ihn einluden. Der Tod aber hinderte ihn daran. Sacchini ſtarb zu Paris den 7. October 1786 an den Folgen eines zurückgetretenen Gichtanfalls. Die Oper Arvire, welche er unvollendet hinterließ, beendigte Rey zur Zufriedenheit der Muſikfreunde. — Man zählt gegen 50 Opern von ihm. Seine Büſte aus Marmor ſteht in der Capelle des Pantheons in Rom neben Raphaels Monument. Die Haupteigenſchaften dieſes großen Componiſten ſind Leichtigkeit, Anmuth und einfache Hoheit. Seine Geſänge ſind ſo natürlich und ſo glücklich, daß ſie ſich in der Kehle des Sängers von ſelbſt zu bilden und daraus hervorzugehen ſcheinen. Er verſtand die ſchwere Kunſt, Geſang und Declamation, dieſe beiden ſo wichtigen und faſt entgegengeſetzten Eigenſchaften, mit einander zu vereinigen. Seine Harmonie iſt rein und voll; auch glänzt er in dem religiös idealen Styl; ſeine Prieſterchöre in der Olympiade ſind die ſchönſten Muſter in ihrer Art. Mit dieſen Eigenſchaften verbindet er das Verdienſt, ſtets ſich ſelber gleich zu ſein; Einförmigkeit iſt wohl der einzige Fehler, den die Kritik ihm vorwerfen kann.

Sacco (Johanna), eine der berühmteſten deutſchen Schauſpielerinnen, geb. 1754 zu Prag. In Wien erhielt ſie den Beifall der Kaiſerin Maria Thereſia und aller Kunſtkenner, zu denen auch der Fürſt Kaunitz gehörte, im höchſten Grade. Selbſt Perſonen der niedern Stände huldigten auf eine enthuſiaſtiſche Weiſe ihren glänzenden Talenten. Sie ſtarb den 21. December 1802 in Wien.

Sachenrecht, dingliches Recht, jus in re oder jus reale, iſt ein Recht, welches jemand an einer Sache dergeſtalt hat, daß er es gegen jeden Beſitzer verfolgen kann. Es gehören nach römiſchem Recht hieher das Eigenthum (dominium), die Erbſchaft, die Dienſtbarkeit oder Servitut, das Pfand und der Beſitz. Nach deutſchem Rechte kommen noch mehrere Gattungen hinzu, z. B. das Retractrecht ꝛc. Alle aus dieſen verſchiedenen Gattungen des Sachenrechts entſpringenden Klagen heißen dingliche Klagen (actiones in rem). Dieſe Klagen werden von dem Berechtigten angeſtellt, auf Auslieferung der Sache, oder falls es ſich in Beſitz befindet, auf gerichtliche Zuerkennung ſeines ihm ſtreitig gemachten Rechts. Wenn die Klage den letztern Zweck hat, ſo heißt ſie actio confessoria.

Sacherklärung, ſ. Realdefinition.

Sachs (Hans), einer der vorzüglichſten Dichter und Meiſterſänger des 16. Jahrhunderts, wurde den 5. November 1494 zu Nürnberg geboren, lernte in ſeiner Jugend das Schuſterhandwerk, wanderte als Geſelle, und trieb hernach ſein Gewerbe in ſeiner Vaterſtadt längere Zeit hindurch, ließ ſich von dem berühmten Meiſterſänger Nunnenbeck in der Verskunſt unterrichten, trat zur lutheriſchen Religion über, ward Vorſteher einer berühmten Meiſterſängerſchaft, und ſtarb den 20. oder 25. Januar 1576. Er gehört nicht nur unter die beſten Dichter ſeines Jahrhunderts, ſondern auch unter die eifrigſten Beförderer der lutheriſchen Kirchenverbeſſerung und einer vernünftigern Denkart in Religionsſachen. Wirklich beſaß er viel dichteriſches Genie, welches mehr erkannt wäre, wenn er einer beſſern Ausbildung genoſſen hätte. Ungeachtet der rauhen Sprache zeichnen ſich ſeine Gedichte durch Naivetät, Gemüthlichkeit, witzige Darſtellung, ſinnreiche Erfindung und treffende, oft beißende Sittenſchilderung aus ſeinem Zeitalter aus. Seine ſämmtlichen Werke kamen heraus zu Nürnberg 1570 bis 1579 in 5 Foliobänden, nachher zu Kempten 1612 bis 1616 in 5 Quartbänden. Handſchriften von Hans Sachſens Gedichten befinden ſich in der Schulbibliothek zu Zwickau, in der Bibliothek des Alumneums zu Altdorf u. a. D. F. J. Bertuchs Proben aus Hans Sachſens Werken, Weimar 1778, wurden damals nicht mit der Liebe aufgenommen, daß eine vollſtändige Ausgabe ihr folgen konnte. Um ſo erfreulicher iſt es für die Freunde alter vaterländiſcher Dichtkunſt, daß Büſching jetzt unternommen hat, ihn in einer Auswahl zu erneuern. J. H. Häslein gab unter dem Titel: Hans Sachſens ſehr herrliche Gedichte 1791 zu Nürnberg Einiges heraus. Die bis jetzt gedruckten poetiſchen Werke dieſes merkwürdigen Schriftſtellers beſtehen in 272 weltlichen, 116 allegoriſchen Erzählungen, und 197 Schwänken. Auch mehrere ſchöne einfache, aber herzerhebende Kirchenlieder hat er gedichtet, unter andern das: Warum betrübſt du dich, mein Herz? u. ſ. w. (Vgl. Deutſche Poeſie und Meiſterſänger.)

Sachſen. Wenn gleich der Name der Sachſen in der großen Tabelle der germaniſchen Völkerſchaften beim Tacius fehlt, und weder Pomponius Mela, noch Plinius der Sachſen gedenken; ſo dürften ſie doch urſprünglich zu den norddeutſchen Stämmen gehören, die unter dem Namen der Cimbern und Teutonen bei ihren Zügen nach dem Süden das römiſche Reich mächtig bedrohten, und nur durch den Heldenmuth des Marius bezwungen werden konnten. Denn erſt bei dem Ptolemäus kommt ihr Name vor, indem er dieſen Volks-

ſtamm bei der cimbriſchen Halbinſel, im heutigen Holſteiniſchen und deſſen Umgebungen, auffuͤhrt. Die verſuchten Etymologien des ſaͤchſiſchen Volksnamens (von Saſſen, Eingeſeſſenen, von Sax, einem kleinen Dolche) ermangeln des grammatiſchen Beweiſes und der hiſtoriſchen Begruͤndung. Seit aber die Sachſen im dritten chriſtlichen Jahrhundert als eine beſondere germaniſche Voͤlkerſchaft im noͤrdlichen Deutſchland erſcheinen, wird ihrer als eines zahlreichen, kriegeriſchen und ſeeraͤuberiſchen Volks gedacht, welches die belgiſchen, armoriſchen und britanniſchen Kuͤſten ſo oft bedrohte, daß die roͤmiſchen Imperatoren zur Deckung dieſer Kuͤſten einen eignen Flottenchef (comitem littoris saxonici) ernannten. Schon gegen das Ende des dritten Jahrhunderts beunruhigten die Sachſen auch die roͤmiſchen Grenzprovinzen in den Rhein- und Scheldegegenden, und wahrſcheinlich beſetzten ſie ſeit den Zuͤgen der Voͤlkerwanderung die zwiſchen dem Rheine, der Weſer und der Elbe von den fortziehenden Staͤmmen erledigten Wohnplaͤtze. Zwei bedeutende Horden derſelben gingen ums Jahr 449 unter der Anfuͤhrung des Hengiſt und Horſa nach Britannien, wohin ſie die Britten gegen die Picten und Scoten riefen, welche das im Jahre 426 von den Roͤmern aufgegebene Britannien beunruhigten. Zwar wurden die Picten und Scoten wieder in ihre noͤrdlichen Gebirgsgegenden zuruͤckgedraͤngt; allein die durch viele Nachzuͤgler verſtaͤrkten Sachſen bemaͤchtigten ſich ſelbſt in kurzer Zeit des Landes, und ſtifteten daſelbſt ſieben angelſaͤchſiſche Koͤnigreiche, ſo daß die Herrſchaft der Sachſen uͤber Britannien beſtand, bis dieſe Inſel im Jahre 1066 von den Normaͤnnern unter Wilhelms Anfuͤhrung erobert ward. — Die in Deutſchland zuruͤckgebliebenen Sachſen erſchienen in ihren weit ausgebreiteten Beſitzungen unter dem Namen der Oſtphalen, Weſtphalen und Engern. Sie grenzten im Norden an die Frieſen und an die Daͤnen, im Oſten an die den Deutſchen ſeit der Voͤlkerwanderung bis an die Elbe nachgeruͤckten ſlaviſchen Voͤlkerſchaften. — In Verbindung mit den Franken, welche unter Chlodowig im Jahr 486 in Gallien den letzten Überreſt der roͤmiſchen Macht vernichtet hatten, zerſtoͤrten ſie im Jahre 528 das damals im mittlern Deutſchlande bedeutende Koͤnigreich Thuͤringen, von welchem die noͤrdlichen, am Harze gelegenen, Theile des eroberten Landes an die Sachſen kamen. Doch zerfielen die Sachſen und die Franken ſelbſt unter ſich uͤber dieſe neue Erwerbung, und als Carl der Große die Macht des fraͤnkiſchen Reichs im Innern und nach außen befeſtigt hatte, begann er den ernſthaften dreißigjaͤhrigen Kampf mit den Sachſen, die er zur Anerkennung ſeiner Hoheit und zur Annahme des Chriſtenthums bringen wollte. Der kraͤftige Widerſtand der Sachſen, beſonders unter ihrem Heldenanfuͤhrer Wittekind, bewies es, um welchen Preis dieſes freie Volk ſeine bisherige Selbſtſtaͤndigkeit und Unabhaͤngigkeit aufopfern wuͤrde. Denn ſelbſt nachdem Wittekind nach ſeiner Taufe zu Attigny, nicht mehr an der Spitze der ſaͤchſiſchen Voͤlkerſchaften ſtand, ward der blutige Kampf der Sachſen gegen Carl fortgeſetzt, bis endlich im Jahre 803 der Vertrag zu Selz die Sachſen dahin brachte, daß ſie das Chriſtenthum annahmen, der Geiſtlichkeit den Zehnten entrichteten und mit den Franken zu Einem Volke vereinigt wurden. Doch ſollten ſie alle ihre bisherigen Rechte und Geſetze behalten, und zu keinen beſondern Abgaben an den neuen Oberherren verpflichtet ſein. Wenn gleich Carl fuͤr die Civiliſation und Cultivirung der Sachſen durch viele im Umfange ſy-

tes Gebietes angelegt Bisthümer und Schulen (zu Osnabrück, Minden, Bremen, Verden, Paderborn, Münſter, Hildesheim u. ſ. w.) ſorgte; ſo verfielen doch überhaupt ſeine für Wiſſenſchaften und für die Kirche begründeten Inſtitute unter den innern und äußern Unruhen während der Regierung der unmittelbaren Nachfolger aus ſeiner Dynaſtie. Als aber unter dem kräftigſten ſeiner Enkel, unter Ludwig dem Deutſchen, im verdüner Vertrage (843) Deutſchland ein eigenes Reich und von Frankreich auf immer getrennt ward, da bildeten die Sachſen einen der mächtigſten Stämme in der Reihe der ſechs zu Deutſchland gehörenden Völkerſchaften: der Oſtfranken, der Sachſen, der Frieſen, der Thüringer, der Schwaben und Baiern. Schon unter Ludwigs Regierung wird (845) Ludolph, welcher große Erbgüter in Oſtphalen beſaß, als Herzog von Sachſen genannt. Sein älteſter Sohn Bruno folgte dem Vater in dieſer Würde (859), erbaute (861) Braunſchweig, und fiel (880) im Kampfe gegen die Normänner, wiewohl die herzogliche Würde auf deſſen jüngern Bruder Otto den Erlauchten überging. Dieſer, der entweder nur beträchtliche Familienländer in Thüringen, oder das Herzogthum Thüringen ſelbſt, ſo wie Sachſen, als deutſches Reichslehn beſaß, lehnte, nach dem Erlöſchen der Carolingiſchen Dynaſtie in Deutſchland mit Ludwig dem Kinde (911), die ihm angebotene deutſche Krone ab, und leitete die Wahl der Nation auf den oſtfränkiſchen Grafen Conrad. Allein dieſer Conrad ſchlug ſelbſt bei ſeinem Tode den Sohn Otto's des Erlauchten, den kräftigen Herzog Heinrich von Sachſen, zu ſeinem Nachfolger vor, und ſo trug Heinrich und nach ihm, in unmittelbarer Folge, ſein Sohn, Enkel und Urenkel, Otto I., II., III., die deutſche Krone. Unter dieſen vier Fürſten aus dem ſächſiſchen Hauſe war entſchieden Heinrich der kräftigſte und ausgezeichnetſte; denn er ſchlug die Ungarn bei Merſeburg (933) mit großem Erfolge vom nördlichen Deutſchland zurück; er beſiegte die Dalemintier im Meißniſchen und die Haveller im Brandenburgiſchen, und legte zur Bändigung der Beſiegten Slaven die Markgrafſchaften Meißen (928) und Nordſachſen (Brandenburg — 931) an, ſo wie er jenſeits der Eider die Mark Schleswig begründete, in Deutſchland geſetzliche Ordnung herſtellte, viele Ortſchaften mit Mauern umgeben und den neunten Mann vom flachen Lande in dieſe geſicherten Städte ziehen ließ. Er ſelbſt hatte das Herzogthum Sachſen beibehalten; allein ſein Sohn Otto I. (reg. von 936 — 973) ertheilte es einem ſeiner Verwandten, dem tapfern eingebornen Sachſen, Hermann Billung. Dieſe Billungiſche Dynaſtie der Herzoge von Sachſen erloſch im Jahre 1106 mit dem Herzoge Magnus, worauf der Kaiſer Heinrich V. den Grafen Lothar von Supplinburg und Querfurt mit Sachſen belehnte. Nachdem aber dieſer (1125) den deutſchen Thron beſtiegen hatte, übertrug er Sachſen ſeinem Schwiegerſohne, dem Herzoge Heinrich dem Stolzen von Baiern, der im Mannsſtamm von dem Guelfiſchen Hauſe abſtammte, durch ſeine Mutter aber der Enkel des letzten ſächſiſchen Herzogs Magnus war. Allein nur zwei Guelfen, Heinrich der Stolze, und ſein kräftiger Sohn, Heinrich der Löwe, beherrſchten, unter abwechſelnden Schickſalen, zugleich die beiden mächtigſten Herzogthümer Deutſchlands in der damaligen Zeit; denn die Arrondirungsplane der Feinde des Löwen, beſonders unter den geiſtlichen norddeutſchen Fürſten, und die auf die Schwächung der größten Reichsvaſallen berechnete Politik des Kaiſers

Friedrich I. aus der Dynaſtie der Hohenſtaufen, trafen zuſammen in dem beabſichtigten Sturze jenes Fürſten. Die über ihn im Jahre 1180 ausgeſprochene Reichsacht war der Wendepunct ſeiner politiſchen Macht. Kaum konnte ſeinem Hauſe das braunſchweigiſche Erbland gerettet werden; das Herzogthum Baiern kam an die Wittelsbachiſche Dynaſtie; das Herzogthum Sachſen aber an Bernhard von Askanien, den Enkel des Herzogs Magnus von ſeiner zweiten Tochter, die mit dem Askanier Albrecht dem Bär vermählt geweſen war. — Es begann alſo mit dem Jahre 1180 der Askaniſche Mannsſtamm der Herzoge von Sachſen. Allein Bernhard beſaß zu wenig Macht durch ſeine Familienbeſitzungen, um die vom Kaiſer beabſichtigte Zerſplitterung des bisherigen großen Herzogthums Sachſen hindern zu können. Die bisherige Hauptſtadt deſſelben Lübeck, ward eine freie Stadt; der Erzbiſchof von Cöln ſetzte ſich in den Beſitz des Herzogthums Weſtphalen; mehrere geiſtliche und weltliche Fürſten, welche bis jetzt unter der Hoheit des Herzogs von Sachſen geſtanden hatten, gelangten zur Reichsunmittelbarkeit, wohin beſonders die Fürſten von Meklenburg und Pommern gehörten. Wenn alſo auch der Name eines Herzogs von Sachſen und das damit verbundene Reichserzmarſchallamt auf Bernhard von Askanien überging; ſo ward doch ſeit dieſer Zeit jener Name auf andere Gegenden Deutſchlands übergetragen als die, welche bis zum J. 1280 Sachſen geheißen hatten. Das neue, Askaniſche, Herzogthum Sachſen erhielt ſeit dieſer Zeit ſeinen Mittelpunct an der Mittelelbe in Wittenberg, in Gegenden, welche Bernhards Vater, Albrecht der Bär, in mehrjährigen Kämpfen den ſlaviſchen Völkerſchaften entriſſen, und durch mehrere aus den Niederlanden dahin verſetzte Coloniſten neu bevölkert hatte. Gegen dieſe beſiegten Slaven hatte Albrecht die Burgwarten Wittenberg (Wite-Burg, d. i. die weiße Burg), Zahna, Elſtermünde (das jetzige Dorf Elſter, in deſſen Nähe die Preußen im Oct. 1813 auf das linke Elbufer zur wartenburger Schlacht übergingen), Wieſenburg (ein Rittergut der Watzdorfiſchen Familie), Dobien (ein Dorf des wittenbergiſchen Magiſtrats, anderthalb Stunden von Wittenberg, deſſen Kirche auf einer bedeutenden Anhöhe liegt) und Coſſewitz (das jetzige anhalt-bernburgiſche Städtchen Koswig an der Elbe) angelegt. Von den aus den Niederlanden angekommenen neuen Coloniſten (verg. Helmondi Chron. Slavorum, I. 1. c. 88.) wurden in dieſen Gegenden mehrere Flecken und Städte begründet, deren Namen ſogar auf den niederländiſchen Urſprung hinführen, als Kemberg (Cambray), Brück (Brügge), Niemegk (Nimwegen), Gräfenhaynichen (Grafenhaag) u. a. In dieſen von Albrecht eroberten, und mit ſeinen anhaltiſchen Familienbeſitzungen verbundenen Ländern war Bernhard ſeinem Vater 1170 gefolgt, und von hier aus machte er nach ſeiner Gelangung zur herzoglich ſächſiſchen Würde die Rechte derſelben geltend, indem er wenigſtens über die mindermächtigen ſächſiſchen Vaſallen, z. B. die Grafen von Schwerin, von Danneberg u. A., die bisherige ſächſiſche Oberhoheit behauptete, und durch Eroberungen an der Niederelbe im Lande der Polaben ſeine Beſitzungen erweiterte, wo er zur Sicherung dieſer Eroberung gegen die beſiegten Slaven die Lauenburg (Polabenburg) anlegte. Nach ſeinem Tode folgte ihm (1211) in dem Herzogthum Sachſen ſein Sohn Albrecht I., und in den anhaltiſchen Familienbeſitzungen ſein Sohn Heinrich, der Stammvater des noch jetzt in

den drei Linien — Deſſau, Bernburg und Köthen — blühenden anhaltiſchen Hauſes. Da Albrecht mehrere Urkunden in Wittenberg ausſtellte; ſo ſcheint wenigſtens ſeit ſeiner Zeit dieſe Stadt die Reſidenz der Askaniſchen Herzoge von Sachſen geweſen zu ſein. So klein auch ſein Land war; ſo ward es doch bereits (1260) zwiſchen ſeinen Söhnen getheilt, von welchen der ältere, Johann, die lauenburgiſchen, und der jüngere, Albrecht II., die wittenbergiſchen Gegenden erhielt. Seit dieſer Zeit ſind beide Länder nicht wieder vereinigt worden. Die ſachſen-lauenburgiſche Linie erloſch im Jahre 1689, worauf die Beſitzungen derſelben, nach einem mehrjährigen Streite mit den beiden ſächſiſchen Häuſern der Albertiniſchen und Erneſtiniſchen Linie, an Braunſchweig-Celle kamen; die ſachſen-wittenbergiſche Linie hingegen erloſch bereits im Jahre 1422 mit dem Herzoge Albrecht III. In dieſen Ländern und der herzoglichen Würde folgte demſelben, nach der Belehnung des Kaiſers Sigismund, der Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, Friedrich der Streitbare, wodurch alſo das in Meißen ſeit 1127 erblich regierende Wettinſche Geſchlecht zur ſächſiſchen Churwürde und zum Reichserzmarſchallamte gelangte, obgleich das ſachſen-lauenburgiſche Haus einen lang fortgeführten Widerſpruch deßhalb erhob, und ſelbſt der neue Churfürſt von Brandenburg, Friedrich von Hohenzollern, das Land für ſeinen Sohn Johann in Anſpruch und wirklichen Beſitz nahm, der mit der Tochter des vorletzten Askaniſchen Churfürſten Rudolph III. vermählt war. Doch gab Friedrich von Brandenburg an Friedrich den Streitbaren das Land heraus, nachdem er von dem letztern 10,000 Schock böhmiſcher Groſchen (nach Andern ſogar 28,000 Gulden) erhalten, und der Kaiſer erklärt hatte, er werde den Markgrafen von Meißen gegen jeden Anſpruch, und namentlich gegen den Churfürſten von Brandenburg vertheidigen. — Dieſe Übertragung der ſächſiſchen Churwürde und Churländer (des Herzogthums Sachſen mit dem Burggrafthume Magdeburg und der ſächſiſchen Pfalz Altſtadt in Thüringen) auf das markgräfliche Haus Wettin in Meißen führt von ſelbſt auf die frühere Geſchichte des meißner Landes, als des eigentlichen Stammlandes der noch jetzt regierenden beiden ſächſiſchen Linien, der Erneſtiniſchen und Albertiniſchen. In dieſem Lande, wo im zehnten Jahrhunderte die Mark Meißen vom deutſchen Könige Heinrich I. errichtet ward, erſcheint, nach den Zeugniſſen römiſcher Schriftſteller, am Anfange der chriſtlichen Zeitrechnung der germaniſche Volksſtamm der Hermundurer als eine Nomadenhorde ohne bleibende Wohnſitze. Er durchzog bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts die Fluren und Gegenden zwiſchen der Elbe, Mulde, Pleiße, der weißen Elſter und der Saale. Seit dieſer Zeit, dem Zeitalter der Völkerwanderung, verliert ſich zwar der Name der Hermundurer aus der Geſchichte; allein keine Nachricht des Mittelalters berichtet, daß dieſe Hermundurer den Maſſen der übrigen, nach Weſten und Süden ins römiſche Weſtreich vordringenden, deutſchen Völkerſchaften ſich angeſchloſſen und ihre frühern Wohnplätze verlaſſen hätten. Da nun gegen das Ende des vierten Jahrhunderts ganz in den damals von den Hermundurern bewohnten Gegenden, der Name des deutſchen Volks der Thüringer erſcheint, obgleich keine einzige Nachricht darüber ſich erhalten hat, daß dieſe Thüringer erſt in dieſer Zeit als ein neuer Volksſtamm in Mitteldeutſchland eingewandert wären; da vielmehr dieſe Thüringer ſogleich bei ihrem

Erſcheinen in der Geſchichte nach Verfaſſung, Sprache, Sitte und Religion, ſo wie die Hermunburer, als ein deutſcher Volksſtamm ſich ankündigten; ſo wird durch dies alles die (von Adelung in ſeinem Directorium aufgeſtellte, und von Heinrich in der neuen Bearbeitung ſeiner ſächſiſchen Geſchichte gleichfalls angenommene) Muthmaßung begründet: daß Hermunburer und Thüringer, eben ſo wie Catten und Heſſen, nur ein und daſſelbe Volk ſind, und daß, wenn dieſes Volk den Römern unter dem Namen Hermunburer bekannt war, der eigentliche deutſche Name deſſelben Thüringer war, ſo wie die Römer auch die Heſſen nur unter dem Namen der Catten kannten. Für dieſe Hypotheſe ſpricht beſonders, daß dieſelbe Flußgrenze der Werra, welche früher zwiſchen den Hermunburern und Catten beſtand, auch, ſeit dem Erſcheinen des Namens der Thüringer in der Geſchichte, zwiſchen den Thüringern und ihren Nachbarn, den Heſſen fortdauerte. Durch feſte Niederlaſſungen, und durch den Anbau des Bodens in den Niederungen zwiſchen der Werra, Unſtrut und Saale, ward daher der Grund des thüringiſchen Königreichs gelegt, das ſeit dem zweiten Viertel des 5. Jahrhunderts ſich über mehrere Theile des mittlern Deutſchlands bis in die Nähe der Grenze Böhmens ausbreitete, weil durch die Theilnahme ſo vieler germaniſchen Stämme an der Völkerwanderung in Mitteldeutſchland die vorigen Wohnſitze derſelben erledigt worden waren. So lange als dieſes thüringiſche Königreich in ſeiner Kraft beſtand, war es zugleich die ſichere Vormauer gegen die im Oſten Europa's den Deutſchen in einer umgürtenden Linie von der Oſtſee bis ans adriatiſche Meer nachziehenden ſlaviſchen Völker. Denn wenn gleich zu der Zeit der thüringiſchen Macht das Land zwiſchen der Saale und Elbe wahrſcheinlich ungleich weniger angebaut und bevölkert war, als das Land an der Unſtrut, zwiſchen der Saale und Werra; ſo gehörte es doch als weſentlicher Beſtandtheil zu den thüringiſchen Beſitzungen, und ward gegen die Slaven behauptet. Als aber das thüringiſche Königreich im Jahre 528 durch die vereinigte Kraft der Franken und Sachſen zertrümmert ward, da erſchienen nicht nur die Sorben, ein Hauptzweig der Slaven, in dem Lande zwiſchen der Elbe, Mulde und Saale ſeit dem Jahre 534, ſie behaupteten ſich auch in demſelben, und brachten die dort wohnenden Deutſchen zur Unterwerfung. Vier Jahrhunderte hindurch (von 434 — 828) war alſo dieſes Land zwiſchen der Elbe, Mulde, Pleiße, Elſter und Saale eine Beſitzung der Sorben, und ward nach ihnen Sorabia genannt, und von ihnen in Zupanien getheilt, welche Eintheilung eine Ähnlichkeit mit der Eintheilung deutſcher Provinzen in Gaue hatte. Die wichtigſten der vielen einzelnen ſorbiſchen Gauen waren der Gau Niſen, der von Scharfenberg bis an die damalige böhmiſche Grenze in der Gegend von Pirna reichte; der Gau Glomaci (oder Daleminze), von der Völkerſchaft der Dalemintier bewohnt, mit dem Hauptorte Glomaci (Lommatzſch) und der in der Nähe liegenden Feſte Gana; der Gau Plisni mit dem Hauptorte Plisni (dem heutigen Altenburg); der Gau Neletici mit Halle und dem Giebichenſtein; der Gau Seubici, mit Skeuditz und Leipzig, der Gau Milin mit Zwickau; der Gau Chutici, mit Chemnitz, Rochlitz, Borna u. ſ. w. Eine Menge von Örtern, aus welchen in der Folge blühende Städte erwuchſen, wurden von den Sorben angelegt, beſonders Lipzk (Leipzig), Wurzen, Zeitz, Alten-

burg, Zwickau, Chemnitz, Colditz, Belgern, Strehla u. a. — Mit dieſen Sorben begannen aber die Kämpfe der Deutſchen unter abwechſelnden Erfolgen, ſeit der Zeit, daß das fränkiſche Reich, zu deſſen öſtlichem Theile (Auſtraſien) Thüringen gehörte, durch die Majores Domus aus der Carolingiſchen Dynaſtie wieder mehr gehoben ward, und Carl der Große machte bereits in ſeiner Zeit die Sorben bis an die Elbe, und die Milzener und Obotriten zinsbar. Doch dauerte es, bei den unter ſeinen Nachfolgern eingetretenen innern und äußern Kämpfen, bis zu der Zeit des deutſchen Königs Heinrich I., bevor die Elbe als Grenze des ſeit dem verdüner Vertrage (843) ſelbſtſtändigen deutſchen Reichs behauptet, und das Land zwiſchen der Saale und Elbe den Slaven völlig entriſſen werden konnte. Denn wenn gleich ſchon vor Heinrich I. das Land zwiſchen der Saale und Mulde als eine deutſche Mark unter dem Namen des Oſterlandes (limes Sorabicus, Marchia orientalis, ſüdthüringiſche Mark) erſcheint, und, wahrſcheinlich von dieſer verſchieden, auch bereits ſeit dem J. 874 eine zweite nordthüringiſche Mark beſtand, welche ihren Sitz zu Belgern und dann zu Eilenburg hatte; ſo gelang doch die völlige Bezwingung der Sorben in dieſen Gegenden erſt dem deutſchen Könige Heinrich I., nachdem er die Feſte Gana zerſtört und (928) die Mark Meißen begründet hatte, wo durch den angeſtellten Markgrafen die in die Oberlauſitz zurückgedrängten Slaven und die dort wohnenden Milzener im Zaume gehalten, und zur Entrichtung des Tributs an den König Deutſchlands genöthigt wurden. Gleichzeitig hatte Heinrich auch das Land der Heveller an der Havel zu Deutſchland gebracht, nachdem er ihre Feſte Brennibor (Brandenburg) 931 erobert, und die Markgrafſchaft Nordſachſen auf dem ihnen entriſſenen Boden geſtiftet hatte. Von ſeinem Sohne, Otto I., wurden in dieſem Lande zur Verbreitung und Erhaltung des Chriſtenthums die drei Biſthümer Meißen (965), Merſeburg und Zeitz (968) geſtiftet, der Sitz des letztern aber (1029) nach Naumburg verlegt. Weil jedoch in dieſem Zeitalter, und nach dem urſprünglichen Charakter des Lehnſyſtems die Würde der deutſchen Herzoge, Land-, Pfalz-, Mark- und Burggrafen, als Reichslehen nur anſehnliche Staatsämter ohne erblichen Beſitz derſelben in gewiſſen Familien waren; ſo wechſelte auch entweder bei dem Tode ihrer Inhaber oder wegen Lehnsuntreue (Felonie) der Beſitz dieſer Würden, bis dieſelben, ſo wie die mit ihnen als Beſoldung der großen Reichsvaſallen verbundenen Lehnsgrundſtücke, in den Zeiten der letzten ſaliſchen Kaiſer, und nach dem Abgange der ſaliſchen Dynaſtie, unter dem Kaiſer Lothar II. bei denjenigen Familien erblich wurden, welche ſie eben damals beſaßen. Nach einem zweihundertjährigen Wechſel der markgräflichen Würde in Meißen gelangte daher auch das Haus Wettin mit dem Markgrafen Conrad, einem nahen Verwandten der Gemahlin des Kaiſers Lothar II., zum erblichen Beſitze der Markgrafſchaft Meißen im Jahre 1127. — Ob übrigens dieſe Dynaſtie, deren beglaubigte Abſtammung nicht weiter, als bis auf den Thedorich Buzici (der in Otto's I. Zeiten lebte) zurückgeführt werden kann, ſlaviſcher oder germaniſcher Abkunft war, iſt freilich nicht bis zur Gewißheit auszumitteln. Doch nennt ihn ein Chroniſt: Vir egregiae libertatis, welches im Mittelalter den Beſitzer eines bedeutenden deutſchen Allodiums bezeichnete, der keinem Höhern durch Lehnsverhältniſſe verpflichtet war. Daß ſeiner Familie

erblich eine anſehnliche Beſitzung in der Nähe von Halle gehörte, wo ſie die Burg Wettin erbaute, und ſich nach derſelben nannte, iſt hiſtoriſch gewiß. Nur dürfte die von Adelung im Directorium aufgeſtellte Abſtammung dieſer Dynaſtie von dem gräflichen Hauſe Mansfeld, ſo wie die von Wedekind (in ſ. Schrift: die Eingänge der Meſſen, Braunſchweig 1815, 8.) vorgeſchlagene Identität des tribus Buzici mit der alten Burgmark Zörbig, in Ermangelung näherer Notizen bei den beiden Hauptquellen für die älteſte meißniſche Geſchichte (im Ditmar von Merſeburg, und im Chronicon Lauterbergense, das von einem anonymen Mönche des von der Dynaſtie Wettin geſtifteten Kloſters auf dem Petersberge bei Halle geſchrieben ward), nie bis zur hiſtoriſchen Gewißheit erhoben werden können. — Conrad von Wettin, erſter erblicher Markgraf von Meißen, erbte nach dem Tode ſeines Vetters, des Grafen Heinrich von Wettin zu Eilenburg, deſſen ſchöne eilenburgſchen Familienbeſitzungen; vom Kaiſer Lothar II. erhielt er (1143) die bisherige Reichsdomäne Rochlitz; auch ward er von demſelben (1136) mit der öſtlichen Mark (Niederlauſitz) belehnt; daher führte er auch den Namen Marchio Misnensis et Lusicensis. Obgleich ſeine Länder nach ſeinem Tode (1156) zwiſchen ſeinen fünf Söhnen getheilt wurden; ſo fielen doch die meiſten derſelben bei dem frühzeitigen Erlöſchen dieſer Seitenlinien an die meißner Stammlinie zurück, bis auf Brena mit Wettin, welche der deutſche König Rudolph I. (1290), als ein eröffnetes Reichslehen, dem Herzoge von Sachſen ſchenkte, ſo daß Brena erſt 1423 zugleich mit dem Herzogthum Sachſen an Meißen zurückkam, Wettin aber bereits vorher auf das Erzbisthum Magdeburg übergegangen war. In unmittelbarer Folge regierten nach Conrad: ſein Sohn, Otto der Reiche (1156 — 1190), unter welchem die freibergiſchen Bergwerke entdeckt, und die erſten beiden leipziger Meſſen geſtiftet wurden; dann deſſen älteſter Sohn, Albrecht der Stolze (1190 — 1195), und nach ihm der jüngere, Dietrich der Bedrängte (1195 — 1221), der mit ſeinem Bruder in Streit verwickelt ward, und erſt nach des Kaiſers Heinrich VI Tode, welcher Meißen als eine erledigte Reichsdomäne einziehen wollte, zum ruhigen Beſitze der Markgrafſchaft gelangte. Durch die Vermählung dieſes Dietrichs mit der Tochter des Landgrafen Hermann von Thüringen ward die unter ſeinem Sohne Heinrich dem Erlauchten (reg. von 1221 — 1288) erfolgende Vereinigung der Landgrafſchaft Thüringen mit Meißen vorbereitet. Dieſe Landgrafſchaft Thüringen umſchloß bei weitem nicht den Umfang des alten thüringiſchen Königreichs, das unter ſeinem letzten Könige Hermanfried (528) von den Franken und Sachſen zerſtört, und ſo getheilt ward, daß das eigentliche Thüringen als Provinz an die Franken, der nördliche Theil am Harze aber an die Sachſen kam. Wenn nun gleich nach dieſer Zerſtörung die Sorben in dem thüringiſchen Grenzlande zwiſchen der Elbe und Saale ſich feſtſetzten; ſo drangen dieſe noch nicht ins eigentliche Thüringen vor, das von den fränkiſchen, in demſelben angeſtellten, Grafen und Herzogen gegen ſie vertheidigt ward. Seit 687 ward das Chriſtenthum durch den Britten Winfried (Bonifacius) in dieſem Lande verbreitet, wo bereits mehrere Städte (Erfurt, Weimar, Gotha, Eiſenach, Eisleben, Arnſtadt, Nordhauſen, Mühlhauſen ꝛc.) aufblühten, und mehrere gräfliche Geſchlechter (von Weimar, Gleichen, Mansfeld, Schwarzburg, Orlamünde, Beich-

lingen, Käfernburg u. A.) ſchöne Allodialbeſitzungen erwarben. Unter allen dieſen thüringiſchen Dynaſtien erhob ſich aber keine ſchneller, als die vom Grafen Ludwig mit dem Barte abſtammende, der ein Anverwandter der Kaiſerin Giſela, Gemahlin Conrads II., von dem letztern (ums Jahr 1026) einen beträchtlichen Strich Landes in der Nähe des thüringer Waldes geſchenkt erhielt, und ſeine Beſitzungen durch ſeine Vermählung mit der Gräfin Cäcilia von Sangerhauſen erweiterte. In dieſen Familienbeſitzungen folgte ihm ſein Sohn Ludwig (nach einer Fabel des Mittelalters der Springer genannt), welcher die Wartburg und Stadt Freiburg erbaute. Der Sohn deſſelben, Ludwig, erhielt im Jahre 1130 die vom Kaiſer Heinrich IV. in Thüringen begründete landgräfliche Würde, die urſprünglich ein kaiſerliches Richteramt mit herzoglichen Rechten bezeichnete. Dieſe Würde blieb bei ſeiner Familie, bis dieſelbe im Jahre 1247 mit dem Landgrafen Heinrich Raſpe erloſch, und der Kaiſer Friedrich II. das erledigte Land und die erledigte Würde auf den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meißen übertrug, der von demſelben Kaiſer bereits im Jahre 1242 das pleißner Land unterpfändlich erhalten hatte. Ob nun gleich Heinrich der Erlauchte über den Beſitz von Thüringen mit ſeiner nahen Anverwandtin, der Herzogin Sophia von Brabant, einer Tochter des frühern Landgrafen, Ludwigs des Heiligen von Thüringen, in einen vieljährigen Krieg verwickelt ward; ſo behauptete er doch im Frieden vom Jahre 1263 die Landgrafſchaft Thüringen, wogegen die heſſiſchen Allodialbeſitzungen an das brabantiſche Haus fielen, und der Sohn der Sophia, Heinrich, der Stammvater des geſammten heſſiſchen Hauſes ward. — Verſtärkt durch den Erwerb von Thüringen, war im dreizehnten Jahrhunderte das Wettinſche Haus in Meißen eine der mächtigſten deutſchen Regentenfamilien; nur daß die von Heinrich dem Erlauchten beſchloſſene Theilung ſeiner Länder, und die Fehden ſeines älteſten Sohnes, Albrechts des Unartigen, dem er Thüringen überlaſſen hatte, mit ſeinen beiden Söhnen, Friedrich dem Gebißnen und Diezmann, die innern Kräfte des Landes erſchütterten, bis endlich nach zweien ſturmvollen Jahrzehnden, und nach dem Abſterben der übrigen Fürſten des Hauſes, Friedrich der Gebißne zum ruhigen Beſitze von Meißen und Thüringen gelangte. Bei ſeinem Tode (1324) folgte ihm ſein Sohn Friedrich der Ernſthafte (1324—1349). In Verbindung mit Heſſen und Mainz beſiegte er die rauſſüchtigen Herren von Treffurt in Thüringen, deren Beſitzungen (Treffurt nebſt der Voigtei Dorla) in eine Ganerbſchaft (gemeinſchaftliche Beſitzung) der drei Sieger (1337) verwandelt, und der ſächſiſche Antheil davon erſt im Jahre 1808 an das damalige Königreich Weſtphalen abgetreten ward. Mit Friedrichs des Ernſthaften Söhnen begannen wieder die für das Land ſo nachtheiligen Theilungen; es war aber im Mittelalter durchgehends in den deutſchen Lehen die Anſicht vorherrſchend, daß, wenn gleich dem älteſten Sohne ein größerer und beſſerer Theil gehöre, die übrigen Söhne doch berechtigt wären, in ziemlich gleiche Theile der Erbſchaft zu gehen. So erhielt Friedrich der Strenge (reg. 1349—1381) in der durchs Loos beſtimmten Theilung das Oſterland; ſein mittlerer Bruder, Balthaſar, Thüringen, und der jüngſte, Wilhelm I., Meißen. Durch Heirath brachte Balthaſar Hildburghauſen, und Friedrich die Pflege Coburg an das Haus. Zum Glück für das Land

ſtarb Wilhelm I. (1407) ohne Erben, und die thüringiſche Linie erloſch gleichfalls (1440) ſchon mit Balthaſars Sohne, Friedrich dem Friedfertigen. Dagegen regierten die Söhne Friedrichs des Strengen, Friedrich der Streitbare (1381—1428) und Wilhelm II. (ſt. 1425) im Oſterlande gemeinſchaftlich, bis ſie nach dem Erlöſchen der meißner Linie (1407) eine neue Theilung ſtifteten. Sie gründeten im Jahr 1409, auf Veranlaſſung der von Prag auswandernden Lehrer und Studirenden, die Univerſität Leipzig, und beide Brüder, ſo wie ihr Vetter Friedrich von Thüringen, unterſtützten den Kaiſer Sigismund in dem Huſſitenkriege. So viele verderbliche Folgen dieſer Krieg für die meißniſchen Länder hatte; ſo ward er doch auch die Veranlaſſung, daß Sigismund die ritterliche Tapferkeit und kriegeriſchen Verdienſte Friedrichs des Streitbaren im Jahre 1424, nach dem Erlöſchen des Askaniſchen Hauſes in der ſächſiſchen Chur, mit dieſer Chur und den dazu gehörenden Ländern belohnte. Wenn von der einen Seite die an ſich ſchon bedeutende Hausmacht der Wettinſchen Dynaſtie durch die Gelangung zur ſächſiſchen Churwürde mit einem neuen Glanze umgeben, und durch den Erwerb des Herzogthums Sachſen nach Länderumfang und Bevölkerungszahl weſentlich verſtärkt ward; ſo erhielt zugleich von der andern Seite die ſächſiſche Chur, die unter den Askaniern ſo wenig gegolten hatte, im deutſchen Staatenſyſteme ein neues höheres Gewicht, weil nun, durch die Vereinigung von Sachſen, Meißen und Thüringen in Einem Regentenhauſe, der politiſche Einfluß dieſes Hauſes auf die Angelegenheiten Deutſchlands ſelbſt beträchtlich geſteigert ward. In der That war ſeit dieſer Zeit der Churfürſt von Sachſen, wie vormals die Guelfiſchen Herzoge von Sachſen, der mächtigſte und wichtigſte Fürſt Deutſchlands nächſt dem regierenden luxemburgiſchen Kaiſerhauſe; denn ſelbſt das öſterreichiſche Haus ſtand hinter dem Wettinſchen an politiſchem Einfluſſe zurück, bis daſſelbe zur Kaiſerwürde, und in ſchneller Folge der Begebenheiten durch Erbſchaft zum Beſitze der burgundiſchen Staaten (1477), des Königreichs Ungarn, und der Länder des böhmiſchen Lehnsnexus (1527) gelangte. — In der ſächſiſchen Chur und den dazu gehörenden untheilbaren Ländern folgte auf Friedrich den Streitbaren ſein älteſter Sohn, Friedrich der Sanftmüthige (1428—1464); in den übrigen Hausbeſitzungen regierte er aber gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Wilhelm III. (ſt. 1482), nachdem der auf das Erlöſchen der thüringiſchen Seitenlinie (1440) erfolgende Bruderkrieg durch die Dazwiſchenkunft des Kaiſers und durch die Vermittelung mehrerer Reichsfürſten ausgeglichen worden war. Doch war der ſächſiſche Prinzenraub (9. Juli 1455) eine Folge dieſes Bruderkrieges; denn Kunz von Kaufungen, welcher die beiden Söhne des Churfürſten, Ernſt und Albrecht, aus dem altenburger Schloſſe entführte, beabſichtigte durch dieſe That eine größere Entſchädigung für ſeine Anſprüche an den Churfürſten, endigte aber nach ſeiner Gefangennehmung auf dem Fürſtenwege zwiſchen Grünhain und Raſchau durch den beherzten Köhler Schmidt auf dem Schaffotte zu Freiberg (14. Juli). — Ob nun gleich, nach des Churfürſten Tode, Ernſt im Churkreiſe allein, und in den übrigen Erbländern gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Albrecht regierte; ſo theilten ſie doch nach dem unbeerbten Tode ihres Oheims, Wilhelms III. in Thüringen (1440), im Jahre 1485 die geſammten Familienländer zu Leipzig, in welcher Theilung Ernſt Thüringen, und Al-

brecht *Meißen* erhielt, das Oſterland aber und die Vaſallen zwiſchen ihnen getheilt wurden. Seit dieſer Theilung ſind die geſammten Wettinſchen Familienbeſitzungen nie wieder vereinigt worden, wenn gleich der Beſitzſtand ſelbſt durch die wittenbergiſche Capitulation zum Nachtheile des Erneſtiniſchen Hauſes bedeutend verändert ward. — In der *Erneſtiniſchen Linie*, welche den Churkreis und Thüringen beſaß, folgten auf Ernſt ſeine Söhne: der Churfürſt *Friedrich der Weiſe* (1486—1525), und der Herzog *Johann der Beſtändige*, auf welchen nach Friedrichs unbeerbtem Tode auch die Churwürde überging (ſt. 1532). Nicht ohne Grund ward Friedrichs Weisheit in ſeinem Zeitalter gefeiert; denn er hatte nicht nur auf die Angelegenheiten Deutſchlands einen bedeutenden Einfluß, und war des Kaiſers Stellvertreter bei deſſen Abweſenheit aus Deutſchland; er ſtiftete auch (18. Oct. 1502) die *Univerſität Wittenberg*, und leitete die von dieſer Univerſität (1517) ausgehende *Kirchenverbeſſerung* mit religiöſem Sinne und mit politiſcher Umſicht der Verhältniſſe. Ohne ſein perſönliches Gewicht bei den Kaiſern, Maximilian und Carl V., und ohne ſeine Gewandtheit und Klugheit würde wahrſcheinlich der kühne *Luther* das Schickſal Huſſens erfahren haben. Allein bei Friedrichs Tode war die neue Lehre bereits ſo feſt gegründet, und hatte auf Fürſten und Völker ſo mächtig eingewirkt, daß kein Bannfluch vom Vaticane und keine Reichsacht, ſelbſt nicht der ſchmalkaldiſche und dreißigjährige Krieg, das wieder vernichten konnte, was aus dem mündig gewordenen Geiſte des Volks ſelbſt hervorgegangen, und bald der wichtigſte Impuls der neueuropäiſchen Politik geworden war. Mochte alſo auch nach der mühlberger Schlacht (24. April 1547) der ſächſiſche Churhut in der wittenberger Capitulation (19. Mai 1547) von dem Haupte des Churfürſten *Johann Friedrich des Großmüthigen* fallen; ſo ward doch die proteſtantiſche Freiheit durch ſeinen Vetter und Nachfolger in der Chur, durch *Moritz*, im paſſauer Vertrage (1552) gerettet, nachdem er in dem kurzen Feldzuge gegen Carl V. gezeigt hatte, was ein kräftiger deutſcher Fürſt gegen den mächtigſten damaligen Regenten in Europa vermochte, ſobald es erhellte, daß er die bürgerliche und kirchliche Freiheit Deutſchlands gegen das Reactionsſyſtem *ſeiner* Zeit vertheidigte! Die wittenberger Capitulation, in welcher *Moritz* außer der Churwürde auch den beträchtlichſten Theil der Beſitzungen des ſächſiſch-Erneſtiniſchen Hauſes *auf die Albertiniſche Linie* brachte, beſchränkte freilich das neue, meiſtens aus thüringiſchen Ämtern gebildete Fürſtenthum für die Söhne des gefangenen Churfürſten nur auf ein jährliches Einkommen von 50,000 Gulden; allein auch der Churſtaat ſelbſt verlor dadurch, daß Moritz dem Könige von Böhmen das ſchleſiſche Herzogthum *Sagan*, die *voigtländiſchen* Beſitzungen, als erledigte böhmiſche Lehen, und die bisherige ſächſiſche Lehnshoheit über die *reußiſchen* Länder überlaſſen, ſo wie die Fortdauer der Biſchöfe und Domcapitel in den drei meißniſchen Hochſtiftern zugeſtehen mußte. Der geweſene Churfürſt Johann Friedrich kehrte, nach einer fünfjährigen Gefangenſchaft, in die ſeinen Söhnen angewieſenen thüringiſchen Ämter zurück, ſtarb aber bereits im Jahre 1554, nachdem der neue Churfürſt von Sachſen, Auguſt, der Erneſtiniſchen Linie, unter Mitwirkung der Krone *Dänemark*, zur Ausgleichung der bisherigen Streitigkeiten, das *Fürſtenthum Altenburg* abgetreten, und 100,000 Gulden ausgezahlt hatte.

Bei den im Erneſtiniſchen Hauſe fortdauernden Ländertheilungen ward der Beſitzſtand, beſonders bei dem baldigen Erlöſchen mehrerer neugebildeten Seitenlinien, vielfach verändert. In unſern Zeiten blühen noch im Erneſtiniſchen Hauſe fünf Linien: die weimariſche (welche 1815 die großherzogliche Würde, und 77000 neue Unterthanen, meiſt aus den Abtretungen des Königs von Sachſen an Preußen erhielt), die gothaiſche, die meiningiſche, die coburgiſche (welche 1816 20,000 neue Staatsbürger im überrheiniſchen Fürſtenthume Lichtenberg gewann), und die von Hildburghauſen. Einen beträchtlichen Zuwachs erhielt 1583 das Erneſtiniſche Haus durch $\frac{7}{12}$ der hennebergiſchen Erbſchaft. — Das Albertiniſche Haus, durch die Theilung im J. 1485 vom Herzoge Albrecht geſtiftet, und im Beſitze von Meißen und einzelnen Theilen des Oſterlandes, blieb nach Albrechts Tode (1500) unter ſeinen Söhnen, Georg dem Bärtigen (1500 — 1539), und Heinrich dem Frommen (1539 — 1541) in dieſem Länderumfange, bis Heinrichs Sohn, der ſtaatskluge und als Held ausgezeichnete Moritz, durch ſein Bündniß mit dem Kaiſer Carl V. in der wittenberger Capitulation (1547) zum Beſitze der ſächſiſchen Churwürde, des Herzogthums Sachſen und mehrerer anderer Länder des Erneſtiniſchen Hauſes gelangte. Doch bald darauf bewährte er in dem, nach einem kurzen Feldzuge dem Kaiſer Carl V. (1552) abgedrungenen Vertrage zu Paſſau, daß ihm die bürgerliche und religiöſe Freiheit mehr galt, als die Gunſt des Kaiſers, und ehe ein Jahr darauf verfloß, ſtarb er (11. Juli 1553) an den Wunden, die er (9. Juli) in der Schlacht bei Sievershauſen gegen den Markgrafen Albrecht von Culmbach erhalten hatte. Ihm folgte in der Chur und in den erworbenen Ländern ſein Bruder Auguſt (1553 — 1586). Wenn gleich nicht Moritzens militäriſche Talente auf ihn übergegangen waren, und ſein Antheil an den kryptocalviniſtiſchen Streitigkeiten einen Schatten auf ſeine Regierung wirft; ſo darf doch nicht vergeſſen werden, daß er der erſte Staatswirth ſeines Zeitalters war; daß er die trefflichſten Inſtitute für die innere Organiſation ſeines Staats begründete, und daß er durch Verträge, durch Ankauf und kaiſerliche Belehnung den Umfang dieſes Staats beträchtlich erweiterte, ob er gleich im Jahre 1554 dem Erneſtiniſchen Hauſe das Fürſtenthum Altenburg überließ. Unter ihm geſchah es, daß die Adminiſtration der zum Proteſtantismus getretenen drei meißniſchen Stifter, Meißen, Merſeburg und Naumburg-Zeitz, durch Vertrag mit den Domcapiteln, deren Rechte beibehalten wurden, auf den Churfürſten überging; daß er durch Kauf von dem Burggrafen von Meißen und Voigte von Plauen die ſchon früher ſeinem Hauſe gehörenden voigtländiſchen Beſitzungen (den nachmaligen voigtländiſchen Kreis) wieder erwarb (1566); daß er, nach der vom Kaiſer ihm aufgetragenen Achtsvollziehung gegen den Herzog Johann Friedrich den Mittlern von Gotha, für die aufgewandten Kriegskoſten die Erneſtiniſchen Ämter Sachſenburg, Arnshaugk, Weida und Ziegenrück (1567) unterpfändlich erhielt; daß ihm der Kaiſer aus der hennebergiſchen Erbſchaft (1583) $\frac{5}{12}$ beſtimmte (welche in der Theilung des hennebergiſchen Landes (1660) in den Ämtern Schleuſingen, Suhla und Kühnsdorf mit Benshauſen beſtanden); und daß er, durch die nöthig gewordene Sequeſtration der mansfeldiſchen Länder (1570), den ſpätern Anfall (1780) des unter ſächſiſcher Lehnshoheit ſtehenden Theiles die-

ſer Länder an das Churhaus, nach völligem Erlöſchen des gräflich mansfeldiſchen Geſchlechts, vorbereitete. Für die innere zweckmäßige Organiſation ſeines Staats wirkte August durch die Stiftung des Appellationsgerichts, des geheimen Conciliums, des Obersteuercollegiums, des Kammercollegiums, des Oberconſiſtoriums, und durch die Sammlung eines neuen Geſetzbuches, beſonders aber durch die Ordnung in den Finanzen, durch die erhöhte Bevölkerung und Anſiedelung von Coloniſten, da er mehrere ſeiner Domänen in Erbpacht gab, durch viele Baue zur Verſchönerung der Reſidenz und einzelnen Städte, und durch ſeine Anſtalten für die Polizei, für das Münz- und Poſtweſen. — Die kurze Regierung ſeines Sohnes Chriſtian I. (1586—1591) bezeichnete zunächſt der Einfluß des Kanzlers Crell auf dieſelbe, der aber, obgleich nur die Begünſtigung des Kryptocalvinismus zunächſt auf ſeine Rechnung gebracht werden konnte, dennoch unter der folgenden Regierung, nach einem illegalen Prozeßgange, als ein Opfer des von ihm beleidigten Adels (9. October 1601) enthauptet ward. Für den minderjährigen Chriſtian II. (1591—1611) führte anfangs der Herzog von Sachſen-Altenburg die vormundſchaftliche Regierung. Die Unthätigkeit Chriſtians, nach angetretener Regierung, trug größtentheils die Schuld davon, daß die auf kaiſerliche Anwartſchaft gegründeten Rechte des ſächſiſchen Hauſes auf die reiche jülichſche Erbſchaft beim Tode des letzten Herzogs von Jülich (1609) nicht geltend gemacht, und dieſe Länder von Brandenburg und Pfalz-Neuburg in Beſitz genommen wurden, welches zu einer Entfremdung Sachſens gegen dieſe beiden Fürſtenhäuſer nothwendig führen mußte, die auch während des dreißigjährigen Kriegs nicht ohne ſichtbare Folgen blieb. Denn als, nach Chriſtians II. Tode, ihm ſein Bruder Johann Georg I. (1611—1656) in der Regierung folgte; lehnte dieſer nicht nur ſelbſt die ihm von den Böhmen — welche Ferdinand II. des Throns für verluſtig erklärten — angebotene böhmiſche Krone ab; er rieth auch dem Churfürſten Friedrich V. von der Pfalz, daſſelbe zu thun. Allein dieſer, geblendet von dem Glanz der Krone, und rechnend auf die Unterſtützung der Union (des Bundes der Proteſtanten) in Deutſchland, verlor bald nach der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, welche gegen ihn entſchied, nicht nur die Ausſicht auf Böhmen, ſondern auch, durch die Achtserklärung des Kaiſers, die Chur und alle ſeine Familienländer. Dagegen hatte Johann Georg I., als Bundesgenoſſe Ferdinands, für dieſen die Lauſitzen und Schleſien zur Unterwerfung gebracht, und für die auf 72 Tonnen Goldes berechneten Kriegskoſten die beiden Lauſitzen anfangs (1623) unterpfändlich, nach dem Kriege mit dem Kaiſer aber im prager Frieden (1635) völlig abgetreten erhalten. Denn das gute Vernehmen des Churfürſten mit dem Kaiſer ward durch das Reſtitutionsedict des letztern (1629) geſtört, nach welchem die ſeit dem paſſauer Vertrag ſecularisirten geiſtlichen Länder wieder in die vorigen kirchlichen Verhältniſſe zurückgedrängt, und von den Proteſtanten herausgegeben werden ſollten. Unter dieſen Umſtänden ſchloß ſich Johann Georg I. (1631) dem Könige von Schweden, Guſtav Adolph, an, worauf die Schweden in Verbindung mit den Sachſen gegen Tilly (7. September 1631) die Schlacht bei Breitenfeld, und gegen Wallenſtein (6. November 1632) die Schlacht bei Lützen gewannen, obgleich der König in der letzten gefallen, und nach ihm die Leitung der ſchwediſchen Angelegenheiten

in Deutſchland auf ſeinen Kanzler Oxenſtierna übertragen war, mit welchem der Churfürſt nicht zu gemeinſamen Entſchlüſſen ſich vereinigen konnte. Die Folge ihrer Mißverſtändniſſe war Sachſens Separatfriede mit dem Kaiſer zu Prag (30. Mai 1635), in welchem der Churfürſt von Öſterreich die beiden Lauſitzen abgetreten, ſein Sohn Auguſt die Adminiſtration des Erzſtiftes Magdeburg, und der Churfürſt von dieſem Erzſtifte die ſogenannten querfurtiſchen Ämter (Querfurt, Jüterbock, Dahme, Burg) erhielt. Als aber kurz nach dieſem Frieden Johann Georg auf Öſterreichs Seite gegen Schweden trat, büßte ſein Land dieſen Mißgriff der Politik durch die wildeſten Verheerungen der ſchwediſchen Truppenmaſſen, und der weſtphäliſche Friede (1648) verſchaffte Sachſen blos die Beſtätigung der im prager Frieden gemachten Erwerbungen. Überhaupt war der prager Friede, ſeit welchem der ſächſiſche Churſtaat keine Vermehrung ſeines Länderbeſtandes erhielt, ſondern bis zum wiener Tractate am 18. Mai 1815 in statu quo blieb, der Culminationspunct des politiſchen Gewichts Sachſens in Deutſchland; denn ſeit dieſer Zeit trat Sachſen aus der erſten Stelle nächſt dem Kaiſerhauſe in die zweite, weil Brandenburg den politiſchen Einfluß Sachſens ſeit der Regierung des großen Churfürſten überflügelte und verdunkelte, und ſeine Beſitzungen und ſeine Macht ſeit dem weſtphäliſchen Frieden, beſonders aber unter Friedrich II., bedeutend vergrößerte und verſtärkte. — Die Nachtheile der von Johann Georg I. in ſeinem Teſtamente begründeten Theilung der Albertiniſchen Länder, durch die Stiftung der drei Seitenlinien zu Weißenfels, Merſeburg und Zeitz, waren zum Glücke nur vorübergehend, weil dieſe Linien frühzeitig erloſchen, und ihre Länder (die zeitzer 1718, die merſeburger 1738, die weißenfelſer 1746) wieder mit dem Churſtaate vereinigt wurden. — In dieſem Churſtaate regierten Johann Georg II. (1656—1680), Johann Georg III. (1680—1691) und Johann Georg IV. (1691—1694) ohne wichtige und durchgreifende Ereigniſſe. Als aber dem letztern ſein nachgeborner Bruder Friedrich Auguſt I. (1694—1733) folgte (ſ. d. Art.), bewirkte zwar ſein Übertritt zum Katholicismus (1697) im Innern keine weſentlichen Veränderungen; allein ſeine Wahl zum Könige von Polen (1697) führte nicht nur zu einem glänzendern Hofſtaate, als er den Kräften Sachſens angemeſſen war, es ward auch Sachſen in den nordiſchen Krieg verflochten, welchen Auguſt, in Verbindung mit Rußland und Dänemark, gegen den König Carl XII. von Schweden führte, der nicht nur Auguſts Abſetzung und die Wahl des Stanislaus Leſczinsky in Polen bewirkte, ſondern der auch im Herbſte 1706 nach Sachſen ging, zu Altranſtädt (24. September 1706) die Bedingungen des nachtheiligen Friedens mit Auguſt vorſchrieb, und während ſeines einjährigen Aufenthaltes in Sachſen dem Churſtaate große Summen koſtete. Wenn nun gleich Auguſt nach Carls Niederlage bei Pultawa (1709) die polniſche Krone reclamirte; ſo ward doch der erneuerte Krieg gegen Schweden größtentheils mit ſächſiſchen Truppen und ſächſiſchem Gelde geführt, ohne daß im Frieden mit Schweden irgend ein Vortheil daraus für Sachſen, oder ſelbſt für Polen, hervorgegangen wäre. Die Liebe Auguſts zum Glanze bewirkte zwar manche Verſchönerungen, und die Begründung und Nahrung des Kunſtſinnes in der Reſidenz; doch wurden auch von ihm mehrere ſächſiſche Ämter an benachbarte Fürſten verpfändet, die Voigtei über das Stift Quedlinburg, die drei

Ämter Lauenburg, Sevenberg und Gersdorf, nebſt dem Petersberge, an Brandenburg verkauft, und dem Hauſe Schwarzburg gegen einige Geldſummen bedeutende Rechte zugeſtanden. — Nach Friedrichs Auguſts I. Tode folgte ſein Sohn, der Churfürſt Friedrich Auguſt II. (1733 — 1763), als Auguſt III. auch auf dem polniſchen Throne; doch mußte der Beſitz deſſelben erſt gegen die erneuerten, und von Frankreich unterſtützten Anſprüche des Stanislaus Lescinsky im polniſchen Erbfolgekriege (1734 f.) behauptet werden, deſſen Erfolg aber für Polen bereits durch die Einnahme von Danzig von den Sachſen und Ruſſen entſchieden ward. Beim Ausbruche des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs, nach dem Tode des Kaiſers Carl VI. ſtand Auguſt III. im erſten ſchleſiſchen Kriege (1741 f.) auf der Seite der Gegner der Maria Thereſia. Ob nun gleich in dem Frieden zu Berlin (1742) der König von Preußen den größten Theil Schleſiens von Öſterreich erwarb; ſo erhielt Sachſen, das dieſem Frieden ſich anſchloß, doch keinen Theil der öſterreichiſchen Erbſchaft, und trat bereits im Mai 1744 auf Öſterreichs Seite. Der zweite ſchleſiſche Krieg (1744 f.) führte, nach der Schlacht bei Keſſelsdorf (15. December 1745), im dresdner Frieden (25. December 1745) zu keinem andern Reſultate in Hinſicht des Länderbeſtandes, als zum status quo; nur daß Sachſen in dieſem Kriege viele Verluſte erlitten, an Preußen eine Million zu zahlen hatte, und daß der dresdner Friede das ſteigende Übergewicht Preußens im deutſchen Norden durch den behaupteten Beſitz Schleſiens ſicher ſtellte. So blieb es auch im hubertsburger Frieden (15. Februar 1763), der den dritten ſchleſiſchen (ſiebenjährigen) Krieg beendigte; allein dieſer Krieg hatte furchtbare Leiden, und eine Schuldenlaſt von 29 Millionen Thaler über Sachſen gebracht, ohne die Municipalſchulden, ohne die Rechnungen der durch Bombardement zerſtörten Städte, Dresden, Wittenberg und Zittau, und die Verwüſtungen der ſächſiſchen Bundesgenoſſen, der Öſterreicher und Reichstruppen, zu rechnen. Einen weſentlichen Einfluß auf die nachtheiligen Ereigniſſe während Auguſts III. Regierung hatte die Premierminiſterſchaft des Grafen von Brühl (1746 — 1763), eines ſchwachen Politikers und eines Verſchwenders, der, bei ſeinem ungeheuern Aufwande, dennoch ein ſehr bedeutendes Privatvermögen und anſehnliche Beſitzungen hinterließ. — Sollte Sachſen von den Wunden des ſiebenjährigen Krieges geneſen; ſo mußte an die Stelle der Brühlſchen Verſchwendung das Syſtem der Sparſamkeit und die neue Begründuug des Staatscredits treten. Dies leitete der würdige Churfürſt Friedrich Chriſtian in ſeiner zweimonatlichen Regierung ein (6. October bis 17. December 1763), und ward von dem Adminiſtrator Xaver während der Minderjährigkeit Friedrich Auguſts III. (bis 1768) mit Beharrlichkeit fortgeſetzt. Die Landesſchulden und deren Intereſſen wurden auf die Steuercreditcaſſe angewieſen, welche jährlich 1,100,000 Thaler dafür bezahlte, ſo daß 1807 die Landesſchuld bereits bis auf 15 Millionen abbezahlt war, obgleich bei den ſpätern Kriegen die Ausloosung der Steuerſcheine ſiſtirt werden mußte. Eben ſo ward für die Bezahlung der 9 Millionen Kammerſchulden eine Kammercreditcaſſe geſtiftet, welche jährlich 300,000 Thaler abtrug. Schon unter Friedrich Chriſtian ward die in Dresden (ſeit 1703 beſtehende) Mahlerakademie zu einer Akademie der zeichnenden und bildenden Künſte unter Hagedorns Leitung

erhoben, und mit 16,000 Thaler jährlicher Einkünfte ausgeſtattet. Der Adminiſtrator verband damit (1764) die leipziger Zeichnungs-, Mahlerei- und Architekturakademie als Filialanſtalt. Eben ſo erweiterte er (1764) den Geſchäftskreis der (1735 errichteten) Landes-Ökonomie-, Manufactur- und Commerciendeputation und ſtiftete (4. December 1765) die treffliche Bergakademie zu Freiberg. Auch errichtete er zu Dresden (1766) eine Artillerieſchule. Für die innere Verwaltung wurden (1764) in den einzelnen ſieben Kreiſen des Landes Kreis- und Amtshauptleute angeſtellt, und (in dem gebliebenen Theile) die Zahl der letztern im Jahre 1816 vermehrt, und ihr Geſchäftskreis erweitert; auch ward zu Dresden (1768) das Sanitätscollegium errichtet. Unter dem noch lebenden Regenten, deſſen Gerechtigkeit und Weisheit von ſeinem Zeitalter und von den ausgezeichnetſten Fürſten deſſelben allgemein anerkannt ward, erhielt das neugeſtiftete Finanzcollegium (1782), durch die Vereinigung des Accis-, Berg- und Kammercollegiums, und der bis dahin vereinzelten Caſſen, eine zweckmäßige Organiſation; der Erwerbfleiß und Handel wurden durch liberale Grundſätze unterſtützt und gehoben; der Ackerbau war im Emporblühen; der Wohlſtand der mittlern und niedern Volksclaſſen ſtieg immer höher, denn ein wohlhabendes Volk iſt der Fürſten beſte Schatzkammer; die öffentlichen Verbindlichkeiten wurden pünctlich erfüllt; die Tortur (1770) abgeſchafft; neue Zucht- und Arbeitshäuſer wurden (1772 und 1776) zu Torgau und Zwickau, ein Arbeitshaus für Bettler und Vagabunden (1803) zu Colditz angelegt; die Irrenanſtalt (1811) auf den Sonnenſtein verſetzt; das Taubſtummeninſtitut zu Leipzig vom Churfürſten anſehnlich unterſtützt; eine zweckmäßige Brandaſſecuranzordnung (1787), und (1809) die Gensdarmerie eingeführt, die Saale (ſeit 1790) ſchiffbar gemacht, für die Bearbeitung eines neuen Geſetzbuchs (1791) eine beſondere Geſetzcommiſſion niedergeſetzt; das Schulweſen durch zwei Landſchullehrerſeminarien zu Dresden und Weißenfels, und beſonders in Hinſicht der drei Landſchulen — Pforta, Meißen und Grimma — beſſer organiſirt, und zur Verbeſſerung dieſer und der beiden Univerſitäten wurden vom Regenten (1811) die ihm zugefallenen fünf Commenden des deutſchen Ordens angewieſen. Für die Bildung der Offiziere der Armee erhielt die Ritterakademie (ſeit 1798) eine zeitgemäße Erweiterung und neue Einrichtung; das annaburger Soldatenknabeninſtitut ſorgte väterlich für die Waiſen der Soldaten, und die Armee ſelbſt erhielt (1810) eine neue Organiſation den Bedürfniſſen der Zeit angemeſſen. Der Landescredit war ſo geſichert, daß die im J. 1772 creirten 1½ Million Caſſenbillets, ſelbſt nach ihrer ſpätern Erhöhung auf 5 Millionen im Curſe al pari ſtanden, bis erſt die Vorgänge im J. 1813 nachtheilig auf ſie einwirkten. Für die Künſte und Wiſſenſchaften ward durch die Überlaſſung des japaniſchen Palais an die Bibliothek und die Antiken, ſo wie durch den Ankauf der Mengsſiſchen Gypsabgüſſe (1792) durch die Vermehrung der trefflichen Gemähldegallerie, durch die Vervollkommnung der Capelle, und durch manche Ergänzung fehlender Inſtitute auf beiden Univerſitäten (in Leipzig durch die Stiftung des Hebammeninſtituts, des Klinicums, der Sternwarte, des chemiſchen Laboratoriums, des philologiſchen Seminariums u. ſ. w., in Wittenberg durch das Hebammeninſtitut ꝛc.) väterlich geſorgt. — In Hinſicht der auswär-

tigen Verhältniſſe machte Friedrich Auguſt III. ſeine Rechte auf die baierſche Allodialerbſchaft in dem kurzen *baierſchen Erbfolgekriege* (1778) geltend, in welchem er mit Preußen gegen Öſterreich verbündet war. Dieſes Bündniß ward noch feſter geknüpft, als er (1785) dem von Friedrich II. geſtifteten *deutſchen Fürſtenbunde* beitrat, durch welchen der von Öſterreich, beabſichtigte Eintauſch Baierns gegen den größten Theil der öſterreichiſchen Niederlande vereitelt ward. — Im J. 1791 *ſchlug er die*, nach der neuen Conſtitution Polens vom 3. Mai d. J., ihm und ſeiner Tochter beſtimmte *polniſche Krone aus*, weil bei der damaligen Stellung Rußlands gegen Polen nicht zu erwarten war, daß Catharina II. die von den Polen und ihrem Könige Stanislaus Auguſtus angenommene neue Conſtitution anerkennen würde. Dagegen wählten die beiden unmittelbaren Nachbarn des Churfürſten, der Kaiſer Leopold II. und der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, die ländlich ſchöne Sommerwohnung deſſelben, das Schloß zu *Pillnitz* (Aug. 1791), zur Ausgleichung ihrer ſeit der reichenbacher Convention nicht ganz gehobenen Irrungen, und zur Vereinigung über gemeinſchaftliche Maßregeln in Hinſicht auf die franzöſiſche Revolution. Die zwiſchen ihnen deßhalb abgeſchloſſene Acte (*de Martens recueil* T. V. p. 35. sqq.) ſollte dazu dienen, die Rechte des Königs von Frankreich und das Wohl der Nation gleichmäßig zu ſichern. Ob nun gleich (7. Februar 1792) Öſterreich und Preußen deßhalb zu einem Bündniſſe näher zuſammentraten, zu welchem, außer Rußland, England und Holland, auch der Churfürſt eingeladen ward; ſo lehnte er doch die Theilnahme ab, und ſtellte im Kriege gegen Frankreich blos (ſeit 1793) ſein Contingent als deutſcher Reichsfürſt, nachdem zu Regensburg der Reichskrieg gegen Frankreich ausgeſprochen worden war. Selbſt als Preußen ſich im baſeler Frieden (1795) von den Intereſſen Öſterreichs und des deutſchen Reichs getrennt hatte, und eine ſchützende Demarcationslinie das nördliche Deutſchland, und ſelbſt die deutſchen Staaten des Königs von England umſchloß, blieb das churſächſiſche Contingent im Felde, und nahm (15. Jun. 1796) Antheil an dem Siege des Erzherzogs Carl bei Wetzlar. Nur als bei dem Vordringen Jourdans und Moreau's im mittlern und ſüdlichen Deutſchlande der ganze *oberſächſiſche* Kreis (13. Aug. 1796) zu Erlangen einen Waffenſtillſtands- und Neutralitätsvertrag ſchloß, rief auch der Churfürſt ſein Contingent auf die Grenze dieſes Kreiſes zur Deckung deſſelben zurück, und ſeine Geſandten machten vergeblich zu Raſtadt (ſeit 1797) beim Friedenscongreſſe, und (1802 f.) zu Regensburg beim Reichsdeputationshauptſchluſſe die Rechte des deutſchen Reichs gegen Frankreichs Anmaßungen, und die Rechte der kleinern Reichsſtände gegen die Gelüſte der größern geltend. Wenn nun auch die individuelle Denkungsart des Churfürſten die bereits damals ſchon (ſeit der Theilung Polens) herrſchend gewordene Arrondirungspolitik nicht hindern konnte; ſo blieb er doch entfernt davon, den Umfang ſeiner Länder *durch fremdes Gut zu erweitern*. Selbſt ältere Rechte des ſächſiſchen Hauſes auf Erfurt, Reuß u. ſ. w wurden nicht erneuert, weil ſpätere Verträge und Verhältniſſe anders darüber entſchieden hatten. So behielt der Churfürſt *dieſe ſeine Würde* ſelbſt dann noch bei, als durch die Stiftung des Rheinbundes (12. Juli 1806) und durch die Reſignation des Kaiſers Franz II. (6. Aug. 1806) das deutſche Reich, nach ſeiner tauſendjährigen Exiſtenz, in die Trümmer eines unter Napoleons Protectorat geſtellten Staatenbundes zuſammengeſtürzt war.

Und als es darauf ankam, den Norden Deutſchlands gegen Frankreichs Dictatur zu retten, obgleich Preußen in dieſem Norden unter *ſeinem* Protectorate einen ähnlichen Bund, wie Napoleon im Süden und Weſten, bilden wollte; ſo fochten 22,000 Sachſen (October 1806) in Thüringen unter Hohenlohe's Anführung gegen Napoleon, bis die Doppelſchlacht bei Auerſtädt und Jena über das Schickſal des nördlichen Deutſchlands entſchied. In unerklärbarer Schnelle eröffneten die preußiſchen Feſtungen den Franzoſen ihre Thore, und ſchon hatten Hohenlohe und Blücher bei Prenzlau und Ratkau capitulirt; ſchon begann an der Weichſel der zweite Act des großen Kampfes: als der Churfürſt (11. Dec. 1806), *im Frieden zu Poſen* mit Frankreich, die *Selbſtſtändigkeit und Integrität ſeines Staates* (die auf den minder wichtigen Eintauſch von Cottbus gegen eine Abtretung in Thüringen, die dann in der Ceſſion des ſächſiſchen Manfeldes, des ſächſiſchen Antheils von Treffurt, und in Barby und Gommern beſtand) rettete, die *königliche Würde* bei dem Beitritte zum Rheinbunde annahm, und ſich verpflichtete, in dieſem Bunde ein Contingent von 20,000 Mann, für den preußiſch-ruſſiſchen Krieg aber blos von 6000 Mann, zu ſtellen. In dem Frieden von Tilſit (8. und 9. Juli 1807) erkannten Rußland und Preußen den Rheinbund mit allen gegenwärtigen und künftigen Einrichtungen Napoleons in demſelben, und den König von Sachſen als Regenten des in dieſem Frieden neugeſtifteten *Herzogthums Warſchau* an, deſſen Conſtitution (22. Jul. 1807) von Napoleon zu Dresden bei ſeiner Rückkehr von Tilſit unterzeichnet, und bei dieſer Gelegenheit von dem Könige der ſächſiſche Rautenorden geſtiftet wurde. Zugleich war in dieſem Frieden von Preußen die Abtretung *von Cottbus* an Sachſen, ſo wie die Verzichtung auf alle ſächſiſche und anhaltiſche Beſitzungen auf dem rechten Elbufer (Art. 10.) geleiſtet worden. Übrigens hatte die Annahme der Königswürde in Sachſen weder eine Veränderung der landſtändiſchen Verfaſſung, noch eine Annahme der franzöſiſchen Geſetzbücher, ſondern nur die Verwandlung des Namens, *Churkreis* in die Benennung: *Wittenbergiſcher Kreis*, die Gleichſtellung der Katholiken, und ſpäter auch der Reformirten, mit den Lutheranern, und die Erhebung der geſammten churfürſtlichen Lande zu einem Königreiche (nach der Proclamation vom 20. Dec. 1806) bewirkt. Selbſt im Herzogthum Warſchau hätte kein anderer Fürſt, als der König von Sachſen, mit der ſo unbedeutenden Revenue von 7 Millionen poln. Gulden (der Gulden zu 4 Gr.) ſich begnügen können! — In Hinſicht des bei ſeinem Beitritte zum Rheinbunde feſtgeſetzten Truppencontingents floß freilich auch ſächſiſches Blut am Tage von Wagram (6. Juli 1809); allein in dieſem Kriege Napoleons gegen Öſterreich ſtand ſelbſt Rußland auf ſeiner Seite, nach welchem zwar das Herzogthum Warſchau durch Weſtgallizien und Krakau vergrößert ward, Sachſen ſelbſt aber blos die lauſitziſchen Enclaven Guntersdorf, Taubentranke, Gerlachsheim, Leutersdorf, Schirgiswalda und Winkel gewann. Später floß von neuem ſächſiſches Blut im Jahre 1812 im Kampfe gegen Rußland; allein das ſächſiſche Corps unter Regnier focht in Verbindung mit 30,000 Öſterreichern unter Schwarzenbergs Befehlen, und 20,000 Preußen waren zur Eroberung von Curland gleichzeitig dem Marſchall Macdonald untergeordnet. Als aber der Brand von Moskau den Zauber von Napoleons Weltherrſchaft löſ'te; die Sachſen, die bei Kobryn, bei Slonim, und noch am 15. Febr. 1813 bei Kaliſch

bedeutend verloren hatten, in ihr Vaterland zurückkehrten, und ſich auf des Königs Befehl von den Franzoſen trennten; Preußen an Rußland zum Kampfe gegen Frankreich, nachdem alle preußiſchen Provinzen von den Franzoſen geräumt waren, ſich anſchloß, und der Vicekönig von Italien mit dem Reſt des franzöſiſchen Heeres Sachſen bis zum 20. März 1813 behauptete; da verließ auch der König von Sachſen ſeine Hauptſtadt, wo Davouſt die Elbbrücke ſprengte, und ging zuerſt nach Plauen, von da nach Regensburg und zuletzt nach Prag, weil er ſich für die Fortſetzung dieſes Krieges den Maßregeln Öſterreichs anſchließen wollte. Deßhalb war zwiſchen dem ſächſiſchen Geſandten in Wien und dem öſterreichiſchen Miniſterium eine Übereinkunft unterzeichnet worden, in welcher der König die Verbindlichkeit übernahm, „mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Kräften zu den von dem öſterreichiſchen Hofe zur Herſtellung des Friedens zu ergreifenden Maßregeln mitzuwirken, und in dieſem Falle ſich ſelbſt zu der Abtretung des Herzogthums Warſchau im Voraus anheiſchig machte" (Acten- und thatmäßige Widerlegung einiger der gröbſten Unwahrheiten ꝛc. Deutſchland 1815, S. 76 f.) Gleichzeitig waren auch von Rußland und Preußen Unterhandlungen mit dem Könige eröffnet worden, deren Reſultat aber von dem Ausgange ſeiner Negociationen zu Wien abhängen mußten. „Der Befehl des Königs an den General Thielemann lautete aber dahin, daß die Feſtung Torgau keinerlei fremden Truppen, ohne Unterſchied und Ausnahme, ohne ausdrücklichen Befehl des Königs geöffnet werden ſollte." (Acten- und thatmäßige Widerlegung ꝛc. S. 74 f.) Als nun die Schlacht von Lützen (2. Mai 1813) von Napoleon gegen die Verbündeten gewonnen, und Leipzig und allmählig alles Land bis an die Elbe von den Franzoſen beſetzt worden war; als der König ein Schreiben des Herzogs von Weimar erhielt, in welchem dieſer, auf ausdrückliches Verlangen Napoleons, dem Könige die Erklärung des Kaiſers in Beziehung auf Sachſen meldete („Je veux que le Roi se déclare, je saurai alors ce que j'aurai à faire; mais s'il est contre moi, il perdra tout ce qu'il a." Ebend. S. 77 f.), und am 9. Mai von Dresden aus der vormalige ſächſiſche Geſandte zu Paris und der franzöſiſche Obriſt von Montesquiou mit unmittelbaren Aufträgen des Kaiſers beim Könige in Prag ankamen, in welchen der Kaiſer ihm ſeine Ankunft in Dresden meldete, und eine beſtimmte Erklärung darüber foderte, ob der König in ſeine Hauptſtadt zurückkehren, Torgau und alle vorhandenen ſächſiſchen Truppen zur Dispoſition des Kaiſers ſtellen, und ſeinen Obliegenheiten als Mitglied des Rheinbundes Genüge leiſten wolle, widrigenfalls er Sachſen als ein erobertes Land behandeln werde (Ebend. S. 80): ſo kehrte der König nach Dresden zurück, ließ Torgau den Franzoſen öffnen, und ſeine Truppen nahmen Theil an den folgenden Ereigniſſen des Feldzuges. Während des Waffenſtillſtandes hatte Öſterreich ſeine Rüſtungen vollendet; die Friedensunterhandlungen zerſchlugen ſich, und nach dem Siege Napoleons bei Dresden (27. Aug.) wich das Glück von ſeinen Waffen. Das franzöſiſche bei Großbeeren (23. Aug.) geſchlagene Heer erlitt bei Dennewitz (6. Sept.) eine neue Niederlage; die ſchleſiſche Armee ging bei Wartenburg (3. Oct.) über die Elbe, und die Völkerſchlacht bei Leipzig (16. und 18. Oct.) entſchied das Schickſal Sachſens. Der König, welcher Napoleons Antrag, ihm zu folgen, ablehnte, ward (19. Oct.) Gefangner der Alliirten, und 20 Monate von ſeinem Lande getrennt, das bis zum 10. Nov.

1814 unter ruſſiſcher, und von da an unter preußiſcher Verwaltung ſtand. Ein bedeutendes ſächſiſches, vom Lande ausgeſtattetes Heer folgte den Alliirten über den Rhein, bis die Einnahme von Paris den franzöſiſchen Kaiſer zur Reſignation brachte (11. April 1814). Doch Sachſens Schickſal ſollte erſt auf dem wiener Congreß beſtimmt, und anfangs das ganze Königreich mit Preußen vereinigt werden, wogegen dem Könige, der am 4. Nov. 1814 gegen jede Veräußerung ſeiner Erbſtaaten proteſtirte, eine Entſchädigung von 300,000 Menſchen in Weſtphalen angetragen ward. Nach fünfmonatlichen Unterhandlungen beim wiener Congreſſe (vergl. Überſicht der diplomat. Verhandlungen des wiener Congreſſes von J. Ludw. Klüber, 1. Abth. Frankf. 1816), auf welche die ſtarken Erklärungen des brittiſchen Parlaments (vergl. europ. Annalen 1816, S. 2) nicht ohne Einfluß blieben, ward endlich im Febr. 1815 die Theilung Sachſens beſchloſſen, und dem Könige von Sachſen, der von Berlin nach Preßburg gekommen war, am 12. März 1815 erklärt: „daß ohne Verzug diejenigen Landestheile Sachſens, welche unter preußiſche Hoheit kommen, von denjenigen getrennt werden ſollten, welche dem Könige bleiben; daß Preußen für immer Beſitz nehmen werde von demjenigen Theile Sachſens, welcher ihm überlaſſen worden iſt; und daß dasjenige, was dem Könige von Sachſen bleibe, unterdeſſen der proviſoriſchen Regierung des Königs von Preußen unterworfen bleiben ſolle. (Klüber, S. 38). Unterdeſſen war Napoleon von neuem in Frankreich erſchienen; die Verhandlungen des Congreſſes mußten ſich ihrem Ende nähern; der König unterzeichnete alſo am 18. Mai 1815 den Vertrag mit Preußen, in welchem er dieſem Reiche die größere Hälfte ſeines Staates in Hinſicht auf das Areal, die kleinere in Hinſicht der Bevölkerung überließ. Er trat zugleich der deutſchen Bundesacte (8. Jun.) bei, ſtellte ſein Contingent gegen Frankreich, und kehrte am 7. Juni 1815 nach Dresden zurück. In jenem Vertrage kamen die ganze Niederlauſitz, ein Theil der Oberlauſitz, der wittenberger Kreis (mit Barby und Gommern), Theile des meißner und leipziger Kreiſes, der größte Theil der Stifter Merſeburg und Naumburg-Zeitz, das ſächſiſche Mansfeld, der ganze thüringiſche Kreis, das Fürſtenthum Querfurt, der neuſtädter Kreis, die voigtländiſchen Enclaven, und der königlich ſächſiſche Antheil von Henneberg mit 385¼ Quadratmeilen und 875,578 Menſchen an Preußen. Da aber in dieſen Zahlen auch der an Preußen zurückgekommene cottbuſſer Kreis mit eingerechnet iſt, für welchen 1808 Mansfeld, Barby ꝛc. an Weſtphalen abgetreten ward; ſo betrug der ſächſiſche Verluſt im wiener Vertrage (nach Abrechnung von Barby, Gommern und Mansfeld) eigentlich nur 373¾ Quadratmeilen und 845,218 Einwohner. Nach dieſen Abtretungen bildet jetzt das Königreich Sachſen auf 362 Quadratmeilen mit 1,200,000 Einwohnern den vierten Staat des deutſchen Staatenbundes, und bleibt in Hinſicht der Bevölkerung hinter Baiern, Hannover und Würtemberg zurück, während es bis zum Reichsdeputationshauptſchluſſe (1803) ſelbſt Baiern, nach der Bevölkerungszahl, übertraf. Während nun der an Preußen überlaſſene Theil von Sachſen den Namen Herzogthum Sachſen erhielt, obgleich beträchtliche Diſtricte deſſelben an den Herzog von Sachſen-Weimar abgetreten wurden, beſteht das Königreich Sachſen nunmehr aus den vier Kreiſen: dem meißner, dem leipziger (beide mit Verluſt, doch ward der Reſt der Hoch-

ſtifter mit dem letztern verbunden), dem erzgebirgiſchen, dem voigtländiſchen und dem Reſte der Ober=Lauſitz. Die in Dresden in Wirkſamkeit getretene Ausgleichungscommiſſion von preußiſchen und ſächſiſchen Deputirten, unter Concurrenz eines öſterreichiſchen Commiſſarius, hat erſt im J. 1819 wegen der Grenzberichtigung, ſo wie wegen der geſammten neuern und ältern Landesſchulden und wegen der Conſolidirung derſelben, ein gegenſeitiges Abkommen feſtgeſetzt. Der König ſelbſt aber wandte gleich nach ſeiner Zurückkunft ſeinen Blick auf mehrere Verbeſſerungen im Innern. In Kurzem war der Credit wieder hergeſtellt. Die bisherigen drei Departements des Finanzcollegiums (Sept. 1815) wurden auf zwei beſchränkt; die unter der interimiſtiſchen Adminiſtration neuorganiſirte Kriegsverwaltungskammer ward (20. Nov. 1815) beſtätigt; das ehemalige Collegium medico chirurgicum zu Dresden nach einem erweiterten Plane in eine chirurgiſchmilitäriſche Akademie verwandelt; die Ingenieur= und Artillerieſchule vereinigt und 1816 zu einer Militärakademie erhoben, welche 44 Zöglinge zu Offizieren für alle Waffen bildet; die Ritterakademie aber zugleich als Vorſchule für jeden akademiſchen Unterricht (nach Art des aufgehobenen Pagen=Inſtituts) im Apr. 1820 beſtätigt. Es ward ein neuer Civilverdienſtorden (7. Juni 1815) geſtiftet; zu Tharand (Febr. 1816) eine Forſtakademie errichtet, und der Geſchäftskreis und die Zahl der Amtshauptleute in den vier alten Kreiſen (22. Juni 1816) vermehrt. Das Königreich hat freilich durch die Theilung die beſten Korn= und Holzgegenden und alle Salzwerke, und der königliche Fiscus die reichſten Domänen oder Kammergüter verloren; allein die durch den Gewerbsfleiß bevölkertſten Diſtricte des erzgebirgiſchen und lauſitziſchen Kreiſes, und die wichtige Handelsſtadt Leipzig ſind ihm geblieben. Berechnete man vor der Theilung die Geſammteinkünfte des Königreichs zu 9 Millionen Thaler und darüber; ſo dürften dieſelben nach der Theilung ungefähr 6 Millionen Thlr. betragen, nur daß in dem übervölkerten Erzgebirge eine große Armuth herrſcht und ſchlechte Ernten, wie ſchon im J. 1771, 1805 und 1816, leicht zur Hungersnoth führen. Außer Dresden und dem Königſteine ermangelt Sachſen, nach Abtretung von Torgau und Wittenberg an Preußen, der eigentlichen Feſtungen; von ſeinen höhern Bildungsanſtalten ſind ihm blos die Univerſität Leipzig und die Landſchulen Meißen und Grimma geblieben. Die frühere Verfaſſung iſt beibehalten worden. Nur ein langdauernder Friede kann die Wunden heilen, welche die Stürme der letzten Kriege, die zum Theile auf ſächſiſchem Boden ausgekämpft wurden, dem Lande geſchlagen haben, und die Bevölkerung emporbringen, die in Vergleichung mit den Jahren vor 1806 ſich ebenfalls vermindert hat. Indeß iſt es noch zu früh, alle die Folgen zu berechnen, welche die Zukunft aus der geſchehenen Theilung Sachſens entwickeln wird, durch welche nicht blos Sachſens Stellung zu Deutſchland und Europa, ſondern auch das innere Verhältniß der wichtigſten deutſchen Bundesſtaaten gegen einander ſelbſt weſentlich verändert worden iſt. — Seit dieſer Theilung iſt das Königreich Sachſen im Oſten, Norden und Weſten mit offenen Grenzen der unmittelbare Nachbar Preußens; im Süden wird es von Böhmen durch eine rauhe, und zum Theil unzugängliche Gebirgskette getrennt. Zu dem Flußſyſteme des Königreichs gehören, außer der Elbe als Hauptſtrom, die beiden Mulden, die weiße und ſchwarze Elſter, die Pleiße, die Flöhe, die Zſchopau, das Schwarzwaſſer ꝛc. Von 275 Städten und Markt=

Flecken, welche zu dem Königreiche bis zur Theilung gehörten, ſind 137 an Preußen gekommen; unter dieſen Görlitz mit 8600 Einw., Langenſalza mit 5400 Einw., Lauban mit 5000 Einw., Luckau mit 5400 Einw., Merſeburg mit 6000 Einw., Naumburg mit 7700 Einw., Suhla mit 5700 Ein., Zeitz mit 5000 Einwohnern; doch ſind ihm Dresden, Leipzig, Chemnitz, Freiberg, Bautzen, Zittau, Zwickau, Plauen, Meißen, Pirna, Annaberg, Schneeberg u. a. mit einer ſtarken Bevölkerung, und mit einem lebhaften Gewerbsfleiße und Handelsverkehre geblieben. Die eigentlichen Korngegenden ſind abgetreten worden; doch ſind die lommatzſcher Pflege und der leipziger Kreis fruchtbar und ergiebig. Die freiberger Bergwerke ſind, ſo wie der Weinbau im Meißniſchen geblieben; allein die thüringiſchen Bergwerke, und die Weinpflanzungen im thüringiſchen und wittenbergiſchen Kreiſe ſind an Preußen gekommen. Der Handel im Inlande iſt durch die Theilung und durch die damit verbundenen Grenzveränderungen allerdings beſchränkt worden; doch hat Leipzig weder in noch außer den Meſſen bis jetzt bedeutende Nachtheile empfunden; auch ſollte wohl endlich die Zeit gekommen ſein, wo richtigere Grundſätze der Staatswirthſchaft von ſelbſt darauf hinführen, dem gegenſeitigen Handelsverkehr überhaupt auf dem deutſchen Boden die größte Freiheit zu geben, und die frühern beſchränkenden Formen, als nachtheilig für alle Staaten, zu beſeitigen. Die ehemals bedeutende Anzahl ſlaviſcher Abkömmlinge in Sachſen hat ſich durch die Abtretung der ganzen Niederlauſitz und der Hälfte der Oberlauſitz an Preußen ſehr vermindert, ſo daß vielleicht nur noch der achte Theil der Geſammtbewohner Sachſens zu dem Stamm der Slaven gehört. Der ſächſiſche Nationalcharakter, ſeit Jahrhunderten durch geiſtige Cultur und feine Sitten veredelt, iſt zwar an ſich mehr friedlich als kriegeriſch, wie dies bei einem Staate nicht anders ſein konnte, der in allen neuern Kriegen verloren hat, und der ſchon in ſeiner erſten Begründung nicht die Form eines erobernden Militärſtaates erhielt; allein die Tapferkeit der Sachſen, ſelbſt in Kämpfen, die ihrem vaterländiſchen Intereſſe fremd waren, hat ſich jedesmal ehrenvoll bewährt und es beſtätigt, daß auch ein Volk, das zunächſt ſeinen trefflich angebauten Boden liebt, und durch Gewerbfleiß, Kunſtſinn und wiſſenſchaftliche Bildung ſeit Jahrhunderten ſich ausgezeichnet, im Augenblicke der dem Vaterlande drohenden Gefahr es nicht vergißt, was es der Treue gegen ſeine erbliche Dynaſtie, der anerkannten Güte und Milde ſeiner Regierung und dem ſächſiſchen Namen ſchuldig iſt. Wenn alſo auch der Nationalcharakter des Sachſen nicht in ſtarken Äußerungen und im Hang zu Neuerungen ſich ankündigt; wenn Häuslichkeit, Sinn für öffentliches Recht und ungebeugte Gerechtigkeitspflege und Empfänglichkeit für die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, die ohne eine zweckmäßige Preßfreiheit nicht möglich ſind, ihn vorzüglich auszeichnen; ſo hat die ſächſiſche Regierung dieſen Nationalcharakter in ſeinem ſtillen Wirken nicht nur nicht gehindert, ſondern ſeine freiere Entwickelung und Fortbildung befördert. In wenigen deutſchen Staaten dürfte im Ganzen die Erziehung ſo gut organiſirt ſein, wie in Sachſen, wo auch die untern Stände gewöhnlich fertig leſen, ſchreiben und rechnen, und wo als Muſter für ſtädtiſche Mittelſchulen beſonders die treffliche leipziger Freiſchule ſeit 1792 nicht ohne Nachahmung geblieben iſt. Auch hätte Sachſen die verheerenden Stürme der letzten

zehn Jahre nicht beſtehen können, wenn nicht der Wohlſtand dieſes Landes ſeit dem hubertsburger Frieden ſich über alle Stände verhältnißmäßig verbreitet, und beſonders den Landmann emporgebracht hätte; denn nur bei der ſächſiſchen Sparſamkeit und Genügſamkeit war es möglich, die großen Leiſtungen aufzubringen, die von allen kriegführenden Mächten in dieſer Zeit, außer den gewöhnlichen öffentlichen Abgaben, den Bewohnern Sachſens zugemuthet worden. — Die Schulden des Staats werden jetzt auf 24 Millionen Thlr. geſchätzt, ohne $2\frac{1}{2}$ Mill Thlr. Caſſenbillets, die wieder al pari ſtehen Die Armee iſt 16,000 Mann ſtark; das Bundescontingent beträgt 12,000 M. Das Land hat Feudalſtände nach drei Claſſen: a) Prälaten. Grafen und Herren; b) die Ritterſchaft zu welcher jedoch ſeit 1820 auch Wahlſtände aus den bürgerlichen und neuadeligen Rittergutsbeſitzern gehören; c) die Städte. Sachſen hat im Plenum der deutſchen Bundesverſammlung den 4. Platz und 4 Stimmen. Es giebt 3 Ritterorden: 1. Orden des heil. Heinrich für das militäriſche Verdienſt; 2. Orden der Rautenkrone, geſtiftet 1807; 3. Civil-Verdienſtorden in 3 Claſſen; — und 4. verſchiedne Ehrenzeichen oder Medaillen. Das Geſammthaus Sachſen in Meißen theilte ſich im Jahre 1485 in zwei Linien: A. Die jüngere, die Albertiniſche, vom Herz. Albert dem Beherzten (ſt. 1500) geſtiftet, hat ihren Sitz zu Dresden. Da der jetzt regierende König nur eine Tochter hat, ſo iſt ſein nächſter Thronerbe ſein Bruder Anton geb. 1755, vermählt zum zweitenmale mit der Erzherz. Mar. Ther. von Öſterreich, Kaiſer Leopolds II Tochter. Er hat keine Kinder; folglich kommt die Thronfolge auf den jüngern Bruder Maximilian (geb. 1759), der mit ſeiner 1804 geſt. Gemahlin Caroline von Parma 3 Söhne (Friedrich Auguſt geb. 1797, Clemens geb. 1798, und Johann geb. 1801) und vier Töchter erzeugt hat. Noch lebt ein Oheim des Königs, der Herz. Albert von Sachſen-Teſchen (geb. 1739) in Wien. B. Die ältere, die Erneſtiniſche Linie, evangel. luther. Religion, geſtiftet von dem Churfürſten Ernſt (ſt. 1486), theilte ſich durch die Söhne des Enkels deſſelben, des letzten Erneſtin. Churfürſten, Johann Friedrich des Großmüthigen (ſt. 1554) in mehrere Äſte, die durch die Herzoge Wilhelm, und Ernſt den Frommen, Söhne Johanns, des Enkels Johanns des Großmüthigen, zwei Hauptzweige: Sachſen-Weimar (ſeit 1815 großherzoglich), und Sachſen-Gotha bildeten. Letzterer theilte ſich wieder durch die Söhne Ernſts des Frommen in 7 Zweige, von denen noch vier blühen: S. Gotha, S. Meiningen, S. Hildburghauſen, und S. Coburg-Saalfeld (S. d. A. Weimar, Gotha u. ſ. w.) Der Großherzog und die 4 Herzoge von Sachſen haben in der Bundesverſammlung den 12. Platz und Eine Geſammtſtimme; im Plenum hat jeder Eine Stimme. Sämmtliche Länder des Sachſen-Erneſtiniſchen Hauſes haben einen Flächenraum von $177\frac{1}{4}$ Q. M. mit 550 800 Einwohnern. Die Geſammtuniverſität der Länder dieſes Hauſes iſt Jena. — I. Der Großherz. zu Sachſen-Weimar und Eiſenach, Carl Auguſt (geb. 1757), Senior der Erneſtiniſchen Linie, hat 2 Söhne. Der Erbprinz, Carl Friedrich, iſt mit Maria Paulowna, der Schweſter des Kaiſers Alexander vermählt. II. Der Herzog von S. Gotha und Altenburg, Auguſt, geb. 1772, hat keine männliche Nachkommenſchaft. III. Der Herzog von S. Meiningen, Bernhard, geb. 1800, iſt noch nicht vermählt. Seine Schweſter Adelaide iſt die Gemahlin des Herz. von Clarence, Bruders des Regenten von Großbritannien. IV. Der Herz. von S. Hildburghauſen, Friedrich, geb. 1763, hat 4 Söhne. V. Der Herz.

von S. Coburg-Saalfeld, Ernſt, geb. 1784, hat einen Sohn. Sein Bruder Ferdinand, öſterr. General-Major, nennt ſich H. zu S. Cob. Saalf. Kohary, weil er mit der Erbin der Güter des Prinzen Kohary in Ungarn vermählt iſt. Sein jüngſter Bruder, Leopold, war der Gemahl der Prinzeſſin Charlotte von England (ſ. d. A.). Seine Schweſter Victoire iſt die Gemahlin des Herz. von Kent, Bruders des Prinz Regenten von England. Q.

Sachſenfriſt, ſ. Friſt.

Sachſenjahr iſt der Zeitraum von einem gewöhnlichen Jahre, ſechs Wochen und drei Tagen, und in den Ländern des ſächſiſchen Rechts die ordentliche Verjährungszeit beweglicher Dinge und einiger andern Rechte, wofern nicht ſpecielle Geſetze dieſes oder jenes Landes einen längern oder kürzern Zeitraum zur Verjährung beſtimmen. (S. d. Art. Verjährung.)

Sachſenſpiegel iſt eine Privatſammlung von Rechtsvorſchriften und rechtlichen Gewohnheiten, welche im Mittelalter in Deutſchland, beſonders aber Sachſen und den Landen des ſächſiſchen Rechts, d. h. in Weſtphalen, Friesland, Heſſen, Niederſachſen, Brandenburg, Pommern, der Lauſitz, Schleſien, Böhmen und Mähren, rechtliche Kraft hatten. Dieſe Sammlung veranſtaltete ein ſächſiſcher Edelmann Epko von Repkau oder Eyke von Repgow in den Jahren von 1215 bis 1235 und ſie beſteht nicht blos aus urſprünglich deutſchen Rechtsvorſchriften, Urtelsſprüchen der Schöppen und Gewohnheiten, ſondern auch aus einigen Sätzen des römiſchen und kanoniſchen Rechts, welches ſchon damals anfing, in Deutſchland verbreitet zu werden. Der Sachſenſpiegel war deßhalb für das deutſche Recht von außerordentlichem Werth, da durch denſelben der gänzlichen Verdrängung der vaterländiſchen Geſetze und gerichtlichen Gebräuche vorgebeugt und dem willkürlichen Verfahren der Schöppen, welche nach den fremden, von ihnen oft nicht verſtandenen Rechten urtheilen wollten, Einhalt geſchahe. Epko von Repgow theilte ſein Werk, welches er in der alten ſächſiſchen Mundart herausgab, in zwei Abſchnitte, Landrecht, d. h. bürgerliches und peinliches Recht (in drei Büchern) und Lehnrecht ein. Späterhin ward noch der Richtſteig des Landrechts und Lehnrechts hinzugefügt, welcher eine Prozeßordnung enthielt. Von Mangel eines wohlgeordneten Plans, einer geſunden Philoſophie und hiſtoriſcher Kenntniß finden ſich freilich in dieſem Werke häufige Proben, deſto zuverläſſiger iſt es in rechtlicher Rückſicht. Daher wurde der Sachſenſpiegel, obgleich er nur eine Privatſammlung war, trotz der Hinderniſſe, welche der Papſt ſeiner Ausbreitung in den Weg legte, doch bald als allgemeine Norm rechtlicher Entſcheidungen nicht allein in allen oben angeführten Ländern, ſondern ſogar in Polen, Dänemark und andern auswärtigen Staaten angenommen, und iſt noch jetzt der Grundſtein des ſächſiſchen Rechts. Die öffentliche Einführung des römiſchen und kanoniſchen Rechts brachte es aber dahin, daß jetzt nur wenige Vorſchriften des Sachſenſpiegels von praktiſcher Gültigkeit ſind. Wir haben ihn in der deutſchen Überſetzung, Baſel 1474 und mehrmals; die beſte Ausgabe iſt von Gärtner, Leipz. 1732.

Sächſiſche Schweiz iſt ein Theil des Königreichs Sachſen, der größtentheils die Ämter Hohenſtein, Lohmen und Pirna einnimmt und ſich zu beiden Seiten der Elbe hinzieht. Früher kannte man dieſes Gebirgsland unter dem Namen des ſchandauer und königſteiner Gebirgs; ſpäter, nachdem Götzinger durch ſeine Beſchreibung

deſſelben und Zingg durch ſeine trefflichen Kupferblätter es bekannter gemacht, gab man ihm, unpaſſend genug, den Namen der ſächſiſchen Schweiz, den es auch behalten hat. In den älteſten Zeiten bewohnten dieſe Gegend die Sorben, von deren Daſein in Namen, Gebräuchen und Sprache noch überall Spur iſt, doch wird in dieſem Diſtrict die wendiſche Sprache nirgends mehr geredet. Die ganze unter obigem Namen begriffene Gegend breitet ſich von Pillnitz aus bis zur böhmiſchen Grenze bei Hinter-Hermsdorf, in einer Ausdehnung von fünf Meilen, und von Falkenberg und Hochwald bis Höllendorf und Gottleube in gleicher Länge; die ganze Grundfläche der Gegend beträgt gegen 15 Quadratmeilen. Faſt überall ragen ſenkrechte Felſenwände, entweder auf hohen Gebirgsrücken oder in Thälern tief und düſter auf, bald gleichen ſie hohen Wartthürmen alter Ruinen, bald weit ausgedehnten alten Burgen, mit Thor und Schießſcharten, bald Geſtalten der Menſchen und Thiere; überall ſind ſie mit hohem Nadelholz bedeckt und ſanfte Wieſen ziehen ſich in den Thälern herab; durch dies Alles wälzt die Elbe ihre gelblichen Fluthen, in welche die Bergſtröme Chemnitz, Lachsbach, Weſenitz, Gottleube, Biela und Kirnitzſch aus wilden Felſenthälern herausſtrömen. — Im engern Thale der Elbe tritt man hier zuerſt ein hinter der Stadt Pirna, wo zu beiden Seiten die hohen Sandſteinwände beginnen, doch immer noch im freundlichen Gewande, mit Reben und Epheu umrankt. Über dem Dörfchen Vogelgeſang ragt eine Felſenſpitze hervor die wegen ihrer Form den Namen der Königsnaſe führt. Von hier aus beginnen ſchon allmählig zu beiden Seiten die Sandſteinbrüche, welche der hieſigen Gegend einen Haupterwerbszweig abgeben. Auf der öſtlichen Seite trifft man bald auf das Städtchen Wehlen, das noch wenige Überbleibſel eines alten Schloſſes aufzeigt. Ein öſtlich von hier in das Gebirg führender Grund iſt unter dem Namen des uttewalder Grundes bekannt, an den ein anderer wilder Grund, der Reiſchengrund, ſich anſchließt. In dieſem Grunde iſt eine Stelle merkwürdig, wo die Felſenwände von beiden Seiten ſich ſo ſehr nähern, daß nur noch für den Durchgang eines Menſchen Raum iſt. Zwiſchen dieſe Wände ſtürzten ſich andere von der Höhe und bilden nun ein Thor, das ungefähr 20 Schritte lang und unter dem Namen des uttewalder Thores bekannt iſt. Am Ende des Grundes führt eine in den Felſen gehauene Stiege nach dem Dorfe Uttewalde. In einer ſtarken halben Stunde, von Wehlen aus, erreicht man das Dorf Rathen, und geht von hier aus an den Ruinen des Schloſſes Rathen vorüber nach dem Kanapee und weiter hinauf nach der Felſenſtirne der Baſtei. Von dieſer ergötzt der Anblick einer der ſchönſten Gegenden Deutſchlands; überall führen fürchterliche Felſenſteige, doch durch Geländer immer geſchützt, in die Abgründe und auf die Felſenzacken der Gegend. In dieſer Umgebung ſtand im Mittelalter eine Burg, zu welcher der Zugang über eine lederne Brücke, durch ein von 2 ſich anlehnenden Felſen gebildetes Thor, gegangen ſein ſoll. Eine Felſentreppe führt einige hundert Fuß tief hinab in die Abgründe der Rabentaufe, der Vogel- und Marderkelle, von welcher aus man in den romantiſchen Rathewalder Grund gelangt, indem ſich der von hohen Felſenwänden eng zuſammengepreßte Bach über das Amſelloch herabſtürzt und einen kleinen Waſſerfall, den Amſelfall, bildet. Dieſer Grund führt nach dem Dorfe Rathewald. In der Nähe ſind der Gamrichſtein, der Feldſtein, die große und kleine Gans ꝛc., lauter Felſen, welche

durch allerhand Ähnlichkeiten täuſchen. Oberhalb Rathen, an der Elbe, bildet eine hervorragende Felſenecke das täuſchend ähnliche Profil Ludwigs des 16. und heißt auch die Königsnaſe. Gegenüber im Walde erheben ſich der große und kleine Bärenſtein, an welchen die Keuſchheitsprobe und der Diebskeller merkwürdig ſind; auch lohnen ſie durch herrliche Ausſicht. Nicht weit von ihnen hebt ſich die Feſtung Königſtein auf ſteil aufſtrebenden Sandſteinfelſen empor. Eine Reihe ſtattlicher Häuſer ſchmückt ſie auf der einen Seite, auf der andern begrenzt ſie ein uralter Eichenwald. Zu ihren Füßen liegt das Städtchen Königſtein; ihr gegenüber der noch höhere Lilienſtein, der eine Spitzſäule trägt, welche des Königs Auguſt Beſuch dieſes Berges in lateiniſchen Worten verewigt. Gegen Süden hinauf ragt eine andre Felſenmaſſe, der Mädelſtein, empor, in welchem die Diebshöhle befindlich iſt, und über welchen die ähnlichen Koloſſen des Pfaffen-, Goriſch- und Hennersdorfer Steins hereinſchauen. Eine ſtarke Stunde weiter hinauf liegt das kleine, aber gewerbfleißige Schandau, ein Städtchen, das wegen ſeiner Heilquelle faſt eben ſo bekannt iſt, als wegen ſeines Elbhandels und ſeiner romantiſchen Gegend. Von hier aus führt ein Grund, der durch die Kirnizſch gebildet wird, unaufhörlich von hohen Sandſteinwänden eingeſchloſſen, in das Gebirg hinein. Oft liegen häuſerhohe Felſenwäde, den Berggipfeln entſtürzt, an den Berghängen, oder im Thal, immer von wildem Geſträuch und Schlingkräutern mahleriſch geziert. Oben über einigen Mühlen führt ein Pfad rechts den Berg hinaus, nach der wildenſteiner Felſenhalle, auch der Kuhſtall genannt, einer hochgewölbten, zu beiden Seiten offnen Felſenhalle, in welcher ein Gaſtwirth im Sommer ſeine Wohnung aufgeſchlagen und von welcher aus ſich das Auge in ſchwarzen Schlünden und Abgründen und hohen Felſenwänden verliert. Eine enge Felſenſpalte führt hinauf auf die Höhe dieſes Felſens, wo man deutliche Spuren ehemaliger Bewohnbarkeit wahrnimmt. Hart neben dieſem Hauptfelſen iſt eine kleinere Höhle, das Schneiderloch, und eine andre das Pfaffenloch, in welchem ſich zur Zeit der Huſſiten ein katholiſcher Pfarrer verborgen haben, aber, nachdem ihn ſeine huſſitiſchen Kirchkinder hier gefunden, über den Felſen hinabgeſtürzt worden ſein ſoll. Zur Zeit des 30jährigen Krieges waren alle dieſe Höhlen von den armen Bewohnern der umliegenden Dörfer bewohnt, die ſich vor den Gräueln der Schweden und Kaiſerlichen nicht anders zu retten vermochten. Über den Habichtsgrund hinüber, den Berg hinaus, gelangt man zum kleinen Winterberge, auf deſſen frei hervorragender Felſenſpitze ein kleines Haus, das Winterhaus, Schutz giebt gegen Regen, Sonne und Wind, und von wo aus man eine ſtundenweite Felſenwelt in der Tiefe überblickt. Durch Buchen- und Fichtenwald, über quellenreiche Waldwieſen, führt ein ſchmaler Pfad nach dem großen Winterberge, dem höchſten Berge der ganzen Umgegend. Über alle Beſchreibung ſchön iſt die Ausſicht von dieſer Bergſpitze. Ein weites Wald- und Felſenland ruht in der Tiefe, nur hie und da von Kirchen, Capellen, Schlöſſern, Dörfern und einſamen Waldhäuſern unterbrochen. Südlich hinein liegt im zarten Nebelduft ein großer Theil von Böhmen, in der ſüdweſtlichen Ferne vom Mittel- und Erzgebirge gedeckt; nördlich ein großer Theil von Sachſen mit ſeiner Königsſtadt und ihren herrlichen Umgebungen; öſtlich der Lauſitz und des Rieſengebirgs duftige Berge; weſtlich der immer höher ſteigende Kamm des Erzgebirges; durch alles hin fluthet

ſtolz und lautlos die ſchöne Elbe, gleich einem ſilbernen Bande auf blauem Grunde. Von Nord nach Süd überblickt das Auge ein Land von mehr als 23 Meilen Erſtreckung. In einer Stunde von hier aus erreicht man das Prebiſchthor, einen der ſchönſten Puncte der ganzen Gegend. Von ſchwindelnder Höhe herab, über ſich einen haushohen Felſenbogen, aufgebaut von der Hand der Natur, unter ſich nichts als thurmhohe Felſenzacken und Mauern, und drüber hinaus das blaue Land von Böhmen mit dem Prebiſchkegel, dem Roſenberge und Gallſteine, kann kaum eine Gegend größer gedacht werden. Unter dem Berge des Prebiſchthores leitet ein romantiſcher Grund nach Hirniskretſcham, von wo aus der Wandrer die Elbe entlang oder auf einem gemietheten Kahn nach Schandau zurückkehrt. Hoch an der Bergwand, Hirniskretſcham gegenüber, klebt mahleriſch eine Mühle, auf welche ſich die Zſchpiepe in einem Waſſerfall herabſtürzt. Weiter herab liegt, zum Theil unter den Felſen gebaut, die Hirſchmühle, tiefer unten das fleißige, bedeutenden Holzhandel treibende Krippen; am rechten Ufer der Elbe das Dorf Schmilka. — Ein Pfad, rechts ab vom Schandauer Bade, führt den Berg hinaus nach der hohen Liebe, einem waldigen Berge, von deſſen Felſenſpitze ſich eine herrliche Ausſicht öffnet. Eine lange Reihe von Felſengipfeln in der Nähe leitet uns hin nach dem koloſſalen Schrammſtein, der nur mittelſt hoher Leitern zu erſteigen iſt und mit der Geſtalt einer weitläuftigen alten Burg, mit Baſteien, Thürmen und Mauern, täuſcht. Die heilige Stiege hinunter gelangen wir zum Heringsloch, und von da durchs Reiſchenthor zu den ſeltſamen Felſenwänden des Reiſchenſteins, auf deſſen Gipfel im Mittelalter eine Burg ſtand. Durch die Felſen des Schrammthores hinab nähern wir uns dem mächtigen Falkenſteine, der, in Verbindung mit dem Schrammſteine, eine der impoſanteſten Felſengeſtalten bildet. Weiter in die Felſen hinein iſt dem Reiſenden noch der Reiterſteig wichtig, ein ſteilherabgehender Felſenpfad, auf welchem man durch Webers Schlüchte in den großen Zſchand, einen Hauptfelſengrund der Gegend, gelangt. Der in der Nähe gelegene Raubſtein enthält eine hohe, geräumige Höhle, in welcher die alten Ritter ihren Pferdeſtall gehabt haben ſollen; auf der Höhe findet man noch Spuren der Burg. So finden ſich auf dem Felſen des Arnſteins noch viele Spuren ehemaliger Befeſtigung. Von hier aus iſt man in einer halben Stunde an der Höhle des Kleinſteins, einer ſehr ſehenswerthen Partie. Eine beſondere Aufmerkſamkeit verdient das Schloß und Städtchen Hohnſtein. Von erſterem iſt nur ein Theil bewohnt; ein andrer Theil ſteht wüſte. Dem Schloſſe gegenüber ſteht eine hohe Felſenwand, der Hockſtein, gegen 500 Fuß hoch, in welchen ein 2 Ellen hohes und 1½ Elle breites Loch führt. Im Innern dehnt ſich eine ſchmale Spalte aus, die faſt durch den ganzen Felſen geht; nur ein ſchmaler Streifen Himmelsblau leuchtet oben herein. Man klimmt nun den Spalt hinauf, überall Falze bemerkend, endlich hinaus durch eine natürliche Thür auf einen Felſenvorſprung, von welchem man leichter die höchſte Spitze des Felſens erſteigt, die eine angenehme Ausſicht giebt. Auf der Höhe bemerkt man häufige Spuren ehemaliger Befeſtigung und eine Ciſterne. von hier aus führt eine ſchöne Straße nach Lohmen. Obſchon dies Thal bei Lohmen, das nach Liebethal hinabführt, und den Namen des Liebethaler Grundes trägt, manche ſchöne Partie hat, ſo zeichnet es ſich doch durch keine hervorſtechenden Naturſcenen aus,

und mag in unſern Tagen, wo das Innre jener größern Felſenwelt bei Schandau durch Naturfreunde aufgeſchloſſen iſt, unbeſucht bleiben, wenn der Weg zu dieſen nicht über dies Thal führt. — Wenden wir uns nach dem weſtlichen Ufer der Elbe, ſo gelangen wir bald über der Zſchiepmühle nach dem Dorfe Schönau, in deſſen Nähe ſich zwei ausgezeichnete Felſen erheben, die ſchon in weiter Ferne auf den höchſten Puncten des jenſeitigen Gebirgs durch ihre Ähnlichkeit mit Thurm- und Burg-Ruinen täuſchen. Der Cirkelſtein ragt in der Geſtalt eines runden koloſſalen Wartthurms empor; der Gallſtein in der Form einer Burgruine, die den Gipfel eines ſanften grünen Hügels krönt. Wegen ſeiner zackigen Form wird der letztre, vorzüglich in Böhmen, auch der Kronenberg genannt. Doch den höchſten Punct dieſer Gegend bilden der große und kleine Zſchirnſtein; von dem erſtern genießt man eine herrliche Ausſicht. Außer dieſen Bergen ragt weiter ſüdlich der Schneeberg empor, und ſchließt, als der höchſte Berg der ganzen ſogenannten ſächſiſchen Schweiz, die Reihe jener merkwürdigen Gebirgsbildungen. Von hier aus leitet das Thal der Biela, mit mancherlei ſchönen Partien geſchmückt, nach Königſtein hinab. Richtet der Reiſende aber von Hermsdorf aus ſeinen Weg nach Langhennersdorf und verfolgt den daſigen Dorfbach bis an die Waldung unterhalb des Dorfs: ſo gelangt er zu dem Waſſerfall am Zwieſel, dem ſchönſten Sachſens. Über eine hohe Felſenwand, mitten in dunkler Waldung, ſtürzt er ſich herab, und eilt dann zwiſchen hohen Felsblöcken hindurch, den Berg hinab, der Gottleube zu, die hier mit blendend weißem Schaum ſich durch die Wände wühlt und von Block zu Block fällt. Beruhigter geht ſie hierauf durch ein ſanfteres Thal, als die bisherigen Gegenden gezeigt, nach Rottendorf und Pirna hinab, und beſchreibt ſo die weſtliche Grenze der ſogenannten Schweiz. Ausführlicher ſchildern dies ganze Land Götzinger (Schandau und ſeine Umgebungen), Haſſe (Wegweiſer durch die Gegend um Dresden), Moſch (Sachſen Bd. I.) und Lindau.

Sachwalter, ſ. Advocat.

Sacken (Baron), Generallieutenant in ruſſiſchen Dienſten, wird für einen der ausgezeichnetſten und tapferſten Offiziere der ruſſiſchen Armee gehalten. Seine erſten Feldzüge machte er in untergeordnetem Grade gegen die Türken und die Polen. Dann focht er gegen die Franzoſen unter Korſakow, war bei dem unglücklichen Überfall bei Zürich und wurde hier gefangen. Nach Nancy gebracht, gewann er durch die Feinheit ſeines Betragens eben ſo ſehr die Franzoſen für ſich, als er ſeiner Seits ſich zu ihnen hingezogen fühlte. In dem Feldzuge von 1812 hatte er ein Obſervationscorps gegen die Öſterreicher zu befehligen. 1813, nach der Vereinigung mit Preußen, wurde Sacken mit einem Corps zur ſchleſiſchen Armee gegeben, und er theilte mit dieſer bis zur Einnahme von Paris alle Erfolge und Widerwärtigkeiten. An den Erfolgen in der Schlacht an der Katzbach hatte Sacken weſentlichen Antheil, einen nicht mindern an dem Elbübergange bei Wartenburg und an der leipziger Schlacht. Auf gleiche Weiſe theilte Sacken aber auch die Gefahren bei Champeaubert und Montmirail im Febr. 1814, bis die Einnahme von Paris dem blutigen Kampfe ein Ende machte. Sacken wurde die Auszeichnung zu Theil, Gouverneur von Paris zu werden, ein Poſten, dem er mit eben ſo vieler Klugheit als Mäßigung vorſtand und in welchem er ſich die Achtung aller Parteien erwarb. Bei der Niederlegung deſſelben erhielt er von den ſtädtiſchen Autoritäten einen prächtigen golde-

nen Degen und vom Könige eine goldene Doſe zum Dank und zur Erinnerung. Nach dem Tode von Barclai de Tolly wurde er an deſſen Stelle zum Chef des erſten ruſſiſchen Armeecorps ernannt.

Sackpfeiſe oder Dudelſack, ein ſehr altes Inſtrument, das jetzt nur noch bei Schäfern und Landleuten im Gebrauch iſt. Es beſteht aus einem ledernen Schlauch, an deſſen einer Seite ſich eine Röhre befindet, durch welche der Spieler den Wind in den Schlauch bläſ't, den er vor ſich hält, um ihn mit dem Arme an ſich zu drücken, und dadurch den Druck der Luft zu vermehren, damit eine auf der andern Seite in dieſem Schlauche ſteckende Art von Schalmei die nöthige Luft zur Anſprache erhält, wenn die Finger beider Hände auf derſelben die Töne der Melodie greifen. Nächſt dem ſind noch einige in einem Tone fortklingende Pfeifen, die man Stimme nennt, mit dem Schlauche verbunden. Es waren ſonſt verſchiedne Gattungen dieſes Inſtruments gebräuchlich.

Sacile (Schlacht bei) oder Fontana fredda, am 16. April 1809. Das öſterreichiſche Heer unter Erzh. Johann war bei ſeinem ſiegreichen Vordringen in Oberitalien bis gegen Sacile gekommen, und hatte am 15. April nach dem glänzenden Gefecht bei Pordenone folgende Stellung: Vortrab (Gen. Frimont 2 Bat. 10 Comp. 2 Escadr) bei Talponedo, Porgia, Palſe; das 8. Armee-Corps (G. Albert Giulay 11 Bat. 8 Escadr.) bei Pordenone, das 9. A. C. (G. Ignaz Giulay 11 Bat. 9 Comp. 22 Escadr.) bei Rogaredo; ein Detachement unter Oberſt Volkmann (2 Bat. 4 Escadr.) bei Roveredo. Die franzöſiſche Armee unter dem Vicekönig von Italien (3 Div. Infanterie, Senas 10 Bat., Brouſſier 12, Grenier 12, 4 Reg. Cavallerie) hielt Ronche, Fontana fredda und Vigonovo beſetzt, und lagerte hinter dieſen Orten. Am Morgen des 16. ſetzte ſie ſich in Bewegung und griff die Öſterreicher um 8 Uhr zuerſt bei Porgia, gleich darauf auch die ganze Vorpoſtenlinie an; dort ward aber das Gefecht am lebhafteſten und dieſer Punct mußte von den Öſterreichern unterſtützt werden. Der Feind zog jetzt einen Theil ſeiner Kräfte von Vigonovo dahin; um dies zu benutzen ward Gen Gajoli mit 7 Bat. detachirt, um dieſen Ort zu beſetzen und mit Oberſt Volkmann vereinigt gegen Sacile vorzudringen. Indeß die franzöſiſche Cavallerie von Bonche und Villadolt flößte ihm in dieſer Ebene ſolche Beſorgniſſe ein, daß er auf dem Marſch gegen Vigonovo Halt machte; das Gefecht bei Porgia währte während deſſen hartnäckig fort, dieſer Ort und Palſe mußten ſogar einmal von den Öſterreichern verlaſſen werden. Aber der Gen. Colloredo eroberte an der Spitze einiger friſchen Bataillone dieſe Poſten wieder und behauptete ſie gegen alle Angriffe der feindlichen Übermacht. Der Gen. Gajoli, aus dem ſtarken Feuer entnehmend, daß der linke Flügel gedrängt werde, griff, um ihm Luft zu machen, Bonche, Oberſt Volkmann Villadolt an, den rechten Flügel von einiger Cav. des 9. Corps gedeckt. Die franzöſiſche Reiterei, die, wie wir wiſſen, hier ſtand, ward durch Kanonenfeuer vertrieben, und beide Orte nach einem lebhaften Gefecht erobert. Sofort gaben die Franzoſen den Angriff auf Porgia auf, und der linke öſterreichiſche Flügel, raſch vorrückend, drang mit ihnen zugleich in Fontana fredda ein. In wiederholten Angriffen verſuchten die Feinde nunmehr dieſe 3 wichtigen Poſten wieder zu erobern, wurden aber in einem mehrſtündigen blutigen Gefecht jedesmal zurückgeſchlagen. Sie machten zuletzt noch einen Verſuch gegen die rechte Flanke der Öſterreicher, indem ſie 4 Bat. und den größten Theil ihrer Cavallerie zwiſchen Vigonovo und Villadolt vorrücken ließen, aber 2 Dragonerregimenter

vom 9. Corps wieſen dieſe Maſſe ſo zurück, daß ſie nach Sacile entfloh. In dieſem Augenblick, wo die Schlacht entſchieden war (zwiſchen 5—6 Uhr Abends), erſchien die Infanterie des 9. Corps (die Cavallerie war früh, als die Franzoſen Vigonovo verließen, angekommen) auf dem Schlachtfelde. Um den Sieg vollſtändig zu machen, wurden 7 Bataillons derſelben über Vigonovo gegen Sacile vorgeſchickt. Der Feind, obwohl im völligen Rückzuge, ſuchte dieſen Ort zu vertheidigen, ward aber ſogleich daraus vertrieben. Die Infanterie des franz. rechten Flügels, wovon der größte Theil nicht mehr durch Sacile konnte, ſondern durch die Moräſte auf Bugnera ging, zog ſich in geſchloſſenen Maſſen zurück, ſo daß ihr die folgenden Cavallerie-Abtheilungen nichts anhaben konnten. Die ganze Armee, welche an 8000 Mann, darunter beinahe 5000 Gefangene, verloren, zog ſich gegen Conegliano zurück, das ſiegreiche öſterreichiſche Heer, das 3600 Todte und Bleſſirte zählte, lagerte bei Sacile.

Sacrament (latein. Übernahme einer Verbindlichkeit, Bund oder Weihe zu etwas, bei den Römern der Soldateneid), iſt ein Ausdruck, der nur darum in der chriſtlichen Kirchenſprache eine religiöſe Bedeutung erhalten hat, weil er in der Vulgata zur Überſetzung des griechiſchen Wortes Myſterion gebraucht worden war. Bei den ältern lateiniſchen Kirchenſchriftſtellern bedeutet Sacramentum daher ein Geheimniß oder eine ſymboliſche Religionshandlung; doch erſt im 12. Jahrhundert fing man an, dieſes Wort zur Bezeichnung der heiligen Handlungen zu gebrauchen, die noch jetzt in der römiſchen Kirche Sacramente heißen, ohne einen zureichenden Grund anzugeben, warum deren gerade ſieben ſein ſollten. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts machten die Lehre von den Sacramenten zu einem der Streitpuncte, worüber ſie mit der römiſchen Kirche zerfielen, indem ſie den Begriff des Sacraments dahin beſtimmten, daß es eine von Chriſto ſelbſt eingeſetzte Ceremonie ſein müſſe, wobei der, der ſie würdig begeht, durch ſinnliche Mittel und Zeichen gewiſſen göttlichen Gnadenwohlthaten theilhaftig würde. Dieſer Begriff paßt, genau genommen, nur auf die Taufe und das Abendmahl, daher ſowohl die wittenberger als die ſchweizer Reformatoren ſich weigerten, mehrere religiöſe Handlungen in demſelben Sinne als Sacramente gelten zu laſſen. Doch rechnete Luther und Melanchthon anfangs auch die Buße oder Abſolution unter die Sacramente und geſellten ſie ſpäterhin nur ſtillſchweigend als Vorbereitung zum Abendmahle. Der unter dem Namen **Sacramentsſtreit** bekannte Zwiſt unter den Reformatoren ſelbſt wurde über die Frage, ob Chriſtus im heil. Abendmahle leiblich oder blos geiſtig zugegen ſei, zwiſchen Luther und **Karlſtadt** (ſ. d. Art.) 1524 begonnen, und da Zwingli ſich mit dem letztern einſtimmig gegen die leibliche Gegenwart erklärte, zwiſchen den ſchweizeriſchen und wittenberger Reformatoren bis 1536, wo Bucerus die wittenbergiſche Concordia (einen Friedensvergleich der Schweizer mit Luthern) zu Stande brachte, fortgeführt. Luther fing 1544 die Feindſeligkeiten von Neuem an, und ſeine Partei fuhr nach ſeinem Beiſpiele darin mit einer Härte und Kampfluſt fort, die ihr gerechten Tadel zugezogen hat. Nähere Auskunft über den Gegenſtand des Sacramentsſtreits giebt der Art. **Abendmahl**. Bekanntlich wurde dieſer Streit die Haupturſache der Trennung der Reformirten von den Lutheranern und der harten Verfolgungen, welche über die ſogenannten **Sacramentirer**, d. h. Anhänger der ſchweizeriſchen Meinung, erging. Im Abſchiede des Reichstags zu Speier 1529

wurden die Sacramentirer den Wiedertäufern gleich geſetzt, und mit denſelben Strafen bedroht; auch Luther und ſeine ſteifen Anhänger drückten ſie durch Bewirkung des Verbotes ihrer Schriften und manche perſönliche Angriffe, mit denen man ſelbſt den edeln Melanchthon wegen des ihm angeſchuldigten Kryptocalvinismus nicht verſchonte. Inzwiſchen iſt die reformirte Kirche mit der Lutheriſchen darin einig geblieben, daß nur zwei Sacramente, Taufe und Abendmahl, anzunehmen und auch dieſen nur unter der Bedingung eines würdigen Genuſſes die Kraft, der Gnade Gottes in Chriſto theilhaftig zu machen, beizumeſſen ſei. Dagegen erhob die Kirchenverſammlung zu Trident 1547 die Lehre von ſieben Sacramenten, Taufe, Abendmahl, Firmelung, Buße oder Abſolution, letzte Ölung, Prieſterweihe und Ehe, zum Glaubensartikel der römiſchen Kirche und verdammte diejenigen, welche an der Kraft dieſer Handlungen, durch den bloßen Gebrauch (ex opere operato) Gnade zu ertheilen, zweifelten, oder ſie nur für äußere Zeichen einer göttlichen Begnadigung hielten, welche man eigentlich nur durch Glauben und Beſſerung erlangen könne. Die griechiſche Kirche ſtimmt in dieſer Lehre mit der römiſchen überein. Die Socinianer erklären die Sacramente für willkürliche Ceremonien ohne beſondre göttliche Segenskraft, zu deren Übung kein Chriſt nothwendig verbunden ſei. Die Quäker neigen ſich zum entgegengeſetzten Extrem, indem ſie die Sacramente innere Handlungen des Gemüths nennen und gar nicht äußerlich begehen. Unter den aus dem Proteſtantismus hervorgegangenen kleineren Parteien folgen die Herrnhuter der Lutheriſchen, die Methodiſten und Taufgeſinnten aber der reformirten Anſicht. Es leuchtet ein, daß die Uneinigkeit der Parteien in dieſem Puncte von der Verſchiedenheit ihrer Definition des Begriffs Sacrament herrührt, und die Unbeſtimmtheit dieſes vielſinnigen lateiniſchen Wortes großen Antheil an den darüber entſtandenen Händeln hat. Doch wird dieſe Uneinigkeit ſchwerlich beizulegen ſein, weil ſie Gebräuche betrifft, deren Feier die hauptſächlichſte Haltung des religiöſen Lebens der chriſtlichen Völker iſt, und daher in Form und Begriff eine Änderung viel weniger zuläßt, als die wiſſenſchaftliche Darſtellung der Dogmen.

E.

Sacriſtei heißt das zur Bewahrung der heiligen Bücher, Gefäße und Geräthſchaften, zum Aufenthalte der Geiſtlichen und zur Verrichtung kirchlicher Handlungen die nicht öffentlich geſchehen ſollen, beſtimmte Zimmer oder Gewölbe, welches bei jeder Kirche angebaut zu ſein pflegt. **Sacriſtan** iſt bei den katholiſchen Domſtiftern derjenige der jüngeren Geiſtlichen, welcher die Schlüſſel zur Sacriſtei und die Sorge der Bewahrung der darin befindlichen zum Kirchendienſte beſtimmten Effecten hat. E.

Säculariſation oder **Verweltlichung** nennt man die Verwandlung geiſtlicher Länder oder Beſitzungen in weltliche. Die **erſte** Hauptſäculariſation oder Verwandelung geiſtlicher Länder und Güter in weltliche hatte in Deutſchland bei dem weſtphäliſchen Frieden 1648 Statt. Durch die Reformation hatte man den Ausſpruch des Heilandes erfahren: Euer Reich iſt nicht von dieſer Welt; und demnach wurden die geiſtlichen Stifter, Magdeburg, Halberſtadt, Bremen, Minden, Cammin, Schwerin, Ratzeburg, die Johannitercommenden Nemerow und Mirow u. ſ. w. in weltliche Länder und Beſitzungen verwandelt. Die zweite Hauptſäculariſation war Folge

des lüneviller Friedens (9. Februar 1801) und des demſelben folgenden Reichsdeputationshauptſchluſſes vom 25. Februar 1803, in Gemäßheit deſſen alle bis dahin unmittelbar geweſenen Stifter ꝛc. ſäculariſirt, und weltlichen Regenten zugetheilt wurden. Blos der Churfürſt Reichserzkanzler, nachmaliger Fürſt Primas von Frankfurt, rettete ſeine weltliche Herrſchaft aus dieſem Schiffbruche der Hierarchie, um 1383, durch die Noth gezwungen, ſich ſelbſt ſeiner irdiſchen Gewalt zu begeben. Die Säculariſation enthält, aus rechtlichem Geſichtspuncte betrachtet, durchaus nichts Ungerechtes, da die geiſtlichen Regenten nicht durch den Willen der von ihnen regierten Völker, ſondern durch bloße Anmaßung eines einzelnen Standes zu ihrer Herrſchaft gelangt waren, mithin kein wohlerworbenes Recht (Jus quaesitum) hatten.

Säculum. Dieſes Wort hat zwei ſehr verſchiedene Bedeutungen. Im Sinne des kanoniſchen Rechts zeigt es die Welt und das bürgerliche Leben im Gegenſatze der Kirche und der geiſtlichen Sachen an. Daher das Wort Säculariſation (vergl. d. Art.). — In der Sprache des gewöhnlichen Lebens heißt Säculum ein Zeitraum von hundert Jahren, ein Jahrhundert. Daß ältere Völker zu einem Jahrhunderte theils einen längern, theils einen kürzern Zeitraum als hundert Jahr foderten, iſt nicht glaublich, obgleich es behauptet worden iſt; wenigſtens bei den Römern und Deutſchen war es nicht der Fall. Am Ende des 17. und 18. Jahrhunderts entſtanden viele Streitigkeiten über die Frage: ob der Schluß des Jahrhunderts mit dem Jahre 99 oder mit dem folgenden zu machen ſei. Eine Partei von Gelehrten und Chronologen ſtimmte für das Jahr 99 aus dem Grunde, weil nach ihrer Meinung Chriſtus ein Jahr früher, als nach unſerer bisherigen Zeitrechnung, geboren ſei, daß man alſo bereits 1799 die Jahreszahl 1800 hätte ſchreiben müſſen, indem ſchon 1799 volle 1800 Jahre nach Chriſti Geburt vergangen wären. — Die andere Partei behauptete, daß erſt mit Ablauf des Jahres 1700 oder 1800 die Jahrhunderte voll wären. Allein die erſtere Partei beſtritt dies nicht, ſondern blos die Richtigkeit unſerer Zeitrechnung welche erſt im 6. Jahrhundert nach Chriſti Geburt durch einen Geiſtlichen, Dionyſius den Kleinen (wegen ſeiner kleinen Statur ſo genannt), aufkam. Nach Frank verrechnete er ſich um 2 Jahre, nach Andern, denen Bredow beiſtimmt, um 5 Jahre, nämlich zu wenig.

Sacy (Silveſtre de), ſ. Silveſtre de Sacy.

Sadi, mit ſeinem ganzen Namen Scheikh Moslehedin Sadi el Schirazi (aus Schiraz), einer der berühmteſten und auch unter uns bekannteſten lyriſchen und moraliſchen Dichter der Perſer, war zu Schiras im Jahre der Flucht 571 (1175 nach Chriſti Geburt) geboren, und ſtarb als ein hundertundſiebzehnjähriger Greis (1292 nach Chr. Geb.). Da ſeine Ältern arm waren, wurde er am Hofe Abubekrs erzogen, und genoß überhaupt von den verſchiednen Monarchen Perſiens großer Gunſt und reicher Wohlthaten. Die Perſer ſchätzen ihn über alles wegen ſeiner goldenen Sprüche, die ſie als einen Schatz wahrer Lebensweisheit betrachten, und wegen ſeiner reinen, höchſt zierlichen und dabei einfachen Schreibart. Wir beſitzen von ihm folgende Hauptwerke: 1. eine Sammlung (Divan) lyriſcher Gedichte in arabiſcher und perſiſcher Sprache (Gaſeln und Caſſiden), in denen ein mildes Feuer der Phantaſie waltet, theils Liebesgedichte, theils Aufforderungen zu edeln Lebensgenüſſen, vermiſcht mit ernſten

Betrachtungen; 2. ein moraliſches Werk, aus Proſa und Verſen gemiſcht, unter dem Titel: Guliſtan (Roſengarten), in acht Büchern, deren Inhalt ſich aus folgenden Überſchriften, die ſie führen, ergiebt, nämlich: vom Geiſte und den Sitten der Könige, vom Geiſte und den Sitten der Derwiſche, von der Ruhe und dem Glücke der Zufriedenheit, vom Nutzen der Verſchwiegenheit, von der Liebe und Jugend, von Schwachheit und Alter, von Erziehung der Kinder und guten Sitten, von der Kunſt, mit Leuten umzugehen; 3. ein Werk in Verſen, unter dem Titel: Boſtan (Baumgarten), enthaltend eine Sammlung von Geſchichten, Fabeln und moraliſchen Anweiſungen; endlich 4. eine Sammlung von Sittenſprüchen, ebenfalls in Verſen, unter dem Titel: Pendnameh oder Molamaat. Sämmtliche Werke des Sadi ſind zu Calcutta in zwei Großquartbänden perſiſch im Druck erſchienen; das Guliſtan hat Gentius perſiſch und lateiniſch herausgegeben; das Pendnameh iſt perſiſch und engliſch in Oſtindien und England einzeln gedruckt worden; von den lyriſchen Gedichten findet man einzelne bei Ouſeley und Andern. Überſetzungen des Boſtan und Guliſtan giebt es in vielen Sprachen. Deutſch hat ſie zuerſt Olearius geliefert. Sadi's Grabmahl beſchreibt Franklin in ſeiner Reiſe. (Vergl. Perſiſche Literatur.) M.

Saducäer, eine von den vier Hauptſecten der Juden, deren Stifter Sadoc, ein jüdiſcher Rabbiner, war, der ungefähr 200 Jahre vor Chriſti Geburt lebte. Die Lehre ſeines Meiſters, des Antigonus, daß man die Tugend um ihrer ſelbſt willen und ohne Rückſicht auf Belohnung ausüben müſſe, führte ihn zu der Behauptung, daß in einem andern Leben weder Belohnung noch Strafe Statt fände. Seine Anhänger läugneten daher die Auferſtehung und die Unſterblichkeit der Seele, glaubten weder Engel noch Geiſter, waren aber in ihren Sitten ſehr ſtreng, daher auch Chriſtus, trotz des Vorwurfs, daß ſie die Schrift nicht verſtänden, ſie wegen ihrer Sitten nicht tadelt. Auch gelangten ſie zu den höchſten Würden und ſelbſt zum Hohenprieſteramt. Noch jetzt beſteht die Secte unter den Karaiten.

Sagan, ein Fürſtenthum in Niederſchleſien, war ehemals ein Theil des Fürſtenthums Glogau, von dem es aber durch die Erbtheilung der Söhne des Herzogs Heinrich VIII. 1395 getrennt wurde, und ſeinen eignen Fürſten erhielt. Nachmals kam es an die Krone Böhmen, und Kaiſer Ferdinand II. ſchenkte es an ſeinen Feldherrn Albrecht von Wallenſtein. Nach der Ermordung deſſelben ward es wieder eingezogen und 1646 an einen Fürſten von Lobkowitz verkauft. Von den Nachkommen des letztern kam es 1786, gleichfalls durch Kauf, an den Herzog Peter von Curland, nach deſſen Tode es ſeine älteſte Erbtochter, die Prinzeſſin Catharina Friederike Wilhelmine, erhielt, die ſich davon Herzogin von Sagan nennt. Das Land iſt nicht ſehr fruchtbar, hat aber große Wälder, viel Wildpret und viel Eiſenſtein und Eiſenhämmer. Der Queis, welcher das Fürſtenthum nach der Länge durchſtrömt, und auch den Bober u. a. aufnimmt, liefert vortreffliche Fiſche. Übrigens enthält dies Land nur drei Städte, Sagan, Priebus und Naumburg am Bober, einen Marktflecken und etwa 34,000 Einwohner, die größtentheils katholiſch ſind. Die Haupt- und Reſidenzſtadt Sagan mit einem anſehnlichen fürſtlichen Schloſſe hat eine bedeutende Auguſtinerabtei, ein Collegium und Seminarium des aufgehobenen Jeſuiterordens,

noch 4 katholiſche Kirchen und ein Seminarium, eine evangeliſche Gnadenkirche und Schule, und 4500 Einw., die ſich von den äußerſt wichtigen Tuch- und Leinwandmanufacturen u. ſ. w., ſo wie auch vom Getreidehandel nähren. Die Herzogin hat hieſelbſt eine Regierung, ein Land- und Manngericht, ein Conſiſtorium, eine Rentkammer und ein Hofgericht.

Sage (Alain René Le), ein berühmter franzöſiſcher Romanen- und Luſtſpieldichter, geboren um das Jahr 1677 zu Ruys in Bretagne. Er begab ſich früh nach Paris, wo er als Schriftſteller lebte. Das erſte Werk, durch welches er ſich bekannt machte, war eine freie Überſetzung der griechiſchen Briefe des Ariſtenät. Seine Bekanntſchaft mit der ſpaniſchen Sprache und Literatur benutzte er dazu, mehrere Novellen und Romanzen der Spanier frei zu bearbeiten oder doch ſpaniſche Sitten und Localitäten in ſeine Dichtungen einzuführen. Sein erſter Roman der Art war Guzman d'Alfarache, der ſich in einer niedern Sphäre bewegt, aber nicht unergötzlich iſt. Zu einer höhern Schreibart erhob er ſich in dem Bachelier de Salamanque und nächſtdem in den Avantures de Gil Blas de Santillane, der ſeinen Verfaſſer in ganz Europa bekannt machte. Seine Sitten- und Charaktergemählde ſind überaus lebendig und unterhaltend; doch wird die Moral zuweilen verletzt. Dieſem Werke verdankt der Verfaſſer ſeinen größten Ruhm, obwohl auch ſein Diable boiteux, der eigentlich eine unzuſammenhängende Reihe von Charakteren und Geſchichten iſt, wegen ſeiner unterhaltenden Mannichfaltigkeit und ſatiriſchen Beziehungen, allgemein geleſen wurde. Le Sage ſchrieb ferner: Nouvelles avantures de Don Quichotte, und eine Nouvelle, Estavanille ou le Garçon de bonne humeur betitelt, und überſetzte Bojardo's Orlando Innamorato. In ſeinen Luſtſpielen Crispin rival de son maître und Turcaret finden ſich treffliche humoriſtiſche Scenen. Le Sage war verheirathet und hatte mehrere Kinder; einer ſeiner Söhne betrat unter dem Namen Montmeuil die Bühne, ein anderer war Chorherr zu Boulogne; hier befand ſich Le Sage mit ſeiner Familie, als er 1747 ſtarb. Die Werke dieſes fruchtbaren Schriftſtellers, beſonders ſein Gil Blas, zeichnen ſich vortheilhaft durch eine leichte, reine und geſchmackvolle Schreibart aus. Er ſelber war von milder und geſelliger Gemütysart, und ſehr unterhaltend im Geſpräch.

Saffian, ſ. Maroquin.

Saftfarben, ſ. Mahlerfarben.

Sage, ſ. Mythen und Hiſtorie.

Sago oder Sagu, eine vegetabiliſche Subſtanz, welche aus Oſtindien durch den Handel zu uns kommt, und aus weißgelblichen ſteinharten Kügelchen, ungefähr ſo groß wie Corianderſamen, beſteht. Der Sago läßt ſich weder durch Weingeiſt noch durch Öl auflöſen, aber durch Sieden im Waſſer wird er weich, durchſichtig, gallertartig und bekommt eine röthliche Farbe, ohne ſeine kugeliche Form zu verlieren. Dieſe Subſtanz iſt übrigens das Mark des Sagobaums, der in Oſtindien wächſt, ſo dick wird, daß ihn kaum ein Mann mit den Armen umſpannen kann, und eine Höhe von 40 bis 50 Fuß erreicht. Der Stamm dieſes Baumes gleicht einem weiten hölzernen Cylinder, der im Innern ganz mit einem vegetabiliſchen Mark angefüllt iſt. Die Dicke des Holzes beträgt höchſtens nur einige Zoll. Die Sagopalme fodert einen feuchten moraſtigen Boden, trägt nur einmal Samen, und pflanzt ſich beſonders durch

die Wurzelſchößlinge, ohne daß menſchliche Hülfe nöthig wäre, fort. Der Baum muß ſechs Jahre alt werden, wenn man gutes Mark von ihm haben will. Dann wird er abgehauen, in Stücke zerſägt und geſpalten, und das Mark wird herausgenommen. Es hat dann die Conſiſtenz einer mürben Rübe, iſt mit vielen Faſern durchzogen, zwiſchen welchen die mehligen Theile liegen. Nachdem es mit Waſſer durchknetet iſt, und die Faſern abgeſondert ſind, werden die Mehltheile entweder in der Luft oder am Feuer in ſteinernen Formen getrocknet, worin ſie ſich verhärtet. Auf einem Acker von 43,500 Quadratfuß können ſehr bequem 4350 Sagobäume Platz haben. Jeder Baum giebt wenigſtens 300 Pfund Mehl, und 900 Pfund ſind zum Unterhalte eines Mannes hinreichend. In Indien bäckt man Brot aus dem Sagomehl, gebraucht die ausgehöhlten Stücke des Stammes zu Mulden ꝛc., die Spitzen der Stengel werden als Gemüſe gegeſſen, und aus den jungen Blätterknoſpen ſpinnt man Garn. Das für den europäiſchen Handel beſtimmte Sagomehl wird, damit es ſich beſſer halte, gekörnt. Man läßt es nämlich nach dem Auswaſchen nur ſo weit trocknen, daß es die gehörige Steifigkeit erhält, um ſich zwiſchen den Händen reiben zu laſſen. Dadurch nimmt es die Geſtalt an, in der wir es erhalten. Dann werden die Körner getrocknet, und durch Sieben nicht blos vom Mehlſtaube befreiet, ſondern auch der Größe nach ſortirt. Die feinſten und weißeſten heißen **Sagoblume**. Faſt alle Schiffe bringen aus Oſtindien Sago mit nach Europa, wo jährlich mehrere 100,000 Pfund verbraucht werden. Die Holländer führen den Sago in Säcken zu 200 Pfund ein, und die Engländer verkaufen ihn centnerweiſe.

Sagunt, eine der berühmteſten Städte im alten taraconenſiſchen Spanien, unfern von dem Fluſſe Turius (Murviedro). Als eine Pflanzſtadt der Zacynthier und Rutuler ſtand ſie mit Rom im Bunde, und wurde daher von **Hannibal** zu Anfang des zweiten puniſchen Krieges angegriffen, und nach einer äußerſt hartnäckigen Belagerung erobert. Jetzt ſteht auf derſelben Stelle die Stadt **Murviedro**, bei welcher in dem letzten ſpaniſch-franzöſiſchen **Kriege** die Armee von Valencia durch Suchet geſchlagen wurde.

Sahlbuch, ſo viel als Cataſter. (S. d. Art.)

Saidſchütz und **Sedlitz** ſind zwei Dörfer nicht fern von der böhmiſchen Stadt Bilin am Abhange des Mittelgebirges. Die Gegend um dieſe Dörfer iſt an trinkbarem Waſſer und Bäumen arm, enthält einen bedeutenden Sumpf (den Serpina-Sumpf), und iſt von Baſalthügeln eingeſchloſſen. Aus dem Sumpfe laufen überall in gemachten Gruben ſalzige Waſſer zuſammen, die zu Bitterſalz verſotten werden können. Am ſüdlichen und nördlichen Fuße eines ſich in den Sumpf hereinziehenden Hügels ſind aber die eigentlichen Bitterwaſſerbrunnen, ungefähr 24, zu finden, deren Waſſer bitter ſchmeckt, laxirende Eigenſchaft beſitzt, und als bekanntes Mineralwaſſer weit verſendet wird. F.

Saigern nennt der Hüttenmann eine Abſcheidung des Silbers vom Kupfer durch Blei. Die Operation geſchieht in beſondern Schmelzherden, und gründet ſich darauf, daß das mit Silber vermiſchte Blei einer geringern Hitze zum Schmelzen bedarf, als das Kupfer, ſich alſo von dieſem ſchmelzend trennt und es ungeſchmolzen zurückläßt. Der **Saigerofen** iſt von Backſteinen an drei Seiten aufgemauert, ſein Boden iſt nach der offenen Seite abſchüſſig und hat eine Gaſſe, die das ausgeſaigerte ſilberhaltige Blei in einen vorgeſetzten Tiegel führt;

der Boden neben der Gaſſe iſt mit Eiſenplatten belegt, die mit Lehm und Aſche vor dem Schmelzen beſchlagen werden. Hierauf wird das Kupfer in Saigerſtücken und zwiſchen ihnen Holz und Kohlen eingeſchichtet und auch mit Kohlen bedeckt. Dieſe Saigerſtücke ſind ſilberhaltiges Kupfer, dem auf jedes Loth Silbergehalt 14 Pfund Blei beigeſchmolzen ſind. Der Ofen wird jetzt langſam geheitzt, das Feuer bis zum Fließen des Bleies erhöht, und gleichmäßig in ſolcher Hitze erhalten; wo dann das Blei herausſchmilzt, das Silber mit ſich nimmt, und das Kupfer ziemlich rein vom Silber zurückläßt. Saigerhütte heißt die Werkſtatt, wo das Saigern geſchieht. F.

Sailer (Johann Michael), Doctor der Theologie, königlich baieriſcher geiſtlicher Rath und Profeſſor der Theologie zu Landshut, iſt 1751 zu Areſing unweit Schrobenhauſen in Baiern geboren. Da ſeine Ältern ohne Mittel waren, ſo konnte er nur durch die Unterſtützung guter Menſchen, die er in München fand, ſeine Studien anfangen und fortſetzen. Im J. 1770 trat er zu Landsberg in Oberbaiern in den Jeſuiterorden, und blieb in demſelben bis zu deſſen Aufhebung 1773. Hierauf ging er nach Ingolſtadt, wo er ſeine philoſophiſchen und theologiſchen Studien vollendete, und dann drei Jahre lang öffentlicher Repetitor war. Im J. 1780 ward er zweiter akademiſcher Profeſſor der dogmatiſchen Theologie, neben Benedict Stattler, ſeinem Lehrer und Freunde. Da aber im J. 1781 die baierſchen Kloſterabteien alle Lehrſtellen im Lande aus ihrem Mittel zu beſetzen bekamen, verlor auch Sailer ſeine Stelle gegen das kleine Jahrgeld von 240 Gulden. Drei Jahre lebte er jetzt im Privatſtande den Studien und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, die ihn bereits rühmlich bekannt gemacht hatten. Im J. 1784 folgte er dem Rufe zu einer Profeſſur an der damals biſchöflichen-augsburgiſchen Univerſität Dillingen, wo er Moralphiloſophie und Paſtoraltheologie lehrte, auch nebenher Religionsvorleſungen für alle Akademiker hielt, und mehrere vielgeleſene Schriften herausgab. Zehn Jahre war er hier thätig geweſen, als er unerwartet ſeine Entlaſſung erhielt. Er lebte jetzt wieder mit ſehr geringen Einkünften blos den Wiſſenſchaften und der Freundſchaft, theils zu München, theils zu Ebersberg in Oberbaiern. Bei der Regierungsveränderung in Baiern 1799 wurde Sailer als Lehrer an der bairiſchen Landesuniverſität angeſtellt, und befindet ſich ſeitdem an der im J. 1800 von Ingolſtadt nach Landshut verſetzten Ludwig-Maximilians-Univerſität als ordentlicher Profeſſor der Theologie u. ſ. w. Das Verzeichniß der zahlreichen Schriften dieſes fruchtbaren, um die Erweckung wahrer Religioſität unter den Katholiken in Baiern ungemein verdienten, Schriftſtellers hier beizufügen, erlaubt uns der Zweck dieſes Werks nicht.

Saint-Aubin (Madame), eine der ausgezeichnetſten dramatiſchen Künſtlerinnen in Paris am Theater Feydeau. Eben ſo ihre beiden Töchter, Mad. Saint-Aubin Duret und Dem. Joly Saint-Aubin. (Siehe Pariſer Theater.)

Saint-Juſt (Antoine-Louis-Leon de), einer der wüthendſten Terroriſten in der franzöſiſchen Revolution, das erſte Werkzeug von Robespierre's Tyrannei und der Begleiter ſeines Sturzes, 1768 in Blarancourt bei Noyon geboren. Einige Kenntniſſe und ein affectirter Eifer für die Sache der Freiheit verſchafften ihm im 24. Jahre die Erwählung zum Deputirten des Aisnedepartements beim Nationalconvent. Hier ſchloß er ſich ſogleich an Robespierre an. Gleich zu Anfang des Prozeſſes Ludwigs XVI. verlangte er mit Ungeſtüm

die ſchnelle und blutige Beſtrafung der angeblichen **Verbrechen** dieſes Fürſten, und ſtimmte hernach für deſſen Tod ohne Delegation noch Appel an das Volk. Dann hielt er eine Rede gegen die Girondiſten, wodurch er ſeinen eigentlichen Einfluß gründete, und das beſondere Geſchäft erlangte, ſeine Collegen auf das Schaffot zu ſchicken, das er auch mit einer ausgezeichneten Blutgier die ganze Zeit über verſehen hat. Er ward dann in einige Grenzdepartements und zur Nordarmee geſchickt; auch da bezeichneten Ströme vergoſſenen Bluts jeden ſeiner Schritte. Er war der Verfaſſer des Berichts, der Danton, Herault-Sechelles, Phélippeaux, Camille-Desmoulins und Conſorten auf die Guillotine brachte, und gab, als ſich die Partei gegen Robespierre bildete, dieſem den Rath, die neuen Feinde ohne Verzug zu ſtürzen. Aber deſſen Zögerung riß beide ins Verderben. In der ſtürmiſchen Sitzung vom 9. Thermidor (27. Juli 1794) vertheidigte er Robespierre am kühnſten und hartnäckigſten, verließ die Rednerbühne trotz aller Gegendeclamationen nicht, und hörte endlich ſein Verhaftungsdecret mit verachtender Kälte ausſprechen, begab ſich in den Gemeindeſaal, und erklärte ſich zum Chef der Executionscomité für die Urheber dieſer Revolution; ward aber bald darauf ſelbſt arretirt, was er mit vollkommner Gleichgültigkeit geſchehen ließ. Eben ſo unempfindlich und ruhig um ſich blickend, hörte er am andern Tage auf ſeinem Wege zur Richtſtätte die Verwünſchungen des Volks an, und der kalte Böſewicht, der ſich im Menſchenblute gebadet hatte, ſtarb mit dem Anſcheine eines Stoikers. Man hat von ihm: Esprit de la Révolution et de la constitution de France, 1791, 8., eine große Menge Berichte und Oeuvres posthumes, die, wiewohl unvollſtändig, doch voll Unterſuchungen ſind. Man ſchreibt ihm auch „Orgon,“ ein Gedicht im Geſchmack der Pucelle von Voltaire zu.

Saint-Lambert (Jean François), ein bekannter franzöſiſcher Dichter, Mitglied der Akademie und des Nationalinſtituts, wurde zu Nancy den 16. Dec. 1717 geboren, erwarb ſich früh bei ſeinen Landsleuten den Ruhm eines ausgezeichneten **Dichters** und eines liebenswürdigen Gelehrten. Er wurde von den Jeſuiten zu Pont à Mouſſon erzogen. In ſeiner Jugend nahm er Kriegsdienſte bei der lothringiſchen Garde, und ſtieg bis zum Range eines Hauptmanns. Nach dem Frieden verließ er aber dieſe Laufbahn, um ſich an den Hof des Königs Stanislaus von Polen, der zu Luneville die geiſtvollſten Frauen und Männer um ſich verſammelte, zu begeben. Frau von Chatillon glänzte hier durch ihre Kenntniſſe und ihren Verſtand, und Saint-Lambert war bald ſo glücklich, ihre Liebe zu gewinnen. Auch mit Voltaire befreundete er ſich, ſchmeichelte ihm in ſeinen Verſen, und wurde natürlich dafür auch wieder von Voltaire gelobt. Doch übertrieb er ſeine Schmeicheleien gegen dieſen, nach der Meinung der Franzoſen, etwas zu ſehr, da er ihn noch über ihren Corneille und Racine erhob. Er ſtarb den 9. Februar 1805 im 85. Jahre bei ſeiner Freundin, Frau von Houdelot, die ſich ſeiner mit der größten Sorgſamkeit annahm, obgleich er in dem Zuſtande der Kindheit, worein er zurückgeſunken war, ſich oft hart und bitter über die treue Freundin beſchwerte. Saint-Lamberts Gedichte le Matin et le Soir (der Abend und Morgen) 1769 in 8., und les Saisons (die Jahreszeiten) ſind unter ſeinen Schriften am bekannteſten geworden. Sie gehören zu der Gattung der beſchreibenden Gedichte, und obgleich ſie Thomſons Jahreszeiten nachſtehen,

ſo zeichnen ſie ſich doch durch eine blühende, oft glänzende Phantaſie und einen leichten harmoniſchen Versbau aus. Außerdem hat Saint-Lambert mehrere Erzählungen in Proſa, orientaliſche Fabeln (Paris 1772, 8.) und eine groß Anzahl kleinerer Gedichte, welche in mehreren franzöſiſchen Muſenalmanachen zerſtreut ſind, geſchrieben. Seine Mémoires de la vie de Mylord Bolingbrocke ſind in einem ſehr hinreißenden Style abgefaßt, und unter ſeinen proſaiſchen Schriften das leſenswertheſte. Unſers Wiſſens giebt es von Saint-Lamberts Werken noch keine vollſtändige Sammlung. Auch von Charakter war dieſer Dichter ein ſehr liebenswürdiger Mann.

Saint-Real (César Vichard de), ein ſehr berühmter franzöſiſcher Schriftſteller, beſonders im hiſtoriſchen Fache, aus dem 17. Jahrhundert. Er wurde zu Chambery in Savoyen, wo ſein Vater Staatsrath war, geboren, und kam früh nach Paris, wo die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes und ſeine Kenntniſſe ihm bald Freunde erwarben. Hier lebte er bei dem bekannten Geſchichtſchreiber Varillas, von welchem ihm wahrſcheinlich die Liebe für das Romantiſche in ſeinen hiſtoriſchen Darſtellungen mitgetheilt wurde. Varillas beſchuldigte ihn, daß er ihm einige ſeiner Papiere entwendet habe. 1675 kehrte er nach Chambery zurück, wo er die Herzogin von Mazarin kennen lernte, und ſie nach England begleitete. Dort blieb er nur kurze Zeit und ging wieder nach Paris, wo er mehrere Jahre unter dem Titel eines Abbé (ohne jedoch eine Pfründe zu haben) ſich als Gelehrter aufhielt. Seine Schriften verwickelten ihn in mehrere gelehrte Streitigkeiten, beſonders mit dem Theologen Arnauld, der ihn des Socinianismus beſchuldigte. Seine Empfindlichkeit gegen die Kritik ging bis zur Schwäche; zugleich war er hitzig und ungeſtüm, wenn ihm in Schriften widerſprochen wurde. Im geſelligen Leben zeigte er übrigens einen höchſt ſchätzbaren Charakter. 1792 ging Saint-Real nach Chambery zurück, wo er in demſelben Jahre ſtarb. Unter ſeinen Werken zeichnen ſich beſonders aus Sept Discours sur l'usage de l'histoire, voll ſcharfſinniger Bemerkungen, aber ohne Präciſion geſchrieben; Histoire de la conjuration, que les Espagnols formèrent en 1618 contre la république de Venise, welches Werk viel Romanhaftes enthält. Übrigens hat Saint-Real hinſichtlich des Styls in dieſem Werke ſein Vorbild Salluſt nicht ganz erreicht. Don Carlos, nouvelle historique, gleichfalls romanhaft, aber vortrefflich geſchrieben; Discours sur la Valeur, eins der vortrefflichſten Werke dieſes Schriftſtellers; Traduction des lettres de Cicéron à Atticus, nicht ſo gut gerathen, u. a. m. Eine vollſtändige Ausgabe von Saint-Reals Werken beſorgte der Abbé Perau 1757 zu Paris in 8 Duodezbänden.

Saint-Vincent (Lord, Graf und Vicomte John Jervis von), einer der berühmteſten engliſchen Seeoffiziere, Admiral und Pair von Großbritannien, iſt 1734 geboren, trat ſchon in ſeinem 10. Jahre in die königl. Marine und machte ſeine erſten Seezüge unter Lord Hawke. Von dieſem Zeitpuncte war er allenthalben, wo es Lorbeern zu ernten gab. Er zeichnete ſich bei vielen Gefechten in den Kriegen zwiſchen England und Frankreich in den J. 1757—1762 und dann in den J. 1778 — 1782 auf das ruhmvollſte aus. 1787 wurde er zum Contreadmiral erhoben. Dann trat er ins Parlament, nahm aber beim Ausbruch des Kriegs zwiſchen Frankreich und England ſogleich wieder Dienſte, und ſeine erſte Waffenthat in dieſem neuen Kampfe war

die wichtige Eroberung von Martinique. Hierauf erhielt er den Oberbefehl über die engliſche Flotte im mittelländiſchen Meer und in dieſem wichtigen Commando erfocht er den großen Sieg über die ſpaniſche Flotte unter Admiral Cordova bei dem Cap Saint-Vincent am 14. Februar 1797. Von ihr erhielt Sir John die Würde eines Grafen von Saint-Vincent. Im Jahr 1798 detachirte er von ſeiner Station vor Cadix Nelſon zur Aufſuchung Buonaparte's, deſſen Flotte dieſer bei Abukir vernichtete. Im Jahr 1801 wurde Graf Saint-Vincent zum erſten Lord der Admiralität ernannt.

Sais, eine der berühmteſten Städte des alten Ägyptens, und Reſidenz der letzten Dynaſtie, in Unterägypten, unweit der vom Nil gebildeten Inſel Byblus. Es befand ſich hier ein altberühmter und prächtiger Tempel der Göttin Neith, der ägyptiſchen Minerva, wie die Griechen glaubten, deren Prieſter in ganz vorzüglichem Anſehen ſtanden. Ihr zu Ehren wurde daſelbſt jährlich das ſogenannte Lampenfeſt gefeiert, das mit einer allgemeinen Erleuchtung der Stadt verbunden war, und an dem Tempel ſtand nach Plutarch die berühmte geheimnißvolle Inſchrift: Ich bin Alles, was war, was iſt, und was ſein wird; meinen Schleier hat noch kein Sterblicher aufgedeckt.

Saiten ſind Fäden von zuſammengedrehten Schafdärmen, oder von gezogenem Metall, deren man ſich von verſchiedener Länge und Stärke bedient, um ſie auf der dünnen Decke eines dazu eingerichteten Inſtruments in Schwingungen zu ſetzen, und dadurch verſchiedene Klänge hervorzubringen. Die Darmſaiten verfertigt man aus den Därmen der Schafe und Lämmer, die man reinigt, in einer Lauge beizt, zuſammenſpinnt und ſchleift. Man windet ſie in Ringel, von denen dreißig Stücke zuſammengebunden ein Stock heißen. Ihre Güte wird durch ihre Haltbarkeit, Reinheit und durch das Helle und Körnichte ihres Tones beſtimmt. Ein äußeres ſicheres Merkmahl für dieſe Eigenſchaften giebt es nicht, aber ſie fehlen allen den Saiten, die nicht durchſichtig und nicht elaſtiſch ſind. Bekanntlich ſind von den Darmſaiten die in Italien verfertigten ſogenannten romaniſchen die vorzüglichſten. Die Metallſaiten ſind entweder aus Meſſing oder aus Eiſen. Man hat auch Verſuche mit Saiten aus Seide gemacht, aber es fehlt ihnen an einem feinen Klang. Ein gewiſſer Boud zu Verſailles ſoll ſie in der neueſten Zeit vervollkommnet haben.

Saiteninſtrumente, ſ. Bogeninſtrumente und Inſtrumentalmuſik.

Saladin, eigentlich Salaheddin Juſſuf Ebn Ayub, ein berühmter Sultan von Ägypten und Syrien, geboren im Jahr 1137 auf dem feſten Schloſſe Tecrit, deſſen Gouverneur ſein Vater, ein curdiſcher Krieger, war. In ſeiner Jugend diente er unter ſeinem Vater und Oheim, welchem letztern Sultan Noureddin nach Ägypten ſandte zur Unterſtützung Fatimite Calaph Adheds wider den Veſir Shawer. Dieſer ſtarb 1168 auf dieſem Zuge, und Saladin folgte ihm im Heerbefehl. Der bisher dem Weine und Spiel ergebene Jüngling ward plötzlich einer der ſtrengſten Befolger der Vorſchriften des Korans. Den Anſichten Noureddins gemäß haßte und unterdrückte er die Secte Ali's. Im J. 1171 machte er der Fatimitiſchen Khalifendynaſtie in Ägypten ein Ende. Um dieſelbe Zeit ſtarb Adhed. Saladin, der ſeine Reichthümer in Beſitz nahm, faßte den Entſchluß, ſich unabhängig zu machen, und ſuchte zu dem Ende zu-

vörderſt die Liebe der Ägypter durch eine milde und weiſe Regierung zu erwerben. Noureddin aber, wiewohl jener deſſen Unternehmungen gegen die Chriſten unterſtützte, ſchöpfte Verdacht, und brach mit einem zahlreichen Heere nach Ägypten auf. Ein Vergleich beugte den Feindſeligkeiten vor. Als jedoch 1174 Noureddin geſtorben und deſſen unmündiger Sohn Al-Malek den Thron beſtiegen hatte, ergriff Saladin Maßregeln, anfangs unter dem Vorwand der Beſchützung, ſeine Beſitzungen an ſich zu reißen. Er unterwarf Damaſcus und mehrere andere Plätze in Syrien, belagerte aber Al-Malek ſelbſt in Aleppo ohne Erfolg. Auch verſuchte er, die Franken von den Seeküſten von Paläſtina zu vertreiben, ward aber bei Aſcalon gänzlich aufs Haupt geſchlagen. Al-Malek ſtarb 1181, und zwei Jahre darauf ergab ſich Aleppo an Saladin, der nun ganz Syrien und Ägypten unter dem von dem Khalifen Naſſer beſtätigten Titel eines Sultans beſaß. Das ganze Streben ſeines Religionseifers und ſeiner Politik war jetzt darauf gerichtet, die Chriſten aus Paläſtina zu vertreiben, und Jeruſalem zu erobern. Jene hatten ſeinen Zorn durch einen vertragswidrigen Überfall der Pilger nach Mecca noch mehr gereizt. Er vergalt ihnen dieſen Treubruch durch die berühmte Schlacht in der Ebne von Tiberias im Jahr 1187, in welcher Guy von Luſignan, König von Jeruſalem, zugleich mit Chatillon, den Großmeiſtern der Tempelherren und Hoſpitaliers und einer Menge von Rittern zu Gefangenen gemacht wurden. Alle Gefangenen wurden niedergemacht; Chatillon, der die Begnadigung durch den Übertritt zum Jslam nicht erkaufen wollte, fiel unter Saladins eigenem Schwerte, und nur der König von Jeruſalem ward verſchont und ehrenvoll behandelt. Die Folge dieſes Sieges war die Einnahme von Acre, Seid, Barout u. ſ. w., und die Belagerung von Jeruſalem, das ſich ihm endlich nach einem hartnäckigen Widerſtande auf die Bedingung ergab, daß die Chriſten mit ihrem Eigenthum frei abziehen, die Franken aber für den Kopf ein Löſegeld bezahlen oder Sklaven ſein ſollten. Saladin hielt einen triumphirenden Einzug in Jeruſalem, und erfüllte gewiſſenhaft den Vertrag. Darauf belagerte er Tyrus, welche Unternehmung ihm jedoch mißlang, da ſeine Flotte von den Franken geſchlagen wurde. Auf die Nachricht von dem Verluſte Jeruſalems nahmen der Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, die Könige von Frankreich und England und viele andere Fürſten das Kreuz, und machten die größten Rüſtungen. Das Gerücht davon ermuthigte die Chriſten zu Tyrus, welche 1189 Acre den Moslemin entriſſen. Saladin eilte herbei, und zwei Jahre lang waren die Felder um Acre der Schauplatz der blutigſten nnd erbittertſten Kämpfe. Kaiſer Friedrichs Tod, der mit einem Heere in Aſien angelangt war, flößte den Moslemin Muth ein, bis Richard Löwenherz und Philipp Auguſt mit neuen zahlreichen Scharen erſchienen. Acre ergab ſich ihnen 1191, worauf Philipp Auguſt nach Europa zurückkehrte. Richard aber blieb, ſchlug Saladin in zwei Schlachten, nahm Cäſarea und Jaffa, und bedrohte Jeruſalem. Die ritterliche Tapferkeit dieſes Königs verdunkelte auf einige Zeit Saladins Ruhm, der den Fortſchritten ſeines Gegners mit Aufbietung aller ſeiner Kräfte widerſtand. Endlich ward ein Vertrag zwiſchen beiden Fürſten geſchloſſen, der die Küſte von Jaffa bis Tyrus den Chriſten einräumte; Aſcalon ward geſchleift, und der Überreſt von Paläſtina verblieb dem Sultan. Dieſer war kaum durch Richards Abreiſe von ſeinem furchtbarſten Feinde befreit, als ihn in ſeinem 56. Lebensjahre der Tod

überraſchte. Er ſtarb zu Damaskus im J. 1193. Ihm gebührt der Ruhm eines Fürſten von großer Einſicht und Tapferkeit, der die Gerechtigkeit liebte und ſeinem Worte ſtets treu war. Er hinterließ ſiebzehn Söhne und eine Tochter, und war der Stifter der Dynaſtie der Ayoubiten.

Salamander, auch Molch, Feuermolch, eine Familie des Eidechſengeſchlechts, die wieder in vier Gattungen zerfällt. Sie ſind ungefähr eine Spanne lang, einen Daumen dick, gewöhnlich ſchwarz und gelb gefleckt, und halten ſich an dunkeln, ſchattigen Orten auf. Die ſämmtlichen hieher gehörigen Thiere ſind durchaus unſchädlich, und keineswegs giftig. Die Sage, daß der Salamander im Feuer nicht verbrenne, iſt unwahr. Wenn er geängſtigt wird, dringt aus ſeinem Munde und ſeiner warzigen Haut eine milchichte Feuchtigkeit, die ihn wohl auf einige Minuten gegen ein ſchwaches Kohlenfeuer ſchützen kann; aber einem heftigen oder anhaltenden Feuer kann er keineswegs widerſtehen. Bei den alten war er Symbol des Feuers. Daher heißen auch die Feuergeiſter der Fabellehre Salamander, die als Genien mit feuerfarbenen Schmetterlingsflügeln vorgeſtellt werden.

Salamis, jetzt Colouri, eine merkwürdige griechiſche Inſel in der Nähe von Attika, Eleuſis gegenüber, hat durch den glorreichen Sieg der verbündeten Flotte der Griechen über die ungleich ſtärkere der Perſer (480 v. Chr. Geb. ſ. d. Art. Themiſtokles) in der Geſchichte einen unſterblichen Namen erlangt. Sie war durch eine ſchmale Meerenge von der Landſchaft Attika getrennt, und wurde in Alt- und Neu-Salamis abgetheilt. Ihr Umfang beträgt 4 QM. Ihr älteſter Name ſoll Kychrea oder Kenchrea geweſen ſein. Unter den Fürſten aus den frühern Zeiten iſt vorzüglich Ajax bekannt worden, welcher uns von Homer als einer der größten Helden des trojaniſchen Krieges genannt wird. Sein Vater, König derſelben Inſel, hieß Telamon, wovon jener auch ſeinen Beinamen erhalten hat. Einige Jahrhunderte nach dem trojaniſchen Kriege, bemächtigten ſich die Megarenſer der Inſel, wurden aber bald darauf von den Athenienſern wieder vertrieben. Erſt unter dem Kaiſer Veſpaſian wurde ſie eine römiſche Provinz. Die Bewohner von Salamis waren ſehr geſchickte Seefahrer. Auf der Oſtſpitze von Alt-Salamis war das Denkmahl wegen des über die Barbaren errungenen Sieges aufgerichtet. Auch führt denſelben Namen im Alterthum eine Stadt auf der Inſel Cypern, von Teucer, Telamons Sohne, nach ſeiner Rückkehr von Troja erbaut, der Hauptort der ganzen Inſel.

Salbung. Von Alters her pflegten ſich die Orientalen zur Stärkung der Glieder und zur Erhöhung der körperlichen Schönheit zu ſalben, daher auch unter den Ehrenbezeigungen, die ſie geachteten Gäſten bewieſen, das Salben mit wohlriechenden Ölen eine der vorzüglichſten war. Von dieſer Sitte des gemeinen Lebens unterſchied die Moſaiſche Geſetzgebung, übereinſtimmend mit andern Religionen des Alterthums, die Salbung der Prieſter, ihrer Kleider und der zum Gottesdienſt beſtimmten Dinge, welche nur mit einem beſonders dazu bereiteten heiligen Öle geſchehen durfte, und die Bedeutung einer Weihe zum ausſchließlichen religiöſen Gebrauch hatte. Schon das Alterthum betrachtete in dieſem Sinne die Salbung der Prieſter und Könige als eine ſymboliſche Handlung, die den Geſalbten den unauslöſchlichen Charakter ihrer Amtswürde und Ausſtattung mit beſondern göttlichen Geiſtesgaben ausdrückte. Daher heißen Könige und

Prieſter vorzugsweiſe Geſalbte des Herrn, deren Perſon heilig und unverletzlich, und deren amtliches Anſehn von Gott iſt; auch wird der im alten Teſtamente angekündigte Erlöſer wegen ſeiner königlichen Abſtammung und Würde Meſſias, d. h. ein Geſalbter genannt. Noch jetzt werden die Könige bei ihrer Krönung geſalbt, um ihrer Würde die religiöſe Weihe und Heiligkeit zu geben, die ſie in den Augen der Völker haben ſoll, und bei der katholiſchen Prieſterweihe ſalbt der ordinirende Biſchof mit dem heil. Salböl (ſ. d. Art. Chriſam) die innere Fläche beider Hände nebſt den Daumen und Zeigefingern des Ordinanden, wodurch nach dem Ausdrucke des Ordinationsrituals den Händen die Kraft gegeben wird, zu ſegnen, zu weihen und zu heiligen. In einem bildlichen Sinne ſollen religiöſe Vorträge und Gebete Salbung, d. h. die Kraft haben, den, der ſie hört, mit frommen Gefühlen, innigen Überzeugungen und heiligen Entſchließungen zu erfüllen; denn dies iſt die Weihe, die von den Worten des Redners, der auf die Herzen wirken will, auf ſeine Zuhörer übergehen muß. Die Gabe, mit Salbung zu ſprechen, kann durch Kunſt und Studium nicht erworben werden, und nur der Redner wird ſie haben, der Stärke und Innigkeit der eignen Überzeugung von dem, was er vorträgt, mit Herzlichkeit und Wärme der Empfindung verbindet. Freilich aber wird, wenn die leichtfertige Kritik nicht Anlaß zu Spöttereien finden ſoll, bei dieſer ſeltenen, oft den ſcharfſinnigſten und glänzendſten Rednern abgehenden Gabe vorausgeſetzt, daß ſie nur wichtigen Gegenſtänden, die das ganze Gemüth des Menſchen angehen, gewidmet und nie ohne gründliche Einſicht, gebildeten Geſchmack und ſichern oratoriſchen Tact angewendet werde. E.

Saldern (Friedrich Chriſtoph von), königl. preuß. Generallieutenant, war geb. 1719 in der Priegnitz; ſein Vater, Otto Ludolf von Saldern, war preußiſcher Oberſtlieutenant. Im Jahr 1735 trat er als Fähndrich in den Dienſt unter Friedrich Wilhelm I. Friedrich II. nahm ihn wegen ſeiner anſehnlichen Länge in die Leibgarde als Oberlieutenant. Im ſchleſiſchen Kriege focht er tapfer und wurde Hauptmann. Faſt in allen Schlachten des ſiebenjährigen Kriegs war er gegenwärtig. Bei der Erſtürmung des Dorfes Leuthen zeichnete er ſich ſo aus, daß Friedrich ihm den Verdienſtorden verlieh. Nach der Eroberung von Breslau ward er 1758 Oberſtlieutenant, und deckte nach der aufgehobenen Belagerung von Ollmütz den Rückzug des Königs durch Mähren und Böhmen. — Ihm verdankte Friedrich, da er bei Hochkirchen (1758) überfallen wurde, die bei allem Unglücke noch günſtige Wendung. Zum Lohn ernannte er ihn, da er auch noch in demſelben Jahre bei dem kühnen Marſch von Sachſen nach Schleſien zum Entſatz von Neiſſe ſich beſonders ausgezeichnet, zum Generalmajor ohne daß er vorher Oberſt geweſen (1759). Auch bei Liegnitz (1760) und vornehmlich bei Torgau (1760), wo er unter Ziethen focht, bewährte er ſeinen Muth und ſeine Kriegserfahrenheit. Er ſtarb zu Magdeburg am 24. März 1785 im 66. Jahre ſeines Alters. — Er hat ſich durch beſonderes Verdienſt um die Verbeſſerung des Kriegsweſens erworben; auch zeugen ſeine Schriften von ſeiner militäriſchen Einſicht. 1. Taktik der Infanterie, Dresden 1784; 2. taktiſche Grundſätze (mit Kupfern), Dresden 1786. Beide Schriften ſind ohne ſeinen Namen erſchienen. — Nach einem Herbſtmanöver ritt Friedrich zu ihm heran und ſagte: „Saldern, höre er auf, das iſt alles und übertrifft alles, was man mit der Taktik thun kann!" Er ſchenkte ihm ein maſſives ſilbernes Gedeck. — Auf dem Schweizerling, einem Berge bei Wettin

im Saalkreiſe, drei Meilen von Halle, iſt dem Helden eine Gedächtnißurne auf einem 148 Fuß hohen Porphyrfelſen aufgeſtellt, welche mit ſeinem Bild und ſeinem Namen einfach geſchmückt iſt.

Saldern (Wilhelm von), geboren 1702, königlich preußiſcher Generalmajor, focht mit gleichem Kriegsruhme, wie der vorgenannte Saldern, in dem ſchleſiſchen und ſiebenjährigen Kriege, und fiel bei einem Angriff der Öſterreicher auf Königingräz an der Elbe am 26. Juli 1758 durch eine feindliche Kugel getroffen. Sein Leben hat Friedrich Pauli beſchrieben (ſ. deſſen Leben großer Helden, dritter Theil, S. 45, Halle 1759, 3.)

Salernum (jetzt Salerno), eine alte Stadt im Gebiet der Picentiner, in Unter-Italien, vorzüglich merkwürdig durch die weltberühmte Civitas Hippocratica, oder mediciniſche Lehranſtalt, die daſelbſt ſchon im 12. Jahrhundert n. Chr. blühte, und die Pflanzſchule aller mediciniſchen Facultäten von Europa wurde. Von ihr ging hauptſächlich die ganze praktiſche Heilkunde aus, und ihre diätetiſchen Vorſchriften wurden in Verſe gebracht und überall verbreitet. (Vergl. Arzneikunde.)

Saleſianerinnen heißen die Nonnen des Ordens von der Heimſuchung der Jungfrau Maria nach ihrem Stifter, dem heil. Franz von Sales, von dem und ſeiner Freundin Chanta dieſer Orden 1610 zu Annecy in Savoyen urſprünglich als eine Zuflucht für Witwen und kränkliche Frauenzimmer gegründet, in der Folge aber erweitert, hauptſächlich zu geiſtlichen Übungen und nebenbei auch zur Krankenpflege beſtimmt, ſchwarz gekleidet und ſo zahlreich wurde, daß er im 18. Jahrh. 160 Klöſter und 6600 Nonnen hatte. Noch jetzt giebt es Klöſter der Saleſianerinnen in den Städten Italiens, beſonders in Venedig, auch in Trieſt und Breslau. Sie widmen ſich nur der Krankenpflege und Erziehung junger Mädchen. E.

Salier, Prieſter des Mars, welche ihren Namen von salire, hüpfen, tanzen, hatten. Numa beſtimmte ihre Zahl auf zwölf; Tullus Hoſtilius vermehrte ſie. Die Veranlaſſung zu ihrer Stiftung wird ſo erzählt: Als einſt zu Numa's Zeiten eine heftige Peſt in Italien wüthete, und ſich auch nach Rom verbreitete, ließen die Götter das Ancile, einen Schild von beſonderer Geſtalt, vom Himmel herabfallen, worauf die Peſt nachließ. Die um Rath gefragten Wahrſager erklärten, daß dieſer Schild ein Zeichen der ſtets dauernden Herrſchaft der Römer ſein ſolle, und riethen, noch elf ähnliche verfertigen zu laſſen, damit der echte nicht ſo leicht entwendet werden könnte. Dies geſchah, und ſämmtliche Ancilia wurden in der Curia aufbewahrt. Aber jährlich am 1. März, wo die Salier dem Mars opferten, trugen ſie dieſelben in der Stadt herum, indem ſie ſie an einander ſchlugen, kriegeriſche Tänze aufführten, und alte Lieder (ſaliſche Geſänge) abſangen zum Lobe des Mars und anderer Götter, auch berühmter Männer, namentlich des Mamurius, der die übrigen elf Ancilien verfertigt hatte. Die Kleidung der Salier war eine mit Gold geſtickte Tunica von Purpur, die mit einem Gürtel von Erz feſtgehalten wurde; darüber eine mit einem Purpurſaume beſetzte Toga, auf dem Kopfe eine hohe kegelförmige Mütze, an der Seite ein Schwert, und in der Rechten ein Spieß oder eine Ruthe, in der Linken das Ancil. Nur patriciſche Jünglinge, deren Ältern noch lebten, wurden unter die Salier aufgenommen.

Salier, ſaliſche Franken, eine Völkerſchaft, die zum erſtenmal auf der Inſel der Bataver, und als ſie von da vertrieben wur-

den, an der Maas ſüdlich unter den Chamarern erſchien. So lange man den Namen Cherusker nennt, weiß man noch nichts von Saliern, und ſobald dieſe auftreten, verſchwinden die Cherusker. Vermuthlich nahmen ſie die Benennung Salier erſt an, als ſie in Batavia, an welches ſie grenzten, einwanderten, nach dem Namen des Fluſſes in ihrem alten Vaterlande. War dies die fränkiſche oder ſächſiſche Sale? Vielleicht beide, denn es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Marvinger aus Franken ſich wieder mit ihren ältern Brüdern vereinigt hatten, weil die Könige der ſaliſchen Franken, und nachher aller Franken überhaupt, ſich aus dem marvingiſchen, ſo wie die Vandalen aus dem aſtingiſchen Stamme ableiteten. Vielleicht erhielt die fränkiſche Saale den Namen erſt von den Marvingern, zum Andenken des Fluſſes im alten Vaterlande, und wegen der Salzquellen, die ſie an beiden fanden. Von den Saliern rührt das bekannte ſaliſche Geſetzbuch her, das älteſte Denkmahl geſchriebener Geſetze, das noch vor Chlodwig, zur Zeit, als die Salier noch keine Könige, ſondern bloße Anführer hatten, von vier der angeſehenſten Männer, Arogaſt, Bodogaſt, Salogaſt und Windagaſt, geſammelt, und wahrſcheinlich in lateiniſcher Sprache abgefaßt wurde. Es galt zum Theil bis ins 11. und 12. Jahrhundert. Beſonders merkwürdig iſt der 62. Artikel, zufolge deſſen bei ſaliſchen Gütern, d. h. bei ſolchen, welche die ſaliſchen Franken in Gallien und dem heutigen Frankreich erobert hatten, die Töchter von der Erbſchaft ausgeſchloſſen, und nur die Söhne derſelben fähig geachtet wurden. Ungeachtet dieſer Artikel nur von Privatgütern handelt, ſo machte man die Anwendung davon auf die Krone ſelbſt. Gewiß iſt, daß von den erſten Zeiten der franzöſiſchen Monarchie an nie Prinzeſſinnen zur Thronfolge gelangten, ohne daß dafür ein anderes Geſetz als das Herkommen angeführt wurde. Erſt in den Streitigkeiten, die Philipp IV. von Frankreich mit Eduard III. von England um die franzöſiſche Krone hatte, ward das ſaliſche Geſetz wider Eduard angeführt; und es hat ſeitdem unverändert gegolten.

Salieri (Antonio), ein noch lebender berühmter Componiſt, kaiſerlicher Capellmeiſter zu Wien, geboren zu Legnano, einer venetianiſchen Feſtung, im Jahr 1750. In ſeinem elften Jahre fing er an, Clavierunterricht zu nehmen, und ſeine Neigung für die Muſik nahm ſo zu, daß er nach dem Tode ſeines Vaters, eines ausgezeichneten Kaufmanns, den er in ſeinem funfzehnten Jahre verlor, ſich ganz dieſer Kunſt widmete. Er ſetzte ſeine Studien zu Venedig, wohin er ſich ſeines Gönners Mozenigo wegen begab, fort, und endigte ſie zu Neapel. Pescetti, Capellmeiſter von St. Marcus, war ſein erſter Lehrer; nach dem Tode deſſelben wählte er Paſſini. Um dieſe Zeit war der berühmte Gaßmann nach Venedig gekommen; Salieri nahm bei ihm Unterricht, ſowohl auf dem Clavier als im Geſang, und gewann ihn ſo lieb, daß er ihm mit Mozenigo's Bewilligung nach Wien folgte, um auch die Compoſition unter ihm zu ſtudiren. Er kam im Frühjahr 1766 nach Wien, wo er acht Jahre blieb und Gaßmanns Unterricht im Generalbaß genoß. Als dieſer ſtarb, wurde er zum Director der Capelle, der Kammermuſik und des Theaters zu Wien ernannt, Ämter, worin ihn der berühmte Gluck mit freundſchaftlichem Rath unterſtützte. Als Alter und Krankheit letztern außer Stand geſetzt hatten, dem pariſer Publicum, welches immer neue Compoſitionen foderte, ein Genüge zu leiſten, übernahm es Salieri, unter Glucks Augen und nach deſſen Ideen die Danaiden zu componiren. Gluck gab ihm bei dieſer Gelegenheit das Zeugniß, daß er ſich mit ſeinem Styl

vertraut gemacht, was bisher noch keinem gelungen war. In Paris glaubte man, daß Salieri nur am dritten Act dieſer Oper Theil habe. Die Liſt gelang vollkommen. Salieri kam 1784 nach Paris; ſeine Oper wurde zu wiederholtenmalen vor der königlichen Familie mit immer zunehmendem Beifall gegeben; die Königin ſelbſt ſang darin. Nachher wurde die Oper auch auf das Theater der Hauptſtadt gebracht. Die Kenner fanden beſonders in dem Recitativ und Geſang einen eigenthümlichen Styl, und erkannten ein ausgezeichnetes Talent. Gluck erklärte erſt nach der dreizehnten Vorſtellung in einer Adreſſe ans Publicum Salieri für den alleinigen Componiſten der Danaiden. Dieſer wurde reichlich belohnt und erhielt vor ſeiner Rückreiſe nach Wien von der Direction der Oper den Auftrag, die Horatier und Curiatier zu componiren. Bald darauf componirte er ſeine herrliche Oper Tarare zu dem franzöſiſchen Text von Beaumarchais (1787), welche er nachher für die italieniſche Bühne nach La Ponte's Bearbeitung unter dem Namen Axur, König von Ormus auf die Bühne brachte, wofür der Kaiſer Joſeph ihn mit 200 Ducaten beſchenkte, denen er einen Jahrgehalt von 300 Ducaten beifügte. Salieri verheirathete ſich bald darauf, und kam dadurch in den Beſitz eines anſehnlichen Vermögens. Von ſeinen Werken für die Kirche iſt ein Oratorium: La Passione di Gesu Cristo nostro Signore, das bekannteſte, obgleich es nicht gedruckt worden. Für die Bühne hat er ſeit 1772 eine Reihe von deutſchen und italieniſchen Opern componirt, von denen mehrere zu den Werken vom erſten Range gehören. Die bekannteſten darunter ſind außer den genannten, la Scuola dei Gelosi, la Grotta di Trofonia, la Ciffra (das Käſtchen mit der Chiffre), Palmira, il Talisman (der Talisman) Armida, der Jahrmarkt von Venedig, Semiramis u. ſ. w. Außerdem hat er viele einzelne Arien, auch für die Inſtrumentalmuſik mehrere Serenaden und Symphonien, ſo wie einige Concerte für das Pianoforte und andere Inſtrumente componirt. Seine Danaiden wurden nach 30 Jahren (1817) in Paris wiederum mit großem Beifall auf die Bühne gebracht.

Saline, Salzwerk, iſt eine Anſtalt, worin die Salzſoole, d. h. Waſſer, das mehr oder weniger Kochſalz aufgelöſt enthält, geſotten oder auf ſonſtige Weiſe das Salz vom Waſſer geſchieden, und alle zur Bereitung des Salzes erfoderlichen Arbeiten verrichtet werden.

Salis (Johann Gaudenz, Freiherr von), ward den 26. December 1762 zu Seewis in Graubünden geboren. Bis zur Revolution diente er zu Verſailles als Hauptmann der Schweizergarde. Nachher ſtand er unter dem General Montesquieu in Savoyen, als dies Land von den Franzoſen erobert wurde. Darauf lebte er als Privatmann zu Chur, war ſeit 1798 Generalinſpector des Milizweſens in der Schweiz, und hielt ſich bald in dieſer, bald in jener Stadt auf, endlich wohnte er zu Malans in Graubünden. Auffallend iſt es, daß weder durch die Pracht des franzöſiſchen Hofes, noch durch das Sittenverderbniß der Reſidenz, in welcher Salis ſeine Jugendzeit verlebte, noch ſpäterhin durch das Getümmel des Krieges und der Schlachten, denen er beiwohnte, ſein Sinn für ländliche Natur, für Freundſchaft und Unſchuld, welcher ſich in allen ſeinen Gedichten ſo zart und lebhaft ausſpricht, verwiſcht wurde. Die ländliche Muſe leitete ihn, wie Matthiſſon ſagt, „aus den Schloßhallen und dem Thiergarten von Verſailles in die geweihten Schatten einſamer Wälder; ſie blieb in den öden Moorgegenden von Flandern, wie an dem

mahleriſchen Geſtade der Seine; in den friedlichen Hirtenthälern der rhätiſchen Alpen, und zuletzt auch im Heergetümmel des Krieges ſeine unzertrennliche Gefährtin." In Rückſicht ſeiner Gedichte ſagt ein geiſtvoller Beurtheiler: „Seine Muſe iſt diejenige, unter deren Leitung die Denham, Thomſon, Haller und Kleiſt die Natur in ihren geheimſten Winkeln beſchlichen, und dann in größern, mahleriſchen Gedichten verriethen, was ſie geſehen hatten. Salis, ihnen gleich an Originalität und Empfindung, ſchränkt ſich auf kleinere Lieder ein; eine Form der Darſtellung, welche den Vortheil hat, daß der Dichter jeder einzelnen, aus der Natur gehobenen Scene mehr den Ton ſeiner augenblicklichen Gemüthsſtimmung geben, und durch dieſe Individualiſirung um ſo ſicherer hoffen kann, der bei beſchreibenden Gedichten ſo ſchwer zu vermeidenden Ermüdung auszuweichen. Indeß geſchmackloſe Versler alles, was ihnen in der Natur vorkommt, kalt auffaſſen, und natürlich auch ihre Leſer kalt laſſen, weiß Salis durch den Standpunct, aus welchem er zeichnet, und durch die allenthalben ſichtbare moraliſche Tendenz ſeinen Naturgemählden Einheit, Charakter und Intereſſe zu geben. Die Correctheit ſeiner Zeichnung, und die Lebhaftigkeit ſeines Colorits feſſeln unwiderſtehlich. Kraft iſt mit Grazie verbunden." Lyriſche Producte, beſonders der ſanftern Art, und Elegien ſind ihm am beſten geglückt. In ſeinen meiſten Gedichten athmet eine ſanftere Melancholie und ein tiefes, inniges Gefühl. Matthiſſon gab 1793 die Gedichte von J. G. von Salis zu Zürich in 8. zuerſt heraus, und dieſer Ausgabe ſind nachher mehrere gefolgt; die 4. Auflage erſchien eben daſelbſt 1803 in 12.

Salis Marſchlins (Carl Ulyſſes von), ein berühmter Staatsmann und Gelehrter, Sohn des Präſidenten Johann Rudolph Hubert von Salis, geboren zu Marſchlins in Graubünden den 25. Aug. 1728, zeigte ſchon früh viel Wißbegierde, ſtudirte im 16 Jahre zu Baſel, machte im 17. mehrere Reiſen, und bekleidete vom 18. an mehrere Ämter rühmlich und gewiſſenhaft. 1757 wurde er von ſeinem Hochgerichte zum Podeſta von Tiran, im Veltlinerlande, gewählt, eine Stelle, worin er ſich gleichsfalls durch ſeine Vaterlandsliebe auszeichnete. Der Haß der Übelgeſinnten veranlaßte ihn, 1768 die Stelle eines franzöſiſchen Geſchäftsträgers in Graubünden anzunehmen, als welcher er ſich 24 Jahre durch ſeine überlegenen Geiſteskräfte einen außerordentlichen Einfluß auf die politiſchen Angelegenheiten dieſes Theils der Schweiz verſchaffte. Auch übernahm er 1771 mit großen Koſten die Erziehungsanſtalt der Profeſſoren Martin Planta und Neſemann zu Haldenſtein, verpflanzte dieſes Inſtitut nach Marſchlins, und berief den Doctor Bahrdt zum Director des Philanthropins, welches aber ſchon 1777 einging. Hierdurch verlor Salis einen großen Theil ſeines Vermögens; indeſſen konnte er doch noch immer obgleich im beſtändigen Kampfe mit vielen Feinden, ſtandesmäßig leben. Aber die Factionen ſeines Vaterlandes im Jahre 1790, und die bald ausgebrochene helvetiſche Revolution machten ihn bis zu ſeinem Tode äußerſt unglücklich. Er wurde den 30. Juni 1794, weil er, um ſein Leben zu retten, ſich aus Graubünden entfernt hatte, in contumaciam, als ein Ungehorſamer, aus ſeinem Vaterlande bei Lebensſtrafe verbannt, für vogelfrei erklärt, und ſein Vermögen confiſcirt. Auch ſein 97jähriger Vater, der damals noch lebte, und ſeine Familie duldeten die ſchrecklichſten Mißhandlungen der Parteiwuth. Nach zahlloſen Leiden verließ er endlich das un-

glückliche Land, ging nach Tyrol, und von da nach Wien, wo er den 6. October 1800 ſtarb. Er war ein in jeder Rückſicht ausgezeichneter, energiſcher Menſch, ein thätiger, gewandter Staatsmann, und ein nützlicher Schriftſteller. Wir haben von ihm: Beiträge zur natürlichen und ökonomiſchen Kenntniß der Königreiche beider Sicilien, 2 Bdchen., Zürich 1796, 8; Fragmente der Staatsgeſchichte des Thals Veltlin und der Grafſchaften Cleven und Worms, aus Urkunden, 4 Bände, ebendaſelbſt 1792; Reiſen in verſchiedene Provinzen des Königreichs Neapel, ebend. 1793, 8; Streifereien durch den franzöſiſchen Jura, Winterthur 1805; Bildergallerie der Heimwehkranken, ein Leſebuch für Leidende, 3 Bändchen, und bei dem 3. eine Nachricht von ſeinem Leben, durch ſeinen Sohn. S. auch das Denkmahl der Ehrfurcht und Liebe dem Herrn von Salis errichtet von ſeinen Töchtern, Zürich 1801.

Saliſches Geſetz, ſ. Salier.

Salluſtius (Caj. Crispus), wurde im J. R. 668, vor Chr. 86 zu Amiternum, einer Municipalſtadt im ſabiniſchen Gebiete, geboren. Sein lebhafter Geiſt und ſein feuriger, unruhiger Charakter verleiteten ihn zu manchen jugendlichen Ausſchweifungen; doch mag er wohl nicht ganz ſo verdorben geweſen ſein, wie gewöhnlich erzählt wird. Auch muß man billig den herrſchenden Sittenzuſtand jenes Zeitalters bei Beurtheilung ſeiner Fehler mit in Anſchlag bringen. Aus der getreuen und kräftigen Schilderung der ſittlichen Verdorbenheit der Römer ſieht man freilich, daß er dieſelbe ſehr genau kannte, und ſelbſt nicht ganz frei davon war. Durch Cäſars Gunſt wurde er zum Prätor ernannt, und nach Numidien geſchickt, wo er ſich bedeutende Schätze ſammelte. Daher ſpielte er nach ſeiner Rückkehr aus dieſem Lande zu Rom eine glänzende Rolle. In den ſpätern Jahren ſcheint er ſeine Jugendfehler eingeſehen und mäßiger gelebt zu haben. Er ſtarb im J. R. 719, vor Chr. 35. Während ſeines Privatlebens machte er die vaterländiſche Geſchichte zu ſeinem Hauptſtudium. Leider haben wir von der ausführlichen Geſchichte, welche die Zeiten nach Sulla's Tode bis auf die Catilinariſche Verſchwörung beſchrieb, nur noch einige Bruchſtücke. Zwei andere hiſtoriſche Schriften, die uns vollſtändig erhalten ſind, erzählen die Kriege der Römer gegen den ſchlauen Jugurtha, König von Numidien, und die Verſchwörung des kühnen Catilina. Der ausgezeichnete Werth dieſer hiſtoriſchen Arbeiten iſt allgemein anerkannt. Denn ſie empfehlen ſich nicht weniger durch die Art der Erzählung und ihren Inhalt, als durch ihre Schreibart. Er ſcheint ſich von den griechiſchen Hiſtorikern beſonders den Thucydides zum Muſter genommen zu haben, den er nach Quintilians Urtheil ſogar übertrifft, und gehört zu den wahrhaften Geſchichtſchreibern. Mit vollem Recht kann man ihn der reifern Jugend vorzüglich empfehlen, da nicht nur ſein kraftiger, reiner, oft ſehr redneriſcher Styl, ſondern auch die Würde, Stärke, Wahrheit und Klarheit der Gedanken die Lectüre ſeiner Schriften angenehm und nützlich machen. Die Hauptausgaben ſind von Corte, mit einem ausführlichen Commentar, Leipzig 1724, und von Haverkamp, Amſterd. und Utrecht 1742. Zu den beſten deutſchen überſetzungen kann man die von Schlüter zählen.

Salm. Es gab bis zum franzöſiſchen Revolutionskriege zwei Grafſchaften dieſes Namens: die gefürſtete Grafſchaft Oberſalm mit dem Städtchen Salm im Wasgau, zwiſchen Elſaß und Lothringen, und die Grafſchaft Niederſalm mit dem Städtchen Salm in den Ardennen, an der Grenze von Lüttich im Luxemburgiſchen. Das

uralte Geſchlecht der Grafen Salm, welches die Grafſchaften beſaß, theilten die beiden Söhne des Grafen Theodorich 1040 in zwei Linien: 1. Oberſalm erhielt Heinrich, deſſen Nachkommen in zwei Äſte ſich ausbreiteten. Von dem ältern Aſte kam ein Theil der Grafſchaft durch Heirath im Anfange des 17. Jahrh. an Lothringen; der letzte Zweig dieſes Aſtes, der die Grafſchaft Neuburg am Inn beſeſſen hatte, ſtarb 1784 aus. Die Hälfte von Oberſalm aber, welche der jüngere Aſt beſaß, war durch Simons II. Tochter Johanna, welche ſich 1475 mit dem Wild- und Rheingrafen Johann V. vermählt hatte, an das wild- und rheingräfl. Geſchlecht gekommen, wodurch ein neues fürſtliches Haus Salm entſtand. 2. Niederſalm erhielt Carl. Seine Nachkommen erwarben das Herzogthum Limburg; daher fiel die Grafſchaft Salm an den jüngern Zweig dieſer Linie, welcher mit Heinrich IV. 1413 erloſch. Sein Erbe war Johann IV. Graf von Reiferſcheid (in der Eiffel), ein Nachkomme Gerlachs, des jüngeren Sohnes Heinrichs II., Herzogs von Limburg. Alſo ſtammt das Haus Niederſalm (Reiferſcheid) allein von dem alten Hauſe Salm in männlicher Linie ab, und die Fürſten dieſes Hauſes nennen ſich deßhalb Altgrafen von Salm. Es theilte ſich 1629 in zwei Linien. Die ältere beſitzt Salm und Reiferſcheid; die jüngere Dyk. A. Die ältere theilte ſich wieder in drei Zweige: a) das fürſtliche Haus Salm-Reiferſcheid-Krautheim (ſonſt Bedbur). Dieſes verlor ſeine Beſitzungen im lüneviller Frieden, und erhielt dafür durch den Entſchädigungsreceß 1803 Ländereien in Franken, die 1804 zu einem Fürſtenthume Krautheim (6 Q.M. 14,000 Einw. und 160,000 Fr. Einkünfte) erhoben wurden. Durch den Rheinbund kam dieſes Fürſtenthum, deſſen Fürſt katholiſch iſt und zu Gerlachsheim an der Tauber wohnt, unter die Souveränetät von Würtemberg und Baden; b) das H. Salm-Reiferſcheid-Hainsbach, welches allein noch den Grafen-Titel führt, hat niemals unmittelbare Beſitzungen gehabt. Seine Güter liegen in Böhmen, wo der Graf ein Kron-Erbamt bekleidet; c) das 1790 in den Fürſtenſtand erhobene H. Salm-Reiferſcheid hat eben ſo wenig jemals unmittelbare Beſitzungen gehabt. Es erbte die Majoratsherrſchaften der 1784 ausgeſtorbenen Salm-Neuburger Linie. Der Fürſt wohnt in Wien. — B. Die jüngere Linie Dyck hat ihre Beſitzungen im Bezirk Cöln des preuß. Großherzogth. Niederrhein und in Würtemberg ($2\frac{1}{3}$ der Herrſch. Schuſſenried und Weiſſenau). Sie ward 1816 in den königl. preuß. Fürſtenſtand erhoben. — Das gegenwärtige Haus Oberſalm iſt urſprünglich ein Zweig der Wild- und Rheingrafen. Die Güter der alten Wildgrafen (im ardenner Walde), Nachkommen der Söhne Otto's von Wittelsbach, des Mörders König Philipps von Schwaben, welche im Anfange des 15. Jahrh. ausſtarben, kamen durch Heirath an die Rheingrafen, die ſchon im 13. Jahrh. die Rheingrafſchaft Stein an der Nahe beſaßen, und ſich nun Wild- und Rheingrafen nannten. Von dieſen ſtiftete Johann V., als Gemahl der Erbin von Oberſalm, Johanna, das neue H. Salm. Seine Nachkommen theilten ſich in mehrere Zweige, von denen der ältere den Namen Salm, die übrigen aber den Namen Wild- und Rheingrafen führten, bis ſie dieſen 1816 mit dem Namen Fürſten von Salm-Horſtmar vertauſchten. Nach mehreren Verzweigungen ſind gegenwärtig nur noch drei Äſte des Hauſes Oberſalm vorhanden: a) die Fürſten von Salm-Salm, kathol. Religion. Dieſe verloren in Folge der franzöſ. Revolution die noch übrige halbe obere Grafſchaft Salm in den Vogeſen und die wild- und rheingräfli-

chen Länder. Sie behielten blos die Herrſchaft Anholt an der Grenze von Weſtphalen und Holland. Durch den Rezeß von 1803 erhielten ſie als Entſchädigung ein Fürſtenthum im ehemal. Bisthume Münſter, von 21 QM. mit 38,000 Einw. und 340,000 Fr. Eink. Der Fürſt von Salm-Salm trat zum Rheinbunde, verlor aber ſeine Souveränetät durch den Senatsbeſchluß vom 10. Dec. 1810. Er iſt ſeit 1815 königl. preuß. Vaſall. Der jetzige Fürſt zu Salm-Salm, zu Bucholt, Aahaus und Anholt, Herzog von Hoogſtraten, heißt Conſtantin, und reſidirt zu Anholt unweit Bocholt, einem Flecken an der Aa. Er trat d. 7. Sept. 1816 den anholter Zoll an den König der Niederlande gegen jährl. Entſchädigung von 22,150 holl. Gld. ab. Seine Kinder zweiter Ehe beſitzen ½ von den Herrſch. Schuſſenried und Weiſſenau in Würtemberg; b. das fürſtl. H. Salm-Neu-Kyrburg, wurde ebenfalls 1803 für den Verluſt der Grafſch. Kyrburg und ſeinen Antheil an den wild- und rheingräfl. Gütern, im Münſterſchen, (mit 10 QM. 8000 E. und 170,000 Fr. Eink.), angrenzend an Salm-Salm, ſeit 1815 unter k. preuß. Souveränetät, entſchädigt. Dieſer Fürſt, der 1806 ebenfalls zum Rheinbunde getreten war und 1810 ſeine Souveränetät an Frankreich verloren hatte, iſt kathol. und reſid. zu Aahaus. Er iſt Grand von Spanien der erſten Claſſe und ein Sohn des 1794 in Paris guillot. Fürſten; — c. das fürſtl. H. Salm-Horſtmar, lutheriſcher Kirche, ſtammt von der Grumbach'ſchen Linie der Wild- und Rheingrafen ab, deren beide Zweige Rheingrafenſtein und Grumbach im J. 1803, für den Verluſt ihrer Erbgüter auf dem linken Rheinufer, das Amt Horſtmar im Bisth. Münſter von 31 Q. M. mit 46,000 Einw. und 400,000 Fr. Eink. erhielt; gegenwärtig unter königl. preuß. Souveränetät. Das Haus Rheingrafenſtein erloſch, und der Wild- und Rheingraf von Grumbach wurde 1817 vom König von Preußen in den Fürſtenſtand erhoben. Seitdem nannte er ſich Fürſt zu Salm-Horſtmar. Er reſidirt zu Coesfeld. K.

Salmaſius (Claudius), eigentlich Claude de Saumaiſe, ein durch ſeine tiefe und weitumfaſſende Gelehrſamkeit berühmter Gelehrter, geb. zu Semur en Auris im J. 1588. Sein Vater, der eine angeſehene Magiſtratsperſon und zugleich ein gelehrter Mann war, unterrichtete ihn ſelbſt in den alten Sprachen, und ſchickte ihn nach Paris, um dort Philoſophie zu ſtudiren. Wie ſehr ſeine Kenntniſſe ſeinem Alter vorausgeeilt waren, beweiſ't ſeine Ausgabe des Florus, welche i. J. 1609 erſchien. Er ſelbſt behauptet, ſie in ſeinem 15. Jahre beſorgt zu haben, dann aber müßte 1593 ſein Geburtsjahr ſein; wir glauben daher, daß er bei dieſer Angabe einen Gedächtnißfehler begangen hat. Im J. 1606 war er nach Heidelberg gegangen, um unter dem großen Gothofredus die Rechtsgelehrſamkeit zu ſtudiren. Die an koſtbaren Handſchriften und gedruckten Werken reiche Palatina gab ihm Gelegenheit, ſeine Lernbegierde durch den Gebrauch dieſer literariſchen Schätze zu befriedigen, und ſich durch die Herausgabe gelehrter Arbeiten Ruhm zu erwerben. Als er 1610 nach Frankreich zurückkehrte, trat er zwar als Anwalt in die gerichtliche Laufbahn, gewiß aber war er ſchon entſchloſſen, ſich ganz der eigentlichen Gelehrſamkeit zu widmen. Kritiſche Arbeiten und gelehrte Streitigkeiten füllten ſein folgendes Leben aus. Von ſeiner Mutter, die eine Calviniſtin war, hatte er früh ſolche Eindrücke erhalten, die ihn dieſer Glaubenslehre geneigt machten; auch heirathete er 1623 die Tochter eines angeſehenen Proteſtanten, Joſias Mercier. Einige Jahre ſpäter verlebte er einen Theil ſeiner Zeit auf dem Landhauſe ſeines Schwiegervaters

bei Paris, wo er ſeine großen Arbeiten über den Plinius und Solinus endigte. Im J. 1629 wünſchte ſein Vater, ſein Amt auf ihn zu übertragen; auch machte das Parlament von Dijon keine Schwierigkeiten, obgleich der Sohn ſich öffentlich zum Calvinismus bekannte; aber der Siegelbewahrer Marillac weigerte ſich, die Urkunde zu vollziehen. Die Einladungen der Univerſitäten Padua und Bologna lehnte er ab; dagegen folgte er 1631 einem Rufe nach Leyden, um die Ehrenprofeſſur einzunehmen, welche Joſeph Scaliger bei dieſer Univerſität gehabt hatte. Nachdem er hier einige Zeit verlebt, erhielt er bei einem Beſuche in Frankreich den Staatsrathstitel und den St. Michaelsorden. Seine Freunde machten mehrere Verſuche, ihn in Frankreich zu behalten; der Cardinal Richelieu, wie man ſagt, bot ihm einen anſehnlichen Jahrgehalt unter der Bedingung an, die Geſchichte ſeines Miniſteriums zu ſchreiben. Er aber ſchlug das Anerbieten aus, weil er nicht geſonnen ſei, ſeine Feder der Schmeichelei zu leihen. Im J. 1644 erhielt er dennoch einen Penſionsbrief von dem Könige von Frankreich, doch bleibt es zweifelhaft, ob ihm je etwas darauf gezahlt worden. Ein Werk, welches er im J. 1645 über das Primat des Papſtes ſchrieb, erregte eine Beſchwerde von Seiten der franzöſiſchen Geiſtlichkeit wider ihn, die jedoch vom Hofe weislich an die Gottesgelehrten verwieſen wurde. Der verbannte König von England, Carl II., bewog ihn, im J. 1649 eine lateiniſche Denkſchrift für ſeinen Vater zu ſchreiben, welche unter dem Titel: Defensio regia pro Carolo I. erſchien. Das Aufſehen, welches dieſe Schrift erregte, bewirkte, daß das Parlament durch Milton eine äußerſt heftige und bittere Antwort darauf abfaſſen ließ, die Salmaſius um ſo übler empfand, als auch ſeine republikaniſchen Beſchützer in Holland den Eifer mißbilligten, womit er das Königthum vertheidigte. Unter dieſen Umſtänden folgte er 1650 gern den dringenden Einladungen der Königin Chriſtine, Schweden zu beſuchen. Das Klima dieſes Landes war aber ſeiner Geſundheit nachtheilig, er ging über Dänemark, wo ihn der König ſehr ehrenvoll aufnahm, im folgenden Jahre nach Holland zurück, und begab ſich 1653 in die Bäder von Spaa, wo er, ſtatt Geneſung, im Monat September ſeinen Tod fand. Er ward zu Maſtricht begraben. So heftig und ſchonungslos grob er in ſeinen literariſchen Streitigkeiten war, ſo ſanft und leutſelig war er in ſeinem Hauſe; er ſtand ganz unter der Herrſchaft ſeiner Frau. Von ſeinen zahlreichen Werken ſind die wichtigſten: Plinianae exercitationes in Solinum und die Ausgabe der Scriptores historiae Augustae, ferner De Homonymis Hyles Iatricae; De mutuo; De modo usurarum; De foenore trapezetico; De re militari Romanorum; De re hellenistica; Observationes in jus atticum et romanum, epistolae u. ſ. w. Alle zeigen von ſeiner vielſeitigen, eben ſo tiefen als umfaſſenden Gelehrſamkeit, weniger von ſeinem Geſchmack und Urtheil. Unterſtützt von einem ungeheuern Gedächtniß, arbeitete er mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Schnelligkeit, ohne weiter die Feile zu gebrauchen. Unter ſeinen Zeitgenoſſen hatte er ſich durch ſeine Angriffe und Ausfälle eine Menge von Feinden gemacht, aber auch die gelehrteſten Männer ſprechen mit Ehrfurcht von ihm und erkennen in ihm ihren Meiſter.

Salmiak (zuſammengezogen aus Sal ammoniacum) iſt ein flüchtiges, weißes Salz, aus Salzſäure und flüchtigem Laugenſalze beſtehend. Urſprünglich ſtammt ſeine Bereitung aus Ägypten. Man verſchaffte ſich dort das nöthige flüchtete Laugenſalz durch Sublimation des Rußes von verbranntem Kameelmiſt, vermiſchte es mit der

gehörigen Salzſäure, und ſublimirte den Salmiak nochmals in ſchüſſelförmige Formen. So geſtalteter und bereiteter Salmiak bekommt noch jetzt den Namen des ägyptiſchen, zum Unterſchiede von dem braunſchweiger, der durch Kryſtalliſation erhalten, ſehr locker und hutförmig iſt. In Brabant benutzt man auch flüchtiges Laugenſalz zur Salmiakbereitung, den Ruß aus Steinkohlen, wie er bei beſonders dazu eingerichteten Ziegelbränden erhalten wird. In Braunſchweig zieht man das Laugenſalz aus dem Urin. In der Medicin dient der Salmiak als ſchweißbeförderndes, die Schleimabſonderung reizendes Mittel; in den Künſten und Handwerken zur Unterſtützung des Verzinnens und als Ätz- oder Auflöſungsmittel vieler Metalle, weil er in Verbindung mit Waſſer und Luft faſt jedes Metall angreift und eine dreifache Verbindung mit ihm zuſammenſetzt. F.

Salomo, Davids Sohn von der Bathſeba, und auf deren Fürbitte mit Zurückſetzung ſeiner ältern Brüder Erbe des Thrones der Hebräer, genoß während einer langen friedlichen Regierung, 1015 bis 975 vor Chriſto, die Früchte der Thaten ſeines Vaters. Das Gefühl ſeiner Majeſtät brachte er aus einer mit königlichem Glanz umgebenen Jugend, und die Weisheit, die ihm nachgerühmt wird, aus dem Unterrichte der Erfahrungen Davids und der Weiſen ſeines Hofes mit auf den Thron, den er, noch Jüngling, mit der Strenge und Kälte eines orientaliſchen Monarchen einnahm. Um ihn zu befeſtigen, ließ er ſeinen Bruder Adonai und einige mißvergnügte Große des Reichs ermorden, und knüpfte politiſche Verbindungen mit auswärtigen Königen an. In ſeinen treffenden richterlichen Urtheilen, wie durch die Vervollkommnung der Davidiſchen Staatseinrichtungen, zeigte er eine Überlegenheit des Verſtandes, die ihm Ehrfurcht bei dem Volke erwarb. Unſterblich wurde ſein Ruhm durch den Bau des Tempels, deſſen Größe, Pracht und Schönheit alles übertraf, was man bisher von Werken der Baukunſt geſehen hatte, und dem Cultus der Hebräer einen Glanz gab, der ſie von neuem an ihre Nationalheiligthümer feſſeln ſollte. Der Reichthum, den Salomo durch klugen Gebrauch der ererbten Schätze, durch Gewinn im Handel, wobei er die Hebräer zuerſt mit der Schifffahrt bekannt machte, durch genauere Benutzung der königlichen Einkünfte, die er durch zwölf Statthalter eintreiben ließ, und durch Vermehrung der Abgaben an ſich zu ziehen wußte, machte ihm dieſen und andre Baue von Paläſten, Städten und Feſtungen, und den Aufwand einer koſtbaren und üppigen Hofhaltung möglich, wodurch auf der einen Seite der Wohlſtand des Volks gehoben, die Übung der Künſte befördert und die Cultur überhaupt geſteigert, auf der andern Seite aber auch das Beiſpiel eines verderblichen Luxus gegeben und eine allmählige Entfernung von der urſprünglichen Strenge des Moſaismus vorbereitet wurde. Die Bewunderung der Weisheit und königlichen Herrlichkeit Salomo's, die ihm neben dem nun häufigern Zufluſſe von Fremden zu ſeiner Hauptſtadt auch den Beſuch einer Königin von Saba (Äthiopien) verſchaffte, konnte einige Stimmen des Mißvergnügens übertäuben; ſeine Gerechtigkeit erhielt ihm die Achtung des Volks, und gegen das Murren der von ihm zu regelmäßigen Frohndienſten genöthigten heidniſchen Völker, welche David dem hebräiſchen Reiche unterworfen hatte, ſtand ihm ein Kriegsheer zu Gebote, das 12,000 auf ägyptiſche Art gerüſtete Reiter, und 1400 Streitwagen zählte. Auch ſchien das Glück dieſen großen König lange zu begünſtigen, und das israelitiſche Volk, im Genuſſe ſeines Wohllebens kaum zu bemer-

ken, daß er ſich zu ihm immer mehr in das Verhältniß eines orientaliſchen Despoten ſtellte. Ganz wider das Moſaiſche Geſetz erlaubte er ſich die Aufnahme ausländiſcher Weiber in ſeinen zahlreichen Harem, und war aus Liebe zu dieſen Weibern im Alter tolerant oder ſchwach genug, ihnen freie Übung ihres Götzendienſtes zu geſtatten, und ſelbſt daran Theil zu nehmen. Dennoch konnten die Widerſacher, die ihm gegen das Ende ſeines Lebens nach dem Throne ſtrebten, wider ſeine befeſtigte Macht nichts ausrichten. Erſt nach ſeinem Tode brach die Unzufriedenheit des Volks in offne Empörung aus, und ſein unwürdiger Sohn Rehabeam vermochte die Theilung des Reichs nicht zu hindern. Die vierzigjährige Regierung Salomo's, die er wohl ſchwächer und unrühmlicher endete, als er ſie begann, wird jedoch wegen ihres Glanzes und ihrer glücklichen Ruhe von den Israeliten noch immer als einer der hellſten Lichtpuncte in ihrer Geſchichte geprieſen, und das ganze Morgenland ſieht in ihr eine goldne Zeit, deren Bilder die orientaliſchen Poeſie an den ins Unermeßliche geſteigerten Ruf der Eigenſchaften dieſes Königreichs anknüpft. In der That gehörte er mehr dem geſammten Orient, als ſeinem Volke an. Seine Denkungsart war viel freier, als einem Hebräer geziemte. In den Schriften, die die Bibel unter ſeinem Namen enthält, und die, wenn auch ihre Redaction einer viel ſpätern Zeit zugeſchrieben wird, in ihrem Grundſtoffe doch unſtreitig Salomoniſchen Urſprungs ſind, ſpricht ein philoſophiſcher Geiſt, der ſich über die Einſeitigkeit der hebräiſchen Nationalität zu weltbürgerlichen Anſichten erhoben hat. Seine Sprichwörter (Meſchalim, Gnomen, Sentenzen, überſetzt von Döderlein und Ziegler) ſind reich an ſcharfſinnigen, witzigen Apophtegmen, ſein Prediger (Kohelet, Verſammlung der Weiſen, überſetzt von Mendelsſohn, Friedländer, Kleuker, Schmidt, Nachtigall u. A.) erinnert an die Philoſophie, welche ſich geiſtreiche Große und Weltleute im Überdruß eines langen, üppigen Lebensgenuſſes aus dem Schatze ihrer Erfahrungen endlich zu bilden pflegen, dagegen das Hohelied (Schir Haſchſchirim) die ganze Gluth und Süßigkeit einer bräutlichen Liebe ausdrückt, und ſei es auch das Werk eines ſpätern Dichters, doch im Geiſte Salomo's darſtellt, wie glücklich er auch in der Liebe war. (Vergl. d. Art. Hohes Lied.) Daher iſt ſeine Weisheit und ſein Glück bei der Nachwelt ſprichwörtlich geworden, und die Mährchen der Rabbinen, die Helden- und Liebesgedichte der Perſer und Araber feiern ihn, wie die romantiſchen Sagen der Normänner und Britten den König Arthus, als einen fabelhaften König, deſſen in der Bibel ſelbſt gerühmte Kenntniß der Natur, deſſen Reichthum an Sinnſprüchen und Räthſeln, deſſen Herrlichkeit und Macht in ihren Darſtellungen zu Zauberei und Wunder wird. Der Siegelring Salomo's war nach dieſen Dichtungen der Talisman ſeiner Weisheit und Zauberkraft, und hat, wie der Salomoniſche Tempel, in den Geheimniſſen der Freimaurerei und Roſenkreuzerei hohe ſymboliſche Bedeutung.

Salomon (J. P.), war einer der größten Violinſpieler. Sein Geſchmack, ſeine Verfeinerung, und ſein Enthuſiasmus, um uns der Worte des Doctors Burney zu bedienen, erwarben ihm eine allgemeine Bewunderung, ſo daß ſein Unterricht eifrig geſucht wurde. Zu ſeinen beſten Schülern gehörte Pinto. Laut eines unter ſeinen Papieren gefundenen Taufſcheins wurde Salomon 1745 zu Bonn geboren. Er wurde zum Rechtsgelehrten erzogen, allein ſeine mächtig vorherrſchende Liebe für die Tonkunſt bewog ihn, dieſem Hange ganz

zu folgen, und bald wurde er in Deutſchland und Frankreich nicht blos durch ſein Spiel auf der Violine, ſondern noch mehr durch ſeine tiefe und umfaſſende Kunſtkenntniß berühmt. Um das Jahr 1781 kam er nach England, wo er ſeitdem beſtändig blieb. Auch bewog er durch einen großen gewagten Koſtenaufwand den unſterblichen Haydn, nach England zu kommen. Auch Brahams noch unausgebildete Stimme zog er aus der Dunkelheit hervor, und verſetzte ſie in die ihr eigenthümliche Sphäre. Er ſtarb zu London im Jahre 1815.

Salonichi (Theſſalonich, Selaniki), eine große, anſehnliche Stadt in Macedonien, nächſt Conſtantinopel die wichtigſte Handelsſtadt in der europäiſchen Türkei, iſt mit hohen Mauern und Feſtungswerken umgeben, und liegt am Ende des durch viele Anſchwemmungen ſehr ſeicht gewordenen thermäiſchen Meerbuſens. Sie iſt an dem ſteilen Abhange des Berges Kurtiah in der Geſtalt eines Dreiecks erbaut, zeichnet ſich vor andern türkiſchen Städten durch eine größere Reinlichkeit aus, und enthält zehn große und mehrere kleinere Moſcheen, neun Bäder und 70,000 Einwohner, darunter 10,000 Griechen und 23,000 Juden, welche an 4000 Häuſer bewohnen, und hier eine hohe Schule, Hora genannt, mit 200 Lehrern und 1000 Schülern haben. Die Häuſer ſind ganz im türkiſchen Style erbaut und die Bazars befinden ſich in dem untern Theile der Stadt. Die beiden vorzüglichſten Moſcheen ſind zwei ehemalige der heiligen Sophia und dem heiligen Demetrius geweihete griechiſche Kirchen. In der letztern zählt man 360 Säulen, welche das Dach und zwei Gallerien tragen. Auch befinden ſich hier einige griechiſche Kirchen, ein griechiſcher Metropolit, einige griechiſche Klöſter und eine katholiſche Kirche. Ferner iſt die Stadt der Sitz eines Paſcha von drei Roßſchweifen. Der Hafen der Stadt iſt ſicher, kann 300 Schiffe faſſen, und es laufen in denſelben Schiffe aus allen Häfen der Türkei und aus vielen chriſtlichen Ländern ein. Von dem mit ſieben Thürmen verſehenen Caſtelle, welches zum Theil auf einer Anhöhe liegt, und die Stadt beherrſcht, hat man eine entzückende Ausſicht auf den ganzen Meerbuſen, die Stadt und die unabſehbare Ebene Macedoniens und die ſie durchſchlängelnden Flüſſe. Nordwärts von dieſer Ebene zieht ſich eine hohe Bergkette, jetzt Xerolivado genannt. Man findet in und außerhalb dieſer Stadt noch viele Alterthümer mit Inſchriften. Salonichi iſt ſeit dem 17. Jahrhundert ein wichtiger Handelsplatz, und die Venetianer bringen Tücher, Frieſe, Metall- und Glaswaaren, Spiegel, Papier, ſeidene und andere Stoffe und Feuergewehre ein, und führen Baumwolle, Tabak, Wachs, Seide, Häute, Corduan, Kupfer, Wein und ſchlechte weiße Tücher (Abas genannt) wieder aus. Die Engländer hingegen bringen hieher Tücher, Gewürz, Zinn, Blei, Uhren, Juwelen, Eiſenwaaren, Farbewaaren, Chalons und Serge, und empfangen dagegen Seide und Baumwolle. Aus Deutſchland kommen nach Salonichi Kupfer-, Meſſing- und Eiſenwaaren, böhmiſche Gläſer, Uhrwerke, feine und grobe Tücher, Kattune, Leinwand und Porzellan. Durch Griechen und Juden wird bedeutender Handel nach Öſterreich und auf die leipziger Meſſen getrieben, und Baumwolle in großen Quantitäten, Meerſchaum zu Tabaksköpfen, Leder, levantiſcher Kaffe u. ſ. w. dahin geſendet. Die deutſche Einfuhr beträgt an Werth zwei Millionen, und die Ausfuhr fünf Millionen Piaſter. Schweden, Dänemark, Holland, Rußland und Neapel haben hier zwar Conſuln, aber ihr Handel iſt nicht ſo bedeutend, wie derjenige der obigen Nationen; doch werden die ruſſiſchen Ge-

ſchäfte mit Sammet, Seide und Pelzen mit jedem Jahre wichtiger. Den bedeutendſten Handel von allen Völkern führten bis jetzt die Franzoſen hierher, welche Tücher, Kaffe, Zucker (aus ihren weſtindiſchen Colonien), lyoner Seidenwaaren, Gewürze, Goldwaaren u. ſ. w. hinſandten, und dafür Baumwolle, Seide, Wolle, Korn, ſchlechte weiße Tücher, Wachs und Kupfer ausführten. Die ganze Ausfuhr von Salonichi wird auf neun Millionen, die Einfuhr hingegen auf fünf Millionen Piaſter jährlich berechnet. Unter den Manufacturen der Stadt zeichnen ſich die großen Zubereitungen von türkiſchem Garn, die Lederarbeiten und Färbereien aus. Auch werden hier große Wechſelgeſchäfte gemacht.

Salpeter iſt ein weißes ſäulenförmiges Salz, aus Salpeterſäure und Kali beſtehend, von kühlendem, ſcharfem Geſchmack. Er erzeugt ſich an vielen Orten von ſelbſt, wenn ſeine Beſtandtheile in dem Erdboden vorhanden ſind, z. B. in Viehſtällen, Gottesäckern. In Oſtindien bildet er ſich an der Nord- und Oſtſeite vieler Hügel und Mauern öſtlich vom Ganges, und wird daſelbſt von den Einwohnern zuſammengekehrt (Kehrſalpeter). Zu Wolfetta kryſtalliſirt er in einigen Höhlen; in Ungarn kommt er in Flötzgebirgen vor. In den Salpeterplantagen bereitet man den Salpeter aus verweſenden thieriſchen, d. i. stickſtoffhaltigen, Dingen, weil dieſe während ihrer Zerſetzung, durch Einfluß der atmosphäriſchen Electricität, mit dem Sauerſtoffe der Luft Salpeterſäure bilden. Man ſchichtet zu dem Ende thieriſche Abfälle, Straßenkoth, Urin u. ſ. w. zu Haufen auf, in welche Kalk oder ein andrer baſiſcher Körper gemengt wird, damit die gebildete Säure ſich nicht zerſtreue, ſondern ſich mit ihnen verbinde, bedeckt ſie mit Dächern, welche den Regen, nicht aber die Luft abhalten, ſticht ſie oft um, und begießt ſie mit Urin. Nachdem der Salpeterſieder durch Proben ſich von der entſtandenen Säure überzeugt hat, laugt er die Erdhaufen in Käſten oder Fäſſern aus, und bekommt eine Lauge, welche die gebildete Salpeterſäure an jene ihr dargebotene Baſen, Kalk, Ammonium, Talkerde, gebunden enthält. Durch hinzugebrachte Holzaſchen, Potaſchenlauge oder ſchwefelſaures Kali ſcheidet er dieſe von der Salpeterſäure und verbindet die Säure mit Kali zum Salpeter, den er, als in der klaren Lauge zurückbleibend, durch Abdampfen und Kryſtalliſation oder Läutern als rohen Salpeter gewinnt. Der ſo erhaltene rohe Salpeter iſt noch mit etwas gemeinem Salze, auch wohl Schwefelſäure verunreinigt, er kann davon durch wiederholte Kryſtalliſation getrennt werden, und dient dann zum ökonomiſchen (Einpöckeln), techniſchen (Schießpulver) und Arzneigebrauche (zur Reinigung der Luft durch Räucherungen, als harntreibendes, beruhigendes und kühlendes Mittel). Der Name Nitrum kommt zwar ſchon bei Plinius u. A. vor, doch ſcheinen die Alten darunter Natrum zu verſtehen, da die erſte gewiſſe Nachricht vom Salpeter ſich von Albertus Magnus und Roger Baco herſchreibt. F.

Salpeterſäure wird durch Vermiſchung von Vitriolöl mit reinem Salpeter und Deſtillation gewonnen. Die gelbe dampfende Säure heißt Spiritus nitri fumans, eine ſchon mit Waſſer verdünnte weiße wird **Scheidewaſſer** genannt. Dieſe muß, wenn ſie rein iſt, Silber und Blei klar und ohne Rückſtand auflöſen. Mit ⅓ Salzſäure vermiſcht giebt ſie das Goldſcheidewaſſer, Königswaſſer oder Aqua regis, das zum Auflöſen des Goldes und Platins dient.

Salvator Roſa, ſ. Roſa (Salvator).

Salvegarde, franzöſiſch Sauvegarde, iſt der von einem General oder Kriegsbefehlshaber im Kriege einem Orte, einem Hauſe oder einer einzelnen Perſon zur Sicherung vor Plünderungen und Mißhandlungen ertheilte Schutzſchein. Auch die Wache, welche zu jenem Zweck gegeben wird, heißt Salvegarde (Schutzwache), und trägt den ſchriftlichen Befehl des Generals u. ſ. w. zu ihrer Legitimation bei ſich. Auf die Verletzung der Salvegarde ſteht die Todesſtrafe. Wenn feindliche Truppen einen Ort einnehmen, wo Salvegarden ſich befinden, ſo werden letztere nicht zu Kriegsgefangenen gemacht, ſondern frei fortgeſchickt. An vielen Orten nennt man auch eine Art von Polizeiwache, die zur Wegſchaffung von Bettlern gebraucht wird, Salvegarden.

Salvus Conductus oder ſicheres Geleit nennt man das einem Angeſchuldigten geleiſtete richterliche Verſprechen ſeiner Befreiung von dem Gefängniſſe, unter der Bedingung, daß er ſich vor Gericht ſtellen, und der Unterſuchung unterwerfen werde. Ein Salvus Conductus wird in der Regel nur dann ertheilt, wann es dem Richter an anderweitigen, anſcheinend zureichenden Mitteln fehlt, ſich der Perſon des Angeſchuldigten zu verſichern. Übrigens kann das ſichere Geleit oder der Salvus Conductus ein vollkommener (Salvus conductus plenus) ſein, der ſich nämlich auf die ganze Zeit der Unterſuchung erſtreckt; dieſer wird nur in Fällen, wo die Habhaftwerdung des Angeſchuldigten überaus ſchwierig, an der Unterſuchung wegen anderer Mitſchuldigen dem Richter ſehr gelegen, oder auch das Verbrechen ſelbſt nicht ſo groß iſt, daß eine fernere Entweichung zu fürchten wäre, ertheilt; oder ein unvollkommener (Salvus conductus minus plenus), der eine kürzere Dauer der Befreiung vom Verhafte beſtimmt, als die Zeit der Unterſuchung beträgt. Gewöhnlich wird bei Ertheilung des ſichern Geleits eine Caution dafür erfodert, daß der Angeſchuldigte ſich wirklich ſtellen wolle; oder es wird unter der Clauſel ertheilt, daß es ihm nur, falls er ſich zur Unterſuchung ſtelle, zu Gute kommen ſolle. Übrigens kann der mit einem ſichern Geleit wegen eines Verbrechens verſehene Angeſchuldigte ſich dadurch nicht gegen die Verhaftung wegen anderer nicht in dem Salvus Conductus benannter Vergehungen ſchützen. — Ein dergleichen Salvus Conductus oder Schutzſchein wird auch Reiſenden oder Flüchtlingen im Kriege, redlichen Falliten gegen ihre Wechſelgläubiger, wie auch privatim Wechſelſchuldnern von ihren Gläubigern ertheilt, um ſicher und frei nach einem Orte kommen, ſich dort aufhalten, und in vorgeſchriebner Zeit und Art wieder abreiſen zu können. N. G.

Salz. Salze ſind zuſammengeſetzte Körper, die aus Säuern und baſiſchen Körpern, nämlich Erden, Alkalien oder Metalloxyden beſtehen. Deßhalb unterſcheidet man ſie, nachdem ſie Alkalien enthalten, in Neutralſalze, wenn ſie Erden enthalten, in Mittelſalze, und wenn ſie aus Metalloxyden entſtehen, in metalliſche Salze. Der Chemiker ordnet ſie nach den Säuren, aus denen ſie beſtehen, und da er jetzt 42 Säuren kennt, betrachtet er ſie in eben ſo viel Ordnungen. Ihr allgemeinſter Charakter iſt ihre Zuſammenſetzung aus Säuren und Baſen, die meiſten löſen ſich auch im Waſſer auf und kryſtalliſiren daraus wieder, jedes in ſeiner beſondern, regelmäßigen Geſtalt. Einige zerfallen an der Luft zu Pulver, ſobald die warme oder trockne Luft mehr Verwandtſchaft zum Kryſtallwaſſer hat, als das Salz; im Gegentheile aber zerfließen

ſie. Einige ſind im Feuer flüchtig und werden deßhalb flüchtige Salze genannt, zum Unterſchiede von den feuerbeſtändigen. Die Salze zerfließen meiſtens über dem Feuer in ihrem Kryſtallwaſſer, ſobald dieſes aber durch die Hitze verdunſtet iſt, trocknet das Salz ein, und nur verſtärktes Feuer kann es zur eigentlichen Schmelzung bringen. Bisweilen dehnt man auch den Namen Salz auf die Alkalien und Säuren, wiewohl mit Unrecht, aus, und ſagt alkaliſche und ſaure Salze. Salze ſind übrigens ſowohl als Heilmittel, als auch in den Künſten und Gewerben von ausgebreitetem Nutzen. Man erinnere ſich an den Vitriol, Alaun, Bleizucker in der Färberei; an den Salpeter, der zu Schießpulver verarbeitet wird; an das Bitterſalz, Glauberſalz und den Salmiak, welche treffliche Heilmittel geben; endlich bedarf ihrer der Chemiker zu ſeinen Arbeiten und zu ſeiner Wiſſenſchaft am nöthigſten. Unter Salz aber im gemeinen Leben wird immer Küchenſalz verſtanden, eine Verbindung von Salzſäure (ſ. d. Art.) mit Soda. Das Seewaſſer enthält es in großer Menge aufgelöſ't, auch finden ſich davon in England, Niederſachſen, Polen, Abyſſinien u. ſ. w. große Maſſen in der Erde aufgelagert, die theils als trocknes Steinſalz ausgegraben werden, theils durch Waſſer in der Erde aufgelöſ't, als Salzquellen zum Vorſchein kommen und verſotten werden. Man unterſcheidet daher im Handel dreierlei Salz nach der Art der Gewinnung: Steinſalz, Seeſalz, Soolenſalz. Dieſes Salz hat einen angenehmen Geſchmack, kryſtalliſirt in Würfeln, bleibt an der Luft unverändert. Seine Kryſtallen kniſtern in der Glühhitze und verflüchtigen ſich beim Weißglühfeuer. Die Gewinnung des Seeſalzes iſt ſehr einfach. Man läßt das Seewaſſer durch die Sonnenwärme in thönernen Ciſternen verdunſten, oder ſiedet es in Pfannen ein. Das Küchenſalz aus den Salzſoolen wird auf den Salinen durch Gradirung (ſ. d. Art.) und Verſiedung gewonnen. Man unterſucht zu letzterm Ende den Salzgehalt der Soole durch Aufſuchung ihres ſpecifiſchen Gewichts mittelſt Salzſpindeln (Aräometer) und berechnet ihn daraus nach Tafeln, deren Lambert, Langsdorf und Dammes verſchiedene gegeben haben. Daraus findet ſich, ob die Soole ſo ſtark an Salz ſei, daß ſie den Aufwand der Verſiedung mit Feuermaterial decke. Iſt dies, ſo wird ſie in Blechpfannen verſotten, denen man wenig Tiefe aber viel Oberfläche giebt. Nachdem das erſte Aufſieden (Stören) mit einem Zuſatz von Rindsblut erfolgt iſt, kommt das eigentliche Sieden oder Soggen. Dazu iſt 70° R. die beſte Temperatur. Nachdem ſich das Salz zu Boden geſetzt hat, wird es ausgeſchaufelt und in Weidenkörben in die Trockenkammern gebracht. Dieſe Trockenkammern ſind in dem Bodenraume des Siedehauſes und werden aus den Schornſteinen deſſelben geheizt. Das erſte gypshaltige Salz heißt Krückſalz, dann kommt das reinere der erſten Aufſchläge, das letzte wird ſchlechter, die Mutterlauge liefert gelbes Salz. Der Pfannenſtein (eine Verbindung von Glauberſalz, Gyps und Kochſalz) ſetzt ſich, wegen ſeiner Schwerlöslichkeit an die Böden der Pfannen ab. Er wird zerſchlagen, das Glauberſalz durch Auslaugen und Kryſtalliſation geſchieden, der Rückſtand als Gyps oder Düngſalz auf Kleefelder benutzt. Aus der übrig bleibenden Mutterlauge bereitet man gewöhnlich kohlenſaure Talkerde durch Zuſatz von Potaſchenlauge. F.

Salzburg war nach dem weſtphäliſchen Frieden bis 1802, außer den drei geiſtlichen Churfürſtenthümern, das einzige Erzbisthum in Deutſchland. Es lag im baierſchen Kreiſe, zwiſchen dem Herzog-

thum Baiern, Öſterreich, Kärnthen und Tyrol, hatte ein Areal von beinahe 180 Quadratmeilen, 16 Städte, 23 Marktflecken und in ältern Zeiten 250 000 Einwohner. Durch die heftigen Bedrückungen aber, welche viele von ihnen wegen der proteſtantiſchen Religion, zu der ſie ſich bekannten, beſonders unter dem Erzbiſchof Leopold Anton Eleutherius von Firmian (von 1729—1733) zu leiten hatten, wanderte eine große Anzahl von Menſchen, die ſich über 30,000 belaufen haben ſoll, aus, ſo daß in ſpätern Zeiten die Volksmenge kaum 190,000 betrug. Jene Ausgewanderten begaben ſich in andere deutſche Länder, auch nach Holland, England, Rußland, Schweden und Nordamerika, wo ſie allenthalben mit Freuden aufgenommen wurden, und durch ihre Thätigkeit und ihren Kunſtfleiß zu dem Flor ihres neuen Vaterlandes kräftig wirkten. Das ſalzburgiſche Land iſt gebirgig und enthält ein einziges großes Thal, das Thal längs der Salza, in welches ſehr viele Nebenthäler auslaufen, die von den hohen Alpen herabfallen. Dieſes ſchöne Thal nimmt in dem weſtlichſten Winkel des Landes ſeinen Anfang, läuft anfangs oſt- und dann nordwärts, und wird ſonderlich auf der rechten Seite längs der ſüdlichen Grenze des Landes von ſehr hohen Gebirgen, die zur nordiſchen Alpenkette gehören, eingeſchloſſen, wovon einige ſich über 10,000 Fuß erheben. Viele derſelben ſind mit ewigem Schnee bedeckt und zeigen alle Erſcheinungen der Schweizeralpen, Gletſcher, Klüfte, Schneelawinen, Waſſerfälle ꝛc. Gegen Norden iſt das Land offen und hat einige ſchöne Ebenen. Die Luft iſt rein und geſund, aber ſtrenge. Die Winter ſind ſtark und anhaltend, die Sommer in den engen Thälern ſehr heiß, die meiſten Berge ſind fruchtbar und tragen unten Getreide, weiter hinauf Waldungen und gegen den Gipfel zu vortreffliche Weiden, Almen oder Alben genannt. Zwiſchen den Bergen giebt es viele breite und fruchtbare Thäler, und der nördlich ebenere Theil des Landes iſt ſehr fruchtbar. Auch wird der Feldbau mit Emſigkeit betrieben. Doch bringt das Land nicht ſo viele Feldfrüchte, beſonders Getreide, hervor, als es braucht; Baum- und Gartenfrüchte aber hinlänglich, Wein nirgends. Die Waldungen ſind von Wichtigkeit, noch wichtiger iſt der treffliche Graswuchs, der eine ſtarke Viehzucht veranlaßt. Die Rindviehzucht, welche ganz auf Schweizerart getrieben wird, iſt überaus beträchtlich, und macht die Hauptnahrung des Landes aus. Das Vieh iſt von einer ungewöhnlichen Größe. Auch die Pferdezucht von einer nicht ſchönen, aber ſehr ſtarken Race, iſt ſehr anſehnlich. An Wild iſt großer Überfluß. Sehr wichtig ſind die Mineralien, und unter dieſen iſt das Steinſalz das erſte. Die übrigen Mineralien ſind Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eiſen, Kobalt, Arſenik, Bergkryſtalle, Marmor, Salpeter, Braunſtein, Speckſtein, Serpentin, Asbeſt, Torf, mineraliſche Quellen. Die Verarbeitung der Bergproducte macht beinahe den einzigen Fabrikzweig des Landes aus. Man hat Eiſen-, Stahl- und Meſſinghämmer, doch nicht genug für die gewonnenen Producte, daher noch viele roh ausgeführt werden. Hier und da verfertigt man wollene Waaren und die Baumwollenſtrickerei iſt durch das ganze Land verbreitete. Der Bauer pflegt ſein Bedürfniß an Flachs und Wolle nicht nur zu ziehen, ſondern auch ſelbſt zu verarbeiten, und macht ſich Tuch, Leinwand, Strümpfe und Schuhe zu eignem Gebrauche. Die ehemaligen Erzbiſchöfe von Salzburg hatten große Vorrechte. Sie konnten in den Adelſtand erheben, hatten mit den Herzogen von Baiern das Directorium im baierſchen Kreiſe, auf den Reichstagen

die erſte Stelle auf der geiſtlichen Bank im Fürſtenrathe, und ab=wechſelnd mit Öſterreich (welches jaber immer den Anfang machte) von einer Materie zur andern das Directorium im reichsfürſtlichen Collegium. Außerdem erhielten ſie von dem Kaiſer, auch wenn ſie nicht aus fürſtlichen Häuſern waren, den Titel: Ew. Liebden, da=hingegen die geiſtlichen Churfürſten in dieſem Falle nur: Ew. An=dacht genannt wurden. Im J. 1802 wurde dies Erzbisthum ver=weltlicht, und nebſt Eichſtädt, Berchtolsgaden und einem Theile von Paſſau als ein Herzogthum dem Erzherzoge von Öſterreich und Groß=herzoge von Toscana, Ferdinand, zur Entſchädigung für Toscana gegeben, auch nebſt Paſſau, welches gleichfalls zum baierſchen Kreiſe gehörte, zum öſterreichiſchen geſchlagen. Außerdem wurde der Erz=herzog unter die Zahl der Churfürſten aufgenommen. Durch den preßburger Frieden (1805) kam Salzburg unmittelbar an Öſterreich, und Eichſtädt und Paſſau an Baiern, wogegen der Erzherzog Chur=fürſt Würzburg bekam. Durch den wiener Frieden (den 14. Oct. 1809) wurde Salzburg der Verfügung Napoleon Buonaparte's über=laſſen, der es 1810 an Baiern abtrat. Nach dem pariſer Frieden iſt es von Baiern wieder an Öſterreich vertauſcht worden, mit Aus=nahme des jenſeits der Salza gelegenen Theiles, welcher baieriſch ge=blieben iſt, und einen Theil des Iſarkreiſes ausmacht. Der öſterrei=chiſch gewordene Theil Salzburgs bildet jetzt (mit Ausnahme einiger kleinen zu Tyrol geſchlagenen Diſtricte) den Salzach= oder ſalzburger Kreis des Landes ob der Ems. Die Hauptſtadt Salzburg iſt auf drei Seiten von Bergen und gegen Norden von einer Ebene umge=ben, und liegt in einer ſehr romantiſchen Gegend, an beiden Ufern der Salza, über welche eine 370 Fuß lange und 40 Fuß breite Brü=cke führt. Die Stadt mit 860 Häuſern und 13,000 Einwohnern hat zwar enge und krumme Straßen, aber regelmäßige Plätze (den Hof=platz mit dem prächtigen Springbrunnen von Marmor, den mit Ar=caden und Gallerien eingefaßten Domplatz) und gut, meiſt in italie=niſcher Manier, erbaute Häuſer. Einige Feſtungswerke umgeben die Stadt; und auf dem Nonnenberge, dem höchſten öſtlichſten Puncte des Mönchsberges, liegt 100 Klafter hoch über der Salza die Feſtung Hohenſalzburg, mit einem Zeughauſe und einer unvergleichlichen Aus=ſicht. Der ſüdliche Theil des Mönchsberges iſt gleich einer Wand ſenkrecht abgeſchnitten, und dient zu einem unerſteiglichen Bollwerke. Durch den Mönchsberg führt das neue oder Sigismundsthor, wel=ches von 1769 bis 1774 erbaut wurde, und ein 150 Schritte langes und 7 bis 8 Schritte breites durch einen Felſen gehauenes Gewölbe darſtellt. Vor demſelben ſteht die 15 Fuß hohe Bildſäule des heili=gen Sigismund von weißem Marmor. Zu den merkwürdigſten Ge=bäuden der Stadt gehören: das Reſidenzſchloß oder der jetzige erzbi=ſchöfliche Palaſt, die im edelſten Geſchmacke und im Style der Peters=kirche aufgeführte prächtige Domkirche mit zwei Thürmen und vor der=ſelben die Bildſäule der unbefleckt empfangenen Jungfrau, die Gebäude des Lyceums (oder der ehemaligen Univerſität) mit einer ſchönen Kirche, das neue Dicaſterialgebäude, das Capitelhaus, das Hofſtallgebäude mit einem in Felſen ausgehauenen Amphitheater, deſſen man ſich als Sommerreitſchule bedient hat, und mehrere Paläſte des Adels, als der Lodroniſch, Kuenburgiſche ꝛc. Die ehemalige ſchöne Sommerreſidenz Mirabella brannte 1818 nebſt einem beträchtlichen Theile der Stadt ab. Außer dem Lyceum findet man hier eine mediciniſch=chirurgiſche Lehranſtalt, ein Gymnaſium, ein Prieſterſeminar, ein Schullehrerſe=

minar, mehrere Bibliotheken und Kunſtſammlungen. Von Fabriken ſind hier eine Drahtzieherei, zwei Eiſenhämmer, vier Tabaks-, vier Stärke- und Puderfabriken, eine Spielkarten-, eine Majolika-, eine Baumwollen-, eine Kattun-, eine Siegellack- und eine Lederfabrik. Auch treibt die Stadt wichtige Handelsgeſchäfte, und jährlich werden zwei Meſſen oder Dulden gehalten. In der Nähe liegen die beiden landesfürſtlichen Luſtſchlöſſer Hellbrunn mit künſtlichen Waſſerwerken und Kleßheim mit einer Faſanerie; das gräflich Firmianiſche Schloß Leopoldskron, bekannt wegen ſeiner herrlichen Gemählbegallerie, und das fürſtlich Schwarzenbergiſche Schloß Aigen mit ſchönen Gartenanlagen.

Salzdahlum, braunſchweigiſche Domäne in dem Kreisamte Wolfenbüttel, zwiſchen den beiden Dörfern Ober- und Niederdahlum belegen, in deren Nähe auf einem Hügel das Salzwerk Salzdahlum mit einem Gradirwerk liegt. Das ſonſt hier befindliche, nach dem Muſter von Verſailles gebaute ſchöne herzogliche Schloß iſt, während das Herzogthum Braunſchweig einen Beſtandtheil des Königreichs Weſtphalen bildete, gänzlich weggebrochen und der Garten zerſtört worden. Die vormals in Salzdahlum befindliche Gemählbegallerie wird jetzt zu Braunſchweig in dem Muſeum aufbewahrt.

Salzmann (Chriſtian Gotthilf), der berühmte Stifter des Erziehungsinſtituts zu Schnepfenthal, war den 1. Juni 1744 zu Sömmerda im Erfurtiſchen geboren. Für den Stand ſeines Vaters, der erſt zu Sömmerda, dann zu Erfurt Prediger war, wurde Salzmann auf gewöhnliche Weiſe gebildet, ſtudirte 1761—64 zu Jena, erhielt 1768 die Pfarrſtelle zu Rohrborn im Erfurtiſchen, wo er bei einem ſehr geringen Einkommen ſein häusliches Glück durch ſeine Verheirathung mit der 14jährigen Tochter des Pfarrers Schnell zu Vippach gründete, und folgte 1772 dem Rufe zum Diaconat an der Andreaskirche zu Erfurt, an welcher er bald darauf Paſtor ward. Hier fand er als populärer, herzlicher Prediger Beifall, aber auch wegen ſeiner vorurtheilsfreien Denkart Widerſacher, die ihn anfeindeten. Frühzeitig hatte er ſich zum eignen Forſchen gewöhnt und bei ſeinen theologiſchen Studien auf die Seite der damals noch ſeltenen Freunde der Aufklärung gewendet. Durch Rouſſeau und Baſedow geweckt und voll Empfänglichkeit für die Stimme der Natur, beobachtete er ſeine eignen Kinder und ſchlug bei ihrer Erziehung den Weg ein, den ſeine eigne Neigung zum Einfachen und Natürlichen und die umlaufenden philanthropiſchen Ideen ihm vorzeichneten. Bei dieſer Erfüllung ſeiner Vaterpflicht wurde er ſich ſeines Berufs zum pädagogiſchen Schriftſteller und praktiſchen Erzieher bewußt, den er zuerſt durch ſeine 1778 herausgegebenen Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde und noch mehr 1780 durch ſein treffliches Krebsbüchlein (eine Anweiſung zur unvernünftigen Kinderzucht, die mit ergreifender Ironie auf den entgegengeſetzten Zweck hinwirkt) und durch ſeine Schrift über die beſten Mittel, Kindern Religion beizubringen, beurkundete. Voll Enthuſiasmus für Baſedows Unternehmen ging er 1781 nach freiwilliger Niederlegung ſeines Paſtorats von Erfurt als Religionslehrer und Liturg an das Philanthropin zu Deſſau. Doch konnte er ſich hier, obſchon mit gleich geſinnten Pädagogen zuſammenwirkend, wegen des Mangels an Einheit und Conſequenz in der Direction dieſes Inſtituts nicht ganz befriedigt fühlen und unerträglich war ihm das Anſinnen, ſeine Schri-

ten allein der Gelehrten-Buchhandlung zu Deſſau in Verlag zu geben. Wie er als Religionslehrer wirkte, beweiſen ſeine Vorträge bei den *Gottesverehrungen* der Anſtalt, die er 1781—83 in 4 Bänden herausgab. Den Freunden der damals beliebten nüchternen Anſicht des Chriſtenthums waren ſie willkommen, und durch ihre Faßlichkeit und ſanfte Wärme beſonders der Jugend erbaulich. Vorzügliches Aufſehen aber machte ſein Roman, *Carl von Carlsberg, oder über das menſchliche Elend*, den er 1783 anfing und 1788 mit dem 6. Bande beendigte. Geſtützt auf ſeinen literariſchen Ruf und Erwerb, und von dem Wunſche, auf eigne Hand zu wirken, getrieben, verließ er 1784 Deſſau, und gründete auf dem von ihm angekauften, und wegen ſeiner geſunden, freundlichen Lage wohl dazu geeigneten Landgute *Schnepfenthal* bei Waltershauſen im Gothaiſchen eine Erziehungsanſtalt, deren Zöglinge anfangs nur aus ſeinen Kindern und wenigen Pflegeſöhnen beſtanden. Ungeachtet ihm der Herzog von Gotha 4000 Thlr. zu dieſem Unternehmen ſchenkte und die herzogl. Regierung manche Vortheile und Freiheiten bewilligte, waren doch die Mittel, mit denen er nun an den Bau der Inſtitutsgebäude ging, bei weitem nicht hinlänglich, und unſtreitig hat ſeine unermüdete Thätigkeit, ſein tüchtiger Hausverſtand, der ſich in dem wichtigen Fache der Ökonomie bald zurecht fand, ſeine Ordnungsliebe und Rechtlichkeit und ein feſtes Vertrauen auf Gott zum Gelingen ſeines Werks das Beſte gethan. Er fand Freunde, die ihn unterſtützten, und geſchickte Mitarbeiter bei dem Erziehungsgeſchäfte, unter denen *André*, welcher 1787 ein Töchterinſtitut zu Schnepfenthal gründete und es 1790 nach Gotha verlegte, jetzt aber als fürſtl. ſalmiſcher Wirthſchaftsrath in Mähren lebt, der Naturforſcher *Bechſtein*, jetzt Director der Forſtakademie zu Dreißigacker, der Philolog *Lenz*, jetzt Director am Gymnaſium zu Weimar, *Glaz*, jetzt Conſiſtorialrath in Wien, *Guth Muths*, der Wiederherſteller der Gymnaſtik und Herausgeber der pädagogiſchen Bibliothek, *Weißenborn*, *Blaſche*, *Ausfeld* u. A. m. als pädagogiſche Schriftſteller und einſichtsvolle Erzieher rühmlich bekannt ſind. Das fröhliche Leben, die körperlichen Übungen, die lachende rothe Uniform der Zöglinge, die Reiſen, welche Salzmann mit ihnen unternahm und gar gemüthlich für Kinder in mehrern Bänden zu beſchreiben wußte, ſeine Jugendſchriften, unter denen das *moraliſche Elementarbuch* vorzüglichen Werth hat, waren wohlgewählte Mittel, das Publicum zu gewinnen und in der Knabenwelt eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach dem Eldorado der Jugend zu Schnepfenthal anzuregen. Aus Deutſchland, der Schweiz, England, Portugal und den nordiſchen Reichen wurden ihm Knaben zugeſandt, und ſelbſt zwei Prinzen (von Heſſen-Philippsthal) anvertraut; auch ſein 1797 herausgegebener *Himmel auf Erden* wendete ihm viele weiche Vater- und Mutterherzen zu, ſo daß die Zahl ſeiner Zöglinge 1803 bis auf 61 anwuchs. So wurde Schnepfenthal immer blühender, da ſeine weiſe Ökonomie und wohlberechnete Induſtrie zu erhalten und zu mehren verſtand, was das Vertrauen der Ältern ihm in die Hände legte. Seit 1788 kam aus der zu Schnepfenthal errichteten Buchdruckerei, welche noch jetzt verbunden mit einer Buchhandlung daſelbſt beſteht, ſein *Thüringer Bote*, ein vielgeleſenes Volksblatt, und eine Menge von Erziehungs- und Kinderſchriften heraus, durch welche Salzmann und ſeine Mitarbeiter mit Glück und Beifall auf ein zahl-

reiches Publicum wirkten. Weil dieſe Mitarbeiter willig auf ſeine Grundſätze und Anordnungen eingingen und überdies ſechs derſelben, Lenz, Weißenborn, Märker und drei Brüder Ausfeld, ſeine Schwiegerſöhne wurden, ſo konnte ſeine Anſtalt auch nach Vergrößerung ihres Perſonals ein erweiterter Familienkreis bleiben, wozu der von ihm und den Seinigen ausgehende Geiſt der Liebe, des Vertrauens und der Frömmigkeit ſie gleich anfangs gemacht hatte. Er zog zwei ſeiner Söhne zu Lehrern heran, mehrere ſeiner Töchter ertheilten ſelbſt Unterricht, und der Zuſammenhang ihrer Gatten mit dem gemeinſchaftlichen Hausvater erleichterte ungemein die Erhaltung der Einheit und die Beſtreitung der Koſten. So konnte Salzmann, umgeben von wohlgerathenen Kindern und dankbaren Pflegeſöhnen, im Genuſſe eines redlich verdienten Wohlſtandes und des Beifalls ſeiner Zeitgenoſſen, geachtet und vielwirkend als Schriftſteller vor andern glücklich geprieſen werden. Doch wie die Idee ſeines Unternehmens und der Geiſt ihrer Ausführung meiſtentheils der Zeit angehört hatte, wo es entſtand und gedieh; ſo mußte der Eintritt einer neuen Zeit und andrer Anſichten ihm nachtheilig werden. Zwar mußte man ihm zugeſtehen, daß er gehalten habe, was er verſprach. Eine bedeutende Anzahl von ihm erzogner tüchtiger junger Männer bewies denen, welche den Ruhm des Gelehrten nicht für den einzigen halten, daß er mit Recht bei ſeinen Zöglingen mehr auf körperliche Geſundheit und Kraftübung, auf Brauchbarkeit für den künftigen Stand und Beruf, auf reine Sittlichkeit und Menſchenliebe hingearbeitet hatte, als auf große Gelehrſamkeit; aber die poetiſirende ſchöne Welt fand die Idylle des ſchnepfenthaler Lebens doch zu nüchtern, ſeine Kinderorden, ſeine Kartoffeln-, Kirſch- und andre Kinderfeſte, ſo erfreulich ſie ſeinen Zöglingen ſein mochten, fielen in der Meinung des im Zeitalter Napoleons mit großartigeren Feſtlichkeiten beſchäftigen Publicums, und überdies wurde bei der allgemeinen Verarmung die Zahl der Ältern, die den Aufwand der Penſionskoſten in Schnepfenthal beſtreiten konnten, immer geringer. So ſank die Anſtalt ſeit 1807 und kam 1809 bis auf 36 Zöglinge herab; auch zeigte ſich eben nicht Hoffnung zur Wiederkehr ihrer vorigen Blüthe, da das Aufgehen der ſchweizeriſchen Sonne am pädagogiſchen Himmel Salzmanns Stern in vieler Augen verdunkelte. Nachdem ſeine würdige Frau ihm 1810 vorangegangen und ſeine eigne ſonſt ungemein dauerhafte Geſundheit durch gichteriſche Übel zerrüttet worden war, ſtarb er für ſein Glück und ſeinen Ruhm nicht zu früh, den 21. October 1811 im 68. Jahre ſeines Lebens. Sein Tod erneuerte in ganz Deutſchland das Andenken ſeiner großen Verdienſte. Unſtreitig hat er als Pädagog und Volksſchriftſteller viel Gutes gewirkt. Klarheit der Gedanken, Faßlichkeit des Vortrags und edle Einfachheit zeichnete alles aus, was er ſchrieb, und ſeinen Belehrungen und Rathſchlägen kann das Verdienſt der Zweckmäßigkeit nicht abgeſprochen werden, wenn auch ſeine durchaus praktiſche Tendenz denen nicht immer zuſagen konnte, welche die ideale Welt für das wahre Gebiet der menſchlichen Geiſtesthätigkeit halten. Salzmanns perſönliche Darſtellung war ganz einfach, aber achtunggebietend; ſeine hohe Stirn bezeichnete den ſelbſtſtändigen Denker, die würdige Haltung ſeines Körpers und ſein patriarchaliſcher Anſtand den Herrn und Vater einer großen Familie. Scharf und eindringend war ſein Blick, ſchnell ſein Entſchluß, ruhig und beſonnen ſein unermüdetes Wirken, groß ſeine Herrſchaft über ſich ſelbſt und ſeine Gewalt über die kindlichen Se-

len, die er nur durch Blicke und Worte zu regieren wußte. Haushälteriſch ohne Eigennutz, feſt und kräftig ohne Eigenſinn, wohlthätig und hülfreich ohne Eitelkeit, wurde er allen, die ihn kannten, ehrwürdig durch das, was er war, wie durch das, was er leiſtete. Ein Fliederbaum, das Bild ſeines gemeinnützigen Strebens, bedeckt ſein Grab, und Tauſende, denen er Lehrer und Führer zur Tugend und echten Lebensweisheit war, ſegnen das Andenken ſeines Namens. (Vergl. die Art. Inſtitut und Philanthropinismus.) Sein ſchönes Werk, die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal, beſteht noch jetzt unter der Leitung ſeines Sohnes Carl Salzmann. E.

Salzſäure, eine mineraliſche Säure, die durch Zerſetzung des Kochſalzes mittelſt Vitriolöls erhalten wird. Sie iſt im reinen Zuſtande waſſerklar, ſtößt ſtechende Nebel aus und riecht unangenehm. Sie beſteht aus Waſſerſtoff und einem einfachen Körper, den man ehedem oxydirte Salzſäure nannte. Dieſe oxydirte Salzſäure, beſſer Halogen oder Chlorine, entſteht aus der Salzſäure, ſobald dieſe durch Berührung mit ſauerſtoffhaltigen Körpern ihren Waſſerſtoff loswerden kann. Glauber ſtellte die gemeine Salzſäure zuerſt aus dem Kochſalze dar, ſie hieß auch lange Zeit nach ſeinem Namen, ſo wie der Rückſtand der Deſtillation, beſtehend aus Schwefelſäure und Soda, noch jetzt Glauberſalz genannt wird. E.

Salzwerk, ſ. Saline.

Samaniden, ſ. Perſien.

Samariter oder Samaritaner. Nach dem Untergange des Königreichs Israel entſtand auf dem Gebiete deſſelben aus den zurückgebliebenen Israeliten von den Stämmen Ephraim und Manaſſe, und den mit ihnen vermiſchten aſſyriſchen Coloniſten ein Volk, das von den Griechen nach der Stadt Samaria, um die es wohnte, den Namen Samariter erhielt. Als nach dem Exil die zurückgekehrten Juden den Tempel zu Jeruſalem wieder aufbauten, wollten die Samariter daran Theil nehmen, wurden aber von den Juden, weil ſie wegen jener Vermiſchung mit Heiden unrein und nicht ebenbürtig wären, zurückgewieſen, worauf ſie denn aus Rache den weiteren Bau der Stadt und des Tempels auf einige Zeit zu hindern wußten. Daher der Haß der Juden und Samariter gegen einander, der zu den Zeiten Jeſu, wo die Samariter auf einen kleinen Strich Landes zwiſchen Galiläa und Judäa beſchränkt waren, alle Gemeinſchaft zwiſchen dieſen beiden Nachbarvölkern verhinderte und noch jetzt fortdauert. Nie zur Selbſtſtändigkeit gelangt, haben die Samariter die Schickſale ihres Landes getheilt und unter dem Drucke der Türken ſo an Bevölkerung abgenommen, daß nicht nur ihre im 17. Jahrhundert noch blühenden Colonien in Ägypten jetzt gänzlich ausgeſtorben ſind, ſondern auch zu Napluſa, dem alten Sichem, und Jaffa, den einzigen Orten, wo es noch Samariter giebt, zuſammengenommen nach einer 1811 an Silveſtre de Sacy zu Paris von ihrem Prieſter Salameh gelangten Nachricht nur noch 30 Familien mit etwa 200 Individuen dieſes Volks leben. Zufolge dieſer Nachricht und andrer Briefe, welche deutſche und engliſche Gelehrte im 16. und 17. Jahrhundert von den Samaritern erhielten, ſind ſie in religiöſer Hinſicht als eine den Juden, beſonders den Karaiten, die den Talmud verwerfen, ſehr nah verwandte Secte zu betrachten und unterſcheiden ſich auch von den rabbiniſchen Juden nur darin, daß ſie außer den 5 Büchern Moſis, an deren göttlichen Urſprung ſie

glauben, und dem Buch Joſua keine bibliſchen Bücher haben und anerkennen, den Talmud aber, wie alle rabbiniſchen Zuſätze, ganz verwerfen, in Gebräuchen, Sitten und kirchlichen Einrichtungen nur ſo viel, als das Moſaiſche Geſetz ausdrücklich vorſchreibt, pünctlich beobachten, und ſtatt des Tempels zu Jeruſalem den Berg Gariſim in Samaria, wo ſie in glücklichern Zeiten ihre Feſte feierten und ihre Opfer brachten, heilig halten. Die Verehrung des einigen Gottes, die Beſchneidung, die Reinigungen und Feſte, das Purim oder Tempelweihfeſt ausgenommen, haben ſie mit den Juden gemein. Auch glauben ſie an Engel, an die Auferſtehung und Vergeltung in einer andern Welt und hoffen auf einen Meſſias, den ſie ſich nach der Weiſſagung Moſis nur als einen Propheten vorſtellen. Ihre Prieſter ſind vom Stamme Levi und werden von ihnen als ihre Obern geachtet. Wegen ihrer Armuth opfern ſie jetzt nur einmal jährlich ein Lamm zum Paſchahfeſte in ihrer Synagoge, wo ſie ihre Gebete und Vorleſungen aus dem Pentateuch im aramäiſch-ſamaritaniſchen Dialekte halten und weiß gekleidet gehen. Sonſt ſprechen ſie meiſt arabiſch, zeichnen ſich durch einen weißen Turban aus und friſten ihr Leben durch Geldwechſel und Handarbeiten. Sie vermeiden jede nähere Gemeinſchaft mit denen, die nicht zu ihrer Secte gehören, und verheirathen ſich nur unter einander, ſo daß ein Mann zwar zur erſten Ehe zwei Weiber auf einmal haben, wenn aber eine davon ſtirbt, nicht vor dem Tode der andern und dann auch nur ein Weib ehelichen darf. Dieſes allmählig untergehende Völkchen hat beſonders darum einiges Gewicht, weil es einen ſehr alten, wenn nicht, wie Einige behaupten, den älteſten Codex des Pentateuchs beſitzt. Um dieſes Schatzes willen wurden jene Correſpondenzen europäiſcher Gelehrten mit den Samaritern angeknüpft, wodurch bei ihnen die Erwartung einer Hülfe von ihren vermeintlichen Brüdern in Europa erregt und unterhalten worden iſt. E.

Samiel. Es führt dieſen Namen ein Wind, der ſtoßweiſe in dem wüſten Arabien häufig weht und von weitem durch ſeinen eigenthümlichen Geruch zu erkennen ſein ſoll. Juli und Auguſt ſind die Monate ſeiner gewöhnlichen Erſcheinung. Seine Geſchwindigkeit iſt ſehr groß, ſeine Wirkungen ſind erſtickend und lebensgefährlich, doch geht er in gewiſſer Höhe über die Erdoberfläche hinweg und die Eingebornen ſchützen ſich gegen ihn durch Niederwerfen auf die Erde, was ſie um ſo eher können, da er ſich durch Geruch, Geräuſch und Staubwolken ſchon von fern ankündigt. In Italien und Dalmatien, wohin er ſich ebenfalls erſtreckt, hat er durch den langen Zug über Meer und Gebirge ſchon viel von ſeiner Bösartigkeit verloren. Er heißt dort Sirocco, erſcheint gewöhnlich nach Oſtern, bläſ't ſüdlich 14 bis 20 Tage lang, iſt trocken, verſengt die jungen Pflanzentriebe und verſetzt die Einwohner in große Abſpannung und Müßigkeit, welche ſich gegen denſelben durch das Verſchließen aller Fenſter und Thüren zu ſchützen ſuchen. Er folgt gewöhnlich auf Weſtwind, fängt mit Wirbelwinden an und ſchweigt des Nachts etwas. Während ſeiner Dauer ſoll man leicht und reichlich fiſchen. F.

Sämiſchgerberei unterſcheidet ſich von der Weißgerberei wenig und nur darin, daß die mit Fett und Kalk zubereiteten Häute nicht weiter durch Alaun gegerbt werden, daher auch an vielen Orten die Weißgerber zugleich ſämiſche Leder liefern. Sie benutzen dazu Häute von Ochſen, Kälbern, Hammeln, vorzüglich aber von Gemſen, Hirſchen, Rehen und Elenthieren. Dieſe werden mit

Kalk gebeizt, ſodann enthaart; hierauf wird ihre Narbenſeite mit einem ſtumpfen Meſſer abgeſtoßen, und ſo werden ſie auf 4 bis 3 Tage nochmals in den Kalkäſcher gelegt. Nachdem man ſie heraus-genommen, wird die Fleiſchſeite glatt abgeſchabt, nochmals auf kurze Zeit mit Kalk behandelt und ſodann gehörig rein ausgewaſchen und abgeſtrichen. Jetzt werden ſie durch eine gährende Kleienbeize (aus Weizenkleie mit Sauerteig oder Hefen) weiter behandelt und darin gewalkt, damit ſich aller Kalk entfernt. Nach dem Ausringen bekommen ſie durch Walken mit Thran und durch das Färben in der Braut die vollſtändige Zurichtung. Wenn ſie nämlich durch mehrmaliges Walken im Walkſtocke ihre frühere Feuchtigkeit verloren und dafür Thran eingeſogen haben, legt man ſie in Haufen über einander, bedeckt ſie mit leinenen Tüchern und läßt ſie bis zu einer, nicht zu ſtarken, freiwilligen Erhitzung liegen. Durch dieſes ſogenannte Färben in der Braut ziehen ſie den Thran gleichförmig an und erhalten den eigenthümlichen Grad von Geſchmeidigkeit. Das überflüſſige Fett wird ihnen nachmals durch Aſchenlauge wieder genommen. Dann werden ſie vollends durch Streichen und Trocknen zugerichtet. Solche Leder haben eine gelbliche Farbe und dienen wegen ihrer Geſchmeidigkeit zu Beinkleidern und Handſchuhen. F.

Samniter, die Bewohner der ehemaligen Landſchaft **Samnium** in Unteritalien, hatten zu ihren Grenznachbarn die Peligner, Marſer, Campaner, Lucaner und Apulier. In frühern Zeiten verbreiteten ſie ſich über den größten Theil von jenem Lande. Wir begegnen ihnen häufig in der röm. Geſchichte und lernen ſie hier als ein kriegeriſches und freiheitliebendes Volk kennen, welches die Römer erſt nach langen blutigen Kriegen, die mit einigen Unterbrechungen faſt 70 Jahre dauerten, gänzlich unterjochen konnten. Die erſten Feindſeligkeiten zwiſchen beiden Staaten entſpannen ſich im J. R. 411, als die von den mächtigen Samnitern hartbedrängten Campaner die Hülfe Roms ſuchten und, um ſie dazu zu vermögen (denn ſie hatten mit den Samnitern einen Frieden geſchloſſen), ihr ganzes Land dem Schutze der Römer übergaben. Da nun die Samniter auf die freundſchaftliche Auffoderung derſelben Campanien nicht verließen, ſo rückte ihnen der röm. Conſul Valerius Corvus entgegen und nöthigte ſie nach einem blutigen Treffen, ſich in ihre Grenzen zurückzuziehen. Zu gleicher Zeit hatte eine andere römiſche Armee das Gebiet der Samniter angegriffen und ebenfalls nach einem verzweifelten Kampfe durch die heldenmüthige Entſchloſſenheit des jungen Publ. Decius Mus einen Sieg über ſie errungen. Die Beſiegten mußten um Frieden bitten, hielten aber denſelben nur ſo lange, bis ſie ſich von ihrer Niederlage erholt hatten. Denn im J. R. 426 brach ein neuer Krieg aus, noch blutiger als der erſte, welcher um ſo hartnäckiger geführt wurde, da auch andere Staaten Unteritaliens den Samnitern zu Hülfe kamen. Ob nun gleich die Römer gewöhnlich ſiegten, ſo gerieth doch ihre Armee im J. R. 433 bei der Stadt **Caudium** in ſolche Engpäſſe, daß ſie, auf allen Seiten von feindlichen Scharen umringt, ſich den größten Schimpf gefallen laſſen und unter dem ſchmählichen Joche weggehen mußte. Da indeß der Senat den Frieden, welchen die gefangenen Conſuln mit den Feinden geſchloſſen hatten, verwarf und die Urheber deſſelben den Samnitern auslieferte: ſo wurden zur Fortſetzung des Krieges ſogleich neue Feldherrn abgeſandt. Dem tapfern Papirius Curſor gelang es, die erlittne Schmach durch eine gleiche Beſchimpfung an den geſchlagenen

Feinden zu rächen. Deſſen ungeachtet dauerte der Krieg mit blutigen Erbitterung fort, weil die Samniter von ihren Nachbarn, welche Roms Oberherrſchaft verabſcheuten, thätig unterſtützt wurden, und ſelbſt der kriegeriſche König von Epirus, Pyrrhus, auf Bitten der beängſtigten Stadt Tarent gegen die Römer kämpfte. Aber die heldenmüthigen Conſuln Papirius Curſor, Q. Fabius Maximus, Publ. Decius Mus, Curius Dentatus, Caj. Luſcinius Fabricius u. A. triumphirten wiederholt über die verzweifelt kämpfenden Gegner, und nach den ſchrecklichſten Niederlagen und der gänzlichen Verheerung ihres Landes ſahen ſich die unglücklichen Samniter genöthigt, mit andern Völkern, die ihnen beigeſtanden hatten, um Frieden zu bitten. Dieſen erhielten ſie im J. R. 482. Als zu Sulla's Zeiten ſich die italieniſchen Bundesgenoſſen gegen Rom empörten, ſtanden die Samniter noch einmal gegen ihre Unterdrücker auf und kämpften mit wüthender Erbitterung. Doch Sulla demüthigte ſie gänzlich und befahl, keinem Samniter das Leben zu ſchenken. Viertauſend von ihnen, die gefangen worden waren, ließ er drei Tage nach der Schlacht auf dem Marsfelde ohne Schonung niederhauen. Die geringen Überreſte des ſamnitiſchen Volks lebten von dieſer Zeit an in Dörfern zerſtreut. Übrigens iſt noch zu bemerken, daß die Samniter auch Künſte und Handwerke mancherlei Art betrieben. Denn die Nähe ihrer gebildeten Nachbaren, der Griechen in Unteritalien, hatte auf ſie einen ſehr wohlthätigen Einfluß. Selbſt ihre Geſetze und Verfaſſung ſollen ſie größtentheils von denſelben entlehnt haben. Ihre Regierungsform war demokratiſcher Art. Beim Ausbruch eines Krieges pflegten ſie einen gemeinſchaftlichen Feldherrn zu wählen.

M. K.

Samojeden, eine Völkerſchaft, deren Vorzeit in Dunkel gehüllt iſt, da ſie als Nomaden in rauhen Wildniſſen, unbekannt mit Schrift und Zeitrechnung, das Andenken an ihre Schickſale und Helden durch Lieder aufbewahren, die nur unvollſtändige und höchſt unſichre Aufſchlüſſe geben können. Als die ſiegenden Ruſſen ſie erreichten, waren ſie ſchon von den Tataren aus ihren heimiſchen Wohnſitzen verdrängt, von ihren verwandten Stämmen getrennt und nirgends in ihrer eigenthümlichen Verfaſſung. Auch nach ihrer Unterwerfung hat man ſie nicht näher kennen gelernt, denn noch hat kein Forſcher ihre kalten und unwegſamen Wildniſſe betreten. Die einzigen Fremdlinge, welche zu ihnen kommen, ſind die Tributeinnehmer, die aber blos ihr Geſchäft und den Handel im Auge haben. Ähnlichkeit in Sprache, Körperbildung und Lebensweiſe beweiſ't indeß die nahe Verwandtſchaft der Stämme und Völker, die wir mit Grund zu den ſamojediſchen rechnen. Dieſe wohnen jetzt auf den Küſten des Eismeers, ungefähr vom 65. Grad nördlicher Breite bis an das Meerufer. Nowaja Sembia bewohnen ſie zwar nicht, aber öſtlich über den Jeniſei reichen die Küſten, wo ſie hauſen, bis zum 65. Grade der Breite. In dieſen kälteſten, rauheſten und ödeſten Gegenden des Erdbodens leben ſie einzeln und ſparſam zerſtreut vom weißen Meere bis faſt an die Lena, alſo ſowohl in Europa als in Sibirien. Sie ſelbſt nennen ſich Nenetſch, Menſchen, oder Choſowo, Männer. Der Urſprung des Namens Samojeden iſt zweifelhaft. Die europäiſchen Samojeden wurden Rußland ſchon 1525 zinsbar; ſie wohnen in den Statthalterſchaften Archangel und Wologda zwiſchen den Flüſſen Meſen und Petſchora von andern Völkern getrennt. Die ſibiriſchen Samojeden, öſtlich vom Ural, finden

ſich in der Statthalterſchaft Tobolsk, um den Ausfluß des Ob, in ungeheuern Ländereien einzeln und zerſtreut. Verwandt mit den Samojeden ſind die namüriſchen und jeniſeiſchen Oſtjäken, die Koibalen und Tubinzen am Jeniſei, die Sojoten und Mutoren im ſajaniſchen Gebirge, die Kaimaſchen am Kana und Mana, die Juraken und einige andere unbedeutende Völkerſchaften.

Samos, eine berühmte Inſel im ägeiſchen Meere an der kleinaſiatiſchen Küſte, Epheſus gegenüber. Der größte Theil der Einwohner beſtand aus Joniern und ſie gehörte mit zum ioniſchen Bunde. Die Hauptſtadt hieß ebenfalls Samos (jetzt Cora). Die Samier legten ſich frühzeitig auf Handel und Schifffahrt und waren die erſten Griechen, welche nach Spanien und Ägypten fuhren. Dadurch und durch Fruchtbarkeit der Inſel wurden ſie das reichſte und mächtigſte Volk des ioniſchen Bundes. Die griechiſche Kunſt blühte frühzeitig auf Samos, wo man zuerſt gegoßne Bilder von Bronze verfertigte. Rhökos und ſeine Söhne Theodoros und Telekles waren Bildner zu Samos. Die Inſel war der Juno beſonders geweiht. Ihre Verfaſſung war abwechſelnd monarchiſch, ariſtokratiſch und demokratiſch. Unter Veſpaſian ward Samos römiſche Provinz.

Samoſatener oder Paulianiſten hieß nach ihrem Stifter, dem Biſchof von Antiochien, Paul von Samoſata, eine um 260 unter Odenat und Zenobia in Syrien begünſtigte Secte, die in den Lehren von der Dreieinigkeit und von der Gottheit Chriſti auf ähnliche, aber auffallendere Weiſe, als Sabellius, dem herrſchenden Kirchenglauben widerſprach und ſich, nachdem Aurelian Zenobien überwunden hatte, unter dem Drucke des Kirchenbannes nur noch 50 J. als ein abgeſonderter Haufe erhielt. E.

Samothrake oder Samothrace, eine Inſel des ägeiſchen Meeres, unweit Lemnos, an der thraziſchen Küſte, der Gegend von Troja gegenüber, im Alterthume vorzüglich berühmt durch ihre Myſterien, deren Prieſter zuerſt die Kabiren, dann die Dioskuren geweſen ſein ſollen. Die Einweihung in dieſe Myſterien ſollte auch vor den Gefahren zur See ſchützen; daher ſchon von den Argonauten erzählt wird, ſie ſeien auf Orpheus Rath, der ſelbſt ein Eingeweihter war, auf Samothrake gelandet. Wie über allen Myſterien, ſo liegt auch über dieſen ein geheimnißvolles Dunkel, das ſich ſelbſt auf die Namen der verehrten Gottheiten erſtreckt. Daß ägyptiſche und phöniziſche Gottesdienſte und Gebräuche ſpäter mit griechiſchen vermiſcht und verwechſelt wurden, ſcheint gewiß. Später ſoll der ſamothraziſche religiöſe Cultus zu den Etruskern gekommen ſein, jedoch mit veränderten Götternamen. Übrigens genoß die Inſel, aus Achtung für die Myſterien, auch unter der römiſchen Herrſchaft fortdauernd eine gewiſſe Freiheit, und ſelbſt eine Zeitlang nach Chr. Geb. noch ſtanden jene altberühmten Myſterien in Anſehn.

Samſcrit, ſ. Sanſcrit.

Samuel, der letzte unter den Richtern der Hebräer. Er wurde ſich der hohen Beſtimmung, ſein Volk von den unter ſeinen Vorgängern eingeriſſenen Gräueln der Abgötterei und Geſetzloſigkeit zum Dienſt des einigen Gottes zurückzuführen, ſchon als Knabe bewußt. Im Tempeldienſt herangewachſen, hatte er erkannt, was den Hebräern Noth that, und als ſie von den Philiſtern hart bedrängt wurden, trat er mit kräftigen Ermahnungen zur Gottesfurcht, als dem einzigen Rettungsmittel, unter ihnen auf. Auf ſein Gebet und

Opfer gab Gott ſeinem Volke wieder den Sieg. Daher übertrugen ſie ihm das Richteramt, das er mit großer Thätigkeit 12 Jahre lang verwaltete und durch Wiederherſtellung des vernachläſſigten Jehovadienſtes auszeichnete. Auch gab er der nach Moſis Geſetz verfaſſungsmäßigen Theokratie eine ſtarke Stütze durch Stiftung der Prophetenſchulen (ſ. d. Art. Propheten). Da jedoch ſeine Söhne, denen er bei herannahendem Alter das richterliche Amt übertrug, nicht im Geiſte ſeiner Gerechtigkeit handelten, ſo mußte er dem Verlangen des Volks, einen König zu wählen, nachgeben. Bei dieſer Staatsveränderung, die ſeinen Grundſätzen und Überzeugungen ganz entgegen war, berieth er das Volk mit der Weisheit und Uneigennützigkeit eines Vaters. Er wußte den erkornen König Saul durch einſchränkende Bedingungen an die alte Verfaſſung zu binden, und wenn er dagegen fehlte, zurechtzuweiſen. Unerbittlich war er aber auch, als dieſer unkluge König ſich Eingriffe in die prieſterlichen Rechte zu Schulden kommen ließ. Er verwarf ihn und ſalbte den Hirtenjüngling David zum Nachfolger auf dem Throne Israels. Vorzüglich durch dieſe glückliche Wahl wurde Samuel der Wohlthäter ſeines Volks, doch erlebte er das Ende der Zwiſtigkeiten zwiſchen Saul und David nicht, und noch ſein Schatten mußte den von Gott verlaſſenen König ſchrecken und ſtrafen. Die unter Samuels Namen im A. T. befindlichen hiſtoriſchen Bücher ſind im Geiſte ſeiner hierarchiſchen Idee geſchrieben, doch erweislich von ſpäterer Hand. E.

San Carlos (Don Joſ. Mich. de Carvajal, Herzog von), Grand von Spanien erſter Claſſe, Staatsrath, Generallieutenant, Director der Akademie u. ſ. w., ſtammt aus der alten Familie der Carvajal, die ihren Urſprung bis zu den Königen des Reiches Leon zurückführt. Geb. 1771 in Lima, wo er auch ſeine erſte Erziehung erhielt, kam er im 16. Jahre nach Spanien, trat in die militäriſche Laufbahn, und machte ſeinen erſten Feldzug 1794 in Catalonien, ſeinen zweiten bei der Belagerung von Toulon. Nach Madrid an den königl. Hof gerufen, wurde er zum Kammerherrn und dann zum Gouverneur des jetzigen Königs Ferdinand ernannt. Nicht lange vor der berüchtigten Intrigue im Escurial im Jahre 1807 (ſ. Spanien und Ferdinand VII.) wurde San Carlos, um ihn zu entfernen, zum Vicekönig von Navarra ernannt. Drei Monat nachher erhielt er Befehl, ſich als Gefangenen zu conſtituiren. Er wurde beſchuldigt, Ferdinand gefährliche Rathſchläge ertheilt zu haben, und ins Exil verwieſen. Nach der Revolution von Aranjuez, durch welche Ferdinand den Thron beſtieg, rief dieſer den Herzog von San Carlos ſogleich zu ſich, ernannte ihn zum Miniſter des königl. Hauſes und zum Mitglied des geheimen Staatsraths. San Carlos begleitete den König auf der unglücklichen Reiſe nach Bayonne, und zeigte gegen die uſurpatoriſchen Vorſchläge und völkerrechtwidrigen Maßregeln Napoleons die höchſte Energie. Vor allem drang er darauf, daß dem Könige die gröſte Freiheit werden müſſe und nichts ohne die Zuſtimmung der Cortes beſchloſſen werden könne. Indeß blieben ſeine Bemühungen fruchtlos. Die Renunciationstractaten vom 5. und 10. Mai 1808 kamen zu Stande, aber obgleich Napoleon alle Mühe anwandte, den Herzog von San Carlos zu bewegen, dem neuen Könige von Spanien zu huldigen, ſo hielt dieſer ſich als Mann von Ehre doch verpflichtet, ſeinem unglücklichen Herrn nach Valençay zu folgen. San Carlos und Escoiquiz wurden jedoch bald unter einem Vorwande nach Paris gelockt. Beide benutzten dieſen Aufenthalt

um den ruſſiſchen, öſterreichiſchen und preußiſchen Geſandten Mittheilungen über die Lage Spaniens zu machen, wofür ſie aber, als es entdeckt wurde, Escoiquiz nach Bourges und San Carlos nach Lons le Saulnier exilirt und unter polizeiliche Aufſicht geſtellt wurden. Als Napoleon ſich durch die Gewalt der Umſtände gezwungen ſah, in Beziehung auf Spanien ſein politiſches Syſtem zu ändern und Ferdinand wieder auf den Thron zu ſetzen, warf er ſeine Augen auf den Herzog von San Carlos, der ihm am geeignetſten ſchien, die erfoderlichen Einleitungen zu machen. San Carlos fand zu Valençay bereits den Abgeordneten Laforeſt; er wurde von Ferdinand auf das liebreichſte aufgenommen, und am 8. December kam ein Tractat zu Stande, wie er der Würde Spaniens angemeſſen war. Der Herzog eilte damit ſogleich nach Madrid (wo er den 6. Jan. 1814 eintraf), um die Ratification der Regentſchaft einzuholen. Aber ſtatt dieſe zu erlangen, wurde ihm ein Decret der Cortes mitgetheilt, kraft deſſen alle Spanier, die ſich in Unterhandlungen mit Napoleon einlaſſen würden, für Vaterlandsverräther erklärt wurden. Der Herzog reiſ'te daher ohne die Ratification der Regentſchaft nach Valençay zurück, und es mußte eine neue Unterhandlung mit Napoleon eröffnet werden, um die perſönliche Rückkehr des Königs auszuwirken. Die damalige Lage Frankreichs machte dies ſchwierig, jedoch wurden endlich die Päſſe ausgefertigt. Der König umarmte ihn bei der Überreichung derſelben und hing ihm den Orden des goldenen Vließes um, den er ſelbſt trug. San Carlos war der einzige Miniſter, der den König auf ſeiner Zurückreiſe in ſeine Staaten begleitete. Wir verweiſen von dieſem Zeitpuncte an auf die Art. Spanien und Ferdinand VII. und führen nur noch die Hauptmomente im äußern Leben des Herzogs an. Am 5. Mai 1814 wurde er zum Generalminiſter-Staatsſecretär ernannt und am Tage darauf erfolgte das Decret Ferdinands, wodurch die Cortes entlaſſen wurden und er die Zügel der Regierung wieder ſelbſt auffaßte. Im November, als der Herzog ſeinen verminderten Einfluß bemerkte, foderte er ſeine Entlaſſung und Don Pedro Cevallos trat an ſeine Stelle. Im October 1815 wurde er zum Geſandten in Wien ernannt, und im Jahr 1817 erhielt er dieſelbe Stelle beim Cabinet von St. James. Er befand ſich noch im J. 1819 auf dieſem Poſten in London.

Sanchoniathon, Sanchuniathon, der Name eines angeblichen phönìziſchen Schriftſtellers, deſſen Zeitalter, ſo wie ganze Exiſtenz, in das größte Dunkel gehüllt iſt. Einige ſetzen ihn lange vor den trojaniſchen Krieg in die Zeit der Semiramis, Andre in die Zeit des trojaniſchen Krieges, Andre erſt in die Zeit nach Alexander dem Großen, noch Andre halten ihn endlich für eine ganz erdichtete Perſon. Wir treten der Meinung des gelehrten Beck bei, welcher die Bruchſtücke, die wir unter Sanchoniathons Namen noch in der griechiſchen Überſetzung des Grammatikers Philo von Byblus, eines Zeitgenoſſen Veſpaſians, beſitzen, keineswegs für eine Erdichtung des letztern, ſondern wenigſtens zum Theil für echte Fragmente aus den Annalen des Sanchoniathon hält, wiewohl er zugiebt, daß ſie interpolirt ſein mögen. Dieſe Annalen ſelbſt werden von den Alten unter verſchiedenen Titeln angeführt; aus den Fragmenten geht in Anſehung ihres Inhalts hervor, daß ſie die politiſche und religiöſe Urgeſchichte der alten Ägyptier und Phönizier betroffen haben. Sie waren in phöniziſcher Sprache geſchrieben, aus dem Unterrichte eines gewiſſen Hohenprieſters Hierombalus oder Jarobalus, über den viel

geſtritten worden, aus den Jahrbüchern verſchiedener Städte und aus Denkmählern in Tempeln geſchöpft, und dem Könige von Berytus, Abbibal, zugeeignet.

Sanction (pragmatiſche) iſt die Urkunde, durch welche Kaiſer Carl VI., der ſich ohne männliche Nachkommen ſah, ſeiner weiblichen Descendenz die Erbfolge in allen ſeinen Staaten zu ſichern bemüht war. Er bewog nicht ohne große Schwierigkeiten alle Fürſten Europa's zur Annahme und Gewährleiſtung dieſer Urkunde (daher der Name), bis auf den Churfürſten von Baiern, der als nächſter männlicher Erbe der öſterreichiſchen Länder ſeinen Beitritt ſtandhaft verweigerte. Wie wenig dieſe Maßregel übrigens Maria Thereſia den unangefochtenen Beſitz ihrer Erbſtaaten ſicherte, iſt aus der Geſchichte Öſterreichs bekannt.

Sanct-Helena. Dieſe in der neueſten Geſchichte als Verweiſungsort für Buonaparte (vergl. d. Art. Longwood) merkwürdig gewordene Inſel erhebt ſich ganz einſam in der Mitte des weſtlichen Oceans, hat einen Umfang von höchſtens zwölf, in der größten Länge fünf, und in der größten Breite vier Stunden. Das Ganze iſt 2700 Fuß über der Meeresfläche erhoben, und beſteht aus Baſaltfelſen, die in vielfältigen Richtungen gewunden, höchſt ſonderbar zerklüftet, und von mehreren kleinen Thälern durchſchnitten ſind. Beim erſten Anblick aus der Ferne bietet dieſe Inſel nichts als eine ſchwarze, verbrannte, tauſendzackichte, in ſich ſelbſt zerſpaltene Felſenmaſſe dar. In der Nähe aber zeigt ſich das ſchöne tropiſche Pflanzenleben mit ſeinen hohen Bäumen und Stauden in ganzen Herrlichkeit. Dieſe Inſel ward am 22. Mai (dem Namenstage der heiligen Helena) 1508 von den Portugieſen entdeckt, und nach dieſer Heiligen benannt. Damals war ſie durchaus wüſt und unbewohnt und man fand nur einige Schildkröten und Seevögel darauf. Die Portugieſen, welche einſahen, wie viele Vortheile dieſe Station den in dieſen Gewäſſern ſchiffenden Seeleuten gewähren würde, verſetzten verſchiedene Arten vierfüßiger Thiere und Geflügel hin, machten Anpflanzungen und ſäeten mancherlei Sämereien aus, legten aber keine Niederlaſſungen an, ſondern bauten nur eine kleine Kirche in dem ſogenannten Capellenthale. Sie wurde gegen das Jahr 1600 von den Holländern zerſtört, die ſogar die in der Umgegend gepflanzten Bäume fällten. Zu verſchiedenenmalen ließen ſich einige Perſonen auf dieſer Inſel nieder, wurden aber immer wieder vertrieben. Endlich ſetzten ſich die Holländer darauf feſt, verpflanzten neue Thiere dahin und ſäeten neue Getreidearten aus. 1650 erhielt die engliſch-oſtindiſche Compagnie dieſe Inſel von den Holländern gegen Abtretung des Vorgebirges der guten Hoffnung, und legte daſelbſt 1660 eine Niederlaſſung an. Die Holländer nahmen ſie zwar 1673 durch Überrumpelung wieder, aber im nämlichen Jahre eroberten ſie die Engländer von neuem, und bauten das Fort St. James. Seit dieſer Zeit blieb ſie in ihren Händen. Sie iſt für ihren Handel von größter Wichtigkeit, denn die aus Oſtindien nach Europa zurückkehrenden (nicht aber die nach Oſtindien hinfahrenden) Schiffe finden hier auf halben Wege den beſten Erfriſchungsort. Seit 1816 iſt durch eine Cabinetsordre allen Schiffen, die Oſtindienfahrer ausgenommen, verboten, ſo lange ſich Buonaparte daſelbſt befindet, ohne beſondere Erlaubniß nach St. Helena zu gehen, oder hin zu handeln. Man pflegt die Reiſe von St. Helena nach England in 8 bis 10 Wochen zu machen, während man umgekehrt, wegen der Paſſat-

winde, auf einer ganz andern und längern Linie ſchiffen muß. Das Klima dieſer Inſel iſt unbeſchreiblich ſchön; der heiterſte Himmel, der ſich nur in der kühlen Jahreszeit des Julius und Auguſt zuweilen bewölkt, kein anderer Wind, als der erfriſchende, beſtändige Oſtpaſſat, und weder Orkane noch Erdbeben, oder irgend eine Naturerſchütterung der tropiſchen Region. Auch weiß man hier nichts von der gefährlichen Nachtluft, die in dieſer Zone oft tödtlich wird. Die meiſten Einwohner erreichen daher ein hohes Alter, und zeichnen ſich oft noch im achtzigſten Jahre durch ungemeine Kraft und Munterkeit aus. Schiffskranke geneſen faſt durchgehends in den erſten Tagen, ja die ſiechſten Perſonen, die in Oſtindien nicht mehr zu retten ſchienen, erholen ſich mit unglaublicher Schnelligkeit. Es regnet übrigens überhaupt ſehr ſelten und bisweilen in zwei bis drei Jahren nicht. Freilich verliert die Luft, welche immer durch den Paſſatwind abgekühlt wird, dadurch nicht an ihrer Güte; Pflanzen und Thiere dagegen leiden gar ſehr dabei. Als Urſachen dieſer großen Trockenheit giebt man die Stätigkeit des Paſſatwindes, die iſolirte Lage dieſer Inſel, die unter allen Inſeln am weiteſten von einem feſten Lande iſt, ſo wie den unbedeutenden Umfang und die verhältnißmäßige Kahlheit derſelben an. Indeſſen ſcheint ſeit 50 Jahren die Atmoſphäre feuchter geworden zu ſein, und ſeit dem vermehrten Anbau der Inſel mehr Regen zu fallen, ſo daß eine anhaltende Dürre immer weniger zu befürchten ſein wird. Dieſe mit Felſen und hohen Bergen beſetzte Inſel, deren ſchroffe Küſten eine 800 bis 1200 Fuß hohe Mauer bilden, und nur einen Landungsort darbieten, iſt nach und nach mit einer gegen 1½ Fuß dicken Dammerde bedeckt worden, die eine üppige Vegetation zeigt. Der Orangen-, Palm-, Citronen-, Feigen-, Granat-, Akazien-, Limonienbaum prangt mit dem herrlichſten Grün. Die deutſche Eiche und der indiſche Bambus gedeihen auf einem Boden. Die Pfirſichbäume ſind ſeltener geworden. Der Bau des Ölbaums, mit dem man ſich ſeit kurzem abgiebt, verſpricht glückliche Reſultate. Unter den neun oder zehn Arten einheimiſcher Bäume bemerkt man den Farrenkrautbaum, an den Küſten einige Mimoſen, viel Ebenholzbäume und Aloes. An dem Hange der Thalwände halten Stützungsmauern mit großen Koſten angelegte Gärten, denen die Regen oft vielen Schaden zufügen. Die Thäler ſind ſehr fruchtbar, und liefern ſchöne Früchte und köſtliche Gemüſe, auch geräth der Kaffe gut. Der Weinſtock iſt nicht beſonders einträglich. Die Melonen, Bananas, Ignamen, Ananas, Piſangs, Erbſen, Bohnen, Rüben und anderes Wurzelwerk haben einen recht angenehmen Geſchmack. Vor andern findet man in dem Capellenthale Portulak, Senf, Sauerampfer, Peterſilie, wilde römiſche Kamille, Alkekengi, Pataten und Yams; aber wegen der Verwüſtung, welche die Ratten unter der Saat anrichten, nur wenig Korn, Mais und Gerſte. Das benöthigte Mehl kommt aus England, und in böſen Jahren ißt man Yams, Ignamen und Pataten ſtatt des Brotes. Die Gärten ſind mit Roſen, Immergrün, Myrthen, Lilien, Lorbeerbäumen und einigen anderen Sträuchern verziert. Die des Gouverneurs verdienen beſondere Erwähnung. In dem Garten des Oberſten Brooke auf St. Helena trifft man europäiſche und afrikaniſche, oſtindiſche, chineſiſche, amerikaniſche und auſtraliſche Pflanzen in der üppigſten Blüthe an. Aus dem Thierreich hat man wenige Pferde, viele Ziegen, Rindvieh, Schafe, zahme und wilde Schweine, Kaninchen, Perl-

hühner, Tauben, Hühner, Gänſe, Repphühner, Faſanen, Haſelhühner, Pfauen, Waſſerhühner, Seevögel, aber keine reißenden und giftigen Thiere. Großen Schaden richten aber die Ratten an, welche ſich unglaublich vermehrt haben. Kaum hat man die Felder mit Korn, Gerſte oder Mais beſäet, ſo umwühlen und verwüſten ſie die Saat gänzlich. Auch giebt es wohlſchmeckende Schildkröten und eine große Menge von Fiſchen. Das ſüße Waſſer iſt gut und ſehr geſund. Vorzüglich faßt man das ſüße Waſſer im Capellenthale, wo mehrere ſchöne Quellen von der Höhe herab ſich mit dem Hauptbache vereinigen. Außer dieſem Waſſerplatze giebt es noch zwei kleine Flüſſe, wo man Waſſer einnehmen kann, ſie ſtrömen von der Höhe des Gebirges in Fällen herab, und fließen in der Mitte der Anpflanzungen, die ſie durch das Rieſeln ihrer Wellen beleben. Die Oſtindienfahrer bringen eine Menge von Waaren nach St. Helena, und man findet die hieſigen Kaufmannsladen mit oſtindiſchen und europäiſchen Waaren reichlich verſehen, aber wegen der Menge des umlaufenden Geldes ſteht alles in ungeheurem Preiſe, und es iſt in St. Helena alles viermal theurer, als in London ſelbſt. Die ganze Bevölkerung der Inſel wird auf 6000 Seelen geſchätzt mit Einſchluß von 7 bis 800 freien Negern und 1500 Soldaten. Mit Ausſchluß der wenigen Compagniebeamten lebt hier alles von der Landwirthſchaft und dem Schiffsverkehr. So bringen die Einwohner neun Monate des Jahres auf ihren einſamen Landgütern im Innern der Inſel zu, und kommen nur zur Zeit der Oſtindienfahrer (Februar bis April) in die einzige hier vorhandene Stadt St. Jamestown. Dieſe liegt im Hintergrunde einer herrlichen Bay in einem ſchmalen ſich ſanft erhebenden Thale, das ungefähr eine Viertelſtunde lang und auf beiden Seiten mit hohen Bergen eingefaßt iſt. Das Ganze beſteht aus drei bis vier Straßen, die ſämmtlich vortrefflich gepflaſtert ſind. Die Häuſer haben platte Dächer, Gallerien u. ſ. w., und ſind ſehr hübſch; der weiße Anſtrich ſticht äußerſt angenehm gegen die grünen Umgebungen ab. Die am Strande liegende Wohnung des Gouverneurs iſt im Innern ſehr prachtvoll, und hat einen vortrefflichen, mit botaniſchen Schätzen reichlich verſehenen Garten. Die Kirche der Stadt iſt gleichfalls in einem ſehr guten Styl gebaut, und außer dieſen Gebäuden verdienen das Billiardhaus, eine Taverne zum Logiren, das Logenbäude, das große Offizierhaus und das Theater, welche drei letztern ſich durch eine edle einfache Bauart auszeichnen, Erwähnung. Die Einwohner bringen ihre Zeit ſehr unglücklich zu. Sie haben beſtändig Prozeſſe mit einander, werden von der tödtlichſten Langeweile geplagt, ſehen die Inſel als einen Verbannungsort an, und haben keine größere Sehnſucht, als einmal wieder nach Hauſe, d. h. nach England, zurückzukehren. Nur durch die Ankunft der heimkehrenden Oſtindienfahrer wird dieſe traurige Exiſtenz unterbrochen, und dann eilt Alles nach St. Jamestown, wo Concerte und Bälle, Schauſpiele und Aſſembleen mit einander abwechſeln. Dann ſind die Männer geſchäftig, um die jungen unverheirateten Frauen zu gewinnen, welches ihnen, da es den erſtern eben ſo wenig an Schlauheit, als den letztern an Schönheit fehlt, auch häufig glückt. — St. Helena iſt übrigens gegen feindliche Landungen nicht blos durch die hohen Felſen und die heftige Brandung ſehr geſichert, ſondern es ſind auch auf den vornehmſten Puncten Batterien und Bollwerke angelegt, und auf den Berggipfeln ſind immer große Steinvorräthe vorhanden, womit im Noth-

falle ſelbſt der eingedrungene Feind zum Weichen gezwungen werden kann. Außer der Garniſon iſt noch eine allgemeine Landmiliz organiſirt, die auf das erſte Signal von einer feindlichen Annäherung zu den Waffen greifen muß. Zu dieſem Ende ſind auf den höchſten Felſenſpitzen rund um die Inſel Telegraphen errichtet, durch welche man in St. Jamestown binnen wenig Minuten von der Annäherung jedes Schiffes unterrichtet wird. Die Schiffe können übrigens nur in der St. Jamesbay mit Sicherheit ankern, indem ſie nur hier vor Stürmen und Windſtößen gedeckt ſind. Man trifft auf der Inſel keine wirklichen Fahrſtraßen, ſondern nur Feldwege, auf denen kleine mit Ochſen beſpannte Karren fortkommen können, die man zu Fortſchaffung größerer Laſten benutzt. Um mit Bequemlichkeit zu reiſen, benutzen Männer und Weiber die Pferde, da die Wege zum Fahren mit Kutſchen zu holperig, ſteil und ſchief ſind, ob ſie gleich völlig an der Seite der Berge hingebahnt ſind, wobei man durch Umwege ſo viel als möglich die Schroffheit der Abhänge zu umgehen geſucht hat. Merkwürdig iſt der Weg des Leiterberges, der das Capellenthal mit den Pflanzungen, die auf den Anhöhen der Inſel liegen, in Verbindung ſetzt, wo man einen neun Fuß breiten Weg durch Stützungsmauern gebahnt und mit Bruſtlehnen verſehen hat, ſo daß man ihn zwar ohne Furcht, in die Schlucht zu fallen, wandeln kann, aber nicht, ohne dem Falle von Steinen ausgeſetzt zu ſein, welche die in der Nähe weidenden Ziegen oft herunterrollen, indem ſie ſolche mit den umgebenden Gräſern losreißen.

Sand iſt fein zertheilter Stein. Nach Beſchaffenheit des Steines, woraus er entſtand, iſt er bald ein Gemenge von verſchiedenen, bald von gleichartigen kalkigen oder quarzigen Steinchen. Letzterer wird gewöhnlich ausſchließend mit Sand bezeichnet. Man unterſcheidet den klaren, weißen Quellſand, den ſtaubigen Flugſand, den größern Perlſand, den weißen undurchſichtigen Streuſand, den ſehr groben Kiesſand, und den aus gemengten Steinarten entſtehenden Grus- und Schiffsſand. Der mehrſte auf der Erde in großen Strecken, Steppen, verbreitete Sand iſt durch Waſſerfluthen abgeſetzt, dieſe haben die Steinmaſſen zerrieben und aufgeſchwemmt, ſo wie noch jetzt das Meer und die Flüſſe Sand an ihren Ufern in Bänken anſetzen. Rückſichtlich der ökonomiſchen Benutzung des Bodens iſt der Sand unfruchtbar. Er hält kein Waſſer zurück, trocknet leicht aus, und erhitzt ſich ſtark durch die Sonne, verhindert ſonach die Vegetation. Techniſch findet er Anwendung als Gußſand, zum Glasſchmelzen, zum Schleifen, zur Anfertigung der Sanduhren. **Sandſteinfelſen**, die ſich an vielen Orten der Erde erheben, haben die Form der Flötzgebirge, indem ſie aus ziemlich horizontalen Schichten aufgethürmt ſind; doch zeichnen ſich die freiſtehenden auch noch durch verticale Einſchnitte aus, zwiſchen denen die hervorſtehenden Maſſen abgerundet, faſt ſäulenförmig erſcheinen. Man kann ſie als Quarzſand anſehen, welcher durch kalkigen, thonigen, eiſenhaltigen oder quarzigen Kitt zuſammengebacken und erhärtet iſt. Dieſer **Sandſtein** hat vor andern Steinen viele Vorzüge, die in ſeiner leichten Bearbeitung und Zerſtückung liegen, ſo daß er in jede beliebige Form gebracht werden kann. Unter den deutſchen iſt der am Elbufer in Böhmen und Sachſen befindliche der berühmteſte; ein ſehr poröſer, wie er zuerſt in Mexiko gefunden wurde, dient als Filtrirſtein zur Reinigung des ſchmutzigen Waſſers, und der biegſame bra-

ſilianiſche iſt, als elaſtiſcher Sandſtein, eine mineralogiſche Merkwürdigkeit. F.

Sand (Carl), der Mörder Kotzebue's. Wir verweiſen wegen dieſes Art. auf den Anhang zum 10. Bande.

Sandala, eine Art Fußbekleidung bei den Griechen und Römern, die wir ſchon im höchſten Alterthum finden. Sie beſtand aus einer dicken Korkſohle, die oben und unten mit Leder überzogen, und am Rande zierlich geſteppt war. Sie bedeckte nur die Fußſohle, ließ den obern Theil des Fußes blos, und war mit zierlich gekreuzten und geſchlungenen Riemen faſt bis auf die Mitte des Schenkels befeſtigt. In der ſpätern Zeit wurde auch mit den Sandalen ein außerordentlicher Luxus getrieben, und die vornehmen Damen hatten beſondre Pantoffelträgerinnen. — In der Schifferſprache heißt Sandale eine Art Fahrzeug auf dem mittelländiſchen Meere, welches dazu dient, die großen Schiffe zu entlaſten.

Sandeman (Robert), ein Schüler des Johann Glaß und Älteſter der zu den ſchottiſchen Diſſenters gehörenden Gemeinde der Glaſſiten, die nach ihm Sandemanianer genannt werden. Er wies nach den Grundſätzen ſeines Lehrers die Secte in ihrem Glauben auf den buchſtäblichen Sinn der heiligen Schrift und in ihrem Leben auf die Einfalt der erſten Kirche zurück. Das Kirchenregiment durch Biſchöfe, Älteſte und Lehrer, die Verwerfung ſinnlicher Vergnügungen und der Glücksſpiele, den Gebrauch des Looſes, die Liebesmahle, den Bruderkuß, das Fußwaſchen und das Inſtitut der Collecten zu einer Gemeindecaſſe haben die Sandemanianer mit den Herrnhutern gemein, doch weichen ſie von dieſer Secte darin ab, daß ſie ſich des Fleiſches von erſtickten Thieren und des Blutes enthalten und ihr Privateigenthum noch mehr dem allgemeinen Beſten widmen Sandeman ſtarb 1772 in England, wo ſeine Secte weniger Eingang gefunden hat als in Schottland. Die Anmuth und Feierlichkeit ihrer häufigen Andachtsverſammlungen wird von Reiſenden, die ihnen beiwohnten, ſehr gerühmt E

Sandregen. Man hat mehrere glaubwürdige Beobachtungen, daß wirklich Sand aus der Atmoſphäre herabgefallen iſt. Zu Belgrad fiel im 318. J der Hegira ein röthlicher, dort unbekannter Sand, nachdem zuvor der Himmel roth bedeckt geweſen war 1744 und 1749 kam etwas ähnliches zu Genua vor. Im atlantiſchen Meere, im 45° nördlicher Breite, und 322° 45′ L., in einer 8—9 ſtündigen Entfernung von jedem Lande und bei großer Windſtille bemerkte man einſt einen Sandregen, dem ein ſtarkes Licht vorausging. 1562 fiel bei Schleuſingen ein Kieſelſteinregen. Dieſe Dinge ſcheiden ſich aus der Atmoſphäre, gleich den Meteorſteinen, nachdem ſie vorher durch irgend eine Art von Verdunſtung luftförmig in ſie aufgenommen wurden. F.

Sandwich, eine Stadt mit einem berühmten Hafen, liegt am Fluß Stour in der engliſchen Landſchaft Kent. Bekannt iſt ſie in der Geſchichte durch die daſelbſt 1357 Statt gehabte Landung des berühmten ſchwarzen Prinzen von England, der ſich hier mit ſeinem Gefangenen, dem Könige von Frankreich, ausſchiffte.

Sandwichinſeln, eine Gruppe von elf bewohnten und zwei unbewohnten Inſeln, welche Cook auf ſeiner dritten Fahrt entdeckte, und nach dem Namen ſeines Beſchützers, des Grafen Sandwich, damaligen erſten Lords der Admiralität, benannte. Auf der größten derſelben, Owaihi, wurde er den 14. Februar 1779 getödtet. Dieſe Inſeln liegen im nördlichen Theile des ſtillen Oceans zwiſchen

18° und 24° der nördlichen Breite und zwiſchen 154° bis 165° weſtlichen Länge von Greenwich. Sie ſind zuſammen 360 Quadratmeilen groß, ſcheinen vulkaniſchen Urſprunges zu ſein, enthalten viele Berge (darunter der hohe Mauna Roa auf Owaihi) und Thäler mit einem fruchtbaren Boden. Das Klima iſt dem weſtindiſchen ähnlich, nur daß es noch gemäßigter iſt. Überall iſt Waſſer in Bächen und Flüſſen überflüſſig vorhanden. Die Producte ſind: Schweine, Hunde, aus Europa eingeführte Hausthiere, Tauben, wilde Gänſe, Waſſerhühner, Fiſche Aronswurzeln (der Hauptgegenſtand ihrer Landwirthſchaft) Yamswurzeln, Ananas, Pataten, Zuckerrohr, Brotfrucht, Kokosbäume, Piſangs, Sandelholz, Papiermaulbeerbäume, Kartoffeln, europäiſche Vegetabilien Schiefer, Wetzſteine, Marmor ꝛc. Die Einwohner, deren Zahl Cook auf 400,000 ſchätzt, ſind von der malaiiſchen Race, wohlgebildet und von dunklerer Farbe, als die Tahiter, haben einen ſanften Charakter, und ſind äußerſt geſchickt in Verfertigung von Zeugen und Matten, die in Rückſicht der Feinheit, Eleganz und Dauer alle andere Matten übertreffen; auch machen ſie Angelhaken von Perlmutterſchalen, Knochen oder Holz, bauen Schiffe nach europäiſcher Art, und haben es in Verfertigung von Stricken, Netzgarn, Seilen und Tauwerk ſo weit gebracht, daß ſich die Seefahrer bereits hiermit verſehen, und dieſes Takelwerk für dauerhafter halten, als das europäiſche. Oft kommen europäiſche und nordamerikaniſche Schiffe hier an, welche gegen europäiſche Waaren von den Einwohnern mit friſchen Lebensmitteln verſehen werden Dieſer lebhafte Handelsverkehr hat einen ſo großen Einfluß auf die Cultur dieſer Inſelgruppe gehabt, daß dieſe Nation ſehr vorgerückt iſt, und ſich ſchneller als alle Südſeebewohner zu einem gebildeten Handelsſtaate umſchaffen wird. Viele von den Eingebornen werden ſchon als Zimmerleute, Böttcher, Schmiede und Schneider gebraucht, und verfertigen ihre Arbeit ſo vollkommen, wie Europäer. Viele von ihnen haben ſchon Reiſen nach China, der Nordweſtküſte von Amerika und ſelbſt nach den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten unternommen. Der 1819 verſtorbene König Tamaahmaah, der ſich alle Inſeln dieſer Gruppe (mit Ausnahme zweier Atooi und Onehau) unterworfen hatte, reſidirte auf der Inſel Woahu oder Wahu, und benutzte den beſtändigen Verkehr mit den Seefahrern der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, und die ſich hier aufhaltenden Weißen, darunter viele Engländer, um ſeine Unterthanen immer mehr zu civiliſiren. Er unterhielt über dreißig bedeckte Fahrzeuge, alle von ſeinen Schiffszimmerleuten, meiſtens Eingebornen, erbaut, und beſaß ein amerikaniſches Schiff von 200 Tonnen, welches er einem amerikaniſchen Capitän, der mit demſelben in einem ſchadhaften Zuſtande von der Küſte von Californien kam, abgekauft hatte. Er ließ es durch ſeine eigenen Schiffszimmerleute ausbeſſern, zu welchem Zwecke ein eigenes Werft gebaut wurde. Er bewohnte ein auf europäiſche Art erbautes Haus, vor welchem funfzehn Kanonen ſtehen, und wo ein reguläres mit Flinten und Bajonneten verſehenes Militär von ungefähr 50 Mann Wache hält. Er hat einen beträchtlichen Schatz in Dollars und einen großen Vorrath an europäiſchen Artikeln jeder Art, vorzüglich Waffen und Munition, die er durch Handel mit den Schiffen, welche hier beilegen, erlangt hat, hinterlaſſen. Seine Reſidenz iſt die Stadt Hanarura auf der Inſel Wahu mit einem Hafen, welcher durch eine Sandbank gebildet wird, die ihn vor der See beſchirmt, und wo die Schiffer

bei jedem Wetter einlaufen können. Nachdem Tamaahmaah ſeine Macht begründet hatte, richtete er ſein Verfahren nach ſo ſtrengen Regeln der Gerechtigkeit ein, daß die Fremden ſich in ſeinem Hafen ſo ſicher befanden, als in den Häfen einer civiliſirten Nation. Daher legt auch jetzt faſt jedes dieſen Theil des Oceans befahrende Schiff hier an, um ſich auszubeſſern und ſich mit friſchen Lebensmitteln zu verſorgen. Er hat ſeinen jüngern, talentvollen Sohn zu ſeinem Nachfolger ernannt. — Sandwichland, eine ſüdamerikaniſche Gruppe von fünf größern und mehreren kleinern Inſeln, an der Grenze des ſüdlichen Eismeeres, unter dem 60° ſüdlicher Breite und 350° öſtlicher Länge, iſt ganz mit Eis und Schnee bedeckt, ohne alle Vegetation. Die Südſpitze heißt das ſüdliche Thule. Cook entdeckte 1775 dieſe Gruppe.

Sanguiniſch, Sanguiniker, ſ. Temperament.

Sanhedrin (ſyriſch) oder Synedrium (griechiſch), Rathsverſammlung, hieß das höchſte geiſtliche und weltliche Gericht der Juden, welches ſie, nachdem ihre Hasmonäiſchen oder Maccabäiſchen Prieſterfürſten, die letzten Stützen ihrer Hierarchie, durch römiſche Willkür verdrängt worden waren, zur Entſcheidung ihrer innern Streitigkeiten und Angelegenheiten errichteten. Es beſtand unter dem Vorſitze des Hohenprieſters aus 71 Beiſitzern aus den Ständen der Prieſter, Älteſten und Ausleger des Geſetzes (Schriftgelehrten), die im N. T. gewöhnlich die Glieder des hohen Rathes oder die Oberſten genannt werden. Außer dieſem in Jeruſalem reſidirenden hohen Rathe gab es kleinere aus denſelben Ständen zuſammengeſetzte Synedrien oder Untergerichte in den Landſtädten, die nach Beſchaffenheit der Größe ihres Bezirks drei oder mehrere Beiſitzer hatten. In Jeruſalem ſelbſt waren zwei ſolche Untergerichte. Durch die römiſchen Procuratoren wurde dieſe Nationalbehörde auf die Angelegenheiten der Religion und die Schlichtung derjenigen Händel, welche die Beobachtung des Moſaiſchen Geſetzes betrafen, eingeſchränkt, und durfte auch in Sachen dieſer Art die Todesſtrafe nicht eigenmächtig verhängen. Nach der Zerſtörung Jeruſalems durch die Römer wurde ſie mit dem jüdiſchen Staate ſelbſt aufgelöſ't. Das von Napoleon 1806 zu Paris zuſammenberufene große Synedrium war nur eine vorübergehende Maßregel, um die bürgerlichen Verhältniſſe der Juden im franzöſiſchen Reiche zu ordnen. Vergl. d. Art. Juden. E.

Sanitätscollegium, ſ. Polizei (mediciniſche).

Sannazaro (Jacopo), der unter den italieniſchen Dichtern des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz ſowohl wegen ſeiner lateiniſchen als italieniſchen Gedichte einnimmt, war 1458 zu Neapel geboren, wo ſeine aus Spanien ſtammende Familie ſich niedergelaſſen hatte. Seine gelehrte Bildung verdankt er der Schule des Giuniano Maggio, und hauptſächlich der Akademie des Pontano, welche damals die gelehrteſten Männer von Neapel vereinigte, und in welcher er den Namen Azzio Sincero annahm. Eine jugendliche Liebe zu einer gewiſſen Carmoſina Bonifacia, die er unter dem Namen Harmoſine und Filli beſungen hat, entwickelte früh ſein poetiſches Talent. In der Hoffnung, ſich von dieſer Leidenſchaft durch die Trennung zu befreien, reiſ'te er nach Frankreich, kehrte aber, von Sehnſucht überwältigt, bald nach Neapel zurück, wo er jedoch ſeine Geliebte nicht mehr am Leben fand. Während ſeiner Abweſenheit ſchrieb er die Arcadia, eine Reihe von Idyllen, welche zwar, wie ſeine übrigen Gedichte in italieniſcher

Sprache, eine Jugendarbeit iſt, dennoch aber einen bleibenden Werth behauptet. Eine ſanfte einſchmeichelnde Poeſie, und eine reine Sprache und wohlklingende Verſification ſind die Vorzüge dieſes Werks, welches aus Proſa und Verſen gemiſcht iſt. Seine Poeſien zogen die Aufmerkſamkeit des Königs Ferdinand und ſeiner Söhne, Alphons und Friedrich, auf ſich, welche ihn zu ihrem Begleiter auf ihren Reiſen und Feldzügen wählten. Friedrich, welcher 1496 den Thron beſtieg, ſchenkte ihm die angenehm gelegene Villa Mergellina, und gab ihm außerdem ein Jahrgeld von 600 Ducaten. Aber Sannazar ſollte dieſes Glücks nicht lange genießen. Nach heftigen Stürmen mußte ſein Wohlthäter im J. 1501 auf ſein Reich Verzicht leiſten, und ſeine Zuflucht nach Frankreich nehmen. Sannazar hielt es für einen Treubruch, ſich fortan eines Beſitzes zu erfreuen, deſſen Geber im Unglück ſchmachtete. Er folgte ſeinem Fürſten in die Verbannung, und kehrte erſt nach dem Tode deſſelben nach Neapel zurück, woſelbſt er im J. 1530 ſtarb, nachdem er noch den Schmerz gehabt, ſeine anmuthige, ihm ſo theure Villa von dem Prinzen von Oranien zerſtört zu ſehen, aber auch die ihm erfreuliche Nachricht von dieſes Fürſten Tode empfangen hatte, worin er eine gerechte Vergeltung des Himmels erblickte. Er wurde in der Kirche beigeſetzt, die er auf ſeinem Landſitz erbaut, und Santa Maria del Parto benannt hatte. Die Serviten, denen ſie eingeräumt war, ließen ihm hinter dem Altar ein Denkmahl errichten, auf welchem man die von Bembo verfertigte Inſchrift lieſ't:

Da sacro cineri flores: hic ille Maroni
Sincerus Musa proximus et tumulo.

Außer der oben ſchon angeführten Arcadia ſchrieb Sannazar in italieniſcher Sprache noch Sonette und Canzonen, die ſich ebenfalls durch Reinheit der Sprache empfehlen, ohne weiter ausgezeichnet zu ſein. Die beſte Ausgabe dieſer italieniſchen Werke erſchien 1723, 4, zu Padua unter dem Titel: Le opere volgari del Sannazaro da varj illustrate. Faſt noch berühmter iſt Sannazar durch ſeine lateiniſchen Gedichte geworden, welche außer einem längern Gedichte in drei Büchern de partu Virginis, in Elegien, Eklogen und Epigramme beſtehen. Unter letztern iſt das lobpreiſende Epigramm auf Venedig das bekannteſte, das ſechs Verſe enthält, und von dem Senat mit 600 Ducaten belohnt wurde. Eleganz und ſorgfältige Wahl des Ausdrucks, ſo wie Feinheit der Gedanken und poetiſcher Schwung weiſen ihnen unter den lateiniſchen Poeſien der neuern Zeit einen ausgezeichneten Platz an.

Sanſcrit- oder Samſcrit- (d. h. vollkommene), auch Deva-Nagara (d. h. göttliche) oder brahmaniſche Sprache (weil ſie von den Brahmanen allein noch verſtanden wird) heißt die gegenwärtig ausgeſtorbene Sprache der Hindu, worin außer vielen Schriften verſchiedener Art die Religions- und Geſetzbücher dieſes Volks abgefaßt ſind. S. d. Art. Indiſche Sprachen.

Sansculotte, dieſe in der franzöſiſchen Revolution ſehr bekannt gewordene Benennung bezeichnet eigentlich einen Menſchen, der keine Beinkleider hat — sans culotte. Mercier ſchildert in ſeinem Tableau de Paris die Bewohner der Vorſtädte St. Antoine und St. Marceau im eigentlichen Sinne als Hoſenloſe; und dieſe waren es, welche, da ſie bei den verſchiedenen revolutionären Auftritten ohne jenes Kleidungsſtück, oder daſſelbe auf Piken einhertragend, erſchienen, der ariſtokratiſchen Partei Veranlaſſung gaben, ihnen je-

nen Spottnamen beizulegen, der aber nachher zur bleibenden Benennung für die Volkspartei wurde, ſo daß jeder Bürger und Vertheidiger des Vaterlandes ſich dieſen Namen als ehrenvoll beilegte. Revolutionäre Grundſätze heißen daher Sansculottismus.

Sansſouci, ein berühmtes königlich preußiſches Luſtſchloß, welches auf einem Berge vor dem brandenburger Thore von Potsdam liegt, durch Friedrichs des Großen Andenken beſonders heilig, der hier am liebſten ſich aufhielt und daher auch der Weiſe von Sansſouci genannt wird. Das Schloß hat nur ein Stockwerk, und iſt klein, aber von herrlicher Bauart, und im Innern vortrefflich ausgeziert. In dem runden Marmorſaale bewundert man die Säulen, die Mahlereien, und den nach florentiniſcher Art mit Blumenwerk ausgelegten Fußboden. Unter den Zimmern iſt eins mit Cedernholz getäfelt, mit goldenem Laubwerk bedeckt, und mit einer königlichen Handbibliothek verſehen. Von dem Berge aus, auf welchem Sansſouci liegt, hat man eine überaus reizende Ausſicht über die Stadt und ihre Umgebungen. Vorwärts erblickt man den Weinberg mit ſeinen ſechs Terraſſen, deren jede zwölf Stufen, und die beſten Weinſtöcke unter Glasfenſtern hat. Am Fuße des Berges iſt ein angenehmer Luſtgarten, mit einem ſchönen Baſſin, und zwölf marmornen Figuren und Gruppen. Die übrigen Merkwürdigkeiten ſind die beiden Pavillons zur rechten und linken, die Orangerie und die herrliche Bildergallerie. Aus dem Luſtgarten geht man in den Park, wo ein japaniſches Haus zur linken der Hauptallee ſteht. Zu beiden Seiten der ſteinernen Brücke ſind ſchöne Tempel, deren einer die koſtbare königliche Sammlung von geſchnittenen Steinen und Alterthümern aus den Verlaſſenſchaften des Barons von Stoſch und des Cardinals Polignac enthält. Das neue Schloß oder der neue Palaſt, welchen Friedrich der Große nach dem hubertsburger Frieden erbauen und auszieren ließ, iſt äußerſt ſchön, prächtig und geſchmackvoll. An dem ganzen Gebäude ſind keine andere, als Fenſterthüren, die mit den übrigen Fenſtern einerlei Geſtalt haben, ſo daß die Eingänge und Treppen nicht ins Auge fallen. König Friedrich Wilhelm II. erbaute noch das Marmorhaus, und ließ einen ſchönen engliſchen Garten anlegen, in welchem die treffliche Colonnade aufgerichtet iſt, die vorher im Cavalierhauſe ſtand.

Santerre (J. F. C.), Commandant der pariſer Nationalgarde und Diviſionsgeneral. Er war ein wohlhabender Brauer in der Vorſtadt St. Antoine, der in großem Anſehen ſtand, ſich in allen Volksaufläufen und beſonders beim Sturme der Baſtille bemerklich machte, ſo daß er zum Bataillonscommandanten der Nationalgarde gewählt, und von der Orleanſchen Partei darauf in ihr Intereſſe gezogen wurde. Er führte den Aufſtand, der am 20. Juli 1792 in die Tuilerien bis zum König drang. Als Commandant der Nationalgarde half er am 10. Auguſt die Monarchie ſtürzen, führte hernach Ludwig XVI. in den Tempel und vor Gericht, betrug ſich jedoch ſtets mit Anſtand gegen ihn. Bald darauf zum Maréchal de Camp ernannt, commandirte er die Truppen, welche die Hinrichtung des Königs ſchützten. Als Ludwig auf dem Schaffot noch zu dem Volke reden wollte, ließ er deſſen Stimme durch Trommelſchlag übertäuben, und antwortete, da man ihm deßhalb Vorwürfe machte: „Ich fing an, den Muth zu verlieren.“ Von ſeinen Feldherrntalenten überzeugt, legte er dem Convent einen Operationsplan gegen die Vendeer vor, und ward mit 14,000 Mann dorthin geſchickt, aber immer geſchlagen.

Bei ſeiner Rückkehr ward er als Gemäßigter verhaftet; der 9. Thermidor im J. 2 aber gab ihm die Freiheit wieder. Er lebte nun als Diviſionsgeneral ohne Anſtellung unbemerkt in Paris, bis er 1810 blödſinnig ſtarb.

Sappe. Hierunter verſteht man einen Graben, in welchem ſich Truppen einem befeſtigten Platz nähern, und daher nicht leicht geſehen und ſchwer beſchoſſen werden können. Die Sappen haben nach Beſchaffenheit ihres Gebrauchs beſondere Namen; ſo nennt man diejenige Sappe, die mit leeren und hernach erſt von den Arbeitern der Laufgräben zu füllenden Schanzkörben gebaut wird, die flüchtige Sappe (sappe volante). Die volle Sappe (sappe pleine) iſt diejenige, wo die Sappeurs die Schanzkörbe ſelbſt ausfüllen. Läßt man Erdmaſſen, die man umgehen kann, in der Sappe ſtehen, ſo nennt man ſie die wendende Sappe (sappe tournante). So giebt es auch eine doppelte Sappe (sappe double), wo eine Seite von der andern gedeckt wird, und eine bedeckte Sappe (sappe couverte). Dieſe beſteht aus einem bedeckten Gange von ſechs Fuß Höhe und fünf bis ſechs Fuß Breite, der von Ort zu Ort mit Blenden ausgeſetzt und mit Faſchinen bedeckt iſt.

Sappeur wird ein Arbeiter genannt, der beſonders darauf eingelernt iſt, alle Arten von Verſchanzungen zu bauen und Mauern zu unterminiren. Die Sappeurs machen bei den meiſten Armeen einen Theil des Geniecorps aus, ſind mit Haken, Schaufeln und Faſchinenmeſſern verſehen, und werden hauptſächlich beim Belagern der Feſtungen und Formiren der Sappe gebraucht. (S. d. vor. A.)

Sapphir oder Saphir, ein Stein, welcher, ungeachtet er zu den edlen gerechnet wird, dem Thongeſchlecht angehört. Blau iſt in mancherlei Abſtufungen bis faſt ins Weiße ſeine Farbe, manche fallen ſogar ins Weingelbe, und unter ihnen giebt es Stücke, die gelb und blau zugleich ſind. Die hellern Sapphire heißen Luchsſapphire oder weibliche, die dunklern aber männliche. Die meiſten ſind helldurchſichtig, manche aber etwas trübe. An Härte übertrifft dieſer Stein alle übrigen Steine des Thongeſchlechts; unter den Edelſteinen ſelbſt ſteht er nur dem Demant und dem Rubin an Härte nach. Seine Kryſtalliſationsform iſt eine ſechsſeitige, einfache oder doppelte Pyramide, das Gefüge zum Theil concentriſch; wenn daher von ſolchen Sapphiren die Spitze ſtumpf abgeſchliffen wird, ſo ſpielen ſie bei auffallendem Lichte mit einem beweglichen ſechsſtrahligen Stern, und heißen deßhalb Sternſapphire. Im Feuer verliert dieſer Edelſtein ſeine Farbe. Dieſer Eigenſchaft bedient man ſich bisweilen wohl, um ihn gebrannt und geſchliffen für Demant auszugeben. Nach Klaproth iſt ſein Gehalt in hundert Theilen 98½ Theil Thon, 1 Theil Eiſenkalk und ½ Theil Kalkerde. Man findet die Sapphire im Quarze und im Sande der Flüſſe. Die Morgenländiſchen, welche beſonders die Inſel Ceylon liefert, ſind die koſtbarſten und theuerſten. Sie ſehen meiſt wie berliner Blau oder wie Schmalte aus. Die peruaniſchen ſind nicht ſo ſchätzbar, doch beſſer als die europäiſchen, welche in Frankreich, Böhmen, Schleſien, in Sachſen und in Ungarn gefunden werden. Der Karat wird nach dem Grade der Schönheit mit zwei bis vier Thalern bezahlt. Bei größern ſteigt der Werth nach der Schwere in demſelben Verhältniſſe wie beim Demant.

Sappho, eine der berühmteſten griechiſchen Frauen, die beſonders ihren Ruhm der lyriſchen Poeſie verdankt, worin ſie

Meiſterin war, hatte Mitylene auf der Inſel Lesbos zu ihrer Vaterſtadt. Sie lebte und blühte ums Jahr 600 v. Chr. Alcäus, ebenfalls einer der größten Lyriker und von derſelben Inſel gebürtig, ſoll die Sängerin geliebt haben, aber ſeine zärtliche Liebe ſoll von ihr verſchmäht worden ſein. Nach der gewöhnlichen Erzählung verheirathete ſie ſich an einen gewiſſen Kerkolas, der aber bald ſtarb. Nun widmete ſie ſich ganz der Poeſie und bildete ſogar mehrere Schülerinnen, die ſie für ihre Kunſt begeiſtert hatte. Die ausgezeichneten Talente und die allgemeine Bewunderung, die ſie ſich dadurch erwarb, ſcheinen ihr manche Verleumdungen und ſelbſt Verfolgung zugezogen zu haben, weßwegen ſie ihr Vaterland verließ. Bei ihrer lebhaften, ſchöpferiſchen Phantaſie beſaß ſie zugleich eine außerordentliche Leidenſchaftlichkeit, welche ihr endlich das Leben koſtete. Denn da ein ſchöner Jüngling, Namens Phaon — ſo erzählt man — ihre heiße Liebe nicht erwiederte; ſo trieb ſie die Verzweiflung auf den leukadiſchen Felſen, von dem ſie ſich herab in das mittelländiſche Meer ſtürzte. — Die Alten legen ihr Gedichte verſchiedener Art bei, Hymnen, Oden, Elegien, Epigramme, von deren poetiſchem Werthe ſie ſehr vortheilhaft urtheilen. Allerdings iſt es nicht zu verkennen, daß in ihren Dichtungen die zarteſten, lebhafteſten, oft erhabenſten Empfindungen athmen, die durch eine ſchöne harmoniſche und gebildete Sprache noch mehr an Reiz und Anmuth gewinnen. Ihre ungemein reiche Phantaſie weiß die Gegenſtände, die ſie auffaßt, mit üppiger Fülle und Lebendigkeit darzuſtellen. Sie ſoll die Erfinderin mehrerer neuen Versmaße geweſen ſein, wenigſtens führt noch jetzt folgendes ihren Namen, das alte und neue Dichter angenommen haben.

– ∪ – – –, ∪ ∪ – ∪ – ∪

– ∪ – – –, ∪ ∪ – ∪ – ∪

– ∪ – – –, ∪ ∪ – ∪ – ∪

– ∪ ∪ – ∪

Von ihren zahlreichen Poeſien beſitzen wir nur zwei ganze Oden, die gewöhnlich den Anakreontiſchen Liedern beigefügt ſind. Die beſte und gründlichſte Bearbeitung ihrer Fragmente hat H. Fr. Volger geliefert, Leipzig 1816.

Sara. Mit dieſem Namen, der im Arabiſchen die Wüſte bedeutet, wird vorzugsweiſe die größte Sandwüſte der Erde bezeichnet, welche ſich in Afrika von der Weſtküſte, zwiſchen dem Staate von Marocco und dem Senegalfluſſe, gegen Oſten durch ganz Afrika bis Ägypten und zum Theil durch Nubien bis ans rothe Meer erſtreckt. Nur hin und wieder finden ſich in dieſem Sandmeere Quellen und fruchtbare Plätze, die Inſeln gleichen. Berbern und gegen den Senegal hin mauriſche Stämme bewohnen die beſſern Theile der Wüſte, und treiben Handel mit Salz und Gummi.

Sarabanda, ein kleines, für den Tanz eingerichtetes Tonſtück von ungeradem ($\frac{3}{4}$ oder $\frac{3}{2}$) Tact, beſtehend aus zwei Theilen, deren jeder gemeiniglich acht Tacte hat, von langſamer, gravitätiſcher Bewegung. Er rührt aus Spanien her, wo er vormals mit Caſtagnetten getanzt wurde, mit viel Würde und Majeſtät verbunden war, aber heut zu Tage außer Gebrauch iſt.

Saracenen, Morgenländer, nannten ſich die Araber in Europa, da der Name Araber, Abendländer, den ſie in Aſien führen, in Europa nicht paßte.

Saragoſſa, von einer Colonie des Auguſtus Caesar Augusta oder Caesarea genannt, die Hauptſtadt vom Königreich Aragon, liegt in einer fruchtreichen Ebene, am rechten Ufer des Ebro, über den eine ſteinerne 600 F. lange Brücke führt; 56 Leguas von Madrid, 56¼ L. von Valencia, 18 L. von Tudela in Navarra. Vor 1808 hatte Saragoſſa 18 Kirchen, 40 Klöſter und 4700 Häuſer, mit 55,000 Einwohnern. Die Straßen ſind, mit Ausnahme des Coſſo und einiger andern, eng, winklicht und ſchlecht gepflaſtert, die Häuſer alt, aber ſtattlich gebaut. Unter den Kirchen iſt die Nueſtra Señora del Pilar, U. L. F. zum Pfeiler, in ganz Spanien berühmt. Man wallfahrtet zu dem wunderthätigen Bilde der h. Jungfrau, das auf einer Säule von feinem Jaspis ſteht. Die Stadt hat einige Fabriken in Leder, Wolle, Seide. Sie handelt mit Bayonne, Bilbao, Madrid und Barcelona. Unter den öffentlichen Anſtalten nennt man eine Univerſität, und die von der ökonomiſchen Geſellſchaft geſtiftete Ackerbau- und Handelsſchule. In der reich angebauten Gegend liegen einige Klöſter, und das alte königliche Schloß Aljuferia. Unterhalb der Stadt geht der aragoniſche Canal, das treffliche Werk des D. Ramon Pignatelli, in den Ebro. Er führt eine halbe Stunde von Saragoſſa vorbei, iſt 26½ Leguas lang, hat 3,250,000 Livres gekoſtet, und verbindet Navarra und Aragon mit dem Mittelmeer. Wäre er bis nach Biscaya verlängert, ſo würde er vom Mittelmeere bis in das Weltmeer eine gerade Waſſerſtraße bilden — Saragoſſa iſt aus der Geſchichte des ſpaniſchen Erbfolgekrieges bekannt, wo ſich dieſe Stadt im J. 1706 dem Erzherzog Carl unterwarf. Im J. 1707 wurde ſie von dem franzöſiſch-ſpaniſchen Heere Philipps V. erobert. Den 20. Auguſt 1710 erfocht der Erzherzog faſt vor den Thoren derſelben einen wichtigen Sieg über Philipps Heer. Größere Berühmtheit hat ſie durch den begeiſterten Muth erlangt, mit welchem ihre Einwohner unter Palafox (ſ. d. Art.) den erfahrenſten Feldherren Napoleons in zwei Belagerungen in den J. 1808 und 1809 den entſchloſſenſten Widerſtand leiſteten; ein Muth, der an die Zeiten der alten Numantia und Sagunts erinnert. — Als die Franzoſen im Mai 1808 Meiſter von Madrid waren, führte der Generallieutenant Guillermi in Saragoſſa den Oberbefehl. Das Volk hatte für ihn keine Achtung. Ein Tio Jorge und ein Tio Maria (Tio bedeutet Oheim, eine Bezeichnung älterer Perſonen, die nicht den Titel Señor haben) leiteten die untern Volksclaſſen. Unter ihrer Anführung entwaffnete ein Haufe Bauern den 22. Mai 1808 die Wache des Statthalters, und rief: „Es ſterbe Murat; es lebe Ferdinand! Gebt uns Waffen!" Guillermi wurde als Staatsgefangener in das Schloß Aljuferia gebracht, und Generallieutenant Mori zum Oberbefehlshaber ernannt. Hierauf bemächtigte ſich das Volk des Zeughauſes, Mori verſammelte eine Junta, das Volk aber erklärte ſich ſofort gegen die Franzoſen, und ſperrte die in Saragoſſa anweſenden in die Citadelle. Nun erſuchte Mori den General Palafox, nach Saragoſſa zu kommen. Kaum hatte er im Kriegsrathe ſeinen Sitz eingenommen, ſo zwang das Volk den Kriegsrath, ihn zum Generalcapitän zu ernennen, und ganz Aragonien erkannte ihn als Statthalter an. Palafox bildete ſogleich eine Landwehr unter dem Befehl von abgedankten Offizieren. Eine dieſer Scharen beſtand aus den Studenten der Univerſität. Unter ihnen diente der nachmals ſo berühmte General Mina, der Neffe. Mit unglaublicher Thätigkeit wurden Waffen geſchmiedet und Pulver be-

reitet. Spaniſche Regimenter in Pampeluna und Madrid löſ'ten ſich auf und eilen nach Saragoſſa; ſo auch die Lehrer der Kriegesſchule von Alcala. Jetzt rückte der franzöſiſche General Lefebre-Desnouettes gegen Saragoſſa vor. Er ſchlug die Truppen, die ihm Palafox entgegenſtellte, doch mußte die Vorhut ſeines Heers, welche den 16. Juni in die Stadt eingedrungen war, ſich wieder zurückziehn. Nun verſchanzten ſich die Einwohner, und binnen 24 Stunden war die bisher offene Stadt gegen einen Überfall geſichert. Noch wollte Palafox mit zuſammengerafften Mannſchaft das freie Feld behaupten; allein nach einem hartnäckigen Gefecht mußte er ſich in die Stadt werfen, und Saragoſſa ward eingeſchloſſen. Erſt nach mehrern Angriffen erſtürmten die Franzoſen, 400 Polen an der Spitze, zwei Klöſter und den Monte Torrero, die außerhalb der Stadt lagen. Zwei Befehlshaber, die hier der Übermacht weichen mußten, wurden nach gehaltenem Standrecht von den erbitterten Einwohnern erſchoſſen. Der Feind ſtürmte hierauf ohne Erfolg mehrere Thore. Tägliche Ausfälle und der kleine Krieg mit den Bauern ſtörten ſeine Belagerungsarbeiten; auch erhielt die Stadt (d. 2. Aug.) eine Verſtärkung von 2000 M. mit einigen Kanonen. Aber an demſelben Tage flog der Pulverſpeicher am Coſſo in die Luft, und d 3. Aug. nahm die Beſchießung des Platzes ihren Anfang. Schon d. 4. Aug. drangen die Polen, durch die Sturmlücken in das Kloſter S. Engracia ein, und der Häuſerkrieg begann mitten in der Stadt; zugleich Plünderung, Mord und Brand. Endlich behauptete ſich der Feind auf der einen Seite des Coſſo; auf der entgegengeſetzten fochten die Aragonier mit Erbitterung. Prieſter feuerten durch Gelübde und Beifall den Muth an zum Todeskampfe. Weiber pflegten die Verwundeten. Sie traten wohl auch in die Reihen der Streiter. Eine Frau, deren Mann, ein Artilleriſt, geblieben war, übernahm ſeine Stelle und ſeinen Dienſt. Man rief zur heiligen Jungfrau vom Pfeiler. Dieſem Heiligthum, das man ſchützen wollte, verdankte man die Rettung der Stadt. Der Feind konnte ſich vom 4. bis zum 14. Auguſt nur vier Häuſer bemächtigen. Ein einziges koſtete ihm ſechstägigen Kampf. Doch die Flucht Joſephs aus Madrid, der Rückzug des franzöſiſchen Heers auf Vittoria, und das Anrücken der Heerſchar von Valencia zum Entſatze der Stadt nöthigten den General Verdier, welcher an Lefebre's Stelle getreten war, die Belagerung in der Nacht vom 14. zum 15. Auguſt aufzuheben. Die Franzoſen warfen ihr ſchweres Geſchütz in den Canal und zogen eilig ab. Das Volk jauchzte freudetrunken: Es lebe U. L. Frau vom Pfeiler und der General Palafox! — Vier Monate ſpäter nahm die zweite, noch merkwürdigere, Belagerung Saragoſſa's ihren Anfang. Palafox regierte jetzt in Aragonien mit unumſchränkter Gewalt; aber das Volk riß ihn auch oft zu blutigen Maßregeln hin. Unter den Wüthenden befanden ſich drei Geiſtliche. Wenig Verdächtige entzog dem Todesurtheile das Gefängniß der Inquiſition. Während aber der Feind in Bayonne und Pampeluna neue Heermaſſen gegen Saragoſſa ausrüſtete, fing man hier erſt im September (1808) an, die Stadt zu befeſtigen. Die Zeit war zu kurz um neue Werke kunſtmäßig anzulegen. Man ſchuf Klöſter in Citadellen um, beſſerte die alte Mauer aus, legte Schulterwehre an, baute Schanzen, zog Umpfählungen und einen 15 Fuß tiefen und 21 F. breiten Graben um die Stadtmauer ꝛc. Zugleich verſah man viele Häuſer mit Schießſcharten und zog in den wichtigſten Straßen Zwerchwälle. Jede zuſammenhängende Häuſerreihe ward zu einer

Schanze. Zugleich rief Palafox alle junge Mannſchaft unter die Waffen, und ſandte 13 Bataillone zu den Heeren des Vaterlandes in Navarra und Catalonien. Die Kenner bewundern, wie eine ſo eilfertig und regellos befeſtigte Stadt (Ort und Zeit geſtatteten es nicht anders) dem eben ſo kunſtreich als tapfer geleiteten Angriffe der beſten franzöſiſchen Truppen, unter den Marſchällen Moncey und Mortier, unter dem Herzog d'Abrantes, endlich unter dem Marſchall Lannes, und ſo ausgezeichneten Ingenieuren, wie die Generale Lacoſte und Dedon, und der Obriſt Rogniat waren, ſechzig Tage lang nach Eröffnung der Laufgräben, bei unausgeſetzter 41tägiger Beſchießung widerſtehen konnte. Nur die begeiſterte Thätigkeit und Anſtrengung aller Claſſen von Einwohnern kann dies erklären. Jeder arbeitete; die Weiber verfertigten Uniformen, die Mönche Patronen*). In dem Platze befanden ſich überhaupt 160 Feuerſchlünde; bei einem ungeheuern Vorrathe von Salpeter bereitete man täglich das nöthige Pulver, damit kein Speicher wieder aufflöge. Lebensmittel waren für 15,000 M. auf ſechs Monate angeſchafft, ohne die Vorräthe der Einwohner und der Klöſter. Nur an Fleiſch war Mangel, und zuletzt an Gerſte für die Pferde. Denn es hatten ſich noch eine Menge Bauern in die volkreiche Stadt unter den Schutz der heil. Jungfrau geflüchtet. Überdies füllten ſich, nach der Niederlage der Spanier bei Tudela (den 23. Nov.), die Siechhäuſer der Stadt mit Verwundeten, und aus den zerſtreuten Soldaten bildete Palafox, nebſt der 15,000 M. ſtarken Beſatzung, ein Heer von beinahe 30,000 M., ohne 1500 M. Artillerie, 800 Sappeurs und die bewaffneten Bauern. Auch hatte man auf dem Ebro einige Kanonierſchaluppen bemannt. Den Oberbefehl führte der Generalcapitän Palafox; auf ihn hatten den meiſten Einfluß der P. Baſil, ſein Adjutant Butron, ſein Secretär Cannedo, der Pfarrer von S. Gil, der Tio Marin, der Limonadenwirth vom Coſſo, der P. de la Conſolacion und der Tio Jorge. Eine Schar Almogavares, oder Spione in Uniform, mußten Acht haben, ob jeder auf den angegriffenen Puncten ſeine Schuldigkeit that. Unterdeſſen ging das Belagerungszeug des Feindes von Tudela den Canal herab. Den 20. Dec. 1808 erſchien das Belagerungsheer, von Moncey und Mortier geführt, vor dem Platze; es war über 31,000 M. ſtark, ohne 6. Comp. Artillerie, 8 Comp. Sappeurs, 3 Comp. Mineurs und 40 Ingenieuroffiziere; doch wurde es um 9000 M. ſchwächer, als Moncey mit der Diviſion Suchet im Januar nach Calatayud marſchirte, wo er ſeit dem 22. Januar mit Erfolg die bewaffneten Scharen bekriegte, die Saragoſſa entſetzen wollten. Schon d. 21. Dec. beſchoſſen die Franzoſen den Monte Torrero, drangen ſtürmend ein, und zwangen die Beſatzung, mit Verluſt ſich in die Stadt zu werfen. Die Angriffe aber, welche General Gazan auf die Batterie beim Thurm del Arzobispo in der Vorſtadt unternahm, wurden abgeſchlagen. Der Feind entſchloß ſich daher zu einem regelmäßigen Angriff; und ſeine Arbeiten rückten auf drei Puncten der Stadt näher. Zwar gelang es den Belagerten, in einem Ausfalle einen Theil jener Werke zu zerſtören, allein der ungewöhnlich trockne

*) Unter den Vertheidigern von Saragoſſa zeichnete ſich beſonders der edle Calvo de Roſas aus, welcher ſeiner liberalen Grundſätze wegen auf des Königs Befehl gefoltert wurde, und bis 1820 in den Gefängniſſen der Inquiſition ſchmachtete.

Winter begünſtigte den Feind, während die milde Witterung in der Stadt Seuchen hervorbrachte. Daher fing ſchon d. 9. Jan. das Feuer aus acht Sturmbatterien gegen S. Joſeph, ein Werk, das außerhalb der Linien lag, und zugleich die Beſchießung des Platzes an. Jenes Kloſter ſtürzte bald zuſammen, ward aber erſt den 13. mit Sturm genommen. Hierauf wurde der Brückenkopf bei der Mündung der Huerba eingeſchoſſen, daher die Belagerten die Brücke ſprengten. Nun begann der Krieg gegen die Häuſer. Er dauerte 23 Tage. Die Einwohner drängten ſich in den Kellern in der Mitte der Stadt zuſammen, wo bald ein bösartiges Fieber entſtand, das auch die Beſatzung ergriff. Bis zum 21. Jan. war die Sturmzwinge des Feindes (3. Parallele) gegen das Kloſter S. Engracia vollendet; doch gelang es den Belagerten in einem Ausfalle, das Geſchütz derſelben zu vernageln. Allein bis zum 27. Januar hatten 50 Feuerſchlünde drei große Sturmlücken geöffnet, durch die der Feind ſtürmend eindrang; indeß konnte er ſich nur in den Wallöffnungen und einigen eingeſchoſſenen Häuſern behaupten. Die Aragonier thaten ihm auf allen Seiten Abbruch. Im Rücken ſammelten ſich bewaffnete Bauern, um ſeine Verbindung mit Pampeluna abzuſchneiden und die Zufuhr zu hindern. Daher war oft großer Mangel im Lager. Doch ſtieg auch in der Stadt die Noth immer höher. Eine Henne koſtete 5 Piaſter. An der Seuche ſtarben täglich 350 Perſonen; es fehlte an Decken und Heilmitteln, an geſunder Nahrung: ſo ging ſchnell die leichteſte Wunde in Brand über. Ja zuletzt fehlte der Boden, um die Todten zu begraben. Gleichwohl verwarf Palafox jede Auffoderung des Marſchalls Lannes, der am 22. Jan. den Oberbefehl des Belagerungsheeres übernommen hatte. Mit den Worten: Hasta la ultima tapia (bis zur letzten Lehmwand)! verließ Palafox den Kriegsrath. Wer ſich beklagte, war verdächtig, und die Strafe erfolgte ſofort auf die Anklage. Faſt jeden Morgen fand man Unglückliche auf dem Coſſo und dem Markte aufgehängt. Unterdeſſen dauerte der Häuſerkrieg Tag und Nacht fort. Man kämpfte um jede Scheidewand. Jede Treppe, jede Kammer, jedes Dach koſtete mehrere Menſchenleben. Zwei kleine Häuſer von einem Stockwerke wurden erſt nach zweitägigem Kampfe vom Feinde erobert. Man ſchlug ſich in den Höfen und in den Zimmern. Oft wenn man von den Kellern bis unter das Dach, und vom Dache bis in die Keller ſich vergeblich geſchlagen, ſprengte endlich der eine oder der andre Theil die Häuſer in die Luft, um ſich auf den Trümmern zu behaupten. Gewöhnlich hatte der Feind bei jedem Hauſe dreifachen Widerſtand zu brechen. Den erſten, um einzudringen, den zweiten von Stockwerk zu Stockwerk, vom Keller bis auf das Dach, den dritten, um das Haus zu ſprengen und die Trümmer zu beſetzen. In dem unterirdiſchen Kriege richteten jedoch die Franzoſen mehr aus, da es den Belagerten an geſchickten Minenarbeitern fehlte. Auch hier traten nicht ſelten Mönche in die Reihen der Kämpfenden, und Weiber an die Stelle ihrer getödteten Männer. Die Spanier zündeten, wenn aller Widerſtand vergeblich war, das Haus an; und deßhalb überzogen ſie die Wände mit Theer. So konnte der Feind erſt den 7. Febr. ſeinen Angriff gegen den Mittelpunct der Stadt richten. Der Kampf entbrannte jetzt heftiger als je, unter und über der Erde. Zwar behauptete ſich der Feind am 12. Febr. auf den Trümmern des Kloſters San Francisco, des Siechhauſes und der frommen Schulen, auf der einen Seite des Coſſo; allein zweimal vergeblich ſuchte er durch Stollenbau dieſe Straße zu durchbrechen. Die Belagerten führten mit Erfolg Gegenminen; in einem

dritten Stolln ſtießen beide Theile auf einander. Man ſchlug ſich in dem Stolln mit Säbel und Bajonnet, und der Feind mußte ſelbſt ſeinen Bau zerſtören. Endlich gelang es ihm bis zum 17., durch Minen einen Theil des Univerſitätsgebäudes zu ſtürzen. Aber auch hier noch, unter einſtürzenden Mauern und brennenden Balken, kämpften ſelbſt die Kranken mit Wuth gegen den anſtürmenden Feind. Fieberkranke übernahmen die Wachtpoſten, wo ſie ſaßen, bis der Anfall der Krankheit ſie ergriff. In einem Hauſe hatte der Feind das Erdgeſchoß erobert; die Spanier vertheidigten den erſten Stock; eine Mine warf die Wandmauer um, und der Fußboden ſtürzte mit zwölf Spaniern auf die Feinde herab. Beide Theile wurden unter den Trümmern begraben. Den 18. bemächtigte ſich der Feind der eingeſchloſſenen Vorſtadt auf dem linken Ufer des Ebro. Dreihundert Spanier ſchlugen ſich durch; dreitauſend wurden gefangen. Dies entſchied den Fall der Stadt. Denn nun war auch dieſe Seite des Platzes dem feindlichen Feuer blosgeſtellt. Die Franzoſen waren Meiſter von einem Drittheile der Ringmauer und von dem vierten Theile des Grund und Bodens, ungerechnet die Vorſtadt. Sie hatten dreizehn Kirchen oder Klöſter erobert; vierzig waren noch zu nehmen. Binnen 42 Tagen waren 16,000 Bomben in die Stadt gefallen. Schon trieb der Feind ſechs neue Stolln quer unter dem Coſſo durch. Die Belagerten hatten kaum noch 9000 M. dienſtfähige Leute; es gab keine Siechhäuſer, kein Heilmittel mehr für die Kranken. Palafox lag ſeit vier Wochen krank in einem kleinen Keller. Er wollte jetzt die Stadt übergeben, aber auf Bedingungen, welche der Feind verwarf. Darauf nöthigte ihn ſeine gänzliche Erſchöpfung, den Oberbefehl an den General St. Marc abzutreten. Noch immer waren ein großer Theil der Bürger und Soldaten nebſt dem Befehlshaber zum Widerſtande entſchloſſen. Allein die einflußreichſten Einwohner ſtimmten für eine Capitulation. Denn unterdeſſen hatte der Feind in jedem der 6 Stolln Minen angebracht, mit 3000 Pfund Pulver gefüllt. Mit einem Schlage ſollten ſie am folgenden Tage ſpringen, und die Häuſer auf der andern Seite des Coſſo zertrümmern. Alſo gingen Abgeordnete, unter ihnen der P. Baſil, in das feindliche Hauptquartier, und das Feuer hörte auf den 20. um 4 Uhr Abends. Lannes verlangte anfangs unbedingte Ergebung. Endlich kam man über einen Vertrag überein, dem jedoch Ferdinands VII. Name nicht vorgeſetzt werden durfte. Die Beſatzung zog den 21. Febr. mit Kriegsehren aus und wurde kriegsgefangen nach Frankreich geführt. Die Offiziere behielten ihre Degen, Pferde und Gepäck, die Soldaten ihre Torniſter. Auch ſollte es ihnen frei ſtehen, unmittelbar Dienſte beim König Joſeph zu nehmen. Die Bauern durften in ihre Heimath gehen. Dem Eigenthum und den Kirchen wurde Schutz zugeſagt. Dieſe Capitulation erſchien den 24. Februar in der Zeitung von Madrid und im Courier d'Eſpagne, einem franzöſiſchen Blatte. Allein Napoleon nahm davon keine Kunde. Er ließ erklären, die Stadt habe ſich auf Gnade und Ungnade ergeben. — Die Abgeordneten ſelbſt hatten es nicht gewagt, mit dieſer Capitulation in die Stadt zurückzukehren, wo ein wilder Haufe nichts von Übergabe hören wollte. Die Befehlshaber mußten daher noch in der Nacht Anſtalten treffen, um jeden Volksaufſtand zu verhindern. Den 21. Mittags zogen 12,000 Mann, bleich und entſtellt, zum Theil den Tod ſchon im Herzen tragend, zum Thore des Portillo hinaus, und ſtreckten das Gewehr, welches ſie kaum noch führen konnten. Nur wenige nahmen erſt zu Bayonne Dienſte beim König Joſeph.

Die Franzoſen, welche überhaupt 3000 M. während der Belagerung verloren hatten, fanden in der Stadt 96 Kanonen in gutem Zuſtand, auch Kugeln; überdies Korn, Wein und Öl. Aber 54,000 Menſchen, wovon der vierte Theil Soldaten, waren binnen 60 Tagen umgekommen, davon kaum 6000 durch das feindliche Feuer. Am Tage der Übergabe lagen 6000 Todte unbegraben vor den Kirchen und auf den Straßen, oder in den Schanzgräben. Wer jetzt aus der Stadt fliehen konnte, der entfloh. Eine Todtenſtille ſchwebte über den öden Trümmern. Von den zurückgebliebenen Einwohnern ſtarben in den erſten zehn Tagen über tauſend. Lannes, der, ſo wie nach ihm Suchet, die Stadt mit Milde behandelte, ließ nur die nöthigſten Truppen einrücken, um den Leichnam von Saragoſſa zu bewachen. — Für den Kriegskundigen hat die Vertheidigung dieſer Stadt der ſpaniſche Ingenieur, Obriſtlieut. *Caballero*, der im Platze ſelbſt ſich befand, beſchrieben; den kunſtvollen Belagerungskrieg der Franzoſen aber der General *Rogniat*, der an die Stelle des während der Belagerung getödteten Generals Lacoſte beim Genieweſen getreten war. K.

Sarcaſmen. Urſprünglich heißt Sarcaſm der hohnſprechende Jubel über den gefallenen Feind; im gewöhnlichen und allgemein angenommenen Sinne aber ſind *Sarcaſmen* beißende Spöttereien, bittere Anzüglichkeiten. *Sarcaſtiſch* heißen Bitterkeiten der Art, die gleichſam durch Mark und Bein dringen; und eine Perſon oder auch ihren Witz nennt man *ſarcaſtiſch*, wenn ſie gewohnt iſt, ſich ſolche Bitterkeiten gegen Andre zu erlauben.

Sardanapal, ein König von Aſſyrien, deſſen Name zur Bezeichnung weibiſcher *Weichlichkeit* und *Üppigkeit* ſprichwörtlich geworden. Er wird 900 J. v. Chr. Geb. geſetzt, und ſoll ein Fürſt von großer Macht und großem Reichthum geweſen ſein, der nach der Inſchrift auf ſeinem Grabmahle die Städte Tarſus und Anchiale in Einem Tage erbaute. In ſinnlichen Genuß verſunken, ſoll er in Weiberkleidern unter ſeinen Beiſchläferinnen ſeine Zeit unthätig verlebt haben. Dadurch erregte er das allgemeine Mißvergnügen ſeiner Unterthanen. Arbaces, ein mediſcher Satrap, und Beleſis, ein babyloniſcher Prieſter, brachten ein großes Heer zuſammen, um den Thron umzuſtürzen. Sardanapal, davon unterrichtet, zog mit den ihm treu Gebliebnen ihnen entgegen, und ſiegte in drei Schlachten. In dem Glauben, vollkommen ſicher zu ſein, überließ er ſich aufs neue dem Genuß, und bereitete ein großes Feſt für ſein ſiegreiches Heer. Aber Arbaces, von den Bactrianern verſtärkt, überfiel Nachts ſein Lager, richtete eine große Niederlage an, und verfolgte die Flüchtlinge bis vor die Thore von Niniveh. Hier vertheidigte ſich Sardanapal zwei Jahre lang, während alle Provinzen ſich wider ihn erhoben. Eine Überſchwemmung des Euphrat hatte einen Theil der Stadtmauer zerſtört, und dadurch die längere Behauptung von Niniveh unmöglich gemacht. In dieſer verzweifelten Lage zündete Sardanapal ſeinen Palaſt an, und verbrannte ſich ſelbſt mit allen ſeinen Weibern, Dienern und Schätzen. Er hatte zwanzig Jahre regiert.

Sardes, die alte Hauptſtadt des *lydiſchen* Reichs. Sie lag am Fluß *Paktolos*, unweit des Berges *Tmolos*. Unter den perſiſchen Königen war ſie eine prächtige und ſehr lebhafte Stadt; beſonders auch wegen der Handelsſtraße, die für die aus Aſien nach Europa gehenden Waaren durchging. Auch war ſie ein Hauptmarkt für den Sklavenhandel. Ein ſchreckliches Erdbeben verwüſtete ſie; aber der Kaiſer Tiberius ließ ſie wieder aufbauen. Gegenwärtig liegt an ihrer

Stelle ein ärmliches Dorf, in deſſen Umgebung noch jetzt anſehnliche Trümmer von der Größe und Pracht des alten Sardes zeugen.

Sardinien, eine Inſel im mittelländiſchen Meere, welche den Titel eines Königreichs führt, und zu Italien gerechnet wird. Ihre größte Länge von Norden nach Süden beträgt 36, und ihre größte Breite 18 Meilen, überhaupt hat ſie einen Flächenraum von 430 Quadratmeilen, wird gegen Morgen vom tyrrheniſchen, gegen Mittag vom afrikaniſchen, gegen Abend vom ſardiniſchen Meer, und gegen Mitternacht von dem Canal Bonifacii umgeben, und durch den letztern von Corſica getrennt. Der Boden iſt ſehr fruchtbar an Öl, Getreide, Wein, Feigen und andern vorzüglichen Baumfrüchten. Holz haben die Berge im Überfluß, aber wegen der ſchlechten unfahrbaren Straßen und Wege müſſen die Seeſtädte ihr meiſtes Holz von Corſica kaufen. Aus eben der Urſache hat Sardinien auch noch keine Poſten. Die Pferde, welche in einigen Gegenden wild herumlaufen, ſind, ſo wie das Hornvieh, klein, aber ſchnell und wohl gebaut. Der Fiſchfang iſt bedeutend, auch wird viel Salz und Käſe bereitet, und mit letzterm ein ſtarker Handel nach dem Auslande getrieben. Der Handel mit Getreide aber wird durch die zu großen Auflagen auf die Ausfuhr gehindert. Die Inſel zählt 520,000 Einwohner. Die Urſache dieſer geringen Bevölkerung liegt in den großen Beſitzungen und Vorrechten der Geiſtlichkeit und des Adels, denn keiner des letztern Standes kann z. B. bei einem Gerichtshofe belangt werden, ſondern ſieben Perſonen ſeines Standes müſſen den Streit entſcheiden. Die Sardinier ſind, gleich den Corſen, unverſöhnlich rachgierig, aber arbeitſam, aufgeweckt und erfinderiſch. In ſeinem Anzuge gleicht der gemeine Sarde einem Wilden. Er trägt Kleider von gegerbtem Leder; einige hüllen ſich in Schaffelle ein. Dies Königreich wird in zwei Haupttheile getheilt, Capo di Sotto (den untern Theil), und Capo di Sopra (den obern Theil). Die Hauptſtadt iſt Cagliari (ſ. d. Art.). Erſt 1154 erhob der Kaiſer Friedrich I. dieſe Inſel zu einem Königreiche, nachdem ſie vorher der Herrſchaft der Römer, Vandalen, Saracenen, Piſaner und Genueſer in verſchiedenen einander folgenden Zeiträumen unterworfen geweſen war, aus deren Zeiten noch wenig unterſuchte Denkmähler vorhanden ſind. Die Päpſte ſuchten ſich dieſes Königreichs zu bemeiſtern, und da ihnen dieſes fehlſchlug, verſchenkte Bonifacius VIII. Sardinien an das königlich aragoniſche Haus, welches nach mehreren Hinderniſſen 1324 zum ruhigen Beſitz kam. Auf dieſe Weiſe gehörte die Inſel bis 1708, da die Engländer ſie für das Haus Öſterreich eroberten, zu Spanien. Im utrechter Frieden (1713) wurde ſie auch förmlich dem Hauſe Öſterreich zugeſprochen, dem ſie aber 1717 von dem Könige Philipp V. von Spanien wieder entriſſen wurde. Endlich wurde Sardinien 1720 dem Herzoge von Savoyen als Erſatz für Sicilien eingeräumt, welcher ſie durch einen Vicekönig verwalten ließ, und außer der königlichen Würde wenig Vortheil davon hatte. Die Einwohner Sardiniens werden übrigens ſehr gelinde regiert, und bei ihren alten Rechten und Gebräuchen gelaſſen. An Fabriken und Manufacturen fehlt es faſt durchgehends, und die ganze Inſel hat kein einziges Schiff, um ihre Producte ſelbſt auszuführen. Selbſt die Thun- und Korallenfiſcherei wird von andern Nationen, als Engländern, Franzoſen, Genueſern, Sicilianern ꝛc. getrieben, und eine Abgabe für die Erlaubniß dazu, und zwar von dem Thunfiſchfang an einige ſardiniſche Familien, für die Korallenfiſcherei an den König bezahlt. Die königlichen Einkünfte waren ehedem ſo unbedeutend, daß damit nicht die öffentlichen Koſten, als die Beſoldun-

gen der Beamten und des wenigen, auf der Inſel befindlichen Militärs beſtritten werden konnten. Sie betrugen im Jahre 1811 nur circa 200,000 Thlr., wovon für die Erhaltung der königlichen Familie und des Hofſtaats nicht mehr als 40,000 Thlr. übrig blieben. Die Einwohner ſind katholiſch, und reden mehrere Mundarten, die zum Theil ein Gemiſch des Spaniſchen und Italieniſchen ſind. Doch ſprechen die Vornehmern ein reineres Italieniſch. Spanier, Neapolitaner und Sicilianer haben noch große Güter und Beſitzungen auf dieſer Inſel.

Sardiniſche Monarchie und das Haus Savoyen. Der Anfangspunct dieſer Monarchie iſt das Alpenland Savoyen. Dieſes Bruchſtück zertrümmerter Staaten (des alten Königreichs Burgund, der fränkiſchen Monarchie, des Königreichs Italien unter den Carolingern, und des Königreichs Arelat) gewann ſeine Selbſtſtändigkeit im Anfang des 11. Jahrh. durch den Grafen Berthold, einen Abkömmling der Grafen von St. Maurice im Walliſer Lande, den der letzte König von Arelat, Rudolph III., um das Jahr 1016 zum Grafen über Savoyen geſetzt hatte. Er iſt wahrſcheinlich der Stammvater der folgenden Grafen und nachherigen Herzoge von Savoyen. Sein Sohn, Graf Humbert I., erhielt vom Kaiſer Conrad II., 1032, als Arelat an Deutſchland gefallen war, die Herrſch. Chablais. Seitdem erwuchs das Land nach und nach zu einer Monarchie. Die Grafen von Savoyen erweiterten nämlich ihr Gebiet und ihre politiſchen Vorrechte, theils durch Vermählungen, z. B. mit der Erbgräfin von Suſa im J. 1050, welche einen Theil von Piemont (Suſa, Aoſta und Turin) dem Hauſe Savoyen zubrachte, theils durch ihr kluges Anſchließen, im Kampfe der Guelfen und Gibellinen, an ihren Oberlehnsherrn, den König der Deutſchen, wodurch ſie neue Titel (den reichsgräflichen 1111) und Fürſtenlehne, auch mit dem Reichsvicariate in der Lombardei eine gewiſſe Gewalt über die Reichsvaſallen unter der Geiſtlichkeit und dem Adel erwarben, theils durch Kauf- und Tauſchverträge; theils in der Folge durch eine nach Zeit und Umſtänden immer wechſelnde, oft nachtheilige, noch öfter gewinnreiche Politik, die zwiſchen den ſich bekriegenden Staaten, Frankreich, Öſterreich und Spanien hin und herſchwankte, bis England, ſeit 100 Jahren, durch Allianz- und Subſidien-Verträge den Alpenhüter Italiens, mittelſt Sardinien und Genua, unauflöslich an ſein politiſches Syſtem knüpfte. — In der Geſchichte des Staates ſelbſt ſind 2 Zeiträume zu trennen. I. Von der erſten Befeſtigung deſſelben im J. 1383 durch das Teſtament des Grafen Amadeus VI., welches die Untheilbarkeit der Länder und die Vererbung derſelben nach Erſtgeburtsrecht zu Grundgeſetzen erhob, — bis zur Erwerbung des Königthums und dem Eintrit der ſardiniſchen Monarchie in die europäiſche Staatenordnung nach dem utrechter Frieden im J. 1720. In dieſer Zeit erwarb das Haus Savoyen u. a. die Grafſch. Nizza 1388, und Graf Amadeus VIII. erhielt 1416 vom Kaiſer Siegmund den herzoglichen Titel; dagegen verlor es, unter Carl III. in den Kriegen zwiſchen dem Kaiſer Carl V. und dem Könige Franz I. von Frankreich, in der Mitte des 16. Jahrh. das Walliſer Land und Genf, welche ſich unter den Schutz der Schweiz begaben; ferner das Waadtland, welches von Bern in Beſitz genommen wurde. Carls III. Sohn, der von den Franzoſen aus ſeinen Staaten vertriebene Herzog Philibert Emanuel (ſt. 1580), zeichnete ſich als Philipps II. von Spanien

Feldherr, im Kriege gegen Frankreich ſo aus, daß er durch den Frieden zu Chateau Cambreſis 1559 Savoyen und Piemont wieder erhielt. Unterdeſſen hatte ſich der Proteſtantismus in ſeinen Staaten ausgebreitet. Auf Zureden des Papſtes wollte Herz. Philibert die Proteſtanten, unter denen ſich ſeit alten Zeiten viele Waldenſer (ſ. d. Art.) befanden, mit Gewalt bekehren; allein er wurde in den Gebirgen mehrmals von ihnen geſchlagen (in einer Schlacht verlor er 7000 Mann) und mußte ihnen endlich die freie Religionsübung einräumen. Übrigens ermunterte er den Gewerbfleiß ſeiner Unterthanen, die vorhin träge und unthätig waren; beſonders legte er durch Anpflanzung von Maulbeerbäumen den Grund zu dem jetzigen großen Seidenbau. Auch ließ er mehrere Feſtungen anlegen, und baute die Citadelle von Turin. Durch Tauſch brachte er 1476 das Fürſtenth. Oneglia und durch Kauf die Grafſch. Tende an ſein Haus. Im ſpaniſchen Erbfolgekriege vereinigte Herzog Victor Amadeus II. mit Piemont ein Stück von Mailand (Aleſſandria, Val di Seſia u. ſ. w.) als Reichslehn, und das Herzogth. Montferrat, das urſprünglich (im 12. Jahrh.) ein deutſches Markgrafthum geweſen war und ſchon 1631 durch Erbrecht an Piemont hätte fallen ſollen. Hierzu gab ihm noch der utrechter Friede 1713 Sicilien mit dem Königstitel; doch mußte er 1720 für Sicilien Sardinien annehmen. — Die II. Periode, von 1720 bis jetzt, begreift drei denkwürdige Zeitabſchnitte. 1. Die 43jährige Regierung des als Feldherrn und als Regenten gleich ausgezeichneten Königs Carl Emanuel III. (von 1730—1773), welcher 1735 im wiener Frieden, als Frankreich und Spaniens Bundesgenoſſe gegen Öſterreich, ein zweites Stück von Mailand (Tortona und Novara) als Reichslehn, dann im öſterreich. Erbfolgekriege, durch den Vertrag zu Worms 1743, noch ein drittes Stück von Mailand (Anghiera, Vigevanasco u. ſ. w.) ebenfalls als Reichslehn, erwarb. Im J. 1762 war er Friedensvermittler zwiſchen Frankreich und England. Durch die kluge Verwaltung des Innern gelangten ſeine Länder zu einem großen Wohlſtande, und das neue Geſetzbuch von 1770, das Corpus Carolinum, iſt noch jetzt ein Denkmahl ſeiner ruhmvollen Regierung. Auch in dem Zwiſte mit der römiſchen Curie wußte Carl Emanuel die Rechte der Staatsgewalt nach dem Concordate vom J. 1726, beſtätigt von Benedict XVI. im J. 1742, zu behaupten, indem er zu allen geiſtlichen Stellen ernannte, die Geiſtlichkeit beſteuerte und die päpſtlichen Bullen ſeiner königlichen Beſtätigung unterwarf. — 2) Die unglücklichen Regierungen des Sohnes Victor Amadeus III. (ſt. 1796) und des Enkels des Vorigen, Carl Emanuel IV. (dankte ab 1802). Jener wurde den 25. Juli 1792 in den Bund mit Öſterreich gegen Frankreich gezogen, und verlor dadurch im Sept. d. J. Savoyen und Nizza. Dieſer verband ſich zwar mit Frankreich den 5. April 1797 gegen Öſterreich, ward aber deſſen ungeachtet 1798 von dem franzöſ. Directorium, das die Stimmung des durch große Auflagen, Druck und Vorrechte des Feudaladels erbitterten Volks für ſich benutzte, mit Krieg überzogen, und gezwungen (9. Dec. 1798), dem Beſitz aller ſeiner Staaten auf dem feſten Lande zu entſagen, welche in mehrere Departements (Montblanc [Savoyen], Seealpen [Nizza], ſeit 1793; das Übrige begriffen die Departements Po, Doria, Seſia, Marengo und Stura) vertheilt, ſämmtlich Frankreich einverleibt wurden. Er behielt blos Sardinien, wohin er ſich mit ſeiner Familie begeben mußte. Den 4. Juni 1802 überließ er die Regierung ſeinem Bruder, dem jetzt regierenden König Victor Emanuel I., und lebte hierauf im Privat-

ſtande zu Rom (dem Aſyl entthronter Könige und unglücklicher Fürſtinnen), wo er 1817 ein Jeſuit geworden und 1819 geſtorben iſt. — Seit 1806 gehörte Piemont nebſt Genua zu dem kaiſ. franzöſiſchen Generalgouvernement jenſeit der Alpen, und ſtand zuletzt unter dem General-Gouverneur Fürſten Borghese (ſ. d. Art.), der zu Turin reſidirte. 3. Die Wiederherſtellung und Vergrößerung der ſardiniſchen Monarchie durch den wiener Congreß. Victor Emanuel I. regierte in Sardinien bis 1814, in welchem Jahre er den 20. Mai in ſeine Reſidenzſtadt Turin zurückkehrte, da ihm die Siege der Verbündeten und der pariſer Friede ſeine Staaten auf dem feſten Lande zurügegeben hatten. Nur halb Savoyen blieb noch bei Frankreich, wurde aber ebenfalls nebſt der Souveränetät über Monaco, durch den pariſer Vertrag vom 20. Nov. 1815, ihm zurückgegeben, wogegen er (den 23. Oct. 1816) die Diſtricte von Carouge und Chesne mit 12,700 Einw. an Genf abtrat. Außerdem fand es noch der wiener Congreß ſeinen Berechnungen der Machtverhältniſſe gemäß, den König von Sardinien als Herrn der italieniſchen Alpenpäſſe zu verſtärken. Eigentlich aber wollte England durch die Seeverbindung mit dem turiner Hofe den genueſiſchen Stapel für ſeinen Handel gewinnen. Darum wurde die alte Republik Genua nicht wieder hergeſtellt, ſondern als Herzogthum d. 14. Dec. 1814 mit der ſardiniſchen Monarchie vereinigt. — König Victor Emanuel hat die alte Verfaſſung, wo es nur möglich war, erneuert, die Jeſuiten aufgenommen, den heiligen Bund unterzeichnet und die ſtrengſte Cenſur eingeführt. Im J. 1818 erklärte er die unter der franzöſiſchen Regierung gemachten Verkäufe der Domänen für unwiderruflich, und wies den Ausgewanderten, welche dadurch ihre Güter verloren hatten, als Entſchädigung eine Rente von 400,000 Lire an. Als Englands Bundesgenoſſe erlangte er durch den brittiſchen Admiral, Lord Exmouth, einen dauerhaften und ehrenvollen Frieden mit den Barbaresken. (S. d. Art.) — Die ſardiniſche Monarchie bildet gegenwärtig ein Ganzes von 1277 Q. M. mit 3,974,976 Einwohnern. Sie beſteht I. aus den Staaten des feſten Landes, welche 1818 zum Behuf der innern Verwaltung in 8 Diſtricte getheilt wurden: Savoyen, Turin, Coni, Aleſſandria, Novara, Aoſta, Nizza und Genua. Dieſe begreifen: 1. das Herzogth. Savoyen; 2. das Herzogthum Piemont; 3. die Grafſch. Nizza mit dem Fürſtenth. Monaco; 4. die Herzogth. Montferrat und Mailand (ſardiniſchen Antheils); 5. das Herzogth. Genua; und enthalten zuſammen 847 Q. M. mit 3,454,000 Einw. in 2727 Gemeinden. — II. aus dem Königreich und der Inſel Sardinien (ſ. d. A.). — Die Einkünfte der Monarchie betragen 16 Mill. Gld. Die Kronſchulden ſchätzt man auf 20 Mill. Gulden. Die Landmacht, nebſt der Landwehr, iſt 70,000 M. ſtark; außerdem 40,000 M. Nationalmiliz auf der J. Sardinien. Die Seemacht beſteht nur in einer Fregatte von 36 Kanonen, 4 Galeeren und einigen kleineren Kriegsſchiffen. Doch werden in Genua neue ausgerüſtet. Der König vertheilt 3 Ritterorden: 1. O. der Verkündigung Mariens, dell' Annunziata; 2. O. das h. Moritz und Lazarus; 3. den Milit. Ord. von Savoyen, geſtiftet 1815. Außerdem giebt es noch ein Ehrenzeichen, das Kreuz der Treue. Die Macht des Königs iſt erblich und uneingeſchränkt. An der Spitze der Verwaltung ſtehen drei Staatsſecretäre. In Sardinien ſind Landſtände vorhanden; und in Genua iſt zur Einführung neuer Abgaben die Zuſtimmung der ſtändiſchen Collegien jedes Bezirks erfoderlich. Der zahlreiche Adel iſt nicht ſteuerfrei. Der Klerus (2 Erzbiſch. 28 Biſch. und gegen

500 Klöſter) iſt nicht ſehr reich. Die päpſtliche Macht iſt durch ein Concordat beſchränkt. Die höhere Bildung (auf 4 Univerſitäten, Turin, Genua, Cagliari, und Saſſari, in mehrern Seminarien, Geſellſchaften für Wiſſenſchaften und Künſte u. ſ. w.) iſt noch ſehr durch Lehr- und Preßzwang gehemmt. — Da das regierende königl. Haus Savoyen keine männlichen Erben hat, ſo wird die Linie Savoyen-Carignan folgen, deren Erbrecht auf die ſardiniſche Monarchie der wiener Congreß anerkannt hat. Sie ſtammt von Thomas Franz, dem jüngern Sohne des Herz. von Savoyen, Carl Emanuel I., (ſt. 1630) ab. Thomas Franz, Prinz von Carignan (ſt. 1656), hatte 2 Söhne. Von dem älteren ſtammt die noch blühende Linie Carignan ab. Der jüngere ſtiftete die Nebenlinie Savoyen-Soiſſons, welche d. 21. Apr. 1736 mit dem großen Eugen von Savoyen (ſ. d. A.) ausſtarb. — Der jetzige Herz. von Savoyen-Carignan, Carl Emanuel Albert, geb. 1798, vermählte ſich den 30. Sept. 1817 mit Maria Thereſia, der Tochter des Großherzogs Ferdinand von Toscana. Er beſitzt bedeutende Güter in Frankreich und Sardinien. K.

Sardonyx, ſ. Achat.

Sarkophag (wörtlich Fleiſchfreſſer), hieß bei den Alten urſprünglich ein Sarg aus dem leichten, ſchwammigen Stein, der bei der Stadt Aſſus in Myſien gegraben wurde, und der nach Plinius die Eigenſchaft haben ſollte, daß er den Leichnam, mit Ausnahme der Zähne, in vierzig Tagen verzehrte. Nachher wurde der Name von jedem kunſtmäßig geformten Sarge oder ſargförmigen Grabmahle gebraucht.

Sarmaten, Sauromaten, hießen bei den Alten die ſlaviſchen und andern Nationen, welche die Nordländer Europa's und Aſiens bewohnten. Das europäiſche Sarmatien begriff (nach Gatterer, der es jedoch zu weit ausdehnte) Polen von der Weichſel an, Preußen, Curland, Liefland, Rußland und die europäiſche Tatarei mit der Krimm, das aſiatiſche aber das aſiatiſche Rußland, Sibirien und die Mongolei. Die Sarmaten lebten nomadiſch. Sie ſollen Abkömmlinge der Meder ſein, und wohnten urſprünglich in Aſien zwiſchen Don, Wolga und Kaukaſus. Sie erſcheinen als Bundsgenoſſen des Königs Mithridates VI. von Pontus, waren ſchon damals dieſſeits des Dons anſäſſig und nachher zwiſchen dem Don und der Donau ausgebreitet. Sie waren einige Zeit nun den aſiatiſchen Königen furchtbar. Unter ihnen waren merkwürdig die Jazyger und Roxolanen. Mit den Römern führten ſie lange und blutige, meiſt unglückliche Kriege. Im J. 407 nach Chr. zog ein Theil von ihnen mit den Barbaren nach Gallien; die zurückgebliebenen bezwang Attila. Nach dem Tode deſſelben unterwarfen ſie ſich dem Kaiſer Marcianus, der ihnen Wohnplätze an der Donau anwies. Hier vermiſchten ſie ſich ſpäter mit den Gothen zu Einem Volke.

Sarpedon, ein Sohn des Jupiter und der Europa; 2. deſſen Sohn oder Enkel, König von Lycien, und Bundesgenoß des Priamus im trojaniſchen Kriege, wo er nach mehrern tapfern Thaten, von Patroklus getödtet, fällt.

Sarpi (Paolo), eigentlich Pietro mit Vornamen, aber als Ordensbruder wurde er Fra Paolo genannt. Er war zu Venedig den 15. Auguſt 1552 geboren, erwarb ſich früh, mit ſeltenen Talenten ausgerüſtet, bewundernswürdige Kenntniſſe, und trat in ſeinem vierzehnten Jahr in den Orden der Serviten. Er kam in das Collegium zu Padua, wurde Doctor der Theologie, und in ſeinem 26. Jahre

Provinzial ſeines Ordens, ferner Generalprocurator, und erwarb ſich zu Rom, wo er ſich aufhalten mußte, allgemeine Hochachtung. Aus Neid wurde er bei der Inquiſition wegen geheimer Verbindungen mit Ketzern und Juden fälſchlich angeklagt, und dadurch an ſeiner weitern Beförderung gehindert, bis ihn die Republik Venedig in dem großen Streite mit Papſt Paul V. zu ihrem Theologen nnd Conſulenten erwählte. Er begab ſich nun wieder nach Venedig, und vertheidigte ſein Vaterland mit eben ſo viel Klugheit, als patriotiſchem Eifer gegen die Angriffe des Papſtes. Dieſem Eifer verdankte er es aber, daß er (5. October 1607) von fünf Banditen angegriffen, und mit funfzehn Stichen verwundet wurde, ſo daß er auf der Stelle liegen blieb. Man wußte nicht, von wem die Mörder gedungen waren. Sarpi meinte, daß dieſes Styl des römiſchen Hofes ſei (in stylo romanae curiae). Ein zu dieſem Anfall gebrauchtes Mordinſtrument wurde in der Kirche der Serviten zu den Füßen eines Chriſtusbildes aufgehängt mit der Inſchrift: Deo filio liberatori. Noch einmal verſuchten es Mönche, ihn Nachts in ſeinem Schlafzimmer, wozu ſie ſich Nachſchlüſſel verſchafft hatten, umzubringen; doch wurde dies Vorhaben zufällig entdeckt, und durch die Briefſchaften, deren man ſich bemächtigte, außer Zweifel geſetzt. Noch mehrmals machte man Angriffe auf ſein Leben, aber der Cardinal Bellarmino, welcher ihn, ungeachtet verſchiedener Anſichten, hochachtete, warnte ihn, auf ſeiner Hut zu ſein. Um ſich gegen fernere Angriffe zu ſichern, hielt er ſich von jetzt an eingezogen in ſeinem Kloſter, und ſtarb den 14. Januar 1623. Er war einer der edelſten und wahrheitliebendſten Männer ſeiner Zeit und Kirche, und einer der würdigſten hiſtoriſchen Schriftſteller Italiens. Vor ihm hatte Niemand und nach ihm haben wenige Theologen ſeiner Partei Papſtthum und katholiſche Kirche genauer unterſcheiden gelehrt, wider die Einmiſchung der geiſtlichen Gewalt in Welthändel, wider die Unfehlbarkeit der Päpſte, wider blinden Glauben und Jeſuitismus freimüthiger geeifert, genauer die Beſtimmung und die Mißbräuche der Kircheneinkünfte (Trattato delle materie beneficiate; auch deutſch, Nürnberg 1786, 8.), oder die Rechte des Staats in Rückſicht der geiſtlichen Gewalt beſſer entwickelt, als er. Er war Feind aller Sectirerei, und fällte die günſtigſten Urtheile über Luthern und die deutſche Kirchenverbeſſerung. Sein Hauptwerk iſt die Geſchichte der tridentiniſchen Kirchenverſammlung (Istoria del Concilio Tridentino), welches Werk zuerſt zu London 1619 unter dem erdichteten Namen: Pietro Soave Polano, herauskam, nachher in vielen Auflagen erſchien, und auch ins Deutſche von Rambach überſetzt iſt. Unter ſeinen übrigen Werken ſind ſeine Briefe vorzüglich lehrreich und intereſſant. Sarpi beſaß auch in der Naturkunde, Mathematik und Optik große Kenntniſſe. Die erſte vollſtändige Ausgabe ſeiner Schriften erſchien 1677 zu Venedig in ſechs Duodezbänden.

Sarter (Zerter) heißt beim Schiffbau das Modell eines Schiffes, der ſchriftliche Entwurf dazu, die Bauart, das Verhältniß aller Theile gegen einander. Jede Nation hat ihre beſondern Sarter, und ein erfahrner Seemann muß jedes Schiff ſchon an ſeinem Sarter erkennen, welche Flagge es auch führen ſollte.

Sarti (Giuſeppe), ein berühmter italieniſcher Tonſetzer, war zu Faenza im J. 1729 geboren. Im J. 1756 wurde er Hofcapellmeiſter zu Kopenhagen und zugleich Muſik- und Geſangmeiſter der jungen Fürſten. Er componirte hier einige Opern, fand jedoch damit

nicht ſonderlichen Beifall. Im J. 1768 verließ er Dänemark und ging nach England. Einige Zeit darauf wurde er Capellmeiſter des Conservatorio della Pietà zu Venedig. Von dieſem Zeitpuncte fängt ſein großer Ruf in Italien an. Man pries ſeine Compoſitionen als himmliſche Muſik. Alle Theater bemühten ſich um ſeine Stücke und gaben ihm Aufträge. Im J. 1782 wurde er zum Capellmeiſter an dem Dom zu Mailand ernannt, ob er gleich andre große Muſiker zu Mitbewerbern hatte. Unter ſeinen Opern hat Giulio Sabino das größte Aufſehen gemacht, welche er im J. 1781 für das Theater von Venedig componirt hatte, und welche 1784 zu Wien gedruckt wurde. Aber eben dieſe Oper bewies den wahren Kennern, daß Sarti bei einer ſchwachen und mangelhaften Harmonie die einzige Kunſt beſitze, dem Sänger eine leichte und anmuthige Melodie zu liefern. Sarti's Ruf verbreitete ſich indeß bis in den Norden. Die ruſſiſche Kaiſerin berief ihn nach Petersburg, um hier auf drei Jahre der Capelle vorzuſtehen. Er kam im Monat Mai 1785 dort an und debutirte mit einer Charfreitagsmuſik und einigen Pſalmen. Dieſe Muſik wurde von ſechsundſechzig Sängern und hundert ruſſiſchen Hörnern, außer den gewöhnlichen Saiten- und Blasinſtrumenten, ausgeführt. Da er deſſen ungeachtet die Muſik noch nicht rauſchend genug gefunden, fügte er bei einem Te Deum, das er bei der Einnahme von Oczakow aufführen ließ, noch Kanonenſchüſſe hinzu. Dieſe Kanonen, von verſchiednem Caliber, in dem Schloßhofe aufgefahren, machten, indem ſie zu manchen Stellen den Baß ſpielten, eine gar ſeltſame Wirkung. Nach der Aufführung ſeiner Armide im J. 1786 beſchenkte ihn die Kaiſerin mit einer goldnen Doſe und einem Demantring. Bei mehreren gegen ihn angeſponnenen Cabalen von Potemkin in Schutz genommen, errichtete er auf einem ihm geſchenkten Dorfe eine Singſchule, wurde aber im J. 1793 in Petersburg wieder als Hofcapellmeiſter angeſtellt. Die Kaiſerin ernannte ihn zum Director des Conſervatoriums von Catharinoslow mit einem Gehalt von 35,000 Rubeln und freier Wohnung, bewilligte ihm 15,000 Rubel für die Reiſekoſten, und erhob ihn in den ruſſiſchen Adel vom erſten Rang. Auf einer Reiſe in ſein Vaterland 1802 ſtarb er unterwegs zu Berlin, im 74. Jahre. Die Hochachtung, die er als Componiſt im Auslande wie auch in ſeinem Vaterlande genoſſen hat und genießt, ſcheint ihm in minderem Grade in Deutſchland zu Theil geworden zu ſein, wo von ſeinen Opern nur einige komiſche ſich auf der Bühne erhalten haben, z. B. Fra i due litiganti il terzo gode (unter zwei Streitenden ſiegt der Dritte).

Satelliten, ſo viel als Trabanten. Spricht man indeß von den Satelliten eines Fürſten oder ſonſt einer Perſon, ſo hat dieſes Wort zugleich einen ſchlechten Nebenbegriff, der bei Trabanten nicht Statt findet. In der Aſtronomie hingegen iſt es völlig gleichbedeutend mit Trabanten zur Bezeichnung der Monde oder Nebenplaneten.

Satire, im weitern Sinne jeder witzige Spott über fremde Fehler oder Blößen (daher auch ein ſatiriſcher Menſch, eine ſatiriſche Laune); hierher gehören auch ſatiriſche Bilder, z. B. von Hogarth, Gilrey ꝛc.; im engern und eigentlichen Sinne ein Gedicht, das in einem launigen oder bittern Tone die Fehler und Thorheiten der Menſchen von ihrer lächerlichen Seite darſtellt, oder mit der Geißel des Spottes verfolgt. Dieſe Dichtungsart hatte ihren Urſprung bei den Römern; der Name Satire iſt von dem lateini-

ſchen Worte satur (keineswegs von Satyr) abzuleiten, und bezieht ſich zunächſt auf die Miſchung der Gegenſtände und Versmaße, die in den frühern Werken dieſer Gattung Statt fand. Die Satire gehört zu dem Lehrgedicht, es gilt mithin von ihr, was von dem Lehrgedicht im Allgemeinen geſagt worden iſt. Gewöhnlich unterſcheidet man eine ernſthafte und muntre Gattung der Satire. Jene greift große Vergehungen und wirkliche Laſter an, zeigt ſie in ihrer verderblichen und haſſenswerthen Geſtalt, und beſtraft ſie mit Ernſt und Nachdruck. Dieſe hingegen ſchildert kleinere Vergehungen und Thorheiten, die mehr das äußere Betragen als den innern Charakter, mehr den äußern Wohlſtand als die Sittlichkeit entſtellen, und belacht ſie mit Witz und Laune. Vornehmlich ſind diejenigen Laſter und Thorheiten ein Gegenſtand der Satire, die in der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, oder in irgend einem Staate, einem Stande und Zeitalter, herrſchend geworden ſind. Denn eigentlich ſoll die Beſtrafung des ſatiriſchen Dichters mehr wider die Sache als wider die Perſon gerichtet ſein; die von ihm geſchilderten Perſonen müſſen Repräſentanten ihrer Gattung ſein. Die Züge, welche der Dichter an einzelnen Individuen wahrgenommen hat, muß er in ihnen ſchicklich zu einem Ganzen vereinigen. Daraus ergiebt ſich als vornehmſte Eigenſchaft, die dem ſatiriſchen Dichter nöthig iſt, Scharfſichtigkeit in der Bemerkung menſchlicher Laſter und Thorheiten, mithin genaue Kenntniß des Menſchen und der Sitten; nächſtdem lebhaftes Gefühl deſſen, was er ſchildert, beſtraft und belacht, um es in ſeiner ganzen Verwerflichkeit oder Unſchicklichkeit einzuſehen und darzuſtellen; eigenthümliche ſatiriſche Laune, wozu die Grundlage ſelbſt in jenem höhern Grade des Scharfſinns und lebhaftern Gefühls zu ſuchen, und mit treffendem Witz der Gedanken und des Ausdrucks zu verbinden iſt. In Form und Einkleidung erlaubt das Satiriſche in der Poeſie große Mannichfaltigkeit. Es läßt ſich in Briefen, Erzählungen, Geſprächen, Schauſpielen (wie bei Ariſtophanes), Liedern, Epodien u. ſ. w. als Hauptcharakter und herrſchender Ton, oder als einzelner Antheil und eingeſtreute Würze anbringen. Die gewöhnlichſte Form der poetiſchen Satire aber iſt die didaktiſche; nur dadurch möchte ſie ſich von dem eigentlichen Lehrgedichte unterſcheiden, daß die Lehren mehr Reſultate als Zwecke der Darſtellung ſind. Zur Versart der Satire wählten die Alten den Jambus oder den Hexameter, die Neuern im Allgemeinen den Jambus, und zwar bald den Alexandriner, bald den fünffüßigen Jambus, und letztern entweder reimlos, oder in irgend einer gereimten Form. Die eigentliche didaktiſche Satire entſtand erſt bei den Römern, und ihr Urheber war Lucil; mehr Ausbildung gab nachher Horaz der muntern, Juvenal und Perſius der ernſthaften Gattung. (Über die römiſche Satire haben Vulpius, König und Caſaubonus geſchrieben. Ein vortrefflicher Aufſatz über dieſelbe von W. Wachsmuth findet ſich in deſſen Athenäum, 1. Bd. 2. Hft.) Von den Neuern nennen wir bei den Italienern Arioſt, Alamanni, Salvator Roſa, Menzini, Dotti, Caſpar Gozzi, Alfieri; bei den Franzoſen Regnier, Boileau und Voltaire; bei den Engländern Donne, Rocheſter, Pope, Swift, Young, Churchill, Johnſon und Peter Pindar (Wolcott); bei den Polen Kraſiczki; und bei den Deutſchen Maurer, Ulr. Hutten, Fiſchart, Brand, Rollenhagen, Reuchel, Canitz, Liſkov, Haller, Hagedorn, Rabener, Sturz, Stol-

berg, Käſtner, Lichtenberg, Falk, Tieck, Wetzel, Weiſſer, Haug ꝛc. Die Griechen hatten die eigentliche Satire nicht; das Gedicht des Archilochus ſo wie des Simonides war mehr ein Schmähgedicht, und die Sillen hatten zwar wahrſcheinlich eine didaktiſche Form, gehörten aber mehr zu den Parodien. — Ganz verſchieden von der Satire aber war das Drama ſatyricum der Griechen, eine Miſchung tragiſcher, wenigſtens heroiſcher Handlung mit dem Komiſchen. Dieſe Dramen dienten zu Nach- und Zwiſchenſpielen, und hatten einen niedrig-komiſchen burlesken Charakter. Wir beſitzen von ihnen noch den einzigen Cyklops des Euripides. (Vergl. Eichstaedt de dramate Graecorum comico-satyrico etc.)

Satrapen hießen die Statthalter der einzelnen Provinzen des perſiſchen Reichs und die Statthalterſchaften Satrapien.

Sattelhöfe nennt man gewiſſe Arten von Landgütern, welche zwar nicht die Vorrechte der Rittergüter genießen, aber doch viele Freiheiten und Vorzüge vor den gewöhnlichen Bauerngütern haben. Sie kommen beſonders in Ober- und Niederſachſen vor, und ſind theils ſolche, die urſprünglich die Rechte adeliger Rittergüter beſaßen, nachher aber an nichtadelige Beſitzer kamen und blos einige jener Rechte beibehielten, theils ſolche, die zwar Steuern geben, aber doch von Frohnen und Zinſen befreit ſind, theils kleinere adelige Güter, die keinen Antheil an den Verſammlungen der Landſtände gewähren, oder blos aus einzelnen Grundſtücken ohne ein dazu gehöriges Dorf beſtehen. Einige dieſer Güter ſind auch von Steuern frei, und viele können auch von Bauern beſeſſen werden; jedoch gehen ſie nie bei höhern Lehnhöfen, ſondern bei den Ämtern oder andern niedern Gerichten zu Lehn. Man nennt ſie auch ſattelfreie Güter; und ihr Name kommt nach der wahrſcheinlichſten Meinung von dem Lateiniſchen Sedes (Sitz oder Wohnſitz eines Adeligen) her, woraus Sedelhof, Sadelhof und zuletzt Sattelhof gemacht worden iſt.

Sättigung iſt derjenige Zuſtand, in welchem durch die Aufnahme der Speiſe das Verlangen des Magens darnach befriedigt iſt. Chemiſch aber tritt Sättigung zwiſchen zwei Körpern, die gegenſeitig auf einander wirken, dann ein, wann ſie ſich gegenſeitig ſo verändert und vereinigt haben, daß alle Wirkung aufhört. Salz wird vom Waſſer aufgelöſ't, doch hat dieſe Auflöſung ihre Grenze; dieſe Grenze, wo das Waſſer nicht mehr wirkt, beſtimmt die Sättigung. Jetzt iſt ein Product mit neuen Eigenſchaften entſtanden, das Waſſer iſt ſpecifiſch ſchwerer geworden, hat einen andern Geſchmack angenommen; das Salz dagegen hat durch die Vereinigung ſeine feſte Form verloren. Mehrere elektriſch heterogene Körper zeigen ſehr ſtarke gegenſeitige Wirkung und zugleich ihren Sättigungspunct weit beſtimmter als andre. Sie bilden im Zuſtande der vollkommenen Sättigung beſondre Körper, die ihre beiderſeitigen vorigen Eigenſchaften ganz verloren und neue angenommen haben. So giebt eine Säure mit einem Alkali geſättigt ein Salz, welches weder ſaure Eigenſchaften noch alkaliſche mehr zeigt, ſondern neue, d. i. neutrale angenommen hat. In ſo fern iſt Neutralität mit Sättigung identiſch.

Saturnus, urſprünglich eine altitaliſche Gottheit des Anbaues, welche ſpäterhin zum griechiſchen Kronos umgedeutet wurde, deſſen Sagen folglich hier anzuführen ſind. Uranus und Gäa hatten die ſechs Titaniden erzeugt. Der jüngſte dieſer Titanen war Kronos (die

Zeit), welcher, als Uranus ſeine Kinder einkerkerte, von der zürnenden Mutter zur Rache deßhalb aufgefodert, mit ſcharfer Hippe die Scham des Vaters hinwegmähte; worauf derſelbe der Herrſchaft entſetzt wurde, die Titanen ihre eingekerkerten Brüder befreiten, und die Herrſchaft in des Kronos Hände kam. Dieſer vermählte ſich mit Rhea, die ihm mehrere Söhne und Töchter gebar. Aber da er wohl wußte, daß auch ihm Entthronung von einem Sohne bevorſtehe, verſchlang er die ihm gebornen Kinder. Nur Zeus wurde gerettet, indem Rhea ſich auf Kreta verbarg, wo Gäa ihn aufzuziehen verhieß. Dem Kronos reichte Rhea einen Stein in Windeln dar, den er ſtatt des neugebornen Knaben verſchlang. Auf ein von der Gäa und Metis ihm beigebrachtes Brechmittel aber gab er ſowohl dieſen Stein als alle verſchluckten Kinder wieder von ſich, mit deren Beiſtande nun Zeus den Kronos und die Titanen bekriegte, und nach zehnjährigem Kampfe entthronte. Kronos wurde ſammt den Titanen in den Tartarus eingekerkert, aus dem ſpätere Dichter ihnen Erlöſung gaben; Zeus aber erkannte nach Pindar den Kronos als Beherrſcher des ſeligen Eilandes im weſtlichen Ocean an. Das unbekannte Heſperien galt für das Land, wo Uranus und die folgengen Titanen geherrſcht haben. Als man ſpäter dies Land näher kennen lernte, ward Kronos und das goldne Zeitalter unter ihm nach Italien verſetzt. Kronos mit Saturnus vermiſchend, dichtete man, Saturn habe, des Reiches entſetzt und vor ſeinem Sohne fliehend Italien zu ſeinem Zufluchtsorte gewählt, und ſich in Latium (von latere) verborgen. Hier theilte der uralte König Janus die Oberherrſchaft mit ihm, und Saturn erbaute auf dem capitoliniſchen, ehemals ſaturniſchen Berge die Stadt Saturnia. Auf dem Forum in Rom ſtand ſein Tempel, in welchem man den öffentlichen Schatz verwahrte. Die ſaturniſche Zeit iſt als das goldne Alter unvergeßlich geblieben, und von den Dichtern wetteifernd geprieſen worden. Friedlich rollten die Jahre dahin, und jeder Augenblick bot eine Fülle heiteren ungetrübten Lebensgenuſſes und reiner unverbitterter Freuden dar. Er wird auch zum Vater des Centauren Chiron gemacht.

Saturnalien, ein Feſt bei den Römern zum Andenken an die glückliche Zeit unter Saturns Weltherrſchaft, wo unter dem Menſchengeſchlecht Gleichheit und Freiheit beſtanden, Treue, Vertrauen und Liebe Alle verbrüderte, und Unterdrückung und Empörung fremd waren. Sie dauerten anfangs nur einen, dann 3, dann 5 und unter den Cäſaren 7 Tage, vom 17. bis 23. December. Das Feſt begann, ſobald die wollene Binde, die das ganze Jahr hindurch die Füße von Saturns Bildſäule umſchlang, abgenommen war. Es hub damit an, daß im Tempel des Saturn eine Menge Wachskerzen angezündet wurden, zum Zeichen, daß nicht mehr Menſchen geopfert werden ſollten. Die Sklaven waren jetzt frei, trugen zum Zeichen der Freiheit den Hut, und gingen im purpurbeſetzten Rock und der weißen Toga. Herren und Sklaven tauſchten ihre Rollen, und während die Knechte zu Tiſche ſaßen und ſchmauſ'ten, wurden ſie von dem Herrn und ſeinen Gäſten bedient, die ſich, wenn ſie es nicht recht machten, allerlei lächerlichen Strafen unterwerfen mußten. Überall herrſchten Scherz und Freiheit und die Geſchäfte feierten. In den letztern Tagen, die in ſpäterer Zeit hinzukamen, ſandte man einander Geſchenke, namentlich kleine Götterbilder, Sigilla, von denen dieſe Tage auch Sigillarien hießen, und begrüßte ſich mit dem

Zuruf: Io Sarturnalia! Bona Sarturnalia! Einige Gefangne wurden in Freiheit geſetzt, die ihre Feſſeln dem Saturn weihten.

Satyr. Unter dem Namen der Satyrn (σάτυροι, τίτυροι), wie unter dem Namen der **Silenen**, **Faunen** und **Panen**, ſtellt die griechiſche Mythologie eine Art von Weſen auf, die ſich mehr oder weniger der thieriſchen Natur, beſonders der Ziegengeſtalt nähern. Sie waren urſprünglich peloponneſiſche Waldgötter. Ihre weitere Ausbildung verdanken ſie dem attiſchen Drama, beſonders dem ſatiriſchen, Der frühere Grieche dachte ſie ſpitzohrig, glatzig, mit kleinen Hervorragungen hinter den Ohren, die ſpätern Künſtler näherten ſie durch Hörner und Bocksfüße den Panen. (S. Voß mythol. Briefe II., 30.) In den Abbildungen ſieht man daher bei Einigen mehr Thieriſches: Geisfüße, Schwanz, geſpitzte Ohren und Hörner; Andre behalten die menſchliche Geſtalt und verrathen das Thieriſche blos durch die Geisohren und den Schwanz, wozu noch kleine keimende Hörner kommen. Auch drückt ſich das Thieriſche aus im ganzen Geſicht, in den Augenknochen, dem Barthaar, den hängenden Wammen unter den Ohren am Halſe. Ein andermal geht das Thieriſche in eine blos bäuriſche, rohe und plumpe Menſchengeſtalt über, woraus aber die Künſtler doch ein angenehmes und gefälliges Ideal der ländlichen Natur zu ſchaffen wußten. Gewöhnlich ſetzt man den Unterſchied zwiſchen Faunen und Satyrn ſo feſt, daß jene blos mit ſpitzen Ohren und kleinen Schwänzen, dieſe hingegen mit Geisfüßen erſcheinen; Silenen aber ſeien alte Faunen. Dies iſt aber grundlos, vielmehr waren die Satyrn der Griechen den Faunen der Römer gleich. Das ganze Geſchlecht der Satyrn, Silenen, Faunen und Pane bezeichnet überhaupt bei den Alten Gottheiten des Waldes und des Landlebens, erwachſen aus verſchiednen Ideen. Dem Bacchus ſind die Satyrn und Silenen ſtets als Gefolge beigeſellt, in welcher Bedeutung, iſt nicht mehr zu beſtimmen, wie denn der Urſprung der Vorſtellung von ihnen ſich in ziemlich frühe Zeiten verliert. Vielleicht entſtand ſie aus der Bekleidung der Menſchen mit Thierfellen; vielleicht ſollte das Bild nur ſymboliſch ſein, und die rohe, wilde, uncultivirte Menſchennatur vorſtellen. Als Ältern der Satyrn werden Merkur und die Nymphe Iphtime, von Andern Bacchus und die Najade Nicäa genannt. Sie waren wollüſtig und liebten die Muſik. Bei den Bacchusfeſten erſchienen ſie immer muſicirend und tanzend.

Satz (dreiſtimmiger), ſ. **Dreiſtimmig**.

Sau oder **Save**, ein großer Fluß, der in Oberkrain aus einer doppelten Quelle entſpringt, zwiſchen Slavonien, Croatien und Bosnien fortfließt, und ſich bei Belgrad mit der Donau vereinigt. Er iſt ſchiffbar, hat aber mehrere Waſſerfälle. Dieſer Fluß wirft oft Aſche und nach Schwefel riechende Steine aus.

Sauerbrunnen oder **Säuerlinge** heißen diejenigen Mineralwaſſer, die neben andern ſalzigen Beſtandtheilen das kohlenſaure Gas (fixe Luft, Luftſäure) zum vorherrſchenden Beſtandtheile haben. Sie zeigen einen kühlenden prickelnden Geſchmack, perlen beim Eingießen, und ſchäumen gleich dem Champagner-Weine, wenn man ihnen Zucker und Wein zuſetzt, weil dadurch das in ihnen enthaltene Gas entweicht. Die bekannteſten deutſchen Brunnen dieſer Art finden ſich zu **Selters** und **Faching** im Naſſauiſchen, zu **Bilin** und **Eger** in Böhmen, und zu **Geilnau** in der Grafſchaft Holzapfel. F.

Sauerkleeſalz (Sal acetosellae, sal oxalis), iſt ein weißes, kryſtalliniſches Salz vegetabiliſchen Urſprunges (fälſchlich Bitterkleeſalz genannt), welches aus Sauerkleeſäure (Zuckerſäure) und Potaſchenalkali ſo zuſammengeſetzt iſt, daß die Säure Überſchuß und das Salz daher ſaure Eigenſchaften zeigt. Viele Säfte ſaurer Pflanzen enthalten es ſchon zubereitet, dahin gehören vorzüglich alle Arten des Sauerklee's, Oxalis, und einige des Ampfers, Rumex. Um es zu bereiten, wird der ausgepreßte Saft abgedampft, mit Eiweiß geklärt, und zur Kryſtalliſation befördert, die man durch Zuſatz von Weingeiſt beſchleunigt. Die Schweiz liefert das mehrſte Salz zum Handel. Seine Anwendung findet es bei vielen Farben- und Druckerbeizen, wie bei der reſervage Beize zum Kattundruck, wenn der ausgefärbte Grund des Zeuges wieder farbenlos werden ſoll. Bekannt iſt ſein Gebrauch zum Vertilgen der Roſtflecken aus der Leinwand und Baumwolle, die auf der Leichtlöslichkeit und Farbenloſigkeit der entſtandenen Eiſenverbindung beruht. Neue Erfahrungen haben bewieſen, daß dieſes Salz innerlich, zu einem bis zwei Loth genommen, äußerſt ſchädliche Wirkungen haben könne. 1812 ſtarb in Dresden ein ſchwächlicher Mann, der es ſtatt Laxirſalz nahm; zwei Frauen, die es aus Unvorſichtigkeit ebenfalls genommen, erlitten heftige Zufälle, welche ſie jedoch überſtanden. 1815 machte Thomſon in London im Medical Repository einen ähnlichen tödtlichen Fall bekannt. F.

Säuerling, ſ. Sauerbrunnen.

Sauerſtoff, Oxygen, ein bisher noch unzerlegter Körper, der in der Natur unter allen Formen vorkommt, und einer der wichtigſten chemiſchen Stoffe iſt. Seine einfachſte Form iſt die Luftform (Sauerſtoffgas, Oxygengas); in ſelbiger iſt er farbenlos, elaſtiſch gleich der gemeinen Luft. (S. d. Art. Gasarten.) Um ihn ſo darzuſtellen, ſcheidet man den Sauerſtoff aus Braunſteinoxyd (Graubraunſteinerz), rothem Queckſilberpräcipitat, Salpeter ꝛc. durchs Glühen in einer Retorte, und fängt die entweichende Luft unter Waſſer auf. Dieſe zeigt ſich als das Verbrennen ungemein begünſtigend, denn ein glimmender Span brennt lodernd darin auf, heißer Stahl brennt mit Funkenſprühen, jeder andre Körper verbreitet darin fünfmal mehr Licht als in gemeiner Luft. Eben ſo beſchleunigt ſie das Athmen, Thiere athmen ſchneller, erhitzen ſich darin, und ſcheinen Wohlbehagen zu fühlen. Sementini ſchlägt vor, ſie gegen den Scheintod erwärmt mit einem Blaſebalge in die Lungen zu treiben und will glückliche Reſultate geſehen haben. Während des Brennens vereinigt ſich der brennende Körper mit dem Sauerſtoffe der Luft und beide geben ihr Licht und ihre Wärme als Feuer von ſich; das Product der Verbrennung iſt allezeit eine Verbindung des Verbrannten mit Sauerſtoff, es ſei luftförmig, flüſſig oder feſt. Verbrennt man irgend einen brennlichen Stoff, z. B. Phosphor, in einer gewiſſen Menge Sauerſtoffluft (in einem umgeſtürzten Bierglaſe, das in einem Teller mit Waſſer ſteht), ſo findet ſich, daß eine gewiſſe Menge des Phosphors einer gewiſſen Menge jener Luft, die während des Brennens verſchwindet und durch eindringendes Waſſer erſetzt wird, bedarf, bei ihrem Mangel aber verliſcht. Daſſelbe wird in gemeiner Luft Statt finden (nur mit dem Unterſchiede, daß wegen ihres Gehalts an Stickſtoffluft allezeit 78 Theile Rückſtand bleiben und alles langſamer vor ſich geht) und beruht auf denſelben Urſachen, weil 21 — 22 Procent Sauerſtoffluft in ihr enthalten ſind.

Die durchs Verbrennen mit Sauerſtoff entſtandenen Producte ſind bisweilen von neutralen Eigenſchaften, wie das Waſſer, welches durch Verbrennung des Waſſerſtoffs in Sauerſtoff bereitet werden kann; viele ſind offenbar ſauer, wie Dünſte aus brennendem Schwefel, der Farben bleicht, andre aber ſind Körper, welche in ihren Eigenſchaften den Säuern gerade entgegengeſetzt ſind und baſiſche Oxyde heißen, wie mehrere der verbrannten Metalle. Die Körper verbinden ſich nur in beſtimmten Verhältniſſen mit dem Sauerſtoffe, mehrere aber in mehreren Stufen. Die Chemiker nennen dieſe Oxyde in der erſten Stufe Protoxyd, in der zweiten Deutoxyd, in der höchſten Peroxyd; es findet ſich, daß die Menge des Sauerſtoffs, welche den erſten Grad bildet, anderthalbfach oder zweifach in dem zweiten iſt und ſo mit jeder Stufe in beſtimmter Menge wächſt. Erwägt man die vielen Verbrennungen, die täglich in der Luft vorgehen und nebſt dem Athmen der Thiere eine ungeheure Maſſe Sauerſtoff verzehren, ſo muß man ſich wundern, da die Luft überall aus gleichen Verhältniſſen Stickſtoffluft und Sauerſtoffluft beſteht, wo der Erſatz dieſer letztern immer herkommt. De Luc meint aus dem Waſſer. Dann müßten aber Waſſerſtoff und Stickſtoff einerlei Grundbeſtandtheile haben und in einander übergehen können. Die grünen Theile der Pflanzen geben im Sonnenſcheine viel Sauerſtoffluft aus und erſetzen ſo den Abgang etwas im Sommer, aber im Winter bleibt dieſer Erſatz aus, ohne daß dadurch das Miſchungsverhältniß der Luft geändert wird. Überhaupt iſt die Thierwelt durch Oxydation mit der Atmoſphäre verbunden, indem ſie ihr Sauerſtoff, wenn nicht entzieht, doch ihn zur Kohlenſäure umſchafft; die Pflanzenwelt hängt durch Desoxydation mit der Atmoſphäre zuſammen, denn die Vegetabilien nehmen oxydirte Producte, wie Kohlenſäure und Waſſer, auf, behalten die brennbare Grundlage dieſer Körper zur eignen Ernährung und entlaſſen den Sauerſtoff im Sonnenlichte luftförmig F.

Saugpumpe, ſ. Pumpe.

Säugthiere, mammalia, machen die erſte Claſſe des Thierreichs aus. Sie haben ein Herz mit zwei Kammern und zwei Ohren, deren rechte Kammer ihr rothes warmes Blut nach den Lungen treibt, wo es durch inſpirirte Luft geröthet und dann weiter nach der linken Herzkammer zurückgeführt wird, während die Lungen durch Exſpiration ſich zuſammenziehen. Die äußere Bedeckung ihrer Oberhaut beſteht, die Waſſerſäugthiere ausgenommen, in Haaren, die in ihrer Weiche, Länge und Ordnung verſchieden und den Thieren kalter Erdgegenden dichter und reichlicher, als denen der wärmern zugetheilt ſind. Man ſieht dieſe Haare borſtig beim Schweine, in Stacheln übergehend beim Igel und Stachelſchwein, in Schuppen beim Panzerthier, in Schilder beim Gürtelthier. Eben ſo ſetzen ſie ſich bei den meiſten in den Schwanz fort. Das Eichhorn hat einen langbehaarten, aus einander ſtehenden Schwanz, der Löwe hat ihn büſchelförmig behaart, das Pferd zopfförmig, ſehr kurz zeigt er ſich beim Haſen und Maulwurf, länger ſchon bei Ratten und Hunden; die Meerkatzen können ihn ſogar gleich einer fünften Hand gebrauchen, wenigen Affen, einigen Nagethieren und dem Menſchen fehlt er ganz. Bei vielen Säugthieren iſt das Geſicht mit Warzen beſetzt, bei andern trägt das Kinn einen Bart, beim Kameele iſt die Bruſt, beim Pferde ſind die Füße mit hornartigen Auswüchſen beſetzt. Die Waſſerſäugthiere haben ſtatt der Hinterfüße, auch bisweilen ſtatt der

Vorderfüße klaſſen; die Landſäugthiere beſitzen dagegen durchgängig vier Füße, welche ihnen den auszeichnenden Namen der vierfüßigen geben. Die Enden dieſer Füße ſind mannichfaltig geſtaltet, bei allen findet eine hand- oder fußförmige Ausbreitung oder eine Zertheilung in Finger oder Zehen Statt. Dieſe Finger oder Zeher ſind bei einigen mit unbeweglichen Nägeln beſetzt, die ihren Spitzen Feſtigkeit geben; oder mit beweglichen ſcharfen Krallen (bei den reißenden) zur Vertheidigung, zum Feſthalten ihres Raubes oder zum Wühlen; die ſchwimmenden Säugthiere haben dieſe Zehen mit Schwimmhaut verbunden; bei den Laſtthieren iſt der Fuß mit Klauen beſetzt, die einem Schuhe gleich die Zehen einhüllen und ſchützen. Krallen, Klauen, Hörner an der Stirn und Zähne dienen ihnen zu Waffen; letztere insbeſondere zu Freßwerkzeugen; dieſem Zwecke gemäß haben ſie drei verſchiedene Formen. Die Schneidezähne, incisivi, mit breiter Schneide ſtehen vorn in den Kinnladen; die Scheide- oder Fangzähne, laniarii, von kegelförmiger Geſtalt, übertreffen jene gewöhnlich an Größe und ſtehen oft nur in der Unterkinnlade einzeln neben jenen; die Backzähne, molares, in den Seiten der Kinnladen, zeichnen ſich aus durch breite abgeſtumpfte Flächen, die in den Pflanzenfreſſern ſtumpfer, in den Fleiſchfreſſern dagegen ſpitziger vorkommen. Von zahnloſen Säugthieren kennt man die Geſchlechter der Ameiſenbären und Panzerthiere. Die Organe für den äußern Sinn ſind in den Säugthieren, und vor allen in dem Menſchen, fünffach, für Gehör, Geruch, Geſicht, Geſchmack und Taſten ſehr vollkommen ausgebildet. Die Organe jener vier erſtern tragen ſie am Kopfe, der Taſtſinn hingegen iſt unter der ganzen Oberhaut mehr oder weniger ſtark verbreitet. Ihre äußern Ohren ſind von verſchiedener Geſtalt, der innere Bau beſonders bald nur für hohe Töne und weit herkommenden Schall ſehr empfindlich, nach dem ſie wehrlos ſich durch Flucht nur retten können, bald vorzugsweiſe für tiefe und nahe Töne eingerichtet, wenn ihr Gehör ihnen zum Leiter ihres Raubes gegeben iſt und ſie ſelbſt bewaffnet keinen Feind in der Nähe fürchten. Ihre Augen haben bewegliche Pupillen und Augenlieder; die Pupillen ſind bei denen am Tage geſchäftigen rundlich, bei denen in der Nacht ſehenden beſtehen ſie in einer horizontalen oder verticalen Spalte. Die Naſe als Geruchsorgan ſteht über dem Munde und ihm als Wegweiſer zugegeben, oft kürzer als die Oberlippe, oder über dieſe hervorſtehend, bisweilen geſpalten oder wie beim Elephanten in einem Rüſſel verlängert. Die Zunge für den Geſchmacksſinn liegt in der Unterkinnlade und hinter der gewölbten oder geſpaltenen Oberlippe. Sie iſt mit Geſchmackswarzen beſetzt, die beim Hunde zahnförmig, bei der Katze ſtachelartig hervorſtehen, ſie ſelbſt iſt meiſt einfach und breit, doch auch walzenförmig (beim Ameiſenbär), oder geſpalten (beim Seehund). Die Säugthiere gebären lebendige Jungen und ſäugen ſie mit Milch an ihren Brüſten. Dieſe Organe kommen ihnen ausſchließend zu, ſind (den Hengſt ausgenommen) bei Männchen und Weibchen zu finden und gleichzählig in ſolcher Menge, daß gewöhnlich für jedes Junge zwei vorhanden ſind. Der Menſch, die Affen und der Wallfiſch tragen ſie an der Bruſt, der Seehund am Bauche, die Laſtthiere an den Leiſten, mehrere Nagethiere am Bauche und der Bruſt zugleich, und das Schwein längs des Leibes. Die wenigſten leben paarweis, wie das Lemur, der Igel, die Fledermaus, die Affen; die mehrſten begatten ſich mit jedem Weibchen ihrer Art, das ihnen aufſtößt, wo dann der Mutter die Sorge und Vertheidigung der

Jungen allein zur Laſt fällt und von ihr bis zur zweiten Niederkunft übernommen wird. Der Seehund allein hält und vertheidigt ein Harem von mehrern Weibern. Linné bringt dieſe Thiere in folgende Ordnungen: 1. Primates, welche den Menſchen, das Lemur, den Affen und die Fledermaus umfaſſen; 2. Bruta, wohin der Ameiſenbär, das Rhinoceros, der Elephant, das Wallroß, Faulthier, Schuppen- und Gürtelthier; 3. Ferae, wozu das Geſchlecht der Hunde, Wieſel, Maulwürfe, Beutelratten ꝛc. 4. Glirae, wohiu die Mäuſe, Haſen, Eichhörner, Biber ꝛc. 5. Pecora, wohin das Rind, Kameel, der Hirſch, das Schaf, die Gazellen ꝛc. 6. Belluae, wohin Pferd und Schweine; 7. Cetae, in welche die Waſſerſäugthiere, der Wallfiſch, Delphin ꝛc. gehören.

Saugwerk heißt in der Waſſerbaukunſt eine ſolche Maſchine, mittelſt welcher das Waſſer in Röhren durch Auf- und Niederdrücken oder Bewegung eines Kolben in einer Röhre (Stiefel) in die Höhe gehoben (geſaugt), und durch eine Ausgießröhre fortgeſchafft wird. Von dieſer Art ſind die Saugpumpen. (S. Pumpen.)

Saul, König in Israel um das J. 1050 v. C. Er ſtammte aus einer geringen Familie des unbedeutenden Stammes Benjamin, zeichnete ſich aber aus durch Schönheit und Tapferkeit und ward von Samuel zum Könige gewählt, als das Volk der republikaniſchen Verfaſſung müde war. Aber erſt nach einem Siege über die Ammoniter ward er von dem ganzen Volke anerkannt. Wiederholte Siege über die Philiſter, Edomiter, Moabiter, Ammoniter, ſelbſt über den König Zoba jenſeit des Euphrats befeſtigten ſein königliches Anſehn. Samuel aber, der nur ungern die höchſte Gewalt niedergelegt hatte, behielt ſtets eine Partei im Volke, und als er mit Saul wegen eines Eingriffs in die Vorrechte des Prieſterthums und wegen eines in einem Kriege mit den Amalekitern bezeigten Ungehorſams gegen die von ihm im Namen Gottes gegebenen Befehle zerfiel, ſalbte er David insgeheim gegen ihn zum Könige. Saul erkannte ſeinen Gegner und haßte ihn um ſo mehr, als dieſer ſich durch die Beſiegung des Philiſters Goliath und andre tapfre Thaten hervorthat, ihm ſeine Tochter Michal zur Gemahlin abnöthigte und die Freundſchaft ſeines Sohnes Jonathan zu gewinnen wußte. Ein bürgerlicher Krieg entſtand daraus, der bis zu Sauls Tode währte, den dieſer in einem unglücklichen Treffen gegen die Philiſter ſich ſelbſt gab. (Vergl. d. Art. Samuel und David.)

Säule. Der Urſprung der Säulen fällt in die entfernteſten Zeiten. Die Tempel ſcheinen die erſten Gebäude geweſen zu ſein, deren größerer Umfang es nöthig machte, das Dach durch einige ſenkrechte Stützen vor dem Einſturz zu ſichern. Man wählte dazu in Griechenland und wo man an Holz Überfluß hatte, Baumſtämme, von deren Geſtalt ſich unſtreitig die Form der nachherigen Säule, wie wir ſie hier finden, herſchreibt. Da, wo man aus Mangel an Holz von Anfang an mit Steinen baute, wie in Ägypten, waren die erſten Säulen rohe, plumpe Steinblöcke, ohne Zierrath oder Abſatz, die erſt ſpäter eine gefälligere Form erhielten. Eine Säulenordnung (ſ. d. Art.) hat drei Theile: den Säulenſtuhl, die Säule mit ihrem Fuße und Knaufe, und das Gebälke. Der Säulenſtuhl (Piedeſtal, Poſtament) iſt ein hoher Unterſatz, beſtehend aus dem Grundſteine, dem Würfel und dem Deckel oder Sims, aber nur da bei obern Ordnungen anwendbar, wo außerdem der Fuß der Säule von dem hervorſpringenden Kranze der untern Ordnung ver-

deckt wird. Die Säule beſteht aus dem Fuße, dem Schafte und dem Knaufe oder Capitale. Der Fuß oder die Baſe enthält den ebenen Unterſatz, der die Säule zu erheben dient, und ein oder mehrere runde Glieder, um der Säule einen Anfang zu geben. Der Schaft iſt der mittlere Theil der Säule zwiſchen dem Fuße und dem Knaufe. Der Knauf iſt nothwendig, die Säule oben als vollendet vorzuſtellen. Ohne dieſen und die runden Glieder des Fußes würde die Säule nur eine abgeſchnittene Stütze, kein ſchönes Ganzes ſein, das ſeine beſtimmten Grenzen hat. Die Säule wird nach oben zu etwas zuſammengezogen oder verjüngt; bis zum dritten Theil ihrer Höhe pflegt man ſie ſenkrecht laufen zu laſſen. Das Gebälk endlich beſteht aus dem Hauptbalken (Architrab), dem Borten oder Fries, und dem Kranze oder Karnies. Zum Maßſtab der Säulen bedient man ſich gewöhnlich des halben Durchmeſſers des Schafts, welchen man Modul nennt, und welchen Vignola für die beiden unterſten Ordnungen in zwei, für die drei höhern in achtzehn Theile theilt. (Vergl. Gekuppelte Säulen.)

Säulenordnung. Mit dieſem Ausdruck bezeichnet man in der Baukunſt die Beſchaffenheit der Säulen. Man unterſcheidet fünferlei Beſchaffenheiten der Säulen oder Säulenordnungen: die tusciſche oder toscaniſche, doriſche, ioniſche, korinthiſche und römiſche. Das Kennzeichen der toscaniſchen Ordnung iſt, daß ſie ganz einfach iſt, gegen ihre Höhe einen verhältnißmäßig dicken Schaft, wenige und ſtarke Glieder hat. Die Säule (Schaft mit Fuß und Capital) hat nach Vitruv und Vignola 14 Modul zur Höhe, wovon auf Fuß und Capital, auf jedes 1 kommen. Das Gebälk hat nach letzterm $3\frac{1}{2}$ Modul, nämlich der Architrab 1, der Fries $1\frac{2}{12}$, der Kranz $1\frac{4}{12}$. Die doriſche Ordnung hat zum Hauptkennzeichen die Triglyphen oder Dreiſchlitze im Frieſe, welche die Köpfe der auf dem Architrab liegenden Balken vorſtellen, und zwei prismatiſche Vertiefungen mit zwei halben auf der Seite haben. Die Zwiſchenräume heißen Metopen (ſ. d.). Über jeder Säule muß gerade nach ihrer Mittellinie ein Dreiſchlitz treffen. Man nimmt es nach Vitruv als eine Regel an, daß die Dreiſchlitze 1 Modul breit und $1\frac{1}{2}$ Modul hoch, die Metopen aber ein Quadrat ſein ſollen. Auch pflegt man die Triglyphen zwiſchen zwei Säulen gern in ungerader Anzahl ſein zu laſſen. An den vorſpringenden und einwärts gehenden Winkeln machen die Triglyphen und Metopen Schwierigkeit. Der Charakter dieſer Ordnung iſt männliche Pracht, die keine feine Zierrathen, aber durchaus Fleiß und einfachen Reichthum zeigt. Die Höhe der Säule war bei den Griechen anfangs nur 12 Modul, hernach 14 und in den Schauſpielhäuſern 15. Vignola giebt ihr 16 M., wovon 1 der Fuß und 1 das Capital erhält. Beide ſind wenig mehr geſchmückt als die toscaniſchen. Einige geben der doriſchen Säule zwar den ſchönen attiſchen Säulenfuß, jedoch unpaſſend. Der Kranz in dieſer Ordnung iſt ſtark vorſpringend, nach Vignola 2 M. über die Fläche des Schafts. Daher hat man der Kranzleiſte zur Unterſtützung die Dielenköpfe gegeben, die 1 M. breit und $\frac{1}{4}$ M. hoch ſind und über jedem Dreiſchlitze ſich befinden. Man erklärt ſie für die Hervorragung der Dielen über den Balken. Oder beſſer, ſie dienten blos zur Unterſtützung der ſtarken Ausladung des Kranzes. Man gebraucht auch ſchon in dieſer Ordnung die weiter unten vorkommenden Zahn-

ſchnitte. Unter den Triglyphen ſind noch im Architrab ſechs kleine koniſche Körperchen, Tropfen, angebracht, dergleichen man auch auf der Unterfläche der Kranzleiſte anzubringen pflegt. Die Triglyphen fallen in den höhern Ordnungen weg, indem man die Balkenköpfe verkleidet. Die ioniſche Ordnung hat zum Kennzeichen ein mit zwei Schnecken auf zwei Seiten oder ein mit vier doppelſeitigen Schnecken auf den vier Ecken geziertes Capital. Jenes iſt das Capital der Alten, welches die Neuern verſchönert haben. Anfangs hatte die Säule nur 16 Modul, hernach 17, und Vignola und andere Neuere geben ihr 18. Der von Vitruv beſchriebene Säulenfuß iſt wegen des ſtarken Pfühls über den vielen kleinen Gliedern fehlerhaft. Beſſer gebraucht man den attiſchen. Der Hauptbalken wird der Zierlichkeit wegen in drei Streifen abgetheilt. Der Fries bleibt entweder glatt oder wird mit ſchicklicher Bildhauerarbeit geſchmückt. Der Kranz bekommt auf einem platten Gliede zwiſchen dem Fries und der Kranzleiſte, um das Glatte zu unterbrechen, oft einen Zierrath, der aus kleinen hervorſpringenden Theilen mit Zwiſchenräumen beſteht. Man nennt ſie Zahnſchnitte (Kälberzähne). Angemeſſener ſcheint es, die Kranzleiſte durch glatte Sparrenköpfe zu unterſtützen, wie durch die niedrigern Dielenköpfe in dem doriſchen Kranze. Zierliche Einfachheit iſt der Charakter dieſer Ordnung. Der attiſche Säulenfuß beſteht aus einem Unterſatze, einem Pfühle, einem Riemchen, einer Einziehung, einem Riemchen, einem Pfühle und einem Saume von beſtimmten Verhältniſſen. Der Unterſatz beträgt 2⅓ Modul. Das Meiſterſtück der Baukunſt iſt die korinthiſche Säulenordnung. Sie zieht ſogleich das Auge an durch das ſchöne Capital, ein großes rundes Gefäß, mit einem viereckigen, auf den Seiten eingebogenen Deckel, der unten mit zwei Reihen, jeder von acht Blättern, umfaßt iſt, hinter welchen vier Stiele jeder zwei kleinere Blätter unter den vier größern Schnecken an den vier Ecken und den vier Paar kleinern unter der Mitte der Seiten ſich krümmend in die Höhe gehen laſſen. Dieſe Schnecken nehmen gleichfalls aus den Stielen ihren Urſprung und unterſtützen auf eine ungezwungene Art den Deckel des Capitals. Die Höhe der Säule mit Capital und Fuß iſt nach Vignola 20 Modul, wodurch ſie ein zu dem Ganzen paſſendes ſchlankes Anſehen bekommt. Am angemeſſenſten iſt für ſie der attiſche Fuß, dem man an den Pfühlen noch einen Ring zuſetzen kann. In dem Gebälke bekommen die Streifen des Architrabs eine Kehlleiſte am obern Rande, die an dem oberſten noch mit einem Überſchlage und Stabe eingefaßt wird. Der Fries wird oft mit Bildhauerarbeit verziert; der Kranz bekommt unter der Kranzleiſte zierlich geſchweifte Sparrenköpfe, und in dem untern Theile noch Zahnſchnitte. Die ganze Ordnung iſt durch die Verhältniſſe der Theile, die Feinheit der Verzierungen und die Übereinſtimmung ein vollendetes Muſter der architektoniſchen Schönheit. Die römiſche Ordnung, oder die zuſammengeſetzte, unterſcheidet ſich von der korinthiſchen hauptſächlich in dem Capital, welches aus dem ioniſchen und korinthiſchen zuſammengeſetzt iſt, indem aus jenem die großen Voluten oder Schnecken mit den dazwiſchen befindlichen runden Gliedern, aus dieſem die breiten Hauptreihen von Blättern entlehnt ſind. Die dritte Reihe, welche in dem letztern ſich unter den Schnecken hinkrümmt, iſt hier nicht befindlich. Doch ſind Stiele mit kurzen Blättern vorhanden. Das Verhältniß der Höhe zur Dicke dieſer Säule iſt wie bei der korinthiſchen. Übrigens

möchte ſie noch die meiſten Freiheiten geſtatten, daher ſie am ſchicklichſten da gebraucht wird, wo man der Einbildungskraft freieres Spiel laſſen will. — Der wahre Unterſchied der Säulenordnungen möchte wohl in dem Verhältniſſe der Höhe des Schaftes zu ſeiner Dicke, in dem größern oder geringern Maße der Zierrathen und den damit übereinkommenden feinern oder gröbern Gliedern der Haupttheile beſtehn, ſo daß man die Zahl der Säulenordnungen auf drei, die doriſche (von gefallender Stärke), die ioniſche (von zierlicher Einfachheit) und die korinthiſche (von geſchmackvoller Pracht) zurückführen kann. Auf die Verzierung des Capitals kommt es nur in ſo fern an, als den feinern Ordnungen ein mehr verziertes Capital zukommt. Eine ſechste oder deutſche Säulenordnung iſt völlig unſtatthaft, denn ſie unterſcheidet ſich von der ioniſchen nur durch das ſchlechtere Capital und einige willkürliche Veränderungen der kleinen Glieder. Die Wahl der Säulenordnung bei einem Gebäude hängt von der Beſtimmung des letztern ab. Die toscaniſche Ordnung dient zu Stadtthoren, Arſenälen, Leuchtthürmen, Brunnen u. dergl. Die doriſche Ordnung paßt beſonders für gottesdienſtliche Gebäude, die ioniſche für Luſtſchlöſſer, im Innern der Gebäude, auch als zweite Ordnung an ihrer Außenſeite. Die korinthiſche Ordnung dient zur Verzierung fürſtlicher Paläſte, überhaupt da, wo Zierlichkeit und Pracht der Stärke und Einfachheit vorgezogen werden. Der Gebrauch der römiſchen Säule iſt ſchon oben angegeben. Wo mehrere Säulenordnungen über einander geſtellt werden, nimmt die ſtärkere allemal den niedrigern Platz ein. Die Axen der Säulen müſſen in eine gerade Linie fallen. Die obere Säule wird unten ſo dick, als die nächſt untere Säule am Knaufe iſt. Man pflegt auch die obere Säule um einen Modul der nächſt untern Säule niedriger zu machen als dieſe. Um indeß die Einheit nicht zu verletzen, iſt bei Übereinanderſtellung der Säulen Alles wohl zu berückſichtigen. Eine korinthiſche Säulenreihe über einer toscaniſchen oder doriſchen würde durchaus nicht paſſen, eben ſo wenig ſind drei verſchiedene Ordnungen über einander zuzulaſſen. Zwei oder drei ähnliche aber erzeugen Einförmigkeit. Man wird dergleichen Übereinanderſtellungen, zumal an Wohngebäuden, am beſten ganz vermeiden. Ausführlich handelt über die Säulenordnung Lud. Voch in ſeinem Unterricht in der Aufreißung der 5 Säulenordnungen (Augsb. 1779) und ſeiner Anwendung der 5 Säulen ꝛc., beſ. aber Weinbrenner in ſeinem Werk über die Säulenordnungen, Tübingen 1809.

Säulenſtuhl, ſ. Säule.

Saumarez (Sir James), engliſcher Admiral, einer der tapferſten brittiſchen Seeoffiziere, iſt 1757 auf Guernſey in einer dort angeſiedelten franz. Familie geboren. Im 14. Jahr trat er als Midſhipman in die Marine. Seine erſten Seezüge machte er im amerikaniſchen Kriege unter dem berühmten Lord Hyde Parker. Namentlich zeichnete er ſich in der Schlacht von Doggersbank und ſpäter unter Admiral Rodney in der Schlacht mit dem franzöſiſchen Admiral Graſſe (12. April 1782) aus, wo er das Linienſchiff Ruſſel von 74 Kanonen commandirte. Beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich im J. 1793 wurde Saumarez ſogleich angeſtellt, erſt unter Lord Howe, dann unter Sir John Jervis (Lord St. Vincent), befand ſich bei der Schlacht am Cap St. Vincent gegen Cordova, und wurde bei der Nachricht vom Auslaufen der franz. Flotte

aus Toulon mit Nelſon zur Aufſuchung derſelben detachirt. Er befand ſich am Bord des Orion, und hatte Gelegenheit ſich in der großen Schlacht von Abukir auf die glänzendſte Weiſe auszuzeichnen. Ihm ward der ehrenvolle Auftrag, die franzöſiſchen Prieſen nach England zu führen, wo er auf die ausgezeichnetſte Weiſe empfangen und belohnt wurde. Er wurde jetzt zum Baronet und zum Contreadmiral ernannt, und zum Commando der bei Cadix ſtationirten Flotte beſtimmt. Nach dem Frieden von Amiens wurde er zum Befehlshaber von Guernſey ernannt. Im J. 1809 diente er gegen Dänemark und kreuzte lange Zeit im finnländiſchen Meerbuſen.

Saurau (Graf Franz von), geb. zu Wien am 19. Sept. 1760, aus einer der älteſten und edelſten Familien in Steiermark herſtammend, zog als Kreis-Commiſſär in Öſterreich Joſephs II. beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich, wurde von ihm, bei dem damals viel beſprochenen, aber bald ganz verunglückten Geſchäfte der allgemeinen neuen Steuerregulirung verwendet, und ſchnell nach einander in noch früher Jugend zum böhmiſchen Guberninalrath, zum Stadthauptmann in Prag, zum Hofrath beim Directorium in Wien befördert. Mit dem erſten Wahlbotſchafter und ollmützer Cardinal Erzbiſchof Colloredo bei der Kaiſerwahl Leopolds II. verrichtete er dort das Amt eines Hofmarſchalls der Chur und Krone Böhmen. Er wurde wieder öſterreichiſcher Regierungspräſident, und dem Miniſter Freiherrn v. Thugut enge verbündet, vereinigte er eine Zeit lang die Gewalt eines Polizei- (als Adjunct des alten Grafen von Pergen, der dieſer wichtigen Stelle nicht mehr für gewachſen gehalten wurd) und Finanzminiſters. In den Wirkungskreis des letztern fiel die gezwungene Arroſirung der Obligationen und der Anfang zur unverhältnißmäßigen Emiſſion des Papiergeldes, in den der erſteren die Jacobiner-Geſchichten, die der Anlaß einer eigenen Verfügung des neuen bürgerlichen Geſetzbuches wurden, wodurch Verleitung zum Verbrechen und Steigerung deſſelben, um es dann anzugeben und ſtrafen zu können, ſtreng unterſagt wurde. Bald nach dem Austritte des Miniſters Baron Thugut trat auch Saurau vom Finanzminiſterpoſten ab und ging als Botſchafter nach Petersburg, wohnte auch zu Moskau der Krönung des neuen Kaiſers Alexander bei. — Nach der Beendigung des durch Frankreich und Rußland geleiteten deutſchen Entſchädigungs- und Säculariſationsgeſchäftes wurde er 1804 von Petersburg zurückberufen, kurze Zeit ohne Anſtellung, ſehr bald öſterreichiſcher Landmarſchall, 1805 Gouverneur in Inneröſterreich. Als ſolcher leitete er mit dem Erzherzog Johann die Organiſation der Reſerven und Landwehr und alle Vorbereitungen zum Kriege von 1809. In demſelben bekleidete er eine Zeit lang eben bei der Armee von Inneröſterreich, unter dem Befehle des Erzherzogs Johann, den Poſten eines bevollmächtigten Hofcommiſſärs. Er war beſtimmt, den Maſſeaufſtand ſeiner Provinz zu organiſiren und mit dem heldenmüthigen Tyrol in Verbindung zu ſetzen, als die Bewegungen des Bannus Grafen Giulay den grätzer Schloßberg entſetzt und Steiermark, ſo wie der tyroler Landſturm ganz Oberkärnthen befreit hatte. Im Nov 1809 wurde Graf Saurau wieder, was er vor 14 Jahren geweſen war, zum Regierungspräſidenten zu Wien, mit dem Titel eines Statthalters von Ober- und Niederöſterreich, 1815 zum Gouverneur des neu erworbenen lombardiſchen Königreichs, 1817 zum Botſchafter in Spanien, an des Grafen Kaunitz Stelle ernannt, welche Stelle er jedoch nicht angetreten hat. Eine Zeit lang war er auch bevollmächtigter Miniſter beim Heere des F. M. L. Bianchi

geweſen, welches Ferdinand IV. wieder auf den Thron von Neapel ſetzte und der abenteuerlichen Herrlichkeit Joachim Murats ein Ende machte. Im Jahr 1818 wurde Graf Saurau zum Miniſter des Innern, oberſten Kanzler und Chef aller politiſchen Hofkanzleien der öſterreichiſchen Monarchie mit Ausnahme der hungariſchen und ſiebenbürgiſchen ernannt, eine neue Stelle, die ihm den größten Einfluß in die Staatsverwaltung giebt, einen Einfluß, deſſen er gleicheben ſo ſehr durch Patriotismus, als durch die reichſten Geſchäftserfahrungen, durch eine ſeltene Gewandtheit in allen Manipulationen der Verwaltung, und große ſtaatswirthſchaftliche Kenntniſſe würdig iſt. Bis jetzt iſt ſein neues Miniſterium hauptſächlich durch einen geſetzlich vollzogenen, factiſch aber weit ausſehenden und den größten Schwierigkeiten unterliegenden Plan einer allgemeinen Grundſteuer für die ſämmtlichen ſeiner Leitung unterworfenen, unendlich verſchiedenartigen Provinzen ausgezeichnet worden. Die Zeit wird lehren, ob das in den Ebenen der Lombardei unter der Regierung der großen Maria Thereſia begonnene Werk auch über die Alpen und Karpathen hinaus fortgeſetzt werden könne, und ob die dermalige hochverdiente Finanzverwaltung, der die eigentliche Initiative der großen Unternehmung zugeſchrieben werden muß, in Verbindung mit einem ſo großen Kenner des Locals, wie Saurau, auch hier das Unwahrſcheinliche zur Gewißheit bringen werden. Übrigens iſt Graf Saurau erleuchteter Beſchützer der Wiſſenſchaften, der Künſte und der Induſtrie, wie auch eifriger Beförderer aller gemeinnützigen und wohlthätigen Anſtalten.

Säure, Acidum, iſt der generiſche Name für eine Claſſe zuſammengeſetzter Körper, die folgende Eigenſchaften haben: ſie ſchmecken ſauer, färben blaue Pflanzenfarben roth, löſen ſich im Waſſer auf und haben große Verwandtſchaft zu den Alkalien, Erden und Metalloryden; ſie ſetzen mit den erſtern Neutralſalze, mit den zweiten Mittelſalze und mit den dritten metalliſche Mittelſalze zuſammen. Vielen Säuern fehlt der ſaure Geſchmack; aber die Verwandtſchaft zu den drei Claſſen der Salzbaſen beſitzen ſie, als ihre auszeichnende Eigenſchaft, alle. Einige Säuern kommen nur in flüſſigem Zuſtande vor, entweder luftförmig, wie die Kohlenſtoffſäure, oder liquid und mit Waſſer verbunden, welches ſie zu ihrer Bildung durchaus nothwendig haben, wie die Schwefelſäure, andere in ſtarrer Form und kryſtalliſirt, wie die Benzoe-, Weinſtein- und Boraxſäure. Sie ſind alle zuſammengeſetzte Körper, die mehrſten beſtehen aus Sauerſtoff mit noch einem, zwei oder drei andern Körpern, andere ſind aus Waſſerſtoff und Schwefel, oder Halogen gebildet. Gewöhnlich vertheilt man ſie in 4 Claſſen, wovon die drei erſten diejenigen enthalten, welche Sauerſtoff in ihrer Miſchung haben, und zwar kommen in die erſte Claſſe die aus Sauerſtoff und einem zweiten Körper beſtehenden vor, wie die Schwefelſäure, Phosphorſäure, Boraxſäure u. a. Da dieſe Grundlagen ſich in mehrern Verhältniſſen mit Sauerſtoff verbinden und jede Verbindung eine Säure ſein kann, ſo wird die mit Sauerſtoff geſättigte vollkommene Säure genannt, während die andere unvollkommene heißt, z. B. die überorydirte Salzſäure unvollkommene des Arſeniks oder Arſenikſäure, die unvollkommene dagegen arſenige Säure. In die zweite werden die Säuern geordnet, die aus Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, in verſchiedenem Mengenverhältniß zuſammengeſetzt ſind, wie die Eſſigſäure, Citronenſäure. Die dritte Claſſe umfaßt die mit dreifacher Grundlage und Sauerſtoff, wo zu jenen beiden noch der Stickſtoff hinzukommt, wie die Blauſäure. Die vierte Claſſe

enthält Säuern, die keinen Sauerſtoff haben, wie die Salzſäure, aus Halogen und Waſſerſtoff beſtehend, den geſchwefelten Waſſerſtoff ꝛc. Ältern Chemikern waren weit weniger Säuern, und ihre Zuſammenſetzung gar nicht bekannt, ſie ordneten die bekannten auch nach den drei Naturreichen in mineraliſche, vegetabiliſche und animaliſche Säuern, welche Eintheilung deßwegen nicht beſtehen kann, weil mehrere Säuren, wie die Phosphorſäure, in allen drei Reichen vorkommen.

Saurin (Jacques) ein franzöſiſcher proteſtantiſcher Geiſtlicher, und berühmter Kanzelredner, Sohn eines Rechtsgelehrten zu Nismes, wurde daſelbſt 1677 geboren. Als das Edict von Nantes widerrufen wurde, ging er mit ſeiner Familie (1685) nach Genf, wo er beträchtliche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften machte. In ſeinem 17. Jahre trat er in Kriegsdienſte und machte mehrere Feldzüge unter den engliſchen Hülfstruppen des Herzogs von Savoyen gegen Frankreich mit, kehrte aber 1696 nach Genf zu ſeinen Studien zurück, und widmete ſich beſonders der Theologie. Hierauf (1700) ging er nach Holland und England, und predigte in London, während ſeines fünfjährigen Aufenthalts, mit ungemeinem Beifall. Er verheirathete ſich 1703, kehrte darauf nach Holland zurück, und wurde, nachdem er längere Zeit eine Hauscaplanſtelle verſehen hatte, als Prediger der franzöſiſchen Reformirten, die in einer dem Fürſten Erbſtatthalter gehörigen Capelle im Haag ihren Gottesdienſt hielten, angeſtellt. In dieſem Verhältniſſe blieb er. Er hatte bei einem anſehnlichen Äußern, voller Stimme und feurigem Vortrage immer ein ſehr zahlreiches und glänzendes Auditorium, aber ſeine Berühmtheit reizte den Neid und die Bigotterie ſeiner Mitbrüder, die ihn in Streitigkeiten verwickelten, durch welche ihm ſeine letzten Lebenstage verbittert wurden. Er war ein vortrefflicher Gelehrter, ein frommer Chriſt, voll Haß gegen alles, was Sünde iſt, und voll Liebe gegen Gott und Menſchen. Er ſtarb 1730 im 53. Jahre ſeines Alters, nicht blos von ſeinen Glaubensgenoſſen, ſondern von jedem, der ihn kannte, innig betrauert. Seine Predigten, die in viele Sprachen überſetzt ſind, kamen in einer ſehr guten Ausgabe unter dem Titel: Sermons sur divers textes de l'Ecriture sainte par Jacques Saurin (1749, 10 Vol. 8.) im Haag heraus. Außerdem hat er mehrere theologiſche Werke, die aber weniger bekannt geworden ſind, hinterlaſſen. P. N.

Saurin (Bernard Joſeph), ein franzöſiſcher Schauſpieldichter von anerkanntem Werth. Er verließ die Rechtswiſſenſchaft, und weihte ſich der dramatiſchen Dichtkunſt, in welcher er ſich großen Ruhm erwarb. Sein Trauerſpiel Spartacus, welches 1760 zu Paris aufgeführt wurde, brachte ihn zuerſt in Ruf. In ſeinem darauf folgenden Luſtſpiel, die Sitten der Zeit (les moeurs du temps), ſchildert er die letztern mit ſo feinen und wahren Zügen, daß man ihn mit Recht als einen der trefflichſten Beobachter der höhern Cirkel betrachtete. Außer dieſen und andern dramatiſchen Gedichten gab er eine Anzahl von Trinkliedern (couplets bachiques), welche ſehr munter und geiſtreich ſind, heraus. Saurin, der in ſeiner Jugend äußerſt muthwillig war, behielt im reifern Alter eine angenehme Lebhaftigkeit, wodurch er Zugang in den beſten Geſellſchaften von Paris hatte. Er war vertrauter Freund von Voltaire, Montesquieu und Helvetius. Letzterer gab ihm eine Penſion von 100 Thalern, und machte ihm ein Hochzeitgeſchenk mit einer Summe, deren Zinſen ſich ſo hoch wie jene Penſion beliefen. Er war Mitglied der franzöſiſchen Akademie, und ſtarb 1781 im vollen Beſitz ſeiner Geiſtes-

kräfte. Unter dem Titel: Théâtre de Saurin 2 Vol. 8., kamen ſeine dramatiſchen Arbeiten 1783 zu Paris heraus, und mehreren Ausgaben der letztern ſind die erwähnten Trinklieder beigefügt. N. P.

Sauſſure (Horace Benoit de), ein berühmter Naturforſcher, geboren 1740 zu Genf, war der Sohn Nicolas de Sauſſure's, der als Schriftſteller durch ſeine Werke über den Ackerbau bekannt iſt, und Mitglied des Raths der Zweihundert zu Genf war. Durch den Umgang mit ſeinem Vater und andern dort wohnenden Naturforſchern ward in dem Jüngling zuerſt die Liebe für dieſe Wiſſenſchaft erregt, worin er ſo ſchnelle Fortſchritte machte, daß er ſchon im 22. Jahre die Profeſſur der Philoſophie in ſeiner Vaterſtadt erhielt, welche er 25 Jahre lang mit großem Ruhme bekleidete. Die Zeit welche ſein Amt ihm übrig ließ, verwandte er auf Reiſen. Er beſuchte zweimal Frankreich, einmal um die vulkaniſchen Gebirge in Viennois, Forez und Auvergne zu unterſuchen; das anderemal um ſich über Montgolfiers aëroſtatiſche Maſchine zu belehren. Auch Holland und England bereiſ'te er, und ward in dem letztern Lande mit Franklin bekannt. Der Bau und die Höhe der Berge machten zwei Lieblingsgegenſtände ſeiner Nachforſchungen aus. Als er in Italien reiſ'te, unterſuchte er die Eiſenminen auf Elba ſehr genau, beſtieg mit Sir William Hamilton den Veſuv, und maß die Höhe des Ätna. Die Kräuterkunde liebte er gleichfalls ſehr, und entdeckte mehrere Gattungen von Moſen. In einem Briefwechſel mit Spallanzani bewies er, daß die Infuſionsthierchen, ſo wie die Polypen, ſich wiedererzeugen. Auch zeigte er eine große Geſchicklichkeit in Erfindung neuer Inſtrumente zu naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, z. B. eines Elektrometers, eines Hygrometers, Heliothermometers und anderer. Am berühmteſten ward indeſſen de Sauſſure's Name durch ſeine Erforſchungen der Gebirge. Er beſuchte, wie ſchon einige Engländer vor ihm gethan hatten, die Eisberge von Chamouny und machte alle Jahre Reiſen nach den Alpen, die er 1779 ſchon 14mal von 8 verſchiedenen Seiten beſtiegen hatte. 1787 beſtieg er auch den Gipfel des Montblanc, und maß nach barometriſchen Beobachtungen ſeine Höhe. Wegen ſeiner zahlreichen, vortrefflichen Schriften wurde er von den berühmteſten gelehrten Geſellſchaften als Mitglied aufgenommen; die vornehmſten und geiſtreichſten Reiſenden, welche nach Genf kamen, beſuchten ihn, um ſich von ihm belehren zu laſſen, und ſein an Naturſeltenheiten reiches Cabinet zu ſehen. Er ſtiftete an ſeinem Wohnorte, wo er einer allgemeinen Verehrung genoß, eine Geſellſchaft der Künſte, deren Präſident er bis an ſeinen Tod blieb, und die ſich um den Flor der Fabriken daſelbſt höchſt verdient machte, ſo wie er überhaupt auf alle Weiſe bemüht war, das allgemeine Wohl zu befördern. Als Genf mit der franzöſiſchen Republik vereinigt worden, ward de Sauſſure zum Deputirten bei der Nationalverſammlung ernannt. Aber dieſe Staatsumwälzung beraubte ihn größtentheils ſeines Vermögens und ſeiner Gemüthsruhe. Er erlag dem Unglück und ſtarb im Januar 1798 im 58. Jahre ſeines Alters. Unter den zahlreichen Schriften dieſes Gelehrten zeichnen ſich ſeine Essais sur l'Hygromètre 1783, 4. durch eine Fülle neuer und richtiger Bemerkungen in meteorologiſcher Hinſicht, und ſeine Voyages dans les Alpes 4 Vol. 4. 1779 — 96 beſonders aus. Das erſtere Werk iſt ins Deutſche von J. D. Titius, Leipzig 1784, das andre von J. S. Wyttenbach ebendaſ. 1781 bis 1788 überſetzt erſchienen.

Sauvegarde, ſ. Salvegarde.

Savary (René), Herzog von Rovigo, vormals Diviſions-General und General-Adjutant Napoleons, Großkreuz der Ehrenlegion, Polizei-Miniſter, erſter Inſpecteur der Gendarmerie, Pair von Frankreich ꝛc., iſt 1774 in D. Marc in der Champagne geboren. Sein Vater war Schloßhauptmann zu Sedan. Seit 1789 widmete er ſich den Waffen, ward Capitän, dann Adjutant bei den Generalen Ferino und Deſaix bei der Rheinarmee. Er zeichnete ſich 1796 in der Schlacht von Friedberg, vor Augsburg, unter Moreau, und im Jahre 1797 bei dem Übergange über den Rhein unterhalb Straßburg aus. Mit Deſaix ging er nach Ägypten und war an ſeiner Seite, als er bei Marengo fiel. Er meldete Deſaix Tod dem General Buonaparte, der ihn ſogleich zu ſich nahm, ihn ſchnell bis zum Diviſions-General und erſten Inſpecteur der Gendarmerie avancirte, und ihm mit ſeiner geheimen Polizei (Contrepolice) beauftragte. Im März 1804 wurde er bei Entdeckung der Verſchwörung von Georges und Pichegru nach der Weſtküſte geſandt, um die Polizeimaßregeln zu leiten. Vor der Schlacht von Auſterlitz ward er als Unterhändler in das öſterreichiſch-ruſſiſche Lager geſchickt. Die Feldzüge von 1806 bis 1807 machte er mit Auszeichnung mit, nahm Hameln und Nienburg, und that ſich bei Heilsberg, Friedland (wo er zum Herzog vou Rovigo ernannt wurde), ſo wie 1809 bei Eckmühl hervor. Im J. 1808 erhielt er eine Miſſion nach Spanien, und ſeine ränkevolle Gewandtheit half vorzüglich das Netz zuſammenziehen, in welchem Ferdinand VII. gefangen wurde. Kurz darauf war er einige Zeit lang Commandant von Madrid. Den 3. Juni 1810 übertrug ihm Napoleon an Fouché's Stelle das Miniſterium der allgemeinen Polizei, und fand in ihm das lenkſamſte und thätigſte Werkzeug der Tyrannei. Nur die Maletſche Verſchwörung entging ſeiner Aufmerkſamkeit und es hätte wenig gefehlt, daß er nicht ſelbſt das Opfer derſelben geworden wäre. Denn er wurde am 23. Oct. 1812 früh Morgens von den verſchwornen Generalen Lahorie und Guidel im Bett arretirt und nach dem Gefängniß la Force gebracht. Die mitverſchwornen Soldaten wollten ihn tödten und nur Lahorie's Verwendung rettete ihn. Napoleon entzog ihm, wie man erwartet hatte, ſein Vertrauen nicht, wogegen Savary bei den nun eintretenden Unglücksfällen ſeines Herrn getreueſter Anhänger blieb. Bei der erſten Einnahme von Paris folgte er Marie Luiſen nach Blois und Orleans. Er trat darauf ins Privatleben zurück. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba wurde ihm jedoch das Polizeiminiſterium nicht zugetheilt, ſondern er nur zum General-Inſpector der Gendarmerie und zum Pair, ernannt welche Stelle er aber erſt den 25. März annahm. Nach der zweiten Abdankung Napoleons wollte Savary ſein Schickſal theilen. Er begleitete ihn an Bord des Bellerophon, allein man verweigerte ihm die Erlaubniß, nach St. Helena zu folgen. Er ward mit dem General Lallemand nach Malta gebracht und in das Fort Lavalette eingeſperrt; allein man erleichterte ihnen ihre Entweichung im April 1816. Savary floh nach Smyrna, wo er an den Herzog von Feltre ſchrieb, um mit ſeiner Vertheidigung gehört zu werden. Darum begab er ſich im Mai 1817 nach Trieſt unter einem andern Namen, wurde aber entdeckt und nach Grätz geführt, wo er unter polizeilicher Aufſicht lebte, bis er im Juni 1818 wieder nach Smyrna ging. In der Zwiſchenzeit war er in contumaciam zu Paris von einer Militär-Commiſſion zum Tode verurtheilt worden. Nach einem Streite mit dem franz. Seeoffizier Desflottes verließ er Smyrna und begab ſich im Juni 1819 nach London, von wo er im December ohne Paß (den man ihm verweigert hatte) über

Oſtende und Brüſſel nach Paris ging und ſich als Gefangenen vor Gericht ſtellte. Das Kriegsgericht erklärte ihn den 27. Dec. einmüthig für unſchuldig. Seitdem lebt er in Frankreich als Privatmann. Die ihm beigelegten 1818 erſchienenen Mémoires ſind unecht.

Savonarola (Geronimo), ein durch ſein bewundernswürdiges Rednertalent und ſein trauriges Ende berühmter Mann, wurde 1452 zu Ferrara geboren. Er war der Enkel eines vorzüglichen Arztes, und wurde gleichfalls zur Arzneiwiſſenſchaft beſtimmt. Schwärmerei bewog ihn aber, in einem Alter von 14 Jahren das väterliche Haus heimlich zu verlaſſen, und Dominicaner zu werden. Einige Jahre ſpäter beſtieg er zu Florenz die Kanzel, aber mit ſo unglücklichem Erfolge, daß er beſchloß, ſich nicht wieder als geiſtlichen Redner hören zu laſſen. Darauf lehrte er längere Zeit Metaphyſik und Phyſik zu Bologna. Der Ruf, den ihm hier ſeine Gelehrſamkeit und Talente erwarben, veranlaßte den Lorenzo von Medici, ihn nach Florenz zurückzurufen. Nun fing er wieder an zu predigen, und mit einem ſo außerordentlichen Beifall, daß die Kirche die Zuhörer nicht faſſen konnte. Durch den Anſchein einer vorzüglichen Heiligkeit, und durch ſeine hinreißenden Reden erlangte er einen wundervollen Einfluß auf die Gemüther der Florentiner. Dadurch wurde er dreiſt gemacht, einen prophetiſchen Ton anzunehmen, und begann nun öffentlich und ſtark auf eine Kirchenverbeſſerung zu dringen, und über Italiens Unglück zu eifern. Der große Haufe in Italien betrachtete ihn als einen von Gott Begeiſterten; Einige verlachten ihn als einen Fanatiker, und Andere verwünſchten ihn als einen Betrüger. Bald aber fing er auch an, ſich von ſeinem Beſchützer Lorenzo loszuſagen, deſſen Charakter anzuſchwärzen, und ſeinen Sturz zu prophezeien. Als Prior von St. Marcus wollte er jenem Oberhaupte der Republik den herkömmlichen Beſuch nicht abſtatten, und als Lorenzo ſich zu ihm nach St. Marcus begab, ließ er ſich verläugnen. Lorenzo war oft veranlaßt, ſtrenge Maßregeln gegen dieſen Geiſtlichen zu nehmen, allein entweder ſeine natürliche Gutmüthigkeit, oder eine geheime Ehrfurcht für ſeinen Charakter ließen ihn die Feindſeligkeit geduldig ertragen. Als Lorenzo auf dem Todbette lag (1492), wurde der Mönch zu ihm gelaſſen, und ſprach zu dem Sterbenden mit der Würde ſeines Amts. Nach dem Tode Lorenzo's und der Vertreibung ſeines Sohnes Peter nahm Savonarola den thätigſten Antheil an den Staatsangelegenheiten von Florenz. Er ſtellte ſich an die Spitze derjenigen, die eine mehr demokratiſche Verfaſſung wünſchten, betheuerte, Gott habe ihn bevollmächtigt zu erklären, daß den Bürgern die geſetzgebende Gewalt zukomme; daß er ſelbſt der Abgeſandte der Florentiner an den Himmel geweſen ſei, und daß Chriſtus eingewilligt habe, ihr eigenthümlicher König zu ſein. Dem gemäß legten die neuerdings gewählten Magiſtratsperſonen ihre Ämter nieder, und die geſetzgebende Gewalt wurde einem Bürgerrath übergeben, der zur Beſorgung dieſer Geſchäfte aus ſeinem Mittel einen engern Ausſchuß erwählte. Indeſſen herrſchten Uneinigkeiten in dem neuen Freiſtaate; die ariſtokratiſche und die demokratiſche Partei haßten und verfolgten einander; die erſtere beſtand aus den Freunden der alten und den Feinden der neuen Verfaſſung; die demokratiſche aber aus den andächtigen Bewunderern des Mönchs. Doch genügte es dem Feuereifer Savonarola's nicht, den florentiniſchen Staat umzuwälzen, auch den Mißbräuchen des römiſchen Hofes und dem ungeregelten Lebenswandel ſeiner Amtsbrüder hatte er eine Reform zugedacht. An Urſachen zur Unzufriedenheit über Beides konnte es ihm während des Papſtes Alexanders Regierung nicht fehlen. Er ſchrieb,

nach dem Bericht ſeiner Lobredner, an die chriſtlichen Fürſten, verſicherte ſie, daß die Kirche zu Grunde gehe, und daß es ihre Pflicht ſei, eine Kirchenverſammlung zuſammenzurufen, in welcher er ſelbſt darthun wollte, daß die Kirche ohne Haupt, und der damalige Papſt kein wahrer Biſchof, nicht einmal des Titels und eben ſo wenig des Namens eines Chriſten werth wäre. Alexander excommunicirte den Prior. Die Bannbulle wurde in der Kathedralkirche zu Florenz verleſen, aber Savonarola trotzte dem vaticaniſchen Donner, und predigte fort. Ja ſein Einfluß ſtieg noch höher, da Peters von Medici Verſuch, die alte Würde ſeines Hauſes wieder zu erlangen, fehlgeſchlagen, und die Theilnehmer deſſelben größtentheils umgekommen waren. Indeſſen entſtand wider ihn eine andere Gegenpartei. Durch ſeine Neuerungen zu St. Marcus und in andern Klöſtern hatte er ſich unter den Mönchen, beſonders den Franciscanern von der ſtrengen Obſervanz, viele Feinde gemacht, die jetzt von der Kanzel gegen ihn als einen Ketzer und Excommunicirten eiferten. Um ſeine Sache zu vertheidigen, bewog er einen Mönch ſeines Kloſters, Fra Domenico da Pescia, ihm beizuſtehen, welcher in fanatiſchem Eifer ſich erbot, um die Wahrheit der Lehren ſeines Meiſters zu beweiſen, dafür durchs Feuer zu gehen, wenn einer von der Gegenpartei für deren Meinung daſſelbe thun wollte. Die Herausfoderung wurde von einem Franciscanermönch angenommen. Savonarola mit ſeinem Streiter an der Spitze eines zahlreichen Zuges ſtimmte den Pſalm an: der Herr erhebe ſich und zerſtreue ſeine Feinde. Der Franciscaner kam. Das Feuer wurde angezündet, und Savonarola, welcher merkte, daß der Gegentheil nicht zu ſchrecken ſei, that den Vorſchlag, daß Domenico eine Hoſtie mit ſich ins Feuer nehmen ſollte. Dies wurde von dem ganzen Haufen als eine verdammliche Gotteslåſterung ausgerufen, und da Domenico dennoch auf der Foderung beſtand, ſo entging er glücklich dem Gottesurtheil, dem er ſich unterworfen hatte. Für Savonarola's Credit hingegen war dies von ſchlimmen Folgen. Das Volk beſchimpfte ihn, und nach einem harten Kampf wurde er mit Domenico und einem andern Mönch ins Gefängniß geſchleppt. Eine Verſammlung von Geiſtlichen hielt unter der Leitung zweier päpſtlichen Abgeordneten Gericht über ihn. Anfangs ſetzten die Entſchloſſenheit und Beredſamkeit Savonarola's ſeine Richter in Verlegenheit. Als aber die Tortur angewandt wurde, bekannte er, daß er ſich betrügeriſcher Weiſe das Anſehen einer übernatürlichen Gewalt gegeben habe. Nun ward er nebſt ſeinen Theilnehmern verurtheilt, erſt ſtrangulirt und dann verbrannt zu werden, welches auch den 24. Mai 1498 vor einer unzählbaren Menge von Zuſchauern geſchah, von denen einige ihn nach ſeinem Tode als Märtyrer und Heiligen prieſen, die andern ihn als einen Heuchler und Verführer verwünſchten. Dies war das Leben und der Tod dieſes außerordentlichen Mannes, über welchen die Meinungen von jeher ſehr verſchieden waren, und vielleicht nie werden vereinigt werden. Außer ſeinen Briefen hat er eine Abhandlung gegen die Aſtrologie, und mehrere philoſophiſche und aſcetiſche Schriften geſchrieben. Seinen Predigten (Prediche, Firenze 1496) fehlt es freilich an den nöthigen Eigenſchaften gut geordneter Reden; aber ſie ſind auch wiederum reich an kräftigen, Herz und Geiſt erhebenden Stellen, und laſſen uns vermuthen, daß er beſſer war, als ſeine Biographien ihn ſchildern, vielleicht weit beſſer als wir ſelbſt, von jenen geleitet, ihn darſtellen konnten.

Savoyen, ein zur ſardiniſchen Monarchie gehöriges Herzogthum (ſ. d. Art. **Sardiniſche Monarchie**), welches an Helvetien, Pie-

mont und Frankreich grenzt. Es enthält 180 □M. und über 400,000 Einw. Der größte Theil iſt mit hohen Alpen und Waldungen bedeckt, zwiſchen welchen ſich ſchmale Thäler hinziehen. Die cottiſchen und penniniſchen Alpen gehören zum Theil hieher, und die grajiſchen Alpen ſcheiden Savoyen von Piemont. Der höchſte Berg Europens, der Montblanc, liegt in Savoyen und erhebt ſich 14,676 Fuß hoch. Auch der Iſeran, der kleine St. Bernhard, der Mont-Cenis, über welchen eine Kunſtſtraße aus Savoyen nach Piemont führt, befinden ſich in dieſem Lande. Viele von dieſen ſavoyiſchen Gebirgen ſind mit ewigem Eis und Schnee bedeckt. Das Land wird vorzüglich von der Rhone, als Grenzfluß, der Iſere, Arve und Arc bewäſſert. Von dem Genferſee gehört ein Theil hieher. Kleinere Seen ſind der See bei Bourget und bei Annecy. Bei dem See von Bourget iſt die ſogenannte Wunderquelle, eine intermittirende Quelle, deren Waſſer von 20 Minuten bis gegen 3 Stunden ausbleibt. Das Klima iſt im Ganzen veränderlich, und oft in einem Tage von der ſtrengſten Kälte zur Hitze übergehend. Oft grünt und blühet alles in den Thälern, wenn die Gipfel der Berge noch mit Eis und Schnee bedeckt ſind. Der Boden iſt meiſtens ſteinig und wenig fruchtbar; da wo er urbar gemacht werden kann, bringt er Getreide, doch nicht hinlänglich, Wein, Hanf, Flachs, Kartoffeln, Obſt und Kaſtanien hervor. Auch ſind die Waldungen anſehnlich, und der Wieswachs gut, daher eine ſtarke Viehzucht getrieben wird. Auf den Gebirgen giebt es Wild, auch Murmelthiere, Gemſen und Steinböcke. Das Mineralreich liefert Silber, Kupfer, Blei, Eiſen, Steinkohlen, Mühlſteine, Marmor, Serpentinſtein und Salz. Die Einwohner (man nennt ſie Savoyarden) reden theils die italieniſche, theils die franzöſiſche Sprache. Sie ſind wegen ihrer Treue, Biederkeit, Arbeitſamkeit und Armuth bekannt. Ungeachtet ihres Fleißes nährt ſie der undankbare Boden ihres Landes nicht; daher ſind ſie gezwungen, in andere Länder auszuwandern, von da ſie mit ihrem Erwerb ſtets wieder in ihr Vaterland zurückkehren. Die Hauptſtadt des Landes heißt Chambery (ſ. d. A.). Savoyen gehörte in den älteſten Zeiten zu Gallien, und die Allobroger hatten hier ihren Sitz. Unter die Herrſchaft der Römer ſtand es bis 400; dann gehörte es bis zu 530 zu Burgund, zu Frankreich bis 879, zum arelatiſchen Königreiche bis 1000, wo es ein Graf Beroald erhielt, und im J. 1416 wurde es zum Herzogthum erhoben. Herzog Victor Amadeus erhielt 1718 Sardinien und die Königswürde, ſeit welcher Zeit es einen Theil des ſardiniſchen Staates ausmachte. 1792 wurde es von den Franzoſen erobert und Frankreich unter dem Namen des Departements Mont-Blanc einverleibt. Durch den erſten pariſer Frieden 1814 kam ein Theil und 1815 durch den zweiten pariſer Frieden das ganze Land wieder an den König von Sardinien. Jetzt iſt es in folgende neun Provinzen eingetheilt: eigentliches Savoyen, Chablais, Carouge, Faucigny, Genevois, Oberſavoyen, Maurienne, Rumilly und Tarantais.

Say (J. B.), einer der ausgezeichnetſten Schriftſteller Frankreichs im Fache der National-Ökonomie, iſt 1767 in Lyon geboren. Er machte ſich in der literariſchen Welt zuerſt als Mitarbeiter an der Décade philosophique bekannt. Später wurde er ins Tribunat gewählt, aber von Buonaparte ausgeſtoßen. Hiedurch gekränkt, ſchlug er andere Stellen, die ihm von Buonaparte angeboten wurden, aus, und lebte ganz ſeiner Wiſſenſchaft. Sein wichtigſtes Werk darin iſt ſein

Traité d'Economie politique (3. Aufl. 1817), das faſt in alle europäiſche Sprachen überſetzt worden iſt.

Sayn und Witgenſtein. Die Grafſchaft Sayn, im Weſterwalde, ehemals von Berg, Naſſau und Wied eingeſchloſſen, beſtand aus zwei Theilen: Sayn-Hachenburg und Sayn-Altenkirchen; beide gegen 25 QM. mit 32,000 Einw. und 180,000 Gl. Einkünften. Sayn-Hachenburg gehört jetzt zum Herzogthum Naſſau, und S. Altenkirchen (Kreisſtadt und Schloß im Regierungsbezirk Coblenz) zur preußiſchen Provinz Niederrhein. Die ehemalige Reichsgrafſchaft Sayn hatte bis 1246 eigene Grafen zu Sayn; in dieſem Jahre fiel ſie an des letzten Grafen Schweſter, Adelheid, vermählte Gräfin von Sponheim. Von ihren Nachkommen erhielt Gottfried, vermählt mit der Erbgräfin von Homburg an der Mark, die Grafſchaft Sayn und ward der Stammvater aller nachherigen Grafen von Sayn. Seine Söhne ſtifteten 1294 zwei Linien: Johann die ältere oder Johanniſche, welcher die Grafſchaft Sayn; Engelbert die jüngere oder Engelbertiſche, welcher die Grafſchaft Homburg und Valenbar zufielen. Des letzten Enkel, Salentin, vermählt mit der Erbgräfin von Witgenſtein, wurde dadurch der Stammvater der jetzigen Grafen und Fürſten von Witgenſtein, die deßhalb, ohne die Grafſchaft Sayn je beſeſſen zu haben, ſich Sayn und Witgenſtein nennen. Zwar ſtarb 1606 die Johanniſche Linie aus, und Sayn kam durch Heirath an Wilhelm III., Grafen zu Witgenſtein; allein ſein Vater Ludwig der Ältere (ſt. 1607) theilte ſämmtliche Beſitzungen unter ſeine 3 Söhne, welche dadurch die Stifter der drei Linien des Hauſes Sayn und Witgenſtein wurden; der älteſte, Georg, ſtiftete nämlich die Linie Sayn-Witgenſtein-Berleburg, der zweite, Wilhelm III., bekam Sayn, und ſtiftete Sayn-Witgenſtein-Sayn; der dritte, Ludwig, erhielt Witgenſtein, und ſtiftete Sayn-Witgenſtein-Witgenſtein. Als aber Wilhelms III. Sohn erſter Ehe, Ernſt, nur zwei Töchter hinterließ, ſo theilten dieſe 1682 die Grafſchaft Sayn in S. Hachenburg und S. Altenkirchen, mit Ausſchluß eines Sohnes Wilhelms III. zweiter Ehe. Den darüber erhobenen Rechtsſtreit entſchied der Reichsdeputationsreceß v. 1803. Das Haus Witgenſtein gelangte nicht wieder zum Beſitz der Grafſchaft Sayn, welche jetzt theils zum Geſammtgute des Hauſes Naſſau, theils zu Preußen gehörte. An Naſſau-Weilburg fiel nämlich durch Erbrecht 1799 der ſonſt burggräflich von Kirchbergſche Antheil: S. Hachenburg; an Naſſau-Uſingen kam 1802 nach verſchiedenem Wechſel der Beſitzer, S. Altenkirchen, dafür trat Naſſau-Uſingen die Herrſchaft Lahr an Baden ab; Baden und Naſſau aber zahlten an das Haus Witgenſtein ein Capital von 300,000 Gl. und wieſen ihm überdies eine Jahrrente von 12,000 Gl. an. Endlich trat Naſſau 1815 S. Altenkirchen an Preußen ab. Die Beſitzungen des fürſtlichen Hauſes Witgenſtein, zuſammen 13 QM. mit 16,800 Einw., ſind ſeit 1806 mediatiſirt, geben 180,000 Fl. jährliche Einkünfte und liegen in dem Regierungsbezirke Arensberg der preuß. Provinz Weſtphalen; doch liegt noch ein Theil der mediatiſirten fürſtl. Witgenſteiniſchen Herrſchaft Vallendar unter naſſauiſcher Hoheit. Das fürſtl. Haus Witgenſtein theilt ſich jetzt in zwei Linien: 1. Sayn-Witgenſtein-Berleburg, mit 3 Äſten. Der ältere erhielt 1792 die fürſtliche Würde. Der jetzige Fürſt Albrecht (geb. 1777) iſt reformirt, und reſidirt zu Berleburg (Schloß und Stadt mit 1950 Einwohnern.) Hier ward die berleburger Bibel mit myſti-

ſcher Auslegung gedruckt. Das ganze Ländchen hat 8000 Bewohner, und vor Kurzem mehrere anſäſſige Familien durch Auswanderung nach Nordamerika verloren. Die beiden andern Äſte ſind gräflich, und führen die Namen Carlsburg und Ludwigsburg. 2. Sayn-Witgenſtein-Witgenſtein, welche 1801 die fürſtliche Würde erhielt. Der jetzige Fürſt von Witgenſtein, Friedrich Carl (geb. 1766), iſt lutheriſch, reſidirt zu Witgenſtein, einem Bergſchloſſe an der Lahn bei der Stadt Laaſphe. Sein Bruder, Fürſt Wilhelm, königl. preuß. Oberkammerherr und bis 1819 Staatspolizei-Miniſter, wurde 1804 zum Mitregenten erklärt. K.

Sbirren hießen ſonſt in Italien gewiſſe Juſtiz- oder Polizeidiener, welche unter einem gewiſſen Anführer, Barigello genannt, militäriſch organiſirt waren, aber durch eine Verfügung der außerordentlichen Conſulta 1809 aufgehoben wurden.

Scabin, scabinus, ſ. Schöppe.

Scala, ſ. Tonleiter.

Scaliger (Julius Cäſar). Die Geſchichte dieſes berühmten Gelehrten iſt durch ſeine eigne Eitelkeit in Dunkel gehüllt, da er hinſichtlich ſeiner Herkunft Behauptungen aufſtellte, die jetzt allgemein als Betrug anerkannt werden. Zufolge ſeiner Erdichtung, ſo wie ſie in dem von ſeinem Sohne Joſeph herausgegebenen Briefe über den Glanz und das Alterthum des Scaligeriſchen Geſchlechts (Epistola de splendore ac vetustate gentis Scaligeri) enthalten iſt, war er ein Abkömmling des berühmten Hauſes der Scaliger, Fürſten von Verona, und, 1484 auf dem Schloſſe Riva am Guarda-See geboren, wurde nachher Page beim Kaiſer Maximilian, dem er 17 Jahre in Krieg und Frieden diente, erhielt ſodann einen Jahrgehalt vom Herzoge von Ferrara, ſtudirte zu Bologna, befehligte unter dem franzöſiſchen Vicekönig eine Schwadron Cavallerie, legte ſich auf das Studium der Naturlehre, und begleitete 1525 den Biſchof von Agen (in Frankreich), welcher aus dem Hauſe Rovere war, nach ſeiner Diöceſe, wo er ſich wohnhaft niederließ. Dieſe Erzählung erhielt bei mehreren Gelehrten, unter denen auch de Thou, der Freund und Bewunderer ſeines Sohnes Joſeph war, Glauben; aber ſie wurde auch ſchon zu ſeiner Zeit von Sciappius, Niphus und Andern lächerlich gemacht, und allgemein als ganz oder größtentheils erdichtet angeſehen. Nach Tiraboſchi's Angabe iſt die richtigſte Nachricht die, daß Scaliger der Sohn Benedetto Bordone's, eines gebornen Paduaners, war, der zu Venedig die Kunſt eines Illuminirers betrieb, und entweder von dem Zeichen ſeiner Werkſtätte oder dem Diſtrict, worin ſie belegen war, den Beinamen della Scala erhalten hatte; daß er bis zu ſeinem 42. Jahre zu Venedig oder Padua in Dunkelheit lebte, ſich mit dem Studium und der Ausübung der Arzneikunde beſchäftigte, und unter dem Namen Guilio Bordone einige Schriften herausgab; und daß entweder ein Verſprechen oder die Hoffnung, ſeine Umſtände zu verbeſſern, ihn nach Agen zog, wo er ſeine übrigen Tage verlebte. 1528 ſcheint er noch nicht Willens geweſen zu ſein, ſich für einen Abkömmling jenes fürſtlichen Geſchlechts auszugeben, da er von Franz I. ſich ein Naturaliſationspatent unter dem Namen: Julius Cäſar della Scala de Bordone, Doctor der Phyſik, aus Verona in Italien gebürtig, auswirkte. Indeſſen muß er zu Agen mit einiger Auszeichnung erſchienen ſein, indem er Andietta de Roques, ein junges Frauenzimmer aus einer adeligen und wohlhabenden Familie, 1520 zur

Gattin erhielt. Von dieſer Zeit an begann er öffentlich ſeine fürſtliche Herkunft zu verſichern, ohne jedoch darin durch irgend ein authentiſches Actenſtück, oder das Anerkenntniß eines Fürſten aus dem veroneſiſchen Hauſe unterſtützt zu werden. Rühmlicher machte er ſeinen Namen durch mehrere Schriften, welche ihm einen hohen Platz unter den Gelehrten ſeiner Zeit erwarben, bekannt, obgleich die prahleriſche Anmaßung, welche in ſeinen Werken herrſchte, ihm viele Feinde zuzog. Durch fortgeſetzte Ausübung der Naturkunde erwarb er beträchtliche Reichthümer, und nach den Erzählungen ſeines Sohnes ſcheint ſein Haus einer großen Menge von Beſuchenden jedes Ranges offen geweſen zu ſein, und er einen ehrenvollen Platz in der Geſellſchaft behauptet zu haben. Durch die Freimüthigkeit ſeiner Schriften machte er ſeine Rechtgläubigkeit verdächtig. Er ſtarb jedoch als guter Katholik 1558 im 75. Lebensjahre. Julius Cäſar Scaliger war gewiß ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten; und obgleich er zu den Spätgelehrten gerechnet wird (wahrſcheinlich, weil er ſeine jüngern Jahre an Höfen und in Feldlagern zubrachte), ſo haben doch nur wenige eine höhere Stufe in wiſſenſchaftlicher Rückſicht erſtiegen. Er hatte ein ſtarkes Gedächtniß und einen lebhaften Verſtand; er dachte frei, wenn auch nicht immer folgerecht. Rückſichtlich ſeiner ſittlichen Eigenſchaften wird ſeine große Wahrheitsliebe beſonders von ſeinem Sohne geprieſen, doch mußte dabei ſeine Eitelkeit nicht ins Spiel kommen. Von ſeinen phyſiſchen und naturhiſtoriſchen Werken bemerken wir: Exercitationum exotericarum Libr. XV; De Subtilitate ad Cardanum Par. 1557, 4. Hannov. 1634, 8.; — Commentarien zum Hippokrates de Insomniis; desgleichen ein Werk über Theophraſtus und Ariſtoteles von den Pflanzen, und über die Naturgeſchichte der Thiere von dem letztern Schriftſteller mit einer Überſetzung. Als Philolog gab er zwei Orationen gegen den Ciceronianus des Erasmus heraus, worin er dieſen mit vieler Bitterkeit behandelt, ſo wie auch ein vorzügliches Werk über die lateiniſche Sprache, betitelt: De causis linguae latinae Libri XVIII. Lugd. 1540, 4. Genev. 1580, 8., welches als das erſte, nicht nach einer pedantiſchen, ſondern philoſophiſchen Methode abgefaßte Werk über dieſen Gegenſtand betrachtet wird, jedoch manche unnütze und übertriebene Subtilität enthält. Sein Buch: De arte poetica Libr. VIII, 1565, in Fol. Lugd. Batav. 1691, 8. erwarb ihm großen Ruhm, und war ohne Zweifel das gelehrteſte Werk der Art, welches bis dahin erſchienen war; obgleich er mehr grammatikaliſche Kenntniß, als wahre dichteriſche Kritik darin zeigte. Seine eigenen Gedichte ſind nichts weniger als vortrefflich und ſeine Briefe oft dunkel und ſchwülſtig. Im Ganzen genommen ſtimmen die neuern Kritiker nicht mehr in die Lobſprüche ein, welche Lipſius, Caſaubon, Voſſius und Andere ihm ertheilt haben. N. P.

Scaliger (Joſeph Juſtus), der Sohn des Vorigen, als Chronolog und Philolog berühmt, war 1540 zu Agen geboren. Im elften Jahre ſeines Alters wurde er nach Bordeaux geſandt, wo er mehrere Jahre lang die lateiniſche Sprache ſtudirte. Die Peſt nöthigte ihn zur Rückkehr zu ſeinem Vater, der ihn jeden Tag eine lateiniſche Rede über irgend einen von ihm gewählten Gegenſtand halten ließ, wodurch er bald mit dieſer Sprache aufs gründlichſte bekannt wurde. Nach dem Tode ſeines Vaters ging er, 19 Jahr alt, nach Paris, wo er ſich beſonders der griechiſchen Sprache widmete. Er verſchloß ſich in ſeinem Zimmer, und las den Homer und die übrigen griechiſchen Dichter mit ſolchem Eifer, daß er in vier Monaten ſie ſämmtlich durchge-

leſen hatte. Als er in der griechiſchen Sprache ſich vervollkommnet hatte, ſtudirte er für ſich ſelbſt auch die hebräiſche, und übte ſich zugleich in poetiſchen Aufſätzen in den claſſiſchen Sprachen und ſammelte einen großen Schatz von Bemerkungen über die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, welche nachher die Grundlage ſeiner philologiſchen Arbeiten wurden. Es ſcheint, daß er lange Zeit ein unſtetes Leben, von dem wir keine genauen Nachrichten beſitzen, geführt habe. Durch ſeinen Übertritt zur proteſtantiſchen Kirche ward ohne Zweifel ſeine Anſtellung in Frankreich verhindert. Endlich erhielt er einen Ruf als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften nach Leyden, wohin er 1593 abging, und wo er ſeine übrige Lebenszeit blieb. Er beſaß ganz den Charakter eines Gelehrten, der, in ſeinen Büchern vertieft, auf die menſchlichen Angelegenheiten nicht achtet, ſo daß er beinahe in Dürftigkeit lebte; doch ſchlug er mehreremale Geldgeſchenke von vornehmen Perſonen, die ſeine Talente und ſeine Gelehrſamkeit achteten, aus. Auch war er nie verheirathet. In Rückſicht des Stolzes und der Anmaßung ſtand er ſeinem Vater wenig nach, und durch ſeinen Brief an Douſa über den Glanz der Scaligerſchen Familie (ſ. den vorigen Artikel) bemühte er ſich, das Mährchen von ſeiner fürſtlichen Herkunft zu bekräftigen. Kein Gelehrter war gegen ſeine Widerſacher ſtärker in wegwerfenden, verächtlichen Redensarten, deren er ſich durch ſeine ausgebreitete Wort- und Sprachkenntniß einen unerſchöpflichen Schatz erworben hatte. Er wurde indeſſen zu den literariſchen Heroen jenes Zeitalters gerechnet, und zu Leyden, wo er 1609 an der Waſſerſucht ſtarb, mit außerordentlicher Achtung behandelt. Joſeph Scaliger war übrigens ein Mann von überaus großer Gelehrſamkeit, und den Wiſſenſchaften ſo eifrig ergeben, daß er manchen Tag ohne zu eſſen in ſeinem Arbeitszimmer zubrachte. Er rühmte ſich, dreizehn Sprachen zu verſtehen, aber ohne Zweifel war ſeine Kenntniß von mehrern derſelben nur unvollkommen. In ſeinen Urtheilen über Schriftſteller war er noch abſprechender, als ſein Vater, und ſchonte ſelbſt die Heiligen und Kirchenväter nicht, weßhalb er von den Katholiken ſehr getadelt wurde. Von ſeinen zahlreichen Werken iſt ſein Buch: De emendatione temporum, zuerſt Paris 1583 in Fol. (in der beſten Ausgabe zu Genf 1609) eines der wichtigſten. In dieſem ſehr gelehrten Werke ſtellte er zuerſt ein vollſtändiges, nach beſtimmten Grundſätzen geordnetes Syſtem der Chronologie auf, und verdient hierdurch, ſo wie durch ſeine Auffindung der Julianiſchen Periode, den Namen des Urhebers jener Wiſſenſchaft. Manche Irrthümer, die von **Petau** und Andern aufgedeckt wurden, verbeſſerte er in einem folgenden Werke: Thesaurus temporum, complectens Eusebii Pamphili chronicon, cum isagogicis chronologiae canonibus. Amst. 1658. 2. Vol. fol. Von ſeinen übrigen Werken führen wir noch ſeine Annotationen zu Seneca's Tragödien, zum Varro, Auſonius, Feſtus blos beiläufig an, und bemerken, daß er als Commentator ſich in zu viele Subtilitäten einließ, oft einen verborgenen Sinn auf eine erzwungene Weiſe entdecken wollte, und zu kühn in Veränderungen der Worte verfuhr. Seine Poemata haben keinen dichteriſchen Werth. Gehaltvoller hingegen ſind ſeine Epistolae, Lugd. Bat. 1627, 8. Im Ganzen hatte Joſeph Scaliger weniger Genie, als ſein Vater, aber er beſaß mehr Kenntniß und Genauigkeit in ſeinen Ausarbeitungen, und hat der Literatur größern Nutzen geſchafft. N. P.

Scalpiren (von dem engliſchen Scalp, die Haut von der Hirnſchale ziehen) heißt das Abziehen der Kopfhaut, welches die Wil-

den in Nordamerika an ihren todten und ſchwer verwundeten Feinden zu verrichten pflegen. Sie wickeln das Haar ihres Feindes um die linke Hand, ſetzen ihm einen Fuß auf den Hals, und ſchneiden die auf ſolche Weiſe ausgeſpannte Haut mit ihren Meſſern in einigen Schnitten herunter. Ihre Fertigkeit iſt ſo groß, daß ſie zu der ganzen Operation kaum eine Minute brauchen. Die abgezogenen Häute heben ſie als Zeichen ihrer Tapferkeit auf.

Scanderbeg oder Iſcander Beg, d. h. Alexander der Herr, ein berühmter türkiſcher Held, der Albanien unter dem Namen Georg Caſtriota beherrſchte. Er war 1404 geboren und kam noch ſehr jung nebſt drei Brüdern als Geiſel in die Hände des Sultans Amurath II. Dieſer, ein Tyrann, ließ zwar die übrigen heimlich vergiften, erhielt aber den Scanderbeg am Leben, und vertraute ihm ein Commando über ſeine Truppen an. Scanderbeg dachte aber ſchon ſeit ſeines Vaters Tode darauf, das muſelmänniſche Joch abzuſchütteln und ſein väterliches Erbtheil in Beſitz zu nehmen. Dieſen Entwurf führte er, als er gegen die Ungarn geſchickt wurde, aus. Er machte ins geheim mit dem ungariſchen Anführer Corvinus ein Bündniß, ließ die Türken, an 30 000 Mann, ſchlagen, ging darauf nach Croja, der Hauptſtadt Albaniens, bemächtigte ſich derſelben, und wurde, da er ſich ſeinem Volke zu erkennen gab, 1443 zum Könige ausgerufen. Vergebens zog Amurath wider ihn zu Felde, und ebenfalls vergebens ſetzte deſſen Nachfolger, Mohammed II., elf Jahre lang den Krieg fort; ſeine Truppen wurden immer geſchlagen, und er wurde endlich genöthigt, mit Scanderbeg 1461 Frieden zu ſchließen. Auch für die Chriſten war Scanderbeg eine mächtige Stütze. Auf die Bitte des Papſtes Pius II. kam er zur Hülfe Peters von Aragonien herbei, der in Bari belagert war, und half ihm einen großen Sieg über den Grafen von Anjou erkämpfen. Er ſtarb 1467 im 63. Jahre ſeines Alters, mit dem Rufe eines der größten und glücklichſten Krieger. In 22 Schlachten, denen er beiwohnte, erhielt er nicht einmal eine leichte Wunde. Er beſaß außerordentliche Stärke, und ſoll ſelbſt an 2000 Türken getödtet haben. Sein Leben war übrigens muſterhaft, und er war nur dann grauſam, wann er dazu gezwungen wurde. Nach ſeinem Tode wurden die Albanier bald zu ſchwach zum Widerſtande, und kamen wieder unter das türkiſche Joch.

Scandinavien (Scandinavia), bedeutet die drei nordiſchen Reiche, Dänemark, Schweden und Norwegen. (Man ſehe dieſe Artikel.) Die Einwohner des ſcandinaviſchen Nordens waren den Alten nur durch dunkle Gerüchte bekannt. Tacitus erwähnt der Sueonen (Schweden) als eines ſeefahrenden Volks; Plinius gedenkt einer Halbinſel Nerigon (Norwegen, ſchwediſch Norrige, däniſch Norge). Thule, deſſen die Alten ſo oft erwähnen, deuten manche auf Island. Nur der Name Danus findet ſich erſt im Gregorius von Tours im 6. Jahrhundert nach Chr. Geb. Schweden, Norwegen, Dänemark und Jütland bewohnte in den älteſten Zeiten ein germaniſcher Stamm, an welchen ſich in einzelnen Reichen Horden von finniſcher Abkunft anſchloſſen. Schon hundert Jahre vor Chr. Geb. erſcheinen in der römiſchen Geſchichte die Einwohner von Jütland und Schleswig unter dem Namen der Cimbern. Ungefähr 250 Jahre nach Chr. Geb. begannen die Fabeln vom Odin, Othin oder Wodan. So blieb bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts der ſcandinaviſche Norden in ein Dunkel gehüllt, welches erſt durch die kühnen Einfälle der Scandinavier in die ſüd- und weſtlichen Reiche Europa's und durch das Chriſtenthum, welches gegen

das Jahr 1000 in Scandinavien ſich ausbreitete, erhellt ward. Zu dieſer Zeit waren die Bewohner Scandinaviens gleich den Tataren in Horden abgetheilt. Das 9. und 10. Jahrhundert waren für dieſe Völker die goldnen Jahrhunderte der Seeräuberei. Bei den weſtlichen Geſchichtſchreibern hießen ſie Dänen und Normänner, in den engliſchen Jahrbüchern jener Zeiten Caſterlings, in den ruſſiſchen wurden ſie Varägi (Wäringer) und in den ſpaniſch-arabiſchen Mantſchu genannt. Aus Schweden, Norwegen, den däniſchen Inſeln, aus Jütland und Schleswig zogen dieſe Seeabenteurer an nahe und ferne Küſten innerhalb und außerhalb der Oſtſee, nach Nowgorod, Kiew und Plozk, nach England, Irland, Holland, Deutſchland, Frankreich, Spanien und Italien, wo ſie bald blos plünderten und zerſtörten, bald auch neue Reiche ſtifteten.

Scandiren heißt, einen Vers beim Leſen in ſeine Füße aufloſen oder abtheilen, indem man jeder Sylbe die ihr nach dem Versmaße zukommende ſtärkere oder ſchwächere Betonung und Zeitdauer giebt und jeden einzelnen Fuß mit der Stimme bezeichnet, ohne Rückſicht auf den Inhalt des Verſes, mithin nach der muſikaliſchen Quantität ſprechen; zuweilen auch Einſchnitt, Versende und Reime herausheben.

Scapulier (Scapularium) iſt ein Theil eines Mönchskleides, und beſteht aus zwei Stücken Tuch, von denen das eine die Bruſt, das andere aber den Rücken bedeckt. Bei den Laienbrüdern geht das Scapulier nur bis an die Knie, bei den andern Religioſen auf die Erde.

Scaramutz (ital. Scaramuccia) war einer von den grotesken Charakteren der italieniſchen Bühne, welcher ungefähr ums Jahr 1680 an die Stelle des alten ſpaniſchen Capitäns trat, ganz ſchwarz in ſpaniſcher Tracht, wie ſie in Neapel bei Hofleuten und obrigkeitlichen Perſonen gebräuchlich war, ging, und den Aufſchneider vorſtellte, der aber am Ende vom Harlekin durchgeprügelt wird. In Frankreich wurde er noch zu manchen andern Charakteren gebraucht.

Scarlatti (Aleſſandro), Ritter, Capellmeiſter am neapolitaniſchen Hofe, war im J. 1658 zu Neapel geboren. Die Geſchichte dieſes ausgezeichneten Mannes iſt wenig bekannt. Die Italiener nannten ihn den Stolz der Kunſt und das Oberhaupt der Componiſten, und Haſſe ſagte von ihm, daß er in Hinſicht auf Harmonie der größte Meiſter Italiens ſei; Jomelli ſah ſeine Kirchenmuſik als die vorzüglichſte in ihrer Art an. Man weiß, daß er zu Rom von Cariſſimi erzogen wurde. Im J. 1680 wurde er baierſcher Hofcomponiſt; hier ließ er zuerſt italieniſche Opern mit großem Erfolg aufführen. Einige Zeit nachher ging er nach Wien und von da nach Rom. Nachdem er für Theater und Kirche viel componirt hatte, verlebte er den Reſt ſeiner Tage ruhig zu Neapel und beſchäftigte ſich mit der Bildung junger Muſiker. Auch der berühmte Haſſe und Leonardo Leo verdankten ihm ihre umfaſſenden Kenntniſſe in der Muſik. Im J. 1725 fand ihn Quanz zu Neapel; er componirte ungeachtet ſeines hohen Alters noch für die Kirche, und ſpielte trefflich die Harfe. Er ſtarb 1728. Scarlatti hat eine große Menge von Motetten, Meſſen und Oratorien componirt. Man ſchätzt die Zahl ſeiner Meſſen auf zweihundert. Ein Privatmann zu Neapel verſicherte Quanz, daß er vierhundert Compoſitionen von Scarlatti beſitze. Die Oper La Principessa fedele wird allgemein als ſein Meiſterſtück angeführt. Er war der erſte, der obligate Recitative anbrachte. Auch erſchien das Da capo zuerſt in ſeiner 1693 aufgeführten Teodora. Seine Cantaten ha-

Durante als Duetten arrangirt. Sacchini lehrte darnach im Conſervatorio des Oſpedaletto zu Venedig und am Ende jeder Lection küßte er ehrfurchtsvoll das Buch, das ſie enthielt.

Scarpa (Antonio), einer der berühmteſten Anatomen des 18. Jahrhunderts, iſt gegen 1746 in der Lombardei geboren. Sein unſterbliches Werk, Anatomicae disquisitiones de auditu et olfactu, in Fol., erſchien in Pavia 1789, nachdem er 17 Jahre früher (1772) in Modena Anatomicae observationes de structura fenestrae rotundae auris herausgegeben, und dadurch bereits die Aufmerkſamkeit der gelehrten Welt auf ſich gezogen hatte. Bei der Revolutionirung Italiens weigerte er ſich, den von der cisalpiniſchen Republik allen öffentlichen Beamten auferlegten Eid zu leiſten, und wurde deßhalb ſeiner Stelle als Profeſſor an der Univerſität zu Pavia entſetzt. Er gab nun ſein berühmtes Werk über die Pulsadergeſchwülſte heraus. Als Buonaparte, nachdem er ſich in Mailand zum König von Italien hatte krönen laſſen, 1805 nach Pavia kam, und ihm die Lehrer der Univerſität vorgeſtellt wurden, fragte er nach Scarpa. Man erwiederte ihm, derſelbe habe ſchon ſeit 17 Jahren aufgehört, Mitglied der Univerſität zu ſein, und gab zugleich die Urſache davon an. Buonaparte gab die edle Antwort: Was thun hier politiſche Anſichten und Meinungen? Scarpa iſt eine Zierde Pavia's und meiner Staaten. Man ſtelle ihn ſogleich wieder ehrenvoll an.

Scarron (Paul), ein bekannter burlesker und ſatiriſcher Dichter der Franzoſen, war der Sohn eines Parlamentsraths, und wurde 1710 oder 1611 zu Paris geboren. Sein Vater zwang ihn zum geiſtlichen Stand, er gehorchte, lebte aber ſehr weltlich geſinnt. Als er 24 Jahr alt war, machte er eine Reiſe nach Italien, wo er ſich allen Vergnügungen ergab. Bei ſeiner Rückkehr nach Paris ſetzte er ſeine Lebensart fort. 1638 beſuchte er das Carneval zu Mans, wo er Kanonikus war. Hier wurde er als Wilder maskirt von den Straßenbuben verfolgt, mußte in einen Moraſt fliehen, wobei er ſich heftig erkältete, und durch eine hieraus erfolgende Nervenkrankheit faſt an allen Gliedern gelähmt ward. Trotz dieſer Leiden behielt er ſeinen fröhlichen Sinn, ließ ſich zu Paris nieder, und machte ſich durch ſeine Luſtigkeit und die Annehmlichkeit ſeiner Geſellſchaft die geiſtvollſten Perſonen des Hofes und der Stadt zu Freunden. Als ſein Vater geſtorben war, hatte er einen Prozeß mit ſeiner Stiefmutter, den er, obgleich es ſein ganzes Vermögen betraf, auf eine burleske Weiſe betrieb und verlor. Frau von Hautefort, ſeine Freundin, durch ſein Unglück gerührt, ſtellte ihn der Königin vor. Der Dichter bat dieſe: „ſich ihren Kranken von Amts wegen nennen zu dürfen." Die Fürſtin lächelte, Scarron, der dies als Einwilligung annahm, unterſchrieb und nannte ſich von jetzt an: Scarron, von Gottes Gnaden unwürdiger Kranker der Königin. Um ſich dieſes Amt einträglich zu machen, lobte er den Cardinal Mazarin, der ihm eine Penſion von 500 Rthlrn. gab, die aber nachher wieder eingezogen wurde, als Scarrons Mazarinade und ſein Typhon erſchienen, worin er den Cardinal beleidigt hatte. Darauf wandte er ſich an den Prinzen von Condé, deſſen Siege er beſang, und an den Coadjutor von Paris. Seine Verheirathung mit Francisca d'Aubigné (nachmaliger Marquiſe von Maintenon) vermehrte vielleicht ſeine Lebensfreuden, verbeſſerte aber nicht ſeine Glücksumſtände. Er lebte ſo unwirthſchaftlich, daß er bald in dürftige Umſtände gerieth. Mit Trotz und Unverſchämtheit verlangte er ſeine Penſion, wodurch er ſeine

Lage noch verſchlimmerte. Die Schauſpiele, die er nun ſchrieb, boten ihm einen neuen Erwerbszweig dar, obgleich er ſich wenig um die Regeln dramatiſcher Dichtkunſt bekümmerte. Es war damals bei den Franzoſen an der Tagesordnung, die ſpaniſchen Dichter zu plündern, und auch Scarron, welcher ihre Sprache verſtand, erntete auf dieſen Feldern, die er nicht beſäet hatte. Sein Luſtſpiel Jodelet maître wurde mit dem meiſten Beifall aufgenommen. Auch die Königin Chriſtine von Schweden würdigte ihn ihrer Gunſt, und erlaubte ihm, ſich ihren Roland zu nennen. Er ſtarb den 14. October 1660. Seine traveſtirte Äneide in 8 Büchern und ſein komiſcher Roman, von welchen die erſtere durch Moreau de Braſey fortgeſetzt, der letztere aber verdeutſcht iſt (Scarrons komiſcher Roman, 3 Bände, Reval 1782. 8.) ſind unter uns am bekannteſten geworden. Der letztere zeichnet ſich durch originelle Charaktere, komiſche Laune, Raſchheit und Munterkeit der Erzählung aus. Außerdem hat Scarron noch vermiſchte Gedichte, Lieder, Oden, Epiſteln, Stanzen u. ſ. w. geſchrieben. Seine Werke ſind von Bruzen la Martinière geſammelt 1737 zu Paris in 10 Duodezbänden herausgegeben.

N. P.

Scaurus (Marc. Ämil.) Dieſen Namen führten zwei Römer, Vater und Sohn. Der erſtere bekleidete im J. d. St. 639 das Conſulat und wurde ſpäter Princeps senatus, berühmt als Redner und ausgezeichnet durch ſeine Strenge, und die Würde, die er ſich zu geben wußte, daher er auch bei dem Senate und dem Volke in ungemeinem Anſehen ſtand; dabei ein höchſt ſchlauer Mann, der ſeine Habſucht und ſeinen Ehrgeiz geſchickt zu verbergen wußte. Auch als Feldherr zeichnete er ſich gegen die Gallier aus, und erhielt bei ſeiner Rückkehr die Ehre des Triumphs. Nicht ſo löblich benahm er ſich im Kriege mit Jugurtha, wußte ſich aber klug genug zu behaupten, und es dahin zu bringen, daß man ihn nochmals zum Conſul, und ſogar zum Cenſor wählte. Sein Sohn zeichnete ſich als Ädilis curulis durch den glänzenden Aufwand aus, den er machte. Er ließ ein ungemein prächtiges und großes Theater errichten, und gab koſtbare und noch nie geſehene Wettkämpfe. Cicero vertheidigte ihn, als er wegen Bedrückungen in der Provinz Sardinien angeklagt wurde.

Scävola, ſ. Mucius.
Scene, ſ. Schauſpiel.
Schaaf, ſ. Schaf.
Schabemanier, ſ. Kupferſtecherkunſt.

Schachſpiel. Unter allen den unzähligen Spielen für das reifere Alter giebt es keines, das ſo alt, ſo verbreitet, ſo geachtet, ſo ſchwierig, ſo geiſtreich zugleich wäre. In letzterm Betrachte kann man es kaum zu den Spielen rechnen. Dem Zufall, der bei allen Spielen den Hauptcharakter macht, iſt hierbei nichts überlaſſen. Nur Überblick, Klugheit, Vorſicht entſcheiden in ihm den Sieg, und ſo iſt es mindeſtens das edelſte, des denkenden Mannes würdigſte Spiel, während es dem Jüngling Gelegenheit giebt, die Hitze der Leidenſchaft zu mäßigen, Geduld, Umſicht, Urtheilskraft, Faſſung zu üben. Es iſt, ſagten wir, das älteſte Spiel, wenigſtens behaupten die Chineſen, es ſchon 200 Jahre vor unſerer Zeitrechnung gekannt zu haben. Es iſt, wollen wir ſelbſt dies bezweifeln, doch mindeſtens ſchon im 6. Jahrhunderte aus Indien nach Perſien gekommen, und hat ſich von da

durch die Araber und die Kreuzzüge *) über die ganze alte Welt verbreitet, ſo daß jetzt kein Land in allen fünf Welttheilen mit einiger Cultur, einheimiſcher oder europäiſcher dahin verpflanzten, iſt, wohin es nicht, mit einigen, bald weſentlichen, bald unweſentlichen Abänderungen, gekommen wäre. Allgemein verbreitet iſt es vorzüglich im ganzen Morgenlande, wo es in China, oder, wie eine andre Sage geht, in Indien erfunden iſt. Die ganze Zuſammenſetzung und Benennung der Hauptſteine beweiſ't dies. Die Sanſkritſprache nennt es Schthrantſch, ein Wort, das die Haupttheile eines (dortigen alten) Heeres, Elephanten, Fußvolk, Wagen (nämlich Streit- oder Sichelwagen), Pferde, anzeigt. Doch wurde dieſe Benennung von dem perſiſchen Namen Shah, Schach (König) verdrängt, der dieſem Spiele in allen Sprachen geblieben iſt (Echecs, Cheß, Scacco, Xaque, Escaque, Szache, Eskakes nennen es die Franzoſen, Engländer, Italiener, Portugieſen ꝛc.). Gewöhnlich wird das Schachſpiel von zwei Perſonen auf einem in 64 gleiche Felder getheilten Quadrate geſpielt, ſo daß jeder auf den ihm zunächſt ſtehenden 16 Feldern in der vordern erſten Reihe derſelben acht ſogenannte Bauern, in der zweiten, unmittelbar vor ihm befindlichen in der Mitte einen König, eine Königin, und ihnen zu beiden Seiten zwei Läufer, zwei Springer, zwei Thürme befehligt. Der Zweck des Spiels geht darauf, des Gegners König in eine Lage zu bringen, daß er keinen Zug mehr thun kann, welches in der Kunſtſprache heißt Schachmatt machen. Die Namen aller dieſer Steine, mit Ausnahme des Königs, ſind und waren nach Sitte und Gewohnheit der verſchiedenen Völker ſehr verſchieden. Namentlich gilt die Königin im Morgenlande ungleich richtiger als Vezier (Fers) oder Feldherr; die Springer gelten beim Engländer, Franzoſen ꝛc. als Ritter, Reiter, die Läufer werden in England zum Biſchof, in Frankreich zum Narren ((Fou) gemacht; urſprünglich waren ſie Elephanten, mit Reiſigen verſehen; die Thürme ſind urſprünglich in Indien Streitwagen, was auch der ziemlich allgemein gewöhnliche Name Rochen, aus dem Indiſchen Roch oder Roth bedeutet. Die Bauern hießen bei unſern Vorfahren Wenden; ein charakteriſtiſcher Zug, die Herabwürdigung dieſes von den Deutſchen unterjochten Slavenſtamms zu beweiſen. Die als Spieler und Schriftſteller berühmteſten Schachſpieler waren der Herzog von Braunſchweig, Auguſt, in 17. Jahrhundert (unter dem Namen Guſtav Sebenus gab er eine Anleitung 1617 in 4. heraus, die jetzt äußerſt ſelten iſt); Philidor, in London vorzüglich 1780 — 1790 berühmt geworden; Gioacchino Greco bereits in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts, und der Araber Philipp Stamma in Paris 1737. Denen, die es erlernen wollen, iſt Kochs Codex der Schachſpielkunſt als das umfaſſendſte und deutlichſte Werk zu empfehlen. Es erſchien in der 2. Auflage 1813 — 1815 in Magdeburg bei Heinrichshofen. Vergleiche einen Aufſatz im Morgenblatt 1813. No. 96. — Unter den niedern Ständen iſt dies Spiel in Deutſchland nicht ſehr gewöhnlich, doch iſt es merkwürdig, daß ſich das Dorf Ströpke, Strobek, in der Nähe

*) Der Roman der Tafelrunde kennt es ſchon, und 1477 erſchien die erſte Ueberſetzung eines im 13. Jahrhundert geſchriebnen lateiniſchen Werks, worin es ebenfalls vorkommt.

von Halberſtadt, durch eine bedeutende Fertigkeit ſeit wenigſtens 300 Jahren darin auszeichnet, ohne daß man den Grund davon beſtimmt angeben könne. Wahrſcheinlich iſt es, daß ein Biſchof, anfangs hier als Privatmann lebend, die Landleute aus eigner Liebhaberei damit bekannt, und ſpäterhin deßhalb und unter dieſer Bedingung von manchen Abgaben frei gemacht hat. — Ungewöhnlicher iſt das Schachſpiel unter drei und unter vier Perſonen. Eben ſo ſelten, und zugleich ungemein ſchwierig ſind das daraus entſtandene Curierſpiel mit 24 Steinen auf einer Tafel von 96 Feldern, und das noch viel zuſammengeſetztere Kriegsſpiel, vorzüglich von Venturini ausgearbeitet. Vor ungefähr 30 Jahren hatte Kempelen (ſ. d.) eine Maſchine in Geſtalt eines Türken verfertigt, die ſich durch ihr richtiges und ſicheres Spiel die Bewunderung und den Beifall der erſten Kenner des Spiels wie der Mechanik erwarb, ohne daß von irgend jemand das Geheimniß entdeckt wurde. Den letzten Nachrichten zufolge befand ſie ſich noch 1809 zu Wien, von wo ſie nach Schönbrunn zu Napoleon geholt wurde, der an ſie, wie faſt alle, verlor. *r.

Schacht iſt im Bergbau eine Öffnung, welche von der Oberfläche des Erdbodens herunter durch das Gebirge oder Geſtein gegraben wird. Sollen aus einem Schacht Erze oder Berge (Geſtein ohne metalliſchen Gehalt) gefördert werden, ſo heißt er ein Förder- oder ein Ziehſchacht. Wird in einem Schacht eine Waſſerhebungsmaſchine gebaut, ſo nennt man ihn Kunſtſchacht. Durch einen Fahrſchacht fährt man ein und aus, oder ſteigt hinunter und herauf auf Fahrten (Leitern). Um die Schachte vor dem Einſturz zu ſichern, werden ſie ausgemauert, oder auch mit Holz ausgezimmert.

Schad (Johann Baptiſt), als philoſophiſcher Schriftſteller bekannt, ehemaliger Benedictiner zu Banz, wurde 1758 zu Mürsbach bei Coburg geboren. Neun Jahre alt brachte ihn ſein Vater nach der berühmten Benedictinerabtei Banz im Bambergſchen, wo er als Discantiſt aufgenommen wurde. In ſeinem 14. Jahre kam er nach Bamberg, um daſelbſt die Humaniora zu ſtudiren. Das Gymnaſium und die Univerſität waren erſt mit Jeſuiten, und nach Aufhebung derſelben, mit ihren Schülern beſetzt, ſo daß Schad einer durchaus jeſuitiſchen Bildung genoß. Hier erwachte der Ehrtrieb in ihm, und ſeine muſikaliſchen Talente, ſo wie ſeine raſchen Fortſchritte in wiſſenſchaftlicher Rückſicht gewannen ihm Freunde. Nach einem 6jährigen Aufenthalte zu Bamberg beſtimmte er ſich anfangs zum Weltgeiſtlichen. Bald aber entſchloß er ſich zum Kloſterleben, und trat 1778 in das Benedictinerkloſter Banz als Novize ein. Die Tyrannei ſeiner Obern und ſein eigner Fanatismus brachten ihn dem Tode nahe. Dennoch legte er 1779 förmlich die Kloſtergelübde ab. Er hatte ſieben Jahre, von dem finſterſten Aberglauben befangen, außer ſeinen Studien mit Peinigungen, die er ſich ſelbſt oder ſeine Ordensbrüder ihm auferlegt hatten, zugebracht, ſeine Geſundheit durchaus zerrüttet, und ſeine Gemüthsruhe verloren, als er ſich endlich zur Selbſtprüfung entſchloß und dieſe Geiſtesfeſſeln brach. Er mußte dafür den härteſten Druck erdulden. Aufs äußerſte dadurch gebracht, nahm er 1798 die Flucht. Sein erſter Zufluchtsort war Ebersdorf, wo der damalige Graf Reuß ihn menſchenfreundlich aufnahm und unterſtützte. Weil aber die Mönche zu Banz auch hier ihm nachſtellten, begab er ſich nach Gotha, und von dort nach Jena, wo er promovirte, und die Freiheit erhielt, über Philoſophie zu leſen. Hier erwarb er ſich den größten Beifall ſeiner Zuhörer und die Achtung des

Publicums. Er verheirathete ſich, und wurde glücklicher Gatte und Vater. Seine Lebens- und Kloſtergeſchichte (Erfurt 1803, 2 Bände) charakteriſirt ihn als einen Mann von Geiſt und einer ſehr rechtlichen Gemüthsart, und iſt eine der beſten Selbſtbiographien, die wir beſitzen. Zugleich aber giebt dieſes Werk uns einen richtigen Begriff von der Organiſation des katholiſchen Kloſterweſens, und iſt nicht blos dem Pſychologen, ſondern jedem Freunde einer belehrenden Lectüre zu empfehlen. Außerdem hat Schad mehrere philoſophiſche Werke geſchrieben, von denen wir hier nur anführen: Darſtellung des Fichteſchen Syſtems und der daraus hervorgehenden Religionstheorie, 3 Bände, gr. 8., Erfurt 1800 bis 1802; Abſolute Harmonie des Fichteſchen Syſtems mit der Religion, gr. 8. Ebend. 1802; Syſtem der Natur- und Transcendentalphiloſophie, Landshut 1804; Geiſt der Philoſophie unſrer Zeit, Jena 1800; Grundriß der Wiſſenſchaftslehre, 8., Jena 1800.

Schädel iſt die knöcherne Grundlage des Kopfes, an der man die Hirnſchale (cranium) und die Knochen des Geſichts unterſcheidet. Im engern Sinne verſteht man auch wohl blos die Hirnſchale darunter. Dieſe beſteht bei dem Menſchen aus 8 Knochen, nämlich aus dem Stirnbein (os frontale), den beiden Scheitelbeinen (ossa parietalia s. bregmatis), dem Hinterhauptbeine (os occipitis), den beiden Schläfebeinen (ossa temporum), dem Keilbeine (os sphaenoideum), und dem Siebbeine (os ethmoideum s. cribriforme). In einigen von dieſen Knochen befinden ſich Höhlen, welche der Aufnahme von Sinnesorganen beſtimmt ſind, ſonſt ſind ſie größtentheils platt, beſtehen aus 2 Knochenplatten, zwiſchen denen ſich die Diploe befindet, bilden eine große Höhle, in der ſich das große und kleine Hirn befindet, beſitzen Erhabenheiten und Vertiefungen von den anliegenden Theilen, und mehrere Öffnungen, durch welche Gefäße und Nerven hindurchgehen. Verbunden ſind ſie untereinander und mit dem Geſichtsknochen im ausgebildeten Zuſtande durch feſte, keine Bewegung zulaſſende Näthe, in denen ſich bisweilen einzelne getrennte Knochenſtücke (die ſogenannten Wormſchen Beinchen) befinden; in dem frühern Lebensalter aber berühren ſich dieſe Knochen nur vermittelſt einer Knorpelmaſſe, die es zuläßt, daß der Kopf zuſammengedrückt (z. B. bei der Geburt) und verkleinert werden kann, ja da ſich die Knochen von ihrem Mittelpuncte aus bilden, ſo ſind ſie in der Zeit der Geburt an den Ecken noch ſo wenig ausgebildet, daß häutig-knorpelige Zwiſchenräume bemerkt werden, durch welche man die Bewegung des Gehirns wahrnehmen kann und die Fontanelle heißen. Nur zwiſchen den Schlafbeinen und der untern Kinnlade, ſo wie zwiſchen dem Hinterhauptbeine und dem erſten Rückenwirbel findet ſich ein freieres Gelenk. — Die Geſichtsknochen ſind bei dem Menſchen folgende: 2 Oberkieferbeine (ossa maxillaria superiora), 2 Naſenbeine (ossa nasi), 2 Thränenbeine (ossa lacrymalia), 2 Jochbeine (ossa zygomatica), 2 Gaumenbeine (ossa palatina), die beiden untern Naſenmuſcheln (ossa spongiosa), das Pflugſcharbein (vomer), und die untre Kinlade (os maxillare inferius). In der letztern, ſo wie in den beiden Oberkieferbeinen, ſind die 32 Zähne eingekeilt. Die Geſichtsknochen bilden mehrere Höhlen, welche Sinnesorgane enthalten und als der Anfang der Bruſt- und Bauchhöhle anzuſehen ſind, indem durch dieſelben Luft zu der erſtern, Speiſe und Getränk zu der letztern geführt werden. Überdies beſtimmen ſie die Form des Geſichts. Die Art, wie die Geſichtsknochen, insbeſondre die obere Kinnlade, zu den eigentlichen Schädelknochen geſtellt ſind, begründet Verſchiedenheiten, durch welche ſich das menſch-

liche Geſicht von dem der Thiere unterſcheidet, ſo wie ſich auch viele nationale Verſchiedenheiten darauf zurückführen laſſen, daß der Oberkiefer entweder mehr hervorragt oder eingedrückt iſt. — Sinnreich iſt Okens Vergleichung des Schädelbaues mit dem der Rückenwirbelbeine und intereſſant die Zuſammenſtellung von vielen Thierſchädeln, welche Spix in einem großen Prachtwerke (Cephalogenesis s. capitis ossei structura et significatio etc. acc. tabb. XVIII. München 1815, Fol.) mitgetheilt hat. —

Schädellehre iſt die von Dr. Gall (ſ. d. Art.) ſyſtematiſch aufgeſtellte Lehre von der Structur und den Verrichtungen des Nervenſyſtems, und vorzüglich derjenigen Abtheilung, welche im Schädel eingeſchloſſen iſt, und das Gehirn zuſammenſetzt. Daher kommt ihr der Name Schädellehre nur in ſo fern zu, als das Gehirn vom Schädel eingehüllt wird, und dieſer ſich nach ihm formt. Noch weniger darf ſie für eine Phyſiognomik angeſehen werden, obgleich ſie als Phyſiologie des Gehirns ſich ſehr fruchtbar auf Phyſiognomik, ſo wie auf Pädagogik und Medicin anwenden läßt. Die Entſtehung der Lehre iſt bei der Biographie des Autors ſchon berührt. Er hat durch ein eignes Werk (Anatomie et physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier) ſeine Beobachtungen bekannt gemacht, und durch viele Kupfer erläutert. Die Hauptpuncte ſeiner Lehre ſind folgende: **Das Gehirn iſt dasjenige Organ, wodurch die geiſtigen Thätigkeiten des Menſchen vermittelt werden. Es iſt, als ein ſolches Organ, aber nicht bei jedem einzelnen Acte des Denkens in ſeiner ganzen Maſſe thätig,** ſondern ſo wie jeder Sinn, jedes Bewegungsorgan, überhaupt jede beſondre Function im Körper einen beſondern Nerven als Werkzeug hat, eben ſo gehört jeder qualitativ verſchiedenen Denkverrichtung eine abgeſonderte Gehirnportion als Organ, wodurch ſie erſt möglich wird. **Die Stärke des Nerven und die Menge ſeiner Maſſe ſteht mit der Intenſität der in dieſem Organe auszuübenden Verrichtung in geradem Verhältniſſe.** Der Rüſſelnerve des Elephanten hat die Stärke eines Kinderarms. Das Geſetz gilt auch in andern Theilen. Starke Muskeln zeigen von vieler Muskelkraft, die weite Naſe des Hundes von ſeinem feinen Geruche ꝛc. Anſtrengung und Übung bringt nicht nur Fertigkeit in die Organe, ſondern ſie vergrößert auch ihre Maſſe. Der Menſch beſitzt, im Verhältniſſe zu ſeinem übrigen Körper, das größte (aus den mehrſten Theilen zuſammengeſetzte) Gehirn in der ganzen Thierreihe. In ihm ſind alſo weit mehr Organe vorhanden, er trägt in ſeinem Gehirn alle die Organe, welche den Thieren einzeln zukommen, nicht nur vereinigt, ſondern er beſitzt noch außerdem andre, den Thieren fehlende. Daher laſſen ſich aus dem menſchlichen durch Hinwegdenken einzelner Gehirntheile die Schädel aller übrigen Thiere conſtruiren, und wenn man zu einem Thierſchädel die fehlenden Theile zuſetzt, ſo entſteht ein Menſchenſchädel daraus. Die Menſchenſchädel zeigen aber unter ſich, ſowohl in der Menge ihres Gehirns, als in der Vergrößerung einzelner Puncte, große Verſchiedenheiten; dazu lehrt die genaue Beobachtung, daß der beſſere Kopf ſich (wenn auch nicht durch den größern Umfang des ganzen Schädels, doch durch ausgezeichnete Vergrößerung einzelner Puncte deſſelben, alſo) durch größere Gehirnmaſſe auszeichnet. In der Jugend, als der Entwickelungsperiode und Bildungszeit der ſchlummernden Anlagen, hat das ganze Gehirn ein Streben nach

Ausdehnung; wenn an einem jugendlichen Schädel die obere Hälfte abgenommen wird, ſo drängt ſich das Gehirn hervor, und kann durch Aufſetzung des Deckels nicht wieder in dieſelbe Höhle zurückgebracht werden; an einem alten Schädel iſt dagegen gerade das Gegentheil zu bemerken. — Die Verrichtungen beſtimmter Gehirntheile ſind von einander nummeriſch verſchieden, und behaupten ſich in wechſelſeitiger Unabhängigkeit, ſo wie auch die ihnen vorgeſetzten Gehirntheile ſelbſt durch beſtimmte und eigenthümliche Formen ſich unterſcheiden. Rückſichtlich der Sinne war dieſes Geſetz längſt vor Gall bekannt, aber ſeine Anwendung auf das Verhältniß der einzelnen Thätigkeiten des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens hat Gall zuerſt gemacht. Vor ihm wurden mehrere qualitativ verſchiedene Thätigkeiten des Denkvermögens nur für quantitativ oder graduell verſchieden angeſehen, ſo wie viele graduelle Verſchiedenheiten für qualitativ verſchiedene Vermögen gehalten. Gedächtniß, productive Einbildungskraft, Scharfſinn, Verſtand ſtanden neben einander als Seelenkräfte, da ſie doch nichts als verſchiedene Stufen der Entwickelung von den Geiſteseigenſchaften ſein können. Es fängt das Organ ſeine Ausbildung auf der niedrigſten Stufe mit Erlernungsfähigkeit oder Gedächtniß an, eine zweite Stufe giebt Beobachtung, eine höhere Production und Beurtheilung (Verſtehen) des erkannten Stoffes. Hinwiederum erklären ſich aus der richtigen Unterſcheidung mehrerer unabhängiger Seelenvermögen und ihrer beſondern Organe im Gehirn: wie in den verſchiedenen Lebensperioden gleichzeitig Entwickelung des einen Vermögens und Zurückſinken des andern Statt finden kann; wie durch Verletzungen beſtimmter Hirnſtellen nur beſtimmte Fähigkeiten verloren gehen; wie auf eine bis zur Ermüdung fortgeſetzte Anſtrengung einer Fähigkeit die darauf folgende Thätigkeit einer zweiten, bisher ruhenden, möglich wird. Alles, was auf die Fähigkeiten, d. i. Erkenntnißvermögen, Bezug hat, muß eben ſo auch von den Neigungen, d. i. dem Begehrungsvermögen, geſagt werden. Es exiſtiren für ſelbige ebenfalls Organe im Gehirn. Das Gehirn iſt ein Convolut von Organen. Man muß ſich den Vereinigungspunct aller Nerven des ganzen Körpers da vorſtellen, wo Rückenmark und Gehirn zuſammenſtoßen, d. i. im Genick, an der Stelle, durch deren Druck jedes Thier, das ein Gehirn hat, ſehr leicht getödtet wird. Ein Theil der Nervenmaſſe geht unterwärts als Rückenmark, giebt Nerven in alle Organe des Körpers, und zertheilt ſich endlich vollſtändig in Nervenfäden. Die zweite Portion ſteigt in der Form markiger Schenkel unter der Varolsbrücke in die Schädelhöhle, giebt Äſte zum kleinen Hirn, und verbreitet ſich strahlenförmig in der ganzen Maſſe des großen, oder ſetzt dieſes vielmehr ſelbſt zuſammen, indem ſie an vier Orten Zwiſchenräume (Gehirnhöhlen) läßt, die während der Geſundheit mit etwas Feuchtigkeit angefüllt ſind, und durch welche Adergeflechte gehen. Die Vielſeitigkeit in den Verrichtungen iſt durch eine eben ſo große Mannichfaltigkeit in der Form und Farbe bildlich dargeſtellt. Denn die ſtrahligen Markverbreitungen endigen ſich auf der Oberfläche der Hirnhemiſphären in mannichfaltigen Windungen, indem ſie nach und nach ihre markige Beſchaffenheit verlieren, und in eine graue Rindenſubſtanz übergehen. Während dieſes Überganges dehnt ſich die Hirnmaſſe in eine hautförmige Fläche aus, deren Stamm von den Schenkeln gebildet wird;

dieſe Fläche iſt in jene Windungen knaulſörmig zuſammengewickelt, doch ſo, daß ſie durch gehörige Behandlung vollkommen ausgebreitet werden kann, auch ſich dann von ſelbſt aus ihren Windungen entwickelt, ſobald beträchtliche Waſſeranſammlung in den Hirnhöhlen das Gehirn von einander treibt. — Die Organe des Gehirns ſind alle doppelt vorhanden; die ganze Hirnmaſſe läßt ſich in zwei durchaus gleiche Hälften ſpalten und es findet nur an den Stellen Einfachheit (z. B. an der Hirnſchwiele) Statt, wo man diejenigen Organe zu vermuthen hat, welche zur Verknüpfung aller Thätigkeiten zum gemeinſchaftlichen Bewußtſein beſtimmt zu ſein ſcheinen. Deßhalb iſt bei Fehlern der einen Hirnhälfte die naturgemäße Function der zweiten noch möglich, ſo wie eine Niere fehlen kann, ohne daß die Urinabſonderung völlig unterdrückt iſt. — Diejenigen Organe, welche allen mit Gehirn verſehenen Thieren zukommen (ſolche, die mehr auf Energie und Erhaltung des Lebens Bezug haben), liegen nach der Baſis des Schädels zu; ſo wie aber das Gehirn ſich durch Vermehrung der Organe höherer Seelenkräfte veredelt, ſo finden ſich die hinzugekommenen mehr nach oben und außen gegen die Decke und Seitentheile des Schädels. Gleichergeſtalt giebt ſich die Vergrößerung einzelner Hirnpartien durch Hervortreten über die andern zu erkennen. Dabei verhält ſich der Schädel leidend, d. h. ſeine Form wird durch die Beſchaffenheit der Gehirnoberfläche erſt beſtimmt, er drückt im geſunden Zuſtande nicht auf das Gehirn. Denn ſchon iſt im Fötus Gehirn da, ehe noch der Schädel ſich bildet; es iſt dann nur mit der harten Hirnhaut überzogen, welche hier, wie die Beinhaut an andern Knochen, die Erzeugung und Ernährung der Schädelknochen übernimmt. Die Schädelknochen beſtehen beim Erwachſenen aus zwei Tafeln, zwiſchen denen eine markige Diploe liegt. Deſſen ungeachtet laufen beide Tafeln parallel mit einander, bis auf folgende Stellen; an den Stirnhöhlen, an der Kreuzgräthe des Hinterhauptbeins, an der Gräthe des Stirnbeins, und an der Gegend der beiden größern Fontanellen. Genaue und fortgeſetzte Beobachtung und Vergleichung der Menſchen haben gezeigt, daß einzelne Hervorragungen auf ſehr große Entwickelung einzelner Fähigkeiten und Neigungen ſchließen laſſen; daß aber da, wo alle Verrichtungen der einzelnen Theile in gleichmäßiger Harmonie entwickelt ſind (Wielands Kopf), der Schädel keine jähen Hervorragungen bilde, ſondern eine glatte Wölbung bezeichne. Genaues Studium der Anthropologie; Beobachtung der Menſchen in ihren verſchiedenen Situationen und damit verbundene Vergleichung ihrer Gehirnform; anatomiſch-phyſiologiſche Unterſuchung des Gehirns und vorzüglich comparative Anatomie mit Rückſicht auf die jedesmaligen Neigungen des Thieres; pathologiſche Beobachtungen an Gehirn- und Geiſteskranken, als an Cretinen, Blödſinnigen, Wahnſinnigen, Menſchen mit Verletzungen am Gehirne ꝛc. müſſen als die Stützen der Schädellehre angeſehen werden. Geſtützt auf ſolche Beobachtungen und Arbeiten glaubte Gall, die Orte der Gehirnpartien für mehrere Fähigkeiten und Neigungen aufgefunden zu haben. Daß dieſe, in ſo fern ſie außen erkannt werden können, nur ſolche ſind, die nach der Oberfläche des Gehirns zu liegen und Eindrücke in den Schädel zu machen vermögen, iſt von ſelbſt klar; eine Menge andrer in der Tiefe und Mitte gelegener laſſen ſich zwar jetzt ſchon vermuthen, aber ſich erſt durch fortgeſetzteres Studium erkennen. Was die einzelnen Organe betrifft, ſo nennt Gall denjenigen Fortſatz zum

verlängerten Marke das Organ der Lebenskraft, welcher ſich in jedem Gehirn findet, und der bei gehirnten Thieren von niedriger Organiſation bisweilen das Gehirn allein ausmacht. Von der Größe des Hinterhauptloches und von der Dicke des Nackens läßt ſich auf die Stärke dieſes Organs ſchließen. Alle Thierarten mit Geſchlechtsunterſchied beſitzen neben andern Hirnpartien zugleich ein kleines Gehirn; daraus und aus andern Gründen ſchloß Gall, das kleine Gehirn ſei das Organ des Geſchlechtstriebes; ſeine Stärke giebt ſich durch die Größe der Hinterhauptshügel und die dadurch bewirkte Breite des Nackens zu erkennen, die in allen männlichen Thieren bedeutender iſt. Über und hinter den Ohren iſt bei fleiſchfreſſenden Thieren eine Erhabenheit zu finden, die den pflanzenfreſſenden fehlt; er nennt ſie Würgſinn. Im Keilfortſatze des Hinterhauptbeins über dem großen Hinterhauptloche befindet ſich eine Schädelgrube, die durch das Organ des Lebenstriebes ausgefüllt wird. Über dieſen Organen ſind die Nerven der Sinne gelagert. Die Oberfläche des großen Gehirns endlich mit ſeinen Wölbungen, Einſchnitten und Höhlen giebt folgende Organe: Um die Augen herum, ſo daß ſie die Stellung derſelben verſchieben, liegen diejenigen Gehirntheile, welche als Sammelplätze der durch die Sinne erhaltenen Eindrücke dienen. Man unterſcheidet hier den Sachſinn gleich über der Naſenwurzel, der in höherer Steigerung Erziehungsfähigkeit giebt; den Ortsſinn, der ſich durch Erhebung der Stirnhügel ausdrückt und ſeinem Inhaber die Fähigkeit giebt, ſich in Gegenden, Wegen, aſtronomiſch am Himmel, leicht zu orientiren; den Wortſinn, das Vermögen, Worte, Terminologien ꝛc. zu faſſen, in der hinterſten Spitze der obern Knochendecke der Augenhöhle, wodurch das Auge hervorgetrieben, und zum Klotzauge wird; den Sprachſinn, der ſich durch Einſicht in den Sprachbau auszeichnet, und durch Herabſenken des vordern Stücks der Augenhöhlenplatte erkannt wird, ſo daß er Schlappaugen macht; den Tonſinn am äußern obern Augenhöhlenrande; den Zahlenſinn, der dem Menſchen ausſchließend zukommt, und an einer tiefen Herabſenkung des Augenbraunenbogens nach außen erkannt wird, ſo daß dadurch die Stirn faſt viereckig wird. Etwas neben dem Tonſinne nach innen ſteht der Farbenſinn. Iſt aber der innere Augenwinkel und mit ihm die Queraxe des Auges herabgetrieben (Ziegenaugen), ſo verräth das Perſonenſinn, d. i. die Fähigkeit andre Menſchen, ſie mögen ein auffallendes oder nicht auffallendes Äußere haben, leicht wieder zu erkennen. Eine horizontale Grube über dem Augenhöhlenbogen deutet auf Geiz, ihre Ausfüllung auf Freigebigkeit. Höher an der Stirn trägt der Menſch die Organe, welche ſeiner Gattung ausſchließend zukommen und den Vorzug ſeiner Menſchennatur ausmachen. Sie geben Aufſchluß und Berichtigung über die Camperſchen Beſtimmungen der Geſichtslinie. Im Allgemeinen deutet daher eine hohe, breite und gewölbte Stirn auf ausgezeichnete Geiſtesſtärke, eine niedere Stirn auf geringe Entwickelung von Geiſteskräften. Bei ſehr jungen Kindern, in dem Alter, wo ſich das Auffaſſungsvermögen (Beobachtungsgeiſt) zu regen anfängt, ſo wie bei ausgezeichneten Beobachtern, iſt die verticale Stirnhöhe kugelig gewölbt. Die philoſophiſche Speculation zeigt ſich in der Mitte der Stirn an ihrem höchſten Puncte, die populäre Beredſamkeit etwas unter derſelben, der Witz offenbart ſich durch die zwei hügelförmigen Erhöhungen zu beiden Seiten der Stirn

über den Augen. In der Mitte des Schädels, über der eigentlichen Stirn, drückt ſich die *Gutmüthigkeit* durch eine Wölbung aus; *Grauſamkeit* durch die Abweſenheit derſelben; hinter derſelben zeigt eine fortgeſetzte Wölbung den Hang nach *Schwärmerei* an, welche durch Einwirkung anderer Organe bald fanatiſch, myſtiſch, religiös, politiſch werden kann. Noch weiter nach hinten, zu beiden Seiten der Pfeilnath, ſtrebt die *Beharrlichkeit* (Trotz) empor; ihr zu beiden Seiten liegt das Organ für das *Darſtellungsvermögen*. Neben den Augen nach außen, doch etwas höher als ſie ſelbſt, neben dem Zahlenſinne, drückt der *Kunſtſinn*, die Anlage zu mechaniſchen Fertigkeiten, ſich durch eine Erhöhung des Schädels aus; weiter nach hinten, nach den Ohren zu und über ihnen, deutet eine Erhabenheit die *Schlauheit* an, die, wenn ihr die Unterſtützung edler Organe und Motive fehlt, und wenn ſie im hohen Grade vorhanden iſt, zum *Diebsſinne* ausartet. Dieſer erzeugt dann ein Vergnügen an dem liſtigen Entwenden eines Gegenſtandes, nicht an dem Beſitze des entwendeten. Gerade hinauf über den äußern Ohren, wo ſich der Schädel umbeugt und wölbt, giebt eine große Breite des Kopfs *Bedächtigkeit*, das Gegentheil *Leichtſinn* zu erkennen. Etwas darunter, nach dem hinter dem Ohre gelegenen Warzenfortſatze zu, finden ſich die *freundſchaftliche Anhänglichkeit*; noch tiefer, in der Nähe des Würgſinnes, des Gehörs, der Schlauheit, der Bedächtigkeit ſteht der *Muth*. Eine horizontale Linie von einem Organe der freundſchaftlichen Anhänglichkeit zum gegenüberſtehenden gezogen durchſchneidet die *Ältern-* und *Kindesliebe*; über dieſer nach der Wölbung des Hinterkopfs hinauf und in ihrer Mitte grenzt an die Beharrlichkeit der *Höheſinn*, der phyſiſch (die Gemſe, den Steinbock) zum Steigen treibt, moraliſch zum edlen Stolze, oder zum verächtlichen Hochmuth (Eitelkeit) wird. — Aus dieſer Darſtellung ſelbſt iſt erſichtlich, daß die Kranioſkopie nur auf die wenigen Organe, welche durch die äußere Lage an dem Schädel bemerkbar werden, beſchränkt wäre, die Schädellehre überhaupt aber noch zu ſchwankend, zu unſicher; die Beſtimmung der Organe ſelbſt auf ſo ſchwache, oder einſeitig aufgefaßte Beobachtung gegründet, oft ſelbſt ſo unlogiſch geordnet iſt, daß ſie bei den Schwierigkeiten, welche ſich ihr entgegenſtellen, ſtets die Spuren der Ungewißheit und Unvollkommenheit an ſich tragen wird. F.

Schaden. Unter Schaden verſteht man jeden Verluſt von etwas, worauf man ein Recht hat. *Schadenerſatz* iſt die Vergütung des erlittenen Schadens. Juriſtiſch betrachtet, kann der Schaden ſein: I) 1. ein *poſitiver*, d. h. ein ſolcher, der eine Entziehung oder Verſchlechterung deſſen, was wir wirklich ſchon beſitzen; oder 2. ein *privativer*, d. h. ein ſolcher Schaden, der eine Entziehung oder eine Verminderung eines noch zu hoffenden Gutes enthält. Ferner wird der Schaden eingetheilt II) 1. in *doloſen*, d. i. ein auf widerrechtliche Weiſe mit Vorſatz zugefügter Schaden; dieſer muß ohne Unterſchied, ſelbſt dann vergütet werden, wann vorher ein Vertrag, daß kein Schadenerſatz Statt finden ſolle, geſchloſſen war; nur wenn ein ſolcher Vertrag von dem Beſchädigten nach erlangter Kenntniß von dem erlittenen Schaden geſchloſſen wird, findet keine Vergütung Statt; 2. in *culpoſen* Schaden, der durch Nachläſſigkeit angerichtet wird. Die Juriſten nehmen drei Grade der Nachläſſigkeit (culpa) an, nämlich die große (culpa lata), die ge-

ringe (c. levis), und die geringſte (c. levissima). Der mittlere Grad der Nachläſſigkeit wird wieder in die concrete (culpa levis in concreto), und in die abſtracte (c. levis in abstracto) abgetheilt; jene findet Statt, wenn jemand nicht die Aufmerkſamkeit in Rückſicht Andrer beweiſ't, welche er in ſeinen eignen Angelegenheiten anwendet, um ſeinen Schaden zu verhüten, dieſe iſt das Gegentheil hievon. III) theilt man den Schaden 1. in zufälligen (d. casuale) ein, und macht auch hier wieder den Unterſchied a) des reinzufälligen (damnum mere casuale) und b) des gemiſcht zufälligen (damnum mixtum oder mixte casuale). Zufall iſt nämlich jedes unvermuthete Ereigniß, deſſen Abwendung nicht in unſerer Macht ſteht; deſſen Entſtehung aber in unſern Handlungen ihren Grund haben kann. Iſt es nun ein ſolcher Zufall, der nicht durch unſre Handlungen veranlaßt ward, z. B. ein Blitzſtrahl oder Hagelſchlag, ſo iſt der daraus entſpringende Schaden ein reinzufälliger, und der Beſchädigte iſt, wofern nicht Verträge, z. B. Pacht- und Miethcontracte, oder Aſſecuranzen ihn dazu berechtigen, nicht befugt, von irgend jemand einen Schadenerſatz zu begehren. Iſt der Schaden durch einen Zufall, der in den vorhergehenden Handlungen eines Menſchen ſeinen Grund hatte, entſtanden, ſo iſt es ein gemiſcht zufälliger Schaden, und der Beſchädigte iſt in dem Grade zur Foderung des Erſatzes berechtigt, in welchem der Beſchädiger verpflichtet war zur Unterlaſſung derjenigen Handlung, welche den Schaden herbeiführte. So wird auch die Befugniß, Erſatz für culpoſe oder durch Nachläſſigkeit zugefügte Schäden zu verlangen, bei Verträgen (ſ. Verträge und Quaſiverträge) nach dem Grade des Fleißes erlangt, welchen ein Vertragſchließender vermöge des Vertrags oder Quaſivertrags dem Mitpaciſcirenden zu leiſten hatte. Außer Contracten kommt es bei der Verbindlichkeit zum Erſatze des nachläſſiger Weiſe zugefügten Schadens freilich auch ſehr auf den Grad jener Nachläſſigkeit und der dadurch entſtandenen Beſchädigung an; indeſſen iſt der Beſchädiger hier auch bei dem niedrigſten Grade der Schuld zum Erſatz des durch ihn veranlaßten Schadens verpflichtet (ſ. Verbrechen und Quaſiverbrechen). Für privative Beſchädigungen geſtatten in der Regel unſre bisherigen Geſetze keine Verpflichtungen zum Schadenerſatz, wofern nicht der privative Schaden aus einer poſitiven Beſchädigung entſprungen, und zugleich gewiß oder zu berechnen iſt. Jedoch kann z. B. ein Kaufmann gegen einen andern auf Erſatz des durch eine widerrechtliche doloſe oder culpoſe Handlung vereitelten, gehofften Gewinns klagen, obgleich der Kläger wirklich noch nicht im Beſitze dieſes Vortheils geweſen iſt. Noch bemerken wir, daß kein Beſchädiger, wenn er den Schaden durch gehörigen Gebrauch ſeines Rechts veranlaßte, zum Erſatze verpflichtet iſt; und daß jeder Schaden, den jemand durch ſeine eigne Schuld leidet, ihm allein zur Laſt fällt: damnum, quod quis sentit sua culpa, non sentire videtur. N. P.

Schadow (Johann Gottfried), Profeſſor, Vicedirector der königlichen Akademie der Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften zu Berlin, auch königlicher Hofbildhauer, und Mitglied der Akademie der Künſte zu Stockholm und Kopenhagen, einer der berühmteſten deutſchen Bildhauer, wurde am 20. Mai 1764 zu Berlin geboren, und zeigte ſchon früh einen unwiderſtehlichen Hang zu den zeichnenden Künſten; allein die Dürftigkeit ſeines Vaters — eines Schneiders mit einer kinderreichen Familie — ließ die Befriedigung jenes Dran-

ges nicht hoffen, bis er zufällig den erſten Unterricht im Zeichnen von einem penſionirten Bildhauer erhielt, mit dem er in dem Hauſe des Bildhauers Teſſaert bekannt ward, dort ſich mehr im Zeichnen übte, und endlich bei der ihm überlaſſenen Wahl zwiſchen Mahlerei und Bildhauerei ſich der letztern widmete. Von einem Mädchen, das er liebte, begleitet, flüchtete er nach Wien, heirathete ſie dort im 21. Jahre ſeines Alters, und ging, Lehre, Penſion, Ältern und alle Ausſichten freiwillig aufgebend, mit Einwilligung und auf Koſten ſeines Schwiegervaters nach Italien. Unermüdet fleißig verlebte er während der Jahre 1785, 1786 und 1787 ſeine meiſte Zeit in dem Muſeum des Vaticans und des Capitols. Zu dem ſogenannten Concorſo di Paleſtra macht er die gefoderte Gruppe in gebranntem Thon, und erhielt dafür die goldene Preismedaille, obgleich er keine Verbindungen hatte, wie ſo viele andre mitbewerbende Künſtler. Im J. 1788 erhielt er durch den Staatsminiſter von Heinitz die durch Teſſaerts Tod erledigte Stelle, ungeachtet ſeiner Jugend, jedoch mit einigen Beſchränkungen. Sein erſtes großes Werk in Deutſchland war das dem verſtorbenen jungen Grafen von der Mark, einem natürlichen Sohne Friedrich Wilhelms II., errichtete und 1790 vollendete Denkmahl, welches ſich in der Dorotheenkirche zu Berlin befindet. Dieſem in mancher Hinſicht vortrefflichen Kunſtwerke folgten bald mehrere, von denen wir hier nur ſeine koloſſale Bildſäule des Generals von Ziethen in Huſarenuniform, die Bildſäule Friedrichs des Großen zu Stettin, ein Gypsmodell in Lebensgröße, welches die damalige Kronprinzeſſin, jetzt verewigte Königin Luiſe von Preußen, und ihre Schweſter, die jetzige Herzogin von Cumberland, darſtellt, wie ſie ſich herzlich an einander lehnen und umarmen; die Bildſäule Leopolds von Deſſau, im Luſtgarten zu Berlin, mehrere Sandſteinarbeiten am neuen Münzgebäude daſelbſt; das Denkmahl des Generals von Tauenzien zu Breslau anführen. Außer den Modellen zu einem Monumente für Friedrich den Großen arbeitete Schadow auch 1805 und ſpäter an einem Denkmahl auf Luther. Die Quadriga auf dem brandenburger Thor iſt gleichfalls von Schadow modellirt, und von dem Kupferſchmidt Jury in Potsdam in Kupfer ausgetrieben. Auch hat er viele vortreffliche Büſten berühmter Männer gearbeitet. — Gegenwärtig iſt Schadow mit der Verfertigung des Blücherſchen Denkmahls beſchäftigt. — Seine beiden Söhne leben ſeit 9 Jahren als ſehr geachtete Künſtler in Rom. Der ältere, Rudolph, iſt Bildhauer und gehört als ſolcher zu den ausgezeichnetſten ſeines Fachs. Außer mehreren trefflichen Basreliefs, Büſten ꝛc. haben in der neueſten Zeit ſeine Statuen einer Sandalenbinderin und Spinnerin den reinſten Beifall aller Kenner erworben und ſind, mehrmals in Marmor ausgeführt, nach England gekommen. Der andere Bruder, Wilhelm, iſt Mahler. Seine Arbeiten zeichnen ſich durch das Edle und Reine des Styls, die Großartigkeit der Compoſition und ungemeine Schönheit und Wärme des Colorits aus. Meiſterhaft ſind ſeine Bildniſſe; doch hat er jetzt durch ſeine Frescomahlereien in der Wohnung des preußiſchen Generalconſuls von Bartholdy zu Rom dargethan, welche bedeutende Stelle er unter den Hiſtorienmahlern einnimmt. Mit Recht darf man bei dem Streben, welches alle deutſchen Künſtler in Rom beſeelt, für die Zukunft von beiden Brüdern vollendete Meiſterwerke erwarten.

Schaf. Dieſes nützliche Hausthier lebt faſt unter jedem Himmelsſtriche, ſobald nur Kälte und Näſſe nicht übermäßig ſind; es liebt

reine Luft und gute Kräuterweiden. In Geſtalt und Anſehn giebt es mehrere von einander verſchiedene Abarten des Schafs; ſo haben die isländiſchen Schafe mehrere Hörner, die arabiſchen in Aſien fette und dicke, oft bis 40 Pfund ſchwere Schwänze, die ungariſchen gewundene Hörner und grobe Wolle. In Europa ſind die ſpaniſchen und die engliſchen die beſten Arten; jene ſtammen aus Afrika, dieſe aber durch Veredlung aus Spanien (ſ. d. Art. Schafzucht). Auch in Deutſchland haben Regierungen und Privatperſonen große Koſten zur Veredlung der Schäfereien aufgewendet und ſpaniſche Schafe (ſogenannte Seidenſchafe) angeſchafft, welche die ſchönſten ſind. Eigentlich bezeichnet das Wort Schaf das weibliche Thier; hat es bereits gelammt, ſo nennt man es Mutterſchaf, ſo wie das männliche Widder, Stöhr, Stähr oder Bock genannt wird. Der verſchnittene Bock heißt Hammel, und der gemäſtete Hammel Schöps. Ein neugebornes Schaf heißt Lamm, man unterſcheidet nach dem Geſchlecht Bocks- und Kalblämmer. Die Bockslämmer werden, wenn ſie nach einigen Wochen verſchnitten worden, Hammellämmer genannt. Den Kalblämmern wird der Schwanz bis auf einige Glieder gekürzt. Jährige Lämmer heißen Jährlinge, zweijährige aber Zeitſchafe, und dieſe werden zur Begattung gelaſſen. Eine andere Eintheilung der Schafe iſt in ein- und zweiſchürige, je nachdem ſie jährlich ein oder zweimal geſchoren werden. Selten bekommt man vom zweiſchürigen Viehe mehr Wolle als von dem einſchürigen, und immer iſt dieſe beſſer und feiner. Auch ſind zweiſchürige Schafe ſchwer zu veredeln, denn immer müſſen ſie beim Anfange der Veredlung in einſchürige verwandelt werden. Das Alter der Schafe erkennt man aus den Zähnen. Das Lamm hat acht Spitzzähne, von denen es jährlich ein Paar einbüßt, wogegen es breite Schaufelzähne erhält. Der Farbe nach ſind die Schafe weiß, braun, ſchwarz und ſcheckigt. Scheckigte nennt man auch Spiegelſchafe. Die weiße Farbe der Wolle iſt die beſte, weil ſie ſich mit allen Farben färben läßt. In veredelten Schäfereien duldet man daher auch blos weiße Schafe. Gute Pflege und Fütterung ſind bei der Schafzucht das wichtigſte. Um die Ausartung zu verhindern, iſt es nöthig, alle drei Jahre den Ankauf edler Stöhre zu wiederholen. Man muß dabei außer der Geſtalt und Geſundheit beſonders auch die Weide berückſichtigen, an welche ſie gewöhnt ſind, da ſie einen bedeutenden Wechſel nicht leicht vertragen. Schafe von ſtarkem Leibe, breiter Bruſt und kurzen Beinen ſind trefflich; ſie bleiben gern bei der Herde und freſſen gut; dabei muß die Wolle fettig, fein, kraus, aber nicht verworren ſein. Ein geſundes Schaf hat lebhafte und helle Augen mit vielen rothen Adern, iſt munter und frißt gut. Alte Schafe, die ſchon die Zähne zu verlieren anfangen, muß man gar nicht kaufen, ſondern am beſten nur zwei- und dreijährige. Das Schaf, als ein furchtſames, ſchwaches und einfältiges Thier, bedarf im Felde und Stalle der ſteten Aufſicht. Zu dieſem Zwecke ſind auch gute Schäferhunde nöthig, welche die Herde vor Wölfen ſchützen und in Ordnung halten. Ihre Weide muß man mit Sorgfalt wählen. Sumpfichte Wieſen ſind ihnen ſchädlich, zumal im März und April. Man darf ſie nicht zu früh austreiben, ſondern erſt, wenn der Thau abgegangen iſt. Auch muß man dafür ſorgen, ihnen bei großer Hitze wo möglich Schatten zu verſchaffen; daher weidet man ſie morgens auf der Morgenſeite und Nachmittags auf der Mitternachtſeite. Ihre Lieblingspflanzen ſind das Schafgras (Festuca ovina), das Täſchel-

kraut (Bursa pastoris), mehrere Trespenarten u. ſ. w. Die natürliche Begattungszeit der Schafe iſt im September und October; wo aber die Stöhre frei unter der Herde gehen, begatten ſie ſich ſchon im Auguſt und ſelbſt im Julius. Da nun ein Schaf nur 21 Wochen trächtig geht, ſo würden die Lämmer im härteſten Winter geboren werden. Dies zu vermeiden, ſondert man die Widder von den Schafen und läßt ſie erſt zu Ende des Octobers zu ihnen. Ein Stöhr zur Zucht muß wenigſtens ein Zeitbock, ſtark, breit, krausköpfig und wollreich ſein. Ein Schaf aber wird am beſten erſt zugelaſſen, wenn es vierjährig wird. Während des Tragens iſt die ſorgfältigſte Pflege und Wartung nöthig; man muß ſie mit unverdorbenem und gutem Futter verſehen. In der Lammzeit muß der Stall noch erweitert werden; die ganz jungen Lämmer werden mit ihren Müttern 3 bis 4 Tage beſonders gethan, und erſt nach 10 Tagen kann man ſie unter die übrigen Schafe laufen laſſen. Einige Mütter laſſen ihre Lämmer nicht ſaugen, dieſe muß man abſondern und eigens daran gewöhnen. Man muß ihnen in dieſer Zeit das beſte Heu und Grummet geben. Das erſte Geſchäft nach der Geburt der Lämmer iſt, ſie zu zeichnen, welches gewöhnlich an den Ohren geſchieht. Später folgt dann das Verſchneiden bei den männlichen, und das Kürzen des Schwanzes bei den weiblichen Lämmern. Zu derſelben Zeit muß man ſie an das Freſſen gewöhnen. Wenn das jüngſte Lamm drei Monate alt iſt, kann man alle von den Müttern entwöhnen; die Schäfer thun es gewöhnlich zu Ende Mai's oder Anfang Juni's. Man treibt ſie nun auf die beſte Weide und ſchafft ihnen dabei die möglichſte Abwechſelung. Im Stalle muß man ſie noch, ſo viel es geſchehen kann, mit feinblättrigem Wieſengraſe und etwas Luzerne füttern. Ein Irrthum iſt es, daß man ihnen nichts zu trinken geben müſſe. Man tränkt ſie am beſten vor dem Austreiben, oder treibt zuerſt dahin, wo ſie geſundes Waſſer finden. Bei der großen Hitze im Sommer muß man dabei ſehr behutſam verfahren. Die Lämmer werden gewöhnlich zum erſtenmal erſt bei der zweiten Schur geſchoren. Der Kopf behält die Wolle, weil ſie beſſer verhindert, daß Inſecten ſich einniſten, wodurch die Drehkrankheit erzeugt wird. — Gute Wartung iſt bei der Schafzucht die Hauptſache. Man halte nicht mehr Schafe, als man gut verpflegen kann; wenige gut gepflegt werden mehr Vortheil gewähren als viele ſchlecht gepflegt. Man rechnet, daß das Schaf 7 Monate von der Weide lebt, einen Monat vor dem Winter, und einen vor dem Frühling halb von Weide, halb von Fütterung, drei Monate endlich ganz von der Fütterung. Dem gemäß muß man ſich mit Heu und Stroh einrichten. Beim erſten Austreiben im Frühjahr dürfen die Schafe nicht ganz hungrig ausgetrieben werden, weil ſie ſonſt zu begierig alles, was ihnen vorkommt, freſſen und leicht krank werden. Wenn aber das Gras erwachſen iſt, kann man ſie allenthalben hintreiben, nur nicht an moraſtige Orte. Darf man ſie nicht mehr auf die Weide treiben, ſo kommen ſie auf die Brachäcker, und werden dieſe umgeriſſen, ſo haben ſie eine Hungerweide, wenn nicht blos für ſie beſtimmte Weide hinlänglich vorhanden iſt. Im Winter muß man ein Hauptaugenmerk auf ſie haben, ſie reichlich und gut tränken und füttern, denn davon hängt die Güte und Menge der Wolle, der Dünger und die Güte der Lämmer ab. Winter und Sommer muß man ſie auch öfters Salz lecken laſſen, beſonders wenn ſie ihre Begierde darnach durch Belecken der Lehmwände und des Erdbodens zeigen. Man rechnet hiebei auf 5 Schafe alle

10 Tage eine Hand voll Salz. Der Nutzen, den die Schafe gewähren, iſt vielfach, und beſteht vornehmlich in der Wolle, dem Miſt, der Milch und dem Fleiſch. Die Gedärme benutzt man zu Saiten, die Felle entweder mit der Wolle zu Unterfutter und Gebräme, oder ohne die Wolle zu Pergament, Corduan und ſämiſchem Leder. Das Fett braucht man an Speiſen, das Unſchlitt zu Lichtern und die Klauen und Fußknochen zum Leim. Unter den verſchiedenen Krankheiten, denen die Schafe unterworfen ſind, ſind die hauptſächlichſten die Pocken, der Durchlauf, die Seuche, die Fäule, die Egeln, die Drehkrankheit, das Blut, das Gliedwaſſer und die Raude.

Schafhauſen, einer der kleinſten unter den zwei und zwanzig Cantonen Helvetiens, der Rangordnung nach der zwölfte in der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft. Er liegt am nördlichſten in der Schweiz, am rechten Rheinufer, vom Großherzogthum Baden größtentheils umgeben; ſüdlich trennt ihn der Rhein von den Cantonen Zürich und Thurgau. Seine Größe beträgt 8 Quadratmeilen, worauf 30,000 Menſchen leben, die ſich, mit Ausnahme weniger Katholiken, zur reformirten Kirche bekennen. Der Boden gehört zu den fruchtbarſten der Schweiz und beſteht aus ergiebigen Hügeln mit weiten Thälern. Die höchſte Gegend iſt der Randenberg, im Norden des Cantons, welcher 1200 Fuß über dem Rheine liegt. Außer dieſem Fluſſe giebt es nur Bäche; die Wutach bildet gegen Weſten an einigen Stellen die Grenze. Die Hügel enthalten mannichfaltige Verſteinerungen und treffliches Eiſenerz. Wein- und Feldbau beſchäftigt die Einwohner vorzüglich, auch gutes Obſt wird gezogen und die Viehzucht mit Einſicht betrieben. Die Fabrikarbeiten ſind nicht einmal in der Hauptſtadt beſonders wichtig. Durchfuhr und Speditionshandel gewähren dem Lande einigen Vortheil. Die Verfaſſung iſt ariſto-demokratiſch. Ein großer aus 74 Mitgliedern beſtehender Rath hat die geſetzgebende, ein aus 24 Mitgliedern des großen Rathes beſtehender kleiner Rath hat die vollziehende Gewalt, und iſt die oberſte Juſtizbehörde. Zwei Bürgermeiſter führen abwechſelnd ein Jahr lang den Vorſitz in beiden Räthen. Zur Bundesarmee giebt dieſer Canton 466 Mann, und als Geldbeitrag zur Beſtreitung der Kriegskoſten und anderer Ausgaben des Bundes jährlich 9327 ſchweizeriſche Franken. Die Hauptſtadt Schafhauſen liegt am rechten Rheinufer, am Abhange eines Hügels, von kleinen Bergen eingeſchloſſen, und enthält 811 Gebäude in der Stadt und 395 in den drei Vorſtädten, und gegen 7000 Einwohner. Der Ort hat, obgleich die Straßen nicht eben ſind, doch ein freundliches Anſehen und mehrere gutgebaute Häuſer. Über den Rhein führt eine 120 Schritte lange hölzerne Brücke, an deren Ende das züricher Gebiet anfängt. Die in den Jahren von 1754 bis 1758 erbaute 364 engliſche Fuß lange ſchöne hölzerne Rheinbrücke, in ihrer Art ein Meiſterſtück, ein Hängewerk, welches, außer auf den Ufern, nur auf einem einzigen Pfeiler ruhte, wurde im Auguſt 1799 von dem franzöſiſchen Generale Oudinot zerſtört. Am höchſten Ende der Stadt, auf dem Emmersberge, liegt die alte Feſte Unnoth oder Munoth. Von wiſſenſchaftlichen Anſtalten findet man das Collegium Humanitatis mit neun Profeſſoren für Theologie, Phyſik, Philoſophie, Mathematik, Geſchichte und alte Sprachen, das Gymnaſium, und die Stadtbibliothek, durch die Büchersammlung Johannes von Müller (deſſen Geburtsort dieſe Stadt iſt) beträchtlich vermehrt. Es ſind hier eine Gußſtahlfabrik, Fabriken von baumwollenen und ſeidenen Zeugen, eine große Indiennedruckerei, große

Gerbereien und eine Baumwollenſpinnerei. Übrigens beſchäftigt viele Bewohner die Güterverſendung, der Handel mit Landeserzeugniſſen, als Wein, Getreide, Kirſchengeiſt ꝛc., Landbau wird aber am meiſten betrieben. Spaziergänge ſind der Fäſenſtaub an der Weſtſeite der Stadt mit einem ſchönen Garten, die neue Promenade, das romantiſche Mühlthal, die Klus, und eine Stunde von der Stadt iſt der berühmte Rheinfall (ſ. d. Art.).

Schafſchur. Bei einſchürigen Schafen (ſ. d. vor. Art.) iſt die Zeit der Schafſchur im Mai; bei zweiſchürigen im Mai und um Michalis. Den Tag vor der Schur ſchwemmt oder badet man die Schafe und ſorgt dafür, daß ſie ſich bis zur geendigten Schur nicht wieder beſchmutzen. Das Scheren geſchieht am beſten unter einer Scheuer. Man bindet dem Schafe die Füße, hüthet ſich aber möglichſt, es zu verletzen. Man ſortirt hiebei zugleich die Wolle ſo viel möglich; vornehmlich ſondert man die Lämmerwolle ab, weil ſie viel feiner iſt. Der Ertrag bei der Schafſchur iſt ſehr verſchieden, gewiß aber iſt es, daß alle veredelten und gutgefütterten Schafe mehr Wolle geben. Die geſchornen Schafe führt man auf die beſte Weide, oder füttert ſie noch beſonders gut, weil ſie eine größere Eßluſt haben.

Schafzucht. In der Schafzucht können uns die Engländer und Spanier zum Muſter dienen. Die engliſche Schafzucht wurde ſchon v. 400 J. durch die Verpflanzung ſpaniſcher Race auf den engliſchen Boden veredelt. Man nahm hiezu die erſten Schafe aus der ſpaniſchen Barbarei, welche ſehr wohl gediehen. Aber erſt unter Eliſabeth wurde die Schafzucht zur Vollkommenheit gebracht. Man kaufte dazu caſtilianiſche Widder, ertheilte Privilegien und Prämien und erhielt dadurch ſchon nach acht bis zehn Jahren eine ſo ausgezeichnete Race von Schafen, als man ſie kaum in Spanien hatte. Sorgfältig fortgeſetzte Cultur hat ſie in dieſem vollkommnen Zuſtand zu erhalten gewußt und daraus eine ergiebige Goldgrube für England gemacht. Die gemeinen engliſchen Schafe ſind gewöhnlich gehörnt. Die Hörner der Widder ſind größer und ſeitwärts gewunden; die der Schafmütter und Hämmel hingegen liegen am Kopfe an, gehen über die Ohren, auch wohl unter denſelben weg, oder ſind gleich über den Augen gekrümmt. Viele haben auch keine Hörner. Die beſten Schafe haben einen gewölbten, breiten, nicht runden Rücken, feine kurze Beine, kleinen Kopf, gleichförmige feine Wolle, lange Schwänze und lange Schwanenhälſe. Man findet die beſten Schafe in Treswater, Lincolnſhire, Dorſetſhire, Wiltſhire, Herfortſhire, Norfolk, Wallis und Moß. Da die Nahrung der Schafe auf die Güte der Wolle den entſchiedenſten Einfluß hat, ſo wählt man die Arten jedesmal nach der Beſchaffenheit der Weide. Bei dem Verſetzen der Schafe kommt man ihnen durch künſtliche Futterkräuter zu Hülfe. Die großen Schafherden ſind in England Winter und Sommer auf dem freien Felde; ſie beſſer verſorgen zu können, theilt man ſie in mehrere kleine Abtheilungen. Der engliſche Landwirth hält auf künſtliche Wieſen, ſucht auch wohl Communweiden zu benutzen. Er baut Turnips und Kraut zur Winternahrung der Herde. Dabei rechnet er auf 100 Schafe für fünf Monate 4 Acker mit Turnips. Sonſt muß er wenigſtens 20 bis 30 Morgen Landes für jedes Hundert Schafe haben und ein Stück Land zu Pimpernell oder Raygras, um ſie mit Anfang des Frühlings dahin treiben zu können. Den Pferch führt er, und zwar mitten im Winter, auf trocknes und kieſigtes Land. Die jungen Schafe benutzt er noch anderweitig. Er kauft ſie nämlich im

September, hält ſie bei den Lämmern auf dem ärmſten Lande, und zieht ſie dann mit Turnipskraut ſpärlich auf. Im folgenden Sommer verkauft er erſt die davon kommenden Lämmer und dann die fetten Schafe, und zwar wo möglich ſchon im Mai, wo ſie am meiſten gelten. Einige kaufen im Herbſt jährige Mutterlämmer, ſtellen ſie in einen beſondern mit Rüben beſetzten Platz, laſſen ſie ſelbſt die Rüben ausreißen und abfreſſen, und machen ſie dann zum Verkauf fett. Mehr Nutzen ſoll dabei ſein, wenn man zwei- bis dreijährige Widder anſchafft, den Winter über mit Kraut und Turnips erhält, und wenn es angeht, beſtändig auf trocknem Sande mit Grasland zum Pferchen ſtellt, ſie dann mit allerhand Futter anfüttert, und im April oder Mai verkauft, wo ſie am theuerſten ſind. Kraut macht ſie beſſer fett als Turnips. Einige geben ihnen vom October bis ins Frühjahr Gras und Rüben und treiben ſie im Nothfall auf Korn- und Weizenſaat, oder wenn der Boden naß iſt, auf trocknes Grasland. Im Herbſte ſchmieren die Engländer die Schafe mit Theer und Butter, um die Raude zu verhüten. Im October und November läßt der Engländer auch durch magre Schafe den Reſt des Sommergraſes abweiden, fette aber füttert er mit Turnips und Kraut. Trefflich zum Mäſten iſt Heu und Turnips, auch Gerſtenmehl, Malzſtaub, kurz jedes trockne Futter, ſelbſt Spreu, verbunden mit der wäſſerigen Turnips; Rüben mit Linſenſtroh und zuweilen Heu, was viele Deutſche geben, ſchlagen ebenfalls ſehr gut an. Zum Winterfutter für die Schafe baut der Engländer vorzüglich das ſchottiſche Kraut und Kohlrabi (Quack), womit man bis in den Mai füttern kann. Auf mittelmäßigem, aber gut bearbeitetem Boden giebt Klee und Raygras ein Futter bis in den Mai, doch werden zur Abwechſelung mehrere Felder erfodert. Vom Februar an füttert der Engländer ſtatt der hartwerdenden Turnips mit Kraut. Iſt noch Raygras oder ſonſt ein Futtergras vorhanden, ſo giebt er auch dies. In dieſer Zeit läßt er weder Schafe noch Lämmer hungern, und verkauft lieber einen Theil, um den andern beſſer verſorgen zu können. In der Mitte des Mai's treibt man gewöhnlich die Schafe auf die Weiden und Triften, die oft voll Katzenzahl und Farrenkraut ſtehen und mit Ameiſenhaufen bedeckt ſind. An manchen Orten aber hat man gute, wohl umzäunte Wieſen. Dabei kommt die Eigenſchaft der Herde in Betracht. Beſteht der Stamm aus magern Schafen, die man blos der Lämmer und der Wolle wegen zieht, ſo giebt man ihnen nur mittelmäßige Weiden. Wo man umzäunte Felder und Wieſen hat, kauft man im Auguſt und September Schafe, bringt ſie auf Brachfeld oder armes Grasland bis Weihnachten, giebt ihnen dann etwas Rüben oder Kraut, und füttert ſie bis zur Sommerszeit möglichſt gut, damit ſie zum Verkauf recht fett werden. Schon im Mai fängt der Engländer das Pferchen an, und beſonders Kraut und Rübenbrachen zu nutzen, die dann im Juni bepflanzt werden. Im Juni theilt man die Schafe ab, je nachdem man ſie mäſten oder zur Zucht und Wollnutzung halten will. Erlaubt es die Witterung, ſo wird jetzt auch die Schur vorgenommen. Das Schaf wird einige Tage vorher ganz rein gewaſchen, dann an einen reinlichen Ort gebracht, und endlich mit größter Behutſamkeit, erſt an Bauch, Füßen und Schenkeln, dann an Rücken und Hals geſchoren. Den Lämmern läßt man vorn die Wolle, um ſie mehr vor der Witterung zu ſichern. Nach der Schur hält man die Schafe gewöhnlich vier und zwanzig Stunden im Stall, welcher ge-

ſund, luftig und reinlich iſt. Man wäſcht, kämmt und bürſtet die Schafe, um ſie von aller Unreinigkeit frei zu halten. Der Engländer berückſichtigt ſorgfältig die Natur des Schafes. Da das trockne Futter demſelben nicht angenehm, das feuchte aber nicht dienlich iſt, ſo giebt er beides neben einander; bei feuchtem Wetter führt er die Schafe auf Anhöhen und trockne Triften, bei trockenem hingegen in naſſe Gegenden. Auch theilt er ſeine Herde ſo ab, daß die ſtarken Schafe nicht den ſchwächern das Futter wegfreſſen, ſondern alle genugſames Futter erhalten. Da der Wohlſtand der Herde urſprünglich von den Widdern abhängt, ſo berückſichtigt er bei der Wahl derſelben alle Umſtände. Ein Widder zur Zucht muß feine, glänzendweiße Wolle ohne Flecken haben über zwei Jahre alt und wo möglich ein Zwilling ſein. Er muß völlig ausgetragen werden von der zweiten oder dritten Generation, im Frühjahr geſetzt und von der Mutter ſo lange geſäugt worden ſein, als er gewollt hat. Man rechnet auf 40 Schafe einen Widder. In England allein ſollen über 43, in Schottland und Irland 30 Millionen Schafe gezogen werden. — Die ſpaniſche Schafzucht wurde durch afrikaniſche Schafe veredelt, denn das urſprünglich ſpaniſche Schaf giebt nicht feinere Wolle als das deutſche. Um die ſo veredelten Schafherden, Merinos genannt, nicht wieder ausarten zu laſſen, hütete man ſie ſorgfältig vor aller Vermiſchung mit gemeinen. Man traf außerdem noch eigne Anſtalten, um einen ſo einträglichen Zweig der Staatswirthſchaft immer mehr zu vervollkommnen, namentlich beſtellte man eigne Gerichte für alle Gegenſtände, die auf Schafe, Wolle, Schäfer, Weiden u. ſ. w. Beziehung haben. Die Art, wie die veredelten Schafherden in Spanien behandelt werden, iſt gewöhnlich folgende: Statt daß die gemeinen Schafe nie aus der Gegend kommen, wo ſie geworfen werden, und in den Winternächten in den Schäfereien eingeſchloſſen bleiben, lebt die veredelte Gattung beſtändig unter freiem Himmel, hält ſich den Winter über vornehmlich in dem gebirgigen Theile von Alt-Caſtilien oder der Montaña, und in der Herrſchaft Molina von Aragon auf, welche die höchſten Gegenden von Spanien ſind, und ſeine vorzüglichſten Weideflächen abgeben. Die Montaña iſt die höchſte, und die Molina die niedrigſte Sommerweide. Jene ſteht voll gewürzreicher Pflanzen, die auf dieſer fehlen; ſonſt ſind dieſe Gebirge mit Eichen, Buchen, Birken, Stechpalmen und Haſelſtauden bedeckt; auch findet man hier alle Pflanzen, die in der Schweiz wachſen. Wenn der Schäfer oder Führer einer Herde mit ſeinen Schafen an den Ort ſeines Sommeraufenthalts kommt, giebt er ihnen zunächſt ſo viel Salz, als ſie lecken wollen. Man rechnet (vielleicht zu hoch) in den 5 Sommermonaten auf 1000 Schafe ungefähr 20 Centner Salz. Zu Ende des Julius werden die Böcke zu den Schafen gelaſſen, 5 bis 6 auf 100 Schafe, vor- und nachher werden ſie getrennt. Die Böcke geben mehr, aber nicht ſo feine Wolle; auf 25 Pfund rechnet man 3 Böcke oder 5 Schafe. In der Mitte Septembers zeichnet man die Schafe, indem ihnen die Lenden mit einem im Waſſer aufgelöſ'ten Ocker oder der ſogenannten Amalganerde gerieben werden. Mit Ende des Sommers werden die Schafe in ganzen Herden aus dieſen kalten gebirgigen Gegenden in die ſüdlichen Ebenen von La Mancha, Andaluſien, vorzüglich aber nach Eſtremadura getrieben. Daher heißen ſie Merino d. h. wandernde Schafe (ſ. den Art. Merinos). Sie fangen den Zug nach wärmern Gegenden zu Ende Septembers an, wobei ſie beſonderer Ge-

rechtigkeiten genießen. Bisweilen machen ſie 6 bis 7 Meilen an einem Tag, um an gute Weide= und Ruheplätze zu kommen. Man ſchätzt die ganze Reiſe vom Gebirge bis ins Innere von Eſtremadura 150 Meilen, und dazu gebrauchen ſie etwa 40 Tage. Nun iſt die erſte Sorge des Schäfers, ſie auf die Weide des vorigen Winters, und wo die meiſten Jungen geworfen worden, zu führen. Dieſen Ort erkennen ſie ſelbſt, mittelſt des Geruchs. Hier werden nun Horden und für die Schäfer Laubhütten gemacht. Kurz nach der Ankunft auf der Winterweide fällt die Lammzeit ein. Die unfruchtbaren bekommen alsdann ſchlechtere, die trächtigen eine beſſere, die aber, welche gelammt haben, die beſte Weide. Die ſpäteſten Lämmer kommen nach den fetteſten Gegenden, um deſto geſtärkter zur Reiſe zu werden. Im März haben die Schäfer vielerlei Arbeiten bei den Lämmern zu verrichten, nämlich die Schwänze zu kürzen, die Naſe mit einem heißen Eiſen zu zeichnen, die Spitzen der Hörner abzuſägen und die zu Hammeln beſtimmten zu verſchneiden. Im April iſt die Zeit nach dem Gebirge zurückzukehren; die Herde ſelbſt äußert um dieſe Zeit durch Unruhe ihr Verlangen zu wandern; einzelne Schafe entlaufen u. ſ. w. Mit dem erſten Mai fängt die Schur an, wenn das Wetter nicht unfreundlich iſt. Das Scheren geſchieht an bedeckten Orten. Vor der Schur wird eine beträchtliche Anzahl Schafe in das große Schafhaus gebracht, welches aus zwei Gebäuden 4 bis 800 Schritt lang und 100 Schritt breit beſteht. Davon werden gegen Abend ſo viele, als man den nächſten Tag zu ſcheren gedenkt, in eine lange, ſchmale und niedrige Hütte getrieben, welche das Schwitzhaus heißt, wo ſie dicht an einander ſtehend ſtark ausdünſten müſſen. Dadurch wird die Wolle ſanfter und für die Schere geſchmeidiger gemacht. Die Wolle wird ſortirt und vor der Verſendung gewaſchen, die Schafe aber an einen andern Platz gebracht, gezeichnet und diejenigen, welchen die Zähne fehlen, zum Schlachten ausgeſucht. Man rechnet in Spanien 8 Millionen Schafe, deren Ertrag für Spanien von der höchſten Wichtigkeit iſt. (S. d. Art. Merinos.)

Schäfergedicht, Schäferſpiel, Pastorale. Da die Lebensart der Hirten und Schäfer die glücklichſte und ihre Sitten die ſanfteſten und unſchuldigſten ſchienen, ſo wurden hauptſächlich ſie von ältern und neuern Dichtern zu handelnden Perſonen des Idylls, das daher auch den obigen Namen bekam, gewählt. Doch iſt die Idylle nicht auf das Schäfer= und Hirtenleben beſchränkt (ſ. d. Art. Idylle). Die kunſtmäßige dramatiſche Ausführung eines größern idylliſchen Stoffes, beſonders wenn die Hauptperſonen Schäfer ſind, heißt Schäferſpiel. Dieſer letztern Art der Behandlung haben ſich zuerſt die Italiener bedient. Und wer erinnert ſich nicht an Göthe's Launen des Verliebten.

Schaft, ſ. Säule.

Schaftgeſimſe, ſo viel als Fuß, Säulenfuß, ſ. Säule.

Schagren, Schagrin (Chagrain oder Chagrin), in der Levante Saghir genannt, iſt ein lohgares ſtarkes und hartes Leder, das auf der Narbenſeite überall kleine körnigte Erhebungen oder Hügelchen hat, leicht allerlei Farben annimmt, und ſich im Waſſer erweicht. Dieſer Handlungsartikel wird von den Tatarn, Ruſſen und Tripolitanern aus Häuten der buchariſchen Waldeſel zubereitet. Aber irrig glauben Manche, daß dieſe Eſelshäute von Natur das Narbichte an ſich haben, und aus keiner andern Thierhaut ſich Schagrin machen laſſe. Im Gegentheil wird zu Aſtrakan in Rußland, und in ganz Perſien Schagrin aus

den Theilen der Pferdehäute bereitet, die das äußerſte Ende vom Rücken und den Lenden umgeben. Dieſe Hautſtücke werden in Geſtalt eines halben Mondes ausgeſchnitten. Die entfleiſchte, enthaarte, und vollkommen von Nebenhäuten frei gemachte Haut ſpannt man in einen Rahmen aus, bedeckt ſie auf der Haarſeite mit den harten Körnern einer Art Melde (Chenopodium album), und drückt dieſe durch Treten in die Oberfläche der Haut ein. Auf ein Brett gelegt, läßt man ſo die Häute trocknen, und dann nimmt man mit einem beſondern ſcharfen Meſſer die durch das Eindrücken der Körner auf derſelben Seite entſtandenen Erhöhungen hinweg. In Waſſer eingeweicht, gehen die Körner hernach von ſelbſt wieder aus der Haut, und laſſen auf der einen Seite lauter kleine Grübchen, auf der andern lauter kleine Erhöhungen zurück. Nun erſt werden die Häute gefärbt. Die gewöhnlichſte und beliebteſte Farbe iſt die **meergrüne** (mittelſt des Kupferſtaubes und einer Salmiakauflöſung), aber auch **blau**, **roth**, **ſchwarz** und **aſchgrau** färbt man Schagrin. Die Bulgaren gerben die ganzen Eſelshäute nach Schagrinart; aber die feinen und vorzüglich ſchön gefärbten Häute, die uns Aſtrakan und Perſien liefern, werden aus den oben gedachten Rückenſtücken der Pferdehäute bereitet. Am ſchwarzen Meere, insonderheit zu Chöslewo, macht man ſie bei vielen Tauſenden. Sie gehen beſonders nach nach Bender, Kauchan und Conſtantinopel, wo ſie zu Meſſer- und Säbelſcheiden verbraucht werden. Die geringern Schagrinſorten kommen aus verſchiedenen Gegenden von der barbariſchen Küſte, beſonders von Tripolis. Die ſchlechteſte Art iſt die, welche bei uns auch hie und da aus Ziegenfellen oder wohl gar aus Corduan verfertigt wird. Letzteres erkennt man daran, daß ſich die Oberfläche ſchält. Die Schagrinhäute müſſen recht groß, von ſchönem Anſehn, überall gleich ſein, und nur wenig glänzende ungranulirte Stellen haben. Man handelt ſie nach Dutzenden. Auch nennt man **Schagrin** die mit härtern und ſchärfern Körnern zubereitete Haut von Fiſchottern, Seehunden und einer Art Meerkatzen.

Schaik, **Scheikh**, Schech (arabiſch), ſo viel als Alter oder Älteſter, heißen die Befehlshaber arabiſcher Stämme oder Horden. Sie ſind äußerſt ſtolz auf ihren alten Adel, vorzüglich die Stammhäupter der Beduinen. Einige von ihnen nehmen auch den Titel **Emir** an, ohne zu Mahommeds Geſchlecht zu gehören. **Scheik von Mecca** heißt der Fürſt von Mecca, welcher ſich für einen echten Nachkömmling Mohammeds ausgiebt, und von den Karavanen Geſchenke fodert. Auch nennen die Mohammedaner die Vorſteher ihrer Klöſter **Scheiks**, und der türkiſche Mufti wird zuweilen **Scheik ul islam** (Oberhaupt der Rechtgläubigen) genannt.

Schall iſt eine zitternde Bewegung, die ſtark und ſchnell genug geſchieht, um auf unſere Gehörwerkzeuge zu wirken (ſ. **Acuſtik**). So entſteht ein Schall, wenn eine Peitſchenſchnur ſchnell in der Luft geſchwungen, wenn die Luft mit Heftigkeit durch eine Trompete getrieben, oder wenn ein entzündbares Gas angebrannt wird. Zur Hervorbringung eines Schalles gehört ein ſchallender Körper, und ein Mittel, welches den Schall fortpflanzt. Ein ſchallender Körper iſt ein jeder, deſſen Theile einer ſchwingenden Bewegung fähig ſind; und da alle Körper irgend einen Grad von Elaſticität beſitzen, ſo gehören eigentlich alle zu den ſchallenden, nur daß bei vielen die Elaſticität ſo gering iſt, daß der Schall, den ſie erregen, kaum merklich wird. Weiche oder überhaupt wenig elaſtiſche Körper, welche ſelbſt faſt gar keinen oder keinen merklichen Schall geben, verhindern auch den Schall ſehr elaſtiſcher Körper

ganz oder zum Theil. So hört ein Glas auf zu ſchallen, wenn es feſt mit der Hand umſchloſſen wird; die Saiten eines Claviers werden gedämpft, wenn man ſchmale Tuchſtreifen dazwiſchen flicht, und ein muſikaliſches Inſtrument klingt dumpfer in einem Zimmer, das mit Tapeten bekleidet iſt, als in einem getäfelten oder blos getünchten. Harte Körper erregen durch ihr Anſchlagen an Glocken und Gläſer einen ſtärkern Schall als weiche. Die Stelle eines elaſtiſchen Körpers, welche zuerſt angeſchlagen wird, geräth zuerſt in ſchwingende Bewegung; ihre Schwingungen pflanzen ſich aber mit unglaublicher Schnelligkeit durch die übrigen Theile des Körpers fort. Dieſe Fortpflanzung des Schalles erklärt mehrere hiehergehörige Phänomene, z. B. die Reſonanz, das Klirren der Fenſter bei Gewittern, und wenn auf dem Straßenpflaſter Wagen ſchnell vorüberraſſeln. Das gewöhnliche Fortpflanzungsmittel des Schalles iſt indeß die Luft. Durch dieſelbe gelangt er zu unſern Ohren; durch einen luftleere Raum wird der Schall nicht fortgepflanzt. Je verdünnter die Luft iſt, deſto ſchwächer pflanzt ſie den Schall fort. Eine Piſtole, auf einem hohen Berge abgeſchoſſen, knallt ungleich ſchwächer als in der Ebne. Muſikaliſche Inſtrumente tönen in kalten Stuben ſtärker als in geheitzten, wo die Wärme die Luft verdünnt hat. Die Fortpflanzung des Schalls durch die Luft muß man ſich ungefähr ſo denken, wie ein ins Waſſer geworfener Stein eine große Menge kleiner einander treibender Wellen hervorbringt. Ein in ſchwingende Bewegung geſetzter ſchallender Körper verurſacht eine wellenförmige Bewegung in der Luft, wobei dieſe ſich abwechſelnd verdichtet und verdünnt. Je weiter die von einem Wurfe im Waſſer verurſachten Wellen ſich fortwälzen, einen deſto größern Umfang nehmen ſie ein, aber verhältnißmäßig deſto ſchwächer werden ſie. So auch die Luftwellen, die der Schall verurſacht. Sie dehnen ſich nach allen Seiten aus, verlieren dabei aber auch zugleich an Kraft; daher hört man den Schall immer ſchwächer, je weiter man ſich von dem ſchallenden Körper entfernt, wenn nicht beſondre Umſtände ihn in der Entfernung verſtärken. Zuweilen iſt die Luft nicht blos Fortpflanzungsmittel des Schalles, ſondern auch in Verbindung mit andern Körpern ſelbſt ſchallender Körper, wie z. B. bei Entſtehung des Donners, des Heulens und Sauſens der Winde, beim Knallen der Peitſche, dem Schalle der Blasinſtrumente ꝛc. Hingegen bei Saiten, klingenden Gläſern und Glocken trägt die Luft zwar den Schall bis zu unſerm Ohre fort, trägt aber zur Entſtehung des Schalles ſelbſt nichts bei. Über die Geſchwindigkeit des Schalles hat man eine Menge Verſuche angeſtellt. Daß ſie ungleich geringer ſei, als beim Lichte, lehrt die tägliche Erfahrung. Wenn ein Mann in der Entfernung von 2 bis 300 Schritten einen Baum fallt, ſo ſehen wir allemal die Hiebe einige Augenblicke eher an den Stamm fallen, bevor der Schall zu uns kommt. Schießt jemand in der Entfernung von mehrern hundert Schritten eine Büchſe los, ſo ſehen wir das Feuer in demſelben Augenblicke, der Knall aber gelangt erſt nach einem ſehr merklichen Zwiſchenraum in unſer Ohr. Durch den Knall einer Kanone hat man den Grad der Geſchwindigkeit des Schalles zu beſtimmen geſucht, und hiernach gefunden, daß er ſich in einer Secunde ungefähr 173 Toiſen oder 1038 Fuß fortgepflanzt. Die Kenntniß der Geſchwindigkeit des Schalles giebt ein Mittel an die Hand, Entfernungen, deren Beſtimmung der Augenblick erfodert, durch das Feuer und den Knall einer Kanone zu ſchätzen. Man hat auch durch Rechnung die Geſchwindigkeit des Schalles zu beſtimmen geſucht, aber die dadurch erlangten Reſultate ſtimmen nicht mit den Beobachtungen überein. Regen oder trockne Luft zeigten keinen Einfluß, wohl aber

die Richtung des Windes. Der Schall pflanzt ſich geradlinicht fort, daher kann man ſich gewiſſermaßen Schallſtrahlen vorſtellen, welche ſich, wie die Lichtſtrahlen aus einem leuchtenden Punct, aus dem ſchallenden Körper nach allen Richtungen hin verbreiten. Die ältern Phyſiker erklärten den Schall der Körper durch ein Erzittern ihrer kleinſten Theile; allein jetzt wiſſen wir, daß er durch die Schwingungen ganzer Stellen verurſacht wird. Chladni hat dies außer allen Zweifel geſetzt, und zugleich Mittel erfunden, die ſchwingenden Bewegungen auch bei klingenden Flächen bemerkbar zu machen, und die ruhenden Stellen anzuzeigen. S. Klangfiguren.

Schalmei (Chalumeau, von calamus), Schäferpfeife, welche gemeiniglich aus Rohr gemacht iſt; es wird aber auch ein kleines aus Buchsbaum gefertigtes Blasinſtrument ſo genannt, welches ſieben Löcher, zwei meſſingene Klappen und bei der untern noch ein beſonderes Loch hat, und von f bis zum zweigeſtrichenen a und h, auch dreigeſtrichenen c geht. Seitdem die Hoboe einen bedeutenden Rang unter den Blasinſtrumenten hat, iſt jenes Inſtrument ziemlich ganz abgekommen. — Übrigens pflegt man auch der Pfeife an den Dudelſack (ſ. Sackpfeife) den Namen der Schalmei beizulegen; auch giebt es bei den Orgeln ein Schnarrwerk dieſes Namens.

Schalthiere, Schalenthiere (Conchylien). Unter den Gewürmen giebt es mehrere, denen ein kalkartiges, ſchalenförmiges Haus zur Wohnung angewieſen und angeboren iſt, und die ſich nicht ohne Verluſt ihres Lebens daraus entfernen laſſen. Man nennt ſie Schalthiere. Ihre Gehäuſe ſind oft ſehr einfach; ſo lebt die Wurmröhre, Dentalium, in Röhren, die an beiden Enden offen ſind; der dem Schiffholze feindliche Bohrwurm, Teredo, in einer federkieldicken rundlichen Schale; der Seeigel, Echinus, ſitzt in einem runden, ſtachlichen Gehäuſe. Die Häuſer der Schnecken und Muſcheln ſind ſchon künſtlicher gebaut; ihrer Zeichnungen und Formen wegen wurden ſie ſonſt zu hohen Preiſen verkauft; hieher gehören die ſchraubenförmigen Wendeltreppen, die kegelförmigen Admirale (Conus) mit bandförmigen Streifen, die nebſt andern zu den Seltenheiten der Naturaliencabinette gehören. Von der Perlmutter, Mytilus margaritifer, ſchätzt man die Schale ſelbſt und ihre Auswüchſe, die Perlen (ſ. d. Art.). In ſüßen Waſſern giebt die Mya margaritifera ebenfalls Perlen. Die Flußmuſchel, Mya pictorum, dient zur Aufbewahrung der Farben. Drei Schnecken ſucht man wegen ihres färbenden Saftes auf, den ſchon die Alten kannten, und als Purpurfarbe dem Golde gleich ſchätzten; ſie ſind Buccinum lapillus, eine Trompetenſchnecke, Turbo ianthinus, eine blaue kräuſelförmige, und Murex ramosus, eine Stachelſchnecke. Die Miesmuſcheln und Steckmuſcheln, Pinna, ſpinnen Fäden, die an Schönheit und Dauer die Seide des Seidenwurms übertreffen. Die Auſter, Ostrea edulis, iſt als Leckerbiſſen bekannt und beliebt. Endlich gehören hieher die Korallen (ſ. d. Art.). Alle Schalthiere haben einen weichen, gallertartigen Körper und ſind mehrentheils mit Fühlfäden verſehen. Sie ſind Zwitter, und legen meiſt Eier, nur wenige gebären lebendige Junge. Die Schalen ſind das Werk ihrer Bewohner und entſtehen aus einem kalkartigen klebrigen Safte der Thiere. Eingetheilt werden die Conchylien in vier Familien, wovon die erſte die vielſchaligen, die zweite die zweiſchaligen oder die Muſcheln, die dritte die einſchaligen mit beſtimmten Windungen, d. i. die Schnecken, die vierte die einſchaligen ohne beſtimmte Windungen enthält.

Schaltjahr, ſ. Calender und Jahr.

Schamanen nennt man in der großen Tatarei und Mongolei, einem Theil von China, in Sibirien und Kamtſchatka, die Prieſter, die zugleich Ärzte, Zauberer und Geiſterbeſchwörer ſind. Wahrſcheinlich wurde die ſchamaniſche Religion, welche aus den albernſten Vorſtellungen von Gott und göttlichen Dingen beſteht, in den ſüdlichen Gegenden Aſiens erſt durch die neuen Belehrungen des Confucius und Zoroaſter verdrängt. Die neue in Tangut, einem Theile von China und der Mongolei noch fortdauernde ſchamaniſche Religion iſt aus dem alten ſchamaniſchen Heidenthum und dem neſtorianiſchen Chriſtenthume gemiſcht, und heißt die lamaiſche oder ſchigamuniſche, die ſich in China durch die Mandſchu verbreitet hat, und dort die Hofreligion iſt, und außerdem in Tibet, einem Theile Oſtindiens, der Tatarei und Mongolei und bei den Kalmücken herrſcht. Die Meinung von der Seelenwanderung und die Verehrung des Abgotts Fo, welcher vor ſeiner Vergötterung Schaka oder Schekia hieß, machen einen Theil der neuſchamaniſchen Religion aus. Die altſchamaniſche Religion iſt noch weit abergläubiſcher als jene, und hat ungefähr folgende Hauptlehren: Es giebt unzählig viele Götter, theils erſchaffene, theils unerſchaffene, die zum Theil in Himmelskörpern, zum Theil in andern lebendigen oder lebloſen Geſchöpfen beſtehen, oder auch durch Menſchen in willkürlichen Formen gemacht ſind; auch exiſtiren gute und böſe Geiſter. Die Menſchen dauern nach ihren Tode in einem traurigen Zuſtande, der weder durch gute, noch böſe Handlungen ſich verändern läßt, fort, ohne daß die müßigen Götter ſich um ſie bekümmern. Der ganze Gottesdienſt der ſchamaniſchen Religionsbekenner beſteht daher in Opfern, Gebeten, Geſängen und allerlei Ceremonien, wodurch ſie von den guten Göttern großes Glück zu erlangen und die böſen mit ſich zu verſöhnen trachten. Die reichlichen Opfer und Geſchenke machen ſich die Schamanen oder Prieſter zu Nutze. Der Name Schaman bedeutet übrigens in der heiligen Sprache in Siam einen Einſiedler oder Waldbruder.

Schandau, ein kleines Städtchen im Königreich Sachſen, hart an der Elbe, in einer höchſt reizenden Felſengegend gelegen. Es iſt bekannt wegen eines Geſundbrunnens und zählt gegenwärtig 1000 Einwohner in 168 Häuſern. Hauptnahrungszweig des Orts iſt Handel mit Steinen, Holz, Obſt und Getreide; außerdem geben dem Orte noch die jetzt zur Mode gewordenen Reiſen in das Schandauer Elbgebirge und das Bad Erwerbsmittel. Dies Mineralbad liegt nahe an dem Städtchen in dem ſich hier in die Elbe ausmündenden Kirnitſchthale, auf einer ſchönen Wieſenfläche mit waldigen Felſen umgeben. Das Mineralwaſſer ſelbſt iſt ſchon über 100 Jahre her bekannt, und ſammelte ſich ſonſt in einem Sumpfe, der die Wieſe größtentheils bedeckte. Im Jahr 1730 ward die Quelle zuerſt gefaßt und dann immer bekannter und benutzter. Man baute bald ein ſtattliches, freundliches Haus hier an, in welchem Badegäſte ein ſehr gutes Unterkommen finden. Die Bäder ſind unmittelbar im Hauſe, folglich ſehr bequem angebracht und gut eingerichtet. Über denſelben ſteht die Inſchrift: Balnea, Vina, Venus corrumpunt corpora uostra, conservant eadem Balnea, Vina, Venus. Die Hauptquelle ward im Jahr 1803 entdeckt, und durch Prof. Lampadius unterſucht. Sie enthält in 100 pariſ. Kub. Zoll = 4 Pfd. 5 Lth. 1 Qt. 20 Gr. cölniſch Gewicht des Mineralwaſſers: Kohlenſäure und Schwefellebergas $11\frac{1}{4}$ pariſ. Kub. Zoll, Eiſenkalk $18\frac{1}{4}$ Gr., ſalzſaure Talkerde $8\frac{1}{4}$ Gr., ſchwefelſaure Kalkerde $5\frac{3}{4}$ Gr., Kieſelerde $1\frac{1}{8}$ Gran. Von Farbe iſt

das Waſſer hellweiß von Geſchmack zuſammenziehend, riecht ſtark nach Schwefelleberluft, und ſetzt überall viel Eiſenocker ab. Die Temperatur der Quelle iſt 10° Reaum., bei einer Wärme der Atmoſphäre zu 18 — 22° im Schatten. Es iſt dieſes Waſſer heilſam bei Nervenſchwäche, Unverdaulichkeit, Hämorrhoidalbeſchwerden u dergl. In 1 Stunde geben die Quellen zuſammen 180 Kub. Fuß Waſſer. Der bekannte Dr Schmalz in Pirna iſt Brunnenarzt. Die Hauptvergnügungen der hieſigen Badegäſte beſtehen einzig im Genuß der wundervollen herrlichen Natur, in welcher Schandau liegt, und welche man mit der höchſt unpaſſenden Benennung „*ſächſiſche Schweiz*" bezeichnet hat. Auf der Elbe laſſen ſich eben ſo leicht in Gondeln die angenehmſten Partien machen. Über dieſe ſ. den Art. *Sächſiſche Schweiz*.

Schandpfahl, Pranger, iſt ein ſteinerner Pfeiler, oder auch ein hölzerner Pfahl, an welchem Verbrecher, meiſtens nur wegen geringerer Vergehungen, nach gerichtlichem Urtheile, durch den Gerichtsfrohn befeſtigt oder hingeſtellt, und zur Schau der öffentlichen Beſchämung Preis gegeben werden. Wenn eine Strafe nicht blos Abſchreckungsmittel für Andre ſein, ſondern auch zur Beſſerung des Beſtraften dienen, und ihn außer Stand ſetzen ſoll, ferner die Geſetze der Geſellſchaft zu verletzen; ſo iſt gewiß jede öffentliche Beſtrafung, welche alle bürgerliche und menſchliche Achtung zerſtört, höchſt zweckwidrig. Mit der vernichteten Ehre verliert der Menſch auch den letzten Reſt des ſittlichen Gefühls; ihm wird dadurch nicht allein die Rückkehr zur Rechtlichkeit und zur bürgerlichen Geſellſchaft auf immer, wo man ihn kennt, abgeſchnitten, ja er wird oft auch in den erbittertſten Feind derſelben umgewandelt, und ſchädlicher als vorher werden. Auch als Abſchreckungsmittel für andre können Strafen dieſer Art nicht nützen; denn der ſittlich verderbte Menſch wird vielleicht dadurch bewogen, das geſtrafte *Individuum*, gewiß aber nicht die *Handlung* deſſelben zu verachten; er wird ſich die letztere um ſo leichter erlauben, je mehr auch bei ihm das Ehrgefühl ſchon erloſchen iſt; und aus dieſen Gründen glauben wir, daß jeder andern Art von Beſtrafungen, ſelbſt den *Lebensſtrafen*, der Vorzug vor allen die Ehre vernichtenden zu geben ſei. (Vergl. *Pilory*) — Eine dem Schandpfahl und Pranger, an welchem die Unglücklichen übrigens in wichtigern Fällen mit einem Halseiſen feſtgeſchloſſen wurden, ähnliche kirchliche Strafe war vormals die Kirchenbuße (ſ. d. Art.)

N. P.

Schanze. Einen Platz, der mit einem Aufwurf von Erde umgeben und ſo eingerichtet iſt, daß dahinter geſtellte Truppen ſich mit Vortheil gegen einen überlegenen Feind vertheidigen können, nennt man eine *Schanze*. Der Erdaufwurf ſelbſt, die *Bruſtwehr* genannt, deſſen innere Höhe eine Mann völlig decken muß, und deſſen äußere ſo beſchaffen iſt, daß, wenn der Soldat auf eine hinter der Bruſtwehr angebrachte Erderhöhung (das *Banket*) von 2½ Fuß tritt, er ſein Gewehr auf den anrückenden Feind richten kann, erhält eine Stärke von 12 — 20 Fuß, um dadurch zu verhindern, daß die feindlichen Kanonenkugeln ihn nicht leicht durchbohren und einen Einſturz deſſelben bewirken können. Sowohl von innen, als von außen und von oben erhält die Bruſtwehr Abdachungen (*Böſchungen*). Die innere Böſchung wird ſehr ſteil aufgeführt, damit der Soldat ganz nahe an die Bruſtwehr treten kann, die äußere wird zu 2 bis 2½ F. Anlage aufgeführt, die obere Böſchung (Krone der Bruſtwehr) dient

ſowohl um zu verhindern daß das Regenwaſſer ſich nicht auf ihr ſammle und ſie dadurch beſchädige, als auch, um den Feind noch in einer gewiſſen Entfernung mit Vortheil beſchießen zu können. Um die Bruſtwehr herum wird ein Graben geführt, deſſen Erde zur Erbauung der Bruſtwehr und des Bankets verwendet wird, und der den Feind am Rande beim Sturm auf die Schanze aufhalten ſoll, wo er dem Geſchütz- und Gewehrfeuer aus der Schanze am wirkſamſten ausgeſetzt iſt. Die Tiefe und Breite deſſelben richtet ſich nach der Menge der zu brauchenden Erde, nach der Stärke, die man der ganzen Schanze geben will und nach der Zeit, welche man zu ihrer Erbauung verwenden darf. Hat man ein Gewäſſer in der Nähe, ſo kann man das Waſſer deſſelben in den Graben leiten, wodurch die Schanze zur Vertheidigung geſchickter wird. Alle zur Bruſtwehr nicht verbrauchte Erde wird vom Graben an nach dem Felde zu verbreitet, und dieſes das Glacis der Schanze genannt. Zwiſchen der Bruſtwehr und dem Graben läßt man einen Erdrand von 2 Fuß Breite ſtehn, der verhindern ſoll, daß die von der Bruſtwehr bei Kanonaden rollende Erde den Graben nicht ausfülle. Man nennt dieſes horizontale Stück die Berme. Das Geſchütz in den Schanzen wird auf Kanonenbänken oder hinter Schießſcharten placirt. Die Schanzen werden in offene und geſchloſſene, einzelne und zuſammenhängende abgetheilt. Beſondre Arten ſind die Fleſche, die Redoute und die Sternſchanze (ſ. d. eignen Art.). Iſt bei einer geſchloſſenen Schanze in den Ecken derſelben die Bruſtwehr beſonders noch herausgeführt, ſo heißt ſelbige eine Schanze mit Bollwerken. Große Schanzen haben noch beſondere flankirende und ſecundirende Werke, als Caponniren, Horn- und Kronwerke, Ravelins 2c.; auch wird es zuweilen nothwendig dem Graben eine ſtarke Vertheidigung zu geben, wozu beſondere Einrichtungen erfoderlich ſind. Eine Schanze, die zur Deckung einer Brücke beſtimmt iſt, heißt eine Brückenſchanze. Die Anlage einer zuſammenhängenden Verſchanzung richtet ſich nach dem zu vertheidigenden Terrain. Vor und an eine Schanze bringt man noch gewiſſe Hinderniſſe an, wodurch dem Feinde das Andringen und Erſtürmen des befeſtigten Werks erſchwert wird. Hieher gehören Palliſaden, Sturmpfähle, ſpaniſche Reiter, Pfähle, Eggen, Breter mit Nägeln, Sturmbalken, Verhaue, Wolfsgruben, Fußangeln, Fladderminen und Überſchwemmungen. P. S.

Scharbock (Scorbutum), eine Krankheit, welche in kalten nördlichen Gegenden, beſonders an den Seeküſten, in feuchter kalter Luft vorzüglich gern entſteht, daher ſie an den Seeküſten von Holland in den Ländern nach dem Nordpole zu, z. B. in Grönland, einheimiſch iſt, und es ſonſt auch auf den Schiffen war. Wahrſcheinlich herrſchte ſie aber auch in jenen Gegenden unter den Eingebornen ſeltner als unter den Ankömmlingen, die des klimatiſchen Einfluſſes weniger gewohnt, demſelben bald unterliegen mußten. Am ſchlimmſten war ſie auf Schiffen, welche weite Seereiſen zu machen hatten, beſonders nach den nördlich gelegenen Ländern, weil hier alle Urſachen, die den Scharbock erregen können, vereint und in voller Stärke zuſammen wirkten. Daher oft auf ſolchen Schiffen über die Hälfte der Mannſchaft an dieſer Krankheit litt, und ſie nicht ſelten in die mißlichſte Lage dadurch verſetzt wurden. Die Zufälle dieſer Krankheit ſind verſchieden, je nachdem ſie einen geringern oder höhern Grad erreicht. Das Entſtehen derſelben kündigt ſich ſchon vorher durch verdrießliche, traurige und niedergeſchlagene Gemüthsſtimmung und durch das vorherrſchende Gefühl von Müdigkeit an. Allmählig nimmt dieſe letztere ſo zu, daß ſie

groſse Schwäche und Mattigkeit, das Athmen dadurch bei jeder Bewegung beſchwerlicher und mühſamer wird. Bildet ſich die Krankheit weiter aus, ſo wird das Zahnfleiſch dunkelblau, ſogar ſchwärzlich, ſchwillt auf, blutet bei leichter Verletzung; der Athem wird übelriechend, die Zähne werden locker, fallen auch endlich aus. Dabei wird die Geſichtsfarbe blaß und ſchmutzig, es entſtehen Flecken von blaurother Farbe auf der Haut, beſonders an den Armen und Füßen, und es tritt Geſchwulſt zuerſt an den Füßen ein, verbreitet ſich aber auch weiter hin über den Körper. Die übrigen Functionen des Organismus gehen dabei noch eine Zeit lang ungehindert von Statten, doch iſt der Urin ſchon ſehr dunkel, und geht ſchnell in Fäulniß über. Dabei bleibt die Gemüthsſtimmung des Kranken beſtändig niedergeſchlagen und traurig. Dieſe und ſeine groſse körperliche Schwäche verhindern ihn an allen Bewegungen, ſo nothwendig und heilſam ſie ihm auch wären, und ſo ſehr er dazu aufgemuntert wird; nur mit groſser Überwindung kann er ſich dazu entſchließen, allein bald zwingt ihn die äußerſte Ermattung und der kurze Athem wieder zum Niederſinken und zur Ruhe. Geht die Krankheit in einen höhern Grad über, ſo nehmen alle die erwähnten Zufälle an Stärke und Heftigkeit zu. Nun wird alle Bewegung beinahe unmöglich, denn bei dem geringſten Verſuche dazu überfällt den Kranken eine heftige Kurzathmigkeit, die in Erſtickung überzugehen droht. Die Schwäche geht leicht in Ohnmacht über, und es ſtellen ſich ſchmerzhafte Empfindungen in den Gliedern, Reißen und Ziehen in denſelben ein, welche bis in das Innerſte der Knochen zu bohren ſcheinen. Das Zahnfleiſch bekommt dem Brande ähnliche Flecken; ſelbſt aus den in der Haut befindlichen Flecken werden nun Geſchwüre, welche leicht bluten. Dieſe Geneigtheit des Blutes zu Ergieſsungen aus den Gefäßen vermehrt ſich ſo ſehr, daß in noch höherem Grade der Krankheit Blutflüſſe entſtehen, welche ſchwer zu ſtillen ſind, und die Schwäche auf das Äußerſte vermehren. Oft erfolgt der Tod während eines ſolchen heftigen Blutfluſſes. Der Brand greift hie und da weiter um ſich, ſo daß ganze Glieder davon ergriffen und ſchwarz werden. Zuletzt ſtellt ſich allgemeine Anſchwellung des Körpers, und gänzliche Lähmung ein, und der Tod endet nun die traurige Scene. Alles dies zeigt an, daß zur Entſtehung dieſer Krankheit Einflüſſe auf den Körper wirken müſſen, welche das Leben in den Functionen, welche zur Erhaltung beſtimmt ſind, ſchwächen und herabſetzen. Daher kommt nicht nur bloßes Gefühl von Müdigkeit und Ermattung, ſondern wirkliche Schwäche und Erſchlaffung aller Muskelfaſern, welche zuletzt auch auf die Adern und alle Gefäße übergeht. Da aber von der kräftigen Function der Lebenserhaltung auch die geſetzmäßige Beſchaffenheit der Säfte des Körpers abhängt, ſo weicht auch dieſe zugleich mit Abweichung und Erſchlaffung der Muskelfaſern und feſten Theile ab, und daher entſteht eine Verderbniß des Blutes und der übrigen Flüſſigkeiten des Körpers, welche ſich durch zu groſse Dünnigkeit, Wäſſerigkeit, Neigung zum Ausfließen aus den Aderzweigen, und zum ſchnellen Übergang in Fäulniß äußert. Die Einflüſſe, welche ſo feindlich gegen das Leben wirken, ſind ſolche, welche ſämmtlich in dem lebenden Körper einen Mangel an wohlthätigem Lebensreiz für das Blutſyſtem bewirken, und im Gegentheil das auflöſende Princip, welches in dem lymphatiſchen Syſtem vorherrſcht, begünſtigen. Näſſe und Kälte ſind allem organiſchen, und ſomit auch dem thieriſchen Leben feindlich. Daher entſteht dieſe Krankheit am meiſten in den ſchon angeführten Orten, weil Näſſe, Kälte und der Genuß ſchlechter, ver-

dorbener Nahrungsmittel daſelbſt oft zuſammentrifft. Dieſe Erfahrung, noch mehr aber der innere Inſtinct der Natur, hat auch den Menſchen die Mittel dagegen gelehrt, und es iſt bemerkenswerth, daß in den Ländern, deren klimatiſche Beſchaffenheit vorzüglich die Entſtehung dieſer Krankheit begünſtigt, in den kälteſten Nordküſtenländern, beſonders in Grönland, auch zugleich ein untrügliches Mittel dagegen, das Löffelkraut (cochlearia officinalis), in zahlloſer Menge wächſt, und am beſten gedeiht. Der Inſtinct ſelbſt fodert in der Krankheit dieſes und ähnliche Mittel, beſonders ſäuerliche, ſcharfe, pikante, die Thätigkeit der Verdauung, überhaupt des Reproductionsſyſtems erregende Genüſſe. Citronenſäure, Eſſig, Kreſſe, Senf, Rettig ſind dem Kranken vorzüglich angenehm und die beſten Heilmittel. Auf Schiffen wird ſo viel als möglich die größte Reinlichkeit beobachtet. Das Schiff wird oft und allenthalben gelüftet, inwendig gekehrt, und wo es nur angeht, abgewaſchen; die Mannſchaft muß ſich in müßigen Stunden Bewegung machen, und auf dem Verdeck aufhalten. Bei dem Schiffsproviant wird mehr Auswahl und die möglichſte Reinlichkeit beobachtet, und beſonders werden reichliche Quantitäten von Sauerkraut mitgenommen, welches zur Verhütung dieſer Krankheit als das einfachſte und wohlfeilſte Mittel ſich bewährt hat. H.

Scharfſchützen, Schützen (Tirailleurs), diejenigen Infanteriſten, die beſonders im Zielſchießen geübt und zuweilen mit beſſern Gewehren verſehen ſind. Da zum ruhigen und richtigen Zielen die möglichſte Freiheit in den Körperbewegungen erfodert wird, ſo können ſie, um ihrem Zwecke zu entſprechen, nicht in geſchloſſenen Gliedern fechten, ſondern werden vor den Linien zerſtreut, die ſie dadurch decken. Die franzöſiſchen Tirailleurs mögen im Anfange theilweis wohl auch beſonders geübte Schützen geweſen ſein, und da ſie auch vorzugsweiſe zum zerſtreuten Gefecht verwendet wurden, ſo haben ſich dieſe beiden Begriffe in einander verſchmolzen, obwohl die Sache ſelbſt in der neuern Kriegsführung weſentlich verſchieden geworden iſt. Denn die franzöſiſchen und nach ihnen alle übrige Heere hatten in neuern Zeiten Infanterieabtheilungen, welche eigens zum zerſtreuten Gefecht beſtimmt waren, ohne deßhalb gerade durch beſondere Schußfertigkeit oder eigenthümliche Gewehre ausgezeichnet zu ſein. Dieſe Tirailleurs wurden benutzt, um das Gefecht zu unterhalten, den Colonnen vorauszugehen und ſie gegen brüske Anfälle zu decken, Wälder ꝛc. zu nehmen, überhaupt um die geſchloſſenen Infanteriemaſſen ſo lange als möglich vor dem feindlichen Feuer zu ſchützen. — Die eigentlichen Scharfſchützen wurden dabei freilich mit verwendet, aber getroffen wurde im Ganzen doch im Verhältniß der Maſſe des Feuers wenig. — Gewöhnlich werden die Scharfſchützen zum Dienſt der leichten Truppen und am wenigſten da gebraucht, wo ſie niemals fehlen ſollten, vor und in belagerten Feſtungen. Die Tirailleurs ſollten in allen Zweigen des leichten Dienſtes und auch nächſtdem im Zielſchießen geübt werden.

Scharlach iſt eine brennend rothe Farbe, aus reinem Roth und Gelb zuſammengeſetzt. Der Ölmahlerei mangelt noch ein ſchönes Scharlachpigment, weil Öl das Ausſehen des Materiales mehr oder weniger ändert. Für Waſſermahlerei bedient man ſich dazu des Zinnobers oder des Cochenillenlacks, der mit Zinnauflöſung bereitet iſt. Selbſt die Färberkunſt ſchlägt dieſen letztern Weg ein, um ſchönes Scharlach zu erhalten, es wird z. B. Wolle zuerſt in Zinnauflöſung gebeizt, und dann im Cochenillenbade ausgefärbt. F.

Scharlachfieber, gehört unter die fieberhaften Ausſchlagskrankheiten, (Hautkrankheiten oder Exantheme), welche in der Regel ſtets als Epidemie vorkommen (ſ. d. Art.) und zugleich durch ihr eigenes Gift ſich fortpflanzen. Die Krankheit beſteht in dem eigenthümlichen Scharlachausſchlag und einem Fieber, welches bald gelinde, bald heftig, zuweilen gutartig, oft aber auch ſehr bösartig iſt. Der Ausſchlag beſteht in dunkelrothen Flecken, die ſich, bald in unbeſtimmt großen und unregelmäßigen Formen abgeſondert, balld zuſammenfließend, über die Haut verbreiten. Dabei ſtellt ſich jedesmal Entzündung des Halſes und der Halsdrüſen ein. Der Verlauf der Krankheit bleibt ſich zwar nicht in allen Fällen vollkommen gleich, doch hält er vier Perioden, welche unter allen Abweichungen immer bemerkbar bleiben. Die erſte kann die Periode des Ausbruchs, die zweite die Periode der Entzündung, die dritte die des Nachlaſſes, die vierte die Periode der Abſchuppung genannt wird. Die erſte Periode bereitet das Exanthem vor. Das Fieber mit ſeinen Zufällen und innerlichen Bewegungen erſcheint zuerſt. Mißmuth und Übelbefinden, Mattigkeit, Übelkeit oft bis zum Erbrechen, laufender Froſt über den ganzen Körper, Schmerz im Halſe beim Schlingen ſind die krankhaften Erſcheinungen der zwei bis drei erſten Tage. Bei manchem kommt gleich anfangs heftiges Kopfweh, Schlafloſigkeit und Irrereden dazu. Vom dritten Tage an, in ſeltenen Fällen, wenn die Krankheit ſehr heftig und ungeſtüm verläuft, ſchon von dem zweiten Tage an, kommen die Flecken auf der Haut zum Vorſchein, erſt klein und gleichſam nur durch die Haut ſchimmernd, allmählig aber größer, in einander fließend und ſtärker gefärbt, gemeiniglich zuerſt im Geſicht, an dem Leib, dann an den Händen und Füßen. Dieſe Flecken haben die größte Ähnlichkeit mit den Rothlaufsflecken, bleiben eben ſo flach in der Haut ſitzen, und die Röthe verſchwindet beim Druck, kehrt aber ſogleich wieder zurück, ſobald dieſer aufhört. Täglich wächſt nun die Hitze, das Brennen in der Haut, die Heftigkeit des Fiebers bis zum fünften und ſechsten Tage. Die Kranken werfen ſich entweder unruhig und ſchlaflos hin und her, oder ſie liegen in Betäubung und Phantaſie. Oft ſteigt das Irreſein bis zum Raſen. Die ganze Haut glüht vor Hitze; diejenigen Theile, welche vorzüglich roth gefleckt ſind, ſchwellen etwas auf, beſonders nimmt man dies an den Händen bis zu den Fingerſpitzen und an den Füßen wahr. Die Entzündung des Halſes ſteigt zuweilen immer höher, zugleich wächſt die Geſchwulſt der Halsdrüſen ſo, daß die Kranken nicht mehr ſchlucken können, und der Speichel ſogar zum Munde herausläuft. Wo die Krankheit einfach iſt, und ihren Verlauf ohne Störung durchſetzt, iſt der fünfte Tag der höchſte der Entzündung und des Fiebers, allein oft geht das letztere bis zu dem ſiebenten, neunten, ja nicht ſelten bis zum vierzehnten und noch länger fort. An dem ſechsten oder ſiebenten Tage fängt in der Regel die Periode des Nachlaſſes an. Das Fieber wird nun gelinder und verſchwindet zuweilen ſo ſchnell, als es erſchienen iſt; hiermit läßt auch das Irrereden nach, und der Schlaf ſtellt ſich ſtatt deſſen ein. Die brennende Hitze der Haut nimmt ab, die hohe Röthe der Flecken verliert ſich in der Ordnung, wie ſie erſchienen iſt, ſo daß meiſtens Hände und Füße noch roth, geſchwollen und ſchmerzhaft ſind, wenn die Haut des Geſichts, des Halſes u. ſ. f. beinahe die natürliche Farbe ſchon wieder hat. Der Halsſchmerz verliert ſich in dieſer Periode ganz; war aber Geſchwulſt der Halsdrüſen vorhanden, ſo iſt

dieſe meiſtens etwas hartnäckiger. Sobald die hohe Röthe der Flecken abnimmt, zeigen ſich ſchon die erſten Spuren der Abſchuppung des Oberhäutchens, und einige Tage darauf geht dieſe wirklich vor ſich. Die alte Oberhaut (Epidermis) wird von der neugebildeten abgeſtoßen, und läßt ſich in großen Stücken losſchälen. Auf der Bruſt, auf den Armen, Händen und Füßen iſt dieſe Häutung am ſtärkſten, ſo daß z. B., wenn die Krankheit ſehr ſtark geweſen iſt, die Haut der Finger in ganzen Formen wie Fingerſtücke von einem Handſchuh ſich abziehen läßt. Bei dem regelmäßigen und einfachen Scharlachfieber iſt die Krankheit mit der Vollendung der Abhäutung geendet, und die Geſundheit kehrt wieder zurück. Anders aber iſt der Ausgang der Krankheit, wenn zu dem Scharlachfieber andere gefährliche Zufälle ſich geſellen, die entweder von der Heftigkeit oder von einem bösartigen Charakter des Fiebers, von der Verbreitung der Entzündung auf innere Theile, von Vernachläſſigung, von verkehrter Behandlung und andern Umſtänden herrühren können. Das einfache Scharlachfieber beſteht in ſeinem Weſentlichen in einer eigenen Entzündung der Haut, wovon die Röthe, die Hitze, die Aufgedunſenheit der Haut, die beſchleunigte Function derſelben, beſonders desjenigen Theils, welcher die Epidermis bildet, hinlänglich Beweis giebt. Der entzündliche Zuſtand des Haargefäßſyſtems der Haut iſt zugleich die Urſache, daß weit mehr Blut dahin ſtrömt, als im geſunden Zuſtande, auch der Wechſel der Stoffe, beſonders das Freiwerden des Wärmeſtoffes in der Haut, viel raſcher von Statten geht. Dieſer entzündliche Zuſtand der Haut iſt in genauer Verbindung mit dem Fieber. Wenn auch dieſes nicht einzig von der Hautentzündung herrühren ſollte, ſondern von der gemeinſchaftlichen Urſache des Scharlachexanthems erregt wird; ſo wirkt doch zuverläſſig die Hautentzündung wieder als unterhaltende Urſache des Fiebers. Denn diejenigen Kranken, welche wenig Scharlachexanthem haben, kommen in der Regel auch mit leichterem Fieber weg; je höher und ausgebreiteter dagegen die Röthe der Haut iſt, je mehr ſie durch äußere Wärme oder innere erhitzende Mittel erhöht wird, deſto mehr wächſt auch das Fieber. In dem geſunden Zuſtande geht zwar auch die Erneuerung der Epidermis, und die Abhäutung des alten Oberhäutchens unaufhörlich vor ſich, aber in ſo langſamer und ſtiller Thätigkeit, daß wir es nur an dem Staube, der ſich auf der Haut einfindet, wenn ſich ein Menſch lange Zeit nicht gebadet oder gewaſchen hat, gewahr werden. Bei dem Scharlachfieber aber wird die Natur zu der übermäßigen Anſtrengung gezwungen, dieſe neue Bildung in der kurzen Zeit von einigen Tagen zu concentriren, welches demnach nicht nur eine außerordentliche Erregung des bildenden Syſtems im Organismus, ſondern auch einen ſo ſchnellen Verbrauch der gerinnbaren Lymphe des Blutes veranlaßt, daß die Ernährung des Körpers ſtille ſteht, und die Kranken, zumal da durch das Fieberfeuer die organiſchen Stoffe aufgelöſ't und verflüchtigt werden, ſchon in wenig Tagen äußerſt abgezehrt erſcheinen. Die meiſte Gefahr führt das Scharlachfieber durch die Entzündung innerer Theile mit ſich, welche ſowohl von der urſprünglichen Erregung des Fiebers, als auch von der weitern Verbreitung der Hautentzündung entſtehen kann. Am meiſten iſt dies der Fall im Gehirn, mit Anhäufung des Blutes im Kopfe, welche um ſo ſchneller gefährlich wird, da ſchon im geſunden Zuſtande eine ſo bedeutende Menge Blut nach dem Kopfe ſtrömt. Daher entſtehen bei dem Scharlachfieber ſo häufig und oft

ſo ſchnell heftige Kopfſchmerzen, Betäubung, Irreſein, Schlafſucht, Krämpfe und Schlagfluß. Oft tritt aber auch Entzündung in abſondernden Häuten innerer Theile ein, und ſo wie die Entzündung auf der äußern Haut die neue Epidermis erzeugt, ſo iſt das Product der Entzündung der innern Organe Schleim, lymphatiſche Flüſſigkeit, ſcharfe Galle u. ſ. w., je nach der eigenthümlichen Abſonderung dieſer Organe. In dieſem Falle geht die Krankheit einen weniger ſchnellen Gang, und die Gefahr tritt oft erſt alsdann ein, wenn die eigentliche Scharlachentzündung der Haut vorüber iſt, und das Fieber entweder aufhört, oder nur von dem innern Entzündungszuſtande noch unterhalten wird, woher alsdann oft hartnäckige und gefährliche Nachkrankheiten entſtehen. Das Scharlachfieber kann zu jeder Zeit des Jahres, bei jeder Witterung, an jedem Orte herrſchend werden. Am meiſten überfällt es Kinder, doch ſind auch Erwachſene demſelben ausgeſetzt, aber ſeltener, weil die Krankheit in der Regel den Menſchen nur einmal befällt, und die meiſten ſchon als Kinder ſie auszuſtehen haben. Wenn in einem Hauſe, wo mehrere Kinder ſind, eins davon das Scharlachfieber bekommt, ſo folgen zwar in den meiſten Fällen die andern nach, doch bleiben auch zuweilen einzelne auf kürzere oder längere Zeit, manche für das ganze Leben davon befreit. Aus dieſen Erfahrungen iſt der Schluß zu ziehen, daß das Scharlachfieber weder das Product einer beſondern Beſchaffenheit der Luft, einer epidemiſchen, endemiſchen, oder Witterungsconſtitution, noch eine nothwendige Bildungskrankheit iſt, welche der Menſch durchlaufen muß, ſondern daß ſie von einem Anſteckungsſtoffe entſteht, welcher jedesmal im Weſentlichen die nämliche Krankheit erzeugt, und von ihr wiederum von neuem gebildet wird, wie bei den Blattern derſelbe Fall Statt findet. Gleichwohl muß auch noch eine beſondere, bisher noch nicht erforſchte Dispoſition des menſchlichen Organismus dazu gehören, dieſen Anſteckungsſtoff aufzunehmen, und von ihm in dieſelbe krankhafte Erregung verſetzt zu werden. Die Empfänglichkeit für ihn kann wahrſcheinlich durch Einfluß der Luftbeſchaffenheit befördert werden. Deßhalb vielleicht ſind zu manchen Zeiten, beſonders im Winter und Frühjahr, bei naßkalter Witterung, bei Nordweſt- und Nordoſtwind, unter welchen Umſtänden die Thätigkeit der Haut verändert, das Nervengewebe derſelben krankhaft geſtimmt wird, und katarrhaliſche Zufälle, beſonders Halsentzündungen, häufiger vorkommen, auch die Scharlachfieber weit häufiger. In Anſehung der Vorherſagung des Ausgangs dieſer Krankheit ſind die Zufälle und Zeichen noch immer trüglich. Viele Kranken kommen ſehr leicht durch, bei andern iſt die Krankheit äußerſt heftig; Manche geneſen trotz der ſchlimmen Zufälle, bei Andern hat die Krankheit anfangs einen gelinden Anſchein, und plötzlich treten die gefährlichſten Zufälle ein, welche oft ſchnell den Tod herbeiführen, ehe noch Zeit übrig bleibt, Mittel dagegen anzuwenden. So viel bis jetzt Erfahrungen gelehrt haben, rührt die größte und dringendſte Gefahr meiſtens von einem ſchnell eintretenden Blutandrang nach dem Gehirn, Entzündung, auch wohl Lähmung deſſelben, oft auch von einem unvermuthet ſchnell überhand nehmenden Zuſtande von Schwäche der Lebenskräfte her, welche bis zur Lähmung der Blutgefäße und bis zu Fäulniß ähnlicher Verderbniß der Säfte herabſinken können. Andre innre Organe, z. B. Drüſen, die Leber u. a. m., werden zwar auch zuweilen von einem entzündlichen Zuſtande ergriffen, allein in dieſen Fällen hat die Krankheit keinen ſo raſchen Verlauf. Dieſer oft ſo

trügliche Anſchein von Gelindigkeit mit nachfolgenden gefahrdrohenden Zufällen, überhaupt die häufigen Fälle, in welchen der Tod erfolgte, haben beſonders die Gemüther der Familienväter und Mütter in große Beſorgniß verſetzt, und das Scharlachfieber in den Ruf gebracht, als wenn es jetzt eine Bösartigkeit mit ſich führe, die es ſonſt nicht gehabt habe. Dies iſt jedoch nicht der Fall, indem auch die ältern Ärzte, welche Beſchreibungen dieſer Krankheit lieferten, Beiſpiele ihrer Bösartigkeit aufſtellen. Obgleich z. B. Sydenham in der Mitte des 17. Jahrhunderts ſie meiſtens nur als ein gelindes Fieber geſehen hat, ſo daß er ſie nur für eine mäßige Aufwallung des Geblüts hielt, ſo berichtet er doch ſchon, daß er auch Fälle von Krämpfen, epileptiſchen Zuckungen, Schlafſucht und Betäubung beobachtet habe. Morton, welcher (um die nämliche Zeit) das Scharlachfieber noch nicht genau von den Maſern unterſchied, hat ſehr bösartige Fälle deſſelben beobachtet. Weiterhin gab es auch ſchon ſehr bösartige Epidemien, welche die Ärzte der damaligen Zeit zum Theil unter andern Benennungen, z. B. als bösartiges Frieſel (wie Simeon Schulze), Halsbräune (wie Tiſſot in dem Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) u. ſ. w. beſchrieben, meiſtens aber auch unter ihrem jetzt allgemein bekannten Namen ſchilderten. Es ſind alſo ſeit der langen Zeit, als man anfing, aufmerkſamer auf das Scharlachfieber zu ſein, eben ſowohl gefährliche und tödtliche Zufälle dabei erſchienen als jetzt, und es erſcheint noch jetzt eben ſo häufig auch in gelinder Form und Gutartigkeit, als es ſonſt darin auftrat. Es kann aber ganze Epidemien geben, die ſich bösartig zeigen, und von der ſo viele Fälle tödtlich ausfallen, ja es kann eine Reihe von Jahren eine bösartige Conſtitution der Krankheiten überhaupt herrſchen, die ihren Einfluß auch über das Scharlachfieber erſtreckt. Nicht in der Krankheit ſelbſt liegt folglich die Bösartigkeit, ſondern in äußern Umſtänden und Verhältniſſen, welche diejenige Tendenz der Krankheit, von welcher gefährliche Zufälle herrühren können, beſonders begünſtigen. Dieſe liegen beſonders in gewiſſen Veränderungen der Luftbeſchaffenheit, z. B. ſtarke und trockne Kälte, welche die Neigung zu Entzündungen, oder anhaltende, beſonders naſſe und warme Witterung, welche die Neigung zu dem Sinken der Lebenskräfte und zur Abweichung der Säfte begünſtigen. Eine vorzügliche Urſache ſchlimmer Zufälle giebt auch oft verkehrte oder nachläſſige Behandlung. Die Heilmethoden ſind zu verſchiedenen Zeiten ſehr abweichend geweſen, je nachdem eine verſchiedne Meinung über das Weſen der Krankheit unter den Ärzten und dem Volke herrſchte. Keine derſelben iſt unbedingt zu tadeln oder anzupreiſen, jede kann nach Zeit und Umſtänden in einzelnen Fällen anwendbar, nach Beſchaffenheit der epidemiſchen Conſtitution eine Zeit lang nothwendig ſein, nur dürfen ſie nicht als allgemeine Richtſchnur empfohlen werden. Wer dieſe Krankheit richtig behandeln, ſie nicht ohne Noth mit vielen Mitteln bekämpfen, aber auch nicht Gefahren, die abgewendet werden können, durch Verſäumniß der nöthigen Vorkehrungen heranwachſen laſſen will, muß zuvörderſt die Krankheit ihrem Weſen nach (ſo weit es der jetzige Stand der Wiſſenſchaft begünſtigt), und in ihren Veränderungen und Verbindungen, unter welchen ſie im Organismus des Menſchen vorkommt, kennen, den einzelnen Fall vorzüglich nach Beobachtung und mit gehöriger Würdigung der herrſchenden Krankheitsconſtitution, und des möglichen Einfluſſes der vorhergegangenen und gegenwärtigen Witterung, unterſuchen, und dann zunächſt erforſchen, welchen Charakter das Fieber

hat, in welcher Periode die Krankheit ſteht, welche Region des Körpers am meiſten angegriffen iſt, welche Gefahr gegenwärtig am dringendſten iſt, welche wahrſcheinlicher Weiſe noch eintreten kann, u. ſ. w. Wir können hier die Gelegenheit nicht vorbeilaſſen, einige herrſchende Vorurtheile zu rügen, deren verderblicher Einfluß manches mit dieſer Krankheit befallene Kind kränker macht. Das erſte dieſer Vorurtheile iſt, daß man, in der Vorausſetzung, als müſſe ein Frieſel (wie man den Scharlachausſchlag gemeinhin nennt) auf der Haut zum Vorſchein kommen, welches die giftige Schärfe aus dem Körper herausſchaffe, durch äußere Wärme und durch treibende, hitzige Mittel, den Ausbruch dieſes Frieſels befördern, und durch genaues Warmhalten des Kranken, ja durch ängſtliche Vermeidung jeder Abkühlung den Zurücktritt dieſes Frieſels verhüten müſſe. Man glaubt demnach, daß der innere Organismus deſto reiner von dem Scharlachgift werden müſſe, je mehr Röthe und Ausſchlag auf der Haut zum Vorſchein kommt, und daß hiervon ein glücklicher Ausgang allein zu erwarten ſei. Dieſe Maximen entſpringen nicht nur von einer ganz falſchen Meinung über das Weſen des Scharlachfiebers, ſondern es widerſpricht ihnen auch alle geläuterte und vorurtheilsfreie Erfahrung. Wir haben ſchon oben berührt, daß das Weſen des Scharlachexanthems in einem Entzündungszuſtande des bildenden Theils der Haut beſtehe, wovon alle Zufälle abhängen. Je heftiger folglich dieſer entzündliche Zuſtand iſt, deſto ſtärker muß die Röthe der Haut, deſto ſtärker muß das Fieber, deſto heftiger müſſen die daher rührenden Zufälle ſein. Was dieſe Entzündung der Haut vermehrt, muß folglich auch alle die davon abhängigen Zufälle vermehren, und ſogar ihre Verbreitung auf innere Theile befördern, dagegen dasjenige, was dieſe Entzündung in Schranken hält, ſo daß ſie ihre natürlichen Grenzen nicht zu überſchreiten vermag, was die zu hoch geſtiegene Entzündung herabſetzt, auch die Heftigkeit der Krankheit vermindern muß. Wie oft ſehen wir, daß Kinder, welche von dieſer Krankheit befallen werden, nur wenig Scharlachausſchlag bekommen, und doch ihre Krankheit ſo leicht iſt, daß ſie kaum nöthig haben, ſich in das Bett zu legen; daß dagegen andre, die mit brennender Röthe übergoſſen ſind, gefährlich krank darniederliegen. Auch wird das Fieber nie durch den Ausbruch des Exanthems gemindert, ſondern in den meiſten Fällen wächſt es in dieſer Periode noch immer mehr an, und die hitzigen Mittel, welche nicht ſelten den Kindern gegeben werden, um das ſogenannte Frieſel herauszutreiben, erhöhen die Entzündung und verſtärken die Krankheit. Wie peinlich muß das Gefühl der armen kranken Kinder ſein, die mit entzündeter ſcharlachrother heißer Haut, bei erhitzter Stubenluft in warmen, von Dunſt qualmenden Federbetten ſtecken müſſen! Da iſt es denn wohl natürliche Folge, wenn ſolche Kranke immer höher ſteigende Fieberparoxysmen bekommen, Delirien und ſogar Raſerei eintreten und endlich auch wohl von Entzündung des Gehirns Betäubung, Krämpfe und Schlagfluß erfolgen, wie wir in der neuern Zeit Beiſpiele genug geſehen haben. Dagegen mußte uns auffallend ſein, wie häufig Kinder armer Leute bei dem Scharlachfieber in kalten Stuben liegen geblieben, auch wohl mit dem Scharlachausſchlag auf der Haut im Freien herumgelaufen ſind, nicht allein ohne Nachtheil, ſondern mit offenbarer Erleichterung der Krankheit, und mit Beſchleunigung des glücklichen Verlaufs derſelben. Erfahrung und die Theorie von dem Weſen des Scharlachfiebers

lehren uns demnach, daß die Kranken in der Periode der Entzündung, alſo in den erſten fünf bis ſechs Tagen der Krankheit, ganz kühl gehalten werden müſſen. Der Aufenthalt des Kranken ſei in einer zwar trockenen aber kühlen und luftigen Stube, auf einem mit Pferdehaaren verſehenen Lager, die Bedeckung ganz leicht. Man gebe dem Kranken ſäuerliches Getränk, z. B. Abkochung von ſäuerlichen Früchten, friſches Waſſer mit Citronenſäure oder Weineſſig und Zucker. Alle erhitzenden Getränke und ſchweren Speiſen, der zu häufige Genuß warmer Getränke, Hollunderblüthenthee und dergl. laſſe man ihn vermeiden. Stellt ſich aber das Fieber mit größerer Heftigkeit ein, ſo muß man auch kräftigere Mittel dagegen anwenden, worunter lauwarme Bäder, und bei ſehr heißer, trockner und rother Haut öfteres Waſchen und Übergießen des ganzen Körpers mit kaltem Waſſer, die vorzüglichſten und hülfreichſten ſind. Man laſſe ſich durch kein Vorurtheil und durch keine ungegründete Furcht vor Erkältung oder Unterdrückung des Scharlachausſchlags davon abhalten. Das Fieber vermindert ſich hiernach, der Kranke bekommt Ruhe, die brennende Hitze der Haut wird gemildert. Nach zwei bis drei Stunden, je nachdem die Fieberhitze heftig iſt, eher oder ſpäter, nimmt die Unruhe, das Herumwerfen des Kranken, die Hitze und das Fieber von neuem wieder zu, man wiederholt deßhalb das Waſchen des Körpers mit kaltem Waſſer, worauf die ruhigen Zwiſchenzeiten immer länger werden, bis das Fieber gemäßigt, die Hautentzündung gedämpft und in ihrem Product erloſchen, und die Kriſis mit gänzlichem Nachlaß eingetreten iſt, was bei dieſem Verfahren eher geſchieht, als bei dem entgegengeſetzten. Übrigens verſteht es ſich, daß ſogleich bei Entſtehung dieſer Krankheit die Leitung der Behandlung einem Arzte muß übertragen werden, da ſo viele unvorgeſehene, gefahrdrohende Zufälle, Verwickelungen und Unregelmäßigkeiten bei dem Scharlachfieber vorkommen können, daß der Beiſtand eines Arztes unumgänglich nothwendig iſt. Wenn einmal die Entzündung der Haut, das Fieber und andre davon abhängige Zufälle nachgelaſſen haben, und die Abſchuppung der Haut anfängt, dann muß allmählig das Verhalten des Kranken ſich ändern, und etwas wärmer werden. Waſchen und Baden hören alsdann auf, und der Kranke bleibt entweder in einem leichten Bette, oder doch gehörig bekleidet in der Stube. Es iſt höchſt nothwendig, daß in der Zeit der Wiedergeneſung die Ausdünſtung ungeſtört von Statten gehe, und alſo alle Erkältung, beſonders die Berührung der Luft, vermieden werde. Auch hierin wird nicht ſelten ſehr gefehlt. Man überſieht oft die Wichtigkeit dieſer Periode, und erlaubt den Kranken oder Reconvalescenten Nachläſſigkeiten, die ſie theuer, nur zu oft mit dem Leben büßen müſſen. Das Scharlachfieber hat das Eigne, daß es gern eine Geneigtheit des Organismus zu krankhafter Anſammlung wäſſeriger Feuchtigkeit unter der Haut nicht allein, ſondern auch in den innern Höhlen des Körpers, zu Haut-, Bauch-, und Kopfwaſſerſucht hinterläßt. Die Erfahrung lehrt es, daß nicht die Heftigkeit der Krankheit allein die Urſache davon iſt, denn man findet ſie auch bei ſolchen Kindern, bei denen der Hautausſchlag ſehr gering war, beinahe eben ſo oft, als bei ſolchen, bei denen er ſehr ſtark war, obgleich die letztern noch größere Dispoſition dazu behalten; allein gewiß iſt es, daß durch Erkältung, oder auch nur wenn die Reconvalescenten der freien Luft ausgeſetzt werden, dieſe Anhäufung von wäſſeriger Flüſſigkeit am öfterſten und ſchnellſten entſteht. Jede vom Scharlachfieber

geneſende Perſon ſollte noch vier Wochen nach der Kriſis die Stube hüten und warm gekleidet ſein, eine Vorſicht, die jedoch ſelten ganz beobachtet wird. Ein anderes Vorurtheil in Rückſicht der Behandlung dieſer Krankheit iſt dieſes, es ſei bei derſelben nichts zu brauchen, man müſſe es der Natur überlaſſen. Dies iſt nur halb wahr. Die Krankheit ſelbſt kann wohl nicht mehr unterdrückt werden, wenn einmal der anſteckende Stoff im Körper iſt, und die Erregung des krankhaften Bildungsprozeſſes beginnt. Allein die Verordnung des jeder Periode angemeſſenen Verhaltens des Kranken, die Beſtimmung der zu beobachtenden Diät, die Milderung des Fiebers, die zeitige Abwendung drohender Gefahren, die Entfernung nachtheiliger Einflüſſe auf den Kranken, die Abwendung oder Bekämpfung verderblicher Verwickelungen mit dem Scharlachfieber, und vieles andre, ſind Gegenſtände von dem größten Gewicht für die Achtſamkeit und Thätigkeit eines Arztes; Dinge, an welche freilich der große Haufe nicht denkt, welcher gewohnt iſt, nur dann erſt die Gegenwart des Arztes für wünſchenswerth zu halten und zu verlangen, wenn der Kranke ſchon mit augenfällig gefährlichen Zufällen zu kämpfen hat, die den innern Kampf um Leben und Tod durch ängſtliche und grauſenerregende Bewegungen andeuten, und dem Arzte nur noch übrig laſſen, den Ausſchlag zum letztern vorauszuſehen, und den traurigen Ruhm zu erwerben, ihn ſogleich angeſagt zu haben. H.

Scharnhorſt (Gebhard David von), geboren im J. 1756 zu Hämelſee im Hannöverſchen von bürgerlichen Ältern, die daſelbſt und nachher zu Bothmar ein Gut gepachtet hatten. Der Vater, durch eine merkwürdige Ungerechtigkeit in einen weitläuftigen Prozeß verwickelt, konnte ſeinen Sohn nur in die Dorfſchule ſchicken und beſtimmte ihn ebenfalls zum Landwirth. Dieſer erreichte unter den geringſcheinenden Beſchäftigungen einer beſchränkten Landwirthſchaft das 15. Jahr. Durch einige Schriften über den ſiebenjährigen und den öſterreichiſchen Succeſſionskrieg, die er beim Paſtor fand, noch mehr durch die Erzählungen eines invaliden Unteroffiziers war in ihm der Wunſch geweckt worden, Soldat zu werden. Der Gedanke, einſt als Unteroffizier Vorpoſten zu commandiren, begeiſterte ihn ſchwärmeriſch. Endlich gewann der Vater ſeinen gerechten Prozeß und damit das adelige Gut Bordenau. Unfern hatte zu Steinhude der berühmte Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg ein Artilleriecorps errichtet und damit die bekannte Kriegsſchule verbunden. Niemand wurde ohne des Grafen eigne Prüfung aufgenommen. Neuere Sprachen, Geſchichte und Geographie, auch höhere Mathematik, Phyſik und die eigentlichen Kriegswiſſenſchaften waren die Gegenſtände des Unterrichts. Der Graf kannte den geſunden, kräftigen Geiſt des Jünglings zu wohl, um ihm den Eintritt zu verweigern; wiewohl dieſer von Kenntniſſen noch entblößt war. Scharnhorſt bildete ſich ſchnell. Göthe's Werke, der Wandsbecker Bothe und Youngs Nachtgedanken wurden ſeine Lieblingsbücher und ſchärften ſeinen Sinn für das Rechte, Große und Schöne. Nach fünf Jahren war er Conducteur, als Graf Wilhelm 1777 ſtarb. Der hannöveriſche General Eſtorf verſchaffte ihm Dienſte als Fähnrich bei ſeinem eignen Regiment. Er mußte zugleich die Unteroffiziere und ſelbſt die ältern Offiziere des Regiments unterrichten. Damals wurde er auch dem Publicum bekannt durch die Erfindung, Fernröhre mit Mikrometern für den Kriegsgebrauch einzurichten, und durch ſehr brauchbare ſtatiſtiſche Tabellen. Im J. 1780 wurde

er Lieutenant der Artillerie zu Hannover, zweiter und bald nachher erſter Lehrer an der damals errichteten Kriegsſchule. Nach zwölf Jahren ward er Stabshauptmann und 1793 erhielt er eine Compagnie reitender Artillerie. Sein ſchriftſtelleriſcher Ruhm war ſchon durch ſein Handbuch der Kriegswiſſenſchaften, dann durch das Taſchenbuch für Offiziere und das militäriſche Journal gegründet. Im Revolutionskriege gründete er ſeinen Ruhm als Krieger. Als der hannöveriſche General Hammerſtein 1794 für die ſchöne Vertheidigung von Menin und dann das kühne Durchſchlagen durch einen zehnfach ſtärkern Feind den Dank ſeines Fürſten und hohen Ruhm erwarb, erkannte dieſer das ganze Verdienſt in Plan und Ausführung Scharnhorſt zu, der von dem Könige von Großbritannien einen Ehrenſäbel empfing, zum Major im Generalſtabe und bald darauf zum Obriſtlieutenant ernannt wurde. Auf Empfehlung des Herzogs von Braunſchweig ſtellte ihn der König von Preußen als Obriſtlieutenant bei dem damaligen dritten Artillerieregiment an. Nachher in den Generalſtab als dritter Quartiermeiſter-Lieutenant verſetzt, hielt er zu Berlin Vorleſungen für Offiziere. Im J. 1804 wurde er Obriſt, 1807 General-Major und 1813 General-Lieutenant. Bei Auerſtädt zweimal verwundet, folgte er doch dem Zuge Blüchers nach Lübeck als Chef des Generalſtabes deſſelben. Ausgewechſelt eilte er nach Preußen, wo er Antheil an der eylauer Schlacht nahm. Der König, deſſen Achtung und Vertrauen er verdienter Weiſe beſaß, ernannte ihn nach dem Frieden von Tilſit zum Präſidenten der Commiſſion zur neuen Einrichtung der Armee. Nachher verwaltete er auf kurze Zeit das geſammte Kriegsdepartement, ward Chef des Ingenieurcorps und empfing die preußiſchen und ruſſiſchen Orden. Mit beſonnenem Eifer griff Scharnhorſt auf das thätigſte ein, als für Preußen die Stunde erſchien, das Franzoſenjoch abzuwerfen. Er leitete die Bewaffnung, die nach ſeinem Plane geſchah. Als Chef des Generalſtabes erſchien er im Frühjahr 1813 mit dem Heere Blüchers in Sachſen, ward in der lützner Schlacht durch eine Kartätſchenkugel am Schenkel verwundet, und ſtarb an den Folgen dieſer Wunde, da er ſich nicht die erfoderliche Ruhe gönnte, ſondern in Aufträgen ſeines Königs nach Prag und Wien eilte, einige Wochen nachher zu Prag. Das dankbare Vaterland, für das er lebte und ſtarb, wird ſein Andenken ſtets in Ehren halten. Das preußiſche Heer errichtet ihm jetzt ein Denkmahl zu Prag, das durch Subſcription zuſammengebracht wird.

Schatten und Licht machen die eigentliche Seele der Zeichnung und der Mahlerei aus, da der Umriß mehr den Körper und die geſtaltete Form beſtimmt. So wie das ſanfte Dunkel des Schattens auf jedem Gegenſtande unſerm Auge erſt Ruhe gewährt und Haltung giebt, ſo iſt auch kein Kunſtwerk denkbar ohne Schatten. Selbſt der einfachſte Umriß hat ſeine Schattenſeite, wo die Linie dunkler und breiter iſt. Schatten hebt das Licht erſt heraus, er iſt ſtärkend und wohlthuend für Auge und Seele, wie der Ernſt des Lebens, wie die Kühle der Nacht. Im Orient, in Perſiens Roſengefilden, bei Indiens Ambraſtauden, wo die ſenkrechten Pfeile der Sonne den wohlthätigen Schatten verſcheuchen, da verſteht es auch die dort in ewiger Kindheit weilende Kunſt nicht, Schatten in eine Darſtellung zu bringen. Nur die brennenden Farben bezeichnen die Lichtfläche eines orientaliſchen Gemähldes. Eben ſo ſind die Gebilde der heißern Zone in der neuen Welt; ſchattenlos und bunt mahlen die Mexikaner und Peruaner. Im reinſten Licht erſcheinen uns die Gebilde griechiſcher Kunſt, doch da dieſelbe ſich mehr zur Plaſtik neigt,

ſo ſteht ſie in ſtiller Klarheit und läßt die wechſelnden Schatten über ſich hinſchweben wie den Hauch der Jahrhunderte. Griechiſche Mahlerei war blüthenhell und jugendfriſch. — Unſere gemäßigten Himmelsſtriche genießen den vollen Zauber des Schattenwechſels und des reizenden Helldunkels. Je mehr nach Süden, deſto mehr bemerken wir die Neigung zu glühenden Farben, und das von der Natur ſelbſt dazwiſchen gemiſchte tiefe Dunkel des Haares und der Augen, alles dies erſetzt den Schatten und ahmt ſeine Wirkung nach. — In den Gemählden bemerken wir dreierlei Hauptgattungen der Schatten: *Hauptſchatten*, *Schlagſchatten* und *Halbſchatten*. Der *Hauptſchatten* breitet ſich über alle die Theile des Gemähldes aus, die dem einſtrömenden Licht entgegenſtehen; nothwendiger Weiſe muß jeder einzelne Gegenſtand ſeinen Hauptſchatten haben, doch ſind dieſe Schatten der einzelnen Theile von abgeſtufter Dunkelheit, nachdem ſie dem Hauptlicht näher ſtehen. Je breiter die Maſſen der Schatten ſich verbinden und je mehr alle verſtreuten zufälligen Lichter vermieden ſind, um ſo einfach größer iſt die Wirkung des Ganzen; es hat Haltung und Ruhe. *Schlagſchatten* ſind ſolche, die durch einen auf dem Gemählde befindlichen Gegenſtand geworfen werden, die alle nicht dazu dienen, deſſen Rundung anzudeuten, ſondern vielmehr ihn herauszuheben von den dahinter befindlichen Gegenſtänden. *Halbſchatten* ſind zweierlei Art: theils nennt man die Mitteltinte zwiſchen dem Licht und dem Hauptſchatten ſo, theils bezeichnet man auch zuweilen die Reflexe mit dieſer Benennung. Auf der Schattenſeite eines gerundeten Gegenſtandes nämlich wird ſich nie der Hauptſchatten bis an den Umriß erſtrecken, weil ein gebrochener Lichtſtrahl, der von hinten um den Gegenſtand herumſchimmert, ſowohl, als der Widerſchein des zunächſt befindlichen Gegenſtandes die Dunkelheit des Schattens dicht neben dem Umriß erhellen werden; dieſe Widerſcheine oder Reflexe ſind die zweite Art der Halbſchatten. Alle Dunkelheit in der Natur und auf den Gemählden entſteht nicht ſowohl durch völlige *Abweſenheit des Lichtes* (dies wäre Finſterniß und könnte nicht mehr Gegenſtand der Kunſt ſein), als durch das Brechen und Einſaugen der Lichtſtrahlen. Wer alſo, um Schatten zu bewirken, nur glaubt, ſchwarze Farbe hinmahlen zu müſſen, wird nimmermehr ſeinen Zweck erreichen, ſie wird ſelbſt zum Körper, der das Licht wieder zurückſtrahlt. Nur durchſichtige, gebrochene Farbentöne ſaugen das Licht ein und bewirken tiefes Dunkel. Dämmernd muß ihre eigne Farbe und der Widerſchein der benachbarten Gegenſtände in ihnen verſchmelzen. Unter den Meiſtern der italieniſchen Schule bleibt ewig *Correggio* der größte Künſtler in dieſer herrlichen Benutzung des Schattens und Lichts, er dichtet mit beiden und weiß ſie wunderbar zu beſeelen; wir werden aber nie einen ſchwarzen Schatten auf ſeinen Gemählden finden, alles iſt klar, alles durchſichtig. Nicht in dem grellen Gegenſatz, ſondern in der höchſten Verſchmelzung von Licht und Schatten liegt die auffallendſte Wirkung. Die Meiſter der lombardiſchen und venetianiſchen Schule ſind am bewundernswertheſten hierin, man kann von ihnen ſagen, daß ſie wußten, dem Licht einen Ton, dem Schatten eine Sprache zu geben. Gherardo della Notte, der von ſolchen kunſtvollen Beleuchtungen den Namen erhielt, verdient hier beſonders bemerkt zu werden. Die römiſche und florentiniſche Schule beſchäftigt ſich mehr mit der Form und iſt näher mit der alles geſtaltenden Plaſtik verwandt, da jene ſich mehr zur zauberwirkenden Muſik hinneigen. Schon die

gewöhnlichen Benennungen deuten dies an, man ſagt: Farbenton, Farbenaccord, Harmonie eines Gemähldes. In der Muſik ſelbſt wird die hinreißende Wirkung durch Schatten und Licht (Forte und Piano) hervorgebracht, ſobald wir uns über den engbeſchränkten Begriff erheben, als ob nur das Sichtbare ſo zu nennen ſei. Bei der Betrachtung des Schattens und Lichtes müſſen wir auch der niederländiſchen Schule gedenken, deren Meiſter dieſen Zauber trefflich anzuwenden verſtanden. Da ſie die Farben beſonders zart und durchſichtig behandelten, ſo brachten auch ſelbſt untergeordnete Künſtler bei ihnen große Wirkungen dieſer Art hervor. Rembrandt bleibt der berühmteſte jener Schattenkünſtler. Er wußte auf ſeinen Gemählden alles mit warmen, bräunlichgrünen Tinten zu überdämmern und das Licht auf engen Raum zuſammenzudrängen, ſo daß es da flammenartig wirkte. Durch dieſe wundervolle Beleuchtung weiß er oft den trivialſten Gegenſtänden, den gemeinſten Formen, eine höhere Bedeutung und wahre Poeſie zu geben. Viele der Meiſter im Fach der kleinen zart ausgeführten Cabinetsſtücke ſind hierin auch bewundernswerth, beſonders Gerhard Dow, Schalken und Mieris. Die deutſche Schule bleibt hierin weit hinter den Italienern und Niederländern zurück, meiſt ſind ihre Schatten trocken, grau und undurchſichtig; es iſt als hätte die treue Ehrlichkeit der altdeutſchen Meiſter ſich dieſe täuſchenden Zauberkünſte nicht erlaubt. Schon der Goldgrund, den ſie ſo ſehr liebten und ſo oft anwendeten, zeigt das Streben dieſer ſchlichten tiefen Gemüther nach Licht. Das Heilige erſchien ihnen ſo hellleuchtend, und Sinn und Leben war bei ihnen ſo klar und eintönig, daß ihre Phantaſie gar nicht auf die magiſchen Schattenwirkungen hingeleitet wurde; ihnen wären dies Schwarzkünſteleien geweſen. Sie grenzen hierin wieder an die ruhige Klarheit der altgriechiſchen und byzantiniſchen Künſtler. Das Stillbeſchauende des Orients lebte noch in ihnen, ſo wie die kindliche Freude an der bunten Farbenpracht, die ſie ſo ungern trübten und verdämmerten. Die düſtern ſchwermüthigen Spanier dachten anders, doch ihre Mahler (beſonders Morillos und Spagnoletto) mahlten oft mehr finſter als dunkel. Die ältere franzöſiſche Schule zeichnet ſich nicht durch Schattenwirkungen aus; daher haben auch faſt alle ihre Gemählde etwas Flaches und Kaltes, beſonders ſcheinen ſie den tiefen Sinn des Schattens nicht gefühlt zu haben; ſie nahmen und gebrauchten ihn nur als eine praktiſche Nothwendigkeit. Wie unendlich ergreifender würde der ſinnige Pouſſin und der fromme Le Sueur wirken, wenn ihr Pinſel zum Zauberſtab würde, der tiefere und wärmere Schattenlinien hervorzulocken vermöchte! Die neue franzöſiſche Schule hat hierin große Vorzüge. Ihr Schöpfer David wendete ſchon bei ſeinen beiden berühmteſten Gemählden, dem Schwur der Horazier und Brutus, Schatten und Licht höchſt ſinnig an. Gerard und Richard wiſſen den Schatten und das Helldunkel meiſterlich zu behandeln. Die neuere deutſche Schule hat auch in dieſem Fach treffliche Meiſter. So wie wir aber unter den Meiſtern aller Völker und Zeiten hierin Correggio zuerſt erwähnten, ſo müſſen wir auch zuletzt auf ſeine heilige Nacht in der Dresdner Gemähldegallerie, als auf das Höchſte in Vertheilung und Anwendung der Schatten verweiſen. Es iſt eine wahrhaft geweihte Nacht: Selige Klarheit entſtrömt dem tiefſten Dunkel und wird zum Licht der Welt. — Bei Zeichnungen und Kupferſtichen gilt daſſelbe von dem Schatten, was bei den Gemählden geſagt iſt, nur daß ſie

auf techniſch verſchiedene Weiſe hervorgebracht werden, bald durch ſchräg über einander gelegte Striche oder Schraffirungen, bald durch Puncte, bald durch einen weich in einander verblaſenen Hauch, welche Manier man à l'estompe, oder vermiſchte Manier nennt bei den Zeichnungen, ſchwarze Kunſt aber bei den Kupferſtichen.
W-l.

Schattirung, (Mahlerei) iſt die Veränderung einer Farbe, die durch die verſchiedne Beleuchtung in einer und der nämlichen Farbe hervorgebracht wird. Die Wirkung einer Beleuchtung oder des Lichts hat nichts Willkührliches; ſobald es einmal gegeben iſt, folgt die Art, wie es erleuchtet, es mag nun gerade oder durch den Widerſchein geſchehen, nothwendig aus der erſten Stellung. Daher muß der erfindende Künſtler, beſonders wenn er Zeichnungen durch Farben beleben will, ſich einen Vorrath von Beobachtungen über alle Wirkungen des Lichts geſammelt haben, die ihn in den Stand ſetzen, die Natur zu copiren. Es iſt nicht ſchwer zu ſehen, ob ein Gemählde oder eine Stickerei Wirkung thut; aber ſehr ſchwer, ob dieſe Wirkung wahr und nach Grundſätzen richtig iſt. Viele wollen für Schattirung, Nuance, Mittelfarben, ſagen; und rechnen ſie darunter alle Tinten, wodurch die eigenthümliche Farbe eines Gegenſtandes von dem höchſten Lichte allmählig abnimmt, es ſei, daß ſie ſich in ganzen oder halben Schatten verliert oder nur in eine andere weniger helle Farbe übergeht, ſo mögen ſie Recht haben. Man ſieht Köpfe von van Dyk, an denen man keine Schatten wahrnimmt, ob ſie ſich gleich vollkommen runden. Hier entſteht die Wirkung von den ſogenannten Mittelfarben oder von der ähnlichen Wirkung durch Licht und Schatten.

Schatulle heißt diejenige Caſſe des Landesherrn, welche aus ſeinen Privat- oder Schatullengeldern, d. h. denjenigen Einkünften beſteht, welche er nicht in der Eigenſchaft des Landesherrn, ſondern als Privatmann zu erheben hat. Schatullengüter ſind folglich die Güter des Landesherrn, die ihm als Privatmann ſowohl rückſichtlich des Eigenthums als der Benutzung zugehören. Sie ſind den Rechten nach andern Privatgütern derſelben Gattung gleich, und haben verhältnißmäßig dieſelben Laſten zu tragen, wofern ſie nicht von dem Landesherrn beſonders privilegirt ſind.

Schatz (Thesaurus) nennt man einen verborgenen beweglichen Gegenſtand von Werth, deſſen ehemaliger Beſitzer oder Eigenthümer durchaus unbekannt iſt. Ein abſichtlich geſuchter Schatz gehört dem Eigenthümer des Bodens; ein durch Zauberkünſte oder abergläubiſche Mittel geſuchter ganz dem Fiscus. Von einem zufällig gefundenen Schatze erhalten Arbeitsleute und Dienſtboten, ſo wie auch der zufällige Finder die Hälfte.

Schauſpiel heißt in der Umgangsſprache diejenige Unterhaltung, welche Darſtellungen auf dem Theater gewähren. Die Kunſtlehre verſteht darunter in der weiteren Bedeutung das zur Darſtellung beſtimmte dramatiſche Gedicht, es ſei von welchem Inhalt und welcher Form man will; in der engern aber diejenige Zwittergattung von Drama, welche zwiſchen die Komödie und die Tragödie fällt, indem ſie, ohne den Eindruck des tragiſch Erhabenen zu ihrem Endzweck zu machen, uns durch die Verwickelungen einer ernſten Handlung zu Beſorgniß und Mitleid bewegt, und zuletzt unſer Gemüth durch einen glücklichen Ausgang erfreut. (Vergl. d. Art. Rettungskomödie.) Es unterſcheidet ſich von der Komödie durch den Ernſt der Handlung, der

jedoch durch komiſche Einzelheiten unterbrochen ſein kann; von der Tragödie mit glücklichem Ausgang hingegen dadurch, daß der Eindruck des Erhabenen wegfällt, welchen jene entweder durch die Handlung ſelbſt, oder durch die heilbringende Peripetie (ſ. den beſ. Art.) hervorbringt. Man denke, um dieſen Unterſchied ſich deutlich zu machen, auf der einen Seite an die Ifflandiſchen und Kotzebueſchen Rührſpiele, z. B. die Hageſtolzen, die Sonnenjungfrau, und auf der andern an Voltaire's, Merope, und an Calderons das Leben ein Traum. Das letztgenannte iſt mit größerem Rechte noch als Merope Tragödie zu nennen, wenn ſchon der Dichter es nur Drama genannt hat, denn wie die Fabel überhaupt, ſo iſt auch die Handlung erhaben, welche die Begebenheit glücklich endigt: ein Sieg der Vernunft über wilde Leidenſchaften und rohe Triebe. Die Handlung, welche in der Merope den glücklichen Ausgang hervorbringt (der ungleiche Kampf Ägiſts gegen Polyphont) iſt mehr heldenkühn, als ſittlich erhaben zu nennen. In der Sonnenjungfrau fehlt auch das. Der König vernichtet ein grauſames Geſetz, welches die Liebenden trennt. In dem genannten Stück Ifflands beſiegt der ſchwache Held ein eignes Vorurtheil, und iſt alſo hier von Erhabenheit im Sinne der Kunſtlehre ebenfalls nicht die Rede. Dieſer Begriff des Schauſpiels erfüllt jedoch den Spielraum nicht, welchen die freie Kunſt zwiſchen Komödie und Tragödie findet. So z. B. iſt Göthe's Taſſo, bei aller Anlage zum Trauerſpiel, weder das, noch auch in oben feſtgeſtelltem Sinne ein Schauſpiel; weil der Ausgang der Fabel, welche in einem Conflict zärtlicher Neigungen mit Standesſchranken beſteht, weder glücklich noch unglücklich, ſondern — ungewiß iſt. Womit das zu rechtfertigen ſei, oder, wenn es ein Fehler iſt, wodurch wir dafür ſchadlos gehalten werden, gehört nicht hieher. In der Sprache der Theaterpraxis wird das Schauſpiel in der weiteren Bedeutung gewöhnlich in das recitirende Schauſpiel (auch Schauſpiel ſchlechthin genannt), in die Oper und das Ballet eingetheilt. Man verſteht dann unter jenem eine theatraliſche Darſtellung, welche ihren Gegenſtand hauptſächlich durch Rede und Handlung dem Ohr und dem Auge verſinnlicht, welches in der Oper durch Geſang, und im Ballet durch Tanz (beide mit Geberdenſpiel vereinigt) geſchieht. Die verſchiedenen Gattungen des recitirenden Schauſpiels ſind: Tragödie, Komödie, Schauſpiel (Rührſpiel, comédie larmoyante), Ritterſtück, dramatiſches Idyll, Schäferſpiel (ſonſt Schäferei, Waldkomödie), Zauberſpiel (wohin z. B. Shakſpeare's Sturm zu rechnen), Feſtſpiel (meiſt ein allegoriſches Drama), Vorſpiel, Nachſpiel u. ſ. w. Von einigen dieſer Arten, welche nicht ſchon ihre eignen Artikel haben, oder durch ihren Namen ſchon erklärt ſind, wollen wir noch insbeſondere, ſprechen nachdem wir vorher einiges Allgemeine über das dramatiſche Gedicht, worauf aus den Artikeln Drama und Handlung verwieſen worden iſt, vorausgeſchickt haben werden, was mehr oder weniger auf jene gemeinſchaftlich zu beziehen iſt. Allen gemeinſam iſt die Aufgabe, ein Bild des menſchlichen Lebens aufzuſtellen, und zwar durch Handlung. Handlung nun iſt die Reihe von Veränderungen, welche durch die abſichtliche Thätigkeit wirkender Weſen herbeigeführt wird. Die dramatiſche Handlung wird als gegenwärtig entſtehend, fortſchreitend und ſich entwickelnd gedacht; wo hingegen die Handlung des epiſchen Gedichts als vergangen vorausgeſetzt wird. Die Fabel (ſ. d. Art.) giebt den Stoff zur Handlung. Die erſte Eigenſchaft der dramatiſchen Handlung iſt, daß das, was geſchieht, aus den vorhergehenden Urſachen und unter den geſetzten Bedin-

gungen, wenn auch nicht im Kreiſe der gemeinen Wirklichkeit, hätte erfolgen müſſen. Hierin beſteht die wahre Natürlichkeit der Handlung, ohne welche kein Intereſſe möglich iſt. Es muß die Handlung aus dem Charakter und den Verhältniſſen der Perſonen entſpringen. Zweitens muß die Handlung intereſſant ſein, durch Beziehung auf irgend eine der Menſchheit würdige Idee, und der Geiſt des Zuſchauers muß dadurch unaufhörlich in Spannung und Erwartung erhalten werden. Vor allem aber iſt Einheit der Handlung dem dramatiſchen Gedichte nothwendig. Nur Eine Haupthandlung, in welcher die zu verſinnlichende Idee ſich klar ausſprechen ſoll, auf welche ſich alle Nebenhandlungen beziehen, muß zum Grunde liegen, damit nicht das Intereſſe getheilt und geſtört werde. So muß auch die Handlung ganz und vollſtändig ſein. Man muß den Anfang, die Triebfedern und den Fortgang der Handlung wahrnehmen, und über nichts Weſentliches in Ungewißheit bleiben. Die Beobachtung der Einheiten der Zeit und des Orts, welche man ehedem ſtrenger foderte, war bei den Griechen und Römern wegen der Einrichtung ihrer Bühnen und der beſtändigen Anweſenheit des Chors durchaus nöthig. Jetzt hält man hierauf weniger ſtreng; und die neuere Einrichtung unſerer Bühnen verſtattet dem Dichter mehrere Freiheiten, ſobald die Beibehaltung der nämlichen Scene und eine zu ſtrenge Beſchränkung der Zeit größern Schönheiten im Wege ſtehen würde. Man muß jedoch die wirkliche Zeit der Vorſtellung von der ſcheinbaren Zeit des Verlaufs der ganzen Handlung unterſcheiden. Öftere Veränderungen des Orts der Scene muß der Dichter während der Aufzüge wo möglich vermeiden; wenigſtens müſſen ſie nicht ſo plötzlich und unwahrſcheinlich geſchehen, daß ſie die Täuſchung der Zuſchauer ſtören, und ihr Intereſſe vermindern könnten. Um dem dramatiſchen Ganzen Zuſammenhang zu geben, muß der Ausarbeitung eines dramatiſchen Gedichts ein wohl überdachter, in allen ſeinen Einzelheiten geordneter Plan vorausgehen. In der Ausführung muß man alles Widerſprechende, Gekünſtelte und Unwahrſcheinliche, und Reden, welche weder in der Handlung, noch in dem Charakter der Perſonen ihren Grund haben, vermeiden; nichts thut der Wirkung eines dramatiſchen Gedichts auf der Bühne mehr Schaden, als gedehnte und überflüſſige Unterredungen, die den Fortgang der Handlung aufhalten; auch die glänzendſten Denkſprüche können den Zuſchauer für eine auf ſolche Weiſe hingehaltene Erwartung nicht entſchädigen. Aus den Hinderniſſen, welche ſich der Haupthandlung des Drama entgegenſtellen, entſpringt die Verwickelung oder Schürzung des Knotens, welche in jedem Schauſpiele nothwendig iſt, falls es die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer erregen ſoll. Doch iſt die Verwickelung nicht in allen Schauſpielen gleich; in Trauerſpielen iſt ſie beſſer ganz einfach, denn hier würde ein allzuverſchlungener Knoten unſere Aufmerkſamkeit ſo ſehr beſchäftigen, daß der Zweck der Rührung verfehlt würde, indem Nachdenken und Rührung nicht gut neben einander beſtehen können. Eine zu vielfache Verwickelung kann aber auch dem Luſtſpiele ſchaden, und oft iſt es ſogar vortheilhaft, den Zuſammenhang mancher verwickelten Umſtände mehr den handelnden Perſonen, als den Zuſchauern räthſelhaft ſein zu laſſen; vornehmlich wenn durch die Entdeckung die Rührung befördert wird, die allemal ſtärker und anhaltender wirkt, als flüchtige Überraſchung. Unter Auflöſung wird die Wegräumung und Hebung der Hinderniſſe, die ſich der Haupthandlung in den Weg legten, verſtanden. Dieſe

Auflöſung darf nie gewaltſam geſchehen durch einen bloßen Theatercoup (ſ. d. Art.); ihr Keim muß gleichſam ſchon in der Haupthandlung ſelbſt, in dem Charakter der Perſonen und in ihren Verhältniſſen liegen. Eine Auflöſung von fremder Hand, ein Deus ex machina, iſt am wenigſten im ſtrengen Drama zuläſſig. Die Zahl der Perſonen wird durch ihre Nothwendigkeit zur Ausführung der Haupthandlung beſtimmt. Mehrere, als dazu erfodert werden, ſind überflüſſig und fehlerhaft, denn ſie zerſtreuen die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers und leiten dieſelbe von dem Hauptgegenſtand ab, wodurch immer die Erreichung des Hauptzwecks vereitelt wird. In den Charakteren vorzüglich muß der Dichter, der in dem Schauſpiel ein poetiſches Bild des Lebens aufſtellen ſoll, der Natur folgen, und die Reden und Handlungen der Perſonen ihren Geſinnungen genau anpaſſen; vor allen aber nach jener dramatiſchen Objectivität ſtreben, die uns nur die angeführten Perſonen nach ihren Geſinnungen und Verhältniſſen, nicht aber blos den Dichter ſehen und hören läßt. Obgleich die Charaktere — ſowohl im Guten, als im Schlimmen — ſchärfer gezeichnet ſein müſſen, als ſie in der Wirklichkeit ſich äußern, ſo müſſen ſie, wenn ſie Theilnahme erregen ſollen, doch nicht in das phantaſtiſch Beſtandloſe übergehen. Auch hier muß die menſchliche Natur treu, wenn auch zuſammengedrängter in ihren Äußerungen, dargeſtellt werden. Hat der Dramatiker die Perſonen aus der wahren Geſchichte genommen, ſo ertheilt er ihnen ihren hiſtoriſchen Charakter. Doch ſteht es ihm frei, in ſo fern es ſeinem Zwecke entſpricht, ihnen einige von dem Geſchichtlichen abweichende Züge beizulegen. Von den Verhältniſſen oder Situationen, in welche der Dichter ſeine Perſonen verſetzt, hängt auch beſonders die Äußerung und Entwickelung ihrer Charaktere ab. Deßhalb müſſen die Situationen auf eine kräftige, wahre und dringende Weiſe angelegt ſein. Nicht der Contraſt allein, worin die verſchiedenartigen Charaktere gegen einander ſtehen, ſondern derjenige, in dem ſie zu ihren Situationen ſich befinden, dieſes Kämpfen und Ringen gegen die Verhältniſſe und gegen das Schickſal ſelbſt, macht eine dramatiſche Dichtung ſo anziehend. Indeſſen kann auch der Contraſt der Charaktere ſelbſt ſehr vortheilhaft wirken, nur müſſen die letztern nicht allzuabſtechend gegen einander, noch allzuähnlich ſein. So wie der dramatiſche Dichter ſorgfältig auf richtige Zeichnung und Haltung des Charakters der dargeſtellten Perſonen achten muß, ſo iſt auch die Beobachtung des Coſtums, oder des nach dem Zeitalter und den Nationalſitten der dargeſtellten Perſonen Üblichen, ſeine Pflicht; beſonders dann, wann der Stoff aus der wahren Geſchichte genommen iſt. Hier müſſen die Sitten, die Denk- und Handlungsweiſe, die Gewohnheiten und überhaupt alles, was der Zeit oder der Nation eigenthümlich war, und was in die dramatiſche Dichtung eingreift, möglichſt beobachtet und dargeſtellt werden. Die Kleidungen der Schauſpieler, was man gewöhnlich im engern Sinne Coſtum nennt, und die Verzierungen der Bühne müſſen dem gleichfalls entſprechen, wenn die Täuſchung der Zuſchauer über die Wirklichkeit des Drama nicht verloren gehen oder gehindert werden ſoll. Die äußere weſentliche Form jedes Schauſpiels iſt dramatiſches Geſpräch, d. i. ein ſolches, wo während und mittelſt der Unterredung ſelbſt zwiſchen den ſprechenden Perſonen eine Handlung oder Veränderung ihres Zuſtandes entſteht und ausgeführt wird. Das dramatiſche Geſpräch (d. h. Dialog) hat alſo eine durch daſſelbe auszuführende, gegenwärtig geſchehende

Handlung zum Gegenſtande; daher bewirkt und veranlaßt es die Handlung ihrer Entſtehung und ihrem Verlaufe nach. Das dramatiſche Geſpräch muß die Denkart und den Gemüthszuſtand der redenden Perſonen richtig darſtellen; ſie müſſen ſo ſprechen, und ſich ſo ausdrücken, wie ſie in der Wirklichkeit unter denſelben Verhältniſſen und bei dem nämlichen Charakter es thun würden. Dadurch erhält die Unterredung Mannigfaltigkeit, Wahrheit und Individualität, und deßhalb muß der dramatiſche Dichter höchſt aufmerkſam auf das Benehmen und die Gemüthsäußerungen der Menſchen nach ihren verſchiedenartigen Verhältniſſen, ihrem Alter und Temperamente ſein. Übrigens muß der Dialog auch natürlich und einfach ſein, er muß im richtigen Verhältniſſe zur Handlung, zu dem höhern oder geringeren Grade der Leidenſchaft, und zu dem äußern und innern Zuſtande der Perſonen ſtehen. Die richtige Führung des Dialogs trägt ungemein viel zur Erhöhung des Intereſſes bei. Monologe oder Selbſtgeſpräche, worin nur Eine Perſon für ſich oder zu Andern redet, die jedoch nicht gegenwärtig ſind, oder an dem Selbſtgeſpräche keinen unmittelbaren Antheil haben, darf der Dichter nur da einmiſchen, wo die eingeführte redende Perſon in einen ſo leidenſchaftlichen Gemüthszuſtand oder in ein ſo vertieftes Nachdenken über ſich und ihre Lage gerathen iſt, daß der Ausbruch ihrer Empfindungen und Worte, die eigentlich Niemand vernimmt, wahrſcheinlich wird. Um ſo größer iſt der Werth der Selbſtgeſpräche, wenn ſie zum Fortgange der Handlung oder zur Entwickelung der Leidenſchaft des Redenden mitwirken. Die Sprache ſolcher Monologen muß nicht periodiſch und ausführlich, ſondern kurz, abgebrochen, und gleich den ausgedrückten Geſinnungen ſtark und forteilend ſein. Durch die Mimik, welche Geberden, Bewegung und Thätigkeit mit der Rede verknüpft, wird die dramatiſche Vorſtellung lebhafter, wahrer und eindrücklicher. Sie muß daher dem Schauſpieldichter immer vorſchweben, der auf der Bühne Effect zu machen wünſcht. Übrigens wird Geſpräch und Handlung jedes Schauſpiels in Aufzüge oder Acte, und dieſe wieder in Auftritte oder Scenen vertheilt. Im Luſtſpiele (Komödie) ſind der Aufzüge gewöhnlich fünf, drei oder einer; ſelten zwei oder vier; das Trauerſpiel hat gewöhnlich fünf, die ernſthafte Oper zwei oder drei; und die ſcherzhafte ſo viel wie das Luſtſpiel. Die Anzahl und Länge der Scenen iſt unbeſtimmt, denn hier entſcheidet allemal das Bedürfniß des Stoffs; eben ſo unbeſtimmt iſt auch die Zahl der Auftritte oder Scenen, welche zu einem Aufzuge gehören, denn dies richtet ſich gleichfalls nach der Beſchaffenheit der Handlung und der Schicklichkeit des Aufſchubs oder Stillſtandes derſelben, worin die Abtheilung der Aufzüge immer gegründet ſein muß. Es kann folglich ein Act wenige und kurze Scenen, der andere hingegen viele und längere haben, je nachdem der Gegenſtand es heiſcht. Jeder der Aufzüge oder Acte hingegen hat, wenn das Schauſpiel deren mehrere enthält, ſeinen beſtimmten Antheil an dem Ganzen. Der erſte Aufzug macht den Zuſchauer mit dem Inhalte des Stücks, den theilnehmenden Perſonen und Mitteln, wodurch die Handlung ausgeführt werden ſoll, bekannt. Dies geſchieht am beſten durch Geſpräch und Thätigkeit der Perſonen ſelbſt, nicht durch Beſchreibung und Erzählung, und wird die Expoſition oder Einleitung zur Handlung genannt. Auch muß ſchon im erſten Acte die Verwicklung der Handlung beginnen. Perſonen, von denen nicht bereits in dem erſten Aufzuge die Rede, oder die dort nicht vielleicht ſchon ſelbſt thätig wa-

ren, dürfen der Regel nach nicht in den folgenden Aufzügen erſcheinen. In den letztern nimmt die Verwicklung zu, die Handlung wird immer lebhafter, die Aufmerkſamkeit und Erwartung der Zuſchauer immer geſpannter, bis ſie durch die Auflöſung, welche erſt am Schluß des letzten Acts erfolgen darf, befriedigt werden. Dieſe Auflöſung muß übrigens vollſtändig ſein, und hat ſie einmal Statt gehabt, ſo darf keine neue Verwicklung beginnen, da hierdurch die Einheit der Handlung zerſtört werden würde. Übrigens ſind die Auftritte oder Scenen (in einer andern Bedeutung die Bühne ſelbſt, oder der Ort, welchen ſie vorſtellt) nicht blos als abgeſonderte Abſchnitte und Stücke der Aufzüge, ſondern als gemeinſchaftliche und einwirkende Theile eines Ganzen zu betrachten. Deßhalb müſſen ſie auf das engſte mit einander verbunden werden, in dem vorhergehenden Auftritt muß immer der Grund des nachfolgenden, und dieſer wieder als eine nothwendige, oder doch natürliche Folge des vorhergehenden Auftritts erſcheinen. Ohne hinlänglich angedeutete Veranlaſſung dürfen überhaupt keine Perſonen auftreten und abgehen. Auch darf die Bühne am Schluſſe eines Auftritts, der nicht zugleich den Aufzug ſelbſt beſchließt, nicht leer bleiben; denn dadurch würde die Handlung ſichtbar unterbrochen, und ihr Fortgang unwahrſcheinlich werden. Übrigens bemerken wir hier noch, daß die Benennung Scene einen weitern Umfang hat, als der Begriff, den wir mit Auftritt verbinden. Unter Scene verſteht man nicht blos den eben genannten Theil einer dramatiſchen Dichtung und Vorſtellung, ſondern auch die Bühne ſelbſt, und in noch ausgedehnterm Sinne ſogar den Ort und das Land, wo die Handlung des Schauſpiels vorfällt. — Das Trauerſpiel nun oder die Tragödie iſt die dramatiſche Bearbeitung einer erhabenen Handlung, welche in dem Ringen einer oder mehrerer theilnehmenden Perſonen mit dem, durch Leidenſchaften oder Verkettung der Umſtände herbeigeführten Schickſal ihren Grund hat. Ferner muß die tragiſche Handlung uns den Menſchen im Kampfe mit dem waltenden Schickſale oder mit ſeinen Leidenſchaften zeigen; denn nur darin kann der Menſch ſeine Kraft und Sittlichkeit bewahren. Das Gemüth des Zuſchauers fühlt ſich erhoben durch die Kraft, welche der Menſch in dem Streite mit dem Schickſale oder der Leidenſchaft beweiſ't, und ermuthigt, in gleichem Falle mit gleicher Kraft gegen die äußere Nothwendigkeit anzukämpfen. Ein unglücklicher Ausgang iſt kein weſentliches Erfoderniß des Trauerſpiels; aber ein ernſter Ausgang iſt durchaus nothwendig, damit nicht die in dem Zuſchauer erregten Gefühle der Beſorgniß, des Mitleidens, und beſonders die Erhebung des Gemüths, welches der Hauptzweck jeder Tragödie iſt, wiederum zerſtört werden. Hieraus ergiebt ſich, daß die Wahl des Gegenſtandes von der größten Wichtigkeit iſt. Der Trauerſpieldichter kann ſeinen Stoff aus der Geſchichte nehmen, oder ihn ſelbſt erfinden. Im erſtern Falle ſteht es ihm, wie jedem andern Dichter, frei, die Begebenheiten und Charaktere anders zu ordnen und zu halten, als ſie in der Geſchichte erſcheinen, nur muß er in der Veränderung wirklicher und in der Hinzudichtung neuer Umſtände vorſichtig ſein, damit die innere Wahrheit nicht verletzt werde. Übrigens iſt ein hiſtoriſcher Stoff wegen des höhern Intereſſe und der größern Wahrſcheinlichkeit der vortheilhafteſte. Das Trauerſpiel iſt in Hinſicht auf den Gegenſtand am nächſten mit dem Heldengedichte verwandt. Beide erfodern Handlungen von Wichtigkeit; allein das Heldengedicht erzählt ſie als vergangen, das Trauerſpiel ſtellt ſie

als gegenwärtig und wirklich dar, wodurch es einen höhern Grad von Stärke erhält. Das Heldengedicht umfaßt einen aus mehreren Begebenheiten und Umſtänden zuſammengeſetzten Gegenſtand, und ſchildert den Helden in vielfachen Verhältniſſen und Lagen; das Trauerſpiel iſt mehr auf eine Handlung und den dadurch zu bewirkenden Glückswechſel beſchränkt. Die Wichtigkeit der Handlung, die zunächſt in dem hohen Grade der Thätigkeit, Kraft und Anſtrengung der handelnden Perſonen, und in der Glücksveränderung, welche dadurch bewirkt wird, beruht, und die Theilnahme der Zuſchauer kann ſehr geſpannt und erhöht werden, wenn der Dichter eine ſolche Begebenheit wählt, die an ſich oder in ihren Folgen einen beſonders großen und merkwürdigen Einfluß auf die Menſchheit gehabt hat. — Die Handlung des Trauerſpiels vornehmlich muß ein abgeſchloſſenes Ganzes ausmachen, deſſen Theile mit einander in genauer Verbindung und in ſolchem Verhältniſſe ſtehen, daß keiner derſelben ohne Veränderung und Störung des Ganzen wegfallen kann. Bei dem Mangel eines einleitenden Anfangs der Handlung würde der Zuſchauer ſich die Thätigkeit der theilnehmenden Perſonen nicht erklären können; er würde ungeduldig werden. Daher iſt es nöthig, ihn ſchon frühe mit der Veranlaſſung jener Thätigkeit, mit der Wichtigkeit der Handlung, ſo wie mit den Mitteln und Hinderniſſen derſelben bekannt zu machen. Dieſes geſchieht, wie oben geſagt, durch die Expoſition; und ſie findet gleich im Anfange durch Unterredung der theilnehmenden Perſonen Statt. Weſentliche Theile des Trauerſpiels ſind ferner die Peripetie und die Kataſtrophe, welche zum Ende führt. Erſtere iſt die Glücksveränderung oder der Übergang aus einem glücklichen in einen unglücklichen Zuſtand oder umgekehrt. Sie muß wie der Ausgang durch natürliche und vorbereitete, nie durch blos wundervolle Mittel herbeigeführt werden. Kataſtrophe aber nennt man im Trauerſpiele denjenigen Zeitpunct, welcher in den Schickſalen der Hauptperſonen eine wichtige und entſcheidende Veränderung hervorbringt. Auch in Hinſicht der Einheit der Handlung wird bei dem Trauerſpiele daſſelbe erfodert, was wir deßhalb im Allgemeinen oben ſchon angeführt haben. Um dieſe Einheit nicht zu verfehlen, muß der Trauerſpieldichter den Zuſammenhang der Handlung gehörig überdenken. Hier muß er ſein vornehmſtes Augenmerk auf die Haupthandlung und die Hauptperſonen richten, und epiſodiſche Vorfälle und Nebenperſonen zum Vortheil jener benutzen, ohne dadurch das Intereſſe des Zuſchauers zu theilen oder zu ſchwächen. Was die Perſonen anlangt, ſo ſind weder vollkommen tugendhafte, noch durchaus laſterhafte Perſonen für das Trauerſpiel geeignet; den erſtern fehlt es an Wahrſcheinlichkeit, ſie erregen blos kalte Bewunderung, aber keine Theilnahme; die ganz bösartigen können uns nur mit Unwillen und Abſcheu erfüllen. Auch muß die Würde und Größe der tragiſchen Perſonen mit der Wichtigkeit der Handlung im Verhältniſſe ſtehen. Die handelnden Perſonen müſſen Menſchen der erſten Gattung ſein, d. h. ſie müſſen eine vorzügliche Kraft der Seele beſitzen. Die Größe ihrer Sitten ſowohl im Guten, als im Böſen, äußert ſich in ſtarken und muthvollen Entſchließungen und Handlungen, in kühnem Unternehmungsgeiſte, und in kräftigen, oder auf wichtige Dinge gerichteten Leidenſchaften. Denn nicht blos die Heftigkeit der Leidenſchaften macht ihre Größe aus, ſondern die Kraft des Geiſtes, von der ſie begleitet ſind, und das Ziel, wohin ſie ſtreben. Eben ſo wenig trägt der Rang, den der Dichter ſeinen tragiſchen Perſonen beilegt, zur Größe ihrer Sitten bei; obgleich eben nach dieſer

Verſchiedenheit des äußern Ranges und des Wirkungskreiſes der Unterſchied zwiſchen heroiſchem und bürgerlichem Trauerſpiel bis jetzt Statt gefunden hat. Doch hat der Dichter ſich bei der Größe der Sitten wohl in Acht zu nehmen, daß er nicht ins Abenteuerliche verfällt. Die dichteriſche Wahrheit der Sitten iſt die oben verlangte übereinſtimmung der Reden und Handlungen der Perſonen mit ihren Verhältniſſen und ihrem Charakter. Außerdem muß der Dichter den Charakteren Contraſt und Mannichfaltigkeit, und jene Grundzüge moraliſcher Güte geben, die der Erregung der Theilnahme, des Mitleids und der Beſorgniß fähig ſind. Der Ausdruck und die Sprache des Trauerſpiels müſſen dem Stande, dem Charakter und dem Gemüthszuſtande der tragiſchen Perſonen gemäß ſein. Für das heroiſche Trauerſpiel iſt die metriſche Form am vortheilhafteſten; doch findet dieſe auch bei dem bürgerlichen Statt, obgleich man hier häufiger die proſaiſche Einkleidung wählt. Bei uns Deutſchen ſind die fünffüßigen Jamben von verſchiedener Länge die gewöhnlichſte Versart. Doch haben ſich Neuere nach dem Vorgange der Spanier auch der gereimten Trochäen mit Wirkung bedient. Urſprünglich waren die Tragödien gemiſchte lyriſche und erzählende Geſänge zur Ehre des Bacchus bei dem Feſte der Weinleſe, wie noch der Name andeutet. Die Spuren dieſes feſtlichen Urſprungs der griechiſchen Tragödie verloren ſich nie aus derſelben; und die Begleitung von Tanz und Muſik blieb, ſo lange noch ein griechiſches Trauerſpiel aufgeführt wurde (ſ. d. Art. Griechiſche Literatur). Die Erfindung der Tragödie bei den Griechen ſchreibt man gewöhnlich dem Thespis zu (ſ. d. Art.). Der wirkliche Schöpfer der Tragödie war Äſchylos. Thespis hatte nur einen Schauſpieler auftreten laſſen, der durch bloße Erzählungen, die er von Zeit zu Zeit herſagte, den Chor ablöſen mußte, um der Vorſtellung mehr Reiz zu geben. Äſchylos verwandelte die bisher blos mimiſche Darſtellung einer Begebenheit in wirkliche Handlung, indem er noch einen zweiten, auch wohl einen dritten und vierten Schauſpieler gebrauchte, den Dialog erfand, und, durch die Freigebigkeit des Staats unterſtützt, der Aufführung mehr Würde verſchaffte. Nun ward einer ſeiner Schauſpieler der Held des Stücks, und erregte vorzüglich die Aufmerkſamkeit und Theilnahme der Zuſchauer. Der Chor bekam eine untergeordnete Rolle, und die Geſänge deſſelben wurden abgekürzt, obgleich ſie immer noch unverhältnißmäßig lang und im höchſten lyriſchen Schwunge abgefaßt waren, der ſelbſt ſich bisweilen im Dialog findet. Äſchylos ſah überhaupt mehr auf Größe als auf Schönheit; er erſchütterte und flößte mehr Entſetzen als Rührung ein. In ſeinen Trauerſpielen waren noch viele Spuren von Rohheit; allein es herrſcht auch ein Reichthum großer und auffallender Züge darin. Die Handlung in ſeinen Trauerſpielen iſt überaus einfach, ohne Verwickelung. Der Chor beſchäftigte ſich nicht mehr blos mit Abſingen von Geſängen, die auf den Inhalt des Stücks keinen Bezug hatten, ſondern er gehört zum Ganzen, iſt der Vertraute der handelnden Perſonen, der Rathgeber der Könige, der Tröſter der Unglücklichen, das Schrecken der Tyrannen. Äſchylos führte ſtatt der Weinhefen, womit die Schauſpieler des Thespis ihr Geſicht beſchmierten, die Larven ein, und ahmte durch lange ſchleppende Gewänder und hohe Kothurnen den erhabenen Wuchs und das ſtolze majeſtätiſche Anſehen, welches man den alten Heroen beilegte, nach. Statt des ehemaligen ſchlechten Bretergerüſtes erhielt er eine mit Maſchinen und Decorationen

verſehene Bühne, und ſeine Schauſpieler übte er faſt immer ſelbſt in der Declamation (ſ. Äſchylus). Ihm folgte Sophokles (ſ. d. Art.), ein vorzüglicher Meiſter der tragiſchen Kunſt, welcher Größe und Schönheit zu vereinigen, und die Leidenſchaften der Theilnahme, des Mitleidens und des Bedauerns auf das innigſte zu erregen wußte. Euripides (ſ. d. Art.), weniger erhaben und groß, als Äſchylos und Sophokles, verſtand vorzüglich die Kunſt zu rühren, allein in der Anordnung ſeiner Stücke war er weniger glücklich, verletzte oft die Wahrſcheinlichkeit und die Einheit der Handlung, und verfehlte nicht ſelten die Auflöſung des Knotens. Durch dieſe drei großen Männer wurde das griechiſche Trauerſpiel ausgebildet. Ihnen folgten ſehr viele andere griechiſche Dichter, von denen uns aber nichts übrig geblieben iſt. Unter den deutſchen Trauerſpieldichtern ſind die berühmteſten: J. E. Schlegel, Weiße, von Cronegk, von Brawe, Leſſing, von Gerſtenberg, Leiſewitz, Klinger, von Göthe, von Schiller, A. W. Schlegel, von Collin, Öhlenſchläger, Werner, Müllner, Grillparzer, Klingemann u. ſ. w. Übrigens iſt die neuere Tragödie in einzelnen Artikeln abgehandelt worden. — Das Luſtſpiel oder die Komödie iſt die dramatiſche Darſtellung einer komiſchen Handlung, deren Vorfälle ſowohl als die Sitten und Charaktere der handelnd dargeſtellten Perſonen zur Beluſtigung und Unterhaltung der Zuſchauer dienen. Der Gegenſtand dieſer Schauſpielgattung iſt alſo das Privatleben der Menſchen, ſowohl der Höchſten wie der Niedrigſten, mit allen ihren dort ſich äußernden Thorheiten, Fehlern, Vorurtheilen und Tugenden. Nicht blos das Lächerliche, Einſeitige und Haſſenswürdige, auch das Edle, Liebenswürdige und Gefällige in den menſchlichen Lebensweiſen liegt in dem Gebiete der Komödie, und oft werden in derſelben Charaktere und Vorfälle verſchiedner Art und Wirkung dargeſtellt. Denn man würde den Begriff des Komiſchen zu ſehr beſchränken, wenn man blos das Lächerliche darunter verſtehen wollte (ſ. d. Art. Komiſch). Der Dichter kann die Handlung des Luſtſpiels entweder ganz erfinden, oder auch aus der Wirklichkeit einen Stoff zur Bearbeitung wählen. Das Erſtere iſt das Gewöhnlichſte, aber das Luſtſpiel wird treffender, anziehender und lehrreicher durch die Beziehung auf ſolche Begebenheiten und Perſonen, die der Zuſchauer als gleichzeitig, und als Vorfälle und Perſonen aus der gegenwärtigen Welt erkennen kann. Jedes Volk und jede Zeit haben ihre Sitten, ihre Gebräuche und Meinungen vom Anſtändigen und Unanſtändigen; daher kann der Luſtſpieldichter nur gewinnen, wenn die Haupthandlung, die Perſonen und die Scene ſeines Stücks einheimiſch ſind. Durch zu großes Anſchließen an den geſellſchaftlichen Geſchmack der Zeit entſteht jedoch das zwar feine aber auch unpoetiſchere Converſations-Luſtſpiel, in welchem die Verſification oft nur als eine fremde Zuthat erſcheint, und alles auf Gewandtheit der Intrigue, Charakterwahrheit und Witz im Einzelnen beruht. Indeſſen bleiben allgemeine Charaktere und Sitten, gehörig modificirt, gleichfalls brauchbar. Das Komiſche des Luſtſpiels wird entweder durch die Charaktere, oder die Situationen, oder durch beide zugleich erzeugt. Die letztere Gattung des Komiſchen, welche nämlich durch den Contraſt des Charakters mit der Situation hervorgebracht wird, iſt gewiß die wirkſamſte. Man theilt übrigens das Komiſche in das hohe und niedre ein; eine Eintheilung, die nicht nach dem Stand der vorgeſtellten Perſonen, ſondern nach der Beſchaffenheit des Stoffs und ſeiner Behandlungsart zu beſtimmen iſt. Doch fallen die Grenzen

oft zuſammen.* Wenn das Niedrigkomiſche, welches aber nicht in das Gemeine und Widerliche fallen darf, in einem Luſtſpiele herrſchend iſt, ſo heißt es eine Poſſe, oder eine Farce (ſ. d. A.). Ein Charakterſtück nennt man hingegen ein ſolches Schauſpiel, wo der Dichter hauptſächlich ſeinen Fleiß auf Darſtellung und Entwickelung eines Hauptcharakters verwandte. Schauſpiele dieſer Art haben überaus viel Anziehendes, wenn ſie gehörig in der Natur und Wahrheit gegründet ſind; nur erfodern ſie eine geſchickte Anordnung und Verwikkelung der Begebenheiten, die hier allemal aus dem Charakter der Hauptperſon entſpringen, oder wenigſtens mit demſelben in beſtändiger Beziehung ſein müſſen, ohne daß doch dieſem die übrigen Perſonen ganz aufgeopfert werden. Ein Luſtſpiel darf kein einzelnes Porträt, es ſoll ein volles, reichhaltiges Gemählde des Lebens ſein, und in einzelnen Charakteren nicht blos ein Individuum, ſondern die ganze Gattung darſtellen. Wenn der Dichter die Anhäufung und Verwickelung wichtiger Schwierigkeiten und Vorfälle mehr als die Schilderung der Charaktere der handelnden Perſonen ſein Geſchäft ſein läßt, ſo entſteht das Intriguenſtück. Die Verwickelung (der Knoten) oder die Intrigue des Luſtſpiels entſpringt aus der Anordnung und Verflechtung der einzelnen Vorfälle und Begebenheiten, woraus die ganze dramatiſche Handlung beſteht, durch die Spannung und Erregung der Ungeduld des Zuſchauers in Hinſicht des Ausganges. Durch Mitwirkung der verſchiedenen Situationen und Charaktere und durch die allmählige Hebung der gegen die Haupthandlung erregten Schwierigkeiten, aber nicht auf eine gewaltſame Weiſe muß die Auflöſung des Knotens erfolgen. Die Verwickelung ſowohl, als die Auflöſung müſſen nicht blos im Reiche der Möglichkeit liegen, ſie müſſen auch als ein natürliches und wahrſcheinliches Reſultat aus dem Bau des Ganzen, aus den Charakteren, Begebenheiten und Situationen hervorgehen. So wie richtige Haltung und Darſtellung der Charaktere, Leidenſchaften und Begebenheiten weſentliche Erfoderniſſe eines guten Luſtſpiels ſind, ſo wird auch die Wahrſcheinlichkeit der Haupt- und Nebenhandlungen dann um ſo mehr erfodert, wenn der Stoff aus dem gewöhnlichen Leben genommen wird. Nur muß dieſe Wahrſcheinlichkeit nicht zum Trivialen und Gemeinen, oder gar bis zum Ekelhaften hinabſinken. Ja es kann im Luſtſpiele ſelbſt ein gewiſſer Grad von Übertreibung bei Schilderung der Charaktere und Begebenheiten nach Maßgabe des Stoffes Statt finden. Die ſeltener und vereinzelt ſich äußernden komiſchen Charakterzüge können nämlich mehr gehäuft und verſtärkt, die Veranlaſſungen dazu mehr vervielfacht werden, um den Charakter von allen Seiten und nach allen ſeinen Nuancen zu zeigen; nur darf die Schilderung, außer in der eigentlichen Poſſe, nicht in Caricatur oder Übertreibung jeder einzelnen Charakteräußerung ſo ausarten, daß die innere Wahrſcheinlichkeit durchaus verloren geht. — Nicht minder wird vom Luſtſpiel Einheit, Vollſtändigkeit und Intereſſe der Handlung gefodert. Die mit der Haupthandlung verbundenen oder in dieſelbe eingewebten Nebenhandlungen oder Epiſoden müſſen jener beſtändig untergeordnet bleiben, und ſo wenig ihr Fortſchreiten hemmen, als ihren Zuſammenhang unterbrechen. Der Dialog des Luſtſpiels muß den Charakteren, den Verhältniſſen und Leidenſchaften der redenden Perſonen, ihrer jedesmaligen Situation und der Sprache des geſellſchaftlichen Lebens gemäß, dabei lebhaft, abgerundet und natürlich ſein. Bei den Griechen und Römern waren die Luſtſpiele durchgehends metriſch, die Neuern ahmten dieſe Form

nach, jetzt wendet man gewöhnlich nur bei kleineren, feinen Luſtſpielen die metriſche Form (des Alexandriners) an. Ertheilt auch der proſaiſche Dialog der Nachahmung einen höhern Grad von Natürlichkeit, ſo kommt ſie doch dem gemeinen Leben zu nahe. Der Willkür des Dichters iſt faſt ganz die Wahl des Titels für ſein Luſtſpiel überlaſſen. Indeſſen wählt man doch gern ſo, daß von dem Inhalte oder Ausgange des Stücks nichts im Voraus verrathen wird. Oft dient der Name der Hauptperſon, oft die Moral des Stücks zum Titel. Häufig wird derſelbe auch von einer vorzüglich weſentlichen Scene, oder von der Kataſtrophe, oft von der Intrigue, dem Hauptcharakter u. ſ. f. hergenommen. Nicht blos Beluſtigung und Unterhaltung der Zuſchauer, ſondern mittelbar auch ihre Belehrung und ſittliche Verbeſſerung durch lebendige Darſtellung menſchlicher Güte, Thorheit und Untugend, und durch Aufdeckung und Entwickelung der verborgenen Falten des menſchlichen Herzens iſt Endzweck des Luſtſpiels. Dieſer Endzweck kann aber nicht durch kalte, wenn auch noch ſo glänzende, Gemein- und Sinnſprüche, nicht durch moraliſche Betrachtungen, ſondern hauptſächlich nur durch das Beiſpiel der in Handlung und Thätigkeit geſetzten Perſonen erreicht werden. Übrigens hängt die Wirkung des Luſtſpiels bei der theatraliſchen Vorſtellung hauptſächlich von der mimiſchen Darſtellung ab. Hierauf muß der Luſtſpieldichter Rückſicht nehmen, und durch Andeutung des mit der Unterredung zu verbindenden Spiels dem Leſer ſowohl als dem Schauſpieler zu Hülfe kommen. Der Schauſpieler kann aber die Wahrheit und Täuſchung des Stücks durch eine leichte, lebhafte und natürliche Darſtellung, die durchaus keine Kunſt ahnen laſſen darf, ſehr heben. — Die Komödie, deren Entſtehung bei den Griechen in die 50. Olympiade fällt, ſoll von Suſarion erfunden worden ſein, der auf einem Bretergerüſte die Thorheiten und Laſter ſeiner Zeit angriff. Die urſprüngliche Form des Luſtſpiels unterſchied ſich von der gegenwärtigen gar ſehr, denn die alte Komödie der Griechen beſtand aus dramatiſch-epiſchen Geſängen, die mit Tanz verbunden waren, womit umherziehende Luſtigmacher die Leute in den Dörfern unterhielten. Daher entſprang auch der Name Komödie, der ſo viel wie Dorfgeſang bedeutet. Der Inhalt dieſer Geſänge war überaus fröhlich und poſſenhaft, oft ausſchweifend und unanſtändig; indeſſen war der Inhalt wenig von den damaligen Tragödien unterſchieden, welche bei den Feſten der Weinleſe zu Ehren des Bacchus in begeiſterter Luſt abgeſungen wurden. Nach und nach wurde jedoch die Tragödien ernſthaft und anſtändig; ſie dienten zum Vergnügen der Stadtbewohner; die Komödien hingegen behielten ihren fröhlichen Charakter bei, wurden bisweilen von einer Art dramatiſcher Vorſtellung begleitet, und machten hauptſächlich die Beluſtigung des attiſchen Landvolks aus. Selten nur kamen ſolche Geſellſchaften von Komödianten nach Athen, wo ſie von der Regierung nur geduldet wurden. Endlich wurde auch eine ordentliche Geſellſchaft von Komödianten zu Athen errichtet, und mehrere Veränderungen der Komödie wurden von der Tragödie entlehnt. Eine Hauptperſon, ein tanzender und ſingender Chor, mehrere Schauſpieler und eine ſchickliche Bühne wurden für die Komödie eingeführt, auch ſuchte man durch Masken die perſönliche Satire, welche in der alten Komödie vorherrſchte, zu mildern. Hierüber ſehe man Kannegießers Werk über die komiſche Bühne von Athen. Epicharmus führte die Einheit der Handlung ein, und bildete ſeine Stücke nach der Form des Trauerſpiels. Seine Komödien wurden in Griechenland, beſonders in Athen, mit Beifall aufgenommen, und unter ſeinen Nach-

folgern zeichneten ſich beſonders Phormes, Magnes, Krates, Kratinus, Eupolis, Pherekrates und Ariſtophanes aus. Indeſſen blieb perſönliche Satire noch immer der Hauptgegenſtand, und ſowohl obrigkeitliche als Privatperſonen wurden mit Namen genannt und angeführt. Vergebens wurde dies durch Volksbeſchlüſſe und Geſetze verboten. Erſt mit dem Ende des peloponneſiſchen Krieges erhielt die Komödie in Griechenland eine neue Geſtalt. Es begann nun die ſogenannte mittlere Komödie. Die neuen Oligarchen nahmen, um ihre Macht auch in dieſer Rückſicht zu ſichern, dem Volke die Freiheit, die Maßregeln der Regierung ferner zum Gegenſtande des Spottes zu machen. Es wurde durchaus verboten, lebende Perſonen namentlich auf die Bühne zu bringen, und der Chor, der bis jetzt der Haupturheber der Schmähungen geweſen war, wurde abgeſchafft, dagegen kamen mit den allgemeinen Charakterſchilderungen auch die *Charaktermasken* auf und auch die Bildniſſe auf den Larven verſchwanden. Selbſt *Ariſtophanes* mußte ſich in ſeinen letzten Stücken dieſer Veränderung unterwerfen; und ſo trat an die Stelle der vormaligen Zügelloſigkeit mehr Anſtand und Sitte. Die Gegenſtände des Luſtſpiels wurden indeſſen immer noch, wie vorher, aus der Fabel und Geſchichte genommen; aber die Schilderungen des Sonderbaren, Thörichten und Lächerlichen enthielten mehr allgemeine, als individuelle Züge, und ſeltener bediente man ſich der Anſpielungen auf lebende Perſonen. Nur ſeltner kam der Chor wieder zum Vorſchein, und alsdann wurden, wie früher, Zwiſchenſpiele und Geſang unter die Declamationen gemiſcht. Zu der *neuern* Komödie der Griechen gehört (300 J. vor Chr. Geb.) Menander, der durch die Feinheit ſeines Witzes, durch ſeine Laune und die Regelmäßigkeit ſeiner Stücke eine neue Periode des griechiſchen Luſtſpiels herbeiführte. Von ihm und dem Philemon ſind uns nur Bruchſtücke übrig geblieben. Nicht viel glücklicher waren wir in Hinſicht der nachahmenden römiſchen Luſtſpieldichter, unter denen Plautus und Terentius die einzigen ſind, von welchen wir vollſtändige Werke dieſer Art erhalten haben. Über das Theater der neuern Völker ſ. die beſondern Artikel, *Deutſches Theater*, *Franzöſiſches Theater* ꝛc.

Schauſpielhaus, ſ. *Theater*.

Schauſpielkunſt iſt die Kunſt, dramatiſche Werke durch theatraliſche Darſtellung dem Ohr und dem Auge zu verſinnlichen. Diejenigen, welche dieſe Verſinnlichung dadurch bewirken, daß ſie ſich ſtellen, die in dem dramatiſchen Werke als handelnd gedachten Perſonen zu ſein, heißen *Schauſpieler*. Auf Verſtellung, auf Täuſchung fremder Einbildungskraft vermittelſt der Sinne des Gehörs und des Geſichts, beruht ſonach die Ausübung dieſer Kunſt. Daher bezeichnet im Griechiſches ein und daſſelbe Wort (ὑποκριτής) den Heuchler und den Schauſpieler. Der letztgenannte muß die Perſon, welche erſcheinen will, ſich zuvörderſt im Geiſte *vorſtellen*, und ſie ſodann durch ſeine wirkliche Perſon, ſoweit es deren Beſchaffenheit zuläßt, verſinnlichen, *darſtellen*. Jene Thätigkeit des Geiſtes, beſonders der Einbildungskraft, heißt die *Auffaſſung* der Rolle (der geſammten Eigenſchaften der im Drama als handelnd gedachten Perſon); die letztgenannte Thätigkeit (des Geiſtes und Leibes zugleich) nennen wir das *Spiel*. Der höchſte Zweck der Auffaſſung iſt, die Vorſtellung des Dichters von der darzuſtellenden Perſon mit der Phantaſie zu erreichen. Das höchſte Ziel des

Spieles ſoll ſein, durch die Verſinnlichung der Auffaſſung (der *eignen* Vorſtellung von der darzuſtellenden Perſon) zu entſprechen. So iſt denn die Kunſt des Schauſpielers in der Theorie nichts anders, als die Fähigkeit, den Gedanken des Dichters in Bezug auf eine gegebene Perſon des Drama in ſeiner Totalität aufzufaſſen, des Dichters Vorſtellung zu einer Vorſtellung der *eignen* Einbildungskraft zu machen, und dieſelbe an der eignen *Perſon* zu verſinnlichen. Weniger die zweite, als die erſte dieſer beiden Fähigkeiten iſt es, welche den Schauſpieler (den *Heuchler* im Doppelſinne der Griechen) zum *Künſtler* macht. Viele haben das Geſchick, Eigenſchaften einer fremden Individualität, die ſie beobachteten, an ihrer eignen Perſon nachzuahmen. Wenigen iſt es gegeben, eine dramatiſche Perſon in ihrer Totalität, alſo auch in ihrem Zuſammenhange mit dem ganzen Drama, nach der dürftigen Anleitung des todten Buchſtabens lebendig in der Einbildungskraft zu reproduciren, und dieſe *dichteriſche Nachſchöpfung* an ſich ſelbſt täuſchend vor fremde Sinnen heraustreten zu laſſen. Das Geſchäft der Auffaſſung iſt es, welches dem Schauſpieler fodert, was die Erfindung und geiſtige Geſtaltung vom Dichter heiſchen: Streben nach möglichſter Ausbildung aller Seelenkräfte. Das Geſchäft des Spiels (der Darſtellung) richtet ſeinen Anſpruch mehr auf Übung und Ausbildung der phyſiſchen Kräfte und Fähigkeiten, damit es der Einbildungskraft um ſo leichter werde, die phyſiſche Perſon nach dem Bedürfniß ihrer Vorſtellung von dem, was dargeſtellt werden ſoll, zur Verſtellung (ὑπόκρισις) zu beſtimmen. Wie man ſeine Fähigkeiten zur Schauſpielkunſt, beſonders zur Darſtellung einer gegebenen Rolle, prüfen, und bei Ausübung der Kunſt vom Einſtudiren bis zur wirklichen Aufführung mit ſich ſelbſt in ſeinem Innern verfahren möge, davon findet ſich eine Abhandlung in Müllner's Almanach für Privatbühnen 1817. So wenig die Schauſpielkunſt als eine ſelbſtſtändige angeſehen werden kann, da ſie nur in Verbindung mit der dramatiſchen Poeſie denkbar iſt (denn ſelbſt beim Extemporiren kann dieſe nicht fehlen), und überdieß nur ihre volle Wirkung nur in Verbindung mit denjenigen *Hülfskünſten* und Handwerksfertigkeiten erreichen kann, welche die geſammte *Theaterkunſt* ausmachen (z. B. Decorirkunſt, Maſchinerie, Coſtumirung, Geſichtsmahlerei u. ſ. f.); ſo gewiß iſt ſie von allen ſchönen Künſten die bewunderungswürdigſte und die wirkſamſte; jenes, weil bei ihrer Ausübung der Menſch Werkmeiſter, Stoff und Kunſtwerk zugleich iſt; dieſes, weil eben als Kunſtwerk nichts mehr auf den Menſchen wirken kann, als der Menſch lebend durch den Menſchen dargeſtellt. Dieſe Wirkſamkeit erklärt den Hang zu ihr, den wir bei allen cultivirten Völkern finden. Ihr Keim liegt tief in der Natur des menſchlichen Geiſtes und Gemüths. Es iſt der Keim aller ſchönen Künſte überhaupt: der Trieb, unabhängig von dem Zwange der *Wirklichkeit*, von ihrer *Nöthigung* zu Gedanken und Empfindungen, freithätig zu ſpielen mit dem *Schein*. (Man vergl. Schiller über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.) Der Trieb, anzuſchauen und zu empfinden, was wir *wollen*, nicht was wir *müſſen*, hat alle ſchönen Künſte erfunden, welche Schiller treffend genug die Künſte des Scheins nennt. Der Wunſch, *durch den Schein ſoviel als möglich getäuſcht zu werden*, muß nothwendig die lyriſche und epiſche Dichtkunſt zur dramatiſchen, und den mündlichen Vortrag der letztgenannten zur Schauſpielkunſt ſteigern, ſo lange die Cultur eine

Volkes, und mit ihr die Anſprüche der Geiſter und Gemüther auf jenen Genuß des Scheines, im Steigen begriffen ſind.

Was wir erſehnen, will ſich nicht begeben;
Was ſich begiebt, iſt nicht, wonach wir ſtreben.

Darum, mitten unter dem, was ſich begiebt, erſchafft die Einbildungskraft, was wir erſehnen, und das Talent führt es aus im ſelbſtgewählten fügſamen Stoff. Die Theatergeſchichte aller Völker wird am Ende auf dieſen Quell ſich zurückführen laſſen. Das Theater in Athen mit ſeinen Tragödien und Luſtſpielen iſt aus den Vorträgen der Rhapſoden und dem Thespiskarren herangewachſen, und die Sakontala des Kalidas iſt unfehlbar mit irgend einer Bänkelſängerei oder Jonglerie der alten Hindu in gerader Linie verwandt. Da es die Cultur iſt, welche den Anſpruch auf Genuß des täuſchenden Scheins entwickelt, und da dieſe nur langſam (in der modernen Welt vielleicht nie) ein Eigenthum der Volksmaſſe wird; ſo iſt wahrſcheinlich, daß wir an den meiſten Orten Deutſchlands die erſten Spuren einer eigentlichen Schauſpielkunſt im geſelligen Privatleben der Gebildeten aufzuſuchen hätten, wo es eine vollſtändige Geſchichte dieſer Kunſt gälte. Man ſehe z. B. Blümners Geſchichte des Theaters in Leipzig, 1818. Das älteſte gedruckte Stück, welches der ſorgſame Forſcher dort aufgefunden, die Comoedia nova Hegendorfii, führt auf dem Titel den Beiſatz: Lipsie non raro in doctissimorum virorum corona acta. Später erſchien ihre Spur unter den Schülern und Studenten, und erſt unter Johann Velthem (1669) ſcheint ſie dort von einer zu dieſem Zweck vereinten Schauſpielergeſellſchaft öffentlich vor dem Volk ausgeübt worden zu ſein. Dieſer Velthem hatte ſtudirt, und meiſt Studenten bildeten ſeinen Verein. Anderer Orten und früher ſcheint nur in religiöſen Prozeſſionen eine Art von heiliger Schauſpielkunſt öffentlich erſchienen, und hier und da von den Handwerksgilden auf öffentlichen Plätzen ein Art dramatiſchen Spieles betrieben worden zu ſein (ſ. Pauls von Steffen Kunſtgeſchichte von Augsburg S. 530), beſonders in den Faſtnachtsſpielen. Die Nachrichten von jenen früheren Zeiten findet man in dem angezeigten Buche Blümners S. 2. ff. zuſammengeſtellt, und ihre Quellen angezeigt. Es ergiebt ſich daraus, daß, wenn ſchon die Geſchichte des deutſchen Drama bis auf den Krieg auf der Wartburg zurückgeführt werden kann, und wenn es auch in Klöſtern und Schulen und in den älteren Zeiten ſchauſpielartige Darſtellungen, ſo wie bei religiöſen Prozeſſionen und bei Faſtnachtsmummereien Verkleidungen und Verſtellungsſpiele gegeben, dennoch eine eigentliche öffentliche Schauſpielkunſt erſt mit Velthem (nach ſeiner eignen, von Blümner a. a. O. gelieferten Unterſchrift: Johann Velten von Halle aus Sachſen) in Deutſchland begonnen habe. Kaum in dieſer Maße begonnen, hatte ſie ſchon Kämpfe mit der Geiſtlichkeit zu beſtehen, und Velthems Gattin, die nach deſſen Tode die Direction der Geſellſchaft führte, ſchrieb eine Vertheidigung der Schauſpiele gegen einen Diaconus Winkler in Magdeburg (Blümner a. a. O. S. 28). Gegen das Gewicht der Geiſtlichkeit ſcheint das fürſtliche Anſehen die junge Kunſt gleich bei ihrem Eintritt in das Gebiet der Öffentlichkeit in Schutz genommen zu haben; denn ſchon Velthem hatte mit ſeiner Geſellſchaft die Erlaubniß erhalten, den Titel königl. polniſ. und churfürſtl. ſächſiſcher Hofkomödianten zu führen, obſchon ſie ſich durch Bereiſen mehrerer, beſonders der Meßſtädte, erhielt. Der verliehenen Titel

ungeachtet hießen bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein dergleichen Geſellſchaften Banden. So wird noch in der Vorrede zu Cronegks Werken, welche nach deſſen Tode ſeine Freunde herausgegeben, (1760) in allen Ehren der Kochiſchen Bande gedacht. Die Benennung fiel, als in den Hauptſtädten Deutſchlands ſtehende Bühnen Fuß faßten, den wandernden Geſellſchaften anheim, und wird jetzt auch von dieſen nur bei dem Ausdrucke von Verachtung gebraucht. Man nannte ſie nach dem Orte, wo ſie entſtanden waren, oder herkamen. So iſt im a. Buche Bls. S. 37 in einer Verſtattungsurkunde von 1695 die Rede von der merſebürgiſchen Bande Hermann Heinrich Richters. Später führten dergleichen Geſellſchaften Elendſohn und Haack (welcher ein Privilegium für Sachſen erhielt) u. A. m. Epoche machte in jener Zeit der wandernden Kunſt die Neuberin (1727), theils durch ihre freundſchaftliche Verbindung, theils durch ihre Entzweiung mit Gottſched. Hier trat zuerſt das Theater in nähere Berührung mit Kunſt, Wiſſenſchaft und Kritik. Gottſched zu gefallen, verbrannte die Neuberin den Hanswurſt, und brachte ſpäter Gottſched ſelbſt verſpottend auf die Bühne. Mit dem Anſpruch der Wiſſenſchaft und Kritik auf der einen, und dem Widerſpruch der Theaterpraxis auf der andern Seite, wie ſie hier öffentlich im Gebiet der Literatur laut wurden, war diejenige Wechſelwirkung begründet, von welcher ſich hoffen ließ, daß ſie die Kunſt heben, und die Wiſſenſchaft aufklären und praktiſch machen würde. In der That gingen bald aus dieſem Conflict zwei Schauſpieler hervor, welche die Kunſt aus dem höheren Geſichtspuncte betrachteten, und demſelben gemäß behandelten: Koch, der als Student zu der Geſellſchaft der Neuberin gekommen war, und ſpäter auf dem Theater der Schröderin in Hamburg geſpielt; ſodann Eckhof, welcher 17 Jahre lang bei der Schönemanniſchen Geſellſchaft geſtanden hatte, die Gottſched nach ſeinem Zerfall mit der Neuberin begünſtigte. Mit einem ſpätern Koryphäen unſerer Literatur, mit Leſſing, kam die Bühne zu Hamburg in Wechſelwirkung, welche Ackermann 1764 gegründet, und 1767 an Seyler überlaſſen hatte. Leſſing fing an, der dortigen Bühne Tag für Tag kritiſch zu folgen, und obwohl er durch die Empfindlichkeit der Schauſpieler bald veranlaßt wurde, ſich auf die Kritik der Stücke zu beſchränken (Hamb. Dramaturgie); ſo wirkte er doch unfehlbar ſehr entſcheidend auf die Schauſpieler, beſonders auf Eckhof, welcher damals zu dieſer Geſellſchaft gehörte, und bald den Ruf eines wiſſenſchaftlichen Schauſpielers erwarb, welchen ſelbſt dramatiſche Dichter zu Rathe zogen. (S. Weißens Selbſtbiographie S. 21.) Im J. 1768 kam Schröder zu dieſer Geſellſchaft zurück, die er ein Jahr früher verlaſſen hatte, weil Seyler das Ballet aufgab. (S. Schröder.) Aus dem Balletmeiſter wurde ſpäter (1771 ff.) ein Schauſpieler von Bedeutung, ein Theaterdichter, und ein Bearbeiter Shakſpeare's. In Berlin unter Friedrich Wilhelm II. erſchien ein Philoſoph und Kunſtrichter, der berühmte Engel, als Oberdirector an der Spitze des Theaters, und im Jahre 1796 folgte ihm Iffland, der, wenn auch nicht als Director, doch gewiß als Muſter des durchdachten Spiels, und als dramatiſcher Dichter großen Einfluß auf die Kunſt hatte. (M. ſ. die beſ. Art.) Alle dieſe Fortſchritte, welche von Velthem an bis jetzt die Schauſpielkunſt im Einzelnen gemacht hat, haben ſie dennoch im Ganzen nicht viel weiter gebracht, als zu einer Art von Kriſis, wo es ſich

erſt entſcheiden zu müſſen ſcheint, ob die Kranke geneſen, oder an Entkräftung ſterben werde. Glänzend zwar hat ſich der Patientin ökonomiſche Lage verbeſſert. Die öffentlichen Theater haben in den wichtigſten Städten aufgehört, ſchwankende Privatunternehmungen zu ſein. Sie ſind Sache der Staaten oder der Regenten, und die Schauſpieler reich beſoldete, mit Anſprüchen auf Penſionen ausgeſtattete Staatsdiener geworden. Aber ihre Krankheit iſt ziemlich ſo alt, als ihr erſter Conflict mit Gottſched. Sie heißt: Vereinigung des Schauſpiels mit der Oper, welche Gottſched vergebens befehdete. Die wahre Schauſpielkunſt hängt, wie aus den oben entwickelten Begriffen folgt, in ihrem innerſten Weſen mit der dramatiſchen Dichtkunſt zuſammen. Nicht ſo die Oper, welche die Muſik für ihre Herrin erkennt, und ſtatt der Poeſie mit metriſcher Abgeſchmacktheit vorlieb nimmt. Sie raubt der Schauſpielkunſt ihre Prieſter und Prieſterinnen. Was irgend ſingen kann, zieht die einträglicheren Stellen bei der Oper vor, und verlernt in ihrem, nicht dem Sinne des Wortes, ſondern dem Notenlaufe der Muſik folgenden Caricaturſpiele das wahre. Der Sinnenreiz, welchen die Oper darbietet, verderbt den Geſchmack des Publicums an den Werken der Dichtkunſt, welche hauptſächlich vom Geiſt aus auf das Empfindungsvermögen wirken müſſen. Die Vorliebe des Volks für dieſen Sinnenreiz ſchmeichelt den Bühnenverwaltungen mit reichen Einnahmen, und die Koſten, welche ſie dafür aufwenden müſſen, erſchöpfen die pecuniären Kräfte, welche das Ganze des Theaterweſens aufrecht erhalten ſollen, meiſt allein. Darin ſcheint die Haupturſache zu liegen, warum keine deutſche Hauptſtadt noch ein deutſches Theater hat in dem Sinne, wie Paris ſein Théâtre françois beſitzt: eine Künſtlergeſellſchaft, welche ausſchließlich ſich damit beſchäftigt, diejenigen Werke der dramatiſchen Dichtkunſt, welche auf Claſſicität Anſpruch machen, in das theatraliſche Leben zu rufen. Das Burgtheater in Wien iſt davon nur ein Schatten. Die Cenſur hemmt dort den freien Aufflug der Poeſie, und die Meiſterſtücke, womit der gebildete Theil der Nation gegen das Ausland prunkt, erſcheinen oft verſtümmelt. So ſteht es im Ganzen um die Praxis der Schauſpielkunſt in Deutſchland. Ihrer Theorie mangelt ein vollſtändiges geſchriebenes Syſtem. Was Sonnenfels, Leſſing, Göthe (in Wilhelm Meiſter), Engel, von Seckendorf, Iffland u. A. über dieſe Kunſt geſchrieben haben, hat großen Werth, ohne ein zuſammenhängendes, umfaſſendes Ganzes zu ſein. Die Schauſpielerſtudien von Sievers ſind unklar und verworren. Ein großes ſyſtematiſches Werk, welches der jüngſt verſtorbene Koller ankündigte, iſt, ſoviel der Verfaſſer dieſes Artikels weiß, nicht zu Stande gekommen. Die Schriften von Mercier, Dorat, Riccobini, Hill (ſ. Theatraliſche Darſtellung) gehören nicht der deutſchen Literatur an, und handeln von der Schauſpielkunſt, wie ſie bei andern Nationen ſich geſtaltete, und auszuüben iſt. Mnr.

Schawl (Schaul), heißt eigentlich der feinſte unter allen bis jetzt bekannten wollenen Zeugen, welcher im Orient verfertigt wird. Die Wolle dazu wird in Tibet (ſ. d. Art.) von einer daſelbſt einheimiſchen Ziegenart gewonnen und heißt dort Touz. Sie iſt ſanfter und feiner als das beſte Biberhaar. In Caſchmir werden daraus Kopftücher gemacht, welche die Mongolen und Indier das Stück mit 100 Ducaten und drüber bezahlen. Auch zu uns kommen ſogenannte türkiſche zu Um

ſchlagetüchern beſtimmte Schawls, welche das Stück 1000 und mehr Thaler koſten. In Europa heißen überhaupt alle große Umſchlagetücher der Damen Schawls. Dieſe werden aus Seide, Wolle und Baumwolle von verſchiedenen Farben und Größen verfertigt, am vollkommenſten in Frankreich und England; in beiden Ländern ſeit 1820 auch aus dem Duvet der eingeführten kirgiſiſchen Ziege, die der tibetaniſchen gleich ſein ſoll.

Schedoni, nach Andern Schidoni (Bartolommeo), ein ausgezeichneter ital. Mahler, geb. zu Modena 1560. Er war ein Schüler der Caracci, aber ahmte den Styl der Correggio höchſt gelungen nach. In Modena zeigt man viele ſeiner Werke, die bedeutendſten ſcheinen die im Zimmer des großen Raths von Modena. Auch die königl. Dresdner Gallerie beſitzt ein ſchönes Bild von ihm: Maria mit dem Kinde, dem Joſeph das Kreuz des heil. Johannes überreicht. Nachher begab er ſich, aufgefodert von dem Herzog, an den Hof zu Parma, wo er mehreres für die Farneſiſche Gallerie mahlte, z. B. eine Grablegung. Seine Werke ſind ſelten. Bekannt iſt ſein leidenſchaftlicher Hang zum Spiel, der auch ſeine Lebenstage verkürzt haben ſoll. Er ſtarb 1615 oder 1616 zu Parma.

Scheeren heißen die Seeklippen auf den Küſten von Schweden und Finnland, vorzüglich vor Stockholm, welche ſich 16 bis 17 Meilen weit ins Meer erſtrecken, und die Einfahrt in die Häfen unſicher machen. Daher die Scheerenflotte, die zur Deckung des Eingangs in die Scheeren dient, und aus Fahrzeugen beſteht, die auch in dem ſeichten Waſſer ſicher fortkommen.

Scheibenſchießen. Dieſes geſchieht entweder zur Übung für das Militär, beſonders für leichte Truppen, oder zum Vergnügen gewiſſer Geſellſchaften, die ſich Schützengeſellſchaften nennen. In frühern Zeiten bildeten ſich dieſe Vereinigungen, und als man noch nicht ſtehende Truppen hielt, wurde ihnen die Vertheidigung gewiſſer Plätze mit übertragen. Jetzt werden die bürgerlichen Schützen nur ſelten zu kriegeriſchen Operationen benutzt; ihr Zweck iſt lediglich auf Vergnügen berechnet. Das Schießen nach der Scheibe geſchieht gemeiniglich mit Büchſen oder gezogenen Gewehren, die, um das Rohr recht ſicher in die Ziellinie zu richten, auf eine Unterlage gelegt werden. Der vorzüglichſte Schuß iſt derjenige, der den Mittelpunct der Scheibe trifft, der folgende iſt der Schuß ins Schwarze, dann folgen die Abſtufungen nach immer größern Kreiſen, bis zum Rande der Scheibe. Wer die Scheibe gar nicht trifft, wird unter die ſchlechten Schützen gezählt. In den meiſten Städten Deutſchlands findet man beſondre Häuſer, Schützenhäuſer, wo ſich die Schützen verſammeln, und ihre Angelegenheiten beſorgen; in der Nähe dieſer Häuſer iſt gemeiniglich der Schießplatz. P. S.

Scheidemünze heißt diejenige Gattung von Metallmünze, welche beſtimmt iſt, bei den im Binnenverkehr vorkommenden kleinern Ausgleichungen von Waaren und Dienſten gebraucht zu werden; ſie beſteht gewöhnlich entweder aus bloßem Kupfer, oder aus einer Miſchung von Kupfer und Silber, welches Billon genannt wird. Je gebildeter und reicher eine Nation iſt, deſto mehr feinere Dienſte werden bei ihr gegen Bezahlung verrichtet, deſto mehr ſonſt unbedeutende Dinge erhalten einen Tauſchwerth, deſto mehr Scheidemünze iſt daher erfoderlich, um Alles was begehrt wird, zu bezahlen. Mangel an Münze aus edlem Metalle mag in einzelnen Theilen für die mit einander in Verkehr ſtehenden Bürger eben ſo empfindlich ſein als Mangel an Scheidemünze, aber im Allgemeinen ſind

die nachtheiligen Folgen des letztern weit ſichtbarer als die des erſtern. Der Tauſchverkehr in Gegenſtänden des täglichen Bedarfs fällt zwar bei weitem nicht ſo ſehr in's Auge, wie der Großhandel; die kleinern Gütermaſſen, welche hier im Verkehr begriffen ſind, gehen beinahe unbemerkt von einer Hand in die andere, allein gerade die Lebhaftigkeit dieſes Verkehrs im Kleinen iſt die Grundlage eines jeden Verkehrs im Großen. Stockt daher aus Mangel an Scheidemünze der erſtere Verkehr, ſo muß nothwendig auch der letztere ſtocken. Alle unſere Gewerbe müßten in Stillſtand gerathen, verſchwände durch einen Blitzſtrahl unſere Scheidemünze und blieben auch alle unſere harten Thaler und Goldſtücke zurück, denn nichts gäbe es, was den Übergang der Erzeügniſſe menſchlicher Betriebſamkeit in den Kreis des Verbrauchs mehr hindern könnte als eine ſolche Erſcheinung. Es iſt aber nicht gleichgültig, in welchem Verhältniſſe die Maſſe von Münze aus edelem Metall zu der Maſſe der Scheidemünze in einem Lande ſtehe, wenn der Zweck, nämlich die Ausgleichung der in den Tauſchverkehr gebrachten Werthe, möglichſt vollkommen erreicht werden ſoll. Als Merkmahle, ob in dieſer Hinſicht ein richtiges Verhältniß beobachtet worden, ſind folgende Fälle zu betrachten: ſobald größere Zahlungen mittelſt Scheidemünze geleiſtet werden oder ſobald die Metallmünze aus edlem Metall im Verkehr eine Aufmünze (Agio) gegen Scheidemünze tragen, iſt verhältnißmäßig zu viel Scheidemünze im Umlaufe; ſobald hingegen für Scheidemünze eine Aufmünze gezahlt wird, ſobald ſchlechte Sorten und ſelbſt falſche Scheidemünzen in Umlauf geſetzt werden, um nur der Verlegenheit bei kleinen Zahlungen abzuhelfen, iſt zu wenig von dieſer Münzgattung im Lande vorhanden. Der Metallwerth der Scheidemünze kann übrigens ſo unbedeutend ſein, daß er gar nicht einmal in Betracht kommt, und ſie kann dennoch ihren Zweck, nämlich die Ausgleichung der kleinſten Vermögenstheile unter den Staatsbürgern, vollkommen erfüllen, denn während bei der Gold- und Silbermünze immer der Charakter einer Waare vorherrſchend iſt, ſo iſt es bei der Scheidemünze immer der eines reinen Werthausgleichungsmittels. Damit aber die letztere ſtets das gelte, was ihr Gepräge verſpricht, ſind den Regierungen folgende Vorſichtsmaßregeln zu empfehlen: 1. Es muß dieſe Münze ſo künſtlich ausgeprägt ſein, daß ſie nicht leicht, wenigſtens nicht ohne koſtſpielige Werkzeuge und Maſchinen, nachgemacht werden kann; 2. ſie darf nur auf die geringſten Beträge lauten, zur Ausgleichung größerer Werthe muß Münze aus edlem Metall gebraucht werden; 3. es darf keine größere Menge ſolcher Münze in Umlauf gebracht werden, als zum Bedürfniß im Innern des Landes erfoderlich iſt. Damit aber dieſes Bedürfniß erkannt und nicht überſchritten werde, müſſen 4. öffentliche Caſſen vorhanden ſein, wo die Scheidemünze zu jeder Stunde und zwar nach ihrer vollen Geltung gegen Münze aus edlem Metall umgetauſcht werden kann; 5. nur die auf inländiſchen Münzſtätten verfertigten und mit dem Nationalgepräge verſehenen Scheidemünzen dürfen Curs haben, allen fremden muß der Eingang ins Land verſagt ſein. — Werden dieſe Bedingungen mit Strenge und Gewiſſenhaftigkeit erfüllt, ſo ſind vom Umlaufe der Scheidemünze durchaus keine nachtheiligen, ſondern vielmehr nur wohlthätige Folgen für den Nationalverkehr zu erwarten. KM.

Scheiden heißt in der Chemie die Beſtandtheile eines zuſammengeſetzten Körpers von einander trennen; die Chemie ſelbſt wird von

dieſer in ihr Gebiet gehörigen Operation Scheidekunſt genannt. Vergl. d. Art. Aufloſung und Chemie.

Scheidewaſſer iſt Salpeterſäure mit mehr (einfaches) oder weniger (doppeltes Scheidewaſſer) Waſſer verdünnt. Es wird durch Schwefelſäure mittelſt der Deſtillation in vorgeſchlagenes Waſſer aus dem Salpeter erhalten. Je reiner dieſer iſt, deſto beſſer wird das Scheidewaſſer. Im reinen Zuſtande muß es Silber oder Blei ohne weißen Rückſtand klar auflöſen. Es dient als das vorzüglichſte Auflöſungsmittel der mehrſten Metalle, und färbt Haut und Seide dauerhaft gelb. Königswaſſer oder Goldſcheidewaſſer, das Auflöſungsmittel des Goldes und des Platins, wird aus Scheidewaſſer und ⅓ Salzſäure bereitet, auch dient ſtatt letzterer Kochſalz oder Salmiak. F.

Scheidung, ſ. Ehe.

Schein, in pſychologiſcher Hinſicht, iſt das Verhältniß der Gegenſtände zu unſerm Vorſtellen, oder dasjenige an der Erſcheinung (ſ. d. Art.), wodurch wir zum Irrthum verleitet werden. Jeder Irrthum gründet ſich daher auf einen Schein, iſt aber nicht ſelbſt und an ſich Irrthum (ſ. d. Art. Irrthum). Ein Schein findet Statt, wenn die Erſcheinungen ſo beſchaffen ſind, daß einerlei Gegenſtände verſchiedene, oder verſchiedene Gegenſtände einerlei Vorſtellungen erwecken, ſo daß dadurch der Urtheilende leicht verleitet wird, jene für verſchieden, dieſe für einerlei (in Hinſicht auf Natur, Eigenſchaften, Urſache, Wirkung) zu halten. Wer nach dem Scheine urtheilt, irrt, und hält einen Gegenſtand für etwas, was er nicht iſt (z. B. eine Bildſäule für eine lebendige Perſon), oder für das nicht, was er doch iſt. In ſo fern aber der Schein immer auf einem ſubjectiven Grunde beruht, iſt der Schein gleichſam der Schatten der Wahrheit, das auf der Oberfläche nachgeahmte Sein; und je größer der Schein iſt, deſto größer iſt auch die Scheinbarkeit, und deſto verzeihlicher der Irrthum; je geringer der Schein, deſto größer die Ungereimtheit des Irrenden. Um den Schein zu widerlegen, muß man die Urſachen deſſelben kennen und ihn aufdecken. Da der Schein ein ſubjectives Verhältniß iſt, ſo liegen auch die Gründe deſſelben zunächſt in unſerer auffaſſenden und erkennenden Thätigkeit, ſo wie in dem ganzen Verhältniſſe unſerer geiſtigen Kräfte. Denn die Wahrnehmungsfähigkeit äußerer oder innerer Erſcheinung (innerer und äußerer Sinn) hat ihren beſtimmten Wahrnehmungskreis und Wahrnehmungspunct, und was den äußern Sinn insbeſondere betrifft, ſo verurſacht z. B. die beſondere, zum Theil krankhafte Beſchaffenheit unſerer Sinnesorgane auf mannichfaltige Weiſe Schein. Hiernach giebt es einen optiſchen, akuſtiſchen ꝛc. Schein. Wer alſo das ſubjective Verhalten unſerer Sinnesorgane, z. B. des Geſichts (hier iſt im eigentlichen Sinne von Schein die Rede), zu den Gegenſtänden für etwas Objectives, d. h. für eine reale Beſchaffenheit der letztern, nimmt, der irrt durch Sinnenſchein verleitet. Aber dabei wirkt größtentheils die Einbildungskraft mit, welche die mangelhafte Sinnenempfindung ausfüllt, das Gegebene vergrößert, und bei der Vergleichung der Gegenſtände Einbildungen unterſchiebt, die der Urtheilende leicht für Sinneswahrnehmungen hält. Ferner entſteht auch der Schein unmittelbar aus der Einbildungskraft (Schein der Einbildungskraft), wenn die Bilder derſelben zu ſtark werden, ſo daß ſie an Lebhaftigkeit der Sinnesanſchauungen ſich annähern, oder willkürliche Ideenaſſociationen ſtatt Urtheile ſich ein-

drängen; das *Gedächtniß* und die *Erinnerungskraft* erzeugt den Schein, indem wir manches vergeſſen, was wir dann als nicht-vorhanden betrachten. Der *Verſtand* bewirkt den Schein durch Mangel an Selbſtthätigkeit, Mangel an Aufmerkſamkeit auf die Denkgeſetze (daher der *logiſche oder dialektiſche Schein*, der in der Nachahmung der Denkformen beſteht), Armuth an Kenntniſſen; ſo auch Verwechſelung gewohnter Zeichen mit den Sachen, und endlich die Herrſchaft der *Gefühle* und *Neigungen* über uns. So wirkt auch überhaupt Schwäche und Krankheit des Erkenntnißvermögens, und die verſchiedenen Lagen und individuellen Verhältniſſe der Menſchen. Der *Vernunftſchein* im Gegenſatz des empiriſchen, der durch die Erfahrung erkennbar iſt, beruht auf der Neigung des Menſcheu, gewiſſe Vorſtellungen des Überſinnlichen für *Erfahrungsgegenſtände* zu halten, oder die Geſetze der Wirklichkeit auf das Ideale auszudehnen. Der Schein *verſchwindet* entweder, ſobald er aufgedeckt wird, dann nennen wir ihn *Blendwerk*, bei den Sinnesgegenſtänden Betrug der Sinne (ſ. d. Art.) oder richtiger *Sinnentrug* — denn der *Betrug* deutet mehr auf böſe Abſicht — oder er *bleibt*, und wir überlaſſen uns ihm gern; dann wird er *Illuſion* (ſ. d. Art.) genannt. Einen ſolchen bewirkt die Kunſt. T.

Scheintod iſt der Zuſtand eines Menſchen, da alle Äußerungen des Lebens, welche von andern Menſchen bemerkt werden können, fehlen, und doch im Innerſten des Körpers noch Leben vorhanden iſt, oder mit andern Worten, wenn die äußern Erſcheinungen des Lebens fehlen, die innern Bedingungen deſſelben aber noch Statt finden. In einem ſolchen Zuſtande kann alſo der Menſch völlig todt ſcheinen und doch nach einer gewiſſen Zeit wieder zum Leben kommen. Die äußern Bewegungen, wodurch ſich das Leben offenbart, die Muskelbewegungen, der Gebrauch der Sinne, die Gegenwirkung durch Sprache und willkürliche Bewegung, das Athmen, die Wärme des Körpers, die Röthe der Haut, das Schlagen des Herzens und der Arterien, alle dieſe Erſcheinungen können fehlen; ſind aber die innern Bedingungen des Lebens, unverletzte Organiſation der zum Leben nothwendigen Theile des Körpers und normale Beſchaffenheit der Flüſſigkeiten deſſelben, noch nicht ſo weit angegriffen, daß ſie des Lebens ganz unfähig ſind, ſo iſt wenigſtens die Möglichkeit vorhanden, daß auch in die Theile, welche ſchon leblos erſcheinen, das Leben wieder zurückkehren könne. So ſehen wir an einzelnen Gliedern, z. B. den Fingern, der Hand, den Füßen, den Ohren, daß ſie von Kälte gleichſam abgeſtorben erſcheinen, daß ſie gefühllos, erſtarrt, ohne Wärme und ohne Bewegung ſind, und doch, wenn ihre Organiſation im Innerſten noch nicht zerſtört iſt, durch die gehörigen Mittel wieder das volle Leben in ihnen zurückgerufen werden kann. Wir ſehen ferner an der Ohnmacht, daß der Menſch einige Zeit ohne alle Äußerungen des Lebens da liegen kann, obleich niemand glaubt, daß kein Leben mehr in ihm ſei, da dieſer Zuſtand gemeiniglich nicht lange dauert, ſondern alle Lebensäußerungen in kurzer Zeit ſich von ſelbſt wieder einſtellen. Indeſſen kann auch der Zuſtand einer tiefen Ohnmacht ſo lange anhalten, daß der Menſch wirklich todt zu ſein ſcheint, uud doch kann eben ſo gut das Leben noch in ihm verborgen ſtecken, als bei einer kürzer vorübergehenden Ohnmacht. Ein Menſch, welcher in Aſphyxie liegt (ſ. d. Art.), hat ſogleich von Anfang an ganz den Anſchein eines Lebloſen, allein obgleich Viele in dieſem Zuſtand wirklich geſtorben ſind,

ſo wurden doch auch Manche gerettet und wieder in das Leben zurückgerufen, und gewiß kann man behaupten, daß alle Asphyktiſche im Anfang nur ſcheintodt ſind. Gleiche Beiſpiele des Scheintodes liefern uns die Erfrornen, welche ohne alle Zeichen des Lebens da liegen, und von denen bei gehöriger Behandlung doch auch Mancher wieder zum Leben kommt. Daß aber nicht allein äußere Einflüſſe, welche die Verrichtungen des Lebens einige Zeit hemmen, einen todtähnlichen Zuſtand hervorbringen können, ſondern auch der Scheintod durch innere Vorgänge ſelbſt veranlaßt werden, und nicht allein die Äußerungen, ſondern alle Verrichtungen des Lebens im Organismus ſelbſt einige Zeit aufgehoben werden können, davon haben wir gleichfalls mehrere Beiſpiele. Das innere Leben des Menſchen mit allen davon herkommenden Äußerungen beruht zunächſt vorzüglich auf zwei Factoren, auf dem Blute, welches das Materiale zu allem organiſchen Anſatz im Körper hergiebt, und auf dem Nerven, welcher das erregende, ſchaffende und ordnende Princip enthält. Eins von dem andern getrennt, kann kein lebendiger Organismus beſtehen. Wird dem Nervenprincip das Materiale entzogen, ſo ſtrömt es entweder auf andere Theile mit über, und erregt dieſe, oder zieht ſich in ſich ſelbſt ruhend zurück. Daher entſtehen nach übermäßigem Blutverluſt oft Krämpfe und Convulſionen, oder Ohnmacht und Scheintod. Wird aber durch heftige Anſtrengung des Nervengeiſtes, durch widrige directe Einwirkungen auf denſelben von dem Gemüthe aus, das Nervenfluidum erſchöpft, in ſeinen Verrichtungen zerrüttet, geſtört, gebunden, die Einwirkung deſſelben verhindert, oder die Einheit deſſelben von ſeinem Centrum im Gehirn verrückt, und nach einem andern Centrum (dem großen Sonnengeflechte des Gangliensyſtems) verſetzt, ſo erſcheint die Partie des Körpers, welcher der Einfluß des Nervengeiſtes entzogen wird, als todte Maſſe, ohne Bewegung, ohne Leben. Daher können auch Krankheiten, beſonders Nervenkrankheiten einen Zuſtand hervorbringen, in welchem der Menſch einem Todten ähnlich wird, obgleich noch im Innern Leben vorhanden iſt. Auch hiervon hat uns vielfältige Erfahrung Beiſpiele genug geliefert. Wir wiſſen, daß Perſonen, welche z. B. an einem Fieber mit heftigen Nervenzufällen krank lagen, endlich in ſo große Schwäche und in Erſtarrung verfielen, daß ſie allgemein für todt gehalten, wohl gar in den Sarg gelegt wurden, und gegen alles vermuthen ſich wieder erholten. Hyſteriſche Frauensperſonen verfallen nach heftigen Krämpfen und Convulſionen nicht ſelten in Ohnmachten, aus denen ſie ſehr ſchwer und erſt nach langer Zeit wieder erwachen. Auch Katalepſie, Starrſucht, Starrkrampf, nimmt oft den Grad von Heftigkeit und Hartnäckigkeit an, daß ſolche Kranke von Unkundigen für todt können gehalten werden. Manche Perſonen, welche ſcheintodt ſind, haben dabei ihr volles Bewußtſein, manche gar nicht. Unter denjenigen, welche ſich bewußt ſind, haben auch Manche noch eine Wahrnehmung von der Außenwelt des Gehörs, welches unter allen Sinnen einzig und allein empfänglich bleibt. Bei andern Scheintodten iſt das Nervenſyſtem ſo zerrüttet, daß der Mittelpunct der Wirkſamkeit des Nervenäthers von dem Gehirn nach dem Gangliensyſtem verſetzt iſt, und die Seele zwar ihr Bewußtſein noch hat, aber ihre Wirkſamkeit nicht mehr im Gehirn, als dem eigentlichen Seelenorgan, ſondern in einem der Geflechte des Gangliensyſtems hat, deßwegen auch des willkürlichen Gebrauchs ihrer Bewegungsmuskeln und aller Wahrnehmung durch die Sinne beraubt iſt. Dieſer Zuſtand iſt zwar noch nicht oft genug be-

obachtet und nicht genau genug erforſcht worden, mag aber ſchon häufiger bei Nervenkranken eingetreten ſein, als man bis jetzt vermuthete. So erzählt Renard (in Mainz) (ſ. Journal der praktiſchen Heilkunde v. Hufeland u. Harles. 1815, II. St.) von einigen Cataleptiſchen, welche in todtähnlichem Zuſtande lagen, ſo daß ſie nicht die geringſte Wahrnehmung der Umgebung mittelſt der Sinne bekamen, das was man ihnen ſagte oder ſogar laut zuſchrie, nicht hörten, und nicht die Macht hatten, nur einen Finger zu bewegen. Alles dieſes aber änderte ſich, ſobald der Arzt in unmittelbare Verbindung mit den Kranken kam, indem er ihre Hände anfaßte, oder die ſeinigen auf ihre Herzgrube legte. Das, was der Arzt alsdann, wenn auch leiſe, zu ihnen ſagte, verſtanden ſie vollkommen, ſie wußten bei noch krampfhaft verſchloſſenen Augen, wer in der Stube anweſend war, konnten aber nur diejenigen Bewegungen mit ihren Gliedern vornehmen, welche der Arzt ihnen befahl. Zugleich hatten ſie ihr Bewußtſein, und die Kenntniß ihres Zuſtandes, wußten auch, daß ſie nicht in demſelben bleiben würden. Hieraus läßt ſich hinlänglich ſchließen, in welcher qualvollen Angſt diejenigen Scheintodten liegen müſſen, welche ihr volles Bewußtſein, und ihr Gehör noch haben, ohne ſich im geringſten bewegen, oder ſonſt nur irgend ein Zeichen ihres Lebens geben zu können. Wenn aber auch nicht alle Scheintodte das Bewußtſein und das Gehör behalten, ſo bleibt doch bei allen die Möglichkeit, aus dieſem Zuſtand wieder in das Leben mit Bewußtſein zurückzukommen, und ſelbſt im Grabe kann dies noch geſchehen, da zumal das bei uns übliche Begraben der Leichen in Särgen es begünſtigt. (S. den Art. Beerdigung.) Die Möglichkeit des Scheintodes nimmt bis zur Wahrſcheinlichkeit in dem Verhältniſſe zu, in welchem ſich die Fälle von denen, wo das Leben unmöglich iſt, bis zu denen, wo der nur ſchnell eingetretene aber kurze Zeit dauernde Mangel an Material des Lebens oder vorübergehende Hemmung des darauf wirkenden Lebensgeiſtes, einen Anſchein von Aufhören des Lebens bewirkte. Die Wahrſcheinlichkeit des Scheintodes iſt daher bei allen Todesarten nicht in gleichem Grade vorhanden. Es wäre Übertreibung, bei einem an unheilbarer Verletzung eines zum Leben nothwendigen Theils an Scheintod zu denken. Eben ſo wenig iſt er bei Verſtorbenen, welche an langwierigen Krankheiten, mit Zerſtörung innerer Eingeweide verbunden, an Lungenſucht, an Lebervereiterung u. d. m. litten, zu erwarten. Dagegen wächſt die Wahrſcheinlichkeit, wenn die Perſon mit übrigens geſunden, oder doch durch langwieriges Leiden nicht zerſtörten Eingeweiden, an bloßer Erſchöpfung der Lebenskraft oder Blutverluſt geſtorben iſt, und dieſe Wahrſcheinlichkeit muß um ſo eher als Gewißheit reſpectirt werden, je ſchneller jene Urſache des ſcheinbaren Todes auf ſonſt geſunde, oder doch mit unverletzten Eingeweiden begabte Perſonen gewirkt haben, und noch mehr, wenn mehrere dergleichen Urſachen ſich vereinten. Am meiſten hat man deßwegen Urſache bei Wöchnerinnen auf der Hut zu ſein, zumal wenn ſie mit Krämpfen oder an Blutflüſſen ſtarben. Ein ſolcher Fall wird von Klein erzählt. (Journal der praktiſchen Heilkunde von Hufeland ꝛc. 1816. Sept.) Eine Wöchnerin hatte jedesmal bei der Entbindung heftige Convulſionen; nach der Geburt verfiel ſie in einen Scheintod, welcher zwölf Stunden anhielt, wobei Wärme, Puls, Athemholen und Bewegung ſo ganz wegblieben, daß man ſie das erſtemal für todt erklärte und ſchon Trauerbriefe geſchrieben wurden. Auch bei dieſer Perſon wurde der

Zuſtand dadurch qualvoll gemacht, daß ſie alles hörte, was um ſie vorging, ohne daß ſie im geringſten fähig war, ſich zu rühren. Auch anhaltender Kummer, verbunden mit Nerven erſchütternden Auftritten, kann Schwäche und Ohnmacht erzeugen, welche letztere ſo tief, ſo hartnäckig und anhaltend werden kann, daß ſie zum Scheintode wird. Einen ſolchen Fall, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſich zutrug, erzählt Kluge in ſeiner Schrift über den animaliſchen Magnetismus. Auch bei neugebornen Kindern ereignet es ſich nicht gar ſelten, daß ſie ſcheintod geboren werden. Perſonen, von welchen man vermuthet, daß ſie nur ſcheintodt ſind, dürfen durchaus nicht von einem bequemen und zweckmäßigen Lager weggebracht werden, bis man alle möglichen Verſuche zu ihrer Wiederbelebung gemacht hat. Aber ſelbſt alsdann, wenn dieſe vergeblich angewendet worden ſind, darf man ſie nicht in das Grab legen, bis man von der Unmöglichkeit, daß noch Leben in ihnen verborgen ſein könne, überzeugt, daß ein Sachverſtändiger darüber Gewißheit gegeben hat. Die Behandlung ſelbſt muß ſanft, gradweiſe und kräftig, aber nicht ſtürmiſch und verwirrt unter einander geſchehen, damit durch ein tumultuariſches Verfahren der ſchwach und verborgen glimmende Lebensfunke nicht vollends verliſche. (S. d. Art. Beerdigung.) H.

Scheitelkreis, ſ. Verticalkreis.

Scheitelpunct, ſ. Zenith.

Schelde (franzöſiſch Escaut), ein mittelmäßiger Fluß in den Niederlanden, welcher in dem franzöſiſchen Departement Aisne, auf dem Berge St. Martin, aus einem kleinen See bei dem Flecken Beaurevoir entſpringt, bei Condé ſchiffbar wird, und bei St. Antring in das Gebiet des Königreichs der Niederlande tritt. Bei Gent erhält die Schelde eine beträchtliche Erweiterung, theils durch zwei große Canäle, wovon einer die Verbindung zwiſchen Brügge und Gent, der andere zwiſchen Gent und Sas unterhält, theils durch die ſchiffbare Lys. Bei Dendermonde wird ſie durch die Dender verſtärkt, und bei Rupelmonde durch die Rupel, welche aus der Vereinigung der Dyle und großen und kleinen Nethe entſteht. Bei Antwerpen wird ſie zu einem ſehr beträchtlichen Strome. Die Fluth des Meeres dringt nämlich bis über die Stadt hinauf, verſchafft bei derſelben der Schelde eine Breite von 1600 Fuß, und zur Zeit der 15 Fuß hohen Fluth eine Tiefe von 45 Fuß. Da dieſe Breite und Tiefe noch weiter gegen das Meer hin zunimmt, ſo wird Antwerpen dadurch zu einem geräumigen und ſichern Seehafen. Vier Meilen nördlich von dieſer Stadt theilt ſich der Fluß in die Oſt- und Weſtſchelde, und hat eine Breite von 1800 Fuß. Die letztere iſt der Hauptfluß, hat den Namen Hont, fließt zwiſchen Nordflandern und den ſeeländiſchen Inſeln, und verliert ſich bei Vließingen in die See. Die erſtere windet ſich durch die zeeländiſchen Inſeln gleichfalls in das deutſche Meer. Beide Arme haben noch innerhalb des feſten Landes Verbindung mit den Ausflüſſen der Maas und des Rheins. Die vornehmſten an der Schelde gelegenen Städte ſind: Cambray, Valenciennes, Condé, Tournay oder Doornik, Oudenarde, Gent Dendermonde, Antwerpen und Vließingen. Berühmt wurde die Schelde durch die 1784 und 1785 entſtandenen Scheldeſtreitigkeiten, indem Öſterreich die Eröffnung und durchaus freie Schifffahrt auf der Schelde von den Generalſtaaten der damals beſtehenden Republik Holland verlangte. Da die Republik in dieſe Foderung nicht willigen wollte, und Öſterreich deſſungeachtet zwei Brigantinen von Antwerpen aus ab-

ſchickte, um auf der Schelde in die See zu fahren: ſo wurden beide Schiffe von den Holländern durch Kanonenſchüſſe an der Fortſetzung ihrer Fahrt verhindert. Öſterreich ſah dies als eine Kriegserklärung an, und ließ Truppen zuſammenziehen. Durch die Vermittelung des Königs von Frankreich wurden jedoch dieſe Streitigkeiten beigelegt, und den 20. September 1785 die Präliminarartikel zu Paris unterzeichnet, worauf den 8. November deſſelben Jahres die Ratificirung erfolgte. Gegen einige kleine Abtretungen und Bezahlung einiger Geldſummen erhielten die Generalſtaaten von Öſterreich, daß es ſich die fernere Verſchließung der Schelde gefallen ließ. (Vergl. Antwerpen.)

Scheller (Imman. Joh. Gerh.), Magiſter der Philoſophie, Rector und Bibliothekar am königl. Gymnaſio zu Brieg, war geboren am 22. März 1735 zu Ihlow, einem Dorfe im ſächſiſchen Churkreiſe, nicht weit von Dahme. Sein Vater, Johann Gerhard Scheller, Verfaſſer der Reiſebeſchreibung von Lappland und Bothnien, Jena 1713 (u. 1727), 8., war zuletzt Prediger in dem genannten Dorfe Ihlow, wo er 1740 ſtarb. Der junge Scheller, der ſeinen Vater früh verlor, legte den erſten Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung auf der Schule zu Apolda, wohin ſich ſeine Mutter begeben hatte. Im Herbſte des Jahrs 1747 kam er auf das Lyceum zu Eiſenberg im Altenburgiſchen, und nach einem fünftehalbjährigen Aufenthalt auf die leipziger Thomasſchule, wo er den gründlichen Unterricht des damaligen Rectors, Joh. Aug. Erneſti, und des Conrectors (nachmaligen Rectors und Profeſſors) Fiſcher in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache von 1752 bis 1757 genoß. Hierauf bezog er die Univerſität zu Leipzig, wo er ſich dem theologiſchen und hauptſächlich philologiſchen Studium mit großem Eifer widmete. Im Jahre 1761 erhielt er den Ruf als Rector nach Lübben in der Niederlauſitz, wo er den 7. Auguſt eingeführt wurde. Gegen Ende des Jahrs 1771 wurde ihm das Rectorat am Gymnaſium zu Brieg angetragen, das er auch im folgenden Jahre antrat und 31 Jahr bis an ſeinen Tod verwaltete. Er ſtarb daſelbſt in der Nacht vom 4. auf den 5. Julius 1803 in ſeinem 69. Lebensjahre. Die Verdienſte, welche ſich Scheller um ein gründliches Studium der alten Sprache erworben hat, ſind allgemein bekannt. Als Lehrer wußte er ſich die Liebe und Achtung ſeiner Schüler zu erwerben; doch hatte ſein Ton einigen Anſtrich von Pedantismus. Als Rector und Vorſteher des Gymnaſiums genügte er weniger, beſonders in ſeinen letztern Jahren. Für die Geſellſchaft war er nicht gebildet; ſeine Sitten verriethen eine große Unbefangenheit über alles, was der geſellſchaftliche Umgang auch dem Gelehrten und Schulmann auferlegt. Äußere Anmuth war nicht ſein Eigenthum geworden. Seinen eigentlichen Ruhm gründete er durch ſeine Wörterbücher, Sprachlehren und Anweiſungen zum lateiniſchen Styl, die ſeinem Namen auch im Auslande eine große Celebrität verſchafften. Der Werth ſeines lateiniſch-deutſchen und deutſch-lateiniſchen Wörterbuchs, 7 Bände, und ſeines Handwörterbuchs, 3 Bände, iſt allgemein anerkannt. Letzteres, deſſen neueſte Ausgabe der gelehrte Lünemann beſorgt hat, iſt zum Schulgebrauch von allen, die wir beſitzen, bei weitem das empfehlungswertheſte. Seine übrigen zahlreichen Schriften hat Meuſel im gelehrten Deutſchland der Zeitfolge nach verzeichnet.

Schelling (Fr. Wilh. Joſeph von), Director, Generalſecretär der Akademie der bildenden Künſte zu München, Mitglied und Secret. der

philolog. philoſoph. Claſſe der königl. Akademie der Wiſſenſchaften daſelbſt. Von dieſes berühmten *Philoſophen* äußerem Leben iſt uns nichts weiter bekannt geworden, als daß er 1775 zu Leonberg im Würtembergiſchen geboren iſt, in Leipzig und Jena ſtudirt hat, Fichte's Schüler geweſen und dieſem als Lehrer der Philoſophie in Jena mit großem Beifall nachgefolgt iſt. Vor mehreren Jahren erhielt er die Stelle eines Secretärs der k. Akademie der bildenden Künſte in München, und wurde von dem König von Baiern geadelt. Im Winter 1820 nahm er ſeiner Geſundheit wegen Urlaub, und lebt jetzt in Erlangen, wo er philoſophiſche Vorleſungen hält. Wichtiger als alle Notizen dieſer Art iſt die originelle philoſophiſche Anſicht, welche ſich aus dem tiefſinnigen Geiſte dieſes genialen Mannes entwickelt hat. Die Einſeitigkeit des Fichtiſchen Idealismus, welcher das Objective aus dem Subjectiven (dem Ich) herleitete, veranlaßte ihn, nachdem er die Kantiſche Kritik und Wiſſenſchaftslehre mit philoſophiſchem Ernſt bearbeitet hatte (ſeine erſte Schrift iſt über die Möglichkeit einer Form der Philoſophie überhaupt, Tüb. 1795), derſelben eine Naturphiloſophie entgegenzuſtellen, in welcher er „das Ideelle aus dem *Reellen* zu erklären" verſuchte. Hierher gehören ſeine *Ideen zu einer Philoſophie der Natur*, Tüb. 1795, ſpäter in der 3. Aufl.; *von der Weltſeele, eine Hypotheſe der höhern Phyſik zur Erläuterung des allgemeinen Organismus*, Hamb. 1798; *Erſter Entwurf der Naturphiloſophie*, Jena 1799. Dieſer ſetzte er ſeinen transſcendentalen *Idealismus* zur Seite, welcher die Aufgabe haben ſollte, „das Reelle dem Ideellen unterzuordnen." (Hierher gehört ſein Syſtem des transſcendentalen Idealismus, Tüb. 1800,8.). „Beide Wiſſenſchaften aber ſind ihm eine nur durch die entgegengeſetzten Richtungen ihrer Aufgaben ſich unterſcheidende Wiſſenſchaft, und beiden kommt im Syſteme des Wiſſens gleiche Nothwendigkeit zu." Es leuchtet daraus ein, daß es falſch iſt, Schellings ganze Philoſophie Naturphiloſophie zu nennen; und es iſt dies nur daraus zu erklären, daß Schelling dieſe Seite ſeines Syſtems *zuerſt* bearbeitet und am meiſten *ausgebildet* hat. Ihren höhern Vereinigungspunct ſollten beide dadurch finden, daß das Ideal- und Reale als in der Idee des Abſoluten eins (identiſch) ſei — daher die Schellingſche Philoſophie mit größerm Recht den Namen *Identitätsſyſtem* oder *Philoſophie des Abſoluten* empfing, indem ſie von dieſer Idee ausgeht. Schwer iſt es, ſagt ſelbſt einer der vorzüglichſten Schüler und Kenner dieſer Philoſophie (in den Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand der Philoſophie in Deutſchland überhaupt und über die Schellingſche Philoſophie insbeſondere, Nürnberg 1813), von der Philoſophie Schellings einen erſchöpfenden Begriff aufzuſtellen; denn ſie iſt noch kein völlig entwickeltes und zur äußern ſyſtematiſchen Einheit verbundenes Ganzes, und die über dieſelbe herrſchenden Meinungen durchkreuzen ſich ſo ſehr, daß man es vielen Menſchen nicht verdenken kann, wenn ſie dieſelbe mißverſtehen und unrichtig deuten. — Wir verſuchen daher im Folgenden nur den Begriff der Philoſophie, welchen Schelling aufſtellt, und die Hauptlehren ſeiner philoſophiſchen Anſicht herauszuheben, indem wir uns ſo viel als möglich ſeiner eignen Worte bedienen. „Die erſte Idee der Philoſophie, wenn dieſe mehr als ein *bedingtes* Wiſſen enthalten ſoll, beruht auf der ſtillſchweigenden Vorausſetzung einer möglichen Indifferenz des abſoluten Wiſſens mit dem Abſoluten ſelbſt, mithin darauf, daß das abſolut Ideale auch das abſolut Reale ſei. Das abſolut Ideale iſt das abſolute Wiſſen, und dieſes iſt ein ſolches, worin das Subjective und Objective nicht als Entgegengeſetzte vereinigt, ſondern

worin das ganze Subjective auch das ganze Objective und umgekehrt iſt. Das Abſolute iſt eine Identität, ſich ſelbſt Stoff und Form, Subject und Object, das gleiche Weſen des Subjectiven und Objectiven, ein Produciren, in welchem es auf ewige Weiſe ſich ſelbſt in ſeiner Ganzheit als Idee, als lautere Identität, zum Realen, zur Form wird, und hinwiederum auf gleiche Weiſe ſich ſelbſt als Form (in ſo fern als Object) in das Weſen oder das Subject auflöſ't," oder mit andern Worten, „ein Produciren, in welchem es ſeine Subjectivität und Unendlichkeit ganz in die Objectivität und Endlichkeit bis zur weſentlichen Einheit der letztern mit den erſtern gebiert und ſich ſelbſt in ſeine Objectivität oder Form wieder ungetheilt in das Weſen verwandelt (dieſes die Subjectobjectivirung). Im Abſoluten ſelbſt ſind dieſe beiden Einheiten (Form und Weſen) nicht verſchieden; es iſt in ſeiner Abſolutheit und dem ewigen Handeln oder Produciren ſchlechthin Eins und dennoch in dieſer Einheit unmittelbar eine Allheit, der drei Einheiten nämlich, derjenigen, in welcher das Weſen abſolut in die Form, derjenigen, in welcher die Form abſolut in das Weſen geſtellt wird, und derjenigen, worin dieſe beiden wieder eine Abſolutheit ſind (Triplicität in der Identität). Die Einheiten ſind zugleich die Ideen oder Dinge an ſich. Die erſte iſt die Natur, die andere die ideale Welt, und die dritte wird als ſolche da unterſchieden, wo in jenen beiden, die beſondere Einheit einer jeden, indem ſie für ſich abſolut wird, ſich zugleich in die andere auflöſ't und verwandelt. Weil aber Natur und ideelle Welt jede einen Punct der Abſolutheit haben, wo die beiden entgegengeſetzten zuſammenfließen; ſo muß auch jede in ſich wieder die drei Einheiten unterſcheidbar enthalten, die in dieſer Unterſcheidbarkeit und Unterordnung unter eine Einheit Potenzen genannt werden, ſo daß dieſer allgemeine Typus der Erſcheinung ſich nothwendig auch im Beſondern und als derſelbe in der realen und idealen Welt wiederholt. Die Philoſophie iſt Wiſſenſchaft des Abſoluten; aber ſo wie das Abſolute in ſeinem ewigen Handeln nothwendig zwei Seiten, eine reale und eine ideale, als Eins begreift, ſo hat die Philoſophie, von Seiten der Form angeſehen, ſich ebenfalls in zwei Seiten zu theilen, obgleich ihr Weſen eben darin beſteht, beide Seiten als Eins in dem abſoluten Erkenntnißact zu ſehen — und ſo iſt alle Philoſophie Idealismus, aber abſoluter Idealismus, welcher den relativen Idealismus, wie den Realismus unter ſich begreift." — Dies Schellings Begriff von der Philoſophie (vergl. Einleitung zu den Ideen zu einer Philoſophie der Natur, N. A.; auch entwickelt in ſ. Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studiums, Tübingen 1803, 8. 2. Aufl. 1814) und die damit verbundenen philoſophiſchen Grundbegriffe. Der Verfaſſer dieſes Artikels will dieſer Anſicht eine andere, vielleicht deutlichere Darſtellung dieſes Begriffs der Philoſophie und ihrer Hauptlehren beifügen. Das wahre und eigentliche Wiſſen, welches die Philoſophie immer hervorzubringen geſucht hat, iſt ein in ſich ſelbſt begründetes, allumfaſſendes, ſich lebendig (organiſch) entwickelndes, und ſeinem Gegenſtande vollkommen entſprechendes — denn die Wahrheit kann nur in der vollkommenen Übereinſtimmung des Wiſſens mit dem Gewußten beſtehen. Indem nun alles Philoſophiren von der Vorausſetzung ausgehen muß, daß der erkennende Geiſt wahrer Erkenntniſſe fähig ſei, ſo folgt auch, daß das Wiſſen dem Gewußten, das Subjective dem Objectiven nicht weſentlich entgegengeſetzt ſein könne, und es dar-

um möglich ſei, das wahre Sein der Dinge zu erkennen. Schellings Grundbehauptung iſt nun, daß das Weſen des Denkenden und Seienden, der Seele und des Leibes, Ein und daſſelbe ſei (abſolute Identität), dieſe mithin nur Formen eines und deſſelben Weſens ſeien, und ſo hob er die Gegenſätze zwiſchen Sein und Wiſſen, Leib und Seele in Hinſicht des Weſentlichen auf, ohne jedoch die Verſchiedenheit der Dinge überhaupt aufzuheben. Vermöge dieſer weſentlichen Einheit des Wiſſens und Seins (Identität, oft auch Indifferenz genannt), und weil der Geiſt ſeiner Subſtanz nach den Dingen gleichartig iſt, iſt der letztere fähig, die Dinge, wie ſie in der Wahrheit oder dem Weſen nach ſind, im Erkennen abzubilden. Eine ſolche Erkenntniß iſt keine bloße Reflexion, die auf das Gegebene beſchränkt iſt, ſondern ſpeculative Erkenntniß der Vernunft, welche, indem ſie ſich durch intellectuelle (reingeiſtige und productive) Anſchauung über die Erſcheinungen bis zum identiſchen Urſprunge derſelben oder zur Idee des Abſoluten erhebt, in den Ideen das Weſen der Dinge ergreift. Dieſe (Ideen) bringen wir zum Bewußtſein mit Hülfe der Sinne durch Reflexion. Die Kunſt der Reflexion, die Ideen zu entfalten, iſt die Dialektik. Dazu gehört, daß man das identiſche Princip in ſeiner geſetzlichen Entwickelung (Dreiheit in der Einheit) verfolge und jede Erkenntniß ſowohl im Verhältniß zu Grundidee des Wahren, als zu den verwandten Erkenntniſſen beſtimme. Dies iſt die Methode der Conſtruction. „Sich der dem Geiſte inwohnenden Geſetzmäßigkeit bewußt werden, und ihr gemäß das beſondere Wiſſen entſprechend der Exiſtenz der Dinge geſtalten, macht die Methode der Philoſophie aus, ohne welche kein Schritt in dieſer Wiſſenſchaft mit Sicherheit gethan werden kann." Mittelſt ihrer entſteht die philoſophiſche Wiſſenſchaft, und die Philoſophie iſt ſonach eine Wiſſenſchaft des Seienden durch die Ideen (Wiſſenſchaft der Ideen), d. i. eine Wiſſenſchaft von Gott, ſeinem Verhältniſſe zur Welt, der Natur und dem Menſchen. Und ſo erhellt zugleich, wie die Schellingſche Anſicht von der Kantiſchen nicht nur in Hinſicht der Erkenntnißart, welche ſie vorausſetzt, ſondern auch der Gegenſtände, von denen ſie ein wahres Wiſſen für möglich hält, verſchieden, ja dieſer ſogar entgegengeſetzt iſt. Ihrem Weſen nach will ſie ein treues Bild von dem Gewußten geben, und umfaßt daher die „Natur-, Menſchen- und Geiſterwelt;" in Hinſicht ihrer Darſtellung will ſie aus eben dieſem Grunde den reellen Bildungsgang in der Natur, vermöge deſſen Alles in zuſammenhängender Stufenfolge von dem Unentfalteten zum Entfalteten und Vollkommneren fortſchreitet, nachahmen, von den unterſten Stufen des Seins beginnen und zu den höhern Entwickelungen deſſelben fortſchreiten. Durch letzteres entſtehen die ſogenannten Potenzen, welche bei dieſer Conſtruction angenommen werden. Die Grunddogmen der Schellingſchen Lehre laſſen ſich nun auf folgendes zurückführen: Das Abſolute, Gott, iſt das Sein und Wiſſen in der Einheit ohne Gegenſatz (abſolute Idealität), aus welcher alles durch den Gegenſatz hervorgegangen, und in welche alles durch ſeine Wiedervereinigung zurückkehrt. Hierin liegt 1. das Abſolute, Gott, iſt das eine und ewige Weſen aller Dinge. Alles wahre Sein iſt mithin göttlich und lebendig (mithin auch die Natur); kein Sein, das nicht göttlich wäre, oder an

dem göttlichen Sein Antheil nähme. Die Dinge ſind daher nicht nach ihrem wahren Weſen, ſondern nur quantitativ verſchieden, womit die Subſtantialität und ſpeciſiſche Verſchiedenheit der Dinge nicht aufgehoben wird. 2. Das Abſolute hat ſich in der ewigen Erzeugung der Dinge auf unendliche Weiſe ſelbſt geoffenbart in Raum und Zeit. Das Abſolute iſt die Urſache alles Seienden. Seine Offenbarung aber iſt eine lebendige Entwickelung unendlicher ſelbſtſtändiger Dinge durch wirkende Gegenſätze (daher auch Selbſtentzweiung genannt). Dieſe Gegenſätze ſind im Allgemeinen das Reale und Ideale. 3. Dieſe Gegenſätze ſtreben ſich auf verſchiedenen Stufen (wo ſie verſchiedene Benennung erhalten) mit verſchiedenem Übergewicht des Idealen oder Realen (Polarität) zu vereinigen; und die Dinge ſind um ſo vollkommener, je mehr die Gegenſätze in ihnen vereinigt, und ſie dadurch Abbilder des Abſoluten ſind. Ihre völlige Vereinigung (abſolute Indifferenz) findet Statt in dem univerſellen Organismus (Univerſum), und dieſe Wiedervereinigung iſt die vollendete Selbſtoffenbarung Gottes. Der Menſch iſt ein Abbild des Univerſums (Microcosmus), in ſo fern er die Gegenſätze des Reellen und Ideellen auf ſeine Weiſe wiedervereinigt. — Tiefer in das Einzelne einzugehen, iſt hier unmöglich; einiges aber noch unten. Hier bemerken wir nur, daß Schelling die Philoſophie nicht in abgeſonderten Disciplinen bearbeitete, und ſich nach den deßhalb herkömmlichen Abtheilungen richtete, ſondern mehr um die Sache ſelbſt bemüht und auf die Unterſuchung der höchſten Probleme der Philoſophie gerichtet, als um die Anordnung des Gefundenen bekümmert war. Natürlich, daß dieſes denjenigen anſtößig ſein mußte, welche in den gewohnten Eingrenzungen und in den ängſtlichen Verzäunungen gegebener Erkenntniſſe und herrſchender Anſichten das Weſen der Wiſſenſchaft ſetzen. Die erſte allgemeine Darſtellung ſeines Syſtems, welche Schelling, nach ſeiner eigenen Erklärung in der Zeitſchrift für ſpeculative Phyſik (2 Bände, Jena 1800 und 1801) gegeben hat, iſt „wegen äußerer Umſtände" nicht fortgeſetzt worden. Er hat ſich ſeitdem mehr auf naturphiloſophiſche Unterſuchungen beſchränkt, und nur einzelne Hauptpuncte aus dem Gebiete der Philoſophie theils dialogiſch (wie im Bruno oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge, Berlin 1802, auch wieder aufgelegt), theils in einer dieſer Darſtellungsweiſe verwandten, und weniger ſyſtematiſchen Form, in der kleinen Schrift Philoſophie und Religion, Tüb. 1804, 8., und in ſeiner Abhandlung: philoſophiſche Unterſuchungen über das Weſen der menſchlichen Freiheit, und die damit zuſammenhängenden Gegenſtände, im erſten und bis jetzt einzigen Bande ſeiner geſammelten philoſophiſchen Schriften, Landshut 1809 (worin auch ſeine ſchätzbaren frühern Abhandlungen vom Ich, als Princip der Philoſophie, oder über das Unbedingte im menſchlichen Wiſſen, ehemals Tüb. 1795, 8. gedruckt; ferner die philoſophiſchen Briefe über Dogmatismus, und Kriticismus, ehemals im Niethammerſchen phil. Journal, Jena, 1796; die Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wiſſenſchaftslehre, ebenfalls daſelbſt; und die 1807 zum Namensfeſte des Königs von Baiern gehaltene meiſterhafte Rede über das Verhältniß der bildenden Künſte zu der Natur enthalten ſind) ſchriftlich behandelt. Jacobi's Behauptungen über die neuern Philoſophien in der Schrift von den göttlichen Dingen bewogen Schelling zu einer Schrift (Schellings Denkmahl der Schrift von den göttlichen Dingen des

Hrn. F. H. Jacobi und der ihm in derſelben gemachten Beſchuldigung eines abſichtlich täuſchenden, Lüge redenden Atheismus, Tüb. 1812, 8.), deren polemiſcher Theil auch von Freunden Schellings nicht ganz gebilligt worden iſt. In ſeiner allgemeinen Zeitſchrift von und für Deutſche (von welcher nur drei Hefte erſchienen ſind, Nürnberg 1813, 8.) befindet ſich Schellings Antwort auf ein Schreiben Eſchenmayers über die vorhin genannte Abhandlung über die Freiheit, welche dieſen Gegenſtand noch etwas genauer beleuchtet. — In einer frühern Schrift gab er eine Darlegung des wahren Verhältniſſes der Naturphiloſophie zu der verbeſſerten Fichtiſchen Lehre (Tüb. 1806, 8.). Dies ſind ſeine philoſophiſchen Schriften. Schellings originelle Anſicht, die ſich unter dem vorzüglichſten Einfluſſe des Plato und Spinoza entwickelt hat, liegt, wie er ſelbſt erklärt hat, noch nicht vollkommen als fertiges, beſchloſſenes Syſtem vor den Augen des Publicums; er hat nur einzelne Seiten eines ſolchen und auch dieſe oft nur in einer einzelnen (z. B. polemiſchen) Beziehung gezeigt, ſomit ſeine Schriften ſelbſt für Bruchſtücke eines Ganzen erklärt, „deren Zuſammenhang einzuſehen, eine feinere Bemerkungsgabe, als ſich bei zudringlichen Nachfolgern, und ein beſſerer Wille, als ſich bei Gegnern zu finden pflegt, erfodert würde.“ Auch ſind ſeine die höchſten Gegenſtände alles Wiſſens umfaſſenden tiefſinnigen Unterſuchungen mehr im Großen und Ganzen, als im Einzelnen ausgearbeitet und in verſchiedenen Darſtellungsformen aufgeſtellt worden, ſo daß es leicht und natürlich zu erklären iſt, warum Schelling ſo viele Tadler und Gegner fand. Zu den letztern gehörte beſonders Fr. Köppen (Jacobi's Schüler), Weiller, Fries und Eſchenmayer (Übergang der Philoſophie zur Nichtphiloſophie, 1804), welcher Schelling vorwarf, aus ſeinem Syſtem ſei die Seele, der Glaube und die Tugend ausgeſchloſſen. Dieſem antwortete Schelling in der Schrift: Philoſophie und Religion, in welcher er dieſe Gegenſtände im Sinne ſeines abſoluten Idealismus berührt, und die Abkunft der endlichen Dinge aus dem Abſoluten mit Platon durch Abfall oder Entfernung der Ideen von dem Abſoluten erklärt, woraus dann durch Wiedererhebung, freie Wiedervereinigung die Sittlichkeit entſpringe. Dem letztern Gegner trat auch Jacob Wagner, früher Anhänger der Schelling'ſchen Philoſophie, bei, und tadelte deſſen Anſicht 1. als reinen Idealismus oder leere Speculation, die ſich die Abſolutheit anmaße, 2. das Verhältniß des Abſoluten zum Wirklichen nicht zu löſen vermöge und 3. des Princips der Religion und Sittlichkeit ermangle. Der erſte Vorwurf iſt mit dem Einwurfe der kritiſchen Schule nicht zu verwechſeln, es widerſtreite dem Begriffe der philoſophiſchen Methode, das an die Spitze der philoſophiſchen Unterſuchung zu ſtellen, was erſt das Reſultat derſelben ſein könne (das Abſolute), wogegen Schellings Anhänger rühmen, daß Schelling die Philoſophie wieder auf die Idee Gottes gegründet, welche axiomatiſcher Natur ſei, und dadurch auch der in der Kantiſchen Lehre eine höchſt untergeordnete Stelle behauptenden Religionswiſſenſchaft ihren gebührenden Rang zurückgegeben habe, und hinzufügen, das Abſolute ſei als ſolches keiner eigentlichen Deduction oder Demonſtration fähig ꝛc. Was aber Wagners erſten Vorwurf betrifft, ſo hat man ihm, ſo viel wir wiſſen, nirgends geantwortet. Der zweite, betreffend das Dogma vom Abfall, trifft entweder einen Machtſpruch, oder beruht auf der Unbeſtimmtheit der Darſtellung Schellings in jener

Lehre; es iſt aber zugleich ein Vorwurf, der, wenn von Erklärung der Art und Weiſe, wie die wirklichen Dinge aus dem Ewigen entſtanden ſind, die Rede iſt, alle Philoſophie trifft, die nicht den Gegenſatz als das Urſprüngliche ſetzt (Dualismus), oder die Probleme des Philoſophirens auf die Geſetze des menſchlichen Geiſtes, ebenfalls durch einen nur mehr oder minder verſteckten Machtſpruch, beſchränkt. Der letzte Vorwurf endlich, und daß namentlich Schellings Lehre pantheiſtiſch oder atheiſtiſch ſei, iſt ſeitdem öfters vorgebracht worden, aber vielleicht mit dem wenigſten Grunde, da Schelling den ethiſchen Theil der Philoſophie bisher nur weniger berührt hatte. Auch hat er ſich gegen dieſen Vorwurf in der Abhandlung über die Freiheit und in dem Denkmahl ꝛc. bei denjenigen hinlänglich gerechtfertigt, die nicht blos ängſtliche Buchſtabenkritiker ſind. Am merkwürdigſten iſt ſeine, in der Abhandlung über die Freiheit aufgeſtellte Gotteslehre, nach welcher Gott ſich aus einem, von ihm verſchiedenen und doch in ihm liegenden Grunde der Exiſtenz entfaltet, wobei aber Schelling nicht von Gott ſchlechthin, den er auch ſpäterhin ein intelligentes, allervollkommenſtes und perſönliches Weſen nannte, ſondern dem durch die Welt ſich offenbarenden, und ſeine Vollkommenheit kund gebenden Gotte ſprach. Ferner hatte man gegen Schelling behauptet, der Menſch, als Offenbarung oder Modification Gottes, könne unmöglich einen freien Willen haben, mithin auch nicht ſittlich ſein, wogegen er erwiedert, die Gottheit kann nur ſich offenbar werden in dem, was ihr ähnlich iſt, in freien, aus ſich ſelbſt handelnden Weſen ꝛc. Zu weit würde es uns führen, und hier nicht am Orte ſein, aus einander zu ſetzen, wie Schelling die Entſtehung des Böſen und das Verhältniß der Freiheit zur Nothwendigkeit aus ſeiner Gottes- und Freiheitslehre entwickelt. Ein anderer Vorwurf, den man Schelling machte, iſt: er hebe die Verſchiedenheit der Dinge auf und identificire ſie mit Gott; alles, ſelbſt Gott, ſei ihm Natur; worauf zum Theil ſchon oben geantwortet, theils hier noch hinzuzufügen iſt, daß Schelling unter Natur nicht die wirklichen Erſcheinungen im gewöhnlichen Sinne, ſondern dasjenige Princip in Gott verſteht, woraus die ganze Welt, Geiſterwelt und Natur im engern Sinne, ihren Urſprung hat. Aber hier iſt zugleich zu bemerken, daß Schelling oft willkürlich ſeinen eignen Sprachgebrauch wählt, ohne eine Erklärung beizufügen, und dadurch ſelbſt eine Menge Mißverſtändniſſe und Irrthümer bei ſeinen Schülern und Gegnern erzeugt, die den gewöhnlichen vorausſetzen müſſen. Vorzüglich aber wirft man ſeiner Philoſophie Myſticismus und poetiſche Schwärmerei vor. Wer jedoch weiß, wie ſehr es noch unter denen, die von Myſticismus ſprechen, an einem klaren Begriffe des Myſticismus fehlt, und bedenkt, wie ſogar Schelling da, wo Andere nur von Ahnung reden, ein beſtimmtes Wiſſen für möglich hält und ein wiſſenſchaftliches Verfahren verlangt; der wird auch wiſſen, wie wenig dieſer Vorwurf zu bedeuten hat. Er kommt zurück auf den Vorwurf der relativen Unverſtändlichkeit, die bei einer originellen, umfaſſenden und im Einzelnen nicht immer conſequent, ja oft ſehr dunkel ausgeſprochenen Anſicht unvermeidlich iſt. Die poetiſche Schwärmerei trifft wohl mehr diejenigen Schüler Schellings, welche, ohne ſeine reichen, beſonders naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, und ohne den Geiſt ſeiner Methode zu beſitzen, die eben ſo der philoſophiſchen als der poetiſchen Darſtellungen fähigen Anſichten deſſelben in ein loſes

Spiel des Witzes und der Phantaſie verwandelten, als den Lehrer, der die herabgeſetzte und aus dem Gebiete der Philoſophie verwieſene Phantaſie zwar wieder in ihre Rechte einſetzte und ſich des poetiſchen Bildes zur Erläuterung hier und da mit Recht bediente, aber ſich von dem „haltungsloſen poetiſchen Taumel" vieler ſeiner Anhänger ſelbſt losgeſagt hat. (Vergl. die Vorrede zu ſeinen philoſophiſchen Schriften.) Dagegen kann behauptet werden, daß ſeit ihrem Erſcheinen der Geiſt dieſer Lehre tiefer, als man glaubt, in die Wiſſenſchaft und ſelbſt ins Leben eingedrungen ſei, um ſo mehr, da die Principien derſelben in alle Wiſſenſchaften eingreifen, und die Schellingſche Philoſophie keine lebloſe abſtracte, blos für die Studirſtube beſtimmte, für das wirkliche Leben unbrauchbare, ſondern eine Welt- und Lebensanſicht iſt, welche die echte Erfahrung mit dem Vernunftwiſſen in Verbindung bringen will, mithin umfaſſender und lebendiger iſt als viele andere philoſophiſche Syſteme der Neuern; weßhalb ſelbſt Fichte in ſeiner letzten Zeit ſeiner Wiſſenſchaftslehre aus dieſer Anſicht manches zuzuſetzen anfing. Auch ſind aus Schellings Schule eine Menge der bedeutendſten und geiſtreichſten Männer hervorgegangen, welche die Schellingſche Philoſophie nicht blos erläutert, ſondern zum Theil auch auf andere Wiſſenſchaften angewendet und ihr im Leben Einfluß verſchafft haben. Hieher gehören G. M. Klein (Beiträge zum Studium der Philoſophie, als Wiſſenſchaft des All, nebſt einer vollſtändigen und faßlichen Darſtellung ihrer Hauptmomente, Würzb. 1805. Verſuch, die Ethik als Wiſſenſchaft zu begründen ꝛc. Rudolſt. 1811. — Man nennt ihn auch als Verfaſſer der oben angeführten Schrift: Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand ꝛc., welche zugleich als eine Art von Apologie der Schellingſchen Philoſophie angeſehen werden kann); als Bearbeiter der eigentlichen Naturphiloſophie Steffens, Troxler, Oken, Kielmayer, Windiſchmann, Schelver, Baader, Kieſer, C. E. Schelling, Schubert, Fr. v. Walther, Weber; in andern Fächern Aſt, Thanner, Creuzer, Solger, Görres, Daub, Zimmer, Krauſe, Kanne, Hegel, welcher nachher einen eignen Weg gegangen iſt. Vorzüglich aber hat Schellings Lehre zu einer tiefen, eifrigen und geiſtreichen Forſchung der Natur, vermöge deren man dieſelbe mehr als organiſches und lebendiges Ganzes betrachtet und den innern Zuſammenhang ihrer Erſcheinungen erforſcht hat, ſo wie zu vielen Entdeckungen in der Phyſiologie und Medicin mächtig beigetragen. Als philoſophiſche Anſicht ſchließt ſie keins der Probleme aus, welche von jeher die Philoſophie aufzulöſen verſucht hat und verbindet die philoſophiſchen Wiſſenſchaften aufs innigſte. Doch iſt ihr ſchwächerer, oder bis jetzt am wenigſten ausgebildeter Theil der der ethiſchen Philoſophie, der ſtärkſte die Naturphiloſophie; und es wäre daher auch in dieſer Hinſicht zu wünſchen, daß Schelling ſein längſt verſprochenes Werk, das ſeine Lehre im Zuſammenhange enthalten ſoll, bald mittheilen möchte, ſo wie eine erſchöpfende Prüfung ſeines Syſtems von einem ihm congenialen Philoſophen ebenfalls noch zu wünſchen ſteht. Die Hoffnung zu dem erſtern hat Schelling denen, die an einer ſo wichtigen Sache Intereſſe nehmen, vor der Hand dadurch benommen, daß er ſich gegenwärtig mit mythologiſchen Unterſuchungen beſchäftigt, welche ſich ſeiner Anſicht anſchließen ſollen, wovon er neulich eine Probe in der Schrift: Über die Gottheiten von Samothrace (Tüb. 1816) aufgeſtellt hat.

Schenkung (donatio) nennt man im Allgemeinen jede Handlung, wodurch Jemand einem Andern freiwillig und unentgeldlich etwas, ſei es ein Recht oder eine Sache, eigenthümlich überträgt. Im engern Sinne wird blos die unentgeldliche Übertragung des Eigenthums einer Sache an einen Andern Schenkung genannt. Im weitern Sinne heißt aber auch der Vertrag, durch welchen Jemand einem Andern ein erworbenes Recht unentgeldlich überläßt, eine Schenkung. Die Schenkungen unter den Lebendigen (donationes inter vivos) erhalten, ſobald die Annahme des Geſchenknehmers (donatarius), welche im Zweifelsfall vermuthet wird, erfolgt iſt, ihre Gültigkeit, und der Geſchenknehmer (Beſchenkte) hat das Recht, wenn der Zeitpunct der Übergabe des Geſchenks da iſt, dieſelbe gerichtlich zu verlangen. Alle Schenkungen unter den Lebendigen aber, die über 500 Solidos (tauſend Speciesthaler) betragen, erfodern eine gerichtliche Unterſuchung und Beſtätigung, ſonſt werden ſie, falls das geſchenkte Object nicht ſchon übergeben iſt, auf Verlangen des Schenkers (donator), ſeiner Erben oder Gläubiger, bis auf jene Summe beſchränkt. Ausgenommen hievon ſind Schenkungen des Landesherrn und ſeiner Gemahlin, der Militärchefs an ihre Untergebenen, und ſolche Schenkungen, die zur Errichtung einer frommen Stiftung, oder zur Auslöſung von Gefangenen gemacht ſind. Außerdem werden hieher alle remuneratoriſchen Schenkungen, die blos zur Belohnung der Verdienſte des Geſchenknehmers um den Schenker, alle diejenigen, welche die Erleichterung der Laſten des Ehe- und Wittwenſtandes zum Zweck haben, und endlich auch die Schenkungen gerechnet, welche dem Herkommen nach gemacht werden müſſen; alle dieſe, welche man juriſtiſch auch qualificirte Schenkungen nennt, bedürfen der richterlichen Unterſuchung und Beſtätigung nicht. Einfache Schenkungen (donationes simplices), im Gegenſatze der qualificirten, welche in der Abſicht, die Notherben in ihrem Pflichttheil zu verletzen, gemacht ſind, können binnen fünf Jahren, nachdem dieſe die pflichtwidrige Schenkung erfahren haben, mit der Beſchwerde wegen pflichtwidriger Schenkung gerichtlich angefochten werden. Jene Abſicht muß aber bewieſen werden. Nach der Größe des Vermögens zur Zeit der gemachten Schenkung wird, im Fall ſolcher Beſchwerde, der Pflichttheil gerechnet. Schenkungen unter Eheleuten ſind bis an den Tod des Schenkers widerruflich, durch den Tod des letztern aber werden ſie beſtätigt. Aber ſolche Schenkungen, welche Eheleute ſich einander zum Beweiſe ihrer Liebe machen, ſind gleichgültig; doch darf das Geſchenkte nicht in Grundſtücken oder Geld beſtehen. Auch erkennt der Gerichtsgebrauch alle Schenkungen unter Ehegatten für gültig, wenn ſie mit einem Eide beſtätigt ſind, und dies nicht in der böſen Abſicht, einen dritten zu benachtheiligen, geſchehen iſt. Schenkungen von Todes wegen (donationes mortis causa) ſind ſolche, die nach der Abſicht des Schenkers erſt durch ſeinen Tod unwiderruflich werden, und wobei die Sache, oder das Recht erſt nach ſeinem Tode übertragen werden ſollen. Zu ſolchen Schenkungen wird in Rückſicht des Schenkers verlangt, daß er alle zur gültigen Teſtamentserrichtung erfoderlichen Eigenſchaften beſitzt, daß der Geſchenknehmer den Schenker überlebt, daß die Schenkung vor fünf Zeugen gemacht wird, und endlich auch die Annahme des Geſchenknehmers. Sie iſt widerruflich bis zum Tode des Schenkers, wofern dieſer ſich nicht verpflichtet hat, ſie nicht zu widerrufen. Sie behält ihre Gültigkeit, wenn auch der im Teſtament eingeſetzte

Erbe die Erbſchaft nicht antritt, und alſo das Teſtament, welches die Erbeinſetzung enthält, zu Grunde geht. Nur dann, wenn der von Todes wegen Schenkende ſtirbt, braucht der auf dieſe Weiſe Beſchenkte fähig zu ſein, gültig zu einem Erben eingeſetzt zu werden. Der Geſchenknehmer von Todes wegen hat übrigens alle die Klagen, welche den Legatarien, oder den mit Vermächtniſſen bedachten Perſonen zukommen. N. P.

Scherbengericht, ſ. **Oſtracismus**.

Scherif (arab. edel, heilig), bedeutet bei den Türken einen Mann von hoher Würde, und iſt beſonders ein Titel der Nachkommen Mohammeds von ſeiner Tochter Fatime und ihrem Gatten Ali, die auch Emirn genannt werden. — Desgleichen heißt Scherif eine türkiſche Goldmünze, 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl. werth. — S. auch den Art. **Scheriff**.

Scheuffelin oder **Scheuffelein** (Hans), ein geſchätzter altdeutſcher Mahler. Sein Vater, Franz Scheuffelin, war ein Kaufmann, der 1476 ſich in Nürnberg niederließ und ihn zu Albrecht **Dürer** in die Schule ſchickte, mit dem er auch in ſeinen Zeichnungen viel ähnliches hat. Hier ſoll Hans Scheuffelin auch (nach Doppelmayer) geboren ſein. In Nördlingen finden ſich einige ſchöne Werke von ihm, namentlich Altartafeln, die Grablegung Chriſti vorſtellend, welche er unter Dürers Aufſicht gemahlt hatte, und die Belagerung von Bethulia auf dem Rathhauſe daſelbſt al fresco und im deutſchen Coſtüm gemahlt. Er erhielt auch wegen ſeiner Kunſt das Bürgerrecht in Nördlingen 1515. Hier und für die Nachbarſchaft mahlte er verſchiedene Altarblätter. Auch beſitzt die münchner Gallerie eine Grablegung des heil. Johannes von ihm. Er ſoll, auf die ehrenvolle Auffoderung des Raths in Nürnberg an ihn, dahin noch einmal zurückgekehrt, ſpäter aber zu Nördlingen geſtorben ſein, zwiſchen 1539 und 1540. Sein Name iſt auch in der Kunſt der Holzſchnitte berühmt, doch iſt nicht erwieſen, was er eigenhändig verfertigt hat. Er hatte einen Sohn gleiches Namens, der ebenfalls Mahler war.

Schiavone (Andrea), eigentlich **Andrea Medola**, ein ausgezeichneter Mahler der venetianiſchen Schule, gebürtig aus Sabenico, einer Stadt in Dalmatien, woher auch wahrſcheinlich der Beiname Schiavone (Sclabonus). Er war geb. 1522, machte ſeine erſten Studien nach den Kupferſtichen des Parmegianino (Mezzuola), und ſtudirte hierauf die Werke des Giorgione und Tizian. Die Grazie jenes Meiſters und das Colorit dieſer ſuchte er zu vereinigen. Aber die großen Maſſen von Helldunkel und ein weicher ſaftiger Pinſel waren ihm eigenthümlich. Indeſſen tadelt man an ſeinen feurigen Werken Mangel an Genauigkeit in der Zeichnung. Er ſtarb zu Venedig 1582. In Venedig und dem übrigen Italien, Frankreich, ſo wie in einigen deutſchen Gallerien ſind Werke von ihm zu ſehen. (In der dresdner zwei heil. Familien, und ein Chriſtus, von Arimathias und dem Engel gehalten.)

Schiboleth, ein Wort oder Ausdruck, wodurch man verräth, daß man nicht zu einer gewiſſen Partei gehöre. Es war dies nämlich das Wort, welches zufolge der bibliſchen Erzählung (B. d. Richter, XII. 6.), die lispelnden Ephraimiter, auf die Anfrage der Gileaditer, nur **Siboleth** ausſprechen konnten; dadurch verriethen ſie ſich, und wurden alsdann von dieſen an dem Jordan ſofort niedergemacht. Der ſo Erſchlagenen waren damals an 42,000 Mann.

Schickſal, ſ. Fatum und Vorſehung.

Schickſalstragödie wird der Leidenſchaftstragödie entgegengeſetzt, und einige Kunſtphiloſophen, namentlich Eberhard im Handbuche der Äſthetik B. 4. S. 199 ff., wollen jene, als die höhere Gattung, Tragödie, und dieſe Trauerſpiel genannt wiſſen. Sonach wäre dieſes ein Drama, welches die tragiſche Wirkung auf das Gemüth blos durch Darſtellung des Getriebes menſchlicher Leidenſchaften hervorbringt, welche ſich im Gebiete der moraliſchen Freiheit bewegen; jene hingegen ein ſolches, welches zum Behuf dieſer Wirkung die Idee eines Verhängniſſes, einer überſinnlichen, von dem Willen des Menſchen unabhängigen Nothwendigkeit ins Spiel zieht, und beide, überſinnliche Nothwendigkeit und moraliſche Freiheit, in ihrem wechſelnden oder gleichzeitigen Einfluſſe auf die menſchlichen Handlungen darſtellt. Daß auf dem erſt genannten Wege echt tragiſche Totalwirkung hervorgebracht werden könne, iſt in neuern Zeiten bezweifelt worden. Auf keinen Fall läßt ſich bezweifeln, daß es ſehr ſchwer iſt, indem dabei in der Darſtellung menſchlicher Handlungen getrennt werden müßte, was in der Erfahrung vereinigt iſt: Beſtimmung durch den menſchlichen Willen, und Einwirkung von außen, ſei es nun des unberechenbaren Zufalls, oder einer Nothwendigkeit, deren Grund wir in einer undurchſchauten, überſinnlichen Weltordnung ſuchen. Wie frei auch immer, ſelbſt im leidenſchaftlichen Zuſtande, unſere Willenskraft ſein mag; der Erfolg ihrer Thätigkeit wird immer von Dingen abhängen, die außer dem Bereich dieſer Freiheit liegen, und die Erſcheinung dieſes Erfolgs wird theils auf die eine, theils auf die andere Urſache hinweiſen. Nun iſt aber die Idee eines Zufalls, welcher blind den Erfolg unſerer Willensthätigkeit mit beſtimmt, vielmehr niederſchlagend, als erhebend. Sie thut dem Begriffe der moraliſchen Welt und der Menſchenwürde Abbruch; ſie verletzt den Stolz des Geiſtes, der, wo er einmal ſich für abhängig erkennen muß, lieber von einem höheren Geiſt, als von einem geiſtloſen Stoffe abhängig ſein mag. Daher das Streben der Dichter, die unableugbare Einwirkung von außen einer geiſterfüllten, überſinnlichen Welt, einem Verhängniß oder Schickſal zuzuſchreiben, welches höhere Weſen lenken. Sobald aber der Dichter einmal dieſe Idee in das Spiel ſeiner Einbildungskraft gezogen hat, muß er, eben weil er Dichter iſt, ihre Geſtaltung geben für die Intuition; er muß ihr Eigenſchaften beilegen, welche uns ihr Weſen, wie er es dachte (und er muß es größer, würdiger, erhabener denken, als den Menſchen, weil er den Menſchen von ihm abhängig darſtellen will), wo nicht erkennen, doch ahnen laſſen. Auf dieſer Geſtaltung nun beruht die Natur und der Werth der Schickſalstragödie. Stellt er das Verhängniß als ein nach blinder Willkür zwingendes Fatum dar, mit andern Worten, ſchreibt er ihm ein Analogon menſchlichen Willens ohne Analogon menſchlicher Vernunft zu; ſo vernichtet er den Zweck ſeiner Geſtaltung und giebt ſtatt eines in dem Weltſtoffe ſich regenden Zufalls ein Etwas über demſelben, welches zum Behuf der tragiſchen Erhebung unſeres Gemüthes nicht beſſer taugt, als eben die Idee des Zufalls, die er verbannen wollte; ja er giebt ſogar etwas noch Schlimmeres, weil mit dem Gedanken eines Willens auch die Macht dieſes unerkannten Weſens ſteigt, und die Vorſtellung einer ſolchen Obmacht überſinnlicher Willkür von der Phantaſie leicht ſo gigantiſch geſtaltet werden kann, daß daneben der auf moraliſcher Freiheit ruhende Begriff einer menſchlichen Handlung

gänzlich verſchwinden muß. Die Phantaſie des Schickſalstragöden muß daher dem unbekannten Weſen, Verhängniß genannt, neben dem Analogon des menſchlichen Willens auch ein Analogon der menſchlichen Vernunft leihen; er muß es einwirken laſſen nach einer, nur dem Ahnungsvermögen erreichbaren, Autonomie einer möglichen höheren Vernunft, die auch da, wo ſie von der Sittengeſetzgebung unſerer Vernunft abzuweichen ſcheint, ihr doch in ſo fern nicht widerſtreitet, als wir uns bekennen müſſen, daß unſere moraliſche Autonomie von dem Raume bedingt wird, den wir von der moraliſchen Welt überſehen; und daß mithin für ein Vernunftweſen, welches davon mehr überſchaute, eine andere, höhere Vernunftgeſetzgebung, eine andere, nach dem Maßſtabe einer umfaſſenderen, erhabneren Zweckmäßigkeit meſſende Gerechtigkeit möglich iſt. Denn wollt' er uns in ihm nichts Höheres ahnen laſſen, als was im Gebiet der moraliſchen Geſetzgebung unſere eigene Vernunft leiſtet; ſo würde er wiederum dem Zweck ſeines Phantaſiespiels entgegen handeln: er würde den Menſchen in der Abhängigkeit von einem Weſen darſtellen, welches, von der Seite ſeiner Verwandtſchaft mit dem Menſchen, d. h. als Vernunftweſen betrachtet, eben nicht mehr, als er ſelbſt, und ihm nur an Mitteln zur Willensvollziehung, nicht an Einſichten bei der Willensbeſtimmung überlegen wäre. Dieſe Umſtände überſehen diejenigen beſchränkten, undichteriſchen Köpfe, welche über heidniſchen Fatalismus ſchreien, wenn ſie in der Schickſalstragödie das Verhängniß ſo zur Anſchauung gebracht ſehen, daß es das Maß ihrer Verſtandsbegriffe von Gut und Bös, von Grauſamkeit und Gerechtigkeit, von gewaltthätiger Willkür und moraliſcher Zweckmäßigkeit überragt. Auf der andern Seite geben vielleicht manche Dichter irr' in der Wahl der Mittel, der Phantaſie das Verhängniß in der Eigenſchaft eines höheren Vernunftweſens anſchaulich zu machen, und es als mithandelnd darzuſtellen. Sie unterſcheiden nicht ſcharf genug, was von der überſinnlichen Welt dem leiblichen oder geiſtigen Auge des Zuſchauers ſichtbar, was ihm zum Bilde in der Denkform des Raumes werden darf; und was ihm dagegen unſichtbar und geſtaltlos bleiben muß, um deſto lebhafter das Ahnungsvermögen anzuregen, und durch daſſelbe das Gemüth in ſeiner tiefſten Tiefe zu bewegen. Dadurch gaben ſie den Schwachköpfen Gelegenheit, gegen die Poeſie unter dem Paniere eines ſogenannten geſunden Menſchenverſtandes zu Felde zu ziehen, welcher eigentlich an einem organiſchen Fehler unheilbar krank iſt, und ſich blos darum geſund wähnt, weil ihm rüſtige, geſunde Finger zu Gebote ſtehen. — Wie ſeit der Erſcheinung der Braut von Meſſina die Theorie der tragiſchen Kunſt, durch das Beiſpiel der griechiſchen Muſter unterſtützt, für den Gebrauch der Schickſalsidee in der Tragödie ſich erklärt hat (ſ. Blümner über die Idee des Schickſals in den Tragödien des Äſchylos, Abſchnitt I und XI), ſo haben ſeitdem Erſcheinen der Schuld die Theaternotizenſchreiber ihre Stimmen wieder dagegen erhoben, und die Ahnfrau (ſ. d. Art. Geiſtererſcheinung), worin dieſe Idee nicht glücklich gebraucht, ja vielleicht zu bloßem Theatereffect gemißbraucht worden iſt, hat ihnen neue Waffen dazu geliehen. Der Hauptirrthum, worauf ihre Räſonnements beruhen, iſt der Trugſchluß, daß überall im Drama, wo ein Fluch, eine Vorausſagung, ein Traum oder eine Ahnung in Erfüllung geht, auch eine unausweichliche höhere Vorherbeſtimmung der menſchlichen Handlungen anzunehmen ſei. Von dieſer fodern ſie

nun, daß ſie nach menſchlichen Begriffen gerecht ſei, und gerathen ſo auf Abſurditäten, welche den Begriff der Schickſalstragödie aufheben würden. (Vergl. den engliſchen Zuſchauer XL.)

Schiebeler (Daniel), ein bekannter Dichter, 1741 zu Hamburg geboren, und erhielt ſeine erſte Bildung von Privatlehrern. Die Lectüre von Romanen und Schauſpielen, ſo wenig ſie ſeinem jugendlichen Alter angemeſſen ſein mochte, erregte den Wunſch in ihm, die neuern Sprachen zu lernen, und ſchon im 20. Jahre verſtand er franzöſiſch, engliſch, italieniſch und ſpaniſch, und machte ſpäterhin ſelbſt dichteriſche Verſuche in dieſen Sprachen. Der Unterricht, den er auf dem Gymnaſium und Johanneum erhielt, wirkte auf ſeine ſittliche und poetiſche Ausbildung vortheilhaft. Blos der hergebrachten Nothwendigkeit wegen, ſich zu einer der drei Facultätswiſſenſchaften zu bekennen, ging er 1763 nach Göttingen, um die Rechtswiſſenſchaften zu ſtudiren, verwandte aber dort ſeine meiſte Zeit auf das Studium der ſchönen Literatur. 1765 ging er nach Leipzig. Er ſchrieb hier mehrere Nachſpiele und andere dramatiſche und muſikaliſche Gedichte, beſonders aber ſeine Romanzen, die mit Melodien (von Hiller) 1767 zuerſt herauskamen. Dies ſind unſtreitig die beſten ſeiner dichteriſchen Producte, und ſie gehören noch immer zu den deutſchen Meiſterſtücken in dieſer Dichtungsart. Nachdem er 1768 zu Leipzig Doctor geworden war, ging er nach Hamburg, wo er ein Kanonikat am Domcapitel erhielt, und vergnügt und glücklich mit ſeinen Freunden, beſonders mit Ebeling und dem Buchhändler Bode, lebte. 1770 gab er eine Sammlung ſeiner Poeſien unter dem Titel: Muſikaliſche Gedichte von S. heraus, die er Metaſtaſio zueignete, der ihn dafür mit Lobſprüchen überhäufte. Er ſtarb an der Auszehrung den 19. Auguſt 1771. Eſchenburg hat eine vollſtändige Sammlung ſeiner Werke unter dem Titel: Daniel Schiebelers auserleſene Gedichte, Hamburg 1773 (kl. 8.) herausgegeben. In dieſer ſind außer einem Lehrgedichte, Heroiden, Sinngedichte, lyriſche Gedichte geiſtlichen und weltlichen Inhalts, Romanzen und Epigramme enthalten. Sein Herz war für weiche Empfindungen geſchaffen, und Reize des Körpers und des Geiſtes rührten ihn auf das lebhafteſte.

Schiedsmann heißt ein Vermittler, deſſen Ausſpruch von den Parteien nicht angenommen zu werden braucht, indem die Annahme blos von dem Belieben jeder Partei abhängt. Schiedsrichter (Compromissarius) hingegen iſt ein Vermittler, der von ſtreitenden Parteien zur Entſcheidung ihrer Sache unter der Bedingung, daß ſie ſich ſeinem Ausſpruche (laudum) unterwerfen wollen, gewählt iſt. (S. Compromittiren.)

Schiefe der Ekliptik wird, wie bereits im Art. Ekliptik geſagt worden iſt, der Winkel genannt, unter welchem ſich Ekliptik und Äquator ſchneiden. Die Sphärik lehrt, daß man den Winkel, den die Ebenen von zwei größten Kreiſen durch ihre ſchiefe Lage gegen einander machen, durch den Bogen eines dritten größten Kreiſes mißt, welcher ſo gezogen wird, daß er die beiden vorigen in den Puncten, wo ſie am weiteſten von einander abſtehen, rechtwinklig durchſchneidet. Dieſe Durchſchnittspuncte fallen 90 Grad von den Puncten entfernt, in welchen ſich Äquator und Ekliptik ſchneiden, d. h. in die Solſtitialpuncte. Schon im Alterthum hat man die Schiefe der Ekliptik zu meſſen gewußt. Nach Plinius fand ſie Anaximander

zuerſt; nach Gaſſendi hat ſie ſchon Thales beſtimmt. Die berühmteſte Meſſung im Alterthum iſt die Meſſung des Pytheas zu Maſſilien. Er fand ſie 350 Jahre vor Chr. Geb. 23° 49′ 23″. Hundert Jahre ſpäter ſoll ſie nach Ptolemäus Bericht Eratoſthenes 23° 51′ 20″ gefunden haben. Nachher beſtimmten mehrere die Schiefe der Ekliptik bis auf unſere Zeiten, und merkwürdig iſt es, daß die ſpätern Beobachter ſie faſt übereinſtimmend mit der Ordnung ihres Alters immer geringer gefunden haben. Die letzten Beſtimmungen ſind von Caſſini 23° 28′ 35″, von La Caille 23° 28′ 19″, von Bradley 23° 28′ 18″ und von Mayer 23° 28′ 16″. In Betreff der ſucceſſiven Abnahme der Schiefe der Ekliptik nehmen die berühmteſten Aſtronomen unſerer Zeit, z. B. La Lande, an, daß ſie ununterbrochen fortſchreite. Louville beſtimmte ſie für jedes Jahrhundert auf 1′, La Caille auf 44″ und La Lande auf 33″. Mehrere Phyſiker der neueſten Zeit haben damit die Vermuthung in Verbindung gebracht, daß die Ebene der Ekliptik mit der Ebene des Äquators ehedem zuſammengefallen ſei; daß nachher ein Stoß von einem Kometen oder eine mächtige Revolution auf der Erde der Axe derſelben die ſchiefe Richtung gegeben habe, daß nunmehr ſchon ſeit Jahrtauſenden die Erdaxe ihrer urſprünglichen Lage wieder entgegenrücke, und nach 198,000 Jahren abermals in dieſelbe gelangen werde. La Place dagegen hat mit Hülfe der Analyſis zu zeigen geſucht, daß dies nie geſchehen werde, ſondern daß die Abnahme der Größe des Winkels blos von einer periodiſchen Wirkung der übrigen Planeten herrühre, und daß ihr höchſtes Maß ſich nicht über 1° 48′ erſtrecken könne. Nur ein langer Zeitraum wird verſtatten, Beobachtungen anzuſtellen, die hierüber etwas Näheres beſtimmen laſſen. — Außer dieſer bisher betrachteten Veränderung iſt die Schiefe der Ekliptik oder, was einerlei iſt, die Lage der Erdaxe gegen dieſe noch einer andern Veränderung unterworfen, nach welcher ſie abwechſelnd 9 Jahre wächſt und 9 Jahre abnimmt, während welcher Zeit der größte Unterſchied 18″ beträgt.

Schiefer oder Schieferſtein iſt ein gemeines, ſehr weit verbreitetes Mineral von verſchiedener Beſchaffenheit. Eigentlich heißen alle grobblättrige Steine, die ſich in platte undurchſichtige Tafeln ſpalten laſſen, Schiefer. Es giebt Kalk- und Thonſchiefer. Dieſer letztere iſt von doppelter Gattung, nämlich Schieferthon, welcher meiſtentheils eine rauchgraue, ins Schwarze laufende Farbe hat, auf dem Bruche ſchiefrig, ſcheibenförmig iſt, und zum Theil an die Zunge klebt. Beſonders thut dies der aſchgraue Hygrometer-Schiefer in der Nähe der Wolga, aus welchem die Lowitzſchen Hygrometer verfertigt werden. Sehr oft enthält der Schieferthon Kräuterabdrücke und heißt dann Kräuterſchiefer. Der Schieferthon bildet ganze Flötze, und findet ſich gewöhnlich in der Nähe der Steinkohlenflötze. Wenn er von Erdharz durchdrungen iſt, brennt er mit Harzgeruch, und wird Brand- oder Kohlenſchiefer genannt. Manche Arten gehen in Thonſchiefer über, welches die andere Gattung dieſer erdigen Mineralien iſt. Die Hauptfarbe des Thonſchiefers oder Laienſteins, auch Wacke genannt, iſt grau, und geht durch viele Abſtufungen ins Schwarze und Schwarzblaue über. Zum Theil zeigt er rothe und weiße Streifen und Flecken. Manche Arten dieſer Gattung glänzen faſt wie Seidenſtoffe. Auf dem Bruche iſt dieſer Schiefer theils geradblättrig, theils wellenförmig, ſein Korn von ſehr verſchiedener Feinheit, und der Strich grauweiß oder aſchfarben. Außer der Grunderde, welche

in verhärtetem Thone beſteht, hat dieſer Schiefer auch häufig andere erdige und metalliſche Minerale bei ſich, woher die verſchiedenen Abänderungen entſtehen. Wegen des beigemiſchten Erdharzes fängt der Thonſchiefer leicht Feuer. In der Hitze verändert er ſeine Farbe, und ſchmilzt zu einem leichten, ſchaumartigen, auf dem Waſſer ſchwimmenden Glaſe. Der Thonſchiefer iſt härter als der Schieferthon, und läßt ſich beſſer in Tafeln ſpalten. Nach der verſchiedenen Feinheit ſeines Korns und ſeiner ſonſtigen Beſchaffenheit führt der Thonſchiefer verſchiedene Namen, z. B. Probierſtein, Tafelſchiefer, Dachſchiefer; nach den fremden beigemengten Mineralien heißt er Kieſelſchiefer, Glimmerſchiefer u. ſ. w. Eine ganz beſondere Spielart iſt die ſchwarze Kreide, welche, da ſie weich iſt und abfärbt, zum Zeichnen dient. Die Metallſchiefer gehören zu den Erzen und nicht hierher. Der Thonſchiefer findet ſich in den Ganggebirgen und in den Flötzen. Seine Lage und Schichten, und die Abdrücke von Pflanzen, Fiſchen u. ſ. w. zeugen dafür, daß er im Waſſer entſtanden ſein müſſe. Man gewinnt den Schiefer überhaupt, beſonders den metalliſchen, bergmänniſch, ſprengt in den Brüchen große Blöcke aus, fördert ihn zu Tage, und zerſchneidet denjenigen, der zu Tafeln gebraucht werden ſoll, ſo lange er noch feucht iſt, mit ſtählernen Werkzeugen. Den eigentlichen Thonſchiefer benutzt man vorzüglich zu Rechentafeln, Schreibtafeln, Tiſchplatten, wenn er von feinem Korn iſt, den gröbern aber zum Dachdecken. Man findet beide Arten in mehreren Provinzen Deutſchlands von verſchiedener Güte. Ein gutes Schieferdach ſteht nicht ſelten 100 Jahre, ohne ſonderlicher Ausbeſſerung zu bedürfen. Nur muß der Schiefer, ehe er zu Dächern gebraucht wird, vorher unterſucht werden, ob er nicht leicht im Feuer zerſpringt, und ob er im Waſſer einfrieren kann, ohne zu zerberſten. Beide Eigenſchaften ſind zum guten Schieferdache nothwendig. Doch iſt bei Feuersbrünſten jedes Schieferdach gefährlich, da auch der beſte Schiefer wegen des beigemiſchten Erdharzes Feuer fängt, fortfliegt und das Feuer weiter verbreitet. Die Schieferaſche, die man durch das Zerkleinen des Abganges erhält, iſt ein Düngungsmittel für Weinberge.

Schießen und Schuß. Wenn eine Kugel aus einem metallenen Rohre in größter Schnelligkeit nach einer Gegend hingetrieben wird, ſo nennt man dieſe Wirkung einen Schuß, und die Handlung ſelbſt Schießen. Geſchütz und Gewehr ſind die vorzüglichſten Werkzeuge zum Schießen, und es kommt hierbei alles darauf an, daß man einen entfernten Punct mit einer Kugel noch ſicher treffe. Zum Forttreiben der Kugel aus dem Rohre bedient man ſich gemeiniglich des Pulvers, und blos die Windbüchſe und die mit chemiſchen Miſchungen, z. B. dem vom Berthollet erfundenen blos durch einen ſtählernen Stempel entzündeten Stoffe, geladenen Gewehre machen hiervon eine Ausnahme. Indem das Pulver entzündet wird, entwickelt ſich mit Heftigkeit die im Salpeter verſchloſſene Luft, und indem dieſe ſich ausbreiten will, treibt ſie den Gegenſtand, der ſie am mindeſten behindert, vor ſich weg. Je genauer die Kugel ins Rohr paßt, deſto mehr Kraft muß die gepreßte Luft äußern, und deſto ſicherer und weiter geht auch die Kugel, woraus die Wirkung gezogener Röhre und geſchliffener Kugeln zu erklären iſt. Man kann einen Gegenſtand in gerader Linie und im Bogen beſchießen, indem er ruht, oder indem er ſich fortbewegt.

Die Theorie hierzu greift in das Gebiet der Mathematik ein, indem die Lehre von der beschleunigten Kraft der Schwere und andere Sätze hier ihre Anwendung haben. Die Praktik, gut zu schießen, setzt Übung, ein scharfes Auge und eine gewiſſe Ruhe des Bluts voraus, letzteres beſonders bei aller Art von Gewehr. P. S.

Schießpulver iſt eine Miſchung von Salpeter, Schwefel und Holzkohlen. Am früheſten ſollen, wenn man den Erzählungen der Miſſionäre und den prahleriſchen, übertriebenen Angaben der eigenen Geſchichtſchreiber trauen darf, die Chineſen das Schießpulver und deſſen Anwendung gekannt haben. Vielleicht kam es von da zu den Arabern, denn ſchon 1331 brauchten die Mauren vor Alicante, 1342 zu Algeçiras entſchieden, 1250 die Araber vor Damiata wahrſcheinlich, und 1085 in einem Seetreffen vielleicht eine dem Schießpulver ähnliche Miſchung. Bei den europäiſchen Nationen ſind die Spuren dieſer Erfindung noch älter; denn das griechiſche Feuer, welches zuerſt 668 gebraucht wurde, muß, da es Steine aus metallenen Röhren ſchleuderte, mindeſtens Salpeter mit Pech, Naphtha ꝛc. gemiſcht enthalten haben. Gewiſſe Spuren der Bekanntſchaft der Europäer mit der chemiſchen Miſchung des Pulvers findet man zuerſt in einem im 9. Jahrhundert verfaßten, auf der Univerſität zu Oxford aufbewahrten Buche des Marcus Grachus, der die Zuſammenſetzung ganz richtig angiebt; auch Roger Baco (ſt. 1294) kannte die Kraft des Salpeters, entzündet ein donnerähnliches Geräuſch hervorzubringen. Als Entdecker der Kraft des Pulvers, eingeſchloſſen und entzündet, ſchwere Körper fortzutreiben, giebt die Sage bekanntlich den Mönch Berthold Schwarz an, der zwiſchen 1290 und 1320 zu Mainz gelebt haben, bei alchymiſtiſchen Verſuchen die Miſchung in einen Mörſer gethan, und als zufällig ein Funken in denſelben fiel, zu ſeinem Erſtaunen die Mörſerkeule in die Luft geworfen geſehen haben ſoll; andere Traditionen nennen den Conſtantin Antlitz zu Cöln als denſelben. Wie dem auch ſei, zum Kriegsgebrauch verwendet kommt das Pulver vor dem Jahr 1350 ſchwerlich vor, und was man von Kanonen in der Schlacht von Crecy (1346), von Poitieres und noch frühern ſpricht, beruht auf der mehrfachen Bedeutung des Wortes Canon. 1356 verrechnet indeſſen die Kämmerei zu Nürnberg Pulver, 1360 brannte das lübecker Rathhaus durch Unvorſichtigkeit der Pulvermacher ab, und 1365 hatte ſchon der Markgraf von Meißen Geſchütz. Wenige Jahre darauf war es in ganz Europa bekannt. Dadurch, daß ſich dieſe erſten Spuren in Deutſchland zeigen, widerlegen ſich die Behauptungen anderer Nationen, die die Ehre der Erfindung den Deutſchen ſtreitig machen wollen, am beſten. — Das Verhältniß der einzelnen Beſtandtheile des Pulvers bei der Miſchung iſt ſehr verſchieden: in den preußiſchen Pulvermühlen werden 75 Theile Salpeter, 11½ Theil Schwefel und 13½ Theil Kohle genommen; in den franzöſiſchen 75 Theile Salpeter, 12½ Theil Kohlen, 12½ Theil Schwefel. Bei der Fabrication, die auch auf ſehr verſchiedene Art geſchieht, kommt das meiſte auf die Güte der Beſtandtheile an. Der rohe Salpeter (ſ. d. Art.) wird gebrochen, d. h. angefeuchtet über gelindem Feuer ſo lange abgeſchäumt und mit großer Kraft umgerührt, bis alle Feuchtigkeit verdunſtet und der Salpeter in Geſtalt eines feinen Staubes zurückbleibt. Auch der gut ſublimirte Schwefel wird pulveriſirt. Die Kohle wird von dem Faulbaum oder der Erle oder andrem ſehr weichen Holz oder Strauchwerk, z. B. Hanfſtengeln, genommen, in einem verſchloſſenen Raum mit großer Sorgfalt gebrannt und auch zu

Staub zerrieben. Dieſe drei Beſtandtheile werden angefeuchtet unter eine Stampf- oder jetzt gewöhnlicher unter eine Walzmühle gebracht, wo ſich zwei metallene oder beſſer marmorne Walzen um eine vertical befeſtigte hölzerne Säule, durch Pferde, Waſſer oder Dämpfe bewegt, drehen, und die auf einer runden Scheibe von gleichem Stoff liegende Miſchung zermalmen. Andere Mühlen bewirken dieſe Zermalmung durch mehrere große ſich auf einer Metallplatte drehende eiſerne Läufer, nach Art der Mahlerreibſteine, oder durch ſchnelles Umdrehen in Tonnen, in denen ſich metallene Kugeln befinden. Iſt die Miſchung 6 bis 8 Stunden unter der Mühle irgend einer Art geweſen, und ſind die einzelnen Theile alſo ſo verbunden worden, daß ſie nur ein gleichartiges Ganze bilden, ſo preßt man den noch naſſen Satz mittelſt eines hölzernen Cylinders durch ein Sieb mit pergamentenem durchlöcherten Boden, wodurch das Pulver gekörnt wird. In andern Pulvermühlen geſchieht dies Körnen, indem man das Pulver zwiſchen Bretern zu Kuchen drückt, und dann eine geriefte Walze zweimal darüber gehen läßt. Hierauf wird das Pulver in Trockenhäuſern auf Bretern ausgebreitet und bei ſtarker Ofenhitze zwei Tage lang getrocknet. Um Entzündungen zu vermeiden, iſt der Ofen mit Lehm gut verſtrichen, und mit einem kupfernen Mantel umgeben. In neuerer Zeit geſchieht das Trocknen zuweilen auch durch Dämpfe. Zuletzt wird das Pulver ſortirt, indem es durch mehrere Siebe (Fegen), wo in dem erſten mit ganz weiten Öffnungen nur das ganz unbrauchbare, in dem zweiten engern das Kanonenpulver, in dem letztern mit noch kleinern Löchern das Musketenpulver zurückbleibt, getrieben wird. Das feinſte oder F Pulver wird zur Jagd verwendet. Das fertige Pulver wird in eichenen Tonnen verpackt. Um Unglück zu vermeiden, brauchen die Engländer neuerdings kupferne Tonnen hierzu, deren Deckel aufgeſchraubt wird. — Gutes Pulver muß ein ſchieferfarbenes, gleiches, rundes, reines Korn, und zerrieben gleiche Farbe haben, auch weder auf der Hand, noch auf dem Papiere Schwärze zurücklaſſen. Entzündet muß es ſchnell zuſammenbrennen, nicht praſſeln und auf Papier keine Brandflecke zurücklaſſen. Auf der Zunge muß es ſtark kühlen. Um die Stärke zu probiren, wirft man metallene genau paſſende Kugeln aus einem kleinen Mörſer; die Wurfweite zeigt die Stärke des Pulvers an. Eine ähnliche Probe, wo das Pulver den Deckel eines kleinen Mörſers und mit ihm ein Rad, das in eine Stahlfeder eingreift, zurückwirft, und wo die Stärke durch den Zahn, mit dem jenes Rad in die Feder eingreifend ſtehen bleibt, beſtimmt wird, iſt unſicher, indem die Stahlfeder durch den Gebrauch erſchlafft. — Bei der Aufbewahrung des Pulvers muß Feuchtigkeit und Feuer gleich ſorgfältig abgehalten werden. Man deponirt daher das zu Militärzwecken beſtimmte Pulver in leicht gebaute, mindeſtens 1000 Schritt von jeder Wohnung entfernte, mit Blitzableitern verſehene, mit Wall, Graben und Palliſaden umgebene Gebäude, wo eine Schildwache die Annäherung jeder Feuer oder Feuer erregende Dinge bei ſich tragender Perſon verwehrt. Dies Gebäude enthält Öffnungen zu freiem Luftzug; die Fäſſer kommen auf eine hölzerne Unterlage von der Wand entfernt zu ſtehen, und das Pulver wird alle 1 bis 2 Jahre geſonnt und getrocknet. Muß man das Pulver in feuchten Localen, z. B. in Feſtungen in Caſſematten, aufbewahren, ſo belegt man die Wände mit Bleiplatten und ſtellt in der Mitte des Locals ein mit ungelöſchtem Kalk gefülltes Gefäß auf, wo die Feuchtigkeit der Luft durch den ſich ſelbſt ablöſchenden Kalk angezogen wird. — Bei Pulvertransporten wird die

Gefahr durch aufmerkſame Aufſicht auf das Durchſtäuben der Fäſſer am beſten vermieden. Daß hierbei die Wagen und Schiffe waſſerdicht ſein müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Völlig ſichert man das Pulver gegen Näſſe, wenn man erſt das Faß und dann den ſackleinenen Überzug in geſchmolzenes Pech taucht. Solche Fäſſer kann man Wochen lang ins Waſſer hängen, ohne daß das Pulver im mindeſten an Stärke verliert. — Die Wirkungen des entzündeten Pulvers ſind bekanntlich fürchterlich und wahrhaft wunderbar. Ganz frei auf dem Feld aufgeſchüttetes Pulver verpufft entzündet ohne Knall und Wirkung. In einem Zimmer frei niedergelegt drückt eine gewiſſe Menge Pulver nur die Fenſter ein, und eine nicht größere zerſchmettert eben dort in einer Bombe verſchloſſen und entzündet das ganze Haus. Graf Rumford lud in einen Mörſer $\frac{1}{10}$ Loth Pulver, ſetzte auf denſelben ein 8081 Pfund ſchweres, 24pfündiges Kanonenrohr, verſchloß nun alle Öffnung möglichſt hermetiſch und entzündete die Ladung, die nun mit fürchterlicher Exploſion den Mörſer ſprengte und das Rohr abhob. Woher ſolche und ähnliche Wirkungen kommen, hat noch kein Chemiker genügend erforſcht; die meiſten Erklärungen ſind nichts als weitläufige Umſchreibungen der ſchon bekannten Thatſachen. Die beſte Erklärung iſt, daß bei der Entzündung aus dem Salpeter der in feſter Form befindlich geweſene Stickſtoff und Sauerſtoff und aus den Kohlen der Kohlenſtoff in Gasform verwandelt frei werden und vermöge der Expanſivkraft aller Gaſe viel mehr Raum als früher einnehmen. Sie ſtreben nun, die Gegenſtände, welche dieſe große Ausdehnung hindern, zu beſeitigen, und dieſe Neigung wird noch durch die Glühhitze, welche die Gaſe erzeugten, bedeutend vermehrt. Endlich wirken noch die eingeſchloſſenen Dämpfe (man denke an die Dampfmaſchinen) in gleicher Art, ohne jedoch, wie Rumford fälſchlich meint, die einzige Urſache des Phänomens zu ſein. Pr.

Schießſcharten ſind in die Bruſtwehr gemachte Einſchnitte, um dadurch, gegen das feindliche Feuer gedeckt, mit Geſchütz zu feuern. Sie ſind ſo hoch von der Erde, daß das Rohr bequem an die Öffnung gebracht werden kann, alſo $3\frac{2}{3}$ Fuß für den preußiſchen Sechs-, $3\frac{5}{8}$ Fuß für den Zwölfpfünder. Dieſe Höhe heißt die **Kniehöhe**. Die Seiten der Schießſcharte werden mit Faſchinen oder Flechtwerk, beſſer mit Raſen verkleidet, und **Backen** genannt; die untere Fläche, die mit der Krone der Bruſtwehr parallel läuft, heißt die **Sohle**; die innere Weite beträgt 14 bis 18 Zoll, die äußere muß wenigſtens 5 bis 6 Fuß betragen, weil ſonſt der Pulverdunſt die Bekleidung zerſtört. Hat das Geſchütz, wie oft in der Fortification permanente, bei Beſtreichung von Defiléen ꝛc., eine feſtbeſtimmte Richtung, ſo iſt dieſe äußere Weite hinreichend; ſoll es aber, wie gewöhnlich in der Fortification passagère, das ganze vorliegende Feld beſtreichen, ſo öffnet man die Scharte außen 8 bis 9 Fuß; eine größere Weite würde die Bruſtwehr zu ſehr ſchwächen. Das zwiſchen zwei Scharten ſtehen bleibende Stück Bruſtwehr heißt die **Schartenzeile**, **Merlon**; deſſen gewöhnliche Länge beträgt 18 bis 20 Fuß, iſt ſie geringer, ſo leidet das Merlon zu leicht vom feindlichen Kanonenfeuer, und das eigene Geſchütz kann wegen der zu großen Annäherung nicht bequem bedient werden. Um noch mehr gedeckt zu ſein, **blendet** man die Schießſcharte, d. h. man befeſtigt eine Faſchine, Schanzkorb oder Wollſack über derſelben; bedarf man aber gar keiner Deckung, ſo iſt es allerdings beſſer, ganz ohne Scharten **über Bank** zu feuern, wo es ſchneller und nach mehreren Richtungen geſchehen kann. — Die auf

angegebene Weiſe erbauten Scharten erfüllen den Zweck: das Feld vor einer Verſchanzung bis an den Grabenrand wirkſam beſtreichen, und ſonach des Feindes Annäherung hindern zu können. Bei den Ricochetbatterien, welche dieſen Zweck nicht haben, indem aus ihnen nur ein entferntes feindliches Werk mit Ricochets (Schleuderſchüſſe mit ſchwacher Ladung) enfilirt werden ſoll, findet daher auch eine andere Conſtruction Statt, die mehr auf die Deckung der Bedienung des Geſchützes berechnet iſt. Die äußere Öffnung beträgt nur das eben angegebene Minimum, und die Schartenſohle ſenkt ſich nicht nach außen, ſondern nach innen. So werden ſie überall conſtruirt, wo der Angriff des Feindes nicht leicht zu befürchten, oder auf andere Weiſe abzuſchlagen iſt, z. B. in der erſten Parallele, wo ſie durch deren Beſatzung, und oft auch durch kleine eigens gegen Ausfälle beſtimmte Batterien hinlänglich gedeckt werden.

Schiff und Schiffbaukunſt. Die Kunſt, den einzelnen Theilen eines Schiffs die gehörige Geſtalt und Verbindung zu einem zweckmäßigen Seegebäude zu geben, oder die eigentliche Schiffzimmerkunſt iſt ein Theil der Technologie, und beruht auf der wiſſenſchaftlichen (aus der Mechanik und Hydraulik abgeleiteten) Unterſuchung der Eigenſchaften eines Schiffs, in ſo fern dieſe Einfluß auf das Gleichgewicht und die Bewegung deſſelben haben. Dieſe Unterſuchung ſelbſt iſt die Aufgabe der Schiffbaukunſt. Sie und die Schifffahrtskunde (auch Steuermannskunſt, engliſch navigation, franzöſiſch le pilotage genannt), welche nach den Grundſätzen der Arithmetik, der ebenen und ſphäriſchen Trigonometrie, der ſphäriſchen Aſtronomie, des Sonnen- und Mondlaufs insbeſondere, und mittelſt des geſchickten Gebrauchs der nautiſchen Inſtrumente (als da ſind der Compaß — ſ. d. Art. — das Log, einige Inſtrumente zur Höhenmeſſung, ein Reißzeug), der Seemannstafeln und Seekarten, ſowohl den bereits zurückgelegten Weg eines Schiffs kennen, als den Weg deſſelben an den Ort ſeiner Beſtimmung finden lehrt, machen den erſten Haupttheil der Seewiſſenſchaften aus, deren zweiter Haupttheil die ſogenannte Seemannsſchaft, oder die zur Bewegung (Regierung, Manoeuvre) des Schiffs unter allen Umſtänden erfoderlichen Kenntniſſe und Fertigkeiten begreift. Vergl. die Art. Schifffahrtskunde und Seemannſchaft. Es iſt hier nicht der Ort, über das Schiff — das kühnſte, ſinn- und kunſtreichſte menſchliche Bauwerk, welches der Eskimo am Nordpol als ein höheres Weſen, als einen überirdiſchen verkörperten Geiſt anſtaunt — wiſſenſchaftliche Betrachtung anzuſtellen, noch in die Geheimniſſe der analytiſchen Theorie von dem Mechanismus der beiden Schwerpuncte einzudringen, wie der Druck des Schwerpuncts des Waſſerraums aufwärts, und der des Schwerpuncts des Schiffs auf den Kiel ſenkrecht wirkt, beide aber vereinigt ſtreben, die auf den Kiel ſenkrecht fallende Linie lothrecht zu ſtellen. Eben ſo wenig geſtattet es der Raum, das zaubervolle Gemählde des Neptuniſchen Lebens — ſeit Geßners erſtem Schiffer bis zu des (auf feſtem Lande verunglückten) Esmenards (ſ. d. Art.) Gedicht über die Schiffahrt — hier aufzuſtellen, und alle Theile des Schiffs vom Kiel an, auf den Rahen und Stengen, bis zur Bramſtenge (Mât du Perroquet) zu durchlaufen, oder nach Röding (Verfaſſer des allgemeinen Wörterbuchs der Marine, die nach Stratico's Vocabolario di Marina, 4 Vol. Milano 1809) alle Kunſtwörter der Nautik und der Seeſprache (welche bei den Deutſchen und Holländern, wahrſcheinlich

ſeit den Zeiten der Hanſe, faſt dieſelbe iſt) zu erklären. Wir verweiſen den Leſer, welcher die ſtürmiſche Welt des Seemanns und das furchtbare Bild einer Seeſchlacht verſinnlicht anſchauen, und die Ausdrücke der Takelaſche, Bemaſtung und Schiffbaukunſt (wie Kreuzrahe, Vorſteven, Pfortlucken, Mars- und Bramſtengen, Fockmaſt, Bugſpriet, Backbord, Zwiſchendeck u. ſ. w.) verſtehen lernen will, auf das Prachtwerk von Stallkart (Naval Architecture, Lond. 1781), oder auf Ozanne (Marine militaire) und auf die genannten Wörterbücher. Beſſer noch iſt es, ein Modell zu betrachten, und z. B. hinter den weggenommenen Planken, in die Spanten oder Rippen des Körpers eines Linienſchiffs vom erſten Range, einen Blick zu werfen. Hier enthüllt ſich ihm die wundergleiche Ökonomie eines Gebäudes, das über 1200 Mann und 120 Kanonen — in der untern Lage Sechsunddreißigpfünder, in der obern Stücke von leichtem Kaliber — trägt; über welchem eine Segelfläche von beinahe 6500 Quadratellen ſchwebt, wo das große Marsſegel allein gegen 30 Ellen tief und 25 bis 40 Ellen breit iſt; aus welchem Maſten von 70 bis 117 Fuß Höhe emporſteigen; welches Anker von 2 — 8000 Pfund, an 9 oder 10 ſchweren Tauen, jedes von 13,000 Pfund, ohne das Kabeltau, welches gegen 5000 Pfund wiegt, in der Tiefe feſthalten, und das mit allen nöthigen Vorräthen eine ſinnreich vertheilte Laſt von mehr als 5 Millionen Pfund, in einem Raume von ungefähr 180 — 190 Ellen Länge und 50 Fuß Breite, bei einer Tiefe von 25 Fuß, einſchließt! In einem ſolchen Modelle ſieht man, wie der Ballaſt den Schwerpunct des Schiffs nach unten zieht, um der großen Schwere des Gebäudes über dem Waſſer, nebſt dem Geſchütze, das Gleichgewicht zu halten; hier erkennt man die einzelnen, durch Schotten und Fluren abgeſonderten Abtheilungen des Raumes, z. B. das Kabelgat, die Kambüſen oder Küchen, den Waſſerraum und die Buttlerei, den Pumpſoo und die Kugelbacken, die Segelkoje, die Pulverkammer (Ste Barbe) und ſelbſt das Geräthe in den Kajüten. Und ſolcher Rieſengebäude (Linienſchiffe genannt) zählt England in ſeinen Häfen an 260! Welche Geldkraft muß dieſe Baukunſt unterſtützen. Im J. 1805 koſtete in England ein Kriegsſchiff von 100 Kanonen zu bauen und auszurüſten gegen 80,000 Pfund Sterling oder über 480,000 Thlr., deſſen monatliche Unterhaltung aber wurde auf 3400 Pfund, oder ungefähr 20,500 Thaler geſchätzt. Ein ſolches Linienſchiff iſt 163 Fuß lang, 51 Fuß breit, geht $20\frac{1}{2}$ Fuß tief im Waſſer und dauert 30 Jahre. Eine andere Einrichtung haben die Handelsſchiffe, oder Kauffahrer, die jedoch nach der Beſchaffenheit der Waaren oder der Ladung, ſo wie nach den Eigenſchaften der zu befahrenden Meere, manche Verſchiedenheit zulaſſen. Die Größe der Kauffahrteiſchiffe wird nach einem Maße des Gewichts ſeiner Ladung beſtimmt, welches man Tonne (etwa 2000 Pf.) oder Laſt (etwa 4000 Pf.) nennt. Endlich ſind auch die Packetboote, oder Fahrzeuge, die zwiſchen beſtimmten Örtern, wie eine Poſt zu Lande, fahren, und für Reiſende bequem eingerichtet, leicht und ſchnell ſegeln, noch zu bemerken. Der zum Schiffbau eingerichtete Platz heißt Schiffswerft. Legt man den Kiel eines Schiffs bei ſeiner Erbauung auf Klötzen und andern Hölzern (Stapeln) zu, ſo ſagt man, ſo lange es in dieſer Lage bleibt, es ſteht auf den Stapeln. Eine andere Vorrichtung zum Kielbau iſt die Hellung, d. i. ein langes, auf Röſten, Unterlagen u. ſ. w. befeſtigtes, gegen die Waſſerſeite zu geneigtes Stück Holz. Auf dieſe Hellung wird auch das Schiff hinaufgewunden, wenn es einer beträchtlichen Aus-

beſſerung am Boden bedarf. Das Aufwinden erleichtern große Waſſerbecken oder Schiffsdocken (ſ. Docke). K.

Schiffbrücke iſt eine Art von Brücken, welche man da, wo die Breite und Gewalt des Stroms die Erbauung einer gewöhnlichen Brücke verhindert oder wo Eile nöthig iſt, zu ſchlagen pflegt. Im erſten Fall pflegt man ſich einer Anzahl Kähne zu bedienen, die man durch Anker im Fluſſe befeſtigt und durch darüber gelegte Balken und Bohlen zu einer Brücke verbindet. Zu den Schiffbrücken, welche der Eile wegen geſchlagen werden, gehören vornehmlich die militäriſchen, welche aus kupfernen, blechernen, oder von getheerten Segeltüchern und hölzernen Rahmen gefertigten Schiffen (Pontons) beſtehen, die eigens zu dieſem Zwecke die Heere mitzuführen pflegen.

Schifffahrt. Die Geſchichte der Schifffahrt iſt zugleich die Geſchichte des Völkerverkehrs und der Ausbreitung der Civiliſation. Die Phönizier werden für die Urheber der Schifffahrt gehalten, wenigſtens haben ſie nach der alten Geſchichte das mittelländiſche Meer zuerſt bis nach Spanien befahren. Wahrſcheinlich wurde mit den kleinſten Verſuchen der Anfang gemacht, und vielleicht gaben Stücke Holz, die auf dem Waſſer ſchwammen, die erſte Veranlaſſung zu dieſer, jetzt zu einer ſolchen Höhe gediehenen Kunſt. Bei der Nothwendigkeit, über Flüſſe und Seen zu ſetzen, verſuchte man durch Zuſammenfügung mehrerer Stücke Holz fortzukommen, und ſo entſtanden Fähren oder Flöße. Die erſten Fahrzeuge der Deutſchen waren hohle Bäume. Anfänglich ſchiffte man blos an den Küſten und Ufern; wurde man vielleicht von denſelben durch Stürme verſchlagen, ſo mußten die Geſtirne und die Sonne zu Hülfe genommen werden, um den Lauf wieder zu finden. Hatten Ungewitter oder andere Unfälle jene verborgen, ſo hatte man Vögel in Vorrath, die man fliegen ließ, und deren Fluge man folgte, weil man vorausſetzte, daß ſie aus natürlichem Hange ihrem Vaterlande wieder zufliegen würden. Nach Erfindung der Magnetnadel und des Compaſſes (ſ. d. Art.) konnten die Seefahrer vermöge des letztern die verſchiedenen Himmelsgegenden ſelbſt bei Nacht und trüber Witterung erkennen, und ſich nun auch außer dem Geſichte des Landes auf das hohe Meer wagen. Die Entdeckung beider Indien gab Anlaß, die Schifffahrt mit immer größerm Eifer zu betreiben, und die Spanier, Portugieſen, Engländer und Holländer ſuchten ſie von jener Zeit an zur höchſten Vollkommenheit zu bringen; auch ſcheint dies Ziel beinahe erreicht. Die immer höher geſtiegene Schiffbau- und Schifffahrtskunſt haben die Gefahr, welche ehedem mit der Schifffahrt verbunden war, um vieles vermindert, und ſo haben die Europäer die wichtigſten Entdeckungen und Eroberungen in den übrigen Welttheilen machen, und den Handel beſonders zu ſeinem höchſten Flor bringen können. Zur Beförderung des Handels durch die Schifffahrt ſuchte man in mehreren Ländern durch Canäle die Flüſſe und Meere mit einander zu verbinden, und ſchon Carl der Große verſuchte die Donau mit dem Rhein und Main zu vereinigen. Auch in Frankreich wurde unter Ludwig XIV., um Handlung und Schifffahrt zu befördern, der große Canal durch Guienne und Languedoc zur Verbindung des atlantiſchen mit dem mittelländiſchen Meere angelegt. Jetzt ſind die Engländer durch ihre vortrefflichen Häfen, durch ihre geographiſche Lage, ihre reichen Colonien und ihre gut geübte Seemacht in dem Beſitze der größten und einträglichſten Schifffahrt und der meiſten Handlungs- und Kriegsſchiffe

unter allen Nationen Europa's. Dagegen iſt Holland, ehemals der Nebenbuhler Britanniens, in dieſer Hinſicht ſehr von ſeiner Höhe herabgeſunken, und die Franzoſen haben, wenn gleich ihre Schifffahrt in Vergleichung mit andern Zeiten jetzt von geringer Bedeutung iſt, doch das große Verdienſt, unter Ludwig XIV. die erſten Schulen zur Bildung von Seeoffizieren angelegt, und die Schiffkunſt zuerſt auf wirkliche Regeln gebracht zu haben. Die wichtigſte Erweiterung der Schifffahrt der neuern Völker hat die Erfindung des Dampfboots (ſ. d.) herbeigeführt.

Schifffahrtskunde, oder Steuermannskunſt, iſt die Kunſt, den Weg auszumitteln, den ein Schiff von einem gewiſſen Punct aus zurückgelegt hat, und den es nehmen muß, um an einen beſtimmten Ort zu gelangen. Sie erfodert eine gute Kenntniß der Rechenkunſt, der ebnen und ſphäriſchen Trigonometrie, der ſphäriſchen Aſtronomie, des Sonnen- und Mondlaufs insbeſondere, und eine geſchickte Hand in Zeichnung geometriſcher Conſtructionen. Die dem Schiffer nöthigen Werkzeuge ſind der Compaß, das Log, einige Inſtrumente zur Höhenmeſſung und das erfoderliche Reißzeug, außerdem ſind ihm genaue Seekarten unentbehrlich. Vom Seecompaß iſt unter Compaß geſprochen worden. Man unterſcheidet aber einen Strich- und einen Peil- (Viſir-) Compaß. Von jenem hat der Steuermann gewöhnlich zwei vor ſich, in einem Schrank, der das Nachthaus heißt, und ſo eingerichtet iſt, daß Nachts zwiſchen beiden Compaſſen ein Licht angezündet werden kann. Der Peilcompaß dient, die Lage entfernter Gegenſtände oder der Himmelskörper in Abſicht auf die Weltgegenden aufzunehmen, auch die Abweichung der Magnetnadel zu erfahren. Iſt der Peilcompaß zu Beobachtungen eingerichtet, um das Azimuth der Sonne, des Mondes oder eines Sterns zu finden, ſo heißt er Azimuthcompaß. Das Log iſt ein hölzernes Dreieck, ſechs oder ſieben Zoll hoch, an welches eine durch Knoten eingetheilte lange Leine, die Logleine, an der einen Spitze geknüpft iſt. Dieſes wird ins Waſſer gelaſſen, worin es ſich, wegen des in den untern, der Spitze gegenüber ſtehenden Theil eingegoſſenen Bleis, ſenkrecht ſtellt. Damit das Dreieck aber ſeine breite Fläche dem Waſſer entgegenſtelle, iſt unten daran noch ein Stückchen Holz mit einer ſtarken Schnur angebunden; eine andere kurze Schnur geht von der Logleine ab, und vereinigt ſich mit jener mittelſt eines Pflöckchens, das in ein Loch des Stückchens Holz geſteckt wird. So lange man von dem ſegelnden Schiffe ab die Logleine laufen läßt, ſtellt ſich die breite Fläche des Dreiecks dem Waſſer entgegen nach der Richtung des Schiffes; ſobald man, nach vollendetem Verſuch, das Log wieder einnehmen will, zieht man mit einem Ruck die Leine an ſich, der Pflock geht aus dem Stückchen Holz heraus, und das Dreieck wendet dem Schiffe ſeine ſchmale Seite zu. Mit dieſem Werkzeuge mißt man die Geſchwindigkeit des Schiffes. Man nimmt an, daß das Dreieck im Waſſer unbewegt ſtehe, und ſchließt von der Länge der abgewickelten Schnur und der Zeit auf die Geſchwindigkeit des Schiffes, allein mit vollkommener Sicherheit kann dies nicht geſchehen, da das Log nicht feſt ſteht. Auf Kriegsſchiffen pflegt man alle Stunden, auf Kauffahrteiſchiffen alle zwei Stunden das Log zu gebrauchen. Lauf und Kiel eines ſegelnden Schiffes weichen in der Richtung von einander ab. Dieſe Abweichung, welche die Abdrift heißt, wird beſonders auch durch einen ſchief in die Segel ſtoßenden Wind verurſacht. Daher muß

der Schiffer die Angabe des Compaſſes, welche blos auf die Richtung des Kiels geht, zu verbeſſern ſuchen. Die Inſtrumente, deren ſich der Schiffer zur Meſſung der Höhen der Himmelskörper bedient, ſind jetzt vornehmlich der engliſche Schiffsquadrant und der Hadleyiſche Reflexionsoctant, deren Beſchaffenheit und Gebrauch wir jedoch ohne Zeichnung der Figur nicht beſchreiben können. — Die Karten, deren ſich die Seefahrer bedienen, ſind entweder platte oder reducirte. Jene ſtellen ein Stück der Erdfläche als eben vor, und können nur bei kleinen Gegenden, als einer Bay oder einem kleinen Theile einer Küſte, gebraucht werden. Die reducirten oder runden Karten ſind zur See einzig allgemein brauchbar. Auf einer ſolchen Karte werden von den Ländern nur die Küſten, die Häfen, die Mündungen der Flüſſe gezeichnet, außerdem aber alles, was auf dem Meere dem Schiffer zu wiſſen nothwendig iſt, als Inſeln, Klippen, Sandbänke, Meerſtröme, Waſſertiefen u. ſ. w. An mehreren Stellen werden die 32 Striche des Compaſſes aufgetragen, daß er, wenn er von irgend einem Orte aus eine Linie zieht, die er zu befolgen gedenkt, durch eine Parallele mit derſelben an die nächſte Windroſe, leicht den Strich erfahre, nach dem er ſein Schiff zu richten hat, oder auch, daß er den zurückgelegten Weg bequem auf die Karte tragen könne, wenn er den gehaltenen Curs weiß. Die geographiſchen Operationen auf der Karte nennt der Schiffer **Beſteck ſetzen**. — Ein Schiff hält, wenn auch nicht auf der ganzen Reiſe, doch durch beträchtliche Theile derſelben einerlei Curs. Der Weg eines Schiffes nun, das denſelben Curs hält, heißt die loxodromiſche Linie, deren Berechnung dem Seefahrer ſehr nöthig iſt, weßwegen man auch loxodromiſche oder Strichtafeln berechnet hat, welche für die acht Striche eines Quadranten auf dem Compaſſe für jede Meile des Weges vom Äquator an die dazu gehörige Länge und Breite angeben. Der Schiffer kann alſo aus dem Curs, den er gehalten, und dem Wege, wenn er die Länge und Breite des einen Endpunctes weiß, den Unterſchied der Länge und Breite des andern Endpunctes finden. Nothwendig iſt dem Schiffer die Tafel der Meridionaltheile, in welcher die vergrößerte Länge der Breitenkreiſe vom Äquator an, wie ſie in den reducirten Karten aufgetragen werden, angegeben iſt. Mit dieſer Tafel kann er allenfalls die Strichtafel entbehren. Geſetzt, es weiß ein Schiffer den zurückgelegten Weg und den Curs, ſo kann er von dem zuletzt auf der Karte bemerkten Orte ſeines Schiffes die Richtung des Weges nach dem Curs zeichnen, und die Länge deſſelben nach der Größe der Meridiangrade zwiſchen den Parallelen der Breite, wo er ſich befindet, auftragen. Dadurch erfährt er, wie viel er Länge und Breite verändert hat. Dieſe Verzeichnung ſeines Weges muß er möglichſt oft vornehmen. Der Winkel, den die Richtung des Schiffes mit dem Meridian nach der Angabe des Compaſſes macht, heißt der **geſegelte** oder **angelegene Curs**; der wegen der Abweichung der Magnetnadel und der Abdrift verbeſſerte wahre Winkel, ſo wie er in der Schiffsrechnung gebraucht oder auf der Karte abgeſetzt wird, heißt der **behaltene Curs**. Der Schiffer muß den Punct ſeiner Abfahrt nicht allein genau bemerken, ſondern kurz vorher, ehe er die Küſte verliert, wo möglich die Lage zweier auf der Karte bemerkten Örter mit dem Peilcompaſſe aufnehmen und den beobachteten Strich auf der Karte durch jeden Ort ziehen. Dann giebt der Durchſchnitt

beider Striche die Stelle an, wo ſich das Schiff noch zur Zeit der Beobachtung befand. Iſt er im Schätzen geübt, ſo mag er auch blos die Richtung eines Punctes auf der Karte peilen und die Entfernung nach dem Augenmaße ſchätzen. Jenes Verfahren heißt: den Punct der Abfahrt durch eine Kreuzpeilung feſtlegen; das andere nennt man eine einfache Peilung. Solche Beobachtungen wird er bei jeder bekannten Küſte vornehmen, um ſeine Angaben dadurch zu verbeſſern. Dieſes Verfahren, den Ort des Schiffes durch Schätzung der Länge des Weges und der Richtung zu beſtimmen, heißt die Schiffsrechnung. Sie beſteht in der Auflöſung des rechtwinkligen Dreiecks, welches den Weg des Schiffes, die Veränderung der Breite und die Veränderung der Länge auf einem Parallelkreiſe mit einander bilden, von welchen Seiten die beiden letztern den rechten Winkel einſchließen, die erſte aber die zweite unter einem ſpitzigen Winkel ſchneidet, welcher der Curs iſt. Zwei von dieſen Stücken (außer dem rechten Winkel) ſind gewöhnlich gegeben; am öfterſten Curs und Weg, oder Curs und Veränderung der Breite, auch wohl Weg und Veränderung der Breite. Je nachdem man dieſes Dreieck auf der platten oder auf der runden Karte darſtellt, unterſcheidet man in der Steuermannskunſt das Segeln nach der platten oder nach der runden Karte. Zwiſchen beiden liegt das Segeln nach der Mittelbreite. Da die Schiffsrechnung immer unſicher bleibt, ſo muß der Seefahrer, ſo oft er kann, die Länge und Breite ſeines Orts durch aſtronomiſche Beobachtungen zu erfahren ſuchen. Die Breite macht keine Schwierigkeit, zumal wenn man die Höhe der Sonne zu Mittage oder die Höhe eines Sterns im Durchgange durch den Meridian zu beobachten Gelegenheit hat. Die Declination der Sonne iſt aus einem aſtronomiſchen Kalender oder aus Ephemeriden, die Declination der Sterne aus den Sternverzeichniſſen zu erſehen. Der Unterſchied oder die Summe der Höhe und der Declination aber giebt die Höhe des Äquators, deren Complement die Polhöhe oder Breite des Orts iſt. Die Zeit, wo das Geſtirn im Meridian iſt, erfährt man hiezu hinlänglich genau mittelſt des Compaſſes. Kann man aber auch keinen Durchgang der Sonne oder eines Sterns durch den Meridian beobachten, ſo läßt ſich doch aus drei Höhen außer der Meridianfläche, aber in der Nähe derſelben, und den Zwiſchenzeiten der Beobachtung die Meridianhöhe herleiten, am leichteſten, wenn die Zwiſchenzeiten gleich ſind. Die wahre Zeit, deren genaue Kenntniß beſonders zur Erforſchung der Länge nöthig iſt, erfährt der Seefahrer am zuverläſſigſten, wenn er aus der Breite des Orts, der Abweichung der Sonne und ihrer Höhe die Entfernung derſelben vom Meridian oder den Stundenwinkel berechnet, und dieſen mit der Zeit der Uhr vergleicht. Ein anderes Mittel iſt, die Zeit des Auf- oder Unterganges der Sonne zu beobachten, welche man aus der bekannten Breite des Orts auch berechnen oder mittelſt berechneter Tafeln wiſſen kann. Der Unterſchied der berechneten und beobachteten Zeit iſt die Abweichung der Uhr; doch muß dabei die Strahlenbrechung berückſichtigt werden. Das wichtigſte und ſchwerſte iſt die Erforſchung der Länge zur See; auf eine ſichere Methode, ſie zu beſtimmen, ſetzte das engliſche Parlament im Jahre 1714 einen Preis von 20,000 Pfund. Wie dieſe Aufgabe von Harriſon mittelſt genauer Uhren zum Theil, noch genauer aber in der Folge von Tobias Mayer mittelſt ſeiner Mondtafeln gelöſt worden, haben wir unter dem Artikel Länge angeführt. Demnach iſt es ge-

genwärtig nicht mehr von beſonderer Schwierigkeit für den Schiffer, Breite und Länge zu erfahren. Mit ihrer Hülfe kann er den Ort des Schiffs auf der Karte genau angeben, die Schiffsrechnung damit vergleichen und verbeſſern, und den fernern Lauf des Schiffes beſtimmen. Außer den eigentlichen aſtronomiſchen Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten muß der Schiffer noch manche andere beſitzen; er muß namentlich ein guter Zeichner und Rechner ſein, die Strömungen und Winde, die Meeresufer und Meerestiefen, die Beſchaffenheit der Ebbe und Fluth u. ſ. w. kennen und zu beurtheilen wiſſen. Das beſte Werk (ſeit Röhls Steuermannskunſt, Greifsw. 1778, und Robertſons Elements of Navigation 1796) zum Gebrauche für Navigationsſchulen und zum Selbſtunterricht angehender Steuerleute iſt das von der Hamburgiſchen Geſellſchaft zur Verbreitung der mathematiſchen Kenntniſſe verfaßte Handbuch der Schifffahrtskunde, mit einer vollſtändigen Sammlung der unentbehrlichſten Seemannstafeln, nebſt 15 Kupfern und 2 Seekarten, Hamburg 1819. Auch iſt des berühmten Capitän von Kruſenſtern (ſ. d. Art.) neueſtes Werk: Beiträge zur Hydrographie der größern Oceane (Leipzig 1819, 4.) zum Studium des Seeweſens unentbehrlich. Es enthält wichtige Bemerkungen über den Gebrauch des Marinebarometers und eine treffliche Seekarte.

Schiffmühle iſt eine Mühle, welche auf einem platten Fahrzeuge erbaut iſt, und auf den Strömen von einem Orte zum andern gefahren werden kann, damit ihr Waſſerrad von dem daran ſchlagenden Strom gehörig herumgetrieben werde. Eine ſolche Mühle hebt und ſenkt ſich mit dem ſteigenden und fallenden Waſſer, muß aber mit ſtarken Seilen oder Ketten entweder an das Land gehangen und befeſtigt, oder tüchtig verankert werden.

Schiffpfund, ſ. Pfund.

Schiiten, diejenigen Mohammedaner, welche die Autorität der Sunna nicht annehmen. S. Mahomet.

Schildknappe (Schildträger, Junker, Wapener), hieß im Mittelalter derjenige, welcher unter den Befehlen und der Leitung eines wirklichen Ritters ſich zum Kriegsdienſte und zu den Ritterſpielen vorbereitete. Als in der letztern Hälfte des elften Jahrhunderts die Ritterſpiele (Turniere, deren Urſprung jedoch in Frankreich zu ſuchen iſt) aufkamen, und allgemein beliebt wurden, behandelte man ſie ordentlich zunftmäßig als Vorbereitungsmittel zum wirklichen Kriegsdienſte (ſ. Ritterweſen). Jeder, ohne Unterſchied der Geburt, der einſt Ritter ſein und heißen, und als ſolcher bei Ritterſpielen erſcheinen und turniren wollte, mußte ſich allen deßhalb beſtehenden ausdrücklichen und ſtillſchweigenden Verfügungen unterwerfen. Die Ritter theilten ſich ordentlich in Nationen ein, und jeder derſelben ſtand ein angeſehener und beliebter Ritter vor, der deßhalb Turnierkönig hieß, und dem jeder andere Ritter, wenn auch von noch ſo hoher Geburt, untergeordnet war. Nun hatte jeder Ritter (Miles) wieder dergleichen junge Männer unter ſich, die, weil ſie noch nicht zunftgerechte Ritter waren, Schildknappen hießen, und mancherlei Verpflichtungen gegen den Ritter, der ihr Lehrer war, hatten, z. B. ihm an Turniertagen die ritterlichen Waffen und ſeinen ganzen Apparat nachtragen und herbeiſchaffen, außer Turniertagen aber ihm auf ſeiner Burg aufwarten und ihn bedienen mußten. Selbſt junge Fürſten unterzogen ſich in Deutſchland gern

ſolchem Dienſte, und wenn auch der Meiſter von nicht ſo hoher Geburt war. Um aber Schildknappe zu werden, mußte man bis zu Kaiſer Friedrichs II. Zeit frei geboren, und den zum Ritterſtande nöthigen Lebensunterhalt haben. Jener Kaiſer verordnete, daß blos diejenigen zu Lehrlingen der Ritterſpiele angenommen werden ſollten, welche von Rittern geboren, oder von dem Kaiſer wegen ihrer Verdienſte mit dieſem Rechte würden begünſtigt würden. Dabei blieb es bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts. Von dem Meiſter des jungen Schildknappen hing es übrigens ab, ihn zum Ritterſchlage oder derjenigen feierlichen Handlung zuzulaſſen, kraft der er durch einen Schlag mit dem flachen Schwert auf den Rücken zum Ritter geſchlagen ward. Dieſe Ertheilung der Ritterwürde geſchah von Kaiſern, Königen und berühmten Fürſten, beſonders bei feierlichen Gelegenheiten. Auch konnte kein Fürſt ſich vermählen oder zur Succeſſion gelangen, wenn er nicht erſt auf jene Art zum Ritter gemacht worden war.

Schildkröte. Die Schildkröten gehören zu den ſogenannten vierfüßigen oder kriechenden Amphibien, und ſind von allen andern Geſchöpfen durch den ſie oben und unten bedeckenden Schild unterſchieden, durch den ſie meiſtentheils Kopf, Füße und Schwanz willkürlich hervorſtrecken und wieder einziehen können. In Anſehung der Größe ſind die Schildkröten ſehr verſchieden. Der Schild der größten Art mißt 4 bis 5 Fuß in der Länge, und 3 bis 4 Fuß in der Breite; die Dicke des Thieres beträgt an den erhabenſten Stellen nicht ſelten 4 Fuß, und das Gewicht wohl gegen 800 Pfund, wovon auf die beiden Schilde die Hälfte kommt. Die kleinſten Gattungen dagegen ſind 2 bis 3 Zoll lang, und wiegen oft nicht ein Pfund. Nach der Beſchaffenheit ihres Aufenthalts und der ſich darauf beziehenden Form ihrer Füße unterſcheidet man Meer-, Fluß- und Landſchildkröten. Der Rückenſchild iſt bei dieſen Thieren ſo feſt, daß ein Laſtwagen darüber hingehen kann, ohne ihn einzudrücken. — Die Schildkröten wachſen ſehr langſam und ſcheinen ein ſehr hohes Alter zu erreichen; dabei iſt ihre Lebenskraft ſo groß, daß ſie Monate lang an feuchten Orten ohne Nahrung leben, und oft erſt nach mehrern Tagen ſterben, wenn ihnen der Kopf abgehauen iſt. Sie pflanzen ſich durch Eier fort, welche ſie in den Sand vergraben, und durch die Sonnenwärme ausbrüten laſſen. Eine Schildkröte legt deren jährlich wahl 1000 bis 1200. Sowohl die Eier als auch die Schildkröten ſelbſt ſind eine angenehme Speiſe. Die Rieſenſchildkröte, welche zwiſchen den Wendekreiſen einheimiſch iſt, dient den dortigen Bewohnern zur Hauptnahrung. Man kann ſie leicht fangen, denn da ſie ſich nicht umwenden kann, darf man ſie nur mittelſt eines Hebels auf den Rücken werfen, wenn ſie ans Land kommt. Bei ihrer großen Menge können auf dieſe Weiſe wenige Menſchen in einer Nacht 30 bis 40 Stück dieſer Schildkröten fangen. Das Fleiſch wird theils friſch, theils eingeſalzen genoſſen. — Die gemeine Flußſchildkröte oder die europäiſche Schildkröte bewohnt die meiſten Länder Europa's bis Preußen hinauf, und wird ebenfalls häufig gegeſſen, da ihr Fleiſch ſehr ſchmackhaft iſt. — Das Schildplatt, welches aus den Schalen der ſchuppigen und der Caretſchildkröte beſteht, wird zu allerlei Waaren verarbeitet, welche bekannt genug ſind.

Schill (Ferdinand von), berühmt und dem deutſchen Patrioten werth und in ehrendem Andenken als ein kräftig aufſtrebender Held,

der ſich ſchnell durch ſeinen Geiſt emporſchwang, die Liebe ſeiner Nation gewann und, hingeriſſen von gerechtem Haß gegen Preußens und Deutſchlands Unterdrücker, mit dem Schwerte in der Hand für ſein Vaterland ſtarb, unter Umſtänden, die ihn doppelt merkwürdig machen. Schill war 1775 in Schleſien geboren. Sein Vater, preußiſcher Oberſtlieutenant, der ſpäter nach Pommern zog und ihn überlebt hat, widmete ihn dem Militärdienſt. Im J. 1806 ſtand Schill als Unterlieutenant bei dem preußiſchen Dragoner-Regiment der Königin (ehedem Anſpach-Baireuth) und kam, in der unglücklichen Schlacht vom 14. October verwundet, noch ehe er völlig geneſen war, nach Pommern, wo er ſich zuerſt an den Befehlshaber der Feſtung Colberg, den Oberſten von Loucadou, wendete und ihn um Unterſtützung bei ſeinen Streifzügen bat, die ihm jedoch nur ſelten gewährt wurde. Dennoch ließ er nicht ab, mit ſeiner ganzen Thätigkeit den Feinden entgegenzuwirken. Alles, was er that, war einzig ſein Werk, von ſeinem Haupte erſonnen und mit ſeiner Fauſt durchgefochten. Zwei Dragoner von dem Regimente, welchem er angehörte, waren die erſten, mit denen er einige kühne Streiche ausführte. Der Ruf mancher gelungenen That führte ihm bald viele der flüchtig Herumirrenden zu, aber Loucadou's neidiſche Beſorglichkeit ließ ſeine Freiſchar nie über 50 bis 60 Mann anwachſen, worüber Schill ſich beklagte. Sein vorzüglichſtes Gefecht in jener Zeit war bei Neugardt, wo er jedoch leider eine neue Verwundung erhielt, die ſeine Thätigkeit unterbrach, ſein glücklichſter Fang der General Victor, gegen welchen Blücher ausgewechſelt wurde. Nicht eiteln Selbſtruhm, ſondern den höhern Vortheil des Vaterlandes im Auge, beſchränkte Schill ſich auf einen Wirkungskreis, der für ihn vielleicht minder glänzend war, auf dem er aber mit Erfolg nutzen konnte. Ohne ihn wäre wahrſcheinlich Colberg vor Gneiſenau's Ankunft übergeben worden. Er war im Begriff, unter Blücher mit größerm Nachdruck in Pommern aufzutreten, als der tilſiter Frieden erfolgte. Die Regierung erkannte Schills Verdienſte an. Er ward nicht nur Major und Chef eines Huſarenregiments, ſondern noch überdies von dem Könige und der Königin ehrenvoll ausgezeichnet. Zugleich war Schill der Liebling des Volks geworden. Davon ward ihm der ſchönſte, rührendſte Beweis, als er im J. 1808 an der Spitze ſeines Regiments in Berlin einzog. Ein beiſpielloſer Freudentaumel beſeelte alle Volkclaſſen, auf deren begrüßendes Zujauchzen der beſcheidene Held nur durch Thränen danken konnte. Schill ward jetzt der Mittelpunct, um den ſich das berliniſche Leben drehte; edle Frauen, Gelehrte, jüngere und ältere Offiziere, auswärtige Geſandte, alle warben mit gleichem Eifer um Schills nähern Umgang, wobei es auch an heimlichen Haſſern und Neidern nicht ganz fehlte. Krieg gegen Frankreich war der Wunſch aller Herzen. Öſterreich rüſtete ſich und erklärte endlich den Krieg. Viele lagen dem Könige von Preußen an, dieſen günſtig ſcheinenden Zeitpunct zu benutzen. Wirklich pflog man Unterhandlungen, die ſich aber zerſchlugen. Schill empfing aus Königsberg von einer wichtigen Hand dieſe Zeilen: „Der König ſchwankt, Schill muß fort, damit der König nicht wieder zurück kann.“ Da zog der kühne Jüngling ohne ſeines Königs Wiſſen und Willen, als wolle er exerciren, mit ſeinem Huſarenregiment aus Berlin, und ſchnell über die Grenze; Fußjäger folgten ihm, aber auch mancher, der zugeſagt hatte, blieb zurück. Nicht auf Antrieb des ſogenannten Tugendvereins hatte Schill

dies Wagſtück unternommen, denn er gehörte nicht dazu. Wohl aber befanden ſich Mitglieder dieſes Bundes unter ſeinen Begleitern. — Schills Unternehmung beruhte einzig auf der Hoffnung, daß die öſterreichiſchen Waffen ſiegreich in Baiern vordringen würden: dann wäre, welchen Entſchluß auch Preußen genommen hätte, Norddeutſchland durch ihn aufgeregt worden. Statt deſſen ging die Schlacht bei Regensburg und ſomit die Möglichkeit, den Öſterreichern ſich anzuſchließen, verloren; Preußen ſah ſich genöthigt, den Mann zu ächten, der es befreien wollte; das Volk in Norddeutſchland zögerte, zu den Waffen zu greifen, da es dem Erfolg nicht traute. Schill wagte nicht mehr, ſich von der Elbe zu entfernen. Er zog über Baumgartenbrück nach Cöthen, vertrieb den daſigen Fürſten, der ihn einen Räuber geſcholten, und ging bei Wittenberg über die Elbe. Sein erſtes Gefecht beſtand er bei Dodendorf gegen eine ihm weit überlegene Zahl Weſtphalen und Franzoſen. Hier fielen ſeine Freunde Kattenburg, Diegalsky und Stock. Statt jetzt, wie man erwartete, nach Leipzig zu gehen, wo man ihn günſtig aufgenommen hätte, zog er an der Elbe entlang nach der Altmark, wo er bei Arneburg dieſe Worte zu den Seinen ſprach: „Kameraden, Inſurgenten ſind wir nicht, wir wollen blos für unſer Vaterland ſtreiten, und unſerm Könige die verlornen Länder wiedergewinnen; und wenn er das letzte Dorf wieder hat, dann gehen wir alle nach Hauſe, und ich ſchwöre bei meiner Ehre, ich will nie mehr werden als preußiſcher Offizier." Eine ſolche Anſicht war vollends nicht geeignet, unter den obwaltenden höchſt ſchwierigen Verhältniſſen, die jedoch durch den Preis von 10,000 Franken, den Hieronymus auf Schills Kopf geſetzt hatte, um nichts gemehrt worden, zu einem glücklichen Ausgange zu führen. — Von der Altmark wendete ſich Schill nach Meklenburg, wo er Dömitz beſetzte, um einen ſichern Übergang über die Elbe und zugleich einen feſten Waffenplatz zu haben. Seine Schaar mochte auf 6000 Mann angewachſen ſein. Dann zog er nach Pommern, um ſich durch Gewinnung der Meeresküſte den Rücken frei zu halten. Hätte er mit einiger Gewißheit auf einen wirklichen allgemeinen Aufſtand rechnen können; ſo würde er gewiß nicht angeſtanden haben, in das Herz des Königreichs Weſtphalen vorzudringen; unter den eingetretenen Verhältniſſen war ſeine Mannſchaft zu gering für ein Unternehmen von ſo ungewiſſem Erfolg. Und wer möchte ihn tadeln, daß er das Leben ſo vieler Wackern, ja den ganzen Zweck des Wagſtücks nicht tollkühn daran ſetzen, ſondern lieber Zeit gewinnen, und im ſchlimmſten Fall ſich einen Ausweg offen halten wollte. Stralſund ſchien ihm dieſe Vortheile zu gewähren, darum warf er ſich den 25. Mai in dieſe Stadt, in der er ſich ſogleich zu befeſtigen ſuchte. Aber ihn, dieſen glimmenden Funken, der leicht zur gefährlichen Flamme werden konnte, ſchnell zu erdrücken, hatte Napoleon ſogleich die kräftigſten Maßregeln ergriffen. Zehntauſend Mann Holländer und Dänen unter Gratien und Ewald rückten gegen Stralſund an. Schill, das Mißliche ſeiner Lage einſehend, ſchlug den Seinigen vor, ſich dem Meere anzuvertrauen; aber ſie antworteten ihm einmüthig: „So weit die Erde feſt und der deutſche Himmel über uns iſt, wollen wir ziehen, aber nie zu Schiffe!" — So blieb denn nichts übrig als zu fechten auf Leben und Tod. Am 31. Mai erſchienen die Holländer und Dänen vor Stralſund, und drangen nach einem fürchterlichen Kanonen- und Gewehrfeuer in die Stadt, in der bald durch alle Straßen gekämpft

wurde. Schills tapfere Genoſſen fochten wie Verzweifelnde. Er ſelbſt war im heißeſten Gewühl, und erſchlug eben den holländiſchen General Carteret mit den Worten: „Hundsfott, beſtell' mir Quartier!“ als er ſelbſt unter den feindlichen Säbeln fiel. Mit ſeinem Tode hörte der Widerſtand auf. Viele der Seinen waren geblieben, viele wurden gefangen und zu ſchmählicher Strafe verurtheilt, nur wenige retteten ſich. Aber auch der Feind hatte ſeinen Sieg theuer erkauft. So endigte ein kühnes, aus reinem Patriotismus mit einem begeiſterten Herzen gewagtes Unternehmen, deſſen Helden von dem Vaterlande wohl nicht gebührend anerkannt worden.

Schiller (Friedrich von, mit ſeinem ganzen Namen Friedrich Chriſtoph von). Dieſer große Dichter, Denker und Geſchichtſchreiber der deutſchen Nation, deſſen Werke mehr als irgend eines andern Deutſchen ein Gemeingut ſeiner Nation geworden, in allen Volksclaſſen Entzücken und Bewunderung erregt haben, und noch erregen, und der bei allen gebildeten Nationen unſterblich fortleben wird, war am 10. Nov. 1759 zu Marbach, einem würtembergiſchen Städtchen am Neckar, geboren. Sein Vater, früher Wundarzt bei einem baieriſchen Huſarenregimente, dann Fähndrich und Adjutant eines Prinzen von Würtemberg, nachher Hauptmann und Inſpector der auf dem herzoglichen Luſtſchloſſe Solitude angelegten Baumſchule, war ein biederer, Wiſſenſchaft liebender, und durch ſein ſchätzbares Werk: Die Baumzucht im Großen (2. Auflage, Gießen 1806) rühmlich bekannter Mann. Die Mutter, die Tochter eines Bäckers aus Kodweis, war eine treffliche und gemüthliche Hausfrau, die ihren Gatten und Sohn innig liebte. Schiller zeigte ſchon als Knabe eine feurige lebhafte Einbildungskraft; er las mit hohem Vergnügen die heiligen Sänger des alten Bundes; Heſekiels Viſionen entzückten ihn vor allen; im Übrigen zeigte er überall Spuren eines weichen, redlichen und frommen Herzens. Seinen erſten Unterricht erhielt er von einem Pfarrer Moſer in Lorch, einem würtembergiſchen Grenzdorfe, wo ſeine Ältern ſich von 1765 an drei Jahre aufhielten. Nachher zogen ſie wieder nach Ludwigsburg, wo er bis 1773 die öffentliche lateiniſche Schule beſuchte. Ein glänzendes Schauſpiel, das er in ſeinem neunten Jahre ſah, bewirkte, daß alle ſeine jugendlichen Spiele ſich auf Schauſpiele bezogen. Sein erſtes Gedicht aber ſoll er am Tage vor ſeiner Confirmation 1772 ausgearbeitet haben. Sonſt war er muthwillig, munter und dabei von großem Fleiße. Letzterer veranlaßte, daß ihn der Herzog Carl von Würtemberg in die militäriſche Pflanzſchule, welche er für Söhne ſeiner Offiziere errichtete (zuerſt auf dem genannten Luſtſchloſſe, dann unter dem Namen die hohe Carlsſchule in Stuttgart), nicht ganz nach dem Willen ſeiner Ältern (1773), aufnehmen ließ. Er opferte den Verhältniſſen ſeiner Ältern ſeine Neigung, und entſchied ſich hier für das juriſtiſche Studium. Schwer wurde es ihm, die alle Freiheit des Geiſtes einengende und niederdrückende Erziehungsmethode, welche in dieſem Inſtitute herrſchte, zu ertragen; aber je tiefer ſein Geiſt dieſen Druck empfand, deſto mehr ſchwang ſich deſſen Kraft in eine ideale Welt, die ſich ſein Geiſt erſchuf, empor, wobei er nicht ohne Bitterkeit und Trotz die wirkliche anzuſchauen gewohnt wurde. In der Jurisprudenz machte er wenig Fortſchritte, und ergriff ſchon 1775 die dargebotene Gelegenheit, ſie mit dem Studium der Medicin zu vertauſchen, für welches ebenfalls eine Anſtalt bei der genannten Militärakademie

eröffnet wurde, deren Benutzung der Herzog den Zöglingen frei ließ. Nächſt dieſem Studium intereſſirte ihn vorzüglich Geſchichte und lateiniſche Sprache. Die Dichtkunſt war für ihn eine „verbotene Frucht,“ um ſo begieriger ſuchte er in Stunden der Muße von ihr zu naſchen. Unter den deutſchen Dichtern zog ihn vorzüglich Klopſtock, am meiſten deſſen Meſſiade an. Und gewiß hatte die frühe Vertrautheit mit den altteſtamentlichen Dichtern in Luthers kräftiger Sprache, ſo wie nachher das enthuſiaſtiſche Studium von Klopſtocks ernſten, hohen, oft durch erhabene Einfachheit ſo tief erſchütternden, oft aber auch nach einem Unerreichten und Unerreichbaren unbefriedigt ringenden Werken einen entſchiedenen Einfluß auf die Entwickelung und Richtung ſeines dichteriſchen Genius. Aber nicht blos genießend verhielt ſich Schiller bei ſeiner poetiſchen Lectüre, ſondern er las mit freier Urtheilskraft von keiner vorgefaßten Liebe oder Hochachtung beſtochen. So ſtrich er damals in ſeinem Exemplare von Klopſtock, in der Ode: So ſchweigt der Jüngling lang' u. ſ. w., nach den Worten: Ich liebe dich, mein Vaterland, die übrigen Strophen weg, weil ſie nach ſeinem Gefühl den Eindruck nur ſchwächten. Die durch Worte und Versbau prachtvolle, an Gehalt aber nicht ſo reiche Ode: Die Geneſung, durchſtrich er ganz, weil ſie ihm weiter nichts zu ſagen ſchien, als: Wäre ich nicht geneſen, ſo wäre ich geſtorben, und hätte meine Meſſiade nicht vollenden können. Wer erkennt nicht ſchon in dieſer ſtrengen Kritik ſeines Lieblingsdichters den ſelbſtſtändigen Geiſt Schillers, der ſich einſt frei auf ſelbſt gebrochenen Bahnen bewegen ſollte? Durch die fortgeſetzte Lectüre der Bibel und Klopſtocks war ſein religiöſer Sinn ſo angeregt worden, daß er, um ſeinen Ideen Geſtalt zu geben, an einem epiſchen Gedicht zu arbeiten anfing (1773), deſſen Held Moſes, der Befreier, Heerführer und Geſetzgeber ſeines Volks, ſein ſollte. Die Bekanntſchaft mit Gerſtenbergs Ugolino aber, dieſem an den gräßlichſten und erſchütternden Scenen ſo reichen Trauerſpiele, weckte plötzlich in ihm die Liebe zur tragiſchen Dichtkunſt; Göthe's Götz von Berlichingen, Leiſewitzens Julius von Tarent, und Leſſings dramatiſche Arbeiten nährten dieſe Gluth; Shakſpeare's belebender Athem endlich fachte ſie zur Flamme an. Schiller unternahm die erſten dramatiſchen Verſuche: Der Student von Naſſau, ein Trauerſpiel, und Cosmus von Medicis, ein nach Julius von Tarent entworfenes Schauſpiel. Beide wurden in der Folge von dem erleuchtetern Verfaſſer ſelbſt verbrannt, und wir zweifeln nicht, daß dieſes Urtheil gerecht war. Nur einzelne Stellen des letztern Stücks nahm er in die ſpätern Räuber auf. Seine gleichzeitigen lyriſchen Verſuche gelangen noch weniger, da ſie nicht aus einem in ſich ſelbſt klaren und beruhigten Gemüth hervorgingen, ſondern größtentheils getrübte Reminiſcenzen aus andern Dichtern (Klopſtock, Kramer, Uz) waren, die ſeine ſtürmiſche, leidenſchaftlich bewegte Phantaſie zu überbieten ſuchte. Nur wenige ſeiner Gedichte aus dieſer Zeit haben ſich erhalten, welche ſich im ſchwäbiſchen Magazin befinden. Übrigens bildete er durch Plutarchs Lebensbeſchreibungen, Herders, Garve's und Ferguſons philoſophiſche Schriften auch ſeinen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Geiſt. Zwei Jahre trieb er dann die Medicin ernſtlich und ausſchließlich, und ſchrieb damals eine lateiniſche Abhandlung: Philoſophie der Phyſiologie, die aber nicht im Drucke erſchienen iſt. Vom J. 1777 an ſchuf der achtzehnjährige Jüngling die Räuber, ein gi-

gantiſches Werk voll ungebändigter Kraft, das die Kritik zwar als völlig unkünſtleriſch zu tadeln, dem ſie aber nicht die Bewunderung der Leſer und Zuſchauer zu rauben vermocht hat. Als Schiller nunmehr in Stuttgart ſeine akademiſchen Studien vollendet hatte, gab er nach dortiger Gewohnheit im J. 1780 eine deutſche Probeſchrift unter dem Titel: *Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen*, heraus. Man findet darin, angeblich als eine Überſetzung aus dem Engliſchen, ein Bruchſtück aus dem 5. Act ſeiner damals noch ungedruckten Räuber als einen pſychologiſchen Beleg angeführt. Schiller bediente ſich dieſes Vorwandes, weil er ſich auf den Rath ſeiner Freunde als Verfaſſer eines ſolchen Schauſpiels verläugnen mußte. Er ward noch in dieſem Jahre als Regimentsarzt angeſtellt. — Bisher war Schillers Kraft durch eine despotiſche Erziehung gehemmt geweſen; und nur auf Stunden, auch nicht ungeſtraft, entſchlüpfte er mit einigen Freunden ſeinem Schulkerker, oder trotzte der dort herrſchenden Ordnung. Aber deſto gewaltſamer brach nun jene Kraft hervor, als er Herr ſeines Willens geworden war. Ja ſelbſt in den Mauern dieſes militäriſch-pädagogiſchen Inſtituts war durch jenen Zwang nur eine innigere Verbindung eine Art von Corporationsgeiſt unter den jungen Studirenden entſtanden, der, wie er ihren Eifer in den Studien ſchärfte und ſie antrieb, in dem Gebiete der Wiſſenſchaft eine Freiheit zu erringen, deren Bild ihnen vorſchwebte, auch große und erhabene Ideen in ihnen weckte, und den dichteriſchen Genius mächtig in ſeinem Aufſchwung unterſtützte. Vielleicht floß aus dieſer Quelle die Scene in den Räubern, in welcher Carl Moor mit ſeinen Gefährten den ſchrecklichen Bund ſchließt, und jene andere, in welcher er dem platten Dolmetſcher der Gerechtigkeit Rechenſchaft von ſeinen Thaten giebt. Noch in ſeinen ſpätern Jahren verſicherte Schiller, daß er, trotz der großen Einſchränkung auf der Akademie zu Stuttgart, ſeine glücklichſten Tage dort verlebt habe. Auch fehlte es nicht an mehr oder minder gleich geſinnten Freunden. Der ausgezeichnete liebenswürdige Tonkünſtler Zumſteeg gehörte zu ſeinen Schulfreunden; auch der unglückliche, geniale Schubart fand ſich von ihm zur Vertraulichkeit hingezogen. Viele Gedichte, die er nachher nebſt den Producten ſeiner Freunde unter dem Namen *Anthologie* herausgab, entſtanden in dieſer Zeit. Jetzt ließ er auch (auf eigne Koſten, weil er keinen Verleger fand) ſeine *Räuber* drucken, nachdem er auf den Rath ſeiner Freunde manche zu grelle Scene und Stelle ganz geſtrichen, oder doch gemildert hatte. Höchſt erfreulich war ihm die Anerkennung dieſes Werks im Auslande, indem ihn ſchon im J. 1781 der Buchhändler Schwan in Mannheim zu einer Umarbeitung deſſelben für die dortige Bühne auffoderte. Einen ähnlichen Antrag erhielt er kurz darauf von dem Director des Mannheimer Theaters, dem Freiherrn von Dalberg, mit welchem er von dieſer Zeit an in immer genauere Verbindung kam. Man ſehe darüber *Friedrich Schillers* Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg in den Jahren 1781—85, Carlsruhe 1819, 8. Er änderte, wo man ihn überzeugen konnte, und die Räuber wurden in Mannheim 1782 zum erſtenmale aufgeführt. Bei den zwei erſten Aufführungen war Schiller gegenwärtig, und da dieſe Reiſe nach Mannheim ohne Urlaub geſchehen war, ſo erhielt er nach ſeiner Rückkehr 14tägigen Arreſt. Natürlich mußte ein ſo originelles Werk ein lebhaftes und allgemeines

Aufſehen machen. Unglücklicher Weiſe war das vaterländiſche Ehrgefühl eines Graubündners durch eine Stelle in jenem Schauſpiel, wo von ſeinen Landsleuten, als von gemeinen Straßenräubern, die Rede war, gekränkt worden. Dieſer führte Beſchwerde beim Herzog, welcher dem Dichter verbot, außer dem medicinischen Fache irgend etwas drucken zu laſſen, wahrſcheinlich weil ſeinem Geſchmacke Schillers Werke anſtößig waren. Schiller, der ſich damals mit Profeſſor Abel und Bibliothekar Peterſen zur Herausgabe der Zeitſchrift: *Würtembergiſches Repertorium* vereinigt, und in dieſelbe den Aufſatz über das gegenwärtige *deutſche Theater*, den *Spaziergang unter den Linden* ꝛc. und verſchiedene Recenſionen geliefert hatte, dem überdies durch ſeine Verbindungen in Mannheim die lockendſten Ausſichten zu einer Anſtellung bei der Bühne ſich eröffneten, mußte dieſe Beſchränkung unerträglich finden. Einen Ausweg einzuſchlagen, welcher die Zurücknahme jenes Verbots hätte bewirken können, da der Herzog kein Feind der Künſte war, und für den talentvollen Jüngling Intereſſe hegte, erlaubte dieſem ſein Stolz, und vielleicht auch die Furcht vor gewaltſamen Maßregeln der Regierung nicht, die er an Schubart erfahren. Der Herzog wünſchte nämlich, Schiller ſollte ihm ſeine poetiſchen Producte vor dem Abdruck ſelbſt mittheilen; dies wollte er nicht und entfernte ſich im J. 1782 heimlich aus Stuttgart, nachdem er den Freiherrn von Dalberg vergeblich um ſeine Verwendung in dieſer Sache gebeten. Er ging nun unter einem angenommenen Namen nach Franken. Hier lebte er beinahe ein Jahr zu Bauerbach bei Meiningen auf einem Gute der Geheimenräthin von *Wollzogen*, deren wohlwollende Aufnahme er ſeiner Verbindung mit ihren Söhnen verdankte, die mit ihm in Stuttgart ſtudirt hatten, und endete in poetiſcher Muße ſeinen ſchon in Stuttgart angefangenen *Fiesko*, und ſein Trauerſpiel *Cabale und Liebe*. Im September 1783 begab er ſich nach Mannheim, wo damals Iffland, Beck, Beil und Caroline Beck auf der Bühne glänzten. Die Darſtellung ſeiner Räuber von dieſen Künſtlern hatte ſchon bei ſeinem erſten Aufenthalte einen ſo begeiſternden Eindruck auf ihn gemacht, daß der Wunſch in ihm entſtanden war, Mitglied dieſes Theaters zu werden. Dieſem Gedanken ſoll ſich damals vorzüglich *Beil* ſehr ernſt entgegengeſetzt und prophetiſch geſagt haben: nicht als Schauſpieler, ſondern als *Schauſpieldichter* werden Sie der Stolz der deutſchen Bühne werden. Jetzt fand Schiller in Mannheim unter den Vornehmſten gebildete Freunde, vorzüglich Dalberg und Anton von Klein, durch deren Mitwirkung ihm die Freude zu Theil ward, ſich als Theaterdichter an der mannheimer Bühne angeſtellt zu ſehen. In dieſem Amte fühlte er ſich um ſo glücklicher, da er die Schaubühne nach ihrem höchſten Einfluß auf den Menſchen würdigte, und ſie als *moraliſche* Anſtalt betrachtete. (Siehe den damals geſchriebenen Aufſatz in ſeinen Werken, 2. B. und das 1. Heft der Thalia.) Auch ward er damals zum Mitgliede der churpfälziſch-deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim aufgenommen. Hier war er auch Anton von *Kleins* Hausfreund, vor deſſen freimüthigem Urtheil er viel Achtung hegte. Eben deſſelben Rudolph von Habsburg beſtimmte auch Schillern, ſeinen Carlos, zu dem er ſchon damals den Entwurf gemacht hatte, in Jamben zu ſchreiben. Hier endet gleichſam die erſte Periode Schillers. Er ſelbſt hat ſich auf eine merkwürdige Art über dieſelbe und ſeine erſte dramatiſche Arbeit erklärt. „Frühe," ſagt er, „verlor ich

mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauſchen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein ſeltſamer Mißverſtand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poeſie beleidigte die Geſetze des Inſtituts, worin ich erzogen ward, und widerſprach dem Plane ſeines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthuſiasmus mit der militäriſchen Regel; aber Leidenſchaft für die Dichtkunſt iſt feurig und ſtark, wie die erſte Liebe. Was ſie erſticken ſollte, facht ſie an. Verhältniſſen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, ſchweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiſerne Stäbe ſchieden — unbekannt mit den Menſchen — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geſchöpf, der getreue Abguß Eines und eben dieſes Modells, von welchem die plaſtiſche Natur ſich feierlich losſagte, — unbekannt mit den Neigungen freier, ſich ſelbſt überlaſſener Weſen, denn hier kam nur Eine zur Reife, Eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erſchlaffte, indem eine einzige ſich convulſiviſch ſpannte; jede Eigenheit, jede Ausgelaſſenheit der tauſendfach ſpielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrſchenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem ſchönen Geſchlechte — die Thore dieſes Inſtituts öffnen ſich, wie man wiſſen wird, Frauenzimmern nur, ehe ſie anfangen, intereſſant zu werden, und wenn ſie aufgehört haben, es zu ſein; — unbekannt mit Menſchen und Menſchenſchickſal, mußte mein Pinſel nothwendig die mittlere Linie zwiſchen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unſterblichkeit wünſchen möchte, um das Beiſpiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beiſchlaf der Subordination und des Genius in die Welt ſetzte. — — Ich meine die Räuber. Dies Stück iſt erſchienen. Die ganze ſittliche Welt hat den Verfaſſer als einen Beleidiger der Majeſtät vorgefodert. Seine ganze Verantwortung ſei das Klima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klagſchriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, ſo iſt es dieſe, daß ich zwei Jahre vorher mir unmaßte, Menſchen zu ſchildern, ehe mir nur einer begegnete." So urtheilte der Dichter über ſein erſtes dramatiſches Studium, ein Stück, welches trotz allen theils üppigen, theils mißgeſtalteten Auswüchſen einer glühenden, noch nicht durch Weltkenntniß geregelten Phantaſie und gehäuften Gräßlichkeiten immer eine geniale Schöpfung bleiben wird, und welches man in ſeiner urſprünglichen unkünſtleriſchen Rohheit nicht antaſten darf, wie alle theils vom Verfaſſer ſelbſt, theils von Andern gemachten, aber mißrathenen Verſuche mit Feile und Schere beweiſen. Die Aufgabe des Dichters war: darzuſtellen, wie ein von Natur edler Menſch durch harte Verhältniſſe und feindſelige Bosheit zum Verbrecher verleitet wird. Tief verborgene Falten des menſchlichen Herzens ſind in den Motiven entwickelt, welche die beiden Brüder von Moor jeden auf ſeine ſtrafbare Bahn hinleiten, wenn auch das Motiv ſelbſt, wodurch Carl verleitet wird, Verbrecher zu werden, nämlich der Brief mit Drohungen von ſeinem Bruder, ſeiner Wirkung nicht entſprechend iſt. Franzens Monolog, wo er ſagt: „ich habe große Rechte, mit der Natur zu grollen, und, bei meiner Ehre, ich will ſie geltend machen;" und Carls Empfangen des väterlichen Fluchs, ſtatt des eben erwarteten Segens, der ihm die Himmelspforte zum erſehnten Guten und Rechten werden ſollte, ſind pſychologiſche Meiſterzüge, und zei-

gen, daß wenn Schillern damals die Welt noch fremd war, er den Menſchen ſchon kannte, und deſſen Innerſtes, wenn auch nur in der Ahnung, ſchon tief ergründete. Hierbei muß auch die treffende Charakteriſtik der Böſewichter Schufterle, Spiegelberg und Hermanns, welche dem Franz Moor bedeutend gegenüber ſtehen, nicht unbemerkt gelaſſen werden. — Fiesko (1783) und Cabale und Liebe (1784) zeigen bei aller ſchroffen Größe, die auch ſie auszeichnet, ſchon ein beſonneneres Streben, ſo wie eine beſſere Kenntniß der dem Dichter zu Gebote ſtehenden Mittel, und konnten Schillers Ruf nur befeſtigen. In allen dieſen 3 Stücken giebt das Laſter den Anſtoß; Hauptgegenſtand iſt das Ringen der Freiheit mit dem Schickſal, dem Staate und ſeinen Conventionen, aber die Zeichnung des Laſters verliert allmählig das Caricaturmäßige, Ungeheure, Teufliſche, und wird menſchlicher, wahrer, der überſpannte Styl, der das ungewöhnlich Kräftige ſucht, und das Paradoxe, iſt in ihnen noch herrſchend. Mit dieſen drei Tragödien ſchließt ſich in Schillers Dichterleben die erſte Periode, welche wir als die Zeit der mächtig aber regellos aufſtrebenden Kraft hinlänglich charakteriſirt zu haben glauben. Noch fallen in dieſen Zeitraum einige kleinere Gedichte in der von ihm und Stäudlein gemeinſchaftlich herausgegebnen Anthologie und in Armbruſters Chronik. Die Schlacht, die Kindesmörderin und die Gedichte an Laura (Tochter des Kammerraths Schwan) gehören in dieſe Periode. Noch unternahm er die Herausgabe der Thalia (1784), durch welche er auf die Verbeſſerung der Bühne zu wirken ſuchte; auch beſchäftigten ihn damals noch mehrere dramatiſche Stoffe, beſonders ein Conradin von Schwaben und ein zweiter Theil der Räuber. — Seine längſt gehegte Vorliebe für Don Carlos, welchen Stoff ihn Dalberg zu bearbeiten veranlaßt hatte, gab den Ausſchlag. Eine glühende Jugendliebe und das Studium der Philoſophie, welches unter andern auch ſeine philoſophiſchen Briefe von Julius und Raphael bezeugen (Werke IV. Bd.), hatten ſeinem Geiſte eine neue, ideale Welt aufgeſchloſſen, die er in ſeinem Don Carlos zu geſtalten begann, von welchem zuerſt er einige Scenen in die Thalia einrücken ließ. Durch Vorleſung derſelben an dem landgräflich heſſendarmſtädtiſchen Hofe wurde Schiller dem erhabnen Beſchützer und Freunde der Künſte und Wiſſenſchaften, dem jetzigen Großherzoge von Weimar, perſönlich bekannt und von ihm zum Rath ernannt, welche Auszeichnung für ihn von den wichtigſten Folgen war. — Schiller ſehnte ſich aber bald wiederum nach einem erweiterten Wirkungskreiſe. Er beſchloß daher zu reiſen, und zuerſt nach Leipzig zu gehen, wo er ſich durch ſeine poetiſchen Werke viele Freunde, beſonders Huber gewonnen hatte, mit dem er vornehmlich in Briefwechſel ſtand. Er fühlte auch das Bedürfniß eines vertrauten Freundes, der mit ihm wohnen, ihm rathen und ſeine ökonomiſchen Angelegenheiten leiten ſollte, und kam im März 1785 nach Leipzig. Hier und in dem nahen Dorfe Gohlis lebte er in einem freundſchaftlichen Cirkel. Hier wurde auch das Lied an die Freude erzeugt. Zu Ende des Sommers ging er nach Dresden. Viele geiſtreiche Männer, die er dort kennen lernte, die ſchönen Umgebungen der Stadt, ihr Reichthum an Kunſtſchätzen, und vornehmlich die köſtliche Bibliothek feſſelten ihn bis 1787 an dieſen Aufenthalt. Er ſtudirte des Don Carlos wegen Alles, was er über Philipp II. und ſeine Regierung hier auffinden konnte. Eine Frucht dieſer Studien, die ihn unvermerkt in das hiſtoriſche Gebiet führten, war ſeine Geſchichte

des Abfalls der vereinigten Niederlande von der ſpaniſchen Regierung (Leipzig 1788, 1. Thls. 1. u. 2. Bd. N. Aufl. Ebend. 1801, 8. mit Kpf. — 2. Thl. Fortgeſetzt von C. Curth, Leipzig 1808, 8., auch unter dem Titel: Der niederländiſche Revolutionskrieg u. ſ. w.). In dieſem Werke (zu dem er ſpäter nicht zurückkehrte, um es zu beendigen) verband er, damals noch ein Jüngling, mit tiefem philoſophiſch-hiſtoriſchen Unterſuchungsgeiſte, eine lebendige Darſtellung und glänzende Schreibart. Der Leſer ward durch die Würde und Anmuth des Vortrags angenehm fortgeriſſen, und auch der Kenner fand ſich befriedigt. In dieſe Zeit der hiſtoriſchen Forſchungen gehört auch ſein Werk: Geſchichte der merkwürdigſten Revolutionen und Verſchwörungen, wovon ebenfalls nur ein Band erſchien. Seine bekannte Freigeiſterei der Leidenſchaft (welche aber, wie ſo manche ſeiner andern Gedichte, durch ſpätere Änderungen und Abkürzungen ſehr an ihrem urſprünglichen Charakter verlor) ſchrieb er um dieſelbe Zeit. Wie jeder mit reicher Fülle des Geiſtes und Gemüths begabte Menſch, der früher den Genuß des Lebens hat entbehren müſſen, oder dem er durch Zwang vergällt worden, ſetzte auch Schiller, da ihm die Freiheit zu Theil worden, den Becher der Freude an die empfänglichen Lippen, und leerte ihn oft und gern in glühenden Zügen. Aber ſeine Freuden waren genialiſch und edel wie er ſelbſt. Gern mochte er ſein allem Großen und Schönen geweihtes Herz dem Gleichgeſinnten öffnen, und im Austauſch der verwandten Gefühle ſein Daſein vervielfachen. Innig rührte ihn der hohe Reiz der Natur. Das Erhabne, das ſchauerlich und würdig Begeiſternde ſprach ihn mächtig an. Wohl mocht' er (und er that es oft) im leichten Kahn dem Laufe des Stromes folgen, wenn Stürme die Wellen durchbrauſ'ten, und ſchwarze Gewitter um ihn krachten und flammten. Wenn er die Elemente im Kampfe gegen einander erblickte, dann fand er die Harmonie in der eignen Bruſt, und ſtrömte gern ſeine Gefühle in die Saiten aus. Mit Ernſt und Eifer ſetzte er indeß ſeine Studien und Arbeiten fort. Die Nächte waren dieſen vorzüglich gewidmet. Wenn das verworrne und verwirrende Treiben der Außenwelt ſchwieg, dann ſprach der Genius vernehmlicher und klarer zu ihm. Mit der verlöſchenden Fackel des Tages entzündete ſich die Flamme ſeiner Begeiſterung und oft brach die Morgenröthe an, ohne daß noch Schiller des Schlafs genoſſen hatte. — In Dresden und in dem nahgelegnen Dorfe Loſchwitz, in dem Hauſe ſeines Freundes, des damaligen Appellationsrathes Körner, vollendete Schiller ſeinen Don Carlos, welcher, obgleich immer ein Werk, das ſchon allein den Namen des Verfaſſers bei der Nachwelt verherrlichen würde, doch nicht den Grad von Vollendung erhielt, welchen er erlangt hätte, wenn Schiller ſeinen urſprünglichen Ideen gefolgt wäre. Er ſelbſt ſagt in dieſer Hinſicht (in ſeinen Briefen über Don Carlos in ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften Thl. 1. S. 163—262): „Es kann mir begegnet ſein, daß ich in den erſten Acten dieſes Stücks andre Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Reals Novelle, vielleicht auch meine eignen Äußerungen darüber im 1. Stücke der Thalia mögen dem Leſer einen Standpunct angewieſen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches mehrerer Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat ſich — in mir ſelbſt Vieles verändert. An den verſchiedenen Schickſalen, die während dieſer Zeit über meine Art zu

47 *

denken und zu empfinden ergangen ſind, mußte nothwendig auch dieſes Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demſelben gefeſſelt hatte, that dieſe Wirkung in der Folge ſchon ſchwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos ſelbſt war in meiner Gunſt gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit voraus geſprungen war, und aus der entgegengeſetzten Urſache hatte Marquis Poſa ſeinen Platz eingenommen. Der Hauptfehler war: ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatiſches Werk aber kann und ſoll nur die Blüthe eines einzigen Sommers ſein. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatiſchen Werks zu weitläuftig angelegt. Dieſer Plan foderte zum Beiſpiel, daß Marquis Poſa das uneingeſchränkte Vertrauen Philipps davon trug; aber zu dieſer außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Ökonomie des Stücks nur eine Scene." Schiller wollte daher auch dieſes Stück nicht für ein Theaterſtück gehalten wiſſen, obgleich es mit dem größten Beifall auf der Bühne aufgenommen wurde, und immer eine Zierde derſelben bleiben wird, wie vielfach und oft ganz ſinnlos es auch verſchnitten und verſtümmelt worden iſt. Er ſelbſt nennt es in ſeinen Briefen an Dalberg ein Familiengemählde aus einem königlichen Hauſe. Wieland, der ſehr ſcharf darüber urtheilt, fand in den Perſonen dieſes Stücks nur idealiſche Phantaſiegeſchöpfe, bei denen man doch die pſychologiſche Wahrheit vermiſſe. Und in der That ſind in dieſem Stücke der Drang nach Anwendung philoſophiſcher Ideen von Freiheit und Kosmopolitismus, ſo wie das Streben der Phantaſie, den geſchichtlichen Stoff zu idealiſiren, mit dem Streben, die in dieſer Beziehung entworfenen Charaktere durch pſychologiſche Kraft und Wahrheit zu individualiſiren, darin noch in einem großen Streite begriffen. — Außerdem gehört in dieſe Periode ſeines Lebens noch der Entwurf zu einem Luſtſpiele: der Menſchenfeind, von welchem einige Scenen vorhanden ſind, und der unvollendete Roman der Geiſterſeher (Leipz. 1789); ein Verſuch ſeiner Phantaſie im Gebiete der Erzählung, zu welchem ihm wahrſcheinlich die damaligen Gerüchte von Caglioſtro Veranlaſſung gaben. Intereſſante Charakterzeichnung, Lebendigkeit der Erzählung und Diction zeichnen ihn aus. Im J. 1787 ging Schiller nach Weimar, wo ihn Herder und Wieland freundlich aufnahmen, und letzterer beſonders ſehr günſtig auf ihn wirkte. Von hier aus machte er wieder einen Beſuch in Bauerbach. In Rudolſtadt lernte er ſeine nachherige Gattin, damals Fräulein von Lengefeld, kennen, und fühlte das Bedürfniß, ſich an einer Gattin Seite eine bürgerliche und häusliche Exiſtenz zu gründen. Auch im folgenden Jahre kehrte er nach Rudolſtadt zurück. Hier traf er zum erſtenmal mit Göthe zuſammen, der in Geſellſchaft der verwittweten Herzogin Amalia eben aus Italien zurückkehrte. Durch Göthe, der ihn anfangs nicht anſprach, und der in der ganzen Weltanſicht ſo höchſt verſchieden von ihm war (ſ. Göthe zur Naturwiſſenſchaft, und den Auszug im Morgenblatte, St. 216. 1817.), wurde er dieſer geiſtreichen Fürſtin bekannt; auch erhielt er durch deſſen und des nachherigen Geheimenraths von Voigt Verwendung nach Eichhorns Weggange von Jena die Profeſſur der Geſchichte und Philoſophie daſelbſt, welche er im J. 1789 mit der Rede: Was heißt und zu welchem Zwecke ſtudirt man Univerſalgeſchichte? antrat (Werke Bd. VII). Dem Studium

der Geſchichte widmete er ſich jetzt voll Begeiſterung, und die wenigen poetiſchen Producte dieſer Periode beziehen ſich größtentheils darauf. Hieher gehören die Götter Griechenlands, die Künſtler (zuerſt in Wielands Merkur) und der kühne Plan zu einem epiſchen Gedichte aus der Geſchichte Friedrichs des Großen. In dieſelbe Periode fällt die Lectüre der Claſſiker, die er theilweiſe überſetzte (beſonders Euripides). Der Umgang mit den ausgezeichnetſten Gelehrten in Jena regte ihn bedeutend an, beſonders mit Reinhold, durch welchen er mit Philoſophie, beſonders mit der Kantiſchen, vertrauter ward. Dies veranlaßte viele philoſophiſche und äſthetiſche Abhandlungen in dieſer Zeit, in welchen die Kantiſche Grundanſicht oft hervorſchimmert, ohne die geiſtreichen und originellen Anſichten unſers Dichters zu unterdrücken. Schiller lehrte mit dem ausgezeichnetſten Beifalle Geſchichte, in der Folge auch Äſthetik, und benutzte den Reichthum der deutſchen Sprache glücklich zur Darſtellung der abſtracteſten Begriffe, der erhabenſten Ideen und verwickelter Thatſachen. In dieſer Zeit begann er ferner ſeine Memoiren vom 12. Jahrhundert an bis auf die neueſten Zeiten (1790) und die Geſchichte des 30jährigen Krieges. Dieſe zweite bedeutende Frucht ſeiner hiſtoriſchen Forſchungen wurde mit Enthuſiasmus in ganz Deutſchland aufgenommen. Sie erſchien zuerſt im Taſchenkalender für Damen 1790—93. Wieland (in ſeiner Vorrede zur Geſchichte des 30jährigen Kriegs, Leipz. 1791, 3 Bde. 12.) und Johannes von Müller fällten darüber das günſtigſte Urtheil, und erklärten es für ein Buch der Nation. Und welche Hochachtung und Bewunderung flößt der Eifer und die Geiſtesgewandtheit ein, womit dieſer Mann den Forſchungen der Philoſophie und Geſchichte ſich hinab, und ſie mit poetiſchem Sinne zu verbinden ſuchte! Für die Poeſie ſelbſt wirkte er in dieſer Zeit weniger; nur Überſetzungen aus dem Virgil und andere fallen in die Zeit von 1790—94, und mehrere Plane zu künftigen poetiſchen Arbeiten. In und außerhalb Deutſchland wurden jetzt Schillers große Verdienſte anerkannt, und von Fürſten und Völkern belohnt. So ertheilte ihm der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt gleichfalls ſchon 1788 den Titel als Rath. 1790, in welchem Jahre er ſich auch verheirathete, wurde er von dem Herzoge von Meiningen zum Hofrath ernannt. Die damalige franz. Republik ertheilte ihm zu Anfang der Revolution das Bürgerrecht, und der deutſche Kaiſer erhob ihn 1802 in den Reichsadelſtand. Wenn auch dergleichen Ehrenbezeigungen nicht den Werth des Mannes erhöhen, ſo ſind ſie doch als Beweiſe freiwilliger Anerkennung jenes Werthes ſchätzbar. — Anhaltendes nächtliches Studiren, verbunden mit dem Genuſſe geiſtiger Reizmittel, hatte Schillers Geſundheit untergraben; nur langſam genas er von einer gefährlichen Bruſtkrankheit, ohne ſich jedoch ganz wieder erholen zu können. Aber dies hemmte ſeine Thätigkeit nicht, die ihn oft das Äußere vergeſſen machte. Um ihn indeſſen in eine ſorgenfreiere Lage zu verſetzen, bei welcher er ſich ſchonen und geiſtanſtrengende Arbeiten einige Zeit lang unterlaſſen könnte, bot ihm der damalige Erbprinz, jetzt regierende Herzog von Holſtein-Auguſtenburg, vereint mit dem Grafen von Schimmelmann, ein Jahrgehalt von tauſend Thalern auf drei Jahre an, was den Empfänger ſehr rührte. Um das Jahr 1793 hatte Schiller auch eine Reviſion ſeiner Gedichte vorgenommen, bei welcher er ſehr ſtreng gegen ſich verfuhr. In dieſelbe Zeit fiel die ſcharfe Beurtheilung der Bürgerſchen Gedichte (Werke Bd. VIII. Abth. 2. S. 264), die man wohl auf

ſeinem Standpuncte, der ſich zu den Bürgerſchen faſt wie Kunſtpoeſie zur Naturpoeſie verhielt, ganz natürlich und begreiflich finden muß, obgleich dieſe Kritik den unglücklichen Dichter tief verletzte. Im Jahr 1793 reiſ'te Schiller in ſeine Heimath nach Schwaben, und lebte dort vom Auguſt bis zum Mai des folgenden Jahres in dem Kreiſe ſeiner Ältern und Freunde abwechſelnd in Heilbronn und Ludwigsburg ſehr glücklich, und ohne von dem Herzoge, an den er von Heilbronn aus ſchrieb, geſtört oder weiter bemerkt zu werden. Als er nach Jena zurückgekommen war, faßte er den Plan, in Verbindung mit den vorzüglichſten Schriftſtellern Deutſchlands eine neue Zeitſchrift, die *Horen*, zu eröffnen, da mit dem Jahr 1793 die Thalia geſchloſſen worden war. In derſelben Zeit kam er auch mit *Göthe* in vertraulichere Verbindung und fortgeſetzten Briefwechſel, was auf ſeine Poeſie den entſchiedenſten Einfluß hatte. Auch beſuchte er letztern zuweilen in Weimar und wohnte bei ihm. Mit neuer Liebe kehrte er in den folgenden Jahren zur Dichtkunſt zurück, und brachte vorzüglich vom Jahr 1795 die ſchönſten ſeiner *lyriſchen Gedichte* hervor, die er zuerſt in den *Horen* und in ſeinen *Muſenalmanachen* (der erſte erſchien 1796) mittheilte, zuerſt mehrere *didaktiſcher* Art, die ihm vorzüglich eignete (z. B. das Ideal und das Leben, die Ideale, der Spaziergang), im Jahr 1796 in Verbindung mit Göthe die kritiſchen *Xenien* (ſ. d. Art.), und im Jahr 1797 ſeine erſten Balladen, wozu er durch einen Wetteifer mit Göthe veranlaßt wurde. Doch kehrte er bald zur dramatiſchen Laufbahn zurück. Schon 1795 hegte er den Plan zu einem Stücke aus der Geſchichte der türkiſchen Belagerung von Malta, unter dem Namen die *Ritter von Malta* (ſ. Werke XVI. Bd.). Aber über alle andere Plane ſiegte Wallenſtein, den er 1799 beendigte. Die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges hatte ſchon früher in Schillern den Gedanken rege gemacht, den großen *Guſtav Adolph* zum Helden eines epiſchen Gedichts zu machen, der aber nicht zur Ausführung kam. Statt deſſen ergriff er aus derſelben Geſchichte den Plan, den *Wallenſtein* zum Helden eines Drama's zu machen. Mit großer Scheu ging er an die Ausführung dieſer ſchweren Aufgabe, und die jetzt klarere Reflexion in ihm erregte ihm manche Zweifel. Große Charakterſchilderung wird hier ſein Hauptzweck; in der Compoſition der ganzen Handlung aber, die faſt *epiſche* Breite gewinnt, ſo wie in den einzelnen Reden des Wallenſtein, bricht die Reflexion über Schickſal, und die von Schiller abſtrahirte Theorie der Tragödie überall hervor. Unſtreitig iſt *Wallenſtein* durch gleichmäßige Haltung und ſtete Sicherheit dem Carlos, wie den meiſten Werken ſeiner Gattung, weit vorzuziehen. Allenthalben iſt verſtändige Fügung ſichtbar, die Charakteriſtik der Hauptperſonen aus der Tiefe des geſammten Lebens geſchöpft und feſt in ſich ſelbſt gegründet. Vor allen herrlich ſteht *Wallenſtein* ſelbſt da, als großer, kühner Krieger geſchildert, der ſeiner überwiegenden Geiſteskraft, dem von ihm erſt geſchaffenen Heere, der Freundſchaft und den Sternen vertrauend, als Opfer der Eigenmacht fällt, mit welcher er verbrecheriſch den unverdienten politiſchen Fall abzuwenden verleitet wird. Reich und herrlich iſt die Schattirung dieſes großen Charakters, durch die Charaktere der Krieger, welche ihn umgeben, bewirkt. Das *Lager Wallenſteins* hängt damit nur locker zuſammen, und ſchildert den Charakter des Heeres und ſeine Meinung und Erwartungen von ſeinem Führer. Die Schilderung Wallenſteins in ſeinem Familienverhältniſſe, und die Epiſode der Liebe

zwiſchen *Max* und *Thekla* vollenden das große Bild, mildern den erhabnen Ernſt und heben, in Verbindung mit dem Wunderglauben des Wallenſtein, das politiſche Drama in die Sphäre der lyriſchen Romantik. — Zugleich iſt die Sprache und die ganze äußere Form mit großem Fleiße abgerundet und zu einem hohen Grade von Vollkommenheit geführt. — Mit dieſem großen Werke ſchließt ſeine zweite *Dichterperiode*, durch Streben nach großer und wahrer Charakteriſtik, ſo wie durch Einfluß ſelbſtgeſchaffner Theorie, ausgezeichnet. *Göthe* und das Theater zog ihn nach Beendigung dieſes Werks immer feſter nach Weimar. Hier lebte er ſeit 1799 im Umgange der geiſtreichſten und herrlichſten Freunde, glücklich als Gatte und Vater, und von ſeinem Fürſten ſehr geehrt, und gewann neue Kraft und Heiterkeit des Geiſtes. Zwei Werke folgten dem Wallenſtein, denen wir vor allen andern den Preis zuerkennen: *Maria Stuart* und *die Jungfrau von Orleans*. Wenn ſich jenes Drama durch echt tragiſche Motive, durch meiſterhafte Anordnung als Ganzes, und durch den Geiſt *verſöhnender Religioſität*, der die Seele dieſer Tragödie iſt, auszeichnet und um ſo tiefer erſchüttert, je *wahrer* und in ſich ſelbſt *gegründeter* die dramatiſche Schilderung iſt, ſo ſtrahlt dieſe, als das begeiſterte Werkzeug der rettenden Gottheit, im reichſten Schmucke der damals wiedererweckten Wunderromantik, nicht weniger mit dem heitern Zauber der Phantaſie, als mit dem äußern Prunke der Bühne ausgeſtattet, und in die Rechte wieder eingeſetzt, die der Dichter ſchon früher gegen unheiligen Spott in einem kleinern Gedichte geltend gemacht. Schiller läßt ſie auf dem Gipfel ihres Glückes durch irdiſche Liebe geprüft und von dem Geſchick entſühnt werden. Herrlich iſt vorzüglich die Schilderung des prophetiſchen Hirtenmädchens in den erſten Acten. Der Dichter ſelbſt ſchrieb in der Folge einige Briefe über die Jungfrau, die in ihrer Einfachheit und Sinnigkeit ein ſchönes Licht auf ſein damaliges inneres Leben werfen. — Dieſe Werke (ſie wurden in den Jahren 1800 und 1801 gearbeitet) ſcheinen den Gipfel ſeiner dramatiſchen Poeſie zu bezeichnen. Ruhe, Klarheit und Zuſammenhang, glücklicheres Streben nach dem *Ganzen* und nach poetiſcher Wahrheit, in welcher Idealität und Wirklichkeit vereinigt ſind, zeigen ſich nirgends ſo offenbar, als in *Maria Stuart*; dagegen der Dichter in der *Jungfrau* manchen fremden Schimmer geborgt hat, und von der Einfachheit der Geſchichte abzuweichen, durch ſeine Anſicht von romantiſcher Ausführung beſtimmt wurde. Johannens hartnäckiges Schweigen und die Erſcheinung des ſchwarzen Ritters ſind an dieſem Stücke am meiſten getadelt worden (ſ. jedoch Böttiger in dem Taſchenbuche Minerva 1812, und *Apels* Recenſion in der jenaer Literaturzeitung. — Jetzt lebte er ganz für die dramatiſche Dichtkunſt und wie ihn die ausgebreiteten Naturforſchungen Göthe's vielfältig anregten, ſo beſchäftigte ihn auch die Vervollkommnung des deutſchen Theaters, zu welcher er durch belehrenden Umgang mit den Schauſpielern der weimariſchen Bühne, und Bearbeitung ſeiner und fremder Stücke ſehr vortheilhaft wirkte. (Vergl. Göthe's Aufſatz über das deutſche Theater, Morgenblatt, April 1815, St. 85.) — In ſeinem nächſten Drama, *der Braut von Meſſina* (1803), wich Schiller wieder ab von der betretnen Bahn. In dieſem Stücke, das zugleich einen Verſuch enthält, den Chor der Griechen auf unſre Bühne zu bringen, ſind mit lyriſchem Feuer die glühendſte Liebe und die furchtbarſte Rache geſchildert; oder wenn ſchon die Vermiſchung der Religion ſtörend

wirkt, ſo iſt die Darſtellung des Schickſals, das nicht als ernſt gerechte Strafgöttin, ſondern als furchtbare Furie erſcheint, welche die ſchönſten Bände nur knüpft, um ſie hohnlachend zu zerreißen, dem Eindrucke des Ganzen noch nachtheiliger. Das Ganze konnte mehr als Studium angeſehen werden, das Antike und Romantiſche zu verbinden. (Siehe darüber Böttiger in der Minerva, Jahrgang 1814, und das leipziger Kunſtblatt 1818, 1. St.) So ſehr in dieſem tragiſchen Intriguenſtücke die Charakterzeichnung gelitten hat, ſo kräftig iſt ſie wiederum in ſeinem letzten großen Werke. **Wilhelm Tell** iſt mächtig anziehend durch die Wahrheit, womit die einfache Sitte eines freigeſinnten, unverderbten Volkes, das in glücklicher Abgeſchiedenheit lebt, geſchildert, und im Kampfe gegen frevelhafte Unterdrückung als Sieger dargeſtellt wird. Als ein Seher der Zukunft hinterließ der Dichter dieſes Werk zum koſtbaren Erbe ſeinem Volke, deſſen Erniedrigung er nicht ſchauen ſollte. Möge dies Bild der Sittlichkeit, Einfalt, Eintracht, das ſein ſcheidender Sänger ihm zurückließ, nie aus ſeinem Andenken kommen! — Ein Werk, das ihm der Tod nicht vollenden ließ, war der **falſche Demetrius**. (Herr von Maltitz hat denſelben nach Schillers Plane ausgeführt. Siehe Böttiger in der Minerva 1810, und vergleiche die intereſſante Beurtheilung des Maltitziſchen Gedichts in der leipziger Literaturzeitung 116, 1819.) Außerdem bearbeitete er noch Shakſpeare's **Macbeth**, **Gozzi's** Turandot (beide nicht gelungen) für die Bühne; ſchrieb die prächtige Huldigung der Künſte (1804) zur Vermählungsfeier des Erbprinzen von Weimar; bearbeitete **Racine's** Phädra und zwei franzöſiſche Luſtſpiele (der Neffe als Onkel und der Paraſit). Zu letzterm beſaß er nicht die leichte, ſpielende Munterkeit, welche im Gebiete des Luſtſpiels herrſchen muß. Hiermit ſchließt ſich der Kreis ſeiner dramatiſchen Wirkſamkeit. Über dieſe ſagt Friedr. Schlegel in ſeinen Vorleſungen über die Geſchichte der ältern und neuern Literatur (Bd. 2. S. 318): „Wenn auch zwiſchen ſeiner Poeſie und unſrer Bühne noch einige Disharmonie bleibt, ſo iſt Schiller doch als der wahre Begründer unſrer Bühne zu betrachten, der die eigentliche Sphäre derſelben und die ihr angemeſſene Form am glücklichſten getroffen hat. Er war ganz dramatiſcher Dichter; ſelbſt die leidenſchaftliche Rhetorik, die er neben der Poeſie beſitzt, iſt dieſem weſentlich. Seine hiſtoriſchen, und auch ſeine philoſophiſchen Werke und Verſuche ſind nur als Studien und Vorübungen ſeiner dramatiſchen Kunſt zu betrachten. Doch ſind die philoſophiſchen auch von der Seite merkwürdig, daß ſie uns am meiſten darſtellen, wie er in ſeinem Innern dachte, und wie wenig er in ſich zur vollkommnen Harmonie gelangt war. Eine zweifelnde, ſkeptiſche und unbefriedigte Anſicht leuchtet aus allen jenen Verſuchen, ſeinem forſchenden Geiſt Genüge zu leiſten, hervor. Einige ſind der Meinung geweſen, das Studium der Philoſophie ſei ihm ſchädlich geweſen, auch für die Kunſt. Allein in Zweifel befangen, war er ſchon früher; und die innere Befriedigung eines ſolchen Geiſtes muß doch immer als das Erſte gelten, und iſt wichtiger als alle äußere Kunſtübung. Und ſelbſt für die Kunſt dürften dieſe großen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Zurüſtungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln ſein. Nicht durch eine noch ſo große Menge und ſchnelle Arbeiten vielſchreibender Theaterdichter wird bei uns die Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und hiſtoriſchen Gehalt iſt dramatiſche Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, ſo

inſonderheit für uns erreichbar. Iſt Schiller in einigen Werken ſeiner mittlern Periode nicht frei von einer verkehrten Anwendung philoſophiſcher Begriffe über das Weſen der alten Tragödie, oder von hiſtoriſcher Einſeitigkeit; ſo entſpringen dieſe Mängel nicht daraus, daß er ſich der Speculation ergab, ſondern nur daraus, daß dieſe Studien, ſo ernſt er ſie auch getrieben, und ſo gründlich er ſie meinte, doch noch nicht zum Ziel gelangt und für ſeinen Zweck vollendet waren.“ — Unter allen Werken, die Schiller hervorgebracht, ſtehen ſeine dramatiſchen oben an. Wenn aber Shakſpeare und Calderon die vielgeſtaltete Welt in den mannichfaltigſten Schöpfungen abbilden und darſtellen, ſo ſehen wir Schillern, nicht zufrieden mit dem Irdiſchen, Menſchlicherreichbaren, nach einem Ideale ringen, das kein menſchlicher Geiſt erreichen kann. Ein Schwanken zwiſchen Ideal und Wirklichkeit war überhaupt Grundzug ſeines Weſens, und war vielleicht aus der Reflexion über die grellen Gegenſätze, die ihm in ſeinem Leben ſo früh entgegentraten, veranlaßt worden. Ein zweiter Prometheus, ſtrebt er nach dem himmliſchen Feuer, das dem Sterblichen verſagt iſt, mit ſichtbarem Kraftaufwand. Sagt er doch ſelbſt, daß nur unbeſtürmt der Himmel ſich freundlich herniederneige, und daß nur leicht erbeten aus dem Schooße der Götter das Glück herabfalle. Daher gelingt es ihm nie ganz, ſich und ſein Werk zu trennen, ſondern immer erſcheint uns in demſelben zugleich der reflectirende Dichter, ob er gleich in ſpäterer Zeit, wo er mehr im Schaffen lebte, dies wohl fühlend, die ganze Äſthetik unwillig verdammte; daher auch bildete er die Komik ungleich weniger aus, als die Tragik, in der ſein auf das Erhabene und Ernſte gerichtete Geiſt ſich einheimiſcher fühlte. Daher legte er ſelbſt in die Zeichnung ſeiner weiblichen Charaktere mehr Größe als weibliche Grazie, und iſt weniger glücklich, als Göthe in der Schilderung derſelben; auch bleibt ihm die Liebe ſtets untergeordnet. Daher mußte ihm vor Allem, und mit Recht, das kleinliche, ewig wiederkehrende Treiben des alltäglichen Lebens, als ein ſchlechter Stoff für die Bühne, verhaßt ſein, worüber er ſich in Shakſpeare's Schatten kräftig ausſpricht. Auch ſeine Poeſien tragen ſämmtlich das Gepräge dieſes Geiſtes. Von ſeinen lyriſchen Stücken gehören zu den köſtlichen: die Götter Griechenlands, Reſignation, die Ideale, das Reich der Formen, die Worte des Glaubens, die Worte des Wahns, das Lied von der Glocke, die Würde der Frauen, der herrliche Hymnus an die Freude und mehrere didaktiſch-lyriſche Stücke. (Siehe den Aufſatz über Schiller als Lehrdichter im Journal für Luxus und Mode, Oct. 1818.) Durch Innigkeit und Zartheit ſind vor andern ausgezeichnet Thekla's liebliche Geiſterſtimme, das Mädchen aus der Fremde, eine ſchöne Allegorie, u. a. Ein eignes großes Gepräge tragen ſeine Balladen und Romanzen. Ohne die Einfachheit zu haben, die urſpünglich dieſer Gattung gehört, rühren ſie nicht minder tief und mächtig. Dahin gehören vornehmlich der Taucher, die Kraniche des Ibicus, der Ritter Georg, der Gang nach dem Eiſenhammer u. ſ. w., vor allen aber der Ritter Toggenburg, der nimmer veralten und ſtets zum Herzen ſprechen wird, ſo lange die Heiligkeit der Liebe, und der ewige Schmerz unerwiederter Neigung als wahr wird anerkannt werden. Viele dieſer Gedichte werden ewig im Munde der Gebildeten leben. Muſterhaft ſind ſeine didaktiſchen Epigramme durch die tiefe Bedeutung, die

er den meiſten derſelben einzuprägen gewußt hat. Zu dieſen gehört auch ſein Antheil an den 1797 zuerſt erſchienenen *Xenien*, die zur Genüge beweiſen, wie wenig es ihm an dem recht eigentlichen epigrammatiſchen Witze fehlte. Dagegen iſt er im Mechanismus des Hexameters und Pentameters nicht vollkommen Meiſter, wie er ſich denn auch in andern Versmaßen und im Reime viele Nachläſſigkeiten erlaubt, die er leicht beſeitigt haben würde, wenn er nicht zu wenigen Werth darauf gelegt hätte. Von ſeinem hohen Talente als *Romandichter* hat Schiller uns eigentlich nur einen Wink gegeben, aber einen bedeutenden, der ihn auch in dieſer Gattung als Meiſter zeigt. Außer dem oben angeführten Romane, der Geiſterſeher, beſitzen wir von ihm nur die ſchöne Erzählung *der Sonnenwirth* und einige andere Fragmente in ſeinen *kleinen proſaiſchen Schriften*. — Ein früher Tod entriß ihn der Welt. Im J. 1804 wohnte er in Berlin der Aufführung des Tell bei, wo ihm die ehrenvollſten Auszeichnungen zu Theil wurden; kränklich kehrte er nach Weimar zurück. Schon war er auch diesmal dem Anſcheine nach wieder geneſen, als er am 9. Mai 1805 in ſeinem 46. Lebensjahre unerwartet ſtarb. Wohl nie erregte der Tod eines deutſchen Dichters eine tiefere und allgemeinere Trauer, als Schillers frühes Hinſcheiden. Im Ringen nach dem Ewigen, Göttlichen war er ein Opfer geworden für Wiſſenſchaft und Kunſt, und mit Wahrheit ſagt ſein großer Freund *Göthe* von ihm:

Er wendete die Blüthe höchſten Strebens,
Das Leben ſelbſt an dieſes Bild des Lebens.

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preiſen," ſagt eben derſelbe, „daß er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeins zu den Seligen emporgeſtiegen, daß ein ſchneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt, und iſt als ein vollſtändiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erſcheinen. Denn in der Geſtalt, wie der Menſch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten; und ſo bleibt uns Achill als ein ewig ſtrebender Jüngling gegenwärtig! Daß er früh hinwegſchied, kommt auch uns zu Gute. Von ſeinem Grabe her ſtärkt auch uns der Anhauch ſeiner Kraft, und erregt in uns den lebhafteſten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzuſetzen. So wird er ſeinem Volke und der Menſchheit in dem, was er gewirkt und gewollt, ſtets leben." Bisher haben wir nur von ſeinen ſeltnen Geiſtesgaben geſprochen; gleich ſelten waren die Gaben ſeines Herzens. Haß gegen alles Falſche und Rechtswidrige war ein Hauptzug ſeines Charakters. Ein reiner Ernſt und Eifer für das Wahre und Schöne, weßwegen ihn A. W. Schlegel mit dem vollkommenſten Recht den *tugendhaften Künſtler* nennt, und eine tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen erfüllte ſein Herz. — Zutraulich und offen, redlich in Worten und Handlungen, gewann er ſchnell eines Jeden Vertrauen. Kein Stolz, kein Geltendmachen einer Überlegenheit, keine vornehme Zurückhaltung entfernten von ihm. Je näher man ihm kam, deſto mächtiger zog er an. Seine lange Statur, ſein hageres bleiches Geſicht, das die Spuren der Kränklichkeit trug, mochten im erſten Augenblick gleichgültig laſſen; aber dem Forſcher leuchtete in ſeinem blauen Auge ein geiſtvolles Feuer; die gewölbte freie Stirn verkündigte den Dichter und Denker, und

ſobald ſich die Lippen zur Rede öffneten, war über ſeinem Geſicht, dem in der Lebhaftigkeit des Geſprächs wohl eine leichte Röthe anflog, eine unbeſchreibliche Anmuth verbreitet. (Am treueſten hat Profeſſor Dannecker Schillers Bild in einer koloſſalen Büſte gegeben. Schiller hatte ihm bei ſeinem Aufenthalte in Schwaben dazu ſelbſt geſeſſen.) Schillers Leiche wurde auf dem Jacobskirchhofe zu Weimar beerdigt, und ruht im Landſchafts-Caſſengewölbe. Er hinterließ ſeine Wittwe mit zwei Söhnen und zwei Töchtern. Von ſeinen drei Schweſtern war die jüngſte vor ihm geſtorben, die beiden älteſten verheiratheten überlebten ihn. — Schön und würdig war des wackern Becker Vorſchlag, Schillers Namen auf eine Weiſe zu verewigen, die ihn nicht minder als das dankbare Vaterland geehrt haben würde. Dieſer Vorſchlag beſtand darin, auf allen bedeutenden Bühnen Deutſchlands Todtenfeiern für den Verewigten zu veranſtalten und den Geſammtertrag zum Ankauf eines Landguts anzuwenden, das unter dem Namen Schillers Ehre ein unveräußerliches Eigenthum ſeiner Familie bleiben ſollte. Die bald darauf ausgebrochenen Kriegsunruhen haben die Ausführung verhindert, und ſeine Nation hat ihre Schuld an ſeine Manen noch nicht abgetragen. In der Biographie Schillers von D. im XV. Hefte der Zeitgenoſſen (Leipzig bei Brockhaus 1819) finden ſich ziemlich alle Schriften über Schillers Leben verzeichnet. Nur die kleine Schrift: Schillers Leben und Beurtheilung ſeiner vorzüglichſten Werke, Baſel 1811, 8., fehlt. Eine ſehr intereſſante Kritik eines Schweden über Schillers Werke: Försök till en Kritik öfver Friedrich Schiller etc., Stockholm 1818, 8. (wovon ein Auszug in der wiener Zeitſchrift für Kunſt und Literatur, St. 40, 1818 gegeben wurde), iſt in Deutſchland wenig bekannt.

Schilling iſt eine deutſche, theils wirkliche, theils Rechnungsmünze, welche man von den ehemaligen römiſchen Solidis herleitet, wovon auch die franzöſiſchen Sols oder Sous, ingleichen die italieniſchen Soldi ꝛc. herſtammen. In Deutſchland iſt ſie theils in Golde als Gulden, theils in Silber als Schilling ausgeprägt worden. Ehemals war ein alter Schilling von feinem Silber 20—24 Groſchen werth; daher denn auch dieſe Schillinge, ſo wie die nachher erfolgten Groſchen, bis zu Ende des 15. Jahrhunderts die größten Silbermünzen im deutſchen Reiche waren. Die gegenwärtigen Schillinge ſind hiervon ſehr verſchieden; wiewohl es heut zu Tage ſchwerere und leichtere giebt, die an verſchiedenen Orten in verſchiedener Währung ſtehen. Von jenen, den ſchweren, machen gemeiniglich ſechs Stück einen Reichsthaler; von den leichten hingegen hält das Stück zwölf, wohl auch nur ſechs Pfennige. In Anſehung der ausländiſchen Schillinge rechnet man den brabanter Schilling ungefähr 3½ Groſchen ſächſiſch, den engliſchen (12 Pence haltend) etwa 7½ bis ½ Groſchen.

Schilling (Friedrich Guſtav), einer unſerer berühmteſten und unterhaltendſten erzählenden Schriftſteller, wurde zu Dresden am 25. Nov. 1766 geboren. Schon im 9. Jahre verlor er ſeine Mutter (eine Schweſter des Geheimenraths und Commerziendirectors Freiherrn von Ferber) durch den Tod, und Berufsgeſchäfte entfernten ſeinen Vater, welcher churſächſiſcher Aſſiſtenzrath war, oft Monate lang von ihm. Daher nahm Frau Sophia Kaufmann zu Biſchofswerda, eine der edelſten und gebildetſten Frauen und Freundin des älterlichen Hau-

ſes den kränkelnden mutterloſen Knaben bei ſich auf. Während der Jahre 1779—81 ſtudirte er auf der Fürſtenſchule zu Meißen, trat aber, von dem damals dort vorherrſchenden Pennalismus und ſeiner Vorliebe für den Soldatenſtand gedrängt, 1781 in das ſächſiſche Artilleriecorps ein. Nach Ablauf von ſieben Jahren und nach dem vierjährigen Beſuch der Artillerieſchule zum Offizier vorgerückt, wohnte er (ſeit 1791 Gatte und Vater) der Belagerung von Mainz, der dreitägigen Schlacht von Moorlautern und den meiſten Gefechten des ſächſiſchen Contingents während des Feldzuges von 1793 bei. Nach der unglücklichen Schlacht von Jena wurde er nebſt noch 122 ſächſiſchen Offizieren gefangen. Im Jahr 1807 führte ihn der Krieg nach Warſchau und Danzig, von wo aus er, jetzt zum Hauptmann vorgerückt, nach erfolgtem Frieden wegen eines chroniſchen, immer zunehmenden Nervenübels, auf ſein Geſuch mit Penſion entlaſſen, nach Freiberg zurückkehrte. Er lebt ſeit einigen Jahren nun in Dresden. Gewiß iſt Schilling einer unſrer geiſtvollſten, gewandteſten und launigſten Romandichter. Mit einer tiefen Kenntniß des menſchlichen Herzens, der Sprache und der Sitten, beſonders in den höhern und gebildetern Ständen, verbindet er eine faſt unerſchöpfliche Erfindungsgabe, eine überaus lebhafte und blühende Phantaſie, einen leichten, natürlichen Witz, und eine Mannichfaltigkeit und Vielſeitigkeit der Anſichten und Darſtellungen, wie man ſie bei einem ſo fruchtbaren Schriftſteller nicht erwarten ſollte. Sein *Guido von Sohnsdom* iſt eins ſeiner erſten und gelungenſten Werke. Eine kühne, oft zu kühne Darſtellung der höhern Verhältniſſe des Lebens, eine Charakterſchilderung, wie nur die Hand eines Meiſters, der in die Myſterien der großen und vornehmen Welt eingeweiht iſt, ſie entwerfen kann, herrſcht in dieſer Dichtung. Außer dieſem und vielen andern lobenswerthen Romanen beſitzen wir von ihm mehrere Sammlungen kleiner Erzählungen, die faſt durchgehends zu Muſtern dieſer Gattung dienen können. Es ſind liebliche geiſtvolle Darſtellungen aus dem Leben, eben ſo anziehend durch die Mannichfaltigkeit ihres Inhalts, als durch Zartheit der Empfindungen, leichten gefälligen Witz, und genaue Kenntniß der Menſchen und Sitten. Beſonders iſt der Dialog in Schillings Schriften vortrefflich, und deßhalb möchte man es bedauern, daß dieſer Schriftſteller wenig oder gar nichts für die Bühne gearbeitet hat. Was man vielleicht ihm vorwerfen könnte, wäre, daß ſeine Sprache nicht immer gleich correct iſt. Übrigens gehört er zu den wenigen deutſchen Schriftſtellern, die ſich nie einer Schule angeſchloſſen haben. Bei Arnold in Dresden kommt ſeit 1810 eine Ausgabe von ſeinen ſämmtlichen Schriften heraus. Sie beſtanden 1819 aus 50 Bänden, und die zweite Sammlung bereits aus 5 Bänden. N. P.

Schimmelpennink (Rütger Jan), der letzte Oberbeamte oder Präſident der Republik der vereinigten Niederlande unter dem Titel eines Großpenſionärs der bataviſchen Republik, aber mit faſt monarchiſcher Gewalt bekleidet, iſt in *Deventer* gegen 1760 geboren. Er ſtudirte in Leyden die Rechte, wurde 1784 Doctor derſelben und ſchrieb bei dieſer Gelegenheit eine Diſſertation de imperio populari rite temperato, und wurde darauf Advocat in Amſterdam. Beim Ausbruch der Revolution (nach Pichegru's Einrücken) wurde er in die bataviſche Nationalverſammlung gewählt und erhielt (1798) die damals beſonders wichtige Stelle als Geſandter in Paris. Bei den Unterhandlungen von Amiens, denen er als außerordentlicher

Botſchafter der bataviſchen Republik beiwohnte, wußte er mit Glück und Erfolg die Intereſſen derſelben geltend zu machen. Nach geſchloſſenem Frieden wurde er zum bataviſchen Ambaſſadeur am engliſchen Hofe ernannt. Bei dem wieder ausbrechenden Kriege von 1803 verſuchte er, die Neutralität Hollands zu behaupten, auch würde ihm dieſes gelungen ſein, wenn Buonaparte, damals erſter Conſul, ſie hätte zugeſtehen wollen. Schimmelpennink kehrte jetzt wieder nach Paris zurück, wo ihn Buonaparte zuerſt nicht günſtig aufnahm, indem er ihn dem Intereſſe Englands ergeben glaubte. Bald aber gewann Schimmelpennink Buonaparte's ganzes Vertrauen, und als des letztern Verlangen, mehr Einheit in die Staatsform Hollands zu bringen, realiſirt und in dieſem Sinne eine neue Conſtitution gebildet wurdet, trat, ſtatt der zeitherigen executiven Gewalt (eines Collegiums von zehn Perſonen unter dem Namen Staatsbewind) Schimmelpennink (im Mai 1805) als Präſident unter dem ſchon angeführten Titel an die Spitze. Er bediente ſich ſeiner bedeutenden Gewalt zur Einführung vieler nützlichen Einrichtungen. Insbeſondre gründete er ein ganz neues Abgaben- und Finanzſyſtem, wobei ihn ſein Studium der engliſchen Staats- und Finanzwiſſenſchaft trefflich leitete. Im Jahr 1806, nach kaum einjähriger, den Umſtänden nach glücklicher Regierungsverwaltung verſchlimmerte, ſich eine vieljährige Augenkrankheit ſo ſehr, daß er faſt gänzlich erblindete, und ſich keinem Geſchäfte mehr unterziehen konnte. Buonaparte benutzte dieſen Umſtand, ſeinen Bruder Louis als König vorzuſchlagen, und vergebens ſuchte Schimmelpennink, dieſem gewaltſamen Aufdringen eines nicht geachteten Fremdlings entgegenzuwirken. Auch erwartete er die Ankunft Louis nicht, ſondern zog ſich auf ſeine Güter im Geldriſchen zurück. Als Holland völlig mit Frankreich vereinigt wurde, ernannte ihn Napoleon zum Senator. Nach Buonaparte's Sturz 1814 gab er ſeine Entlaſſung. Bei der Bildung des Königreichs der Niederlande wurde er in die erſte Kammer deſſelben gewählt. Er lebt indeſſen bei ſeiner faſt gänzlichen Blindheit von allen Geſchäften zurückgezogen. Auf allen Poſten, die er bekleidet, hat er den Umfang ſeiner Kenntniſſe und den Adel ſeines Charakters bewährt. Er iſt ſowohl mit der alten als mit der neuern Literatur auf das genaueſte bekannt, und mit dem ſeltenſten Gedächtniſſe begabt, wußte er aus den römiſchen und griechiſchen Claſſikern, ſo wie aus denen der ganzen neuern Literatur, bei jeder Gelegenheit ganze Stellen auf das glücklichſte anzuwenden und herzuſagen.

Schinderhannes, ſ. Bückler.

Schirach (Gottlob Benedict von), königl. däniſcher Etatsrath, bekannt als ein Mann von vielſeitiger gelehrter Wirkſamkeit und vornehmlich als Begründer und vieljähriger Herausgeber des politiſchen Journals, war geboren den 13. Junius 1743 zu Tiefenfurth in der Oberlauſitz, wo ſein Vater Prediger war, beſuchte mit ſeinem ſechzehnten Jahre das Gymnaſium zu Lauban unter dem Rector Bauer, und bezog darauf die Univerſität Leipzig, wo Erneſti ſein Lehrer und Rathgeber ward. Mit Eifer ſtudirte er die alten Sprachen, Geſchichte und ſchöne Wiſſenſchaften; fühlte aber dagegen ſo entſchiedne Abneigung gegen die Theologie, daß er ihr und mit ihr der fernern väterlichen Unterſtützung entſagte. Im Jahr 1764 ging er von Leipzig nach Halle, wo er mit Semler und Klotz be-

kannt wurde. Die literariſche Verbindung mit letzterm ward Urſach, daß er an den damaligen gelehrten Fehden auf Klotzens Seite Antheil nahm. Fünf Jahre währte dies Verhältniß. Schirach verließ darauf das Gebiet der orientaliſchen Literatur, um ſich ganz der lateiniſchen und griechiſchen Sprache zu widmen. Über den Sophokles, Cicero, Horaz, Virgil, Ovid, Terenz und andere Claſſiker ſchrieb er Commentare und einzelne kritiſche Anmerkungen. Auch die Geſchichte beſchäftigte ihn, und er gehörte zu den erſten deutſchen Schriftſtellern, die ſie mit Kritik und philoſophiſchem Geiſt behandelten. Die ſchöne Literatur verband ihn mit denen, die damals für die Bildung des Geſchmacks thätig waren. Er gab ſelbſt einen Band Gedichte heraus, lieferte mehrere belletriſtiſche Beiträge, ſchrieb über die Harmonie des Styls und die poetiſche Sympathie und überſetzte das engliſche Gedicht Olivier und Marmontels Werk über die Dichtkunſt. Hierdurch kam er mit den erſten deutſchen Schriftſtellern jener Zeit in Verbindung. 1769 wurde ihm eine außerordentliche Profeſſur in der philoſophiſchen Facultät zu Helmſtädt angetragen; ein Jahr darauf ward er ordentlicher Profeſſor. Jetzt wählte er Geſchichte und Statiſtik zu ſeinen Hauptfächern. Die erſte Frucht ſeines Fleißes zu Helmſtädt war (1770) der erſte Band der Biographie der Deutſchen, dem noch fünf andere folgten. Man muß dem Beſtreben einer philoſophiſchen Behandlung, das ſich darin offenbart, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Im Jahr 1776 erſchien ſein pragmatiſches Leben Kaiſer Carls VI., in welchem er die Reſultate ſeiner kritiſchen Unterſuchungen über einen wichtigen Zeitraum des achtzehnten Jahrhunderts niederlegte. Maria Thereſia erhob ihn zur Belohnung dafür in den Adelſtand. Daß er auch jetzt ſeinen alten Lieblingsfächern, der Philologie und ſchönen Literatur, nicht ganz untreu geworden, beweiſ't ſeine Überſetzung des Plutarch (8 Bände), ſeine vierjährige Herausgabe des Magazins der deutſchen Kritik, ſeine Ephemerides literariae Helmstadienses (6 Bände) u. ſ. w. Im Jahr 1780 legte er ſein Lehramt nieder, um einem Rufe der däniſchen Regierung, veranlaßt durch ſeine Schrift über das königl. däniſche Indigenatrecht, als königl. däniſcher Legationsrath nach Altona zu folgen. Hier begann er mit dem Jahr 1781, in dem noch beſtehenden (und von ſeinem Sohne fortgeſetzten) politiſchen Journal ſeinen Landsleuten eine concentrirte fortlaufende Zeitgeſchichte zu liefern. Vierundzwanzig Jahre hindurch bis an ſeinen Tod (1804) widmete Schirach dieſem nützlichen Inſtitut ſeine Zeit, Kraft und Thätigkeit, ja ſelbſt ſeine Lieblingsbeſchäftigungen. Unläugbar hat er ſich dadurch ein Recht auf den Dank ſeiner Zeitgenoſſen erworben, wenn auch einige Schwachheiten bei der Redaction dieſes Journals den übrigens wackern Patrioten dem Spotte ſeiner Zeitgenoſſen ausſetzten.

Schisma, Kirchenſpaltung, wird derjene Zuſtand der katholiſchen Kirche genannt, wo die oberſte Kirchengewalt durch die Wahl mehrerer Gegenpäpſte, deren jeder von einzelnen Staaten anerkannt wird, getheilt und dadurch die Einheit der Kirche aufgehoben iſt. Das Beiſpiel der längſten Spaltung dieſer Art war das ſogenannte große Schisma, welches 1378 durch die Wahl zweier Gegenpäpſte begann, und erſt durch die Kirchenverſammlung zu Coſtnitz, welche die allgemeine Anerkennung des (von ihr 1417 erwählten alle-

nigen) Papſtes Martin V. bewirkte, völlig aufhörte. Vergl. d. Art. Papſt. E.

Schlaberndorf (Guſtav, Graf von), geboren zu Breslau im Jahr 1749, ein ausgezeichneter Mann, welcher, ohne Schriftſteller und Staatsmann zu ſein, nicht unbedeutenden Einfluß auf ſein Zeitalter ausgeübt hat. — Ein ſehr anſehnliches Vermögen und andere günſtige Verhältniſſe ſetzten ihn früh in den Stand, ſeinem Triebe nach Erkenntniß in faſt allen Kreiſen menſchlicher Forſchung nachzuhängen. Nachdem er Deutſchland durchreiſ't, und noch vor der Revolution Frankreich geſehen, brachte er ſechs Jahre in England zu, wo er eine Zeit lang den Freiherrn von Stein auf ſeinen Reiſen im Innern dieſes merkwürdigen Landes zum Begleiter hatte. Beim Ausbruche der Revolution ging er nach Frankreich zurück, und blieb ſeitdem ununterbrochen in Paris. Mit einem für die Menſchheit glühenden Herzen, mit hohem und kräftigem Geiſte ſtand er im drängenden Gewühl dieſes großen politiſchen Lebens, eifrig und thätig für alles, was in dem Wechſel der Ereigniſſe als wahrhaft gut und rechtſchaffen zu erkennen war. Die wohlthätigen und nützlichen Unternehmungen, denen er mit Rath und That beigetreten, die Anſtalten, die er gefördert, die menſchenfreundliche Hülfe, die er Einzelnen dargereicht, ſind nicht aufzuzählen. Doch iſt dies Alles nichts gegen die Wirkung ſeines eben ſo tiefen, als reichen und lebendigen Geiſtes, der durch den Zauber der herrlichſten Beredſamkeit unaufhörlich in die Gegenwart einſtrömte, und beſonders für Deutſche, von denen er die beſten und würdigſten in Paris ſeit fünfundzwanzig Jahren zu ſeinem Umgang ſich drängen geſehen, lehrreich und heilſam war. Mit einer unglaublichen Geſchichts- und Weltkenntniß ausgerüſtet, zu den tiefſten Quellen der Staatskunde gedrungen, und vertraut mit der lebendigen Fülle des Geſchehenden, ſprach er beſonders gründlich, ſcharfſinnig, hinreißend über die politiſchen Gegenſtände, und vieles, was in Büchern oder Depeſchen unter andern Namen Aufſehen und Bewunderung erregte, war nur der Abfall ſeiner reichhaltigen, täglich erneuerten Geſpräche. Sein Reichthum an Gedanken und Ergründungen war ſo groß, daß er niemals nöthig hatte, das Ausgeſprochene noch als ſein Eigenthum zu bewachen. Seine tiefſinnigen und ſelbſtſtändigen Unterſuchungen geſtalteten ſich zu einer vollſtändigen Philoſophie des Staats. Aber auch in andern Gebieten des Denkens verſuchte ſein reicher Geiſt ſich mit fruchtbarem Erfolg, und ein Werk, das z. B. ſeine Forſchungen über Sprache mittheilte, würde durch die wunderbarſten Aufſchlüſſe überraſchen. — Während der Schreckenszeit war er anderthalb Jahre lang im Gefängniſſe, bis der Fall der Jacobiner ihm die Freiheit wiedergab. Unter Buonaparte's Herrſchaft, gegen den er nie aufhörte, mit allem Nachdrucke der Wahrheit zu reden, und deſſen Sturz er lange vorausſagte, entging er neuer Verhaftung zum Theil vielleicht durch die Sonderbarkeit ſeiner Lebensart, die man für ein Zeichen der Unſchädlichkeit nehmen mochte. In einem ſchlechten Zimmer, das er nie verſchließt, und ſelten verläßt, unter geringer Umgebung, in zerriſſener Kleidung und ohne Bedienung, nimmt er die zahlreichen Beſuche an, die ihm täglich von Menſchen aller Art und jedes Standes zukommen; ſein ganzes Weſen und Betragen zeigt gleich den Mann, der offen und gerade ſeinen rechtſchaffenen Wandel verfolgt, nichts

für ſich will, nichts auf Nebenwegen herbeizuführen ſucht, der, ohne Ehrgeiz, und ſogar der Eitelkeit unzugänglich, keinerlei Einflüſterungen anhören oder Ränke anzetteln kann. Weil er ſeine Geſinnungen und Meinungen nicht verhehlte, ſelbſt den abgeſchickten Kundſchaftern nicht, ſo konnten ſie nicht gefährlich dünken, und die Polizei, die mit dringendern Sachen beſchäftigt war, ließ ihn in Ruhe. — Seine Einkünfte verwendet er, da er für ſich faſt gar nichts braucht, meiſt ganz im Stillen zu wohlthätigen Zwecken, beſonders für Landsleute, denn in faſt dreißigjähriger Abweſenheit blieb er ein Deutſcher, Preuße und Schleſier, als ob er immerfort im Vaterlande geblieben wäre, und wußte und kannte auch Alles genau, was dort gemeint und gethan wurde. An die preußiſchen Kriegsgefangenen in Frankreich ließ er mehrmals die größten Summen insgeheim vertheilen, und zwar in Zeiten, wo ihm der größte Theil ſeines Vermögens in Preußen, wegen ſeiner langen Abweſenheit, mit Beſchlag belegt worden war, der erſt ſpäter wieder aufgehoben wurde. Im Jahr 1813 wollte er an der ſeinen heißeſten Wünſchen entſprechenden Begeiſterung des preußiſchen Volks thätigen Theil nehmen, und nach Preußen zurückkehren, allein böſe Ränke wußten dies zu hintertreiben, und er mußte in Paris die Ereigniſſe abwarten. Aber auch von hier aus wußte ſein vaterländiſcher Eifer ſo herrlich auf die Heimath zu wirken, daß der König ſich bewogen ſah, ihm das eiſerne Kreuz zu verleihen. Die Wiederkehr Buonaparte's im folgenden Jahre hinderte ihn abermals, Paris zu verlaſſen und nach Deutſchland zurückzukehren, und noch gegenwärtig befindet er ſich in Paris.

Schlacke heißt, beim Bergbau, das im Feuer geſchmolzene Geſtein, und überhaupt jede Unreinigkeit, welche bei Bearbeitung der Mineralien im Feuer ſich abſondert, und nach ihrer Erkaltung eine glasartige Geſtalt bekommt. Sie ſchmilzt zwar im Feuer, löſt ſich aber im Waſſer nicht auf. Ein **Schlackenbad** iſt ein ſolches warmes Bad, in welches heiße Schlacken vom Roh- oder Schwarzkupfer ins Waſſer geworfen werden. Es ſoll ſehr heilſam ſein.

Schlaf iſt der Zuſtand, in welchem die der Willkür unterworfenen Organe ausruhen, um ſich dadurch neue Kräfte zum Leben zu verſchaffen. Man bemerkt am Menſchen zwei auffallend verſchiedene Syſteme von Organen: ein Syſtem gehorcht der Willkür und ſeine Organe ſind alle doppelt, wie die zu den Händen, Füßen, Augen führenden Muskeln und Nerven; das zweite Syſtem verrichtet ſeine Functionen ohne Einfluß der Willkür, ſeine Organe ſind einzählig, wie der Magen mit den Eingeweiden. Jenes Syſtem zeigt ein höheres animaliſches Leben, und iſt unmittelbar ans Bewußtſein geknüpft; ſeine Organe erfodern zu ihrer Verrichtung einen weit größern Kraftaufwand und daher auch eine größere Maſſe an ernährendem Blute, als die zweiten, ſie erſchöpfen ſich leichter und müſſen Ruhepuncte haben, um den Verluſt zu erſetzen. Dieſe Ruhepuncte werden durch den Schlaf gewährt. Daher der Mangel an Bewußtſein während des geſunden Schlafes, die todtenähnliche Ruhe, die Stärkung, welche er moraliſch und

phyſiſch gewährt. Die Reihe der einzähligen Organe dagegen bedarf keiner ſolchen auffallenden Ruhepuncte, ſie verrichten in der Geſundheit ihre Function ununterbrochen, ohne ſich durch Willkür ſtören oder beſchleunigen zu laſſen. Krankhafter Schlaf muß als Nervenkrankheit angeſehen werden; er entſteht entweder durch organiſche Hemmung der Nervenfunction im Gehirn (Erguß von Waſſer, Entzündung) oder durch Zerſtörung und Ausartung der Nerven, und dadurch entſtehende Unfähigkeit zu ihren Verrichtungen (Schwäche). Magnetiſcher Schlaf, ſ. Magnetismus. Fs.

Schlägeſchatz, ſ. Schlagſchatz.

Schlagfluß nennt man den meiſtens plötzlich (gleichſam mit einem Schlage) eintretenden Zufall bei dem Menſchen, welcher im Verluſte des Bewußtſeins, des Gefühls und aller willkürlichen Bewegungen beſteht, während das Athmen, der Herz- und Arterienſchlag fortdauern. Ein von vollkommenem Schlagfluß befallener Menſch fällt plötzlich, wie von einer unſichtbaren Macht getroffen, zuſammen, iſt unfähig, ſeine Glieder ſelbſt zu bewegen, unfähig zu ſprechen, hört auf keinen Zuruf, hat kein Gefühl, ſieht nicht, wenn gleich ſeine Augen offen ſtehen, athmet ſtark und zuweilen mit Schnarchen, wie ein im tiefſten Schlafe Liegender. Bei einem weniger vollkommenen Schlagfluſſe ſind manche Zufälle gelinder. Das Bewußtſein fehlt alsdann zuweilen nicht ganz, die Bewegung iſt noch etwas frei, oder fehlt doch nur auf einer Seite, die Sprache fehlt zuweilen nicht ganz, ſondern ertönt noch als ein unverſtändliches Lallen. Deßhalb theilen die Noſologen den Schlagfluß nach ſeiner Verſchiedenheit in der äußern Form in den Halbſchlag (Hemiplexie), wo der Kopf und die Hälfte des Körpers gelähmt iſt; in die Paraplexie, wo der Kopf, das Bewußtſein und die Sprache frei und unverletzt geblieben ſind, aber der ganze Rumpf gelähmt iſt, und in den vollkommenen Schlagfluß (apoplexia exquisita), wo der oben beſchriebene Zuſtand eintritt. Die weſentliche Urſache des Schlagfluſſes iſt eine Lähmung des Gehirns, wahrſcheinlich auch des Rückenmarks, entweder in ſeinem ganzen Umfange, welches den vollkommenen Schlagfluß bewirkt, oder nur in einer Hälfte des Gehirns, wodurch Hemiplexie entſteht, oder nur im Rückenmark, wodurch wahrſcheinlich Paraplexie entſteht. Obgleich die Erhaltung des Organismus nicht von dieſen Nervenpartien abhängt, ſo kann doch eine ſo bedeutende Verletzung des Organismus in ſeinem Innerſten nicht lange beſtehen, ohne daß das Leben darüber zerſtört werde. Daher iſt der Ausgang des Schlagfluſſes verſchieden: entweder er iſt, jedoch in den ſeltneren Fällen, mit bald darauf (in einigen Stunden) folgendem Tode verbunden, oder der Anfall tödtet erſt in zwei bis drei Tagen, während welcher Zeit man oft einen fieberhaften Gang bemerkt; oder es folgt zuweilen Geneſung, doch bleibt meiſtens Lähmung irgend eines Gliedes, oder mehrerer Glieder zurück. Was nun aber dieſe plötzliche Lähmung jener wichtigen Theile ſelbſt verurſacht, iſt ſchwer aufzuhellen, obgleich neuerer Zeit von mehreren Ärzten Verſuche darüber gewagt wurden. So viel lehrte Erfahrung anderer Fälle, daß ein Druck auf das Gehirn einen dem Schlagfluſſe ganz ähnlichen Zuſtand hervorzubringen vermag, daß, ſobald dieſer Druck aufhört oder weggenommen wird, das Bewußtſein, die Empfindung und der Gebrauch der Sinne und

Glieder zurückkehrt. Ja man hat bei Perſonen, bei welchen das Gehirn zum Theil entblößt lag, z. B. bei Verwundeten, Trepanirten, durch abwechſelndes Drücken auf das Gehirn und Nachlaſſen des Drucks ein eben ſo abwechſelnd erfolgendes betäubtes Einſchlafen und Erwachen bewirken können. Perſonen, welche durch einen heftigen Schlag auf den Kopf verletzt worden ſind, wodurch ein Erguß von Blut, oder ein Austreten von Blutwaſſer entſtand, oder wodurch in dem Schädel ein Knochenſtück niedergedrückt wurde, liegen in einer Betäubung, welche ſogleich aufhört, ſobald das geronnene Blut, oder die niedergedrückte Knochenplatte durch den Trepan weggebracht worden iſt. Von ähnlichen Zufällen hat man auf ähnliche Urſachen den Schluß gemacht, und deßhalb auch bei dem Schlagfluſſe einen Druck auf das Gehirn vermuthet. Indeſſen kann auch dies nicht allemal und für ſich allein der Fall ſein, denn man hat bei Leichenöffnungen mancher an Schlagfluß verſtorbener Perſonen nicht allemal Zeichen eines ſolchen vorhanden geweſenen Drucks auf das Gehirn gefunden, man hat im Gegentheil, ohne alle ſolche Veranlaſſungen, von bloßer Schwäche Schlagfluß entſtehen ſehen. Man kann daher für jetzt folgende, nach den entfernten Urſachen für die Behandlung wichtige Eintheilung des Schlagfluſſes als die beſte anſehen. Die Thätigkeit der Hirnorgane iſt gelähmt, entweder 1. durch einen mechaniſchen Druck auf daſſelbe, oder 2. durch eine unverhältnißmäßige Ableitung des Nervenäthers auf das Gangliensyſtem, oder 3. durch unverhältnißmäßiges Zuſtrömen des erſtern nach dem Gehirn oder 4. durch eigene Schwäche und Erſchöpfung des Nervenäthers ſelbſt. Was die erſte Urſache betrifft, ſo kann der Druck auf das Gehirn entſtehen von übermäßiger Anhäufung des Bluts im Gehirn (gewöhnlich Blutſchlagfluß, apoplexia sanguinea genannt), welche durch Entzündung des Adernetzes in demſelben, durch Hemmung des Zurückfluſſes des Blutes aus den Behältniſſen deſſelben, ſelbſt durch heftige Affecten, welche das Blut nach dem Kopfe treiben, durch übermäßige Erhitzung des Körpers, durch Hemmung des Athemholens, z. B. bei Ertrunkenen, durch habituelle Hemmung des Rückfluſſes u. ſ. w., veranlaßt werden kann. Der lähmende Druck auf das Gehirn kann auch ausgeübt werden von einer Anhäufung wäſſeriger, lymphatiſcher oder eiterartiger Flüſſigkeit (wäſſeriger Schlagfluß, apoplexia serosa), z. B. bei der innern Hirnwaſſerſucht, nach Hirnentzündungen bei Ausſchwitzung von dergleichen Flüſſigkeit, bei einem plötzlichen Erguſſe von Eiter aus Hirngeſchwüren. Die zweite Urſache, krankhafte und übermäßige Ableitung des Nervenäthers aus dem Gehirn, kann vorfallen bei heftigen oder oft wiederholten Erregungen anderer Organe, Übermaß im Genuſſe von ſinnlichen Vergnügungen, Überfüllung des Magens mit Speiſen, heftigen Krämpfen, ſtarken Reizen im Unterleibe und dergl. Daher der ſogenannte gallichte, gaſtriſche und krampfhafte Schlagfluß (apoplexia spasmodica). Die dritte Urſache findet nicht ſelten Statt bei heftigen Affecten, von dem Genuſſe von narkotiſchen Giften, von dem übermäßigen Genuſſe geiſtiger Getränke. Dies könnte man Schlagfluß von Betäubung (apoplexia narcotica) nennen. Endlich die vierte Urſache kann eintreten nach heftigen Anſtrengungen, Folge heftiger, lang anhaltender, oft wiederkehrender Krämpfe, Schwäche überhaupt und Mangel an Blut, übermäßiger Genüſſe der Sinnlichkeit u. a. m., welche Art zuweilen

apoplexia nervosa, Nervenſchlag, genannt wird. Man ſieht ſchon hieraus, daß die Heilung des Schlagfluſſes nicht leicht iſt, indem die Verſchiedenheit der Urſachen berückſichtigt, und die Behandlung darnach eingerichtet werden muß. Es iſt jederzeit ein ſehr bedeutender Zufall, doch iſt die Gefahr nicht allemal in gleich hohem Grade. Nicht ſelten erholen ſich auch die Kranken wieder, indem entweder die Geſundheit ganz wieder zurückkehrt, ohne Lähmung einer Seite, einzelner Muskeln, z. B. der Sprachwerkzeuge, einiger Muskeln des Geſichts, zurückbleibt, ſo daß der Mund nach einer Seite gezogen, die bisherige Phyſiognomie des Kranken verändert wird. Ein tödtlicher Ausgang iſt meiſtens zu erwarten, wenn der Schlagfluß vollkommen und hartnäckig iſt, wenn das Bewußtſein und die Empfindung ganz verloren ſind, wenn die Empfindlichkeit des Auges gegen das Licht ſich gar nicht regt, wenn der Kranke nicht ſchlucken kann, wenn das Athmen immer ſchwerer und mühſamer wird, einige Tropfen Blut aus der Naſe, oder Schaum aus dem Munde kommen, wenn der Puls anfängt ſchwächer zu werden. Dagegen iſt ziemliche Hoffnung zu einem beſſern Ausgange da, wenn ſich bald nach dem erſten Anfalle wieder Nachlaß der Zufälle zeigt, wenn Spuren von Bewußtſein zurückkehren, das Schnarchen und Röcheln ſich verlieren, wenn ein hinlänglicher Blutabgang ſich einfindet mit Erleichterung. Es giebt Menſchen, welche vor andern, vermöge ihrer körperlichen Beſchaffenheit, in Gefahr ſind, von dieſem Zufalle betroffen zu werden. Auch kommt er eigentlich wohl nie ſo ſchnell und unvorbereitet, als es bei manchen Kranken dieſer Art der Fall zu ſein ſcheint, ſondern es verkündigen manche vorausgehende Zeichen ſeine Ankunft. Wenn man noch genauer darauf merkte, würde man noch mehrere Vorzeichen beobachten, denn nur der letzte Schlag kommt ſchnell auf eine beſondere Veranlaſſung, allein die vorbereitenden Urſachen wirken vielleicht Jahre lang vorher. Beſonders ſcheinen ſolche Perſonen zum Schlagfluſſe geneigt, welche ſchon etwas in die Jahre vorgerückt ſind und einen dicken, ſchwammichten, fetten, kurzgebauten Körper haben, deren Kopf etwas groß, der Hals kurz iſt; ferner Perſonen, welche an ſteten Krämpfen leiden, u. ſ. w. Zeichen, welche bei Perſonen, die ſchon Anlage dazu haben, baldigen Schlagfluß befürchten laſſen, ſind beſtändige hohe Röthe des ganzen Geſichts, Schwindel, Ohrenbrauſen, Übelkeit bei nüchternem Zuſtande, plötzliche Abnahme des Gedächtniſſes, einzelne kleine Lähmungen, beſonders im Geſichte. Wenn Perſonen Anlage zum Schlagfluſſe haben, oder Vorboten davon merken, ſo müſſen ſie in allen ſinnlichen Genüſſen ſich der größten Mäßigkeit befleißigen, nie den Magen überladen, beſonders Abends nicht viel und nur leichte Speiſen genießen, ſich der erhitzenden Getränke enthalten, nach dem Eſſen keine anſtrengende Kopfarbeit vornehmen, vor Erhitzung überhaupt ſich hüten, beſonders aber ſchnelle Erkältung, Zugluft bei ſchwitzendem Körper, oder Erkältung des Kopfes, wenn er ſchwitzt, vermeiden. Dagegen müſſen ſolche Perſonen mäßige Bewegung vornehmen, und ſtets auf gehörige, regelmäßige und leichte Leibesöffnung halten. H.

Schlaglicht (coup de jour) heißt in der Mahlerei ein lebhafter, wirkſam angebrachter Lichtſtrahl, durch welchen man einen Gegenſtand vorzüglich hell und leuchtend hervortreten läßt.

Schlagſchatten, ſ. **Schatten**.

Schlagſchatz. Die Verfertigung der Metallmünze macht eben ſo wie irgend eine Arbeit des Goldſchmids oder Silberſchmids einen Koſtenaufwand nothwendig, dieſen Koſtenaufwand nennt man den Schlagſchatz oder Prägſchatz der Münze. Großbritannien iſt der einzige Staat in Europa, welcher die Prägkoſten ſeiner Münze auf die ganze Nation wälzt, und ſich dieſelben nicht von den Einzelnen, die ſich ihrer bedienen, wieder vergüten läßt; dort wird nämlich die geprägte Metallmünze blos um ihr Gewicht weggegeben, und die Regierung trägt ſelbſt die Koſten der Prägung. Es verdient jedoch die Geſetzgebung Großbritanniens in dieſer Hinſicht keineswegs nachgeahmt zu werden, denn jede Metallmünze iſt ein Erzeugniß des menſchlichen Gewerbfleißes; ihre Ausprägung hat Vorrath (Capital), Werkzeuge und Arbeit, erfodert; es iſt alſo gerecht und billig, daß jeder, der die Vortheile des allgemeinen Werthausgleichungsmittels vermöge der Zerſtückelung und Beglaubigung des Münzmetalls genießt, auch die Koſten, welche dadurch verurſacht worden, mit trage. Die Vergütung des Schlagſchatzes iſt ſogar nothwendig; denn ſie allein kann hindern, daß der in demſelben liegende Arbeitslohn im Verkehr nicht wieder der Metallmünze entzogen, die Münze von neuem in bloßes Metall verwandelt, zu Gefäßen, Zierrathen ꝛc. eingeſchmolzen, alſo der Nation das Ausgleichungsmittel, deſſen ſie bedarf, entriſſen, und ſie zugleich durch die Vernichtung, durch den Untergang des auf die Verfertigung der Metallmünze verwandten Arbeitslohns in Verluſt gebracht werde. Hierzu kommt noch, daß, wie ſehr auch die Münzkunſt in den neuern Zeiten vervollkommnet worden, man es doch noch immer nicht dahin hat bringen können, dem einen Münzſtücke genau denſelben Metallgehalt zu geben, den das andre hat; kommen nun dieſe Stücke von verſchiedenem Metallgehalte aus der Münzſtätte, und es wird kein Schlagſchatz genommen, ſo ſuchen Speculanten die guten Stücke aus, und ſchmelzen ſie ein, ſo daß nur die ſchlechtern im Umlaufe bleiben. Dieſer Fall tritt in England wirklich ein, wo man faſt gar keine guten Münzſtücke mehr im Umlaufe ſieht. Läßt ſich ein Staat den Schlagſchatz nicht wieder vergüten, ſo macht er dadurch allen fremden Nationen, welche ſich ſeiner Münze zu ihren Werthausgleichungen bedienen, ein ganz unverdientes und zweckloſes Geſchenk. Die brittiſche Regierung hat dies eingeſehen, und deßhalb die Ausfuhr einheimiſcher Münzen bei Todesſtrafe verboten. Aber, geſetzt auch, ein ſolches Verbot könne in einem Inſelſtaate, wie Großbritannien, ſtreng befolgt werden, ſo iſt dies doch gar nicht denkbar in irgend einem Staate des feſten Landes. Die Aufopferung des Schlagſchatzes würde hier nur dann ganz unſchädlich ſein, wenn alle Nationen durch eine allgemeine Übereinkunft ſich dazu verſtänden, denn außerdem hätte es ja eine einzige Nation, welche den Schlagſchatz ſich vergüten ließe, ſtets in ihrer Macht, die Metallmünze aller andern Nationen mit Gewinn an ſich zu ziehen. Die Größe des Schlagſchatzes einer Metallmünze iſt denſelben Bedingungen unterworfen, wie der Schaffungskoſtenbetrag irgend eines andern Gewerberzeugniſſes, es hängt dieſelbe nämlich ab theils vom Arbeitslohne, theils vom Capitalaufwande, welchen die Ausprägung der Münze nothwendig macht; beide, ſowohl der Arbeitslohn als der Capitalaufwand aber ſind, je nachdem die Metallmünze entweder von grobem oder

ſeinem Schrote iſt, und je nachdem dieſelbe an dem einen oder andern Orte verfertigt wird, höchſt verſchieden. Die Ausprägung einer Mark Silber zu groben Münzſorten, z. B. zu Speciesthalern, koſtet natürlich bei weitem weniger, als deren Ausprägung zu kleiner Münze, z. B. zu Groſchen; bei jener iſt daher der Schlagſchatz nothwendig geringer als bei dieſer, und eben ſo iſt die Münzprägung an den Orten, wo ſowohl die Brennſtoffe als der Arbeitslohn vorzüglich niedrig ſind, oder wo eine vervollkommnete Maſchinerie Erſparungen an Capital und Arbeitslohn geſtattet, wohlfeiler als da, wo ſolche günſtigen Verhältniſſe fehlen. — Was übrigens die Art und Weiſe betrifft, wie ſich die Regierung den zur Prägung der Metallmünze vorgeſchoſſenen Koſtenaufwand, den Schlagſchatz, von den Benutzern dieſer Münze wieder vergüten läßt; ſo kann dies nur dadurch geſchehen, daß die Geltung der Münze über den Betrag des in ihr enthaltenen Metalls geſetzlich um ſo viel erhöht wird, als der Schlagſchatz ausmacht. K. M.

Schlangen, die zweite Ordnung der Amphibien, ſo benannt, weil ſie ſich vermöge ihres langen wurmförmigen, äußerſt biegſamen und geſchmeidigen Körpers auf mancherlei Art in ſich ſelbſt und um andere Körper ſchlingen oder winden können. Ihr wurmförmiger Körper, der gänzliche Mangel aller äußern Gliedmaßen zur Bewegung, ſowohl der Beine als der Floſſen, zeichnen ſie hinlänglich vor den übrigen Amphibien aus. Trotz des letztern Mangels bewegen ſich die Schlangen mit ungemeiner Geſchwindigkeit. Ihr langer geſtreckter Körper ſchießt, da vermöge ſeiner wunderbaren Einrichtung jeder Theil deſſelben eine elaſtiſche Feder iſt, die bei der Berührung des Bodens losſchnellt, pfeilſchnell dahin und ſcheint mehr in der Luft dicht über der Erde hinzufliegen, als die Erde ſelbſt zu berühren. Mit unglaublicher Leichtigkeit winden ſie ſich die Bäume hinan und heben ſich, wenn Zorn oder Liebe ſie erhitzt, auf ihren geringelten Schwanz geſtützt, mit dem Vordertheile ihres Körpers in die Höhe. Die Schlangen haben auch keine äußeren Ohren, wohl aber innere Gehörorgane, und hören ziemlich gut. Das Verhältniß des Kopfes zum Rumpfe, ſo wie die Geſtalt deſſelben, iſt ſehr verſchieden; die Augen ſind ſchön und feurig, die Mundöffnung iſt ungemein weit, und der Rachen kann ſtark erweitert werden, da die Kinnladen nur mittelſt elaſtiſcher Bänder zuſammenhängen; der Schlund dehnt ſich zu einem Kropfe aus, der ein drei- bis viermal größeres Thier faßt, als die Schlange ſelbſt, wenigſtens in Rückſicht ihrer Dicke, iſt. Die Zunge iſt in einer Scheide verborgen, iſt lang und geſpalten, und bewegt ſich pfeilſchnell im Rachen, beſonders wenn man das Thier zum Zorne reizt. Die Ränder der Kinnladen ſind gezähnt, dienen aber nicht zum Zermalmen der Speiſen, ſondern blos zum Feſthalten des erhaſchten Raubes. Nur bei einigen finden ſich vorn ein Paar längere zum Verwunden geſchickte Zähne. Dieſe ſind hohl, beweglich, in einen feſten Knochen eingeſenkt, und ſtehen mit der Speicheldrüſe in Verbindung. Sie können durch eine Bewegung des Unterkiefers und mittelſt eigner Muskeln hervorgeſtreckt und eingezogen werden. Hinter ihrer Wurzel liegen kleine Bläschen, in welchen ſich aus der Speicheldrüſe ein Gift abſondert, welches beim Biß vermittelſt eines Druckes in den hohlen Zahn und durch eine äußerſt feine

Öffnung an der Spitze deſſelben in die Wunde fließt. Viele Schlangen, beſonders in den heißen Ländern, führen ein ſo ſcharfes Gift bei ſich, daß es in kurzer Zeit, ja ſelbſt auf der Stelle tödtet. In Anſehung der äußern Bekleidung halten die Schlangen das Mittel zwiſchen den Fiſchen und Eidechſen. Die Schuppen, welche den äußern Überzug bei den mehreſten ausmachen, weichen in Hinſicht auf Größe und Geſtalt bei den verſchiednen Gattungen ſehr von einander ab, und auf ihrer Zahl und Zuſammenſtellung beruhen meiſt die Charaktere der Geſchlechter und Gattungen, obgleich dieſe Merkmahle nicht ganz ſicher ſind. Das Knochengerüſte der Schlangen iſt höchſt einfach und beſteht außer dem Schädel in einer vom Kopfe bis zum Schwanze reichenden Reihe von Wirbelbeinen, ohne irgend weitere Verzweigungen. Die einzelnen Wirbelbeine ſind ſehr beweglich, und endigen ſich am hintern Theile mit einer Kugel, die in der Pfanne des folgenden Wirbelbeins frei ſpielt. An den Seiten derſelben ſtehen die Rippen, die ſich nach mehrern Richtungen biegen. Gegen das Ende des Schwanzes haben die Wirbelbeine weder Rippen noch Zacken. Rippen und Wirbelbeine machen übrigens die einzigen feſten Theile in dem Rumpfe der Schlangen aus, und die innern weichen Theile ſind daher von unten durch nichts als durch die breiten Bauchſchuppen und durch eine beträchtliche Lage von Fett zwiſchen Haut und Eingeweiden beſchützt. In der Größe findet ſich bei den Schlangengattungen die äußerſte Verſchiedenheit; einige erreichen eine Länge von 30 und mehr Fuß, dagegen meſſen andere nur wenige Zoll. Dabei ſind die Zeichnungen und Farben ungemein mannichfaltig und bei einigen ſo prächtig, daß man ſie zu den ſchönſten Thieren rechnen muß. — Die Schlangen finden ſich nur in der heißen und in den gemäßigten Zonen, nicht jenſeit des Polarkreiſes. In den heißen Ländern innerhalb der Wendekreiſe giebt es die meiſten, die größten, die ſchönſten und die gefährlichſten. Mehrere Gattungen trifft man ſowohl in der alten als neuen Welt an. Faſt alle lieben feuchte, dumpfige aber zugleich warme Örter. In der Hitze des hohen Sommers ſind ſie am lebhafteſten und thätigſten, die giftigen aber auch am gefährlichſten. Dagegen werden ſie im Herbſt immer träger und erſtarren zuletzt, wo der Winter auch nur einigermaßen ſtreng iſt. In dieſem Winterſchlafe verbleiben ſie, bis das Frühjahr ſie wieder erweckt. Alsdann häuten ſie ſich. Die größern Schlangengattungen ſind dem Winterſchlaf nicht unterworfen, da ſie nur in heißen Ländern leben; auch zeigen ſie keine Geſelligkeit, dagegen man die kleinern öfters in ganzen Geſellſchaften und in einander verſchlungen in Erdhöhlen u. ſ. w. findet. Alle Schlangen können im Waſſer leben, und ſuchen zum Theil ihren Fraß dort; aber ſie müſſen beſtändig Luft ſchöpfen, wenn ſie nicht erſticken ſollen. Die Nahrung der Schlangen beſchränkt ſich blos auf das Thierreich. Die kleinern Gattungen fangen allerhand Inſecten und Gewürme, die größten aber ſtellen auch den größten Säugthieren nach, und ſelbſt Panther und Leoparden werden ihnen öfters zur Beute. Die Schlangen zerkauen ihren Fraß nicht, ſondern verſchlucken ihn ganz. Iſt ihre Beute dazu zu groß, ſo zermalmen ſie ſie durch ihre Windungen. Die Verdauung der mit Haut und Haar verſchluckten thieriſchen Körper ſcheint bei den mehrſten Schlangen viel Zeit zu erfodern, und daher ihr Fraß im Magen ſelbſt in Fäulniß überzugehen. Daraus

laſſen ſich die übelriechenden Ausdünſtungen erklären, die man bei allen Schlangen bemerkt und die wohl Urſach ſein mögen, daß man ihnen ſonſt eine betäubende Zauberkraft zuſchrieb. Sie gehören ſämmtlich zu den eierlegenden Thieren, doch brüten einige ihre Eier im Leibe ſelbſt durch ihre eigne Wärme aus; dieſe pflegt man daher auch lebendig gebärende oder Vipern (Viviparae) zu nennen. Für den Menſchen haben die Schlangen keinen bedeutenden Nutzen. Einige dienen zu Arzneimitteln, andre, ſelbſt die giftigſten, zur Nahrung. Man kennt jetzt neun Geſchlechter der Schlangen, welche in ungefähr 104 Gattungen zerfallen. Bei den Alten hatten die Schlangen eine heilige Bedeutung. Sie z. B. Koch de cultu serpentum apud antiquos, Lips. 1717; 4.

Schlangenbad und **Langenſchwalbach** (ſ. Schwalbach) in der vormals churheſſiſchen Grafſchaft Nieder⸗Katzenellenbogen, in der Nähe des ſchönen Rheingaues, gehören jetzt zum Herzogthum Naſſau. Die Gegend iſt eine romantiſche Waldgegend, die in ihren einfachen Reizen das Gemüth des Naturfreundes anſpricht. Ein Rind, das krank ſich täglich von der Herde ſonderte, und von dem Hirten an der warmen Quelle gefunden ward, von der es Geneſung erhielt, entdeckte dieſe Quelle vor 200 Jahren. Doctor Glarin aus Worms erkaufte nun 1657 dieſelbe nebſt nothdürftigem Bauholz um zwei Ohm Wein von den Bauern von Berſtadt. Später ward es heſſiſch, und 1694 mit allerhand Anlagen ausgeſchmückt, die ſpäterhin immer fortgeſetzt wurden und bis hieher über 400,000 Gulden koſten. Die Alleen und Spaziergänge ſind, ſo wie die mit den ſchönſten Zimmern verſehenen geſchmackvollen Gebäude, mit glücklichem Sinne geſchaffen. Das naſſauer Haus iſt durch einen bedeckten Gang mit dem heſſiſchen Hauſe verbunden und enthält drei Quellen und zehn geräumige Bäder, außerdem auch noch ein Tropfbad. Das neue Haus hat ſechs Bäder. Manche ſind mit Marmor, andre mit Porzellan eingefaßt. Obige drei Quellen geben in 24 Stunden 3500 Ohm Waſſer, das 21 — 22° Reaumur hat und Thon⸗ und Kalkerde enthält. Es verjüngt das Alter, indem es als ſeifenartiges Waſſer und durch ſeine milde Wärme geſchmeidig macht, die ſtraff gewordnen Hautfaſern erweicht und ſtärkt, und Steifigkeit und Contracturen hebt. Schärfe der Säfte, Flechten, Gries und Stein, Dörrſucht, Krämpfe des Unterleibes, krampfigte Engbrüſtigkeit, u. ſ. w. hebt es ebenfalls. Der Haut theilt es eine unglaubliche Zartheit und Weichheit mit. Es iſt blaulich und wie Seifenwaſſer anzufühlen. Die ihm eigne Fettigkeit ſchwimmt in Geſtalt eines ſchmierigen Schmutzes auf dem Waſſer. Der Badeſchlamm wird zum Heilen und Trocknen alter Geſchwüre benutzt. Zwiſchen Schwalbach und Schlangenbad iſt ein immerwährender Verkehr, ſo daß die Gäſte beider Bäder ſich faſt täglich beſuchen. Das ſchwalbacher Waſſer wird auch täglich in der Kühle des Morgens nach Schlangenbad gebracht und dort gebraucht. An Spaziergängen und herrlichen Naturpartien fehlt es nicht.

Schlegel (Johann Elias), wurde 1718 zu Meißen geboren. Sein Vater war daſelbſt Appellationsrath und Stiftsſyndicus, und ließ dieſen Sohn durch Privatlehrer unterrichten. Schon im zwölften Jahre fing er an, deutſche Verſe zu machen. Mit großen Kenntniſſen in den ſogenannten Schulwiſſenſchaften ausgerüſtet, beſuchte er Schulpforte, wo er auch über ſeinen jüngern Bruder,

Johann Adolph Schlegel, die Aufſicht übernahm. Durch ſeinen Vater ermuntert, ſtudirte er den Horaz, ſuchte dieſen Dichter und die Cyropädie des Xenophon zu überſetzen, und verfertigte ſchon in ſeinen Schuljahren ein Trauerſpiel, welches er die Trojanerinnen nannte. Dieſen und mehrere Verſuche wagte er ohne weitern Beiſtand ſeiner Lehrer. So begeiſtert er war, wenn er arbeitete, ſo ſtrenge in der Kritik war er gegen ſich ſelbſt, und häufig ſtrich er die Hälfte ſeiner Arbeit, die er Abends vorher gemacht hatte, am andern Morgen durch. Mehrere, freilich ſelbſt für jene Zeit noch mittelmäßige dramatiſche Arbeiten vollendete er auf der Schule. In Leipzig, welches er 1739 beſuchte, um die Rechtswiſſenſchaften zu ſtudiren, wurde er mit Gottſched bekannt, der, ſeinen wandelbaren Ruhm durch Verbindungen mit jungen talentvollen Dichtern zu ſichern bemüht, auch Schlegel an ſich zog, und mehrere Aufſätze deſſelben in ſeine Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit aufnahm. Nach Beendigung ſeiner Univerſitätsjahre (1743) nahm ihn ſein Verwandter, der ſächſiſche Kriegsrath und Geſandte von Spener, als Privatſecretär mit nach Kopenhagen. Schlegel nahm ſpäterhin an den bremiſchen Beiträgen zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes thätigen Antheil, und gab ſelbſt eine Wochenſchrift unter dem Titel: der Fremde, heraus, worin er ſeine Bemerkungen über däniſche Sitten, Verfaſſung, Geſchichte, Sprache u. ſ. w. vortrug. Dieſe Wochenſchrift wurde in Dänemark ſowohl, als in Deutſchland ſehr günſtig aufgenommen. Zum Behuf des däniſchen Theaters arbeitete er einige Luſtſpiele aus, welche nach ſeiner deutſchen Handſchrift ins Däniſche überſetzt wurden. Durch den Einfluß des Freiherrn von Holberg, deſſen Gunſt er ſich durch ſeinen Fleiß in der däniſchen Geſchichte und Sprache erworben hatte, wurde er (1748) zum außerordentlichen Profeſſor an der neuerrichteten Ritterakademie zu Soroe ernannt. Seine Einkünfte waren ſehr geringe, deſto größer ſeine Arbeitſamkeit, die, verbunden mit Nahrungsſorgen, ihm ein hitziges Fieber zuzog, woran er den 13. Auguſt 1749 im 31. Jahre ſeines Alters ſtarb. Höchſt rühmlich, aber kärglich belohnt war das Streben dieſes Mannes für die Literatur ſeines erſten und zweiten Vaterlandes. Er war der erſte deutſche Tragiker, der genannt zu werden verdient. Sind ſeine dramatiſchen Arbeiten jetzt gleich tief unter den Werth geſunken, den ſie bei ihrem urſprünglichen Erſcheinen hatten, ſo bleiben ſie doch immer ſchätzbare Denkmahle des erſten Aufblühens unſerer ſchönen Literatur. Seine Schriften kamen unter dem Titel: Joh. Elias Schlegels Werke, herausgegeben von Johann Heinrich Schlegel, zu Kopenhagen und Leipzig (1761 bis 1770) in 5 Bänden 8. heraus. Außer den dramatiſchen Stücken befinden ſich Epiſteln, epiſche, lyriſche und allegoriſche Gedichte, und proſaiſche Ausarbeitungen, namentlich auch die obige Wochenſchrift: der Fremde, in dieſer Sammlung. Außerdem hat man auch eine Überſetzung des erſten und zweiten Bandes der Luſtſpiele des Saintfoix (Leipzig 1750, 8.) von ihm.

Schlegel (Johann Adolph), deutſcher Belletriſt, Dichter und Kanzelredner, geboren zu Meißen den 18. Sept. 1721, bezog mit ſeinem Bruder Joh. Elias, nachdem beide zu Schulpforte die erſte gelehrte Bildung empfangen hatten, die Univerſität zu Leip-

zig. Hier entſtand zwiſchen ihnen, Gellert, Rabener, Cramer, Ebert u. A. der innige Freundſchaftsbund, der in der Folge auf die Ausbildung des deutſchen Geſchmacks ſo vortheilhaft wirkte. Die bremiſchen Beiträge waren die erſte Frucht dieſes Bündniſſes. Späterhin gaben dieſelben Verfaſſer, von denen Johann Adolph Schlegel einer der eifrigſten war, unter dem Titel: vermiſchte Schriften, eine Monatsſchrift heraus, die als Fortſetzung jener Beiträge zu betrachten iſt. Nachher arbeitete dieſer Schlegel mit an der von J. A. Cramer herausgegebenen Wochenſchrift: der Jüngling. In äſthetiſcher Rückſicht erwarb ihm jedoch ſeine Überſetzung von Batteurs Zurückführung der ſchönen Künſte auf einen Grundſatz (les beaux arts reduits à un même principe), welche er mit eignen Abhandlungen und Anmerkungen begleitete, den meiſten Ruf, obgleich ſeine Anſichten oft eben ſo unhaltbar und beſtandlos ſind, wie diejenigen des von ihm verdeutſchten, und zum Theil widerlegten Originals. 1754 ward er als Prediger und Profeſſor der Philoſophie am Gymnaſium zu Zerbſt angeſtellt, von wo er 1759 nach Hannover kam, und, nach mehreren Beförderungen zu geiſtlichen Ämtern, das Amt eines Generalſuperintendenten des Fürſtenthums Lüneburg 1787 erhielt. Er ſtarb am 16. September 1793. Obgleich der größere Theil von J. A. Schlegels dichteriſchen Werken für unſere Zeiten keinen Werth mehr hat, obgleich ſeine äſthetiſchen Anſichten, ſeinem Zeitalter gemäß, noch höchſt beſchränkt waren; ſo verdienen doch ſeine Bemühungen um die deutſche ſchöne Literatur Achtung, und ſelbſt ſeine Fabeln (Leipzig 1769) und ſeine geiſtlichen Lieder (vermiſchte Gedichte Th. 1. Hann. 1786) gehören zu dem Beſſern, was wir Deutſche in dieſen Dichtungsarten aufzuweiſen haben. Als aufgeklärter Kanzelredner ſicherte ſich Schlegel gleichfalls einen dauernden Ruhm durch mehrere Sammlungen von Predigten, unter denen die zu Leipzig 1757 in 3 Bänden herausgekommene eine der vorzüglichern iſt.

Schlegel (Johann Heinrich), geboren zu Meißen 1724, ein Bruder von Johann Elias und Johann Adolph, mit denen er gleiche Erziehung erhielt, ſtudirte von 1741 an in Leipzig die Rechtswiſſenſchaften, beſchäftigte ſich aber beſonders mit der Geſchichte der ſchönen Literatur, und kam durch Vermittelung ſeines ältern Bruders, Johann Elias, als Secretär der däniſchen Kanzlei nach Kopenhagen, wo er (1780) als Profeſſor der Geſchichte, königl. Hiſtoriograph und Juſtizrath ſtarb. Er hat mehrere Schauſpiele von Thomſon und andern engliſchen Dramatikern, nach Maßgabe ſeiner Zeit ſehr glücklich, verdeutſcht. Außer andern die däniſche Geſchichte betreffenden Werken, hat er auch eine Geſchichte der däniſchen Könige aus dem oldenburgiſchen Stamme (Kopenhagen und Leipzig 1777, 2 Bände in Folio mit Kupfern) geſchrieben.

Schlegel (Auguſt Wilhelm und Friedrich), zwei Brüder, welche durch ihre kritiſchen Beſtrebungen, durch eigene poetiſche Erzeugniſſe, durch Nachbildungen und Überſetzungen ihr Zeitalter ergriffen und auf deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft heilſam eingewirkt haben. A. W. Schlegel iſt 1767 zu Hannover geboren, F. Schlegel eben daſelbſt 1772. Ihr Vater war Johann Adolph Schlegel, ihr väterlicher Oheim Johann Elias Schlegel. (S. oben.)

Das wiſſenſchaftliche Leben beider Brüder fällt zwar größtentheils zuſammen; indeſſen fodert Jeder vorläufig ſeine eigene Betrachtung. Wie eine Stelle der Elegie von A. W. Schlegel „Neoptolemus an Diokles“ andeutet, herrſchte im älterlichen Hauſe das liebevollſte Verhältniß und gewiß verlebte er glückliche Kinder- und Knabenjahre. Von der Mutter, einer trefflichen Frau, ward er in der Religion, von Hauslehrern und auf der Schule zu Hannover in den Elementen der Sprachen und Wiſſenſchaften unterrichtet. Ein beſondres Talent zeigte er für Sprachen. Früh entwickelten ſich ſeine Dichteranlagen und ſchon in ſeinen erſten, zum Theil abenteuerlichen Jugendverſuchen zeigte er eine ungemeine Leichtigkeit im Versbau und Reim. Als achtzehnjähriger Jüngling ſprach er auf dem Lyceum an einem Geburtstage des Königs eine ſelbſtverfertigte hexametriſche Rede, die eine Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt im Abriß gab und mit Recht bewundert wurde. In Göttingen ſtudirte er anfangs Theologie, ging aber bald zur Philologie über. Hier war es, wo er Bürgers Freundſchaft gewann, welcher ihm in der Vorrede zur zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte 1789 die poetiſche Weihe gab und in einem klangreichen Sonette die Unſterblichkeit verkündigte. Auch arbeitete er an deſſen Akademie der ſchönen Redekünſte, in welcher ſich z. B. ſeine Ariadne und ein Aufſatz über Dante findet. Zugleich war er ein Mitglied des philologiſchen Seminariums unter Heyne, und eine lateiniſche Abhandlung über die Homeriſche Geographie, welche im Jahr 1787 das Acceſſit erhielt, bewährte früh ſeine gründliche Bekanntſchaft mit einem der ſchwierigſten Theile des Alterthums. Auch fertigte er im Jahr 1788 das Regiſter zum Heyniſchen Virgil. Von Göttingen ging er als Hofmeiſter nach Amſterdam, in das Haus des großen Banquiers Mullman, von wo er nach einem dreijährigen Aufenthalte in ſein deutſches Vaterland zurückkehrte. Er nahm an den Horen, ſo wie ſpäter an den Muſenalmanachen von Schiller lebhaften Antheil, beſonders zogen, außer den Briefen über Poeſie, Sylbenmaß und Sprache, die Überſetzungen aus dem Dante mit ihrem Commentare die Aufmerkſamkeit der Kenner auf ſich, wiewohl die Form des Originals abſichtlich verletzt war. Auch gab er zu den Erholungen von Becker und zum Taſchenbuche für das geſellige Vergnügen einige zum Theil gehaltvolle, zum Theil ſcherzhafte Beiträge, und war bis zum J. 1799 vielleicht der fleißigſte Mitarbeiter an der allgemeinen Lit. Zeitung. Im J. 1797 begann er die Überſetzung des Shakſpeare, deren wohlthätiger Einfluß auf den Geiſt und auf das Gemüth verwandter Deutſchen, ſo wie auf theatraliſche und declamatoriſche Darſtellung noch lange fortdauern wird. Von dieſer Überſetzung ſind 9 Bände erſchienen. Er lebte jetzt, mit dem Titel eines Raths, als Profeſſor in Jena, wo er äſthetiſche Vorleſungen hielt, und ſich vom J. 1798 bis 1800 mit ſeinem Bruder zur Herausgabe des Athenäums verband, einer Zeitſchrift, die, durch 5 Stücke hindurchgehend, das Schlechte von dem Guten genau abzuſondern und bei aller kritiſchen Strenge die Keime lebendiger Bildung in empfänglichen Gemüthern zu entfalten ſuchte. Dieſes Athenäum, wiewohl es ſeiner Schärfe und ſeines übermüthigen Tons wegen Vielen mißfiel, hat auch durch die Theilnahme befreundeter Geiſter viel beigetragen, einen freiern Geiſt in der Anſicht deutſcher Literatur auf-

zuregen, und die geiſtigen Vortheile werden in ſo fern den Nachtheil überwiegen, den dieſe Zeitſchrift ſowohl durch ihre eigene Hyperſthenie, als durch einige tölpelhafte Nachtreter bewirkt hat. Noch erſchien während ſeines Aufenthalts in Jena die erſte Ausgabe ſeiner Gedichte im J. 1800, unter welchen beſonders die Sonette, deren zweiter Vater unter den Deutſchen A. W. Schlegel iſt, namentlich die geiſtlichen und Kunſt-Sonette (die ihr Daſein einer Reiſe nach Dresden verdanken) einen Chor von geſchickten und ungeſchickten Nachahmern erweckt haben. In die letzten Jahre ſeines polemiſchen Lebens in Jena fällt noch das Leben Nicolai's von Fichte, welches er mit einer Vorrede herausgab, und die Erſcheinung der Ehrenpforte für den Theater-Präſidenten von Kotzebue (1800). Dieſe Geburt des Capriccio, durch den hyperboreiſchen Eſel von K. veranlaßt, iſt nicht mit Unrecht von Vielen angefochten worden; doch muß man, um das Schauſpiel zu übergehen, die Spottgedichte aus ihrem eigenthümlichen Geſichtspuncte betrachten und der Wahrheit zur Ehre geſtehen, daß A. W. Schlegel dieſes Quodlibet herausgab, als öffentliche Zeitungen die gewiſſe Rückkehr Kotzebue's ſogleich nach ſeiner Gefangennehmung gemeldet hatten. In das J. 1801 fallen die Charakteriſtiken und Kritiken in zwei Theilen, von beiden Brüdern herausgegeben, worin das Urtheil über Bürgers Werke, von A. W. Schlegel mit umfaſſender Einſicht und Unparteilichkeit ausgeſprochen, neu war; die andern Aufſätze waren aus mehrern Zeitſchriften zuſammengeſtellt. Gewiß iſt es, daß dieſe Sammlung manchen Geiſtesfunken entzündet und manche treffliche Ideen und Grundſätze mehr in Umlauf gebracht hat. Bald darauf erſchien der Muſenalmanach auf d. J. 1802, welchen er mit L. Tieck gemeinſchaftlich herausgab. Der Geiſt des Myſticismus und der Symbolik herrſcht hier vor; doch werden Viele mit Freuden dieſer Erſcheinung gedenken, z. B. der rührenden Sonette von A. W. Schlegel an ſeine Stieftochter Auguſta Böhmer. Überhaupt lebten jetzt die beiden Schlegel ein ſchönes Leben mit gleichgeſinnten Freunden, und nur der Tod von Novalis (ſ. d. Art. Hardenberg) hatte ſie in dieſem Zeitraume betrübt. — Jetzt hatte ſich A. W. Schlegel, der mit ſeiner Gattin, einer geb. Michaelis, nicht in Harmonie lebte, und ſich von ihr trennte, nach Berlin gewandt, wo er zu Ende des J. 1802 Vorleſungen über Literatur, Kunſt und Geiſt des Zeitalters hielt, die im dritten Bande der Europa ſeines Bruders abgedruckt ſind. Im J. 1803 erſchien der Jon, ein antikes Trauerſpiel, über welches in der Zeitung für die elegante Welt (an welcher A. W. Schlegel mit Rath und That arbeitete) auch in Beziehung auf den Euripides und auf die theatraliſche Darſtellung ſehr lehrreiche Discurſe zwiſchen Bernhardi, Schelling und dem Verf. verführt wurden. Jener Zeitung hatte ſich bald der Freimüthige unter Kotzebue's und Merkels Redaction entgegengeſetzt, und es kam nun zu einem Federkriege gegen die ſogenannte neue Schule und ihre Häupter, bei welchem auch Klätſchereien und Caricaturen nicht verſchmäht wurden; A. W. Schlegel ging jedoch auf dieſen Schmutz nicht ein. In demſelben Jahr 1803 erſchien der erſte Band des ſpaniſchen Theaters, welcher 3 Stücke des Calderon enthielt; der zweite Band folgte 1809. Schlegel hatte kurz zuvor im zweiten Stücke der Europa das Publicum auf

den Genuß jenes Dichters vorbereitet. Man konnte an den Überſetzer des Shakſpeare keine geringen Foderungen machen; ſie würden aber vollkommen erfüllt, und man kann wohl ſagen, daß er hier mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Überſetzung iſt treu, auch hat er ſich in Beziehung auf Sylbenmaße, Reime und Aſſonanzen die ſtrengſten Geſetze vorgeſchrieben und durchgeführt. A. W. Schlegel behauptet allerdings einen ausgezeichneten Rang unter allen Überſetzern; auch hat er nicht blos unſere Literatur mit Überſetzungen aus ſüdlichen Sprachen bereichert, ſondern ſeine Virtuoſität auch in andern Überſetzungen, beſonders aus dem Griechiſchen, bewährt. Die Blumenſträuße der italieniſchen, ſpaniſchen, und portugieſiſchen Poeſie gaben im J. 1804 einen neuen Beweis dieſer Kunſtfertigkeit. — A. W. Schlegels Leben in Berlin gewann nun einen neuen Wendepunct, indem er einer unfreundlich beengenden Proſa durch eine der edelſten Frauen entriſſen ward, mit welcher er ſich im freiern Lichte der Welt ſonnte und nach neuen Quellen der Wahrheit und Schönheit forſchte. Mit der Frau von Staël, die er auch in der Elegie „Rom" gefeiert hat, ging er im J. 1805 auf Reiſen und lebte bald in Copet, bald in Italien, Frankreich, Wien, Stockholm ꝛc. Einige vortreffliche Recenſionen von ihm aus dieſem Zeitpuncte finden wir in der jen. Lit. Zeitung, ſpäterhin in den heidelberger Jahrbüchern. In franzöſiſcher Sprache ſchrieb er 1807 eine Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine, welche unter den pariſer Literatoren ungewöhnliches Aufſehen machte. Im Frühlinge des J. 1808 hielt er in Wien vor einem glänzenden Kreiſe Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur, die 1809 bis 11 in 3 Theilen erſchienen ſind. (Eine zweite Ausgabe erſchien 1817.) Sie ſind in alle gebildete Sprachen überſetzt worden. Seine Abſicht dabei war, einen allgemeinen Überblick zu geben, und die Begriffe zu entwickeln, nach denen der Kunſtwerth der dramatiſchen Hervorbringungen verſchiedener Zeitalter und Völker zu ſchätzen iſt. Und in der That herrſcht in dieſen Vorleſungen eine Klarheit und Leichtigkeit des Vortrags, und wenn man den Überfluß von Liebe für einige Meiſter abrechnet, eine Beſonnenheit des Urtheils, die nichts zu wünſchen übrig läßt. Eben ſo beſorgte er im J. 1811 eine neue Sammlung ſeiner poetiſchen Werke, von welcher wir noch den dritten Theil erwarten. In dieſen Gedichten, worin zugleich die Sprache in glänzend reinen Farben ſpielt, findet ſich der größte Reichthum poetiſcher Formen. Man kann den Werth dieſer von echter Bildung durchdrungenen Poeſien als bekannt vorausſetzen. An dem deutſchen Muſeum ſeines Bruders nahm er beſonders durch die gründlichen Unterſuchungen Antheil, welche er in mehreren Stücken deſſelben über das Lied der Nibelungen anſtellte, von welchem er uns eine kritiſche Ausgabe verſprochen hat. — Die großen Ereigniſſe der Zeit bemächtigten ſich nun ſeines Gemüths; er ward im verhängnißvollen J. 1813 politiſcher Schriftſteller in franzöſiſcher und deutſcher Sprache, begleitete ſelbſt den Kronprinzen von Schweden, welchen er im J. 1812 in Stockholm kennen gelernt hatte, als Secretär; auch hat er zur Anerkennung ſeines Verdienſtes mehrere ſchwediſche Orden und den Adelsrang erhalten. Nach Buonaparte's Sturz kehrte er zu Mad. Stael zurück, und erhielt 1818 einen Ruf an die Univer-

ſität Bonn, den er annahm. Er verheirathete ſich 1819 mit der Tochter des Kirchenraths Paulus zu Heidelberg, dieſe Ehe ward aber ſchon 1820 getrennt. Das Neueſte, was wir von Schlegel beſitzen, iſt ein Aufſatz über Necker im dritten Stück der Zeitgenoſſen; eine italieniſche ſehr gelehrte Abhandlung, in der Biblioteca italiana 1816, über die bronzenen Pferde zu Venedig, die er für griechiſche Kunſtwerke erklärt; eine Abhandlung über die Gruppe der Niobe in der Bibliothèque universelle von Genf, 1817; eine hiſtoriſche Notiz über den florentiniſchen Mahler Johann von Fieſole, und eine Erklärung von deſſen Gemählde des heil. Dominicus; Bemerkungen über die provenzaliſche Sprache und Literatur (franzöſiſch, 1818, 8.), und ſeit 1820 die indiſche Bibliothek. Noch möchte zu bemerken ſein, daß er manche Werke jüngerer Freunde herausgegeben hat, z. B. den Lacrimas, 1803, und die dramatiſchen Spiele von Pellegrin, 1804. — Sein Bruder, Friedrich, jetzt ebenfalls von Schlegel, verlebte ſeine Kindheit bei ſeinem Oheim und dann bei ſeinem älteſten Bruder, welche beide Landgeiſtliche waren. Obgleich der Vater ihn dem Kaufmannsſtande zu widmen wünſchte, ließ er ihm doch einen vielſeitigen Unterricht geben, um ihm eine deſto freiere Wahl vorzubehalten. Er zeigte früherhin bei natürlichem Verſtande und lebhaftem Geiſte keine bedeutende Spur eines ausgezeichneten Talents; doch fühlte er, als er in Leipzig die Handlung erlernte, ſeine Unfähigkeit dazu ſo lebhaft, daß der Vater ſeinen Bitten nachgab, und ihn zurücknahm. Jetzt, im 16. Jahre fing er ſeine gelehrte Bildung mit dem glühendſten Eifer an. Er widmete ſich der Philologie, ſtudirte nur ein Jahr in Göttingen, dann in Leipzig, und durfte nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien ſich rühmen, jeden uns übrig gebliebenen griechiſchen und römiſchen Schriftſteller von einiger Bedeutung aus eignem Studium zu kennen. Die erſte Schrift, mit welcher er, ſo viel wir wiſſen, öffentlich auftrat, iſt ein Aufſatz über die griechiſchen Dichterſchulen (in der berl. Monatsſchrift), der etwa in das J. 1793 fällt. Dann war er Mitarbeiter an dem Journale Deutſchland, welches in den Jahren 1795 und 1796 Reichard in Berlin herausgab, ſ. wie am Lyceum der ſchönen Künſte, welches 1797 unter derſelben Redaction erſchien. Seine Beiträge beſtanden in Charakteriſtiken und Kritiken, die größtentheils, wie z. B. die Aufſätze über Forſter und Leſſing (deſſen Gedanken und Meinungen er ſpäter auch mit commentirenden Abhandlungen in 3 Bänden herausgab), in das unter demſelben Titel angeführte Werk übergegangen ſind, welches 1801 zu Königsberg in 2 Bänden herauskam. Nur die Nachrichten über den Boccaz, zu welchen er ſpäterhin einen Nachtrag in der Europa lieferte, waren neu. Die erſte Schrift Fr. Schlegels von größerm Umfange waren die Griechen und Römer, 1797, welcher einen Aufſatz über die Platoniſche Diotima und über die Darſtellung der Weiblichkeit in den griechiſchen Dichtern angehängt war. Den Werth dieſer Schrift erkannte ſelbſt Heyne mit Achtung an. Sie iſt nicht fortgeſetzt worden; man kann aber die Poeſie der Griechen und Römer, 1798, als den zweiten Theil derſelben anſehen, wiewohl auch dieſe Geſchichte leider nur ein Torſo geblieben iſt. In dieſen Werken zeigte Fr. Schlegel bei einer Fülle von Gelehrſamkeit die Originalität des Selbſtdenkers und die Kraft der hi-

ſtoriſch-kritiſchen Waffen, mit welchen er ſich im Felde der antiken und modernen Poeſie zu bewegen anfing. Es kann hier der Ort nicht ſein, das Ganze zu charakteriſiren; indeſſen kann man ſagen, daß im erſt genannten Werke die beiden Kunſtwelten und ihre Erſcheinungen ſtreng geſchieden wurden, und daß hier nach der vortrefflichen Abhandlung von **Schiller** in den Horen der Gegenſatz des Antiken mit dem Modernen, des Claſſiſchen mit dem Romantiſchen ſcharf ausgeſprochen war. Im zweiten Werke machte er den glücklichen Anfang, die Erzeugniſſe der griechiſchen Poeſie in ihrem organiſchen Zuſammenhange zu betrachten, und die Hervorbringungen des Alexandrinismus, ſo wie die römiſche Ausartung, von helleniſcher Harmonie abzuſondern. Dabei beſchäftigte er ſich mit der Kritik des **Platon**, in Beziehung auf welchen er ſich in Berlin mit **Schleiermacher** verband, zog ſich aber von der projectirten Überſetzung dieſes Schriftſtellers zurück, nachdem 5 Bogen davon bereits bei Frommann gedruckt waren. Im **Athenäum**, welches er mit ſeinem Bruder gemeinſchaftlich herausgab, befinden ſich viele gediegene Aufſätze von ihm, und fruchtbare Andeutungen in Fragmenten, Ideen u. ſ. w. Im J. 1799 erſchien, als freies Werk der Phantaſie, des Gefühls und der Reflexion zugleich der erſte Theil der **Lucinde**, die bis jetzt unvollendet geblieben iſt, wiewohl der Verfaſſer einſt in der Europa erklärte, daß er ſie fortzuſetzen gedenke. Schwerlich haben ſich je über ein Werk mehr verſchiedene, zum Theil pöbelhafte Stimmen erhoben, und die Verkehrtheit in den Urtheilen der Menge, die in dieſem Romane blos eine Art von Ardinghello fand, und in der Freiheit dichteriſcher Anſchauungen der Liebe das Wahre und Schöne nicht zu ſchätzen, den Geiſt und den Körper nicht zu ſcheiden wußte, hat wahrſcheinlich die Fortſetzung verhindert. Damals lebte Friedr. Schlegel in Berlin. Im J. 1800 habilitirte er ſich als Privatdocent in Jena, wo er mit großem Beifall philoſophiſche Vorleſungen hielt. In dieſer Periode trat er zuerſt als Dichter auf, da er vorher immer geklagt hatte, daß es ihm an der Sprache gebreche. Die erſten Gedichte von ihm befinden ſich im **Athenäum**, deſſen letztes Stück im J. 1800 herauskam, namentlich die kräftigen Terzinen an die **Deutſchen**. Im zweiten Bande der Charakteriſtiken und Kritiken, 1801, erſchien darauf ein größeres Gedicht im elegiſchen Sylbenmaße: „**Herkules Muſagetes**,“ welches für die Ergreifung ſeines eigentlichen Charakters und Strebens ſehr wichtig iſt. Von jetzt an ſprach er ſich in den mannichfaltigſten Formen aus, z. B. im Muſenalmanache von **Vermehren** auf 1802 und 1803, vorzüglich aber im M. Alm. von **Tieck** und A. W. **Schlegel**, worin die **Abendröthe** ein eben ſo architektoniſches, als muſikaliſches Gedicht iſt, um andere Gedichte zu übergehen. Die Aſſonanz wendete er bei größern Gedichten zuerſt an, nämlich im **Alarkos** (1802), einem Trauerſpiele, welches äſchyleiſch gedacht, aber dem Stoffe und der Äußerlichkeit nach romantiſch genannt werden muß. Auch dieſes Trauerſpiel erfuhr viele ungünſtige Urtheile, doch iſt es in Berlin und Weimar aufgeführt worden. Im J. 1802 lebte er einige Zeit in Dresden, zu welcher Stadt ihn alte Erinnerungen und eine geliebte dort verheirathete Schweſter öfters hinzogen. Dann reiſ'te er mit ſeiner Gattin (einer Tochter Mendelsſohns, mit welcher er ſpäter in Cöln zur römiſch-katholiſchen Kirche

überging) nach Paris, wo er Vorleſungen über die Philoſophie hielt, die Monatsſchrift Europa, beſtehend aus zwei Bänden, oder vier Stücken, herausgab, und ſich außer der Kunſt und den ſüdlichen Sprachen beſonders mit der indiſchen Sprache und Literatur beſchäftigte. Die Reſultate dieſes Studiums legte er 1808 in der Schrift: „Über die Sprache und Weisheit der Indier," nieder; auch bei der Mangelhaftigkeit dieſes Verſuches iſt doch der glückliche Fleiß dieſes unermüdlichen Forſchers rühmlich anzuerkennen. Auch machte er ſich während ſeines Aufenthalts in Paris um die altfranzöſiſchen Ritterromane verdient, indem er 1804 eine Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters aus gedruckten und handſchriftlichen Quellen in 2 Theilen herausgab, ſo wie 1805 den Lother und Maller. Doch war das Original der Rittergeſchichte, die er nach einer ungedruckten deutſchen Handſchrift bearbeitete, urſprünglich italieniſch. Nicht minder verdanken wir ihm diplomatiſche Aufklärungen über die Geſchichte der Jungfrau von Orleans, die er aus den Notices et Extraits zog. Fr. Schlegel ging nun nach Deutſchland zurück, und ſein vaterländiſches Gemüth ergoß ſich auf der Reiſe zum Theil in dithyrambiſchen, zum Theil in elegiſchen Geſängen; doch immer weht die Hoffnung wie eine friſche Luft hindurch. Man findet den innigen Ausdruck dieſes Gefühls nicht allein in ſeinen Gedichten (1809), ſondern auch in ſeinem poetiſchen Taſchenbuche für das J. 1806, worin er zugleich über die deutſche Kunſt, beſonders über das Weſen der gothiſchen Baukunſt, treffliche Worte geſprochen und nach Turpins Chronik den Roland, ein Heldengedicht in Romanzen, mit durchgehender Aſſonanz gebildet hat. Ein noch ungedrucktes hiſtoriſches Drama, Carl V., durch Benutzung hiſtoriſcher Urkunden zu vollenden, ging er 1808 nach Wien, war im folgenden Jahre als kaiſerlicher Hoffecretär im Hauptquartiere des Erzherzogs Carl, und wirkte durch kraftvolle Proclamationen auf den Geiſt der Nation. Bei der unglücklichen Wendung der Dinge kehrte er zur literariſchen Thätigkeit zurück, hielt zu Wien Vorleſungen über die neuere Geſchichte und über die Geſchichte der Literatur aller Völker, welche 1811 und 1812 im Druck erſchienen ſind. Wenn im erſten Werke bei der Eigenthümlichkeit hiſtoriſcher Anſichten eine gewiſſe Parteilichkeit durchſchimmert, ſo findet man im zweiten ein lebensreiches Gemälde aller Literatur ſowohl der alten und mittlern, als der neuern Zeit, ein Werk, welches der ganzen deutſchen Nation angehört. Im J. 1812 gab er das deutſche Muſeum in zwei Jahrgängen heraus, erwarb ſich Metternichs Vertrauen durch manche diplomatiſche Schrift, wurde dann Legationsrath der öſterreichiſchen Geſandtſchaft bei dem deutſchen Bundestage zu Frankfurt a. M., welche Stelle er im Anfange des J. 1818 wieder verlaſſen hat. Die neueſte politiſche Schrift von ihm iſt eine Darſtellung der jetzigen Staatenverhältniſſe. Im J. 1820 unternahm er zu Wien eine Zeitſchrift: Concordia, in der Abſicht, die verſchiedenen Meinungen über Kirche und Staat zu vereinigen. Wir haben bei der Überſicht der Werke dieſes Schriftſtellers manche Beiträge nicht erwähnt, die er z. B. in Roſtorfs Dichtergarten, im attiſchen Muſeum niedergelegt hatte; auch hat er mit ſeinem Freunde Ludwig Tieck die Schriften von Novalis, den erſten Theil des Florentin von ſeiner Gattin, und 1807 noch vor der Erſcheinung des franzöſiſchen Originals die

Corinna der Frau von Staël deutſch herausgegeben, welche Überſetzung ebenfalls von ſeiner Gattin herrühren ſoll. — Die literariſche Revolution, welche dieſe geiſtigen Dioſkuren bewirkten, war, wiewohl ſie Spuren genug hinterlaſſen hat, mehr durch die Schuld vieler ſogenannter Schlegelianer, als der Stifter ſelbſt verhaßt, welchen man bei der Tiefe und Fülle ihrer Kenntniſſe und bei dem Reichthume ihres Geiſtes eine zweckmäßige Form der Darſtellung nicht abſprechen kann. Beſonders iſt die Proſa von A. W. Schlegel wegen ihrer Klarheit und Anmuth zu loben, zu welcher ſich der Tiefſinn des Bruders nicht immer herabläßt; dagegen verräth die Poeſie des Erſten, vorzüglich in den ſpätern Erzeugniſſen, bisweilen eine ungemein zierliche Künſtlichkeit. Wir müſſen aber von den eigenen poetiſchen Schöpfungen dieſer verbrüderten Kraft die kritiſchen Beſtrebungen ſondern, welche eine dankbare Nachwelt gewiß nicht verkennen wird, und von welchen man noch viel Heilſames für die Zukunft erwarten darf, da ihre literariſche Laufbahn noch nicht geſchloſſen iſt Es verdient Lob, daß ſie bei ihren ſteten polemiſchen Berührungen, ohne Rückſicht auf berühmte Namen, immer auf das wahrhaft Vortreffliche drangen, das Schlechte und Mittelmäßige aber mit entſchiedenem Haſſe verwarfen, wenn ſie auch in jugendlichem Enthuſiasmus, oder in wohlgemeintem Scherze bisweilen zu weit gegangen ſein ſollten, wie z. B. in jenen Bücheranzeigen des Athenäums. Sie unterſchieden, wie oben ſchon angedeutet iſt, die Grenzen der antiken und romantiſchen Kunſt und die einzelnen Dichtungsformen genau, drangen mehr auf das Ideale und auf die Objectivität der Darſtellung, und machten in dieſer Hinſicht auf unſern größten Meiſter (Göthe) aufmerkſam, deſſen gründlicheres Studium ſie wirklich eingeleitet haben. Auch blieben ſie durch ihr reges Leben in einer reichern Welt, ſo wie durch den ſchnellen Umtauſch ihrer Ideen von aller Pedanterei und geiſtigen Fäulniß frei, welches bei Gelehrten nicht immer der Fall iſt. Die gegenſeitigen Verhältniſſe der beiden Brüder ſind am beſtimmteſten ausgeſprochen in A. W. Schlegels Gedichten, 1. Th. S. 218, und in Fr. Schlegels Gedichten S. 369. Sie lebten ſtets harmoniſch mit einander, wenn ſie auch ihre Anſichten nicht immer theilten. Über eine gewiſſe Einſeitigkeit in der Liebe zum Mittelalter, über ihre Polemik gegen franzöſiſche Poeſie, wie über manches Andere, hat ſich die edle Freundin der beiden Brüder, die Frau von Staël, beſonders im dritten Theile ihres Werks über Deutſchland erklärt. Bei ſo vielen Verdienſten können ſie eben nicht ſo ſtrenge für das Unheil verantwortlich gemacht werden, welches bald nach ihrem Auftreten in der deutſchen Literatur gleich einem Geſpenſt umherging. Es wurden zwar in manchen jungen Gemüthern herrliche Kräfte geweckt; es iſt aber auch nicht zu läugnen, daß bei Vielen ihrer Anhänger die Form vorwaltete, daß oft ein loſes Spiel mit dem Heiligen getrieben wurde, und daß manche den Thyrſus ſchwangen, ohne begeiſtert zu ſein. bb.

Schleiermacher (Friedrich Daniel Ernſt), einer unſrer gelehrteſten und geiſtreichſten Theologen und Philologen. Geboren zu Breslau den 25. Nov. 1768, empfing er ſeine eigentliche Schulbildung auf dem Pädagogium der Brüdergemeinde in Niesky, fing darauf in dem Seminarium derſelben in Barby das theologiſche Studium an, hörte aber im J. 1787 auf, ein Mit-

glied dieſer Gemeinde zu ſein, und bezog die Univerſität Halle, wo er ſeine Studien unter Nöſſelt und Knapp fortſetzte, dabei auch Eberhard und Wolf hörte. Nach zurückgelegten Univerſitätsjahren war er Erzieher bei dem Grafen Dohna auf Finkenſtein in Preußen und trat ſodann zu Berlin in das Schullehrerſeminarium unter Gedike's Leitung. Im J. 1794 ward er zum Predigtamt ordinirt und zuerſt Hülfsprediger in Landsberg an der Warte, dann von 1796 bis 1802 Prediger am Charitéhauſe zu Berlin. Hier trat er zuerſt als Schriftſteller auf, indem ihm der jetzige Biſchof Sack einen Theil der Überſetzung des letzten Bandes der Blairſchen Predigten übertrug. Dann überſetzte er auf deſſen Anrathen Fawcets Predigten, zwei Bände, nahm hierauf Antheil an dem von A. W. und Fr. Schlegel herausgegebnen Athenäum, und ſchrieb die herrlichen, durch Kühnheit der Gedanken und den Schwung des Vortrags ausgezeichneten Reden über die Religion und die Monologen, auch noch bei Gelegenheit des Sendſchreibens jüdiſcher Hausväter an Teller „Briefe eines Predigers außerhalb Berlin." In dieſen Jahren wurde zwiſchen ihm und Fr. Schlegel eine gemeinſchaftliche Überſetzung des Platon verabredet, die hernach Schleiermacher allein unternahm. Von derſelben ſind aus Schuld ſeiner wechſelnden Lage und der Zeiten überhaupt von 1804 bis jetzt erſt fünf Bände erſchienen. Die Republik, Timäus, Kritias, die Geſetze und Briefe, und eine verſprochene Charakteriſtik des Platon und ſeiner Philoſophie ſind noch zu erwarten. Dieſe Arbeit gehört unſtreitig zu den wichtigſten und fruchtbarſten, die über den Platon unternommen worden, da wohl ſchwerlich unter den Neuern irgend einer tiefer in den unerſchöpflichen und unergründlichen Geiſt dieſes Philoſophen eingedrungen ſein möchte. Nach 1802 gab er die erſte Sammlung ſeiner Predigten heraus, der bis jetzt zwei andere allmählig gefolgt ſind. Einige Predigten, größtentheils bei beſondern Veranlaſſungen, ſind außerdem einzeln gedruckt. Alle dieſe Reden ſind Muſter eines klaren, gediegnen, eindringenden Vortrags, wiewohl nicht zu läugnen, daß er ſich minder an das Gefühl, als an das Denkvermögen ſeiner Zuhörer wendet. In dieſer letztern Gattung der Erbauungsrede iſt er Meiſter, aber auch den erſtern keineswegs fremd. In demſelben Jahre ging Schleiermacher als Hofprediger nach Stolpe, wo er die „Kritik der Sittenlehre" und die „zwei unvorgreiflichen Gutachten in Sachen des proteſtantiſchen Kirchenweſens" verfaßte, letztere ohne ſeinen Namen. Einen Ruf an die Univerſität Würzburg lehnte er nach dem Wunſche der Regierung ab, und ward noch in demſelben Jahre als Univerſitätsprediger und außerordentlicher Profeſſor der Theologie und Philoſophie nach Halle berufen. Der Univerſitätsgottesdienſt kam jedoch erſt 1806 kurz vor dem Kriege zu Stande, der die Univerſität auf eine Zeit lang wenigſtens unterbrach. In dieſen zwei Jahren hatte er theologiſche Encyklopädie geleſen, exegetiſche und dogmatiſche Vorleſungen gehalten, auch philoſophiſche Sittenlehre vorgetragen. Er ging 1807 erſt nur auf einen Sommer nach Berlin zurück, begab ſich dann, als Halle abgetreten worden, ganz dahin, und hielt Vorleſungen vor einem gemiſchten Publicum. Zugleich nahm er als wahrer Patriot den lebhafteſten Antheil an den politiſchen Verhältniſſen, unter welche ſein Vaterland ſchmachtete, und ſprach unaufhörlich von der Kann-

zel in dem herrlichſten Sinne für König und Vaterland, mit einem Muthe und Trotze, der ſelbſt inmitten der Bajonette Davouſts unerſchütterlich blieb. In dieſer Zeit erſchienen auch ſeine kleine Schrift „Über Univerſitäten,“ das „Sendſchreiben über den erſten Brief an den Timotheus“ und der Aufſatz über Heraklit im Wolfiſchen Muſeum der Alterthumswiſſenſchaften und früher „die Weihnachtsfeier.“ Im J. 1809 ward er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin und verheirathete ſich. Als im Jahre nachher die neue Univerſität eröffnet wurde, trat er bei ſelbiger als ordentlicher Profeſſor auf, wie er es auch zuletzt in Halle ſchon geweſen war. Wohl möchte der Lehrſtuhl vor allem der ihm angemeſſenſte Wirkungskreis ſein. Hier zeigt ſich ſeine Beredſamkeit noch glänzender, als auf der Kanzel. Im großen zuſammenhängenden Redebau, deſſen Kunſt von der fließenden Anmuth eines freien Vortrags belebt wird, faßt er die ſchwierigſten und reichhaltigſten Gegenſtände der Wiſſenſchaft mit Scharfſinn und Klarheit zuſammen und verfolgt ſie in das Einzelnſte mit heller Ordnung und Sicherheit. Im J. 1811 ward er Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und 1814 Secretär der philoſophiſchen Claſſe, bei welcher Gelegenheit er von dem Antheil, den er ſeit 1810 an den Arbeiten in der Abtheilung für den öffentlichen Unterricht im Miniſterium des Innern gehabt hatte, wieder diſpenſirt ward. Seit 1811 kommen in den Denkſchriften der Akademie mehrere Abhandlungen, beſonders die philoſophiſche Geſchichte betreffend, von ihm vor. Auch fällt in dieſe Zeit noch ſeine Darſtellung des theologiſchen Studiums. Von vielen wird ihm, mit welchem Rechte, ſteht dahin, das Glückswünſchungsſchreiben an die zur Verbeſſerung der Liturgie niedergeſetzte Commiſſion zugeſchrieben. Unverkennbar herrſcht darin dieſelbe Platoniſche Dialektik, die in der Schrift gegen Schmalz (ſ. d.) eben ſo bewundernswürdig als grauſam erſcheint. Zuletzt hat er in Beziehung auf Harms 99 Theſen gegen den Oberhofprediger Ammon geſchrieben. Die Schrift über Religion und Mythologie iſt ſeiner ausdrücklichen Erklärung nach nicht von ihm.

Schleifen heißt, in der Muſik, zwei oder mehr unmittelbar nach einander folgende Töne unabgeſetzt vortragen. Dies geſchieht beim Geſange und bei den Blasinſtrumenten mit einem ſanften und ununterbrochenen Athemzuge, bei den Bogeninſtrumenten mit einem einzigen fortlaufenden Bogenſtrich, bei den Claviaturinſtrumenten durch einen ſanften Druck der Finger, durch das Verweilen derſelben auf den Taſten, und durch einen ziehenden Übergang derſelben von einer Taſte zur andern. Die Bezeichnung des Schleifens iſt ein bogenförmiger Strich, welcher alle zu ſchleifende Noten umfaßt.

Schleifer, ein deutſcher Nationaltanz, deſſen Charakter hüpfende Freude iſt. Er iſt im Dreiachteltact geſetzt und beſteht aus zwei Repriſen von acht Tacten.

Schleim, eine Flüſſigkeit des thieriſchen Körpers, welche ſich nicht allein in der Naſe und Luftröhre, ſondern auch in den Gedärmen abſondert, und dieſe Theile feucht und ſchlüpfrig erhält, daher der Mangel derſelben nachtheilig iſt. Im reinen Zuſtande iſt er ohne Farbe, Geruch und Geſchmack, verſchiedene Krankheiten aber können ihn verändern.

Schleimhaut iſt die Schleim abſondernde Haut, womit das Innere der Naſe und Luftröhre bekleidet iſt.

Schleſien, ein ehemals zu Böhmen gehöriges Herzogthum, welches jetzt theils zu dem preußiſchen, theils zu dem öſterreichiſchen Staate gehört, und geographiſch in Ober- und Niederſchleſien, und politiſch in Preußiſch- und Öſterreichiſch-Schleſien zerfällt. Niederſchleſien begreift die Fürſtenthümer Breslau, Brieg, Schweidnitz, Jauer, Liegnitz, Wohlau, Glogau, Carolath, Münſterberg, Sagan, Öls und Trachenberg, die Standesherrſchaften Militſch, Wartenberg und Goſchütz und die Minderherrſchaften Neuſchloß, Freihan und Suhlau, und iſt ganz preußiſch; Oberſchleſien begreift die Fürſtenthümer Oppeln, Ratibor, Neiße, Troppau, Jägerndorf, Teſchen und Bielitz, die Standesherrſchaften Pleß und Beuthen, und die Minderherrſchaften Loslau, Oderberg, Freiſtadt, Freudenthal, Friedeck, Deutſchleuthen, Reichenwaldau und Roy, wovon die an dem rechten Ufer der Oppa liegenden Theile von Troppau und Jägerndorf, der kleine ſüdliche Theil von Neiſſe, ein Theil von Oderberg und ganz Teſchen, Bielitz, Freudenthal, Freiſtadt, Friedeck, Deutſchleuthen, Reichwald und Roy öſterreichiſch ſind, das übrige preußiſch iſt. Auch rechnet man die Grafſchaft Glatz zu dem preußiſchen Schleſien. Seit der neuen Eintheilung des preußiſchen Staates iſt der Umfang des preußiſchen Schleſiens verändert worden, indem der vormalige ſchwiebuſer Kreis des Fürſtenthums Glogau zur Provinz Brandenburg geſchlagen, und nebſt Glas auch ein kleiner Theil der Neumark und der durch die wiener Congreßacte 1815 an Preußen abgetretene Theil der Oberlauſitz (mit Ausnahme der Herrſchaft Hoyerswerda und der weſtlich von derſelben gelegenen Ortſchaften) mit dem preußiſchen Schleſien vereinigt worden ſind, und nun die Provinz Schleſien bilden. Dieſe preußiſche Provinz Schleſien (die Beſchreibung des öſterreichiſchen Schleſiens folgt weiter unten) grenzt nach dem angegebenen Umfange und nach der neuern Eintheilung des preußiſchen Staates, gegen Oſten an die Provinz Poſen, das Königreich Polen und den Freiſtaat Krakau; gegen Süden an das öſterreichiſche Schleſien, Mähren und Böhmen; gegen Weſten an Böhmen, Sachſen und Brandenburg, und gegen Norden an Brandenburg und Poſen. Schleſien iſt die wichtigſte Provinz des preußiſchen Staates, welche ⅕ der ganzen Volksmenge enthält und über ¼ zu den Bedürfniſſen des Staates beiträgt. Die Größe beträgt 720 Quadratmeilen, worauf ſich (1817) 1,992,598 Menſchen befanden. Der weſtliche und ſüdliche Theil des Landes iſt gebirgig, weil hier die Sudeten mit ihren Abzweigungen liegen. Der Gebirgszug, welcher am Queis anfängt und bis an die Grafſchaft Glatz hinreicht, heißt das Iſer- und Rieſengebirge, welches Schleſien von Böhmen trennt (ſ. den Art. **Rieſengebirge**). Den öſtlichen Arm der Sudeten bildet das mähriſche Gebirge, welches durch Glatz und den ſüdlichen Theil Schleſiens zieht und ſich bei Jablunka (ſchon im öſterreichiſchen Schleſien) an das karpathiſche Gebirge anſchließt. Gegen Brandenburg und Poſen zu iſt das Land ohne Gebirge und eben, aber zum Theil ſandig und ſumpfig, doch zum Ackerbau durchaus brauchbar. Der Hauptfluß iſt die Oder, welche aus dem öſterreichiſchen Schleſien in das Land tritt, daſelbſt ſchiffbar wird, es der ganzen Länge nach durchfließt, an beiden Seiten viele Flüſſe

(beſonders die Oppa, Neiße, Ohlau, Bartſch, die in der Kriegs-geſchichte von 1813 ſo berühmt gewordene Katzbach und den Bober mit dem Queis) aufnimmt, und von der größten Wichtigkeit für den Handel Schleſiens iſt (ſ. d. Art. Oder). Die ſüdöſtliche Grenze berührt die hier noch unbedeutende Weichſel. Es iſt im Ganzen genommen ein ſehr fruchtbares Land, reich an Getreide jeder Art, als Weizen, Roggen, Gerſte, Hafer, Spelz, Mais, Erbſen, Linſen, Heidekorn und Bohnen, und die Einwohner könnten hiervon noch mehr ausführen, wenn die gebirgigen Gegenden in dieſer Hinſicht ergiebiger wären. Die beſten Gartengewächſe baut man um Breslau, Brieg, Liegnitz und Neiße. Das Obſt bei Niederbeuthen und Grüneberg iſt das vorzüglichſte. Der ſchleſiſche Wein, beſonders der an letzterm Orte wachſende, iſt, wenn er einige Jahre gelegen hat, ſehr gut, und es wird damit nach dem Auslande hin ein ſtarker Handel getrieben. Aus dem ſchlechtern Wein wird Eſſig gemacht. In den gebirgigen Gegenden, wo der Boden ſich weniger zum Getreide- und Gartenbau eignet, iſt er doch mit Holz bewachſen, oder giebt gute Weiden und Wieſen. Flachs wird in großer Menge gebaut, und iſt ein Hauptzweig der Fabriken und des Handels. Hanf hat man nicht ſo viel, wie verarbeitet wird; aber der Handel ins Ausland mit Färberröthe, deren Anbau hier von einem niederländiſchen Kaufmann im 16. Jahrhundert eingeführt ward, iſt deſto beträchtlicher. Auch wird viel Hopfen, beſondes in der Gegend von Münſterberg, gebaut und ausgeführt. Scharte, ein Kraut, welches zum Gelbfärben gebraucht wird, ſammelt man in mehreren Gegenden fuderweiſe ein. Der Tabaksbau iſt ſeit einigen Jahren gleichfalls ſehr in Aufnahme gekommen. Das Holz nimmt freilich auf dem platten Lande ab, indeſſen wird doch noch aus den Fichten, Tannen und Kiefern viel Holz, Theer und Pech, und aus den Lerchenbäumen Terpentin und Kienruß verfertigt und ausgeführt. Rindvieh- und Pferdezucht reichen nicht zu den Bedürfniſſen des Landes hin. Das nöthige Schlachtvieh wird aus Polen und Ungarn hergebracht, und auf den größern Ochſenmärkten, welche zu Brieg, Breslau und Schweidnitz gehalten werden, hat man ehedem wohl mehr als 15,000 Ochſen auf einem Platze geſehen. Die inländiſche Schafzucht iſt veredelt, und die Wolle der ſchleſiſchen Schafe wird ſehr gerühmt, und gehört zu den feinſten Sorten, welche die Provinzen des preußiſchen Staates liefern. Die feinſte und beſte fällt um Öls und Namslau. Ziegen giebt es viel im Gebirge, und die Bienenzucht iſt beſonders in der Herrſchaft Muskau und in Oberſchleſien wichtig. Wildpret iſt reichlich vorhanden, und die Oder, die übrigen kleinern Flüſſe, Seen und Teiche liefern viele und gute Fiſcharten. Das Mineral- und Steinreich iſt gleichfalls ſehr ergiebig an Eiſen, Kupfer, Blei, etwas Silber, Arſenik, Galmei, Vitriol, Schwefel, Steinkohlen an vielen Orten, Kalk, Gyps, Mergel, Marmor, Schiefer, Mühl- und Schleifſteinen, Jaspis, Agat, Topaſen, Karniolen, Onix, Amethyſt ꝛc. Mineralwaſſer ſind beſonders zu Warmbrunn, Flinsberg, Reinerz, Landeck, Altwaſſer, Charlottenbrunn ꝛc. Die Manufacturen Schleſiens, beſonders die Leinwandmanufacturen und die dazu gehörigen Spinnereien und Bleichen ſind ſehr berühmt. Die letztern Manufacturen lieferten im Jahre 1805 für 10½ Millionen Thaler Waaren, und der Ertrag der Baumwollen- und Wollenmanufacturen und der Lederbereitungen ſtieg beinahe eben ſo hoch.

Man webt Leinwand von verſchiedener Güte und Breite. Feine Leinwand wird beſonders in Greifenberg und in der Umgegend verfertigt. Daß die ſchleſiſche Leinwand ſo berühmt iſt, verdankt ſie hauptſächlich den eingeführten Schauanſtalten, die alle gewebte Leinwand prüfen müſſen. Unter den Metallfabriken ſind nur die in Eiſen von Bedeutung. Auch giebt es Papier-, Tabaks-, Fayence- und irdene Geſchirrfabriken. Der Activhandel überſteigt den Paſſivhandel. Die vorzüglichſten Ausfuhrartikel ſind Garn, Leinwand, Tuch, Baumwollenwaaren und Krapp. Schleſien iſt in vier Regierungsbezirke eingetheilt, nämlich Breslau, Reichenbach, Liegnitz und Oppeln. Die höchſte Gerichtspflege beſorgen die königlichen Oberlandesgerichte zu Breslau, Liegnitz und Ratibor. Ein großer Theil der oben genannten Fürſtenthümer, Standes- und Minderherrſchaften wird von mittelbaren Fürſten, Standes- und Minderherren beſeſſen, die zwar zum Theil auch ihre eigenen Regierungen und Juſtizkanzleien, aber keine landesherrliche Gewalt haben, und der Aufſicht der königlichen Oberlandescollegien untergeordnet ſind. Die meiſten Einwohner beſtehen aus Lutheranern und Katholiken. Doch giebt es auch andere gottesdienſtliche Parteien, denen freier Cultus geſtattet iſt, als Huſſiten, Reformirte, griechiſche Chriſten, Herrnhuter, Schwenkfelder und Juden. Die Katholiken ſtehen in Kirchenſachen unter dem Biſchof von Breslau, der zugleich Fürſt von Neiße iſt, jedoch unbeſchadet der landesherrlichen Rechte des Königs von Preußen über dies Fürſtenthum. Die geiſtlichen Sachen der Lutheraner werden von den in jedem Regierungsbezirke beſtehenden Kirchen- und Schulcommiſſionen, und in letzter Inſtanz von dem Conſiſtorium zu Breslau beſorgt. Schleſien iſt als das Vaterland vorzüglicher Dichter und Gelehrten berühmt. Zu Breslau, der Hauptſtadt des ganzen Herzogthums Schleſien, iſt eine Univerſität, womit 1811 die proteſtantiſche Univerſität zu Frankfurt vereinigt worden iſt, ſo daß ſie jetzt zwei theologiſche Facultäten, eine für die Proteſtanten und eine für die Katholiken, hat. Gymnaſien und andere gelehrte Schulen ſind zu Breslau, Öls, Brieg, Glogau, Hirſchberg, Jauer, Liegnitz (die Ritterakademie iſt in eine Erziehungs- und Lehranſtalt für die gebildeten Stände umgeſchaffen), Schweidnitz, Görlitz, Lauban, Glatz, Oppeln, Leobſchütz und Grüſſau. Jüdiſche gelehrte Schulen ſind zu Breslau und Glogau, und zu Niesky haben die Herrnhuter ein akademiſches Collegium, das in Rückſicht der Theologie die Stelle der Univerſität vertritt. Überhaupt wird ſowohl auf dem Lande, als in den Städten für den öffentlichen Unterricht auf das beſte geſorgt. Der König von Preußen hat aus ſeinem Schleſien jährlich 8 Millionen Thaler Einkünfte. — Unter Öſterreichiſch-Schleſien verſteht man denjenigen Theil, welcher im hubertsburger Frieden 1763 dem Hauſe Öſterreich verblieb. Er grenzt an Preußiſch-Schleſien, Galizien, Ungarn und Mähren, und begreift, wie ſchon geſagt, die Fürſtenthümer Teſchen und Bielitz, den größten Theil von Troppau und Jägerndorf und einen Theil vom Fürſtenthum Neiße, nebſt den Minderherrſchaften Freudenthal, Freiſtadt, Friedeck, Deutſchleuthen, Reichenwaldau und Roy, und einen Theil von der Minderherrſchaft Oderberg. Das ganze iſt ſeit 1784 in den troppauer und teſchener Kreis eingetheilt, und zu Mähren geſchlagen. Öſterreichiſch-Schleſien enthält 86 Quadratmeilen (nach

Liechtenſtern 129), 24 Städte, 4 Marktflecken, 646 Dörfer und 347,864 Einwohner. Das Land iſt ſehr gebirgig, denn im Oſten ſind die Karpathen und im Weſten das mähriſche Gebirge, eine Abzweigung der Sudeten; das Klima iſt jedoch gemäßigt, nur im Oſten rauh und kalt. Der größere ſüdliche Theil des teſchner Kreiſes iſt wegen ſeines ſteinigen Bodens wenig fruchtbar, mehr jedoch im troppauer Kreiſe, wo auch der Garten- und Obſtbau blühender iſt. Überhaupt hat ſich der Feldbau ſeit 30 Jahren merklich verbeſſert, und die Einwohner laſſen ſich durch mühſamere Bearbeitung und beſſere Düngung es thätigſt angelegen ſein, den Ertrag ihrer Ackerfelder zu erhöhen, der von Natur geringer, als in Mähren iſt. Außer dem Getreide-, Obſt- und Gartenbau treibt man auch ſtarken Flachsbau, und hat bedeutende, meiſtens Nadelwaldungen. Die Rindvieh- und Pferdezucht könnte bedeutender ſein, das Schlachtvieh zieht man aus Ungarn und Galizien. Die Schafzucht und Bienenzucht ſind nicht unwichtig. Es werden Eiſen- und Steinkohlenbergwerke bearbeitet. Die Einwohner ſind theils deutſcher, theils ſlaviſcher Abkunft und zeichnen ſich durch Induſtriefleiß aus, indem ſie beſonders wichtige Tuch- und Wollenzeugfabriken unterhalten und viel Leinwand verfertigen. Der Handel, den ſie theils mit Landesproducten, theils mit ihren Fabricaten betreiben, ſo wie der Commiſſions- und Tranſitohandel gewähren dem Lande viele Vortheile. Die herrſchende Religion iſt die katholiſche, aber die Proteſtanten haben auch öffentliche Religionsübung. Die politiſchen Angelegenheiten des Landes beſorgt das Gubernium zu Brünn in Mähren. Gymnaſien findet man zu Troppau, Teſchen und Weißwaſſer. — Die Geſchichte von Schleſien gehört hierher, und konnte nicht nach der neuen politiſchen Eintheilung dieſes Landes getrennt werden. Doch verweiſen wir hier beſonders auf die Artikel Friedrich Wilhelm (den großen Churfürſten), Friedrich II., Friedrich Wilhelm II., Preußen und Thereſia (Maria), und beſchränken uns gegenwärtig blos auf die Anführung der Hauptereigniſſe Schleſiens vor 1740. In ältern Zeiten wurde dieſes Land von den Lygiern und Quaden bewohnt, zwei Völkern, welche im 6. Jahrhundert durch die Slaven verdrängt wurden, wodurch Schleſien an Polen kam. Der Name Schleſien entſtand aus dem ſlavoniſchen Worte Zle, womit die Polen den Begriff des Worts Quade (böſe) bezeichneten. Unter polniſcher Herrſchaft wurden auch polniſche Sprache und Sitten, welche noch in mehreren Gegenden Schleſiens fortbeſtehen, und die chriſtliche Religion eingeführt. Zur Befeſtigung der letztern ward 966 zu Schmoger ein Bisthum errichtet, welches endlich nach Breslau verlegt wurde. Als der polniſche Regent Boleslaus III. ſeine Länder unter ſeine Söhne theilte, bekam der älteſte, Wladislav oder Uladilaus, außer andern Landſchaften auch Schleſien, und den vornehmſten Antheil an der Regierung. Er wurde aber von ſeinen Brüdern, denen er ihren Antheil nehmen wollte, aus Polen verjagt, und ſein Bruder Boleslaus III., der ſich ſeiner Länder bemächtigt hatte, trat mit Zuſtimmung ſeiner Brüder Wladislavs II. Söhnen, nämlich dem Boleslav, mit dem Zunahmen der Hohe oder Altus, Miecislav und Conrad Schleſien 1163 ab. Dieſe drei Brüder, welche ſich in das Land theilten, wurden die Stammväter der ſchleſiſchen Herzoge aus dem piaſtiſchen Geſchlechte. Die zahlreichen Nachkommen

dieſer drei Herzoge theilten ſich wieder in ihre väterlichen Landesantheile, und daher entſtanden die vielen kleinen Fürſtenthümer, aus denen Schleſien beſteht. Johann, König von Böhmen, ſuchte das durch dieſe Theilungen, durch die Uneinigkeit ſeiner Regenten und durch andere Urſachen geſchwächte Schleſien unter ſeinen Scepter zu bringen, und von 1327 trugen auch wirklich alle ſchleſiſche Herzoge (zwei ausgenommen) ihm ihre Länder, mit Vorbehalt der anſehnlichſten fürſtlichen Hoheitsrechte, zu Lehn auf. Sein Sohn und Nachfolger Carl IV. erhielt durch Heirath das Erbfolgerecht in den beiden noch übrigen Fürſtenthümern Jauer und Schweidnitz, und verleibte 1355 ganz Schleſien der Krone Böhmen ein. Die Könige von Polen leiſteten 1335 und 1338, nachher wieder 1356 und 1372 auf Schleſien Verzicht. Unter der böhmiſchen Herrſchaft breiteten ſich hier Huſſens, Luthers, Calvins und Schwenkfelds Lehren aus und die Anhänger derſelben erhielten zum Theil Freiheit zur Ausübung ihres Gottesdienſtes. Das Ober- und Fürſtenrecht (supremum tribunal principum atque ordinum), welches König Wladislav 1498 den Herzogen und Ständen ertheilte, verband die Herzogthümer zwar näher mit einander, allein der letztern Macht ward immer mehr geſchwächt, ſo wie die Gewalt der Oberherrn zunahm, und die piaſtiſchen Herzoge ausſtarben, deren Lande theils der Krone Böhmen unmittelbar unterworfen, theils andern Fürſten, aber mit weit größern Einſchränkungen, zu Lehn gegeben wurden. Mit den polniſchen Regenten verſchwanden auch größtentheils polniſche Sitten und Gebräuche; alles wurde auf deutſchen Fuß geſtellt, und Handel und Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften fingen an aufzublühen. Noch höher aber würde ſchon in frühern Zeiten der Flor des Landes geſtiegen ſein, wenn nicht die Proteſtanten während der öſterreichiſchen Herrſchaft ſo ſehr gedrückt worden wären. [Das Weitere unter den angeführten Artikeln und unter Reich (deutſches.)] N. P.

Schleswig, däniſches Herzogthum, welches den ſüdlichen Theil von Jütland oder Südjütland ausmacht, und gegen Mitternacht an Norder-Jütland, gegen Mittag an das Herzogthum Holſtein (von dem es durch die Eider und den kieler Canal getrennt wird), gegen Abend an das deutſche Meer, und gegen Morgen an den kleinen Belt grenzt. Es hat 18 Meilen in der größten Länge und 13 Meilen in der größten Breite, und enthält 162 Quadratmeilen. Das Land iſt ganz eben und flach. Auf der Weſtküſte liegen niedrige und fette Marſchländer, die durch Dämme ſorgfältig gegen das Eindringen der Meereswellen geſchützt werden müſſen, beſonders gegen die Spring- oder Sturmfluthen, die oft bis 13 Fuß hoch ſteigen. Durch die Mitte des Landes zieht ſich eine ſandige Heide mit Torfmooren abwechſelnd hin. Die Oſtküſte iſt nicht ſo niedrig als die Weſtküſte, aber auch nicht minder fruchtbar und ergiebig. Berge ſind gar nicht vorhanden, ſondern blos Hügel und Anhöhen. Das Klima iſt im Ganzen gemäßigt und geſund, nur an der Weſtküſte feuchter und weniger geſund. Das Land iſt reich an Getreide, von welchem jährlich an 150,000 Tonnen ausgeführt werden; an Rindvieh, womit nicht blos gleichfalls ein großer Handel getrieben wird, ſondern welches auch Butter und Käſe zur Ausfuhr liefert; an Pferden, von denen jährlich über 3000 Stück nach dem Auslande hin verkauft werden. Auch wird mit Fiſchen ein bedeutender Handel getrieben. Aber an Bau- und Brennholz iſt Mangel. In dieſem Lande ſind 13 Städte, 11 Flecken und 1500 Dörfer, in denen ſich die geſammte

Menſchenzahl auf 288,000 Einwohner beläuft, die ſich zur Lutheriſchen Kirche bekennen und theils vom deutſchen, theils vom frieſiſchen Volksſtamme ſind, und meiſtens plattdeutſch reden; doch hört man auch ſchon hie und da däniſch. Sie ernähren ſich hauptſächlich vom Ackerbau, Viehzucht und Fiſcherei. Fabriken ſind nur in den größeren Städten und von geringer Bedeutung, am beträchtlichſten die Spitzen- und Wollenſtrumpffabriken. Seit 1720 macht Schleswig einen integrirenden Theil Dänemarks aus, ſteht jedoch noch in gewiſſer Verbindung mit Holſtein, und wird mit demſelben durch einen gemeinſchaftlichen königlichen Statthalter nach gleichen Geſetzen regiert, und die Streitigkeiten der Unterthanen beider Lande werden nach einerlei Rechten beurtheilt und geſchlichtet. Die Hauptſtadt dieſes Herzogthums heißt gleichfalls Schleswig. Sie liegt an der Schley. Sie beſteht aus der Altſtadt, dem Lollfuß und dem Friedrichsberg, hat 1200 Häuſer und ungefähr 6800 Einwohner, ohne das Militär. Die Häuſer ſind meiſt gut gebaut und vorzüglich zeichnet ſich das Rathhaus aus. Auch iſt der Dom ſehenswerth. Es befinden ſich hier mehrere milde Stiftungen, unter denen das *graue Kloſter*, das *Waiſenhaus* und *Arbeitshaus* die vorzüglichſten ſind; desgleichen ein Taubſtummeninſtitut. Auf dem Holm, zu dem man über eine Schiffbrücke kommt, iſt das Johanniskloſter, worin eine Priorin und neun Stiftsfräulein wohnen. Von Fabriken befinden ſich hier eine Fayence-, eine Segeltuch-, eine Strumpf- und eine Battiſtfabrik und eine Zuckerſiederei. Die Schifffahrt iſt, da die verſandete Schleymündung durch einen Canal fahrbar gemacht worden, ziemlich lebhaft. Nahe bei der Stadt liegt das Schloß Gottorp, auf einer Inſel des Meerbuſens Schley, vormals die Reſidenz der Herzoge von Schleswig-Holſtein, jetzt der Sitz des königlichen Statthalters und der höchſten Dicaſterien der beiden Herzogthümer Schleswig und Holſtein.

Schleuſe nennt man einen Bau (von Holz, Erde, Steinen oder dergleichen), der beſtimmt iſt, das Waſſer eines Sees, Fluſſes u. ſ. w. aufzuhalten und zu erhöhen, um es nöthigen Falls fließen zu laſſen. So hat man Schleuſen, wodurch das Waſſer von Flüſſen gehemmt und geſammelt wird, um es in größerer Fülle zum Betriebe der Mühlräder laufen zu laſſen; andere Schleuſen wieder dienen dazu, das Seewaſſer von dem niedrig gelegenen Lande zurückzuhalten, und das letztere, wenn es nöthig iſt, unter Waſſer zu ſetzen, wie z. B. die Schleuſen in Flandern u. ſ. w. Wenn zwei ſchiffbare Ströme, von denen der eine höher als der andere liegt, zur Beförderung der Schifffahrt durch einen Canal in Verbindung mit einander gebracht ſind, und ein Theil des höher liegenden Stromwaſſers in den niedrigern geleitet worden; oder wenn die Schifffahrt auf einem Strome durch eingebaute Mühlwehre unterbrochen wird, und letztere durch Canäle umgangen werden: ſo legt man darin *Schleuſen* an, mittelſt deren man an einem Punct das Waſſer des niedrigern Stroms dem höhern gleich erhöhen, und im umgekehrten Falle das Waſſer des höhern Stroms dem niedern gleich erniedrigen kann. Dieſes Gebäude nun beſteht in einer von allen Seiten wohl verwahrten Kammer, die ſo weit iſt, daß ein Schiff gemächlich hindurch kommen kann, aber eine ſolche Länge hat, daß zwei, auch wohl drei Schiffe auf einmal darin liegen können. Bei der Einfahrt ſowohl, als der Ausfahrt, oder oberhalb und unterhalb des Canals, iſt die Kammer mit Pforten oder Thorflügeln — bei kleinern Schleuſen nur mit Stä-

ben — verſehen. Will nun ein Schiff ſtromab, oder aus dem höhern Strom in den niedrigern fahren, ſo werden die obern Thorflügel geöffnet, und die untern zugelaſſen, das Waſſer in der Kammer wird nun durch das zuſtrömende anwachſen und ſich ſo weit erhöhen, bis es ſich mit dem höhern Stromſpiegel in der Ebene befindet, wo dann das Schiff bequem hineinfahren kann. Nachher werden die obern Thorflügel geſchloſſen und die untern geöffnet, worauf das Waſſer aus der Schleuſe abfließt, und bis auf den unterhalb befindlichen Stromſpiegel fällt. Weil nun das Schiff zugleich mitgeſunken, und hierdurch auf dem öfters mehrere Ellen tiefer liegenden Strom gebracht worden iſt, ſo kann es dann ohne Hinderniß die Fahrt weiter fortſetzen. Will im Gegentheil ein Schiff ſtromauf fahren, ſo läuft es in die Kammer der Schleuſe ein; die untern Thorflügel werden geſchloſſen, die obern aber geöffnet. Das zuſtrömende Waſſer ſteigt dann in der Kammer ſo lange, bis es die Höhe des höher liegenden Waſſerſpiegels erreicht hat; das Schiff wird zugleich mit gehoben, und kann dann ebenfalls den Canal weiter ſtromauf bis in den Hauptſtrom fahren.

Schloſſer (Joh. Georg), wurde 1739 in Frankfurt am Main geboren, ſtudirte anfangs zu Gießen und nachher zu Altdorf die Rechtswiſſenſchaften, und erhielt an letzterm Orte die Doctorwürde. Darauf ging er in die Dienſte des Herzogs Friedrich von Würtemberg nach Mömpelgard, von da nach Carlsruhe, wo er Hofrath, Amtmann zu Emmendingen im Hochbergſchen, auch Geheimer-Hofrath wurde, kam als ſolcher 1787 nach Carlsruhe zurück, und wurde dort 1790 wirklicher Geheimer-Rath und Director des Hofgerichts. Er ſtand ſeinem jedesmaligen Berufe mit großer Treue und vielem Nutzen vor. Im Jahre 1794 foderte er aus Redlichkeit und Gerechtigkeitsliebe ſeinen Abſchied, weil ein Geſetz, welches er zu Gunſten armer Bürger gemacht hatte, nicht gelten ſollte. Wegen des Revolutionskrieges begab er ſich 1796 nach Eutin. Im Jahre 1798 wählte ihn ſeine Vaterſtadt Frankfurt zu ihrem Syndicus, wo er ſich aufs neue als einen vielfach thätigen und nützlichen Geſchäftsmann zeigte, aber ſchon den 17. Oct. 1799 im 61. Jahre ſeines Alters ſtarb. Schloſſer war ein feuriger Denker und Wahrheitsforſcher, der für Gott, Recht und Tugend eifrig ſchrieb und handelte. Er ſammelte die wohlthätigen Wahrheiten aus dem Gebiete der Politik, Geſchichte, Moral und praktiſchen Philoſophie überhaupt und ſpendete ſie mit einer glänzenden Beredſamkeit aus. Man mußte ſeine Talente bewundern, ſein wohlwollendes Herz lieben, ſeine weltbürgerliche Geſinnung, ſeine Freimüthigkeit, und den edeln männlichen Ton ſeines Vortrags ehren, wenn man ihn gleich nicht von einem gewiſſen Hange zur Paradoxie freiſprechen kann. Vor eigentlichem Myſticismus bewahrte ihn ſein heller Verſtand, ſo nahe ihn auch ſeine Anſichten über die Grundſätze des Glaubens und Wiſſens und der Umgang mit ſeinen Freunden Matthias Claudius, F. H. Jacobi und dem Grafen Friedrich Leopold von Stolberg dazu führten. Da er gewohnt war, alles auf praktiſche Wirkſamkeit, auf das Thun, zurückzuführen, und da ſein phantaſiereiches Philoſophiren nicht für trockene, abſtracte Speculationen gemacht war; ſo gereichte ihm Kants kritiſche Philoſophie mit ihren tiefſinnigen Unterſuchungen zum Ärgerniß, und er ſchrieb mit einer Leidenſchaftlichkeit dagegen, die ihn als Kenner verdächtig machte, und des praktiſchen Weiſen nicht würdig war. Sein Seuthes, oder der Monarch, und ſeine Schriften über die preußiſche Geſetzgebung, ſo wie über andere

Gegenſtände des Staats- und bürgerlichen Rechts, zeugen von hellem Kopfe und warmem Eifer für Wahrheit und Recht. Er liebte und ſtudirte die Alten fleißig und hat den Longin vom Erhabenen und Mehreres aus dem Äſchylus, Plato, Ariſtoteles, Thucydides u. ſ. w. überſetzt. Auch hier waren es vorzüglich praktiſche Beziehungen auf Moral oder Politik, die er aufſuchte und hervorhob. Außer ſeinen zahlreichen übrigen Schriften hat man eine Sammlung kleinerer Aufſätze und Überſetzungen, die unter dem Titel: J. G. Schloſſers kleine Schriften, 6 Theile, 8. Baſel 1779 — 1704 herausgekommen ſind. Seine Überſetzung des Longin vom Erhabenen erſchien mit einem Anhange und mit Bemerkungen zuerſt zu Leipzig 1781, kl. 8.

Schloſſer (Johann Ludwig), geboren den 20. Oct. 1738 zu Hamburg, empfing ſeine erſte Bildung auf beiden hamburgiſchen Schulen, dem Johanneum und Gymnaſium, und ging von letzterm auf die Univerſität Jena, um Theologie zu ſtudiren. Als er darauf wieder nach ſeiner Vaterſtadt zurückkam, wurde er in Bergedorf, welches den Reichsſtädten Hamburg und Lübeck gemeinſchaftlich gehörte, als Prediger angeſtellt. Vereinigt mit dem Rector Friedrich Wilhelm Maſche zu Bergedorf bemühte ſich Schloſſer, in ſeiner Gemeinde geläuterte Begriffe über Religion zu verbreiten, welches ihm auch gelang. Als Candidat hatte Schloſſer 1768 mehrere Luſtſpiele, die damals zu den beſten gehörten, geſchrieben und drucken laſſen. Der Senior, J. Melchior Göze, nahm daran ein Ärgerniß und griff zu ſeinen polemiſchen Waffen. Die göttingiſche theologiſche Facultät gab ein Schloſſern nicht günſtiges Gutachten, mehrere Gelehrte miſchten ſich in den Streit, der von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde, bis endlich der Magiſtrat zu Hamburg allen weitern Schriftwechſel verbot, und Schloſſern gegen ſeine Gegner in Schutz nahm.

Schlözer (Auguſt Ludwig von), einer unſerer gründlichſten und umfaſſendſten Geſchichtsforſcher, war 1737 zu Jagſtadt an der Jaxt im Hohenlohe-Kirchbergiſchen geboren, wo ſein Vater Prediger war. Er verlor dieſen früh, ward bei Verwandten erzogen und ging, mit guten Vorkenntniſſen in der lateiniſchen, griechiſchen, hebräiſchen, chaldäiſchen, ſyriſchen und franzöſiſchen Sprache ausgerüſtet, 1751 nach Wittenberg, um dort nach dem Willen ſeiner Verwandten Theologie zu ſtudiren. Hier ergriff ihn der Wunſch, den er faſt ſein ganzes Leben hindurch feurig verfolgt und dennoch nicht erreicht hat, den Orient zu bereiſen, und veranlaßte ihn zum eifrigen und gründlichen Studium der orientaliſchen Sprachen. Nachdem er zu Wittenberg über eine Abhandlung de vita Dei 1754 öffentlich disputirt hatte, ging er nach Göttingen, wo zwei Jahre hindurch gleichfalls Theologie, vorzüglich bibliſche Philologie, ſein Hauptſtudium blieb. Ein vortheilhaft ſcheinender Vorſchlag führte ihn von hier als Hauslehrer nach Schweden, wo er viertehalb Jahre theils zu Stockholm, theils zu Upſala verlebte, und 1758 ſeinen Verſuch einer Handelsgeſchichte in ſchwediſcher Sprache herausgab. Aber ſtets ſeinen Reiſeplan im Auge behaltend, kehrte er 1759 nach Göttingen zurück. Neben den orientaliſchen Sprachen, beſonders der arabiſchen, in der er bald ſelbſt Unterricht ertheilen konnte, legte er ſich mit allem Eifer, vorzüglich unter der Anweiſung des bekannten Geburtshelfers Röderer, deſſen Tochter nachher ſeine Gattin ward, auf die Medicin, die er für nothwendig zum Gelingen ſeines Plans hielt, und ſchon wollte er darin promoviren, ſchon hatte er einige hundert Ducaten Reiſegeld

erſpart, als ein Antrag aus Rußland ſeinen ganzen Lebesplan ſtörte. Der berühmte ruſſiſche Reichshiſtoriograph Müller ließ ihm den Vorſchlag machen, als Hauslehrer und literariſcher Gehülfe in ſeine Dienſte zu treten, mit der Ausſicht auf eine künftige Anſtellung bei der petersburger Akademie. Schlözer, in der Hoffnung, ſeinen Reiſeplan dadurch zu fördern, nahm den Antrag an und begab ſich 1761 nach Petersburg. Die Abenteuer ſeiner Reiſe und ſeines dortigen Aufenthalts hat er ſelbſt ſehr anziehend in dem erſten Fragment ſeiner Autobiographie beſchrieben. Sein erſtes Geſchäft in Rußland war die Erlernung der Sprache, mit deren Hülfe er ſodann an das Studium der altruſſiſchen Jahrbücher ging. Allein eben dadurch reizte er Müllers Eiferſucht, der überdies weder für ſeinen Reiſeplan, noch für ſeine Anſtellung großen Eifer zeigte. Schlözer, der ſeine Ausſichten ſo unangenehm geſtört ſah, fuhr indeß fort, die mittlere ruſſiſche Geſchichte aus den Chroniken und ſonſtigen Nationalſchriftſtellern zu bearbeiten, ward 1762 Adjunct bei der Akademie und Lehrer an der Raſumowskiſchen Erziehungsanſtalt und trennte ſich von Müller, der jetzt ſein entſchiedener Gegner ward. In dieſer Lage war ihm 1764 die Ernennung als Profeſſor zu Göttingen, wenn gleich für jetzt noch ohne Gehalt, die er auf Michaelis Betrieb erhielt, ſehr willkommen. Allein Müller wirkte ihm entgegen, und brachte es dahin, daß der Senat förmlich befahl, Schlözers Abreiſe aus dem Reiche aufzuhalten und ihm ſeine hiſtoriſchen Sammlungen abzufodern. Das letztere geſchah zwar nicht, indeſſen mußte er doch bleiben. Nach manchen Verhandlungen bewilligte ihm endlich die Regierung 1765 ſeine früher gemachten Foderungen und ernannte ihn zum Profeſſor bei der Akademie mit 860 Rubel Gehalt, wobei alte ruſſiſche Geſchichte ihm zur Hauptbeſchäftigung angewieſen ward. Auch bekam er dreimonatlichen Urlaub zu einer Reiſe nach Deutſchland, die er ſogleich antrat. Nach ſeiner Rückkehr blieb er noch zwei Jahre in Petersburg, dann kehrte er 1767 aufs neue mit Urlaub nach Göttingen zurück, wo er bis zu ſeiner Ernennung zum ordentlichen Profeſſor der Politik blieb. Mit dieſer Anſtellung beginnt eigentlich ſeine glänzende gemeinnützige Thätigkeit, die ſich raſtlos über einen weiten Wirkungskreis verbreitete. Als die vorzüglichſte Ausbeute ſeiner hiſtoriſchen Forſchungen verdienen ſeine allgemeine nordiſche Geſchichte (zuerſt im J. 1772) und ſein Neſtor (1802—1809) genannt zu werden. Mit nicht minderm Eifer bearbeitete er die Statiſtik. Wiewohl er darin zu große Vorliebe für das Tabellenweſen zeigte, ſo gebührt ihm doch der Ruhm, zuerſt ihren Begriff und Umfang genauer beſtimmt und eine vollſtändige Theorie derſelben entworfen zu haben. Nächſtdem verdankte ihm die Univerſalgeſchichte neues Licht und Leben; dies beweiſen ſeine Weltgeſchichte im Auszuge und Zuſammenhange (1792), ſo wie eine Vorbereitung zur Weltgeſchichte für Kinder. Noch nicht zufrieden mit dieſen Leiſtungen, umfaßte ſein Streben die geſammte Staatswiſſenſchaft, die er nach ihren verſchiedenen Haupttheilen in kurzen Abriſſen auszuarbeiten ſich vornahm; leider erſchienen davon nur zwei Hefte. Einen beſondern Einfluß auf Deutſchland erhielt er zu ſeiner Zeit als politiſcher Schriftſteller durch ſeinen Briefwechſel (1776 — 82) und ſeine Staatsanzeigen (1782 — 93), deren Hauptzweck war, ohne Furcht und Scheu Mißbräuche und Mängel zu rügen. Als akademiſchen Lehrer hat er ſich ebenfalls bleibende Verdienſte erworben. Er hielt mit großem Beifall und vor einem zahlreichen Auditorium hauptſächlich über allgemeine Weltgeſchichte und Statiſtik, über europäiſche

Staatengeſchichte, allgemeines Staatsrecht, Politik und nordiſche Geſchichte Vorträge; auch las er ein Reiſe- und ein Zeitungscollegium. Nachdem er ſich mit ſeinem ſiebzigſten Jahre von allen Geſchäften zurückgezogen hatte, verlebte er die letzten fünf Jahre nicht ohne tiefen Kummer über die traurige Lage, in der er ſein Vaterland ſehen mußte, und ſtarb 1809 als Geheimer-Juſtizrath und Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften, auch ſeit 1804 vom Kaiſer Alexander geadelt und mit dem Wladimirorden vierter Claſſe beſchenkt. Auch ſeine Tochter, Dorothea, verehel. Rodde, verdient eine rühmliche Erwähnung. Sie wußte die gründlichen Kenntniſſe eines Gelehrten mit aller Liebenswürdigkeit ihres Geſchlechts zu vereinen, bearbeitete, um ihrem Vater Freude zu machen, z. B. die ruſſiſche Münzgeſchichte in den trockenſten Reductionen und Münzberechnungen, erhielt 1787 die Doctorwürde und trat mit ihrer Verheirathung anſpruchlos in den reinen Kreis der weiblichen Wirkſamkeit zurück. Eine ausführlichere Biographie Beider ſteht in den Zeitgenoſſen, Heft XIV.

Schluß, ſ. Syllogismus.

Schlüſſel, Muſik- oder Notenſchlüſſel. — Weil man ſich in der modernen Muſik eines größen Umfangs der Töne bedient als in der alten, und weil dieſer Umfang der bei uns gebräuchlichen Töne nicht mit einem Linienſyſteme von fünf Linien vorgeſtellt werden könnte, ohne die Noten bis zur Verwirrung des Auges mit Nebenlinien zu überhäufen; ſo hat man in der Tonſchrift ein Mittel erfunden, auf nicht mehr als fünf Linien den Umfang der Töne jeder Stimme und jedes Inſtruments mit Bequemlichkeit darſtellen zu können. Dieſes beſteht in der Verſchiedenheit der Schlüſſel, vermittelſt welcher man den auf dem Linienſyſteme dargeſtellten Noten die Bezeichnung einer höhern oder tiefern Region verſchaffen kann. — Man bedient ſich drei verſchiedener Arten dieſer Schlüſſel, nämlich erſtens des F-Schlüſſels, wodurch nur die tiefere Hälfte der Töne unſeres Tonſyſtems dargeſtellt wird, und den man daher auch den Baßſchlüſſel oder das Baßzeichen nennt. Seine Form iſt und er zeigt an, daß auf der Linie, auf welche er geſetzt wird, das kleine f ſteht, und daß von dieſer Stelle die Stellen der übrigen Töne gezählt werden müſſen. Er kommt jetzt nur noch auf der zweiten Linie von oben vor. Der zweite Schlüſſel iſt der G-Schlüſſel. Er dient für die höhere Hälfte der Töne und heißt auch Violinſchlüſſel. Seine Form iſt Er zeigt an, daß auf der Linie, wo er ſteht, das eingeſtrichene g iſt, und kommt jetzt nur auf der zweiten Linie von unten vor. Der dritte Schlüſſel iſt der C-Schlüſſel: Er zeigt an, daß auf der Linie, auf welcher er ſteht, das eingeſtrichene C iſt. Man braucht ihn jetzt hauptſächlich in der Tonſchrift für die Diſcant-, Alt- und Tenorſtimme. Für den Diſcant ſetzt man ihn auf die unterſte Linie und nennt ihn dann Diſcantſchlüſſel; für den Alt wird er auf die mittlere Linie geſetzt, und heißt Altſchlüſſel, und für den Tenor auf die zweite von oben und heißt Tenorſchlüſſel.

Schlußfall, ſ. Cadenz.

Schlußſatz, ſ. Finale.

Schmacke, ein mittleres Kauffahrteiſchiff. Es iſt unten platt und vorn und hinten ſehr voll gebaut, und hat an den Seiten

Schwerter (d. i. ſtark mit Eiſen beſchlagene Planken, faſt in Geſtalt einer Schuhſohle, die am Schiffe ungefähr wie die Floßfedern am Fiſche angebracht ſind, um deſſen zu vieles Abtreiben und auf die Seite legen zu verhindern). Der erſte Maſt iſt ein Gabelmaſt (der einen nach hinten zu laufenden Stock [Gabelbaum] hat, an welchem das Segel befeſtigt iſt); der Beſanmaſt (hintere) iſt viel kleiner und ſteht ganz hinten auf dem Heck. Die Schmacke hat außer der Cajütte noch auf dem Verdeck einen zur Küche u. ſ. w. dienenden Roof. Das Takelwerk hat mit dem der Kufen und Galioten Ähnlichkeit. In Holland, auf der Elbe und auf der Weſer ſind ſie vorzüglich gebräuchlich.

Schmähſchrift, ſ. Pasquill. Einige unterſcheiden Schmähſchrift und Pasquill, und nennen Schmähſchrift eine anonyme von ihrem Verfaſſer verbreitete Schrift, welche die Anſchuldigung eines Verbrechens, Pasquill hingegen eine ſolche Schrift, welche Beleidigungen jeder andern Art enthält.

Schmalkaldiſcher Bund heißt die Vereinigung, welche im März 1531 von neun proteſtantiſchen Fürſten und Grafen und 11 Reichsſtädten zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer politiſchen Selbſtſtändigkeit gegen den Kaiſer Carl V. und die katholiſchen Stände zu Schmalkalden im Hennebergſchen, vorläufig auf 6 Jahre, geſchloſſen und auf den Conventen zu Frankfurt im Julius und December deſſelben Jahres mit der Beſtimmung beſtätigt wurde, daß der Churfürſt von Sachſen und der Landgraf Philipp von Heſſen die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten als Häupter des Bundes leiten ſollten. Er wurde, da der ſeichte nürnberger Religionsfriede (ſ. Religionsfriede) ſeine Erhaltung nicht unnütz machen konnte, auf einem Convent zu Schmalkalden 1535 durch den Zutritt neuer Glieder, durch die Verlängerung auf 10 Jahr und durch den Beſchluß, ein ſtehendes Bundesheer von 12,000 Mann zu unterhalten, ſehr verſtärkt und erhielt auf dem Convent 1537 ein neues Band der Vereinigung durch die von Luther abgefaßten Verwahrungsartikel, welche von den zu Schmalkalden anweſenden Theologen unterſchrieben wurden und unter dem Namen der ſchmalkaldiſchen Artikel bekannt ſind. Ihre erſte Beſtimmung, auf dem vom Papſte angekündigten Concilio in Mantua zur Darſtellung des evangeliſchen Glaubens zu dienen, konnten ſie zwar nicht erreichen, da dieſes Concilium nicht zu Stande kam, doch ſind ſie als völlig übereinſtimmend mit der augsburgiſchen Confeſſion unter die ſymboliſchen Bücher der evangeliſch Lutheriſchen Kirche aufgenommen worden und durch ihren derben Ton in Beſtreitung der papiſtiſchen Lehren und Mißbräuche ein Beweis der Erbitterung und rückſichtsloſen Heftigkeit, von welcher Luther und ſeine Partei damals beſeelt war. Seit dieſer Zeit nahm der ſchmalkaldiſche Bund immer mehr eine feindliche Stellung gegen die Katholiſchen an. Die volle Hälfte der Kräfte Deutſchlands war damals auf ſeiner Seite; ganz Sachſen, da das Meißniſche nach Georgs Tode an den gut Lutheriſchen Herzog Heinrich von Freiberg fiel, Heſſen, Würtemberg, Lüneburg, Dänemark, Pommern, Brandenburg, die anhaltiſchen und mansfeldiſchen Lande in Vereinigung mit dem oberdeutſchen, ſchwäbiſchen, fränkiſchen, rheiniſchen, weſtphäliſchen und niederſächſiſchen Städten, die faſt alle dem Bunde zugethan waren, boten eine Macht dar, gegen die ſich weder die 1533 geſchloßne heilige Ligue der katholiſchen Fürſten, noch der durch die Türken und wiederholte Kriege mit Frankreich beſchäftigte Kaiſer ſtark genug fühlte. Daher blieb der kühne Schritt, den der Churfürſt

Johann Friedrich von Sachſen und der Landgraf Philipp 1542 auf einem Feldzuge zu Gunſten der Städte Goslar und Braunſchweig, durch Vertreibung Herzog Heinrichs d. j. von Braunſchweig (welcher das eifrigſte Mitglied der Ligue war), und durch völlige Beſitznahme ſeiner Lande wagten, vor der Hand ungeſtraft, der König wendete jedes Mittel der Liſt an, die Proteſtanten durch Unterhandlungen friedlich hinzuhalten und dieſe würden gerade jetzt durch einen offenen, gemeinſamen Angriff des Kaiſers alles erlangt haben, was ſie wünſchten, wenn nicht die Uneinigkeit unter ihnen ſelbſt, die Verlegenheit Philipps wegen ſeiner Doppelehe und Johann Friedrichs grillenhafter Eigenſinn ihre Thatkraft gelähmt hätte. Sie ſahen der Unentſchloſſenheit und Demüthigung des ihnen geneigten Herzogs von Cleve und dem geringen Erfolge der Reformation des von ihnen verlaßnen Churfürſten von Cöln unthätig zu; ſie lehnten aus fürſtlichem Stolz den Beitritt tapferer und vielgeltender Reichsritter zu ihrem Bunde ab; ſie ſetzten auf die wiederholt angebotene und wieder hinausgeſchobene Unterſtützung des Königs von Frankreich, der freilich weit entfernt, den Proteſtantismus beſchützen zu wollen, ihren Bund nur als Gegengewicht gegen den Kaiſer zu brauchen gedachte, bald zu viel, bald zu wenig Vertrauen und verwilligten dem römiſchen Könige die Türkenhülfe zu einer Zeit, wo dieſer ſelbſt ihr ärgſter Türke zu werden drohte. Indeß war ihre Macht, als der Krieg endlich im Julius 1546 von dem Heere der oberländiſchen Städte unter Schärtlin und von den beiden Bundeshäuptern in Schwaben begonnen wurde, groß genug, um den wenig gerüſteten Kaiſer in Verlegenheit zu ſetzen. Schärtlin rückte glücklich an der Donau vor, um der aus Italien heranrückenden kaiſerlichen Armee den Paß zu verſperren. Doch die traurige Eiferſucht des Churfürſten Johann Friedrich und des Landgrafen Philipp lähmte auch dieſen großen Feldherrn. Dazu kam, daß nach der den 20. Julius gegen beide Bundeshäupter erlaßnen kaiſerlichen Achtserklärung Moritz von Sachſen die Churlande als Vollſtrecker der Acht in Beſitz nahm, wodurch der Churfürſt zum Rückzuge genöthigt wurde. Nun eroberte zwar Johann Friedrich ſein Churfürſtenthum noch im Herbſte 1546 wieder, allein während des Winters rückte Carl V. nebſt ſeinem Bruder Ferdinand mit einem ſchlagfertigen Heere, das ihm ſchon ſämmtliche oberdeutſche Bundesglieder unterworfen hatte, durch Franken vor, bald ſtanden Johann Friedrich und Philipp in der Nähe der Gefahr allein und von den übrigen Bundesgliedern verlaſſen, und die unglückliche Niederlage bei Mühlberg den 24. April 1547 brachte ſie beide in des Kaiſers Gewalt. Dieſer traurige Erfolg, an dem Verrätherei und Schwäche gleichen Antheil haben mochten, beendigte den ſchmalkaldiſchen Krieg und löſ'te den ohnehin zerſtreuten Bund völlig auf. Der Zweck des Bundes aber, die Sicherſtellung der Religionsfreiheit, für welche die Proteſtanten gekämpft hatten, wurde durch den kühnen Streich des Churfürſten Moritz erreicht, der 1552 den paſſauer Vertrag zur Folge hatte. Vergl. den Artikel Moritz von Sachſen. E.

Schmalte, oder Smalte, iſt eine blaue Farbe (oder Stärke), die in verſchiedenen Künſten häufig gebraucht wird. Man färbt damit Kryſtall- und Schmelzgläſer, bemahlt damit das ächte Porzellan, die Fayance und Töpferwaaren. Auch bedienen ſich die Mahler derſelben zu Paſtell-, Waſſer-, Wachs- und Ölfarben. Da man zum Behufe der Porzellanmahlerei eines reinern Kobaltoxydes bedarf, als die Schmalte gewöhnlich enthält; ſo kann man einen Theil Schmalte

mit drei Theilen Kali ſchmelzen und das Kieſelöl in Waſſer auflöſen, worin das Kobaltoxyd zu Boden fällt. Der Gebrauch des Zaffer zu Färbung des Glaſes fällt in die letzte Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Die geringſte Sorte gebrauchen die Wäſcherinnen als Zuſatz zur gewöhnlichen Stärke, um dadurch die Weiße der Wäſche zu erhöhen. Anſtalten, wo Schmalte verfertigt wird, heißen Blaufarbenwerke (ſ. d. Art.)

Schmalz nennt man ein weiches und ſchmieriges thieriſches Fett, welches beſonders den fleiſchfreſſenden Thieren eigen iſt, dagegen die blos pflanzenfreſſenden Thiere ein Fett von feſterer Conſiſtenz (Talg) ausſchließend beſitzen.

Schmalz (Theodor Anton Heinrich), königl. preußiſcher Geheimer-Rath und Profeſſor der Rechte auf der Univerſität zu Berlin, iſt geboren zu Hannover 1759, ſtudirte zu Göttingen und Rinteln, erlangte an letzterm Ort 1786 die juriſtiſche Doctorwürde, und ward daſelbſt 1787 außerordentlicher Profeſſor der Rechte. Im J. 1789 ward er nach Königsberg in Preußen berufen. Als Schriftſteller hatte er ſich ſchon 1783 durch ſeine Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe gezeigt. Jetzt erſchien von ihm, nach Kantiſchen Grundſätzen bearbeitet, das Naturrecht in 3 Theilen, nämlich: Darſtellung des reinen Naturrechts, das natürliche Staatsrecht und das natürliche Familien- und Lehnrecht. Späterhin verfocht er die Grundſätze der Phyſiokraten. Im J. 1802 ward er Director der Univerſität Halle und erſter Profeſſor der Rechte daſelbſt, ging aber nach dem tilſiter Frieden nach Königsberg und ward nachher bei der berliner Univerſität angeſtellt. Andere Schriften von ihm ſind: Handbuch der Staatswirthſchaft, Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle der halliſchen Juriſtenfacultät, Annalen der Politik und Staatswirthſchaftslehre in Briefen an einen deutſchen Prinzen. Wir bezweifeln ſeine Verdienſte ſo wenig als ſeine Rechtſchaffenheit. Aber ein nicht rühmliches Aufſehen erregte er im Jahre 1815, und reizte den Unwillen der Rechtlichen gegen ſich. Wohl aus keinem ſchlimmern Motiv, als aus dem eiteln Wunſche, einmal von ſich ſelbſt und ſeinem Antheile an dem Sturze der Franzoſenherrſchaft, ſo wie von ſeinen Verdienſten um König und Vaterland, wovon allerdings nichts zur allgemeinen Kunde gekommen war, öffentlich zu ſprechen, benutzte er eine ihn betreffende unrichtige Notiz in der ſchon vier Jahre zuvor erſchienenen Bredow-Venturiniſchen Chronik auf 1808, und berichtigte dieſelbe, obgleich der Irrthum im Buche ſelbſt längſt verbeſſert worden, 1815 in einer eignen kleinen Schrift unter dem Titel: Berichtigung einer Stelle in der Venturiniſchen Chronik auf das Jahr 1808 über politiſche Vereine und ein Wort über Scharnhorſt und ſeine (Schmalzens) Verhältniſſe zu ihnen. In dieſer Schrift erzählt der Geheime-Rath unter andern, daß er im Jahr 1808 zum Director des Tugendbundes für die Marken ernannt worden, dieſe Ernennung aber, wie jede Theilnahme am Bunde nach Durchſicht der Statuten abgelehnt habe; daß er deßhalb vielfältig angefeindet worden, obgleich er doch dem Bunde, wenn auch nur indirect, weſentliche Dienſte geleiſtet. Trotz der nachherigen geſetzlichen Aufhebung des Bundes, behauptete er, dauere derſelbe in der Stille in andern aus ſeinen Trümmern entſtandenen Verbindungen fort. Von dieſen gingen aus

jene „pöbelhaften“ Schmähreden gegen fremde Regierungen, und jene „tollen“ Declamationen über Vereinigung des ganzen Deutſchlands unter Eine Regierung in einem Repräſentativſyſtem, wie ſie es nennten. Es charakteriſire die Mitglieder dieſer politiſchen Vereine leidenſchaftliches Predigen unbedingten Todhaſſes gegen Frankreich, verbunden mit den ſchmählichſten Beſchuldigungen gegen alle deutſche Regierungen. Mit Vergiftung der heiligſten Sittlichkeit lehrten ſie wirkliche beſtimmte Pflichten ruchlos für erträumte allgemeinere, und darum angeblich höhere übertreten. Wie vormals die Jacobiner die Menſchheit, ſo ſpiegelten ſie die Deutſchheit vor, um uns der Eide vergeſſen zu machen, wodurch wir jeder ſeinem Fürſten verwandt ſind. Sie wollten durch den Krieg Deutſcher gegen Deutſche Eintracht in Deutſchland bringen, durch bittern gegenſeitigen Haß Einheit der Regierung gründen, und durch Mord, Plünderung und Nothzucht, welche letztere gar klärlich gepredigt werde, altdeutſche Redlichkeit und Zucht vermehren. Zwar rühmten ſie gar keck, was ſie, die Verbündeten (zu denen auch alle deutſche Schriftſteller gehören, die vor und in jener verhängnißſchwangern Zeit durch Wort und Beiſpiel den vaterländiſchen Sinn ihrer deutſchen Landsleute zu erheben und mit Glauben, Muth und Hoffnung zu ſtärken ſuchten), gethan hätten, um die preußiſche Nation zu begeiſtern; allein ſie ſagten nur keck die Unwahrheit. Von Begeiſterung ſei 1813 bei den Preußen keine Spur geweſen. Das Volk habe in ruhiger Kraft auf den Wink des Königs gewartet, und ſei nur auf königlichen Befehl zu den Waffen und zu jeder Thätigkeit geeilt. Und das ſei gerade das Edle, Schöne und Große geweſen, daß niemand die Miene angenommen, als thäte er etwas Beſonderes, ſondern daß man die Waffen genommen habe, wie man aus gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löſchen einer Feuersbrunſt beim Feuerlärm eilt. ꝛc. ꝛc. Dieſe ſo grundloſen und abgeſchmackten Behauptungen bekamen dadurch eine, wenn auch unbeabſichtigte, Wichtigkeit und Bedeutung, daß ſie gerade in dem Zeitpuncte erſchienen, wo nach Beendigung des großen Kampfes alle deutſche Völker das Anerkenntniß ihres Werths und ihrer Selbſtſtändigkeit durch Gewährung der ihnen gebührenden Rechte und Freiheiten von ihren Regierungen erwarteten. Daher der allgemeine und heftige Widerſpruch. Zuerſt trat Niebuhr (Geheimer-Staatsrath, jetzt preußiſcher Geſandter zu Rom) mit einer Schrift: Über geheime Verbindungen im preußiſchen Staate und deren Denunciation, gegen den Geheimen-Rath auf, worin er ſtatt leerer Behauptungen gerichtlichen Beweis von demſelben foderte. Ohne dieſen zu geben und geben zu können, antwortete jener theils durch Wiederholung des Behaupteten, theils durch Ausflüchte, ohne daß ſeine Sache dadurch gewann. Aber zu gleicher Zeit waren auch Koppe (Die Stimme eines preußiſchen Staatsbürgers in den wichtigſten Angelegenheiten dieſer Zeit; reich an den trefflichſten Anſichten), Ludwig Wieland (Bemerkungen gegen die Schrift des Geheimen-Raths Schmalz in Berlin über politiſche Vereine u. ſ. w., und ſpäter: Über die Schmalziſche Vertheidigungsſchrift gegen Herrn Staatsrath Niebuhr), Fr. Schleiermacher (An den Herrn Geheimen-Rath Schmalz; ein wahres Meiſterſtück verſpottender Dialektik), Fr. Förſter (Von der Begeiſterung des preußiſchen Volks im J. 1813 als Vertheidigung unſers Glaubens), Fr. Rühs (das Mährchen von den Verſchwörungen), Krug (das Weſen und Wirken des ſogenannten Tugendbundes und andrer angeblichen

Bünde), ferner die deutſchen Blätter in zwei, auch einzeln gedruckten, Aufſätzen (Gegen den Geheimenrath Schmalz, und: Die neuen Obſcuranten im Jahr 1815), die Nemeſis (Band 5) und mancher andre Gegner (z. B. Wenige Worte vom Untugendbund u. ſ. w.) gegen den Geheimenrath in die Schranken getreten, und hatten auf eine mehr oder minder glimpfliche Weiſe dargethan, daß die Behauptungen deſſelben ohne allen Grund ſeien. So vielen und ſowohl durch die Sache als durch den Geiſt ihm weit überlegenen Widerſachern konnte Schmalz nicht ſtehen. Mit wenigem Glück ſuchte er ſich durch ſein Letztes Wort über politiſche Vereine zu rechtfertigen, und konnte am Ende nichts weiter thun, als ſich auf ſeine anerkannte Rechtſchaffenheit berufen, um wenigſtens den Verdacht ſchlechter Abſichten von ſich abzuwenden, als habe er Volk und Fürſten entzweien, rechtliche Männer verleumden wollen u. dgl. mehr. Ein Befehl des Königs von Preußen, worin derſelbe die Verdienſte des von ihm früher beſtätigten, nachher aber aufgehobenen ſittlich-wiſſenſchaftlichen ſogenannten Tugendbundes anerkannte, aber nun zu ſchweigen gebot, machte in den preußiſchen Landen dem mit großer Erbitterung geführten Streite ein Ende. Der Geheimerath trat, zwar von dem König von Preußen mit dem rothen Adlerorden, und von dem König von Würtemberg mit dem Civilverdienſtorden belohnt, aber doch geſchlagen und in der Meinung des Publicums ſehr geſunken, vom Kampfplatze.

Schmauß (Johann Jacob), einer der berühmteſten deutſchen Staatsrechtslehrer, wurde zu Landau im Elſaß 1690 geboren, ſtudirte zu Straßburg und Halle, hielt daſelbſt Vorleſungen und wurde 1721 von dem Markgrafen zu Baden-Durlach zum Hofrath, und 1728 zum Kammerrath ernannt. 1734 ging er als Profeſſor des Natur- und Völkerrechts nach Göttingen, 1743 als Profeſſor des Staatsrechts nach Halle, und 1744 wieder nach Göttingen zurück, wo er den 8. April 1757 ſtarb. Er las zu Göttingen mit dem größten Beifall über Geſchichte und Staatsrecht, und war überhaupt ein genialer Kenner und Bearbeiter dieſer Wiſſenſchaften, beſonders der neuern Geſchichte. Er war ſcharfſinnig und freimüthig, und eröffnete manche neue Anſichten. Aber ſein Charakter hatte viele Flecken. Er war ein Tyrann in ſeinem Hauſe und von rohen, anſtößigen Sitten. Unter Schmaußens Schriften ſind zu merken: Corpus Juris publici sacri Romani Imperii academicum. Lips. 1745, Vol. II. 8., mit Anmerkungen von Schumann, Ebendaſ. 1774, 8.; Corpus Juris gentium academicum, Vol. II. Lips. 1730, 8.; Einleitung zu der Staatswiſſenſchaft, 2 Theile, Leipzig 1742. Durch ſein neues Syſtem des Rechts der Natur (Göttingen 1753) erregte er Aufmerkſamkeit, da er einige neue Anſichten darin aufſtellte. Sein neueſter Staat von Portugal (zwei Theile, Halle 1714, 8.) verdient gleichfalls als eine ſehr gute Geſchichte dieſes Staats voll vortrefflich kritiſcher Bemerkungen Achtung.

Schmelzen iſt der Übergang eines feſten Körpers in den tropfbaren Zuſtand. Dieſer Übergang wird durch Wärme oder Hitze, die bei dem einen Körper ſtärker, bei dem andern geringer ſein muß, bewirkt. Nur der Wärmeſtoff ſcheint den Zuſtand der Flüſſigkeit bewirken zu können, indem er ſich vermöge einer chemiſchen Verwandtſchaft mit den Theilen eines feſten Körpers verbindet, und den Zuſammenhang derſelben, welcher den Zuſtand der Feſtigkeit aus-

macht, aufhebt. Nach angeſtellten Verſuchen wollte Blei in Waſſerſtoffgas nicht ſchmelzen, dagegen es augenblicklich ſchmolz, als man atmoſphäriſche Luft hinzuließ; darf man dieſen Verſuchen trauen, ſo beweiſen ſie, daß zum Schmelzen noch etwas anderes als Wärmeſtoff erfoderlich iſt. Nicht alle Körper ſind ſchmelzbar. Einige verändern ihren Aggregatzuſtand in den höchſten Wärmegraden nicht, andere verflüchtigen ſich endlich, ohne zu ſchmelzen, mit oder ohne Zurücklaſſung eines Rückſtandes, den man Kohle nennt. Die wirklich ſchmelzbaren Körper erfodern, um in Fluß zu kommen, einen ſehr verſchiedenen Wärmegrad. Iſt dieſer noch nicht erreicht, ſo dehnen ſie ſich zwar ihrem Umfange nach aus, allein ſie bleiben immer noch mehr oder weniger feſt. Wird er überſchritten, ſo reißt die ausdehnende Kraft die geſchmolzenen Theile in Dampfgeſtalt mit ſich fort. Man pflegt nach den Graden, welche ſie zum Schmelzen erfodern, leichtflüſſige und ſtrengflüſſige Körper zu unterſcheiden, wiewohl die Eintheilung, die auf einem relativen Grund beruht, viel Willkürliches und Unbeſtimmtes hat; denn ſo leichtflüſſig auch Blei, und ſo ſchwerflüſſig auch Eiſen dagegen iſt, ſo iſt doch jenes gegen Butter ſchwerflüſſig, und dieſes gegen Platina noch leichtflüſſig. In vielen Fällen wird die Strengflüſſigkeit durch Verbindung mit andern Materien vermindert. Kupfer mit Zink vermiſcht fließt leichter als für ſich; reine Thonerde fließt in der ſtärkſten Hitze nicht, wohl aber in Verbindung mit dem Kalk. Verſchiedene Subſtanzen ſind bei dem gewöhnlichen Wärmegrad flüſſig, als Waſſer, Milch, Wein, ätheriſche Öle, Queckſilber. Letzteres iſt unter allen bekannten Stoffen bekanntlich derjenige, welcher zu ſeiner Flüſſigkeit des geringſten Wärmegrades bedarf. Die Art und Weiſe, wie der Zuſtand der Flüſſigkeit eintritt, ſo wie die Nebenumſtände, ſind auch bei verſchiedenen Körpern verſchieden. Einige zerfließen nach und nach, wie das Eis, andere erweichen immer mehr und mehr, und kommen endlich in Fluß, wie Butter, Wachs, Eiſen, noch andere zerfließen plötzlich, ohne vorher weicher geworden zu ſein, wie Blei und Zinn; einige verändern dabei die Farbe, andere nicht.

Schmelzmahlerei, ſ. Email.

Schmergel iſt eine Steinart, die zum Granatgeſchlechte gehört und ehemals bei Schneeberg in Sachſen in verhärtetem Talke (Agalmatholit) vorkam. Er iſt blauſchwarz und ſehr hart; er wird deßhalb zum Steinſchneiden und Poliren ſehr geſucht. Ihm ähnlich iſt der Folith vom Cap de Gades in Spanien. Sonſt werden auch Granaten, Pyrenäit, Eiſenkieſel für Schmergel zum Steinſchneiden verkauft. F.

Schmerz nennt man jede hervorſtechende widrige Erregung des Gefühls. Eigentlich gilt dies nur von körperlichen Gefühlen, uneigentlich bezieht man aber das Wort auch auf unangenehme innere Empfindungen. Unter dem Gefühle iſt aber hier nicht der beſondere Sinn, den wir auch Gefühl nennen, zu verſtehen, ſondern das allgemeine Gefühl, welches wir, in ſo fern es den ganzen, innern ſowohl als äußern, Organismus umfaßt, phyſiologiſch Gemeingefühl nennen. (S. d. A. Gemeingefühl.) Dieſes, auf welches unſer Selbſtgefühl in körperlichem Betracht ſich gründet, wird durch das, den ganzen Körper durchdringende Nervenſyſtem der Reproduction vermittelt. Durch daſſelbe erhält die Seele das Gefühl ihres Körpers, als ihres eignen. Das Gefühl als Sinn des Getaſtes ſelbſt entwickelt ſich erſt vollkommen in den Fingerſpitzen, und einigerma-

ſen auch in den Fußzehenſpitzen. Die Sinne aber ſind nicht der Sitz des Schmerzes; ſie werden nur von den ihnen angemeſſenen Gegenſtänden angenehm oder unangenehm afficirt, allein ohne Gefühl von Schmerz. Ein unangenehmer Geſchmack z. B. iſt noch kein Schmerz, eben ſo wenig als ein widriger Geruch, das Anhören einer ſchlechten Muſik u. ſ. f. Allein das Sinnesorgan ſelbſt, als Theil des Organismus, gehört dem Ganzen an, und iſt in ſo fern auch mit Nerven des Gemeingefühls verſehen, folglich auch durch dieſes ſelbſt des Schmerzes fähig, aber nicht als Sinnorgan, ſondern überhaupt als Theil des Organismus. Das Gemeingefühl wird im geſunden Zuſtande gar nicht erregt, ſondern die Geſundheit des Organismus offenbart ſich der Seele alsdann, wenn dieſe ihre Aufmerkſamkeit auf ihren eigenen Körper richtet, eben durch dieſe genußreiche Stille als Wohlbefinden, wie das ruhige Meer durch den Waſſerſpiegel ſeine Klarheit durchſchauen läßt. Das reproductive Nervenſyſtem des Organismus, welches die Ausbildung und Erhaltung deſſelben beherrſcht, enthält, als der irdiſche Leib, die lebendige Idee des Organismus, und das Ziel ſeiner Thätigkeit iſt erreicht, wenn dieſer ſowohl im Ganzen als in den einzelnen Theilen harmoniſch beſteht. Geht dieſe harmoniſche Thätigkeit des Nervenſyſtems ohne Störung fort, ſo geht auch das Leben der Idee in ſich klar und ungetrübt fort. Es iſt folglich kein Grund vorhanden, daß es eine andere Hemmung erfahren ſollte, da das Ziel ſeiner Thätigkeit in ihm ſelbſt liegt, und es ganz eins mit dem ihm angehörigen Organ iſt, indem ja dieſes ſelbſt nichts anders als die leiblich geoffenbarte dem Nerven inwohnende Idee iſt. Folglich kann das Gemeingefühl kein Object haben, weil dieſes (wie bei den Sinnen) etwas ihm Entgegengeſetztes, ihm Fremdes ſein müßte, was aber das den Nerven umgebende Organ nicht ſein kann, da es mit ihm eins iſt. Dieſe Klarheit des Selbſtgefühls iſt daher ein nothwendiger Begleiter der Geſundheit, und das eigentliche behagliche Gefühl des Wohlbefindens. Jede geſetzwidrige Hemmung der Function des Nerven und ſeines Organs veranlaßt nun eine Trübung dieſes Selbſtgefühls, offenbart ſich als Übelbefinden, und wenn die Einwirkung heftig iſt, als Schmerz. Jede Krankheit äußert ſich daher durch unangenehme Gefühle, ſo wie jeder Theil des Organismus, welchen man hervorſtechend fühlt, krank iſt. Der körperliche Schmerz entſteht demnach von einer heftigen und beſchränkenden Einwirkung auf die Nerven des Gemeingefühls. Eine ſolche Einwirkung kann theils von außen herkommen, von mechaniſchen Urſachen, von Verletzung des Zuſammenhangs durch Stich, Schnitt, heftigen Stoß oder Druck, von chemiſcher Einwirkung zerſtörender Subſtanzen, z. B. ätzender Mittel, oder von organiſch einwirkenden, die Function eines Theils in ſeiner Ordnung ſtörenden Dingen; theils aber kann der Schmerz von innen ſelbſt erzeugt werden durch widrige Affection des Gemeingefühls von geſetzwidriger Erhebung eines Organs in dem Körper vor dem andern, wodurch die Harmonie aufgehoben worden, und ein Theil des Nerven in ſeiner Function eine Störung und Hemmung erfahren muß. So z. B. erregt jede Entzündung im Innern um ſo mehr Schmerz, je reichlicher der entzündete Theil mit Nerven verſehen iſt, daher iſt auch jedes Fieber mit ſchmerzhaften Empfindungen in allen Gliedern verbunden, und je größer dies Schmerzgefühl iſt, auf deſto wichtigere Störungen der Geſundheit iſt zu ſchließen. Der körperliche Schmerz kann in ſeinen Folgen nachtheilig, aber auch

wohlthätig ſein. Das erſtere iſt er durch ſeine niederſchlagende Einwirkung auf das Gemüth, durch die Verhinderung des Schlafes bei Kranken, wenn er anhaltend und heftig iſt, durch die Störung der Verrichtungen des übrigen Theils des Nervenſyſtems, welche zuweilen durch ſtarken und anhaltenden Schmerz ſo heftig werden können, daß blos hiervon der Tod erfolgen kann. Doch haben ſie auch als Natureinrichtung ihre wohlthätigen Folgen. Der Schmerz überhaupt macht die Seele aufmerkſamer auf das Leiden ihres Körpers, als es ohne ihn geſchehen würde, und treibt daher den Menſchen als ein mächtiger Sporn, ſich um Hülfe zu bemühen. Aber auch als mächtiges Ableitungsmittel wirkt der Schmerz oft heilſam auf die verirrte Aufmerkſamkeit der Seele, wenn das Bewußtſein ſelbſt ſchlummert oder unterdrückt iſt. Auch dürfen wir nicht überſehen, daß der Schmerz ſelbſt ein Zeichen wiederkehrender Geſundheit iſt, wenn er nämlich nicht empfunden wurde, da doch die Urſachen davon Statt fanden, z. B. bei Lähmung des Nerven, bei gänzlicher Unthätigkeit deſſelben, in Verhärtungen und manchen kalten Geſchwülſten. Endlich müſſen wir auch noch in Anſchlag bringen, daß der Schmerz als Zaum und Gebiß für das Übermaß in ſinnlichen Genüſſen, und als moraliſches Zuchtmittel bei Manchen wohlthätig wirkt, deren harte Haut ſchon ſtarke Schläge verlangt, wenn das moraliſche Selbſtgefühl erwachen ſoll. Jeder zu hoch getriebene Genuß wird zum Schmerz, weil er als ſtörendes Object für das Gemeingefühl wirkt, und alſo Schmerz erregt, ſo wie das Aufhören eines jeden Schmerzes ſchon an ſich als Luſt empfunden wird, weil die Störung in den Nervenfunctionen des Gemeingefühls aufhört, und das Selbſtgefühl wieder zur vorigen Klarheit und Ruhe zurückkehrt. H.

Schmerzſtillende Mittel, ſ. Anodyna. Hier nur noch Einiges über deren Gebrauch. Die directen ſchmerzſtillenden Mittel benehmen durch ihr narkotiſches Princip den Nerven des Gemeingefühls die Empfänglichkeit für das Object des Schmerzes, und verhindern demnach die Seele an der Wahrnehmung deſſelben. Ihr Gebrauch kann nur da Statt finden, wo die Urſache des Schmerzes nicht gehoben, oder nicht ſo ſchnell entfernt werden kann, als es die Heftigkeit des Schmerzes erfoderte; ferner da, wo der Eindruck des Schmerzes ſelbſt nachtheiliger wirkt, als die Urſachen des Schmerzes, indem er z. B. durch Störung des Schlafes die günſtige Entſcheidung einer Krankheit verhindert. Sie dürfen aber nicht angewendet werden, wo man die Urſache des Schmerzes kennt und entfernen kann, ſondern hier muß der rationelle Arzt die indirecten ſchmerzſtillenden Mittel, nämlich ſolche anwenden, welche die Urſachen des Schmerzes, z. B. Blutanhäufung, Entzündung, Verletzung von einem fremden Körper u. a. m. entfernen.

Schmettau (von). Aus dieſem gräflichen Hauſe ſind folgende denkwürdige Männer zu nennen: Samuel, Reichsgraf von Schmettau, königlich preußiſcher Generalfeldmarſchall, Grand Maitre d'Artillerie, Ritter des ſchwarzen Adlerordens, erſter Curator der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, geboren 1684. Er focht zuerſt in einem fürſtlich anſpachiſchen Regiment, welches in holländiſchen Dienſten ſtand, unter Prinz Eugen und Marlborough bei Hochſtädt 1704, 13 Auguſt; im J. 1714 trat er in polniſche Dienſte, wo er bei den dortigen ſogenannten Confoͤderationsunruhen dem Könige Auguſt wichtige Dienſte leiſtete, der ihn auch nach der Schlacht bei Kowalewe zum Oberſten der Artillerie ernannte. Nach der Schlacht

bei Belgrad 1717 trat er in öſterreichiſche Dienſte, und wurde, nachdem die Türken beruhigt waren, gegen die Spanier nach Sicilien geſchickt, wo er als Generalfeldwachtmeiſter in der Schlacht bei Villafrance rühmlichſt focht, worauf ihm der Oberbefehl bei der Belagerung von Meſſina anvertraut wurde (1720). 1731 ging er auf kaiſerlichen Befehl nach Genua, um die dortigen Aufrührer zu beruhigen. Auch dies gelang ihm, und nun zog er im Jahr 1733 als Generalfeldmarſchall-Lieutenant unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunſchweig-Bevern gegen die eindringenden Franzoſen nach dem Rhein. Im Jahr 1737 zog er wiederum gegen die Türken mit gleichem Waffenruhme, wie früher. Von der Beſchuldigung, als habe er einigen Antheil an der nicht rühmlichen Übergabe und Schleifung Belgrads gehabt, iſt er völlig freigeſprochen. 1741 ward er Feldmarſchall. Beim Ausbruche des Kriegs zwiſchen Öſterreich und Preußen berief ihn Friedrich II. als preußiſchen Vaſallen zurück; er folgte gern, da in Wien ſeine Neider ihm viel Verdruß machten. Da er nicht wünſchte, gegen Öſterreich zu fechten, ſo brauchte ihn Friedrich mehr als Geſandten, zuerſt nach München, dann an Kaiſer Carl VII. und an den König Ludwig XV. von Frankreich. — Er ſtarb zu Berlin 1751, im 68. Jahr. Er hat in 28 Schlachten und bei 32 Belagerungen mitgefochten. Siehe hiſtor. geneal. Nachrichten für das Jahr 1751, Seite 1062. — **Carl Chriſtoph**, Reichsgraf von Schmettau, königlich preußiſcher Generallieutenant, Ritter des ſchwarzen Adlerordens, geboren 1696, war ein Bruder des erſtgenannten, auch zuerſt in kaiſerlich öſterreichiſchen, dann während des ſiebenjährigen Krieges in preußiſchen Dienſten, in der Kriegsgeſchichte genannt wegen ſeiner tapfern Vertheidigung Dresdens im Jahr 1759.

Schmetterlinge oder **Zweifalter** ſind geflügelte Inſecten (ſ. d. Art.), welche die dritte Ordnung dieſer Claſſe von Thieren einnehmen; ſie charakteriſiren ſich durch vier beſtaubte Flügel und eine ſpiralförmige Zunge. Der Staub ihrer Flügel beſteht aus einer Menge kleiner Schuppen; ihre Nahrung im Safte der Blumen, obgleich auch mehrere nichts zu genießen ſcheinen. Um ihre Art fortzupflanzen, und ihre vollſtändige Ausbildung zu erhalten, durchlaufen ſie mehrere unvollkommne Zuſtände. Das Weibchen legt Eier, aus welchen Larven (Raupen) nicht weniger als 8, aber nicht über 16 Füßen kriechen, die ſehr gefräßig ſind, ſich einigemale häuten, und in den Zuſtand der Puppen übergehen, wo ſie mehrere Zeit ohne Nahrung faſt leblos verweilen, und unterdeſſen ſich zum vollkommnen Inſect, das mit Geſchlechtsunterſchied verſehen iſt, entwickeln. Während des Puppenzuſtandes erzeugt ſich in ihnen rothes Blut, was zur vollkommnen Ausbildung des Schmetterlings nothwendig und ſtets im Überfluſſe vorhanden iſt. Das nicht verbrauchte entläßt der ausgekrochene Zweifalter tropfenweis, wo es denn oft mit Blutregen verwechſelt wird. Man findet Zweifalter, die des Tages umherſchwärmen, und beim Sitzen ihre Flügel in die Höhe halten, ſie werden Tagevögel, Papilio, genannt; andere haben einen dickern und rauhern Körper, ein Theil davon ſchwärmt in der Dämmerung; ſie heißen Dämmerungsvögel, Sphinx; ein andrer, die Nachtvögel, Phalaena, ſind in der Nacht am geſchäftigſten. Die Raupen der Tagevögel haben alle 16 Füße, ſie verpuppen ſich ohne Geſpinnſt; ihre Puppen ſind gewöhnlich goldfarbig (Chryſaliden), hängen ſich an dem Hintertheile auf, und kommen in drei Wochen aus. Zu dieſen Vögeln gehören diejenigen Weißlinge, deren Raupen unſern Obſt- und

Küchengewächſen oft großen Schaden zufügen. Die Dämmerungsvögel haben Raupen, die mit dem Oberleibe gewöhnlich aufrecht ſitzen (daher der Name Sphinx), und ſich unter der Erde ohne Geſpinnſt verpuppen. Die Vögel ſelbſt ſchwirren beim Fliegen, weßhalb ſie Schwärmer heißen, fliegen ſehr ſchnell, und legen beim Stillſitzen die Fliegel dicht an den Leib. Die Wolfsmilchraupe, Lindenraupe, die des Todtenkopfes, ſind die bekannteſten dieſes Geſchlechts. Das Geſchlecht der Nachtvögel iſt an Arten weit zahlreicher als die beiden vorigen, ihre Raupen aber auch weit ſchädlicher. Beide, Vögel und Raupen, ſind des Nachts ſehr munter, dieſe verkriechen ſich oft am Tage in die Erde, und gehen erſt des Nachts auf Nahrung aus. Sie verpuppen ſich alle, die Federmotte ausgenommen, in ſeidenartiges Geſpinnſt. Von mehreren Arten, vorzüglich von der Seidenraupe, Phal. bombyx mori, ſammelt man dieſes Geſpinnſt und verarbeitet es als Seide (ſ. d. Art.). Außerdem giebt die Raupe des Atlasvogels, der acht Zoll breit iſt, in China wilde Seide, die ſpinnenwebenartig in die Citronenbäume geſponnen iſt, und von da geſammelt wird. Auch liefert die Ph. noctua serici in Japan eine ſehr leichte Seide, ſo daß zehn lange Frauenkleider, die davon gewebt ſind, nur ein Pfund wiegen. Zu den ſchädlichen Raupen dieſer Vögel zählt man die Stammraupe, die Ringelraupe, die Fichtenraupe, die Prozeſſionsraupe und andere. F.

Schmidt (Michael Ignaz), einer der verdienſtvollſten **Geſchichtſchreiber Deutſchlands**, wurde den 30. Januar 1736 zu Arnſtein, einer Stadt im vormaligen Hochſtift Würzburg, geboren. Den erſten Unterricht erhielt er in ſeiner Vaterſtadt, und nach dem 1749 erfolgten Tode ſeines Vaters auf dem Gymnaſium zu Würzburg. Er wählte den Stand eines Weltgeiſtlichen, und trat deßhalb in das biſchöfliche Seminarium, wo er, außer der Theologie, ſich beſonders mit Geſchichte, und nächſtdem mit dem Studium der Philoſophie und der franzöſiſchen Sprache beſchäftigte. Nach fünfjährigem Aufenthalt in dem Seminarium ward er Licentiat der Theologie und Prieſter, und als Caplan zu Haßfurt angeſtellt, und bald darauf kam er nach Bamberg als Hauslehrer zu dem Großhofmeiſter von Rotenhan, einem Manne von vielen Kenntniſſen und hohem Geiſte. Schmidt lernte hier die beſten Schriftſteller aller Nationen kennen, und bildete ſich durch den Umgang mit mehreren angeſehenen und geiſtvollen Männern. Im ſiebenjährigen Kriege begab ſich Rotenhan nach Schwaben auf ſeine Güter nahe bei Stuttgart, und nahm ſeinen bisherigen Hauslehrer mit dahin, dem er eine geiſtliche Pfründe ertheilte. Schmidts Aufenthalt in der Nähe jener Reſidenz, wo Pracht und Luxus damals den höchſten Gipfel erreicht hatten, gab ſeinem Geiſte einen hohen Schwung und eine freiere unbefangenere Anſicht des Lebens. Im Jahre 1771 wurde er zum Bibliothekar der Univerſität in Würzburg ernannt. Bald darauf ward er auch Mitglied der vom Fürſtbiſchofe zur Reform des Erziehungsweſens angeordneten Schulcommiſſion, darauf Beiſitzer der theologiſchen Facultät, und Lehrer der deutſchen Reichsgeſchichte. 1774 erhielt er eine anſehnliche Präbende und die Würde eines geiſtlichen Raths mit Sitz und Stimme in der geiſtlichen Regierung. Nun war er ernſtlich auf die Verbeſſerung des Schul- und Erziehungsweſens bedacht, wobei er von ſeinem Landesherrn möglichſt unterſtützt wurde. Schon 1769 hatte er indeſſen durch ſeine ſchätzbare Schrift: **über die Methode zu katechiſiren** (Methodus

tradendi prima elementa religionis, sive catechizandi etc. Bambergae et Wirzeburgi 1769, 8.), auf die Reformation vorbereitet. Zur nämlichen Zeit ſtiftete der Fürſtbiſchof mit Schmidts Zuziehung und Beihülfe ein Seminarium für Landſchullehrer, eines der erſten in Deutſchland, das ſelbſt bei den Proteſtanten großen Beifall fand. 1772 erſchien ſeine Geſchichte des Selbſtgefühls (Frankfurt und Leipzig, der eigentliche Verlagsort war aber Würzburg). Dies Werk machte dem philoſophiſchen Beobachtungsgeiſte ſeines Verfaſſers viel Ehre. Auf die Empfehlung Carls von Dalberg (nachmaligen Großherzogs von Frankfurt) ward er zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften in Erfurt erwählt. 1778 begann er die Herausgabe ſeiner Geſchichte der Deutſchen, welcher er ſein ganzes übriges Leben widmete. Dieſem Werke verdankte er ſeinen Ruf zum Cuſtos der kaiſerlichen Bibliothek, welchen er aber ablehnen mußte. Indeſſen reiſ'te er doch nach Wien, um die dortigen Archive zur Fortſetzung ſeiner Geſchichte zu benutzen. Hier ließ die Kaiſerin ihm ihren Antrag, in ihre Dienſte zu treten, wiederholen: und da er denſelben, ohne weiter auf den Fürſtbiſchof zu achten, annahm, ſo wurde er als wirklicher kaiſerlicher Hofrath und Director des Haus- und Staatsarchivs mit einem Gehalt von vier tauſend Gulden angeſtellt. Der Kaiſer Joſeph kannte Schmidts Werth zu gut, und benutzte die Talente des neuerworbenen Staatsdieners auch dadurch, daß er ihn zum Mitgliede des neu organiſirten Cenſurcollegiums und zum Lehrer in der Geſchichte für ſeinen Neffen und künftigen Thronfolger, den jetzigen Kaiſer Franz von Öſterreich, ernannte. Nachdem er vierzehn Jahre in Wien gelebt hatte, ſtarb Schmidt den 1. November 1794 im 58. Jahre ſeines Alters. Er war der erſte, welcher eine Geſchichte der deutſchen Nation ſchrieb, denn ſeine Vorgänger bearbeiteten nur deutſche Kaiſer-, Reichs- und reichsſtändiſche Geſchichte. Seine Hauptabſicht war, zu zeigen, wie Deutſchland ſeine gegenwärtigen Sitten, Aufklärung, Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften, hauptſächlich aber ſeine Staats- und Kirchenververfaſſung erhalten habe; kurz, wie es das geworden ſei, was es wirklich iſt. Und ſo war die Culturgeſchichte der Nation ſein vornehmſter Gegenſtand. So weit er dieſen durch ſeinen Tod unterbrochenen Entwurf ausführte, geſchah es mit Wahl, Ordnung, Geſchmack und philoſophiſchem Scharfſinn. Indeſſen iſt er bei der Erzählung der großen Kirchenverbeſſerung des 16. Jahrhunderts nicht immer treu und unparteiiſch. Auch iſt ſeine Schreibart und Sprache nicht durchaus muſterhaft. Seine Geſchichte kam heraus unter nachſtehenden Titeln: M. J. Schmidts Geſchichte der Deutſchen. Erſter bis fünfter Theil (auch unter dem Titel: Ältere Geſchichte der Deutſchen. Erſter bis fünfter Theil) Ulm 1785—1787. Sechster bis eilfter Theil (auch unter dem Titel: Neuere Geſchichte der Deutſchen; erſter bis ſechster Band). Ebendaſ. 1788—1793, gr. 8. Mich. Ign. Schmidts Geſchichte der Deutſchen, aus den hinterlaſſenen Papieren des Verfaſſers fortgeſetzt von Joſeph Milbiller. Zwölfter bis zweiundzwanzigſter Theil (auch unter dem Titel: Neuere Geſchichte der Deutſchen, ſiebenter bis ſiebenzehnter Band), Ebendaſ. 1797—1808, gr. 8. Der Vollſtändigkeit halber führen wir hier noch an: Joſeph Milbillers Geſchichte des deutſchen Reichs unter Kaiſer Franz II.

Schnecken, ſ. Schalthiere.

Schnee, ein Erzeugniß gefrorner Waſſerdünſte. Die durchſichtigen elaſtiſchen Waſſerdünſte werden in den obern Luftregionen durch die Kälte zu Nebel oder Wolken, d. h. zu kleinen Dunſtbläschen, welcher Zuſtand ihrer gänzlichen Niederſchlagung als Waſſer vorangeht. Haben dieſe Bläschen durch die Kälte allen Wärmeſtoff verloren, ſo ſchießen ſie unter gewiſſen Umſtänden in kleine Eisnadeln an, welche ſich ſo lange in der Luft ſchwebend erhalten, bis die Wolke, zu der ſie gehörten, ihre Elektricität verloren hat. Nun fallen ſie herab, und ſetzen ſich, wenn ſie unterwegs einander nahe kommen, meiſt unter Winkeln von 60, aber auch von 30, und 120 Graden an. Nach Beſchaffenheit der Atmoſphäre und anderer Umſtände verbinden ſich bald mehr, bald weniger Eisnädelchen mit einander zu einem Ganzen, welches wir Flocke nennen, und welches bei näherer Unterſuchung eine ſehr regelmäßige Bildung zeigt. Eine ſolche Schneeflocke beſteht aus lauter ſechseckigen Sternchen von verſchiedener Größe und — die ſechseckige Figur ausgenommen — von unbeſchreiblich mannichfaltiger Bildung und Zuſammenſetzung. Je kälter die Luft iſt, deſto kleiner ſind die Flocken, ja bei ſehr ſtrenger Kälte fallen die einfachen Nadeln ſelbſt herab; gegen die Pole hin iſt der Schnee dem Staube ähnlich. Dagegen ſind die Schneeflocken um ſo größer, je gelinder das Wetter iſt. Wegen ſeiner großen Lockerheit fällt der Schnee ſehr langſam herab, ſenkt ſich auch, wenn er einige Zeit gelegen hat, und giebt verhältnißmäßig zu ſeinem Volumen nur wenig Waſſer. Er iſt, wie das Waſſer und Eis, der Verdünſtung unterworfen, beſonders ſobald heftige, wenn gleich kalte Winde wehen. Die Polargegenden ſind das rechte Vaterland des Schnees. Um die Pole ſelbſt ſchneit es faſt unaufhörlich, ſelbſt im Sommer, und die Schneemaſſen ſammeln ſich dort zu ungeheuern Höhen an. Ungefähr 140 bis 150 Meilen diesſeits des Nordpols ſchneit es, wenigſtens in manchen Gegenden, in den Monaten Julius und Auguſt nicht. Je mehr man ſich nach Süden wendet, deſto kürzer iſt die Schneezeit. In Norddeutſchland kann man in der Regel annehmen, daß es in den Monaten Mai, Junius, Julius, Auguſt und September nicht ſchneit; in Süddeutſchland, die hohen Gebirgsgegenden ausgenommen, fällt noch weniger Schnee; in Oberitalien iſt er nicht ſelten, doch bleibt er ſelten ſo lange liegen, daß Schlittenbahn würde. Im Königreich Neapel fällt in den Ebnen faſt gar kein Schnee, und er thaut gleich wieder weg. Näher gegen die Wendekreiſe hin, auf Malta und in Nordafrika kennt man den Schnee nicht, und innerhalb der heißen Zone noch weniger. Jenſeit des ſüdlichen Wendekreiſes fängt er ſchon etwas früher wieder an, und nach dem Südpole hin trifft man weit eher unaufhörliches Schneegeſtöber als gegen den Nordpol zu. Hohe Berge, wie die Schweizeralpen, der Ätna, die Schneeberge in Südafrika und ſelbſt die Andes und Cordilleras unter oder am Äquator in Südamerika, haben ewigen Schnee. — Der Schnee iſt von wohlthätigem Einfluß. Bei dem heftigſten Froſte der Polargegenden bleibt der Schnee immer 4 Fuß unter der Oberfläche bei der Temperatur des aufthauenden Eiſes. Man ſieht daraus, welche Decke er dem Erdboden mit allen darauf befindlichen Pflanzen gewährt, und wie warm ſelbſt die unter dem 6 bis 8 Ellen hohen Schnee begrabenen Hütten der Polarmenſchen liegen müſſen. Auch bei uns iſt der Schnee in kalten Wintern eine unentbehrliche Decke; viele Gewächſe gehen, wenn er fehlt, zu Grunde. Dagegen ſchadet er ſelbſt nicht den zarteſten Gewächſen, die gar keinen Froſt ertragen können.

Sie liegen ſicher darunter, und viele einheimiſche Pflanzen wachſen und blühen ſogar unter dieſer Decke. Eben ſo ſchützt der Schnee den thieriſchen Körper gegen die zerſtörenden Wirkungen einer übermäßigen Kälte. Reiſende, von der Kälte erſtarrt, welche in den Schnee begraben wurden, lebten wieder auf, da ſie an der freien Luft nie erwacht wären. Daher wühlen ſich auch die Bewohner der Polargegenden, wenn ſie vor Ermüdung oder der Nacht wegen ihre Winterwohnungen nicht erreichen können, ſo tief als möglich in den Schnee ein, und ſetzen nach einigen Stunden erquickt ihre Reiſe weiter fort. Sehr nützlich wird der Schnee auf den Gebirgen als Unterhaltungsmittel der Quellen. — Irrig iſt es, ihm eine beſondere befruchtende Kraft beizulegen; er kann den Pflanzen nur als Feuchtigkeit und als Decke gegen die Kälte nutzen.

Schneeberg, wohlgebaute Bergſtadt im erzgebirgiſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen, auf einem Berge, unweit der Mulda, aus welcher ein Floßgraben abgeleitet iſt, auf welchem das Holz nach Schneeberg geflößt wird. Sie enthält 2 Kirchen, darunter die Stadtkirche eine der ſchönſten im Lande iſt, 600 Häuſer und 4000 Einwohner, welche vom Bergbau, von Verfertigung von Gold-, Silber- und ſeidnen Spitzen, Poſamentir- und Drechslerarbeit, von Arzneiwaarenbereitung und Bierbrauerei leben, und Spitzenhandel treiben. Es ſind hier der Sitz eines Bergamts, ein Lyceum, mehrere Trivialſchulen, worin zugleich das Spitzenklöppeln gelehrt wird, ein Waiſenhaus und ein Hospital. Auch iſt hier die Hauptniederlage des königlichen Blaufarbenwerkes im Dorfe Schlema, welches am Floßgraben in einiger Entfernung von der Stadt liegt. Drei Viertelſtunden von Schneeberg iſt der Filzteich, der eine Stunde im Umfange hat, und aus welchem mehrere Berggebäude zur Betreibung ihrer Künſte die Aufſchlagwaſſer erhalten. 1783 zerriß das angelaufene Waſſer den Damm des Deiches und richtete in zwei nahe liegenden Dörfern einen großen Schaden an, wobei achtzehn Menſchen umkamen. Man hat ſeit dieſem Vorfalle die beſten Vorkehrungen getroffen, um ähnlichen Unfällen vorzubeugen. Gleich neben dem Filzteiche ſind Torfſtechereien. Schneeberg wurde 1471 erbaut, als man beim hieſigen ſehr alten Bergbau neue reichhaltige Silbergänge entdeckt hatte. Die Georgenzeche war vorzüglich reich, und gab in einem Jahr ſechshundert Speciesthaler Ausbeute auf jeden Kur. Herzog Albrecht ſpeiſ'te den 23. April 1477 in dieſer Grube mit ſeinen Räthen an einer Stufe gediegenen Silbererzes von ſieben Lachtern Breite und zwei Lachtern Höhe, aus welcher 400 Centner Silber oder 80,000 Mark Silber geſchmolzen wurden, welches 800,000 Speciesthaler beträgt. Mit allem Rechte konnte da freilich Herzog Albrecht ſagen: unſer Kaiſer Friedrich iſt wohl reich, gleichwohl weiß ich, daß er jetzt keinen ſo ſtattlichen Tiſch hat. In der Folge hat die Reichhaltigkeit dieſer Bergwerke ſehr abgenommen, dagegen wurde man nun auf ein anderes Mineral, nämlich Kobalt, aufmerkſam. Kobalt und Silber ſind jetzt noch die Hautproducte des hieſigen Bergbaues, zugleich wird auch in der Gegend Wismuth, Blei, Zinn und Eiſen gewonnen.

Schneekoppe iſt der höchſte Berg auf dem ſchleſiſchen Rieſengebirge, im Fürſtenthum Jauer, an der böhmiſchen Grenze, der gräflichen Familie von Schafgotſch gehörig. Er erhebt ſich 4950 rheiniſche Fuß über die Meeresfläche. Auf demſelben ſteht eine Capelle, worin jährlich fünfmal katholiſcher Gottesdienſt gehalten wird.

Schneider (Eulogius), war deutſcher Prieſter, zeigte als Dichter ein herrliches Talent, wurde vom Churfürſten Maximilian von Cöln in Bonn als Profeſſor an die dortige Hochſchule berufen, und von dieſem geiſtreichen und edeln Fürſten mit Gunſt und Güte überhäuft. Die Begebenheiten in dem revolutionirten Frankreich wirkten aber auf ſeine lebhafte Phantaſie ſo leidenſchaftlich ein, daß er ſein Vaterland, ſeine Studien und ſeinen Wohlthäter verließ, nach Straßburg auswanderte und hier, fortgeriſſen von dem Wahnſinne jener Zeit, einer der wüthendſten Demagogen wurde und die Nationalfranzoſen ſelbſt in ihren Gräueln zu überbieten ſuchte. An der Spitze einer Revolutionsarmee und begleitet von der Guillotine durchzog er von Ort zu Ort die ganze Umgegend von Straßburg. Auf die bloße Ausſage ſeiner Agenten wurden Menſchen jedes Geſchlechts und Alters, jedes Standes, Reiche und Arme von ihm auf das Blutgerüſt geſchickt. Nachdem Schneider viele Gräuelthaten verübt hatte, ließen ihn die Commiſſäre des Convents, Saint Juſt und Lebas, jedoch mehr durch ſeinen Hochmuth als durch ſeine Verbrechen wider ihn aufgebracht, den 20. December 1793 verhaften. Den folgenden Tag wurde er auf einem Blutgerüſte zur Schau ausgeſtellt, darauf nach Paris geſchickt, wo er am 1. April 1794 hingerichtet wurde.

Schneider (Johann Gottlob). Dieſer ehrwürdige Veteran der deutſchen Philologen iſt 1752 zu Colm im Meißniſchen geboren, machte ſeine Studien auf Schulpforte, dann zu Leipzig, und iſt ſeit der Verlegung der Univerſität Frankfurt, zu deren verdienteſten und berühmteſten Lehrern er eine Reihe von Jahren gehörte, nach Breslau, dort ebenfalls als Profeſſor der Beredſamkeit und griechiſchen Sprache und zugleich als erſter Bibliothekar angeſtellt. Er verbindet mit gründlicher philologiſcher Gelehrſamkeit ausgebreitete Kenntniſſe in mehreren Zweigen der Naturgeſchichte, der vergleichenden Anatomie und der Künſte, die ihn in den Stand geſetzt haben, eine Menge alter Schriftſteller beſſer als ſeine Vorgänger zu erklären und wieder herzuſtellen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir ſämmtliche Schriften dieſes raſtlos fleißigen Gelehrten hier aufzählen wollten. Vorzüglich geſchätzt ſind ſeine Ausgaben des Oppian, Älian, Xenophon, Nikander, Theophraſt, Vitruv, der Scriptores rei rusticae u. ſ. w., ferner ſeine Ichthyologiae veterum specimina und mehrere naturhiſtoriſche Werke. Ein weſentliches Verdienſt um das Studium der griechiſchen Sprache erwarb er ſich durch ſein Wörterbuch derſelben, wovon jetzt (1819) die dritte Auflage erſcheint.

Schnepfe (Scolopax). Von dieſem größtentheils wegen ſeines wohlſchmeckenden Fleiſches beliebten Geſchlecht der Vögel ſind bereits über 50 Gattungen bekannt, von denen an vierzehn noch nicht genau beſtimmte Gattungen in Deutſchland einheimiſch ſind. Sie gehören in die Ordnung der Sumpfvögel. Nach der verſchiedenen Richtung des Schnabels vertheilen die Naturforſcher die Schnepfen in folgende drei Familien: 1. mit abwärts gekrümmtem Schnabel, 2. mit geradem, und 3. mit aufwärts gekrümmtem Schnabel. Sie halten ſich meiſtens an der Erde auf, und nur ſelten ſieht man ſie auf Bäumen. In den Sümpfen, Moräſten und ſeichten Gewäſſern waten ſie mit Bequemlichkeit umher, und ſuchen Gewürme, Inſectenlarven und Inſecten, wovon ſie ſich nähren; doch freſſen ſie auch verſchiedene Pflanzenblätter. Aus den kalten Ländern ziehen die Schnepfen meiſtens im Herbſte nach den ſüdlichen. Schnepfendreck nennt man die Gedärme, nebſt Leber und Magen, von

Schnepfen, die mit Eiern und Semmelmehl im Schmalz gebacken, als Delicateſſe gegeſſen werden.

Schnepfenthal, eine von Salzmann angelegte Erziehungsanſtalt in dem Amte Reinhardsbrunn des Fürſtenthums Gotha, nicht weit von der Stadt Waltershauſen, liegt auf und unter einem Hügel, in einer angenehmen Gegend. Außer den Gebäuden der Erziehungsanſtalt mit einer Bibliothek und einer Naturalienſammlung, gehören auch eine Buchdruckerei und eine Buchhandlung dazu. (Vergl. Salzmann.)

Schnepper oder Schnäpper, auch wohl Schnipperling, nennt man eine kleine ſtählerne Armbruſt wegen des ſchnappenden Lautes der Sehne. Beſonders führen den Namen Schnäpper auch zwei wundärztliche Werkzeuge, von denen das eine zum Aderlaſſen, das andere beim Schröpfen gebraucht wird.

Schnorr (Veit Hans von), ein rühmlich bekannter deutſcher Mahler, geboren zu Schneeberg im Erzgebirge im Jahr 1764. Schon früh zeigte er große Neigung zur mechaniſchen und bildenden Kunſt, und verſuchte ſich darin. Da ihm die damalige Beſchaffenheit der niedern Schulen den entſchiedenſten Widerwillen einflößte, ſo wuchs er faſt ohne alle wiſſenſchaftliche Kenntniſſe heran; deſto lebhafter intereſſirte ihn die Natur, in der er, ſich ſelbſt überlaſſen, einen großen Theil ſeiner Zeit verlebte. Als vierzehnjähriger Knabe begleitete er ſeinen Vater auf einer Geſchäftsreiſe nach Leipzig. Der kurze Aufenthalt in dieſer Stadt bewirkte eine völlige Veränderung in dem Jüngling; um einſt dahin zurückkehren zu können, nahm er die Bedingung dazu, die Rechte zu ſtudiren, ſogleich an. Mit Beiſeiteſetzung aller ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen ſtudirte er nun mit raſtloſem Fleiße, und brachte es in drei Jahren ſo weit, daß er die Univerſität beziehen konnte. Aber die Jurisprudenz konnte ihn nicht wahrhaft feſſeln, und als nach vollendeten Studien und beſtandenem Examen ſein Vater ſtarb, ging er verheirathet und durch einige Verhältniſſe getrieben, nach Königsberg in Preußen, wo er bei Hippel und einem Univerſitätsfreunde Rath und Theilnahme fand. Die freundliche Einladung von einigen der erſten adeligen Häuſer, den Ihrigen Unterricht zu ertheilen, nahm er gern an, und entſprach ihr mit gutem Erfolg. Vor allen fühlte er ſich den gräflichen Häuſern von Kaiſerling und Dohne verpflichtet. Schnorr war im Begriff, von hier mit dem Sohne eines ruſſiſchen Miniſters nach Petersburg zu gehen als er auf Betrieb ſeiner Mutter den Antrag einer Stelle an der magdeburger Handlungsſchule erhielt, den er auch annahm. Nach einem Jahre verließ er contractmäßig Magdeburg, und zog nach Leipzig zurück. Hier beſchäftigte er ſich mit Miniaturmahlen und Buchhändlerarbeiten. Durch raſtloſes Studium der Kunſt und im Umgange mit Öſer, Weiße, Müller, Seume und andern trefflichen Männern bildete er ſeine Anlagen immer vollkommner aus, wiewohl ihm das Glück nicht zu Theil wurde, ſeine ganze Zeit ſorgenfrei und einzig der Kunſt zu widmen. Er hat vielfältige Arbeiten auf Elfenbein, in Kupfer, Thon und Gyps geliefert, die den Beifall der Kenner fanden. Seit 1816 iſt er an des 1812 verſtorbenen Tiſchbein Stelle Director und Profeſſor der königlichen Kunſtakademie in Leipzig. Unter ſeinen Kindern zeichnen ſich als Künſtler aus; Louis (verheirathet in Wien), Eduard und Julius. Letzterer iſt gegenwärtig (1819) in Rom und hat durch ſeine genialen Arbeiten die Aufmerkſamkeit aller Kunſtfreunde auf ſich gezogen.

Schnupfen iſt die allgemein bekannte Krankheit, welche mit Froſt und gelinder Hitze, zuweilen auch mit Kopfſchmerz anfängt, mit häufigen Reiſen verbunden iſt, und endlich in einen Schleimausfluß aus der Naſe übergeht. Während der ganzen Zeit iſt die Naſenhöhle verſtopft und innerlich verſchwollen, der Geruch fehlt, ſo wie auch der Geſchmack; beide kehren erſt nach Beendigung des Schnupfens wieder zurück. Wenn die Feuchtigkeit ausfließt, ſo nennt man den Schnupfen fließend oder triefend; iſt aber die Naſe innerlich ſehr verſchwollen, und der Ausfluß fehlt ganz, oder iſt ſehr zäh, ſo nennt man dies den Stockſchnupfen. Der Schnupfen hat ſeinen Sitz in der Schleimhaut der nach hinten über den Gaumen, nach oben bis an die Hirnſchädelhöhle verbreiteten Naſenhöhle. Dieſe Haut beſteht aus lockerem Zellgewebe, in welches ſich eine außerordentliche Menge von Blutgefäßen veräſtelt, wodurch ſie ihr rothes Anſehen erhält. Außer mehreren andern Nerven, welche ſich in dieſer Haut verbreiten und ſie ſehr empfindlich machen, iſt beſonders der eigentliche Geruchsnerv merkwürdig, indem dieſer ſeine Zweige vorzüglich in den Theil der Schleimhaut verbreitet, welcher die beiden obern Naſenmuskeln und den größten Theil der Scheidewand der Naſenhöhle bedeckt. Dieſe Zweige ſind außerordentlich weich, und vermiſchen ſich zuletzt ganz mit dem ſchwammigen Gewebe der Schleimhaut. Die Abſonderung von Feuchtigkeit und Schleim iſt in der Naſenhöhle zur Erhaltung der Weichheit und Zartheit der die Geruchsnerven umfaſſenden Haut, alſo zur Beförderung des Geruchſinnes, nicht aber zur Reinigung des Blutes von Schärfen vorgerichtet, denn zu dem letztern Zwecke würde die Natur wohl nicht einen Theil beſtimmen, welcher durch die Menge ſeiner Nerven, durch die Zertheilung derſelben zu einem äußerſt empfindlichen Organ wird, eben ſo wenig als die Abſonderung der Thränen in der Thränendrüſe des Auges, die Abſonderung des Ohrenſchmalzes im äußern Gehörgange u. ſ. w. als reinigende Abſonderungen in Rückſicht des Blutes zu betrachten ſind. Dagegen iſt die mit ſo zahlreichen arteriellen Haargefäßen verſehene Haut um ſo leichter der Entzündung ausgeſetzt, und alle Zufälle des Schnupfens zeigen an, daß er nichts anders ſei, als eine Entzündung der Schleimhaut der Naſenhöhle. Dieſe Entzündung entſcheidet ſich gewöhnlich durch vermehrte Abſonderung eines dicken häufigen Schleims in Zeit von zwei bis vier Wochen, nach welchem Zeitraume ſie ſich wieder zertheilt, die Geſchwulſt der Schleimhaut abnimmt, die Luft wieder freier durch die Naſe gezogen werden kann. Über die veranlaſſenden Urſachen des Schnupfens ſind die Meinungen eben ſo verſchieden, wie über das Weſen deſſelben. Häufig wird er noch für eine Folge von Schärfe im Blute und von Erkältung angeſehen. Allein wir ſehen oft, daß ganz geſunde Menſchen, bei denen keine Schärfe im Blute zu vermuthen iſt, den Schnupfen bekommen, dagegen andere, von deren Säften und Blute wir allerdings eine nicht normale Beſchaffenheit vermuthen können, den Schnupfen gar nicht oder doch nicht beſtändig haben. Mehr Anſchein hat es noch, daß eine zu große Menge roher Schleimſtoffe die Entſtehung des Schnupfens begünſtige, und dieſer als Ableitung deſſelben anzuſehen ſei. Erkältung iſt ebenfalls nicht allemal Urſache des Schnupfens, denn ſie findet gar oft bei mehrern Menſchen Statt, ohne daß ſie den Schnupfen bekommen, dagegen es Viele giebt, welche den chroniſchen Schnupfen kaum in den wärmſten Sommertagen los werden. Alles, was

Entzündung überhaupt, und insbeſondere Entzündung der Schleimhaut der Naſe hervorzubringen vermag, erregt oder befördert den Schnupfen. Dispoſition dazu giebt überhaupt Überfluß an Blut, beſonders an Schleimſtoff in demſelben, und vorwaltende Thätigkeit der Schleimhäute. Die Urſachen, welche den Ausbruch des Schnupfens veranlaſſen, ſind ſolche, welche nun wirklich die Thätigkeit des arteriellen Haargefäßſyſtems der Schleimhaut zum Exceß bringen, beſonders Einwirkung von ſauerſtoffreicher Luft, daher bei kalter Luft, vorzüglich bei Nordoſt- und Nordweſtluft, der Schnupfen, ſo wie überhaupt katarrhaliſche Entzündung jeder Art, allgemein herrſchend wird. Aber auch jede Veranlaſſung zu Erhitzung, wodurch die Thätigkeit des arteriellen Blutſyſtems übermäßig erregt wird, kann dieſes bewirken, daher plötzlicher Übergang aus der Kälte in die Wärme, heiße Stuben, in welche man aus der kalten Luft kommt, auch der Genuß von erhitzenden Getränken, beſonders Wein und Branntwein, ihn ſehr oft erregen. Eine häufige Veranlaſſung zum Schnupfen iſt die Unterdrückung einer Function, welche mit der Thätigkeit der Schleimhaut der Naſe in naher Verbindung ſteht, nämlich der Hautausdünſtung, daher auch bei feuchter und kalter Luft der Schnupfen ſich häufiger einfindet. Winter und Frühjahr ſind beſonders die Jahreszeiten, in welchen der Schnupfen herrſchend iſt, weil in ihnen alle oben angeführte Urſachen, kalte und feuchte Luft, ſchneller Wechſel von Kälte und Wärme, Überfüllung des Blutes mit ſchleimigen rothen Stoffen von zu reichlichem Genuſſe der Nahrungsmittel, beſonders Statt finden. Der Schnupfen iſt alſo allemal auch eine Krankheit, obgleich eine gelindere. Jedoch kann er auch durch ſeine Heftigkeit und Verbreitung größere Beſchwerden verurſachen und ſogar gefährlich werden, wenn der entzündliche Zuſtand durch Vernachläſſigung, oder fortgeſetzte Einwirkungen der Urſachen ſich nach dem Gehirn oder nach den Lungen hinzieht. Kann man alſo den Schnupfen verhüten, ſo iſt es in der Regel beſſer, nur darf man nicht glauben, daß man ihm blos dadurch entgeht, wenn man ſich recht warm hält, im Gegentheil verzärtelt man ſich dadurch, und ſetzt ſich um ſo leichter der Gefahr aus, ſich zu erkälten. Gerade diejenigen, die in warmen Stuben ſich aufhalten, ſich in Pelz und Wolle einhüllen, erkälten ſich, wenn ſie von einem rauhen Lüftchen beſtrichen werden, und haben beinahe beſtändig den Schnupfen. Die krankhafte Empfindlichkeit, in welche die Haut durch dieſe Verzärtelung verſetzt wird, pflanzt ſich auch auf die innere Haut der Naſenhöhle fort, und giebt die Anlage zum chroniſchen Schnupfen. Zur Verhütung des Schnupfens gehört überhaupt Stärkung der körperlichen Natur, Abhärtung des Körpers gegen die Einflüſſe der Witterung, Verhütung einer Anhäufung von rohen ſchleimigen Nahrungsſtoffen im Blute. Hierzu dient öfteres Baden in lauem, und tägliches Waſchen, beſonders des Kopfes, des Halſes und der Bruſt, mit kaltem Waſſer, und darauf vorzunehmendes Bürſten oder Reiben der Haut; ferner täglicher Genuß der freien Luft, Mäßigung im Eſſen und Trinken, beſonders im Genuſſe fetter Speiſen und hitziger Getränke. Bei erhitztem oder ſchwitzendem Körper vermeide man ſchnelle Abkühlung durch Zugluft, Entkleidung oder kaltes Waſchen, man vermeide aber auch den ſchnellen Wechſel von Kälte zur Wärme. Erlauben es die Umſtände, ſo verhalte man ſich, aus der Kälte kommend, erſt in einer nur mäßig erwärmten Stube, ehe man in die wärmere ſich

begiebt, ſo lange, bis der Körper ſich erſt an einen gelindern Grad von Wärme gewöhnt hat. Zu heiße Stuben überhaupt vermeide man ganz. Wer mit dem Schnupfen wirklich befallen iſt, beobachte in der erſten Periode, von etwa drei bis vier Tagen, durchaus die kühlende Methode. Man halte ſich in einer nur ganz mäßig erwärmten Stube auf. Man waſche den Kopf, das Geſicht, den Nacken, den Hals und die Bruſt einigemal des Tages mit kaltem Waſſer, gurgle ſich öfters mit Waſſer, worin etwas Salpeter aufgelöſ't, oder welches mit ein wenig Weineſſig vermiſcht iſt. Wer ſich vorher gewöhnt hat, zuweilen kaltes Waſſer in die Naſe zu ziehen, thue es auch jetzt öfters; wer aber hieran nicht gewöhnt iſt und heftigen Stockſchnupfen hat, mit ſtarkem Schmerz in die Stirn hinauf oder in die Backenknochen, der ziehe öfters den Dampf von warmem Waſſer in die Naſe, ſetze aber dieſes nicht länger, als die Umſtände es nöthig machen, fort. In Anſehung der Speiſen und Getränke lege man ſich ſtrenge Enthaltſamkeit auf. Das Getränk beſtehe aus Limonade, Kryſtallwaſſer, oder auch bloßem reinen Waſſer; Bier, Wein und andere erhitzende Getränke vermeide man. Der Speiſen enthalte man ſich ſo viel als ſein kann, und genieße blos etwas Suppe von Hafergrütze, leicht beſtrichnes Butterbrot, oder etwas ähnliches. Dabei nehme man einigemal des Tages, beſonders Nachmittags und Abends, eine Gabe von Weinſteinrahm, Salpeter und Zucker. Vor dem Schlafengehen waſche man ſich noch einmal auf ſchon angezeigte Weiſe, und ſetze die Füße in ein laues Bad. Dabei vermeide man auch in dieſer Periode nicht den Genuß der freien Luft, ſondern, zumal wer ſchon daran gewöhnt iſt, gehe täglich ins Freie. Nur vor den zu warmen Zimmern hüte man ſich bei der Zurückkunft. Durch dieſe Behandlung bricht man ſchon in dieſer Periode die größte Stärke des Schnupfens, ſo daß Fieber, Hitze und Kopfſchmerzen, ſo auch die läſtige Verſchwellung und Verſchließung der Naſenhöhle und die Entzündung derſelben nicht weiter zunehmen und ſich ausbreiten wird. In der folgenden Periode hat man nichts zu thun, als dieſelbe Methode, nur etwas gelinder fortzuſetzen. In Anſehung der Diät kann man nun etwas zugeben, und den Appetit mit mehreren Speiſen befriedigen. In den Nacken kann man jetzt ein Pechpflaſter legen, als gelindes Ableitungsmittel. Abends kann man einige Taſſen Thee von Fliederblumen mit Weinſteinrahm und Zucker trinken, dabei ſetzt man die Fußbäder fort. Sollte der Schnupfen heftig und beſchwerlich werden, oder mit Zufällen drohen, die ſogar Verbreitung der Entzündung auf andere Theile andeuten, z. B. es ſtellen ſich heftige Kopfſchmerzen, ſtarkes Fieber, Huſten mit Beengung der Bruſt, beſchwerlicher Athem, Keuchen oder Stechen in der Seite ein; ſo laſſe man alsbald den Arzt rufen, und beruhige ſich nicht mehr mit dem Gedanken, es ſei nichts als Schnupfen.

Schnürbruſt, Schnürleib, ein Stück der weiblichen Kleidung, welches aus einer umfaſſenden Bedeckung des Unterleibes und der Bruſt ſowohl als der Seiten und des Rückgrathes beſteht, aber zugleich durch die Härte der dazu kommenden Stücke und durch die Feſtigkeit der Anlage ſo geeignet iſt, daß es nicht den weichen Theilen, die es bedeckt, nachgiebt, und deren Form annimmt, ſondern im Gegentheil die bedeckten weichen Theile in Zwang hält, und ſeine Form ihnen aufbringt. Die dazu kommenden Stücke werden entweder von Holz oder von Fiſchbein, ſelbſt von Stahl verfertigt,

werden in Leinwand eingenäht, auf dieſe Weiſe in die paſſende Form gebracht, und am Rücken herauf zuſammengeſchnürt. Die Form ſelbſt iſt zu verſchiedenen Zeiten verſchieden geweſen, je nachdem nun die Abſicht ihres Gebrauchs ſie nach der herrſchenden Meinung über Schönheit des weiblichen Körpers oder nach einem beſondern Bedürfniſſe beſtimmte. Soll ſie zur Beförderung der Schönheit dienen, ſo muß ſie der Idee der weiblichen Schönheit entſprechen und dem Körper nicht eine andere Form aufzwingen, als die Natur mit ſich bringt. Die Beſtimmung, welche die Natur dem Weibe gegeben hat, bringt es mit ſich, daß der weibliche Körper mehr Zartheit, Vollheit und Rundung, Biegſamkeit und Weichheit hat, daß beſonders in der Form ein unmerklich ſanfter Übergang von einem Gliede zum andern, von einem Theile des Körpers zum andern Statt finden muß. Das Geſicht, als den vorzüglichſten Sitz der geiſtvollen Schönheit, übergehen wir hier, da wir es zu unſerm Zwecke blos mit dem übrigen Körper zu thun haben. Von dieſem erfodert die Idee der Schönheit, daß er in harmoniſchen Verhältniſſen ſchlank, rund und voll ſei, daß der Buſen und Unterleib, jener in ſtärkerem, dieſer in ſchwächerem Bogen nach außen ſich bemerklich mache. Der Übergang in beiden Seiten auf die Hüften muß in ganz unmerklichen Wellenlinien von der Seite der Bruſt herunter mit unmerklich einwärtsgehendem, von da über die Hüfte mit ſanft auswärtsgehendem Bogen geſchehen. Dieſe Form iſt es, welche die Schnürbruſt oder der Schnürleib unterſtützen muß. Wie es mit andern Moden in der Kleidung ging, ſo wird auch die Geſchichte dieſes Stücks derſelben ſein. Bedürfniß, Bequemlichkeit, natürliches Gefühl des weiblichen Geſchlechts für Decenz und Verſchönerung erfand es, Liebe zur Veränderung verſchlimmerte und verbeſſerte daran, ſo daß es bald zur Caricatur ausartete, bald wieder ſeinem urſprünglichen Zwecke ſich näherte, je nachdem Eitelkeit, Nachahmungsſucht oder beſſere überzeugung die Herrſchaft hatten. In ſo fern die Schnürbruſt und der Schnürleib den oben genannten Foderungen entſprechen, kann man ihnen ihren Nutzen nicht abläugnen. Beide geben dem Körper eine Bekleidung, die gut anliegt, ſich an denſelben anſchließt, den Unterleib gehörig warm hält, zu einer ſchicklichen und bequemen Befeſtigung der untern Kleidungsſtücke dient, ohne den Unterleib zuſammenzuſchnüren, wie bei dem Binden der Röcke über den Hüften außerdem unvermeidlich iſt. Durch ſeine anſchmiegende Form hat es den Vortheil, daß es die ſchöne Geſtalt des weiblichen Körpers nicht verſteckt, ſondern ſie bei dem Gebrauche der übrigen Kleidungsſtücke noch bemerken läßt, durch welche ſie außerdem zu ſehr verhüllt würde. Dabei erleichtert die Feſtigkeit und Steifheit des Schnürleibs dem Körper die gehörige Haltung. Soll aber der Gebrauch der Schnürbruſt dieſe Vortheile gewähren und keinen Nachtheil für die Geſundheit verurſachen, ſo muß ſie der Geſtalt des weiblichen Körpers überhaupt, und der Perſon insbeſondere angemeſſen ſein, für welche ſie beſtimmt iſt, ohne bedeutende Abweichung, weder in Anſehung der Größe noch der übrigen Form zu haben. Die Schnürbruſt darf, indem ſie angelegt wird, durchaus die natürliche Form des Körpers nicht verändern, ſondern ſie muß ſich ganz nach ihr richten; ſie muß demnach vorn elaſtiſch, nach den Seiten nachgebend, nach vorn und unterwärts etwas weniges weiter und in einem kaum merklichen Bogen ausſchweifend ſein. Die Seiten herunter müſſen durchaus

über die Hüften, wenigſtens einen Zoll tief, heruntergehen, und dieſen geſchloſſen anliegen. Nach unten und vorn, wo der Unterleib umſchloſſen wird, kann die Form ſteif und etwas rund ſein, nach oben muß ſie vorn mehr platt und breit ſein, auf den Seiten einen Bogen nach hinten zu nehmen. Bis in die Gegend der Herzgrube kann die Schnürbruſt anliegen, doch ohne Druck, nur den Unterleib, wenn er etwas zu ſtark iſt, wenn er herunterhängt, kann und muß ſie durch etwas feſtern Druck unterſtützen. Dies iſt nicht nur ohne allen Nachtheil, und dem Gefühl beim Gehen ſehr wohlthätig, ſondern es iſt auch für den Körper ſelbſt vortheilhaft, indem es die Eingeweide des Unterleibes unterſtützt, und die zu große Ausdehnung deſſelben, welche der Schönheit zuwider iſt, beſchränkt. Von der Gegend der Herzgrube an, unter der Bruſt, muß aller Druck von der Schnürbruſt aufhören. Hier muß ſie ausgeſchnitten ſein, und nach den Seiten und dem Rücken zu etwas weniges höher gehen. Soll ſie vorn an der Bruſt noch höher heraufgehen, ſo muß ſie nach dem Bogen, den die Brüſte in ihrer gehörigen Lage bilden, gewölbt ſein, ſo daß ſie von der ſiebenten Rippe an etwa noch anderthalb oder zwei Zoll hoch eine bogenförmige hohle Wölbung bildet, welche den Brüſten, wenigſtens der untern Hälfte derſelben, Schutz gegen Druck und Verletzung, und eine Unterſtützung geben, daß ſie nicht zu tief herabſinken. Zum Material der Schnürbruſt ſchicken ſich dünne Fiſchbeinſtäbchen am beſten, welche mit der gehörigen Elaſticität verſehen ſind, ohne zu ſtarken Druck auszuüben. Noch dienlicher dazu wäre vielleicht, zumal im Winter, gewöhnlicher Hutfilz, der nach der gehörigen Form geſchnitten in Leinwand eingenäht würde. Bei der Anlegung der Schnürbruſt iſt zu beobachten, daß der Druck überall nur mäßig ſein muß, ſo daß ſie an allen Stellen zwar geſchloſſen und feſt anliegt, doch den Theilen keine andere, als die naturgemäße Form giebt. Der verhältnißmäßig ſtärkſte Druck muß von dem unterſten Theile, dem eigentlichen Schnürleibe, ausgehen, weil die Schwere der Eingeweide herunterwärts drängt, und alſo der Unterleib der meiſten Unterſtützung bedarf. Hiernach muß ſich auch die Stärke des Druckes richten, dieſer muß nämlich gerade ſo ſtark ſein, daß die Eingeweide in ihrer natürlichen Lage erhalten, oder wenn ſie (bei Fettbäuchen, Hängebäuchen) von derſelben etwas herunterwärts abgewichen wären, in dieſelbe zurückgehoben werden. Bei jüngern Perſonen, deren Geſtalt durch die Jahre oder durch andere Veränderungen noch nicht gelitten hat, braucht auf den Unterleib nur ein mäßiger Druck durch das Zuſammenſchnüren angebracht zu werden, ſo daß der Schnürleib der natürlichen Form des Unterleibes nur feſt anliegt und dem Gegendrucke nicht nachgiebt, ſondern daß er nur ein Stützpunct für den Unterleib wird. Von hier aus nach oben muß das Anziehen in der Stärke gradweiſe abnehmen, ſo daß es um die kurzen Rippen herum ſchwächer wird, und die darunter liegenden Theile nicht gedrückt werden. Die jetzt wieder gebräuchlichen Schnürbrüſte haben den Fehler, daß ſie unten zu eng ſind und den Unterleib zu ſehr einpreſſen. Hierdurch müſſen allemal die Eingeweide derſelben ſehr viel Druck ausſtehen, wodurch das Athmen ängſtlich und erſchwert wird, Beklemmungen, Herzklopfen, Ohnmachten, Blutungen, beſonders Bluthuſten, und andere Übel mehr entſtehen. Auch muß die ſchädliche Einwirkung auf die Nerven des Unterleibes in Erwä-

gung kommen, die durch öftern Druck beleidigt und in ihrer Verrichtung geſtört werden, daher ſo häufig Krämpfe, Hyſterie, ſelbſt Melancholie ihren Urſprung blos von dem Gebrauche, oder vielmehr von dem Mißbrauche der Schnürbrüſte haben. Ein anderer Fehler in der Form der Schnürbrüſte iſt der, wenn ſie zu weit heraufgehen, und dabei eng und platt ſind, ſo daß ſie die Brüſte mit Gewalt heraufdrängen und an ihrem untern Theile drücken. Dieſer Fehler der Schnürbrüſte iſt jetzt, da man die ehemalige Form derſelben etwas abgeändert hat, noch häufiger, als der vorige. Nach der ältern Mode ſollte es für Schönheit gelten, wenn die Frauenzimmer um die Hüften herum ſo eng zuſammengeſchnürt waren, daß von beiden Seiten die Hüftknochen weit hervorſtanden, wozu die auf beiden Seiten durch hohle Taſchen (Poches) ausgebreitete Kleidung noch mehr beitrug, ſo daß damals die ſo angeputzten Damen mit Recht einem Inſect verglichen wurden, das in der Mitte ganz dünnleibig iſt, nach oben und unten aber immer breiter wird. Doch blieb damals die Bruſt mehr verſchont, weil die Schnürbruſt nach oben geräumiger war, und die Brüſte weniger drückte. Die neuere Art aber preßt dieſe nicht nur mehr in die Höhe, ſondern drückt ſie auch von unten beinahe platt. Dies iſt nicht nur der natürlichen Schönheit ganz zuwider, ſondern kann auch zu den traurigſten Folgen Veranlaſſung geben. Die Natur hat die Brüſte nicht unter das Kinn verſetzt, wo hinauf man jetzt zuweilen ſie gepreßt erblickt, ſondern ihr Platz iſt von der dritten bis zur ſechsten oder ſiebenten Rippe. Jede Verletzung derſelben kann die traurigſten Folgen haben, und muß daher ſorgfältig vermieden werden. Auch ein gelinder, aber oft wiederholter und anhaltender Druck auf dieſe Theile kann das traurige Übel veranlaſſen, deſſen öfteres Vorkommen nicht ohne Grund dem unvorſichtigen Gebrauche der Schnürbruſt zugeſchrieben wird. Auch iſt diejenige Art der Schnürleiber ſchädlich, die mit einem ſogenannten Blankſcheit vorn verſehen iſt, welches nach oben zwiſchen dem Buſen auf die Bruſtknochen drückt, und das Schnürleibchen ſo gegen die Brüſte andrängt, daß dieſe von unten platt und hinaufwärts recht voll gepreßt werden. Nach unten aber drückt dieſes Blankſcheit ſo auf den Unterleib, daß auch hier das Schnürleibchen feſter und ſtärker denſelben zurückdrängt. Dieſe Anwendung des Blankſcheits, zumal wenn es zu lang, von zu feſtem Material, z. B. von Holz oder gar von Metall, iſt, hat in jeder Rückſicht manches wider ſich. Es iſt der wahren Schönheit und Grazie nicht günſtig, wenn ein Frauenzimmer ſo gerade, ſteif, gezwungen und geſtreckt einhergeht, als wenn der ganze Körper aus Holz geſchnitzt wäre, oder wenn die Bruſt von unten herauf wie ein Bret platt gedrückt iſt, oben der Stab heraufguckt, oder unten auf dem Leibe die untere Spitze des Blankſcheits ſich von dem Drucke nach oben biegt, und wie ein Schnabel die Oberkleider in die Höhe hält. Iſt aber auch das Blankſcheit nicht zu lang, ſo kann ſich doch ein Frauenzimmer, beim Bücken durch den Druck von demſelben, wenn es zu ſtark und hart iſt, oder wenn es ſich von der Mitte nach der Seite hin verſchiebt, auf die Bruſt oder auch auf den Unterleib den größten Schaden zufügen. Wenn ſie denn aber nöthig ſind, ſo muß dazu ein dünnes elaſtiſches, kurzes und breites Stäbchen von Fiſchbein genommen werden, welches oben und unten ſtumpf abgerundet und in das Leibchen feſtgenäht iſt, ſo daß es auf den Körper keinen unmittelbaren ſtarken Druck ausüben kann.

II.

Schnurrer (Chriſtian Friedrich), ein gelehrter Orientaliſt, vormaliger Profeſſor und Kanzler der Univerſität Tübingen u. ſ. w., iſt 1742 in Canſtadt im Würtembergiſchen geboren. Nachdem er nach einander Profeſſor der Philoſophie, der griechiſchen und der morgenländiſchen Sprachen und Ephorus der theologiſchen Facultät zu Tübingen geweſen, empfing er 1805 die theologiſche Doctorwürde und 1808 den würtembergiſchen Civilverdienſtorden. Großen Antheil nahm er ſeit 1793 an den tübinger literariſchen Nachrichten. Bei den politiſchen Streitigkeiten im Würtembergiſchen befand ſich Schnurrer anfangs auf der königlichen Seite; ſpäter zeigte er ſich der Gegenpartei geneigt. Er lebt jetzt von allen Geſchäften zurückgezogen zu Stuttgart und hat ſogar ſeine ſchöne Bibliothek an einen Engländer, ſeinen ehemaligen Schüler, verkauft, der mehrere von Schnurrer unvollendet gelaſſene Arbeiten fortzuſetzen willens iſt. Außer mehreren philologiſchen Abhandlungen über die Pſalmen, über verſchiedene Propheten u. ſ. w. begnügen wir uns, ſeine Bibliotheca arabica (neueſte Aufl. Halle, 1811) zu nennen, die einen rühmlichen Beweis von des Verfaſſers Genauigkeit und Gelehrſamkeit giebt.

Schock wird 1. eine Anzahl von 60 Stücken genannt; 2. war es ehedem, als noch keine Gülden und Thaler bekannt waren, in einem Theile Deutſchlands eine Rechnungsmünze von 60 Groſchen. In Sachſen hatte man früherhin zwei Arten Groſchen, nämlich Wilhelminer oder alte ſilberne, wovon 160 eine feine Mark Silber enthielten, und Löwengroſchen, von denen 60 Stück ein Schock und ſo viel wie 20 alte ſilberne Groſchen ausmachten. Daraus entſtand der Unterſchied zwiſchen alten und neuen Schocken, der in Sachſen noch jetzt in gewiſſen Fällen, z. B. bei Geldſtrafen ꝛc. Statt findet, wo dann ein altes Schock zu 20 Groſchen, ein neues aber zu 2 Thlr. 12 Gr. gerechnet wird. 3. Heißen gewiſſe Landesſteuern in Sachſen Schocke. Um dort einen ſichern Steuerfuß einzuführen, wurden 1546 die unbeweglichen Güter geſchätzt, und nach dem Werthe, der nach ſolchen Schocken berechnet wurde, machte man die Vertheilung der Abgaben, welches die Beſchockung genannt wurde. Im J. 1628 wurden neue Beſchockungen vorgenommen.

Schöffer (Peter), ſ. Buchdruckerkunſt.

Scholarchat heißt die über eine gelehrte Schule Aufſicht führende Behörde. Scholarchen ſind die Glieder dieſer Behörde oder die Aufſeher über Lyceen und Gymnaſien. Gewöhnlich wird dieſe Würde von den oberſten Magiſtratsperſonen und den erſten Geiſtlichen bekleidet. Vergl. d. Art. Schulen. E.

Scholaſtiker hießen bei den Römern die Lehrer der Beredſamkeit. Im Mittelalter entſtand eine eigene Gattung von Philoſophen unter dem Namen der Scholaſtiker und eine eigne ſcholaſtiſche Philoſophie, oder Schulweisheit, deren Weſen nach Tennemann in der Anwendung der Dialektik auf die Theologie und der innigen Verbindung beider beſtand. Einige machen den Auguſtinus zum Urheber derſelben, Andere finden ihren Anfang in den monophyſitiſchen Streitigkeiten im 5. und 6. Jahrhundert. Gewöhnlich nennt man als erſten Scholaſtiker Johannes Scotus Erigena im 9. Jahrhundert, ohne dieſen zum eigentlichen Urheber der Scholaſtik zu machen. Die ſcholaſtiſche Philoſophie erhielt ihren Namen dadurch, daß ſie aus den von Carl dem Großen und ſeinen Nachfolgern geſtifteten Schulen zur Bildung der Geiſtlichen hervorging (ſ. d. Art. Schulen). Die hier vorgetragene Philoſophie beſtand in einem aus den lateiniſchen Commentato-

ren des Ariſtoteles, beſonders dem Auguſtinus und Boethius gezogenen Aggregat logiſcher Regeln und ontologiſcher Begriffe, die unter dem Namen Dialektik die theoretiſche Philoſophie überhaupt ausmachten und mit der ſpätern Alexandriniſchen Vorſtellungsart von Gott, ſeinen Eigenſchaften und Verhältniſſen zur Welt verbunden, oder darauf angewendet wurden. Ihr Zweck war kein anderer, als das dogmatiſche Religionsſyſtem der Kirche zu befeſtigen und zu vertheidigen. Buhle ſetzt drei Perioden feſt: die 1. bis auf Roſcellinus (1089) oder bis auf den Streit der Nominales und Reales (ſ. d. Art. Nominaliſten); die 2. bis auf Albertus Magnus (ſt. 1280), wo die Ariſtoteliſchen Werke, außer der Logik, allgemeiner bekannt und commentirt wurden; die 3. bis auf die Wiederherſtellung der alten Literatur in der Mitte des 15. Jahrhunderts und die dadurch bewirkte Verbeſſerung der Philoſophie. Nach Tiedemann, der den Scholaſticismus als diejenige Behandlungsart der Gegenſtände a priori erklärt, wo, nach Aufſtellung der meiſten für und wider aufzutreibenden Gründe in ſyllogiſtiſcher Form, die Entſcheidung aus Ariſtoteles, den Kirchenvätern und dem herrſchenden kirchlichen Syſteme genommen wird, fängt die Geſchichte deſſelben mit dem Franciscaner Alexander von Hales (ſt. 1245), einem Kloſter in Glouceſterſhire, an. Die Form dieſer Philoſophie, nach Autorität zu entſcheiden, iſt aus der ältern Theologie durch Hildebert von Lavardin (ſt. 1134) zuerſt aufgebracht, aus der Hierarchie entſprungen, und aus der Theologie herübergekommen. Roſcellinus, Abälard ſind nach Tiedemann Dialektiker, nicht Scholaſtiker. Man muß hier erinnern, daß Ariſtoteles nicht die einzige feſte Autorität bei den Scholaſtikern war, ſondern daß auch die Alexandriner Einfluß hatten. Der genannte Alexander Haleſius war der erſte ausführliche Commentator der Sentenzen Peters des Lombarden, und erwarb ſich als Lehrer zu Paris den Beinamen Doctor irrefragabilis. Auch commentirte er die Pſychologie des Ariſtoteles. Ohne eignes Denken entſcheidet und urtheilt er allenthalben nach andern Kirchenſchriftſtellern und Philoſophen. Das zweite Zeitalter der Scholaſtiker beginnt Tiedemann mit Albertus Magnus (ſ. d. Art.), welcher ſowohl die phyſikaliſchen als philoſophiſchen Schriften des Ariſtoteles, mehrere bibliſche Bücher u. ſ. w. commentirte. Noch größern Ruhm erwarb ſein Schüler, Thomas von Aquino (ſ. d. Art.), der Vater der Moral und ſtrenger Anhänger des Ariſtoteles, über den er 52 Commentare hinterließ. Dieſem ſtellte ſich der Franciscaner Johannes Duns Scotus entgegen, einer der ſpitzfündigſten Dialektiker, den man mit Recht als den Urheber des ſcholaſtiſchen oder barbariſchen Lateins nennt. Da er als Gegner des Thomas auftrat, bildeten ſich zwei Parteien, die Thomiſten und Scotiſten, deren Zwiſtigkeiten beſonders lebhaft wurden, als Scotus ſich gegen die ſtrenge Auguſtiniſche Lehre von der Gnade, welcher Thomas anhing, erklärte, und welche Jahrhunderte lang ſich in der Kirche erhielten. Außerdem waren ſcharfſinnige Scholaſtiker dieſes Zeitraums der Franciscaner Bonaventura, Schüler des Alexander Haleſius, der General des Dominicanerordens Hervey, der Franciscaner Franz Mairon, Schüler des Duns Scotus und Stifter der ſorbonniſchen Disputation zu Paris, bei welcher der Reſpondent von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends ganz allein die Streitſätze vertheidigen mußte, und nur eine kleine Mahlzeit auf dem Katheder zu ſich nehmen durfte. Zugleich zeichnete ſich Mairon unter den Scholaſtikern dadurch aus, daß er abſtracte Begriffe oft definirt und nicht ſelten glücklich ſchließt.

Das dritte Zeitalter des Scholaſticismus fangen Einige mit Wilhelm de St. Pourcain oder Durandus de Sancto Porciano (geſt. zu Meaux 1333) an; beſſer beginnt man mit ihm das dritte Zeitalter der ſcholaſtiſchen Theologie. Wegen ſeiner Fertigkeit in Auflöſung ſpitzfündiger Fragen bekam er den Beinamen Doctor resolutissimus. Er machte einen Unterſchied zwiſchen theologiſcher Wahrheit (die auf der Autorität der Kirche beruhe) und philoſophiſcher (die unabhängig vom Kirchenglauben durch eignes Nachdenken begründet wird) und gab zu, daß manches theologiſch wahr und doch philoſophiſch falſch ſei. Andre fangen den dritten Zeitraum der Scholaſtiker mit Wilhelm Ocham oder Occam (geſt. 1347) an, einem Franciscaner, der die faſt vergeßnen Streitigkeiten der Nominaliſten wieder belebte, und ſich als unerſchrockner Vertheidiger der chriſtlichen Freiheit gegen die Anmaßungen der Päpſte merkwürdig machte. Einer der letzten dieſes Zeitraums war Gabriel Biel (geſt. 1495), ein beſcheidner Nominaliſt und thätig bei der Begründung der Univerſität Tübingen (1477). Tennemann nimmt 4 Perioden an. Die I., bis zum 2. Jahrhundert, charakteriſirt er durch blinden Realismus, einzelne philoſophiſche Verſuche in der Theologie. In dieſe Periode gehört vornehmlich Johann Scotus Erigena, Berengar von Tours, ſein Gegner Lafranc, Hildebert von Lavardin und Anſelm von Canterbury. II. Anfang einer freiern, durch die Kirchengewalt bald unterdrückten Denkart, und Entzweiung des Nominalismus und Realismus. Sie geht von Roſcellin bis zu Albert dem Großen im Anfange des 13. Jahrhunderts. In dieſelbe gehört Roſcellin, Abälard, Hugo de St. Victore, Gilbert Porretanus, Peter Lombardus, Peter von Poitiers, Richard de St. Victor und Alanus, Joh. von Salisbury. III. Ausſchließliche Herrſchaft des Realismus. Völlige Coalition des kirchlichen Syſtems und der Ariſtoteliſchen Philoſophie von Albert dem Großen bis Occam im 14. Jahrhundert. Hieher gehört Alex. v. Hales, Vincent von Beauvais, Bonaventura, Thom. von Aquino, Petrus Hiſpanus, Duns Scotus, Franz Mairon, Durant a St. Pourcain. IV. Erneuerter Kampf des Nominalismus mit dem Realismus mit Übergewichte des erſtern, und allmählige Trennung der Theologie und Philoſophie. Hieher gehört Wilh. von Occam, Marſilius von Inghen, Robert Holcot, Gabriel Biel, Johann Buridan ꝛc. S. Tennemanns Grundriß der Geſchichte der Philoſophie S. 195 ff. 3. Aufl. — Wegen der Spitzfündigkeit, die in der ſcholaſtiſchen Philoſophie herrſchte, hat der Ausdruck ſcholaſtiſch die Bedeutung des ſpitzfündigen erhalten. Mit der Reformation verſchwand nach und nach der Scholaſticismus. Nur einzeln ſtanden noch bedeutende Scholaſtiker auf, wie in dem ſpaniſchen Jeſuiten Suarez (geſt. 1617). Baco von Verulam endlich iſt als der Wiederherſteller der Philoſophie und ihr Befreier von dem ſcholaſtiſchen Weſen anzuſehen.

Scholien, Scholiaſten. Scholien ſind kürzere oder längere Erklärungen zu einem griechiſchen oder lateiniſchen Schriftſteller, welche vornehmlich die alten Grammatiker, die den praktiſchen Theil dieſer Wiſſenſchaft lehrten, beizuſchreiben pflegten. Die Verfaſſer ſolcher Scholien heißen Scholiaſten. Wir beſitzen noch eine Menge alter Scholien zu griechiſchen Dichtern und Schriftſtellern, weniger zu lateiniſchen. Die Namen der Verfaſſer ſind meiſt unbekannt.

Schöll (Friedrich), königl. preußiſcher geheimer Regierungsrath bei dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin,

iſt gegen 1760 im Elſaß geboren. Er erhielt eine ſorgfältige Erziehung und machte ſehr gute Studien in Buchsweiler und Straßburg; hierauf begleitete er, als Hofmeiſter bei den Kindern, eine ruſſiſche Dame, die Frau von Crock, auf ihrer Reiſe durch Italien 1786 flg. Später ſtand er in Straßburg mit dem Maire Dietrich in Verbindung, und würde durch die Wuth des berüchtigten Eulogius Schneider gewiß unter der Guillotine geſtorben ſein, hätte er ſich nicht unter der Verkleidung eines Fleiſcherburſchen nach Deutſchland geflüchtet. Nun lebte er einige Zeit in Weimar. Seine Kenntniß des Buchhandels brachte ihn mit Levrault in Verbindung; dann errichtete er gegen 1804 in Paris eine Buchhandlung unter ſeiner eignen Firma, und verlegte u. a. das Humboldt-Bonplandſche Werk; auch machte er durch ſeine Librairie allemande die Franzoſen mit den Schätzen deutſcher Philologen und Geſchichtsforſcher bekannt. Schon damals trat er als Schriftſteller auf, und gab u. a. eine Bibliothèque historique heraus. Nach der erſten Einnahme von Paris trat er auf Humboldts Veranlaſſung in preußiſche Dienſte, und wurde 1816 bei der preußiſchen Geſandtſchaft in Paris angeſtellt. Da er von den Umtrieben einer Partei in Frankreich, die den Umſturz der neuen Verfaſſung beabſichtigte, gut unterrichtet war; ſo kam er mit dem preußiſchen Cabinet in die genaueſte Verbindung, und wurde 1818 nach Berlin verpflanzt, wo er gegenwärtig als geheimer Oberregierungsrath an der Leitung der Geſchäfte thätigen Antheil nimmt. Von mehreren trefflichen Werken, die er verfaßt und herausgegeben hat, nennen wir blos ſeine: Histoire de la littérature romaine, 2 Vol.; Histoire de la littérature grecque; Congrès de Vienne, 8. Vol.; Annuaire généalogique. Insbeſondere zeichnete er ſich als politiſcher Schriftſteller durch ſeine Fortſetzung von Kochs Histoire des traités de paix, 15 Vol. ſo aus, daß der Kaiſer Alexander verordnete, daß dieſes Werk als Handbuch bei allen ruſſiſchen Miſſionen gebraucht werden ſollte. Die Geſchäfte ſeiner Buchhandlung hat er nach ſeinem Eintritt in preußiſche Dienſte an einen Herrn Mare völlig abgetreten. Er gehört jetzt (1821) zu den nächſten Umgebungen des Fürſten Staatskanzlers und hat denſelben auch neuerlich zu den Congreſſen von Troppau und Laibach, ſo wie früher zu denen von Wien, Aachen und Carlsbad begleitet.

Schoen, auch Schoenhauer oder Schoengauer (Martin), einer der älteſten und vorzüglichſten deutſchen Mahler, wurde zu Colmar, nach Andern zu Culmbach geboren und ſtarb 1499 zu Colmar. Er lernte bei Lupert Ruſt, wohnte zu Colmar, und ſtiftete eine dauernde Freundſchaft mit Peter Perugino, dem Lehrer Raphaels. Wegen ſeiner damals ſehr bewunderten Kunſtfertigkeiten erhielt er den Beinamen Hipſch Martin (Hübſch Martin) und die Italiener nannten ihn Bonmartino oder Martino d'Anverſa. Michel Angelo ſoll in ſeiner Jugend den Traum des heil. Antonius, den Martin Schoen in Holz geſchnitten hatte, copirt haben. Man kennt von ihm 121 größtentheils bibliſche Gemählde. Noch gegenwärtig geſtehen ihm Kenner ein ſeltenes Genie, Reichthum an Ideen und das Verdienſt zu, ſeinen Figuren eine natürliche Bewegung gegeben und ſich faſt über alle Künſtler ſeiner Zeit emporgeſchwungen zu haben. Der Florentiner Gherardo, W. Hollar und Andere haben nach M. Schoens Gemählden geätzt.

Schön, Schönheit. Es iſt jedem bekannt, wie verſchiedner Meinung die Menſchen in Beilegung derjenigen Eigenſchaft ſind, die

ſie durch das Wort Schön bezeichnen, ſo daß Einige dieſelbe gewiſſen Dingen beilegen, welchen Andere ſie abſprechen, oder gar das Gegentheil beilegen. Deſſen ungeachtet würde man ſich ſehr irren, wenn man (wie Einige gethan, welche eine Wiſſenſchaft des Schönen für unmöglich halten) daraus den Schluß ziehen wollte, daß das Schöne keine feſte und allgemeine Beſtimmung zulaſſe, ſondern etwas nach Willkür und Gewohnheit (z. B. durch nationelle Anſichten) Beſtimmtes ſei. Denn wie die Anwendung eines Geſetzes verſchieden ſein kann, ohne daß das Geſetz ſich ändere, wie ferner ein inneres Geſetz und urſprüngliches Bedürfniß des Menſchen auf verſchiedene Weiſe vorgeſtellt und ausgeſprochen werden kann: ſo kann auch der Gedanke des Schönen und das Bedürfniß, welches der über die Stufe der Thierheit ſich erhebende Menſch in dem Beſtreben, ſich mit ſchönen Gegenſtänden zu umgeben, und ſie dem Häßlichen vorzuziehen, bald verräth, nach der verſchiedenen Stufe der Bildung, ſich mehr oder minder vollkommen ausſprechen, und Einer von dem Andern ſich in der Auswahl der einzelnen ſchönen Gegenſtände, ſo wie in der Beurtheilung derſelben weit entfernen, mithin auch die Schönheit ſelbſt ſich durch ganz andere Begriffe oder Bilder denken, ſo daß der Eine als häßlich verwirft, was der Andere ſchön findet, ohne daß das Ziel ſich ändere, zu welchem alle unbewußt in dem Suchen des Schönen hinſtreben. Auf ähnliche Weiſe wird ja auch die Idee des Sittlichen in den verſchiedenen Moralprincipien verſchieden ausgeſprochen; auch ſind die Menſchen in der moraliſchen Beurtheilung der einzelnen Handlungen keinesweges einſtimmig, ohne daß ſie als ſittliche Menſchen es wagten, das Weſen des Sittlichen für wandelbar zu halten. So verſchieden und irrig nun auch der Gebrauch jener Ausdrücke ſein mag, ſo kommen doch alle darin überein, daß ſie unter dem Schönen etwas Vorzügliches, und unter der Schönheit einen Vorzug, eine Vollkommenheit verſtehen; wenn auch das, was ſie für vollkommen halten, nicht immer wahrhaft vollkommen iſt. Die Schönheit iſt ſonach eine Idee, denn die Ideen ſind Gedanken des Vollkommenen, Urbilder, denen das Wirkliche nur als Abbild gleicht. Nun aber deuten wir ſelbſt durch den Ausdruck ſchön, welcher von ſcheinen herſtammt, auf eine Vollkommenheit des Scheins, oder der Erſcheinung: die Schönheit iſt alſo die Idee von der Vollkommenheit der Erſcheinung, und ſchön iſt ſonach, was einen vollkommenen Schein von ſich giebt. Das Schöne zeigt ſich alſo nicht nur an allen ſinnlich wahrnehmbaren Gegenſtänden, ſondern auch an denjenigen Veränderungen unſeres Innern, die wir durch den innern Sinn erfahren, in ſo fern ſie durch die Einbildungskraft geſtaltet, ſich auf ſinnliche Vorſtellungen beziehen — denn in allen dieſen Fällen reden wir von Erſcheinungen. Daß wir aber bei dem Ausdrucke ſchön zunächſt an das Sichtbare denken, iſt nicht zu verwundern, da der Schein im engern Sinne von beleuchteten oder Licht ausſtrahlenden Gegenſtänden ausgeht, die ſichtbaren Erſcheinungen aber die beſtimmteſten ſind, an welchen wir deßhalb die Vollkommenheit ſinnlicher Gegenſtände am leichteſten und früheſten aufzufaſſen und feſtzuhalten gewohnt werden. Aus dieſem Grunde hat man auch das Schöne früher in den Werken der bildenden Kunſt erkannt. — Die Vollkommenheit der Erſcheinung iſt aber darum nicht blos eine ſinnliche Vollkommenheit. Letztere nämlich würde entweder auf der bloßen Angemeſſenheit der ſinnlichen Gegenſtände an unſere Empfindungs- und Wahrnehmungsorgane beruhen, und in ſo fern ganz ſubjectiv

ſein, und zugleich auf objectiven Eigenſchaften der Dinge, die wir mittelſt der Empfindungen vorzuſtellen angeregt werden. Wäre das Erſtere der Fall, dann würden nebſt den Urſachen der äußern Lebensempfindung die Gegenſtände derjenigen Organempfindungen, welche wir vorzugsweiſe ſubjectiv nennen (d. i. des Geruchs und des Geſchmacks), um dieſer Einwirkung willen ſchön ſein, da ſie doch nur einen materiellen Reiz in unſern Organen hervorbringen; und ſo fiele das Schöne überhaupt mit dem Angenehmen zuſammen. Auch würde daraus folgen, daß der ſinnlichſte Menſch die Schönheit am meiſten zu faſſen fähig ſei, und daß das Schöne die ſinnlichen Begierden am meiſten reize; allein jenes widerlegt der Zuſtand uncultivirter Völker, dieſes gilt nur von einigen Arten deſſen, was ſchön genannt wird. Auch nennt die Sprache Kunſt- und Schönheitsſinne nur diejenigen, durch deren Empfindungen wir objective Eigenſchaften, und zwar zunächſt individuelle Formen der Dinge anzuſchauen fähig ſind. Wo wir aber dieſe anſchauen, da iſt zwar der ſinnliche Reiz nicht gänzlich ausgeſchloſſen, aber es verbindet ſich mit ihm die höhere Bedeutung des Geiſtigen. Vollkommenheit der Erſcheinung finden wir alſo da, wo wir ein durch die Sinne oder die Einbildungskraft anſchaubares und unüberſchauliches Ganzes betrachten und genießen, deſſen Mannichfaltiges nicht nur zur Hervorbringung eines wohlthätigen und erfreulichen Geſammteindrucks zuſammenſtimmend wirkt (formale Vollkommenheit des Gegenſtandes), ſondern auch zu einer das Ganze belebenden und bildenden Idee innigſt übereinſtimmt (ideale Vollkommenheit). Die Schönheit oder die Vollkommenheit der Erſcheinung beſteht alſo darin, daß die ſinnlich vollendete Form Form oder Ausdruck des Idealen wird, und ſich dadurch auf die höchſten Gegenſtände der Menſchheit bezieht. Sonach iſt weder das Sinnliche an ſich ſchön, ſondern nur durch eine in demſelben ſich ausprägende Idee, noch das rein Geiſtige; und wir reden uneigentlich von einer ſchönen Seele, wenn ſie ſich nicht in entſprechenden anſchaubaren Handlungen äußert, wie wir andern Theils nur dann mit Recht von ſchönen Formen reden, wenn wir dieſelben auf einen idealen Typus beziehen können, der in ihnen gleichſam ausgeprägt wird. Alles Schöne, d. i. alles dasjenige, was ſich dieſer Idee nähert, iſt etwas Sinnliches und Geiſtiges zugleich, aber beides in harmoniſcher Verbindung ſinnlich angeſchaut. Hiermit haben wir nun den allgemeinen Begriff vom Schönen mitgetheilt, nach welchem die Schönheit (τὸ καλόν) der erhabnen Idee des Guten und Wahren beigeſellt wird. — Gleichwie nun die Idee der Menſchheit beide Geſchlechter, das männliche und das weibliche, begreift, in welchem das rein Menſchliche unter verſchiedenem Charakter erſcheint, ſo wird auch die Anmuth (venustas) und Erhabenheit von der Idee der Schönheit umfaßt, ſo daß wir jene die weibliche, dieſe die männliche Schönheit nennen würden, weil beide auf ähnlichem Gegenſatz beruhen. Hiermit iſt auch zugleich der Grund des gemeinen und beſchränkten Sprachgebrauchs angedeutet, welchen die meiſten Äſthetiker oft bewußtlos befolgt haben, wenn ſie das Schöne dem Erhabenen entgegengeſetzt, und unter jenem das Anmuthige, Reizende, die Grazie (denn ſo wird daſſelbe nur unter verſchiedenen Beziehungen genannt) verſtanden haben; auch zeigt ſich klar, wie einſeitig es iſt, nur das Weibliche ſchön zu nennen. — Es kann nämlich, unbeſchadet jenes harmoniſchen Verhältniſſes, ohne welches kein Ding ſchön genannt werden darf, die Idee, welche den Gegenſtand belebt,

1. entweder die Form ganz erfüllen, und gleichſam aus ihr hervorzugehen ſcheinen, welches der Fall iſt, wenn die Idee ſelbſt ſich auf den Kreis des Sinnenlebens unmittelbar bezieht. Hier, wo die Form uns ganz anzieht, und ihren Sinn vollkommen erklärt, wo die Vollkommenheit der Form mit einem leichten Übergewicht hervorzutreten ſcheint, reden wir von Anmuth und Grazie (ſ. d. Art.) und ſie iſt mehr die Gabe der Natur, der höchſte Reiz, welchen dieſe ihren Bildungen geben kann, ja ſie erſcheint auch überall natürlich und ungezwungen. Sanftes Ineinanderfließen der Formen, eine den Sinn ergötzende und an ihre Beſchauung feſſelnde Bewegung ſind die Zeichen der Anmuth, ein heiteres, ruhiges Spiel der Seelenkräfte ihre Wirkung; oder 2. die Form eines Gegenſtandes erhebt uns durch Andeutung einer Idee, welche über alle Form erhaben iſt, zu der Vorſtellung und dem Gefühle des Unendlichen. Dies iſt das Erhabene; und das Erhabene liegt in uns, in ſo fern es etwas iſt, das den unendlichen Geiſt durch ſichtbare oder hörbare Einwirkung in ſeinem innerſten Weſen erſchüttert, in dem es das Gefühl des Unendlichen und Unerreichbaren in ihm aufregt. Hier ſcheint der Gegenſtand mehr durch ſein inneres Weſen auf uns zu wirken, als durch ſeine Form, ja er ſcheint oft alle Form abzuwerfen (z. B. Felſenmaſſen, die gen Himmel ragen), und doch wirkt er durch ſeine Form, wenn auch nur negativ, indem er das Unzureichende aller Formen an die Unendlichkeit der Ideen andeutet, — und ſeine äußere Größe wirkt nur mittelbar zu dieſer Stimmung mit. Nun aber wirkt ein äußerer Gegenſtand entweder extenſiv (dieſes das Mathematiſcherhabene, welches auf Ausdehnung beruht), oder intenſiv (dieſes das Dynamiſcherhabene, welches auf Wirkſamkeit der Kraft beruht); das Geiſtige aber wirkt durch die Kraft der Vorſtellung oder durch Hoheit des ſittlichen Willens, das Gefühl des Erhabenen. Hier aber kann nur von dem Erhabenen die Rede ſein, das unter dem Charakter der oben aufgeſtellten Idee der Schönheit erſcheint, kürzer von dem Erhabenen, welches zugleich ſchön (mithin geiſtigſinnlich) iſt. Es wird durch das Zuſammenwirken großer Kräfte erzeugt, und muß darum auch das Gemüth mit Macht bewegen, und über das Gewöhnliche emportragen. In der Wirklichkeit nun neigen ſich die Gegenſtände (der Natur und Kunſt) größtentheils zu einer dieſer beiden Erſcheinungsformen (dem Erhabenen oder Anmuthigen) in verſchiedenen Graden hin. In der Kunſt, deren Princip die Schönheit iſt, ſoll die Anmuth durch Kraft geſtärkt, das Erhabene durch Anmuth geſänftigt ſein, und ſo ſuchen beide, das männliche und weibliche Schöne, gleichwie die beiden Geſchlechter der Menſchen zur gegenſeitigen Ergänzung und vollkommenen Vereinigung in der Menſchheit liebend hinſtreben, ſich in den höchſten Werken der Kunſt in einer Schönheit zu vereinigen. — Das Schöne iſt ferner Naturſchönes und Kunſtſchönes, und ſtellt ſich dort bewußtlos, hier durch den weltumfaſſenden Geiſt des geniellen Künſtlers dar. Von dieſer Eintheilung iſt zu unterſcheiden eine andere häufig vorkommende: die Natur- und Idealſchönheit, welche ſelbſt das Gebiet des Kunſtſchönen beſtimmen ſoll, und durch jene das in die Kunſt übergetragene Naturſchöne, durch dieſe das in dem Kunſtgebiete ideenmäßig und originell erzeugte Schöne bezeichnet, oder auf die mehr oder minder künſtliche (intellectuelle und artiſtiſche) oder einfachere Bildung (Naturalismus) hindeutet, welche die Werke der Kunſt verrathen oder vorausſetzen. Hierüber haben wir Mehreres unter dem Art. Naturdichter, Naturpoeſie geſagt. In

der Kunſt kann endlich das Schöne ſich eben ſowohl unter dem Charakter des Ernſten, als des Scherzenden darſtellen. Das Komiſche alſo wird ebenfalls als eine Gattung des Schönen anzuſehen ſein, wenn es gleich ſeinem Begriffe zu widerſtreiten ſcheint. Jede Kunſt beruht aber auf einer eignen Darſtellungsform der Schönheit, darüber vergl. die Art. Kunſt, Poeſie, Mahlerei u. a. — Der Verf. d. A., welcher hier größtentheils ſeiner eignen Anſicht gefolgt iſt, verweiſ't in Hinſicht der Literatur dieſes Gegenſtandes auf Erſch Literatur der ſchönen Künſte, Nr. 5—51 (Syſtemat. Schriften üb. Äſthetik), insbeſondere auf Nr. 55—67, S. 7 und 8. Kenner werden beurtheilen, wie ſich die hier gegebene Anſicht zu den Kantiſchen Beſtimmungen: „1. Schönheit iſt, was ohne alles Intereſſe gefällt; 2. Schönheit iſt Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenſtandes, ſofern ſie ohne Vorſtellung eines Zwecks an ihm wahrgenommen wird; 3. ſchön iſt, was ohne Begriff allgemein gefällt; 4. ſchön iſt, was ohne Begriff als Gegenſtand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird,“ oder zu der daraus gefloſſenen Definition: ſchön iſt, was durch ſeine Form gefällt, oder: was durch ſeine Form Einbildungskraft und Verſtand in eine freie harmoniſche und ſpielende Thätigkeit verſetzt, welche mit Wohlgefallen (einem hohen Gefühle der Luſt) verbunden iſt, verhalte. Doch iſt zu erinnern, daß das Schöne auch bei Kant dem Erhabenen entgegengeſetzt wird. Übrigens vergl. die Art. Äſthetik, Baumgarten, Batteux. T.

Schönburg (das Haus), oder die Fürſten und Grafen, Herren (d. i. Dynaſten) zu Schönburg, ein reichsunmittelbares Geſchlecht, im Königreiche Sachſen, evangeliſch lutheriſcher Religion, hatte ehemals mit auf der wetterauiſchen Grafenbank Sitz und Stimme auf dem Reichstage, beſaß aber nie ein unmittelbares Reichsland, ſondern böhmiſche und meißniſche Lehns-Standesherrſchaften, oder Feuda majora, mit eignen Vaſallen-Rittergütern, unter ſächſiſch-meißniſcher Landeshoheit. Als Beweis, wie verworren noch immer in Deutſchland Souveränetäts- und Feudalrechte mit alten Dynaſtenvorrechten in kleinen zerſtückelten Gebieten ſich durchkreuzen, und jede Herſtellung einer einfachen und reinen Verfaſſungs- und Verwaltungsform verhindern, ſtehe hier die Angabe von den Beſitzungen und Rechten des Hauſes Schönburg. 1. Jene Feuda majora, nebſt den dazu gehörenden Vaſallengütern, die alten Stammgüter des Hauſes, bilden jetzt die mit Geſammtregierungsrechten, oder mit der untergeordneten Landeshoheit (nach dem mit Churſachſen abgeſchloſſenen und auf dem wiener Congreſſe d. 18. Mai 1815 beſtätigten, Receſſe von 1740) beliehenen fünf Receßherrſchaften Glauchau, Waldenburg, Lichtenſtein, Hartenſtein und Stein, die 9 Städte und 80 Dörfer mit 49,000 gewerbfleißigen Einwohnern enthalten, in einem ſchönen, fruchtbaren Thale an der zwickauer Mulde, im ſächſ. Erzgebirge, liegen, und commiſſionsweiſe an das königl. ſächſiſche Amt Zwickau gewieſen ſind. Die drei erſten waren bis 1779 alte böhmiſche, die beiden letzten aber alte meißniſche Lehen. Durch den teſchner Frieden von 1779 erhielt Churſachſen auch über die drei erſten die Lehnshoheit. Die landeshoheitlichen (die der Souveränetät) ſind durch jenen Receß von 1740 in Anſehung dieſer 5 Herrſchaften dahin beſtimmt, daß einzelne, ausdrücklich bezeichnete Regierungsrechte als Ausnahme von der Landeshoheit, welche in der Regel dem Könige von Sachſen gehört, den Herren zu Schönburg zukommen, welche ſie theils gemeinſchaft-

lich durch die für Juſtiz-, Lehns-, Steuer- und Militärſachen errichtete und mit einem Geſammt-Conſiſtorium verbundene Regierung zu Glauchau, theils beſonders in den jener gemeinſchaftlichen Regierung untergeordneten Kanzleien und Ämtern der abgetheilten Linien ausüben. Sie gehören in Anſehung dieſer Receßherrſchaften zu den Standesherren, und haben Sitz und Stimme in der erſten Claſſe (oder unter den Prälaten, Grafen und Herren) der königlich ſächſiſchen Landſtände. II. In Anſehung ihrer übrigen Beſitzungen, die theils aus alt-ſchriftſäſſigen Herrſchaften (Feuda minora: Penig, Rochsburg, Wechſelburg und Remiſſa, ſämmtlich an der zwickauer Mulda, im leipziger Kreiſe, gelegen), theils aus Rittergütern (z. B. Ziegelheim, Ölsnitz, Abtei Oberlungwitz u. a. m.) mit Patrimonialgerichten, theils endlich aus entfernt und zerſtreut liegenden, ererbten Gütern beſtehen, ſind die Herren zu Schönburg zugleich königlich ſächſiſche, preußiſche, böhmiſche und baieriſche Vaſallen. Als Beſitzer der eben genannten Feuda minora und Rittergüter insbeſondere gehören ſie im Königreiche Sachſen zu der zweiten Claſſe der Landſtände, oder zu der Ritterſchaft. — Unter dem Lehnshofe der Geſammtregierung zu Glauchau ſtehen die Vaſallen des Hauſes Schönburg, oder die Beſitzer der Rittergüter Alberoda, Callenberg, Thurn, Schönburg, Ober-Wiehra, Ober-Moſel u. a. m., über welche das Geſammthaus ebenfalls die untergeordnete Landeshoheit ausübt. Doch liegen einige andere Rittergüter, wie Kändler, Oſtrau, Bonitz u. a. m., deren Oberlehnseigenthum dem Hauſe Schönburg gehört, unter fremder (ſächſiſcher, preußiſcher, gothaiſcher) Souveränetät. — Die Herrn zu Schönburg leiten ihren Urſprung ab von Alban Schönburg, dem Kaiſer Otto I. 936 in der Reichsdomäne Zwickau die Vertheidigung des Landes gegen die Sorben übertrug. Ernſt von Schönburg (ſt. 1534) beſaß die genannten 5 Feuda majora, und ſtiftete durch ſeine Söhne Hugo und Wolfgang die beiden Hauptlinien: Waldenburg und Penig, welche im Jahr 1700 die reichsgräfliche Würde beſtätigt erhielten. I. Die Waldenburger, 1790 in den Reichsfürſtenſtand erhobene, oder die obere, fürſtliche Hauptlinie zu Waldenburg, welche ungefähr 8 Quadratmeilen mit 99,000 Einwohnern und 100,000 Thalern Einkünfte beſitzt, hat ſich 1816 in zwei Äſte getheilt: a) Stein-Waldenburg: Fürſt Otto Victor, reſidirt zu Waldenburg, beſitzt die mit der Primogenitur verbundenen Herrſchaften Waldenburg, Lichtenſtein und Remiſſa, nebſt den Rittergütern Callenberg, Reichenbach, Tirſchheim, Ziegelheim und Ölnitz, ſämmtlich unter königlich ſächſiſcher Souveränetät; b) Stein-Hartenſtein: Fürſt Alfred (der Bruder des Fürſt Otto Victor zu Waldenburg), der zu Hartenſtein reſidirt, und dem ſeit 1813 die Herrſchaften Stein und Hartenſtein nebſt dem Rittergute Zſchocken (zuſammen 13,000 Einwohner) gehören. Ein dritter Bruder, Fürſt Eduard, iſt Herr der böhmiſchen Herrſchaft Dobertſchau im ſaatzer Kreiſe. Beide, nebſt dem jüngſten Bruder, dem Prinzen Herrmann, und ihren Schweſtern, beſitzen gemeinſchaftlich mit ihrer Mutter, nach gewiſſen Antheilen, die im Baireuthiſchen liegenden Güter Schwarzbach und Förban, ſo wie die ererbten vormals gräflich podewilsſiſchen Güter Tempelhof bei Berlin, Guſow und Platkow bei Frankfurt a. d. O., und die im ſchlaweſchen Kreiſe von Hinterpommern gelegenen Güter Wuſterwitz, Buddiger, Valentin und Schmarſow. — II. Hauptlinie des

Hauſes Schönburg, oder die niedre gräfliche Hauptlinie zu Penig, welche ungefähr 8 Quadratmeilen mit 26,800 Einwohnern und etwa 85,000 Thaler Einkünfte beſitzt, theilte ſich 1662 in zwei Äſte: a) Penig-Remiſſa, und b) Penig-Penig. Der Aſt Penig-Remiſſa theilte ſich 1746 in die beiden Familien: aa) Schönburg-Rochsburg: Graf Heinrich Ernſt zu Rochsburg; und bb) Schönburg-Hinterglauchau: Graf Ludwig zu Glauchau. — Der Aſt Penig-Penig oder Wechſelburg beſitzt die vordre Herrſchaft Glauchau und Penig, wie auch Wechſelburg, welche ſeit 1815 dem noch unmündigen Grafen Carl Heinrich Alban gehören.

Schöne Künſte, ſ. Kunſt Nr. III und IV.

Schöne Wiſſenſchaften, belles lettres. Unter ihnen verſtand man ſonſt vornehmlich die Dichtkunſt und Beredſamkeit, welche beide zu den Künſten gehören. Der Grund davon lag darin, daß man den Ausdruck Kunſt, wie die Alten die Worte ἐπιστήμη und τέχνη, scientia und ars, oft gleichbedeutend nahm, und ſo das Verſchiedenartige verwechſelte (vergl. den Art. Kunſt Nr. II). Den Unterſchied der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte ſetzte man ſonſt in die Verſchiedenheit der Zeichen, deren ſie ſich zur Darſtellung derſelben Gegenſtände bedienen. Die ſchönen Wiſſenſchaften nämlich, ſagte man, bedienten ſich der willkürlichen Zeichen, worunter man die menſchliche Sprache verſtand; die ſchönen Künſte dagegen bedienten ſich der natürlichen, d. i. der Töne und ſichtbaren Formen. Dann nannte man oft, wiewohl ebenfalls unrichtig, alle nicht ſtrenge Wiſſenſchaften ſchöne Wiſſenſchaften. Die Deutſchen haben nach genauerer Unterſuchung über die Verſchiedenheit der Künſte und Wiſſenſchaften dieſen Sprachgebrauch ſchon ſeit einiger Zeit mit Recht verlaſſen, ſo daß er faſt nur noch hiſtoriſches Intereſſe hat.

Schonen (ſchwediſch Skåne), iſt eine Provinz von Gothland in Schweden, gegen Norden von den (ſchwediſchen) Provinzen Blekingen, Smaland und Halland, gegen Oſten, Süden und Weſten von der Oſtſee und dem Sund umgeben. Sie enthält 92 ſchwediſche oder 188 geographiſche Quadratmeilen und 270,000 Einwohner, die ſich durch ihren beſondern Dialekt, ſo wie durch ihre Sitten von den übrigen Schweden auszeichnen. Dieſe Provinz iſt nicht blos einer der ſchönſten und fruchtbarſten Theile von Südgothland, ſondern überhaupt des ganzen ſchwediſchen Reichs. Sie iſt flach, und nur gegen Norden finden ſich einige Bergrücken, wohin der Rommele-Klint gehört, eine Reihe von Bergen, welche auf der nördlichen Seite ſteil und kahl ſind, auf der öſtlichen aber mit niedrigen Holzungen bewachſen. Sie liegt zwei Meilen von Lund und wird weit umher auf der Ebene geſehen. Die nördlichen Gegenden ſind weit waldiger und nicht ſo gut angebaut, als die ſüdlichen. Vormals gehörte ſie den Dänen, wurde aber im roeskildſchen Frieden (1658) nebſt den Landſchaften Blekingen, Halland und Bahus an Schweden abgetreten. Die Provinz Schonen hat Überfluß an Getreide, vortreffliche Viehzucht, bedeutende Waldungen und ein gelindes Klima. Man baut auch Tabak und etwas Hopfen. Pferde ſowohl als Rindvieh fallen hier größer und ſtärker als im übrigen Schweden. Die Bienenzucht wird auch mit Fleiß betrieben. In den Landſeen und an den Küſten findet man einen Überfluß an Fiſchen. Aus dem Mineralreiche giebt es Sand-, Schleif- und Mühlſteine, Alaunſchiefer, Kalk, Steinkohlen und Bleierze.

Die vorzüglichſten Ausfuhrartikel nach andern Provinzen Schwedens und nach dem Auslande beſtehen in Getreide, Vieh und Holz. In dieſer einzigen Landſchaft von Schweden giebt es Störche und Nachtigallen. Schonen iſt jetzt unter die beiden Läne (Statthalterſchaften) Chriſtiansſtadt und Malmoehuus vertheilt, wovon jene das öſtliche und dieſes das ſüdweſtliche Schonen begreift. Die größte Stadt in Schonen iſt Malmoe; zu Lund befindet ſich eine bekannte Univerſität.

Schopenhauer (Johanna), geboren um das Jahr 1770 zu Danzig, wo ihr Vater, Heinrich Troſina, Senator war. Schon früh zeigte ſich die entſchiedenſte Neigung zum Zeichnen und Mahlen, ſo wie ein großes Talent für Sprachen. Nachdem ſie im älterlichen Hauſe eine ſorgfältige Erziehung empfangen und eine glückliche Jugend durchlebt hatte, verheirathete ſie ſich mit Heinrich Floris Schopenhauer. Dieſer führte ſeine junge Gattin durch Deutſchland nach Frankreich, von da nach London, wo ſie länger weilten, und dann durch Brabant, Flandern und Deutſchland nach Danzig zurück. Hier lebte ſie bis zur Beſitznahme dieſer freien Stadt durch die Preußen 1793; die nächſten zehn Jahre brachte ſie mit ihrem Gatten in ſehr angenehmen Verhältniſſen in Hamburg zu. Im Jahr 1803 traten beide eine größere Reiſe an. Sie beſuchten Holland, Nordfrankreich, England, Schottland, und gingen von da über Holland nach Paris. Hier war ſie ſo glücklich, von dem berühmten Auguſtin gründlich in der Miniaturmahlerei, die ſtets ihre Lieblingsbeſchäftigung geweſen war, unterrichtet zu werden. Von Paris ging die Reiſende durch Südfrankreich nach Genf, durchſtreifte die Schweiz, ſah München, Wien (wo ſie verweilte), Preßburg, Schleſien, Böhmen, Sachſen, Brandenburg, berührte Danzig, und kam nach drei Jahren wieder in Hamburg an, wo ſie bald ihren Gatten durch einen plötzlichen Tod verlor. Sie nahm jetzt (1806) ihren Wohnſitz in Weimar, wo ſich bald ein höchſt angenehmer geſelliger Verein um ſie bildete, zu dem Göthe, Wieland, Heinrich Meier, Fernow, Bertuch, Falk, Fr. Majer und viele Literatoren und gebildete Frauen, auf denen der Stolz dieſer Stadt beruht, gehörten. Jeder dazu geeignete Fremde war hier willkommner Gaſt. An Fernow, von dem ſie die italieniſche Sprache erlernte, knüpfte ſie bald ein ſchönes Freundſchaftsband, das leider ſchon nach 2 Jahren der Tod dieſes trefflichen Mannes löſte. G. v. Kügelgen war um dieſelbe Zeit nach Weimar gekommen und hatte Göthe's, Wielands, Herders und Schillers Bildniſſe gemahlt. Eine Beſchreibung dieſer vier Gemählde und ſpäter eine von mehrern Ölgemählden des Landſchaftsmahlers Friedrich (in Bertuchs Modejournal) war das erſte, womit Madame Schopenhauer als Schriftſtellerin auftrat. Zu einem größern Werke vermochte ſie Cotta's Wunſch, daß ſie Fernows Leben ſchreiben möchte. Daſſelbe erſchien 1810. Zwei Jahre ſpäter gab ſie: Erinnerungen von einer Reiſe durch England u. ſ. w. heraus (2. Aufl. 1818); 1816 folgte ein Band „Novellen, fremd und eigen;" 1817 die Reiſe durch das ſüdliche Frankreich, und 1818 die Ausflucht an den Rhein und deſſen nächſte Umgebungen. Feine Beobachtungen, verbunden mit einer leichten und anziehenden Darſtellung, haben dieſen Schriften gerechten Beifall erworben. Ihre neueſte Schrift iſt der beliebte Roman **Gabriele**, 1819. 3 Bände.

Schöpflin (Johann Daniel), einer der berühmteſten deutſchen Geſchichts- und Alterthumsforſcher, war 1694 zu Sulzburg im Breis-

gen, wo ſein Vater am Hofe des Markgrafen von Baden-Durlach angeſtellt war, geboren. Er ſtudirte zu Baſel und Straßburg und wurde 1720 zum Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit an dieſer Univerſität gewählt. In dieſem Amte erlangte er einen ſo großen Ruf, daß er von mehrern Fürſten und Univerſitäten Berufungen empfing; er zog es indeß vor, in Straßburg zu bleiben. Im Jahr 1726 bereiſ'te er Frankreich, Italien und England. Nach ſeiner Rückkehr wurde ihm ein Kanonikat an St. Thomas verliehen. Auch wurde er franzöſiſcher Rath und Hiſtoriograph. Die Geſchichte des Elſaſſes beſchäftigte ihn; um Materialien dafür zu ſammeln, beſuchte er die Niederlande, Deutſchland und die Schweiz. Die Frucht dieſer Bemühungen war 1751 der 1. Band ſeiner Alsatia illustrata, Fol. Als er dieſes Werk dem Könige von Frankreich überreichte, benutzte er dieſe Gelegenheit, für die Privilegien der proteſtantiſchen Univerſität Straßburg zu ſprechen, und bewirkte deren Beſtätigung. Der 2 Band der Alsatia illustrata erſchien 1761. In der Zwiſchenzeit gab er die Vindiciae celticae heraus worin er bewies, daß die Celten ein ganz von den Germaniern verſchiedner Volksſtamm waren. Als Supplement zu ſeiner Geſchichte des Elſaſſes wollte Schöpflin noch eine Urkundenſammlung und eine Sammlung der Geſchichtſchreiber dieſer Provinz liefern. Dieſe Werke wurden erſt nach ſeinem Tode von Koch unter dem Titel Alsatia diplomatica und Alsaticarum rerum Scriptores herausgegeben. Schöpflins letztes großes Werk war eine Geſchichte ſeines Geburtslandes in 7 Quartbänden unter dem Titel: Historia Zuringo-Badensis 1763—66. Von ſeinen kleinern Abhandlungen ſind mehrere in den Denkſchriften der Akademie der Inſchriften gedruckt. Seine ſchöne Bibliothek und reiches Muſeum vermachte er der Stadt Straßburg; Oberlin hat es in ſeinem Museum Schoepflinianum beſchrieben. Schöpflin ſtarb zu Straßburg im Jahr 1771.

Schöpfung wird in Beziehung auf das ſchaffende Weſen derjenige freie Act der Gottheit, durch welchen die Welt hervorgebracht wurde; in Beziehung auf das Geſchaffene der Inbegriff aller außer Gott vorhandenen Dinge genannt. In dieſer letzten paſſiven Bedeutung kommt der Begriff der Schöpfung meiſt nur im poetiſchen und oratoriſchen Sprachgebrauche vor. Da ſich der Begriff der Schöpfung nicht ohne einen Schöpfer denken läßt, ſo kann er auf die Art der Weltentſtehung, die die Corpuscularphiloſophie (ſ. d. Art. Atomen) annimmt, nicht angewendet werden. Auch ſtimmt die in den orientaliſchen Kosmogonien und in den philoſophiſchen Syſtemen der alten Griechen vorwaltende Meinung von der Ewigkeit der Materie, nach welcher dem ſchaffenden Princip nur das Geſchäft, die vorhandenen Stoffe zu ordnen und zu geſtalten, zukommt, die daher entſtandene Lehre von einem der höchſten Gottheit untergeordneten Weltſchöpfer (vergl. d. Art. Gnoſis) und die Hypotheſe des Kirchenvaters Origenes, welcher ſich die Exiſtenz anfangsloſer Weltenreihen vor Entſtehung des gegenwärtigen Weltſyſtems dachte, mit dem bibliſchen und chriſtlichen Glauben nicht überein. Nach dieſem Glauben hat Gott die Welt in Anſehung auf Stoff und Form aus nichts, d. h. ohne einen vorhandenen Stoff dazu zu haben, blos durch das Machtwort ſeines Willens geſchaffen. Der kirchliche Lehrbegriff unterſcheidet dieſe erſte unmittelbare Schöpfung, welche das Ganze der Welt her-

vorbrachte, von der mittelbaren Schöpfung, welche die in die Natur gelegten Kräfte jedem Geſchöpfe ſein Daſein giebt. Die Philoſophie der Neuern unterſtützt den chriſtlichen Glauben, indem ſie darthut, daß die Materie ihrer Natur nach veränderlich und vergänglich ſei und ohne einen von ihr verſchiedenen, reingeiſtigen Urheber nicht hätte entſtehen können. E.

Schöppen, Schöffen nennt man 1. die Beiſitzer in den Gerichten, beſonders aber in den Dorfgerichten; 2. vom Staate beſtellte Juſtizcollegien, deren Pflicht es iſt, Urtel über die an ſie zur Entſcheidung geſchickten Rechtsſachen zu fällen, die aber keine eigentliche Gerichtsbarkeit haben. Ihr Name kommt von Schaffen, weil ſie gleichſam das Urtheil ſchufen, d. h. erfanden (daher man ſie lateiniſch Scabinos nennt), nach Andern von Schöpfen, weil ſie ihre Ausſprüche aus den Rechten ſchöpften. Schon in den älteſten Zeiten Deutſchlands nahmen die Richter, welche aus den Angeſehenſten des Volks gewählt wurden, freigeborne Beiſitzer zu Hülfe, welche nicht allein Rath gaben, ſondern auch ſelbſt Urtelsſprüche machten, und von dieſen Beiſitzern, die man im Mittelalter Schöppen oder Schöffen nannte, und ſelbſt in kleinen Orten und Dörfern als Gehülfen der Richter anſtellte, ſchreiben ſich noch unſere Dorfgerichts-Schöppen her, welche freilich jetzt wegen des außerordentlichen Umfangs des juriſtiſchen Wiſſens in rechtlichen Sachen nicht die geringſte Gewalt haben, ſondern blos der Feierlichkeit und Ordnung wegen bei den meiſten Handlungen, die vor Gericht geſchehen (beſonders bei peinlichen Sachen), gegenwärtig ſein müſſen. Man hat ihrer gewöhnlich zwei, die zugleich mit dem Dorfrichter und Gerichtshalter das Perſonale des Gerichts ausmachen. — Im Mittelalter ſtiftete man aber in vielen Städten ganze Collegien von rechtserfahrnen Männern, welche den eigentlichen obrigkeitlichen Perſonen die Urtelsſprüche verfertigten, und nannte ſie Schöppenſtühle. Die Schöppen dieſer Art waren damals beinahe die einzigen, welche des Rechts einigermaßen kundig waren; aber ihre Kenntniß erſtreckte ſich blos auf das eigentliche deutſche Recht, welches ſie daher auch ſehr ſtandhaft erhielten, und gegen das Eindringen der fremden römiſchen und kanoniſchen Rechte ſchützten. Sie retteten dadurch das deutſche Recht von ſeinem gänzlichen Untergange (ſ. Sachſenſpiegel). Wo entweder keine Geſetze vorhanden waren (wie ſie denn damals faſt gänzlich fehlten) oder ihre ſehr eingeſchränkte Rechtskenntniß ſie verließ, entſchieden ſie nach Billigkeit, Herkommen und geſunder Vernunft. Ihr Anſehen ſtieg ſo hoch, daß man nicht nur das ganze damals gebräuchliche vaterländiſche Recht nach ihren Entſcheidungen bildete, ſondern auch Ausländer, z. B. die Polen, ihre Rechtsſachen freiwillig ihren Ausſprüchen unterwarfen, welches beſonders bei dem magdeburgiſchen Schöppenſtuhle, dem berühmteſten unter allen, geſchah. Da aber nachher theils das römiſche und kanoniſche Recht im Jahr 1495, als ſubſidiariſche Entſcheidungsquelle der im deutſchen Rechte nicht beſtimmten Fälle, ausdrücklich aufgenommen wurde, theils den Juriſtenfacultäten ebenfalls das Recht, Urtel zu machen, beigelegt wurde, verloren ſie das Monopol der rechtlichen Entſcheidungen. Noch jetzt haben wir Schöppenſtühle zu Halle, Jena, Leipzig ꝛc.

Schoppen, das Schöppchen, überhaupt ein hohles Gefäß. In Oberdeutſchland, beſonders in den Rheinlanden iſt es ein be-

ſtimmtes Maß zu flüſſigen Dingen, welches in den meiſten Gegenden die Hälfte, in einigen aber nur der vierte Theil eines Maßes oder einer Kanne iſt, wo es dann auch wohl die Schoppe heißt.

Schöppenſtuhl, ſ. Schöppen.

Schörl oder **Schirl** nennen einige Naturforſcher ein Geſtein aus dem Tongeſchlechte. Es giebt hiervon mehrere Arten, die ſich durch die Farbe, im Bruche und andere Eigenſchaften unterſcheiden. So findet man braunen, ſchwarzen und grünen Schörl, der theils wie Glas, theils aber wie Fett glänzt. Der Bruch iſt bei dem mehrſten muſchelig. Es ſind kryſtalliſirte Steine, die ſich in 3-, 6- und 9ſeitigen, der Länge nach geſtreiften Säulen mit dreiſeitiger kurzen Endſpitze zeigen. Man findet darunter Spielarten von allen drei oben erwähnten Farben zugleich, welche die ſonderbare Eigenſchaft beſitzen, daß ſie erwärmte Aſche und andere leichte Körper an ſich ziehen und abſtoßen. Dieſe nennt man Turmaline oder Aſchenzieher. Man kann ſowohl durch Reibung, als dadurch, daß man ſie in warmes Waſſer legt, die Elektricität dieſer Steine erregen. Auf die letztere Weiſe äußert ſich jene Eigenſchaft ſtärker und dauernder, und ſelbſt dann noch, wenn der Stein ſchon Stunden lang kalt iſt.

Schottland, ein unter der Königin Anna im Jahr 1707 mit England, unter dem gemeinſchaftlichen Namen Großbritannien, vereinigtes Königreich, welches den nördlichen Theil von Großbritannien ausmacht, und ſich mit ſeinen Inſeln von 9° bis zum 17° der öſtlichen Länge, und vom 54° 46′ bis zum 60° 44′ der Nordbreite erſtreckt, und einen Flächeninhalt von 1441 Quadratmeilen hat. Im Süden grenzt es an England, wo zum Theil der Fluß Tweed die Grenze macht, gegen Norden und Oſten an das Nordmeer und gegen Weſten an das caledoniſche Meer. Nach ſeiner natürlichen Beſchaffenheit iſt Schottland in die Nieder- (Lowlands) und Hochlande (Highlands) eingetheilt. Die Niederlande erſtrecken ſich von den Grenzen Englands bis zu den Mündungen der Flüſſe Tay und Clyde. Ihre Oberfläche iſt zwar nicht ſo eben wie in England, ſondern gebirgig, aber zwiſchen den Gebirgen befinden ſich fruchtbare Thäler und der Boden iſt in einem beträchtlichen Umfange cultivirt, und trägt Weizen ſelbſt über den 57. Grad der Breite hinaus. Von den letzten Gebirgen Englands, den Cheviot-Hills, welche die Grenze zwiſchen England und Schottland machen, dehnen ſich nach dem nördlichen Schottland die Pentlands-Hills aus. Nördlich von dieſen erſtrecken ſich die Lowthers-Hills, deren höchſte Gipfel 3150 Fuß erreichen und die Lead-Hills mit reichen Bleiminen. Von Dumbarton an bis ans nördliche Ende von Schottland erſtrecken ſich die Hochlande, welche beinahe zwei Drittel des Landes einnehmen und aus lauter Gebirgen beſtehen, die der Cultur wenig fähig ſind. Wo es etwa Ebenen in dieſem Hochlande giebt, iſt der Boden moraſtig und voll Torf, die Thäler aber ſind ſteinig und unfruchtbar, und nur in einzelnen geſchützten Strichen zum Ackerbau tauglich. Eine natürliche Scheidewand zwiſchen den Hoch- und Niederlanden machen die an Naturſchönheiten reichen Grampians-Hills, welche aus der Halbinſel Kantyre aufſteigen und vom See Lomond nördlich und nordöſtlich bis zum Vorgebirge Kinnaird und nordweſtlich bis zum See Neß in Inverneß ſtreichen, und die höchſten Gebirge von ganz Großbritannien ſind.

Ihre höchſten aus Granit beſtehenden Kuppen ſind der 4370 Fuß hohe Ben-Navis, der 4060 Fuß hohe Cairngorm und der 4015 Fuß hohe Ben-Lawers. Faſt überall zeigen ſich hier Felſen über Felſen gethürmt, und neben ihnen fruchtbare Tiefen und Klüfte. Enge Zugänge, furchtbare Felſengänge und Päſſe führen durch dieſe Gebirge, und eröffnen den Eingang aus den Niederlanden in die Hochlande. Nordweſtlich zerreißen ſich die Ketten der ſchottiſchen Hochgebirge, und laufen in wilder Verwirrung zu den rauhen, immer mit Schnee bedeckten Gipfeln der nördlichen Grafſchaften aus, die ohne regelmäßige Gebirgszüge doch oft den Anbau unmöglich, und große Landſtriche unbewohnbar machen; ſo in Roßſhire und Sutherland, wo nur wenige Küſtenſtriche der Cultur fähig ſind, Wildniß mit Wildniß wechſelt, und enge Thäler und ſchauerliche Klüfte ſich dem Auge darbieten. In neuern Zeiten ſind dieſe Hochlande ſehr häufig von Reiſenden beſucht worden, weil ſie ein großes Gemählde der erhabenſten Natur darſtellen, und durch reichliche Abwechſelungen von erhabenen Ausſichten die Mühe des Wanderers belohnen. So zieht z. B. ein neuerer Reiſender, welcher den in den Hochlanden befindlichen höchſten Berg Ben-Navis beſtieg, die Ausſicht von demſelben allen Bergausſichten in der Schweiz vor. Dieſe letztern haben zwar, ſagt er, einen unbezweifelten Vorzug vor irgend einer ſchottländiſchen Ausſicht, in Hinſicht auf wirkliche Größe, auf die mahleriſche Mannichfaltigkeit der Dörfer, der Weinberge, der gedrängten Bevölkerung, der Brücken und Waſſerfälle und der Cultur des Bodens; allein was den unermeßlichen Umfang des Horizontes, das große und ſchöne Colorit, welches die Entfernungen zur See und zu Lande hervorbringen, die rohe und erſtaunenswürdige Pracht der Landgegend und das Leben und beſtändige Wimmeln auf den Gewäſſern betrifft, ſo kann ich mir nichts vollkommneres denken, als die Ausſicht vom Ben-Navis. Die Ausſicht von dieſem Berge erſtreckt ſich von einem Meere zum andern und über eine Menge von Inſeln, welche ſich in einer Entfernung von 15 Meilen im Horizont verlieren, oder ſich in der Nähe aus dem Buſen des Meeres bis zur Höhe von einigen tauſend Fuß emporheben. Die Inſeln Jura und die alpenähnliche Inſel Skye ſind in einer Entfernung von 12 bis 15 Meilen ſichtbar. Vergl. Maccullochs treffliche geologiſche Beſchreibung, Edinburg 1819. — Schottland wird an ſeinen Küſten von vielen Meerbuſen und Buchten zerſchnitten, indem das Meer tief in das Land eindringt, und in ſeinem Innern von vielen Flüſſen bewäſſert, welche gewöhnlich einen reißenden Lauf haben, und die romantiſche Schönheit der Hochlande erhöhen; oft ſind ſie der einzige Pfad, der zwiſchen unbetretene Gebirge führt, oft durchſchneiden ſie dieſe, und brechen aus ihrem Fuße wie ein neuer Strom hervor. Die bedeutendſten Flüſſe, welche ſämmtlich auf eine Strecke befahren werden, ſind: der Tweed, der Clyde, der Forth, der Tay, der Dee und der Spey. Zur Verbindung der Flüſſe Clyde und Forth dient der glasgowſche Canal. Der ſeit 1811 eröffnete caledoniſche Canal dient zur Verbindung des Nordmeers mit dem caledoniſchen. Schottland hat mehrere Landſeen, welche gleichfalls reich an den erhabenſten Naturſchönheiten ſind. Der Loch-Lomond in Dumbarton iſt fünf Meilen lang, zwei Meilen breit und an ſechs hundert Fuß tief. Dreißig Inſeln liegen darauf, wovon mehrere bewohnt ſind, andere als klippige Felſen emporſteigen, andere mit

Wald bewachſen ſind. Seine Ufer bieten entzückende Ausſichten freundlich und wild; das Auge kann auf grünen Matten ausruhen oder auf den Höhen weilen, die hier der Ben-Lomond und ſeine Nachbargebirge gen Himmel thürmen. Bezaubernder noch ſind die Umgebungen des Loch-Neß, eines neun Stunden langen Sees, deſſen Südſeite vorzüglich romantiſche Abwechslungen darbietet, wo man ſich aus dem Anblick wilder Felsmaſſen plötzlich in abgeſchiedene Thäler verſetzen kann, die friedliche Bäche durchſchlängeln. In ſeiner Nähe ſtürzen die Waſſer des Foyers, weiß wie Schnee, mit dem Getöſe des Donners in den Abgrund von einer 212 Fuß hohen Felswand. Das Klima der Niederlande iſt dem von England gleich. Die Seeluft macht den Sommer friſch und kühl, und mildert die Winterſtrenge. Die Hochlande haben, wie alle Gebirgslande, ſtrengere Kälte und Hitze, nur wo die See tief in das Land einſchneidet, ſind beide gemäßigter. Überhaupt iſt das Klima wohlthätig für Leben und Geſundheit; daher ein hohes, geſundes Alter durchaus keine Seltenheit in Schottland iſt. Rindvieh, Pferde und Schafe ſind in dieſem Lande faſt durchgehends von kleiner Statur, und dabei ſtark und dauerhaft. Auf die Viehzucht wird in neuern Zeiten große Aufmerkſamkeit verwendet. Das Rindvieh in den Hochlanden iſt das kleinſte im brittiſchen Reiche, von außerordentlicher Dauer, and verträgt das ſtrengſte Klima; es begnügt ſich mit dem gröbſten und magerſten Futter, wird auf den gewöhnlichen Weiden bald fett, bekommt das feinſte und ſchmackhafteſte Fleiſch, und wird daher, zum Mäſten, auf das theuerſte bezahlt. Auch fehlt es nicht an Wildpret; ſehr häufig ſind Birkhühner, Haſelhühner und Schneehühner in den Hochlanden. Mit Seefiſchen ſind die ſchottiſchen Küſten auf das reichlichſte geſegnet. Am nützlichſten ſind der Hering und Kabliau. Hummer werden in großen Quantitäten nach London geführt. Lachs iſt auch ein Hauptartikel, von dem viel ausgeführt wird. Man baut Getreide, doch mehr in den Nieder- als Hochlanden, am häufigſten Hafer und Gerſte, Flachs, Hanf, Tabak, Garten- und Hülſenfrüchte und Obſt; auch hat man Blei, Eiſen, Kupfer, Spießglas, Kalkſteine, Bauſteine, Schiefer, trefflichen Marmor, mehrere Arten von Edelſteinen, als Carneole, Sapphire, Topaſe, Rubine, Amethyſte, Chalcedone, Granaten, Smaragde ꝛc. und Steinkohlen, welche unter den Mineralproducten Schottlands die erſte Stelle behaupten. Sie finden ſich reichlich in den ſüdlichen und mittleren Diſtricten. Der große Theil des Nordens iſt ganz davon entblößt, welcher Mangel daſelbſt durch Torf erſetzt wird. Gold und Silber giebt es in Schottland nicht. Induſtrie iſt in den Niederlanden überall ausgebreitet. Die Leinwandfabrication, ſonſt ein wichtiger Induſtriezweig, iſt in neuern Zeiten geſunken; dagegen hat die Verarbeitung der Baumwolle bis zu den feinſten Artikeln in den weſtlichen Theilen von Schottland Grund gefaßt, und iſt äußerſt bedeutend. Der vortreffliche ſchottiſche Zwirn erhält fortdauend ſeinen alten Ruhm. Die inländiſche Wolle wird zu verſchiedenen Artikeln verarbeitet. Vornehmlich iſt das Stricken von Worſtedſtrümpfen ſehr allgemein und einer der wohlthätigſten Erwerbzweige der armen Volksclaſſe. Die ſchottiſchen Teppiche empfehlen ſich durch wohlfeile Preiſe und Dauerhaftigkeit. Tartan, ein wollener Stoff, iſt Schottland ausſchließlich eigen und dient beſonders zur Nationalkleidung der Hochländer. Er iſt aus dem feinſten Worſtedgarn gewebt und buntgewürfelt, entweder Scharlach oder von gemeinen Farben. In Glasgow, Edinburg und andern Städten

giebt es Fabriken von Steinzeug, Glas, Zucker ꝛc. Von Eiſenwerken ſind die Carron-Works die bedeutendſten, welche 1500 Arbeiter beſchäftigen, und jährlich 5000 Stück Kanonen liefern. Die Whiskybrennereien haben erſtaunlich zugenommen, ſo daß ſchon 1791 ſich die Quantität auf 1,700,000 Gallonen belief, und ſeitdem iſt das jährliche Quantum noch viel höher geſtiegen. Bewunderswürdig iſt die Schnelligkeit der ſchottiſchen Brenner, womit ſie den Whisky deſtilliren. Schottland nimmt an dem brittiſchen Handel einen ſehr weſentlichen Antheil und in neuern Zeiten hat der Seehandel ſehr zugenommen, ſo daß 1802 die Anzahl der ſchottiſchen Schiffe und Fahrzeuge ſich auf 2349 und die Ausfuhr 1801 auf faſt 26 Millionen Gulden belief. Glasgow, Edinburg mit Leith, Dundee und Greenok ſind die bedeutendſten Handelsplätze Schottlands. Die Einwohner ſind der Abſtammung nach entweder Hochſchotten, Bergſchotten, welche eine eigene Sprache, die galiſche oder calедoniſche, reden, und die Hochlande bewohnen; oder Engländer, welche die Niederlande bewohnen. Auf den zu Schottland gehörigen ſhetländiſchen Inſeln ſind Norweger zu Hauſe, welche norſiſch reden. Die herrſchende Kirche iſt die presbyterianiſche; aber auch Epiſkopalen und Diſſenters ſind zahlreich. Die Bergſchotten ſondern ſich auffallend in ihren Sitten von den Bewohnern der Niederlande ab. Ohne die Fortſchritte einer fremden Cultur gekannt oder geachtet zu haben, und faſt abgeſchnitten von der cultivirten Welt, ſtanden ſie noch vor einem halben Jahrhundert auf der Stufe des Mittelalters; doch die neuere Zeit hat vieles von jenem Alterthümlichen verwiſcht. Ihre Hütten ſind zwar einfach und ärmlich, doch wohnt gewöhnlich in ihnen häuslicher Friede und Eintracht. Des Mannes Beſchäftigung iſt Fiſcherei, Jagd und Hüten des Viehes; die Wirthſchaft und Familie beſorgt indeß die Hausfrau, deren Geſchäft noch in Weben, Stricken, Ledergerben und Walken des Tuches beſteht. Ihre Koſt iſt Hafermuß mit Haferkuchen aus Waſſer und Mehl gebacken; ihr Getränk Milch, und bei den Wohlhabenden Whisky, der ſich jetzt leider immer mehr unter ihnen verbreitet hat. Der Bergſchotte findet eine große Ehre in ſeiner Abſtammung von namhaften Heldengeſchlechtern der Vorzeit, und kleidet ſich auf eine ganz eigenthümliche Weiſe. Der oben angeführte Tartan, in Vierecken gewebt, die mit den brennendſten Farben, hauptſächlich grün, gelb und roth, wechſeln, iſt der Stoff ſeiner Kleidung. Eine Art Weiberrock ſchürzt ſich um den Leib, bis an die Mitte des Dickbeines, und läßt die Knie blos; denn bis unter dieſe nur reicht der roth und weiß gewürfelte Halbſtrumpf. Geſang, Muſik und Tanz liebt der Bergſchotte, und ſeine Spiele ſind alle mit Übung körperlicher Kräfte verbunden. Schottland hatte ehemals, ſeitdem es durch Kennaths III. entſcheidenden Sieg 838 unter die Herrſchaft der Schotten gebracht wurde, ſeine eigenen Könige, die mit dem Volke ſchon früh Chriſten wurden, aber die Macht derſelben war äußerſt beſchränkt. 1603 erhielt Jacob I. zugleich den Thron von England. Seit dieſer Zeit waren zwar die Kronen von England und Schottland auf einem Haupte vereint, aber noch behielt letzteres ſein eignes Parlament und ſelbſtſtändige Verfaſſung, und erſt ein Jahrhundert ſpäter brachte die Königin Anna 1707 die Union glücklich zu Stande, wodurch beide Reiche zu einer Nationalrepräſentation vereinigt wurde. Schottland hat mit England ein Geſetz und dieſelbe Verfaſſung. Zum Oberhauſe des Parlaments ſendet es 16 Pairs, und zu dem Unterhauſe 45 Repräſentanten. Geographiſch

theilt man es in Süd-, Mittel- und Nordſchottland, politiſch in 31 Shires und 2 Stewartrys. Die zu Schottland gehörigen Inſeln ſind: die auf der weſtlichen Küſte liegenden Hebriden, die von der Nordküſte durch den unruhigen Pentland Frith getrennten orkadiſchen Inſeln, und die noch nördlicher, elf Meilen von der nördlichſten orkadiſchen Inſel entfernt liegenden ſhetländiſchen Inſeln.

Schout by Nacht, ſ. Admiral.

Schraffiren (ital. sgraffiare). Schraffirung nennt man die Bezeichnung des Schattens in Zeichnungen und Kupferſtichen durch neben einander geſetzte oder ſich durchkreuzende Striche. Schraffirte Zeichnung iſt eine Federzeichnung.

Schraube, Schraube ohne Ende. Die Schraube, deren Einrichtung wir als bekannt vorausſetzen, iſt eine von den fünf mechaniſchen Potenzen oder einfachen Maſchinen. Man kann durch ſie erſtaunliche Laſten bewegen und einen Druck hervorbringen, der ungeheure Gewichte erfodern würde. Der Cylinder, welcher den Körper der Schraube ausmacht, heißt die Spindel; um ſie herum läuft der Schraubengang ſchneckenförmig. Ein andrer Körper mit einer cylinderiſchen Öffnung von der Weite, daß die Spindel hineinpaßt, und mit einem Schraubengange verſehen, in deſſen Vertiefungen die erhabene Schraubenlinie der eigentlichen Schraube paßt, heißt die Schraubenmutter. Eine aus einer Schraubenſpindel und einem Stirnrade ſo zuſammengeſetzte Schraube, daß die Schraubengewinde zwiſchen den Zähnen des Rades eingreifen, einen Zahn nach dem andern fortſchieben und auf dieſe Art das Rad umdrehen, heißt Schraube ohne Ende, weil bei der ſteten Wiederkehr des Rades die Schraubenſpindel unaufhörlich fortbewegt werden kann, ohne daß ſie, wie die gemeine Schraube, einmal auf einen feſten Punct kommt.

Schrecken, eine heftige unangenehme Empfindung des Gemüths von einem plötzlich eintretenden, beſonders von einem Gefahr drohenden Gegenſtande veranlaßt. Der Schrecken ergreift das Gemüth ſo heftig, und wirkt auf das Nervenſyſtem ſo ſchnell nachtheilig, daß der ganze Körper daran Theil nimmt; er übt auf das Nervenſyſtem eine vernichtende, lähmende Gewalt aus, ſo daß Betäubung, Ohnmacht, Stillſtand des Herzſchlags, Erſtarrung der Muskeln, Lähmung, Schwindel, Schlagfluß, ſelbſt Verrücktheit darnach folgen können. Ein Menſch, welcher von einem heftigen Schrecken überfallen wird, bekommt ein Gefühl, wie einen elektriſchen Schlag durch den ganzen Körper, ſein Bewußtſein verliert ſich auf einen Augenblick oder es verſenkt ſich doch in das Gemüth, daß er nur das Eine, was ihn ſo ſchmerzlich und heftig ergriff, denken und fühlen kann. Eine Starrheit der Muskeln bemächtigt ſich ſeiner im nächſten Augenblick; nach dem erſten Zuſammenfahren bleibt er eine Zeit lang in der nämlichen Stellung; nach dem erſten unwillkürlich ausgeſtoßenen Ausruf bleibt die Sprache gleichſam in dem geöffneten Munde ſtecken. Der Herzſchlag und das Pulſiren der Arterien wird ſo ſchwach, daß die ſprichwörtliche Rede davon herkommt: „das Blut ſtand mir vor Schrecken in den Adern ſtille;“ daher tritt auch ein Erblaſſen des Geſichts ſogleich mit ein, das nur dann erſt der lebensrothen Färbung wieder Platz macht, wenn der erſte Eindruck des Schreckens vorbei iſt. Die Röthe des Geſichts tritt um ſo ſchneller wieder ein, wenn der Gegenſtand des Schreckens ſich bei näherer Betrachtung in einen freudigen verwandelt; denn auch eine plötzlich eintretende Freude wirkt im

erſten Augenblicke dem Schrecken gleich. Der Schrecken aber, der von einem wirklich unangenehmen Gegenſtande herrührt, wirkt länger nach, obgleich die folgende Nachwirkung immer ſchwächer wird, da jeder Affect ſich in der Dauer ſelbſt ſchwächt, was bei dem Schrecken um ſo eher geſchieht, da der Gegenſtand bei näherer Betrachtung nie das iſt, was er bei dem erſten Anblick zu ſein ſchien. In Rückſicht ſeiner Wirkung auf den Körper wirkt der Schrecken zunächſt auf das Nervenſyſtem vom Gemüth aus. Die plötzliche Furcht vor einem drohenden Unglück bringt jenes ſo außer Faſſung, daß das Bewußtſein außer Stand geſetzt iſt, in demſelben Augenblicke den Gegenſtand, die Verhältniſſe der Außenwelt und den Zuſtand des Gemüths klar zu überſchauen, es bleibt daher fixirt auf die dunkle Vorſtellung von dem Schrecken erregenden Gegenſtande, ſo daß es für alles andere verſchloſſen bleibt. Die einzige ſtarke Erregung, ſie mag nun ſinnlich durch einen wirklich zur Anſchauung kommenden Gegenſtand, oder durch ein blos in der Einbildungskraft durch Worte, ſelbſt durch eigene Phantaſie erregtes Bild der Vorſtellung geſchehen ſein, iſt aber ſo heftig, daß ſie vor allen andern hervorragt, ſo wie unter der ſanften ſtillen Muſik der Harmonica, ein plötzlich ſchreiender Ton von einigen Trompeten ausgeſtoßen, alle jene Töne auf einmal verdunkeln würde. So wie aber die gewöhnlichen Vorſtellungen ſchnell durch eine hervorbrechende verdunkelt werden, ſo werden auch die Organe der Seelenverrichtungen im Gehirne ſelbſt gehemmt, da die Functionen des Geiſtes mit denen der Seelenorgane in ſo genauer Verbindung ſtehen. Alle traurigen Affecten wirken geradezu ſchwächend auf das Nervenſyſtem, daher muß nothwendig der Schrecken, als der concentrirteſte Affect, dies im höchſten Grade thun, und in einem Augenblicke die ſchrecklichſte Wirkung vereinigen, welche langſamer wirkende unangenehme Affecten auf Wochen und Monate vertheilen. Doch iſt die Wirkung des Schreckens auch nicht bei allen Menſchen gleich heftig; es kommt hier auf die Faſſungskraft, welche man Gegenwart des Geiſtes nennt, und auf die Energie des Nervenſyſtems an, vermöge deren es fähig iſt, eindringenden plötzlichen Angriffen mehr oder weniger zu widerſtehen. Daher das, was den Einen heftig erſchreckt, den Andern nur ſtutzig macht, nämlich ſeine Aufmerkſamkeit in hohem Grade und plötzlich erregt, was jedoch das Bewußtſein für die übrigen Verhältniſſe nicht verdunkelt, auch auf den Körper keine ſo fürchterlichen Wirkungen hat, als der Schrecken. Da der Schrecken ſeine Wirkungen auf den Körper ſchnell äußert, ſo iſt es jedesmal nöthig, den nachtheiligen Folgen derſelben zuvorzukommen. Hierzu ſind demnach Mittel nöthig, welche das Gegentheil von jenen Einwirkungen hervorbringen können. Das erſchütterte Gemüth muß von dem einzigen Gegenſtande des Schreckens losgeriſſen werden, das Bewußtſein muß ſich auf andere Gegenſtände, beſonders auf die Function des Verſtandes und der Erkenntniß, wenden, ſo daß der Gegenſtand, welcher den Schrecken erregte, ſelbſt von einer andern Seite angeſchaut und unterſucht wird. In phyſiſcher Rückſicht muß man ſuchen, die Lähmung des Nervenſyſtems, die krampfhafte Erſtarrung des Muskel- und Arterienſyſtems wieder aufzuheben, das nach dem Herzen zuſtrömende oder daſelbſt ſtockende Blut zu zertheilen. Am beſten und jederzeit anwendbar iſt ein warmes Bad, wenigſtens ein warmes Fußbad, von Zeit zu Zeit eine Taſſe Meliſſen- oder ähnlicher Thee, Reiben des Körpers mit warmen Tüchern, oder mit einer Bürſte, mit aromatiſchen Eſſenzen beſprengt. Man laſſe öfters

an dergleichen ſtärkenden Eſſenzen oder Spiritus riechen, z. B. an dem ſogenannten engliſchen Riechſalze, Salmiakſpiritus mit Lavendelöl, cölner Waſſer u. dergl. Innerlich kann man auch zunächſt etwas kräftig Ableitendes und Beruhigendes, z. B. Salz in Waſſer aufgelös't, Salpeter mit Weinſteinrahm, geben, dann aber, wenn der erſte Sturm vorüber iſt, laſſe man zuweilen ein wenig Wein, einige Tropfen Eſſigäther in Waſſer, oder Thee, oder Hofmannſchen Liquor nehmen. H.

Schreibart, ſ. Styl.

Schreibekunſt iſt die Kunſt, durch Buchſtaben oder andere Zeichen, auf Papier oder einer andern Maſſe, ſeine Gedanken zu äußern oder mitzutheilen. Auf ſie bezieht ſich 1. die Schönſchreibekunſt oder Kalligraphie (ſ. d. Art.), 2. die Rechtſchreibekunſt oder Orthographie (ſ. d. Art.) — welche auch ein Theil der Grammatik oder Sprachlehre (ſ. d. Art.) iſt —, 3. die Geſchwindſchreibekunſt oder Tachygraphie (ſ. d. Art.), 4. die Geheimſchreibekunſt Kryptographie oder Steganographie, (ſ. d. Art.) und 5. die Schreibmahlerei (ſ. d. Art.). Die erſte Grundlage der Schreibekunſt waren Bilder, durch die man das Andenken merkwürdiger Perſonen oder Begebenheiten aufbewahrte, aus denen ſpäterhin die Hieroglyphen (ſ. d. Art.) entſtanden. Als eigentliche Erfinder der Buchſtabenſchrift nennt man die Phönizier, von dieſen kam ſie zu den Griechen, welche ſie den Lateinern und dieſe wiederum den Römern bekannt machten. Siehe Amelang von dem Alterthume der Schreibekunſt in der Welt, Leipz. 1800; Hugs Erfindung der Buchſtabenſchrift, Ulm 1801, und Webers Verſ. einer Geſchichte der Schreibekunſt, Götting. 1807. Mit der Herrſchaft der Römer wurde die Schreibekunſt immer mehr verbreitet. In Deutſchland (auf welches wir uns hier allein einſchränken) war anfangs die Runenſchrift (ſ. d. Art.) bekannt; jedoch blieb hauptſächlich die lateiniſche Schrift, ſo wie die lateiniſche Sprache bei dem Schreiben üblich, theils weil Deutſchlands Lehrer, die aus Irland und England kamen, in dieſer Sprache ſchrieben, theils weil die deutſche Sprache noch zu rauh und an Worten ſehr arm war. Erſt unter Carl dem Großen wurde ſie durch Kero und Otfried gebildet; und man fing auch im 9. Jahrhundert an, ſie zu ſchreiben, jedoch blos mit lateiniſchen Buchſtaben. Überhaupt wurden öffentliche Schriften, z. B. Geſetze, Friedensſchlüſſe und Verträge, nicht blos mit lateiniſcher Schrift, ſondern auch in lateiniſcher Sprache abgefaßt, weil die Geiſtlichen, die allein der lateiniſchen Sprache mächtig waren, ſich durch den Gebrauch derſelben in dem Alleinbeſitz der wichtigſten Staatsämter zu erhalten ſuchten. Die Zeit, in der zuerſt die deutſche Schrift gewöhnlich geworden, ſetzt man gemeiniglich ins 13. Jahrhundert, unter die Regierung Kaiſer Friedrichs II., dagegen Andere dieſen Zeitpunct ſpäter annehmen. Die Ausbildung der deutſchen Schrift wurde wohl am meiſten durch die Buchdruckerkunſt befördert. Deutſchland hat, wie Breitkopf bemerkt, nur zwei eigne Schriftarten, die Fractur- und Current-Schrift, indem die Kanzleiſchrift blos eine zum Geſchwindſchreiben eingerichtete Fractur iſt, in der die Buchſtaben mehr gebogen und mit einander verbunden ſind. Die Fracturſchrift bildete ſich aus der im 11. Jahrhundert entſtandenen ſogenannten neugothiſchen und Mönchsſchrift. Späterhin und erſt am Ende des 15. Jahrhunderts auch kam bei dem Drucke die Current- oder Curſivſchrift in Gebrauch; man hatte nämlich

bisher blos mit gerade ſtehender Schrift gedruckt, allein der ältere Aldus Manutius in Venedig erfand auch die ſchiefliegende oder Curſivſchrift. Im 16. Jahrhundert erhielt endlich die deutſche Schrift ihre vorzüglichſte Ausbildung durch Albrecht Dürer (ſ. d. Art.); dieſer ſetzte anfangs für die Fractur, nachher aber auch für die übrigen Schriften die Proportion feſt, worauf ſie durch ſeine Schüler und die Schönſchreiber die jetzige regelmäßige Geſtalt erhielten.

Schreibmahlerei (die Mahlerei mit der Feder) dankt ihren Urſprung den Schreibmeiſtern oder Schönſchreibern. Zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt war beſonders in Nürnberg eine Claſſe derſelben, die man Modiſten nannte; dieſe ſuchten nicht blos ſchön zu ſchreiben, ſondern auch ihre Schrift durch allerlei Verzierungen und Sonderbarkeiten zu heben. Zuerſt erfanden ſie die Kleinſchreiberei; ſie ſchrieben nämlich mit ſo kleinen Buchſtaben, daß man ſolche kaum ohne Vergrößerungsglas leſen konnte. Der Gebrauch derſelben erhielt ſich im 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts; und man findet noch in öffentlichen Bibliotheken und Bildercabineten ganze Bildniſſe mit Einfaſſungen, die aus ganz kleiner Schrift beſtehen, welche die Geſchichte der abgebildeten Perſon, eine Lobſchrift derſelben oder bibliſche Stellen enthält. Da dieſe Arbeit mit vieler Mühe verbunden war, ſo wählten ſich die Schönſchreiber einen freiern Spielraum, und fertigten zu Verzierung ihrer Schriften, beſonders zu Anfang und am Ende derſelben, mit der Feder ganze Landſchaften u. dergl. Der beſſere Geſchmack hat jedoch ſowohl die Kleinſchreiberei als auch die eigentliche Schreibmahlerei in Vergeſſenheit gebracht.

Schrift (heilige), ſ. Bibel und (altes u. neues) Teſtament.

Schrift. Sprache und Schrift, wie alle zum Stammgute des Menſchengeiſtes gehörige Ideen, ziehen ſich, aller Zeitbeſtimmung ſpottend, gleichſam in ihre Ewigkeit zurück, und ihr Weſen und Urſprung wird daher auf dem gewöhnlichen Wege hiſtoriſcher Forſchung nicht ausgemittelt, wenn auch einzelne wie verlorene Spuren davon aufgezeigt werden. Nur in größeren welthiſtoriſchen Combinationen treten ſie hervor. So viel iſt nöthig voraus zu erinnern, um dem Vorwurfe des Nichterſchöpfens, oder auch der geheimnißvollen Einfalt des Ausgebeuteten zu begegnen. Sprache iſt veranſchaulichtes Denken, oder Erkennen, und weiſ't demnach auf ſinnliche Anſchauung hin. Dem gemäß ſpricht ſich mit jedem Schritte, den ſie auf dem Wege aus dem Gemüth heraus thut, ein allmähliges Verſenken des Subjectiven in das Objective aus. Sie braucht nämlich Organe des Leibes und Elemente, wie Luft und Licht, um als Ton- und Geberdenſprache ſich zu verſinnlichen, oder hörbar und ſichtbar zu werden. Als Geberdenſprache iſt ſie ſchon ein ſtarrerer leiblicher Gegenſtand geworden, und Geberdenſprache eignet darum, nach Beobachtungen der Reiſenden, vorzüglich ſinnlichern Völkern und Stämmen. So bildet und iſt ſie alſo Figur, und die Chladniſchen Klangfiguren ſind bereits ihre Anfänge und Vorſchule. Wird aber die Tonſprache für einen andern Sinn, als das Ohr feſtgehalten, ſo entſteht Schrift, d. h. eben für das Auge feſtgehaltene Tonſprache, mithin ſchaltet Schriftſprache im Raume, als Hieroglyphe (ſ. d. Art.) und Buchſtabe. Dieſe beiden müſſen urſprünglich in der Idee Eins und Elemente der Urſprache des in Zeit und Raum bildenden und webenden, alſo Zahl und Figur als Schmetterlingspuppe bauenden und ihr entfliegenden Geiſtes ſein; welche Urſprache einer der trefflichſten Geiſter unſerer Nation, J. J. Wagner, in der Mathematik wieder an-

erkannt und erörtert hat. Wer aber kann die Zeit und Umſtände jener Schritte genau angeben und beſtimmen? und, wenn einer es könnte, wäre damit wohl das Weſen der Idee ausgemittelt? Da nun die Hieroglyphe mehr die Anſchauung, der Buchſtabe aber den Begriff in Anſpruch nimmt; ſo ſetzt Buchſtabenſchrift ſchon eine höhere Ausbildung des Geiſtes voraus, wenn gleich auch die Hieroglyphik mehrere Stufen durchlaufen mußte, um ſich zu durchdringen und zu vollenden. Dies ergiebt ſich bald, wenn man das Verhältniß von Bild und Kunſt, wie von Wort und Wiſſenſchaft ernſtlich erwägt, und ihre Wechſeldurchdringung in einem klaren Sein und Schauen auffaßt. — Sind wir nun aber hiermit rückſichtlich der Schrift in eine Urwelt zurückgewieſen, ſo muß Entſtehung, Bewahrung und Element der Schrift nothwendig heilig ſein. Darum ſchreibt die Sage durchgängig die Erfindung derſelben einem Gott zu, wie auch die Folgezeit in ihrem Losreißen vom Ganzen und ihrem Fallen in das Einzelne die Sage ſelbſt mißverſtanden, und dieſen allenthalben und allezeit waltenden Gott, z. B. zu einem Kadmus, individualiſirt, den wahren Mythus alſo zur lügenhaften Fabel umgedeutet haben möge. Darum ferner darf es nicht befremden, Prieſter, dieſe erſten und letzten Siegelbewahrer des geiſtigen Eigenthums der Menſchheit, auch als Schriftbewahrer zu finden. Darum endlich iſt es ganz in der Ordnung, daß die Urwelt, welcher alles heilig und Ausdruck der Idee war und wurde, die Geſammtumwelt als Emblem und Symbol zur Veranſchaulichung und Vergegenſtändigung des Geiſtes und der Idee brauchte. Die Natur war gleichſam die erſte koloſſale Schrift, in ihren ſchematiſchen Grundzügen ſowohl, als in deren Ausfüllung ſinnig ergriffen und geahnet. Darum ſpielen die acht Kuas des ſineſiſchen Fohi, als ungebrochene und gebrochene Linien Symbole des Vollkommenen und Unvollkommenen, um Phyſiſches und Ethiſches; und Keilſchrift, wie Strick- und Knotenſchrift, gehören wohl auch zu den Verſuchen des ſtammelnden Geiſtes. Grundzüge bleiben hier wie auch in der Buchſtabenſchrift die ſenkrechte, wagerechte und Kreislinie. Die Buchſtabenſchrift ſelbſt, wie ſie in den verſchiedenen Alphabeten vorliegt, iſt durchaus, wie J. A. Kanne in durchgreifender Combination von Name, Zahlbedeutung und Figur der Buchſtaben gezeigt hat, Hieroglyphe, d. h. Trümmer religiöſer Ideen über Zeugung und Schöpfung in Zeit und Raum, wo nach der Analogie der zwei Sonnenwenden des Jahres in zwei Abtheilungen Auge, Hand, Finger, Becher, Stier, Haus, Thür, Waſſer, Mund, Brunn, Vogel, Schlange, Kreis, Kreuz durch einander geſpielt werden — alles tief gegriffene und weit umgreifende Symbole kosmogoniſcher, chronogoniſcher und theogoniſcher Ideen, welche tiefer in der Sprache ſelbſt wurzeln, hier aber nicht weiter erörtet werden können. Welch ein uraltes Factum wird nach dem allen nicht auch die Buchſtabenſchrift, und wie faſt poſſenhaft, ja alles Ernſtes und aller Würde der Unterſuchung entblößt iſt ein ungeſchriebener blos durch mündliche Überlieferung entſtandener und erhaltener Homer auch von hier aus, wenn nicht ſchon die unüberwindliche Schwierigkeit einer ſolchen Fortpflanzung und die unumgängliche Vorausſetzung einer in ihrer Entwickelung bereits weit gediehenen vorhomeriſchen Welt ihn jedem verleiden müßte, der nicht einſeitig genug iſt, Griechenland für die Welt anzuſehen! Dazu ſind, bei genauerer Anſicht, die Uncial- und Currentbuchſtaben gar nicht ſo verſchieden, als man gemeint hat, und die freieſte Willkür hat die Grundzüge beider

nicht verwiſchen können. — Derſelbe heilige Sinn und Inſtinct nun ſpricht ſich weiter auch in der Schreibweiſe, oder dem Anreihen und Nebeneinanderſtellen und Fortführen der Wörter in Linien aus. Auch dieſe kommen, wie die einzelnen Buchſtaben ſelbſt das Grundſchema und den Typus nicht verläugnen konnten, auf das Senkrechte, Wagerechte und Kreiſige zurück. Man hat nämlich als älteſte Schreibweiſen die Tapökon=, Kionäbon= oder Säulenſchrift, wo Buchſtabe unter Buchſtabe, Wort unter Wort geſetzt wird; Buſtrophäbon= oder Furchen= auch Pflügſchrift von Oſten nach Weſten, von Weſten nach Norden, von Norden nach Süden; Plinthäbon= oder Ziegelſchrift in Form eines Ziegels; Sphäreibon= oder Kreisſchrift, welche beide letztern nur weitere Ausbildung und Vollendung der beiden erſtern ſind. Gedichte in Beil=, Ei= oder anderer Form ſind ſpätere Spielereien, aus welchen der Sinn entwichen war. Aber den Alterthumskundigen wehen beim Überblicke jener genannten Schreibweiſen allerlei Ideen an, welche dem inſtinctartigen Weſen des Alterthums ſo wenig widerſprechen, daß ſie vielmehr nur ſeine Deutung im Geiſte ſind. Ohne tiefer einzugehen, wozu hier auch der Ort nicht wäre, wollen wir ſie den Leſer ebenfalls nur anwehen laſſen. Wem fallen nicht bei der Säule jene heilige wandelnde Feuerſäule, der Obelisk, die Pyramide, dieſe Denkmähler und Gebilde des Phalluscultus, oder der Anbetung zeugender Naturkraft bei? wem nicht wieder die heiligen Tempelſtäbe und Ruthen, womit Zeit und Jahre berechnet, vorgeleſene Abſchnitte heiliger Bücher geſchloſſen wurden, wovon die Rhapſoden oder Stabſänger Urſprung und Namen haben? wem nicht die Runenſtäbe, die Rune ſelbſt, die Geſang, Schriftzeichen und Zauberwort iſt? Wer gedenkt nicht bei der Furchenſchrift der Sonnen=, Mondes= und Planetenbewegung? des Stiergottes Buddha Bugha, Godama in Indien, Somonakodom in Siam und Pegu, Kadmus in Griechenland der nach Buthoia (dem Stierlande) in Illyrien mit einem Ochſengeſpann kam, in Theben mit feurigen Stieren pflügte? Wen erinnert die Ziegelſchrift nicht an die goldenen Weihgeſchenke in Ziegelform? an die israelitiſche Jahrſäule in Ziegelform? an den Mondgott Laban, die Mondgöttin Lebanah, wovon Lebenah im Hebräiſchen ein Ziegel und eine geſchriebene Columne heißt? Wer erkennt endlich nicht im Kreis das uralte heilige Symbol, als nach allen Seiten gleichförmig ausgedehnten Punct und Raumbild? In der That muß eine welthiſtoriſche Anſicht jenen Sinn herausfinden und klar erkennend durchdringen, da ja doch die Welt, zumal die alte, in zerſtreuten Dichtergliedern ſich ausſpricht; und die Wiſſenſchaft hat ſich auch allerdings in einigen Männern dazu gerüſtet. — Um mehrere der hier angeregten Ideen bewegen ſich auch die in dieſen Kreis des Schriftweſens fallenden Wörter der Sprachen. Stäff heißt noch im Norddeutſchen ein Buchſtab, und Buchſtab iſt ein Stab aus Buchenholz, worauf wie auf Eſchenſtäbe die Runen geſchnitten wurden; Buch ſelbſt heißt im Lateiniſchen liber und codex. Rune gehört zu einer hebräiſchen Wortfamilie, die Singen und Geſang bedeutet. Heißt ſie Ramruner, ſo erinnert ſie an Zweig und Geſang, die in den Wörtern der Sprachen zuſammenfallend Familien bilden, in das franzöſiſche ramage, Waldſang und Reim ſich leicht bieten. Exarare vom Schreiben gebraucht, erinnert an Acker und Pflug, alſo Furchenſchrift, alſo Kadmus. Mehr als dieſe Andeutung ſo leiſer, aber innig verwebter und verknüpfter Ideen geſtattet dieſer Ort nicht. — Schreibmaterialien

waren im Verlaufe der Zeit Steine, Metalle, Baumrinden und Blätter, Holz, Wachs, Elfenbein, Muſcheln, Scherben, Leinwand, Thierhäute, Pergamen, ägyptiſches oder Nilpflanzenpapier, Baumwollenpapier, Lumpenpapier. Geſchrieben ward mit Meißeln, Eiſen- oder Beingriffeln, Schilfrohr, Gänſekiel. Auch Tinte war früh erfunden, aus manchen Ingredienzen. Der Morgenländer trägt noch ſein Schreibzeug im Gürtel. Bis zur Erfindung der Buchdruckerkunſt gab es *Schön- und Schnellſchreiber* (Kalligraphen und Tachygraphen). Aus dem Nilpapier wurden Bogen (scapi), aus dieſen Rollen (volumina) gemacht und um einen Stab aus Buchs, Elfenbein oder Gold, der am Ende angeleimt ward und *Nabel* hieß, gewunden. Viereckige Bücher ſollen zu Zeiten der Könige von Pergamus aufgekommen ſein. Die Buchrollen im Herculanum werden, nachdem nun zuletzt Davy, auf chemiſche Unterſuchungen und Anſichten geſtützt, mehrere aufzurollen verſprochen hat, auch von Seiten der Paläographie vielleicht manches Merkwürdige zu Tage fördern, wie es denn überhaupt damit für die Philologen aller Art neue Arbeit giebt. — Faſſen wir alſo das Ergebniß kurz zuſammen, ſo iſt die Schrift uralt in Zahl und Figur veranſchaulichter Menſchengeiſt, gebunden an einen Grundtypus aller Zeit und Raumdurchdringung, d. h. alles Lebens. Das Alphabet iſt eine Geſchichtsperiode dieſes Grundtypus, welcher durch die Wiſſenſchaft aufgefunden und an die Religion, woraus er entſtand, abgegeben werden muß, damit nun Ende wie Anfang und die Menſchheit vollendet werde in religiöſem Sein und Schauen. Name des Erfinders, Erfindungsjahr des Alphabets und der Schrift laſſen ſich nicht angeben. Die Elemente derſelben ſind religiös und müſſen in Religion, als dem Weſen des Geiſtes, ſich ſchließen und ergänzen. Wa.

Schriften. Man unterſcheidet in den Druckereien die verſchiedenen Arten der Schriften, einmal nach der Größe, dann nach der Lage der Buchſtaben. Die Sprache macht dabei keinen Unterſchied. Die gewöhnlichen Namen ſind in aufſteigender Linie von der kleinſten an: *Perl, Colonel, Nompareil, Petit, Borgois, Garmond* oder *Corpus, kleine Cicero, grobe Cicero, kleine Mittel, grobe Mittel, Tertia, Text, Doppelmittel, kleine Kanon, grobe Kanon, kleine Miſſal, grobe Miſſal, kleine Sabon, grobe Sabon* u. ſ. w. Sind es deutſche Schriften, ſo nennt man ſie *Perl Fractur*; lateiniſche, *Perl Antiqua*; griechiſche, *Perl griechiſch* u. ſ. w. In Anſehung der Lage unterſcheidet man die geradſtehenden *Schriften* von der *Curſiv*. Die *Schwabacher Schrift* iſt eine nach altgothiſcher Art gebildete Fracturſchrift.

Schriftgießerei (Schriftgießerkunſt), oder die Kunſt, Buchdruckerlettern zu gießen, wurde von *Peter Schoiffer*, einem Geiſtlichen zu Gernsheim und Gehülfen von *Johann Fauſt*, gegen das J. 1452 zugleich mit der Buchdruckerkunſt erfunden (ſ. auch den Art. *Buchdruckerkunſt*). Das Verfahren bei der Schriftgießerei iſt ungefähr folgendes: Der Buchſtabe wird zuerſt erhaben auf einem ſtählernen Stempel (poinçon) geſchnitten, und dieſer dann ſo gehärtet, daß man ihn in Kupfer einſchlagen kann; dieſer Abſchlag oder dieſe Form wird die *Matrice* genannt, in welche die Buchſtaben hernach mittelſt der Gießlade (moule) gegoſſen werden. Die gegoſſenen Buchſtaben werden dann auf Sandſteinen abgeſchliffen, auf den Winkelhaken zuſammengeſetzt, und in dem Beſtoßzeuge (coupoir)

durch Abhobeln und Abſchaben der Rauhheiten, unnöthigen Ecken und des Grades (rebord) fertig gemacht, im Schiff in Columnen aufgeſetzt und aufgebunden. — Das Metall übrigens, aus welchem die Buchdruckerlettern gegoſſen werden, iſt eine Zuſammenſetzung aus Blei und martialiſchem Spießglaskönig, welcher dem Blei die nöthige Härte giebt. Im J. 1467 brachten zu Rom zwei Deutſche, Arnold Panarz und Conrad Sweinheim, zuerſt die Antiqua zu Stande. Der Italiener Aldus Manutius, welcher 1515 ſtarb, hat die Curſivſchrift erfunden. Die rechten Schriftmaße der zierlichen deutſchen Schrift brachte Johann Neudorfer 1538 zu Nürnberg hervor. Der Schriftgießer Schwabach erfand die ſogenannten Schwabacher Schriften. In den erſten 200 Jahren der Buchdruckerkunſt hatte Leipzig eigne Schriftſchneider und eigentliche Schriftgießereien nicht; die erſte, wovon man Nachricht hat, beſaß der Buchdrucker Hahn im Jahre 1656, die er an den Buchdrucker Janſon verkaufte. Aus dieſer entſtand in jenem Jahrhunderte noch die berühmte Eberhardiſche; allein die Abſchläge zu den Schriften ließ ſowohl dieſe als die zugleich entſtandene Porsdorfiſche Gießerei von Nürnberg kommen, wo es immer geſchickte Schriftſchneider gab. Der Buchdrucker, der ſich zuerſt auf Stempelſchneiden legte, war Müller; die bei ſeinem frühen Abſterben hinterlaſſenen Stempel und der Anfang einer kleinen Gießerei kamen durch Heirath ſeiner Wittwe 1719 an den ältern (Bernhard Chriſtoph) Breitkopf, deſſen Sohn, Johann Gottlieb Immanuel Breitkopf, ſich durch große Erweiterung und Verbeſſerung ſeiner Schriftgießerei (welche noch jetzt eine der vollſtändigſten in Europa iſt), durch Erfindung der muſikaliſchen Typen, der Landkartentypen und der beweglichen Lettern zur chineſiſchen Schrift, hauptſächlich aber als Hiſtoriograph ſeiner Kunſt große Verdienſte erworben hat. Das größte Verdienſt bei der Schriftgießerei beſteht in der Kunſt, Stempel zu ſchneiden; und hierin haben ſich früher Baskerville, unter den Deutſchen Zink und Schmidt, neuerlich aber die Didote in Paris und Bodoni in Parma ſehr ruhmvoll hervorgethan. Die vorzüglichſten Schriftgießereien in Deutſchland ſind außer der ſchon erwähnten Breitkopfiſchen die Tauchnitziſche in Leipzig, die Frankeſche in Jena, die Walbaumſche in Weimar, die Ungerſche und Frankiſche in Berlin, die Mannsfeldiſche in Wien ꝛc.

Schriftſäſſig heißen namentlich in Sachſen ſolche Rittergüter, deren Beſitzer blos unter der Landesregierung oder ſonſt einem hohen Landescollegium, das eine der Landesregierung gleich hohe Gerichtsbarkeit ausübt, als der erſten Inſtanz ſtehen, und deren Gerichte auch nur ein ſolches hohes Collegium als ihre Appellationsinſtanz anzuerkennen brauchen. Amtsſäſſige Güter dagegen ſind ſolche, deren Beſitzer das Amt, unter welchem ſie liegen, als ihre erſte Inſtanz anerkennen müſſen, und deren Gerichte auch hier ihre erſte Appellationsinſtanz haben. Die ſchriftſäſſigen Güter zerfallen wieder in altſchriftſäſſige, denen die Landtagsfähigkeit nebſt den übrigen Rittergutsrechten als ein dingliches Recht zuſteht, und in neuſchriftſäſſige, bei denen dies nicht der Fall iſt, und die blos ihren Beſitzer der Gerichtsbarkeit des Amtmanns entziehen. — Auch mit allen höhern Titeln und Prädicaten iſt die auf den Gerichtsſtand ſich beziehende Schriftſäſſigkeit verbunden.

Schröckh (Johann Matthias), zu Wien 1733 geboren, wurde von ſeinen Lutheriſchen Ältern in Frömmigkeit erzogen, und um ſeine Bildung auf dem Gymnaſium zu Preßburg zu begründen, im 16. Jahre ſeinem Großvater, Matthias Bel, evangeliſchem Prediger daſelbſt, übergeben. Hier brachte die früh erweckte Anhänglichkeit an ſeine Glaubensgenoſſen und der Anblick der harten Bedrückungen, die ſie damals von dem katholiſchen Klerus in Ungarn und Öſterreich leiden mußten, das lebhafte Gemüth des Knaben zu dem Entſchluſſe, einſt Prediger unter ihnen zu werden und ihre gerechte Sache zu verfechten. Sein Vater, der ihn lieber im Comptoir geſehen hätte, gab dieſer Neigung nach und ſandte ihn 1750 auf die Schule zu Kloſter Bergen, wo Schröckh nach anderthalb Jahren zur Akademie reif wurde. Er kam nach Göttingen unter Mosheim und Michaelis. Erſterem verdankte er den Geſchmack an der Geſchichte und hiſtoriſchen Kunſt, dem Andern die Kenntniß der orientaliſchen Sprachen und den Trieb zum eignen Forſchen. Dagegen trat hier an die Stelle jener früheren Neigung zum geiſtlichen Amte die Luſt am akademiſchen Leben, für welches er ſich ganz entſchied, da ſein Oheim, der damalige Profeſſor Bel zu Leipzig, ihn 1754 zu ſich zog und nicht nur zum Mitarbeiter bei den von ihm redigirten Actis eruditorum und den leipziger gelehrten Zeitungen wählte, ſondern auch ſonſt reichlich unterſtützte. Seit 1756 hielt er als akademiſcher Docent zu Leipzig Vorleſungen über die Bücher des Alten Teſtaments und fing die Lebensbeſchreibungen berühmter Gelehrten und die allgemeine Biographie an, deren erſter Band 1767 erſchien. Durch dieſes letztere Werk begründete er ſeinen Ruf als ein für die damalige Zeit geſchmackvoller Geſchichtſchreiber. Schon 1762 war ihm eine außerordentliche Profeſſur übertragen worden, und da ſich zu Leipzig keine paſſende Gelegenheit zu ſeiner weitern Beförderung zeigte, nahm er 1767 die Profeſſur der Poeſie zu Wittenberg an. Obwohl claſſiſch gebildet, ſchien er doch bei den Vorleſungen, die er nun zu Wittenberg über hebräiſche und lateiniſche Dichter hielt, fremden Göttern zu dienen, ſeine Amtspoeſien waren von geringem poetiſchen Gehalt. Eifrig fuhr er fort, ſich in ſeinen hiſtoriſchen Collegien und Schriften immer mehr des Gebiets zu bemächtigen, auf dem er ſich auszeichnen ſollte, ganz aber kam er in ſein Element, als er 1775 die Profeſſur der Geſchichte antrat. Seitdem widmete er ſich der Geſchichte allein und wußte den Cyklus der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften durch ſeine Collegien über die Geſchichte der Kirche, der Reformation, der Theologie und die chriſtlichen Alterthümer, über Literar-, Reichs-, Staaten- und ſächſiſche Geſchichte und über die Diplomatik geſchickt zu vollenden. Das Miniſterium zu Dresden erkannte ſein Verdienſt nach Vollendung ſeiner Kirchengeſchichte bis zur Reformation durch ein Belobungsdecret und Ehrengeſchenk an. So erlebte er die Periode des unglücklichen Krieges, der 1806 Sachſen in die Gewalt der franzöſiſchen Heere brachte und auch in Wittenberg die gewohnte Ordnung umſtürzte. Durch dieſe Ereigniſſe und in Folge des Übermaßes ſeiner Thätigkeit für ſeine Kirchengeſchichte ſank plötzlich die Kraft ſeines ſonſt ungeſchwächten Körpers. An ſeinem 76. Geburtstage hatte er das Unglück, das Bein zu brechen, worauf er nach ſechstägigen Leiden am 1. Auguſt 1808 ſtarb. Nitzſch und Pölitz ſetzten ihm kleine biographiſche Denkmahle; eine ausführliche Beſchreibung ſeines Lebens und Charakters hat Tzſchirner im 10. Bande der Schröckhiſchen Kirchengeſchichte ſeit der

Reformation mitgetheilt. Ein großer Fleiß im Sammeln und Forſchen, ein feines Gefühl des Wahren und Guten, eine muſterhafte Treue und Zuverläſſigkeit, eine verſtändige, bequeme Anordnung blickt aus Schröckhs hiſtoriſchen Werken hervor; ſeine Sprache iſt nicht erhaben, aber edel, ſein Styl einfach, klar, leicht und belebt genug, um ſeinen Schriften Leſer aus allen Claſſen zu verſchaffen. Daher die weite Verbreitung ſeiner Weltgeſchichte für Kinder (welche zuerſt 1779—84 in 4 Bänden mit 100 Kupfern erſchien), ſeiner hiſtoriſchen Compendien, welche ältere und unzweckmäßige verdrängten und lange in den Schulen regiert haben, und ſeiner in mehreren einzelnen Darſtellungen vortrefflichen allgemeinen Biographie, welche 1767—92 in 8 Bänden erſchien. Auch hat er zur Herausgabe von Guthrie's und Gray's allgemeiner Weltgeſchichte die italieniſche, franzöſiſche, niederländiſche und engliſche Geſchichte 1770—76 mit einer Einſicht und Sorgfalt bearbeitet, die dieſen Überſetzungen den Vorzug vor dem Original verſchafft hat. Doch unſterblich ward ſein Name durch ſeine Kirchengeſchichte. Dieſes anfangs weder ſo groß angelegte noch für Gelehrte beſtimmte Werk, deſſen Plan ſich erſt unter der Arbeit entwickelte, erſchien unter dem Titel chriſtliche Kirchengeſchichte 1768—1803 in 35 Bänden, in denen die Erzählung bis zum Zeitpuncte der Reformation fortgeführt iſt; daran ſchließt ſich ſeine Kirchengeſchichte ſeit der Reformation 1804—12 in 10 Bänden an, deren zwei letzte von Tzſchirner mit rühmlicher Einſicht und Sorgfalt abgefaßt ſind. Schröckh hat in ſeiner Kirchengeſchichte unſtreitig das ſchönſte Zeugniß und die reifſte Frucht ſeines Lebens gegeben; ſie iſt das vollſtändigſte zuſammenhängende Gemählde der Menſchen und Begebenheiten, die ſeit 18 Jahrhunderten in der chriſtlichen Kirche Bedeutung erhielten; und haben auch Andere Einzelnes tiefer aufgefaßt, beredter und freimüthiger dargeſtellt, ſo giebt es doch kein anderes Werk, in dem das Ganze umfaſſender, lehrreicher und anziehender behandelt wäre, als in dem Schröckhiſchen. Auch ſolchen Leſern ſagt es zu, die bei andern geiſtvollen Kirchenhiſtorikern die chriſtlich Geſinnung ungern vermiſſen; denn die aufrichtige Frömmigkeit, mit der Schröckh an den Lehren und Gebräuchen ſeiner Kirche hing und die heil. Schrift als ein über jeden Zweifel erhabenes Wort Gottes achtete, erlaubte ihm nicht, dem ſkeptiſchen Geiſte neuerer theologiſchen Unterſuchungen Einfluß auf ſeine Darſtellungen zu verſtatten. E.

Schröder (Friedrich Ludwig), geboren zu Schwerin den 3. Nov. 1744, ein als Schauſpieler, dramatiſcher Dichter und Menſch gleich ausgezeichneter Mann. Seine Mutter, Sophie Charlotte, geborne Biereichel aus Berlin, war die Gattin eines Organiſten, von dem ſie ſich, weil er kein guter Wirth war, trennen mußte, worauf ſie 1742 in Hamburg eine Schaubühne eröffnete. 1744 vereinigte ſie ſich wieder auf kurze Zeit mit ihrem Gatten, der bald nachher ſtarb, und jener Wiedervereinigung verdankte Schröder ſein Daſein. 1749 verheirathete ſich ſeine Mutter in Moskau mit dem berühmten Schauſpieler Conrad Ernſt Ackermann. Sie errichteten mit ihrem in Rußland erſparten Gelde in Königsberg eine eigne Schaubühne. In letzterer Stadt erhielt der junge Schröder auf dem Friedrichscollegium ſeinen erſten Schulunterricht, und blieb dort während der Reiſen ſeiner Ältern eine Zeit lang zurück. Als Kind von zwei Jahren figurirte er ſchon auf der Bühne und in ſeinem vierten

Jahre ſprach er zum erſtenmal öffentlich. In Petersburg mußte er 1748 in einem allegoriſchen Vorſpiele die Unſchuld repräſentiren, wofür er den Beifall der Kaiſerin in einem ſo hohen Grade erhielt, daß ſie ihn in ihre Loge holen ließ, ihn auf den Schoß nahm und beſchenkte. Nach verſchiedenen Wanderungen durch Preußen, Polen, die Schweiz und am Rhein kam der junge Schröder mit ſeinen Ältern nach Hamburg, wo Ackermann 1764 ſeine Bühne eröffnete, und der Gründer des dort ſtehenden Theaters ward. Schröder machte bei dieſer Schauſpielunternehmung zugleich den Balletmeiſter, und erntete durch ſeine fertigen komiſchen Tänze den höchſten Beifall ein. In der Komödie ſpielte er damals die Bedienten mit Leichtigkeit und Laune; dabei hatte er eine ſehr geläufige Zunge und richtige Sprache, und belebte ſeine Rollen durch ein höchſt glückliches Mienenſpiel. Als Ackermann 1767 ſeine Bühne an Seyler überließ, ging Schröder ab, weil Seyler das Ballet aufgab, doch ſchon 1768 trat er wieder als Balletmeiſter in die Seylerſche Geſellſchaft ein, von welcher Ackermann bald darauf die Direction aufs neue übernahm. Nach Ackermanns Tode erhielt er die Direction, und zeichnete ſich durch große Kenntniß des Theaters, durch ſeine eifrige Sorge für die ſittliche und geiſtige Vervollkommnung der Schauſpieler, und durch ſeinen eigenen muſterhaften moraliſchen Wandel vor faſt allen Theaterdirectoren auf das ruhmvollſte aus. 1771 trat er zuerſt als dramatiſcher Schriftſteller mit ſeinem Luſtſpiele, der Argliſtige, auf, dem in der Folge mehrere theils Originalwerke, theils Bearbeitungen ausländiſcher Stücke folgten. Am 26. Juni 1773 verheirathete er ſich mit Anna Chriſtine Hart (geboren 1756 zu Petersburg, und in der dortigen Tanzſchule erzogen), welche ſich gleichfalls zu einer vortrefflichen Schauſpielerin bildete, wobei ſie durch Jugend, Geſtalt und Talent unterſtützt wurde. Im Jahr 1773 ging Schröder zum tragiſchen Fache über, und bald erſchien er als ein vollkommner tragiſcher Schauſpieler. Früher hatte er mit Erfolg jüngere Helden und Liebhaber, und komiſche Bediente in der höhern Komödie geſpielt. Schröder verſtand immer den Dichter vollkommen; dabei hatte er ſeine Sprache, ſeinen Körper und ſeine Einbildungskraft ſtets in ſeiner Gewalt. Schröders Gattin glänzte beſonders als Ophelia im Hamlet, ſo wie er in ſeinem König Lear der Maßſtab tragiſcher Größe ward. 1780 machte er eine große theatraliſche Reiſe. Er beſuchte Paris, ſpielte in Berlin, Wien, München und Mannheim, und nahm 1781 einen Ruf nach dem k. k. Theater in Wien an. Im Jahre 1782 erſchien Schröder in ſeiner glanzvollſten Periode als Dichter. Sein Teſtament, der Murrkopf und der Fähndrich wurden zum erſtenmale gegeben, und mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. 1786 kam er von Hannover mit ſeiner Geſellſchaft nach Hamburg, eröffnete den 19. April ſein Theater, und ſeit dieſer Zeit hat Hamburg ununterbrochen eine ſtehende Bühne gehabt. 1798 überließ er ſeine Schaubühne an andere Unternehmer, und begab ſich auf ſein Gut Relling; doch im Jahr 1811 übernahm er das Theater von neuem und leitete die Direction bis an ſeinen Tod, den 3. September 1816. Sein Leichenbegängniß war beſonders durch die Theilnahme der Freimaurer, in deren Orden er ſich ſehr thätig und wirkſam bewieſen hatte, prachtvoll und feierlich. Unſtreitig hatte Schröder ſich als dramatiſcher Dichter ſehr große Verdienſte erworben; als Menſch aber war er gewiß einer der edelſten Männer ſeines Standes, der mit Recht von ſeinen Mitbürgern verehrt und geliebt ward. Eine Charakteriſtik Schröders,

von ſeinem Freunde Schink abgefaßt, ſ. in den Zeitgenoſſen IX. Heft; man vergleiche auch Böttigers Aufſatz über Schröder in dem Taſchenbuche Minerva 1818. Eine umſtändliche Lebensbeſchreibung Schröders hat man von Herrn Profeſſor F. L. W. Meyer zu erwarten.

Schröder (Sophie), k. k. Hofſchauſpielerin in Wien, wurde im Jahre 1781 in Paderborn geboren. Ihr Vater hieß Bürger und war Schauſpieler. Ihre Mutter, welche ſich nach dem Tode ihres erſten Mannes mit dem rühmlich bekannten Schauſpieler Keilholz verheirathete, folgte mit ihrer damals 12jährigen Tochter einem Rufe nach Petersburg. Sophie war von ihrer Mutter, obgleich ſie ſchon als Kind in kleinen Rollen Talent bewieſen, dennoch nicht für die Bühne beſtimmt, da aber das Perſonale der Tylliſchen Schauſpielergeſellſchaft in Petersburg ſehr beſchränkt, und durch den Tod der Madame Stollmers das Fach der jugendlichen Rollen in Opern und Schauſpiel unbeſetzt war, ſo gab dieſe den Bitten der bedrängten Directrice nach, und Sophie begann in der Dittersdorfſchen Oper: das rothe Käppchen, als Fräulein Lina ihre theatraliſche Laufbahn. In Reval, wohin die Geſellſchaft ſpäter reiſ'te, heirathete ſie als 14jähriges Mädchen den Schauſpieler Stollmers. Hier lernte ſie auch Kotzebue kennen; auf ſeine Empfehlung erhielt ſie ein Engagement bei dem wiener Hoftheater. Sie ſpielte damals noch ausſchließend naive Rollen und gefiel in ihren Debütrollen als Margarethe in den Hageſtolzen, und Gretchen in den Verwandtſchaften ſehr. Nach einem Jahre verließ ſie jedoch Wien wieder und ging nach Breslau, wo ſie vorzugsweiſe für die Oper engagirt wurde. In der Rolle der Hulda in den beiden Theilen des Donauweibchens machte ſie viel Glück. Im Jahre 1801 ward ſie unter ſehr vortheilhaften Bedingungen nach Hamburg berufen. Hier war es, wo ſie die hohe Bahn betrat, auf welcher ſie jetzt als ein Stern erſter Größe glänzt; ſie verwechſelte nämlich das naive Rollenfach mit dem tragiſchen. Häuslicher Kummer hatte ihren ſonſt heitern Geiſt in eine melancholiſche Stimmung verſetzt und den ſchlummernden Funken zur Flamme entzündet. Ihre erſte Rolle in dieſem Fache war die Zimmermeiſterstochter Spindler in dem Trauerſpiele: Julius von Saſſen. Dieſe gelang über ihre Erwartung und beſtimmte ſie, ſich von nun an ganz dem tragiſchen Fache zu widmen. Im Jahre 1804 heirathete ſie ihren zweiten Gatten, den Schauſpieler Schröder, und lebte unter den günſtigſten Verhältniſſen zwölf Jahre lang in Hamburg, bis die kriegeriſchen Begebenheiten im Jahr 1813 ſie beſtimmten, dieſe Stadt zu verlaſſen. Nachdem ſie eine Kunſtreiſe gemacht, auf welcher ſie überall Lorbeeren geerntet, nahm ſie ein Engagement in Prag an, wo ſie anderthalb Jahre blieb; nach Verlauf ihrer Contractzeit folgte ſie einem ehrenvollen Rufe zu dem wiener Hoftheater, deſſen Zierde in hochtragiſchen Rollen ſie noch iſt. Ihre Phädra, Lady Macbeth, Merope, Sappho, Johanna von Montfaucon ſind meiſterhafte Gebilde.

Schröpfer (Johann Georg), ein Betrüger, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts großes Aufſehen machte. Nachdem er als Caffeewirth in Leipzig bankerott gemacht hatte, nahm er mit der größten Frechheit den Titel eines franzöſiſchen Oberſten und den Namen eines Barons von Steinbach an, und wollte den Freimaurerorden, der nach ſeinem allerdings nicht grundloſen Vorgeben viel von

ſeiner urſprünglichen Reinheit verloren hatte, reformiren; allein gerichtliche und außergerichtliche Züchtigungen veranlaßten ihn, ein Vorhaben aufzugeben, wozu er nicht den mindeſten Beruf hatte. Deſto mehr Aufſehen machte er als Geiſterbeſchwörer. Daß künſtliche Vorkehrungen, ein von dunkelm Nebel erfülltes, nur durch das matte Licht hin- und hergetragener Kerzen erhelltes Zimmer, der durch berauſchende Getränke exaltirte Zuſtand ſeiner Jünger die letztern in ihrem Glauben ſo unerſchütterlich ſtark machte, iſt wohl kein Wunder, da auch wahrſcheinlich optiſche Spiegel und die Elektricität hier mitwirkten, und ſein Anſehen, durch den Beifall und den Schutz, welchen er von einem ſehr erlauchten Gönner genoß, gegen jeden Angriff geſchützt wurde. Wahrſcheinlich war er das Werkzeug einer Partei, die ihn nachher verließ. Am 8. October 1774 ging er mit einigen ſeiner Freunde, unter dem Vorwande, ihnen etwas Außerordentliches zu zeigen, in das Roſenthal bei Leipzig, entfernte ſich ſeitwärts, und erſchoß ſich. Seine Papiere zeigten, daß er dieſen Schritt mit Überlegung that; Geldmangel und gänzliches Verzweifeln an dem Gelingen ſeiner Plane waren die wahrſcheinliche Urſache.

Schrot heißt beim Münzweſen das Gepräge oder die äußere Tüchtigkeit, das Gewicht, die äußere Form der Münze, im Gegenſatz von Korn, welches den innern Gehalt (das gehörige gute Metall, welches jede ordentliche Münzſorte haben muß) bezeichnet. Außerdem heißt Schrot auch ein abgeſchnittenes abgeſägtes Stück, z. B. im Forſtweſen alle dickere Stücke Holz, die zu Scheiten gehauen werden müſſen, die Schröte zu den Röhren, im Eiſenhandel die von einer Eiſenſtange abgehauenen Stücke, daher auch die Schrotaxt: ein Werkzeug etwas zu ſchroten, oder von einander zu hauen, Schrotſäge ꝛc.

Schroten bezeichnet im Allgemeinen ein Trennen, Abſondern und zugleich ein damit verbundenes Geräuſch, daher wird in der Naturgeſchichte ein eignes Geſchlecht von Käfern Schröter genannt. Beſonders aber heißt Schroten, Getreide in der Mühle in gröbliche Theile zermalmen, welche man nicht durch das Beuteltuch gehen läßt.

Schröter (Johann Hieronymus), ein berühmter Aſtronom, iſt 1745 zu Erfurt geboren und lebt als Oberamtmann zu Lilienthal. Nachdem er zu Göttingen die Rechte ſtudirt, zugleich aber durch Käſtners Unterricht die Mathematik und beſonders die Aſtronomie leidenſchaftlich lieb gewonnen hatte, empfing er ebendaſelbſt die juriſtiſche Doctorwürde und ward 1778 bei der hannöverſchen Regierung angeſtellt. Unausgeſetzt mit ſeinem Lieblingsſtudium, der Aſtronomie, beſchäftigt, machte er 1779 und 80 wichtige Beobachtungen über die Sonne, die Venus, hauptſächlich aber über den Mond, welcher der Gegenſtand ſeiner anhaltendſten Aufmerkſamkeit wurde, und von dem er einen ſo genauen Atlas lieferte, daß wir dieſen Planeten theilweiſe beſſer kennen, als eben ſo große Landſtrecken unſrer Erde. Zu Lilienthal, wo Schröter Amtmann wurde, errichtete er eine herrliche Sternwarte, die er nach und nach mit den beſten Inſtrumenten ausſtattete. Sein dreizehnfüßiges Teleſkop erklärte Lalande für das beſte unter allen vorhandenen. Seine Hauptwerke ſind ſeine Selenotopographiſchen Fragmente (1791 und 1802, 2 Bde. 4. mit Kupfern und Karten), ſeine Cythereographiſchen Fragmente oder Beobachtungen über die gigantiſchen Gebirge, und die Rotation der Venus (1793, 4.) und deren Fortſetzung unter dem Titel Aphroditographi-

ſche Fragmente (1796, 4.), ferner Kronographiſche Fragmente zur genauen Kenntniß des Planeten Saturn, ſeines Ringes und ſeiner Trabanten (1808, 8.).

Schub, Schubweſen, eine in neuerer Zeit eingeführte polizeiliche Maßregel, um ſich der fremden Bettler, Landſtreicher, Vagabunden und andern läſtigen und der allgemeinen Sicherheit gefährlichen Geſindels zu entledigen, welche darin beſteht, daß man dergleichen Subjecte aufgreift und unter Aufſicht von Ort zu Ort und Land zu Land bis zu ihrem Geburtsort zurückſchaffen läßt, weil nach den allgemeinen Rechtsgrundſätzen der Geburtsort desjenigen, der ſich nicht ſelbſt ernähren kann oder ſich nicht auf eine ehrliche für Andre nützliche Weiſe ernähren will, zunächſt die Obliegenheit hat, ihn im erſtern Fall zu unterſtützen, im letztern aber durch Zwang dazu anzuhalten.

Schubart (Chriſtian Friedrich Daniel), geboren den 26. März 1739 zu Oberſontheim in der Grafſchaft Limporg. Er zeigte anfangs wenig Fähigkeiten; aber plötzlich erwachten ſeine Geiſteskräfte, er übertraf bald alle ſeine Mitſchüler, und bewies ein bewundernswerthes muſikaliſches Genie. 1753 ſchickte ihn ſein Vater auf das Lyceum zu Nördlingen. Hier las er die griechiſchen und römiſchen Claſſiker, ſtudirte auch die Werke deutſcher Dichter, beſonders Klopſtocks Meſſias, und machte außer lateiniſchen und deutſchen Ausarbeitungen, auch Volkslieder, welche er ſelbſt componirte. 1756 wurde er auf die Schule zum heiligen Geiſt nach Nürnberg geſchickt, wo er für ſeinen Kunſtſinn Nahrung fand. Er ging 1758 nach Jena. Ein zügelloſes Leben ſtürzte ihn in Schulden. Er kam mit zerrütteter Geſundheit nach Hauſe zurück. Die Muſik zog ihn bald von der Theologie ab. Nachdem er kurze Zeit Hauslehrer geweſen, ſuchte er in Aalen und der Gegend umher ſein Brot durch Predigen für die dortigen Geiſtlichen zu verdienen. Nachher ward er Schullehrer und Organiſt in Gaislingen, und verband ſich 1764 mit einer Frau, die ſich ganz in ſeine wunderlichen Launen zu ſchicken wußte, und den großen Kummer, den er ihr ſo häufig machte, ſanft und geduldig ertrug. 1768 wurde er Muſikdirector in Ludwigsburg, wo er nebenher einigen Offizieren Vorleſungen über Äſthetik hielt, aber ſich immer größern Ausſchweifungen überließ. Seine Frau wurde ſchwermüthig darüber; ihr Vater nahm ſie mit ihren Kindern zu ſich. Schubart ſelbſt wurde wegen ſeiner Unſittlichkeit zur Verantwortung gezogen, und auf eine Zeit lang ins Gefängniß geſetzt. Wegen eines ſatiriſchen Liedes auf einen Höfling und wegen einer Parodie der Litanei wurde er endlich ſeines Amtes für verluſtig erklärt, und des Landes verwieſen. Ohne zu wiſſen, wohin, verließ er, nur mit Einem Thaler, Ludwigsburg, und kam nach Heilbronn, wo er ſich von Muſikunterricht nährte. Der Gedanke an ſeine unglückliche Familie trieb ihn nach Heidelberg, endlich nach Mannheim, wo ihn der menſchenfreundliche Graf von Neſſelrode aufnahm, bis er endlich von dem Churfürſten von der Pfalz Befehl erhielt, ſich vor ihm hören zu laſſen. Schubarts Spiel gefiel dem Churfürſten, und ſchon wollte dieſer ihn anſtellen, wo er durch eine unvorſichtige Äußerung über die mannheimer Akademie ſich den Unwillen des Fürſten zuzog. Hierauf nahm ihn der Graf Schmettau bei ſich auf. Nachher ward er mit dem baierſchen Geſandten, Baron Leiden, bekannt, der ihm rieth, katholiſch zu werden. Noch ehe er dieſen Rath aus-

führen können, mußte er auch München verlaſſen. Nun ging er nach Augsburg, wo er ſeine bald ſehr geleſene deutſche Chronik ſchrieb. Er gab Unterricht in der Muſik und in den Wiſſenſchaften, ſchrieb und dichtete, und gab Leſeconcerte, in denen er die neueſten Stücke der deutſchen Dichter mit dem größten Beifall declamirte. Alles dies wurde ihm reichlich bezahlt, aber durch Unbeſonnenheiten und Ausſchweifungen machte er ſich, beſonders unter der Geiſtlichkeit, die er angriff und verſpottete, viel Feinde. Plötzlich wurde er auf Befehl des katholiſchen Bürgermeiſters verhaftet und genöthigt, die Stadt zu verlaſſen. Er ging nach Ulm, ſetzte dort ſeine Chronik fort, zog ſich aber auch hier, wo er ſich wieder mit ſeiner Familie vereinigt hatte, eben ſo viel Feinde als Freunde zu. Als angenehmer Geſellſchafter hatte er ſich viel Liebe erworben, aber bald ſollte er auf Anſtiften des kaiſerlichen Miniſters, Generals Ried, verhaftet werden, weil er in ſeiner Chronik gemeldet hatte, die Kaiſerin Maria Thereſia ſei vom Schlage gerührt worden. Schubart wurde auf eine verrätheriſche Weiſe ins Würtembergiſche gelockt, zu Blaubeuren (22 Jan. 1777) auf landesherrlichen Befehl arretirt, und auf die Feſtung Asberg gebracht. Der Feſtungscommandant war ein Biedermann. Er tröſtete den Unglücklichen, und theilte ihm geiſtliche Bücher, myſtiſchen und theoſophiſchen Inhalts, mit. Der durch Ausſchweifungen entnervte, von Leiden niedergedrückte, zur Hypochondrie geneigte und mit einer glühenden Phantaſie begabte Schubart ward jetzt für das Myſtiſche geſtimmt. Im Februar 1778 wurde ſeine Gefangenſchaft etwas erleichtert. Nachdem er zehn Jahre, ohne Verhör, im Kerker geſeſſen hatte, ward er im März 1787 befreit, und zum Director der herzoglich würtembergiſchen Hofmuſik und des Theaters zu Stuttgart ernannt. Noch während ſeiner Gefangenſchaft hatte er ſeine Gedichte herausgegeben, die von ſeinen zahlreichen Freunden mit enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommen wurden. In Stuttgart fing er an, ſeine deutſche Chronik unter dem Titel: Vaterlandschronik, auch ſeine muſikaliſchen Arbeiten und ſeine Lebensbeſchreibung herauszugeben. Aber er ſtarb ſchon vor Beendigung der letztern den 10. Oct. 1791 im 52. Jahre ſeines Alters. Schubart war kein claſſiſcher Dichter und Proſaiſt, aber ein genialer kräftiger Kopf, den ſeine ſonderbaren Schickſale, ſeine Verirrungen und Thorheiten eben ſo merkwürdig machen, als ſeine Talente. Seine Chronik war ein echtes Volksblatt über Politik, Literatur, Kunſt und vaterländiſche Sitten, dem er durch ſeine nie verſiegende Laune, durch beſtändig abwechſelnde Formen, durch Freimüthigkeit, Popularität und Herzlichkeit ſtets neues Intereſſe zu geben wußte. Sie kam heraus von 1774—1778. Seine ſämmtlichen Gedichte, die außer vielem Schwülſtigen, Rohen und Überkräftigen, auch viel Volksmäßiges, Feuriges und Erhabenes enthalten (man erinnere ſich des Hymnus auf Friedrich den Großen, der Fürſtengruft und des kräftigen Volksliedes: Auf, auf! ihr Brüder! ꝛc.), wurden zu Frankfurt am Main 1787 in 2 Octavbänden herausgegeben. Eine beſſere und auserwähltere Sammlung derſelben beſorgte ſein Sohn ebendaſelbſt 1802 in 2 Bänden. Letzterer, königlich preußiſcher Legationsrath zu Nürnberg (ſtarb 1812), gab auch 1806 zu Wien: Chriſt. Friedr. Dan. Schubarts Ideen zur Äſthetik der Tonkunſt und vermiſchte Schriften ſeines Vaters, Zürich 1812 in 2 Theilen 8. heraus, gleichfalls voll genialer Anſichten und Urtheile, wenn auch fragmentariſch.

Schubart von Kleefeld (Johann Chriſtian), ſaalfeld-coburgiſcher Geheimer-Rath, geboren zu Zeitz im J. 1734 in einer bürgerlichen Familie, trat in die Dienſte eines dortigen Amtmanns, und wurde bald Haushofmeiſter des churſächſiſchen Geſandten am wiener Hofe. Wahrſcheinlich kam er hier in mauriſche Verbindungen, in welchen er ſich nachher, unmittelbar neben dem Baron Hund, durch Einführung und Verbreitung eines neuen Syſtems der Maurerei (des Syſtems der ſtricten Obſervanz) ſehr merkwürdig machte. Nach dem Ende des ſiebenjährigen Kriegs kam er als großbritanniſcher Kriegscommiſſär und als heſſendarmſtädtiſcher Hofrath in ſein Vaterland zurück, und kaufte 1768 und 1774 die Güter Würchwitz, Pobles und Kreiſcha. Hier beſchäftigte er ſich ganz mit Verbeſſerung der Landwirthſchaft. Sein Name wurde vortheilhaft bekannt, als er 1782 den Preis wegen der von der berliner Akademie der Wiſſenſchaften aufgeſtellten Preisaufgabe, über den Anbau der Futterkräuter, erhielt. Dieſes Verdienſt verſchaffte ihm auch den Namen eines Adeligen von Kleefeld. Er ſtellte nun ein neues Syſtem der Landwirthſchaft auf, deſſen Grundlage war: Abſchaffung der Brache, und mit dieſer der Hut- und Triftgerechtigkeiten, um dadurch den Futterkräuterbau emporzubringen, der dann die Mittel giebt, größere Viehſtände auf den Ställen zu füttern, und auf dieſem Wege mehr Düngung zu erlangen, mittelſt deren der Getreidebau verdoppelt und der Anbau andrer nützlichen Gewächſe möglich gemacht werden können. Auch brachte er den Tabaksbau, Krappbau und die Runkelrüben durch Lehre und Beiſpiel in Aufnahme. Seine wichtigſten Verbeſſerungsvorſchläge findet man in ſeinen ökonomiſch-cameraliſtiſchen Schriften, 6 Bände, Leipzig 1786, und in ſeinem ökonomiſchen Briefwechſel, 4 Hefte, ebdſ. 1786. Er fand viele Nachahmer, wiewohl ſeine Heftigkeit und Unduldſamkeit ihm auch viele Feinde zuzogen. Unter den Verbeſſerern der Landwirthſchaft wird er immer einen ehrenvollen Platz behaupten. Er ſtarb 1787; ſeine Biographie erſchien zu Berlin 1790.

Schublehen (Schupflehen, Falllehen) heißen ſolche Lehen, welche die Inhaber nur auf eine gewiſſe Zeit beſitzen, ſo daß der Grundherr ſie wieder einziehen kann, wenn er will. Der Name wird von dem Worte ſchieben hergeleitet, weil die Erben ſolche Lehen nicht von ihrem Erblaſſer erhalten, ſondern ſie von dem Lehnsherrn gleichſam weggeſchoben werden.

Schuckmann (N. N. von) königlich preußiſcher Staatsminiſter, Miniſter des Innern und der Polizei geboren im Meklenburgiſchen im J. 1754, ſtudirte in Halle die Rechte, und widmete ſich darauf dem preußiſchen Juſtizfache, weßhalb er bei dem Kammergericht zu Berlin als Referendarius eintrat. Bald erwarb er ſich den wohlverdienten Ruf eines thätigen und fähigen Arbeiters. Er wurde Kammergerichtsrath, und nach Breslau zur dortigen Regierung verſetzt. Zur Anerkennung ſeiner Thätigkeit und Geſchicklichkeit ward er im J. 1792 als Oberpräſident in die fränkiſchen Fürſtenthümer Anſpach und Baireuth geſchickt, welches Amt er auch bis zu dem unglücklichen Jahre 1806 mit muſterhafter Treue und Umſicht verwaltete. Er wurde von den Franzoſen als Geißel nach Frankreich geführt aber auf das Fürwort des damaligen Großherzogs von Baden auf ſein Ehrenwort freigelaſſen und hielt ſich in der Folge deſſelben eine Zeit lang in Mannheim auf. Dem preußiſchen Staate unwandelbar ergeben, lehnte er mehrere Anträge fremder Höfe ab, und lebte ohne Anſtellung auf einem Landgute

in Schleſien, bis er im J. 1810 bei der unter der Leitung des Staatskanzlers von Hardenberg veränderten Einrichtung der oberſten Staatsbehörden als geheimer Staatsrath und Chef der Abtheilung für den Cultus, die Gewerbe und den Handel in Berlin angeſtellt wurde. Statt der letztern erhielt er 1812 die Abtheilung der allgemeinen Polizei, und 1814 wurde er Miniſter des Innern. Geſchäftskenntniß, Gewiſſenhaftigkeit und Thätigkeit und richtige Urtheilskraft machen ihn vollkommen würdig und fähig, an der Spitze dieſer Verwaltungsbehörde zu ſtehen. So allgemein geſchätzt dieſer Staatsmann in allen Verhältniſſen des Lebens als Menſch iſt, eben ſo ſehr haben ihm Feſtigkeit, Rechtsſinn, Thatkraft, wiſſenſchaftliche Bildung und die entſchiedene Entfernung ſeines hellen Kopfes von allem, was Myſtik und Schwärmerei heißt, die hohe Achtung ſeiner Zeitgenoſſen erworben.

Schuh, ſ. Fuß.

Schultheiß, ſ. Schulze.

Schuldſchein (Schuldverſchreibung, Obligation, lateiniſch Chirographum), iſt eine ſolche Schrift, worin ein Schuldner bekennt, daß er dem Gläubiger eine gewiſſe Sache oder Quantität ſchuldig ſei. Weil, beſonders bei Darlehnsverträgen, von dem Schuldner häufig dem Gläubiger Schuldſcheine ertheilt werden, ehe noch der letztere dem erſtern das Darlehn wirklich vorgeſtreckt hat; ſo iſt die Beweiskraft durch die Geſetze ſehr beſchränkt worden, und es ſoll ein ſolcher Schuldſchein erſt nach Ablauf zweier Jahre gegen den Ausſteller beweiſen, ſelbſt wenn in der Verſchreibung ausdrücklich die Auszahlung des Darlehns anerkannt iſt. Vor Ablauf der zwei Jahre kann der Schuldner ſich nicht blos mit der Einrede des nicht gezahlten Geldes ſchützen; er kann auch den ausgeſtellten Schein mittelſt einer Klage zurückfodern. Bei wirklich geleiſteter Zahlung des Darlehns iſt es daher für den Gläubiger ſehr rathſam, ſich außer dem Schuldſchein noch eine beſondere Quittung über das Darlehn geben zu laſſen, oder die Zahlung deſſelben in Gegenwart zweier oder mehrerer ſicherer Zeugen an den Schuldner zu leiſten, weil ihm ſonſt, wenn der letztere oder deſſen Erben den Empfang des Geldes läugneten, die Beweislaſt obliegen würde. Um dieſen Beweis zu führen, genügt es übrigens, wenn der Gläubiger darthun kann, daß der Schuldner ihm Zinſen bezahlt habe. Auch iſt es zur Gültigkeit jedes Schuldſcheins erfoderlich, daß die Schuldurſache darin aufgeführt ſei, weil ſich der Debitor ſonſt gleichfalls mit einer Einrede wegen dieſes Fehlers ſchützen kann. Endlich muß jeder klagbaren Schuld ein rechtliches, d. h. durch die Geſetze nicht verbotenes Geſchäft (wie z. B. in den meiſten Ländern Spiele und Wetten ſind), zum Grunde liegen. Iſt ein in einem Lande verbotenes Geſchäft als Schuldurſache (causa debendi) in dem Schuldſcheine angeführt, ſo iſt es unverbindlich. Nach Ablauf der zwei Jahre findet die Einrede des nicht gezahlten Geldes nicht mehr Statt, doch giebt es bekanntlich Schutzmittel genug, wodurch ſich liſtige Advocaten und ſäumige Gläubiger ſelbſt gegen die bündigſte Schuldverſchreibung auf längere Zeit ſchützen können. — Noch bemerken wir, daß eine Quittung (Apocha) oder ein Schein über eine geleiſtete Zahlung, ohne Verpflichtung zur Rückzahlung, erſt nach 30 Tagen gegen den Ausſteller beweiſ't, und daß der letztere im Fall nicht geleiſteter Zahlung das Recht hat, ſie zurückzufodern. Öffentliche, d. h. vor Gericht ausgeſtellte und beſtätigte Schuldſcheine und Quittungen bedürfen jedoch keines Ablaufs

von zwei Jahren oder 30 Tagen, um geſetzliche Beweiskraft zu erlangen.

Schule nennt man in der **Reitkunſt** die künſtlichen und regelmäßigen Gänge des Pferdes, ſo wie die Art und Weiſe, die der Reiter zu beobachten hat, das Pferd gehörig zu regieren und es ſeinem Willen gemäß zu leiten. Das Zureiten der Pferde geſchieht gemeiniglich auf beſondern mit Sand und Kies beſchütteten Plätzen, die man Reitbahnen nennt. Ein in der Schule zugerittenes und in derſelben gebrauchtes Pferd heißt **Schulpferd**, und **ſchulgerecht** reiten, den Regeln, welche die Reitſchule vorſchreibt, gemäß reiten.

Schüle (Johann Heinrich, Edler von), einer der berühmteſten deutſchen Fabricanten neuerer Zeit, wurde den 13. December 1720 zu Künzelsau in Franken geboren, wo ſein Vater ein Nagelſchmied war. Entblößt von allem Einfluſſe, welchen berühmte Vorfahren, Reichthümer und große Gönner gewähren, hatte dieſer Mann ſeinen nachmaligen Wohlſtand und Ruhm nur als den Lohn ſeines frühen Fleißes, ſeiner unermüdeten Thätigkeit, ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeines unabläſſigen Forſchens anzuſehen. 1739 kam er nach Straßburg in die Lehre, und 1745 erhielt er einen Ruf als Handlungsdiener nach Augsburg, wo er ſich kurz darauf verheirathete, und dadurch neben einem eigenen Hauſe eine Ausſchnitthandlung von ungefähr 8000 Gulden erwarb, da ſein eignes Vermögen nur aus zehn Ducaten beſtand. Nun erweiterte er in kurzem ſeinen Handel, widmete ſich beſonders dem Vertriebe von Kattun und Bambezeen, und munterte die Weber zur Veredlung ihrer Waare auf, wodurch der Umſatz in dieſem Artikel bald ein neues Leben erhielt. Anfangs ließ er ſeine Waaren in Hamburg drucken, aber 1753 fing er an, ſie in Augsburg ſelbſt einmalen zu laſſen, und weil die Hamburger zu viel Lohn verlangten, legte er 1759 eine eigne Zitzmanufactur an, deren Erzeugniſſe ſehr bald in den meiſten europäiſchen Ländern, wegen der Zeichnung, Friſchheit der Farben, netten Appretur und reinen weißen Bleiche, weit mehr geſucht waren, als die holländiſchen und engliſchen. Er ſetzte vom 18. December 1745 bis zum 8. September 1766 blos durch den Verbrauch in Kattunen, ſeinen Gewinn ungerechnet, in Augsburg die Summe von 3 Millionen, 754,829 Gulden 49 Kreuzer in Umlauf, während welcher Zeit die augsburgiſchen Weber für ihn 233,669 Stücke gewebt, und dafür 1 Million 233,082 Gulden erhalten hatten. Ein Prozeß mit dem Magiſtrat und der Weberzunft, wegen der Einfuhr oſtindiſcher Kattune, welcher erſt 1785 geendigt wurde, veranlaßte ihn, 1766 nach Heydenheim im Würtembergiſchen zu gehen, woher er aber 1768 wieder nach Augsburg zurückkehrte. Er vervollkommnete nun ſeine Kattundruckerei immer mehr durch Erfindung neuer Farben und Muſter, und führte das ſchöne Gebäude vor dem rothen Thore auf. Schon 1772 erwarben ihm ſeine Verdienſte den Adel, den Titel eines kaiſerlichen wirklichen Rathes und ein Privilegium, daß ſeine Zeichnungen und Modelle von keiner andern Fabrik ſollen nachgemacht werden dürfen, und daß er befugt ſein ſolle, ſeine Zitze beſonders zu bezeichnen, ſo wie auch ſeine Fabrik unter beſonderm kaiſerlichen Schutz ſtehen ſolle. Unglückliche Combinationen von Umſtänden und ſein vielleicht zu unbiegſamer Charakter brachten dieſe berühmte Fabrik ſpäterhin nach und nach ins Stocken und er ſtarb, ſeinen Ruhm überlebend, den 17. April 1811 in ziemlich dürftigen

Umſtänden. Seine großen Fabrikgebäude in Augsburg wurden in eine Tabaksfabrik umgewandelt

Schulen ſind Pflanzſtätten der Menſchenbildung, die nirgend fehlen dürfen, wo Menſchen geſellſchaftlich beiſammen wohnen. Das Leben bildet zwar Gemüth und Charakter nachdrucksvoller, als es die Schule vermag. Auch ohne ſie kann die ſtille Beſchauung zu ſelbſtſtändiger Erkenntniß, der Verkehr mit der Welt und der Drang anregender Umſtände zur Tüchtigkeit im Handeln bringen. Große Helden und Führer der Völker glänzen in der Geſchichte, die nie eine Schule beſuchten, denn die genialiſche Kraft dringt wohl überall von ſelbſt und am mächtigſten da hervor, wo kein Schulwitz ihr in den Weg tritt. Doch wenn die Völker nicht blos von wenigen Kraftvollen oder Ehrgeizigen unterjocht und vertreten ſein, ſondern ſelbſt erkennen und thun wollen, was ihnen frommt; wenn die Einzelnen nicht als Zahlen in der Maſſe, ſondern als freie denkende Menſchen gelten, mit Überzeugung und Luſt zum Geſammtwohl wirken und im Augenblicke der Noth verſtändig eingreifen ſollen, wo die gemeinſchaftliche Sache ihrer bedarf: ſo muß der Zugang zu Kenntniſſen und Einſichten jeder Art auch den Niedrigen und Minderbegabten offen ſtehen. Anſtalten, die dieſem Grundſatze entſprechen, zeigt uns die Geſchichte erſt in ſpätern Zeiten. Die alte Welt überließ Erziehung und Unterricht dem häuslichen Leben. Da die Erwachſenen ſelbſt im Wiſſen noch Kinder waren, lernte die Jugend nicht mehr, als ſie von den Ältern gelegentlich hörte und abſah. In Ländern, wo die Hierarchie des Prieſterthums oder der Despotismus der Könige über die Völker herrſchte, entſtanden zuerſt Schulen für die Söhne der Großen und Prieſter. In einer ägyptiſchen Prieſterſchule wurde Moſes, in einer Erziehungsanſtalt am perſiſchen Hofe Cyrus gebildet; die indiſchen Braminen pflanzten ihre Weisheit in Geheimſchulen fort, die Geſetzkundigen unter den Hebräern vor dem Exil in den Prophetenſchulen, nach dem Exil in den Synagogen und Rabbinenſchulen, wo wißbegierige Jünglinge ſich um einen Meiſter verſammelten, wie es noch Cäſar bei den Druiden in Gallien fand. Die Bildung war geſchloſſen und Wenigen zugänglich. Der Unterricht beſchränkte ſich auf Lehrgeſpräche, Leſen, Memoiren und Auslegen heiliger Bücher. Mehr geſchah unter den Griechen. Schon 500 vor Chr. Geb. lernten in ihren Städten Knaben und Mädchen leſen, ſchreiben und rechnen in Winkelſchulen, denn die Geſetzgebung überließ die Bildung der Jugend der älterlichen Willkür, und was Lykurg in Sparta veranſtaltete, war mehr auf körperliche Erziehung abgeſehen. Jünglinge, die nach etwas Höherem ſtrebten, benutzten den Unterricht der Philoſophen und Sophiſten, deſſen ſchönſte Proben die Sokratiſchen Dialogen Platons und Xenophons ſind. Das Landvolk blieb in Unwiſſenheit. Eben ſo bei den Römern, wo man um 300 vor Chr. Geb. Knabenſchulen für die Städter, und ſeit dem Zeitalter Cäſars, der den Lehrern das Bürgerrecht ertheilte, die höheren Lehranſtalten der Grammatiker hatte. Hier wurde die lateiniſche und griechiſche Sprache wiſſenſchaftlich erlernt, und von den Grammatikern gingen fähige Jünglinge zu berühmten Rhetoren über, die, wie Quintilian, ſie durch oratoriſche Übungen (declamationes) zur öffentlichen Beredſamkeit bildeten. Ein geordnetes Schulweſen aber hatten alle dieſe Völker des Alterthums nicht. Die Schulen waren Anſtalten beſonderer Kaſten oder Privatunternehmungen. Kai-

ſer Vespaſian ſtiftete zuerſt zur Bildung der römiſchen Jünglinge für den Staatsdienſt öffentliche Profeſſuren der Grammatik und Rhetorik mit beſtimmter Beſoldung und 150 nach Chr. Geb. gründete Antoninus Pius Kaiſerſchulen in den größern Städten des römiſchen Reichs, welche ſich mit unſern Kreisſchulen und Gymnaſien vergleichen laſſen, ohne jedoch, wie dieſe, durch ein Claſſenſyſtem und Zuſammenwirken der Lehrer zum Ganzen geordnet zu ſein. Vielmehr näherte ſich die hohe Kaiſerſchule zu Rom nach der Conſtitution, die ihr Valentinian 370 gab, der Verfaſſung unſerer Univerſitäten. Die berühmteſte hohe Schule für wiſſenſchaftliche Bildung blieb Athen, wo noch bis ins 9. Jahrhundert Studirende aus allen europäiſchen Staaten ſich einfanden, und ein oft ſehr zügelloſes Burſchenleben führten. In den niedern römiſchen Schulen alten Styles war die Disciplin ſehr ſtreng. Stock und Ruthe regierten neben der Grammatik und nicht Ovid allein klagte über die Härte eines Orbils. Inzwiſchen hatte das Chriſtenthum dem Unterricht neuen Stoff und Schwung gegeben. Zuerſt im Orient von den Geiſtlichen ausgehend, kam er allmählig ganz in ihre Hand und unter ihre Aufſicht. Wo es Chriſten gab, errichteten ſie Schulen für Katechumenen in Städten und kleinern Flecken und zur Bildung der Kleriker in einigen Metropolen auch Katechetenſchulen, von denen im 2. bis zum 4. Jahrhundert die zu Alexandria die blühendſte war. Seit dem 5. Jahrhundert ſcheinen jedoch dieſe höhern Lehranſtalten erloſchen, und an ihre Stelle die Epiſkopal- oder Kathedralſchulen gekommen zu ſein, worin die für den geiſtlichen Stand beſtimmten Jünglinge neben der Theologie die ſogenannten ſieben freien Künſte lernten, nämlich Grammatik, Dialektik, Rhetorik (Trivium), Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie und Muſik (Quadrivium), wie ſie der Afrikaner Matianus Capella 470 zu Rom dürftig genug in ſeiner Encyklopädie behandelt hatte, welche bei 1000 Jahre lang das herrſchende Schulbuch in Europa blieb. Die Kaiſerſchulen verloren ſich, da in der Periode der Völkerwanderung die Beſoldungen ausblieben, theils in dieſe Kathedralſchulen, theils in die ſtädtiſchen Parochialſchulen für Knaben und Jünglinge aus allen Ständen, worin auf Leſen und Schreiben der nun beliebte encyklopädiſche Curſus des Trivium folgte, daher ſie ſpäterhin den Namen Trivialſchulen erhielten. Bedeutender als dieſe Anſtalten wurden ſeit den 6. Jahrhundert die Kloſterſchulen, die anfangs blos Pflanzſtätten für das Mönchsleben waren, bald aber auch als Bildungsanſtalten für Laien benutzt wurden. Die Benedictinerklöſter in Irland, England, Frankreich und Deutſchland glänzten von dem 6. bis in das 11. Jahrhundert als die Hauptſitze der neuern europäiſchen Cultur. Die Zucht war hart und mönchiſch, der Unterricht aber meiſt beſſer als in andern Lehranſtalten, theils wegen des öftern Zuſammenfluſſes vorzüglicher Köpfe, die ſich dem Mönchsleben zuwendeten, theils wegen der beſſern Gelegenheit, bei dem beſtändigen Verkehr der Klöſter unter einander, und der Vereinigung ſchreibſeliger Kleriker in ihnen, zum Beſitze anſehnlicher Bibliotheken zu gelangen. Einzelne lehrhafte Prieſter und Mönche zogen weither Schüler an ſich. Vor andern berühmt waren die Kloſterſchulen zu Armag und Clogbar, zu Canterbury, York und Weſtminſter, zu Tours, Rheims, Clermont, Paris, zu Salzburg, St. Emmeran in Regensburg, Hersfeld, Corvey, Fulda, wo Rabanus Maurus, der größte deutſche Schulmann des 9. Jahrhunderts,

lehrte, Hirſchau und St. Blaſien auf dem Schwarzwald u. ſ. w., aus denen die Gelehrten jener Jahrhunderte hervorgingen. Sie gaben der ſcholaſtiſchen Philoſophie (Scholaſtici hießen die Lehrer an den Kloſterſchulen) Geſtalt und Namen, und wetteiferten mit den biſchöflichen Kathedralſchulen, doch immer mehr zum Vortheil der Hierarchie, als der allgemeinen Nationalbildung. Dieſe hatte Carl der Große bei der Verordnung im Auge, die er 789 zur Verbeſſerung des Schulweſens für die Völker ſeines weiten Reiches ausgehen ließ. Nicht nur jeder Biſchofsſitz und jedes Kloſter, ſondern auch jede Parochie in Städten und auf dem Lande ſollte eine eigne Schule haben, jene zur Bildung der Geiſtlichen und Staatsbeamten, dieſe zur Verbreitung der Cultur in den niederen Ständen (vergl. d. Art. Landſchulen). An ſeinem Hofe errichtete Carl eine Akademie ausgezeichneter Gelehrten, von denen er ſelbſt lernte und in der damit verbundenen Hofſchule (Schola Palatii) für ſeine Prinzen und andere fähige Knaben adeligen und unadeligen Standes Unterricht ertheilen ließ. Dieſen beiden mit ſeinem Hoflager herumwandernden Inſtituten ſetzte er ſeinen gelehrten Freund Alcuin (ſ. d. Art.) als Rector vor. Auch die Damen ſeines Hofes nahmen an dem Unterrichte Theil, wie den mehrere Frauenklöſter in der Sorge für die Cultur ihres Geſchlechts hinter den Mönchsklöſtern nicht zurückblieben, und die Fräulein Latein lernten, wie jetzt franſiſch. Carl führte ſelbſt die Oberaufſicht über die Schulen ſeines Reichs, ließ ſich Berichte einſenden, ſtellte Viſitationen und Schulprüfungen an, und hielt den Schülern ſeiner Hofſchule in eigener Perſon Ermahnungsreden. Da der Klerus an den Kathedral- und Domkirchen ſich im 9. Jahrhundert zum kanoniſchen Leben vereinigt und hierdurch Stifter gegründet hatte, entſtanden die Stiftsſchulen, welche ſich mehr der allgemeinen Beſtimmung der Trivialſchulen näherten dagegen die biſchöflichen Schulen Seminarien für den geiſtlichen Stand blieben, oder in die Verfaſſung der Facultätsſchulen und ſpäterhin der Univerſitäten übergingen. Mainz, Trier, Cöln, Lüttich, Utrecht, Bremen, Hildesheim hatten im 10. Jahrhunderte berühmte Stifts- oder Domſchulen. Doch fehlte es bald wieder an Aufmunterung von oben. Carls Verordnungen wurden während der Regierungsſtreitigkeiten ſeiner Enkel, unter denen auch jene Akademie und Hofſchule einging, nicht mehr aufrecht erhalten und ſeine Schöpfung verfiel, wie die mit gleichem Eifer und Umfang im 9. Jahrhundert begonnene Schulorganiſation des großen Alfreds in England durch die Einfälle der Dänen geſtört wurde, und ungeachtet Eduard der Bekenner ſie wieder herzuſtellen ſuchte, allmählig in Vergeſſenheit kam. Inzwiſchen hatten die Rabbinenſchulen der Juden in Syrien, Nordafrika, und ſelbſt in Europa, wo es zu Lünell in Frankreich im 7. Jahrhunderte und zu Corduba in Spanien im 10. und 11. Jahrhunderte jüdiſche Akademien gab, Überreſte der wiſſenſchaftlichen Cultur des Alterthums fortgepflanzt, und mit freierm Geiſt und Geſchmack ſeit dem 9. Jahrhunderte die Schulen der Araber im orientaliſchen und afrikaniſchen Khalifat und in den mauriſchen Königreichen auf der pyrenäiſchen Halbinſel ſich erhoben. Ihre Fortſchritte in den mathematiſchen und mediciniſchen Wiſſenſchaften theilten ſich zunächſt dem Süden des chriſtlichen Europa mit. In Italien, wo nach der unter den Gothen und Longobarden eingeriſſenen Barbarei erſt König Lothar im 9. Jahrhun-

dert wieder Schulen für die größeren Städte angelegt hatte, ſo wie in Spanien und Frankreich wurde beim Entſtehen der Facultätsſchulen der Einfluß arabiſcher Cultur bemerklich. Zu Salerno, Montpellier und Sevilla lehrten arabiſche Ärzte, und die naturhiſtoriſchen und mathematiſchen Werke der Saracenen wurden auch von chriſtlichen Gelehrten geſucht. Dagegen gab die Ausbildung des päpſtlichen Kirchenrechts Anlaß zur Gründung beſondrer Rechtsſchulen, unter denen Bologna und Lyon den größten Ruf erlangten. Das Privilegium der akademiſchen Freiheiten, das die erſtere 1158 vom Kaiſer Friedrich I. erhielt, wurde die Grundlage zur Verfaſſung der Univerſitäten, die im 12. und 13. Jahrhundert entſtanden. Es bedurfte auch ſolcher unabhängigen gelehrten Körper, um in jenen Jahrhunderten, wo die Trägheit und Üppigkeit des Klerus Stifts- und Kloſterſchulen in Verfall gerathen ließ, neue Generationen von Lehrern zu bilden, und das Intereſſe der Nationen für die Wiſſenſchaften zu beleben. Allein auch hierbei konnte es nicht an kirchlicher Einſeitigkeit fehlen, da ſeit dem Anfange des 13. Jahrhunderts die Bettelmönche nicht nur mit ihren Klöſtern Volksſchulen verbanden, und in den ſtädtiſchen Parochien als Kinderlehrer auftraten, ſondern ſich auch als Docenten in die Univerſitäten einzudrängen wußten, um das Gewicht ihres Ordens und die Macht des Papſtes zu erhöhen. So war denn der Zuſtand des Schulweſens im Mittelalter keineswegs ſo blühend, als nach der Regſamkeit früherer Jahrhunderte, und nach Carls des großen Anſtalten zu erwarten geweſen. An die Stelle des freien Vortrags kam ſelbſt in höheren Schulen das zeitraubende Dictiren, Gedächtnißkram galt für Gelehrſamkeit, der todte Buchſtabe regierte und eine Sokratiſche Anleitung zum Verſtehen des Erlernten wurde faſt überall vermißt. Die Schüler auf den lateiniſchen oder Trivialſchulen brachten die meiſte Zeit mit Abſchreiben der Lehrbücher hin. In den niedern Parochialſchulen wollten die Mönche das Schreibenlernen nicht einmal zulaſſen; denn das vor Erfindung des Bücherdrucks ungemein wichtige und einträgliche Gewerbe der Schreibekunſt ſollte dem Klerus vorbehalten (ars clericalis) bleiben, und das Recht, Schreibſchulen für die Bürgerkinder zu errichten, mußte durch beſondere Verträge mit der Geiſtlichkeit von den Stadträthen erworben werden. Beim Emporkommen des Bürgerſtandes fingen dieſe Obrigkeiten ſelbſt für den von der Geiſtlichkeit ſehr vernachläſſigten Jugendunterricht an zu ſorgen, und ſtifteten eigne Stadtſchulen, in denen Leſen, Schreiben und das Trivium gelehrt wurde. Für dieſe, und da die Kanonici und Pfarrer aufgehört hatten, ſich mit dem Jugendunterrichte zu beſchäftigen, auch für die Stifts- und Parochialſchulen wurden herumſchweifende Mönche und Studenten zu Lehrern angenommen. Hierdurch bildete ſich ein Schullehrerſtand, der zwar dem geiſtlichem Stande (welcher damals allein im Beſitze gelehrter Bildung war) angehörte, aber, durch ſeine zunftartigen Abſtufungen und durch das ſittenverderbende Wandern von Ort zu Ort einen eignen, handwerksmäßigen Charakter erhielt. Die Schul- und Kindermeiſter wurden von den Stadträthen und Pfarrern auf Jahresfriſt oder vierteljährige Aufkündigung gedungen und mußten nach Maßgabe der Kinderzahl ſelbſt auf ähnliche Weiſe Gehülfen annehmen, und ihre Beſoldung mit ihnen theilen. Dieſe Unterlehrer oder Geſellen (Locati, weil ſie gedungen wurden, Stampuales, weil ſie den Elementarunterricht ertheilten) waren, auch wo das Patronat-

recht den Stadträthen zuſtand, nebſt ihren Meiſtern, den Pfarrern untergeben, welche ſie als Schreiber und Kirchendiener brauchten. Bisweilen hießen die Schulmeiſter, welche Latein lehrten, Rectoren; die Unterlehrer, denen der Unterricht im Singen, Leſen und in der Religion (Auswendiglernen des Glaubens, der 10 Gebote, der Gebete und Pſalmen) anvertraut war, Cantoren. Aus dieſer Abtheilung entſtand in Deutſchland der Unterſchied der lateiniſchen und deutſchen Schulen, welche ſeit dem 16. Jahrhundert entweder völlig von einander getrennt, oder wie an den meiſten Orten geſchah, durch Anſtellung von Conrectoren und Subrectoren als Gehülfen des Rectors beim Unterricht in den claſſiſchen Sprachen und durch Einführung der Anfangsgründe des Lateiniſchen in die untern Claſſen als ein erweitertes Ganzes zuſammengeſchmolzen wurden. Die größern Scholaren der Oberclaſſe wanderten häufig von einer Schule zur andern, und trieben als fahrende (reiſende) Schüler unter dem Volke allerlei muthwillige Künſte mit Schatzgräbereien, Mummereien und Hanswurſtiaden, daher ſie bald Histriones (Acteurs, weil ſie, wie in Frankreich die Jongleurs und Galiardi, die erſten Schauſpielerbanden bildeten), bald Bacchanten (vacantivi, Müßiggänger) genannt wurden. Gewöhnlich führten ſie jüngere Schüler mit ſich, welche ihnen mit Leib und Leben angehörten, Knechtsdienſte leiſten, und wenn es eben keinen andern Erwerb gab, durch Betteln und Stehlen (Schießen in der Burſchenſprache, daher dieſe kleinern Schüler Schützen hießen, wovon der Spitzname A B C Schützen) Unterhalt verſchaffen mußten, ohne davon mehr zu bekommen, als ihre Tyrannen ihnen aus Gnade zuwarfen. Im 14. und 15. Jahrhundert war das Unweſen dieſer ſcholatiſchen Landſtreicher und Banden, unter denen es oft 30jährige Bacchanten gab, die noch keinen lateiniſchen Autor exponiren konnten, in Deutſchland am ärgſten; ſie machten, weil ihnen als angehenden Studenten das Degentragen erlaubt war, die Straßen unſicher und ſtörten nicht ſelten die öffentliche Ruhe. Wo ſie etwa lernenshalber in einer Schule verweilten, fanden ſie mit ihren Schützen Herberge in den Lehrzimmern und auf den Kirchhöfen, und lebten von den Wohlthaten der Bürger. Auch kam es, wo an einem Orte mehrere Schulen beſtanden, zwiſchen den beiderſeitigen Schülern bisweilen zu förmlichen Fehden, die nach Weiſe des Fauſtrechts blutig entſchieden wurden. Noch im Anfange des 16. Jahrhunderts beklagt Luther, daß ſolche verwilderte Menſchen Lehrerſtellen erhielten; denn meiſtentheils ließen nur Bacchanten, die kaum eine Univerſität geſehen hatten, ſich als Locaten und Schulmeiſter dingen, dagegen edlere gelehrte Jünglinge nach geiſtlichen Pfründen und akademiſchen Lehrämtern ſtrebten. Einzig in ihrer Art war in der Geſchichte des Schulweſens dieſer Zeit die fromme pädagogiſche Brüderſchaft der Hieronymianer, welche Geirt Groote, ein utrechter Kanonikus, der zu Perugia die alten Claſſiker ſtudirt hatte, zu Deventer 1379 ſtiftete. Sie beſtanden aus Klerikern und Laien, welche zuſammenlebten, und ſich theils mit Handarbeiten, theils mit dem Unterrichte in den vom Stifter errichteten Schulen für Knaben und Mädchen beſchäftigten. Dieſe lernten Leſen, Schreiben und nützliche Handarbeiten, für wißbegierige Knaben gab es höhere lateiniſche Schulclaſſen, wo ihnen eine gründliche philologiſche Bildung ertheilt wurde. Nach dem Muſter dieſer in ihrer Tendenz humaniſtiſchen, in ihrer Einrichtung wahrhaft philanthropiſchen Anſtalt entſtanden

nun in den Niederlanden, am Rhein und im nördlichen Deutſchland mehrere Schulen, die ſich bald mit den in Italien eingewanderten Griechen in Verbindung ſetzten und das Studium der Claſſiker emporbrachten. Durch Männer, wie Thomas a Kempis, Johann Hegius, Erasmus, Rudolph Agricola, Reuchlin und Melanchthon, die aus dieſen trefflichen Schulen theils unmittelbar, theils mittelbar hervorgingen, brach die Morgenröthe einer freiern Bildung aus den Quellen des claſſiſchen Alterthums an. Zwar blieb, was ſchon ſeit der letztern Hälfte des 14. Jahrhunderts von italieniſchen Höfen und Univerſitäten durch gelehrte Griechen und durch die Platoniſche Akademie zu Florenz und gegen Ende des 15. Jahrhunderts durch die von Conrad Celtes geſtiftete rheiniſche gelehrte Geſellſchaft für die Wiedererweckung der großen Alten geſchah, zunächſt mehr ein geiſtiger Luxus der Großen und Gelehrten. Doch kam mancher geſchickte Schulman von Baſel, Tübingen, Heidelberg und Wittenberg, welches ſeit Luthers und Melanchthons Auftritt Deutſchlands Lehrerin wurde. Nach dem Rath und Plan der Reformatoren, welche durch die Schulviſitationen in Churſachſen 1529 das vorleuchtende Beiſpiel einer ernſtlichen Sorge des Staates für die Schulen gaben, gründeten nun die Stadträthe Gymnaſien und Lyceen mit fixirten Lehrern. Das ſeculariſirte Kirchengut wurde von proteſtantiſchen Regierungen und Obrigkeiten in der Regel, doch nicht immer mit hinlänglicher Liberalität, zum Beſten der Schüler verwendet. Schulmänner, wie die Rectoren Sturm in Straßburg (ſt. 1589), Friedland genannt Trotzendorf in Goldberg (ſt. 1556), Heyder in Nürnberg (ſt. 1568), Neander in Ilefeld (ſt. 1595), erwarben ſich als Methodiker um den Schulunterricht und die Disciplin weitwirkendes Verdienſt; die durch die Buchdruckerkunſt vervielfältigen Autoren kamen in die Hände der Schüler, das Herumwandern derſelben hörte auf, und jenes wilde, romantiſche Zeitalter wich der Proſa eines wiſſenſchaftlichen Geiſtes, der den alten Encyklopädismus bald verdrängte. Nur die Kloſter-, Stifts- und Trivialſchulen der Katholiken blieben noch in den dürftigen Schematismus der ſieben freien Künſte gebannt, und an die Abenteuerlichkeiten der ſcholariſchen Lebensweiſe früherer Jahrhunderte erinnerten nur noch die, wegen der Übung im Lateinſprechen, nützlichen Schulkomödien, die nun errichteten Singechöre und Currenden, die feſtlichen Schulaufzüge, z. B. der Gregoriusumgang, welche Mittel zur Unterſtützung der Lehrer und armer Schüler wurden, und der dem deutſchen Zunftweſen ſo nahe verwandte Pennalismus. Auch für die Mädchen errichtete man in den Städten beſondere Schulen, und ſtellte in proteſtantiſchen Ländern auf den Dörfern Schulmeiſter an, um den Katechismus zu lehren. Während ſich nun ſo im 16. Jahrhundert unter den Proteſtanten ein planmäßig geordnetes Schulweſen bildete, und die alten Sprachen den Unterricht ſelbſt in kleinen Landſtädten beſeelten, erhob ſich gegen Ende dieſes Jahrhunderts unter den Katholiken das Inſtitut der Jeſuiterſchulen, die durch ihren beſſern Geſchmack und methodiſchen Geiſt bald das Übergewicht über die Schulen älteren Styles in ihrer Kirche erhielten, und ſelbſt die Eiferſucht proteſtantiſcher Schulmänner erregten, von denen ſie manches Gute angenommen hatten. Das Certiren pro loco und das frühe Lateinreden, das ſie nach des Straßburgers Sturm Weiſe einführten, weckte die guten Köpfe und trieb die langſamen; ſie leiſteten viel in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, und

widmeten der Geographie und Geſchichte beſondre Lehrſtunden. Doch wurden die vielen Feiertage und Andachtsübungen, die ſpielenden Methoden, die Verſtümmelungen der alten Claſſiker, die Vernachläſſigung des Griechiſchen, das von ihnen ausgehende Halb- und Küchenlatein und die geheimen Sünden, die in ihren Collegiis Lehrer und Schüler verdarben, der Gemeinnützigkeit dieſer Schulen hinderlich. Sie waren überdies mehr für die Kinder der Wohlhabenden, als für die niedern Volksclaſſen eingerichtet, aus denen die Jeſuiten nur ſolche Knaben aufnahmen, die brauchbare Glieder ihres Ordens zu werden verſprachen, und bald zeigte es ſich, daß ſie es damit nicht auf wahre Menſchenbildung, ſondern auf eine Abrichtung der Jugend für hierarchiſche Zwecke, angelegt hatten. Doch erwarben ſie ſich das Verdienſt bei der ſchnellen Verbreitung ihres Ordens, das Licht einiger wiſſenſchaftlichen Bildung in die entlegenſten, finſterſten Gegenden zu bringen. In Spanien und Italien waren ihre Schulen lange die beſten, in Ungarn und Polen neben den Kloſterſchulen und den Collegien der Piariſten die einzigen, ſelbſt Amerika und Aſien nahmen durch ihre Miſſionen Theil an den Fortſchritten der neuern europäiſchen Cultur. Dieſe gingen indeß im 17. Jahrhundert bei weitem nicht ſo ſchnell von Statten, als im vorhergehenden. Das ſtrenge Halten auf orthodore Kirchlichkeit, das heftige Polemiſiren, der ſteife Dogmatismus ſelbſt in der Philologie und die kleinliche Sylbenſtecherei theilte ſich von den Univerſitäten höheren und niederen Schulen mit. Die Gymnaſien und Lyceen erſtarrten in den Formen der Grammatik, die Trivialſchulen hielten es für ihren größten Ruhm, ihnen darin ähnlich zu ſeyn, die unterſten Volksſchulen blieben der elenden Führung verdorbner Studenten und Scholaren, oder unwiſſender Handwerker und Bedienten Preis gegeben. Kaum wurde irgendwo eine andere Geiſteskraft der Kinder geübt, als das Gedächtniß, barbariſche Härte der Disciplin mußte erſetzen, was den Lehrern an Achtung und Liebe der Schüler abging. Überdies zerſprengte der dreißigjährige Krieg manche Schule auf lange Zeit, wilder Fanatismus zerſtörte von beiden Seiten, was Frömmigkeit und Sachkenntniß in ruhigeren Zeiten gegründet hatten. Dabei war das Beſtreben des Schullehrerſtandes, ſich jeder kirchlichen Bevormundung zu entziehen, beſonders unter den Proteſtanten ſichtbar. Durch Verheirathung waren manche Lehrer ſchon vor der Reformation aus dem geiſtlichen Stande getreten, und da die neuen Schulen meiſt von weltlichen Obrigkeiten abhingen, ſo verweltlichte ſich auch der in ihnen herrſchende Geiſt, und das Princip der akademiſchen Ungebundenheit trat an die Stelle der klöſterlichen Zucht, die überhaupt nur da erhalten werden konnte, wo die Schüler in Erziehungshäuſern, wie in den Fürſten- und Kloſterſchulen und bei den Jeſuiten zuſammenlebten. Inzwiſchen ſorgten um dieſe Zeit einige hervorragende pädagogiſche Schriftſteller, wie der engliſche Kanzler Baco und der landflüchtige Biſchof der mähriſchen Brüder, Amos Comenius (ſ. d. Art.), für eine zweckmäßigere Syſtematik und Methodik des Unterrichts. Auch gab es damals einen pädagogiſchen Enthuſiaſten und Abenteuerer, Wolfgang Ratich, der mit neuen Lehrmethoden an den Höfen herumreiſ'te, das Heil der Menſchheit verkündigte, wie Baſedow, und endlich 1614 durch fürſtliche Freigebigkeit bis zur Errichtung einer Normalſchule zu Köthen kam, die aber bald wieder ſpurlos unterging. Die durch ſolche Rathſchläge und Verſuche empfohlne Cultur des Verſtandes und der Einbildungskraft ging jedoch

weniger in das Leben der Schulen, als in die Privaterziehung der höheren Stände ein. Mehr Einfluß erhielt gegen das Ende des 17. Jahrhunderts das durch Fenelon und Spener (vergl. d. Art. Pietismus und Quietismus) aufgeſtellte Princip der Andächtigkeit und frommen Beſchauung, auf das A. H. Franke (ſ. d. Art.) ſeine Stiftungen gründete. Schulmänner ſeines Geiſtes verbreiteten ſich in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Halle aus über das ganze nördliche Deutſchland, Kloſterbergen wurde eine Muſterſchule dieſer Art für Studirende und auch in die Winkel- und Landſchulen drang neben der Andächtelei bisweilen etwas von den Frankiſchen Methoden. Doch ſtand es im Ganzen um das Volksſchulweſen viel ſchlechter, als um die Gelehrtenſchulen, wo, wenn auch oft ohne Geſchmack, latein und griechiſch tüchtig erlernt wurde, denn die humaniſtiſche Bildung galt in den Augen der Gelehrten noch als die einzige. (Vergl. d. Art. Human.) Die von Baco und Montaigne angeregte Idee einer der Natur und allgemeinen menſchlichen Beſtimmung angemeſſeneren Lehr- und Erziehungsweiſe erhielt um dieſe Zeit eine vollſtändigere Entwickelung durch Locke und Rouſſeau (ſ. d. Art.) und der Philanthropismus Baſedows und ſeiner Freunde verpflanzte ſie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf deutſchen Boden. Hier fand die praktiſche Tendenz dieſer Pädagogen, welche die Bildung der Jugend für den verſtändigen Genuß und die Geſchäfte des irdiſchen Lebens beabſichtigen und auf die Brauchbarkeit in der bürgerlichen Geſellſchaft hinarbeiteten, bei dem nicht gelehrten Leſepublicum großen Beifall. In die gelehrten Schulen, wo bisher neben den alten Sprachen nur Mathematik geduldet worden war, kam nun durch dieſen Einfluß der faſt ganz vernachläſſigte Unterricht in den Sachkenntniſſen (Realien), es entſtanden beſondre Realſchulen, z. B. durch Hecker zu Berlin, in denen neben den Sprachen auch Geſchichte, Geographie und Naturgeſchichte, Technologie und bürgerliche Rechnungskunſt gelehrt wurde, für die Söhne des höheren Bürgerſtandes. Sie wurden auch Mittelſchulen genannt, weil ſie zwiſchen den Volksſchulen und Gymnaſien mitten inne ſtehen. Zur Ausfüllung dieſer Lücke des deutſchen Schulweſens dienen auch die Militärakademien in den Reſidenzſtädten größerer Staaten, die Handlungsſchulen in Hamburg und Magdeburg, die Forſtinſtitute, als Bildungsanſtalten für beſondre Stände. In ähnlicher Abſicht errichtete die baierſche Regierung bei ihrer neuen Schulorganiſation neben den Studienanſtalten (Gymnaſien) für künftige Gelehrte 1807 und 1808 zu München, Augsburg und Nürnberg Realinſtitute, wo Knaben und Jünglinge, die Künſtler, Wundärzte, Apotheker, Fabricanten werden, oder ſich dem Bergbau, dem Cameralfache widmen wollen, neben dem zur allgemeinen menſchlichen Bildung nöthigen Religions- und Sprachenunterricht auch die mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften kennen lernen. Die Trivialſchulen, die noch in kleineren Städten und neben den Gymnaſien auch in größeren beſtanden, verwandelte man ſeit dem Ende des 18. Jahrhunderts in höhere und niedere Bürgerſchulen (ſ. d. Art.), neben denen für die faſt ohne allen Unterricht aufwachſenden Kinder der Armen in größeren Städten beſondere Frei- und Armenſchulen, zu ihrer Beſchäftigung außer den Schulſtunden Arbeitsſchulen, auch Induſtrie- oder Gewerbſchulen genannt, wo die Kinder Spinnen und andere nützliche Handarbeiten lernen, für Hand-

werkslehrlinge und Geſellen und junge Leute aus der dienenden Claſſe, die mit allzugeringen Vorkenntniſſen die Schule verlaſſen oder Trieb zu weiterer Bildung hatten, Sonntagsſchulen zur Nachhülfe im Leſen Schreiben und Rechnen errichtet wurden. So erfüllte man die frommen Wünſche des Philanthropiſten, obwohl bei weitem nicht überall, wo es nöthig war. Die katholiſchen Staaten Europa's hatten davon wenig Kenntniß genommen, da ihre Regierungen ſonſt den Jugendunterricht der Geiſtlichkeit allein überließen, und beſonders dem wohlthätigen Einfluſſe der von den Jeſuiten, Piariſten, Urſulinerinnen und andern geiſtlichen Orden unterhaltenen Schulen für Knaben und Mädchen unbedingt vertrauten. Durch die Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu 1773 entſtand eine Lücke, welche die meiſt blos auf Trivialſchulen eingerichteten Piariſten ganz auszufüllen unfähig waren. Am wenigſten wurde dieſer Mangel jedoch in Deutſchland fühlbar. Schon in den ſiebziger Jahren hatte Öſterreich durch die Gründung der vom Abt Felbiger zuerſt in Böhmen eingerichteten Normalſchulen (Muſterſchulen für die Jugend der niedern Stände, welche den geſammten Volksſchulen der Monarchie zur Norm dienen ſollten) eine beßre Ordnung im Unterricht und Schulbeſuch vorbereitet und die Thätigkeit des edlen von Schulenſtein, der dieſe Schulreform in Böhmen auch auf die Landſchulen ausdehnte und Induſtrieſchulen anlegte, ernſtlich unterſtützt. Freilich ſchien die hier eingeführte ſteife Literalmethode und der todte Mechanismus des Unterrichts, den die nach Art des Exercierreglements entworfenen kaiſerlichen Schulverordnungen vorſchrieben, ein Grenzſtein künftiger Verbeſſerungen zu werden, es fehlte noch ſehr an brauchbaren Lehrern und bei der mit der Schulaufſicht beauftragten Geiſtlichkeit an Theilnahme und pädagogiſcher Einſicht. Dieſe ſoll ſie jedoch durch die unter dem jetzigen Kaiſer errichteten Profeſſuren der Pädagogik an den Univerſitäten und biſchöflichen Seminarien erhalten, um hinter den Fortſchritten, welche im 19. Jahrhundert die Stiftung neuer Bürgerſchulen und Gymnaſien, die Verbeſſerungen der Lehrergehalte und das Inſtitut der Sonntagsſchulen in dieſer Monarchie bezeichnet, nicht zurückzubleiben. Die Normalſchulen fanden in den meiſten katholiſchen Staaten Deutſchlands bald Nachahmung. Mainz, Münſter, Fulda, Salzburg und beſonders Würzburg und Bamberg nahmen ſich ernſtlich des Volksſchulweſens an, das freilich an vielen Orten erſt entſtehen ſollte. Auch Ungarn und Galizien blieben nicht ganz zurück, obwohl mehr in Anſehung der ſtädtiſchen Schulen und Gymnaſien, die der Klerus nicht allein verſorgen konnte, geſchehen iſt, als auf dem Lande, wo noch jetzt viele Gemeinden ohne Schule ſind. Italien, Portugal und Spanien fuhren in gewohnter Trägheit fort, das Wohl der Jugend dem Klerus und der Willkür des Zufalls anheimzuſtellen. Außer einigen biſchöflichen Seminarien, den Piariſtenſchulen und den Klöſtern, in denen ſorgſame Ältern ihre Kinder unterrichten laſſen, giebt es dort keine Anſtalten, die mit unſern Schulen verglichen werden könnten. Was Leopold in Toscana nach dem Muſter Öſterreichs zur Einrichtung guter Volksſchulen für beide Geſchlechter that, verfiel zum Theil in der Revolutionsperiode wieder, und nach Vertreibung der Franzoſen glauben die italieniſchen Fürſten, wie der König von Spanien, die geiſtige Bildung ihrer Völker um ſo weniger heben zu dürfen, je gefährlicher die franzöſiſche Aufklärung

ihrer Ruhe geworden iſt. Die wiedererweckten, geiſtig ſehr unbedeutenden Jeſuiten werden in dieſer Stimmung nichts verändern und die alte Unwiſſenheit hegen. Um das Schulweſen Frankreichs zu würdigen, darf man auf die während der Revolututien und unter Napoleon über dieſen Gegenſtand in Paris proclamirten Ideen, Plane und Decrete keine Rückſicht nehmen; ſie blieben geiſtreiche Einfälle oder wohllautende Verſprechungen ohne erhebliche Wirkung. Vor der Revolution gab es außer den biſchöflichen Seminarien und Kloſterſchulen ſtädtiſche Lyceen und Colleges, wo die ſtudirende Jugend unter klöſterlicher Zucht zur Akademie vorbereitet wurde. Für das Volksſchulweſen that der Staat nichts, hier und da wurden von den geiſtlichen Orden und einzelnen Wohlthätern, beſonders nach Fenelons Anregung Elementarſchulen unterhalten; was ſonſt geſchehen ſollte, mußten die Gemeinden ſelbſt unternehmen, denn aus den Fonds der milden Stiftungen gab die Geiſtlichkeit nicht leicht etwas her. Der Unterricht war dürftig, durch Bigotterie beſchränkt und den Fortſchritten der deutſchen Methodik ganz fremd. Während der Revolution wurden die Schulen für Staatsanſtalten erklärt, die Kirchengüter und Stiftungen zum Staatseigenthum gezogen und ihrem Zwecke entfremdet und dadurch die Mittel zur Herſtellung eines geordneten Schulweſens gerade von denen abgeſchnitten, die ſo viel Herrliches über Staatsbildung zu ſprechen wußten. Daß Paris unter dem National-Directorium eine polytechniſche Schule, der Verfaſſung und Abſicht nach ganz den baierſchen Realinſtituten ähnlich, erhielt, daß Napoleon einige Militär- und Gewerbſchulen gründete, die verfallenen Fräuleinſtifte in Erziehungshäuſer für die Kinder der Ehrenlegionärs verwandelte und eine kaiſerliche Univerſität als Centralbehörde für das geſammte Unterrichtsweſen des Reichs conſtituirte, konnte nur ſehr Wenigen zu Statten kommen. Der mit ſoldatiſcher Engherzigkeit entworfene Plan dieſer Univerſität gedieh in ſeiner Ausführung nicht weiter, als das ſchon Vorhandene ſich benutzen ließ. Die Akademien (Facultätsſchulen) und die ganz militäriſch geordneten Lyceen traten an die Stelle der ehemaligen Anſtalten gleicher Gattung. Die zu errichtenden Secondärſchulen (Bürgerſchulen) kamen an den wenigſten Orten, die Primärſchulen (Elementar- und Dorfſchulen) faſt nirgends zu Stande, weil es an Fonds und gutem Willen fehlte. Die Privatinſtitute, denen gewiſſenhafte Ältern ihre Kinder anvertrauten, wurden auf alle Weiſe behindert, allen Unterricht in der Moral und Religion ſollte der 1806 publicirte Katechismus des Kaiſerreichs erſetzen, nur Mathematik und Naturwiſſenſchaften hatten vor Napoleons Augen Gnade. So fanden die Bourbons das Schulweſen Frankreichs in einer Verwilderung, der die Aufhebung der unter Napoleon entſtandenen Anſtalten und die in Eil verfügte Stiftung einer Normalſchule zur Bildung der Lehrer für Gelehrtenſchulen, deren Einfluß nicht weit über Paris hinausgehen kann, ſchwerlich abhelfen wird. Noch haben viele Städte und die meiſten Landgemeinden keine Schulen, außer denen, die ſie etwa auf eigne Koſten anlegen, an die Bildung von Elementarlehrern iſt nirgends gedacht, die Kleriſei bleibt lau, weil das Miniſterium des Innern die Schulangelegenheiten zu ſeiner Verwaltung gezogen hat und ſelbſt in den durch die öffentliche Wohlthätigkeit zu Paris errichteten Armenſchulen wird die Anwendung neuer Lehrmethoden durch inquiſitoriſche Bigotterie erſchwert. Die Brüder der chriſtlichen

Schulen (Frères ignorantins, weil ſie die Unwiſſenden belehren, obwohl ſie es zum Theil ſelbſt ſind), eine nach Art der geiſtlichen Orden verbundene Corporation in Frankreich, die ſich, ohne beſtändige Gelübde abzulegen, dem Unterrichte der Kinder aus den niedern Volksclaſſen widmet, und während der Revolution faſt ganz eingegangen war, lebten unter Napoleon wieder auf. Sie zählen jetzt gegen 1200 Glieder, die unter ihrem Directionshauſe zu Lyon ſtehen, verwalten aber nur 60 Armenſchulen. Sicher wächſt noch jetzt in dieſem des Vorzugs der feinſten Cultur ſich rühmenden Reiche ein Drittheil der Bevölkerung ohne Schul- und Privatunterricht auf. Seit 1816 bemühte man ſich, dieſem Mangel durch Errichtung von Elementarſchulen nach Lancaſters Methode abzuhelfen. Nicht viel beſſer ſteht es um die Jugend auf den **großbritanniſchen Inſeln**. Man weiß, daß die engliſche Regierung durch Aufrechterhaltung der biſchöflichen Kirche, in deren Schooße die nach altklöſterlicher Art eingerichteten Erziehungshäuſer (ſ. d. Art. **Collegien**) als bewährte Schulen der claſſiſchen Philologie beſtehen, hinlänglich für die geiſtige Wohlfahrt ihrer Völker geſorgt zu haben glaubt, den Unterricht der nicht zum Gelehrtenſtande beſtimmten Jugend aber dem Zufall und der Milde gemeinnütziger Privatgeſellſchaften überläßt.. Die Penſionsanſtalten, in denen der größte Theil der Jugend beiderlei Geſchlechts aus den höhern und mittlern Ständen erzogen wird, ſind nicht beaufſichtigt und von ſehr ungleichem Werth. Aus den Armenfonds werden in den Kirchſpielen Freiſchulen unterhalten, aber ſäumende Ältern nicht angehalten, ihre Kinder hineinzuſchicken. Für die Menge von Kindern, die man in den Fabriken braucht, ſind die Sonntagsſchulen ein ſehr dürftiges Surrogat des ihnen ſonſt gänzlich mangelnden Schulunterrichts. In London ſelbſt wachſen nach den neueſten Nachrichten bei 80,000 Kinder ganz ohne Schule auf, und wie kläglich es um die Methoden des Elementarunterrichts ſtehen mag, beweiſ't der große Beifall, den **Bell** und **Lancaſter** mit ihrer aus Sparſamkeit für einen Cötus von 1000 Kindern auf einmal berechneten und nur auf militäriſches Dreſſiren und Eintrichtern ausgehenden Lehrweiſe bei Großen und Kleinen in England gefunden haben. Etwas mehr thun die Diſſenters für ihre Schulen, doch die armen Katholiken in Irland dürfen keine öffentlichen Lehranſtalten haben. In **Schweden** ſteht das Schulweſen noch jetzt auf der Stufe, wo es im 17. Jahrhundert unter den deutſchen Proteſtanten war; die im Beſitz des Kirchengutes ihrer katholiſchen Vorfahren geſicherte Geiſtlichkeit zeigt wenig Neigung, etwas davon für den öffentlichen Unterricht zu verwenden und die Regierung iſt zu arm und jetzt zu eifrig auf völlige Abſchließung vom Auslande bedacht, als daß die Ideen neuerer deutſchen Pädagogen Eingang und Ausführung finden könnten. Das weite **Rußland** hat ſich ſeit 100 Jahren, wo es darin nur eine Kloſtererziehung für die Geiſtlichkeit und die ſchon von Wlademir dem Großen erzwungenen Erziehungshäuſer für die Söhne der Großen gab, mit Schulplanen getragen, die einigen Bildungsanſtalten für die höheren Stände in den Reſidenzen das Daſein gaben. Nach den Schulverordnungen des jetzigen Kaiſers ſollen Kreis-, Bezirks, und Kirchſpielſchulen im ganzen Reiche errichtet werden, um der tiefen Unwiſſenheit des bisher vernachläſſigten Volks abzuhelfen. Die **Kreisſchulen** beſtehen nun nach Art der deutſchen Gymnaſien in den meiſten Gouvernementsſtädten, die **Bezirksſchulen** in einigen Mittelſtädten, die Kirch-

ſpielſchulen aber noch auf ſehr wenigen Dörfer und das Meiſte und Beſte dieſer neuen Schöpfung ſoll erſt werden. Etwas früher gab es ſchon in den deutſchen Provinzen gute Gymnaſien und einige Bürger- und Landſchulen, doch ſind die letztern noch in ſehr unvollkommnem Zuſtande. Für die Cultur der katholiſchen Jugend haben die von der Kaiſerin Catharina II. in Weißrußland aufgenommenen Jeſuiten auf ihre Weiſe geſorgt. Polen, wo ſonſt nur der Adel durch Ordensgeiſtliche (Lazariſten, Piariſten, ehedem auch Jeſuiten) erzogen wurde, hatte vor ſeiner letzten Theilung einige gegen Ende des 18. Jahrhunderts geſtiftete Gymnaſien, Bürger- und Landſchulen, die es beſonders der Periode des preußiſchen Einfluſſes verdankte, doch lange noch keine vollſtändige Schulverfaſſung. Was die Plane des unter der herzoglich warſchauiſchen Regierung niedergeſetzten Erziehungsrathes für den Elementarunterricht beider Geſchlechter in allen Kirchſpielen beabſichtigten, iſt jetzt noch in ſeiner Entwickelung begriffen. Dänemark, aus dem literariſche Nahrung in die lateiniſchen Schulen der ſehr lernbegierigen Isländer kommt, Holland, hinter dem die katholiſchen Niederlande in der Sorge für den öffentlichen Unterricht weit zurückſtehen, und die Schweiz halten mit dem pädagogiſchen Streben des proteſtantiſchen Deutſchlands ziemlich gleichen Schritt. Die letztere könnte nach Peſtalozzi's Anregung für die Volksſchulen noch mehr gethan haben, doch findet man in einigen Cantonen Seminarien für Schullehrer, die Dänemark ſchon ſeit 40 Jahren hat. Eine weiſe Auswahl des Zweckmäßigſten aus dem großen Vorrathe neuerer pädagogiſcher Ideen iſt die von der däniſchen Regierung für die deutſchen Provinzen 1814 erlaſſene Schulordnung. Durch treffliche Anſtalten zur philologiſchen Bildung zeichnete ſich Holland ſchon lange aus, und die 1784 vereinigte Privatgeſellſchaft für das Gemeinwohl hat den Volksſchulen eine muſterhafte Einrichtung gegeben, die fortwährend beſteht. Doch nirgend wurde mehr über das Schulweſen verhandelt und auch im Großen und Kleinen dafür gethan, als in Deutſchland. Welche neuen Gattungen von Schulen hier entſtanden, haben wir ſchon oben erwähnt, und verweiſen in Rückſicht der Bildung des Landvolks auf den Artikel Landſchulen. Das meiſte bei dieſen Verbeſſerungen hatten deutſche Fürſten und Obrigkeiten gelegentlich und nach und nach veranſtaltet, eine allgemeine durchgreifende Organiſation des Schulweſens als National- und Regierungsangelegenheit aber im 18. Jahrhundert noch nicht unternommen. Baiern war der erſte größere Staat, der hierin ein Aufſehen erregendes Beiſpiel gab, da nach den ſeit 1806 ins Werk geſetzten königlichen Verordnungen das Erziehungs- und Unterrichtsweſen in dieſem Reiche ein wohlgegliedertes zuſammenwirkendes Ganzes wurde. Eine beſondere Section im Miniſterium des Innern iſt die Centralbehörde des baieriſchen Schulweſens, das alle die obengenannten Gattungen von Schulen in ſich faßt, bei den General-Kreiscommiſſariaten durch die Kreisſchulräthe vertreten und, was die niedern Volksſchulen betrifft, durch die Decane und Diſtrictsinſpectoren beaufſichtigt und geleitet wird. Für die beſſere Bildung und Beſoldung der Lehrer iſt dabei auf zweckmäßige Weiſe geſorgt und die anfangs nach franzöſiſchem Muſter verfügte Centraliſirung aller den Univerſitäten und Schulen gewidmeten Fonds zur oberſten Behörde in München als ein den Geſchäftsgang erſchwerender und die Adminiſtrationskoſten vermehrender Mißgriff 1816

durch Zurückgabe der Verwaltung dieſer Fonds an die Localbehörden theilweiſe wieder aufgehoben worden. Verſchweigen läßt ſich dabei nicht, daß die baierſchen Schulverbeſſerungsplane noch keinesweges ſo viel genützt und Gutes bewirkt haben, als bei einer mehr darauf vorbereiteten Nation und bei einem weniger gewaltſamen Verfahren möglich geweſen wäre. Die kleineren Staaten des proteſtantiſchen Deutſchlands ſind den größern in der Verbeſſerung des Schulweſens vorausgeeilt. Muſterhaft iſt es im Naſſauiſchen, im Lippe-Detmoldiſchen, im Anhalt-Deſſauiſchen und in den ſächſiſchen Herzogthümern eingerichtet, doch haben auch Würtemberg, Baden und Heſſen-Darmſtadt, ſo viel die unruhige Zeit erlaubte, für das Wohl der niedern Schulen gethan. Hannover und Braunſchweig verbeſſerten ſchon in den ſiebziger und achtziger Jahren des 18. Jahrh. die Gymnaſien und legten Seminarien für Landſchullehrer an; in neuern Zeiten ſcheint man dort etwas langſamer vorwärts zu gehen, was die unglückliche Periode der franzöſiſchen Herrſchaft wohl erklärt. Sachſen hatte die von den Reformatoren vorgezeichnete Bahn ſichern Schritts verfolgt und fand immer, im Einzelnen verbeſſernd und auf das Vorhandene bauend, bei den neueſten Regungen für die Sache der Schulen weniger nachzuholen als ſeine Nachbarn. Der Ruhm ſeiner Fürſtenſchulen hat ſich behauptet, die Sorge für gute Lehrer-Seminarien, die neuen Bürgerſchulen und die 1805 erlaßne Schulordnung beweiſen, daß auch hier das beſſere Neue verſtändig angewendet wird. Obwohl ſchon ſeit der Mitte des 18. Jahrh. von Berlin und Halle aus manche Schulverbeſſerung im Einzelnen bewirkt und durch das 1787 zu Berlin errichtete Oberſchulcollegium für eine zeitgemäße Einrichtung der Gelehrtenſchulen befriedigend geſorgt worden war, bedurfte Preußen doch im Ganzen ſehr jener Anregung, die das Volksſchulweſen dieſer Monarchie durch den edlen Willen des Königs ſeit 1808 erhielt. Die damals entworfenen Plane reifen der Ausführung immer mehr entgegen, und da die Verwaltung der Schulangelegenheiten neuerdings auf eine verſtändige Weiſe in den Organismus der Provinzialregierungen aufgenommen worden, an guten Anſtalten zur Bildung der Lehrer kein Mangel (eine neue iſt das Schullehrerſeminarium in Wittenberg) und auch die Geiſtlichkeit für die Sache der Schulen in lebhaftes Intereſſe gezogen iſt, dürfte es wohl, wenn die That dem Worte entſpricht, hier in wenigen Decennien zu einer wahren deutſchen Nationalbildung durch den öffentlichen Unterricht kommen. Glücklicher Weiſe werden die Mißgriffe, welche zufolge jenes heftigen Dringens auf Einführung der Realien durch eine zerſtreuende Vervielfältigung der Lehrgegenſtände in höhern und niedern Schulen, und durch ein übereiltes, eitles Hinaufſchrauben einzelner Schulen über ihren verhältnißmäßigen Standpunct nicht blos in den preußiſchen Ländern begangen und an dem baierſchen Schulplane ſo ſehr getadelt wurden, jetzt von der Mehrzahl der deutſchen Schulmänner erkannt und immer ſorgfältiger vermieden. Man hält es nicht mehr für nothwendig, daß auf den Gymnaſien die hiſtoriſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften in ihrem ganzen Umfange gelehrt, in den niedern Bürger- und Landſchulen aber die weitſchichtigen Stoffe der Naturgeſchichte und Technologie oder gar der Gewerb- und Landbaukunde in beſondern Lehrſtunden abgehandelt würden. Dagegen iſt das Leben der

Schulen jeder Gattung in Deutſchland heiterer und menſchlicher, die Zucht weiſer und våterlicher, das Local lichter und freundlicher und der die Lehrer beſeelende Geiſt gediegner und religiöſer geworden. Der deutſche Schulmann fühlt die Größe ſeiner Pflichten und die Würde ſeines Standes, welche von den übrigen Stånden immer mehr anerkannt wird, und auch die Regierungen geſtehen ein, wie viel für die Wohlfahrt und ſittliche Kraft der Völker auf die Beſchaffenheit ihrer Schulen ankommt. Selbſt die Juden nehmen Theil an den Wirkungen dieſer Denkart, indem ſie ſeit vierzig Jahren viele verbeſſerte und ganz neue Elementarſchulen für ihre Gemeinden erhalten oder ſelbſt geſtiftet haben. Außer Europa giebt es nur in den vereinigten Staaten von Nordamerika ein einigermaßen geordnetes Schulweſen, deſſen Erfolg jedoch für die Gelehrſamkeit bis jetzt unbedeutend und meiſt auf die Verbeſſerung des bürgerlichen Lebens beſchrånkt geweſen iſt. In den auf europäiſchen Niederlaſſungen beſtehenden Schulen für die Coloniſten- und Sklavenkinder erkennt man kaum irgendwo mehr als unvollkommene Nachbildungen der Schulen in den Mutterländern. So trägt der Jugendunterricht in Südamerika das Gepräge der ſpaniſchen Indolenz, das Schulweſen am Cap und in den Miſſionen bei den Hottentotten Merkmahle der holländiſchen Sorgfalt und Betriebſamkeit, der kleine Anfang des Negerunterrichts in Weſtindien Spuren engliſcher Sparſamkeit und franzöſiſcher Oberflächlichkeit. Ganz unabhängig von europäiſcher Cultur giebt es in Oſtindien, China, Japan und den übrigen Reichen des öſtlichen Aſiens Schulen verſchiedener Grade, worin Despotismus und Prieſtergeiſt die Jugend dreſſirt, wie er ſie braucht; auch Perſien unterhält jetzt Schulen, worin die Knaben aller Stände leſen und ſchreiben lernen; nur die Türkei und das nördliche Afrika beſchränkt noch nach alter Weiſe allen Unterricht auf die zu Auslegern des Korans und zu Staatsdienern beſtimmten Jünglinge. So hat Europa an ſeinen Schulen und Anſtalten zur Volksbildung ein Palladium ſeiner geiſtigen Überlegenheit, das ihm noch lange kein anderer Theil der Erde ſtreitig machen wird. E.

Schulen (philoſophiſche), ſ. d. Art. Philoſophie.

Schulen (künſtleriſche), Geſangſchulen, Mahlerſchulen, ſ. d. Art. Mahlerei, und die beſondern Art. Italieniſche Kunſt, Italieniſche Muſik, Franzöſiſche Muſik, Franzöſiſche Schule u. ſ. w.

Schulenburg (von). Aus dieſem ſeit dem 12. Jahrhunderte bekannten, dermalen noch in zwei Haupt- und mehrern Nebenlinien blühenden Geſchlecht nennen wir folgende: Matthias Johann Graf von der Schulenburg, geboren 1660, commandirte als Generallieutenant in ſächſiſchen Dienſten ein ſächſiſches Corps in Polen gegen Carl XII. Er wurde von dieſem am 12. October 1704 bei Puniz angegriffen, hielt zwar den Angriff aus, machte aber noch in der Nacht, unter den ſchwierigſten Umſtänden, faſt ganz ohne Cavallerie, und immer gegen einen kühnen und raſchen Feind kämpfend, einen nicht unberühmten Rückzug nach Schleſien. Er verließ 1711 die ſächſiſchen Dienſte, wurde Generalfeldmarſchall der Republik Venedig, und erwarb ſich durch die Vertheidigung der (1715) von den Türken belagerten Feſtung Corfu große Verdienſte, zu deren Andenken die Republik ſeine Bildſäule auf dem öffentlichen Platz zu Corfu ſetzen ließ. Schulenburg ſtarb zu Verona

1747. Achaz von Schulenburg, königl. preußiſcher Generallieutenant der Reiterei ꝛc., geboren 1669 zu Apenburg in der Altmark, ſtudirte zu Frankfurt und Wolfenbüttel, trat 1690 unter der Regierung des Churfürſten Friedrich III. in preußiſche Kriegsdienſte. Beſonders zeichnete er ſich in dem ſpaniſchen Erbfolgekriege aus, wo er bei Oudenarde (1708), Lille, Malplaquet (1709) und Mons rühmlich gefochten. Er ſtarb 1731 im 62. Jahre ſeines Alters. Großes Verdienſt hat er ſich um die Schulen für Soldatenkinder erworben. Sein Bild iſt von A. B. König in Kupfer geſtochen. Adolph Friedrich Graf von Schulenburg, königl. preuß. Generallieutenant der Reiterei, Ritter des ſchwarzen Adlerordens, geboren zu Wolfenbüttel 1635, ſtudirte auf der Ritterakademie zu Lüneburg, dann zu Utrecht. Vom J. 1705 bis 1713 befand er ſich in hannöverſchen Dienſten, und focht in den Schlachten von Oudenarde und Malplaquet als Major. Von hier trat er in preußiſche Dienſte, wo er unter Friedrich Wilhelm I. dem pommerſchen Feldzuge und dem am Rhein 1734 beiwohnte. Unter Friedrich II. focht er bei Molwitz (1741). Obgleich verwundet, verließ er die Schlacht nicht; eine zweite Wunde gab ihm den Tod. Levin Rudolph von der Schulenburg, königl. preuß. Generallieutenant und wirklicher Staats- und Kriegsminiſter, geboren 1727, befand ſich während des ſiebenjährigen Krieges immer in dem Gefolge Friedrichs II. Er ſtarb 1788. Der Graf von der Schulenburg-Wolfsburg, herzoglich braunſchweigiſcher Staatsminiſter, der nach dem Tode des Herzogs bei Quatre-Bras vom Prinz Regenten von England an die Spitze der Landesverwaltung im Herzogthum Braunſchweig geſtellt worden war, hatte ſich früher im preußiſchen Staatsdienſte, dann an der Spitze der Stände ſowohl im Königreiche Weſtphalen als im Königreiche Hannover allgemeine Achtung erworben. Er ſtarb zu Wolfsburg den 25. December 1818.

Schulmeiſter (Carl), hat ſich unter der Napoleoniſchen Regierung und unter Savary's Leitung als franzöſiſcher Polizeiofficiant und mitunter als franzöſiſcher Spion durch Schlauheit und Geiſtesgegenwart ſo berühmt gemacht, daß wir ihm hier eine kleine Stelle nicht verſagen können. Er iſt eigentlich ein geborner Badener, der als Kaufmann und als Smuggler verunglückte und dadurch gezwungen ward, ſich auf andere Induſtriezweige zu legen. So kam er nach Paris, ward hier Savary, der an der Spitze der geheimen oder ſogenannten Gegenpolizei (Contrepolice) ſtand, und durch dieſen Napoleon bekannt, bei dem er ſich ſo wohl zu empfehlen wußte, daß ihm derſelbe bald die wichtigſten und delicateſten Aufträge anvertraute. 1805 ſchlich er ſich unter der Maske eines öſterreichiſchen Generaloffiziers in Ulm ein, wußte ſich bei Mack geltend zu machen, und ihn zu den verkehrteſten Maßregeln zu bewegen. 1806 beim preußiſch-ruſſiſchen Feldzuge war er nicht minder thätig, und er ſtand ſeit dieſer Zeit in der Regel an der Spitze der franzöſiſchen Polizei, welche in Deutſchland zu wirken hatte. Er war 1807 in Königsberg und 1809 in Wien General-Polizeidirector. Bei dem Licenzſyſtem erhielt er ſpäter wichtige Aufträge in den engliſchen Häfen. Nach Napoleons Abdankung und Verbannung auf Elba war Schulmeiſter, wie behauptet wird, der Mittelpunct der ſogenannten Verſchwörung von Elba; wenigſtens wurde er bei der Rückkehr Napoleons von dieſem mit Ehren überhäuft und erhielt aufs neue die wichtigſten Aufträge. Man ſchreibt ihm die jedoch mißlun-

gene Entführung des jungen Napoleon zu, der ſeinem Plane zufolge zugleich mit dem Vater in Paris eintreffen ſollte. Er hatte ſich insbeſondere den Preußen verhaßt gemacht und Juſtus Gruner, 1815 Generaldirector der Polizei der verbündeten Armeen, ließ ihn nach der zweiten Einnahme von Paris aufſuchen, arretiren und nach Weſel bringen, jedoch wurde er nach einigen Monaten wieder entlaſſen. Er lebt jezt in der Nähe von Paris. Auf einem prächtigen Gute bei Straßburg hat er viele Kunſtſchätze aufgeſtellt.

Schulpforte ſ. Fürſtenſchulen.

Schultens (Albrecht), einer der berühmteſten Orientaliſten, war den 22. Auguſt 1686 zu Gröningen geboren, ſtudirte dort, zu Leyden und zu Utrecht, außer der Theologie, beſonders die arabiſche Sprache, wurde 1711 Prediger zu Waſſenaer bei Leyden, 1713 Profeſſor der orientaliſchen Sprachen, und 1717 Univerſitätsprediger zu Franecker. In der Benutzung des orientaliſchen Sprachſchatzes brach er eine beſſere Bahn, indem er die mit der hebräiſchen verwandten morgenländiſchen Sprachen, vorzüglich die arabiſche, kritiſcher benutzte, und eine neue, das Studium dieſer Sprache ſehr erleichternde Methode erfand. Sehr bald wirkte er durch dieſelbe auf ſeine Landsleute; ſpäter aber folgenreicher auf die Deutſchen. Vorzüglich geſchah dies durch die Origines hebraeae sive Hebraeae linguae antiquissima natura et indoles etc. Franec. 1724, T. 2. Lugd. Batav. 1738; noch mehr aber durch die Institutiones ad fundamenta linguae hebr. ibid. 1737, 4., von denen man einen holländiſchen und lateiniſchen Auszug hat. — Rühmlich traten in ſeine Fußſtapfen ſein Sohn, Johann Jacob, und ſein Enkel, Heinrich Albrecht Schultens. Erſterer, geboren zu Franecker den 19. September 1716, ſtudirte zu Leyden, wurde 1742 zu Herborn Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und der Gottesgelahrtheit und ſtarb dort 1778. Man hat von ihm mehrere gelehrte Diſſertationen und Abhandlungen. — Sein Sohn, Heinrich Albrecht, zuerſt von ſeinem Vater gebildet, ſtudirte nachher zu Oxford, und wurde nach ſeiner Rückkehr Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und der Alterthümer am Athenäum zu Amſterdam. Als ſein Vater ſtarb, erhielt er deſſen Stelle in Leyden und ſtarb den 12. Auguſt 1793, 44 Jahre 6 Monate alt. Er hinterließ mehrere gelehrte Werke, beſonders eine arabiſche Anthologie. S. auch H. A. Schultens, eine Skizze von Fr. Th. Rink. Riga 1794, 8

Schulz (Johann Chriſtoph Friedrich), zuletzt Hofrath und Profeſſor der Geſchichte am akademiſchen Gymnaſium zu Mietau, ward im Jahre 1762 zu Magdeburg geboren und erhielt durch die ſklaviſche Erziehung ſeines ſtrengen Vaters eine Art von Schüchternheit, die er erſt in ſpätern Jahren ganz abzulegen im Stande war. Als er einſt einer theatraliſchen Vorſtellung der Wäſerſchen Schauſpielergeſellſchaft beigewohnt hatte, und darüber in Entzücken gerathen war, entlief er den Ältern, um Schauſpieler zu werden, ward aber nicht angenommen und von ſeinem Vater mit Schlägen in die alte Ordnung der Dinge zurückgeführt. Nachdem er ſich während ſeiner Schuljahre beſonders auf die franzöſiſche Sprache gelegt hatte, wagte er es, die Univerſität zu Halle zu beziehen, wohin er ſieben Thaler an baarem Gelde mitbrachte. Seine Kenntniß der franzöſiſchen Sprache verſchaffte ihm dort fürs erſte das Nothwendigſte, indem er Bolts Nachrichten von dem gegenwärtigen Zuſtande von Bengalen überſetzte. Übrigens erwarben ihm

ſein Witz und ſeine gute Laune, bei allen Freunden und Landsleuten Unterſtützung und gaſtfreie Aufnahme. Trotz deſſen konnte es nicht fehlen, daß er nicht dann und wann hätte in Noth gerathen ſollen. In einer dieſer Verlegenheiten wachte ſeine alte Neigung zum Theater wieder in ihm auf, und er ging im Jahre 1780 nach Dresden, um dort Schauſpieler zu werden. Als dieſes Project ſich abermals zerſchlagen hatte, beſchloß er, in Dresden zu privatiſiren und ſich dort durch Schriftſtellerei zu ernähren. In dieſer Periode erſchien ſein Carl Treumann und Wilhelmine Roſenfeld; ferner Ferdinand von Löwenhain, Fritz oder die Geſchichte eines Belletriſten und andere Schriften. Anfangs war ſeine Lage in Dresden nicht die glänzendſte; ſie verbeſſerte ſich aber, nachdem er und ſeine Schriften bekannter geworden waren. Von Dresden ging er auf kurze Zeit nach Berlin und lebte bis zum Jahre 1791, ohne Amt und feſten Wohnſitz zu haben, theils zu Wien, Berlin und Weimar, theils auf Reiſen. Am längſten hielt er ſich zu Weimar auf, wo er ſich viele Freunde erwarb. In dieſer Periode bearbeitete er einige franzöſiſche Werke der ſchönen Literatur und ſchrieb beſonders ſeine beiden Kinderromane, Moritz und Leopoldine, welche allgemeinen Beifall erhielten. Die Jahre 1789 und 1790 brachte er in Paris zu. Die Frucht dieſes Aufenthalts war ſeine Geſchichte der großen Revolution in Frankreich, welche man für das wahrhaftigſte und unparteiiſchſte Gemählde aus jener Zeit erklärt hat, ſo wie ſein Werk über Paris und die Pariſer das lebendigſte und anſchaulichſte Gemählde jener kleinen Welt darſtellt. Von Paris kehrte er im Jahr 1790 nach Berlin zurück, wo er einen Ruf als Profeſſor der Geſchichte am akademiſchen Gymnaſium zu Mietau erhielt und annahm. Ehe er dahin abging, ertheilte ihm noch der Herzog von Weimar das Hofrathsdiplom. In Mietau wurde er als Lehrer und als Menſch nicht allein ſehr hoch geſchätzt, ſondern bekam auch Gelegenheit, als Deputirter des Bürgerſtandes von Curland auf dem Reichstage zu Warſchau im Jahre 1791 eine glänzende Rolle zu ſpielen. Durch ſeine geſchickten Deductionen und Unterhandlungen wurde nämlich die Sache des Bürgerſtandes, die er zu vertheidigen hatte, ſo wie die Sache des Herzogs gegen den Adel, im Ganzen ſehr günſtig entſchieden. Ob nun gleich daraus ſich weiter keine erſprießlichen Folgen ergaben, ſo brachte Schulzens Reiſe nach Warſchau doch ſeine Reiſe eines Liefländers durch Polen hervor. Im Jahre 1793 machte er eine Reiſe nach Italien, von wo er im folgenden Jahre zurückkehrte und ſich dann abwechſelnd in Wien, Berlin, Jena und Weimar aufhielt. Im Jahre 1795 wurde er durch politiſche Verhältniſſe nach Mietau zurückberufen. Hier nahm bald ſeine Kränklichkeit ſo zu, daß ſie in völlige Raſerei überging, an welcher er auch kurz darauf im Monat October 1797 ſtarb. Die Werke, welche Schulz in der Gattung des Romanes geliefert hat, zeichnen ſich durch einen leichten fließenden Styl, durch lebhaftes blühendes Colorit, durch guten Ton und durch zarte Behandlung der aus dem menſchlichen Leben rein aufgefaßten Charaktere aus. Seine italieniſche Reiſebeſchreibung, von der nur Bruchſtücke unter ſeinem Nachlaſſe gefunden wurden, iſt hernach von einem andern Gelehrten ergänzt und, wenn wir nicht irren, im Jahre 1798 im Druck erſchienen.

Schulz (Friedrich Auguſt). Dieſer unter dem Namen Friedrich Laun bekannte Romanſchriftſteller iſt im Jahre 1770 zu Dres-

den geboren. Obſchon von Kindheit an für die Wiſſenſchaften erzogen, ſah er ſich doch durch widrige ökonomiſche Verhältniſſe genöthigt, ſeine akademiſche Ausbildung, als ſie eben beginnen ſollte, auf eine günſtigere Zeit zu verſchieben und inzwiſchen zur Annahme einer Stelle bei der Kanzlei des geheimen Finanzcollegiums ſich zu entſchließen. Unter fortgeſetzten Studien gelang es ihm, im Jahre 1797 jene Stelle wieder aufgeben, und auf der Univerſität Leipzig ſeinen Zweck weiter verfolgen zu können. Im Jahre 1800 kehrte er nach Dresden zurück. In demſelben Jahre erſchien von ihm die Erzählung: der Mann auf Freiers Füßen und mehrere andere Erzählungen, die wegen ihrer gefälligen und naiven Leichtigkeit ein großes Leſepublicum erhielten. Die Gattung des Muntern und Naiven iſt ſeinem Talent überhaupt am angemeſſenſten, das von Manier nicht ganz frei iſt. Über die ganz zufällige Wahl des Namens Laun und daß er damit keinesweges ein arrogantes Hindeuten auf den Inhalt beabſichtigte, hat ſich Schulz in ſeinem ſpätern Romane: das Schloß Rieſenſtein (erſter Theil S. 154) erklärt. Außer vielen, theils in Zeitſchriften und Taſchenbüchern, theils beſonders abgedruckten Erzählungen und Romanen (z. B. Glitts geſellige Abende 1817) war er auch mit A. Apel Herausgeber des Geſpenſter- und Wunderbuchs. Er iſt ſeit 1807 als expedirender Secretär bei der Commerzdeputation in Dresden angeſtellt.

Schulze, zuſammengezogen aus Schuldheiß, heißt derjenige, der an einem Orte die Gerichtsbarkeit ausübt, beſonders in Dörfern der Vorſteher der Dorfgemeinde; doch giebt es auch Stadtſchuldheiße.

Schulze (Johann Abraham Peter), einer der ſcharfſinnigſten muſikaliſchen Theoretiker und ein claſſiſcher Componiſt für den Geſang, wurde zu Lüneburg 1740 geboren, bildete ſich unter Kirnberger in Berlin, bereiſ'te im Dienſte einer polniſchen Fürſtin (1770) Frankreich und Italien, wurde 1780 Capellmeiſter des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg, ging 1787 nach Kopenhagen, wo er gleichfalls als Capellmeiſter angeſtellt wurde, privatiſirte wegen Kränklichkeit ſeit 1795 zu Schwedt, und ſtarb daſelbſt den 10. Junius 1800. Mit dem allgemeinſten Beifall wurden ſeine Geſänge am Clavier 1779, ſeine Lieder im Volkston, 3 Theile, 1782 bis 1790, Uzens lyriſche Gedichte religiöſen Inhalts 1784, und religiöſe Oden und Lieder 1786 aufgenommen. Vornehmlich gehören aber ſeine Oratorien, Chöre und Geſänge aus Racine's Athalia 1785, Minona 1786, die Oper Aline 1789 zu dem Vollendetſten, was die Kunſt in dieſem Fache aufzuweiſen hat. Er erfand eine Methode, Partituren großer Muſikwerke in den kleinſten Octavformaten auf wenige Bogen mittelſt Chiffern abzudrucken. Sein Oratorium: Johannes und Marie, iſt auf dieſe Art 1791 zu Kopenhagen gedruckt. Zu Sulzers Theorie der ſchönen Künſte lieferte er viele muſikaliſche Artikel.

Schulze (Ernſt Conrad Friedrich). Dieſer durch einen frühen Tod in der Blüthe ſeines Lebens uns entriſſene geniale Dichter war 1789 zu Zelle geboren. Als ein lebhafter Knabe zeigte er mehr Anlagen als Fleiß. Sein Dichtertalent, durch die Lectüre von Ritterbüchern und Feenmährchen geweckt und genährt, entwickelte ſich früh. Dagegen gewann er die gelehrten Studien nur allmählig lieb. Im J. 1806 ging er nach Göttingen, um Theologie zu ſtudiren, die er aber bald mit der Philologie vertauſchte, da er den Vorſatz faßte,

ſich zum Lehrer der alten Sprachen und der ſchönen Literatur zu bilden. In der Poeſie war ihm damals Wieland Muſter und Bouterweck, dem er ſeine Verſuche vorlegte, Richter und Rathgeber. In dieſe Zeit fällt ſein erzählendes Gedicht Pſyche, welches ſehr gelungene Stellen enthält und die Gewandtheit des achtzehnjährigen Verfaſſers in der poetiſchen Behandlung der Sprache, wie in der Kunſt des Styls beurkundet. Das Leben hatte er bisher von der heiterſten Seite angeſehen. Ernſter und bedeutender mußte es ihm werden, als ſich die Liebe ſeines Herzens bemächtigte. Seine Phantaſie ſuchte einen Gegenſtand, in dem ihm die Idee des Schönen verkörpert erſchien; ſie fand dies Ideal in der liebenswürdigen Cäcilie, der er ſich fortan mit aller Schwärmerei, der je ein junges Dichtergemüth fähig geweſen, widmete. Dabei ſetzte er ſeine philologiſchen Studien fleißig fort und promovirte in der philoſophiſchen Facultät. Aber die ſchöne Gegenwart, in der er ſich ſo glücklich fühlte, dauerte nicht lange. Die angebetete Cäcilie ſtarb als Opfer einer Krankheit, die faſt ein Jahr lang an ihrem Leben genagt hatte. Während dieſer Zeit erreichte Schulze's Enthuſiasmus für ſie ſeine äußerſte Höhe, und ſobald ſein Schmerz ruhiger geworden, faßte er den Entſchluß, ſie durch ein Gedicht zu verherrlichen, auf das er ſeine ganze geiſtige Kraft wenden wollte. So entſtand die Cäcilie, ein romantiſches Gedicht in zwanzig Geſängen, das er in dem kurzen Zeitraum von drei Jahren vollendete. Wir ſehen auf dem düſtern und grauenvollen Hintergrunde dieſer Dichtung, deren Stoff nur locker mit einer hiſtoriſchen Begebenheit zuſammenhängt und eigentlich reine Erfindung des Dichters iſt, das Milde und Edle im ſtärkſten Contraſte mit dem Furchtbaren und Schauderhaften hervortreten. Die Roſe, die ihm ein Sinnbild des Köſtlichſten auf der Welt geworden war, finden wir ſchon hier gefeiert; ſpäter geſchah es noch in einem andern Gedichte. Einzig zu bedauern iſt, daß der Dichter, verführt durch das Beiſpiel Wielands, deſſen bequeme und laxe Manier überhaupt einen entſchieden nachtheiligen Einfluß auf unſere Poeſie gehabt hat, für ſein Gedicht die unregelmäßige Stanze ſtatt der echten Octave wählte und dadurch verhindert wurde, daſſelbe auch in einer vollendeten Form darzuſtellen. Nebenher entfloſſen eine Menge kleiner Gedichte ſeiner Feder. Mehrere der ältern gab der Verfaſſer 1813 in einer Sammlung heraus. Dieſe Thätigkeit wurde nur 1814 durch den Krieg gegen Frankreich unterbrochen, an welchem Schulze als Freiwilliger in dem Grubenhagenſchen Jägerbataillon Theil nahm. Die militäriſchen Beſchwerden und Entbehrungen wirkten günſtig auf ihn; ſein Geiſt erheiterte ſich, und ſeine durch Bruſtſchmerzen bedrohte Geſundheit ſtärkte ſich. Aber dieſe Vortheile waren nicht dauernd. Nach dem bald erfolgten Frieden kehrte er nach Göttingen zurück, theils um ſeine Cäcilie zu vollenden (was auch im December 1815 geſchah), theils um ſeine philologiſchen Studien, bis er eine Profeſſur erhielte, fortzuſetzen. Sein Trübſinn kehrte zurück und machte ihn immer verſchloſſener, ſein Geſundheitszuſtand ward aufs neue bedenklich. Sich dieſer ungünſtigen Gegenwart, deren nachtheiligen Einfluß er fühlte, zu entreißen, beſchloß er eine Reiſe nach Italien. Schon arbeitete ſeine Phantaſie an einem zweiten romantiſchen Gedichte, das ihm, wie er meinte, nur in dem Vaterlande Arioſts, mit deſſen Roland es eine gewiſſe Ähnlichkeit haben ſollte, gelingen könne. Im Sommer 1816 beſchäftigten ihn die Vorbereitungen auf die Reiſe; im Herbſte unternahm er eine Fußwanderung durch die

Rhein- und Maingegenden, auf der ſeine Geſundheit litt. Nach ſeiner Rückkunft nahmen ſeine Bruſtſchmerzen zu, ſeine Kräfte ab. Schon ſehr erſchöpft, ſchrieb er das liebliche Gedicht: die bezauberte Roſe, welches den in der Urania ausgeſetzten Preis gewann, und durch ſeinen zarten ſinnigen Inhalt, wie durch ſeine ſchönen Verſe fortdauernd gefallen wird. Inzwiſchen hatte ſich der Zuſtand ſeiner Bruſt immer mehr verſchlimmert. Dennoch reiſ'te er im Frühjahr 1817 nach Celle, ſeinen nahen Tod nicht ahnend, welcher am 26. Junius 1817 im neun und zwanzigſten Jahre ſeines Alters erfolgte. Schulze's poetiſcher Nachlaß iſt von ſeinem Freunde und Lehrer Bouterweck in vier Bänden herausgegeben worden. Die beiden erſten enthalten die Cäcilie, der dritte des Dichters poetiſches Tagebuch, eine Reihe der zarteſten und lieblichſten Gedichte an ſeine Geliebte, die er nach dem Tode derſelben an ihre Schweſter richtete, auf welche er ſeine Liebe gleichſam übergetragen hatte; eine Folge von Sonetten unter der Überſchrift: Reiſe durch das Weſerthal; endlich das Jugendgedicht Pſyche. Der vierte Band, welcher unter der Preſſe iſt, wird vermiſchte Gedichte und die bezauberte Roſe, welche außer der Urania bereits zum zweitenmal in einem beſondern Abdruck erſchienen iſt, enthalten und zugleich mit dem Bilde des Dichters geziert ſein. Über die Cäcilie enthält das vierte Heft der wiener Jahrbücher der Literatur für 1818, über die bezauberte Roſe die Urania für 1818 und der beſondere Abdruck derſelben eine gediegene leſenswerthe Beurtheilung.

Schuſter (Joſeph), ein ehemals ſehr beliebter Componiſt, wurde zu Dresden 1748 geboren. Schon frühzeitig für Muſik beſtimmt, trat er in Geſellſchaft des berühmten Naumann 1765 eine Reiſe nach Italien an, ſtudirte zu Neapel bei Pera den Contrapunct, und erwarb ſich ſchon damals, unterſtützt durch Naumanns Anweiſungen, mit verſchiedenen Opern Beifall auf den italieniſchen Theatern, wiewohl die Italiener behaupteten, er ſei im Kirchenſtyle trefflicher. Nach ſeiner Zurückkunft machte er ſich dem Churfürſten durch ſeine Compoſitionen bemerkbar, und ward (1772) Kirchen- und Kammercompoſiteur. Auf mehrern mit Bewilligung ſeines Fürſten wiederholten Reiſen nach Italien erntete er anſehnliche Belohnungen und den größten Beifall ein, und wurde endlich 1787 zum wirklichen churfürſtlich ſächſiſchen Capellmeiſter ernannt. — Durch ſeine gefälligen und muntern Opern-Compoſitionen und durch ſein Lob der Muſik — allen Liebhabern der Muſik ſattſam bekannt — hat er den Ruf eines der beliebteſten Tonſetzer erlangt. Er ſtarb im Jahre 1812.

Schuß, ſ. Schießen.

Schüte, Schuite, nennen die Holländer einen großen Kahn ohne Maſten und Segel, welcher 2 bis 4 Laſten trägt; desgleichen auch Schaluppen, welche bei den Segeln zugleich auch Ruder führen.

Schütter-Quäker oder **Shakers** heißen die Glieder einer religiöſen Secte, die mit den Quäkern in Rückſicht der Verwerfung des geiſtlichen und obrigkeitlichen Standes, der Kriegsdienſte, des Eidſchwurs, der Höflichkeitsbezeigungen, des Luxus und des äußern Gebrauchs der Sacramente, ſo wie in der Meinung, daß der heil. Geiſt Allen ohne Unterſchied ſeine Offenbarungen mittheile, übereinſtimmt, ſonſt aber auf keine Weiſe mit ihnen zuſammenhängt. Ihre Stifterin war die Concubine eines engliſchen Offiziers, Anna

Leeſe, die 1774 nach Nordamerika kam und ſich unter dem Vorgeben, ſie ſei das auserwählte Weib, von dem in der Offenbarung Johannes Cap. 12 die Rede iſt, Anhänger zu verſchaffen wußte, die ihr eine geheimnißvolle Gemeinſchaft mit Gott und untrügliche prophetiſche Kraft zuſchrieben und allen himmliſchen Segen durch ihre Vermittlung erwarteten. Die erſte Niederlaſſung ihrer Gemeinde entſtand zu Nisquenia unweit Albany in New-York; zwei andere Colonien haben ſich ſeitdem in derſelben Landſchaft gebildet, und beſtehen noch jetzt, obgleich Anna Leeſe ſchon 1734 ſtarb und erſt John Whitacker, nach deſſen Tode (1787) aber Joſeph Meacham (der 1801 noch lebte) als Propheten und Oberhäupter der Secte zu Nachfolgern hatte. Ihr Name Shakers, Schütterer, rührt von den ſchnellen Schwengungen im Kreiſe und tanzartigen Sprüngen her, welche den Hauptact ihres Gottesdienſtes ausmachen und kunſtmäßig eingeübt werden. Ihr Gottesdienſt beginnt mit ſchweigendem Harren, an das ſich abwechſelnd kurze Geſänge, lautes Seufzen, Stöhnen und Murmeln, in das die ganze Verſammlung einſtimmt und jene wunderlichen, oft ſehr heftigen und angreifenden, aber jederzeit genau nach Regeln und Tact abgemeſſenen körperlichen Bewegungen, an denen beide Geſchlechter Theil nehmen, bisweilen auch Ermahnungsreden und Gebete des Älteſten anſchließen. Jede Gemeinde wird von einem Älteſten regiert, der als Stellvertreter des Oberhauptes in Sachen der Disciplin und Polizei blinden Gehorſam fodern darf. Die Glieder theilen ſich nach der Verſchiedenheit des Alters und religiöſen Anſehens in Claſſen ab, von denen die höheren Beſchtiger und Führer der niedern ſind. Jedes Mitglied hat eine berathende Stimme in Sachen des Glaubens. Als Regel deſſelben achten ſie das N. Teſtament, verwerfen aber (obgleich Chriſtus von ihnen als Verſöhner der Menſchen mit Gott geehrt wird) die Dreieinigkeitslehre, die Gnadenwahl, die Ewigkeit der Höllenſtrafen und die Ehe. Darum findet bei ihnen weder ein Familienleben, noch eine Fortpflanzung Statt. Die Frauenzimmer wohnen in abgeſonderten Häuſern beiſammen, wie die Mannsperſonen; jede Geſchlechtsverbindung wird hart beſtraft. Die Secte vermehrt ſich nur durch Aufnahme neuer Mitglieder, die, wenn ſie verheirathet ſind, ihrer Ehe gänzlich entſagen müſſen. Auf dieſe Art ſoll durch Unterdrückung alles Fleiſchlichen die Sünde Adams abgethan werden. Ihre Zeit bringen ſie mit Feld- und Gartenbau und künſtlichen Handarbeiten zu, deren Ertrag der Gemeinde gehört, da keiner Privateigenthum haben darf, ſondern alle ihre Güter gemeinſchaftlich ſind, unter Verwaltung des Älteſten ſtehen und, ſo weit als nöthig, zur Befriedigung der körperlichen Bedürfniſſe Aller angewendet werden. Eine einfache, durchaus gleiche Tracht und eine gänzliche Abſchließung vom Weltverkehr erhöht dieſen durch ihre Disciplin beabſichtigten Gemeingeiſt. Ihre Beobachter rühmen die Reinheit ihrer Sitten, ihre Geſchicklichkeit und Arbeitſamkeit. Noch haben ſie ſich genaueren Nachforſchungen zu ſehr entzogen, als daß über die religiöſe Bedeutung ihres Gottesdienſtes, bei welchem jene Tänze Ausbrüche der Freude über die beſiegte Sünde ſein ſollen, vollſtändigere Erklärungen gegeben werden könnten. Ihre Anzahl beläuft ſich kaum auf 1000 Seelen und ſoll jetzt im Abnehmen ſein.

E.

Schutzverwandte ſind diejenigen Perſonen, welche, ohne bürgerliche Abgaben und Laſten zu tragen, oder an bürgerlichen Ver-

hältniſſen Theil zu nehmen, mit Erlaubniß der Stadtobrigkeit in einer Stadt wohnen; dahin gehören auch die Ehrenbürger und die Juden.

Schütz (Chriſtian Gottfried), einer unſerer gründlichſten, thätigſten und verdienſtvollſten Philologen, geboren zu Dederſtedt im Mansfeldiſchen 1747. Er begann ſeine Laufbahn als akademiſcher Lehrer in Halle, wo er ſeit 1776 als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie angeſtellt war. Im J. 1779 ward er ordentlicher Profeſſor der Beredſamkeit und Dichtkunſt in Jena, erhielt 1789 den Charakter als ſachſen-weimariſcher Hofrath, und ging 1804 als ordentlicher Profeſſor der Beredſamkeit und alten Literatur, wie auch Director des philologiſchen Seminars wieder nach Halle, wo er noch in ſeinem hohen Alter raſtlos fortfährt, ſich um die Univerſität wie um die gelehrte Welt verdient zu machen. Von den alten Schriftſtellern hat er vornehmlich den Äſchylus und Cicero bearbeitet und von beiden ſehr ſchätzbare Ausgaben geliefert. Die allgemeine Literaturzeitung, welche er 1785 gemeinſchaftlich mit Bertuch gründete, und bis 1804 zu Jena, ſeitdem aber zu Halle herausgab und noch herausgiebt, würde allein hinreichen, ihm, als ihrem Redacteur, ein bleibendes ehrenvolles Andenken in unſerer Literatur zu erhalten; er hat es ſich aber noch feſter begründet durch eine Reihe nützlicher und gehaltvoller Schriften, von denen Meuſel ausführliche Nachricht giebt.

Schütz (Henriette Hendel-). Dieſe allgemein berühmte Frau, in welcher ihr Vaterland eine ſeiner erſten tragiſchen Schauſpielerinnen, und ihr Zeitalter die größte mimiſche Künſtlerin verehrt, iſt die Tochter des ebenfalls ſehr ausgezeichneten Schauſpielers Schüler. Dieſer ließ ſie von ihrem fünften Jahre an durch geſchickte Lehrer in der Declamation und im Tanzen unterrichten. Schon als Kind erwarb ſie ſich in der Tanzkunſt eine ſolche Fertigkeit, daß ſie bei der königlichen Schaubühne zu Berlin, deren Mitglied ihr Vater war, förmlich für das Ballet angeſtellt wurde. Der berühmte Engel, damaliger Director des berliniſchen Theaters, ſcheint ihre ſeltenen Anlagen richtig erkannt zu haben, denn er nahm ſie zu ſich, und ertheilte ihr ſelbſt Unterricht in der Geſchichte, Mythologie Verskunſt, in Sprachen und Declamation. In ihrem 16. Jahre verheirathete ſie ſich mit dem trefflichen Tenoriſten Eunike (in Berlin) und wurde mit ihrem Gatten bei dem damaligen churfürſtlichen Hoftheater zu Mainz, nachher zu Bonn, angeſtellt. Hier erwarb ſie ſich bald ungetheilten Beifall als erſte Liebhaberin. Im J. 1792 ward ſie nebſt ihrem Gatten nach Amſterdam zu dem dort errichteten deutſchen Theater berufen, welches am 11. November 1793 mit Kotzebue's Indianern in England eröffnet wurde. Sie ſpielte die Rolle der Gurli, und riß die zahlreiche Verſammlung zu Entzücken und Verwunderung hin. Der franzöſiſche Revolutionskrieg, der bald nachher auch Holland zu bedrohen anfing, machte dem deutſchen Theater ſchon nach einem Jahre ein Ende. Madam Eunike verließ daher Amſterdam und begab ſich im October 1794 nach Frankfurt am Main. Hier wurde ihr Talent für die Pantomime zuerſt durch den berühmten Mahler Pfarr geweckt. Dieſer gab ihr unter andern das Rehbergiſche Kupferwerk von den Attitüden der Lady Hamilton, ſo wie einige Zeichnungen von Wilhelm Tiſchbein in Neapel. Hiernach ſtudirte ſie die Kunſt der Pantomime; aber zwölf Jahre wandte ſie an zu Verſuchen und Übungen, bevor ſie ſich

öffentlich damit zeigte. Inzwiſchen folgten beide Gatten im J. 1796 einem vortheilhaften Rufe an das königliche Nationaltheater zu Berlin. Zehn Jahre lang gehörte ſie hier unter Ifflands Leitung zu den erſten Zierden der deutſchen Bühne. Wenn ſie als Margarethe in den Hageſtolzen durch Innigkeit und Herzlichkeit entzückte, ſo erſchütterte ſie tief als Merope, Medea, Lady Macbeth, Gräfin Terzky u. ſ. w., lauter Rollen, in denen ſie gewiß allen unvergeßlich iſt, die ſie darin geſehen haben. Inzwiſchen hatte ſie ſich von ihrem erſten Gatten getrennt und mit dem Doctor Mayer verheirathet. Sie folgte demſelben nach Stettin, trennte ſich aber auch wieder von ihm, und verheirathete ſich 1806 mit dem dortigen Stadtarzt, Doctor Hendel. Dieſer Ehe machte ſchon nach ſieben Monaten der Tod ihres Gatten ein Ende, der als Oberarzt der franzöſiſchen Spitäler ein Opfer des Typhus wurde. Die Umſtände bewogen ſie, zur Schaubühne zurückzukehren. Im October 1807 unternahm ſie eine Kunſtreiſe von Stettin über Berlin nach Halle. Hier lernte ſie ihren jetzigen Gatten, den Sohn des berühmten Philologen Schütz, kennen, der damals als Profeſſor der ſchönen Künſte auf der Univerſität Halle angeſtellt war. Kaum waren beide mit einander verheirathet, als die Univerſität von Napoleon, wenigſtens einſtweilig, aufgehoben wurde. In dieſer Lage vertauſchte Herr Schütz an der Seite ſeiner Gattin die akademiſche Laufbahn mit der theatraliſchen, und erwarb ſich bald im Tragiſchen wie im Komiſchen einen ehrenvollen Platz unter den deutſchen Schauſpielkünſtlern. Beide haben ſeitdem nicht nur die vornehmſten Städte Deutſchlands, ſondern auch Rußland, Schweden und Dänemark beſucht und ſich allenthalben den verdienteſten Ruhm erworben. Nach einer im Jahre 1816 nach Holland unternommenen Kunſtreiſe begaben ſie ſich im Sommer 1817 nach Paris, wo das pantomimiſche Talent unſerer Künſtlerin nicht nur in den gebildetſten und angeſehenſten Privatcirkeln, ſondern auch von den competenteſten Richtern, z. B. einem Millin, öffentlich anerkannt wurde. Seitdem haben ſie ſich völlig in Halle niedergelaſſen, wo Herr Schütz von neuem als Profeſſor angeſtellt iſt. Über die Stelle, welche Frau Hendel-Schütz als pantomimiſche Künſtlerin einnimmt, herrſcht bei allen gründlichen Kennern nur eine Stimme; unter allen ihren Nebenbuhlern ragt ſie bis jetzt unübertroffen hervor. Man vergleiche übrigens, was im Art. Attitüde von ihr geſagt worden iſt.

Schütze (Sagittarius), ein Sternbild des Thierkreiſes. S. Sternbilder.

Schützengeſellſchaft, ſ. Scheibenſchießen.

Schuwaloff (Graf von), ruſſiſcher Generallieutenant und Generaladjutant des Kaiſers Alexander, hat ſich in den Jahren 1812 bis 1815 durch mancherlei wichtige Aufträge in der diplomatiſchen Welt bekannt gemacht, nachdem er früher in allen Feldzügen der ruſſiſchen Armee gegen Napoleon mit größter Auszeichnung gedient hatte. In dem Feldzuge von 1813 unterhandelte er mit Caulaincourt den Waffenſtillſtand vom 4. Junius. Nach der Schlacht von Leipzig wurde er zum Generalgouverneur des Königreichs Sachſen ernannt, aber ſchon einen Tag nachher durch den Fürſten Repnin in dieſem Poſten erſetzt. In dem franzöſiſchen Feldzuge von 1814 erhielt er nach der Einnahme von Paris den delicaten Auftrag, die Kaiſerin Marie Louiſe in Blois aufzuſuchen, ſie von den eingetretenen Verhältniſſen zu unterrichten und ſie einzuladen, den Wünſchen ihres erlauch-

ten Vaters zu folgen. Dann erhielt er den nicht minder wichtigen Auftrag (in Verein mit dem öſterreichiſchen General Koller, dem preußiſchen General Waldburg-Truchseß und dem engliſchen Capitän Campbel), Napoleon nach der Inſel Elba zu begleiten.

Schwabacher Artikel heißt ein von Luther für den Convent, den deutſche proteſtantiſche Fürſten und Städte im October 1529 zu Schwabach hielten, abgefaßtes Glaubensbekenntniß ſeiner Partei, welches die der ſchweizeriſchen Lehre ergebenen ſüddeutſchen Städte, wegen der darin allzuſtreng behaupteten Anſicht Luthers von der leiblichen Gegenwart Chriſti im h. Abendmahl nicht unterſchreiben wollten. Daher wurden dieſe von den ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen angenommenen Artikel ein Haupthinderniß der Vereinigung der Lutheriſchen mit der Zwingliſchen Partei. E.

Schwabacher Schrift, ſ. Schriften und Schriftgießereien.

Schwaben, ſchwäbiſcher Kreis, war einer von den zehn Kreiſen, in welche Deutſchland vor der 1806 erfolgten Auflöſung der deutſchen Reichsverfaſſung eingetheilt war, und begriff den ſüdweſtlichen Strich von Deutſchland, eine der ſchönſten und fruchtbarſten Landſchaften unſers Vaterlandes, von der Donau von Südweſten nach Nordoſten durchfloſſen und von dem Schwarzwalde an der Weſtſeite, von der Alp im Innern, und von den allgauer Alpen an der Südoſtſeite durchzogen, zwiſchen Frankreich, Helvetien (gegen welche Länder der Rhein und der Bodenſee die Grenze machten), Öſterreich, Baiern, Franken und den Rheinkreiſen gelegen, ungefähr 620 Quadratmeilen groß und mit 2,200,000 Einwohnern, ſehr ergiebig an Getreide, Wein und Obſt, obgleich mehr bergig als eben. Die Beſtandtheile dieſes unter allen deutſchen Kreiſen in die meiſten und kleinſten Staaten zerſtückelten Kreiſes waren: die Hochſtifte Conſtanz und Augsburg, die gefürſtete Probſtei Elwangen, die gefürſtete Abtei Kempten, die Abteien Salmansweiler, Weingarten, Ochſenhauſen, Elchingen, Irſee, Urſperg, Kaiſersheim, Roggenburg, Roth, Weißenau, Schuſſenried, Marchthal, Petershauſen, Wettenhauſen, Zwiefalten, Gengenbach, Neresheim, Heggbach, Guttenzell, Rothmünſter, Baindt, Söflingen, Isni, Lindau und Buchau, das Herzogthum Würtemberg, die Markgrafſchaft Baden, die Fürſtenthümer Hohenzollern und Lichtenſtein, die Landgrafſchaften Klettgau, Stühlingen und Baar, die Deutſch-Ordens-Comthurei Altſchhauſen, die Grafſchaften Thengen, Heiligenberg, Öttingen, Friedberg-Scheer, Königsegg, Eberſtein, Hoben-Ems, Bondorf, Hohen-Geroldseck, die gräflich Fuggeriſchen Lande, die Grafſchaft und Herrſchaften der Reichserbtruchſeſſen von Waldburg, ferner die Herrſchaften Trochtelfingen, Jungnau, Wieſenſteig, Hauſen, Möskirch, Tetnang nebſt Argen, Mindelheim, Schwabeck, Gundelfingen, Juſtingen, Eglof, Tannhauſen und Burg nebſt Neu-Sickingen und folgende 31 Reichsſtädte: Augsburg, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Nördlingen, Schwäbiſch-Hall, Rothweil, Überlingen, Heilbronn, Schwäbiſch-Gmünd, Memmingen, Lindau, Dünkelsbühl, Biberach, Ravensburg, Kempten, Kaufbeuern, Weil, Wangen, Isni, Leutkirch, Wimpfen, Giengen, Pfullendorf, Buchhorn, Aalen, Bopfingen, Buchau, Offenburg, Gengenbach und Zell am Harmersbach. Die anſehnlichſten unter dieſen vielen Ländern waren die würtembergiſchen, die badiſchen und die fürſtenbergiſchen Lande. Jetzt ſind nur wenige von der Menge Staaten dieſes Kreiſes geblieben und als Mitglieder des

deutſchen Bundes aufgenommen, nämlich Würtemberg, Baden, die beiden Linien Hohenzollern und Lichtenſtein. Außerdem ſind viele ſchwäbiſche Kreislande zum Königreich Baiern, und ein kleiner Bezirk zum Großherzogthum Heſſen gekommen, und Hohen-Geroldseck iſt noch proviſoriſch im Beſitze Öſterreichs, ſo daß alſo jetzt von dieſen ſchwäbiſchen Kreislanden beſitzen: 1. **Würtemberg** das vormalige Herzogthum: Würtemberg, Elwangen, Weingarten, Ochſenhauſen, Roth, Weißenau, Schuſſenried, Marchthal, Zwiefalten, Neresheim, Hegzbach, Guttenzell, Rothmünſter, Baindt, Buchau, Söflingen, Isni, Theile von Öttingen und Königsegg, Friedberg-Scheer, einen Theil der Fuggeriſchen Lande, die Grafſchaft und Herrſchaften der Reichserbtruchſeſſen von Waldburg, Tettnang nebſt Argen, Juſtingen, Eglof, Eßlingen, und die Reichsſtädte Weil, Heilbronn, Reutlingen, Rothweil, Bopfingen, Schwäbiſch-Gmünd, Schwäbiſch-Hall, Aalen, Ulm, Giengen, Wangen, Isni, Leutkirch, Buchau, Biberach, Ravensburg und Buchhorn; 2. **Baiern**: Augsburg, Kempten, Elchingen, Irſee, Urſperg, Kaiſersheim, Roggenburg, Wettenhauſen, Lindau, Theile von Alſchhauſen und den Fuggeriſchen Landen, die größten Theile von Öttingen und Königsegg, Mindelheim, Schwabeck, Gundelfingen, Tannhauſen und die Reichsſtädte: Augsburg, Kempten, Lindau, Kaufbeuren, Memmingen, Nördlingen und Dünkelsbühl (dieſe baieriſchen Lande des vormaligen ſchwäbiſchen Kreiſes gehören jetzt zu dem Oberdonau- und Rezatkreiſe des Königreichs Baiern); 3 **Baden**: die vormalige Markgrafſchaft Baden, Conſtanz, Salmansweiler, Petershauſen, Gengenbach, Klettgau, Stühlingen, Baar, einen Theil von Alſchhauſen, Möskirch (größtentheils), Heiligenberg, Thengen, Eberſtein, Bonndorf, Neu-Seckingen und die Reichsſtädte: Pfullendorf, Überlingen, Offenburg, Gengenbach und Zell am Harmersbach; 4. **die Fürſten von Hohenzollern**: Hohenzollern, Trochtelfingen, Jungnau und einen kleinen Theil von Möskirch; 5. **Lichtenſtein**: das Fürſtenthum gleiches Namens; 6. **der Kaiſer von Öſterreich**: die Grafſchaften Hohen-Ens und Hohen-Geroldseck und 7. **der Großherzog von Heſſen**: die Reichsſtadt Wimpfen. Die größten Städte Schwabens ſind: Augsburg, Stuttgart und Ulm. Zu Tübingen iſt eine Univerſität. Sonſt war auch eine zu Dillingen.

Schwabenſpiegel war, ſo wie der Sachſenſpiegel (ſ. d. Art.), eine Privatſammlung rechtlicher Vorſchriften und Gebräuche, welche in Oberdeutſchland, oder **den Landen des ſächſiſchen und fränkiſchen Rechts**, gültig waren. Dieſe Sammlung, welche wahrſcheinlich innerhalb der Jahre 1268 und 1282 von einem unbekannten ſchwäbiſchen Mönch veranſtaltet wurde, iſt uns aber ihrer urſprünglichen Form nach nicht mehr bekannt, da das Werk an vielen Orten ſehr abgeändert wurde. Er wird eingetheilt in das **ſchwäbiſche Land- und Lehnrecht** (jus provinciale et feudale alemannicum). Man findet in ihm mehrere deutſche allgemeine Gewohnheiten, beſonders ſolche, welche in Ländern des **ſüdlichen Deutſchlands** gegolten haben. Das Anſehen des Sachſenſpiegels hat er nie erhalten, auch nie Geſetzeskraft bekommen. Der praktiſche Gebrauch des Schwabenſpiegels erloſch zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts und im ſechzehnten faſt gänzlich. Er iſt am beſten abgedruckt in Senkenbergii corp. jur. Germ.

Schwäbiſcher Bund, ſ. **Landfriede**.

Schwäbiſche Dichter, ſ. **Minneſänger**.

Schwaden nennen die Bergleute gewiſſe Luft- oder Gasarten, welche oft in den Erzgängen hervortreten, ſich am Lichte entzünden, und dadurch für die Arbeiter tödtlich werden.

Schwägerſchaft heißt die Verbindung, welche aus dem Beiſchlafe einer der Perſonen, welche ihn vollziehen (Concubent) und den Verwandten der andern entſpringt. Unrichtig nennt man alſo im gemeinen Leben die Verbindung zwiſchen den beiderſeitigen Verwandten beider Concubirenden Schwägerſchaft. Rechtmäßige Schwägerſchaft heißt diejenige, welche durch rechtmäßigen, unrechtmäßige, welche durch unrechtmäßigen und außerehelichen Beiſchlaf geſchieht. Eigentliche Schwägerſchaft entſteht aus wirklichem Beiſchlaf; uneigentliche hingegen ſchon aus dem bloßen Verlöbniſſe, und iſt das Verhältniß, welches zwiſchen einem Verlobten und den Verwandten des andern Verlobten durch die Verlobung entſteht. — Der eine Concubent iſt in eben dem Grade mit dem Verwandten des andern Concubenten verſchwägert, als dieſer Andere mit ihnen verwandt iſt. Alſo der erſte Grad der Verwandtſchaft mit dem einen Concubenten iſt erſter Grad der Schwägerſchaft mit dem andern Concubenten u. ſ. f.

Schwalbach, ein Flecken mit einem geſchätzten Bade in der Niedergrafſchaft Katzenellenbogen, zu Heſſen - Rheinfels - Rothenburg gehörig, gelegen in einer ſehr reizenden Gegend. Es wird auch Langen-Schwalbach genannt, und theilt ſich in Ober- und Nieder-Schwalbach. Der Brunnen dieſes Orts ward 1568 von Tabernämontanus bekannt gemacht, obſchon man ſich ſeiner bereits vom Jahre 1509 an bedient hatte, vielleicht kannten ihn ſchon die Römer. Die Heilquellen entſprudeln der Erde etwas von Schwalbach entfernt; ihrer ſind 14 an der Zahl. Die vorzüglichſten ſind: der Wein- und der Stahlborn. Das Waſſer des erſtern iſt hell, von ſcharfem lieblichem Geſchmack, einen geiſtigen Dunſt verbreitend. Es benimmt den Weinrauſch, und hat daher wohl ſeinen Namen bekommen. Der Stahlbrunnen iſt weniger ſchön gefaßt, aber von den ſchönſten Anlagen umgeben. Er ward vor ungefähr 40 und einigen Jahren vom Cameralarzt Schweizer unterſucht und ſeit dieſer Zeit bekannt; jetzt iſt er Hauptquelle. Das Waſſer iſt hell, geiſtig, von angenehmem Geſchmack; aber wenn der Brunnengeiſt verflogen, wird es trübe und giebt einen gelben Niederſchlag. Die Beſtandtheile ſind: luftſaures mineraliſches Laugenſalz $\frac{5}{30}$ Gran, Kochſalz $\frac{1}{6}$ Gran, Selenit $\frac{4}{6}$ Gran, luftſaure Bittererde $\frac{5}{6}$ Gran, luftſaure Kalkerde $\frac{11}{12}$ Gran, luftſaures Eiſen $\frac{29}{30}$ Gran, Harz und Extractivſtoff ſehr wenig, Luftſäure $16\frac{1}{4}$ Kubikzoll. Es gebührt ihm ſonach ſein Platz unter den alkaliſch-erdigen Stahlwaſſern. Man verführt dieſes Waſſer ſehr häufig, und es wird gerechnet, daß jährlich 120,000 Krüge in andre Länder gehen.

Schwämme oder Pilze nennt man im Allgemeinen die einfachſten Erzeugniſſe des Pflanzenreichs, die entweder ganz aus Keimen beſtehen, oder wenigſtens an einem großen Theil ihrer Fläche ſolche Keimkörner hervorbringen. Dabei weichen ſie von allen übrigen Vegetabilien darin ab, daß ſie weder eine grüne Oberfläche, noch eine blattartige Ausbreitung, weder Blüthen noch Befruchtungstheile, noch eigentliche Früchte haben. Sie entwickeln im Sonnenſcheine keine Lebensluft, ſondern gehen größtentheils ſehr ſchnell in Fäulniß über. Zwar enthalten ſie gleich den übrigen Pflanzen, oft Färbeſtoffe, harzige Beſtandtheile und Kleber, aber ihre

Miſchung nähert ſich doch ſehr der thieriſchen. Es iſt lange und viel darüber geſtritten worden, wie ſich die Pilze fortpflanzen, und wiewohl es nun von den vollkommneren Pilzen, die man auch Schwämme nennt, entſchieden iſt, daß ſie aus den Keimkörnern aufgehen; wiewohl es gewiß iſt, daß man die ſogenannten Champignons in Miſtbeeten erzeugt, und daß der Boletus Tuberaster Persoon ſich in einer eigenen Erdart, dem reinen Töpferthon, aus wahrſcheinlich vorhandenen Keimen fortpflanzt: ſo können wir doch eben dieſe Keimkörner auf keine Weiſe mit dem Namen Samen belegen, weil der Begriff der letzteren viel zuſammengeſetzter iſt, weil die Samen immer Theile enthalten, die ſich wenigſtens beim Keimen entwickeln, und weil der allmählige Fortgang der Natur von den einfachen Pilzen zu den mehr zuſammengeſetzten uns zu dem Schluſſe führt, daß das allgemeine Leben der Natur in dieſen Geſchöpfen die erſten Verſuche der organiſchen Bildung macht; daher denn zur Erzeugung, wenigſtens der einfachſten Pilze, nichts weiter als Feuchtigkeit, die organiſirbar und zur Zerſetzung geneigt iſt, erfodert wird. Weil die Pilze die erſten Anfänge der Vegetation ſind, ſo gelten bei ihnen auch die ſtrengen Begriffe von Gattung und Art um ſo weniger, je unvollkommner ſie ſind, und manche von ihnen haben auch nicht einmal den Charakter des Lebens, daß ſie der Zerſtörung widerſtehen, oder eigens beſchränkte Bildungen darſtellen, ſondern ſie zeigen ſich einem kryſtalliniſchen Anfluge gleich und zerfließen eben ſo in Feuchtigkeit und Luft, wie ſie aus ihnen entſtanden waren. Wir theilen jetzt die Pilze in folgende fünf Gruppen oder Familien: I. Staubpilze (Coniomycaetes). Dies ſind durchgehends Kügelchen, längliche Körper, oder ſelbſt ſternförmige, welche bisweilen gegliedert zu ſein ſcheinen, oder wenigſtens mit einem, zwei oder mehreren Querſtreifen verſehen ſind. Sie ſchwitzen aus der Oberhaut anderer Pflanzen hervor, nehmen dieſe bisweilen, einem Kelche, oder einem äußern Behältniſſe gleich, mit ſich, haben aber, und dies iſt ihr weſentlicher Charakter, nie eine eigene Hülle. In zahlloſer Menge erſcheint der Staubrand (Uredo) auf den Blättern der Pflanzen. Dies iſt in der That die allereinfachſte Art von Vegetation, da er aus bloßen trüben Kügelchen beſteht. Kommt ein Querſtreifen in dieſem Kügelchen vor, ſo iſt es Dicaeoma Link, ſind mehrere Querſtreifen, und ſind die Körperchen ſelbſt länglich, und wie gegliedert, ſo iſt es Puccinia, wozu der Roſt an dem Halme und den Blättern des Getreides gehört. Oft hat ein Staubpilz eine Unterlage, dieſe gehört ihm zum Theil eigenthümlich, es iſt entweder eine gallertartige, aus den Pflanzen ausſchwitzende Maſſe, worin die Keimkörner eingebettet ſind, wie bei Podisoma und Gymnosporangium Link, welche ſich an unſern Wachholderſtämmen häufig genug finden, oder jene Unterlage beſteht in einer feſten, unförmlich zelligen oder faſerigen Subſtanz, auf welcher die Körner gleichfalls aufliegen, wie bei Exosporium Link. Nicht ſelten bleibt es aber auch bei der Entfärbung, Zerſetzung und fremdartigen Ausbildung der Oberfläche, ohne daß ſich Körner darauf anlegten. Alsdann nennt man ſolches Product Xyloma, wovon man auf Ahorn- und andern Blättern häufig Arten findet, die als ſchwarze und etwas harte Flecken erſcheinen. II. Fadenpilze oder Byſſoiden (Hyphomycetes Mart, Nematomyci Nees) ſind Pilze, die nicht blos aus Keimkörnern, ſondern auch aus eigenen Fäden oder Röhrchen beſtehen, welche letztere häufig gegliedert ſind, und deren Glieder bei

einigen Arten wenigſtens ſich als Keimkörner ſelbſt ablöſen. Auch dieſe Pilze erſcheinen auf faulem Holze, als Schimmel auf Früchten, auf Blättern, und ſelbſt auf andern Schwämmen. Zu ihnen gehören die Gattungen Byssus, Racodium, Dematium, Monilia etc. In dieſer Gruppe iſt die einfachſte Zuſammenſetzung der beiden Formen, die das Waſſer hervorbringt, wenn es polariſch aus einander weicht, oder wenn es belebt wird, nämlich die Kugel- und die Fadenform, welche beide wir in jedem Bildungsſafte der Bäume, und ſogar in dem Schneewaſſer der Felſen bemerken, wenn es über ſchwarze Erde herabträufelt. Hier nennen wir es Racodium rupestre. III. Bauchpilze (Gastromycetes). Immer zuſammengeſetzter wird der Bau, denn hier ſind die Kügelchen der Staubpilze entweder allein, oder an eigenen Fäden hängend, alſo als Fadenpilze, in eigenen Behältniſſen, die man Peridien nennt, eingeſchloſſen. Das gewöhnlichſte Beiſpiel liefert der Boviſt, der, einer Kugel gleich, ganz von den feinſten Staubkörnern, die an einem Haargewebe hängen, angefüllt iſt. Auch dieſe Geſchöpfe kommen auf abgeſtorbenen Stämmen, Zweigen und Blättern, bisweilen ſelbſt auf Krähenfedern und Pferdehufen, die in Verweſung übergehen, vor. IV. eigentliche Schwämme. So nennt man diejenigen Pilze, welche die zarteſten Keimkörner in den feinſten Schläuchen enthalten und wo eine gewöhnlich oberflächliche Schicht als Haut ſich ausbildet. Die Schwämme haben einen weit zuſammengeſetzteren Bau als die vorigen Gruppen. Oft wurzeln ſie in die Erde, treiben Knollen, aus dieſen Strünke, auf denen ſich ein halbkugliger, oder ſchirmförmiger Hut ausbreitet. Ihr Gewebe iſt oft ſchon deutlich zellig, oft zugleich faſerig und röhrig. Die Schlauchhaut bildet beim Agaricus Blätter, beim Boletus Röhren, beim Hydnum Stacheln u. ſ. w. Überall ſind die zarten Schläuche mit einer beſtimmten Zahl von Keimkörnern, gewöhnlich mit zwei oder vier, oder endlich mit achten angefüllt. Bei dem Miſtſchwamm, Agaricus coprinus, gewähren die dunkeln zu vieren ſtehenden Körner einen angenehmen Anblick, wenn ſie bei völliger Reife mit Schnellkraft ſich trennen, und eins das andere anziehen, bis die vier, die zuſammen gehören, wieder in einer Ebene liegen. Bekanntlich wachſen die Schwämme überall, beſonders im Herbſte in ſchattigen und feuchten Wäldern, und nur wenige von ihnen haben hinlängliche Dauer, um aufbewahrt zu werden. V. Kernſchwämme (Myelomici Nees). Dies ſind die vollkommenſten unter den Pilzen. Sie ſtellen nämlich geſchloſſene Behälter dar, in welchen die Schläuche, gewöhnlich auch mit acht Keimkörnern angefüllt, enthalten ſind. Die vierte Gruppe zeigt dieſe Schläuche in oberflächlicher Haut. Hier aber füllen ſie das Innere, und könnten Bauchpilze genannt werden, wenn die letzteren nicht die Keimkörner ohne Schläuche in ſich enthielten. Zu dieſen Kernſchwämmen gehören beſonders die zahlreichen Phacidien, Sphärien, die Hyſterien und die Phacidien, die neuerlich von Fries und Kunze ſo trefflich erläutert ſind. Auch dieſe Geſchöpfe erſcheinen auf abſterbenden Rinden und Blättern, und bilden den Übergang zu den Flechten oder Lichenen.

Schwan, ein in das Geſchecht der Enten und Gänſe gehöriger Vogel, von welchem man vier Gattungen kennt. Dieſe ſind: 1. der ſtumme Schwan, welcher faſt in allen Theilen von Europa wild lebt, gegen den Winter aber ſüdwärts zieht. Er dient bei uns zur Zierde der Gewäſſer; auf dem Lande iſt er höchſt unbehülflich; 2.

der Ringſchwan, welcher kleiner als der vorige iſt, ſelbſt auf Island, Kamtſchatka, und der Hudſonsbay gefunden wird, und ebenfalls gegen den Winter nach Süden wandert; 3. der ſchwarze Schwan, welcher auf Neuholland einheimiſch und bis auf die gelblichweißen Schwungfedern pechſchwarz iſt; 4. der ſchwarzhalſige Schwan, welcher auf den Falklandsinſeln und in der Magellaniſchen Straße gefunden wird, aber noch nicht genau bekannt iſt. — Die Sage, daß der Schwan, der kaum zuweilen einen Ton von ſich giebt, kurz vor ſeinem Tode einen harmoniſchen Geſang (Schwanengeſang) anſtimme, beruht auf einer alten Tradition, und hat ſich, da ſie eine ſo mannichfaltige und ſchöne Anwendung zuläßt, durch die Dichter fortgepflanzt, ohne daß je die Wahrheit durch einen Zeugen beſtätigt worden wäre. Indeß war der Schwan von den Alten theils aus dieſem Grunde, theils wegen ſeiner vermeintlichen Wahrſagungsgabe dem Apollo geheiligt.

Schwanengeſellſchaft, eine im J. 1660 geſtiftete deutſche Gelehrtengeſellſchaft, deren Mitglieder einen goldnen Schwan am blauen Bande trugen.

Schwangerſchaft iſt der Zuſtand des menſchlichen Weibes, in welchem ſich im Schooße deſſelben ein neues Individuum ſo weit ausbildet, daß es in der Welt des Lichtes und der Luft, getrennt von dem mütterlichen Organismus, beſtehen kann. Es beginnt die Schwangerſchaft mit dem Augenblicke der Empfängniß (ſ. d. Art.) und endigt ſich mit dem Acte der Geburt (ſ. d. Art.). Derſelbe Zuſtand wird mit andern Namen belegt, wenn er bei Thieren, welche lebendige Junge zur Welt bringen, vorkommt; und ein Analogon deſſelben findet ſich auch bei den eierlegenden Thieren. Wir übergehen dies hier, und handeln nur von der Schwangerſchaft im menſchlichen Geſchlechte. Während derſelben ſteigert ſich die Lebensthätigkeit vorzüglich in dem Fruchthälter, welcher wahrſcheinlich wenige Tage nach der Empfängniß das befruchtete Ei aufnimmt. Die periodiſche Abſonderung von Blut hört dann auf, aber die Gefäße des Fruchthälters werden weiter, blutreicher, länglicher, gerader; das Zellgewebe deſſelben wird weicher, ſchwammiger, die Wände dicker, die Höhle größer. Er verliert die birnförmige Geſtalt, die er im ungeſchwängerten Zuſtande hat und wird mehr kugelrund. Er ſinkt in den beiden erſten Monaten der Schwangerſchaft tiefer in das Becken herab; alsdann aber ſteigt er, größer werdend, bis in den achten Monat ſo hoch, daß der Grund deſſelben in der Gegend des Magens äußerlich gefühlt werden kann; in dem neunten Monat ſinkt er wieder etwas herab. Unter dieſen Veränderungen des Fruchthälters bildet ſich der Embryo (ſ. d. Art.) nach und nach aus, bis er in der vierzigſten Woche den gehörigen Grad von Reife erreicht hat, um, getrennt von dem mütterlichen Organismus, leben zu können, dann aber erfolgt die Geburt und die Schwangerſchaft iſt geendet. — Aber nicht blos im Fruchthälter, ſondern im ganzen weiblichen Organismus iſt bei geſunden und nicht verzärtelten Frauen die Lebensthätigkeit geſteigert; Schwangere ſind muthvoller, ſelbſtſtändiger, männlicher, kräftiger, unternehmender, als nicht Schwangere und behalten dieſe Eigenſchaften auch als Mütter; Schwangere werden ſeltner von anſteckenden Krankheiten befallen, die Auszehrung, an der ſie vorher litten, ſteht während der Schwangerſchaft ſtill und macht erſt nach dem Ende derſelben deſto größere und ſchnellere Fortſchritte; Hyſteriſche befinden ſich oft während der Schwangerſchaft ungewöhnlich wohl,

Gichtiſche ſind gewöhnlich von ihren Anfällen befreit, manche werden auffallend fett. Dagegen iſt dieſer Zuſtand bei vielen, zumal ſonſt ſchwächlichen, kränklichen, verzärtelten, zu jungen oder zu alten Frauen oft auch von einer ſehr großen Menge Beſchwerden begleitet, welche durch die veränderte Stimmung des Gefäß- und Nervenſyſtems bedingt und vermittelt werden. Vorzüglich häufig erſtreckt ſich dieſe Wirkung auf den Magen, daher Übelkeit, Ekel, Erbrechen, krankhafte Abneigung oder Gelüſte mancher ſonſt gleichgültiger Speiſen; überdies leiden Schwangere oft an herumziehenden Schmerzen, vorzüglich in den Zähnen; zu Krankheiten, welche durch eine erhöhte Lebensthätigkeit ausgezeichnet ſind, zumal zu Entzündungen, Wallungen ꝛc., findet eine große Geneigtheit Statt; vorzüglich läſtig ſind oft die Venenauftreibungen an den Füßen und am After. Auch verurſacht der mechaniſche Druck des vergrößerten und in ſeiner Lage und Form veränderten Fruchthälters nicht ſelten Beſchwerden in der Urin- und Stuhlausleerung. — Alle dieſe Veränderungen, welche ſo eben aufgezeichnet wurden, gelten auch als Zeichen der Schwangerſchaft, zu ihnen kommen noch die ſtufenweiſen regelmäßigen Veränderungen hinzu, welche bei der innern Unterſuchung an dem Mutterhalſe bemerkt werden können; auch der Zuſtand der Brüſte, welche während der Schwangerſchaft gewöhnlich ſtärker werden, und in welchen ſich eine milchartige Feuchtigkeit einfindet, gehört hierher. Endlich aber wird durch die Bewegung des Kindes, welche die Mutter in der zweiten Hälfte der Schwangerſchaft fühlt, ſo wie dadurch, daß man bei der innern oder äußern Unterſuchung das Kind oder Theile deſſelben deutlich fühlen kann, die Gegenwart der Schwangerſchaft außer Zweifel geſetzt. So wichtig es auch iſt, die Schwangerſchaft frühzeitig genug zu erkennen, eben ſo ſchwierig iſt dies doch in manchen Fällen und vorzüglich in der erſten Hälfte, wo alle Zeichen trügen können. Denn es giebt eine große Menge Krankheiten des Unterleibes, welche ähnliche Zufälle, als die der Schwangerſchaft, erregen, und die man wohl auch unter dem Ausdruck der ſcheinbaren oder der falſchen Schwangerſchaft zuſammenfaßt. — Auch die Schwangerſchaft, ſo wie jede andre Function, iſt ſehr vielen Abweichungen von der Regel und Norm unterworfen. Zuerſt kann es geſchehen, daß das Ei nicht einmal in den Fruchthälter gelangt, ſondern entweder im Eierſtocke (ovarium) oder in den Muttertrompeten oder an einer andern Stelle zurückbleibt. Auch hier bildet es ſich bis zur Reife aus und gewährt die Schwangerſchaft außerhalb der Gebärmutter (graviditas extrauterina); die Geburt aber kann nicht auf dem gewöhnlichen Wege erfolgen, ſondern es muß, wenn nicht in einem der frühern Monate durch Zerreißung und innere Blutung (wie man es bisweilen beobachtet) der Tod der Mutter veranlaßt wurde, das Kind entweder durch den Bauchſchnitt aus dem Unterleibe herausgenommen werden, oder es ſtirbt ab, geht in Verderbniß über, wird theils reſorbirt, theils durch Eiterung ausgeworfen, oder es bleiben die feſtern Theile, Knochen, Haare ꝛc. zurück, und werden dann Steinkind (Lithopodion) genannt. Eine ſolche Schwangerſchaft kann viele Jahre dauern, bis ſie zuletzt gewöhnlich tödtlich wirkt. Ferner hat der Fruchthälter bisweilen vorher ſchon eine fehlerhafte ſchiefe Stellung; bildet er ſich in dieſer Richtung bei eintretender Schwangerſchaft aus, ſo geſchieht es unter den mannichfaltigſten Beſchwerden. Sodann heftet ſich der Mutterkuchen bisweilen nicht an der gewöhnlichen Stelle an. Sehr übel iſt es, wenn er ſich gerade über der

Öffnung des Fruchthälters befeſtigt. Es erfolgen dann immer wiederkehrende Blutungen, welche das Leben der Mutter in Gefahr bringen, oder es nimmt das Kind eine ungewöhnliche Lage an und giebt dann zu unregelmäßigen Geburten Veranlaſſung, welche oft nur durch die Kunſthülfe zu Stande gebracht werden können. Endlich wird die Schwangerſchaft nicht ſelten durch äußere Urſachen abgekürzt und es erfolgt dann eine Frühgeburt, oder Abortus; bisweilen verzögert ſie ſich auch wohl über die gewöhnliche Zeit hinaus. Überdies degenerirt auch das ganze Ei bisweilen und es bildet ſich anſtatt deſſelben ein Mondkalb (ſ. d. Art.), oder das Kind erleidet in ſeiner Ausbildung mannichfaltige Abänderungen, welche entweder Naturſpiele (wenn ſie unbedeutend ſind) oder Monſtroſitäten (wenn die Geſtalt in hohem Grade verändert wird) genannt werden. — Die Urſachen einer ſehr großen Menge der erwähnten Abnormitäten der Schwangerſchaft liegen im Dunkeln, nur die Früh- und Fehlgeburt wird gewöhnlich von offenbaren äußern Veranlaſſungen hervorgebracht. Die Regeln, die man den Schwangern in Hinſicht auf ihre Diät giebt, beziehen ſich daher größtentheils darauf, dieſe Unterbrechung der Schwangerſchaft zu verhüten, und die Schwangern überhaupt ſo geſund, als es möglich iſt, zu erhalten. Es beziehen ſich aber dieſe Regeln auf die Luft, Speiſen und Getränke, welche nach den gewöhnlichen Regeln der Diätetik beſtimmt werden müſſen, auf die natürlichen Triebe oder ungewöhnlichen Gelüſte (die letztern ſollen nur mit Einſchränkung befriedigt werden), auf die Leidenſchaften, welche ſorgfältig verhütet, die Phantaſie, welche nicht aufgeregt werden ſoll, weil ſich der Verdacht noch erhält, daß dadurch zum Verſehen Veranlaſſung gegeben werden kann, und weil auch durch dieſe die Gemüthsbewegungen leicht zu ſehr erregt werden können, auf die gehörige und den Kräften angemeſſene Abwechſelung von Wachen und Schlaf, Bewegung und Ruhe, endlich auf die Kleidung, welche vorzüglich den Unterleib und die Bruſt nicht drücken ſoll. Mit ganz vorzüglicher Sorgfalt müſſen alle Umſtände vermieden werden, welche mechaniſch ſchädlich wirken, z. B. Stoßen, Fallen, Heben zu ſchwerer Laſten ꝛc., weil ſie ſo leicht zu Fehlgeburten Veranlaſſung geben. Sodann muß auch während der Schwangerſchaft ſchon dafür geſorgt werden, daß die Brüſte nach derſelben geſchickt ſind, ihre Function zu vollziehen. Endlich müſſen die begleitenden Zufälle unangenehmer Art nach den Regeln der Kunſt beſeitigt oder wenigſtens gemäßigt werden. In dieſer Hinſicht ſollte nichts ohne den Rath eines Arztes geſchehen. B. P.

Schwärmer nennt man in der Pyrotechnie (Feuerwerkskunſt) gewiſſe nach Art der Raketen zubereitete Patronen, die bei Kunſtfeuerwerken mancherlei Art gebraucht werden. Die Hülſe aus Papier oder Kartenblatt iſt 3 Zoll 6 Linien lang und hat zum innern Durchmeſſer etwa 4 Linien. Die Füllung der gewöhnlichen Schwärmer beſteht aus 1 Theil Mehlpulver, $\frac{1}{4}$ Theil Kohle und $\frac{4}{8}$ Theil Salpeter. Sie werden übrigens über einen kleinen eiſernen Dorn auf einem Klötzchen von hartem Holze oder auch auf einem Tiſche geſchlagen. Man hat ganz kleine Schwärmer bis zur Länge von 3 Zoll und darüber. P. S.

Schwärmerei iſt ein krankhafter Zuſtand des Gemüths, in dem man ſich Verhältniſſe, Erfahrungen und Erfolge als wirklich oder erreichbar vorſtellt, die nur noch in der Idee beſtehen oder überhaupt in das Gebiet ſolcher Einbildungen gehören, die niemals Realität erhalten können. Die **Schwärmerei der Freundſchaft**

und Liebe erträumt ſich eine Reinheit, Zartheit und Innigkeit des Verhältniſſes mit geliebten Perſonen, wie ſie in Stunden höherer Weihe wohl empfunden, aber unter den aus Geiſt und Sinnlichkeit zuſammengeſetzten, von körperlichen Bedürfniſſen abhängigen Menſchen nicht ausdauernd erhalten werden kann. Die moraliſche Schwärmerei traut ſich und Andern eine höhere ſittliche Vollkommenheit zu, als man nach den von der Seelenſtärke, Conſequenz und Reinheit der tugendhafteſten Menſchen gemachten Erfahrungen bei ſterblichen Weſen erwarten darf. Die politiſche und philanthropiſche Schwärmerei trägt ſich mit Phantaſiebildern eines Zuſtandes der bürgerlichen und allgemeinen menſchlichen Geſellſchaft, die ihn weder die Culturſtufe der Mehrzahl, noch die Gewalt der Leidenſchaften unter den Regenten und Regierten, noch die politiſche Stellung der Völker gegen einander zur Wirklichkeit kommen läßt. Schwärmer dieſer Art pflegt man mit Recht die gutmüthigen zu nennen; ſie können zwar, wo ſie ihren Einbildungen gemäß handeln, manchen Mißgriff und manche Übereilung begehen, auch gegen Andersdenkende heftig und unduldſam werden, doch wenn ſich nur kein heimlicher Ehrgeiz oder Eigennutz in ihre Hoffnungen und Beſtrebungen einmiſcht, wird ihre Schwärmerei eher ihnen ſelbſt, als Andern Nachtheil bringen. Gewöhnlich übernimmt das gemeine Leben mit ſeinen Reibungen die Cur dieſer oft ſehr liebenswürdigen und intereſſanten Kranken. Vielfältig getäuſcht, durch niederſchlagende Erfahrungen überführt, daß der Zuſtand der Dinge, der ihren Ideen entſpräche, noch nicht da oder überhaupt nicht zu verwirklichen iſt, gerathen ſie in eine Verſtimmung, aus der es nach Beſchaffenheit ihres geiſtigen Vermögens zweierlei Auswege giebt. Schwächere Gemüther werden ſich in dieſem Mißmuth aufreiben, und, da Zureden keinen Schwärmer mit der Welt verſöhnt, als Opfer ihrer ſchönen Träume untergehen. Iſt hingegen ihre Natur kräftig und lebensfroher Muth in ihnen, ſo werden wir dieſelben, wenn die Erfahrung ihnen die Binde von den Augen genommen hat, aus dem Kampfe der Idee mit der Wirklichkeit als Weiſe hervorgehen ſehen, die, mit vielſeitiger Umſicht und Urtheilsfähigkeit bereichert, das Leben beherrſchen lernen, und indem ſie weniger wünſchen und hoffen, deſto mehr zur allmähligen Verbeſſerung der unvollkommnen Welt zu thun wiſſen. Viel gefährlicher und ſchwerer zu heilen iſt die religiöſe Schwärmerei, weil ſie von Behauptungen ausgeht, die das Recht einer ſubjectiven Überzeugung auf ihrer Seite haben und ſich auf einem Gebiete bewegt, für das in der Welt des Begreiflichen kein Maß zu finden iſt. Vergl. d. Art. Fanatismus. Alle Schwärmerei hat ihren Grund in Mangel, oder nicht gehöriger Übung der Urtheilskraft bei ſtarker Phantaſie und Empfindſamkeit; denn nur wo es an Urtheil und Umſicht fehlt, können unſtatthafte Meinungen Eingang finden, und dunkle Gefühle und Einbildungen eine Übermacht erhalten, die das Gemüth aus dem Gleichgewichte der Geſundheit bringt. Die beſten Mittel gegen die Schwärmerei ſind daher gründliche und umfaſſende Kenntniſſe, munterer Verkehr mit der Welt und ruhige Vergleichung des Erreichbaren mit dem Wünſchenswerthen. E.

Schwarz (Bertholb), der angebliche Erfinder des Schießpulvers, war ein deutſcher Franciscanermönch, geboren gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts zu Freiburg im Breisgau. Er war großer Scheidekünſtler, und da man ihn wegen Zauberei ins Gefängniß geſetzt hatte, verwandte er die Zeit ſeiner Gefangenſchaft auf che-

miſche Unterſuchungen, welche ihn auf die Bereitung des Schießpulvers (ſ. d. Art.) führte. Die Miſchung des Schießpulvers war unſtreitig ſchon vor Schwarz von Roger Baco (ſ. d. Art.) gefunden worden, aber Schwarz ſtellte es zuerſt in einer für den Kriegs- und Jagdgebrauch tauglichen Geſtalt dar. (Vergl. Canone.)

Schwarzburg, die Ober- und die Unterherrſchaft, in Thüringen, ein ſouveränes Fürſtenthum des Hauſes Schwarzburg; 35½ Quadratmeile mit 12 Städten, 246 Flecken und Dörfern und gegen 100,000 Einwohnern. Die Oberherrſchaft liegt an der Nordſeite des thüringer Waldes, von den großherzogl. und herzogl. ſächſiſchen Ländern und der preuß. Provinz Sachſen eingeſchloſſen, und wird von der Saale mit der Schwarza, Ilm und Gera bewäſſert. Die Unterherrſchaft liegt ganz von der preuß. Provinz Sachſen umgeben, im nördlichen Thüringen an der Wipper und Helbe. Die ehemals in der königl. ſächſiſchen Landeshoheit ſich durchkreuzenden Oberherrlichkeits- und Lehnsrechte ſind durch den Vertrag des Hauſes Schwarzburg mit Preußen, welches gegenwärtig das königl. ſächſiſche Thüringen beſitzt, im J. 1816 mittelſt Abtretungen ausgeglichen und aufgehoben worden, ſo daß es keine ſchwarzburgiſchen Receßherrſchaften mehr giebt. Das alte Haus Schwarzburg beſaß ſchon im 11. Jahrhundert anſehnliche Güter in Thüringen. Ein Graf Günther XXI. von Schwarzburg wurde 1349 zum deutſchen Kaiſer gewählt. Sein älterer Bruder Heinrich behielt die Grafſchaft. Sein Nachkomme Günther XL. führte im Jahre 1541 die evangeliſch-lutheriſche Religion ein. Seine Söhne ſtifteten 1552 die zwei noch regierenden Linien Arnſtadt, in der Folge Sondershauſen genannt, und Rudolſtadt. Beide erhielten 1697 und 1710 die fürſtliche Würde, und 1754 auf dem Reichstage Sitz und Stimme im Fürſtencollegium. Überdies waren die Fürſten des heiligen römiſchen Reichs Erbſtallmeiſter, nannten ſich die Viergrafen des Reichs und hatten die große Comitiv. Im April 1807 traten die Fürſten von Schwarzburg zum Rheinbunde, und den 3. Julius 1815 zum deutſchen Bunde. Auf der Bundesverſammlung theilen ſie die 15. Stelle mit Oldenburg und Anhalt; im Plenum haben ſie jeder 1 Stimme. I. Das Haus Schwarzburg-Sondershauſen (Fürſt Günther, reſidirt zu Sondershauſen) beſitzt 16½ Q. M. (von der Unterherrſchaft zwei, von der Oberherrſchaft ein Drittheil mit 46,000 Einwohnern und 275,000 Fl. Einkünfte. II. Das Haus Schwarzburg-Rudolſtadt (Fürſt Günther, reſidirt zu Rudolſtadt) beſitzt (nach Abtretung der Ämter Kelbra und Heringen an Preußen) 19 Q. M. mit 54,000 Einwohnern und 220,000 Fl. Einkünfte. In Schwarzburg-Rudolſtadt ſind ſeit 1816 Landſtände eingeführt, in Sondershauſen bis jetzt noch nicht. Zum 9. Armeecorps des Bundescontingents ſtellt Sondershauſen 451 und Rudolſtadt 539 Mann.

Schwarze Kunſt, ſ. Magie (natürliche).

Schwarze Kunſt. Eine der wichtigſten Erfindungen des 17. Jahrhunderts in der Kupferſtecherei iſt die ſogenannte ſchwarze Kunſt. Man nannte ſie in Italien und England Mezzo tinto (Helldunkel oder halbe Färbung damit bezeichnend), in Frankreich Taille d'épargne und Gravure en manière noire, und in Süddeutſchland den Sammetſtich oder geſchabte Manier. Sie unterſcheidet ſich vom Kupferſtechen und Kupferätzen dadurch, daß man bei dieſen beiden den Schatten, bei der ſchwarzen Kunſt aber das Licht in das Kupfer arbeitet. Es kommt dabei haupt-

ſächlich auf den Grund an. Ein ſanftes Verſchmelzen verbunden mit großem Schatteneffect zeichnet dieſe Art von Kupferſtichen ganz beſonders aus; ſie iſt von auffallend ſchöner Wirkung zu Bildniſſen und zu hiſtoriſchen Darſtellungen, die nicht viele und nicht zu kleine Figuren haben. Die Kupferplatte, auf welcher in ſchwarzer Kunſt gearbeitet werden ſoll, wird erſt ganz rauh durchkratzt, ſo daß, wenn man in dieſem Zuſtande Abdrücke von ihr nehmen wollte, ſie völlig ſchwarz ſein würden. Dieſe Gründung iſt ſehr mühſam und wichtig, denn von dem dadurch bewirkten gleichen Korn der Platte hängt die ſammetartige Weichheit ab; doch kann jeder ſorgfältige Arbeiter ſie vollenden, vermittelſt eines guten Gründungseiſens. Auf die Feinheit dieſes ſtählernen Schwarzkünſtlerkammes kommt alles an. In Augsburg hat man Maſchinen dazu erfunden. Auf dieſen Grund wird nun die Zeichnung übergetragen, indem man das Papier, worauf ſie gefertigt iſt, auf der Rückſeite mit Kreide überreibt, und ſolches dann auf der Platte abdruckt, dieſen Contour aber nachher mit Tuſche übergeht. Nun verfährt man eben ſo damit, als ob man mit weißer Kreide auf dunkles Papier zeichnete. Man ſchabt den Grund mehr und minder ab, nachdem man hellere Lichter haben will. Auf den lichteſten Stellen wird das Korn der Gründung ganz weggeſchabt, doch muß man ſich ſorgfältig hüten, nicht, in der Hoffnung, ſchneller fertig zu werden, die Gründung auf einmal wegzuſchaben, weil es ſehr ſchwer iſt, ſie wieder herzuſtellen, und weil die zarte Abſtufung der Schatten die höchſte Schönheit dieſer Manier ausmacht. Mit den lichten Theilen fängt man zuerſt an, doch läßt man immer einen Hauch von Korn ſtehen, dann überarbeitet man die Reflexe, alles in großen Partien. Man ſchwärzt alsdann die ganze Platte mit einem Ballen von Filz, um die Wirkung davon zu ſehen, und fängt nachher immer an den ſtärkſten Lichtſtellen wieder an. Die höchſten Lichter oder Glanzblicke müſſen endlich das blanke Kupfer ausmachen, und mit dem Polirſtahl wieder geglättet werden. Die ſchwärzeſten Schatten hingegen bleiben rauh und ganz unberührt; alle Stufen der Schatten und Lichter aber trägt der Gerbſtahl oder das Schabeiſen auf das Kupfer. Die ſtärkſten Drucke an den Umriſſen übergeht man jetzt mit dem Grabſtichel. Da es ungleich leichter iſt, Theile des dunkeln Grundes wegzuſchaben, als die Schatten durch die unendliche Anzahl von Zügen und Strichen in den Schraffirungen zu bilden, ſo iſt der Stich in Mezzotinto weit ſchneller und leichter auszuführen, als jede andre Art der Kupferſtecherkunſt. Die ſchwarze Kunſt iſt daher für Mahler, Zeichner und Dilettanten viel anwendbarer, als das Rädiren und Stechen. Der erſte Erfinder der ſchwarzen Kunſt iſt der heſſencaſſelſche Obriſtlieutenant L. von Siegen (van Sichem) geweſen, der 1643 den erſten Verſuch in derſelben mit dem Bildniß der Landgräfin von Heſſen, Amalia Eliſabeth, gemacht hat. Von dieſem lernte ſie der churpfälziſche Prinz Robert, oder Rupert von der Pfalz, welcher ſie zu der Zeit König Carls II. nach England brachte. Dort wurde ſie ungemein beliebt, und man ſuchte den Prinzen für den Erfinder derſelben auszugeben, indem man erzählte, Prinz Robert ſei eines Morgens früh ausgegangen, und habe eine Schildwache etwas entfernt von ihrem Poſten mit ihrer Flinte ſehr beſchäftigt gefunden. Er habe den Soldaten gefragt, was er vorhabe? worauf dieſer erwiederte, der Nachtthau habe ſeine Flinte roſtig gemacht, und er putze ſie wieder. Als der Prinz das Gewehr betrachtet habe, ſei es ihm aufgefallen, daß durch des

Poliren mancher Stellen ſich eine Zeichnung zufällig darauf bildete, gleichſam von erhabnen ſilbernen Pauken umkränzt, dieſer Anblick habe die Idee des Mezzotinto in ihm erweckt. Ein Kopf Johannis des Täufers nach Spagnoletto iſt das erſte bekannte Blatt des Prinzen. Doch waren dieſe frühſten Blätter rauh und unangenehm. Später brachten es die Engländer am weiteſten in der ſchwarzen Kunſt. Von John Smith, der zu Ende des 17. Jahrhunderts lebte, hat man mehr als fünfhundert Blätter; er und George White bildeten eine neue Epoche für die ſchwarze Kunſt, welche der letztere beſonders dadurch vervollkommnete, daß er die Platte erſt radirte, wodurch ſie mehr Geiſt und Leben erhielt. In der neuern Zeit beſchäftigten ſich in England weit mehr Künſtler mit der ſchwarzen Kunſt als anderswo. Beſonders berühmt wurden Mac Ardell, Honſton, Earlom, Pether, Green, Watſon, Dickenſon, Dixon, Hudſon, J. Smith ꝛc. Unter den Deutſchen beſchäftigte ſich vorzüglich Bernhard Vogel aus Nürnberg (geboren 1683, geſtorben 1737), und die augsburger Künſtler Haid und Preißler aus Nürnberg damit. Von den Niederländern zeichnen ſich Vaillant, Schuppen, de Bruggen, van Bleeck und Faber aus. Unter den Franzoſen ſind Sarrabat und Boyer die einzigen, die etwas Bedeutendes in dieſer Kunſt leiſteten. Außer einem Gemählde kann nichts das ſanft verſchmolzne Fleiſch, das wallende Haar, die Falten der Gewänder und die blinkenden Waffen ſo gut nachbilden, als die ſchwarze Kunſt, aber die Umriſſe laſſen ſich nicht ſo beſtimmt und geiſtreich darin zeichnen, wie mit dem Grabſtichel, daher können ſich die beſondern Theile bei zu gehäuften und kleinen Figuren nicht genug herausheben. Zu große Lichtmaſſen gelingen nicht, dagegen thun Nachtſcenen große Wirkung, ſo wie Porträts. Nach Rembrandt, Benedetto, Murillos, Van Dyk, Reynolds und Weſt hat man die ausgezeichnetſten Blätter. Man kann nicht leicht auf mehr als 200 gute Abdrücke von einer Platte rechnen, wovon die zweiten funfzig die ſchönſten ſind. Doch kann man der Platte leicht wieder nachhelfen, und dann bis 500 Abdrücke davon nehmen. Die ſchwarze Kunſt hat Gelegenheit zur Erfindung der mehrfarbigen Kupferſtiche gegeben, welche die Mahlerei nachzuahmen ſtreben. Dieſer Farbendruck geſchieht vermittelſt mehrerer Platten, welche, eine jede beſonders, mit ihrer eignen Farbe auf das nämliche Blatt Papier abgedruckt werden. Dieſe Platten müſſen nämlich richtig auf einander paſſen, und auf jeder werden nur die Partien, die von einerlei Farbe ſind, ausgeführt. Alle Farben, die zu dieſer Art abzudrucken gebraucht werden, müſſen durchſichtig ſein, ſo daß, wo ſie ſich miſchen ſollen, eine durch die andre im Abdrucke durchſchimmere. Pflanzen, Früchte, architektoniſche Stücke und anatomiſche Sachen ſind am paſſendſten dazu. Le Blon, ein geborner Frankfurter, der 1741 ſtarb, war der Erfinder dieſer Art von Farbendruck. Gautier, Dagoty in Paris und Robert führten dieſe Kunſt in Frankreich ein, und gaben auch Porträts in dieſer Manier. L'Admiral in Leyden und der neapolitaniſche Prinz San Severo brachten es weit darin; Götz aus Mähren nebſt ſeiner Tochter vervollkommneten dieſe Art von Kupferſtichen noch ſehr. Bei letzterm lernte der bekannte Venezianer Franz Bartolozzi, der in England ſo großes Aufſehen machte. VVl.

Schwarzenberg (die Fürſten von), ein Zweig der Grafen von Seinsheim, ſind eins der älteſten Geſchlechter in Fran-

ken. **Erkinger**, Baron von Seinsheim, kaufte 1420 die Herrſchaft Schwarzenberg, und nannte ſich nach ihr. Als Schwager der Gemahlin des Kaiſers Sigismund erwarb er für ſeine Herrſchaft die Reichsunmittelbarkeit. Einer von ſeinen Nachkommen, **Adolph**, wurde 1599 Reichsgraf, und deſſen Enkel, **Johann Adolph**, 1670 Reichsfürſt. Er erhielt 1674 Sitz und Stimme im Fürſtencollegium. Sein Enkel, **Adam Franz**, erbte von ſeiner Mutter, einer Gräfin von Sulz, die Landgrafſchaft Klettgau in Schwaben, und wurde 1723 Herzog von Krummau in Böhmen, welchen Titel der regierende Älteſte führt. Durch den Rheinbund wurden Schwarzenberg und Klettgau mediatiſirt. Der Fürſt trat die Landgrafſchaft Klettgau 1812 an den Großherzog von Baden ab. Die Beſitzungen des Hauſes ſind: die gefürſtete Grafſchaft Schwarzenberg in Franken, 5 Quadratmeilen mit 10,000 Einwohnern, in Schwaben die Grafſchaft Illereichen und Kellmünz, die Herrſchaft Neuwaldeck u. a. m., theils unter baierſcher, theils unter würtembergiſcher, theils unter badenſcher Souveränetät. Die übrigen Güter liegen unter öſterreichiſcher Hoheit. Alle zuſammen haben ein Areal von 42 Quadratmeilen mit 115,000 Einwohnern. Die Einkünfte betragen gegen 500,000 Gulden. Das Haus iſt katholiſch, und hat ſeinen Sitz in Wien. Der regierende Fürſt **Joſeph**, geboren 1769, iſt kaiſerlicher Geheimer-Rath und Kämmerer. Seine Gemahlin **Pauline**, des Herzogs von Aremberg Tochter, verlor ihr Leben zu Paris (1. Jul. 1810) in dem bei einem von ihrem Schwager, dem Fürſten Carl von Schwarzenberg, veranſtalteten Feſte entſtandenen Brande. — Über dieſen Fürſten **Carl** ſ. d. folg. Artikel.

Schwarzenberg (Fürſt **Carl Philipp** von), kaiſerlich öſterreichiſcher General-Feldmarſchall, geboren den 15. April 1771, trat zeitig in den Waffendienſt und wurde beim Ausbruche des erſten Kriegs mit Frankreich Adjutant des Grafen Clairfait. In dem Gefecht von Quievrain (1. Mai 1792) fand er Gelegenheit, ſich ruhmvoll auszuzeichnen. Im folgenden Feldzug commandirte er einen Theil der Avantgarde des Prinzen Coburg. Bei dem Überfall von Albenkirchen, bei der Belagerung von Valenciennes und bei dem großen Gefecht zwiſchen Bouchain und Cambrai (den 27. April 1794) zeigte der Fürſt ſo viel Tapferkeit, Talent und Geiſtesgegenwart, daß ihm auf dem letztern Schlachtfelde das Kreuz des Marien-Thereſien-Ordens als Belohnung zu Theil wurde. 1796 war er als Obriſter und Commandant des Küraſſierregiments Zſcheſchwitz bei dem Corps von Wartensleben angeſtellt, und wurde nach der Schlacht von Würzburg zum Generalmajor befördert. 1802 wurde ihm die Geſandtſchaft am petersburger Hofe angetragen, die er aber ablehnte. Bei dem Ausbruche des neuen Kriegs mit Frankreich im Jahre 1805 war er einer der drei öſterreichiſchen Generaloffiziere, die mit dem Baron Winzingerode, Generaladjutanten des Kaiſers Alexander, den Plan zu dieſem Feldzuge verabredeten. Bei Ulm commandirte er den rechten öſterreichiſchen Flügel. Nachdem alles hier verloren war, ſchlug er ſich mit dem Prinzen Ferdinand mit einigen Cavallerieregimentern durch und und entkam ſo nach Böhmen. Nach dem presburger Frieden wurde er zum öſterreichiſchen Ambaſſadeur bei Napoleon ernannt; eine Stelle, die er mit eben ſo vieler Gewandtheit als Würde ausfüllte, ſo viel er auch häufig von den Launen deſſelben zu dulden hatte. Die Unterhandlungen über die Vermählung Napo-

leons mit der Erzherzogin Marie Luiſe wurden von ihm geleitet. In dem ruſſiſchen Feldzuge, zu welchem Öſterreich nach dem Tractat vom 14. März ein Hülfscorps zu ſtellen hatte, wurde Fürſt Schwarzenberg zum Befehlshaber deſſelben ernannt. Dieſes 30,000 Mann ſtarke Corps wurde in Galizien verſammelt und paſſirte in den erſten Tagen des Julius den Bug, verfolgte die ſich zurückziehenden Ruſſen und beſetzte am 11. die wichtige Poſition von Pinsk. Im Auguſt erhielt der Fürſt von Napoleon den Oberbefehl über die auf ſeinem rechten Flügel operirende Armee und über das 7. (aus Sachſen beſtehende) Corps, und es gelang ihm, gegen Tormaſſow einige Vortheile zu erhalten. Im Monat October mußte er ſich jedoch vor der verſtärkten ruſſiſchen Armee unter Tſchitſchakow und Tormaſſow unter nachtheiligen Gefechten ins Großherzogthum Warſchau zurückziehen. Wahrſcheinlich war in dieſem Zeitpuncte, vermöge geheimer Inſtructionen, die Thätigkeit des Fürſten nur noch negativ. Sein Armeecorps blieb bis zum Februar 1813 in der Poſition von Pultusk. Am 9. dieſes Monats verließ er daſſelbe, ging nach Wien und erhielt den Oberbefehl über die ſich in Böhmen verſammelnde Obſervationsarmee, welcher im Auguſt nach der Kriegserklärung Öſterreichs ſich ein Theil der preußiſchen und ruſſiſchen Heere anſchloß. Fürſt Schwarzenberg ward zum Generaliſſimus der geſammten gegen Frankreich operirenden Armeen ernannt; denn die ſich bei der Hauptarmee in Perſon befindenden Monarchen enthielten ſich alles eigentlichen Commando's. General Radezky war unter dem Fürſten Chef des Generalſtabs. Die erſte Operation der großen Armee gegen Dresden war indeſſen nicht glücklich (ſ. Dresden im Jahre 1813), und ohne die Kataſtrophe des Generals Vandamme bei Culm (ſ. d. Art.) hätte der ganze Feldzug eine höchſt bedenkliche Wendung nehmen können. Wegen der weitern Geſchichte dieſes und des nächſtfolgenden Feldzugs bis zum Frieden von Paris verweiſen wir auf die Artikel Ruſſiſch-deutſcher Befreiungskrieg und Leipzig (Schlacht von). Nach der Rückkehr Napoleons von Elba erhielt der Fürſt den Oberbefehl über die verbündeten Armee am Oberrhein. Am 22. Junius ging er mit den Ruſſen und Öſterreichern über den Rhein; die Baiern waren bereits vorgerückt. Dem Plane dieſes Feldzugs gemäß ſollten alle Armeen der Verbündeten unter den Mauern von Paris zuſammentreffen. Aber ſchon durch die Schlacht von Waterloo und die zweite Abdankung Napoleons war der ganze Feldzug beendet. Fürſt Schwarzenberg iſt gegenwärtig Präſident des Hofkriegsraths. Er iſt ſeit 1799 mit der verwittweten Fürſtin Eſterhazy, einer gebornen Gräfin Hohenfeld, vermählt. Die militäriſchen Talente des Fürſten im Ganzen ſind nur von Wenigen in Zweifel gezogen worden, wohl aber haben einzelne ſeiner Operationen ſowohl an ſich, als in ihrer Leitung einer gerechten Kritik unterliegen müſſen. Zu dieſen gehört unter andern die Operation gegen Dresden, bei welcher die ganze verbündete Armee auf das Spiel geſetzt wurde. Auch will man die Dispoſitionen in den Tagen von Leipzig nicht loben, und behauptet, daß ſchon hier die ganze franzöſiſche Armee habe vernichtet werden können; in den Ebenen von Champagne, an jenen kritiſchen Tagen, wirft man dem Fürſten ebenfalls Mangel an Energie und Zuverſicht vor. Darin indeſſen ſtimmen alle Urtheile überein, daß es wenige Heerführer möchte gegeben haben, die, wie er, verſtanden, durch das angemeſ-

ſenſte und verſöhnlichſte Betragen die bei einer aus ſo heterogenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzten Armee unvermeidlich verſchiedenen Anſichten zu vermitteln und zu einigen. Er ſtarb an einer Herzkrankheit zu Leipzig, wohin er, um die Hülfe des D. Hahnemann zu brauchen, gereiſt war, nach einem langen faſt bewußtloſen Zuſtande am 15. October 1820. Sein Körper wurde nach Prag und von da auf ſeine Stammgüter gebracht.

Schwarzes Meer, ein Meer, welches zwiſchen Europa und Aſien liegt, gegen Abend an Romanien und Bulgarien, gegen Mitternacht an die ruſſiſchen Staaten, gegen Morgen an Mingrelien und Guriel, gegen Mittag aber an Natolien ſtößt, und nur durch den Bosphorus mit dem mittelländiſchen Meere in Verbindung ſteht, von dem es eigentlich nur ein Theil iſt, der mit dem aſowſchen Meere (dem großen nördlichen Buſen des ſchwarzen Meeres) die zuſammenhängenden Gewäſſer des mittelländiſchen Meeres ſchließt. Die Größe des ſchwarzen Meeres mit dem aſowſchen Meere beträgt über 14,000 Quadratmeilen. Das Waſſer deſſelben iſt nicht ſo helle, wie das Waſſer des mittelländiſchen Meeres, und vermuthlich wegen der vielen großen Flüſſe, die hineinfallen (Donau, Dniſter, Dnieper, Don und Kuban) ſüßer, daher es auch leichter gefriert. Die Stürme auf demſelben ſind fürchterlich, weil es rings umher verſchloſſen iſt, wodurch eine Art von Wirbel entſteht. In den Sommermonaten iſt es doch im Ganzen ruhiger, als andre Meere, in den Wintermonaten hingegen, vorzüglich längs der Küſten zwiſchen den Mündungen der Donau bis zur Krimm hin, ſelbſt für die geſchickteſten Schiffer kaum zu befahren. Die Hauptſtrömung zieht ſich beſtändig ſelbſt aus dem ſeichten Meere von Aſow her von Norden gegen Südweſten, nach der thraziſchen Meerenge und dem Helleſpont hin. Das ſchwarze Meer zeichnet ſich auch dadurch aus, daß es gar keine Inſeln hat, außer in der Meerenge, welche das aſowſche Meer mit demſelben verbindet. Die Fiſcherei im aſowſchen und ſchwarzen Meere iſt nicht unbedeutend; es fehlt nicht an mancherlei nutzbaren Gattungen von größeren und kleineren Fiſchen, worunter auch mehrere Arten von Stören ſind. Man fiſcht an dieſen Küſten hauptſächlich mit einer Art von Sacknetzen, in welchen zuweilen auf einen einzigen Zug, der etwa ſechs Stunden dauert, bis auf 60,000 Fiſche, worunter aber nur immer wenige große, gefangen werden. Man bereitet hier auch Kaviar, Fiſchleim, Thran und aus dem Rogen der Meeräſchen Botargo, dieſen letztern aber nur in geringer Menge. Die geſalzenen und geräucherten Makrelen ſind ein wichtiger Handelsartikel der Krimm. Bei den Alten hieß es **Pontus Euxinus** (ſ. d. Art.).

Schwarzholz, ſ. **Nadelholz**.

Schwarzwald, ein anſehnliches deutſches Gebirge, welches theils zum Großherzogthum Baden, theils zum Königreich Würtemberg gehört. Es läuft an der Weſtſeite Schwabens, parallel mit dem Rheinſtrome nach ſeiner großen Beugung bei Baſel, und oft nur wenige Meilen von demſelben entfernt, von Süden nach Norden hinab. Dieſe Gebirgskette iſt gegen Süden von dem Rheine, gegen Norden aber von der Ebene zwiſchen der Enz und dem Einfluſſe des Neckars in den Rhein begrenzt, und begreift in ihrer größten Ausdehnung eine Strecke von achtzehn Meilen. Ihre

Ausdehnung in die Breite von Oſt nach Weſt kommt jener nicht bei. Da, wo ſie den meiſten Umfang hat, in der obern ſüdlichen Gegend, mag dieſelbe ſechs bis acht, in der untern nördlichen aber kaum vier Meilen betragen. Auf der Abendſeite ergießen ſich die von derſelben kommenden Gewäſſer in den Rhein, und auf der Morgenſeite zum Theil in die Donau, welche ihren Urſprung in dieſer Gebirgskette haben, aus welcher auch die Flüſſe Wieſen, Elz, Kinzig, Murg, Neckar, Nagold und Enz nebſt vielen andern hervorkommen. Seine größte Höhe erreicht der Schwarzwald öſtlich von Freiburg zwiſchen Todnau und St. Märgen, in der Gegend, wo der Urſprung des Wieſen und der bekannte Paß, die Hölle, ſich befindet. Das Gebirge ſelbſt beſteht mehr aus Plänen, als iſolirten Bergſpitzen, unter welchen der Feldberg (4610 Fuß hoch), der Belchen (4335 Fuß hoch) und der Kandel (3903 Fuß hoch) die bedeutendſten ſind. Dieſe Berge erſcheinen meiſtentheils nur von der Mitte des Junius bis Anfang Septembers, und da oft nicht ganz vollſtändig, ohne Schneebedeckung; beinahe die ganze übrige Zeit des Jahres leuchten ihre beſchneiten Spitzen den entfernten Rheinbewohnern entgegen. Der Abfall des Schwarzwaldgebirges nach Abend oder gegen den Rhein iſt ſteil, jener nach Morgen gegen die Donau und den Neckar ſanft und nur allmählig ſich verlierend. Reißend und tobend ſtürzen ſich die Gewäſſer auf jener Seite durch enge Schluchten, größtentheils in der Richtung von Nordweſt, nach dem Rheine hin, und bilden mit demſelben bei ihrem Einfluſſe einen mehr oder weniger ſpitzigen Winkel. Sanft rieſelnd ſchlängeln ſie ſich hingegen auf der öſtlichen Seite in mancherlei Krümmungen durch leicht abfallende Wieſengründe der Donau und dem Neckar zu. Unter den vielen Thälern, die dieſe Flüſſe bilden, iſt beſonders das wegen ſeiner Naturſchönheiten berühmte Murgthal den Reiſenden bekannt. Das ganze Gebirge des Schwarzwaldes iſt Urgebirg, ſein Gerippe durchaus Granit, ſeine höheren Puncte mit Sandſtein bedeckt, von wenig untergeordneten Gebirgslagern begleitet, und ringsum von Flözgebirgen umgeben. Am Fuße des Gebirges, vornehmlich am weſtlichen Abfalle deſſelben, erſcheint der Gneis. Porphyr und Thonſchiefer findet ſich auf mehreren Höhen des Schwarzwaldes. Mancherlei Mineralien, als Silber, Blei, Kupfer, Eiſen, Kobalt, Mineralwaſſer, findet man im Schwarzwalde; groß iſt der Reichthum an Waldungen, beſonders Nadelwaldungen. Der Fruchtbau iſt mühſam, und beſchränkt ſich auf Sommerroggen, Hafer und Kartoffeln. Im Süden auf dem Abhange der Berge gegen den Rhein, auf dem nördlichen Abfall gegen Pforzheim und in mehreren Thälern der Murg, Kinzig, Schutter ꝛc. gedeihen auch Winterfrüchte, Obſt und an einigen Orten auch Wein. In den Vertiefungen, und wo nur immer das Quellwaſſer hingeleitet werden kann, unterhält man fette und wohlgewäſſerte Wieſen. Die Viehzucht iſt daher der vorzüglichſte Zweig der ſchwarzwäldiſchen Landwirthſchaft. Auf dem eigentlichen Schwarzwald ſieht man wenige in Städtchen und Dörfern zuſammengezogene Gemeinden. Die meiſten beſtehen aus zerſtreuten Höfen und Häuschen, deren Bauart von der anderwärts gewöhnlichen ſehr abweicht. Das Dach ragt weit hervor und hängt tief herab. Unter dem Dache führen zu den finſtern Schlafgemächern äußere Gänge nach der Länge des Hauſes. Unter dieſen Gängen iſt der Boden vor und hinter dem Hauſe bis unter die Dach-

traufe wie eine Brücke mit Holz belegt. Auf dieſer Hausbrücke geht man, vom breiten Hausdache geſchützt, zu den Ställen, zu den Milchhäuſern, zu dem Brunnen, der keinem Hauſe fehlt. Die Tenne oder Scheuer iſt oben im Hauſe unmittelbar unter dem Dache, und die Einfahrt muß auf einer von der Erde ſchief ablaufenden Brücke geſchehen. Da fährt und driſcht man alſo Menſchen und Thieren über den Köpfen. Da der Schwarzwälder im allgemeinen haushälteriſch und ſparſam lebt, ſo iſt er bei aller Armuth des Bodens nicht arm. Zufrieden mit dem, was er aus ſeiner Landwirthſchaft erzeugt, verwendet er wenig auf Bedürfniſſe, die nur ein beſſerer Boden befriedigt. In ſo weit die Naturerzeugniſſe zu ſeiner Nahrung nicht hinreichen, ſchafft er ſich Rath durch ſeinen Handelsgeiſt und Kunſtfleiß. Überhaupt verräth der Schwarzwälder viel natürlichen Scharfſinn und Verſtand. Ohne alle Kenntniß der Induſtrie lebte der Schwarzwälder bis zum 17. Jahrhundert. Erſt die Kriege des genannten Jahrhunderts entwickelten nach und nach den den Keim zu einer größern Betriebſamkeit und Bildung. Seit dieſer Zeit hat ſich der Glas- und Strohhutshandel und beſonders die Verfertigung von hölzernen Uhren und der Handel damit ausgebreitet. Jährlich werden über 180,000 Stück Holzuhren, worunter auch viele Kunſt- und Spieluhren, verfertigt, und der Werth derſelben beträgt über eine halbe Million Gulden. Auch werden von den Schwarzwäldern viele andere Holzarbeiten zum Verkauf fabricirt. Zu Neuſtadt und zu Furtwangen iſt der Mittelpunct des durch ganz Europa und Amerika ausgebreiteten Uhrenhandels. Zwei Päſſe des Schwarzwaldes ſind in den franzöſiſchen Revolutionskriegen ſehr bekannt geworden, nämlich der Kniebis und die Hölle. Der erſtere iſt auf der Grenzſcheidung zwiſchen Baden und Würtemberg, an der Quelle der Murg und mit drei jetzt in Ruinen liegenden Schanzen, der Alexander-, Schweden- und der Roßbühelſchanze verſehen. 1796 und 1797 wurde dieſer Paß von den Franzoſen eingenommen. Der andere Paß, die Hölle, iſt beſonders durch den Rückzug Moreau's 1796 bekannt geworden. Es iſt ein enges von hohen Gebirgen eingeſchloſſenes Thal in der Gegend der Stadt Neuſtadt, an der Straße von Freiburg nach Donaueſchingen.

Schweden und Norwegen, oder, wie die beiden vereinigten Königreiche jetzt auch amtlich genannt werden, Skandinavien, bilden das über 13,890 Quadratmeilen große, durch Lappland mit dem Feſtlande von Europa verbundene Oſtſee-Halbeiland (21 — 49° 50′ O. L. und 55° 22′ — 71° 20′ nördl. Breite), welches die Nordſee mit dem Kattegat weſtlich und ſüdweſtlich, und die Oſtſee mit dem bothniſchen Meerbuſen öſtlich und ſüdweſtlich, im hohen Norden aber das Eismeer umſchließt, außer da, wo das norwegiſche Lappland ſüdöſtlich und das ſchwediſche öſtlich an das ruſſiſche Lappland ſtößt. Dort macht der Fluß Paes, hier machen (ſeit 1809) der Torneo- und der Muoniofluß die Grenze. Ein Bergrücken, deſſen höchſter Gipfel in Schweden, unter dem 62°, der Syltop von 6079 Fuß und der Schneehättan von 7620 Fuß, in Norwegen der 5432 Fuß hohe Folgeſonde ſind, ſcheidet dieſe Halbinſel in die Länder Schweden und Norwegen. Er heißt nördlich das Kjöl (Kiel), ſüdlich das Sevogebirge. Dort endigt es im Nordhorn (Nordcap), dem nördlichſten Vorgebirge von Europa; hier theilt es

ſich, näher der Weſt- als der Oſtküſte, — daher die Hauptſtröme am Oſtabhange theils in den bothniſchen Buſen, theils in das Kattegat ſich ausmünden — in drei Arme: die lange Fjällen (Langfield und Dofrefield) ziehen ſich bis zum Vorgebirge Lindenäs nach der Nordſee hin; ein zweiter Arm ſcheidet das norwegiſche Stromgebiet des Glommen von dem ſchwediſchen der Götha-Elf, und verflacht ſich nach dem Kattegat; der dritte Höhenzug ſcheidet die Quellen der Clara, welche in Schweden durch den Wenerſee (der 48 Quadratmeilen groß iſt) geht und dann Götha-Elf heißt, von denen des Dal-Elf, und ſtreicht in Schweden zwiſchen dem Wener- und dem Wetterſee hin, bis er ſich am Oereſunde zur Oſtſee hin verflacht. Die Gipfel der ſkandinaviſchen Alpen ſind wilde mit ewigem Schnee bedeckte Felſenmaſſen (Fjällen), wo man überall ſchwindlich ſteile Abhänge, tiefe ſchauerliche Klüfte, Seen und reißende Bergſtröme erblickt. Nach der Nordſee iſt der Fall dieſes Gebirgs äußerſt jähe, ſchroff und voll fürchterlicher Abgründe. Näher der Oſtküſte liegt noch der 12 Meilen lange und 5—6 Meilen breite Mälarſee, mit 1300 Inſeln, welcher zwiſchen unzähligen kleinen Skären (Klippen) in die Oſtſee ausſtrömt. Mit ihm iſt der Hielmarſee verbunden. Der Wetterſee nimmt 40 Flüſſe auf, und ergießt ſich durch den Motalaſtrom in die Oſtſee. Zu Schweden gehören noch die fruchtbaren Oſtſeeinſeln Oeland und Gothland. Die Alandsinſelgruppe, am Ausgange des bothniſchen Buſens, wurde 1809 an Rußland abgetreten. Das durch viele Einſchnitte (Fiorde) zerriſſene Ufer bildet eine Menge Holme oder kleine felſige Inſeln, z. B. Stockholm, und ſichere Häfen, vorzüglich an Norwegens Küſte; an der letztern ſind auch der Saltſtröm, eine gefährliche Meerenge, und der Maelſtröm, ein Strudel, zu bemerken. Das Klima von Schweden und Norwegen iſt der Beſchaffenheit und Höhe des Landes wegen, mit Ausnahme der Weſt- und Südküſten, trocken und kalt. Obſt und Getreide (jährlich nur 5 Millionen Tonnen, daher miſcht man in mehrern Gegenden unter das Brotmehl zerriebene Fichtenrinde, oder auch gepulvertes Rennthiermoos), Kartoffeln, Flachs, Hanf, Hopfen und Tabak gedeihen nur in den Südgegenden; nördlich iſt das Land ein faſt ununterbrochner Wald von Nadelholz und Zwergbirken, mit vielem Wild, als Hirſche, Rehe, Haſen, Elenthiere; auch Bären und Wölfen. Hier findet man nur Beere und Rennthiermoos. Noch giebt es Vielfraße, Luchſe, Füchſe, Lemminge, zahmes und wildes Geflügel. Wegen des nicht üppigen Wieſenwachſes bleibt das Rindvieh, ſo wie die Schafe (die ſeit 1715 durch engliſche und ſpaniſche Widder veredelt ſind), Ziegen und Schweine, klein; doch ſind die Pferde ſchnell und dauerhaft. Im Norden iſt das Rennthier einheimiſch (vergl. d. Art. Lappland). An den Küſten, vorzüglich am Kattegat, war die Heringsfiſcherei vor kurzem nicht unbedeutend. Außerdem fängt man Robben, Delphine u. a. F. m. Das Steinreich und der Bergbau ſind wichtig. Gold wird wenig gefunden; etwas mehr Silber (das ſeit dem Jahre 1400 bearbeitete Silberbergwerk zu Sala hat in den letzten 300 Jahren 1,640,000 Mark löthiges Silber gegeben); vorzüglich Kupfer (die Kupferminen zu Falun geben jetzt 4—6000 Schiffpfund, und alle ſchwediſche Kupfergruben 30,000 Centner jährlich); vieles und treffliches Eiſen (400,000 Schiffpfund gegoſſenes jährlich; die ergiebigſten Eiſengruben ſind die von Dannemora in Upland), etwas Blei, Kobalt, Vitriol, Schwefel, Alaun, wenig Salz, Marmor,

Porphyr, Granit, Schleif-, Mühl- und Sandſteine, Asbeſt, Marienglas, Kryſtalle, Granaten, Schiefer, Talkſtein, Kalk u. ſ. w. In Schweden giebt es viele mineraliſche Quellen; in Norwegen nur eine. Über Mineralogie und Bergbau in Skandinavien ſiehe Hausmanns Reiſe durch Skandinavien in d. J. 1806 fgg. 5. Thl. Göttingen 1818 mit Kupfern. — Der Schwede und der Normann ſind mittelgroß und gedrungen; die reine kalte Luft, und die Nothwendigkeit, der Erde alles abzutrotzen, geben beiden einen Sinn, feſt wie das Eiſen ihres Landes; daher ihr Streben nach Unabhängigkeit und ihr Freiheitsſinn. In den Wiſſenſchaften zeigt der Schwede einen feſten eindringenden Geiſt. Auch die Dichtkunſt, ſelbſt die bildende Kunſt hat in dieſem rauhen Lande einige ſchöne Blüthen getrieben. Die Sprache iſt germaniſchen Urſprungs. Die ſchwediſche und die norwegiſche Mundart ſind wenig verſchieden. Die lappiſche Sprache iſt eine finniſche Mundart. — Beide Königreiche, Schweden und Norwegen, hatten im Jahre 1818, nach amtlichen Angaben, eine Bevölkerung von 3,375,000 Einwohnern, alſo etwa 243 auf 1 Quadratmeile. Doch kommen in Schwedens ſüdlichen Provinzen 2—3000 Menſchen auf 1 Quadratmeile. Schweden ſelbſt enthält auf 8250 Quadratmeilen 2,465,000 Einwohner. Norwegen auf 5640 Quadratmeilen 910,000 Einwohner. Dieſe bewohnen in Schweden: 86 Städte und 66,459 Höfe in Dörfern und einzeln; in Norwegen: 33 Städte, 30—40 Flecken und 332 Kirchſpiele. In ſämmtlichen Städten zählt man gegen 322,000 Einwohner. Stockholm, die Hauptſtadt des Reichs, hat 73,000, Gothenburg, die wichtigſte Handelsſtadt in Schweden, 22,000, Chriſtiania, die Hauptſtadt von Norwegen, 11,000, und Bergen, die wichtigſte Handelsſtadt in Norwegen, 18,000 Einwohner. Nur wenige Städte noch zählen über 4000, und viele haben kaum 300 Einwohner. Außer Europa beſitzt die Krone Schweden (ſeit 1784) die Antille St Barthelemy, 2½ Quadratmeile mit 8000 Einwohnern. — A. Schweden begreift vier Landſchaften: 1. Schweden an ſich mit 5 Provinzen, darunter Upland, Südermannland, Dalarne oder Dalekarlien, — ein armes Bergland, in welchem 40,000 Menſchen ohne Unterhalt im Jahre 1819 ſich befanden — und 7 Landeshauptmannſchaften; 2. Gothaland, der fruchtbarſte Theil Schwedens, 1900 Quadratmeilen groß mit 1,505,000 Einwohnern, enthält 13 Landeshauptmannſchaften; darunter Schonen mit den Seeſtädten Hölſingborg am Sunde, dem Überfahrtsorte nach Dänemark, und Yſtadt, dem Überfahrtsorte nach Stralſund. 3. Norrland mit 7 Landſchaften (Herjedalen, Jemtland, Weſterbottn u. ſ. w.); 4. Lappland, das ſchwediſche, etwa 16—1800 Quadratmeilen groß. Die Zahl aller ſchwediſchen Lappen betrug im Jahre 1818 nur noch 3580 Perſonen, unter denen 669 Rennthiere beſaßen. Dazu kommen noch etwa 2000 Coloniſten. Mehrere dieſer Anſiedelungen in Lappland hat Baron Hermelin auf eigene Koſten gegründet. Das Land bringt dem König faſt gar nichts ein. Die allgemeine Verwaltung Schwedens erwartet übrigens eine gänzliche Umbildung, womit ſich eine vom letzten Reichstage ernannte Commiſſion beſchäftigt. B. Norwegen (ſ. d. Art.). Das ſüdliche begreift die Stifter Chriſtiania und Chriſtianſand; das nördliche die Stifter Bergen, Drontheim und Nordland; zu letzterem gehört Finnmarken, oder das norwegiſche Lappland. — Schwedens Urbewohner waren vom finniſchen Stamme, Finnen und Lappen. Sie wurden von germaniſchen Völkern höher

nach Norden gedrängt. Unter den letztern erhielten die Gothen und Schweden bald das Übergewicht und unterwarfen ſich die übrigen Stämme. Sie hatten Richter aus dem Stamme der Ynglinger zu Oberhäuptern, die im fünften Jahrhunderte den Titel Könige von Upſala annahmen, und bis 1068 in Schweden regierten. Eine feſte Regierung führte zuerſt Olof I. ein, der zum Chriſtenthume überging. Noch blieben Gothen und Schweden getrennt, und Jahrhunderte lang zerrüttete dieſe Trennung das Reich. Erſt 1250, als das mächtige Geſchlecht der Folkungen den Thron beſtieg, vereinigten ſich beide bisher feindliche Volksſtämme in eine Nation. Zugleich wurde die Erbfolge genau beſtimmt. Schweden reichte damals nur bis Helſingland. Erich XI. eroberte 1248 das innere, und Birgers Sorn und, Torkel Knutſen 1293 das äußerſte Stück von Finnland, Karelien, wodurch Schweden Rußlands unmittelbarer Nachbar wurde. Magnus Smek erwarb 1332, durch Mats Kettelmundſen, Schonen, Blekingen und Halland, welche Provinzen aber ſchon 1360 wieder verloren gingen. Seiner Bedrückungen endlich müde, empörten ſich 1363 die Schweden, und gaben die Krone ſeinem Schwiegerſohne, Albrecht von Meklenburg. Dieſer aber unterlag 1388 in dem Treffen von Falköping gegen die Dänen, und 1389 vereinigte die Königin Margaretha von Dänemark und Norwegen mit dieſen beiden Reichen auch das ſchwediſche durch die calmariſche Union (12. Jul. 1397), jedoch ſo, daß jedes Reich ſeine Verfaſſung beibehielt. Unruhen und Empörungen, und endlich vollkommne Anarchie waren die Folge dieſer Vereinigung, denn ſchon 1448 wählten die Schweden und Norweger ſich ihren eignen König, Carl Knutſon, und trennten ſich förmlich von der Union. Nach Carls Tode regierten unter dem Titel Reichsvorſteher, aber mit wahrhaft königlicher Gewalt, mehrere Glieder aus der Familie Sture nach einander, bis 1529 Chriſtian II. von Dänemark in einem Frieden als König von Schweden anerkannt wurde. Chriſtian empörte durch ſeine Tyrannei die Schweden. Guſtav Waſa, der aus däniſcher Gefangenſchaft entkommen war, ſtellte ſich an ihre Spitze (1521), und ward 1523 von ihnen zum Könige gewählt. Er führte die Reformation ein, ſchlug die geiſtlichen und Kloſtergüter zu ſeinen Domänen, beförderte durch kluge Bündniſſe mit England und Holland den Handel und die Schifffahrt der Schweden, und ſicherte (1544) ſeiner Nachkommenſchaft die Erblichkeit der Krone. Sein Sohn und Nachfolger Erich XIV. (reg. 1560—1568) brachte Eſthland an Schweden, und führte 1561 bei ſeiner Krönung, die bis dahin noch nicht übliche gräfliche und freiherrliche Würde, welche er mehreren Familien ertheilte, ein. Ihm folgte von 1568—1592 ſein Bruder Johann II., der 1570 im ſtettiner Frieden Schonen, Halland, Blekingen, Herjedalen und Gothland an Dänemark überließ. Johanns Sohn, Siegmund, der zugleich die polniſche Krone annahm, wurde 1564 in Schweden von ſeinem ehrgeizigen Oheim Carl entthront, der ſich 1604 förmlich als Carl IX. krönen ließ. Die ſchweren Fehden mit Rußland, Polen und Dänemark, worein er verwickelt wurde, endigte glücklich nach ſeinem Tode 1611 der große Guſtav Adolph II. (ſ. d. Art.), der 1632 bei Lützen für die Freiheit Deutſchlands fiel. Unter ſeiner Tochter Chriſtine (ſ. d. Art.) ward der deutſche Krieg ehrenvoll fortgeſetzt und beendigt. Im Laufe deſſelben ward Schweden von Dänemark bedroht, aber Torſtenſons Siege und die franzöſiſche Vermittelung hatten (1645) den Frieden zu Brömſebro zur Folge, in welchem Dänemark an Schweden Jemtland

und Herjedalen nebſt den Inſeln Gothland und Oeſel, Halland aber auf 25 Jahre überließ, und die Befreiung der ſchwediſchen Schiffe vom Sundzolle bewilligte. Durch den weſtphäliſchen Frieden erwarb Schweden die deutſchen Herzogthümer Bremen, Verden, Vorpommern, einen Theil von Hinterpommern und Wismar, mit der deutſchen Reichsſtandſchaft. Im J. 1654 legte ſie ihre Krone nieder, und gab ſie an Guſtav Adolphs Schweſterſohn, Carl X. Guſtav von Zweibrücken. Dieſer kriegeriſche Fürſt regierte bis 1660. Er hatte die Polen, Ruſſen und Dänen zu bekämpfen, und ſetzte durch ſeine kühnen Unternehmungen die Welt in Erſtaunen, ohne jedoch einen dauerhaften Frieden zu erzwingen. Die Vormünder ſeines großen Sohns Carl XI. ſchloſſen 1660 mit Polen den Frieden von Oliva, wodurch ganz Liefland bis zur Düna an Schweden kam, mit Dänemark den kopenhagner Frieden, worin ſie Drontheim und Bornholm, das Carl Guſtav im roſchilder Frieden mit Dänemark (1658) nebſt Blekingen, Schonen und Halland erworben hatte, zurückgaben, und verglichen ſich (1661) mit Rußland auf die Grundlage des ſtolbower Friedens. Zwar focht Schweden unglücklich in einem neuen Kriege gegen Brandenburg, Holland und Dänemark, verlor aber in dem Frieden von St. Germain und Lund 1679 nichts weiter, als was es in Pommern jenſeit der Oder beſaß. Carl XI. erwarb 1632 die Souveränetät. Er hob den innern Wohlſtand des Reichs, zog die verſchenkt geweſenen Krongüter wieder ein, vermehrte ſeine Einkünfte, aber auch ſeine Feinde unter dem Adel, und hinterließ ſeinem Sohne Carl XII., der von 1697 bis 1718 regierte, einen bedeutenden Schatz. Dieſer ward aber von Carl XII. eben ſo wie das Blut ſeiner Unterthanen in langwierigen und unnützen Kriegen verſchwendet (ſ. Carl XII.), und 1718 blieb er ſelbſt vor Friedrichshall, nachdem er den größten Theil ſeiner deutſchen, und in Rußland eroberten Länder verloren hatte. Mit ſeinem Tode verſchwand die Hoffnung, das Verlorne wieder zu gewinnen. Seine Nachfolgerin war Ulrike Eleonore, ſeine jüngere Schweſter. Die Partei, die ſich der Gewalt bemächtigte, trat im Frieden von Stockholm 1719 Bremen und Verden an den Churfürſten von Braunſchweig und 1720 Stettin und Vorpommern bis an die Peene an Preußen, im nyſtädter Frieden 1721 aber Liefland, Eſthland, Ingermannland, Wiburgslän und einen Theil von Karelen an Rußland ab, und verzichtete im fridensburger Frieden mit Dänemark 1720 auf die Befreiung vom Sündzolle. Friedrich von Heſſen, Ulrikens Gemahl, der mit Bewilligung der Stände die Regierung übernahm, und ſie von 1720—1751 verwaltete, war ein ſchwacher Fürſt, der von den Parteien des Adels beherrſcht wurde. Der Reichsrath machte ſich unabhängig. Auf Anſtiften Frankreich ließ er ſich, um die an Rußland abgetretenen Provinzen wieder zu erlangen, 1741 in einen neuen Krieg mit dieſem Reiche ein, den 1743 der Friede zu Abo endigte, in welchem der Theil von Finnland bis an den Kymmenefluß verloren ging und die Thronfolge dem Herzoge Adolph Friedrich von Holſtein, Biſchof von Lübeck, zugeſichert ward. Adolph Friedrich, mit dem das holſteiniſche Haus auf Schwedens Thron gelangte, regierte von 1751 bis 1771. Er nahm einen ſchwachen und erfolgloſen Antheil am ſiebenjährigen Krieg; im Innern zerrütteten noch immer die Parteien der Hüte und Mützen das Reich, und die königliche Gewalt ſank zu einem bloßen Schattenbilde herab. Die Feſſeln der Ariſtokratie zerbrach glücklich Guſtav III. (ſ. d. Art.). Er gab dem Reiche Stärke

und Anſehen wieder, ward aber 1792 das Opfer einer Verſchwörung. Ihm folgte, unter Vormundſchaft ſeines Oheims, ſein Sohn Guſtav IV. Adolph (ſ. d. Art.), der 1809 den Thron verlor. Sein Oheim, der unter dem Namen Carl XIII. den Thron beſtieg, gab dem Reiche eine neue Conſtitution, wählte den Prinzen Chriſtian Auguſt von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, der den Namen Carl Auguſt (ſ. d. Art.) annahm, zu ſeinem Nachfolger, endigte den unglücklichen Krieg mit Rußland in dem Frieden zu Friedrichshamm durch die Abtretung von ganz Finnland, und ſtellte 1810 die Verhältniſſe mit Frankreich wieder her. Inzwiſchen ſtarb der Kronprinz eines plötzlichen Todes, und der Reichstag zu Oerebro wählte zum Thronfolger den franzöſiſchen Marſchall Bernadotte, Prinzen von Ponte-Corvo, der unter dem Namen Carl Johann, (ſ. d. Art.) vom Könige adoptirt wurde. Schweden erklärte zwar jetzt gegen Großbritannien den Krieg, aber das Drückende dieſes Kriegszuſtandes und die immer ſteigenden Anmaßungen Frankreichs bewogen es 1812, ſein Syſtem zu ändern, und ſich bald den gegen Napoleon verbündeten Mächten anzuſchließen. Welchen Antheil es an dieſem Kriege genommen, iſt in den Artikeln Carl Johann und Ruſſiſch-deutſcher Krieg erzählt. In dem Frieden mit Dänemark, welcher den 14. Januar 1814 zu Kiel abgeſchloſſen wurde, gelangte Schweden zu dem Beſitz des Königreichs Norwegen als eines für ſich beſtehenden, freien, untheilbaren und unveräußerlichen Reichs, und trat dagegen ſeinen Antheil an Pommern und die Inſel Rügen ab. So gewann Schweden Anſehen, Macht und Sicherheit wieder, und darf hoffen, unter einer weiſen Regierung von den frühern Wunden bald zu geneſen. Auch die Spannungen mit Dänemark wegen Erfüllung des kieler Friedens in Anſehung der von Schweden zu übernehmenden norwegiſchen Staatsſchuld ſcheinen im Jahr 1819 durch Rußlands Verwendung gehoben worden zu ſein. Schweden iſt nach ſeiner Verfaſſung eine Erbmonarchie, die durch die Reichsſtände beſchränkt wird. Dieſe theilen ſich in vier Stände, nämlich den Adel, die Geiſtlichkeit, den Bürger- und den Bauernſtand, ein. Der Adel trennt ſich wieder in drei Claſſen, und zwar in den Herrenſtand, wozu die Grafen und Freiherren gehören, den Ritterſtand, oder diejenigen Edelleute, deren Vorfahren erweislich eine Reichsrathsſtelle bekleidet haben, und den Knappen- (Swenner-) ſtand, welcher die einfachen Edelleute begreift. Der geiſtliche Stand wird durch die Biſchöfe jedes Stifts, und der Bürger- und Bauernſtand, zu welchem letztern aber blos die freien Reichsbauern gehören, durch Bevollmächtigte repräſentirt. Der König vergiebt alle höhern bürgerlichen und Kriegsbedienungen, wovon jedoch in der Regel alle Ausländer ausgeſchloſſen ſein ſollen. Ohne Einwilligung der Reichsſtände darf der Monarch keine neuen Geſetze geben oder alte aufheben. Der König muß, der Conſtitution gemäß, die Stände alle fünf Jahre zuſammenberufen; er kann ſie aber auch innerhalb dieſer Zeit verſammeln, wenn es ſein Wille iſt. Die geſetzgebende Macht in Norwegen gehört dem Storthing; dieſer hat jetzt dem Staatsrath Krogh die Ausarbeitung eines Criminalgeſetzbuchs für das Königreich Norwegen übertragen. Ein Vicekönig oder Generalgouverneur reſidirt zu Chriſtiania. Die Staatsgelder und die Truppen beider Staaten ſollen nicht vermiſcht werden. Die Feſtungen ſind nur zur Hälfte mit Schweden beſetzt. Zu der Anordnung der Kriegsſteuern und andrer Abgaben iſt die Einwilligung der Reichsſtände er-

foderlich, und dieſen müſſen auch die ſämmtlichen Truppen und ihre Befehlshaber den Eid der Treue eben ſo wie dem Könige ſchwören. Vor 1789 bedurfte der letztere auch zur Ausübung des Kriegs- und Friedensrechts der Zuſtimmung der Stände, aber in gedachtem Jahr ward ihm dies Recht und die Beſorgung der Juſtiz- und andrer Reichsangelegenheiten ohne weitere Beſchränkung überlaſſen. 1772 wurde der Reichsrath, welcher vorher einen Mittelſtand zwiſchen dem Könige und den Ständen hatte bilden wollen, aufgehoben, und in ein bloßes, vom Könige abhängiges Conſeil verwandelt. 1789 wurde dieſer Reichsrath völlig aufgehoben, und die Mitglieder behielten nur ihren ehemaligen Rang und Titel. Die Thronfolge iſt in der männlichen Linie nach dem Rechte der Erſtgeburt erblich. Nach Erlöſchung des Mannsſtammes haben die Stände das Recht einer freien Königswahl. Wenn der König für ſeinen minderjährigen Thronfolger keine vormundſchaftliche Regierung beſtellt hat, ſo thun dies die Reichsſtände. Die Volljährigkeit des Königs tritt mit dem völlig zurückgelegten 18. Jahre ein. Vor ſeiner Salbung und Krönung, welche durch den Erzbiſchof von Upſala geſchieht, muß der König den Inauguraleid ablegen, und die beſtändige Capitulation, worin auch die Erhaltung der evangeliſch-Lutheriſchen Religion zur Pflicht gemacht wird, beſchwören. 1778 haben erſt die Juden Freiheit erhalten, ſich in Schweden niederzulaſſen. Die Katholiken erhielten unter manchen Einſchränkungen dieſe Erlaubniß ſpäter, 1781, und jeder Schwede, der von der Lutheriſchen zu einer andern Religion übertritt, geht ſeiner bürgerlichen Rechte verluſtig. Im ganzen Reiche ſind ein Erzbiſchof, dreizehn Biſchöfe und 192 Pröbſte. In Norwegen iſt den Juden das Land vermöge der Conſtitution verſchloſſen. Die höchſten Reichscollegien ſind 1. die königliche Kanzlei, welche unter der unmittelbaren Leitung des Königs ſteht und die allgemeinen auswärtigen und einheimiſchen Staatsangelegenheiten beſorgt. An ihrer Spitze befinden ſich ein Kanzleipräſident und ein Hofkanzler. Mit der Kanzlei ſind das königliche Cabinet, für die auswärtige Correſpondenz, das Bureau des Kanzleipräſidenten und das Reichsarchiv verbunden. Für die beſondern Staatsangelegenheiten iſt die auswärtige Kriegs- und die einheimiſche Civilexpedition angeordnet. Die Reichsökonomie beſorgt das Kammercollegium. Das von demſelben unabhängige Staatscomtoir empfängt und verwendet die Reichseinkünfte, und das königliche Kammergericht entſcheidet die Streitigkeiten über die Staatseinkünfte, hat die Unterſuchung wegen Vergehungen der Kammerbeamten, und die Nachſicht aller Rechnungen, welche demſelben vorgelegt werden müſſen. Das Kriegs- und Marinecollegium hat die Leitung des Kriegs- und Seeweſens, unter dem Vorſitz eines Generals und des Großadmirals. Das Kriegshofgericht hat die Juſtizſachen der Militärperſonen zu entſcheiden, und ſeine Mitglieder werden vierteljährig von allen Land- und Seetruppen zuſammenberufen. Das höchſte Juſtizgericht iſt der königliche höchſte Gerichtsſtuhl, deſſen Präſident in Abweſenheit des Königs der Reichsdroſt iſt. Von dieſem Juſtizhofe hängen die Landgerichte für die zweite Inſtanz in den einzelnen Diſtricten und die Rathhausgerichte in den Städten ab. Die Entſcheidungen geſchehen nach dem Geſetzbuche von 1731, welches 1778 verbeſſert iſt. Für die kirchlichen Angelegenheiten iſt das Hofconſiſtorium, deſſen Präſes der Oberhofprediger iſt, und für die Geſundheitsanſtalten

das Collegium Medicum vorhanden. Die Landmacht beſteht 1. in Schweden aus 40,000 Mann regulärer Truppen und 5 Claſſen der Conſcription zu 85,000 Mann, zuſammen 125,000 Mann. Der fünfte Theil dieſer Conſcription wird alle Jahre erneuert, ſo daß die Truppenanzahl immer vollſtändig iſt. 2. in Norwegen: aus 12,000 Mann regulärer Truppen, 7000 Mann Landwehr, den bewaffneten Bürgern der Küſtenmilizen und dem Landſturm. Die Seemacht beſteht aus 12 Linienſchiffen, 14 Fregatten, 7 Briggs, 13 kleinen Fahrzeugen, 15 Galeeren, 200 Kanonenböten mit 4700 Kanonen, 7200 Matroſen, einer Reſerve von 8000 Mann, und daneben iſt die Marineconſcription in 5 Claſſen eingetheilt, welche 25,000 Mann ausmacht. Übrigens deutet mehreres jetzt in Schweden dahin, daß der König ein wohlgeordnetes Landes- und Volksbewaffnungsſyſtem aufſtellen will. Dahin gehört die Anlage eines befeſtigten Lagers für 100,000 Mann auf und an dem Mälarſee. Vor dieſem waren in der ſchwediſchen Armee alle höhere Offizierſtellen käuflich. Die jetzige Regierung hat große Aufopferungen gemacht, um dieſen Mißbrauch abzuſchaffen, ſo daß jetzt der Weg zur Ehre dem Armen eben ſo gut wie dem Reichen offen ſteht. Eben ſo verhält es ſich auch jetzt mit den Ämtern der Gouverneurs der Provinzen, die ehedem auch käuflich waren. — Schweden hat 5 Ritterorden: 1. der Seraphinenorden, wurde der Sage nach geſtiftet vom Könige Magnus; hiſtoriſch war er ſchon 1336 vorhanden; König Friedrich I. erneuerte ihn den 17. April 1748; die Inſchrift iſt I. H. S.; — 2. der Schwertorden, wurde, der Sage nach, vom König Guſtav I. geſtiftet, und den 12. April 1748 vom König Friedrich I. erneuert; — 3. der Urſprung des Nordſternordens wird von Einigen aus Odins Zeiten hergeleitet; König Friedrich I. erneuerte ihn den 17. April 1748; die Deviſe iſt: Nescit occasum. — 4. der Waſaorden, geſtiftet den 26. Mai 1772. — 5. der Orden Carls XIII., geſtiftet von dem Könige den 27. Mai 1811, wird nur an Freimaurer höhern Grades vertheilt. Außerdem giebt es noch eine goldne Medaille für das bürgerliche, und eine goldne und eine ſilberne für das militäriſche Verdienſt. — Die Einkünfte von Schweden und Norwegen belaufen ſich gegen 12 Millionen Gulden. Das norwegiſche Budjet für die J. 1818 — 21 beſtimmte die Einnahme (mit Einſchluß der außerordentlichen auf 3 Jahre vom Storthing bewilligten Steuer von 540,000 Species) auf 1,495,000 Species. Die Ausgabe des Königreichs Norwegen ward auf 1,475,714 Species geſetzt. Die Staatsſchuld an die Bank iſt 7 Millionen Thaler. Nach einer officiellen Erklärung ſoll Schweden keine auswärtigen Schulden mehr haben, da die jetzige Regierung ſie alle getilgt habe. Für den Staatscredit iſt vorzüglich wichtig die 1668 geſtiftete Reichsbank, die zugleich eine Wechſel- und Leihbank iſt, Geld zu niedrigen Zinſen aufnimmt, und dieſes gegen ſicheres Pfand, auch gegen Hypothek in Grundſtücken, wieder ausleiht. Der Adel, die Geiſtlichkeit und der Bürgerſtand leiſten die Gewähr für die Sicherheit dieſer Bank, und laſſen zwiſchen den Reichstagen durch drei Bevollmächtigte die Oberdirection führen; während der Reichstage aber wird ein eigentlicher Bankausſchuß zu dieſem Zweck erwählt. Die Bankexpedition beſteht in ſechzehn Commiſſarien und einer Anzahl der nöthigen Bedienten. Die Vortheile der Bank, welche ſich jährlich zwiſchen zwei bis drei Millionen Reichsthaler belaufen, kommen den drei Ständen zu, und werden von ihnen häufig zum Gebrauche des Staats ange-

wieſen. Indeſſen ſind die in zu großer Menge ausgegebnen Zettel dieſer Bank im Preiſe ſehr gefallen, und nur durch kräftige Vorkehrungen kann größern Übeln vorgebeugt werden. Außerdem hat Schweden eine oſtindiſche und weſtindiſche Handlungscompagnie, eine Seeaſſecuranzgeſellſchaft u. ſ. w. Der Ackerbau und alle Arten Fabriken haben ſich ſeit der Ankunft des jetzt regierenden Königs ſehr emporgehoben. In Schweden ſind gegen 900 Fabriken in Tuch, Seide, Baumwolle (Kattundruckereien), Wolle, Linnen, Leder, Zucker, Tabak, Glashütten, Spiegel, Uhren, Porzellan, Papier, Marmor, Porphyr, in Metallen, worin die Eiſenwerke den wichtigſten Platz behaupten, welche 1,440,000 Centner Stangeneiſen jährlich liefern, und an 200,000 Centner in Fabricaten verarbeiten. Nach dem ſchwediſchen Tabellenwerke wird die jährliche Production Schwedens zu 88 Millionen Bankthaler berechnet, darunter die Holzwaaren ½ Millionen, Fabriken und Manufacturen über 12 Millionen, Handel und Schifffahrt gegen 14¾ Mill. Bthlr. In Norwegen liefern die Eiſenwerke (die wichtigſten bei Laurvig und bei Moß) jährlich 160,000 Centner Eiſen. Auch baut man ſowohl in Schweden als in Norwegen viele Schiffe ſelbſt für das Ausland, und verarbeitet viel Holz zu Bretern (vorzüglich am Drammenfluſſe), Latten, Balken, Maſten u. ſ. w. Die Lage begünſtigt den Handel, der beſonders mit den Oſtſeeländern, Großbritannien, Holland, Frankreich, im mittelländiſchen Meere und mit Nordamerika (mit den vereinigten Staaten ſchloß Schweden im Jahr 1818 einen vortheilhaften Handelsvertrag) getrieben wird. Eine ſchwediſch-oſtindiſche Compagnie handelt nach China. Ausfuhrartikel ſind: Holz, Breter, Maſtbäume, Balken, Theer, Pech, Pottaſche, Eiſen, Stahl, Kupfer, Heringe, Thran, Pelzwerk u. ſ. w. Die Einfuhr beſteht vorzüglich in Getreide, Wein, Roſinen, Öl, Salz, Wolle, Flachs, Hanf, Gewürzen. Der Gebrauch des Caffees wurde 1818 verboten. Zum Einkauf von Korn ſind der Regierung in Schweden 4 Millionen Bankthaler bewilligt; dies iſt aber in Norwegen nicht der Fall, daher iſt hier der Getreidemangel fühlbarer, zumal da hohe Einfuhrzölle die freie Zufuhr von Korn ſehr erſchweren. Schweden hatte im Jahre 1818 gegen 1100 Handelsſchiffe mit 9200 Seeleuten, und Norwegen gegen 800 Handelsſchiffe mit 6500 Seeleuten. Die Hälfte derſelben kann im Kriege zu Kapern ausgerüſtet werden. Die vorzüglichſten Handelsſtädte ſind in Schweden: Stockholm, Gothenburg, Norköping, Geſle, Karlskrona, Malmoe, Landskrona, Yſtadt und Udawalla; — in Norwegen: Bergen, Chriſtiania, Drontheim, Chriſtianſand, Stavanger, Drammen und Friedrickshald. Zur Beförderung des Verkehrs wurden im Jahr 1818 vier neue Landſtraßen durch Dalekarlien und Helſingland, wovon 2 nach Norwegen führen, vollendet. Auch werden mehrere Canäle angelegt, z. B. der Trollhättacanal, auf welchem man die Waſſerfälle in der Götha-Elf, von Wenersburg nach Gothenburg, deren Fall zuſammen 130 Fuß beträgt, umſchifft; der noch nicht vollendete Göthacanal, der zur Verbindung der Oſt- und Weſtſee angelegt wird. Die ganze Durchfahrt von Gothenburg bis Söderköping an der Oſtſee beträgt 51 Meilen, wovon 40 durch die Göth-Elf, den Trollhättacanal und mehrere Landſeen gehen, 11 aber zu graben oder zu ſprengen ſind. — Ein dritter Canal iſt der von Södertelje, 3 Meilen von Stockholm, durch den im Jahr 1819 eine zweite Verbindung des Mälarſees mit dem baltiſchen Meer zu

Stande kam, der 20 Städte im Innern mit dem Meere in Verbindung bringt und die Einfahrt nach Stockholm erleichtert. — Unter Guſtav Adolphs, Chriſtinens und Carls XI. Regierung kamen Eiſen, Meſſing- und Stahlfabriken, Gerbereien, Seifenſiedereien, Wollen- und Seidenmanufacturen zuerſt in Aufnahme, aber Carls XII. kriegeriſche Zeit brachte alles wieder in Verfall. Nachher jedoch hob ſich die Induſtrie der Schweden deſto mehr, und ſie verarbeiten alle Waaren, die ſie nicht roh vom Auslande zu theuer einkaufen müſſen, ſo weit es der durch die vielen Kriege herbeigeführte Menſchenmangel nur zuläßt, mit glücklichem Erfolge. Deſſen ungeachtet iſt Schweden im Verhältniſſe ſeiner Erzeugniſſe und Einkünfte zu ſeiner Ausdehnung unſtreitig das ärmſte Land, aber auch zugleich mit dem reichſten, mit Großbritannien, das freieſte unſeres Welttheils. — Für die Beförderung der geiſtigen Cultur iſt vorzüglich in Schweden durch gute Anſtalten vielfach geſorgt. Die 1476 zu Upſala geſtiftete Univerſität (mit 24 Profeſſoren) beſitzt eine große Bibliothek, einen botaniſchen Garten, Münz- und Naturaliencabinette, eine Sternwarte u. ſ. w. Die 1666 zu Lund geſtiftete Univerſität (mit 23 Profeſſoren) hat ebenfalls eine Bibliothek, ein Muſeum, einen botaniſchen Garten und eine Sternwarte. Beide Univerſitäten, ſo wie die 12 Gymnaſien in Lynköping, Weſterås, Gothenburg, Werid, Colmar, Wisby, Scara, Strensnäs, Karlſtadt, Hernöſand u. ſ. w. ſtehen unter den 11 Biſchöfen und dem Erzbiſchofe, den Häuptern der Geiſtlichkeit. In allen Städten des Reichs ſind Schulen. Zu Karlsberg iſt eine Militärakademie; zu Scara eine Vieharzneiſchule; in Stockholm eine Akademie der militäriſchen Wiſſenſchaften. Auch wurde ſchon 1668 unter dem Namen des Antiquitäten-Collegiums eine Geſellſchaft zur Unterſuchung der Alterthümer, 1688 ein Collegium Medicum zur Beförderung der Arzneiwiſſenſchaften, 1728 zu Upſala die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und 1739 die Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm errichtet. 1753 ſtiftete die Königin Luiſe Ulrike, die Gemahlin Adolph Friedrichs, die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, die in eine ſchwediſche Akademie und eine Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften getheilt und umgebildet ward. — Noch befinden ſich in Stockholm eine Akademie der Muſik und eine Akademie der Landwirthſchaft; letztere wurde vom vorigen König auf den Vorſchlag des jetzt regierenden Königs errichtet. Sie hat in allen Hauptſtädten der Provinzen Unterabtheilungen, und der jetzige König hat ſie mit einem Capital von 160,000 Thalern ausgeſtattet. Im königlichen Schloſſe zu Stockholm befinden ſich eine ſchöne Bibliothek und ein Muſeum. — In Norwegen wurde vor wenig Jahren die Univerſität zu Chriſtiania errichtet, welche eine Bibliothek, einen botaniſchen Garten und verſchiedene Sammlungen beſitzt; auch iſt daſelbſt eine Militärakademie; zu Kongsberg befindet ſich eine Bergwerksſchule, und zu Drontheim ein Seminarium für junge Lappen. Schon unter der Regierung der Königin Chriſtine (1632 — 1654) ſchien für die ſchwediſche Literatur ein Morgenroth aufzugehen, aber der Thronentſagung jener Königin, ihrer Vorliebe für fremde Literatur, den während und nach ihrer Regierung fortdauernden Kriegen muß man es zuſchreiben, daß erſt zu Ende des vorletzten, und während des letzten Jahrhunderts ein neues friſcheres Leben ſich über die ſchwediſche Literatur verbreitete. In der Philologie iſt freilich wenig gethan, denn ſelbſt das, was Lo-

renz Normann, Erich Benzelius, Chriſtian Dahl, Axel Lindblom Sven Hof und A. leiſteten, gereichte mehr ihrem Vaterlande, als fremden Völkern zum Nutzen. Von den philoſophiſchen Wiſſenſchaften haben die Schweden bis jetzt hauptſächlich nur diejenigen bearbeitet, die in die Erwerbszweige des bürgerlichen Lebens eingreifen. Um die Aſtronomie hat ſich Peter Wilh. Wargentin (ſt. 1783) vorzüglich verdient gemacht. In den übrigen Naturwiſſenſchaften, beſonders in der Zoologie und Kräuterkunde, erwarb ſich Carl von Linné (1707—1778) unſterblichen Ruhm und gleichfalls zeichneten ſich in dieſer Hinſicht Joh. Andr. Murray, Daniel Carl Solander, Torbern Bergmann und de Geer auf das vortheilhafteſte aus. Um die Chemie und Mineralogie erwarben ſich Wallerius, Bergmann, Scheele, Cronſtadt, Urban, Ljävne und Bromel große Verdienſte. Die Geſchichte wurde freilich von Olo von Dalin, A. von Bodin und Sven Lagerbring bearbeitet, aber ihre Werke ſind blos als brauchbare Materialien, jedoch nicht als Muſter hiſtoriſcher Schriften zu betrachten. An einem claſſiſchen Geſchichtſchreiber ſowohl für eigne als fremde Geſchichte fehlt es den Schweden noch ganz, denn Fr. Rühs iſt wegen ſeiner ſchwediſchen Geſchichte nicht hieher zu rechnen, da er, freilich unter ſchwediſchem Scepter, doch in Deutſchland geboren iſt. Erſt gegen das Ende des 17. Jahrhunderts fing man in Schweden an, die Sprache des Landes, welche eine Miſchung der Dialekte zweier germaniſchen Hauptſtämme (der Schweden und Gothen) iſt, grammatiſch und lexikographiſch zu bearbeiten. Tjällmann ſchrieb 1696 die erſte, und Sahlſtedt lieferte 1787 die vorzüglichſte Sprachlehre; zum Gebrauch für Deutſche iſt diejenige von G. Sjöborg (Stralſund 1796) eine der erſten und beſten. Um das Wörterbuch haben ſich Spegel (1712), Ihre (1769) und Sahlſtedt (1773) verdient gemacht. Zum Gebrauche für Deutſche haben Carl Dähnert (1784 und 1796) und G. P. Möller (1783 und 1807) gute ſchwediſch-deutſche und deutſch-ſchwediſche Wörterbücher geliefert. Schon unter Chriſtinens Regierung (ſ. oben) trat der Vater der ſchwediſchen Dichtkunſt, Georg Stjernhielm, auf, und wenn auch ſein komiſches Heldengedicht, die Wahl des Herkules, nicht die Frucht eines hohen dichteriſchen Geiſtes war, ſo bewies es doch die Kraft der ſchwediſchen Sprache, welcher es damals noch ſehr an Ausbildung fehlte. Stjernhielms Nachfolger aber verwechſelten das Weſen der Dichtkunſt mit elender Reimerei. Der geiſtreichen Königin Luiſe Ulrike war es vorbehalten, auch in dieſer Rückſicht die Bildnerin und Wohlthäterin ihres Volks zu werden. Sie ſtiftete nicht blos die oben gedachte Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, nach deren Vorbilde ſich bald ähnliche Privatgeſellſchaften zu gleichem Zweck vereinigten, ſondern ſie ermunterte auch den Olaus von Dalin kräftig in ſeinem Eifer für die Ausbildung der ſchwediſchen Sprache und Dichtkunſt, um welche er ſich durch ſeinen Argus (1733), eine Nachahmung des engliſchen Zuſchauers, ungemein verdient machte. Dalins Beiſpiel folgten, gleichfalls von Luiſen Ulriken unterſtützt und aufgemuntert, bald mehrere, ſo daß Schweden jetzt faſt in allen Dichtungsarten vortreffliche Werke aufweiſen kann. Stjernhielm, Dalin, Skjöldebrand und Celſius lieferten freilich ernſthafte Epopöien, aber ohne Werth dagegen Gyllenborgs Zug über den Belt mehr Verdienſt hat. Als romantiſch epiſcher Dichter verdient Rudbeck bemerkt zu wer-

den. Die tragiſche Bühne Schwedens hat noch kein Stück aufzuweiſen, welches ſich auszeichnete, denn die Trauerſpieldichter dieſes Landes folgen dem franzöſiſchen Geſchmack, ohne ſich um die deutſche und engliſche Bühne zu kümmern. Celſius, Dalin, Brander, Gyllenborg, Guſtav III., Leopold, Adlerbeth, Lidner, Paykull ſind die bekannteſten von ihren Tragikern. Mit mehrerem Glück haben ſich im Luſtſpiel Dalin, Hallmann, Modée, Kexell, Lindegern und Paykull verſucht, obgleich auch keiner von ihnen etwas ganz Vollkommnes geliefert hat. Die Oper, welche Guſtav III. ſehr begünſtigte, wurde mit Erfolg von Kellgren, Wellander, Leopold und Lidner bearbeitet. In allen Fächern der Lyrik hat Schweden vorzügliche Dichter. 1. In der Hymne: Casſtröm und Graf J. G. Oxenſtierna; 2. in der heroiſchen Ode: Edelcranz, Franzén, Silfverſtolpe, Sjöberg und Stenhammar; 3. in der philoſophiſchen Ode: Dalm, Kellgren, Leopold, die Grafen Gyllenborg und Oxenſtierna, Silfverſtolpe, Franzen Adlerbeth; 4. im Kirchenliede ſind die Verſuche von Oedman, Stenhammar u. A. meiſt mißlungen; 5. im fröhlichen und geſellſchaftlichen Liede hat Schweden vortreffliche Dichter an Franzén, Bellmann, Choreus, Lindegren, Silfverſtolpe, Sjöberg und Wahlgren; 6. in der Romanze und Ballade ſind Franzén, Silverſtolpe, Stenhammar, Kellgren, Lindegren und Kallberg bemerkenswerth. So reich die lyriſche Poeſie in allen ihren Untergattungen iſt, ſo wenig haben die Schweden in der Elegie und der Heroide aufzuweiſen. In der erſtern bleiben die Elegien der Frau Nordenflycht, worin ſie den Tod ihres Gatten (1745) beklagte, noch immer die Hauptſammlung; von dem Grafen Creutz und von Stenhammar hat man nur einzelne Stücke. In der Heroide hat, aufgemuntert durch die ſchwediſche Akademie, blos der Dichter G. Regner ein Stück (einen Brief Guſtav Waſa's an deſſen Pflegevater Hemming Gadd) geliefert. Für die Idylle, wenn anders ein Arkadien oder doch ein milder freundlicher Himmel zu ihrem Gedeihen durchaus nöthig iſt, kann Schweden kein Land ſein. Wirklich hat es nur einen Idyllenſänger, Lidner, deſſen Schäfergedichte aber mehr Reminiscenzen, als eigne Productionen ſind. Der Graf Creuz (ſtarb 1785 als ſchwediſcher Geſandter zu Paris) hat ſich in der poetiſchen Erzählung durch ſein Gedicht: Atis und Camilla, als meiſterhaften Dichter gezeigt. Gute humoriſtiſche Erzählungen lieferten auch Stenhammar und Silfverſtolpe, aber alle wurden ſowohl in der ernſten als komiſchen Gattung von Carl Guſtav Leopold übertroffen. Die Äſopiſche Fabel iſt bis jetzt von den Schweden nicht mit dem Glück und Fleiß bearbeitet, wie von andern Nationen. Dalins jetzt veraltete Stücke ſind von geringem Werth. Gyllenborgs Fabeln hingegen machen ſeinem Geſchmack und Talent Ehre, denn wenn er auch oft ſeinen Stoff nicht ſelbſt erfand, ſondern ihn von Äſop und la Fontaine borgte, ſo bildete er ihn doch auf eine originelle Weiſe nach dem Geiſte ſeiner Nation um. Lidner war als Fabeldichter, ungeachtet ſeiner glücklichen Erfindungsgabe, zu geſchmückt. Das Lehrgedicht wird von der ſchwediſchen Akademie, welche nur ernſtere Gedichte belohnt, beſonders aufgemuntert. Kein Wunder, daß alſo die Schweden in jedem Theile der didaktiſchen Poeſie vortreffliche

Werke beſitzen. Im philoſophiſchen Lehrgedicht galt ehemals der Frau Nordenflycht Vertheidigung des weiblichen Geſchlechts gegen Rouſſeau, und ihr Verſuch über die ſchwediſchen Dichter, mehr aus Artigkeit der Schweden gegen die Verfaſſerin, als wegen des dichteriſchen Werthes jener Stücke, für eines der beſten. Aber unſtreitig weit ſchätzbarer ſind die philoſophiſchen Lehrgedichte Leopolds, Bloms, Silfverſtolpe's, Stenhammars, welche ihre Gegenſtände, Unſterblichkeit des Namens, Religion und Sittlichkeit, mit echt dichteriſchem Geiſte, mit Würde und Correctheit beſungen haben. In dem beſchreibenden Lehrgedichte lieferten die beiden Grafen Oxenſtierna und Gylfenborg, erſterer die Tagesſtunden und die Ernte, letzterer die Jahreszeiten, und Lidner ſein jüngſtes Gericht. In die Claſſe des ſcientifiſchen oder wiſſenſchaftlichen Lehrgedichts gehört Gyllenborgs Verſuch über die Dichtkunſt in vier Geſängen. Auch die Satire iſt von Schwedens Dichtern ſehr glücklich bearbeitet worden. Dalin verſpottete ſchon in ſeinem ſchwediſchen Argus die Thorheiten ſeiner Zeit. Gleich nach ihm trat Gyllenborg mit der Satire über ſeine Feinde hervor, die lange für ein Meiſterwerk gehalten, aber von Kellgren an Lebensphiloſophie und ſatiriſchem Witze noch übertroffen wurde. Dem letztern ſtellten ſich Stenhammar, Leopold und Silfverſtolpe zur Seite. In der Parodie erwarben ſich Hallmann durch ſeine witzigen Traveſtirungen von Schauſpielen, und Stenhammar durch die ſeinige von einem Theile des erſten Buchs der Äneide großen Beifall. Die poetiſche Epiſtel wurde im ernſthaften Tone von Adlerbeth, im ſcherzhaft-ironiſchen von Oxenſtierna, von Kellgren in einer angenehmen, leichten, und von Leopold in einer witzigen Voltaire nachgeahmten Manier bearbeitet. Im Fache der Romane und proſaiſchen Erzählungen iſt in Schweden bis jetzt wenig geleiſtet. Der Prediger Mörk gab beim erſten Aufblühen der ſchwediſchen ſchönen Literatur (1742) Adelreichs und Gothilda's Abenteuer, und ſpäterhin ſeine Thecla heraus, aber jetzt ſind dieſe Werke veraltet. Späterhin ſuchte man durch Überſetzungen engliſcher, deutſcher und franzöſiſcher Romane dieſem Hauptbedürfniſſe der gebildeten Stände abzuhelfen. In neuern Zeiten bemühten ſich jedoch Wallenberg in einem Romane: Mein Sohn auf der Galeere, Leopold in ſeinen ſatiriſch-moraliſchen Erzählungen, Kexell in ſeinem Zamoleski und ſeinen Novellen, und ein Ungenannter in einem gar ſeltſamen Product, welches er als eine Beſchreibung und Geſchichte des Schelmenlandes (1786) herausgab, auch dieſen Zweig der ſchönen Literatur in Aufnahme zu bringen. Aber ein wirklicher echter Originalroman, der ſchwediſche Sitten, Gebräuche und Charaktere uns darſtellte, und für andre Nationen ſo lehrreich ſein würde, iſt bis jetzt in Schweden nicht erſchienen. Um die proſaiſche Redekunſt erwarb ſich Olaus von Dalin allerdings durch ſeinen ſchwediſchen Argus das erſte Verdienſt, denn nun begannen auch die Schulgelehrten ihre Sachen in der Mutterſprache vorzutragen, da ſie ſonſt nur in der lateiniſchen Sprache geſchrieben hatten. Durch die ſchwediſche Akademie (ſie oben) ſuchte Guſtav III. (1786) noch mehr und kräftiger die Ausbildung der ſchwediſchen Sprache zu befördern. Indeſſen ſind der guten ſchwediſchen Proſaiker weniger, als der Dichter. In der abhandelnden Schreibart haben ſich Roſenſtein, Leopold und Thorild ausgezeichnet. Im

Briefſtyl kann man nur den Grafen Teſſin anführen, da Guſtav III. und Scheffer ihre meiſten Briefe franzöſiſch ſchrieben. In der weltlichen Beredſamkeit zeichneten ſich Teſſin, Scheffer, Höpken, Guſtav III. und einige Andre vortheilhaft aus. Geiſtliche Redner gab es, wie allenthalben, auch in Schweden, ſehr viele, aber wenige, die ſich wie Toleſſon und Wälter unter den ältern, und Lindblom und Lehnberg unter den neuern, über das Mittelmäßige erhoben hätten. Lobredner in franzöſiſcher Manier waren Oxenſtierna und Torſtenſohn (auf Guſtav III.) und die Akademiker Silſverſtolpe, Lehnberg und Schröderheim. Im Fache der Biographie und der claſſiſchen Geſchichtſchreibung iſt gleichfalls (ſ. oben) wenig geleiſtet. Um die äſthetiſche Kritik hat ſich beſonders Kellgren, der oft angeführte Dichter, äußerſt verdient gemacht, und bei der ſich jetzt zeigenden Liebe der ſchwediſchen Nation für die deutſche ſchöne Literatur darf man hoffen, daß Schweden in letzterer Rückſicht bald unter die europäiſchen Nationen des erſten Ranges eintreten wird, wofern nicht franzöſiſcher Geiſt und Sinn das Streben des Volks vereitelt. Schweden hat kürzlich mehrere ausgezeichnete Männer verloren: ſeinen erſten Hiſtorienmahler, den Profeſſor und Ritter von Breda (ſt. zu Stockh. im Dec. 1818); den Botaniker Schwarz, die Dichter Graf Oxenſtierna und Baron Adlerbeth, den Redner Biſchof Wingard, und den Archäologen Ackerblad (ſtarb 1818 in Rom). Unter den noch lebenden Dichtern Schwedens müſſen der Profeſſor Tegner in Lund (einer von den 18 der ſchwediſchen Akademiker) und von Atterbom, der Herausgeber eines poetiſchen Almanachs zu Upſala, genannt werden. Jetzt bemerkt man in Schweden ſowohl als in Norwegen viel Vorliebe für die deutſche Literatur. Der Meſſias von Klopſtock hat an dem Profeſſor von Bildſtein, Probſt in Schonen, einen guten Überſetzer gefunden, und der Abdruck deutſcher Claſſiker in Stockholm iſt bis zum 66. Bande fortgeſchritten. Überhaupt erſcheinen jetzt in Schweden 46 Zeitungen, eine Literaturzeitung und mehrere Journale; unter letzten in Stockholm ſeit 1819 die Swea, eine Zeitſchrift für Wiſſenſchaften und Künſte, mit Abhandlungen von Wahlenberg, Häffner, Geyer und Schröder. In Norwegen erſchienen im Jahr 1819 die officielle norwegiſche Reichszeitung und das norwegiſche Nationalblatt; außerdem noch ſieben periodiſche Schriften. Auch ſind die Sammlungen der Schriften von zwei literariſchen Geſellſchaften vorzüglich für die alte nordiſche Literatur wichtig, die der ſkandinaviſchen Literaturgeſellſchaft (14 B.) und die der königl. norwegiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften im 19. Jahrhundert. Die Zahl aller im Jahr 1818 in Schweden gedruckten Schriften betrug 362, darunter 91 Überſetzungen. — Der Zuſatzartikel zur Conſtitution, einige Beſchränkungen der Preßfreiheit betreffend, den die ſchwediſchen Reichsſtände unter Bedingung der Annahme von den norwegiſchen Ständen kürzlich beſchloſſen hatten, ward von den norwegiſchen Ständen nicht angenommen. — Über Schweden vergleiche man außer den bekannten ältern Werken: Molbechs Briefe über Schweden im Jahr 1812. 3 Thle. 1817 (aus dem Däniſchen mit Zuſätzen des Verfaſſers Altona 1. 1818). Sie ſind für den Topographen und Statiſtiker wichtig; auch enthält der dritte Theil eine gute Überſicht der Epochen der ſchwediſchen Literatur. — Der erſte Staatskalender im ſchwediſchen Reiche erſchien zu Stockholm 1819. — Einige Angaben dieſer Art., z. B. über Ritterorden, Schulden, Kriegs-

macht und Cultur, ſind officiell und aus Lüders Europa im Jahr 1819 entlehnt. — Merkwürdig ſind die von Hermelinſchen ſchwed. Karten. Der Baron Hermelin opferte nämlich ein Vermögen von mehreren Tonnen Goldes auf, um über alle Provinzen des ſchwediſchen Reichs genaue Karten aufnehmen zu laſſen, die er in 31 Blättern vollendet herausgegeben hat. Eben ſo hat er die Koſten des erſten Theils einer ſehr ſchönen Sammlung von Specialkarten und Zeichnungen zu einer Beſchreibung Schwedens (Stockholm 1806, Fol.) getragen. Die beſte Generalkarte Norwegens iſt noch immer die von Pontoppidan zu Kopenhagen, nebſt einer Geographie Norwegens 1785 u. 1795. Die 7 däniſchen Seekarten über Norwegens Küſte ſind vortrefflich. Sie gründen ſich auf die von dem däniſchen Contreadmiral Paul de Löwenöre trigonometriſch-hydrographiſche Ausmeſſung einer 200 geographiſche Meilen langen Strecke der norwegiſchen Küſte. Scheels Kriegstheater im Norden, oder geograph. topograph. und hiſtoriſche Beſchreibung der Königreiche Dänemark, Norwegen und Schweden, enthält eine treffliche Militärkarte vom ganzen Skandinavien.

Schwedenborg, ſ. Swedenborg.

Schwefel iſt ein einfacher entzündlicher Körper, welchen die Natur theils unvermiſcht (gediegen), theils mit Metallen und andern Stoffen verbunden als Mineral liefert. Reiner Schwefel iſt gelb, ſpröde, ſchmelzbar, in der Hitze flüchtig und brennbar. Während des Brennens entwickelt er blaues Licht, und ſauern, erſtickenden Dampf, (ſchwefelige Säure), der, ſobald er Waſſer findet, mit dieſem eine faſt geruchloſe, vollkommene Schwefelſäure bildet. Dies geſchieht durch Einſaugung des atmoſphäriſchen Sauerſtoffes. Seine natürlichen Verbindungen mit Metallen bekommen den Namen der Kieſe (Eiſen- oder Schwefelkies), des Glanzes (Bleiglanz) oder der Erze. Vorzüglich wird der Eiſenkies zur Abſcheidung des Schwefels benutzt. Man füllt zu dem Ende 10 — 12 thönerne röhrenförmige Retorten mit zerſtoßenem Schwefelkies an und treibt durch gehörige Hitze den Schwefel in bleierne, mit Waſſer gefüllte Käſten, wo er zu einer feſten Maſſe gerinnt. Dieſer Rohſchwefel muß wegen ſeines Gehalts an Unreinlichkeiten nochmals deſtillirt werden, um als gelber Schwefel in Handel kommen zu können. Der Rückſtand iſt gewöhnlich Operment, ein Gemiſch von Schwefel und Arſenik, das als gelbes Farbematerial dient. An der feuchten Luft verwandelt der geröſtete Schwefelkies (Schwefelbrand) ſeinen Schwefel ebenfalls, wiewohl langſam, in Säure und ſein Eiſen in Eiſenkalk. Während dieſes Vorganges erhitzen ſich jedoch die Kieshaufen bisweilen ſtark, wohl auch bis zum Glühen, und liefern nach dem Verwittern Vitriol (ſ. d. Art.). Schwefelſäure kommt natürlich mit mehrern Metallen verbunden vor (im Bleivitriole); ſie ſcheint bei einigen Erdrevolutionen, bei der Steinkohlenbildung, thätig geweſen zu ſein; noch jetzt bilden ſich in Sümpfen, die über Steinkohlenflötzen liegen, wie im Serpinaſumpfe zu Seidſchütz, ſchwefelſaure Salze. Schwefel mit Waſſerſtoff verbunden erſcheint als ſtinkende Schwefelluft und iſt als wirkſamer Beſtandtheil in allen Schwefelquellen, zu Aachen, Nendorf, Langenſalza zu finden. Angewendet wird der Schwefel häufig als Arzneimittel; techniſch als Zündmittel vorzüglich zum Schießpulver, und zu Abgüſſen (Schwefelpaſten) von Münzen, Steinen und Antiken; ſeine

metalliſchen Verbindungen, der Zinnober, das Operment, als Farben. F.

Schwefelregen. Man findet bisweilen zur Zeit der Kieferblüthe die in der Nähe von Nadelhölzern nach Platzregen zuſammengelaufenen Pfützen mit ſchwefelgelbem Blumenſtaube gefärbt, und nennt dieſe Erſcheinung einen Schwefelregen. Doch haben glaubwürdige Männer noch andere Schwefelregen beſchrieben, bei welchen wirklicher Schwefel aus der Atmoſphäre herabkam, der ſich wie anderer Schwefel verhielt. Zu Kopenhagen fiel ein ſolcher (nach Museum Wormian. L. 1. C. 11) 1646; während des Falles beobachtete man Schwefelgeruch in der Luft, der geſammelte Schwefel kam mit dem gewöhnlichen in allen Eigenſchaften überein. Am 24. Mai 1801 fiel bei Raſtadt ein Schwefelregen, von deſſen Schwefel man Schwefelhölzer machte. Zu Magdeburg fiel im Juni 1816 ein ſolcher gelber Stoff mit dem Regen aus der Luft herab, den Schreiber dieſes ſelbſt ſah, und doch befindet ſich auf ziemliche Entfernung dort kein Nadelgehölz. Dieſe Erſcheinungen ſind ſelten, und deßhalb auch wohl ganz bezweifelt worden, obgleich gegen ihre Exiſtenz eben ſo wenig etwas eingewendet werden kann als gegen den Fall der Meteorſteine (ſ. d. Art). F.

Schweighäuſer (Johann), einer der gelehrteſten Philologen unſerer Zeit, iſt 1742 zu Straßburg geboren. Er widmete ſich früh den Studien. Von de Guignes nach Paris gezogen, beſchäftigte er ſich mit den orientaliſchen Sprachen und beſuchte dann zu ſeiner weitern Ausbildung das Ausland. Nach ſeiner Rückkehr lehrte er in Straßburg Logik und Philoſophie und ward 1778 Profeſſor der griechiſchen und der morgenländiſchen Sprachen. Seitdem beſchäftigte ihn unausgeſetzt die alte Literatur. Die Revolution unterbrach ſeine Arbeiten; er ward als verdächtig verhaftet und nachher mit ſeiner Familie auf ein Dorf in Lothringen verwieſen. Als die Umſtände ſich geändert hatten, erhielt er einen Lehrſtuhl an der Centralſchule des Departements des Niederrheins. Große Verdienſte und ausgebreiteten Ruhm hat er ſich durch ſeine trefflichen Ausgaben des Polybius, Arrian, Simplicius, Epiktet u. ſ. w., vornehmlich aber des Herodot erworben. Er iſt jetzt mit einem Lexicon Herodoteum beſchäftigt. Seine akademiſchen Schriften hat er 1807 in 2 Bänden geſammelt herausgegeben (Opuscula acad. philos. et philol.) Im Jahre 1816 ward er auf Verfügung des Königs zum Mitgliede der Akademie der Inſchriften ernannt.

Schweizeriſche Eidgenoſſenſchaft, die Schweiz, ehemals Helvetien (ſ. d. Art.). Wunderbar haben ſich der Süden und der Norden von Europa in dieſem Lande gemiſcht, das durch ſeine Alpenmauer beide zu trennen ſcheint. Roms Legionen beſiegten wohl den Gallier, den Rhätier und den Alemannen auf dem mit Wald und Moraſt bedeckten Boden; aber die Freiheit des Nordens vermochten ſie nicht zu unterdrücken, ſo wenig als das neuere Rom die Freiheit des Glaubens. Noch ſind aus den Zeiten der alten Römer die Spuren ehemaliger Unterjochung vorhanden; ſelbſt die Sprache in der romaniſchen Schweiz iſt ein Denkmahl derſelben geblieben; aber die deutſche Freiheit, das Erbtheil ſeiner Väter, hat der Schweizer nicht verloren. Scheint die Schweiz in Hinſicht auf Sprache und Volksmiſchung noch jetzt die Ganerbſchaft dreier Völker, der Deutſchen, Franzoſen und Italiener, zu ſein; ſo kann ſie dennoch in ihrem Bürgerthume es nimmer verläugnen, daß ſie ſtets zu Deutſchland, zu dem Reiche der deutſchen Nation, gehört hat; und Genf und Zürich werden es nie vergeſſen, daß Wittenberg ihnen voranging. Sie riß

ſich von dem Mutterlande ihres Ruhmes los; ſie ſah ſich an Napoleons Triumphwagen gefeſſelt; ſie wurde nicht durch eigene Anſtrengung, ſondern durch die Kraft der Deutſchen befreit: warum ſchloß ſie ſich nicht an den deutſchen Bund, an die Heimath ihrer freien Altvordern wieder an? — Dies erklärt die Geſchichte des Volks: ein aus tauſend verſchiedenen Orts- und Familiengeſchichten (nur von Johannes von Müllers Meiſterhand) muſiviſch zuſammengeſetztes Geſammtbild, in welchem ſich das Schickſal von Europa abſpiegelt! — Schon unter den Römern blühte in Helvetien der Handel auf, welcher zuerſt das Land mit Städten und Landhäuſern bedeckte, und der noch jetzt den nordiſch-deutſchen, holländiſchen und franzöſiſchen Handel mit dem italieniſchen verbindet. Vor dem Sturze des weſtrömiſchen Reichs gehörte der nördliche (der größte) von Alemannen bewohnte Theil der Schweiz den Franken (ſ. d. Art. Clodwig); am Jura herrſchten und wohnten die Burgunder; Rhätien ſtand unter den Oſtgothen; drei deutſche Völker alſo machten das Land (um 450 n. Ch.) von Roms Herrſchaft frei. Früher hatte ſich von Italien aus das Chriſtenthum unter den Helvetiern verbreitet, und bereits im vierten Jahrhundert ſtanden chriſtliche Kirchen zu Genf, Chur u. a. a. O. Die Alemannen und Burgunder ließen den romaniſirten Helvetiern ihre Sitten und Geſetze. Das Land ſelbſt hatten die Alemannen größtentheils unter ſich getheilt. Jeder Krieger erhielt einen Bauerhof; über ungefähr hundert ſolcher Bauernhöfe (ein Bezirk, der Cent hieß) war ein Richter oder Centgraf geſetzt, und der Gerichtsplatz, auf welchem jener alle Händel der Freien ſchlichtete, hieß Mallus. Mehrere Centen bildeten einen Gau (daher Thurgau, Aargau u. a. m.), deſſen Richter Graf genannt wurde. Die Grafen ſtanden unter einem Herzoge. Der Sturm der Völkerwanderung traf auch die ſtillen Alpenthäler, aus welchen Roms Cultur verſchwand. Oſtgothen, Longobarden, ſogar Hunnen ließen hier und da ſich nieder. Endlich verdrängten die Franken, welche die Ländereien der erſchlagenen Alemannen in Beſitz genommen hatten, die Oſtgothen aus dem rhätiſchen Gebirge; den fränkiſchen Königen gehorchten ſeit 534 auch die Burgunder; folglich war die ganze Schweiz jetzt ein Theil des Frankenreichs. Indeß blieb dem Lande die alte Verfaſſung; die Römer und die alten Einwohner wurden nach römiſchen, die Alemannen nach alemanniſchen Geſetzen gerichtet; und ſo die übrigen Volksſtämme nach den ihrigen. Das Chriſtenthum erhob ſich aufs neue; mit ihm der Anbau des verheerten Landes. Bei den Theilungen des Frankenreichs unter den Merovingern ward auch die Schweiz zwei Regenten zugetheilt; der eine beherrſchte die alemanniſche, der andere die burgundiſche Schweiz oder Kleinburgund. Pipin vereinigte Alles, und Carl der Große beförderte in Helvetien Künſte und Wiſſenſchaften. Unter ſeinen ſchwachen Nachfolgern wurden die Grafen des Landes immer weniger abhängig von der königlichen Gewalt; ſie erlangten endlich den erblichen Beſitz ihrer Gauen, und einer von ihnen, Rudolph, richtete 888 zwiſchen der Reuß und dem Jura das neue burgundiſche Reich auf, ſo wie ſich neun Jahr vorher im Lande zwiſchen dem Jura und der Rhone ein eigner König, Graf Boſo zu Arles, aufgeworfen hatte. Nach dreißig Jahren vereinigten ſich beide burgundiſche Reiche dieſſeit und jenſeit des Jura. Die Grafen in den übrigen Theilen der Schweiz gehorchten zwar noch den deutſchen Königen; allein ſie betrugen ſich als Dynaſten; ſie nannten ſich nach ihren Schlöſſern und nöthigten die in ihren Gauen wohnen-

den Freien, ſie als ihre Oberherrn anzuerkennen. Da entſtand jene Menge in einander verflochtener unabhängiger Herrſchaften, deren Beſitzer ſich unaufhörlich befehdeten. Krieg war das Geſchäft des Adels; Verwirrung die Geſtalt des Landes, und Elend die Geſchichte des Volks. Alſo ſetzte Kaiſer Conrad einen Herzog als Richter der Grafen (911) in Alemannien ein. Doch gelang es erſt den Kaiſern aus dem ſächſiſchen Hauſe (919 — 1024), ſich in der Schweiz von Herzogen, Grafen und Biſchöfen Achtung zu erzwingen. Hierauf ward zwar nach dem Tode des fünften und letzten Königs von Burgund, Rudolph III., im J. 1032 vom Kaiſer Conrad II. die burgundiſche Schweiz wieder mit der alemanniſchen, die zu dem deutſchen Reiche gehörte, vereinigt; allein ſchon unter Conrads II. Enkel, Heinrich IV., verfiel die Macht des Königs in der Schweiz aufs neue. Heinrich ſuchte, vom Papſte verfolgt, Anhänger; daher gab er dem Herzoge von Zähringen den alemanniſchen Theil der Schweiz, womit Conrad von Zähringen in der Folge 1125, nach Überwindung des Grafen von Hochburg und Reinold von Chalons, auch den burgundiſchen verband. Die Herzoge von Zähringen demüthigten den ſtolzen, fehdeluſtigen Adel, ſie begünſtigten Zürich und die übrigen kaiſerlichen Städte; ſie bauten mehrere neue, u. a. Freiburg im Üchtlande 1178, und Bern 1191. Das Landvolk gewann an Schutz und Sicherheit; der Adel gewöhnte ſich an polizeimäßigeres Zuſammenleben; Gewerbe und Induſtrie entſtanden; Genf und Lauſanne blühten auf im Lande, wo man romaniſch ſprach; Zürich und Baſel im Lande deutſcher Zunge. Unter den übrigen Großen und Grafen des Landes waren Savoyen, Kyburg und Habsburg die mächtigern. Viele Dynaſten zogen in jener Zeit nach Paläſtina und befreiten dadurch das Land von ihrem Drucke. Nach dem Tode des letzten Herzogs von Zähringen, Berthold V., im Jahre 1218, fiel Alemannien wieder den Kaiſern anheim. Was jener vor Erbländern in Üchtland und in Kleinburgund beſeſſen, brachte ſeine Schweſter Agnes an das Haus Kyburg. Seitdem erlangten die Habsburger (ſ. d. Art.) in Nordhelvetien und die Grafen von Savoyen im ſüdweſtlichen Theile des Landes immer mehr Gewalt. Die Kaiſer gaben zwar jeder Stadt oder Gemeinheit, die unter keinem Grafen ſtand, einen Reichsvoigt aus dem Adel, der die kaiſerlichen Einkünfte erheben und die Verbrecher richten mußte; allein die Fehden dauerten fort. Die deutſchen Könige vermochten nicht mehr zu ſchützen; die Stärke gab das Recht, und der tapferſte wurde der mächtigſte. Alſo ſuchten viele kleine Herren und Orte den Schutz von Habsburg oder Savoyen. Zürich, Bern, Baſel und Solothurn, die Länder Uri, Schwytz und Unterwalden, kauften nach und nach den Kaiſern die Grundrechte ab, oder erhielten ſie geſchenkt, und hießen nun Reichsſtädte und Reichsländer. Sie waren mächtiger und glücklicher als der Adel, welcher uneinig und vereinzelt auf ſeinen Schlöſſern lebte. Selbſt die Kreuzzüge erhoben durch den Handel den Flor der Städte, indem ein Theil der Heere, Waffen, Lebensmittel und andere Waaren durch die Alpenpäſſe nach Italien gingen. Die Kreuzfahrer brachten Kunſterfindungen, neue Arten von Obſt, Weinreben u. ſ. w. zurück; die Gold- und Seidenarbeiten der Italiener und Morgenländer wurden in der Schweiz nachgeahmt; feinere Sitten verdrängten die bäueriſche Rohheit, und die Dichtkunſt wurde eine Lieblingsbeſchäftigung des Adels. Gegen die Raubſucht der kleinen Herren aber errichteten die Städte unter ſich Schutzbündniſſe, und zerſtörten viele Burgen,

auf denen Ritter hauſ'ten, die friedliche Kaufleute niederwarfen. Da erhob ſich über die alten Dynaſten, am Ende des 13. Jahrhunderts, Graf Rudolph von Habsburg (ſ. d. A.), als ihm 1264 die Güter ſeines Oheims, des Grafen Hardmann v. Kyburg, zugefallen waren. Als Kaiſer und König (ſeit 1273) hielt er in Helvetien Gericht; doch brauchte er wenigſtens nicht Gewalt, um die freien Reichsleute zur Unterwerfung zu zwingen. Aber herrſchſüchtig griffen Rudolph und Albrecht ein in die wohlerworbenen Rechte der Schweizer. Beſonders gab Albrecht, der ſeit 1298 die kaiſerliche Gewalt dazu mit anwandte, durch Härte und Unbiegſamkeit die Veranlaſſung zum erſten Bunde der Eidgenoſſen. (Vgl. d. Art. Tell.) In der Nacht vom 7. Nov. 1307 kamen auf dem Rütli, einer einſamen Gegend am Waldſtädter See, drei und dreißig redliche, tapfere Landmänner zuſammen, unter denen Fürſt aus Uri, Stauffacher aus Schwyz und Melchthal aus Unterwalden das Wort führten. Alle ſchwuren, die uralte Freiheit gegen Unterdrückung zu behaupten. Alſo erhoben ſich den 1. Januar 1308 die drei Waldſtädte; ſie verjagten Öſterreichs Landvoigte und zerſtörten die Zwingburgen. (S. Albrecht I.) Darauf beſtätigte Albrechts Nachfolger in der deutſchen Regierung, Heinrich VII., den Waldſtädten feierlich, was ihnen Albrecht zu entreißen geſucht hatte. Aber das Haus Öſterreich kämpfte hartnäckig um die verlorenen Rechte. Da gründete der Sieg der Waldſtädte bei Morgarten (6. Dec. 1315) über Leopold von Öſterreich den ewigen Bund zu Brunnen den 8. Dec. d. J. Bis 1353 traten noch hinzu: Lucern, Zürich, Glarus, Zug und Bern. Man nannte ſämmtliche Genoſſen die acht alten Orte. Hierauf gaben ihnen die Siege bei Sempach (9. Jul. 1386), wo Arnold von Winkelried ſein Leben aufopferte, und bei Näfels (9. Apr. 1389) einen unſichern Frieden. Seit dem wandte ſich der kriegeriſche Geiſt des Volks zu Eroberungs- und Beutezügen; der Haß der Nachbarn fachte innere Kriege an; und auswärtige Mächte ſuchten den Beiſtand der Eidgenoſſen. Denn mitten unter den reichsunmittelbaren Orten lagen noch die Dynaſtenländer, deren Politik die Schweizer unter ſich und mit den benachbarten Staaten in vielfache Händel verwickelte. Appenzell kämpfte mit dem Abt von St. Gallen (1400 fgg.) Im J. 1424 gründeten die Bewohner des obern oder grauen Bundes ihre Unabhängigkeit, denen in der Folge die übrigen Bündtner ſich anſchloſſen. Dann geſchah es, daß Kaiſer Friedrich III. ein franzöſiſches Heer in die Schweiz rief, um ſeine habsburgiſchen Erbgüter zu ſchützen. Da kämpften die Schweizer ihre Thermopylenſchlacht gegen den Dauphin Ludwig (1600 gegen 20,000) auf dem Kirchhofe zu St. Jakob bei Baſel (26. Aug. 1444). Hierauf reizten ſie Carl den Kühnen von Burgund (ſ. d. Art.) Er fiel in ihr Land; aber jene ſiegten bei Granſee, Murten und Nancy (1477.) Je größere Beute ſie machten, deſto kriegsluſtiger wurde das Volk, deſto ehrgeiziger die Großen. Die Eidgenoſſen ſelbſt wurden Eroberer. Sie entriſſen Öſterreich den Thurgau (1460). Um Toggenburg bekriegten ſich (1436 — 1450) Zürich, Schwyz und Glarus, bis Bern den ſchiedsrichterlichen Ausſpruch that. Schwyz behielt Recht, und die ganze Eidgenoſſenſchaft erhielt ſeitdem im Auslande den Namen des Schweizer-Bundes. In denſelben traten nun auch Freiburg und Solothurn 1481. Als hierauf Kaiſer Maximilian I. die Eidgenoſſen zwingen wollte, ſich mit dem ſchwäbiſchem Bunde zu vereinigen und dem kaiſerlichen Reichskammergerichte zu unterwerfen, mißtrauten ſie Deutſchland wegen

Öſterreich, und vereinigten ſich mit Graubündten. Hieraus entſtand der Schwabenkrieg, den nach ſechs Siegen der Schweizer über die Deutſchen der basler Friede 1499 endigte. Bald nachher wurden Baſel und Schafhauſen (1501, zuletzt Appenzell (1513) in die Eidgenoſſenſchaft aufgenommen. Aber in den auswärtigen und Bürgerkriegen verwilderten Land und Volk. Dagegen eroberten die Schweizer in dem mailändiſchen Kriege 1512 das Veltlin und Cläven; auch erwarben ſie von Mailand die italieniſchen Landvoigteien (jetzt der Canton Teſſin.) Denn im Bunde bald für, bald wider Mailand, mit Frankreich und wider Frankreich kämpften ſie auf ausländiſchem Boden, bis ſie nach der Rieſenſchlacht bei Marignano, die ſie 1515 gegen Franz I. verloren, mit Frankreich den *ewigen Frieden zu Freiburg* (1516) ſchloſſen, auf welchen 1521 der erſte förmliche Bundesvertrag mit dieſem Reiche folgte *). Um dieſe Zeit griff der Ernſt der Zeit und der gereifte Geiſt der Unterſuchung das Werk der *Reformation* auch in der Schweiz an. *Zwingli* (ſ. d. Art.) predigte, was Luther ſchon 1517 gethan hatte, im J. 1518 gegen den Ablaß. Als aber darauf Zürich, Bern, Schafhauſen, Baſel (hier durch Ökolampadius), St. Gallen, Mühlhauſen und Biel die Reformation einführten, entzweite Religionshaß die reformirten und die katholiſchen Cantone. In Glarus, Appenzell und Bündten theilte ſich das Volk in beide Bekenntniſſe. Bei dem alten Glauben blieben Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Solothurn; ferner Wallis und die italieniſchen Landvogteien. Der Fanatismus entzündete den Bürgerkrieg. Die Schwyzer verbrannten einen proteſtantiſchen Prediger aus dem züricher Gebiet; ſchon ſtanden zwei eidgenoſſiſche Heere, beinahe 30,000 M. ſtark, gegen einander unter den Waffen, als Männer, die der Eintracht das Wort ſprachen, wie der redliche Johann Äbli aus Glarus (1529), den erſten Religionsfrieden zu Stande brachten. Nun ſollte die Stimmenmehrheit in den Gemeinden bei Glaubensveränderungen entſcheiden. Aber bald reizte die ſchnelle Ausbreitung der Reformation die katholiſchen Cantons wieder zum Kriege, und die Züricher wurden bei *Cappel* (1531), wo Zwingli blieb, und beim Zugesberge geſchlagen. Darauf ward nach dem zweiten Landfrieden die katholiſche Lehre in Solothurn und in den gemeinſchaftlichen Ländern wieder hergeſtellt. Unterdeſſen hatte Savoyen, das ſchon längſt Vizthum und Schutzherr von Genf war, dieſer Stadt ſich ganz bemächtigt. Aber der Druck der herzoglichen Regierung bewog Genf, 1525 ſich an Bern und Freiburg anzuſchließen. (S. d. Art. *Genf*.) Der Herzog mußte nachgeben. Bern und Genf ſchloſſen den ewigen Vertrag von 1531, und Bern gewann das Land Waadt. Zugleich verbreitete ſich von Genf aus durch *Calvin* (ſ. d. Art.) die Reformation. Doch entſagte Savoyen erſt im lauſanner Frieden 1564 dem Waadtlande. Alſo wurde Savoyen, wie einſt Habsburg, aus Helvetien verdrängt. Um dieſe Zeit theilten Bern und Freiburg (1555) auch die Ländereien der Grafen von Greyerz unter ſich, ſo daß in ganz Helvetien kein altes großes Haus, *Neuburg* ausgenommen, mehr Stammgüter beſaß. Dagegen verzwiſteten ſich die Schweizer unter einander durch religiöſen und politiſchen Hader. Mit der Demokratie kämpfte die Ariſtokratie. Spaniſche

*) Von Ludwig XI. an bis zu Ludwig XV. gaben die Schweizer in franzöſiſchen Kriegsdienſt 1,110,798 Mann und dafür zahlte Frankreich 1,146,868,623 Franken.

Ränke fanatiſirten die Bewohner des Veltlins (1617 — 21.) In ausländiſchen, beſonders franzöſiſchen Dienſten nahm der Schweizer fremde Sitten an. Er verkaufte ſein Blut an fremde Werber; und die alte ſchlichte biedere Einfalt zog ſich in die hohen Alpenthäler zurück. Zugleich löſ'te ſich das Verhältniß der Eidgenoſſen zu dem deutſchen Reiche immer mehr auf. Zwar erbaten ſich noch vom Kaiſer Maximilian II. die Cantons die Beſtätigung ihrer Freiheiten. Aber bald erhielt franzöſiſcher Einfluß das Übergewicht, und Rom lenkte die ihm ergebenen Gemüther durch die Jeſuitercollegien zu Luzern und Freiburg, insbeſondere durch die päpſtliche Nuntiatur zu Luzern (ſeit 1580). Im dreißigjährigen Kriege behaupteten die Eidgenoſſen eine kluge Neutralität; endlich ward im weſtphäliſchen Frieden 1648 die ſelbſtſtändige Abſonderung der Schweiz vom deutſchen Reiche feierlich anerkannt. Hierauf erneuerte Frankreich 1663 ſeinen Bund mit den Schweizern, und behauptete jetzt, daß ſie kein Recht hätten, mit andern Mächten Bündniſſe zu ſchließen. Durch die Eroberung der ſpan. Freigrafſchaft Burgund (1675), durch die Belagerung Rheinfeldens von den Franzoſen (1678), durch die Erbauung der Feſtung Hüningen 1679 wurden manche Beſorgniſſe bei den Schweizern erregt. Indeſſen behaupteten doch die Schweizer glücklich ihre Neutralität ſelbſt im ſpaniſchen Erbfolgekriege (1701 bis 1714), und achteten bei der Verfolgung der Proteſtanten in Frankreich (ſeit 1685), die ſie willig aufnahmen und mit Reiſegeldern unterſtützten, ſo wenig auf Ludwigs Foderungen, der die Reformirten als Rebellen betrachtet wiſſen wollte, wie der König auf die Verwendung der proteſtantiſchen Schweizercantone zum Beſten ihrer Glaubensgenoſſen geachtet hatte. So wenig Einfluß die Schweizer übrigens im 18. Jahrhundert auf fremde Staatsverhältniſſe hatten, ſo wenig wurden auch ſie bis zu dem letzten Jahrzehend von außen her beunruhigt. Dieſer friedliche Zuſtand, welcher jedoch durch häufige innere Mißhelligkeiten unterbrochen wurde, war eben ſo günſtig für Gewerbe, Landbau und Handlung, wie für Wiſſenſchaft und Künſte. Faſt in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens erwarben ſich die Schweizer des 18. Jahrhunderts ſowohl zu Hauſe, wie im Auslande glänzende Verdienſte. Haller, Bonnet, Bernoulli, J. J. Rouſſeau, Lavater, Bodmer, Breitinger, Geßner, Sulzer, Hirzel, Füßli, Hottinger, Johannes v. Müller, Peſtalozzi und viele Andere haben ſich in der Geſchichte der Literatur und der Kunſt unſterblich gemacht. Auch bewahrten ihnen noch ihr friſcher Naturſinn und die Innigkeit ihres Familienlebens, mitten unter den Einflüſſen des Auslandes, das angeſtammte Erbtheil ihrer Väter: Redlichkeit, Freimuth und Vaterlandsliebe. Die Bewohner der demokratiſchen Cantone genoſſen einer faſt unbeſchränkten Freiheit und Theilnahme an den Staatsgeſchäften, wie ſie nur in kleinern Staaten denkbar iſt. Die gemeinen Herrſchaften oder diejenigen Orte, welche unter dem gemeinſchaftlichen Schutz der Eidgenoſſen ſtanden, waren mit ſehr geringen Auflagen belaſtet, und erfreuten ſich eines hohen Grades bürgerlicher Freiheit und vieler Municipalitätsrechte, welche den Geiſt der Örtlichkeit befriedigten. In den größern Cantonen, z. B. Bern, Zürich ꝛc., wo die Regierung in den Händen ihrer Hauptſtädte oder eines Theils ihrer Bürger war, die außerdem noch mancher Vorrechte genoſſen, herrſchte blühender Wohlſtand. Nirgend kannte man drückende Auflagen, aber faſt allenthalben eine gewiſſenhafte öffentliche Verwaltung, eine einfache mit wenig Koſten verbundene Rechtspflege, und wohlthätige Anſtalten für die Hülfs-

bedürftigen. Jedoch bei allen dieſen Vortheilen dauerten die alten innern Mißhelligkeiten fort, und neue Unruhen erhoben ſich von 1790 an, wodurch das Staatsgebäude erſchüttert, ſogar häufig Blut vergoſſen und Strafen nothwendig wurden. So ſtandhaft die Schweizer übrigens während des Revolutionskrieges ihre Neutralität ſowohl gegen Frankreich, als gegen deſſen Feinde behauptet hatten; ſo wurden ſie doch nach und nach durch franzöſiſche Gewalt und Liſt ihrer bisherigen Verfaſſung beraubt, und nachdem die Franzoſen mehrere Theile der Schweiz mit ihrer und der ciſalpiniſchen Republik vereint hatten, in Eine und untheilbare helvetiſche Republik verwandelt, an deren Spitze ein Vollziehungsdirectorium aus fünf Perſonen die Regierung beſorgte. Die geſetzgebende Gewalt war zwiſchen einem Senat und einem großen Rath, für welche jeder der vierzehn Cantone zwölf Mitglieder wählte, vertheilt. Vergebens ſuchten einzelne demokratiſche Cantone erſt jetzt die Staatsumwälzung ihres Vaterlandes zu hindern. Sie wurden bald beſiegt. Aber die Bedrückungen der Franzoſen, die Eigenmacht, womit ſie auf die Beſetzung der oberſten Stellen wirkten, die große Zahl ſchlechter und bedeutungsloſer Menſchen, die zu den erſten Ämtern gelangten, machten die neuen Behörden bald verächtlich. Da bildete ein unternehmender Mann aus einem in den Jahrbüchern des Vaterlandes berühmten Geſchlecht, Aloys Reding, einen Bund, deſſen Abſicht der Umſturz der Centralregierung war. Unterwalden, Schwyz, Zürich, Glarus, Appenzell und Graubünden wollten die Föderalverfaſſung wieder herſtellen, und Reding glaubte, daß Buonaparte ſelbſt, der damals die franzöſiſchen Truppen aus der Schweiz zurückzog, ſeinen Plan gut heißen werde. Sofort erklärten die kleinen Cantons auf ihrer Tagſatzung in Schwyz den 6. Auguſt 1802, daß ſie die ihnen aufgedrungene Conſtitution nicht annehmen, ſondern ſich föderaliſtiſch regieren wollten. Es kam zu einem Bürgerkriege. Zürich wurde von den Truppen der helvetiſchen Republik, denen ſie ihre Thore verſchloß, vergeblich beſchoſſen. Darauf beſetzten Rudolph von Erlach und General Auf der Maur an der Spitze der Inſurgenten Bern und Freiburg. Die helvetiſche Regierung zog ſich nach Lauſanne zurück. Aloys Reding aber berief eine allgemeine Tagſatzung, die ſich den 27. Sept. zu Schwyz verſammelte. Nun trug der erſte Conſul den 30. Sept. den Cantonen ſeine Vermittelung an. Indeß beharrten die kleinen Cantone, von Aloys Reding und Hirzel aus Zürich geleitet, bei ihrem Widerſtande. Alſo rückten 12,000 Mann franzöſiſcher Truppen unter Ney in die Schweiz ein. Die Tagſatzung ging aus einander. Reding und Hirzel wurden verhaftet. Nun ſandten beide Parteien Abgeordnete der 18 Cantone im December nach Paris, denen Buonaparte durch Barthelemy, Fouché und Röderer die Mediationsacte vom 19. Februar 1803 zufertigen ließ, durch welche das Cantonalſyſtem wiederhergeſtellt ward, die alten Unterthanenländer der Cantone aber ihre Freiheit behielten. Der Cantone ſollten neunzehn ſein, nämlich Aargau, Appenzell, Baſel, Bern, Freiburg, Glarus, Graubünden, Luzern, St. Gallen, Schafhauſen, Schweiz, Solothurn, Teſſin, Thurgau, Unterwalden, Uri, Waadt, Zug, Zürich. Die Walliſerrepublik ward 1810 durch Napoleons Machtſpruch in ein franzöſiſches Departement verwandelt, und ſchon 1806 hatte er Neuenburg, welches ihm von Preußen abgetreten war, aber als ſchutzverwandter Staat zur Schweiz gehörte, dem General Alexander Ber-

thier als ein ſouveränes Fürſtenthum gegeben, der jedoch dies Land mit Milde behandelte. Napoleon hatte den Titel eines *Vermittlers* der Schweiz angenommen, und immer drückender wurde jetzt der Kriegsdienſt, welchen dies Land ſeinem Vermittler gegen Beſoldung leiſten mußte. Nur durch Entſchloſſenheit und große Geldaufopferungen vermochte die Mehrzahl der Cantonsregierungen größern Druck abzuwenden; aber doch mußte man das Continentalſyſtem annehmen, und den Canton Teſſin hielten franzöſiſche Truppen Jahre lang beſetzt. 1813, als ſich der Schauplatz des großen Freiheitskrieges der Schweiz näherte, geſtand Frankreich den Schweizern die Neutralität zu; die Verbündeten aber erklärten ſich nicht beſtimmt, und plötzlich zogen große Heere derſelben in verſchiedenen Richtungen durch dieſes Land nach Frankreich zu. Bei ihrem Eintritte entſtanden in manchen Gegenden Gährungen, und zuerſt ſuchte Bern (1814), nachher mehrere Cantone zu ihren alten Verfaſſungen zurückzukehren. Durch viele und uneigennützige Bemühungen der verbündeten Monarchen wurden endlich die Cantone zu gemeinſchaftlichen Berathungen vermocht; aber kleine Revolutionen und Gegenrevolutionen erſchütterten mehrere Cantone. Einige bewaffneten ſich gegen einander; andere genoſſen einer glücklichen Ruhe und erwarben ſich die Achtung des Auslandes. Alle arbeiteten ihre Verfaſſungen um. Die *ältern* Cantone näherten ſich mehr oder weniger den vormaligen. Den Verfaſſungen der *neuern* ſuchte man mehr Feſtigkeit zu geben. Zu Zürich verſammelte ſich endlich eine Tagſatzung, und eine neue Bundesverfaſſung, der alten ähnlich, aber mit mehr Einheit, obgleich drei wechſelnde Vororte, Zürich, Bern und Lucern, beſtimmt wurden, ward angenommen. Der wiener Congreß erkannte dieſes Bündniß an. Das Bisthum Baſel ward nebſt Biel dem Canton Bern überlaſſen, doch wurde der Diſtrict Birſeck davon ausgenommen, welcher an *Baſel*, und ſo auch ein kleiner Theil, welcher an Neuenburg fiel. *Neuenburg* kehrte zu ſeinen frühern Verhältniſſen gegen Preußen zurück, und trat, ſo wie *Genf* und *Wallis*, mit unter die Zahl der Schweizercantone, deren jetzt alſo 22 beſtehen. — In geographiſcher Rückſicht iſt übrigens die Schweiz eins der höchſten, wo nicht das höchſte Land in Europa, und beſteht größtentheils aus neben und auf einander ſtehenden Bergen, zwiſchen denen ſich enge Thäler befinden. Die Berge ſind zum Theil in langen Reihen verknüpft, und manche ungeheuer hoch. Die höchſten, zu denen der St. Gotthardsberg (ſ. d. Art.) im Canton *Uri*, und der *Finſteraarhorn* im *Canton Bern* (der 13,432 pariſer Fuß über der Meeresfläche haben ſoll) gehören, findet man außer in jenen Cantonen auch im unterwaldenſchen und graubündiſchen Gebiet. Die Gegenden der gewöhnlichen und fruchtbaren Berge ſind in Hinſicht ihrer Beſchaffenheit ſehr verſchieden. Die unterſte Gegend an denſelben bietet dicke Wälder und fette Wieſen dar; die mittlere beſteht aus *Alpen* und *Alpengen*, d. i. ſolchen Gebirgsgegenden, die mit Gras zum Weiden fürs Vieh bewachſen ſind; die dritte Gegend beſteht aus ſpitzigen faſt unerſteiglichen Felſen, die entweder ganz kahl, ohne Erde und Gras, oder mit ewigem Eiſe und Schnee bedeckt ſind. Die mittleren Gegenden oder *Alpen* werden im Sommer von den ſogenannten *Alplern* bewohnt, die ihr Vieh weiden welches hier wohlriechende, kurze und kräftige Kräuter und vortreffliche Quellen, Flüſſe und Bäche findet, die auf den Bergen entſpringen. Die Wartung des Viehes auf den Bergen iſt den

Sennen überlaſſen, welche die Milch, die Butter und Käſe ſammeln und den Eigenthümern entweder davon Rechnung ablegen, oder Pacht geben müſſen (ſ. Sennen). Die Gletſcher oder Firnen ſind entweder die unfruchtbaren Theile der Berge, oder auch ſolche, die blos aus Schnee und Eis beſtehen. Dieſe Eisberge fangen im Canton Glarus an, ziehen ſich nach Graubünden, von dort in den Canton Uri und endlich in den Canton Bern hinab. Die Hauptanlage zu einem Eisberge giebt ein Thal, deſſen Grund ein Felſen, und deſſen Abhang zu klein iſt, dem von oben herabkommenden Schnee und Schneewaſſer freien Abzug zu geben. So entſtehen allmählig große Eis- und Schneeklumpen, die das Thal füllen. Bei dieſen mannichfachen Abwechſelungen der Berge und Thäler giebt es in dem größten Theile der Schweiz die ſeltenſten Naturſchauſpiele; an mehreren Orten ſieht man auf einem kleinen Bezirke alle vier Jahreszeiten auf einmal, und oft tritt man ſo in die Mitte von Frühling und Sommer, daß man mit einer Hand Schnee, mit der andern Blumen von der Erde aufheben kann. Keiner der hohen Berge iſt ohne Waſſerfälle, und da man nicht immer mit den Augen ihren Anfang erreichen kann, weil die Berge ſich in den Wolken verlieren, ſo ſcheint es oft, als ob die Waſſerfälle vom Himmel über die Felſen herabkämen. Auch die in der Schweiz befindlichen großen Landſeen und Flüſſe, durch welche das Land zugleich in Anſehung des Fiſchfanges große Vortheile hat, bei denen es aber allerdings auffällt, daß kein einziger ſchiffbarer Strom vorhanden iſt, bilden zum Theil ſchöne, mahleriſche Gegenden, und gewähren dem Auge die reizendſten Ausſichten. Der züricher See iſt einer der größten in der Schweiz, zehn Stunden lang und eine breit; der genfer See, deſſen Länge 20 und deſſen Breite 5—6 Stunden beträgt, der neuenburger und der vierwaldſtädter See ſind wegen ihrer herrlichen Gegenden berühmt. Von den Flüſſen, unter denen der Rhein, die Reuß oder Rüß, die Rhone und der Teſſino die vorzüglichſten ſind, ſind die erſten beiden beſonders merkwürdig: der Rhein nämlich durch ſeinen dreimaligen Rheinfall (ſ. Rheinfall), die Reuß durch die im Canton Uri, 2 Stunden von Geſtinen, über dieſen Strom führende Brücke, die Teufelsbrücke heißt. Sie befindet ſich zwiſchen zwei Bergen, und unter ihr läuft dieſer Fluß in einer Tiefe von ungefähr 70 Fuß mit dem größten Geräuſche hindurch. An den Bergen ſind übrigens die vortrefflichſten Quellen, auch heiße und kalte heilſame Bäder und Geſundbrunnen. Im Thurgau, einem Theile des züricher, baſeler, ſchafhauſer, berner, ſolothurner und freiburger Gebiets, iſt dies alles anders; denn obgleich auch hier Berge ſind, ſo iſt doch dieſer kleinere Theil der Schweiz weit ebener, und man findet hier keine Alpen, keine Waſſerfälle, wenige Bäume und im Sommer weder Eis noch Schnee. — Übrigens ſind die Berge faſt allenthalben unten mit Äckern, Wieſen, Weinbergen und Bäumen beſetzt, auch die Felſen, wenn auch mit Steinen bedeckt, ſind dennoch fruchtbar. Die Schweiz hat einen Schatz von Mineralien, beſonders Kalk und thonartige Erden, Schieferſtein, ſchwarzen, grauen und braunrothen Marmor, Porphyr, Alabaſter (vorzüglich in Wallis), ferner Spath, Quarze, Kryſtalle (bisweilen von 7 bis 8 Centner), Torferde, Steinkohlen ꝛc., auch Silber, Kupfer und Eiſenerden ſind vorhanden; Goldkörner findet man in Flüſſen. An Gewächſen iſt die Schweiz vorzüglich reich; der Weinbau iſt bedeutend, und der Handel damit nach Frankreich, Hol-

land, England, Schwaben ſehr groß. Baumfrüchte giebt es viel; das Getreide aber, wofür das viele Milchvieh ein Hinderniß iſt, reicht nicht zu. Das Hauptnahrungsmittel der Einwohner iſt die Viehzucht, wozu freilich die herrliche Weide in den Thälern und auf den Alpen das meiſte beiträgt. Die Milch, beſonders die Schweizerkäſe, ſind bekannt und berühmt, und der Handel mit dem letztern nach Deutſchland, Frankreich und Italien iſt äußerſt ſtark. Von wilden Thieren ſind bemerkenswerth: die Gemſen (wovon ein Theil, die Gratthiere, welche kleiner ſind, ſich auf den höchſten unzugänglichſten Bergen aufhält; der andere Theil, die eigentlichen Gemſen, welche etwas größer ſind, hingegen mehr in Gebüſchen und Wäldern); ferner die Murmelthiere und Lämmergeier. Was Fabriken und Manufacturen betrifft, ſo ſind die Schweizer Leinwand, Garne, baumwollene Gewebe, weßhalb St. Gallen ganz vorzüglich berühmt iſt, und die Seidenbandfabriken in Baſel, die vordem jährlich drei Millionen Gulden eintrugen, zu bemerken. Der Schweizer Eidgenoſſenbund iſt nach den Beſtimmungen des wiener Congreſſes und nach dem Bundesvertrage der 22 Cantone, Zürich den 7. Auguſt 1815, ein Föderativſtaat von 22 Republiken, welche in Anſehung ihrer innern Verwaltung ganz unabhängig von einander ſind. Dieſe 22 Schweizer Cantone enthalten dermalen, ſo wie ihre Grenzen durch die Generalacte des wiener Congreſſes (Art. 74 — 84) beſtimmt worden ſind, überhaupt ein Areal von $872\frac{3}{4}$ Quadratmeilen, mit 1,728,116 Einwohnern, wovon $\frac{2}{3}$ Proteſtanten und $\frac{1}{3}$ Katholiken ſind, nämlich: Zürich, 45 Q.M. 182,123 E. Bern, 173 Q.M. 291,000 E. Luzern, 36 Q.M. 86,700 E. Uri, 24 Q.M. 14,000 E. Schwyz, 22 Q.M. 28,900 E. Unterwalden, $12\frac{4}{5}$ Q.M. 21,200 E. Glarus, $21\frac{3}{4}$ Q.M. 26,575 E. Zug, $5\frac{1}{2}$ Q.M. 14,000 E. Freiburg, 23 Q.M. 67,814 E. Solothurn, 23 Q.M. 47,883 E. Baſel, $12\frac{5}{8}$ Q.M. 45,900 E. Schafhauſen, 8 Q.M. 30,000 E. Appenzell, $10\frac{1}{2}$ Q.M. 55,000 E. St. Gallen, 40 Q.M. 130,300 E. Bündten, 113 Q.M. 73,200 E. Aargau, 36 Q.M. 143,960 E. Thurgau, $16\frac{1}{2}$ Q.M. 78,533 E. Teſſin, $53\frac{1}{2}$ Q.M. 88,793 E. Waadt, 70 Q.M. 145,245 E. Wallis, 92 Q.M. 62,809 E. Neufchatel, 15 Q.M. 49,722 E. Genf, $4\frac{1}{2}$ Q.M. 44,000 E. Die ewige Neutralität des Bundes wurde von allen Mächten im pariſer Frieden vom 20. November 1815 förmlich anerkannt, und von Portugal den 2. Mai 1818. Die deutſche Sprache iſt faſt dem ganzen Lande gemein, mit Ausnahme des Waadtlandes, Genfs und Neufchatels, nebſt einem Theile der Cantone Wallis und Freiburg, wo man franzöſiſch redet. Italieniſch wird nur in einem Theile von Graubünden und im Teſſino geſprochen; romaniſch ſpricht man an den Quellen des Rheins; ladiniſch am Inn. Die Schweiz hat 1815 ihre Integrität mit Ausnahme der Stadt Mühlhauſen und des Veltlins wieder erhalten. Das Frickthal nebſt den Städten Lauffenburg und Rheinfelden, welche Öſterreich gehörten, ſind mit dem Canton Aargau vereinigt worden. Gerſau (Europa's kleinſte, 500 Jahr alte Republik, mit 1294 Einwohnern, meiſtens Seidenfabricanten, in 160 Häuſern) wurde wiederum, nach der wiener Congreßacte und nach der Entſcheidung der Tagſatzung, ein Theil des Cantons Schwyz. Frankreich hat 1815 dem Canton Genf einige Örter im Lande Gex, und der König von Sardinien die Stadt Carouge und einige Dörfer links am See und

an der Rhone abgetreten. Auch iſt die Feſtung Hüningen im Elſaß, Baſel gegenüber, geſchleift worden. Die Tagſatzung, welche die Geſandten der Cantone bilden, und welche die ihr von den ſouveränen Cantonen übertragenen Angelegenheiten des Bundes beſorgt, z. B. Kriegs- und Friedensbeſchlüſſe, Handels- und andere Verträge mit auswärtigen Staaten, das Bundesheerweſen u. ſ. w. *), wird alle 2 Jahre abwechſelnd in Zürich, Bern und Luzern unter dem Vorſitz des Cantonſchuldheißen gehalten, welcher dann den Titel eines Landammanns der Schweiz annimmt. Jene drei Cantone heißen daher Vororte. Jeder Canton hat auf der Tagſatzung eine Stimme. Die Bundeseinkünfte aus den Beiträgen der einzelnen Cantone betragen ungefähr 4,300,000 Gulden, die Staatsſchuld 8,118,830 Franken. Das Bundesheer wurde den 5. Aug. 1816 auf 67,516 M., wovon die Hälfte Reſerve iſt, feſtgeſetzt. Jeder Canton regiert ſich ſelbſt nach eigenen Geſetzen, entweder durch den großen Rath, welcher die geſetzgebende, und den kleinen Rath, welcher die vollziehende Gewalt hat, oder durch die Landesgemeinde und den Landrath. In Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus iſt die Verfaſſung ganz demokratiſch, in den übrigen aus Demokratie und Ariſtokratie gemiſcht, im Ganzen aber ſehr milde. Gleichwohl wandern viele Schweizer nach Nordamerika aus. In Bern hat ſich deßhalb eine Geſellſchaft Actionäre gebildet, und der Canton Freiburg ſendet jetzt eine Colonie katholiſcher Schweizer nach Braſilien. Die Literatur der Schweizer iſt ein Zweig der deutſchen; die der Genfer, des Waadtlandes und Neuenburgs ein Zweig der franzöſiſchen. Baſel beſitzt eine Univerſität. Die Akademien zu Bern und Zürich haben wiſſenſchaftliche Sammlungen. Luzern, Winterthur, Zofingen u. a. Städte haben Bibliotheken, Kunſt- und Naturalienſammlungen. Durch Thätigkeit zeichnen ſich mehrere gelehrte Geſellſchaften aus, beſonders die naturhiſtoriſche. Berühmt ſind Peſtalozzi's Schulanſtalt zu Iferten (ſ. Peſtalozzi u. Yverdün); Fellenbergs (ſ. d. Art.) landwirthſchaftliche Erziehungsanſtalt zu Hofwyl. Über die Geſchichte der Schweiz iſt Johannes von Müllers Werk claſſiſch; Glutz-Blotzheim hat es fortgeſetzt vom Tode des Bürgermeiſters Waldmann bis zum ewigen Frieden mit Frankreich (1516). Über die alte Geſchichte des Landes ſ. Hallers hiſtor. und topographiſche Darſtellung von Helvetien unter der römiſchen Herrſchaft, 2 Thle. mit Kupf. und Kart. 2. Aufl. Bern 1818. über das ſchweizeriſche Staatsrecht iſt Uſteri's Handbuch auch in ſtatiſtiſcher Hinſicht wichtig. Damit verbinde man den helvetiſchen Almanach. Reiſenden ſind vorzüglich zu empfehlen: (Heideggers) Handb. für Reiſende in der Schweiz, 4. Aufl. mit 1 Karte, Zürich 1818, und Ebels Handb. deutſch und franz. (Manuel du Voyageur en Suisse, par J. C. Ebel, Zürich 1818. 3 Vol.) Der koſtbare Weißiſche Atlas erſtreckt ſich nicht über die ganze Schweiz. Weilands milit. topogr. Atlas der Schweiz in 34 Sect. (Weimar 1817) kann mit des Erzh. Carls Geſchichte des Feldzugs von 1799 in Deutſchland und in der Schweiz (Wien 1819) verglichen werden.

---

*) So unterhandelte 1819 der Hof von Rio Janeiro mit ihr über eine Militärcapitulation, nach welcher einige Regimenter Schweizer in portugieſiſche Dienſte traten, und die blos in Europa und Amerika, doch nie gegen ihr Vaterland dienen, und von welchem die Reformirten freie Religionsübung haben ſollen.

(S. die beſondern Art. Baſel, Bern, Genf, Luzern, Neufchatel, Chaux de Fonds, Waadtland, Zürich u. a. m.

Schweizer (Anton), Capellmeiſter in Gotha, geboren zu Coburg 1737, ſtudirte die Compoſition bei Kleinknecht in Baireuth, vollendete ſeine künſtleriſche Bildung in Italien, ſtand nachher in weimariſchen, zuletzt in gothaiſchen Dienſten, und ſtarb den 23. November 1787. Durch ſeine Compoſitionen fürs Theater: Elyſium, ein muſikaliſches Drama 1774, die Dorfgalla 1777, Alceſte, eine ernſthafte Oper von Wieland, 1774 ꝛc., hat er ſich als einen vorzüglichen Meiſter in der Kunſt des muſikaliſchen Ausdrucks gezeigt.

Schwenkfeldianer heißt eine aus der proteſtantiſchen Kirche hervorgegangene Secte, nach ihrem Stifter, Caspar Schwenkfeld von Oſſig. Dieſer ſchleſiſche Edelmann, geboren 1490, ein lebhafter, ſcharfſinniger Kopf, ergriff in der Epoche der Reformation die evangeliſche Lehre mit großem Eifer, ſonderte ſich aber durch ſeine myſtiſche Anſicht vom Abendmahle, worin Eſſen und Trinken ihm Sinnbilder der Zueignung des Geiſtes Chriſti waren, von der Menſchheit Chriſti, die er nicht als Creatur, ſondern als einen Beſtandtheil der Dreieinigkeit betrachtete, und von der Kirchenlehre und Verfaſſung überhaupt, worin er keine poſitiven Satzungen und willkürlichen Übungen dulden, eine vollkommenere Reinigkeit des Wandels herſtellen und nur ein Chriſtenthum des innern Sinnes und der fortwährenden göttlichen Eingebung zulaſſen wollte, von den Lutheriſchen ab. Nach ſeinem in der Verbannung zu Ulm 1561 erfolgten Tode bildeten ſich zuerſt in Schleſien beſondere Gemeinden, die ſeinen Behauptungen folgten und eine ſtrengere Kirchenzucht unter ſich einführten, nach harten Verfolgungen aber eine Zuflucht in Nordamerika fanden, wo ſie in Maryland, Berks und in Philadelphia ſelbſt noch jetzt geſchloſſene Gemeinden, eigene Geiſtliche und Bethäuſer haben, und wegen ihrer Arbeitſamkeit, Frugalität und Rechtlichkeit gerühmt werden. Geheime Anhänger Schwenkfelds, die ſeine Schriften leſen, giebt es auch noch in Schleſien, doch halten ſie ſich äußerlich zu den Lutheranern. E.

Schwere. In der Anziehung jedes Körpers als Maſſe zum Mittelpuncte der Erde iſt ſeine Schwere bedingt. Vermöge derſelben drückt er auf jede Unterlage, die dieſe Anziehung ſtört oder aufheben will und das um ſo ſtärker, je größer ſeine Maſſe ſelbſt iſt. Hält man einen Körper durch einen Faden ab, ſeiner Schwere nach der Erde hin zu folgen, ſo ſpannt ſich dieſer Faden ſenkrecht und zeigt die Richtung der Schwere in einer Linie an. Mehrere ſolcher Linien neben einander, wenn ſie alle nach der Mitte der Erde, als Kugel genommen, hie und dort zuſammenlaufen, können alſo eigentlich nicht parallel gehen, obgleich ſie es bei einer geringen gegenſeitigen Entfernung zu ſein ſcheinen. Von der Schwere, als wirkender Urſache, iſt das abſolute Gewicht oder die abſolute Schwere wohl zu unterſcheiden, wodurch der Druck bezeichnet wird, den jeder beſtimmte Körper auf ſeine Unterlage ausübt, der mit den Quantitäten der Maſſe ab- und zunimmt, und durch Vergleich mit Gewichten (ſ. d. Art.) gefunden wird. Specifiſche Schwere oder Gewicht drückt das Verhältniß des abſoluten Gewichts zum Umfange der Maſſe aus, oder was daſſelbe iſt, die Dichtigkeit. Denn dieſe wächſt mit der Abnahme der Poroſität; es hat demnach jeder weniger poröſe Körper eine größere Menge wirklicher Maſſe in ein kleineres Volum vereinigt, und da mit dieſen Maſſentheilen das abſolute Gewicht wächſt, ſo wächſt

auch das Verhältniß deſſelben gegen den Umfang. Es verhalten ſich überhaupt die ſpecifiſchen Gewichte bei gleichen Maſſen umgekehrt wie die Volumina; bei ungleichen Maſſen aber iſt das Verhältniß der ſpecifiſchen Schwere zuſammengeſetzt aus dem geraden der Gewichte (Maſſen) und dem verkehrten der Räume. Das ſpecifiſche Gewicht der Körper zu finden, dient das Aräometer. F.

Schwere (allgemeine), ſ. Gravitation.

Schwerin (Curt Chriſtoph, Graf von), königlich preußiſcher Generalfeldmarſchall. Dieſer in der Kriegsgeſchichte Preußens unſterblich gewordene Held war 1684 in Schwediſch-Pommern geboren, empfing eine ſorgfältige, wiſſenſchaftliche Erziehung und ſtudirte zu Leyden, Greifswalde und Roſtock. Er trat 1700 als Fähndrich in holländiſche Kriegsdienſte. In dem Regimente, deſſen Chef ſein Oheim war, ſtand ſein älterer Bruder als Obriſtlieutenant. Dieſer, der Schwerins Wahl mißbilligte, ſuchte ihm den Militärdienſt auf jede Weiſe zu verleiden. Aber aller Druck erſchütterte ſeinen Entſchluß nicht, ſondern diente nur dazu, ſeine Kräfte noch tüchtiger und vollkommener zu entwickeln. Der damalige Krieg, in welchem unter Eugen und Marlborough auch die holländiſchen Kriegsvölker gegen die franzöſiſche Macht kämpften, ward für Schwerin eine erwünſchte Schule der militäriſchen Bildung. Er wohnte den Schlachten von Ramillies und Malplaquet, ſo wie dem Angriff des Schellenbergs, wo ſein Bruder fiel, bei, und wurde 1705 Hauptmann. Dennoch trat er 1706 aus den holländiſchen in herzoglich meklenburgiſche Dienſte, wurde 1708 Obriſter und 1711 mit geheimen Aufträgen an Carl XII. nach Bender geſchickt, wo er ſich ein volles Jahr aufhielt. Nach ſeiner Rückkehr ernannte ihn der Herzog zum Brigadier; 1718 wurde er Generalmajor Als ſolcher ſchlug er, indem er alle Schwierigkeiten ſeiner Lage und ſeiner Verhältniſſe zu überwinden wußte, 1719 bei Walsmölen mit 12 000 Mann die kaiſerliche Commiſſionsarmee von 18,000 Mann hannöviſcher Truppen, welche die Streitigkeiten zwiſchen dem Herzog und ſeinen Landſtänden beilegen ſollte. Als aber der Herzog ſein Heer bedeutend verringerte und zu gleicher Zeit Vorpommern an Preußen fiel, trat Schwerin, deſſen Güter in dieſer Landſchaft lagen, in preußiſche Dienſte. Friedrich Wilhelm I. ſchickte ihn als Geſandten nach Warſchau, um dort die thorniſchen Unruhen zum Beſten der Evangeliſchen beizulegen. Schwerin vollzog dieſen Auftrag glücklich, ward 1720 Generalmajor und erhielt 1722 das Schwendiſche Regiment. 1730 wurde er Gouverneur von Peiz, und 1731 Generallieutenant und Ritter des ſchwarzen Adlerordens. In dieſer Eigenſchaft rückte er 1733 ins Meklenburgiſche, und vertrieb daraus die hannöviſchen Truppen, die der oben erwähnten Urſache wegen noch immer im Lande waren. Auch bei dieſer Unternehmung zeigte er eben ſo viel Vorſicht als Scharfblick und Feldherrntalent, und befeſtigte ſich dadurch noch mehr in der Gunſt und dem Vertrauen ſeines Königs. Dieſer zog ihn nicht nur in den geheimen Rath, wenn militäriſche Angelegenheiten verhandelt wurden, ſondern machte ihn auch zum Theilnehmer ſeiner Reiſen und Vergnügungen. 1739 wurde Schwerin zum General en Chef der preußiſchen Infanterie ernannt, die letzte Ehre, womit Friedrich Wilhelms Erkenntlichkeit ihn zu belohnen ſuchte. Friedrich II. kannte Schwerins Werth; er ſchätzte in ihm einen Feldherrn voll Erfahrungen,

die ihm ſelbſt noch abgingen, und noch im Juli 1740 erhob er ihn zum Generalfeldmarſchall, nachdem er ihm und ſeinem Bruder die Grafenwürde ertheilt hatte. Noch in demſelben Jahre führte der erſte ſchleſiſche Krieg das preußiſche Heer ins Feld. Vor der Eröffnung deſſelben berief der König ſeinen Feldmarſchall nach Rheinsberg, um mit ihm die Operationsplane zu verabreden. Hier hatte Schwerin ein würdiges Feld für ſein Genie gefunden. Unter ſeinem Oberbefehl ſammelte ſich ein Heer bei Croſſen, und brach, ſobald der König ſich an die Spitze geſtellt hatte, trotz der ungünſtigen Jahreszeit in Schleſien ein. Im Anfange des Januars 1741 war ganz Nordſchleſien mit Ausnahme von Glogau erobert, und Friedrich zog mit Schwerin in Breslau ein. Letzterer führte darauf den rechten Flügel des Heeres bis nach Neiße, drängte den feindlichen General Brown bis nach Troppau und Grätz und zwang ihn bald zum gänzlichen Rückzug nach Mähren. Er nahm ferner Beſitz von dem größten Theile von Oberſchleſien und dehnte ſein Heer über Oberberg und Teſchen bis tief nach Mähren aus. In kurzem war ganz Schleſien bis auf Neiße und Brieg in preußiſchen Händen. Inzwiſchen hatte ſich unter Neuperg ein öſterreichiſches Heer in Mähren geſammelt und war bis Molwitz vorgerückt. Am 10. April 1741 kam es zur Schlacht. Noch war die Schlachtordnung nicht vollendet, als Friedrich auf Kanonenſchußweite gegen den linken Flügel anrückte. Ein kühner Angriff der Öſterreicher brachte des Königs Reiterei in Unordnung, nur die Ausdauer der Grenadiere konnte retten. Schwerin focht im Mittelpunct an der Spitze des Fußvolkes mit unerſchütterlichem Muth und dem feſten Vorſatz, alles zu wagen für die Ehre der preußiſchen Waffen und ihnen für immer den Sieg zuzuwenden. Schon zweimal verwundet, führte er ſeine Bataillone in geradem Anmarſch, trotz der gegenüberſtehenden Batterien und des ſcharfen Kleingewehrfeuers, gegen den Feind an. Fünf Stunden währte der Kampf und ſchon hatte Friedrich, an dem Sieg verzweifelnd, das Schlachtfeld einige Stunden verlaſſen, als um 7 Uhr Abends das öſterreichiſche Heer in Unordnung durch Molwitz floh. Die Schlacht war entſchieden. Schwerin verfolgte mit der Reiterei den Feind, der erſt tief in Mähren Ruhe fand. Der Fall von Brieg, ſo wie die Beſetzung von Breslau durch Schwerin folgten ſchnell auf dieſen Sieg. Seine Geſundheit wieder herzuſtellen, begab ſich Schwerin in das Bad zu Aachen. Im October deſſelben Jahres ernannte ihn der König zum Gouverneur der Feſtungen Brieg und Neiße. Der Friede, der dem nächſten Feldzuge ſchon im Junius ein Ende gemacht hatte, war nur von kurzer Dauer. 1744 begann Friedrich den zweiten ſchleſiſchen Krieg. Während der König ſelbſt einen Theil ſeines Heeres durch Sachſen und die Lauſitz nach Böhmen führte, rückte Schwerin aus Schleſien durch die Grafſchaft Glatz ebenfalls in Böhmen ein. Vor Prag trafen beide zuſammen und unternahmen ſogleich deſſen Belagerung. Auf Schwerins Angabe wurde der Ziskaberg mit Sturm genommen; am 16. September unterzeichnete er die Capitulation wegen Übergabe der Stadt, und zog in Prag ein. Faſt ganz Böhmen ward unterworfen. Aber Frankreichs Eiferſucht zwang die Preußen, ihre Eroberungen aufzugeben und ſich zurückzuziehen. Von einem überlegenen Feinde, der klüglich jeder Hauptſchlacht auswich, verfolgt und unabläſſig beunruhigt, geſchah dieſer Rückzug nicht

ohne großen Verluſt, aber auch nicht ohne großen Ruhm für die Anführer, die ihn dennoch bewerkſtelligten. Schwerins Unerſchrockenheit und Klugheit hatten einen Hauptantheil an dem glücklichen Gelingen. Die Beſchwerden dieſes Rückzugs hatten ſeine Geſundheit ſo erſchüttert, daß er im December das Heer verließ und an den folgenden Ereigniſſen keinen Theil nehmen konnte. Aber rüſtig und neugeſtärkt ſtand beim Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges Schwerin an der Spitze des dritten preußiſchen Heeres, das von Schleſien aus die Öſterreicher beobachten ſollte. Nach der lowoſitzer Schlacht drang er in Böhmen ein, um die Vereinigung Piccolomini's und Browns zu verhindern. Er erreichte dieſen Zweck vollkommen, gewann den Öſterreichern mehrere Vortheile ab, und zog ſich ohne Verluſt in die Winterquartiere nach Schleſien zurück, da Friedrich erſt im nächſten Jahre etwas Entſcheidendes in Böhmen ausführen wollte. Frühzeitig ward der folgende Feldzug eröffnet. Schwerin befehligte ein zahlreiches Heer, mit dem er ſchon den 18. April in fünf Colonnen in Böhmen einrückte. Der feurige Muth des ungeſchwächten Greiſes beſeelte Alle. An allen Orten, beſonders bei Trautenau, Reichenberg und Jungbunzlau, wurden die Öſterreicher zurückgedrängt und ihre reichen Magazine erobert. Die wichtigen Poſten Benatek, Altbunzlau und Brandeis wurden genommen, und bei letzterm Orte der Übergang über die Elbe bewerkſtelligt. Der König und Fürſt Moritz von Anhalt waren indeſſen von Sachſen aus auf Prag gerückt und vereinigten ſich unweit Broſitz mit dem Schwerinſchen Heere. Die Öſterreicher hatten eine feſte Stellung auf den Bergen jenſeit der Stadt genommen. Mit Anbruch des 6. Mai's 1757 beſichtigten Friedrich, Schwerin und Winterfeld die Stellung des Feindes und beſchloſſen den Angriff, der nur auf dem feindlichen rechten Flügel geſchehen konnte. Aber auch hier war er mit den äußerſten Gefahren und Beſchwerden verknüpft. Der öſterreichiſche General Brown hatte ſeine Reiterei verſtärkt, ſo daß ſie die preußiſche zu überflügeln drohte, die Infanterie aber mußte auf ſchmalen Fußwegen faſt Mann für Mann die Höhen hinaufſteigen und wurde, wenn ſie dieſe Schwierigkeit überwunden hatte und ſich aufſtellen wollte, von einem mörderiſchen Kartätſchenfeuer niedergeſchmettert. Dieſer augenſcheinlichſten Gefahren nicht achtend, hielt Schwerin vor den engen Wegen, feuerte die heranrückenden Soldaten an, und ſtellte die Ordnung der Bataillone wieder her. Aber auch ſein heldenmüthiges Beiſpiel ſchien nicht mehr wirken zu wollen; das zweite Bataillon ſeines eigenen Regiments fängt an zu wanken, und die Unordnung droht allgemeiner zu werden. In dieſem entſcheidenden Augenblick ergreift der greiſe Krieger voll edler Begeiſterung ſelbſt die Fahne und ruft ſeinen Cameraden zu, ihm zu folgen. Sie gehorchen und dringen ihrem Feldherrn mit feſtem Schritte nach. Aber kaum iſt dieſer zwölf Schritte vorgerückt, als er von vier Kartätſchenkugeln entſeelt niedergeſtreckt wird. Mit ſeinem Blute ward der Sieg erkauft. Wohl kein anderer preußiſcher Held des ſiebenjährigen Krieges ward ſo allgemein betrauert als er, und noch jetzt iſt ſein Name in dem Munde jedes deutſchen Kriegers. Volksgeſänge bringen ihn auf den Enkel und mit dem Andenken an die prager Schlacht wird Schwerins Name ſtets fortleben. Friedrichs Thränen ehrten den gefallenen Helden; ſpäter aber ließ der dankbare Monarch ſein Bild aus Marmor auf dem

Wilhelmsplatz in Berlin aufrichten. Schwerin verband mit unerſchütterlichem Muth und ſcharfem richtigen Blick eine Milde und Freundlichkeit, die ihm nicht nur die Hochachtung, ſondern auch die Liebe ſeiner Untergebenen erwarb, und einen echt religiöſen Sinn, der ihn zum Vorbilde und Vater ſeiner Soldaten machte; dabei beſaß er umfaſſende und gründliche Kenntniſſe. Er war der lateiniſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Sprache mächtig, ſchrieb ſelbſt eine Kriegskunſt und verfaßte mehrere religiöſe Lieder. Von ſeinen Talenten als Staatsmann zeugen ſeine öftern Geſandtſchaften, von ſeinen Talenten als Feldherr aber ſeine ganze kriegeriſche Laufbahn bis an ſeinen Tod.

Schwerin, ein Fürſtenthum im Großherzogthume Meklenburg-Schwerin (vergl. Meklenburg), zu dem es gehört, iſt ungefähr 4 bis 5 Meilen lang und 2 bis 3 Meilen breit, hat fruchtbare und ſchöne Gegenden, aber auch ſehr viel Sand und Tannenwälder. Übrigens enthält es nur 3 Städte, nämlich Bützow, Warin und Schelfe, 6 Ämter, ein evangeliſches Fräuleinſtift, Rühn, und ungefähr 27,000 Einwohner. Bützow, die Hauptſtadt, liegt in einer ſehr angenehmen Gegend an der Warnow, die hier die Nebel aufnimmt, iſt wohl gebauet, und hat eine Spielkartenfabrik, 400 Häuſer und 3100 Einwohner, welche Handel mit Korn und Vieh treiben. Es iſt hier auch der Sitz eines Criminalcollegiums, und eines großherzoglichen Amts. Früherhin war hier eine Univerſität, die 1788 mit der zu Roſtock vereinigt und dorthin verlegt wurde. Dieſes Fürſtenthum, welches mit dem eigentlichen Herzogthume Meklenburg-Schwerin nicht zu verwechſeln iſt, ward 1648, bis wohin es ein Bisthum geweſen war, ſeculariſirt, und als ein weltliches Reichsfürſtenthum dem Herzoge zu ſeiner Entſchädigung für die damals an Schweden abgetretene Herrſchaft Wismar übergeben. Das Fürſtenthum Schwerin hat keine ſolche landſtändiſche Verfaſſung, wie die Herzogthümer Meklenburg-Schwerin und Meklenburg-Güſtrow nebſt der Herrſchaft Roſtock ſie haben, ſondern iſt, ſo wie Wismar, ohne durch Stände repräſentirt zu werden, dem Großherzoge unterworfen. Die Einwohner dieſes Landes ſind größtentheils lutheriſch, doch giebt es auch viele Reformirte, beſonders franzöſiſcher Herkunft.

Schwerin iſt die Haupt- und Reſidenzſtadt nicht blos des eigentlichen Herzogthums Meklenburg-Schwerin, ſondern auch des ganzen Großherzogthums dieſes Namens und liegt in einer ſehr angenehmen Gegend, an einem großen und fiſchreichen, nach ihr benannten See. Das herzögliche Reſidenzſchloß, von gothiſcher Bauart, liegt auf einer Inſel dieſes Sees, und hängt mit der Stadt durch eine Zugbrücke zuſammen. Die vortreffliche Gemäldegallerie, das Münz- und Alterthümercabinet und der ſchöne Luſtgarten, welcher aber während des Krieges von 1813 gelitten hat, ſind ſehenswerth. Die Stadt ſelbſt iſt ſehr gut gebaut, hat beträchtlichen Handel und, mit der Neuſtadt oder der Schelfe, 1100 Häuſer und 10,000 Einwohner. Sie iſt zugleich der Sitz des Geheimenrathscollegiums, der großherzoglichen Regierung und Lehnkammer, des Kriegscollegiums, einer Juſtizkanzlei, eines Kammercollegiums, der Reluitions- und Rentkammer und anderer Behörden. Die Neuſtadt oder Schelfe iſt eigentlich eine Stadt für ſich, gehört zum Fürſtenthum Schwerin, und hat auch ihren be-

ſondern Magiſtrat. Sie hängt aber mit Schwerin ſo genau zuſammen, daß ſie beide gemeiniglich als eine Stadt betrachtet werden. Die Schelfe hat etwa 3500 Einwohner, welche eine Tuchfabrik, die 125 Menſchen beſchäftigt, und drei Tabaksfabriken unterhalten. In beiden Städten ſind noch zu bemerken: die Domkirche und Domſchule auf der Schelfe, die neuſtädter und die Schloßkirche, welche ſämmtlich den Lutheranern gehören. Die Katholiken haben in Schwerin gleichfalls eine ſehr ſchöne Kirche, und zwei Prediger. Die Reformirten feiern ihren Gottesdienſt aber in Privathäuſern, wozu ein Prediger aus Bützow alle Vierteljahr hinkommen muß. Die Juden haben hingegen eine bedeutende Synagoge.

Schwert heißt, beim Schiffbau, das Zubehör des davon auch benannten Schiffs, das an jeder Seite deſſelben (gleichſam wie ein Degen, den man an der Seite trägt) hängt, und aus verſchiedenen ſtarken mit Eiſen verbundenen Planken, beinahe wie eine Schuhſohle, zuſammengeſetzt iſt. Es wird daſſelbe, wenn man dicht an den Wind ſegelt, an der unter dem Winde liegenden Seite ſenkrecht ins Waſſer gelaſſen, um das Abtreiben des Schiffs zu verhüten, oder doch zu vermindern. Dies Werkzeug iſt beſonders bei den Holländern ſehr gebräuchlich.

Schwertmage oder Schwertmagen (altdeutſch) heißt ein Verwandter von väterlicher Seite (Agnate), hingegen Spillmage oder Spindelmagen ein Verwandter mütterlicher Seits (Cognate). Mage oder Magen überhaupt nannte man einen Verwandten, Magenſchaft, Verwandtſchaft, in entfernterer Bedeutung auch Geſellſchaft. Schwertlehen iſt gleichbedeutend mit Mannlehen, und Schwerttheil heißt das Erbtheil eines männlichen Verwandten.

Schwimmen. Ein Körper, der eigenthümlich leichter als das Waſſer iſt, wird, wenn man ihn mit Gewalt unter das Waſſer taucht, in die Höhe gehoben und genöthigt, auf dem Waſſer zu ſchwimmen; aber dennoch bleibt er, wenn er auch ſchwimmt, mit einem Theile unter dem Waſſer, das ſein unterer Theil aus dem Orte vertreibt und das ſo viel wiegt, als er ſelbſt. Auch eigenthümlich ſchwere Körper ſchwimmen im Waſſer, wenn ſie entweder ausgehöhlt, oder mit andern leichten Körpern verbunden ſind. So ſchwimmen Kähne von Blech, wenn ſie nur ſo gemacht ſind, daß ſie, wenn man ſie bis an den Rand ins Waſſer taucht, eine Menge Waſſer aus ihrem Orte vertreiben, das ſchwerer als ſie iſt. Menſchen und Thiere ſind nur ſehr wenig ſchwerer als Waſſer, öfters etwas leichter, daher kommt es, daß Menſchen, wenn ſie ertrinken, meiſtentheils zu Grunde gehen, nach einiger Zeit aber, wenn ihre Theile durch die Fäulniß ſehr aufgeblaſen und geſpannt ſind, oben wieder zum Vorſchein kommen und ſchwimmen. Menſchen und Thiere, wenn ſie ſich lebend auf dem Waſſer erhalten wollen, drücken durch Schlagen und Stoßen das Waſſer unter ſich ſtärker zuſammen, damit es ſie ſtärker hebe, als ruhiges Waſſer; indeſſen hat ſelbſt die Natur das Thier geſchickter zum Schwimmen als den Menſchen gemacht, denn ſie hat ihm vier Füße und einen etwas langen zurückgebogenen Hals gegeben, den Kopf aber, im Verhältniſſe zu dem übrigen Körper, viel leichter gemacht, als bei dem Menſchen. Diejenigen, welche nicht ſchwimmen können, binden ſich einige mit Luft angefüllte Blaſen

um den Leib, oder ziehen **Schwimmkleider** an, die mit Kork gefüttert ſind, ehe ſie ſich dem Waſſer anvertrauen. Hierhin gehört auch der von Franz Keßler erfundene **Schwimmgürtel** oder **Luftgürtel**, ein lederner, mit Luft angefüllter Gürtel, der um den Leib gelegt wird. Dergleichen Hülfsmittel ſind zwar zureichend, können aber dennoch, wenn man nicht geſchickt genug iſt, ſich ſelbſt zu helfen, nicht verhindern, daß man nicht zuweilen im Waſſer umſchlage, mit dem Kopfe unter daſſelbe komme und ertrinke. Daher iſt die Kunſt zu ſchwimmen gewiß eine der nützlichſten, denn die meiſten Menſchen verunglücken im Waſſer aus Mangel derſelben und aus Beſtürzung. Indeſſen verdient noch angemerkt zu werden, daß man Menſchen, die im Begriffe ſind, zu ertrinken, ſo lange ſie ſich im Waſſer befinden, mit einer ſehr kleinen Kraft in die Höhe ziehen und retten kann. Die Fiſche haben von Natur, um ſich im Waſſer zu erheben, eine doppelte mit Luft angefüllte Blaſe erhalten, die ſie ausdehnen und zuſammenziehen können. Im erſten Falle wird der Umfang des Fiſches vermehrt und er ſteigt in die Höhe, im zweiten Fall vermindert, wodurch er ſich im Waſſer niederlaſſen kann; blos denjenigen Fiſchen, die ſtets auf dem Boden der Gewäſſer leben, fehlt dieſe Blaſe.

Schwimmende Batterien, ſ. **Batterie** und **Elliot.**

Schwimmvögel, ſ. **Vögel.**

Schwindel, ein krankhafter Zufall des Menſchen, bei welchem die Gegenſtände um ihn her in ſchwankende oder drehende Bewegung zu gerathen ſcheinen, wobei ihm verſchiedene Farben vor den Augen flimmern, auch alles dunkel und ſchwarz vor denſelben wird, das Gleichgewicht und die Kraft, den Körper aufrecht zu halten, abnehmen, daher die Furcht zu fallen, ein Schwanken, oft ein wirkliches Drehen des Körpers im Kreiſe, und endlich ein Niederſtürzen des Kranken Statt findet. Meiſtens ſcheinen vorher einem ſolchen Menſchen dabei verſchiedene einzelne Gegenſtände doppelt. In höherem Grade der Krankheit entſteht Ekel und Erbrechen, Sauſen, Ziſchen oder ſonſt unangenehmes Geräuſch in den Ohren, und Mangel an Erkennung des Orts, wo der Kranke ſich befindet. Bei dem wirklichen Fallen ſtellt ſich auch ein Vergehen aller Sinne, Bewußtloſigkeit mit ein. In dieſem Zuſtande bringen die Kranken verſchiedene Zeit zu. Entweder der Schwindel geht in Ohnmacht über, in welcher der Kranke ohne Empfindung, ohne Bewegung, ohne Herz- und Pulsſchlag liegt, oder in den Zuſtand von Schlagfluß, in Epilepſie, oder er geht allmählig wieder ganz vorüber, der Kranke erholt ſich, ſteht wieder auf, und empfindet blos eine Schwäche nach einem ſolchen Anfalle. Die gemeinſchaftliche und weſentliche Urſache dieſes Zufalls iſt in dem Gehirne, und vorzüglich in dem Theile deſſelben, von welchem die Nerven des Geſichts und des Gehörs ausgehen und in welchem das Organ des Bewußtſeins iſt, alſo in dem Theile, welcher das gemeinſchaftliche Empfindungsorgan (sensorium commune) genannt wird. Nach Marcus Herz (Verſuch über den Schwindel, Berlin 1791) iſt der Schwindel der Zuſtand von Verwirrung, in welchem ſich die Seele wegen der zu ſchnellen Folge ihrer Vorſtellungen befindet. Sollen nämlich Vorſtellungen, von Anſchauungen oder von der Phantaſie, zu völliger Klarheit kommen, ſo muß die Thätigkeit der Seele mehr oder weniger bei ihnen verweilen, um ſie voll-

ſtändig faſſen zu können. Dann erſt iſt dieſe Vorſtellung klar geworden, die Seele kann ſie anreihen mit andern Vorſtellungen, und zur folgenden übergehen, welche ſie ſich auf gleiche Weiſe zur Klarheit bringt. Will ſich die Seele eine ganze Reihe von Gegenſtänden klar vorſtellen, ſo muß ſie jeden einzelnen auf dieſe Weiſe anſchauen und umfaſſen, wozu eine gewiſſe Zeit gehört, welche nach der verſchiedenen Faſſungskraft der Seele auch verſchieden iſt. Geſchieht die Anſchauung der Gegenſtände zu ſchnell nach einander, ohne daß die Seele Zeit hat, jeden gehörig zu faſſen, ſo bleiben die Vorſtellungen dunkel und fließen in ein undeutliches Bild zuſammen. So entſteht ein künſtlicher Schwindel, wenn man ſich ſchnell in einem Kreiſe herumdreht, und in ſchnell auf einander folgender Reihe eine Menge Gegenſtände vor die Augen bekommt, deren keiner mehr eine klare Vorſtellung in der Seele zurücklaſſen kann, ſo daß endlich alles in ein undeutliches Ganzes zuſammenſchwimmt. Da nun die Function des Geiſtes an das Organ gebunden iſt, ſo nimmt auch dieſes an der Verwirrung Antheil und wird auf eine ſo widrige Weiſe afficirt, daß dieſe drehende Bewegung in der Nachempfindung noch einige Zeit anhält, auch wohl die widrige Einwirkung auf Nerven, mit denen das Hirnorgan in Verbindung ſteht, namentlich auf den ſympathiſchen, der das Cerebralſyſtem mit dem Ganglienſyſtem in Verbindung ſetzt, ſich fortpflanzt, wodurch die Empfindung von Übelbefinden in der Magengegend, von Ekel, zum wirklichen Erbrechen entſteht. Auch das Schwanken in der Bewegung, die Furcht zu fallen und das wirkliche Niederfallen rührt von der unordentlichen Erregung des Hirnorgans her. Das Aufrechthalten des Körpers findet nämlich nur dadurch Statt, daß die von dem Cerebralſyſtem abhängigen, in ihrer Wirkung einander entgegengeſetzten (antagoniſtiſchen) Muskeln des Körpers durch den Einfluß des Nervenäthers im Gleichgewicht gehalten werden. Dieſes Gleichgewicht wird aber unterbrochen, ſobald die regelmäßige Einwirkung von dem Gehirn nach den antagoniſtiſchen Muskeln geſtört wird, woher denn die unſichere Haltung des Körpers, das Schwanken und endliche Niederfallen deſſelben von dem unregelmäßigen Zittern der Muskeln, von der Erſchlaffung der Streckmuskeln entſteht, ſo daß der Schwerpunct des Körpers nicht mehr gehörig unterſtützt wird, bald auf die eine, bald auf die andere Seite abweicht, und endlich der Menſch, das Gleichgewicht gänzlich verlierend, wirklich niederfallen muß, wenn er nicht einen feſten Stützpunct erfaſſen kann, durch welchen er im Stande iſt, den Schwerpunct des Körpers wieder in ſeine Gewalt zu bekommen, oder wenn nicht überhaupt dieſer Zuſtand bald wieder nachläßt. Dies geſchieht nun wohl, wenn der Schwindel von einer äußern bald vorübergehenden Urſache herrührt; er kann aber auch von einer innern Urſache entſtehen, von innern organiſchen Einwirkungen. Manche Menſchen haben von Natur mehr Anlage zum Schwindel, vornehmlich ſolche, bei denen das Organ des Bewußtſeins, der Empfindungen und Vorſtellungen an eine langſame Function gewöhnt iſt, oder eine ſolche doch ſeit geraumer Zeit Statt findet, da alsdann eine erzwungene ſchnellere Folge der Ideen leichter eine unordentliche ſchnellere Bewegung des Nervenäthers im Gehirne bewirkt. Dies iſt z. B. der Fall bei Phlegmatiſchen, oder auch bei Perſonen, die wenig an Geiſtesanſtrengung gewöhnt ſind, bei alten Perſonen, bei Schwäche

und größerer Reizbarkeit des Nervenſyſtems überhaupt, und des Gehirns insbeſondere, bei hypochondriſchen und hyſteriſchen Perſonen, auch bei Anhäufung des Blutes im Kopfe. Wo der Schwindel von ſelbſt, d. h. von innern Urſachen entſteht, iſt er ein bedeutender Zufall, welcher nicht ohne ärztliche Hülfe darf gelaſſen werden. Noch nöthiger iſt dies, wenn er nicht für ſich allein beſteht, ſondern der Vorbote einer andern bedeutenden Krankheit, z. B. des Schlagfluſſes, iſt, oder wenn er von einer Dispoſition herrührt, welche gefährlich werden kann, oder wenn mehrere theils disponirende, theils Gelegenheit zum Ausbruche gebende Urſachen zuſammenwirken. H.

Schwindſucht iſt ein langwieriger krankhafter Zuſtand, in welchem die Kräfte und das Fleiſch des Kranken allmählig abnehmen, gleichſam verſchwinden. Entſteht dieſe Abnahme von einem Mangel an Erſatz der Säfte und Lebenskräfte nach dem gewöhnlichen Verbrauch durch das Leben ſelbſt, ſo können wir dieſen Zuſtand Atrophie benennen; entſteht er von übermäßiger Entziehung der Säfte oder übermäßigem Verbrauch der Kräfte, ſo geben wir ihm den Namen Abzehrung, worunter die nervöſe Abzehrung (tabes nervosa) gehört; entſteht er von einem anhaltenden krankhaften Reiz auf das arterielle Syſtem, ſo iſt es Hektik, Zehrfieber; entſteht aber die Schwindſucht von einer innerlichen Vereiterung, welche im Körper ſelbſt einen zu ſchnellen Verbrauch der Nahrungsſtoffe des Blutes durch die unabläſſige Eitererzeugung, oder auch Schleimabſonderung, und eine Abnahme der Kräfte theils ſchon dadurch, theils durch ein anhaltendes ſchleichendes Fieber verurſacht, ſo können wir dieſen Zuſtand Auszehrung benennen, welche dann erſt, wenn ſie von einem örtlichen Leiden der Lungen herkommt, als Lungenſucht zunächſt bezeichnet wird. Jeder ſchwindſüchtige Zuſtand, in ſo fern er in einem Fehler der Lunge gegründet iſt, wird oft auch vorzüglich mit dem Namen Schwindſucht belegt, beſonders dann, wenn noch keine deutliche Eitererzeugung und kein Auswurf vorhanden ſind. Eben ſo wird oft die Benennung Phthiſis und Hektik gebraucht, wenn man nur noch ein allgemeineres Leiden, ohne beſtimmte Kenntniß des örtlichen Fehlers in der Lunge, andeuten will. Die Atrophie (ſ. d.) entſteht bei Kindern, und kommt wahrſcheinlich nur bis in das zehnte oder zwölfte Jahr vor. Hier iſt der Herd der Krankheit in dem Gekrösdrüſenſyſtem, und ſie beſteht in einer abnormen Anſchwellung und chroniſchen Entzündung der Gekrösdrüſen, die wohl in den meiſten Fällen in Eiterung, Lähmung oder Verhärtung derſelben übergeht, wenn ſie nicht zeitig genug gehoben und zertheilt wird. Das beſondere Symptom iſt, daß die Kinder gewöhnlich viel eſſen, aber doch dabei immer mehr von Kräften und von Fleiſch kommen. Nur der Unterleib iſt unverhältnißmäßig dick, hoch und elaſtiſch geſpannt. Bei dieſer Krankheit kommt der Nahrungsſtoff wahrſcheinlich nur ſehr ſparſam in das Blut, weil die einſaugenden Milchadern denſelben wenig aus den Gedärmen aufnehmen, und in das Blut überführen, auch die entzündeten und geſchwollenen Gekrösdrüſen theils dieſen Milchſaft nicht aufnehmen und durchführen, theils auch ihre Function an ihm nicht ausüben können (ſ. d. Art. Aſſimilation), wodurch alſo dasjenige, was noch in das Blut kommt, nicht die gehörige Qualität bekommt, ſondern als roher, mehr fremdartiger Stoff wirkt. Die Abzehrung, Tabes,

entſteht nach zu großem Verluſt von Blut, oder andern edlen und dem Körper nöthigen Säften, ohne daß dieſe ſo ſchnell wieder erſetzt werden, als es die Aufrechthaltung der Geſundheit erfodert. Eine häufig vorkommende hierher gehörige Art iſt die Nervenabzehrung, tabes nervosa. Bei dieſer iſt die Abmagerung zuerſt ohne örtliche Fehler, oft im Anfang ohne Fieber, mit großer Bläſſe des Geſichts, mit großer Schwäche, beſonders in den Schenkeln und Beinen, mit Gefühl von Kriebeln im Rücken und in dem Kreuze hinunter, mit unangenehmen Gefühlen von Ziehen und Spannen im Rücken. Die Verdauung iſt dabei ſchlecht und nimmt immer mehr ab. Der Schlaf iſt unruhig und elend; der Kranke fühlt ſich nicht davon erquickt. Die Witterung hat auffallenden Einfluß auf ihn; bei feuchter, noch mehr bei warmer und feuchter Luft fühlt er ſich ſchwächer und in allen Stücken übler, weil dieſe Luft ihn noch mehr erſchlafft und ſchwächt, dagegen trockener Oſtwind etwas Erhebung des Nervenſyſtems bewirkt. Dieſer Zuſtand kann lange dauern, ehe Fieber dazu kommt. Das Zehrfieber, die Hektik, beruht allemal auf einer allgemeinen krankhaften Beſchaffenheit des Blutſyſtems, welche nicht ſtark genug iſt, ein kritiſches Fieber zu erregen, ſondern nur die ruhige Circulation durch ein ſtetes ſchleichendes Fieber ſtört, ſo daß keine richtige Ernährung des Körpers Statt finden kann. Dieſer Zuſtand wird daher von Abnormität in der Miſchung der Säfte (ſ. d. Art. Cachexie), von einem auf die Nerven des Blutſyſtems unaufhörlich wirkenden krankhaften Reize verurſacht, der eine verborgene Entzündung und ein täglich wiederkehrendes Fieber unterhält. Sie entſteht oft von Verhärtungen in den Eingeweiden, chroniſchen Entzündungen nach unvollkommenen kritiſchen Ausleerungen bei Fiebern, bei ſchlechter Beſchaffenheit des Blutes, nach zu ſchneller Unterdrückung von Hautausſchlägen, beſonders der Krätze und der Flechten, nach Unterdrückung gewohnter Ausflüſſe und Abgänge. Die Auszehrung, Phthiſis, entſteht bei der Vereiterung eines innern Theils, wobei der Eiter in zu großer Menge abgeſondert wird, deßhalb die ernährende Gallerte des Blutes verzehrt, auch die dabei Statt findende Entzündung des Organs ſowohl, als die durch Einſaugung des gebildeten Eiters in das Blut veränderte Qualität deſſelben als Reiz wirkt und ein zehrendes Fieber verurſacht. Die Auszehrung entſteht demnach nicht blos von Geſchwüren in der Lunge, ſondern ſie kann auch von dergleichen in der Leber, in den Nieren, und andern Eingeweiden herrühren. Sie entſteht aber am häufigſten von Lungengeſchwüren, theils deßwegen, weil die Lungen, als ein Organ, das ganz der reproductiven Irritabilität gewidmet iſt, eben daher auch am leichteſten in entzündlichen Zuſtand geräth, theils auch, weil die andern Arten von Schwindſucht meiſt mit einem Localfehler der Lungen zuſammenhängen, und mit einer chroniſchen Entzündung und Vereiterung derſelben endigen.

Schwingung (Vibration, Oscillation), iſt jede hin und her gehende Bewegung eines Körpers. Die Bewegungen des Pendels, der geſpannten Saiten, Fäden, der Zunge des Wagebalkens, der Luft bei Fortpflanzung des Schalls u. ſ. w. ſind Schwingungen. (Vergl. d. Art. Acuſtik und Pendel.)

Schwulſt (im äſthetiſchen Sinne), nennt man die unrichtige Anwendung des Pathetiſchen und Erhabenen auf einen niedrigen

und gemeinen Gegenſtand. Dieſe Anwendung läßt ſich 1. als blos im Ausdrucke beruhend denken, wenn nämlich gewöhnliche Dinge in Worten und rhetoriſchen Figuren, die nur einer höhern erhabenern Rede oder Schreibart zukommen, vorgetragen werden, z. B. man wollte in einer gewöhnlichen Rede ſagen: es wird Tag! und man drückt dies durch die Worte aus: Schon hebt Aurora ihr Strahlenantlitz aus den Fluthen des Meeres empor. Was übrigens hinſichtlich des Ausdrucks in einer Art der Rede Schwulſt ſein kann, iſt es nicht in einer andern. Beruht aber 2. der Schwulſt in der Beimiſchung erhabener Begriffe und Vergleichungen zu gemeinen, niedrigen Gegenſtänden, oder in dem übertreibenden Ausdrucke gewöhnlicher Gedanken, ſo bleibt er in jeder Art des Vortrags tadelhaft. Z. B. ein Geiſtlicher ſagte in einer Leichenpredigt auf eine Bauerfrau: „Klagt, ihr Eichen im Thale Joſaphat, denn die Ceder auf Libanon iſt gefallen!" In einer Leichenrede am Sarge einer Königin möchte jene etwas orientaliſch ſchmeckende Apoſtrophe erträglich geweſen ſein, nur im vorliegenden Fall fiel ſie wegen der Beimiſchung erhabener Gegenſtände zu einem ſehr gewöhnlichen und niedrigen in das lächerlich Schwülſtige. Phöbus (gleichfalls eine Art des Schwulſtes) iſt die phantaſtiſch-beſtandloſe Übertreibung des wirklich Pathetiſchen und Erhabenen. Beiſpiele von Schwulſt jeder Art findet man häufig in engliſchen, beſonders aber in deutſchen Dichterwerken aus dem letzten Jahrzehend des achtzehnten, und den beiden erſten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts, ſeltener in den Werken der Griechen und Römer. P. N.

Schwur, ſ. Eid.

Scio oder Chio, ſ. Chio.

Scipio Africanus I. (Publius Cornelius), der Ältere. Wenn das Corneliſche Geſchlecht überhaupt reich an großen Männern war, welche Roms Größe vorzüglich beförderten: ſo verdient der Beſieger des furchtbaren Hannibals unter allen Scipionen, die uns die Geſchichte nennt, unſtreitig den erſten Rang. Sein Vater, welcher eben denſelben Namen führte, hatte zu Anfange des zweiten puniſchen Krieges zwar unglücklich, aber nicht unrühmlich gegen den verſchlagenen Karthaginienſer gekämpft. An der blutigen Schlacht am Fluſſe Ticinus in Oberitalien nahm der junge Scipio in einem Alter von kaum 16 Jahren ehrenvollen Antheil, und ſoll ſogar ſeinem verwundeten Vater das Leben gerettet haben. Auch der noch blutigern Schlacht bei Cannä wohnte er bei; doch hatte er das Glück, mit den ſchwachen Trümmern des beſiegten Heeres zu entkommen. In Rom bewog er durch ſeine kühne Entſchloſſenheit einen Haufen vornehmer Jünglinge, die aus Verzweiflung Italien verlaſſen wollten, zurückzubleiben und ſich dem Vaterlande zu erhalten. Mit gezücktem Dolche trat er unvermuthet in ihre Mitte und drohte mit fürchterlicher Miene, den niederzuſtoßen, der ſich weigern würde, den Eid nachzuſprechen, welchen er ihnen vorſagen wollte. Durch dieſe Kühnheit des hochherzigen Jünglings beſtürzt, fügten ſich alle in ſeinen Willen, und halfen Rom von ſeinem Untergange retten. Auch ließen die Römer ſeinen hohen Muth nicht ungeehrt. Schon in ſeinem 20. Jahre wurde er Ädilis Curulis und wenige Jahre nachher Proconſul in Spanien, um den Angelegenheiten des Staates eine glücklichere Wendung zu geben. Dieſes wichtigen Auftrags zeigte er ſich bald vollkommen würdig, und wußte nicht nur durch ſeinen Heldenmuth und ſeine Klug-

heit, ſondern auch durch ſeine Gerechtigkeit, und durch ſein edles menſchenfreundliches Betragen die Feinde zu beſiegen. Die erſte glückliche Unternehmung von Wichtigkeit war die Eroberung von Karthago Nova, dem vozüglichſten Waffenplatze der Karthaginienſer. Mit ungemeiner Kühnheit griff er von der Waſſerſeite her, welche faſt vertheidigungslos und am leichteſten zu erſteigen war, begleitet von 500 der entſchloſſenſten Soldaten, die zur Zeit der Ebbe durch das niedrige Waſſer wateten, die Stadt an, erſtürmte ein Thor, und während die übrigen Truppen, welche von der Landſeite her kamen, andere Theile der Stadt erſtürmten, wurden die Feinde ſo in Schrecken geſetzt, daß ſie ſich eilig in die Burg zurückzogen, aber auch dieſe bald darauf übergaben. Seinem wackern Freunde Lälius überließ er die feſte Stadt zur Bewachung, er ſelbſt begab ſich wieder in das Lager. Die gefangenen Afrikaner wurden als Sklaven verkauft, die Spanier hingegen in Freiheit geſetzt. Dieſe Großmuth machte auf die letztern einen ſehr günſtigen Eindruck, und ſie zogen ſich von den Karthaginienſern zurück. Noch mehr gewann er in der Achtung und Liebe der kriegeriſchen Celtiberier, als er die ſchöne Braut des jungen Fürſten Allucius, die ihm als Gefangene zugeführt worden war, und die auf ſein Herz einen großen Eindruck gemacht hatte, ſogleich den Ihrigen zurückgab, als er hörte, daß ſie ſchon verlobt ſei. Das anſehnliche Löſegeld, welches die entzückten Ältern dem edlen Sieger aufdrangen, ſchenkte er dem jungen Paare zur Vermehrung ihres Brautſchatzes. Aus Dankbarkeit diente nun Allucius mit einer auserleſenen Reiterei unter Scipio, und leiſtete ihm ſehr wichtige Dienſte. Im folgenden Jahre griff er, ſobald es die Witterung erlaubte, den Asdrubal, Hannibals Bruder, mit ſolchem Nachdruck und ſolcher Klugheit an, daß er ihm, ungeachtet ſeine Stellung ſehr vortheilhaft war, eine völlige Niederlage beibrachte, und ihn nöthigte, ſich mit dem geſchlagenen Heere nach den gebirgigen Gegenden der Pyrenäen zu flüchten. Dadurch verloren die Karthaginienſer noch mehr Anhänger in Spanien. Nach jener entſcheidenden Schlacht gab Scipio einen neuen Beweis ſeines Edelmuths. Als er nämlich einen nahen Verwandten des mächtigen Königs Maſiniſſa von Numidien gefangen bekommen hatte, und dieſer ſehnlich wünſchte, in ſeine Heimath zurückzukehren, entließ er ihn nicht nur ſogleich, ſondern gab ihm auch noch anſehnliche Geſchenke. Dieſe Gefälligkeit erwarb dem Scipio die Gunſt des Numidiers in einem hohen Grade, und gab Veranlaſſung zu dem vortheilhaften Bündniſſe, welches Rom bald darauf mit dieſem Fürſten ſchloß. Den Königstitel, welchen die Spanier dem ſiegreichen Feldherrn antrugen, ſchlug er ſtandhaft aus. Die Feinde nicht weiter verfolgend, bemühte er ſich jetzt, die noch feindſeliggeſinnten Völkerſchaften in dem mittlern Spanien zu beſiegen. Unterdeß hatten die Karthaginienſer ein neues Heer geſammelt, welches von Mago und Hanno geführt wurde. Scipio griff ſie an, aber erſt nach einem mörderiſchen, langen Kampfe vermochte er, die Feinde zum Weichen zu bringen und ſie ſo zu ſchlagen, daß der größte Theil von ihnen aufgerieben wurde. Der überreſt, von ſeinen feigen Führern verlaſſen, erhielt durch die Vermittelung des Maſiniſſa, den die Treuloſigkeit der Karthaginienſer erbitterte, einen freien Abzug. Von Spanien aus ging Scipio ganz allein nach Afrika zum Syphar, König von Maſſylien, um ihn für Rom zu gewinnen, was ihm auch gelang. Nach ſeiner Rückkehr züchtigte er einige Städte,

welche während ſeiner Abweſenheit abgefallen waren. Wenige Zeit nachher verfiel er in eine Krankheit, welche ihn dem Tode nahe brachte und deßhalb mehrere ſpaniſche Völkerſchaften bewog, von den Römern wieder abzufallen; ſelbſt zwei Legionen ſeiner Armee erregten einen Aufruhr. Aber Scipio genas und dämpfte mit vieler Klugheit und Energie die ausgebrochenen Unruhen. Auch erhielt er bald noch durch eine Übereinkunft die wichtige Stadt Gades von den Feinden, die den geſchwächten Hannibal in Italien verſtärken ſollten. So waren die Karthaginienſer nun aus ganz Spanien verdrängt, und der größte Theil dieſes Landes den Römern unterworfen. Siegreich und im glänzenden Triumph zog der große Feldherr unter dem lauteſten Jubel des Volkes in Rom ein. Kaum angekommen, bat er den Senat um die Erlaubniß, mit einer Armee nach Afrika gehen zu dürfen, um die Feinde in ihrem eignen, wenig vertheidigten Lande anzugreifen. Umſonſt bot der eiferſüchtige Fabius Maximus ſein Anſehen und ſeine Beredſamkeit auf, dieſes Unternehmen zu verhindern. Scipio erhielt den ehrenvollen Auftrag, mit einer hinlänglichen Anzahl von Truppen und einer Flotte nach Sicilien zu gehen, um von da aus, nach reifer Erwägung der Möglichkeit einer Landung auf den Küſten von Afrika, den entworfenen Plan auszuführen. Er kam glücklich auf der Inſel an, und ſchickte zuerſt ſeinen Freund Lälius mit einer Abtheilung der Flotte und Armee nach dem feindlichen Lande. Dieſer überfiel nach ſeiner Landung das von Truppen faſt entblößte Land, eroberte und plünderte mehrere reiche Städte, verwüſtete die Felder und gewann den König Maſiniſſa ganz für Scipio's Unternehmen. Mit Beute beladen kehrte er bei der Annäherung der feindlichen Flotte nach Sicilien zurück. Jetzt betrieb Scipio die Zurüſtung zu dem wichtigen Zuge mit verdoppelter Thätigkeit und eilte dann mit ſeinen kampfluſtigen Kriegern an die afrikaniſchen Küſten. Seine unvermuthete Ankunft verbreitete in Karthago die größte Beſtürzung, da man weder eine ſchlagfertige Armee, noch einen guten Feldherrn hatte. Der mächtige Syphax wurde indeſſen wieder gewonnen, und kam mit einem Heer von 60,000 Mann den bedrängten Karthaginienſern zu Hülfe. Aber auch Scipio hatte an Maſiniſſa einen guten Bundesgenoſſen erhalten. Gegen den Winter waren jedoch die Römer durch die feindliche Übermacht weit zurückgedrängt worden; die Friedensunterhandlungen blieben ohne Erfolg. Daher wurde dem Scipio das Proconſulat in Afrika bis zur Beendigung des Krieges verlängert. Im nächſten Frühlinge nahmen die Angelegenheiten der Römer eine ſehr glückliche Wendung. Das Lager des Syphax wurde überfallen und die Armee gänzlich zerſtreut; ein gleiches Schickſal hatte Asdrubal. Die Niederlage war ſchrecklich; nur die Anführer retteten ſich mit einigen Begleitern. Nichts deſto weniger brachten ſie mit bewundernswürdiger Schnelligkeit ein neues Heer zuſammen, das aber eben ſo wenig die ſiegreichen Waffen der Römer aufzuhalten vermochte. Maſiniſſa, vereinigt mit Lälius, hatte ſeinen Todfeind, den Syphax, noch einmal in ſeinem Lande geſchlagen und ihn ſelbſt gefangen genommen. Die ſchöne Sophonisbe, Asdrubals Tochter, durch welche Syphax für Karthago gewonnen worden war, wollte der von ihr gefeſſelte Maſiniſſa zur Gemahlin nehmen. Da aber Scipio dieſer verführeriſchen Frau mißtraute,

ſo befahl er, ſie als römiſche Gefangene in das Lager zu bringen. Dieſem Schimpf zu entgegen, bewog der König dieſelbe, Gift zu nehmen. Zwar kam nun auf eine kurze Zeit ein Waffenſtillſtand zwiſchen den Römern und ihren Gegnern zu Stande, aber die letztern brachen ihn bald auf treuloſe Weiſe wieder. Jetzt kam Hannibal aus Italien zurück, um wo möglich ſein hartbedrängtes Vaterland zu retten; aber von ſeiner ehemals ſo furchtbaren Armee hatte er nur noch wenige Reſte übrig. Seine Kundſchafter, welche den Römern in die Hände fielen, ließ Scipio überall in dem römiſchen Lager herumführen und ungehindert zum Hannibal zurückkehren. Dieſer verlangte eine Unterredung mit den Römern. Unweit der Stadt Zama kamen die beiden größten Feldherrn ihres Zeitalters zuſammen. Im Angeſichte ihrer Armeen näherten ſie ſich einander zum erſtenmal. Schweigend ſahen ſie ſich beide gegenſeitig eine Zeit lang an. Dann rieth Hannibal zum Frieden und ſprach von der Veränderlichkeit des Glücks. Scipio verlangte unbedingte Unterwerfung der Karthaginienſer. Hannibal verſprach die Abtretung aller auswärtigen Beſitzungen. Dies genügte dem Römer nicht, und die Feldherrn gingen unverrichteter Sache aus einander und rüſteten ſich zu einem Treffen. Der entſcheidende Kampf begann. Mit Muth und Anſtrengung fochten beide Heere; aber die Kräfte waren zu ungleich. Scipio hatte nicht nur ein trefflich geübtes Fußvolk, das vom beſten Geiſte beſeelt war, ſondern auch die gute und zahlreiche Reiterei des Maſiniſſa; Hannibal hingegen zählte größtentheils nur neu angeworbene Truppen und Miethlinge. Dieſe flohen bei dem erſten Angriff. Nur die alten Soldaten vertheidigten ſich mit unerſchütterlicher Tapferkeit. Ihr Feldherr ſtand, wie ſonſt, ihnen aufmunternd zur Seite. Lange kämpften die ungeſtümen Römer vergebens gegen dieſe Tapfern, bis Maſiniſſa und Lälius ihnen in den Rücken fielen. Nun wichen auch ſie und wurden faſt alle ein Opfer ihrer Ausdauer. Hannibal konnte ſich kaum ſelbſt retten. Er rieth jetzt zum Frieden, der nur unter harten Bedingungen zugeſtanden wurde. Scipio's Rückkehr durch Italien nach Rom glich einem Triumphzuge, jeder wollte den großen Sieger ſehen. Vor der Stadt empfing er die Glückwünſche der Bürger. Dann folgte der glänzendſte Triumph, den Rom jemals geſehen hatte. Die Beute war ungeheuer. Es ſollen 120,000 Pfund Silber mit aufgetragen worden ſein, um es in dem Staatsſchatze niederzulegen. Die Ehrenſäulen, welche die Römer dem Scipio errichten wollten, nahm er nicht an; doch erhielt er den ruhmvollen Beinamen Africanus. Hierauf verwaltete er ſehr beifallswürdig das Amt eines Cenſors. Etwas ſpäter ging er mit ſeinem Bruder beim Ausbruche des Krieges gegen den ſyriſchen König Antiochus nach Griechenland und von da nach Aſien. Hier hatte er das Unglück, ſeinen einzigen Sohn durch die Gefangenſchaft in die Hände der Feinde fallen zu ſehen. Als nun die Römer Aſien betraten und Antiochus den Frieden wünſchte, kamen Geſandte an, die ſich zuerſt an den trauernden Vater wandten und ihm die unentgeldliche Loslaſſung ſeines Sohnes verſprachen. Scipio erklärte, daß er zwar dieſes Anerbieten mit Dank anerkenne, nur ſollten ſie nicht glauben, daß er ſich dadurch zum Nachtheil ſeiner Mitbürger werde beſtechen laſſen; eine völlige Unterwerfung allein könne dem Könige den Frieden geben. Bald darauf wurde Scipio krank, und konnte der Armee nicht folgen. So-

bald Antiochus davon Nachricht erhielt, ſchickte er ihm den gefangenen Sohn ohne Löſegeld zurück. Mit Thränen der Freude umarmte der zärtliche Vater den vielgeliebten Sohn, und ließ dem Antiochus für dieſe angenehme Überraſchung ſogleich danken; auch rieth er ihm, ſich mit den Römern in kein Treffen einzulaſſen. Dies unterblieb aber nicht. Indeß verſchaffte er dem geſchlagenen (189) Könige ziemlich gelinde Friedensbedingungen. Triumphirend zog Scipio nach ſeiner Rückkehr aus Aſien in Rom ein. Dann trat er in den Privatſtand zurück. Hier erfuhr er zu ſeiner großen Betrübniß die ſchändliche Undankbarkeit ſeiner Mitbürger. Cato, mit dem Beinamen Cenſorius, ein unverſöhnlicher Feind der Scipionen, brachte es durch wiederholte heftige Anklagen dahin, daß Scipio vor dem öffentlichen Gerichte erſcheinen und von der Verwaltung des empfangenen Geldes Rechenſchaft ablegen ſollte. Der Angeklagte erſchien, zeigte dem Volke die Rechnungsbücher und zerriß ſie dann vor den Augen der Menge in Stücke. „Heute,“ ſprach er mit ruhiger Stimme und feſter heiterer Miene, „heute iſt der Tag, wo Hannibal geſchlagen und Karthago bezwungen worden iſt. Warum verderben wir die Zeit mit unnützen Reden; die Götter warten unſerer auf dem Capitol. Folgt mir, ihr Römer, und laßt uns den Göttern unſern Dank bringen.“ Das Volk, von dieſer zuverſichtlichen Rede des großen Mannes ergriffen und zugleich beſchämt, folgte ihm ſogleich, und ließ die elenden Ankläger allein auf dem Forum zurück. Deſſen ungeachtet wurde Scipio zum zweitenmal von ſeinen Feinden angeklagt und vor Gericht gefodert. Allein er erſchien nicht, verließ die undankbare Stadt und begab ſich auf ſein Landgut bei Linternum. Da man ihn auch bis dahin verfolgte, und ſeine ländliche Ruhe ſtören wollte, übernahm endlich der beredte Volkstribun Tiberius Gracchus ſeine Vertheidigung und zeigte dem römiſchen Volke, wie niederträchtig und ungerecht es ſei, einen ſo hoch verdienten Bürger ſo ungerecht zu behandeln. Nun hörten zwar die Verfolgungen auf, aber der gekränkte Scipio ſtarb kurz darauf in ſeiner Abgezogenheit. Er befahl ſeiner Gattin, auf ſein Grabmahl die Worte ſetzen zu laſſen: „Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Gebeine ſollſt du haben.“ Er ſtarb drei Jahre nach ſeiner Entfernung aus Rom, im Jahr R. 571 (v. Chr. 183), in demſelben Jahre, wo auch der gefährliche Feind der Römer, Hannibal, in Bithynien ſein Leben endete, und wurde auf ſeiner Villa begraben.

Scipio II. (Publius Cornelius), mit dem Beinamen Africanus der Jüngere, war der Sohn des berühmten Paulus Ämilius, welcher den mächtigen Perſeus, König von Macedonien, beſiegte, wurde aber von dem Sohne des großen Scipio an Kindes Statt angenommen. Seine politiſche Laufbahn begann er im dreißigſten Jahre ſeines Alters, als der römiſche Senat eine neue Armee in das unruhige Spanien ſchicken wollte. Unwillig über das bisherige Mißlingen der Bekriegung der ſpaniſchen Völkerſchaften, weigerten ſich die Römer mit unbiegſamer Hartnäckigkeit, neue Truppen dahin zu ſchicken. Da trat Scipio auf, und wußte in einer feurigen kräftigen Rede die Gemüther ſo für die Abſicht des Senats zu gewinnen, daß ſich eine Menge Römer aus allen Claſſen freiwillig zum Kriegsdienſte anboten. Er ſelbſt ging (im Jahr R. 602) als Legions-Tribun mit dem Conſul Luc. Licinius Lu-

cullus nach Spanien, wo er eben ſo ſehr durch ſeine Uneigennützigkeit, ſeinen Edelmuth und ſein herablaſſendes Betragen, als durch ſeine heldenmüthige Tapferkeit und bewundernswürdige Gegenwart des Geiſtes ſich die Achtung und Liebe der Armee in einem hohen Grade erwarb. Vorzüglich gewann er in den Augen derſelben durch die glückliche Beſiegung eines rieſenhaften Spaniers, der durch ſeine höhnende Herausfoderung die Römer erbittert hatte. Ruhmvoller noch für ihn und vortheilhafter für Rom waren die Siege, welche er durch ſeine Großmuth und Menſchlichkeit über die Herzen der Spanier gewann. Aber Lucullus, eiferſüchtig auf den jungen Helden, entfernte ihn von dem Heere, indem er ihm den Auftrag gab, Elephanten vom Maſiniſſa aus Afrika zu holen. Mit der größten Auszeichnung und Freundſchaft wurde er von dem Könige empfangen. Er erreichte den Zweck ſeiner Sendung vollkommen und kehrte nach Spanien zurück. Wenige Jahre nachher ging er zum zweitenmal nach Afrika, als der dritte puniſche Krieg ausbrach (im Jahre R. 605, vor Chr. Geb. 149). Er diente unter dem Conſul M. Manlius Nepos. Auch hier leiſtete er durch ſeinen unerſchütterlichen Muth und durch ſeine Wachſamkeit den Römern die wichtigſten Dienſte. Denn als einſt die Karthaginienſer, die Sorgloſigkeit des röm. Conſuls benutzend, ſein Lager plötzlich überfielen, rettete Scipio die Armee dadurch vom Untergange, daß er den Feinden unvermuthet in den Rücken fiel und ſie zurücktrieb. Kurze Zeit nach dieſem Vorfalle griff derſelbe unkluge Conſul den Asdrubal in einer für die Römer ungünſtigen Stellung an und mußte ſich zurückziehen. Hitzig verfolgt von den Feinden, würde er nicht ohne großen Verluſt den Rückzug in das Lager haben ausführen können. Da ſtürzte ſich der unerſchrockene Scipio mit einem Haufen von 300 Reitern den Verfolgern entgegen und wußte ſie ſo lange zu beſchäftigen, bis die übrigen Truppen über einen Strom geſetzt waren. Aber noch waren einige hundert Mann römiſchen Fußvolks zurückgeblieben, welche die Karthaginienſer von allen Seiten bedrängten. Kaum hatte dies der ſorgſame Scipio bemerkt, ſo eilte er mit einer Abtheilung Reiterei über den Fluß, beſetzte eine günſtige Anhöhe, griff den Feind an und machte dadurch den geängſtigten Römern Luft, ſo daß ſie mit geringem Verluſt entkamen. Von den dankbaren Soldaten, die ihm ihre Rettung ſchuldig waren, mit einem Kranz aus Gras, auf derſelben Stelle gewunden, wo ſie gerettet worden waren, geſchmückt, kehrte er triumphirend in das römiſche Lager zurück. Durch dieſe ausgezeichneten Beweiſe von Muth und Einſicht erwarb ſich Scipio allgemeine Bewunderung und Hochachtung. Selbſt der menſchenfeindliche Cato gab ihm laut ſeinen Beifall zu erkennen, und weiſſagte noch ſterbend, daß nur durch dieſen Mann Roms gefährliche Nebenbuhlerin, Karthago, geſtürzt werden könne. Auch ſein Oberfeldherr Manlius konnte nicht umhin, den jungen Helden dem Senate auf das nachdrücklichſte zu empfehlen. Daher wurde er auch gegen die gewöhnliche Sitte ſchon im folgenden Jahre (606) mit Aller Beiſtimmung zum Conſul und Anführer der Armee gegen die Karthaginienſer ernannt. Begleitet von Lälius, dem würdigen Sohne des aus dem zweiten puniſchen Kriege berühmten Lälius, der mit dem ältern Scipio in enger Freundſchaft lebte, und von dem großen griechiſchen Geſchichtſchreiber

Polybius ging er zum zweitenmal in das feindliche Land. Gleich bei ſeiner Ankunft rettete er einen anſehnlichen Haufen römiſcher Krieger, welche ganz eingeſchloſſen waren, vom gewiſſen Untergange. Da die Macht der Feinde geſchlagen und weit zurückgedrängt war, ſo machte er nun ernſtliche Anſtalten, um die Hauptſtadt des Landes ſelbſt, welche ſehr feſt war, zu erobern, und bemühte ſich, derſelben ſowohl von der Land- als Seeſeite alle Zufuhr und Truppenverſtärkungen abzuſchneiden. Allein dieſe Abſicht wurde durch die verzweifelten Anſtrengungen der Belagerten vereitelt. Mit unglaublicher Thätigkeit und Schnelligkeit gruben die Karthaginienſer einen neuen Hafen und eröffneten ſich dadurch eine Verbindung mit der außerhalb der Stadt verſammelten Armee. Ja, was kaum möglich ſchien, ſogar eine neue Flotte von 60 Schiffen wurde erbaut und die römiſche Flotte durch dieſelbe ſo ungeſtüm angegriffen, daß ſie nach einem langen, hartnäckigen Kampfe keinen entſcheidenden Sieg erhielt. Ein Verſuch der Römer, einen wichtigen Wall in der Nähe der Stadt zu erſtürmen, mißlang gänzlich, indem die wüthenden Feinde, durchs Waſſer ſchwimmend, die römiſchen Belagerungsmaſchinen in Brand ſteckten und die Römer ſelbſt mit Feuerbränden in die Flucht jagten. Zwar bemächtigte ſich einige Zeit nachher der Conſul dieſes Walles und behauptete ihn auch; aber die Stadt ſelbſt konnte er in dieſem Jahre nicht erobern. Der Winter gebot einen Stillſtand. Im folgenden Jahre (607) griff er die ſtark verſchanzte feindliche Armee mit Ungeſtüm und Übermacht an, ſchlug ſie aus ihren feſten Stellungen heraus und zerſtreute ſie gänzlich. Nun rückte er wieder vor die beängſtigte Stadt. Nach zwanzigtägigen Anſtrengungen gelang es endlich der Klugheit des Feldherrn und der Ausdauer der ihm ganz ergebenen Truppen, das verzweifelt vertheidigte Karthago mit Sturm zu erobern (146 v. Chr.). Sehr wichtige Dienſte leiſtete dem Scipio bei dieſer Unternehmung ſein tapferer Freund Lälius, denn dieſer erſtieg mit ſeinen Soldaten die Mauern der Stadt zuerſt. Mit beiſpielloſer Wuth widerſetzten ſich die Karthaginienſer den eingedrungenen Römern, und es floß noch viel Blut, ehe es den Siegern gelang, in den ruhigen Beſitz der Stadt zu kommen (ſ. d. Art. Carthago). Auf ausdrücklichen Befehl des römiſchen Senats wurde dieſe einſt ſo mächtige Nebenbuhlerin Roms verbrannt und geſchleift. Dieſer Anblick erſchütterte den gefühlvollen Sieger, welcher gern die Feinde mehr geſchont hätte, ſo heftig, daß er Thränen vergoß. Bei dem glänzenden Triumphe, den er nach Beendigung des Krieges in Rom hielt, gab man ihm den ehrenvollen Beinamen des jüngern Africanus. Nachdem er einige Zeit im ſtillen Privatleben zu Rom hingebracht hatte, wurde er mit einigen andern Geſandten nach Ägypten an den König Ptolemäus Evergetes geſchickt, wo er durch ſeine echt römiſche Mäßigkeit und ſeine edle Wißbegierde große Bewunderung erregte. Nach ſeiner Rückkehr wählte man ihn (611) zum Cenſor. Als ſolcher ermahnte er die ſchon ausgearteten Römer mehrmals ſehr nachdrücklich zur alten Einfachheit und Genügſamkeit; ja er beſtrafte einige angeſehene Männer ſchonungslos wegen ihrer Üppigkeit. Einige Jahre ſpäter (619) trat er ſein zweites Conſulat an, um den Krieg, welcher bisher mit ungünſtigem Erfolge gegen Numantia, eine tapfere Stadt in Spanien, geführt worden war, zu beendigen. Mit großer Strenge und Klugheit mußte

er bei ſeiner Ankunft in dem feindlichen Lande die ordnungsloſe, verweichlichte Armee erſt an die ehemalige Kriegszucht gewöhnen. Ehe er aber dieſen Zweck erreichte, war das Jahr vergangen und Numantia noch unbeſiegt. Deßhalb wurde ſein Commando verlängert. Verſtärkt durch Truppen und Elephanten, welche der junge Jugurtha, ſpäter der gefährliche Feind der Römer, ihm aus Numidien zuführte, begann er die Belagerung mit großem Nachdruck. Als die Numantiner die große Überlegenheit des römiſchen Feldherrn bemerkten, thaten ſich Vorſchläge zum Frieden, aber Scipio verlangte unbedingte Ergebung. Ohne ſich in ein entſcheidendes Treffen mit den heldenmüthigen Spaniern einzulaſſen, ſuchte er die Feinde immer enger einzuſchließen und ihnen alle Verbindungen abzuſchneiden. Auch die Zufuhr auf dem Fluſſe Duero verſperrte er. Nun begann ein ſchrecklicher Hunger die verzweifelnden Numantiner zu quälen. Ihre Ausfälle gegen die ſtarken Belagerungswerke, welche täglich der Stadt näher rückten, mißlangen gewöhnlich. Es kam eine zweite Geſandtſchaft in das römiſche Lager, um einen gelinden Frieden zu erbitten. Umſonſt; hartnäckig verlangte Scipio die Übergabe der Stadt. Dieſe Foderung brachte die unglücklichen Spanier zu dem verzweifelten Entſchluſſe, noch einen Verſuch zu machen, ſich durch die Verſchanzungen der Römer einen Weg zu bahnen. Aber auch dieſe letzte, rühmliche Anſtrengung wurde durch die Wachſamkeit und Tapferkeit des Scipio vereitelt. Dem qualvollen Hungertode Preis gegeben, ſchwanden die Kräfte der Belagerten immer mehr. Nur ein kleiner Theil ergab ſich mit der größtentheils niedergebrannten Stadt an den Sieger. Wegen der glücklichen Beſiegung dieſer mächtigen Stadt wurde dem Scipio nicht nur ein Triumph zugeſtanden, ſondern er erhielt auch den Beinamen Numantinus. Wunderbar genug erfuhr er, wie der ältere Africanus, in den letzten Jahren ſeines Lebens viel Bitteres von ſeinen undankbaren Mitbürgern. Vorzüglich machte er ſich durch die heftige Beſtreitung des Ackergeſetzes, welches die gleiche Vertheilung der Ländereien verlangte, bei dem Volke viele Feinde. Deßwegen zog er ſich mit ſeinem treuen Freunde Lälius auf ein Landgut unweit Neapel zurück, und lebte hier in ruhiger Muße. Als er aber wider nach Rom ging, und bei den Römern in den Verdacht kam, als ſtrebe er nach der Dictatur, fand man ihn eines Morgens todt in ſeinem Bette. Da man an ſeinem Halſe Spuren einer gewaltſamen Ermordung bemerkte, ſo iſt es wahrſcheinlicher, daß er von ſeinen Feinden umgebracht worden iſt, als daß er ſich ſelbſt getödtet habe. Man glaubte allgemein, daß ſeine eigne Gemahlin Sempronia, eine Schweſter der Gracchen, die jenes Ackergeſetz mit der größten Anſtrengung durchſetzen wollten, Antheil an der Ermordung genommen habe. Auch die Volkstribunen Papirius Carbo und Caj. Gracchus waren ſeine erbitterten Feinde. Nach Scipio's Tode fand man an Gold 2½, an Silber nicht ganz 32 Pfund. So groß war des Mannes Uneigennützigkeit und Mäßigkeit. Er ſtarb im Jahr R. 624, im 56. Jahre ſeines Alters. Alle Römer, die ſeine großen Tugenden kannten, betrauerten ihn innig; denn Rom verlor an ihm ſeinen größten Mann, der damals lebte. Er gehörte zu den außerordentlichen Männern, die dieſer Staat je gehabt hat, man mag ihn als Helden oder als Menſchen beurtheilen. Wie der ältere Scipio Africanus, war er ein Römer der

edelſten Art, der Tapferkeit mit Großmuth, Klugheit mit Menſchlichkeit, Patriotismus mit Mäßigkeit und Einſicht, Uneigennützigkeit mit unerſchütterlicher Redlichkeit vereinte.

Sciron, Skiron, ein bei den Alten berüchtigter Straßenräuber, der an einem Engpaſſe zwiſchen Megara und Korinth am Meere den Vorüberziehenden auflauerte und ſie zwang, ihm die Füße zu waſchen, bei welchem Geſchäfte er ſie mit einem Fußtritt von dem ſteilen Felſenabhange hinab ins Meer ſtieß. Unweit Megara zeigte man die Scironiſchen Klippen. Theſeus beſtrafte ſeinen Frevel, indem er ihm Gleiches mit Gleichem vergalt. Nach Böttigers Vermuthung iſt Sciron Eine Perſon mit den gleich frevelhaften Übelthätern Procruſtes und Sinis (ſ. dieſe).

Sclavenhandel, ſ. Sklavenhandel.

Sclavonien oder Slavonien, ein dem Kaiſer von Öſterreich gehöriges Königreich, grenzt weſtwärts an Croatien, und iſt an den drei übrigen Seiten von der Drau, Sau und Donau von Ungarn, Servien und Bosnien getrennt. Es hat den Namen von den Slaven, welche ſich hier im 7. Jahrhunderte niederließen, kam in der Folge an Ungarn, und nachher 1526 unter die Gewalt der Türken; aber ſeit dem carlowitzer Frieden 1699 ward es dem Hauſe Öſterreich unterworfen. Es iſt 34 Meilen lang und 6 bis 13 Meilen breit, und enthält 308 Quadratmeilen. Seiner Länge nach wird es von einer Kette von Bergen durchſchnitten, welche aus Croatien kommen, von Weſten gegen Oſten durch die Mitte des Landes ſich fortziehen, und mehrere Thäler bilden, unter Nukowar die Donau berühren, und von hier am ſüdlichen Ufer des Stromes hinunterlaufen, bis ſie ſich bei Ruma und Carlowitz in die Ebene verlieren. Der bedeutendſte und längſte Bergrücken iſt die Fruſchka Gora (Mons almus), welcher beinahe ganz Syrmien in gerader Linie durchläuft und die Abdachung des Bodens gegen Servien hin bewirkt. Das übrige Slavonien beſteht theils aus mehr und weniger fruchtbaren Anhöhen, theils aus ſchönen, großen Ebenen. Im Ganzen herrſcht Wald vor, daher das Klima ſelbſt kühler iſt, als man es unter dieſem Himmelsſtriche erwarten ſollte. Der Boden hat ſeine Abdachung theils gegen Ungarn, theils gegen Servien und Bosnien. In Hinſicht der Fruchtbarkeit des Bodens iſt Slavonien, mit Ausnahme der gebirgigen Gegenden, Ungarn gleich, beſonders groß iſt ſie längs der Save und in Syrmien (ſo nennt man den öſtlichen Theil des Landes, welcher ſeinen Namen von der römiſchen Stadt Syrmium hat). Die beiden Flüſſe Save und Drave gewähren dem Lande viele Vortheile, verurſachen aber auch viele Überſchwemmungen und ſtehende Gewäſſer. Die Producte ſind, außer den gewöhnlichen Hausthieren, Geflügel, Wildpert, Fiſche, Bienen, ſtarke Seidencultur, Getreide (doch iſt der Ackerbau noch ſehr zurück), Melonen, vieler Tabak, Wein in Menge, in guten Jahren an eine Million Eimer, worunter der ſyrmiſche rothe und der Schillerwein am berühmteſten ſind, doch wird wenig Wein ausgeführt; ferner viel Obſt, beſonders Zwetſchgen, davon Branntwein verfertigt wird und viele welſche Nüſſe. Von beiden wird viel ausgeführt, beſonders machen die Zwetſchgen einen Hauptartikel zur Conſumtion und zum Handel. Auch hat man anſehnliche Eichenwaldungen mit Knoppern und Kaſtanienwäldern. Die Gebirge enthalten wahrſcheinlich Metallerze, doch fällt es nie-

manden ein, Bergbau zu treiben. Mineralquellen ſind häufig, auch hat man Eiſen und Steinkohlen gefunden. Die Einwohner, 528,000 an der Zahl, gehören dem größten Theile nach zum ſlaviſchen Völkerſtamme, doch giebt es hier auch viele Magyaren, Wallachen, Zigeuner, Deutſche, Griechen, Juden und Armenier. Die römiſch-katholiſche, die griechiſch-katholiſche und die griechiſch nicht unirte Kirche ſind am meiſten verbreitet. Nur wenige Proteſtanten finden ſich. Die Induſtrie iſt unter den Einwohnern faſt ganz unbekannt. Die Hauptſtadt iſt die am rechten Draveufer, in einer ſchönen und fruchtbaren Ebene liegende Stadt und Feſtung Eſſek, mit 800 Häuſern und 9300 Einwohnern. Semlin, Belgrad gegenüber, iſt als Handelsplatz wichtig und der Mittelpunct des Handels zwiſchen der Türkei und den öſterreichiſchen Staaten. Vor 1745 war das Land blos in Soldatenbezirke getheilt, aber ſeitdem fing man an, einigen Diſtricten eine bürgerliche Verfaſſung zu geben, und dieſe letztern Diſtricte, welche das Provinziale genannt werden, ſind jetzt in drei Geſpannſchaften getheilt, nämlich die werowitzer oder verötzer, die poſchager und die ſyrmiſche. Das Militare oder Generalat beſteht aus den Diſtricten des broder, peterwardeiner und gradiscaner Regiments. Das ſogenannte Militare wird ſoldatenmäßig regirt, und ſteht unter dem commandirenden General in Slavonien, der ſeinen Sitz in Peterwardein hat. Die Geſpannſchaften ſind dem Königreiche Ungarn einverleibt, und jede hat ihren Ober- und Vicegeſpann. Die Stände in den Geſpannſchaften haben auf den ungariſchen Reichstagen Sitz und Stimme, und beſtehen aus einem Biſchofe zu Diakowar, den Fürſten, Grafen, Freiherren und Edelleuten, die adelige Güter beſitzen, und der Freiſtadt Poſega. Die Bürger anderer Städte und Flecken und die Bauern ſind Leibeigene. Mancher Gutsbeſitzer hat Herrſchaften, die 4 bis 16 Quadratmeilen enthalten.

Scontriren oder **Reſcontriren** (aus dem italieniſchen scontrare, riscontrare; im Deutſchen **Ausgleichen**) iſt eine bei den Kaufleuten ſehr häufig vorkommende Art der Zahlung, da nämlich der Gläubiger die Schuld ſeines Schuldners abſchreibt, je nachdem dieſer mit jenem entweder zu compenſiren hat oder (und dies kommt am gewöhnlichſten vor) ihm bei Andern mit deſſen Einwilligung Zahlung anweiſt. Die Abrechnung ſelbſt nun oder die Anweiſung, die durch dieſes Scontriren geſchieht, heißt **Scontro**, **Riſcontro**; wiewohl dieſes Wort auch noch die Zeit, wo jene Zahlung durch Scontriren geſchehen ſoll, oder auch die Verſammlung der Handelsleute auf der Börſe zu dieſem Behuf bezeichnet.

Scopas, einer der berühmteſten griechiſchen Bildhauer, der nach den 104. Olympiade lebte. S. den Art. **Bildhauer der Griechen**.

Scorbut, ſ. **Scharbock**.

Scorpion (in der Aſtronomie), ſ. **Sternbilder**.

Scott (Walter), einer der erſten jetzt lebenden engliſchen Dichter, iſt der älteſte unter den noch lebenden Söhnen eines ausgezeichneten Anwaltes zu Edinburg und 1771 geboren. Seine Mutter war eine Tochter David Rutherfords. Tugend und Talente, insbeſondere für die Dichtkunſt, zeichneten ſie aus, und mehrere ihrer Gedichte wurden noch nach ihrem 1789 erfolgten Tode der öffentlichen Be-

kanntmachung würdig gefunden. Ein ſchwacher Körperbau, verbunden mit einer Lähmung, war Urſache, daß Walter Scott faſt gänzlich im älterlichen Hauſe erzogen und unterrichtet ward, und zwar unter der unmittelbaren Leitung ſeiner trefflichen Mutter. Von ſeinen frühern Studien iſt wenig bekannt, außer daß er für das Landſchaftzeichnen nach der Natur Talente verrieth. Nach Erreichung des erfoderlichen Alters ward er auf das Gymnaſium zu Edinburg geſchickt. Auf dieſer Schule durchging der junge Scott die verſchiedenen herkömmlichen Formen, ohne die in ihm ſchlummernde Kunſt des Genies an den Tag zu legen. Im Gegentheil wurde im Knabenalter ſein ſchnelles Faſſungsvermögen bezweifelt. Doch hatte der verſtorbene Hugh Blair Beurtheilungskraft genug, ſeine künftige Auszeichnung vorherzuſagen, als der Schullehrer ſich über ſeinen Stumpfſinn beklagte. Nach Vollendung der claſſiſchen Studien bezog Walter Scott die Univerſität zu Edinburg und ſchon im einundzwanzigſten Jahre ſeines Alters ward er zum Anwalte bei den ſchottiſchen Gerichtshöfen aufgenommen. Mit Eifer widmete er ſich ſeinen Amtsgeſchäften und verehelichte ſich im Jahre 1798 mit Miß Carpentor, die ihm vier Kinder geboren hat. Im Jahre nach ſeiner Verheirathung ward er zum Sherif der Grafſchaft Selkirk und 1806 zu einem der erſten Protokollführer in den Sitzungen der höchſten gerichtlichen Behörde von Schottland ernannt. Befreit von den läſtigen Arbeiheiten der Advocatur durch den Beſitz zweier einträglichen Stellen und eines erheblichen Vermögens, war Scott in den Stand geſetzt, nach Gefallen den Muſen zu huldigen. Das erſte, was von ihm im Publicum gedruckt erſchien, waren Überſetzungen aus dem Deutſchen, und zwar zu einer Zeit, als die Erſcheinung von Bürgers „Lenore“ die Aufmerkſamkeit der brittiſchen Leſewelt auf die wildeſten Erzeugniſſe der Phantaſie in der deutſchen Literatur aufmerkſam gemacht hatte. In dem nämlichen Jahre, als mehrere Überſetzungen jener ſchauerlichen Romanze in England herauskamen, ſchrieb Scott zwei Nachbildungen deutſcher Romanzen unter dem Titel: „The Chace“ (die Jagd) und: „William and Helen“ und drei Jahre nachher eine Überſetzung von Göthe's „Götz von Berlichingen.“ Zwei Jahre ſpäter erſchienen von ihm in Mathew Gregory's Sammlung von Wundermährchen zwei Originalballaden: „the Ewe of St. John“ und „Glenfinlas.“ 1802 erſchien ſein erſtes größeres Werk: „The Minstrels of the Scottish border“ (die Minneſänger an Schottlands Geſtaden) in einer prachtvollen Ausgabe. Dieſe Sammlung erregte ſogleich allgemeine Aufmerkſamkeit und obgleich die Stücke, woraus ſie beſteht, von ſehr ungleichem Werthe ſind, ſo war doch der hohe Aufſchwung des Dichtergenius im ganzen Werke unverkennbar. Sein nächſtes Werk war: „Sir Tristram,“ ein metriſcher Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert (1804). Seitdem war Scotts Dichterruhm in ſtetem Steigen, insbeſondere bei der Erſcheinung ſeines „Lay of the last Minstrel“ (Lied des letzten Minneſängers, 1805). Hierauf ſchrieb er eine Sammlung von Balladen und lyriſchen Gedichten (Ballads and lyrical pieces). Auf ſein Gedicht „Marmion, a tale of Floddenfield“ (1808), war die öffentliche Aufmerkſamkeit um ſo geſpannter, da der Dichter ſelbſt verkündigte: „es enthalte zugleich ſeine beſte und ſchlechteſte Poeſie.“ In dem nämlichen Jahre beſchenkte er das Publicum mit einer Ausgabe von Drydens Werken, nebſt einer neuen Lebensbeſchreibung dieſes gro-

ſen Dichters und vielen Anmerkungen. Unmittelbar darauf erſchienen in einem Quartbande ſeine Beſchreibungen und Erläuterungen zu ſeinem Gedichte; „the Lay of the last Minstrel.“ Von folgenden drei Werken: Lord Somers collection of historical tracts; Sir Ralph Sadlers State papers und Anna Sewards poetical works, erſchienen kurz nachher unter ſeiner Leitung neue Ausgaben. Noch in dem nämlichen Jahre ſchrieb er ſeine: „Lady of the Lake“ (die Dame vom See), das populärſte unter allen ſeinen Werken, wenn gleich nach der Meinung Vieler in mehrerer Hinſicht ſeinem: „Lay of the last Minstrel“ nachzuſetzen *). Im Jahre 1811 ſchrieb er: „The Vision of Don Roderick, 1813 „Rockeby“ und 1814 „the Lord of the Isles“ (der Inſelgebieter); ferner lieferte er ein proſaiſches Werk über die Alterthümer an den Küſten Englands (the border antiquities of England) und eine neue Ausgabe von Swifts Werken mit einer Lebensbeſchreibung des Verfaſſers und Anmerkungen. In einer ſpätern Periode erſchienen ſeine „Letters to his Kinsfolks“ (Briefe an ſeine Angehörigen) und ſein Gedicht: „the battle of Waterloo.“ Außer dieſen öffentlich anerkannten Werken, welche nicht minder umfaſſende Gelehrſamkeit und Fleiß als Originalität des Dichtergenius an den Tag legen, zählt man zu den ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſen Walter Scotts eine Reihe von Romanen, die eine ſeltene Popularität erlangt haben. So ſchreibt man ihm den allgemein beliebten Roman „Waverley“ zu, obgleich er beharrlich das Verdienſt der Autorſchaft ablehnt. Das nämliche iſt der Fall mit „Guy Mannering,“ „Douglas“ und andern unterhaltenden und belehrenden Werken dieſer Art. Scott iſt dem Vernehmen nach gegenwärtig mit der Ausarbeitung eines beſchreibenden Werkes über Schottlands Alterthümer beſchäftigt. Längſt ſchon verſprach er dem Publicum eine Geſchichte dieſes Landes, und ſehnlich ſieht man der Erfüllung dieſes Verſprechens entgegen. Er hat in Amerika einen Bruder, Thomas, deſſen Genie dem ſeinigen verwandt ſein ſoll, und dem man einige jener anziehenden Romane mit ziemlicher Gewißheit zuſchreibt. — Wir führen noch an, daß Sir Walter Scott vielleicht der reichſte aller jetzt lebenden Dichter iſt.

Scotus und Scotiſten, ſ. Duns und Scholaſtiker.

Scrutinium (von scrutari, ausforſchen, gründliche Unterſuchungen anſtellen), hat im Kirchenrechte zwei ſehr verſchiedene Bedeutungen; 1. heißt es die bei der Übertragung des geiſtlichen Amts (Ordination) vorausgehende Unterſuchung, ob der zum Amt Berufene zur Annahme des Amts fähig ſei oder nicht. Dieſes Scrutinium veranſtaltet in der katholiſchen Kirche der Biſchof entweder in Perſon oder durch ſeinen Vicar (den Weihbiſchof oder

*) Von dieſem herrlichen Gedichte iſt 1819 bei dem Verleger dieſes Lexikons eine meiſterhafte poetiſch freie Ueberſetzung von Henriette Schubart erſchienen, unter dem Titel: Die Jungfrau vom See (Preis 1 Thlr. 8 Gr.). Dieſelbe Ueberſetzerin hat auch in demſelben Verlage eine Auswahl von Scotts Balladen in einer freien Bearbeitung herausgegeben, unter dem Titel: Walter Scotts ſchottiſche Lieder und Balladen, (Leipzig 1817, Preis 1 Thlr.), die wir allen Verehrern des großen Dichters empfehlen können.

einen andern ordinirten Geiſtlichen). Hierbei nun wird die Unterſuchung auf mancherlei gerichtet, z. B. bei manchen geiſtlichen Ämtern auf die Geburt des Candidaten, auf ſein Alter, auf ſeinen zeither geführten Lebenswandel, beſonders aber auf ſeine für das Amt erfoderlichen Kenntniſſe, um welcher willen ein ordentliches Examen nöthig iſt. Nach der Vorſchrift des tridentiniſchen Conciliums Seſſ. 23 ſoll eigentlich dieſe angeſtellte Unterſuchung zweimal wiederholt werden. In der proteſtantiſchen Kirche verlangen die Conſiſtorien von den Candidaten: 1. daß ſie den Ort ihrer Geburt durch hinlänglich beglaubte Taufzeugniſſe beibringen; 2. durch Zeugniſſe beweiſen, daß ſie drei Jahre auf einer Univerſität theologiſchen, geſchichtlichen und philoſophiſchen Vorleſungen fleißig beigewohnt haben; 3. daß ſie ſich wegen ihres zeither wohlgeführten Lebenswandels mit Zeugniſſen von der Obrigkeit des Orts, wo ſie ſich bisher aufhielten, legitimiren, und endlich 4. ſowohl ihre Gelehrſamkeit bei der Prüfung als die Geſchicklichkeit im Predigen durch eine zu haltende Predigt zeigen; ſodann erfolgt die **Ordination**, mit welcher dem Candidaten das Amt ſelbſt übertragen wird. II. Zeigt **Scrutinium** in der katholiſchen Kirche eine ganz beſondere Art, die **Biſchofswahl** zu halten, an. Es werden nämlich, wenn alle und jede ſtimmfähige Domherren (Capitularen) berufen und auf den angeſetzten Tag im Capitel erſchienen ſind, drei Glieder (welche Scrutatores heißen) unter ihnen erwählt, die Stimmen der übrigen erſchienenen Glieder zu ſammeln, und alsdann dem ganzen Capitel denjenigen, auf welchen die Mehrheit der Stimmen gefallen iſt, bekannt zu machen. Daher heißt auch **Scrutinium** eine Wahl durch verſchloſſene Stimmzettel oder Kugeln.

Scudery (George de), geboren zu Havre de Grace 1601. Nach ſeinem eignen prahleriſchen Berichte verbrachte er ſeine Jugend in Kriegsdienſten und auf Reiſen durch den größten Theil Europa's. Nachher machte er ſich als Schriftſteller bekannt. Seine Werke ſelbſt ſind, wie ſie es verdienen, vergeſſen, nur ſein Name iſt noch als der Name eines der größten Vielſchreiber im Andenken. Seine Schweſter, Magdalene **de Scudery**, gleichfalls zu Havre de Grace 1607 geboren, erlangte größern Ruhm. In Paris erzogen, hatte ſie von Kindheit auf Zutritt im Hotel von Rambouillet, wo ſie ermuntert wurde, Schriftſtellerin zu werden. Mit einem auffallend widerlichen Äußern verband ſie Eigenſchaften des Verſtandes und Herzens, welche ihr viele vornehme und ausgezeichnete Freunde verſchafften. Beſonders berühmt machte ſie ſich zu ihrer Zeit durch ihre Romane, die ſehr bändereich ſind, aber durch ihre Entfernung von Wahrheit und Natur den Widerwillen des Publicums erregten, obgleich ſie ſtellenweiſe ſich durch ihren Styl und die Erhabenheit der Empfindungen auszeichnen. Boileau's Satire gab beſonders den Werken des Fräuleins von Scudery einen gewaltigen Stoß, welcher aber der Geſundheit der Verfaſſerin nicht geſchadet haben muß, da dieſe erſt 1701, im 94. Jahre ihres Alters ſtarb. N. P.

Sculptur, ſ. **Bildhauerkunſt**.

Scylla, der den Alten ſo gefürchtete Felſen Italiens an der ſicilianiſchen Meerenge, deren Strömungen dem unkundigen Seefahrer ſo gefährlich waren, unweit des nicht minder gefürchteten Strudels **Charybdis**. Das Geheul der an den Felszacken ſich brechenden Meereswellen mochte zu dem Namen Scylla

(Hündin) Anlaß gegeben haben. Schiffermährchen und alte Sagen von Heldenirrfahrten fabelten eine gräßliche Unholdin hinzu, nach Homer eine ſechshauptige Drachin, die aus der hohen Kluft des ſpitzigen Felſens zwölf Vorderfüße und ſechs fürchterlich lange Hälſe hervorſtreckte, mit welchen ſie Seethiere fiſchte, und dem Ulyſſes ſechs Männer zugleich raubte. Spätere Dichter veränderten nach und nach ihre Geſtalt, und bildeten endlich eine verwandelte Meerjungfrau am Fuße des ſcylläiſchen Felſens, umgürtet mit votragenden Seehunden oder Wölfen. Auch ihre Abſtammung wechſelte. Bei Homer iſt ſie eine Tochter des Kratäis, bei Andern des Phorbas oder Phorkus. Eine andere Scylla iſt die in einen Vogel verwandelte Tochter des Niſus, Königs von Megara.

Scythen, ein unbeſtimmter Völkername in der alten Geographie. Bald bezeichnete er ein einziges Volk, bald aber alle die nomadiſchen Völkerſchaften, welche im Norden des ſchwarzen und kaspiſchen Meeres bis tief ins öſtliche Aſien hinein ihren Sitz hatten. Gleich unbeſtimmt verſteht man unter Scythien bald die Sitze des Scythenvolks, bald die Länder, welche wir jetzt unter der Benennung der Mongolei und Tatarei befaſſen. Wir unterſcheiden aſiatiſche und europäiſche Scythen. Zu den aſiatiſchen Scythen rechnen die Alten viele nordiſche Völker von ihnen unbekannter Abkunft, die nicht zu ihrem Stamme gehört haben mögen. Sie herrſchten eine Zeit lang in Aſien, bis die benachbarten Völker ihr Reich größtentheils zerſtörten. Man hält ſie für die Stammväter der Türken, Tataren und Mantſchuren; die Alten hielten die Perſer, Parther und Baktrier für ihre Abkömmlinge. Die europäiſchen Scythen wohnten zu Herodots Zeiten von der Donau (Iſter) bis an den Urſprung des Tyras (Boryſthenes) und in die Nähe des Tanais; ſüdlich bis ans nördliche Ufer des ſchwarzen Meers, Taurien mit eingeſchloſſen. Von dieſem Gebiete hieß der Theil vom Iſter bis an die Stadt Carcinitis Alt-Scythien; hernach aber nannte man die Halbinſel bis an den Boryſthenes Klein-Scythien, welcher Name zu Strabo's Zeit noch über das Land bis an den Iſter, das die Thrazier ſonſt beſaßen, ausgedehnt ward und alſo Alt-Scythien mitbegriff.

Seapoys (auch Sipoys, ein indiſches Wort), wird in Oſtindien die aus Landeseingebornen gebildete Infanterie genannt. Die Franzoſen ſahen zuerſt ein, daß die Transportirung europäiſcher Truppen in jene Niederlaſſungen zu koſtbar ſei, und daß die meiſten zur See oder in Oſtindien ſelbſt ein Opfer des veränderten Klima's würden; ſie nahmen alſo Hindus in Sold, die Engländer ahmten dies bald nach, und Lord Clive errichtete in Bengalen allein 32 Regimenter. Gegenwärtig unterhält die oſtindiſche Compagnie 69 Regimenter Seapoys, die ungefähr 150,000 Mann ausmachen. Eben ſo ſind auch mehrere Regimenter Cavallerie blos aus Landeseingebornen errichtet worden. Die Seapoys werden gut, und noch beſſer als die europäiſchen Truppen, bezahlt; ſie bekommen monatlich ungefähr 5 Thaler Sold, im Kriege aber die Hälfte mehr, beſtehen aus Grenadier- und Füſeliercompagnien und haben auch Feldſtücke, bei denen jedoch europäiſche Artilleriſten ſind. Ihre Kleidung iſt ſehr leicht und bequem, denn ſie beſteht blos in einer rothen Tuchjacke (deren Aufſchläge bei jedem Regiment anders ſind), einem Leibchen von weißem Kattun

unter derſelben, Beinkleidern, die nur die halben Lenden bedecken, und nur ein Paar Bambuſchen oder Pantoffeln mit vorn gekrümmten Spitzen; Strümpfe haben ſie nie, und den Kopf deckt eine Art von leichtem Turban. Ihre Waffen beſtehen in einer Flinte und einem Degen, den ſie an einem über die Achſel gehängten Riemen tragen. Sie ſind zwar nicht ſo tapfer und geſchickt als die europäiſche Miliz, aber ſie werden eben deßwegen auch nicht geſchont, und zur Avantgarde, zum kleinen Kriege und überhaupt zu den gefährlichſten Unternehmungen genommen, wobei ſie ſehr gute Dienſte leiſten. Auch ſind ſie duldſam und unermüdet, und das Geſetz der Hindus, welches verbietet, Fleiſch und alles, was von Thieren herrührt, zu eſſen, macht ſie ſehr mäßig und genügſam.

Sebaſtian, König von Portugal, ein Enkel König Johanns III., war 1554 geboren und erhielt den Thron ſchon in ſeinem dritten Jahre. Von ſeinen jeſuitiſchen Erziehern ward er dem Geiſte der damaligen Zeit gemäß für die Idee begeiſtert, die Ungläubigen in Afrika zu bekriegen und dort ein chriſtliches Reich zu ſtiften. In dieſer Abſicht nahm er an einem in dem Reiche Marocco entſtandenen Erbfolgekrieg Theil und ging mit einem Heere von 15,000 Mann nach Afrika, verlor aber gegen den weit ſtärkern Feind in einer blutigen Schlacht am Fluſſe Luco bei Alcazar 1578 das Leben, und ſeine Truppen wurden faſt alle getödtet oder gefangen. Mit ihm fiel das bisherige Anſehen Portugals, das bald nachher eine ſpaniſche Provinz wurde. In der Folge traten mehrere falſche Sebaſtiane auf, die zum Theil von den über die ſpaniſche Regierung mißvergnügten Portugieſen unterſtützt wurden. Einer derſelben ſpielte am längſten und wahrſcheinlichſten ſeine Rolle in Italien, beſonders zu Venedig; er wurde aber den Spaniern ausgeliefert, und 1603 zu S. Lucar gehängt.

Sebaſtiani (Graf Horatio), als Diplomatiker und franzöſiſcher General auch in Deutſchland aus der Napoleoniſchen Zeit hinreichend bekannt, iſt 1775 in Corſica geboren, und zwar in einer mit der Buonapartiſchen verwandten Familie. Er widmete ſich dem Waffendienſte, durchlief die untern Grade ſchnell und machte ſich insbeſondere in den italieniſchen Feldzügen unter Buonaparte durch Gewandtheit und Bravour bemerkbar. Dieſer bewies ihm beſonderes Vertrauen, ſo daß er vorzüglich in diplomatiſchen Geſchäften häufig die wichtigſten Aufträge erhielt. Großes Aufſehen machte in dieſer Hinſicht die Sendung Sebaſtiani's kurz nach dem Frieden von Amiens nach Ägypten, und der darüber im Moniteur mitgetheilte Bericht. Der unruhige, immer über neuen Planen brütende Geiſt ſeines Herrn, der ihm dieſe Sendung aufgetragen hatte, und den Bericht darüber in einer officiellen und genehmigenden Form in Europa verbreitete, leuchtet daraus allerdings auf das klarſte hervor; auch benutzte das engliſche Miniſterium bei dem kurz darauf wieder ausbrechenden Kriege dieſen Bericht Sebaſtiani's auf das ſtärkſte, um die Nothwendigkeit, Buonaparte in ſeinen Entwürfen zuvorzukommen, darzuthun. Im Jahr 1806 ſchickte Napoleon Sebaſtiani nach Conſtantinopel. Er kam hier in einem Augenblick an, wo er der Pforte ſehr nützlich ſein, und den Engländern einen wichtigen Plan vereiteln konnte. Dieſe hatten mit einer ſtarken Flotte unter Admiral Duckworth die Dardanellen forcirt, und bedrohten Conſtantinopel mit einem Bombardement. Sebaſtiani vermochte das türkiſche Miniſterium, den engliſchen Admiral mit Unterhandlungen hinzuhalten, wäh-

und deren er die furchtbarſten Vertheidigungsanſtalten veranlaßte und mit einer außerordentlichen Thätigkeit ſelbſt leitete und ausführen half. Sobald dies geſchehen, wurden die Unterhandlungen mit Duckworth abgebrochen, der nun unverrichteter Sache abziehen mußte. Später diente Sebaſtiani in Spanien, hierauf in Rußland, und in den Feldzügen von 1813 und 1814 mit Auszeichnung. Seine letzte Waffenthat war die Befreiung von Rheims am 13. März 1814. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba zeigte er ſich aufs neue als deſſen eifrigen Anhänger; er wurde in die Deputirtenkammer und nach der Schlacht von Waterloo zu einem der Commiſſarien erwählt, die mit den Verbündeten über den Frieden unterhandeln ſollten. Nach der zweiten Reſtauration lebte Sebaſtiani ohne öffentliche Anſtellung in Paris; zum Deputirten gewählt, ſtimmt er im Sinne der gemäßigten Liberalen.

Seciren, ſ. Section

Seckendorf (Veit Ludwig von), bedeutend als Staatsmann, groß als Gelehrter, war aus einem alten Adelsgeſchlechte Frankens zu Herzogenaurach bei Erlangen 1626 geboren. Während der Vater, fürſtbiſchöflich bambergiſcher Stallmeiſter und Amtmann zu Herzogenaurach, im Heere Guſtav Adolphs focht, lebte die Mutter, eine Urenkelin jenes ritterlichen Verfechters der evangeliſchen Freiheit im ſchmalkaldiſchen Kriege, Sebaſtian Schärtlins von Burtenbach, mit der Familie abwechſelnd in Coburg, Mühlhauſen und Erfurt. Von geſchickten Lehrern vorbereitet, bezog der talentvolle Knabe 1638 das Gymnaſium zu Coburg. Herzog Ernſt von Gotha, der ihm wohlwollte, ließ ihn zugleich mit zwei Prinzen beſonders unterrichten, rief ihn alsdann auf das gothaiſche Gymnaſium und erſetzte ihm durch fürſtliche Milde den frühen Verluſt des Vaters, den ein ſchwediſches Kriegsgericht 1642 zum Tode verurtheilt hatte. Auch die Königin Chriſtine, Torſtenſohn und vornehmlich der edle Hauptmann Mortaigne nahmen ſich des ausgezeichneten Jünglings thätig an, welcher, trefflich vorbereitet, im ſiebzehnten Jahre die Univerſität Straßburg bezog. Hier ſtudirte er drei Jahre lang außer der Rechtswiſſenſchaft auch Philoſophie, Geſchichte, das claſſiſche Alterthum und die Hauptzweige der Theologie, beſuchte die Niederlande, und kehrte, nach einigem Schwanken, ob er Kriegsdienſte nehmen ſollte, zu den Seinen nach Erfurt zurück, um ſich um ein Civilamt zu bewerben. Auf dieſer Reiſe beſuchte er ſeinen fürſtlichen Wohlthäter zu Gotha, der ihn bald als Hofjunker, frei von den gewöhnlichen Dienſtleiſtungen, anſtellte. An Ernſts Hofe, dieſer hohen Schule der Weisheit, Frömmigkeit und jeglicher Tugend, im Umgange mit trefflichen Männern und unter der beſondern väterlichen Leitung des frommen Herzogs ſelbſt, der ihm die Aufſicht über die Bibliothek anvertraute und ſeinen Studien die Richtung auf künftigen heilſamen Gebrauch für Staat und Kirche gab, reifte Seckendorf ſchnell vom Zöglinge zum würdigen Regierungsgehülfen ſeines Erziehers. Im Jahre 1652 ward er Hof- und Juſtizrath, 1656 geheimer Hof- und Kammerrath (auch Hofrichter in Jena) und 1664 wirklicher Geheimerrath und Kanzler. In dieſen Ämtern nahm er rathend und helfend faſt an allen wichtigen Reformen Theil, die Ernſt in der Staatsverwaltung, in den Angelegenheiten der Religion und Volksbildung unternahm. Für

den Unterricht der herzoglichen Prinzen entwarf er eine ſtatiſtiſche und ſtaatsrechtliche *Beſchreibung des heil. römiſchen Reichs deutſcher Nation*, für das gothaiſche Gymnaſium ein Compendium historiae ecclesiasticae, das Artopöus in Straßburg vollendete. Aus nicht ganz bekannten Urſachen, aber ſeiner vertrauten Verbindung mit ſeinem fürſtlichen Freunde unbeſchadet, trat Seckendorf im Jahr 1664 als Geheimerrath, Kanzler und Conſiſtorialpräſident in die Dienſte des Herzogs Moritz von Zeitz. Auch hier wirkte er kräftig und wohlthätig, ſah ſich aber bald in ſo verdrießliche Verhältniſſe verwickelt und ſo verunglimpft, beſonders wegen der von ihm beförderten, aber nur unvollkommen bewirkten Aufhebung des Collegiatſtifts in Zeitz, daß er nach Moritzens Tode 1681 ſeine Ämter niederlegte, und ſich auf ſein Gut Meuſelwitz bei Altenburg zurückzog. Hier verlebte er ein Jahrzehend in glücklicher Muße, beſchäftigt mit gelehrten Forſchungen, mit der Ausarbeitung ſeines großen Werkes über das Lutherthum, und durch Briefwechſel mit den erſten Gelehrten jener Zeit verbunden. Zugleich war er Landſchafts- und Oberſteuerdirector des Fürſtenthums Altenburg. Doch noch einmal ſollte er den Schauplatz öffentlicher Wirkſamkeit betreten. Churfürſt Friedrich III. von Brandenburg rief ihn 1691 als Geheimenrath nach Berlin und ſtellte ihn als Kanzler an die Spitze der eben geſtifteten Univerſität Halle. Seckendorf ſchied nicht ungern aus ſeiner Ruhe, erlag aber bald nach ſeiner Ankunft in Halle wiederholten Anfällen von Steinſchmerzen. Unter heilſamen Entwürfen ſtarb er den 18. December 1692. Sein einziger Sohn ſtarb bald nach ihm. Erſcheint Seckendorf höchſt liebenswürdig als Menſch, ſtreng gerecht bei Güte und Milde, voll deutſcher Treue und Biederkeit, ſtets würdevoll und beſcheiden, mit echt religiöſem Sinn, ſo daß er mit Recht omnium Nobilium christianissimus et omnium Christianorum nobilissimus heißen konnte; ſo erſcheint er nicht minder achtungswerth als Gelehrter. Neben der ausgebreitetſten Sprachkenntniß war er in dem weiten Felde der Geſchichte, Staatenkunde und der poſitiven Rechte ganz einheimiſch. Stand er in der Rechtsphiloſophie Pufendorff nach, ſo ward auch der bittre Streit über das Princip des Naturrechts weder von ihm veranlaßt, noch von ihm ſo leidenſchaftlich geführt, wie von dem gewandten Gegner. Als Staatsmann zeigte er überall, unter den verwickelten Verhältniſſen der ſächſiſchen Häuſer, eben ſo viel Einſicht und Gewandtheit als rechtlichen Sinn. Sein *deutſcher Fürſtenſtaat*, nach Ernſts Grundſätzen entworfen, war zu ſeiner Zeit ein höchſt brauchbares Handbuch der Staatslehre und Regierungskunſt. Als Theolog gehörte er im Fache der Exegeſe, Dogmatik und Kirchengeſchichte zu den Kennern. Gründliche theologiſche Kenntniſſe zu verbreiten, den Lehrſtand zu heben und zu veredeln und durch Verbreitung thätigen Chriſtenthums das Heil der proteſtantiſchen Kirche zu befördern, dahin ſuchte er kräftig zu wirken, beſonders auch in ſeinem *Chriſtenſtaat* (Leipzig 1685). Aber ſein Hauptwerk im Felde der Theologie iſt ſein Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo etc. (zuerſt in Leipzig 1688, vollendet in Fol. Frankfurt und Leipzig 1692), zu deſſen Ausarbeitung er ſich vornehmlich durch Maimburgs verunglimpfende Histoire du Luthéranisme aufgefordert fühlte. Abgeſehen von der Polemik und der unbequemen Einrich-

tung bleibt dieſes Werk, für welches er die reichhaltigſten Urkundenſammlungen mit unnennbarem Fleiße benutzte, noch jetzt eine der reichhaltigſten und zuverläſſigſten Quellen für jenen merkwürdigen Zeitraum, den das Leben und Wirken des großen Reformators ausfüllt. Außerdem erſchienen von Seckendorf deutſche Reden, einige aſketiſche und Gelegenheitsſchriften, und verſchiedene geiſtliche Dichtungen in den ältern Geſangbüchern. Für die Acta Eruditorum war er ſehr thätig. — Schlecht geſchrieben, aber genau und vollſtändig iſt Schrebers Historia vitae et meritorum Viti Ludov. a Seckendorf, Lips. 1733, 4.

Seckendorf (Friedrich Heinrich, Reichsgraf von), k. k. Feldmarſchall, des Vorigen Brudersſohn und Erbe. Dieſer durch Thaten und Schickſale ausgezeichnete Mann, der als Krieger und Diplomatiker tief in die Weltbegebenheiten eines halben Jahrhunderts eingriff, war den 5. Juli 1673 zu Königsberg in Franken geboren. Nach des Vaters frühem Tode nahm ihn der Oheim zu ſich nach Zeitz und Meuſelwitz. Von dieſem ſelbſt im Naturrecht und in der Staatenkunde, von Privatlehrern in neuern Sprachen und auf der zeitzer Schule von Cellarius in der Mathematik und Philologie unterrichtet, ſtudirte er von ſeinem 15. Jahre an zu Jena, Leipzig und Leyden, wo er 1693 ſeine akademiſchen Studien mit einer juriſtiſchen Disputation ſchloß. Der Tod des Oheims entſchied ſeine Neigung zum Kriegsdienſt. Er trat als Freiwilliger in die engliſch-holländiſche Armee unter Wilhelm III. von England, ging aber ſchon 1694 als Cornet bei dem gothaiſchen Küraſſierregiment von Wartensleben zur Reichsarmee, die unter dem Markgrafen Ludwig von Baden am Mittelrhein wider Frankreich focht. Des thatenloſen Stillſtehens überdrießig, nahm er ſeinen Abſchied, um unter den würtembergiſchen Miethstruppen der Republik Venedig in Morea zu dienen. Dieſer Plan ward durch den Markgrafen Georg Friedrich von Anſpach verändert, welcher ihn auf einer Reiſe durch Italien als Hofcavalier mit ſich nahm und ihn dann als Hauptmann bei dem Infanterieregimente anſtellte, das er für des Kaiſers Dienſt ſammelte. Er ging mit demſelben an den Rhein. Aber dieſen Feldzug endigte der ryswicker Friede eben ſo ſchnell, als der carlowitzer den folgenden, der das anſpachſche Regiment nach Ungarn wider die Türken führte, und Seckendorf kehrte unwillig nach Anſpach zurück, wo ihn der Markgraf zum Kammerjunker und Major ernannte. Erſt der ſpaniſche Erbfolgekrieg gab ihm Gelegenheit, ſeine militäriſchen Talente zu entfalten. Die anſpachſchen Truppen wurden in holländiſchen Sold verliehen. Seckendorf kam als Oberſtlieutenant zu den Dragonern, und wohnte der Belagerung von Kaiſerswerth, den Eroberungen von Venloo, Küremonde, Lüttich und mehrern Gefechten, auch der unglücklichen Schlacht am Speyerbache bei, die den Entſatz von Landau vereitelte (1703). Die ſiegenden Franzoſen und Baiern ſtanden als Herren von Oberdeutſchland an der Donau; da überſchritt Marlborough, deſſen Vorläufer Seckendorf war, den Rhein, und reichte bei Hochſtädt Eugen die Hand zur Vernichtung der feindlichen Scharen. Seckendorf allein mit ſeinen Dragonern eroberte ſechzehn Fahnen. Von Marlborough mit Lob überhäuft, von Eugen mit einem Vertrauen begleitet, das nie wieder ſchwand, von ſeinem Fürſten zum Oberſten und Inhaber eines Infanterieregiments

erhoben, ging er zurück an die Moſel, focht in Brabant, theilte 1706 den blutigen Sieg bei Ramillies, half Antwerpen, Oſtende, Menin, Dendermonde und Ath wegnehmen und wirkte entſcheidend mit zur Niederlage der Franzoſen bei Oudenarde. In der viermonatlichen Belagerung von Ryſſel unter Eugen (1708) führte er die Oberaufſicht über die Laufgräben, und leiſtete trotz mehreren Wunden die wichtigſten Dienſte. Da ihm aber nach der Übergabe geheime Ränke die verſprochene Commandantenſtelle entriſſen, verließ er das Heer, und trat mit Eugens geheimer Bewilligung als Generalmajor in König Auguſts II. von Polen Dienſte; er wohnte aber noch als Freiwilliger der Eroberung von Tournay und dem Siege bei Malplaquet bei, worauf er das Commando der ſächſiſchen Miethtruppen übernahm, als eben durch Marlboroughs Abberufung die Ausſicht zu kriegeriſchen Thaten verſchwunden war. Willkommen war es ihm daher, als polniſcher Geſandter nach dem Haag zu gehen, und ſo mittelbaren Antheil am utrechter Frieden (1713) zu nehmen. Die Polen zur Ruhe zu bringen, führte er ſodann Truppen nach Warſchau, kehrte aber 1714 nach Dresden zurück, leitete, zum Generallieutenant ernannt, die Kriegsrüſtungen, rückte 1715 mit dem ſächſiſchen Heere in Vorpommern ein, vereinigte ſich mit den Preußen und wirkte nachdrücklichſt zum Falle Stralſunds mit. Dann ging er mit dem Heere nach Polen, die neuen Unruhen zu dämpfen, und kehrte 1716 nach Sachſen zurück. Hier erhielt er das Patent als kaiſerlich königlicher General-Feldmarſchall-Lieutenant. Er führte dem Kaiſer zwei anſpachſche Regimenter zu, mit denen er eben noch anlangte, um an Eugens großem Siege vor Belgrad Theil zu nehmen. Spanien hatte inzwiſchen den Türkenkrieg benutzt, dem Kaiſer Sardinien zu entreißen, und einen Theil Siciliens zu erobern; Meſſina war gefallen und Milazzo wurde belagert. Eilig wurde Seckendorf mit 6000 Mann zur Verſtärkung dahin abgeſchickt. Er hatte den feindſeligſten Widerſtand der Elemente bei der Überfahrt zu bekämpfen, kam endlich im Jahre 1719 zu Milazzo an, und wehrte den Fortſchritten der Feinde, bis Mercy's Ankunft mit 15000 Mann friſcher Truppen den Entſatz der Feſtung vollendete. Seckendorf unterwarf hierauf die lipariſchen Inſeln, kehrte dann nach Sicilien zurück, konnte aber durch ſeine Tapferkeit Mercy's Niederlage im Thale von Francavilla nicht hindern. Trotz mehrern Wunden entriß er den Spaniern die meiſten von ihnen beſetzten Küſtenſtädte, und ſchloß endlich zu Girgenti im Mai 1720 den ſogenannten Evacuationsvertrag, der Sicilien und Sardinien unter des Kaiſers Herrſchaft brachte. Dankbar ſandte ihm Carl VI. das Reichsgrafendiplom vom 2. April 1719. Während des allgemeinen Friedens von 1721 an wurde er zum kaiſerlichen Feldzeugmeiſter ernannt, und ihm geſtattet, vom König Auguſt, der ihn ſchon vorher zum geheimen Rathe und polniſch ſächſiſchen General der Infanterie gemacht hatte, das Gouvernement von Leipzig anzunehmen. Fünf Jahre angenehmer Ruhe verlebte er hier. Von 1726 bis 1734 trat er wiederum in eine Thätigkeit, die auf die Staatenverhältniſſe den entſcheidendſten Einfluß hatte. Im Auguſt 1726 begab er ſich mit unumſchränkter Vollmacht nach Berlin, und wußte ſich die Gunſt des Königs in ſolchem Grade zu erwerben, daß dieſer dem hannöveriſchen Bündniß entſagte, und nicht nur im Tractat von Wuſterhauſen

die pragmatiſche Sanction anerkannte, ſondern auch ſpäter dem Kaiſer im Angriffsfall 10,000 Mann Hülfstruppen zuſagte. Seckendorf empfing zur Belohnung ſeiner diplomatiſchen Strategie den Charakter eines kaiſerlichen geheimen Raths. Um Preußens Bruch mit England noch entſchiedener zu machen, hintertrieb er die Vermählung des Kronprinzen mit der engliſchen Prinzeſſin Amalia, und bewirkte die Verlobung deſſelben mit der Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig-Bevern (ſ. d. Art.), einer nahen Verwandten des Kaiſers. Dadurch aber zog er des Prinzen tiefſten Unwillen auf ſich, den dieſer Fürſt ſtets gegen ihn behielt, wiewohl er Seckendorfs eifrigſte Verwendung rühmend anerkennt, als ſein harter Vater im Begriff ſtand, ihn dem Schaffot zu überliefern. Für gleiche Zwecke, wenn auch nicht überall mit gleichem Erfolg, erſchien Seckendorf während ſeiner berliner Anſtellung an mehrern andern Höfen als kaiſerlicher Bevollmächtigter. Am fruchtloſeſten waren ſeine Bemühungen am dresdner Hof, der ſich endlich bewogen fand, über ſeine unbefugte Zudringlichkeit Beſchwerde zu führen; ein Verfahren, das der Kaiſer nur der obwaltenden Umſtände wegen ungerügt ließ. Dieſer, beſorgt über den ſevilliſchen Bund der bourboniſchen Häuſer und der beiden Seemächte, wünſchte vor allem, ſich der deutſchen Stände zu verſichern. Seckendorf wirkte dazu mit Rath und Hülfe, und während England den wiener Vertrag ſchloß, und darin die pragmatiſche Sanction anerkannte, bereiſ'te er die Höfe von Caſſel, Braunſchweig, Anſpach, Baireuth und Gotha, und bewirkte faſt überall günſtige Geſinnungen für den Kaiſer und ſein Erbfolgegeſetz. Mit doppelten Aufträgen ging er im April 1732 nach Kopenhagen, überwand alle Hinderniſſe, und ſchloß mit Chriſtian VI. einen Vertrag, worin derſelbe einmal das kaiſerliche Erbfolgegeſetz anerkannte, ſodann auch dem Herzoge von Gottorp eine genügende Entſchädigung verſprach, wogegen Öſterreich und Rußland die Länder der däniſchen Monarchie mit Inbegriff Schleswigs garantirten. Um den König von Preußen, der gegen Öſterreich mißtrauiſch geworden war, in die frühere günſtige Stimmung zurückzuführen, eilte Seckendorf nach Berlin, und veranſtaltete eine Zuſammenkunft des Kaiſers und Königs zu Kladrup in Böhmen, von der Friedrich Wilhelm vollkommen beruhigt durch neue Verſicherungen wegen Jülich und der Anwartſchaft auf daſſelbe zurückkehrte. Darauf begann Seckendorf auch die Unterhandlungen mit den Generalſtaaten, beſeitigte gewandt alle Schwierigkeiten, und bewirkte endlich auch Hollands Beitritt zum wiener Vertrag für die Hauptpuncte, namentlich für die pragmatiſche Sanction. Aber in die verwickeltſte und ſchwierigſte Thätigkeit zog ihn endlich die polniſche Thronfolge, die faſt alle europäiſchen Cabinetter beſchäftigte. Noch bei Lebzeiten Auguſts II. wurde von ihm, dem ruſſiſchen Geſandten, Grafen von Löwenvolde, und dem preußiſchen Bevollmächtigten ein Tractat abgeſchloſſen, in welchem die drei Mächte verſprachen, bei eintretender Thronerledigung alle franzöſiſchen Bewerber auszuſchließen, und den Infanten Immanuel von Portugal zu unterſtützen. Aber Auguſts plötzlicher Tod noch vor Ratificirung dieſes Tractats änderte die Stimmung der Höfe, und Öſterreich und Rußland verſprachen dem jungen Churfürſten von Sachſen ihren Beiſtand. Umſonſt ſuchte Seckendorf den König von Preußen zu gleicher Willfährigkeit zu bewegen; er mußte ſich begnügen, den Un-

willen deſſelben in Schranken zu halten. Dieſe Schonung war um ſo nothwendiger, da Frankreich, mit Spanien und Sardinien im Bunde, um der polniſchen Thronbeſetzung willen den Krieg in den kaiſerlich italieniſchen Staaten entzündet, Lothringen beſetzt hatte, und drohend am Rhein ſtand. Carl VI. war in höchſter Bedrängniß, ohne Geld und hinlängliche Heeresmacht. Dieſer Noth abzuhelfen, ſpannte Seckendorf alle Federn. Wirklich gehörte ſein Anſehen, ſeine Beharrlichkeit und eigenthümliche Überredungskraft, aber auch Friedrich Wilhelms religiöſe Achtung für Kaiſerwürde und Reichsehre dazu, um mit dieſem von Öſterreich entfremdeten, überall von dem franzöſiſchen Botſchafter umſchlichenen Monarchen endlich auf dem Grunde des wuſterhauſer Vertrags eine Convention abzuſchließen, nach welcher der König, freilich unter ſonderbaren Beſchränkungen, 10,000 Mann Hülfstruppen an den Rhein zu ſenden verſprach. Dieſer diplomatiſche Sieg Seckendorfs machte zugleich dem Zögern Baierns, der Pfalz und Cölns ein Ende. Er eilte hierauf nochmals nach Kopenhagen, um auch hier Miethstruppen zu dingen, und erhielt bei dieſer Gelegenheit vom Könige Chriſtian VI. den Elephantenorden, nachdem er ſchon früher mit dem polniſchen weißen Adlerorden beſchenkt und zum Johanniter-Ritter war erhoben worden. Endlich brachte es ſein raſtloſer Eifer dahin, daß 1734 und 1735 die Reichsarmee am Rheine verſammelt war. Der ſieggewohnte Eugen übernahm den Oberbefehl, erbat ſich aber den Grafen Seckendorf zum Beiſtand, der bereits zum Reichsgeneral der Cavallerie ernannt worden war. Philippsburg war eben gefallen, als er ankam. Der Zuſtand des Heeres war elend, und der Prinz wagte nichts Entſcheidendes. Während Seckendorf fortfuhr, die berliner Angelegenheiten auch aus der Ferne zu leiten, wandte er als Gouverneur von Mainz den Winter an, dieſes Bollwerk Deutſchlands zu verſtärken. Im Feldzuge von 1735 war er es allein, der ſich durch glückliche Operationen auszeichnete. An der Spitze von etwa 30,000 Mann überſtieg er den Hundsrück, und lieferte am 20. October 1735 das Treffen bei *Clauſen*. Im Begriff, die erfochtenen Vortheile zu benutzen, und in Champagne einzudringen, erfuhr er den Waffenſtillſtand, dem bald der Friede folgte. Auguſt wurde zwar als König von Polen anerkannt, aber Öſterreich verlor Neapel und Sicilien, und außerdem das Zutrauen ſeiner deutſchen Bundesgenoſſen. Zürnend über dieſen Ausgang, wollte Seckendorf ſich in den Privatſtand zurückziehen, als ſich Öſterreich in einen neuen Türkenkrieg verflochten ſah. Empfohlen von dem ſterbenden Eugen, erhielt Seckendorf 1737 als Feldmarſchall den Oberbefehl über das 44,000 Mann ſtarke Heer, welches bei Belgrad ſtand. Trotz dem mangelhaften und muthloſen Zuſtande des Heeres, und trotz den Hinderniſſen, die ihm Gebundenheit im Operationsplan und ausgetretene Flüſſe in den Weg ſtellten, beſetzte er das türkiſche Servien. Niſſa ergab ſich den 25. Julius 1737. Allein die Inſubordination der Unterbefehlshaber, die erfolgloſen Unternehmungen des Prinzen Joſeph von Hildburghauſen und Khevenhüllers, und die Feigheit des Commandanten von Niſſa verſetzten ihn bald in eine mißliche Lage, und indem ſeine Feinde, deren er als Ausländer und Proteſtant hatte, die Gefahr noch vergrößerten, gelang es ihnen, ſeinen Sturz zu bewirken. Er ward abgerufen, zur Rechenſchaft gezogen, und, ungeachtet er ſich rechtfertigte, in ſtrengem Gewahrſam behalten. Der Kaiſer ſuchte

ſein Verfahren beim Reichstage in einem langen Manifeſt zu rechtfertigen. Verfolgt von der Wuth des wiener Pöbels, ward Seckendorf nach Grätz gebracht, wo er noch über zwei Jahr gefangen ſaß, während der Krieg unglücklich fortgeſetzt und beendigt wurde. Erſt Maria Thereſia ſetzte ihn in Freiheit, und beſtätigte alle ſeine Würden, ohne ihm jedoch eine Anſtellung zu geben. Unter dieſen Umſtänden glaubte ſich Seckendorf als Gouverneur der Reichsfeſte Philippsburg dem neuen Kaiſer, Carl VII., verpflichtet. Er empfing von demſelben, nach einigen Sendungen nach Dresden und Berlin, den Oberbefehl der baierſchen Armee. Baiern ward von ihm befreit, und Braunau beſetzt. Aber ſchlecht unterſtützt von den Franzoſen, mußte er der Übermacht des Prinzen Carl von Lothringen wieder weichen, welcher bis an den Rhein vordrang. Unterdeß ging Seckendorf auf Friedrichs II. Verlangen nach Potsdam, und half dort die Union vorbereiten, die zwiſchen Preußen, Baiern, Pfalz und Heſſen Caſſel im Mai 1744 zu Frankfurt geſchloſſen wurde. Als darauf Friedrich II. in Böhmen einbrach, und der Prinz Carl zum Beiſtande der Erbſtaaten zurückeilte, drang Seckendorf abermals vor, befreite ganz Baiern, führte den Kaiſer nach München zurück, und legte den 1. December 1744 freiwillig das Commando nieder. Als bald nachher der Kaiſer ſtarb, trug er thätig dazu bei, deſſen Sohn mit Öſterreich zu verſöhnen. Der Friede zu Füſſen war Seckendorfs Werk, und zugleich die Schlußhandlung ſeines thatenreichen politiſchen Lebens. Von Kaiſer Franz I., den er in Frankfurt begrüßte, gütig aufgenommen, und in allen früher im kaiſerlichen Dienſt errungenen Ehrenſtellen beſtätigt, begab er ſich auf ſein Schloß nach Meuſelwitz, dort als Privatmann ſein Leben zu enden. Auch hier blieb ſeine Ruhe nicht ungeſtört. Der Tod raubte ihm eine Gemahlin, mit der er achtundfunfzig Jahr zwar kinderlos aber glücklich verbunden geweſen. Während des ſiebenjährigen Kriegs aber ließ Friedrich II. den fünfundachtzigjährigen Greis, unter dem Vorwande eines nachtheiligen Briefwechſels mit Öſterreich, im December 1758 plötzlich in Meuſelwitz überfallen, und aus der Kirche, wo er ſich eben befand, nach Magdeburg abführen. Dort mußte er ein halbes Jahr gefangen zubringen, bis die Erlegung einer großen Geldſumme, und die vom Könige gewünſchte Auswechslung des bei Collin gefangenen Prinzen Moritz von Deſſau ihm die Freiheit verſchafften. Sich nicht neuen Gefahren Preis zu geben, ging er auf einige Zeit nach Franken, kehrte 1760 nach Meuſelwitz zurück, und wendete hier den Reſt ſeiner ſchwindenden Kräfte an, ſeinen militäriſchen Lebenslauf ſchriftlich aufzuſetzen. Er ſah noch das Ende des ihm ſo wichtigen Kampfes, und ſtarb zu Meuſelwitz den 23. November 1763 im 91. Lebensjahre. — Sehr verſchieden iſt das Urtheil über dieſen Mann, der durch ein funfzigjähriges öffentliches Wirken mächtig in ſeine Zeit eingriff und ſie ſchaffen half. Friedrich II., deſſen Plane er mehrmals kreuzte, ſpricht von ihm nicht ohne Partheilichkeit; noch gehäſſiger ſind die Declamationen Pöllnitzens. Vorzügliche Talente, ungemeine Kenntniſſe und Erfahrungen im Felde, wie im Cabinet, konnten ihm ſelbſt ſeine Feinde nicht abſprechen; dagegen ſchildern ſie ſeinen Charakter, beſonders in diplomatiſcher Hinſicht, mit den ſchwärzeſten Farben. Aber auch hier iſt vieles übertrieben. Deutſchlands Wohlfahrt und Ehre lagen ihm am Herzen, und er ſah wohl ein, daß dieſe nur durch einmüthiges Anſchließen Aller an das Reichsoberhaupt erhalten

werden könnten. Für dieſen Zweck arbeitete er als ein deutſcher Patriot mit Hintanſetzung aller Nebenrückſichten. Liebenswürdig mochte er allerdings wenigen erſcheinen, aber er verſchmähte Argliſt und Verſtellung, und verfolgte ſein Ziel gerade und kräftig. Ehrgeiz lag ohne Zweifel in ſeiner Seele, aber er richtete ihn auf das Große und Würdige. Nur in voller Thätigkeit fand er Genüge, und wie unhold ſich auch das Glück ihm zeigte, er ließ nicht ab in ſeinem Streben, es bei der Stirn zu erfaſſen. Er war ſparſam, aber nie bei würdigen Gegenſtänden oder auf unwürdige Weiſe. Wie er für die Bedürfniſſe der Soldaten mit eigenen Aufopferungen ſorgte, ſo ſtiftete er auch im engern Kreiſe ſeiner Untergebenen viel Gutes. Sein Wille war herriſch, aber gerecht, in ſeinem Privatleben herrſchte die pünctlichſte Ordnung und Sittenſtrenge. Die Religion war ſeine Begleiterin im Glück und Unglück. Einen würdigen Biographen hat er an Thereſius von Seckendorf gefunden, deſſen Verſuch einer Lebensbeſchreibung des F. M. Gr. v. Seckendorf, Leipzig 1792 und 1794, in 4 Bänden erſchienen iſt. — Von des Feldmarſchalls Bruder, Ernſt Ludwig, Freiherrn von Seckendorf, geboren 1672, geſtorben 1741 als königlich preußiſcher geheimer Staatsminiſter, ſtammt das gegenwärtig im Fürſtenthume Altenburg und in Sachſen ausgebreitete Seckendorfiſche Geſchlecht ab.

Seckendorf (Anton Guſtav Freiherr von), iſt geboren den 20. November 1775 zu Meuſelwitz, wo ſein Vater, ein Bruderſenkel des Feldmarſchalls, als herzoglich = braunſchweigiſcher Oberſter und Majoratsherr der Familiengüter lebte. Er ſtudirte auf dem Gymnaſium zu Gotha, auf der Bergakademie in Freiberg und auf den Univerſitäten Leipzig und Wittenberg, ging 1796 nach Nordamerika, wo er ſich verheirathete, kam nach zwei Jahren zurück, und wurde erſt bei der Direction des Acciſweſens in Sachſen, dann als Aſſeſſor bei der Landes = Commerzien = Deputation in Dresden und hierauf als Amtshauptmann in Torgau angeſtellt. Von da wurde er 1807 als Kammerdirector nach Hildburghauſen berufen; aber ſchon nach ſieben Monaten hat er um ſeine Entlaſſung, die ihm auch mit dem Prädicat eines Geheimenraths zugeſtanden wurde. Er beſchloß nunmehr, unabhängig der Kunſt und Wiſſenſchaft zu leben. Als geiſtvoller Declamator trat er unter dem Namen Patrik Peale, mit welchem er einige literariſche Kleinigkeiten bezeichnet hatte, in Süddeutſchland, in der Schweiz und in Norddeutſchland auf, und hielt öffentliche Vorleſungen. Sein Beſtreben ging vorzüglich auf Ausbildung der Theorie der Declamation und Mimik. Seine Kunſtreiſe dauerte von 1808 — 1811. Da legte er den fingirten Namen wieder ab, und trat in Göttingen als Docent auf. Im Julius 1814 wurde er von dem zurückgekehrten Herzog als Profeſſor der Philoſophie und Äſthetik am Collegio Carolino zu Braunſchweig angeſtellt. Der deutſche Merkur lieferte ſeine Bemerkungen über die vereinigten Staaten von Nordamerika, und mehrere Gedichte. Poetiſche Arbeiten enthielten auch die Erholungen und andre Zeitſchriften. Seine Abhandlung: Iſt die ſächſiſche Wollenmanufactur ihrem Verderben nah? wurde gern geleſen. Otto III., Julius von Frohenhayn und eine mißgedeutete Poſſe: Feuer, Feuer! nannte er

ſelbſt äſthetiſche Fehlgriffe. Die Abhandlung über die Grundform der Toga bewirkte in Göttingen ſeine Doctorpromotion. Hierauf ſchrieb er: Kritik der Kunſt (eine Theorie der ſchönen Künſte); Vergleichung der bildenden Kunſt des Alterthums und der neuern Zeit; Beiträge zur Philoſophie des Herzens; Aphorismen zum Verſuch der Anſchauung der Geſetze des Univerſi; Grundzüge der philoſophiſchen Politik; und gab ein Oratorium, Chriſti Geburt betitelt, und von Schneider componirt, Adelheid von Burgau, eine Romanze, Orſina, Trauerſpiel, und Vorleſungen über Declamation und Mimik heraus.

Seckendorf (Carl Siegmund, Freiherr von), Sohn des markgräflich baireuthiſchen Geheimenrathes und Miniſters, Freiherrn Johann Wilhelm Friedrich von Seckendorf, ward geboren zu Erlangen den 26. November 1744. Seine Talente und wiſſenſchaftliche Bildung zogen ihn früh als Kammerherrn an den weimariſchen Hof, der eben damals, unter der erleuchteten, Kunſt und Wiſſenſchaft liebenden Herzogin Amalie, ein ſchöner Vereinigungspunct ausgezeichneter Köpfe zu werden anfing. Während Seckendorf hier mit eigenen gelungenen Verſuchen in der vaterländiſchen Poeſie auftrat, und Wielands deutſchen Merkur durch vermiſchte Aufſätze bereicherte, war er in Verbindung mit mehrern Gelehrten zugleich bemüht, die bis dahin von den Deutſchen noch wenig gekannten Schätze der ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur ans Licht zu ziehen. Er lieferte die erſte glückliche Probe einer deutſchen Überſetzung der Luſiade von Camoens (in Bertuchs Magazin der ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur), und ein Fragment aus der Geſchichte von Granada (ebendaſelbſt). Ferner ſchrieb er die Geſchichte Thoangeſee's oder das Rad des Schickſals; einiges für die Bühne, z. B. das vom Capellmeiſter Wolf in Weimar componirte Singſpiel Superba. Auch trat er ſelbſt als Componiſt auf, und gab beſonders drei Sammlungen Volks- und andrer Lieder (Weimar 1779 — 1782) heraus. Im Jahr 1784 ward er von Friedrich II. als preußiſcher Geſandter im fränkiſchen Kreiſe angeſtellt, ſtarb aber ſchon am 26. April 1785 im 41. Lebensjahre zu Anſpach. — Aus derſelben Linie des Seckendorfſchen Geſchlechts ſtammte:

Seckendorf (Leo, Freiherr von), durch Leier und Schwert eines bleibenden Andenkens würdig. Sein Vater war erſt markgräflich anſpachiſcher Kammerpräſident, darauf würtembergiſcher Kammerherr und Comitialgeſandter zu Regensburg, und trat, nach widrigen Erfahrungen, ſpäterhin in badenſche Dienſte, in welchen er zuletzt als bevollmächtigter Miniſter des Großherzogs am fürſtlich primatiſchen Hofe erſchien. Leo von Seckendorf war geboren zu Wonfurt bei Haßfurt ums Jahr 1773. Von der Natur mit herrlichen Kräften, mit einer reizbaren, für alle geiſtigen Eindrücke doppelt empfänglichen Organiſation begabt, umfaßte er früh ſchon mit Liebe die Poeſie und das Studium der Alten, und gab ſich beiden während ſeiner akademiſchen Jahre in Jena und Göttingen vorzüglich hin. Noch beſtimmter ward ſeinem Genius die Bahn gezeichnet, da er ums Jahr 1798 als Regierungsaſſeſſor nach Weimar und in enge Verbindung mit Wie-

land, Göthe, Herder und Schiller kam. Sein Streben ward nun faſt ausſchließend auf literariſch äſthetiſche Wirkſamkeit gerichtet. Zuerſt erſchienen von ihm Blüthen griechiſcher Dichter (Weimar 1800), an deren Übertragung man hauptſächlich ein übervoſſiſches Handhaben der deutſchen Sprachformen tadelhaft fand. Darauf gab er ein ausgezeichnetes Neujahrs-Taſchenbuch von Weimar für das Jahr 1801 heraus. Zur großen Störung ſeiner äußern Ruhe verließ er im Jahr 1802 Weimar, ging bald darauf als würtembergiſcher Kammerherr und Regierungsrath nach Stuttgart, ward hier unglücklicher Weiſe in die Unterſuchung eines angeblichen Majeſtätsverbrechens verwickelt, und kam als Staatsgefangener auf das Schloß Solitüde, ſpäter nach Asberg. Beim Ausbruche des Kriegs 1805, da der öſterreichiſche Vortrab, und unter demſelben Seckendorfs Oheim, der kaiſerlich königliche Feldzeugmeiſter Freiherr von Seckendorf, ſich dem würtembergiſchen Gebiet näherte, ward er frei gelaſſen. Er hielt ſich nun eine Zeit lang in Franken bei ſeinen Verwandten im ſtillen Umgange mit den Muſen auf. Früchte ſeiner dichteriſchen Beſchäftigungen waren einige Muſen-Almanache, die er in dieſer Periode herauszugeben anfing (Regensburg 1806 und 1807). Eben war er im Begriff, wieder ein Civilamt in dem neuen Churfürſtenthume Würzburg zu ſuchen, als die Krankheit ſeines Bruders, der in öſterreichiſchen Militärdienſten ſtand und brüderliche Pflege wünſchte, ihm Veranlaſſung gab, nach Wien zu gehen. Die literariſchen Schätze und der Umgang mit ausgezeichneten Gelehrten gewannen ihn für dieſe Stadt. Er verband ſich mit ſeinem Freunde, Joſeph Ludwig Stoll, zur Herausgabe des Journals Prometheus. Voll der Hoffnung, daß dadurch zugleich eine literariſche Annäherung zwiſchen Süd- und Norddeutſchland könne bewirkt werden, bot Seckendorf alles auf, ſein Vorhaben in möglichſter Vollendung auszuführen, und reiſ'te ſelbſt noch einmal nach Sachſen zurück, um Beförderer und Theilnehmer zu gewinnen. So gedieh Prometheus (deſſen erſtes Stück im Frühjahr 1808 erſchienen war) bis zum ſechsten Stücke, als der Krieg von 1809 ausbrach. Öſterreich hallte wieder von Aufgeboten zur Landesvertheidigung; freiwillig und freudig traten Tauſende aus den edelſten wiener Familien unter die Waffen. Auch Seckendorf, der hier ſein Vaterland gefunden, und deſſen helleniſch deutſches Gemüth den hohen Zweck dieſes Kampfes mit Begeiſterung erkannte, ging als Hauptmann im vierten Bataillon der wiener Landwehr zum Heere. Als der Krieg ſich von Baiern nach Öſterreich wälzte, folgte Seckendorf der Hillerſchen Heeresabtheilung, die den heldenmüthigſten Kampf bei Ebersberg an der Traun beſtand (ſ. d. Art.). Hier fand er den Tod, den er ſich oft gewünſcht hatte. Er war bei den vier Bataillons wiener Landwehr, die mit ſpartaniſcher Ausdauer der vordringenden zwiefach ſtärkern Diviſion Claparede entgegenſtanden. Den Untergang vor Augen, wollte er eben mit ſeiner Mannſchaft aus einem verſchanzten Gebäude noch einen Ausfall nach der Brücke thun, als er durch einen Schuß ſchwer verwundet wurde. Man trug ihn in eine Scheuer der ſchon brennenden Stadt zu andern hülfloſen Kampfgenoſſen; dort ſtarb er höchſt wahrſcheinlich vollends den Flammentod (6. Mai 1809.)

Secretion oder Abſonderung. Viele Beſtandtheile der Organismen werden während ihres Lebens durch immerwährende Thätigkeit umgewandelt und zur weitern Lebensform unbrauchbar. Zur regelmäßigen Fortdauer iſt die Wegſchaffung derſelben eben ſo nöthig, als ein ſtetiger Erſatz des Verlornen, ſo daß alles Lebendige, ohne ſeine Form auffallend zu ändern, dennoch nur im beſtändigen Wechſel ſeiner Beſtandtheile beſtehen kann. Der Erſatz geſchieht aus dem Blute, und der Vorgang ſelbſt heißt Secretion oder Abſonderung. Beim Menſchen und den mehrſten Thieren ſondern ſich zum Zwecke dieſer Selbſterhaltung ſowohl feſte Stoffe als Flüſſigkeiten ab. Die feſten Stoffe kryſtalliſiren aus den Haargefäßen ſogleich an dem Orte ihrer Beſtimmung, indem dieſe Gefäße, die einen Theil jedes Organs ſelbſt ausmachen, eine für den Erſatz des Organs paſſend modificirte, gerinnbare Lymphe aus dem Blute aufnehmen und zur Erſtarrung bringen. Die Flüſſigkeiten aber haben nicht geradezu den Zweck, die Form zu erhalten, ſondern dienen dazu, die unorganiſchen Nahrungsmittel dem Körper ähnlich zu machen (aſſimiliren), indem ſie (Speichel, Magenſaft, Galle) die Verdauung unterſtützen und bewirken. In dieſen ſecernirten Flüſſigkeiten findet man die Beſtandtheile des Blutes mit wenig Abänderung wieder, ſie enthalten außerdem alle freies Alkali. Ihnen gegenüber ſtehen die **Excretionen** oder Ausſonderungen, die ziemlich auf dieſelbe Art und durch ähnliche Einrichtung von Organen bereitet werden, aber freie Säure enthalten und den Zweck haben, das Unbrauchbargewordene zu entfernen. Fs.

Sect. Dieſen Namen führen gewiſſe ſtarke ſpaniſche Weine, beſonders der um Sevilla gebaute weiße köſtliche **Xereswein**, theils ſüß (unter dem Namen **Pararet** bekannt), theils etwas bitter und magenſtärkend. Er iſt für viele Städte, und beſonders für Cadiz, Malaga, Amſterdam und Hamburg ein anſehnlicher Gegenſtand des Handels, welcher in das Ausland getrieben wird.

Secten, Abtheilungen, entſtehen überall, wo in geſellſchaftlichen Verhältniſſen eine beſtimmte Anſicht, Meinung und Sitte ſich als die herrſchende geltend macht und allgemeine Unterwerfung fodert. Wenn aber, was in der Welt politiſcher Meinungen, wiſſenſchaftlicher Anſichten und künſtleriſcher Beſtrebungen ſich eigen geſtaltet, und als ein nur in dieſen Beziehungen abgeſonderter Verein von Bürgern, Gelehrten und Künſtlern neben das Allgemeine oder Andersgeſinnte tritt, lieber **Partei** oder **Schule** genannt zu werden pflegt, ſo bezeichnet der Sprachgebrauch mit dem Namen **Secten** durchgängig Religionsgeſellſchaften, die in und neben einer herrſchenden Kirche beſtehen und durch eigenthümliche Glaubensbekenntniſſe und Verfaſſungen ein abgeſondertes kirchliches Leben bilden. Keine abgeſonderte Religionsgeſellſchaft mag ſich ſelbſt ſo nennen, indem jede in Lehrbegriff, Lebensordnung und Cultus das Richtige, zu allgemeiner Gültigkeit Geeignete zu beſitzen meint; und je feſter eine auf dieſer Meinung beſteht, deſto leichter wird auch in ihren Augen jeder Verein zur Secte, der ihre Religion anders betrachtet und ausübt. (Vergl. d. Art. **Ketzer**.) Unter allen den Religionen, die in der civiliſirten Welt verbreitet ſind, giebt es Secten. Unter den Juden ſondern ſich die Verächter des Talmud (**Karaiten**) von den Verehrern deſſelben, den beſonders in Europa angeſiedelten **rabbiniſchen** Juden und von beiden die **Samariter**

(ſ. d. Art.) ab. Der Islamismus hat außer den beiden Hauptparteien, der Sunniten und Schiiten, noch eine Menge kleinerer Secten, z. B. die Jeziden, Wechabiten, Ismaeliten, Noſairier u. ſ. w., erzeugt, die ſich durch mannichfaltige Auslegung des Korans und vorzüglich durch Abweichungen in der Genealogie der Familie des Propheten Mohammed, auf welchen die Stammhäupter jeder Mohammedaniſchen Secte ihre Abkunft zurückführen, von einander unterſcheiden. Nicht minder mannichfaltig, aber noch wenig gekannt ſind die Secten, in welche ſich die Gebiete der heidniſchen Religionen des öſtlichen Aſiens theilen. In China beſtehen neben einander die Religionen des Fo, des Lao-kiun oder Tao-tſe, des Kon-fu-tſe und der Lamaismus, welcher letztere ſich nicht nur unter den tatariſchen und mongoliſchen Völkerſchaften verſchieden geſtaltet hat, ſondern auch nach ſeinen Hauptſitzen in den tibetaniſchen und birmaniſchen zerfällt, und unter den Verehrern des Brama in Oſtindien iſt die Verſchiedenheit der Meinungen und Gebräuche ſo groß, daß man nicht weiß, welche Partei man für die orthodoxe halten ſoll. Ein Gemiſch chriſtlicher und Mohammedaniſcher Lehrmeinung und Sitte iſt das Eigenthümliche der Druſen; mit orientaliſchen Phantaſien vermengt findet man Elemente des Judenthums und Chriſtenthums bei den Sabiern oder Johannisjüngern. Die bekannteſten und merkwürdigſten Secten ſind uns jedoch diejenigen, die aus dem Schooße des Chriſtenthums hervorgingen. Zur bequemen Überſicht betrachten wir ſie nach verſchiedenen Familien oder Gattungen der Abweichung von dem orthodoxen Stamme der chriſtlichen Kirche, wodurch ſie in den Hauptperioden der Kirchengeſchichte bemerkbar werden und verweiſen bei den in dieſem Werke beſonders dargeſtellten chriſtlichen Secten auf die betreffenden Artikel. Aus Chriſten, die das Evangelium durch Beimiſchung jüdiſcher Lehren und Satzungen verfälſchten, und die chiliaſtiſche Träumereien der jüdiſchen Meſſiasidee nährten, beſtand die älteſte Gattung chriſtlicher Secten (ſ. d. Art. Nazarener). Wenn die Nikolaiten (ſ. d. Art.), von denen in der Apokalypſe geredet wird, eine beſondre Secte bildeten, verloren ſie ſich doch nach kurzer Dauer unter den erſten Gnoſtikern, die ſeit dem Anfange des zweiten Jahrhunderts zu einer eignen, jenen judaiſirenden Chriſten durch Verwerfung des alten Teſtaments und des jüdiſchen Fundaments der chriſtlichen Religion ſcharf entgegengeſetzten Gattung chriſtlicher Secten heranwuchſen und ihre mit chriſtlichen Dogmen vermiſchten Ideen aus der alten orientaliſchen Religionsphiloſophie (Chaldäismus, Magismus, Zoroaſtrismus) in Lehre und Religionsübung mehr als Adepten, denn als Gegner des Chriſtianismus auf mannichfaltige Weiſe ausprägten. Dahin gehören die Anhänger Simons, Menanders und Cerinths als Vorläufer der Gnoſis, d. i. der höheren Einſicht in die Geheimniſſe der Religionslehre, welche die ſeit der Mitte des zweiten Jahrhunderts entſtandenen und nach weiter Verbreitung erſt im fünften Jahrhundert unterdrückten Secten der Saturninianer, der Baſilidianer, der Karpokratianer, der Valentinianer, der Marcioniten, von denen die Ophiten, der Tatianiſten, von denen die Severianer, auch Enkratiten, Apotaktiten oder Sakkophoren, Hydroparaſtaten oder Aquarier genannt, und die Anhänger des Bardeſanes und

Hermogenes ausgingen, zu beſitzen glaubten. Weil ſie mehr oder weniger die Realität der hiſtoriſchen Perſon Jeſu in allegoriſchen Schein auflöſ'ten, nannte man ſie auch Doketen und Phantaſiaſten. Über alle dieſe gnoſtiſchen Secten vergl. d. Art. Gnoſis. Ihnen nahe verwandt waren die Manichäer (ſ. Mani), deren urſprünglich orientaliſche Lehre auch im Abendlande zu verſchiedenen Zeiten bei Secten andres Namens auflebte. Manichäiſch-gnoſtiſche Lehrſätze und Übungen zogen ſchon 385 zu Trier dem Biſchof Priscillian von Avila nebſt ſechs Anhängern die Strafe der Enthauptung zu, und ſeine unter dem Namen der Priscillianiſten bekannte Partei friſtete ihr abgeſondertes kirchliches Leben in Spanien bis in das ſechste Jahrhundert. Weniger erweislich iſt der manichäiſche Urſprung der gegen Ende des dritten Jahrhunderts in Ägypten entſtandenen Hierakiten oder Melchiſedekiten (ſ. d. Art.). Nur in der Neigung zu einem enthaltſamen und beſchaulichen Leben grenzt an die Eigenthümlichkeit der vom wahren Chriſtenthume weſentlich abweichenden Gnoſtiker und Manichäer der ihrer Geheimlehre ſonſt ganz entgegengeſetzte ſittliche Myſticismus der Montaniſten (ſ. d. Art.), welche ſchon im zweiten Jahrhundert in Phrygien aufkamen und daher auch Phrygier, Pepuzianer genannt wurden. Eben ſo wenig als dieſe dem Mönchthum vorarbeitende Secte lehrten die Parteien, die während und nach der Chriſtenverfolgung des Kaiſers Decius über das gegen abgefallene oder zu nachgiebige Chriſten zu beobachtende Verfahren mit den orthodoxen Biſchöfen in Streit gerathen waren, etwas dem geltenden Glauben weſentlich Widerſprechendes. Dahin gehören die Novatianer, Donatiſten und Meletianer (ſ. d. Art.). Minder bedeutend waren die nur auf ein kurzes Daſein im vierten Jahrhundert beſchränkten Parteien der Quatuordecimaner, die in Kleinaſien und Syrien fortfuhren, das Oſterfeſt nach alter Weiſe mit den Juden zugleich zu feiern (ſ. d. Art. Oſtern), der Audianer oder Anthropomorphiten in Syrien, die neben derſelben Gewohnheit noch willkürliche Büßungen unter ſich einführten und ſich Gott in menſchlicher Geſtalt vorſtellten, der Meſſelianer oder Eucheten, Betbrüder unter den Griechen, die ſich einem frommen Müßiggange und mönchiſchen Andachtsübungen ergaben (ſ. d. Art.). Eine von dem frömmelnden Weſen dieſer mehr gegen gewiſſe äußere Einrichtungen, als gegen die Lehre der Kirche eingenommenen Parteien ganz verſchiedene Richtung nahmen die zu der Gattung der Antitrinitarier (ſ. d. Art.) gehörigen Secten. Vorläufer derſelben am Ende des zweiten Jahrhunderts war Praxeas, ein aſiatiſcher Chriſt und heftiger Gegner der Montaniſten, der die drei Perſonen in der Gottheit nur als eine dreifache Wirkſamkeit des einigen Gottes betrachtet, daher ſeine Anhänger Monarchianer, und wegen der ihnen aufgebürdeten Folgerung, der Vater müſſe mit dem Sohne Jeſus gelitten haben, Patripaſſianer genannt wurden. Gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts verwarf in ähnlichem Sinne Noetus zu Smyrna die Trinitätslehre mit der Behauptung, daß der Vater mit Chriſto nur eine Perſon ſei. Die Noetianer verloren ſich in der Folge unter den Sabellianern und Samoſatenern oder Paulianiſten (ſ. d. Art. Sabellius und Samoſatener); zwei Parteien, die den Unterſchied der drei göttlichen Perſonen auf gleiche Weiſe aufzuheben ſuchten. Eine

Unterordnung des Sohnes unter den Vater behaupteten die Arianer oder Heteruſianer und Anomäer, dagegen die Semiarianer oder Homoiuſiaſten mit den Macedonianern oder Pneumatomachen, welche auch den heil. Geiſt dem Vater nicht gleich achteten, eine Weſensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater zugaben, doch eben ſo wie ihre Gegner, die Biſchöfe Marcellus von Ancyra und Photinus von Syrmium wegen Sabellianiſcher Irrlehren verketzert wurden. Im Grunde gingen alle dieſe unter dem gemeinſamen Namen der Aloger, weil ſie die Würde des Logos, d. i. Chriſti, herabſetzten, angefochtenen Parteien darauf aus, Jeſum für einen bloßen Menſchen zu erklären, und verſuchten nur, um ſich dem nicäniſchen Symbolum der Orthodoxen zu nähern, mancherlei Deutungen der Trinitätslehre. Über ihre Entſtehung und Geſchichte vergl. den Art. Arianer. Noch während der Streitigkeiten, unter denen die Arianiſchen Secten ſich zu einer abgeſonderten Kirche ausbildeten, brachte 365 Apollinarius d. j., Biſchof von Laodicäa in Syrien, aus Vorliebe für den Platonismus die Meinung auf, der Logos oder Sohn Gottes habe bei dem Menſchen Jeſus die Stelle der vernünftigen Seele vertreten, wodurch, weil es bald überall im Orient Apollinariſten gab, der Unterſchied der göttlichen und menſchlichen Natur in Chriſto zur Sprache kam. Dies war um ſo nöthiger, da ſich ſchon gegen Ende des vierten Jahrhunderts Parteien erhoben, die ſeiner Mutter Maria zu viel oder zu wenig Verehrung erwieſen. Thraziſche und ſcythiſche Weiber, die kaum zum Chriſtenthume übergetreten, noch voll von heidniſchen Gefühlen für eine Mutter der Götter nach Arabien gekommen waren, führten daſelbſt einen förmlichen Cultus der Jungfrau Maria ein. Als einer Göttin dienten ſie ihr mit Gebeten, Prozeſſionen und Opfern, wobei ſie auf einem ihr geheiligten Stuhlwagen kleine Kuchen (griechiſch Kollyris) darbrachten und daher Kollyridianerinnen hießen. Auch fingen die orthodoxen Theologen ſelbſt an, die Meinung, daß Maria ewig Jungfrau geblieben ſei, als Glaubenslehre zu verfechten, und nannten eine in Arabien aufgekommene Partei, die Marien als wirkliche Ehefrau Joſephs und Mutter mehrerer mit ihm gezeugten Brüder Jeſu betrachtete, Antidikomarianiten, d. h. Widerſacher der Maria; wegen deſſelben Irrthums wurden Helvidius in Paläſtina und der Biſchof Bonoſus in Illyrien mit ihren Anhängern verketzert. Neſtorius, ein Syrer, ſeit 428 Biſchof zu Conſtantinopel, lehrte, um jeden Mißverſtand in dieſem Puncte zu vermeiden, daß Maria nicht Gottesgebärerin, ſondern Chriſtusgebärerin zu nennen ſei, weil Gott nicht von einem Weibe geboren werden könnte. Doch weniger wegen dieſer Meinung, als aus Neid und Parteiſucht, bewirkte der Alexandriner Cyrill auf der Synode zu Epheſus 431 die Entſetzung des Neſtorius, daher die Neſtorianer, obgleich ihr Lehrſatz von zwei Naturen in Chriſto für rechtgläubig erkannt werden mußte, vom Kaiſer gewaltthätig verfolgt, nach Perſien flohen, und dort eine noch jetzt abgeſondert beſtehende Kirche unter dem Namen der ſyriſchen oder chaldäiſchen Chriſten, zu der die Thomaschriſten in Oſtindien gehören, ſtifteten. (S. d. Art. Syriſche Chriſten und Thomaschriſten.) Doch gerade aus der Partei, die die Neſtorianer verdammt hatte, ging die noch viel folgenreichere Ketzerei der Eutychianer oder Monophyſiten

hervor, die nur Eine Natur in Chriſto annahmen. Vergl. den Art. Monophyſiten, wo über die Bedeutung der ungebührlich vervielfältigten monophyſitiſchen Sectennamen (Phthartolatrer, Corrupticolä oder Severiten, Aphthartodoketen und Phantaſiaſten, Akephaler, Aktiſteten, Agnoeten, Theopaſchiten u. ſ. w.) Auskunft gegeben iſt. Selbſt Tritheiten zeigten ſich (ſ. d. Art.). Aus den zahlreichen Überreſten der am Hofe zu Conſtantinopel bald begünſtigten, bald verurtheilten Monophyſiten bildeten ſich die noch jetzt im Orient beſtehenden Kirchen der Jacobiten, die die dem Patriarchen zu Conſtantinopel unterworfenen und in den Schooß der orthodoxen Kirche zurückgekehrten Glieder ihrer Secte Melchiten nennen, weil ſie ihren Glauben von den Kaiſern beſtimmen ließen, der Armenier, Kopten und Abyſſinier. (Siehe alle dieſe Art.) Eine Folge der monophyſitiſchen Streitigkeit war im ſiebenten Jahrhundert die Entſtehung der monotheletiſchen, in der die nur einen Willen in Chriſto annehmende Partei der Monotheleten von den Orthodoxen gedrängt ſich unter ihrem Führer Maro in Syrien zu einer abgeſonderten Kirche vereinigte. (S. d. Art. Maroniten.) Im achten Jahrhunderte endlich zeigten ſich neue Spuren des Arianismus in Spanien, wo einige Biſchöfe mit ihren Gemeinden, wahrſcheinlich um das Chriſtenthum in den Augen der Saracenen gegen den Vorwurf der Vielgötterei zu ſchützen, den Lehrſatz aufſtellten, als Gott ſei Chriſtus Gottes Sohn von Natur, als Menſch aber durch Adoption, welche, wie bei jedem Chriſten, eine Wirkung der Taufe und Wiedergeburt geweſen ſei. Dieſe Adoptianer bildeten jedoch eben ſo wenig eine kirchlich abgeſonderte Secte, als die ſeit dem fünften Jahrhunderte weitverbreiteten Pelagianer und Semipelagianer und die ihnen entgegenſtehenden Prädeſtinatianer. (Vergl. den Art. Gnade und Pelagianismus.) Überhaupt wurden abweichende Meinungen unter den unruhigen Orientalen, deren Mutter, die griechiſche Kirche ſelbſt, ſich im Mittelalter immer mehr von der römiſchen entfernte, viel leichter Anlaß zu förmlichen Trennungen, als im Abendlande, das bei dem zunehmenden Übergewicht des römiſchen Stuhles ſich als den Hauptſitz der Orthodoxie betrachten lernte. Noch im achten und bis in das zwölfte Jahrhundert hatte jene mit Ikonoklaſten (ſ. Bilderſtürmer) und neuen Manichäern, welche als Paulicianer und Bogomilen (ſ. Paulicianer) aufſtanden, zu kämpfen. Die aus dem griechiſchen Kaiſerthum vertriebenen Abkömmlinge und Geiſtesverwandten der Paulicianer drangen ſeit dem elften Jahrhundert in das weſtliche Europa vor und unter dem Einfluſſe ihrer Lehren bildeten ſich die unter mancherlei vielfach gedeuteten Namen bekannten Separatiſtenhaufen, die im Mittelalter auf italieniſchem, franzöſiſchem, niederländiſchem und deutſchem Boden entdeckt und verfolgt wurden. Bulgaren, Patarener, Publicaner, Piphles, Katharer nannte man dieſe Gegner der römiſchen Kirche, deren Lehre ſich durch das herumſchweifende Leben der Paſſageren der Unſittlichkeit verdächtig, durch die drohenden Bewegungen der Petrobruſianer, Henricianer und Arnoldiſten aber der Hierarchie ſelbſt furchtbar machte. Mehr von ihnen allen ſ. im Art. Katharer. Denn unter dieſem allgemeinen Namen begriff man und begreift auch jetzt die Geſchichte am ſchicklichſten

jene in der Oppoſition gegen alles papiſtiſche Kirchenthum und im Streben nach einer höhern Reinheit des Wandels eigenen Ketzer des Mittelalters. Katharer waren auch die meiſten **Albigenſer**, aber beſſer als beide und wahre Vorläufer der Proteſtanten die **Waldenſer**, dagegen gewaltthätige Rebellen die **Stedinger**. (Vergl. alle dieſe Art.) Die Kirche bekriegte ſie durch ihre Inquiſition und Ketzergerichte im dreizehnten Jahrhundert mit ſolchem Nachdruck, daß keine der älteren Secten, außer den Waldenſern, dieſen Zeitpunct überlebte. Dagegen ging im dreizehnten Jahrhundert eine neue Gattung von Secten und ſchismatiſchen Verbrüderungen aus dem durch die Bettelorden angeregten Wetteifer im Beſtreben nach einer unerhörten Mönchsheiligkeit hervor. Eine von ihren laueren Ordensbrüdern und den Päpſten verworfene Partei unter den Franciscanern, die auf völlige Armuth drang, ſonderte ſich zuerſt in der Lombardei von der herrſchenden Kirche ab. Dieſe unechten Religioſen hießen **Fraticellen**, d. h. kleinere Brüder, **Spiritualen**, d. h. Geiſtige, **Bizochen**, d. h. Bettelſackträger. Ohne die Glaubenslehre anzufechten, empörten ſie ſich nur gegen die beſtehende Hierarchie und verkündigten ihren Untergang. Beten und Betteln war ihr Hauptgeſchäft, das ſie herumſchweifend trieben; denn Anſiedelungen in Klöſtern erlaubte der über ſie verhängte Kirchenbann nicht. Viele aus den niedern Volksclaſſen beiderlei Geſchlechts ſchloſſen ſich als ein dritter Orden in Frankreich, Deutſchland und den Niederlanden an ſie an und aus dieſen Tertiariern der Fraticellen entſtanden die Brüderſchaften der **Begharden**, **Beguinen** und **Lollharden**, Stille im Lande, die den Separatismus der Mutterſecte durch reinere Sitten und wohlthätige Anſtalten für Krankenpflege und Jugendunterricht veredelten und nur das häufige Beten und Betteln (daher Begharden) und die geheimen Andachtsübungen mit ihr gemein hatten. (Vergl. den Art. **Beguinen**.) Unruhiger war der 1260 zu Parma entſtandene Apoſtelorden, der, weil er die päpſtliche Beſtätigung nicht erhielt, zu einer Secte wurde, die ſich in Italien, der Schweiz und Frankreich bis in das vierzehnte Jahrhundert erhielt (ſ. **Apoſtelbrüder**). Einen noch viel ſchlimmeren Ruf hatten die **Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes** (vergl. den Art.), deren Überreſte ſich während der Huſſitiſchen Unruhen in Mähren und Böhmen unter dem Namen der **Piccarden** (verſtümmelt von Begharden) und **Adamiten** häufig blicken ließen und den Stand der Unſchuld dadurch zu erneuern glaubten, daß ſie in ihren Verſammlungen, ohne Rückſicht auf Geſchlecht und Alter, nackend erſchienen. Andre ebenfalls von der Kirche nicht autoriſirte Brüderſchaften im vierzehnten Jahrhunderte zeichneten ſich bei unzweifelhafter Rechtsgläubigkeit nur durch ſelbſt erwählte Bußübungen, Ungehorſam gegen die Kirchengeſetze und größeren Aberglauben aus, wie die **Geißler** oder **Flagellanten** und die **Kreuzbrüder** (ſ. d. Art.). Ohne einen ganz erweislichen Zuſammenhang mit den Waldenſern, aber durch ähnlichen Eifer für bibliſches Chriſtenthum und Widerſpruch gegen die Mißbräuche der päpſtlichen Hierarchie arbeiteten **Wicklef** mit ſeinen Anhängern in England und in Böhmen die **Huſſiten**, zu denen die Parteien der **Calixtiner** oder **Utraquiſten**, der **Horebiten**, **Waiſen** oder **Taboriten** und die von dieſen abſtammenden **böhmiſchen oder mähriſchen Brüder** gehören (ſ. alle dieſe

Art.), der Reformation des ſechzehnten Jahrhunderts vor. Die proteſtantiſchen Kirchen, welche durch dieſelbe entſtanden, werden nun zwar von den Katholiken eben ſowohl als die griechiſche Kirche unter die Secten gerechnet, doch bezeichnet der hiſtoriſche Sprachgebrauch mit dieſer herabwürdigenden Benennung nur die kleinen Parteien, die, außer den größeren durch den weſtphäliſchen Frieden anerkannten Kirchen, abgeſonderte Religionsgeſellſchaften bilden. Dergleichen hat der mit Feuer und Schwert gegen die Irrgläubigen gerüſtete Katholicismus in ſeinem Schooße nicht aufkommen laſſen. Das Bedürfniß des religiöſen Separatismus fand ſchon in der Mannichfaltigkeit der geiſtlichen Orden hinlängliche Nahrung. Einzelne Sectirer, d. h. Irrlehrer, die Sectenſtifter werden wollten, bezwang die Inquiſition und die Thätigkeit der Jeſuiten, welche bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts jede freie Bewegung des Geiſtes zu hemmen wußte. Die Janſeniſten, Quietiſten und Moliniſten blieben ungeachtet ihrer abweichenden Anſichten von einigen Lehren rechtgläubige Katholiken; ſelbſt die erſteren, welche in den Niederlanden eigne Gemeinden und Geiſtliche haben, ſind keinesweges als eine beſondre Secte anzuſehen, da ſie den Primat des Papſtes anerkennen, alle katholiſchen Gebräuche beobachten und nur den ultramontaniſchen Lehrſatz von der Unfehlbarkeit des Papſtes eben ſo in Zweifel ziehen, wie unzählige andre Katholiken dießſeit der Alpen. Die von ihnen ausgegangenen oder durch den janſeniſtiſchen Streit nur geweckten Parteien der Appellanten, Convulſionärs und Securiſten, Naturaliſten und Figuriſten, Discernanten und Melangiſten haben in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nur ein kurzes Daſein in Frankreich gehabt. (Vergl. den Art. Janſen und Quietismus.) Die griechiſche Kirche, obwohl, wegen ihrer in ſpätern Jahrhunderten ſehr verminderten Neigung zum Denken in der Religion, über den Inhalt des alten Lehrbegriffs mit ſich einig, hat doch einige Secten aufzuweiſen, welche die tolerante Regierung in Rußland beſtehen läßt. Schon im vierzehnten Jahrhunderte ſonderte ſich die Partei der Strigolniken aus Haß gegen die Geiſtlichkeit ab, wurde aber bald wieder zerſtreut. Daſſelbe thaten mit mehr Erfolg um 1666 die Roskolniken, und die von ihnen ausgegangenen Philipponen, die Duchoporzy und die unpopiſchen Ruſſen (ſ. d. Art. Griechiſche Kirche). Genauer kennt man die zahlreichen Secten, die dem Proteſtantismus theils nur durch die Oppoſition gegen den Papismus und durch den einfachern Cultus, theils auch wegen ihrer Entſtehung aus ſeinem Schooße verwandt ſind. Zu den erſtern gehören: 1. die Anabaptiſten oder Wiedertäufer des ſechzehnten Jahrhunderts (ſ. d. Art.), von denen die localen Parteien der Waterländer, Frieſen, Flaminger mit den Galeniſten oder der Gemeinde vom Lamme, den Apooſtolen oder der Gemeinde von der Sonne, den Ukewalliſten oder Dompelers, den Danzigern, den Janjacobchriſten und Schweizern und die gemäßigter denkenden Mennoniten, Familiſten, Baptiſten, Sabbatharier und Dunkers abſtammen. (S. d. Art. Taufgeſinnte.) 2. Die Unitarier oder Socinianer. (S. d. Art.) 3. Die Schwenkfeldianer. (S. d. Art.) In den proteſtantiſchen Kirchen ſelbſt hat, außer der Trennung der Reformirten von den Lutheranern, unter den erſteren

nicht nur Abweichung des ſtrengen Calvinismus von den freieren Anſichten Zwingli's in der Lehre vom Kirchenregiment kleine Verſchiedenheiten der Verfaſſung erzeugt, die die alten Schweizer und die von ihnen abſtammenden helvetiſchen Glaubensgenoſſen in Ungarn als echte Zwinglianer, ungeachtet des Consensus Tigurinus 1549, mit den Calviniſten in Genf, Frankreich, Holland, Deutſchland und England nicht ganz übereinſtimmen laſſen, ſondern auch der Streit über die Prädeſtination zwiſchen Gomarus und Arminius zu der durch die dortrechter Synode 1618 verewigten kirchlichen Trennung der Arminianer oder Remonſtranten, welche nach Pelagianiſcher Anſicht nur eine bedingte Gnadenwahl annehmen und daher auch Univerſaliſten heißen, von den altgläubigen Calviniſten Gelegenheit gegeben. (S. d. Art. Remonſtranten.) Auch nach der dortrechter Synode hielten ſich noch Remonſtranten zu Rheinsburg bei Leyden verborgen, wollten ſich aber nach der Proclamation der Religionsfreiheit der Remonſtranten nicht mit dieſen vereinigen und ſtifteten die beſondre Secte der Collegianten oder Rheinsburger (ſ. d. Art.). Eine politiſche Merkwürdigkeit erhielten die Reformirten in Frankreich, die im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte unter dem Namen der Hugenotten als eine ketzeriſche Secte verfolgt, durch dieſes Schickſal bis zum gewaltthätigſten Fanatismus erhitzt wurden und beinahe ſelbſt eine vom reformirten Lehrbegriff abweichende Richtung des religiöſen Glaubens genommen hätten. Wenigſtens ſtanden unter den hugenottiſchen Rebellen in den Cevennen, die man im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Camiſarden (Kurzröcke) nannte, Propheten und Wunderthäter auf, die ſich unerhörter Viſionen rühmten und unter dem Namen der Inſpirirten oder neuen Propheten nach 1710 auch in Deutſchland erſchienen. (S. den Art. Inſpiration.) In der anglicaniſchen Kirche entſtand gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts eine Partei freier denkender Theologen, die wegen ihrer mildernden Auslegungen der Lehren von der Trinität, Genugthuung, Gnadenwahl und den Sacramenten Latitudinarier oder Synkretiſten genannt wurden, ſich jedoch keinesweges kirchlich abſonderten, wie die unter den Namen Presbyterianer, Puritaner, Congregationaliſten, Nonconformiſten, Independenten in Großbritannien bekannten Diſſenters. (Vergl. die Art. Anglicaniſche Kirche und Diſſenters.) England war überhaupt das Mutterland der meiſten neuern Secten. Hier entſtanden die Quäker, die Methodiſten, zu denen die Jumpers (Springer) oder walliſer Methodiſten, eine Abart wie die Schütterer, gehören, die Sandemannianer oder Glaſſiten und die Jacobiten oder Nonjurors (ſ. d. Art.). Weniger erheblich ſind die ſchottiſchen Seceders, d. h. Separatiſten, welche in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wie die Relievers, d. h. Helfer, wegen des von ihnen behaupteten Rechtes aller Gemeindeglieder zur Wahl der Geiſtlichen, aus der presbyterianiſchen Kirche ſchieden, doch ſelbſt um des Bürgereides willen in Burghers, die ihn leiſten, und Antiburghers, die ihn verweigern, zerfielen, und die Lifters zu Kilmore, die das Brot beim Abendmahle emporheben. Auch auf dem Gebiete der vereinigten Staaten von Nordamerika ſind im achtzehnten Jahrhunderte einige kleine Secten entſtanden, von denen jedoch nur die Schütterer (ſ. d. Art.)

und die Dunkers (ſ. d. Art. Taufgeſinnte) Erwähnung verdienen. Höheres Intereſſe erwecken die Herrnhuter, an denen wir in der Nähe ſehen können, wie die beſſern unter den klei n proteſtantiſchen Religionsparteien ihr kirchliches und bürgerliches Zuſammenleben eingerichtet haben (ſ. d. Art. Brüdergemeinde und Herrnhut), und die Swedenborgianer oder Glieder der Kirche des neuen Jeruſalems (ſ. d. Art. Swedenborg), die beide auf dem Gebiete der Lutheriſchen Kirche entſtanden ſind. Ein verfehlter, obwohl merkwürdiger Verſuch, die natürliche Religion zur öffentlichen zu machen, war das während der Revolution zu Paris entſtandene und wieder erloſchene kirchliche Inſtitut der Theophilanthropen (ſ. d. Art.). Auf demſelben Wege des Naturalismus, doch nichts weniger als philoſophiſch, wie dies moderne kirchliche Meteor, zeigte ſich 1781 eine aus armen, unwiſſenden Landleuten beſtehende Deiſtengemeinde in Böhmen, die ſich Abrahamiten nannte und im Vertrauen auf Joſeph II. Toleranzedict aus ihrer Dunkelheit hervortrat, aber ihre Offenherzigkeit ſehr bereuen mußte, da Joſeph ſie an die türkiſche Grenze verſetzen und durch grauſame Mißhandlungen bekehren ließ, weil ſie ſich weder als Chriſten noch als Juden ausweiſen konnten. Chriſtlicher iſt die 1802 zu Delft geſtiftete proteſtantiſche Secte, die ſich Christo sacrum nennt (ſ. d. Art.). Außer dieſen eigenthümlich geſtalteten Religionsgeſellſchaften ſind noch eine Menge theologiſcher und ſchwärmeriſcher Parteien im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrh. mit Secten̄namen belegt worden, obwohl ihre Anhänger nur durch das Band gemeinſchaftlicher Meinungen zuſammenhingen, und keine kirchlich abgeſonderten Secten bildeten. Die vorzüglichſten unter ihnen ſind die von einem Erjeſuiten und Prediger zu Middelburg, Johann Labadie, um 1666 geſtifteten Labadiſten, die, übereinſtimmend mit dem reformirten Lehrbegriff, nur durch fromme Bußübungen, mönchiſche Disciplin und Gemeinſchaft der Güter eine der erſten Chriſtengemeinde ähnliche heilige Familie bilden wollten und ſich nach dem Tode ihres Hauptes 1674 noch einige Zeit zu Wiewarden in Friesland erhielten; die Böhmiſten, die nach dem eifrigſten Bewunderer Jacob Böhme's, dem Theoſophen Gichtel, welcher das Prieſterthum Melchiſedeks wiederherſtellen wollte, Gichtelianer und wegen ihres Beſtrebens nach engelgleicher Reinigkeit des Wandels Engelsbrüder hießen, auch im Anfange des achtzehnten Jahrh. zu Altona, Leyden und Amſterdam Privatverſammlungen hielten, aber keine bleibende Secte conſtituiren konnten (vergl. über ihre Meinungen d. Art. Böhme); die ihnen verwandten Philadelphier oder Engelsbrüder in England, welche Johanna Leade ſchon gegen Ende des ſiebzehnten Jahrh. nach Böhmiſtiſchen Phantaſien zu einer vorübergehenden theoſophiſchen Partei vereinigte; die Dippelianer, welche den Gichtelianern in der Verehrung der Böhmiſchen Schriften ähnlich, doch mehr der Alchymie und Goldmacherei ergeben waren (vergl. d. Art Dippel); die Pietiſten (ſ. d. Art.) und die in vielfältigen Formen und Arten der Schwärmerei überall verbreiteten Chiliaſten oder Anhänger der Lehre vom tauſendjährigen Reiche (ſ. d. Art.). Billig begreift man alle dieſe Parteien und die theoſophiſch myſtiſche Schule Lavaters, ſo wie die jetzt in Schwaben und der Schweiz ſehr anſehnliche chiliaſtiſche Schule Jung

Stillings unter dem Namen harmloſer Separatiſten, die bei einiger Abneigung gegen das kirchliche Chriſtenthum ihren Träumen lieber im Stillen durch das Leſen der beliebten Schriften ihrer Meiſter und Geiſtesverwandten, und durch Unterhaltung andächtiger Privatzuſammenkünfte Nahrung geben, als die öffentlichen Anſtalten der Staatskirchen ſtören mögen. Im Allgemeinen ſcheint die Neigung zur religiöſen Sectirerei jetzt ſchwächer als ſonſt, und wenn die orientaliſchen Secten gewiß noch lange über ihre alten Formen halten, die Zeit nicht fern, wo beſonders die zum Miſticismus geneigten Secten und Parteien im Occident theils von der Aufklärung erkältet, theils durch die ihnen gewährte Freiheit ſorglos gemacht, das Gepräge ihrer urſprünglichen Eigenthümlichkeiten verlieren werden. Die Pöſchelianer in Öſterreich und ähnliche Schwärmer in Sachſen, von denen man im J. 1819 hörte ſind ſchon wieder verſchwunden. E.

Section nennt der Anatom das kunſtmäßige Öffnen thieriſcher oder menſchlicher Leichen, zur Unterſuchung der körperlichen Beſchaffenheit. Den Kopf zu öffnen, werden die den Kopf bedeckenden weichen Theile durch einen Kreuzſchnitt geſpalten, der Knochen entblößt, und dieſer rundum durchgeſägt, damit ſich das obere Stück gleich einem Deckel abheben laſſe. Auf der Bruſt wird die Haut ſammt dem Fleiſche bis auf die Knochen der Bruſt durchſchnitten, dieſe entblößt und die Rippenknorpel von den Rippen abgetrennt; das losgemachte Bruſtbein wird vom Anatom abgehoben. Zur Öffnung des Unterleibes führt der Anatom einen Kreuzſchnitt, der den Nabel nicht verletzen darf. Die gerichtliche Unterſuchung der Leichen (legale oder gerichtliche Section) erfodert vorzügliche Genauigkeit, weil es oft darauf ankommt, Verletzungen nachzuſpüren und ihre Tiefe, ſo wie die Richtung, mit welcher ſie in innere edle Organe eindringen, ſo anzugeben, daß dem Anatomen nicht der Vorwurf gemacht werden kann, er habe ſie erſt durch ſeine Inſtrumente herbeigeführt oder vergrößert. Auch giebt die Criminalordnung an, daß bei gerichtlichen Leichenöffnungen der gehörigen Deutlichkeit wegen alle drei Höhlen des Körpers geöffnet werden müſſen. F.

Sector, der Ausſchnitt einer Figur, insbeſondre Ausſchnitt eines Kreiſes, der aus zwei Halbmeſſern und einem Kreisbogen beſteht.

Seculariſation, Seculum, ſ. Säculariſation, Säculum.

Secunde bedeutet 1. den 60. Theil einer Minute. 2. In der Muſik wird dadurch jeder höhere Ton des zunächſt unter ihm liegenden oder mit andern Worten das Intervall einer Tonſtufe bezeichnet; ſie iſt entweder klein, oder groß, oder übermäßig. 3. Beim Fechten heißt Secunde die zweite und nächſte Bewegung, nachdem man den Degen gezogen hat; ſie iſt eine der Hauptbewegungen, und wird ſowohl unter als über dem Arm, auch wohl bisweilen inwendig geſtoßen.

Secundus (Johannes), ſ. Johannes Secundus.

Sedaine (Michel Jean), einer der ausgezeichnetſten franzöſiſchen Schauſpieldichter, Mitglied der ehemaligen franzöſiſchen Akademie, und Secretär bei der Akademie der Baukunſt. Er war geboren 1719 zu Paris, wo ſein Vater Baumeiſter war, aber bei ſeinem Tode ſeine Familie in großer Dürftigkeit hinter-

ließ. Daher mußte der junge Sedaine als gemeiner Maurer arbeiten, um ſeine Mutter und zwei jüngere Brüder zu ernähren. Durch ſeinen Fleiß brachte er es dahin, daß er Meiſter werden konnte; doch veranlaßte ihn ſeine Liebe für das Theater, mehrere dramatiſche Stücke zu verfertigen, die mit Beifall aufgenommen wurden. 1754 wurde er von Monet, dem Director der komiſchen Oper, bewogen, ſich als Schauſpieler ganz der Bühne zu widmen. Seine glücklichen Talente belebten das faſt verlaſſene Theater. Er ſtarb 1797 im Mai, 78 Jahr alt. Sedaine war Verfaſſer einer großen Menge von Schauſpielen, beſonders der leichtern, mit Muſik begleiteten Art. Einige, beſonders der Deſerteur, Röschen und Colas, und der König und der Pächter (le Roi et le Fermier), der philosophe sans le savoir (auch von Gotter überſetzt) ſind noch bei ſeinen Lebzeiten mehr als hundertmal aufgeführt worden. Außerdem hat er mehrere kleinere Gedichte, unter denen ſich eine Epiſtel an ſein Kleid beſonders auszeichnet, hinterlaſſen. Sedaine kannte vollkommen die Wirkung theatraliſcher Täuſchung, und wußte ſie gut zu benutzen. Sein Dialog iſt leicht und natürlich, aber etwas incorrect. Überhaupt laſſen ſich ſelbſt ſeine vorzüglicheren Stücke beſſer ſehen, als leſen. Seine Werke ſind geſammelt unter dem Titel Oeuvres de Sedaine, 4 Vol. 1777, zu Paris (in 12.) herausgekommen.

See. Verſchieden in der Bedeutung ſind die See und der See. Jenes iſt einerlei mit Meer (ſ. d.), dieſes bezeichnet ein vom Lande allenthalben umgebnes Gewäſſer, das daher auch Landſee heißt und durch ſeine Größe von dem Teiche unterſchieden iſt. Einige Seen ſind von ſolchem Umfange, daß man für ſie auch das Wort Meer gebraucht, z. B. das kaspiſche Meer, das todte Meer. Man pflegt die Seen in urſprüngliche und neuentſtandne einzutheilen. Jene ſind ſo alt, wie die jetzige Geſtalt unſerer Erde, dieſe verdanken ihren Urſprung meiſtentheils großen Überſchwemmungen und Durchbrüchen der Flüſſe und Ströme. Man unterſcheidet vier Arten der beſtändigen Seen: 1. ſolche, die keinen Fluß weder aufnehmen noch ergießen, ſondern blos durch Quellen auf ihrem Grunde, durch Schnee und Regenwaſſer gefüllt werden; 2. ſolche, die zwar keinen Strom empfangen, wohl aber einen oder mehrere entſenden, wie der Wolgaſee, der Odiumſee, der Ozero oder weiße See, der Tſchamiſee und viele andere, deren eigne Quellen ſo reichlich fließen, daß eine ſolche Entledigung des überflüſſigen Waſſers nöthig wird; 3. ſolche, die Flüſſe aufnehmen, nicht aber ausſtrömen, wie der Genferſee, das todte und das kaspiſche Meer, die als Anſammlungen des in ein tiefes Becken ſtrömenden Flußwaſſers anzuſehen ſind und die eben ſo viel durch Verdunſtung verlieren, als das beſtändig zufließende Waſſer beträgt; endlich 4. ſolche, die Flüſſe aufnehmen und ausſenden. Diejenigen derſelben, welche mehr Waſſer empfangen als wieder ausſtrömen, verlieren den Überfluß durch Verdunſtung; die, welche weniger empfangen als ſie ausſtrömen, empfangen das Mehr durch Quellen; die endlich, welche ungefähr eben ſo viel empfangen als ſie ausſtrömen, empfangen durch Quellen ſo viel, als ſie verdunſten. Die mehrſten Seen haben weder Zuflüſſe noch Abflüſſe; dennoch nimmt ihr Waſſer ab und zu, je nachdem die Witterung trocken oder feucht iſt.

Seebäder. Es iſt eine alte Erfahrung, daß Bäder in der See genommen, gegen viele Zufälle heilſam ſind; die See ſteht in dieſer Hinſicht vielen berühmten Mineralquellen an der Seite. Man hat aber erſt zu Ende des vorigen Jahrhunderts bequeme Seebadeanſtal-

ten anzulegen angefangen, wie zu Dobberan an der Oſtſee (Vogel, Belehrung der Badegäſte zu Dobberan, Roſtock 1798), zu Travemünde, auf der Inſel Norderney in Oſtfriesland (C. F. W. v. Halem über die Seebadeanſtalt auf der Inſel Norderney, Aurich 1802) und zu Curhaven. Die Beſtandtheile des Seewaſſers ſind Kochſalz, ſalzſaure Talkerde, etwas Gyps, Bitterſalz und Harzſtoff; doch iſt der Gehalt an Salz in dem ſüdlichen Waſſer ſtärker, als in dem nördlichen. Bei der Anwendung dieſes Waſſers als Bad darf man indeſſen nicht allein auf die Beſtandtheile Rückſicht nehmen und ſeine Heilwirkungen darnach beurtheilen, ſondern es kommen noch in Betracht die ſtarke Bewegung der Wellen, wodurch die See mechaniſch auf den Körper wirkt, und die mit Waſſer ſehr geſättigte Seeluft, welche vielleicht noch andere unbekannte Beſtandtheile enthält. F.

Seefahrer, ſ. Reiſen.

Seegeſetze. Mit dem Worte Seegeſetze bezeichnet man theils die privatrechtlichen Beſtimmungen, welche ſich auf den Seehandel und die Seefahrt der einzelnen Völker beziehen, theils die völkerrechtlichen Gebräuche und Regeln über dieſelben Gegenſtände. Erſtere beruhen größtentheils auf den beſondern poſitiven Anordnungen der einzelnen Staaten, wiewohl auch in Ermangelung derſelben die Geſetze andrer Staaten nicht ſelten als ſubſidiariſche Rechtsquelle benutzt werden, wie es vorzüglich mit verſchiedenen ältern Geſetzſammlungen über das Seerecht, unter denen das bekannte Consolato del mare vornehmlich angeführt zu werden verdient, der Fall iſt. Ungleich ſchwankender und beſtrittener aber ſind die völkerrechtlichen Beſtimmungen über das Seerecht, indem die in dieſer Rückſicht entſtehenden Streitfragen der Strenge nach keinesweges nach den einſeitigen Verfügungen und Anordnungen eines einzelnen Staates, wiewohl leider nur zu häufig die Praxis dieſelben als Regel und Richtſchnur befolgt, ſondern vielmehr nach den zwiſchen den einzelnen betreffenden Staaten beſtehenden Verträgen und den allgemeinen völkerrechtlichen Gewohnheiten und Gebräuchen entſchieden werden ſollen. Die Streitfragen können theils das Seerecht in Friedenszeiten, theils in Kriegszeiten betreffen, und wiewohl die meiſten Verträge auch auf den letztern Fall, der am häufigſten zur Sprache zu kommen pflegt, gewöhnlich nähere Beſtimmungen zu enthalten pflegen: ſo hat dennoch leider die Erfahrung gelehrt, daß in Kriegszeiten der obſiegende Theil nur zu leicht unter mancherlei Vorwänden ſich ſeinen übernommenen Verpflichtungen zu entziehen ſucht, während die Verſchiedenheit der Meinungen, welche unabhängig von den Verträgen über die Grundſätze des Völkerrechts ſelbſt herrſcht, noch ſeltener eine befriedigende Auskunft finden läßt. Cz.

Seehandel. Von den beiden Hauptzweigen, in welche der Handel zerfällt, dem Land- und Seehandel, iſt letzterer in den neueren Zeiten der ungleich wichtigſte geworden. So lange noch die Schifffahrtskunde wenig ausgebildet war, und die Schifffahrt ſich größtentheils auf die Fahrt längs der Küſten beſchränkte, blieb der Landhandel bei weitem der wichtigſte; ſo größtentheils im Alterthum und während des geſammten Mittelalters. Vorzüglich war es das Mittelmeer, welches im Mittelalter die Hauptſtraße für den Seehandel bildete, welcher größtentheils von den an demſelben gelegenen italieniſchen und ſpaniſchen Seeſtädten und von den kleinen Freiſtaaten betrieben ward, ſchon deßhalb aber fortwährend von geringer Wichtigkeit blieb. Die univerſalhiſtoriſche Wichtigkeit deſſelben begann

erſt mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts, ſeitdem durch die Entdeckung des Seeweges nach Oſtindien und Amerika der große Ocean die Hauptſtraße für den Seehandel ward, und die weſtlichen und ſüdlichen europäiſchen Mächte, — anfangs Portugal und Spanien, dann Holland und England, — an die Stelle der kleinen Staaten traten, die ſich früher mit demſelben vornehmlich beſchäftigt. Schon dadurch mußte die Wichtigkeit des Seehandels beträchtlich vermehrt werden, noch mehr aber dadurch, daß von jetzt an bei dem fortwährend ſteigenden Verbrauche der Erzeugniſſe beider Indien und bei der größern Leichtigkeit, dieſelben durch Europa zu verführen, derſelbe immer mehr Welthandel ward. Seitdem aber die Europäer unmittelbar den Handel mit Amerika und Oſtindien zu treiben begonnen, wurden dort Niederlaſſungen und Colonien von ihnen angelegt, und dieſe ſo wie der Seehandel überhaupt bald als eine der vornehmſten Quellen des Wohlſtandes der Staaten betrachtet. Vorzüglich war dies der Fall ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts, ſeit welcher Zeit das Merkantilſyſtem von den mehrſten Staaten immer allgemeiner und eifriger befolgt ward. Indem die Staaten aber dieſem Syſteme gemäß ihr Streben immer mehr auf den Beſitz von Colonien und deſſen Bedingung, den Seehandel, richteten, ward letzterer eine der Haupttriebfedern der europäiſchen Politik und erhielt einen Einfluß wie nie zuvor. Faſt alle Kriege, welche in den letzten hundert und funfzig Jahren die Ruhe von Europa ſtörten, waren mehr oder weniger Handelskriege. Cz.

Seehandlungs-Societät in Preußen. Dieſes iſt eine königliche Handelsgeſellſchaft, welcher das Monopol des Handels mit Seeſalz und Wachſen gegeben wurde, jedoch iſt es ſeit 1794 auf den erſteren Gegenſtand allein eingeſchränkt. Die Geſellſchaft wurde zuerſt im Jahr 1772 auf zwanzig Jahre, ſodann von neuem auf drei Jahre und endlich im Jahr 1794 bis zum 1. Januar 1808 octroirt, und erfuhr in ihren Privilegien binnen dieſer Zeit mancherlei Veränderungen. Eine Erweiterung ihrer Octroy für die folgenden Jahre iſt nicht öffentlich bekannt geworden; ſie ſcheint daher in ihren alten Rechten bis jetzt fortzubeſtehen. Ihr Handelscapital wurde anfänglich außer einem Einſchuſſe aus dem Schatze durch 2400 Actien à 500 Thaler zu Stande gebracht. Den Actionärs wurden jährlich 10 Procent Dividende unter königlicher Garantie geſichert; im Jahr 1794 aber wurde dieſe Dividende auf 5 Procent herabgeſetzt. Die Actionärs werden als reine Capitaliſten betrachtet, und haben durchaus keinen Antheil an der Verwaltung der Geſchäfte der Compagnie, ſondern dieſe wird ausſchließlich von einer beſondern Direction unter dem Finanzminiſterio, welche in Berlin ihren Sitz hat, beſorgt. Bei der Erneuerung der Octroy im J. 1794 wurde ihre Zahl auf 3000 beſtimmt, und ihrer Vermehrung noch Raum gelaſſen. Gleich bei ihrer erſten Stiftung erhoben ſich viele Stimmen gegen den Nutzen dieſer Geſellſchaft, durften aber unter der Regierung Friedrichs II. nicht laut werden. Deſto ſtärker wurde ſie unter den folgenden Regierungen angegriffen, die es daher auch für rathſam fanden, ihre Privilegien mehr und mehr einzuſchränken und den Eingriffen, welche ſich die Compagnie in den Privathandel erlaubte, möglichſten Einhalt zu thun. Den ſtärkſten Angriff auf ſie hat der verſtorbene Profeſſor Kraus gethan, und ſchwerlich möchte ſie ſich gegen die von ihm aufgeſtellten Gründe vertheidigen laſſen. Die Gründe, welche ſonſt das Etabliſſement einer großen Staatshandelscompagnie anzurathen ſchei-

nen, weil nämlich ein noch nicht vorhandener Handel in Gang gebracht werden ſoll und die Kräfte der Privatleute nicht hinreichen, ihn zu begründen, weil beſonders der mächtige Schutz des Staats dazu nöthig iſt u. ſ. w., waren für die Errichtung der preußiſchen Seehandlungs-Societät durchaus gar nicht vorhanden. Denn der Seeſalzhandel in den preußiſchen Oſtſeehäfen war ſchon lange in dem größten Flor. Es fehlte dazu gar nicht an Capital, ja er wurde ſelbſt mit einem ſehr geringen inländiſchen Capitale geführt, da Holländer und Engländer das Seeſalz mit ihren Capitalen einkauften, es den preußiſchen Kaufleuten zuführten, und ihnen es ſogar auf Credit gaben. Preußen benutzte alſo bei dieſem Handel viele fremde Capitale, und konnte ſeine eignen auf andere nützliche Induſtriezweige verwenden. Die fremden Schiffe fanden in dem Reize, Salz einzubringen, einen Sporn, die preußiſchen Häfen in Menge zu beſuchen, und die fremden Kaufleute kauften gern in Königsberg u. ſ. w. Producte weil die Menge der ſtets vorhandenen Salzſchiffe ſehr billigen Frachtlohn verſprach. Auch die eigne Rhederei blühte durch dieſen Handel auf, da in den königsberger Schiffen die preußiſchen Waaren wohlfeil in die Länder verführt werden konnten, wo ſie im Salze ſichere Rückfrachten fanden. Der Zug von polniſchen und ruſſiſchen Waaren nach Königsberg wurde dadurch ebenfalls ermuntert und gab den preußiſchen Kaufleuten große Gewinnſte und den Schiffen volle Ladung; das eingeführte Seeſalz gab zugleich das Mittel, wodurch die Kaufleute in Königsberg die Polen und Ruſſen bezahlen konnten u. ſ. w. Dieſer ganze herrliche Handelsſtamm wurde durch die Errichtung der Seehandlungs-Societät gänzlich ausgerottet. Die Compagnie mußte den ganzen Salzhandel mit eignem Capital führen und zog daſſelbe aus andern Gewerbzweigen heraus, die, da die Actien beſonders von Einwohnern der Mark, Magdeburg u. ſ. w. gekauft wurden, in jenen Provinzen verkümmerten. — Die neue Handelscompagnie kaufte das Salz in Frankreich und England nun direct, und ließ durch ihre Commiſſionäre es an Ort und Stelle durch daſige Schiffe anhero führen. Dieſer Umſtand vertrieb die Holländer, und da dieſe keine Oſtſeeproducte in Königsberg mehr zu kaufen kamen, ſo blieben auch die Producte der Ruſſen und Polen weg. Dieſe zogen ſich nach Riga und Libau. Als man mit der Zeit die begangenen Fehler einſah, ſuchte man ſie zwar wieder gut zu machen, indem man die freie Anfuhr des Seeſalzes durch fremde Schiffe wieder zu begünſtigen, auch der königsberger Kaufmannſchaft wieder einigen Antheil an dem Salzhandel zuzuwenden ſuchte. Man drang von Seiten der Regierung ſelbſt auf Erniedrigung der Salzpreiſe, als welche die Compagnie bis zur Ungebühr erhöht hatte. Aber nie hat der Schade, der durch dieſe monopoliſtiſche Compagnie in dem Nationalreichthum angerichtet wurde, wieder ganz gut gemacht werden können. Und es beweiſ't die Geſchichte dieſer Staatshandelscompagnie mehr als irgend einer andern, daß monopoliſtiſche Handels-Societäten für den Nationalreichthum ſchädlich, und ſelbſt für den Finanzſtand wenig ergiebig ſind. Der ganze Vortheil, den die Seehandlungs-Societät dem Staate brachte, beſtand nach dem Edicte vom 4. März 1794 jährlich in 44,000 Reichsthalern, wovon 14,000 Reichsthl. an die Invaliden und 20,000 an die Zoll- und Accisecaſſe gezahlt werden ſollten. Dafür gab ſie keinen Zoll für den Eingang des Salzes, ihre Schiffe waren gleichfalls frei, und die Generaladminiſtrationskoſten mußten auch noch vom Staate beſtritten werden. Wenn man nun

noch rechnet, was die Kaufleute ſonſt an Zoll für Einführung von Seeſalz und von den Schiffen bezahlten und was ſonſt noch von ihren Gewinnſten den Staatscaſſen zufloß; ſo übertraf dieſes gewiß jene Summe weit. Was mag vollends die Regierung an dieſer Compagnie im J. 1807 verloren haben, wo ihr, laut Publicandums vom 22. Dec. 1809, der Feind alle ihre Salzvorräthe weggenommen hatte, und ſie ſich doch nachher verpflichtet hielt, die Actionäre aus ihrer Taſche zu bezahlen und den ganzen Schaden aus dem Staatsſchatze zu vergüten! — Dieſe Verluſte würden gar nicht Statt gefunden haben, wenn der Seeſalzhandel ein Privathandel geblieben wäre. — Es würden ſich leicht noch mehrere nachtheilige Wirkungen dieſes Inſtituts für den Nationalreichthum und die Privatgewerbe zeigen laſſen, wenn hier der Ort dazu wäre. Bei den jetzt herrſchenden beſſern Einſichten der Adminiſtrations- und Finanzbehörden läßt ſich hoffen, daß dieſes Monopol, ſobald es nur irgend ohne allzu empfindliche Opfer geſchehen kann, aufgehoben werden wird.

Seekrankheit nennt man die Beſchwerden, von welchen Schiffahrer befallen werden, die der ſchaukelnden Bewegung des Schiffes nicht gewohnt ſind. So wie nämlich von manchen das Fahren im Wagen nicht gut vertragen werden kann, ſondern manche Beſchwerden, z. B. Schwindel, Übelkeit, Erbrechen ꝛc., veranlaßt; ſo findet daſſelbe, aber in viel höherm Grade und viel allgemeiner, bei den zur See Reiſenden Statt. Selten findet man einen, der nicht wenigſtens bei den erſten Seereiſen von der Seekrankheit litte; viele, die nur kleine Seereiſen machen, werden bei einer jeden aufs neue davon befallen. Es beſtehen aber die Zufälle ſelbſt in hohem Grade von Übelbefinden, Übelkeit, Ekel und Abneigung vor Speiſen; mit einiger Erleichterung ſtellt ſich dann Erbrechen ein, welches aber oft wiederkommt und die Leidenden, zumal ſonſt Schwächliche und Frauen, immer ſehr mitnimmt. Alle dieſe Beſchwerden vermehren ſich, wenn der Kranke auf iſt, er wird daher genöthigt, liegen zu bleiben. Sie ſind ſchlimmer, wenn das Meer unruhig oder von Stürmen bewegt iſt. — So läſtig auch die Beſchwerden ſind, ſo will man doch nie einige Gefahr beobachtet haben; im Gegentheil ſieht man, daß ſich längſtens die Beſchwerden ſogleich verlieren, wenn der Kranke an das Land ſteigt. — Kehrt der Appetit ſchon auf den Schiffen wieder, ſo iſt dies ein Zeichen von Beſſerung. — Um die Beſchwerden zu erleichtern, bedient man ſich gewöhnlich des Citronenſaftes mit Zucker. Aromatiſche und ſpirituöſe Einreibungen in die Magengegend könnten auch nützlich ſein. B. P.

Seekrieg. Seekriege im ſtrengeren Sinne ſind in Europa erſt ſeit der größeren Ausdehnung, welche der Seehandel erhalten, und der dadurch bewirkten Entſtehung von Seeſtaaten und Seemächten geführt worden. In dem größten Theile des Alterthums, ſo wie das geſammte Mittelalter hindurch, war der Seekrieg nur ein weniger bedeutender Zweig des Landkrieges, welcher letztere fortwährend die Hauptſache blieb. Damals wurden immer Handelsſchiffe ſchnell zu dem Kriege ausgerüſtet und größtentheils mit Landſoldaten bemannt. Seitdem aber der Seehandel durch die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seeweges nach Oſtindien immer mehr ausgebreitet und vervollkommnet worden, und die europäiſchen Mächte immer mehr auf die Erlangung von Colonien ihr Augenmerk gerichtet, entſtanden bald bloße See- und Handelskriege und damit zugleich Seemächte, indem jetzt eigene Kriegsſchiffe erbaut und be-

reit gehalten wurden. So iſt in den neuern Zeiten, das heißt, vorzüglich in den letzten hundert und funfzig Jahren, der Seekrieg immer wichtiger und unabhängiger vom Landkriege geworden, mit beſondern Regeln und Gebräuchen, die nicht ſelten denen des Landkrieges durchaus entgegengeſetzt ſind. Die vorzüglichſte Verſchiedenheit der Art beſteht noch gegenwärtig darin, daß während in den Landkriegen das Privateigenthum, wenigſtens in der Regel geachtet und keinesweges als ein Gegenſtand der Feindſeligkeiten angeſehen wird, in Seekriegen hingegen das Privateigenthum, wie das Eigenthum des Staats, als vollgültiger Gegenſtand der Feindſeligkeiten betrachtet wird. Es iſt dieſes Verfahren oft unbedingt getadelt worden, ohne zu bedenken daß falls man ſich im Seekriege durchaus ſtreng nach den Regeln des Landkrieges richten wollte, erſterer in manchen Fällen von ſelbſt würde aufhören müſſen, ſobald z. B. eine Seemacht ſo übermächtig geworden, daß ſie die Niederlaſſung der Feinde eroberte und ihre Kriegsflagge von dem Meere vertriebe. So mag daher die Wegnahme des Privateigenthums in Seekriegen gewiſſermaßen als Stellvertreter der in Landkriegen gebräuchlichen Brandſchatzungen und gezwungenen Lieferungen angeſehen werden, wogegen freilich nicht überſehen werden darf, daß in ſo fern Einzelne durch dies Verfahren in Seekriegen unverhältnißmäßig hart beeinträchtigt werden, daſſelbe allerdings vorzüglich hart und unbillig erſcheint, und die dagegen vorgebrachte Entſchuldigung, daß zumal in neueren Zeiten durch die größere Verbreitung der Verſicherungen der Schaden dennoch einigermaßen gleichmäßig vertheilt werde, möchte wohl nur in einzelnen ſeltenen Fällen als befriedigend angenommen werden können. CS.

Seeland (holländ.) oder Zeeland, eine Provinz des jetzigen Königreichs der Niederlande. Sie beſteht aus 15 bis 16 größern und kleineren Inſeln, die von den Ausflüſſen der Schelde und Maas in das deutſche Meer gebildet werden. Sie grenzt gegen Norden an die Provinz Holland, gegen Oſten und Süden an Brabant und Flandern und gegen Weſten an das deutſche Meer. Die Hauptinſeln dieſer Provinz heißen Walcheren mit der Hauptſtadt Middelburg (ſ. Middelburg), Nord- und Süd-Beveland, Tholen und Schouewen. Das Klima iſt ſehr feucht und überaus ungeſund, aber der Boden deſto fruchtbarer, und bringt vortrefflichen Weizen, Krapp und andere Producte hervor. Die Weiden ſind mit Herden des ſchönſten Rindviehes bedeckt. Dieſe Provinz hat auf 20 Quadratmeilen 82,000 Einwohner, 9 Städte und 105 Dörfer. Unter der franzöſiſchen Herrſchaft erhielt Seeland (1810) den Namen des Departements der Schelde-Mündungen (bouches de l'Escaut).

Seeland (däniſch), iſt die größte und wichtigſte Inſel der Monarchie. Sie liegt zwiſchen dem Kattegat und der Oſtſee, iſt 16—17 Meilen lang, 13—14 Meilen breit, und hat 250,000 Einwohner. An Getreide iſt ſie überaus fruchtbar; beſonders hat ſie vortreffliche Vieh- und Pferdezucht. Auf ihr befindet ſich, außer mehrern mittlern und kleinern Städten, königlichen Luſtſchlöſſern und der bekannten Feſtung Helſingör, auch die Haupt- und Reſidenzſtadt Kopenhagen (ſ. Copenhagen). Zu dem Stifte (Stiftsamte — ſo viel als Statthalterſchaft) Seeland gehören, außer der Inſel dieſes Namens, noch die Inſeln Samſoe, Moen und Bornholm.

Seele. Die Erklärung derſelben iſt in die Hauptſchwierigkeit verwickelt, daß die Schöpferin aller Gedanken nicht ſelbſt wieder ein

Gedanke ſein, und daher nicht in einen Begriff gefaßt werden könne. Wenn die Speculation ſelbſt nur ein einzelner Ausfluß der Seele iſt, ſo fragt ſich: kann der Theil das Ganze, die einzelne Function die Natur der Kraft, aus der ſie quillt, das Abbild das Weſen ſeines Urbildes in ſich aufnehmen? So wenig dies möglich iſt, ſo hat ſich doch der menſchliche Geiſt jederzeit ein Bild von der Seele entworfen, und ihr Prädicate zugetheilt, die ſie von allem Theilbaren, Nothwendigen und Vergänglichen gänzlich entfernen. Denn das, was alles erkennt, idealiſirt und erſtrebt, kann nicht wieder in der Reihe des Erkannten, Idealiſirten und Erſtrebten befangen ſein. Daher wurden der Seele die Prädicate der Einfachheit, der Freiheit, der Immaterialität und Unſterblichkeit geſchenkt. Plato hat ſich die doppelte Aufgabe vorgeſetzt: was war der Zuſtand der Seele vor ihrer Vereinigung mit dem Körper? Und was wird ſie nach dem Tode ſein? Da hier weder Vernunft noch Erfahrung etwas beſtimmen, kein ſterbliches Auge zuſehen und mithin keine Analogie zureichen kann, ſo nimmt Plato mythiſche Darſtellungen zur Hülfe, die aber neben der ſchönen Dichtung dennoch einen hohen wiſſenſchaftlichen Werth verrathen. Ein erhabener Gedanke iſt, daß die Seele vor ihrem Zeitleben mit den Ideen Wahrheit, Schönheit und Tugend vereinigt ſei, und von denſelben abfalle, ſobald ſie in eine Erſcheinungswelt übergehe, jedoch derſelben während des Lebens mehr oder weniger theilhaftig werde und ſie von den Trübungen läutere. Dieſer Gedanke verknüpft ſich mit einem rein wiſſenſchaftlichen Intereſſe. Denn da die Ideen Wahrheit, Schönheit und Tugend wahrhaft unendlich ſind und jede derſelben im Menſchen einen Zug bildet, der ihn über alles Endliche zu erheben ſtrebt; ſo läßt ſich von dieſem Zuge aus der Schluß auf die Seele ſelbſt machen, daß ſie eine unendliche Potenz ſein müſſe. An das Prädicat der Unendlichkeit aber ſchließen ſich die der Immaterialität, Freiheit und Unſterblichkeit an, und ſo ſteht dann die Seele, als ein ewiges Princip, der Materie, als einem Zeitlichen gegenüber. Wem der ſpeculative Werth dieſer Folgerung nicht genügt, dem mögen dann die der Seele angeſtammten Vermögen, wie das Ahnungsvermögen, das Gewiſſen und der Glaube, für jene hohen Prädicate der Seele noch weitere Bürgſchaft leiſten. Denn der ewige Zug, der in ihnen waltet, ſchließt alle Erklärung aus dem Zeitlichen und Endlichen aus. Eine unläugbare Wahrheit bleibt es, daß der Nebelſchleier des Scheins zwar das Endliche, Vergängliche, Relative zu trüben vermöge, aber nie das Unendliche, das Weſen, das Abſolute. Darum kann zwar eine Vorſpiegelung des Scheins in das Zeitleben der Seele fallen, aber die ihr eingebornen Ideen, welche alles Endliche ordnen, leiten und dem Unendlichen zuführen, können kein Schein ſein. Betrachtet man die Seele unter dieſer Anſicht, ſo fallen mehrere untergeordnete Bedeutungen derſelben weg, wie z. B. die Mehrfachheit der Seelen in einem Subject. So nahmen die Stoiker eine ſinnliche und unſinnliche Seele an, Plato eine ſinnliche, vernünftige und verſtändige Seele. Eben ſo wenig hat man nöthig, außer dem Gegenſatz von Seele und Leib noch einen höhern zwiſchen Geiſt und Materie anzunehmen. Recht angeſehen, iſt die Seele die Urkraft, aus der, wenn ſie von dem ihr fremdartigen Princip der Materie ſollicitirt wird, alle untergeordneten Kräfte abſtammen. Alle Vermögen und Functionen der Seele bilden einen geiſtigen Organismus, welchen ſie mit ihrer Urkraft erfüllt und belebt.

Seelenlehre, ſ. Pſychologie.

Seelenverkäufer. Mit dieſer berüchtigten, in Holland und beſonders in Amſterdam ihr Weſen treibenden Claſſe Menſchenmäkler hat es folgende Bewandtniß. Dieſe Seelen-, oder wie ſie auch heißen, Zettelverkäufer nehmen dürftige Leute, die als Matroſen oder Soldaten nach Oſtindien gehen wollen, auf, und unterhalten ſie ſo lange, bis die oſtindiſche Compagnie dergleichen verlangt, dann ſtellen ſie ihr dieſelben vor. Nimmt die Compagnie ſie an, ſo bekommt der Zettelverkäufer einen Transportzettel oder Schuldbrief auf 150 Gulden, welche, wenn der Verkaufte am Leben bleibt, dieſem von ſeinem Lohne abgezogen, und nach einiger Zeit an den Inhaber des Zettels bezahlt werden. Meiſtentheils aber verkaufen dieſe die empfangenen Transportſcheine an reichere Leute, die nun davon wieder ihren beſondern Gewinn ziehen. Eigentlich alſo iſt dieſe Einrichtung für arme Leute, die ſich zu dem Entſchluſſe, nach Oſtindien zu gehen, genöthigt ſehen, eben ſowohl, als für die Geſellſchaft ſehr nützlich; auch iſt das Andrängen der Rekruten immer ſehr ſtark; allein öfters wird auch mit jenen Zetteln, beſonders den ſogenannten Monatszetteln (wo nämlich ein Angeworbener ſeinen Hinterlaſſenen in Europa verſpricht, ſich jährlich ein Paar Monate am Solde abziehen, und das Geld jenen auszahlen zu laſſen) der ſchändlichſte Betrug geſpielt, dem zu ſteuern die Geſellſchaft bisher nicht ſehr geneigt zu ſein ſchien.

Seelenwanderung heißt die angebliche Veränderung des Aufenthaltes der menſchlichen Seele, vermöge deren ſie nach einander verſchiedene Körper belebt, ſeien es thieriſche, in die ſie nach dem Tode gebannt wird, oder menſchliche, in denen ſie unter die Lebendigen zurückkehrt. Da ein Erfahrungsbeweis für dieſe Hypotheſe nicht denkbar iſt, ſo muß ihr Grund in dem religiöſen Glauben an Wechſelwirkung und Zuſammenhang aller lebendigen Weſen, und an allmählige Reinigung und Rückkehr der geiſtigen Individuen zu dem gemeinſchaftlichen Urquell geſucht werden, aus welchem das Syſtem des Emanatismus alles Lebendige ausfließen läßt. Damit hängt die Lehre von der Präexiſtenz der Seele vor der Geburt auf Erden genau zuſammen; denn das irdiſche Daſein iſt nach dieſem Syſtem nur ein Punct in der Kette von Zuſtänden, welche die von Gott ausgegangene Seele zu durchlaufen hat, um endlich in ſeinen Schooß zurückzukommen. Ideen, Bilder aus dunkler Erinnerung der im vorigen Zuſtande angeſchauten göttlichen Herrlichkeit, welche der Anblick und die Empfindung des Wahren, Schönen und Guten auf Erden wieder aufregt, ſollen die bei ſolchen Anläſſen im menſchlichen Gemüth entſtehenden Ahnungen göttlicher Nähe und Gefühle überſchwenglicher Entzückung ſein. Die Religionslehre der alten Indier, in der ſich die erſten Spuren eines Glaubens an Seelenwanderung zeigen, giebt ihm dadurch eine ſittliche, auch für das gegenwärtige Leben fruchtbare Bedeutung, daß ſie, von der Vorausſetzung der moraliſchen Verderbniß und Unſeligkeit des Menſchen in dieſem Leben ausgehen, die Wanderungen der Seele nach dem Tode durch bösartige und gutartige Thiere als Bußungen und Mittel der Läuterung darſtellt. Von den Indiern ging dieſer Glaube in die Geheimlehre der ägyptiſchen Prieſterkaſte über, welche einen Kreislauf von 3000 Jahren annahm, den jede Seele nach dem Tode durch verſchiedene Thierkörper vollenden müſſe, ehe ſie in den Wohnungen der Seligen anlange. Auf dieſem Wege empfingen die Griechen den Glauben an die Seelenwanderung, welche ſie Metempſychoſis (Umſeelung

oder Seelenwechſel) und Metenſomatoſis (Körperwechſel) nannten. Pythagoras nahm ſie in ſeine Philoſophie als Zeugniß der Unſterblichkeit des Menſchengeiſtes auf. Denn nur dieſer, nicht die im Tode untergehende ſinnliche Seele (θυμός, Gemüth) ſollte nach ſeiner Behauptung von den Feſſeln des Körpers befreit in das Reich der Verſtorbenen eingehen, daſelbſt in einem Zwiſchenzuſtande längere oder kürzere Zeit verweilen und dann wieder andere menſchliche oder thieriſche Körper auf ihre Lebensdauer beſeelen, bis die Periode ſeiner Läuterung beendigt und ſeine Rückkehr zum Urquell des Lebens möglich ſei. Es ſollte der Geiſt des Pythagoras ſelbſt ſchon zum viertenmale auf Erden ſein. (S. d. Art. Pythagoras.) Die griechiſchen Myſterien kleideten die Seelenwanderung in anziehende Mythen ein, welche den Dionyſos oder Bacchus als Herrn und Führer der Seelen darſtellen. Auch hier war die Annahme einer Präexiſtenz merklich. Denn dieſe Geheimlehre unterſcheidet Neulingsſeelen, die nach dem Geſetze der Weltökonomie aus ihrem vorigen ätheriſchen oder himmliſchen Leben auf die Erde herunter getrieben zum erſtenmal als Menſchen erſchienen, von den büßenden Seelen, die zum zweiten oder drittenmale zum Einwandern in menſchliche Körper genöthigt würden, und von denjenigen Seelen, die aus Neigung zum Körper und zur Erde freiwillig herabkämen, weil entweder die Neugier oder das Wohlgefallen am Individuellen ſie herabzöge. Die griechiſchen Dichter und Philoſophen haben dieſe Mythen mannichfaltig ausgeprägt. Pindar läßt die Seele nach einem dreimaligen tadelloſen Lebenswandel in den Inſeln der Seligen anlangen. Plato dehnt den Zeitraum bis zur völligen Rückkehr der Seelen in den Schooß der Gottheit auf 10,000 Jahre aus, in denen ſie Menſchen- und Thierkörper zu durchwandern hätten. Plotin unterſcheidet eine Verpflanzung der Seelen aus unſichtbaren, ätheriſchen Körpern in irdiſche und eine Wanderung aus irdiſchen wieder in irdiſche. Unter den Römern haben Cicero und Virgil ſich auf dieſe Lehre bezogen. In der ihnen eignen ſeltſamen Manier mahlten die Rabbinen die Lehre von der Seelenwanderung aus, indem ſie annahmen, Gott habe nur eine beſtimmte Anzahl Judenſeelen geſchaffen, die daher immer wiederkämen, ſo lange es Juden gäbe, bisweilen auch zur Bußübung in Thierkörper verſetzt, doch am Auferſtehungstage alle geläutert ſein und in den Leibern der Gerechten auf dem Boden des gelobten Landes aufleben würden. Die chriſtliche Secte der Manichäer betrachtete die Seelenwanderung auch als Bußmittel. Weit war dieſer Glaube verbreitet; die alten Italier, die celtiſchen Druiden, die Scythen und Hyperboräer hatten ihn, ſo wie die heidniſchen Nationen des öſtlichen Aſiens, die kaukaſiſchen Völkerſchaften, wilde Amerikaner und afrikaniſche Neger ihn mit mancherlei Modificationen noch haben. Eine Folge deſſelben war bei den alten Ägyptiern und iſt noch jetzt bei den Hindus die Verehrung gewiſſer Thiere und die Scheu vor dem Genuß ihres Fleiſches, weil man nicht wiſſen könne, welchen Ahnherrn, Vetter und Freund man verzehre; auch die Pythagoräer wollten aus gleichem Grunde kein Thier tödten. Immer anziehend bleibt die Idee, irgend einmal in irgend einem Individuum der Vorzeit ſchon dageweſen zu ſein oder noch einmal wiederzukommen, und nicht ohne praktiſchen Nutzen die Beſorgniß, nach einem in viehiſchen Lüſten durchſchwelgten Leben nun wirklich zum Schweine zu werden, wie jene Gefährten des Ulyſſes, oder vom Throne herab zur Strafe des Blutdurſtes in einen Tiger, oder aus dem Toiletten-

zimmer für Züchtigung der Eitelkeit in einen Pfau zu fahren. Doch wie beluſtigend oder erbaulich ſolche Folgerungen auch ſein mögen, die Lehre von der Seelenwanderung wird ſich in den Augen des erleuchteten Chriſten nie über den Werth eines Traumes erheben, den ihm ſein Glaube an die ewige Fortdauer im Reiche Gottes durch eine völlig befriedigende Wirklichkeit erſetzt. Ihm iſt daher die wahre Seelenwanderung nichts anders, als die unendliche Veredlung ſeines innern Menſchen oder das Fortſchreiten zum Ziele der Vollkommenheit von Stufe zu Stufe. In welchen Formen und organiſchen Hüllen dies von Statten gehen werde, überläßt er aber dem Vater, in deſſen Hauſe viele Wohnungen ſind. E.

Seeligſprechung, ſ. Beatification.

Seemannsſchaft. Zur Bildung eines Seemanns gehört außer dem Unterricht in der Steuermannskunſt (ſ. d. Art. Schiff und Schifffahrtskunde) auch noch der in der Seemannsſchaft. Dieſe begreift alle Kenntniſſe und Fertigkeiten in ſich, welche zum Commando und zur Regierung (Manoeuvre) des Schiffs gehören, und der vollendete Seemann, welcher als Befehlshaber (Commandeur oder Capitän) ein Schiff über See führen ſoll, muß mit den Eigenſchaften des beladenen oder unbeladenen Schiffs, ſeiner Stabilität (Dauerhaftigkeit), Bewegung u. ſ. w., mit ſeiner Tackelage (Ausrüſtung mittelſt Taue, Segel, Segelſtangen, Anker u. ſ. w.), mit den zweckmäßigſten Stellungen der Segel, dem Gebrauch der Anker, Taue u. ſ. w. unter allerlei günſtigen oder gefährlichen Umſtänden, welche auf einer weiten Seereiſe vorkommen, und überdies mit den vornehmſten Seerechten und Gebräuchen ſeefahrender Nationen bekannt ſein. Zu dem Unterrichte in der Seemannsſchaft, der bisher faſt blos der Erfahrung und Übung überlaſſen blieb und daher in den Navigationsſchulen vernachläſſigt wurde, ſind Hülfskenntniſſe aus der Mechanik, Hydroſtatik und Hydraulik erfoderlich. Die genaueſten und vollſtändigen Seemannstafeln enthält Norie's Epitome of practical navigation, Lond. 1717. Bekannt iſt der engliſche Nautical Almanac, welcher jährlich herauskommt.

Seeräuberei unterſcheidet ſich von der Caperei (ſ. Caper) dadurch, daß jene von dem Freibeuter (Corſaren) unter willkürlicher Flagge aus eigner Macht gegen jedermann ausgeübt, dieſe hingegen den Unternehmern (Armateurs, Reeder) von einer kriegführenden Macht gegen den feindlichen Staat, den Seegeſetzen gemäß, durch ein Patent (Caper- oder Markebrief) erlaubt wird. Letztere iſt eine Barbarei des neuern Staats- und Völkerrechts; erſtere eine Barbarei unſers geſellſchaftlichen Zuſtandes, die ſich aus den Zeiten der älteſten Rohheit alle Jahrhunderte hindurch erhalten hat. Das einzige Beiſpiel, daß die Staaten ſelbſt die Caperei als ungerecht anerkannt und unter ſich abgeſchafft haben, enthält der Handelstractat Friedrichs II., Königs von Preußen, mit den vereinigten Staaten von Nordamerika, vom J. 1785, Art. 23. Gegen die eigentlichen Seeräuber haben die Regierungen zu allen Zeiten bald mehr, bald minder glückliche Anſtrengungen gemacht. Inſelmeere und buchtenreiche Küſten, wie die in der Levante, im perſiſchen und arabiſchen Golf, in Oſt- und Weſtindien und im chineſiſchen Meere, waren von jeher und ſind zum Theil noch die Räuberhöhlen dieſer Banden. Seekriege befördern oft ihre Ausbreitung auf eine furchtbare Art. So die Flibuſtier. (S. d. Art.) Am kräftigſten haben die Römer durch Pompejus binnen 40 Tagen die Corſaren im mittelländiſchen

Meere, meiſtens Cilicier (67 v. Chr.), unterdrückt; in der neueren Zeit die Britten die in den indiſchen Gewäſſern. Gegen die nordafrikaniſchen Seeräuber haben die Nordamerikaner ihre Flagge am wirkſamſten zu ſichern gewußt. Was der deutſche Bund und die in Hamburg zuſammengetretene antipiratiſche Geſellſchaft (nachdem ſich der vielverkündigende Verein unter Sidney Smith in Paris aufgelöſ't hat) dagegen bewirken werden, muß die Zukunft lehren. Auch der Kaiſer Alexander hat dieſen Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt; doch iſt ſeine Thätigkeit jetzt noch mit dem religiöſen und moraliſch-politiſchen Heil der europäiſchen Völker zu ſehr beſchäftigt, als daß er mehr als nur vorbereitende Schritte für jene Angelegenheit hätte thun können. Am ſchlaffſten und bis zur eignen Demüthigung kraftlos haben ſich die meiſten italieniſchen Regierungen, Portugal und Spanien in dieſer Sache gezeigt; und nie waren die Küſten d r pyrenäiſchen Halbinſel dem Unfuge der Corſaren ſo ſehr Preis gegeben, als eben jetzt. Überhaupt verhöhnen gegenwärtig (1819) ſechs verſchiedene Banden von Seeräubern die Macht der europäiſchen Regierungen: 1. die nordafrikaniſchen (ſ. Barbaresken); 2. die türkiſchen, griechiſchen und italieniſchen Abenteurer im mittelländiſchen Meere und im Archipelagus, gegen welche der Kapudan Paſcha bisweilen in See geht; 3. die ſüdamerikaniſchen, die kühnſten unter allen, welche mit der Flagge der Inſurgenten ſelbſt in den europäiſchen Gewäſſern Unfug treiben, ohne den neuen Freiſtaaten allemal anzugehören; 4. die perſiſchen und indiſchen im perſiſchen Meerbuſen, die dem indiſchen Handel vielen Abbruch thun; 5. die malaiſchen in Südoſtaſien und die Ladronen in der Südſee, die oft 2 — 300 Segel ſtark auf die Chinafahrer Jagd machen; 6. die weſtafrikaniſchen, welche die Aſhantees und andre Negerfürſten mit Hülfe der Sklavenhändler ausgerüſtet haben. K.

Seerechte. Unter Seerecht verſteht man die beſtehenden Seegeſetze (ſ. d. Art.) und die Wiſſenſchaft derſelben. Vorzüglich in unſern Tagen ſind die Seerechte der Neutralen von hoher praktiſcher Wichtigkeit geworden, indem Frankreich die Grundſätze des Seerechts, welche der Frieden von Utrecht feſtgeſetzt, als allgemein gültig wollte angeſehen wiſſen und ihre Nichtanerkennung von Seiten Englands ihm vorzüglich zum Vorwande diente, alle jene ausſchweifenden Maßregeln gegen daſſelbe zu ergreifen, die unter dem Namen des Continentalſyſtems bekannt ſind. Allgemein anerkannte Seerechte aber giebt es beinahe gar nicht, indem dieſelben größtentheils nur auf Verträgen beruhen, dieſe aber nur diejenigen Mächte verbinden, welche ſie unmittelbar unter ſich geſchloſſen, der Gebrauch aber hier eben ſo wenig genaue Regeln aufgeſtellt hat. Die Hauptpuncte, worüber zwiſchen den Neutralen und Kriegführenden ſchon ſeit längerer Zeit geſtritten worden, ſind: 1. ob frei Schiff frei Gut mache oder nicht; 2. ob unfrei Schiff unfrei Gut mache oder nicht; 3. ob ein in Friedenszeiten den Neutralen verbotener Handel ihnen in Kriegszeiten erlaubt ſein könne oder nicht; 4. wie weit ſich das Durchſuchungsrecht der Kriegführenden gegen neutrale Schiffe, die ſowohl ohne als mit Convoy ſegeln, erſtrecke; 5. was als Contrebande anzuſehen ſei und 6. welche Ausdehnung man dem Begriffe einer Blockade geben dürfe? Cz.

Verzeichniß

der

im achten Bande enthaltenen Artikel.

R	Seite 1
Raab	—
Rabanus od. Rhabanus, ſ. Maurus	-
Rabat	—
Rabbaniten	—
Rabbi	—
Rabbiniſche Sprache und Literatur	—
Rabelais (François)	2
Rabener (Gottl. Wilh.)	3
Rabuliſten	4
Rabutin (R. Gr. v. Buſſi)	—
Racan, (Marquis de)	5
Racen der Menſchen, ſ. Menſch	—
Racen der Thiere	—
Racine (Jean)	—
Racine (Louis)	8
Racknitz (Joſ. Fr., Freih. zu)	9
Radcliff (Miß Anna)	10
Radegaſt	—
Radiren, ſ. Kupferſtecherkunſt	—
Radius, ſ. Diameter	—
Radzivil	—
Raffiniren	11
Raggion	—
Ragoczy, ſ. Rakotzi	—
Raguſa	—
Rah, Raa	—
Raitzen	—
Rajah	12
Rakaniſcher Katechismus, ſ. Socinianer	—
Rakete	—
Rakotzi	—
Raleigh (Sir Walter)	13
Rallentando	16
Ramaſan	—
Ramazzini (Bernardino)	—
Ramberg (Heinr.)	—
Rameau (Jean Philippe)	17
Ramellies	18
Ramler (Carl Wilhelm)	—
Rammelsberg	19
Ramſay (Andr. Mich. von)	20
Ramsden (J.)	21
Ramſey (D.)	—
Ramus (Petrus)	22
Rance	Seite 22
Rang, Rangrecht	23
Rantzau oder Ranzau	25
Raphael	26
Raphael Sanzio	—
Rapport	33
Raſerei, ſ. Wahnſinn	—
Raskolniken, ſ. Roskolniken	—
Raſtadt	—
Rataſia	34
Räthſel	—
Ratihabition	—
Rational	—
Rationalismus	—
Rationaliſt	40
Ratſchky (Joſ. Frz. von)	—
Raub	—
Raubvögel, ſ. Vögel	—
Rauch	41
Räuchern	—
Rauchtopas	43
Raucour	—
Raugraf	—
Raum	—
Raute, ſ. Rhombus	—
Rautenglas, Polyeder	44
Ravaillac (François)	—
Ravanel	45
Ravelin	—
Ravenna	—
Ray (John)	—
Raynal (Guil. Thom. Franç)	46
Raynouard (Franç. Juſt. Mar.)	47
Rayon	48
Reaction, ſ. Gegenwirkung	—
Reagentien	—
Real	—
Realdefinition	—
Realgeld	—
Realinjurie	50
Realismus	—
Realiſt	51
Realiſten	—
Realinſtitute	—
Realmünze	53
Realſchulen, ſ. Realinſtitute	—
Realwerth, ſ. Nominalwerth	—
Reaſſecuranz	—

Reaumur (de) Seite 53
Rebellion, ſ. Aufruhr —
Recenſionsweſen 54
Receptirkunſt 56
Receß 58
Rechenkunſt, ſ. Arithmetik —
Rechenmaſchine —
Recht 59
Rechtfertigung —
Rechtgläubigkeit, ſ. Orthodoxie
Rechtſchreibung 60
Rechtsgelehrter 67
Rechtsmittel, ſ. Prozeß —
Rechtsphiloſophie, ſ. Naturrecht —
Rechtspflichten —
Rechtswiſſenſchaft 68
Rechtswohlthaten 70
Recidiv 71
Recipienten —
Recitativ —
Reclama —
Recognition —
Recognosciren 72
Recollecten, ſ. Franciscaner und Ciſtercienſer —
Reconvention —
Rectificiren —
Recurs, ſ. Regreß —
Redacteur —
Rede 73
Redekunſt 74
Redende Künſte 76
Redetheile —
Redoute 77
Redoute 78
Reduction —
Reeſiſcher Satz, ſ. Kettenrechnung —
Refectorium —
Referiren —
Referendarius —
Reflexion (Überlegung) —
Reflexion (Zurückwerf. der Lichtſtrahlen) 79
Reformation —
Reformirte Kirche 107
Refraction der Lichtſtrahlen, ſ. Brechung der Lichtſtrahlen
Refugiés 113
Regalien 114
Regatta 116
Regel=de=Tri —
Regen —
Regenbogen Seite 117
Regenelektrometer 118
Regengalle, ſ. Regenbogen —
Regenmeſſer —
Regensburg 119
Regent 120
Reggio —
Reggio (Herz. v.), ſ. Oudinot —
Regie 121
Regierung —
Regiment 123
Regiomontanus —
Regiſter 124
Regiſterſchiffe —
Regnard (Jean François) —
Regnier (Franç. Seraph.) 125
Regnier (General) 126
Regreß 127
Regulirte Kleriker, Chorherrn, ſ. Stift —
Reguliniſch, ſ. Metall —
Regulus, ſ. König —
Regulus (Marc. Attilius) —
Rehabilitation 128
Rehberg (Aug. Wilh.) —
Reibzeug, ſ. Elektriſirmaſchine —
Reich 129
Reich (deutſches) —
Reichsabſchied, ſ. Reich (deutſches) —
Reichsacht 142
Reichsämter, ſ. im Art. Erz —
Reichsarmee —
Reichskammergericht, ſ. Cammer —
Reichsdeputation 143
Reichsdörfer 144
Reichsfürſten —
Reichsfuß —
Reichsgeſetze —
Reichsglieder —
Reichshofrath —
Reichsinſignien 145
Reichsmatrikel, ſ. Matrikel und Reich (deutſches) —
Reichspoſten, ſ. Poſt und Reich (deutſches) —
Reichsritterſchaft, ſ. Reich deutſches) —
Reichsſtadt —
Reichsſtände —
Reichsſteuern } ſ. Reich (deutſches) —
Reichstag —
Reichsvicarien —
Reiche der Natur 145
Reichardt (Joh. Friedr.) —

Reichenbach (Georg von) Seite 149
Reichenbacher Convention 151
Reichenhall —
Reichſtadt 152
Reif —
Reifenſtein (Joh. Friedr.) —
Reiger 153
Reihe, ſ. Progreſſion —
Reil (Joh. Chriſt.) —
Reim 155
Reimarus (Herm. Sam.) 156
Reimarus (Joh. Alb. Heinr.) 157
Reinecke der Fuchs 158
Reinecke (Joh. Friedr.) 159
Reinhard (Franz Volkmar) 160
Reinhard (Gr. N. N.) 166
Reinigungseid, ſ. Eid —
Reiß 167
Reis-Effendi, ſ. Effendi —
Reiſebeſchreibungen, ſ. Reiſen —
Reiſen 168
Reiſige 175
Reiske (Joh. Jacob) —
Reißblei 178
Reiter, ſpaniſcher, ſ. Spaniſcher Reiter —
Reiterei, ſ. Cavallerie —
Reitkunſt —
Reizbarkeit —
Relativ 180
Relegation —
Relief —
Religion —
Religionseid, ſ. Eid 182
Religionsfriede 183
Religionsgeſchichte, ſ. Geſchichte und Religion —
Religionsphiloſophie 191
Religionsſchwärmerei —
Religionsunterricht 192
Religionsvereinigung, ſ. Union 200
Religioſen —
Religioſität —
Reliquien —
Rembrandt von Rhyn —
Remedium 203
Remeſſe —
Remittent, ſ. Wechſel —
Remonſtranten —
Remſcheid 205
Remus, ſ. Romulus —
Remuſat (Jean Pierre Abel) 206
Renegaten —
Reni (Guido)
Rennell (James) Seite 210
Rennes —
Renuard (Anton Auguſt) 211
Rens oder Renſe —
Renten —
Repertoire —
Replik, ſ. Duplik —
Repnin (Fürſt Nicolai) 212
Repräſentanten, ſ. Volksvertreter —
Repräſentationsrecht 213
Repreſſalien —
Repriſe 214
Reproduction —
Reproductive Einbildungskraft, ſ. Einbildungskraft —
Reptilien 219
Repton (Humphrey) —
Republik —
Republik der ſieben Inſeln, ſ. Joniſche Inſeln —
Requetenmeiſter 221
Requiem —
Requiſition —
Requiſitorialen 222
Reſcript —
Reſervatrechte d. Kaiſers, ſ. Reich —
Reservatio mentalis —
Reſerve —
Reſewitz (Friedr. Gabriel) —
Reſident, ſ. Geſandte —
Reſonanz 223
Reſpiration, ſ. Athmen —
Reſpecttage, ſ. Discretionstage —
Reſponsgelder —
Reſponſum 224
Reſtaurateur —
Reſtauration —
Restitutio in integrum 225
Reſtitutionsedict, ſ. Dreißigjähriger Krieg und Ferdinand II. —
Retardat —
Retardation —
Retention 226
Retorſion, ſ. Repreſſalien —
Retorte —
Retouchiren, ſ. Retuſchiren —
Retractrecht —
Retranchement 227
Rettungskomödie —
Rettungskunſt —
Retuſchiren —
Retz (Cardinal von) 228
Retzer (Freiherr von) 230
Reuchlin (Johann) —

Neukauf, ſ. Neuvertrag Seite 233
Reunionskammer, ſ. Ludwigs XIV. Regierung
Reuß (Fürſten und Grafen) —
Neuvertrag 236
Reval —
Reveille 237
Reveillere-Lepeaux —
Reventlau —
Réverbère —
Revers 238
Revolution —
Revolutionstribunal 241
Reynolds (Joſhua) 242
Rhabarber 243
Rhabdologie —
Rhabdomantie —
Rhachitis, ſ. Engliſche Krankheit —
Rhadamanthus —
Rhamnuſia 244
Rhapſodie —
Rhätien —
Rhea 245
Rhea Sylvia 247
Rhede —
Rheder —
Rheims —
Rhein —
Rheinbund 251
Rheinfall 255
Rheingau 256
Rheingrafen —
Rheiniſcher Fuß, ſ. Fuß —
Rheinsberg —
Rheinsburger oder Collegianten 257
Rheinſchifffahrts-Octroy —
Rheinweine —
Rheſus 258
Rhetoren —
Rhetorik 267
Rheuma —
Rhinoceros, ſ. Nashorn 268
Rhodus —
Rhombus 269
Rhone —
Rhoneweine —
Rhöngebirge —
Rhythmus 270
Rialtobrücke, ſ. Venedig 282
Riccoboni (Lodovico) —
Richard I. 285
Richard II. —
Richard III. 287
Richardſon (Samuel) Seite 289
Richelieu (Cardinal) 290
Richelieu (Marſchall) 292
Richelieu (Herzog) 294
Richter (Jean Paul Friedr.) 296
Richteramt 301
Richtpfennig 302
Richtſteig —
Ricochet, ſ. Rikoſchettſchuß —
Riedel (Friedr. Juſt.) 303
Riedinger (Joh. Elias) —
Rienzi —
Rieſen 305
Rieſenbetten 307
Rieſendamm —
Rieſengebirge —
Riga 309
Rigaudon —
Righini (Vincenzo) —
Rigiberg 312
Rikoſchettſchuß —
Rimeſſe, ſ. Remeſſe —
Rimini —
Rinde, ſ. Baum —
Rindviehzucht 313
Rinforzando 318
Ringelgedicht —
Ringelrennen 319
Rinnleiſten —
Rinteln —
Rio Janeiro 320
Ripienſtimme 323
Ripperda (Joh. Wilh. Baron v.) —
Riſalit 324
Riß —
Ritornell 325
Rittenhouſe (David) —
Ritter, ſ. Ritterweſen —
Ritter (Joh. Wilh.) 326
Rittergüter 327
Ritterorden, ſ. Orden (Ritter-) und Ritterweſen —
Ritterpferde 328
Ritterſchaft, ſ. Ritterweſen —
Ritterſchlag —
Ritterſpiele, ſ. Turniere —
Ritterſprung —
Ritterweſen —
Rituale 342
Rivarol (Antoine) —
Rivaz (Pierre Joſeph von) —
Rivière (Marq. de la) 343
Rizzio (David) 344

Robert I. Seite 344
Robert v. Arbriſſel, ſ. Fontevraud 347
Robertſon (William) —
Robespierre (Max. Joſ.) —
Robinſon 351
Rochambeau (J.B.D. de V. de) 352
Roche Jacquelin, ſ. La Roche Jacquelin —
Roche (Mar. Soph. la) 353
Rochechouart (Franç. Athen. de) 356
Rochefoucauld 358
Rochelle 359
Rocheſter (Graf von) —
Rochlitz 360
Rochow (Friedr. Eberh. von) —
Rode (Bernhard) 361
Röderer (P. L. Graf) —
Rodney (George Brydges) 362
Rogniat (Baron) 363
Rohan-Guemené (Cardinal) —
Rohr (ſpaniſches) 364
Roland —
Roland (de la Platiere) —
Roland (M. J. Ph.) 365
Rolandsſäulen 366
Rolle (Joh. Heinr.) —
Rolle, Rollenfach 367
Rollenhagen (Georg) —
Rollin (Charles) 368
Rom 369
Roman 396
Romana (Marquis de la) 407
Romaniſche Sprachen 408
Roman (Giulio), ſ. Julius Romanus —
Romantiſch —
Romanze 413
Romanzow (Graf Nicolaus) 415
Romberg 416
Romelien 417
Römer —
Römermonate, ſ. Reich (deutſches) —
Römerzinszahl, ſ. Periode —
Römerzug, ſ. Reich (deutſches) —
Romilly (Sir Samuel) 418
Römiſche Curie —
Römiſcher Kaiſer, ſ. Reich (deutſches) —
Römiſch-katholiſche Kirche 420
Römiſcher König, ſ. Reich (deutſches) —
Römiſche Kunſt —
Römiſche Literatur 421
Römiſches Recht Seite 429
Römiſche Schule, ſ. Italieniſche Kunſt —
Römiſche Sprache 431
Romulus 432
Rondeau 434
Ronſard (Pierre de) —
Roquelaure (Herzog von) —
Roſa (Salvator) —
Roſalie 435
Roſamunde, ſ. Alboin —
Roſcellinus, ſ. Nominaliſten —
Röſchlaub (Andreas) 436
Roscius (Quintus) —
Roscoe (William) 437
Roscommon (Grafvon) —
Roſe 438
Roſe (George) —
Roſe (Krieg der rothen und weißen) —
Roſenberg 440
Roſenblüt (Hans) —
Roſenholz —
Roſenkranz —
Roſenkreuzer 441
Roſette 442
Roſette, Roſenſtein —
Roſetti (Antonio) —
Roſinen 443
Roskolniken —
Roſoglio, Roſoli, ſ. Branntwein —
Roßbach —
Roßſchweif 444
Roßtrappe —
Röſſelſprung 445
Roſſini (Giovachino) —
Roſt —
Roſt (Joh. Chriſtoph) —
Roſtock 446
Roſtopſchin (Fedor Graf) 447
Roſtra —
Roswitha —
Rota 448
Röthelfarbe —
Rothes Meer 449
Rothlauf —
Rothwälſch —
Rothweil 451
Rotterdam 452
Rotunda 453
Roucher (J. A.) 454
Roué —
Rouen —
Rouget de Lisle (Joſeph) 455

Rouladen, ſ. Paſſagen Seite 455
Roupie —
Rouſſeau (Jean Baptiſte) —
Rouſſeau (Jean Jacques) 457
Rouſſillonweine 462
Rowe (Eliſabeth) —
Rowe (Thomas) 463
Rowe (Nicolas) —
Roxane, ſ. Alexander —
Roxburghe (John, Herzog v.) 464
Roxolane, ſ. Soliman —
Royer Collard —
Rozier (Pilatre de), ſ. Aeroſtat —
Rubato tempo 465
Rubel —
Rubens (Peter Paul) —
Rübezahl 467
Rubicon —
Rubin 468
Rucellai (Giovanni) —
Rüchel (E. F. W. P. von) —
Rückenmark 469
Rückläufig —
Rückungen oder rückende Noten —
Rückungen enharmoniſche —
Rudbeck (Olaus) 470
Rüdesheimer, ſ. Rheinweine —
Rudolph I. —
Rudolph II. 472
Ruffo (Fabrizio) 473
Rügen 474
Rugendas (Georg. Phil.) 475
Rugievith —
Ruhe —
Ruhnkenius (David) —
Rührend 477
Rulhieres (Cl. Carloman de) —
Rum 478
Rumelien, ſ. Romelien —
Rumford (Graf von) —
Rundgeſang 479
Runen —
Runſtäbe, Runenſtäbe —
Runkelrübenzucker, ſ. Zucker —
Ruspoli 480
Rußland —
Ruſſiſch = deutſcher Krieg von 1812—1815 497
Ruſſiſches Bad, ſ. Bäder —
Ruſſiſches Glas, ſ. Frauenglas —
Ruſtan 517
Rüſtung, ſ. Armbruſt —
Ruthe 518
Rutilius Seite 518
Rutſchberge (Pariſer) —
Rutſcherrecht 520
Ruyſch (Friedrich) 521
Ruyter (Michael Hadrian) —
Ryſſel, ſ. Lille —
Ryswick 522

S —
Saale —
Saame 523
Saavedra Faxardo, ſ. Faxardo —
Sabäer 524
Sabäismus —
Sabbath —
Sabellius 525
Sabier —
Sabiner 526
Sabinerinnenraub, ſ. Romulus —
Sacchini (Ant. Mar. Gaſp.) —
Sacco (Johanna) 527
Sachenrecht 528
Sacherklärung, ſ. Realdefinition —
Sachs (Hans) —
Sachſen —
Sachſenfriſt, ſ. Friſt 551
Sachſenjahr —
Sachſenſpiegel —
Sächſiſche Schweiz —
Sachwalter, ſ. Advocat —
Sacken (Baron) 555
Sackpfeife 556
Sacile (Schlacht bei) —
Sacrament 557
Sacriſtei 558
Säculariſation —
Säculum 559
Sacy (Silveſtre de), ſ. Silveſtre de Sacy) —
Sadi —
Saducäer 560
Sagan —
Sage (A. R. Le) 561
Saffian, ſ. Maroquin —
Saftfarben ſ. Mahlerfarben —
Sage, ſ. Mythen und Hiſtorie —
Sago oder Sagu —
Sagunt 562
Sahlbuch —
Saidſchütz und Sedlitz —
Saigern —
Sailer (Joh. Mich.) 563
Saint=Aubin (Madame) —

Saint-Juſt (A. L. Leon de) Seite 563
Saint-Lambert (Jean Franç.) 564
Saint-Real (Ceſar Vichard de) 565
Saint-Vincent (Lord) —
Sais 566
Saiten —
Saiteninſtrumente, ſ. Bogeninſtrumente und Inſtrumentalmuſik —
Saladin —
Salamander 568
Salamis —
Salbung —
Saldern (Frdr. Chrp. von) 569
Saldern (Wilhelm von) 570
Salernum —
Saleſianerinnen —
Salier —
Salier, ſaliſche Franken —
Salieri (Antonio) 571
Saline 572
Salis (Joh. Gaud. Frhr. von) —
Salis Marſchlins (C. M. v.) 573
Saliſches Geſetz, ſ. Salier —
Salluſtius (Caj. Crispus) 574
Salm —
Salmaſius (Claudius) 576
Salmiak 577
Salomo 578
Salomon (J. P.) 579
Salonichi 580
Salpeter 581
Salpeterſäure —
Salvator Roſa, ſ. Roſa (Salvator) —
Salvus Conductus 582
Salz —
Salzburg 583
Salzdahlum 586
Salzmann (Chr. Gotth.) —
Salzſäure 589
Salzwerk, ſ. Saline —
Samaniden, ſ. Perſien —
Samariter —
Samiel 590
Sämiſchgerberei —
Samniter 591
Samojeden 592
Samos 593
Samoſatener —
Samothrake oder Samothrace —
Samſcrit, ſ. Sanſcrit —
Samuel —
San Carlos Seite 594
Sanchoniathon 595
Sanction 596
Sanct-Helena —
Sand 599
Sand (Carl) 600
Sandale —
Sandeman (Robert) —
Sandregen —
Sandwich —
Sandwichinſeln —
Sanguiniſch, ſ. Temperament —
Sanhedrin 602
Sanitätscollegium, ſ. Polizei (mediciniſche) —
Sannazaro (Jacopo) —
Sanſcrit 603
Sansculotte —
Sansſouci 604
Santerre (J. F. S.) —
Sappe 605
Sappeur —
Sapphir oder Saphir —
Sappho —
Sara 606
Sarabanda —
Saracenen —
Saragoſſa 607
Sarcasmen 612
Sardanapal —
Sardes —
Sardinien 613
Sardiniſche Monarchie 614
Sardonix, ſ. Achat —
Sarkophag 617
Sarmaten —
Sarpedon —
Sarpi (Paolo) —
Sarter 618
Sarti (Giuſeppe) —
Satelliten 619
Satire —
Satrapen 621
Sattelhöfe —
Sättigung —
Saturnus —
Saturnalien 622
Satyr 623
Satz, ſ. Dreiſtimmig —
Sau oder Save —
Sauerbrunnen —
Sauerkleeſalz 624
Säuerling, ſ. Sauerbrunnen —

Sauerſtoff, Oxygen Seite 624
Saugpumpe, ſ. Pumpe —
Säugthiere 625
Saugwerk 627
Saul —
Säule —
Säulenordnung 628
Säulenſtuhl, ſ. Säule —
Saumarez (Sir James) 630
Saurau (Graf Franz von) 631
Säure 632
Saurin (Jacques) 633
Saurin (Bernard Joſeph) —
Sauſſure (Horace Benoit de) 634
Sauvegarde, ſ. Salvegarde —
Savary (René) 635
Savonarilo Geronimo 636
Savoyen 637
Say (J. B.) 638
Sayn und Witgenſtein —
Sbirren 640
Scabin, ſ. Schöppe —
Scala, ſ. Tonleiter —
Scaliger (Julius Cäſar) —
Scaliger (Joſeph Juſtus) 641
Scalpiren 642
Scanderbeg 643
Scandinavien —
Scandiren 644
Scapulier —
Scaramutz —
Scarlotti (Aleſſandro) —
Scarpa (Antonio) 645
Scarron (Paul) —
Scaurus (Marc. Ämil) 646
Scävola, ſ. Mucius —
Scene ſ. Schauſpiel —
Schaaf, ſ. Schaf —
Schabemanier, ſ. Kupferſtecherkunſt —
Schachſpiel —
Schacht 648
Schad (Joh. Baptiſt) —
Schädel 649
Schädellehre 650
Schaden 654
Schadow (Joh. Gottfr.) 655
Schaf 656
Schafhauſen 659
Schafſchur 660
Schafzucht —
Schäfergedicht 663
Schaft, ſ. Säule —
Schaftgeſimſe, ſ. Säule Seite 663
Schagren, Schagrin —
Schaik, Scheikh 664
Schall 665
Schalmei 666
Schaltthiere —
Schaltjahr, ſ. Calender u. Jahr —
Schamanen 667
Schandau —
Schandpfahl 668
Schanze —
Scharbock 669
Scharfſchützen 671
Scharlach —
Scharlachfieber 672
Scharnhorſt (Gebh. Dav. v.) 678
Schatten und Licht 679
Schattirung 682
Schatulle —
Schatz —
Schauſpiel —
Schauſpielhaus, ſ. Theater —
Schauſpielkunſt 693
Schawl 697
Schedani 698
Scheeren —
Scheibenſchießen —
Scheidemünze —
Scheiden 699
Scheidewaſſer 700
Scheidung, ſ. Ehe —
Schein —
Scheintod 701
Scheitelkreis, ſ. Verticalkreis —
Scheitelpunct, ſ. Zenith —
Schelde 704
Scheller 705
Schelling, Schellingſche Philoſophie —
Schenkung 713
Scherbengericht, ſ. Oſtracismus 714
Scherif —
Scheufelin —
Schiavone —
Schiboleth —
Schickſal, ſ. Fatum und Vorſehung 715
Schickſalstragödie —
Schiebeler 717
Schiedsmann —
Schiefe der Ekliptik —
Schiefer 718
Schießen 719

Schießpulver Seite 720
Schießſcharten 722
Schiff und Schiffbaukunſt 723
Schiffbrücke 725
Schiffahrt —
Schiffahrtskunde 726
Schiffmühle 729
Schiffpfund, ſ. Pfund —
Schiiten —
Schildknappe —
Schildkröte 730
Schill —
Schiller 733
Schilling (Münze) 747
Schilling (Friedrich Guſtav) —
Schimmelpennink 748
Schinderhannes, ſ. Bückler 749
Schirach —
Schisma 750
Schlabernborf 751
Schlacke 752
Schlaf —
Schlägeſchatz, ſ. Schlagſchatz 753
Schlagfluß —
Schlaglicht 755
Schlagſchatten, ſ. Schatten —
Schlagſchatz 756
Schlangen 757
Schlangenbad 759
Schlegel (Joh. Elias) —
Schlegel (Joh. Adolph) 760
Schlegel (Joh. Heinrich) 761
Schlegel (Aug. Wilh. und Friedrich) —
Schleiermacher 768
Schleifen 770
Schleifer —
Schleim —
Schleimhaut 771
Schleſien —
Schleswig 775
Schleuſe 776
Schloſſer (Joh. Georg) 777
Schloſſer (Joh. Ludwig) 778
Schlözer —
Schluß, ſ. Syllogismus 780
Schlüſſel —
Schlußfall, ſ. Cadenz —
Schlußſatz ſ. Finale —
Schmacke —
Schmähſchrift 781
Schmalkaldiſcher Bund —
Schmalte 782
Schmalz Seite 783
Schmalz (Theod. Ant. Heinrich) —
Schmauß 785
Schmelzen —
Schmelzmahlerei, ſ. Email 786
Schmergel —
Schmerz —
Schmerzſtillende Mittel 788
Schmettau —
Schmetterlinge 789
Schmidt 790
Schnecken, ſ. Schalthiere 791
Schnee 792
Schneeberg —
Schneekoppe —
Schneider (Eulogius) 793
Schneider (Joh. Gottlob) 794
Schnepfe —
Schnepfenthal 795
Schnepper —
Schnorr —
Schnupfen 796
Schnürbruſt 798
Schnurrer 802
Schock —
Schöffer, ſ. Buchdruckerkunſt —
Scholarchat —
Scholaſtiker —
Scholien 804
Schöll —
Schoen 805
Schön, Schönheit —
Schönburg 809
Schöne Künſte ſ. Kunſt Nr. III und IV 811
Schöne Wiſſenſchaften —
Schonen —
Schopenhauer 812
Schöpflin —
Schöpfung 813
Schöppen 814
Schoppen —
Schöppenſtuhl, ſ. Schöppen 815
Schörl —
Schottland —
Schout by Nacht, ſ. Admiral 819
Schraffiren —
Schraube —
Schrecken —
Schreibart, ſ. Styl 821
Schreibekunſt —
Schreibmahlerei 822

Schrift (heil.), ſ. Bibel und Teſtament Seite 822
Schrift —
Schriften 825
Schriftgießerei —
Schriftſäſſig 826
Schröck 827
Schröder (Friedr. Ludw.) 828
Schröder (Sophie) 830
Schröpfer —
Schrot 831
Schroten —
Schröter —
Schub 832
Schubart (Chriſtian Friedrich Dan.) —
Schubart von Kleefeld 834
Schubleben —
Schuckmann —
Schuh, ſ. Fuß 835
Schuldheiß ſ. Schulze —
Schuldſchein —
Schule 836
Schüle —
Schulen 837
Schulen (philoſophiſche), ſ. Philoſophie 850
Schulen (künſtleriſche), ſ. Mahlerei u. ſ. w. —
Schulenburg —
Schulmeiſter 851
Schulpforte, ſ. Fürſtenſchulen 852
Schultens —
Schulz (Joh. Chriſtoph Fr. v.) —
Schulz (Friedr. Aug.) 853
Schulze 854
Schulze (Joh. Abrah. Peter) —
Schulze (Ernſt Conrad Friedr.) —
Schuſter 856
Schuß, ſ. Schießen —
Schüte —
Schütter-Quäker —
Schutzverwandte 857
Schütz (Chriſtian Gottfr.) 858
Schütz (Henriette Hendel.) —
Schütze 859
Schützengeſellſchaft, ſ. Scheibenſchießen —
Schuwaloff —
Schwabacher Artikel 860
Schwabacher Schrift, ſ. Schriften u. Schriftgießerei —
Schwaben —
Schwabenſpiegel Seite 861
Schwäbiſcher Bund, ſ. Landfriede —
Schwäbiſche Dichter, ſ. Minneſänger —
Schwaden 862
Schwägerſchaft —
Schwalbach —
Schwämme —
Schwan 864
Schwanengeſellſchaft —
Schwangerſchaft —
Schwärmer 867
Schwärmerei —
Schwarz 868
Schwarze Kunſt 869
Schwarzenberg (die Fürſten von) 872
Schwarzenberg (Fürſt Carl Philipp von) —
Schwarzes Meer 874
Schwarzholz, ſ. Nadelholz —
Schwarzwald —
Schweden und Norwegen 876
Schwedenborg, ſ. Swedenborg 890
Schwefel —
Schwefelregen 891
Schweighäuſer —
Schweizeriſche Eidgenoſſenſchaft —
Schweizer 902
Schwenkfeldianer —
Schwere —
Schwere (Allgemeine), ſ. Gravitation 903
Schwerin (Curt Chriſtoph, Gr. v.) —
Schwerin (Fürſtenthum) 906
Schwerin (Stadt) —
Schwert 907
Schwertmage —
Schwimmen —
Schwimmende Batterien, ſ. Batterie und Elliot 908
Schwimmvögel, ſ. Vögel —
Schwindel —
Schwindſucht 910
Schwingung 911
Schwulſt —
Schwur, ſ. Eid 912
Scio, ſ. Chio —
Scipio Africanus I. —
Scipio Africanus der Jüngere 916
Sciron 920

Sclavenhandel, ſ. Sklavenhandel Seite 920
Sclavonien —
Scentriren 921
Scopas —
Scorbut, ſ. Scharbock —
Scorpion, ſ. Sternbilder —
Scott —
Scotus und Scotiſten, ſ. Duns und Scholaſtiker —
Scrutinium —
Scudery 924
Sculptur, ſ. Bildhauerkunſt —
Scylla —
Scythen 925
Seapoys —
Sebaſtian 926
Sebaſtiani —
Seciren, ſ. Section 927
Seckendorf (Veit Ludw. v.) —
Seckendorf (Friedr. Heinr. Reichsgraf v.) 929
Seckendorf (Ant. Guſtav, Freiherr v.) 934
Seckendorf (Carl Siegmund, Freiherr v.) 935
Secretion 937
Sect —
Secten —
Section Seite 946
Sector —
Secularisation, Seculum ſ. Säcularisation, Säculum —
Secunde —
Secundus (Johannes), ſ. Johannes Secundus —
Sedaine —
See 947
Seebäder —
Seefahrer, ſ. Reiſen 948
Seegeſetze —
Seehandel —
Seehandlungs-Societät in Preußen 949
Seekrankheit 951
Seekrieg —
Seeland (holl.) 952
Seeland (dän.) —
Seele —
Seelenlehre, ſ. Pſychologie 954
Seelenverkäufer —
Seelenwanderung —
Seeligſprechung, ſ. Beatiſication 956
Seemannsſchaft —
Seeräuberei —
Seerechte 957

Kreisbibliothek Regensburg